
ANNEX
LIBRARY
C


CORNELL UNIVERSITY
FOUNDED BY EZRA CORNELL


LIBRARY BOOK BINDING
IMPROVED
METHOD OF
BINDING
PROCESS PATENTED
OLD BOOKS MADE
FAR BETTER
THAN NEW
WARD BROTHERS, JACKSONVILLE, ILL.


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 817

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 2 (Heft 14—26)

vom 1. April bis 30. Juni 1912.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Belehrende Aufsätze.

Unterhaltende Aufsätze.

Gedichte.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

G

H

J

K

L

M

N

O

P

Q

R

S

T

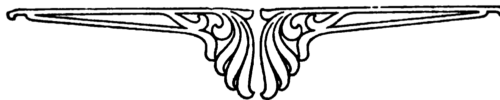
U

V

W

Y

Z



DIE·WOCHE

Nummer 14. Berlin, den 6. April 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

28. März.

Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus vertagen sich bis zum 16. April. Der Reichstag nimmt noch den Handelsvertrag mit Bulgarien endgültig an. Dagegen werden die Ostmarkenzulagen für die Beamten der Post- und Telegraphenverwaltung mit 183 gegen 122 Stimmen bei einer Stimmenthaltung abgelehnt.

Die zweite Kammer des elsaß-lothringischen Landtags stellt den von dem Budgetausschuß gestrichenen Gnadenfonds des Kaisers in seiner ursprünglichen Höhe wieder in den Etat ein.

Das englische Oberhaus nimmt das Gesetz über die Mindestlöhne für Bergarbeiter endgültig an. Das Unterhaus lehnt das Gesetz über das Stimmrecht der Frauen in zweiter Lesung mit 228 gegen 208 Stimmen ab.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß in verschiedenen Ortschaften der Umgebung aus Anlaß der Agitation zu den Parlamentswahlen ernste Unruhen entstanden sind.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Rebellen den Regierungstruppen bei Jiminez eine schwere Niederlage beigebracht haben.

Aus Budapest wird gemeldet, daß die Ortschaft Trsztenea durch eine Feuersbrunst vollständig eingeäschert wurde.

29. März.

Das ungarische Ministerium Khuen-Hedervary, das seine Entlassung gegeben hatte, bleibt im Amt.

Die russische Duma nimmt einen Antrag auf Zulassung von Frauen zur Advokatur an und beauftragt ihre Justizkommission mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs.

Aus Nanking kommen Nachrichten über den Ausbruch von Unruhen. Mehrere Bezirke der Stadt wurden von Soldaten geplündert.

Aus Valparaiso wird gemeldet, daß bei der Sir-John-Marlbourough-Insel der britische Dampfer „Foxley" gesunken ist. Der Kapitän, der Erste Offizier und zwei Ingenieure wurden gerettet, die übrige Mannschaft wird vermißt.

Die amerikanische Regierung sendet ihrem Gesandten in Mexiko 1000 Gewehre und eine Million Patronen. Die Truppen des Präsidenten Madero befinden sich allenthalben auf dem Rückzug.

30. März.

Infolge heftigen Sturmes stürzt der 200 Meter hohe eiserne Turm der Funkenstation in Nauen ein (Abb. S. 564).

Aus Braganza kommen Meldungen über blutige Straßenkämpfe zwischen Studenten und der Bürgerschaft, bei denen fünf Personen getötet wurden.

Der Zentrumsabgeordnete Roeren (Portr. S. 564) legt seine Mandate zum Reichstag und zum preußischen Abgeordnetenhaus nieder.

31. März.

In einem Handschreiben an den ungarischen Ministerpräsidenten verwahrt sich Kaiser Franz Josef in ernsten Worten gegen die geplante Verletzung seiner konstitutionellen Herrscherrechte durch das ungarische Parlament.

1. April.

Der Zweckverband Groß-Berlin tritt in Kraft. Zugleich setzen die meisten Berliner Vororte die Bezeichnung Berlin vor ihren Namen.

Aus Mesched in Persien wird gemeldet, daß die Russen eine Moschee, in der sich bewaffnete Anhänger des Exschahs befanden, beschossen haben.

2. April.

Im Berliner Rathaus wird unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Kirschner die erste Verbandsversammlung des Zweckverbandes Groß-Berlin abgehalten.

Ostern.

Von Konsistorialrat Paul Conrad.

Von den drei christlichen Hochfesten ist Ostern das älteste. Schon in der ersten Christengemeinde wurde der Sonntag als Erinnerungstag der Auferstehung Jesu gefeiert. Aus dieser Sonntagsfeier erwuchs sehr bald in Anlehnung an das altjüdische Passah die jährliche christliche Osterfeier, die wie Vorderseite und Rückseite derselben Medaille das Todespassah (Karfreitag) und das Auferstehungspassah (Ostern) umfaßte. Es ist nun nicht zu leugnen, daß der geschichtliche christliche Charakter des Osterfestes, ähnlich wie auch bei den andern großen Festen des Kirchenjahres, in weiten Kreisen des Volkes weniger zu seinem Recht kommt als eine gewisse Natursymbolik, die aus dem Osterfest eine Frühlingsfeier, ein Fest der Auferstehung der Natur aus dem Winterschlaf herausgestaltet. Gegenüber dieser Verdünnung des Christentums zu einer geschichtslosen Naturreligion muß mit allem Nachdruck der lebendige Zusammenhang des Osterfestes mit der Geschichte, aus der es erwachsen ist, betont und auch an diesem Punkt das Christentum als eine von Hause aus geschichtliche Religion sichergestellt werden, die sich auf Tatsachen, nicht auf Ideen aufbauen will.

Wer an die Urkunden des werdenden Christentums, wie sie im Neuen Testament vorliegen, ohne Vorurteil herantritt, wird es als eine feststehende, von keiner Kritik wegzuleugnende Tatsache ansehen müssen, daß der Glaubensgrund und die gemeinsame Basis der ersten Christengemeinden die Auferstehung Jesu gewesen ist. Daß ihr Herr und Meister nicht im Tod geblieben, sondern auferstanden sei, war ihnen allen über jeden Zweifel erhaben. Wenn es auch unmöglich ist, die uns überlieferten Ostergeschichten restlos zu einer Einheit

zusammenzufügen und über das Wie? der Erscheinungen des Auferstandenen, der hin und her im Lande der Gläubigen erschien, ins klare zu kommen, — trotz aller Widersprüche sind die Berichte doch ein einziges Zeugnis von der ungeheuren Tatsache, die mit Sturmesgewalt die Seelen der Jünger ergriff und mit unbeschreiblicher Wonne durchschauerte. Die Ueberzeugung, daß der Gekreuzigte zu neuem Leben auferstanden und damit als der ewige Herr erwiesen sei, verscheuchte mit einem Schlag aus ihren Herzen alle Furcht und alles Bangen und schuf aus ihnen Helden, die den Kampf gegen eine ganze Welt aufzunehmen wagten. Ohne die Auferstehung Jesu ist ihnen ihr Glaube ein Gebäude ohne Fundament, eine unsichere Hoffnung, eine jämmerliche Täuschung. Man lese nur das 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes, in dem Paulus sein Leben und seine Zukunft, seinen Missionseifer und seine Leidensfreudigkeit, seinen Sterbensmut und seine Ewigkeitshoffnung ganz allein auf die für ihn todsichere Auferstehung Jesu gründet. Nichts anderes will er und die übrigen Apostel sein als Auferstehungzeugen. In allen ihren Briefen läuten sie die Osterglocken. Aus jeder Zeile, die sie schreiben, leuchtet Auferstehungsgewißheit. Darauf haben sie gelebt, und darauf sind sie gestorben: der Herr ist wahrhaftig auferstanden!

Wer will es wagen, diesen starken, alle Hindernisse überwindenden, die Welt erobernden Glauben als Selbsttäuschung erregter Jüngerphantasie, als Produkt ungesunder Schwärmerei, wohl gar als Zeichen krankhaften Seelenlebens zu deuten? Das könnte höchstens ein Strohfeuer geben, das in der eigenen Asche bald erlischt, aber nicht einen Feuerbrand, der die ganze Welt umgeschmolzen hat, und dessen fortgehende Wirkungen heute noch jedem offenen Auge sichtbar sind. Hier handelt es sich um harte Tatsachen, die durch keine „Theologie der Rhetorik“ und durch keine Vernunftgründe des „gesunden Menschenverstandes“ aus der Welt geschafft werden können. Hier redet die Geschichte.

Aber die Geschichte spricht hier nicht das letzte Wort. Der Autoritätsglaube, der auf das Zeugnis anderer, noch so glaubwürdiger Zeugen der Geschichte glaubt, ist kein evangelischer Heilsglaube im Vollsinn des Wortes. Darum wäre es ebenso verfehlt wie zwecklos, jemand, wenn es ginge, mit mathematischer Sicherheit die Tatsächlichkeit der Auferstehung Jesu beweisen zu wollen. Der Autoritätsglaube muß zum Erfahrungsglauben, die Geschichte zum inneren Erleben, die Vergangenheit zum gegenwärtigen Besitz werden. Ich muß die geistige Lebensmacht des Auferstandenen an mir selber erfahren, wenn das Osterfest das Unterpfand für die Wirklichkeit meiner Erlösung, für die Wahrheit meines Glaubens und für die Gewißheit meiner eigenen Auferstehung — das alles liegt in der Auferstehung Jesu — für mich werden soll. Und dieser Osterglaube läßt sich nur auf einem Weg erleben, und den Auferstandenen wird nur der finden, der den Gekreuzigten verstanden hat; Karfreitag und Ostern gehören unauslöslich zusammen. Nach den evangelischen Berichten erschien der Auferstandene nur seinen Jüngern. Die Auferstehung war ein persönliches Erlebnis denen, die in Liebe und Treue an dem Gekreuzigten festhielten. So geht es auch heute noch: Wer die rechte Stellung zum Kreuz gewonnen hat, dem erschließt das Verständnis des Kreuzes die Erfahrung für Ostern; dem ist Jesus nicht eine Größe der Vergangenheit, sondern der lebendige Herr, der Quell täglich neuer Kraft, der Führer zu ewigen Höhen, der Stiller alles Haders, die Antwort auf alle Fragen und die Lösung aller Rätsel dieses Lebens, weil die Offenbarung des lebendigen Gottes.

In Rom steht seit alten Zeiten ein riesiger Obelisk mit der Inschrift: Christus vincit! Christus regnat! Christus triumphat! (Zu deutsch: Christus ist Sieger! Christus ist König! Christus triumphiert in alle Ewigkeit!) Das ist ein voller Ausdruck für die Osterbotschaft mit dem Blick auf die Weltentwicklung. Und irgendwo steht auf einem Grabstein zu lesen: mortalis esse desiit, zu deutsch: er hat aufgehört, sterblich zu sein. Das ist ein Bekenntnis für die Osterhoffnung mit dem Blick auf die Entwicklung des einzelnen Menschenlebens. Obelisken mögen verfallen, und Gräber mögen dahinsinken, Völker mögen aufsteigen, und Geschlechter mögen zugrunde gehen — zwischen den Gräbern und durch die Geschichte schreitet der Osterfürst und Todesüberwinder, von dem die Christenheit zu allen Zeiten bekannt hat und bekennen wird, daß er lebet und regieret in Ewigkeit!



Osterspaziergang.

Plauderei von Margot Isbert.

Wir machen ihn schon am Karsamstagabend, unsern Osterspaziergang, denn die Leute haben so unrecht nicht, wenn sie sagen, daß wir immer etwas Besonderes haben müssen. — Sie sitzen hinter ihren „Spionen“ an kleinen Fenstern, hoch über dem holperigen Pflaster der engen Straße, und schütteln die Köpfe, wenn wir beide in unseren hellen Kleidern daherkommen. Am Karsamstag, wo andere Haustöchter — falls sie nicht zur Auferstehungsfeier in den Dom gehen — hübsch daheim bleiben und noch die letzte Hand an den festlichen Ausputz der Stuben legen! —

Und jeden Karsamstag ist es das gleiche....

Die Dämmerung kommt schon langsam über hundert graue Giebel und Dächer zu den Fenstern unseres Mädchenzimmers hereingeschlichen; ein letztes Streifchen roter Helligkeit färbt den weißen Narzissenstrauß auf der alten, dickbauchigen Mahagonikommode mit den blanken Messingbeschlägen. — Narzissen, das sind unsere Osterblumen! Sie stehen in dicken Büscheln drunten auf dem schweren, massiven Tisch der Diele und verdecken fast den grimmigen Bronzereiter, der sonst seinen angestammten Platz dort hat. Sie heben sich fein und zart von dem satten Rot der Brokattapete im Eßzimmer ab und spiegeln kokett ihre weißen Gesichtchen in der schimmernden Politur uralter Kirschbaummöbel, die steif und würdig in Mutters kleinem Salon stehen.

Narzissen, gelbe Himmelschlüssel und Weidenkätzchen überall! Auf Vaters Schreibtisch sogar, trotzdem er die zierliche Meißner Vase immer mit etwas Mißtrauen betrachtet. Es ist doch gar zu gefährlich mit solch kostbarem Dingelchen....... Da haben wir ihm denn voriges Jahr auf der Herbstmesse einen bunten „Hessenpott“ gekauft. Der steht fest und sicher; kein Sturm könnte ihn umwerfen (behaupten wir!), und die hellgelben Himmelschlüssel und die weißen Narzissen prangen über seinen dunklen Farben wie eine klingende und leuchtende Sinfonie an den Frühling. —

Von der Katrinenkirche her, wo des Morgens im ersten, zagen Sonnenschein das rotgewürfelte Bettzeug des Türmers hoch droben auf verwitterter Steinbrüstung liegt, klingt halbverwehter Glockenschlag.

Meine Schwester hebt ihren Kopf von der Handarbeit, und ich lege den Federhalter beiseite. — Wir blinzeln uns an; heimlich, wie in früheren Tagen, wenn wir irgendein verschwiegenes, tollkühnes Abenteuer vorhatten. Eine verbotene Fahrt auf dem Main, eine Schlacht mit den Gassenbuben am Römerberg oder dergleichen Herrlichkeiten, von denen kein Mensch im Haus auch nur etwas ahnen durfte! —

„Halb sieben, du.....!“

„Na, dann kann's ja losgehen!“

Bis in die Fingerspitzen fühle ich schon die Vorfreude auf diesen Gang in den weichen Frühlingsabend hinein, auf diese stille Feierstunde, wo sich der letzte Rest von grauen Wintersorgen klingend auflösen wird......

Die Treppe knarrt natürlich wieder mörderisch, trotzdem wir schleichen wie die Katzen! — Es ist nicht angenehm, an jedem Karsamstag erst die gleichen Fragen zu beantworten: „Ist auch eure Stube hübsch aufgeräumt?“ — „Und sind Blumen in allen Vasen?“ — „Fragt doch eben mal bei Jettchen, ob ihr noch etwas helfen könnt!“ —

Wir hoffen, daß Jettchen ein Einsehen haben wird! — Sie rumort in der riesigen, steingepflasterten Küche herum, die Ärmel hochaufgeschürzt, daß die glänzenden roten Arme bis weit über die Ellbogen sichtbar sind; die stößt sie nun mit kräftigem Schwung tief in eine weiche Masse duftenden Kuchenteiches hinein. — Ob wir etwas helfen könnten, fragen wir mit vollendeter Heuchelei; wir möchten so schrecklich gern!! — Sie lacht über das ganze breite Gesicht. Helfen...? Das wäre! Als ob wir jemals am Karsamstagabend geholfen hätten! — Na ja, es war ja auch nur der Form wegen.

In die schmale, stille Straße treten wir hinaus. — An den Giebeln der alten Häuser hängt hier und dort noch ein Restchen von dem Sonnenlicht, das tagsüber jede Stube bis zum letzten Winkel ganz durchleuchtet hat. Langsam und behaglich schlendern wir daher. — Steht da ein Knirps vor einem Bäckerladen, die Hände tief in den Taschen (man wundert sich, daß sie nicht an den kurzen Höschen unten wieder zum Vorschein kommen), mit Augen, groß und rund wie Suppenteller, und einem Stumpfnäschen, dessen Zustand zu beschreiben mir die Worte fehlen! Ein zuckerner Osterhase im Schaufenster scheint's ihm angetan zu haben. Man stelle sich die Wonnen vor, die damit verbunden sind, solch einen roten, klebrigen Osterhasen langsam, jeden Zug raffiniert auskostend, abzulutschen! — Die Zeit, da wir selbst ähnliche Genüsse zu schätzen wußten, liegt nicht allzu fern. So holen wir denn aus den Tiefen unserer Schulmädelerinnerungen das denkbar echteste Frankfurter Deutsch hervor und fragen den Knirps, ob es gestattet ist, ihn mit zehn Pfennig dem Ziel seiner Wünsche näher zu bringen? Das wird energisch bejaht. Und kaum zwei Minuten später sehen wir ihn mit seinem Hasen in der Hand, strahlend im Vollgefühl seines stolzen Besitzes, gravitätisch die Straße entlang pendeln. —

Über den Römerberg geht es nun, am alten Markt vorbei, wo dem Stolzedenkmal gegenüber noch die „Schirne“ steht, dicht in den Winkel von ein paar uralten, schiefen Häuschen eingebaut; zum Dom hinunter, aus dessen hohen Fenstern singende Kinderstimmen klingen. Sie üben noch einmal den Chor für die Auferstehungsfeier, und die jungen, freudigen Stimmen fliegen aus der Dämmerung der alten Kirche hinaus in die flimmernde Abendluft, über die knospenden Zweige der alten Fliederbüsche hin, die sich eng um die steinerne Kreuzigungsgruppe drängen.

„Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß;
Reißet von Banden
Freudig euch los.“......

Wir stehen und lauschen einen Moment. Wie oft sind wir früher selbst dabeigewesen! Wie haben wir klopfenden Herzens mit unseren Notenblättern in der Hand in der halbdunklen Grabkapelle gestanden und dann den ersten, jubelnden Auferstehungsgruß der Engel in die atemlos harrende Stille der alten Kirche hinausgesungen! Und wenn dann die Orgel einsetzte, laut, dröhnend, feierlich, ein einziges Halleluja, wenn die Glocken wieder läuteten, zum erstenmal nach langer Karfreitagstrauer, und wir leise und zart den Segen intonierten: „Tantum ergo sacramentum...“ dessen Melodie über tausend

andächtig gesenkte Köpfe hin sich sieghaft aufschwang wie der Musik gewordene Gedanke von tausend Herzen — schön war es doch! Schön und von einer seltsam ernsten, freudigen Feierlichkeit, die uns nach so vielen Jahren fast wie ein Märchen anmutet. Die alte Zeit ist wach geworden und geht nun mit uns auf Schritt und Tritt.

Die alte Zeit.... Was wissen wir schließlich viel von ihr? Die paar Jahre, auf die wir zurückblicken! Und doch ist auch in unserem jungen Leben schon manches, woran wir mit dankbarem und manchmal auch schmerzlichem Erinnern denken können. Denn eigentlich ist man nie jung in einer so erinnerungreichen Stadt, aber dafür wird man auch nie alt. Man kommt gleichsam schon mit einem Schatz von Erinnerungen auf die Welt. Erzähltes und Selbsterlebtes vermischt sich miteinander. Man spielt die ersten, glücklichen Kinderspiele in Gärten, die weltabgeschieden hinter haushohen Mauern liegen, kleine steife Gärten mit einer Fülle bunter Blumen an den sauberen Kieswegen, auf denen vor Jahren Vaters Großmutter oder eine alte, längst verstorbene Tante vielleicht mit großem Schutenhut und fünf breiten Volants auf dem Krinolinenkleid gingen. — Man schleicht des Abends mit heißen Backen durch enge Straßen zwischen Dom und Römer, wo einst Deutschlands Kaiser im Krönungspurpur schritten. — Und man wohnt und schläft in Zimmern, worin schon Generationen gelebt haben, die schon hundert Jahre länger Menschentränen und Menschenlachen sahen.

Man ist nie jung, sagte ich..... Nein, das ist wohl nicht das rechte Wort. Man ist nicht jung wie andere, muß es heißen! Man schaut schon als Kind mit wissenden Augen in die Vergangenheit, und das macht die Gegenwart doppelt reich und schön. — Aber daß man nicht alt wird, muß wohl wahr sein. Oder warum haben sonst die ehrwürdigen Damen und grauköpfigen Kavaliere, die zweimal im Monat an Donnerstagabenden zu Mamas ästhetischen Tees kommen, alle so ein verschwiegen glückliches Lächeln auf ihren oft recht faltigen Gesichtern, wenn von der alten Zeit die Rede ist? —

Die liebe alte Zeit! — Ja, die geht also nun mit uns beiden wie jedes Jahr am Karsamstagabend. Am Main entlang schreiten wir und über die alte Brücke. Noch ein paar winkelige Gassen vom alten Sachsenhausen, und dann liegt der Weg zur Gerbermühle mit seinen Uferwiesen und den hohen Bäumen frei vor uns.

Unser Weg! Denn morgen natürlich, am ersten Feiertag, werden Hunderte diesen unseren Weg gehen, und ich möchte es nicht unbedingt bestreiten, daß einer oder der andere Philister in Bratenrock und Zylinderhut die Goetheschen Verse, die ja nun wieder einmal aktuell geworden sind, hinter seiner Stirn bewegt:

> „Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten, weit, in der Türkei,
> Die Völker aufeinanderschlagen.“....

Uns ist es, offen gestanden, heute ziemlich gleich, wo und warum sie aufeinanderschlagen; in der Türkei, in Tripolis oder sonstwo! Nur das Empfinden und Wünschen haben wir, daß endlich Friede werden und dauernd bleiben möchte.

Irgendwo, vielleicht dicht an einem der alten, knorrigen Stämme, müssen Veilchen blühen! Ich ziehe witternd die Luft ein und schwöre, daß ich einen ganz, ganz zarten Duft von frisch erblühten Blauveilchen darin spüre! Und in diesen Duft mischt sich der starke, herbe Erdgeruch frisch gepflügter Felder. — Auf der Gerbermühle, in dem „Willemerstübchen“ mit den Biedermeiertapeten, wollen wir noch schnell, trotz der vorgerückten Stunde, eine Tasse Kaffee trinken. Es steht da, schräg vor einem Glasschrank mit bunten Tellern und Tassen ein Rohrbänkchen, worauf wir beide Platz haben. Das ist unser Stammsitz; wir haben so gewissermaßen ererbte Rechte hier. Selbst Puck, meine kleine, schwarze Dogge, bekommt hier stets in der gleichen blaugeränderten Schüssel seine Milch, und ich bin überzeugt, daß er jede andere mit Entrüstung zurückwiese. Denn er ist ein Hund, der auf Traditionen hält, was meine Schwester Trude aus purer Freude an der Opposition bestreitet! —

Und nun sprechen wir von unserm großen Dichter. — Nicht von dem jungen stürmischen Goethe, dem Liebling der Götter und Menschen — von dem alten, müden Mann, der hier noch einmal bei Marianne Willemer ein herbstliches Glück fand. In Vaters Stube, über dem Schreibtisch, hängt ein Bild von ihr; ein altes Bild, das wir schon als Kinder oft mit heimlichem Bewundern angesehen haben. —

Durch die niederen Fenster kann man den Fluß mit seinen stillen, dunklen Wassern und weiter unten die Türme der Stadt sehen. Der Dom steht hoch und ragend über all den grauen Giebeln und Dächern. Hinter den Brückenbogen sinkt rot und lichtschwer, in eine Flut von leuchtendem Neapelgelb getaucht, der Sonnenball ins Wasser und malt eine Straße von verschwimmenden Lichtern weit in den Fluß hinein. Ich liebe dieses stille, farbensatte Sonnensinken, das klar und schön, wie der letzte Ton in einem Lied, den hellen Frühlingstag krönt....

Wir nehmen uns Zeit zum Nachhauseweg. — Vor uns, noch halb von blauer Dämmerung verhangen, glimmen die Lichter der Stadt auf: an den Geländern der Brücken, hoch über dem dunklen Wasser und seitlich, in den Uferstraßen, vor den glatten Fronten alter, vornehmer Patrizierhäuser.

Über den Kronen der Bäume, die voll schwellender Knospen sind, steht blau und mild der Frühlingsabend. — Und bald, von dem Auferstehungswort des Ostertages geweckt, werden all diese braunen Knospenhüllen fallen, von junggrünem, drängendem Leben gesprengt; werden Millionen weißer Blüten wie Brautschleier über knorrigen Zweigen hängen. — Schön wird das sein: wenn der Mai auf allen Wegen und Stegen schwellende Farben weckt; wenn der Juni kommt mit dröhnenden Gewittern in den Nächten und blauen Tagen, die ganz erfüllt sind von dem Duft weißer, roter und gelber Rosen....... Schön wird der Juli sein mit seinen goldenen Erntewundern und dem Sichelklang, der bis in die hellen Abende hineintönt, und schön noch der letzte sonnenwarme Tag im Spätjahr, der über die Dächer der Stadt die ersten silberfarbenen Sommerfäden flattern läßt, daß sie wie feine, blonde Frauenhaare an irgendeiner verschnörkelten Giebelfigur hängenbleiben. —

In diesem stillen, feierlichen Ostertag liegen schon all die süßen Wunder des Jahres geborgen, wie Samenkörner in brauner Erde liegen! Und es ist ein frommes, kindergläubiges Erwarten in der Luft, daß all die keimenden Knospen zur Erfüllung reifen möchten; — eine stumme und zuversichtliche Antwort auf die Frage, ob auch dem Drängen und Sehnen unserer Herzen ein schöner Erntetag beschieden sei. Denn auch unserer Jugend wird ein Herbst kommen, wie fern er immer scheinen mag. Vorher aber wollen wir gläubig unseren Sommer erwarten — mit seinen Gewitterstürmen und seinen Rosen! — — —

Schweigsam gehen wir durch die dunkeln Straßen. Es hat jede von uns ihre Gedanken, die kommen und gehen; stille Gedanken, die nur ganz selten einmal aus der Dämmerung des Unbewußten hervortreten und uns grüßen wie liebe, vertraute Freunde. — In der Diele unseres alten Vaterhauses leuchtet ein einziger weißer Fleck, in dem matt erhellten Raum der frische, duftende Narzissenstrauß; und droben in unserem Zimmer wird für uns beide ein kleiner, brauner Weidenkorb mit blauen Veilchen als erster Ostergruß stehen. —

Draußen aber singt hoch über allen Dächern, über allem Wünschen, Träumen, Begehren und Vergessen die erste Osterglocke ihre frohe, Segen und Hoffnung verheißende Botschaft in die Welt.

Dichter und Schriftsteller.

Von Joh. Trojan.

Manchen wird es überraschen, wenn er hört, daß „Dichter" ein ursprünglich aus dem Lateinischen ins Deutsche übernommenes Wort ist. Das zugrunde liegende lateinische Wort ist „Dictator": einer, der zu diktieren hat, das Diktieren aber spielte vor dem Aufkommen des Buchdrucks bei den Poeten eine große Rolle. Wer Gedichte machte, pflegte sie zum Zweck ihrer Verbreitung einem Schreiber zu diktieren. Damit ersparte er sich die im Mittelalter noch recht mühevolle Arbeit des Aufschreibens, es kam aber als Beweggrund hinzu, daß damals wohl häufig, auch wer gut dichtete, der Schreibekunst in geringem Maß nur mächtig war. So ging der Begriff des Diktierens über in den des Dichtens, wie in neuerer Zeit Schreiben die Bedeutung von Dichten angenommen hat. „Er schreibt ein Stück" und „er schreibt ein Epos", sagt man.

So wurde der Diktator zum Dichter, daneben aber hat sich der lateinische Ausdruck als Fremdwort in unveränderter Form und Bedeutung erhalten. Diktator ist noch der Oberbefehlshaber, der, wo er seinen Platz fand, alles zu sagen hat, und das kann am Ende nicht jeder Dichter, selbst in seinem eigenen Haus nicht, von sich behaupten.

Sich selbst Dichter nennen wird sich so leicht niemand, auch wenn er sich gern so genannt sieht. Das Dichten soll ein freier Beruf bleiben, der mit Stand und Gewerbe nichts zu tun hat, auch wenn die Muse unter günstigen Umständen einem manchmal nicht zum Brot nur, sondern auch zu etwas darüber verhilft. Könige sind Dichter gewesen und Minister und Bürgermeister, außerdem aber unter anderm auch haben Zigeuner und Räuber gedichtet.

Ich habe noch nie gesehen, daß einer — mag er auch Tausende von Versen verfaßt haben — auf seiner Visitenkarte sich als Dichter angegeben oder als solcher sich in einem Adreßbuch hat verzeichnen lassen.

Der wahre Dichter will allem Gewerbs- und Handwerksmäßigen fernstehen und hält es deshalb mit Recht für eine Beleidigung, wenn er Reimschmied oder Versdrechsler genannt wird. Schon das einfache „Reimer" klingt zu sehr an Schuster und Schneider an, es kann deshalb nicht verwundern, daß es eine üble Bedeutung angenommen hat. Hölty spricht einmal von dem „schalen Reimer" und Schiller sogar von dem „Froschgequäke der Reimer". „Reimling" ist erst recht ein Wort, das nur im Sinn des Verächtlichen gebraucht wird, wenn nicht damit ein so benannter kleiner Fisch gemeint ist.

Eine Ausnahme von dem vorhin Gesagten bilden unter den Dichtern die Gelegenheitsdichter, die sich ganz offen dazu bekennen, daß sie ihre Kunst als Broterwerb betreiben und deshalb auch ohne Scheu sich durch Anzeigen bekannt geben und empfehlen. Im Berliner Adreßbuch habe ich ihrer dreiundzwanzig zwischen den Abteilungen „Geldschränke" und „Gemäldehandlungen" gefunden. Daß sie unmittelbar hinter den Geldschränken stehen, betrachten sie zweifellos als ein günstiges Omen. Dichter überhaupt würden sonst im Adreßbuch ihren Platz zwischen „Diaphanien" und „Dichtungsmaterialien" haben. Dichtungsmaterialien aber stehen mit der Dichtung, unter der Poesie zu verstehen ist, nicht in Zusammenhang, haben vielmehr ihren Platz im Maschinenbau.

Schriftsteller nennen sich in neuerer Zeit die Dichter, wenn es sich um die Angabe des Standes oder Berufes handelt. Als Schriftsteller stellen sie sich vor oder werden vorgestellt in der Gesellschaft und bezeichnen sich als solche im Verkehr mit Privatleuten und Behörden, falls sie nicht außerdem noch etwas sind. Dieses Wort „Schriftsteller" ist aber ein ganz eigenartiges Ding. Aufgekommen ist es im siebzehnten Jahrhundert als Bezeichnung eines Mannes, der für andere rechtliche Schreiben aufsetzt, und hat erst im achtzehnten Jahrhundert seine heutige Bedeutung gewonnen. Aus „Schriftsteller" sind zwei andere neue Wörter, das Zeitwort „schriftstellern" und das Hauptwort „Schriftstellerei", gebildet worden, die beide — es kann nicht geleugnet werden — in ihrem Klang etwas Komisches haben. Es liegt etwas Trällerndes darin, das besonders auffällt, wenn man sagt: „Er schriftstellerte." „Ihn schriftstellerte" würde allerdings noch komischer klingen.

Auf dieses Komische macht schon Klopstock aufmerksam, indem er von der „Schriftstellerey", wie damals noch die Schreibart war, sagt:

„Stellt man denn Schrift? Doch es sey, man stelle sie; ruft das gemeine
Ey denn nicht überlaut, daß ohne Würde sie steht?
Deutsche, zaudert nicht länger, dies Wort zu verbannen; man gibt sonst,
Daß ihr's zu haben verdient, euch, ihr Unschuldigen, schuld."

Nachdem dann noch Platen gesagt hat:

„Man hat Exempel in der Zeit, daß Affen selbst
Auf Reisen gingen, Urangutangs ihren Geist
Ausbildeten und hie und da schriftstellerten."

ist das Zeitwort „schriftstellern" etwas aus dem Gebrauch gekommen, dem Hauptwort „Schriftstellerei" begegnet man immer noch hie und da.

Auch in „Schriftsteller" steckt ein Fremdwort, und zwar in der ersten Silbe „Schrift". „Schrift" kommt

her von „schreiben", „schreiben" aber von dem lateinischen „scribere", das sehr früh schon als volkstümlicher Ausdruck ins Deutsche aufgenommen sein muß, weil es zu einem starken Verbum in der Abwandlung „schreibe, schrieb, geschrieben" geworden ist. Es wird das erklärt dadurch, daß in Westgermanien um die römische Kaiserzeit viele Söhne von Freien und auch entwichene Knechte sich von den Römern als Soldaten anwerben ließen. Dies Anwerben hieß in Rom „scribere milites", was wir mit „als Soldaten einschreiben" oder „in die Stammrolle aufnehmen" übersetzen würden. Nicht alle germanischen Völker haben das lateinische „scribere" übernommen. Das englische „write" entspricht dem altniederdeutschen „writan", das im Hochdeutschen „reißen" lautet. Jetzt noch hat bei uns „reißen" die Bedeutung von „zeichnen", zeichnen aber und schreiben begegnen einander in manchem Ausdruck. Dazu sei noch bemerkt, daß „ritzen" ein Faktitiv von „reißen" ist, eingeritzt aber wurden die ältesten germanischen Schriftzeichen, die Runen.

Etwas weniger vornehm als „Schriftsteller" erscheint die Bezeichnung „Literat", wie auch im besonderen Sinn des Wortes jemand genannt wird, der sich mit Dichten befaßt. Es klingt, man kann nicht anders sagen, als: ein bißchen gewöhnlich, so nahe auch der Literat in lautlicher Beziehung der Literatur steht. Man denkt dabei zunächst, um einen bei Wieland sich vorfindenden Ausdruck zu gebrauchen, an ein „Schriftstellerchen", an einen Lokalreporter für eine Zeitung.

Zugrunde liegt der Benennung „Literat" das lateinische Wort „littera": der Buchstabe, das in der Mehrzahl „litterae" schon im Altertum die Bedeutung von Geschriebenem überhaupt, mag es sich nun um Briefe, dichterische, wissenschaftliche oder sonstige Schriftwerke handeln, angenommen hat. Aus belles-lettres ist dann die Belletristik und der Belletrist hervorgegangen.

So wimmelt es auf dem Gebiet der Dichter von Benennungen, die von Ursprung Fremdwörter sind. Der alte deutsche Name für den Dichter, der „Singer" oder „Sänger" lautet, hat sich in dieser Bedeutung fast nur noch in Gedichten erhalten. Das gleiche wie „Sänger" ist ja im Grunde „Lyriker", worunter doch nur einer zu verstehen ist, der die Lyra oder Leier schlägt und dazu singt, wer aber denkt noch daran, wenn von Lyrikern die Rede ist? Allerdings sind ja auch nicht alle Lyriker der Art, daß sie so singen, wie der in den Zweigen wohnende Vogel singt.

Ich komme zum Schluß noch einmal auf das Wort „Dichter" zurück. Ja, sich selbst bei Lebzeiten diesen Titel zuzulegen, das wird keiner — er müßte denn eben Gelegenheitsdichter von Beruf sein — gern tun. Aber von andern so genannt zu werden, das kann doch unter Umständen angenehm berühren. So sind mir z. B. häufig Briefe von Kindern zugegangen, die durch ein Schulbuch ein Gedicht oder ein Märchen von mir kennen gelernt hatten und, weil ihnen das Vergnügen gemacht hatte, sich dafür bedanken wollten. Diese Briefe waren stets adressiert „an den Dichter Johannes Trojan", und das, ich will es offen sagen, hat mich erfreut, weil ich fühlte, daß es aufrichtig und nicht ironisch gemeint war. Dazu kommt, daß ich in literarischen Dingen immer sehr viel auf das Urteil der Kinder gegeben habe.

Musikwoche.

Die Berliner Königliche Oper hatte gegen das Ende einer recht novitätenarmen Spielzeit noch einen freundlichen Erfolg zu verzeichnen mit dem dreiaktigen musikalischen Drama „Der Traum" des aus Brünn gebürtigen Komponisten Mrazek. Grillparzers „Traum ein Leben", das schon vielfach die Musiker zu Versuchen einer tondichterischen Einkleidung gereizt hat, bildet die textliche Unterlage für Mrazeks Oper. Der Wortlaut der Dichtung ist ziemlich genau beibehalten, nur um so viel gekürzt worden, als für die Zwecke der Oper wünschenswert und angängig erschien. Ein ideales Textbuch ist auf diese Weise natürlich nicht entstanden, konnte um so weniger entstehen, als der symbolische moralische Einschlag der Dichtung, der sich unmöglich beseitigen ließ, notwendig dem Tonausdruck als feindliches Element gegenübertreten mußte. Mrazek hat sich in jugendlicher Komponierfreudigkeit über das Problematische dieses Operntextes hinweggesetzt und mit sicherem Instinkt dessen lyrischen und phantastischen Partien zu Angriffsflächen seiner Musik gewählt. Die Schreibweise des älteren Wagner ist ihm dabei vorbildlich gewesen. Auch einzelne Stileigentümlichkeiten erfolgreicher neuerer Opernkomponisten hat er sich zu eigen gemacht. Der mehr oder minder deutliche Widerhall aus den Partituren bekannter Meister des Musikdramas charakterisiert Mrazeks Musik, die bald effektvoll farbig den Bühnenvorgang illustriert, bald belanglos, schönrednerisch nebenherläuft. Hier und da tauchen Züge auf, die eines eigenartigen Anstrichs nicht entbehren, und die es begreiflich erscheinen lassen, daß manche in dem jungen Mrazek einen aufgehenden Stern erblicken wollen. Ob er die Kraft besitzt, wirklich einmal eine eigene Sprache zu finden, läßt sich nach der ziemlich schwächlichen Erfindung seiner „Traum"-Musik unmöglich prophezeien. Jedenfalls darf Mrazek der königlichen Bühne dankbar sein dafür, daß sie ihm sein Werk in solch vortrefflicher Wiedergabe gezeigt hat. Die Zukunft wird erweisen, ob er dieser von so vielen ersehnten und so wenigen nur gewährten Förderung würdig war.

Ungefähr zu gleicher Zeit, da der jugendliche böhmische Komponist an der Berliner Hofoper zu Worte kam, erlebte das neuste Werk des 75jährigen deutschen Meisters Hans Sommer, „Der Waldschratt", auf der Bühne des Braunschweiger Hoftheaters seine Uraufführung, nachdem kurz zuvor desselben Tondichters reizendes musikalisches Lustspiel „St. Foix" im Hoftheater zu Stuttgart erfolgreich wieder ans Licht gezogen worden war. Wie die Berichte vermelden, hat Sommers vornehme, gemütstiefe Art auch diesmal wieder einen ehrlichen Sieg davongetragen. Die feinsinnige Textdichtung Eberhard Königs dürfte seiner Phantasie reiche Nahrung geboten haben, und der von Sommer in diesem Werk unternommene Versuch einer wohldurchdachten Abwechslung zwischen gesungenen, gesprochenen und melodramatischen Partien scheint bestens geglückt zu sein. Hoffentlich nehmen sich unsere großen Bühnen bald allgemein der Arbeit des ehrwürdigen Meisters an!

Wenn am Ostersonnabend die Königliche Kapelle mit der „Tochter aus Elysium" den Reigen ihrer zehn Sinfonieabende geschlossen haben wird, ist die reiche Fülle großer Orchesterkonzerte an uns vorübergerauscht. Die Philharmoniker schlossen unter Nikisch mit einem Programm, das sich insofern von dem bei ihnen sonst üblichen unterschied, als es lediglich drei Sinfonien verzeichnete, also keine solistische Mitwirkung erheischte. Der allgemeine Beifall, den diese Programmaufstellung fand, wird hoffentlich die Leitung der Konzerte veranlassen, häufiger als bisher auf den zumeist störenden, zumindest überflüssigen Solisten in den Philharmonischen Konzerten zu verzichten. An Gelegenheiten, hervorragende solistische Leistungen zu bewundern, fehlt es gerade in Berlin doch ohnehin nicht!

W. K.

Unsere Bilder

Von der Mittelmeerreise des Kaisers (Abb. S. 565) gibt unsere heutige Aufnahme eine interessante Etappe wieder. Kaiser Wilhelm hielt sich auf der Reise nach Korfu einige Stunden auf der herrlichen adriatischen Insel Brioni auf, wo ihn der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Familie empfing. Der Kaiser und seine Kinder unternahmen mit dem Erzherzog und der

Herzogin von Hohenberg eine Rundfahrt um die Insel, um ihre weit bekannten landschaftlichen Schönheiten kennen zu lernen. In Korfu verleben der Kaiser, das Prinzenpaar August Wilhelm und Prinzessin Viktoria Luise jetzt wieder köstliche Ferientage. Die hohen Gäste Korfus genießen die zauberhafte südliche Landschaft auf zahlreichen Spaziergängen und verfolgen mit regem Interesse den Verlauf der bedeutsamen Ausgrabungen, die Professor Dörpfeld in Garitza leitet.

Yuan-Shi-Kai (Portr. S. 563), der erste Präsident der neuen chinesischen Republik, ist augenblicklich der Mann, auf den aller Augen gerichtet sind. Man erwartet von ihm, daß er die aus einem so rapiden Gärungsprozeß erstandene Republik auf feste Füße stellt und die Urheber der politischen Unruhen, die in dem gewaltigen Reich hier und dort fortgesetzt auflodern, beruhigt und mit energischer Faust in ihre Schranken weist. Nach dem selbstlosen und patriotisch gesinnten Rücktritt Dr. Sunjatsens, des geistigen Führers der Revolution, trat Yuan-Shi-Kai nun an die Spitze der neuen Republik.

Der Krieg in Tripolis (Abb. S. 566) entwickelt sich immer mehr zu einem zähen Kampf der modernen europäischen Technik gegen die Terrainschwierigkeiten des Wüstenlandes. Wohl kämpfen Italiener und Muselmannen tapfer Mann gegen Mann, doch die große Entscheidung über das Schicksal von Tripolis dürfte durch die Uebermacht der technischen Hilfsmittel erzwungen werden, über die die Italiener verfügen. Sie suchen das Land, nachdem sie mit Hilfe ihrer Schiffsgeschütze die Küste erobert haben, mit Hilfe importierter Feldbahnen strategisch zu besetzen, lassen Automobile durch und Aeroplane über die Wüste sausen. Die Araber haben gegen all diese Hilfsmittel des Feindes nur ihre Gewehre und ihre Begeisterung.

Der Dammbruch im Berliner Spreetunnel (Abb. S. 570) hat den Verkehr auf der Berliner Untergrundbahn einige Tage lang schwer geschädigt. Das Unheil entstand dadurch, daß der mitten in der Spree erbaute Fangdamm undicht wurde und das Wasser zunächst den Bauschacht des im Bau begriffenen neuen Untergrundbahntunnels unter der Spree, dann aber auch die alte Linie vom Spittelmarkt zum Leipziger Platz überschwemmte. Obwohl man mit fieberhafter Eile an der Trockenlegung des Tunnels arbeitete, konnte die unter Wasser gesetzte Strecke lange nicht befahren werden. Der Bau des neuen Tunnels dürfte eine beträchtliche Verzögerung erleiden.

Der Verfasser unseres neuen Romans (Abb. S. 564) Hermann Stegemann ist dem deutschen Publikum keineswegs ein Unbekannter. Stegemann, ein geborener Koblenzer, steht schon seit dem Ende der achtziger Jahre im literarischen Leben. Er hat mit historischen Erzählungen und Schilderungen aus dem Elsaß begonnen, sich aber auf der Höhe seines Lebens ganz dem modernen Roman gewidmet und sich durch die Kraft seiner Schilderungen, durch die Innigkeit seiner Stimmungen, durch die nachdenkliche Tiefe seiner Probleme viele Freunde erworben. Unsere Leser werden in dem Roman „Ewig still“ die gleichen Qualitäten finden.

Der Telefunkenturm in Nauen (Abb. S. 564), der mit seinen 200 Metern das höchste Bauwerk Deutschlands war, und der der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie bei ihren weltumspannenden Versuchen unschätzbare Hilfe geleistet hat, ist durch einen wahren Orkan umgestürzt worden. Zum Glück wurde beim Sturz des eisernen Riesen kein Menschenleben gefährdet.

Wasserflugzeug-Wettbewerb in Monte Carlo. (Abb. S. 568). Ein höchst interessanter Wasserflugzeug-Wettbewerb hat in Monte Carlo unter Beteiligung von sieben Fliegern stattgefunden, deren Drachen von französischen, amerikanischen und brasilischen Konstrukteuren erbaut waren. Die Anforderungen waren folgende: Auffliegen und Landen in ruhiger See und in bewegtem Wasser, wobei der Hafen als ruhig, das offene Meer als bewegt galt. Für Lösung dieser beiden Aufgaben wurden den Bewerbern 1 bzw. 2 Punkte angerechnet. Ferner waren die Aufgaben gestellt, auf einem bestimmten Punkt des Strandes zu landen und das Flugzeug von hier aus zu Wasser zu lassen und wieder zu starten; je vier Punkte und, wenn beides glücklich durchgeführt war, noch vier Extrapunkte wurden hierfür gutgeschrieben. Ein Flug mit Passagier wurde um dreißig Prozent höher bewertet. Die Preise betrugen 8000, 4000 und 3000 Frank, wobei besonders hervorgehoben sein mag, daß jeder Flieger, der leer ausgegangen ist, doch 2000 Frank Startgeld erhielt. Die Aufgaben wurden in Anbetracht des Umstands, daß dies der erste Wasserflugzeug-Wettbewerb gewesen ist, ganz gut gelöst. An aufregenden Zwischenfällen, bei denen Flieger mit und ohne Fluggäste ins Wasser stürzten, fehlte es nicht, doch gelang es stets, die Personen glücklich an Land zu bringen, wenn auch die Maschinen arg beschädigt aus dem Wasser geholt werden konnten. Fachleute aller Großstaaten, insbesondere Vertreter der Marinen, wohnten dem anziehenden Schauspiel bei, da die Möglichkeit, auf dem Wasser zu landen und von ihm aus sofort wieder aufzusteigen, für die Verwendung der Flugzeuge in der Marine eine große Rolle spielt. Aber noch ein weit größeres, für die Kultur ungleich wichtigeres Verwendungsgebiet finden „Wasserflugzeuge“ zweifellos in den Kolonien, wo sie gerade in den Zeiten der großen Ueberschwemmungen Post- und Personenverkehr vermitteln können. Sieger waren: erster Fischer, zweiter Renaux und dritter Paulhan.

Ein Londoner Brautpaar (Abb. S. 569). Unser Bild vom letzten großen Kostümball in dem Londoner Covent Garden-Theater zeigt ein in der englischen Künstlerwelt sehr geschätztes Paar. Miß Marie Löhr ist heute eine der gefeiertsten Schauspielerinnen Londons; ihr Verlobter Mr. Prinsep ist der Sohn eines nicht minder hervorragenden Künstlers.

Das Rudermatch Oxford—Cambridge (Abb. S. 567) hat diesmal einen ungewöhnlichen Verlauf genommen. Infolge des böigen Wetters füllten sich die Boote der Oxforder wie der Cambridger Universitätsmannschaft mit Wasser. Die Oxforder konnten zwar ihr Boot wieder ausschöpfen und dann das Rennen vollenden, trotzdem wurde aber der klassische Wettkampf von den Schiedsrichtern für nichtig erklärt; auch in dem neu angesetzten Rennen behielt jedoch die Oxforder Mannschaft den Sieg.

Personalien (Abb. S. 564 u. 567). Der bekannte Zentrumsführer Geheimrat Roeren hat infolge ernster Meinungsverschiedenheiten in der Zentrumspartei auf seine Mandate zum Reichstag und zum preußischen Landtag verzichtet, die er seit zwei Jahrzehnten ununterbrochen innegehabt hat. Der namhafte Parlamentarier, der sich so vom politischen Leben zurückzieht, lebt als Richter — er war zuletzt Oberlandesgerichtsrat in Köln — schon seit 5 Jahren im Ruhestand. — Der Abschied des Bezirkspräsidenten für Lothringen Grafen Zeppelin-Aschhausen von seinem bisherigen Wirkungskreis gestaltete sich sehr herzlich. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, deren Vorsitzender der Graf 11 Jahre lang gewesen ist, veranstaltete ihm zu Ehren eine Festsitzung, die sehr stimmungsvoll verlief. — Dr. Franz Adickes zieht sich von seinem Amt als Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. zurück, das er seit 21 Jahren verwaltet hat. Frankfurt schuldet diesem großzügigen Kommunalpolitiker den größten Dank für sein Wirken, insbesondere auf dem Gebiet der Sozialpolitik und des Wohnungswesens. Die Gründung der künftigen Frankfurter Universität ist ganz Adickes Werk. — General der Kavallerie Eduard Graf Paar feiert am 9. April die 25jährige Wiederkehr des Tages, an dem er als Generaladjutant an die Seite seines Monarchen, des Kaisers Franz Josef, trat.

Todesfälle (Abb. S. 564). In Berlin verschied vor kurzem der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Münch, der bekannte Pädagoge. Dr. Münch war ursprünglich Theologe, dann wirkte er jahrelang im höheren Schuldienst des Rheinlandes. Im Jahr 1897 berief ihn die Berliner Universität als Honorarprofessor für Pädagogik in die Reichshauptstadt.

Die Toten der Woche

Verlagsbuchhändler Friedrich Cohen, † in Bonn am 31. März im Alter von 75 Jahren.

Fabrikbesitzer Paul Tiede, Mitbegründer der bekannten „Sarotti“-Aktiengesellschaft, † in Berlin im 70. Lebensjahr.

Geh. Rat Prof. Dr. August Thon, Senior der juristischen Fakultät, † in Jena am 28. März im Alter von 74 Jahren.

Generalleutnant z. D. Karl v. Unruh, † in Detmold am 27. März im 69. Lebensjahr.

Flora Youtard-Loevensohn, bekannte Pianistin, † in Berlin am 27. März im 26. Lebensjahr.

Nummer 14.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 563.



Yuan-Shi-Kai, der erste Präsident der chinesischen Republik.
Neuste Aufnahme.



Phot. Haarstick.

Hermann Stegemann,
Der Verfasser unseres neuen Romans „Ewig still".



Der eingestürzte Funkenturm für drahtlose Telegraphie in Nauen bei Berlin.
Verheerungen des Frühjahrsturms.



Vor dem Lyzeum (von links): Lotti Hauviller; Friedrich Hermann Graf Zeppelin-Aschhausen; Archivdirektor Dr. Hauviller, Schriftführer: Frau Gräfin Zeppelin-Aschhausen; Kommerzienrat Abt, stellvertretender Vorsitzender; Graf Zeppelin-Aschhausen, bisheriger Vorsitzender; Kommerzienrat Th. Müller, stellvertretender Schatzmeister; Regierungs- und Gewerberat Rick, Schatzmeister; Museumsdirektor Professor Keune, stellvertretender Schriftführer.

Abschied des Bezirkspräsidenten Grafen Zeppelin-Aschhausen
von der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde in Metz.

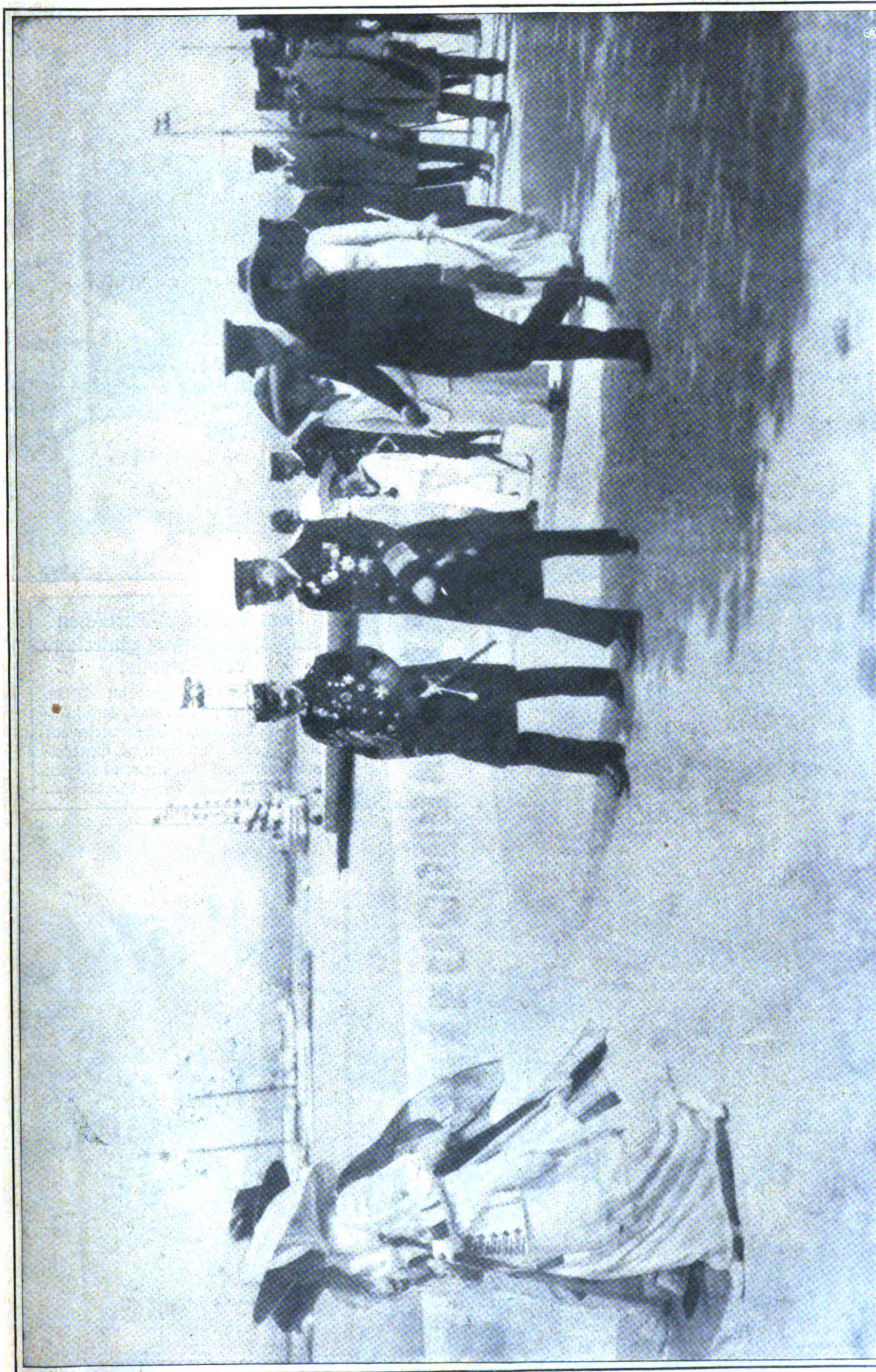


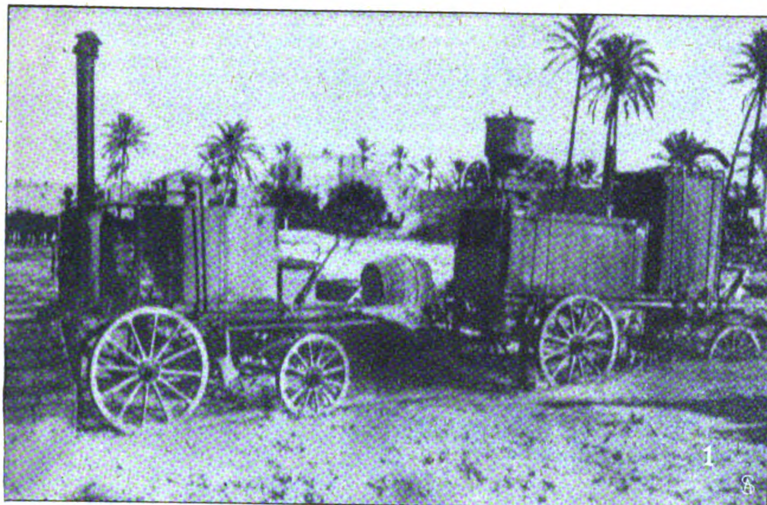
Geh. Justizrat Roeren,
der bekannte Politiker und Zentrumsabgeordnete, legte seine Mandate nieder

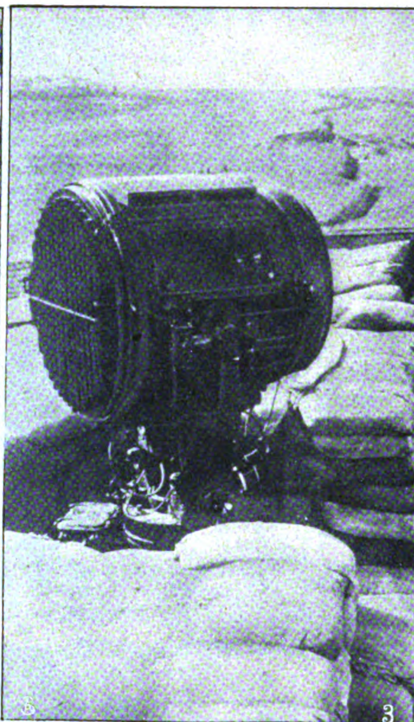


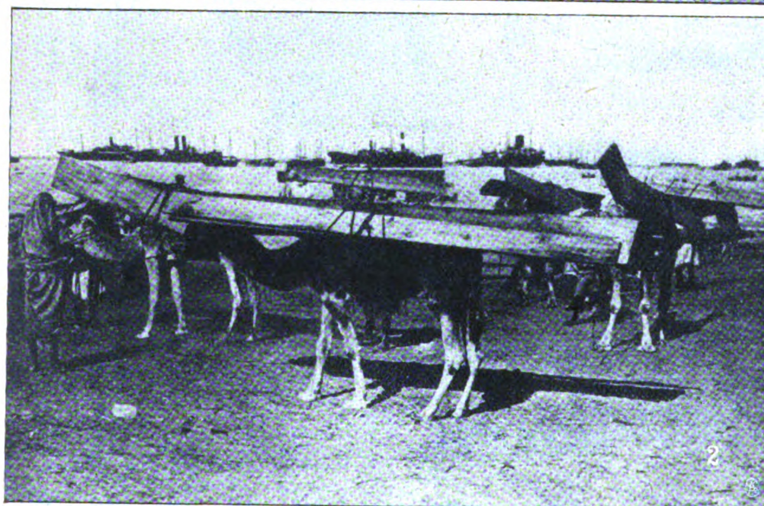
Hofphot. Tietz.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Münch †
Der bekannte Pädagoge der Berliner Universität.









Vom Italienisch-Türkischen Kriegsschauplatz im Hinterland von Tripolis.

1. Leuchtgas-Erzeuger im Felde. 2. Transport von Bauholz durch Kamele. 3. Elektrischer Scheinwerfer auf einem italienischen Fort. 4. Generalstabsautomobil in einer befestigten Stellung der Italiener. — Phot. Trampus.





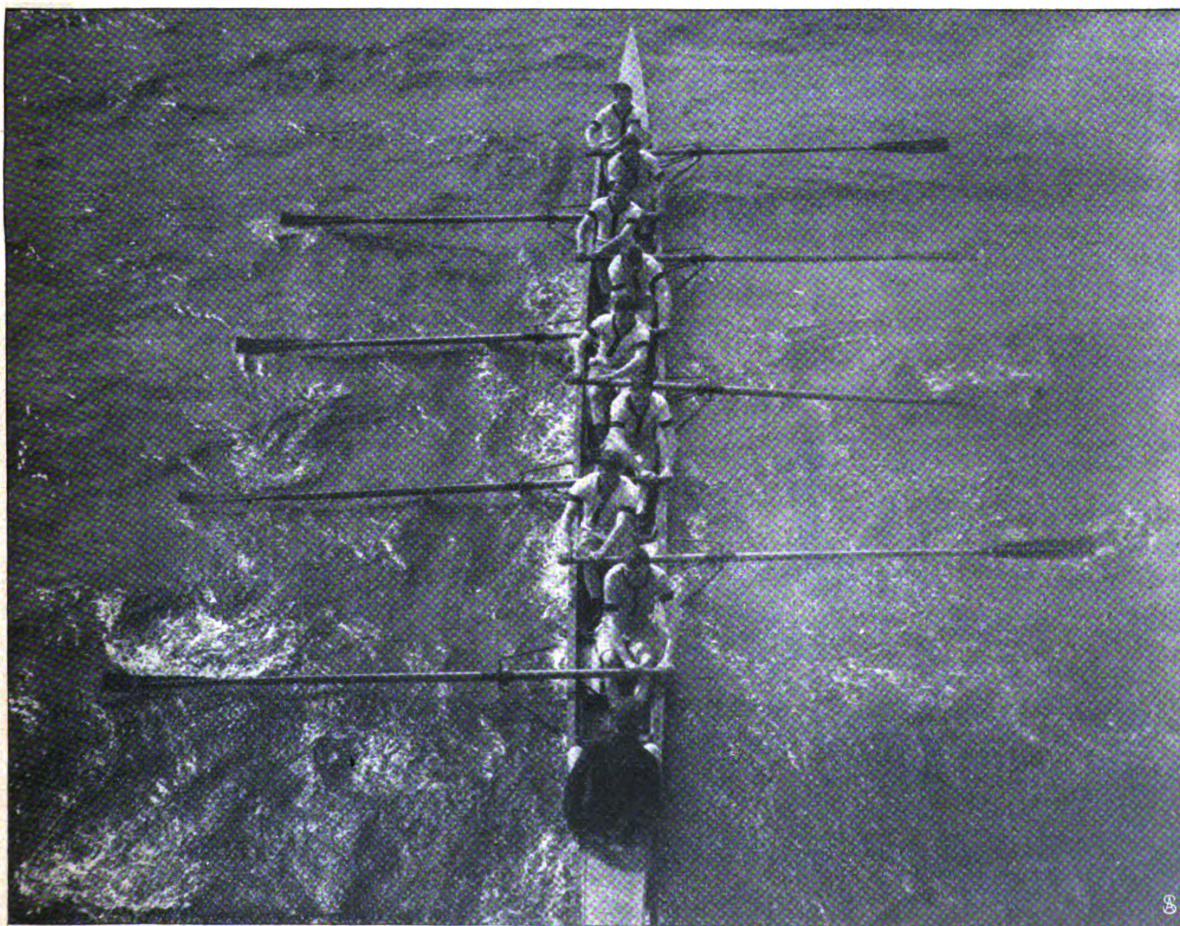
Hofphot. Marx.

Oberbürgermeister Dr. Franz Adickes.
Zur Amtsniederlegung des Stadtoberhauptes von Frankfurt a. M.



Hofphot. Floet.

General der Kav. Graf Eduard Paar,
feiert sein 25jährig Dienstjubiläum als Erster Generaladjut. des Kaisers Franz Josef



Phot. Newspaper Illustrations.

Die Oxforder Mannschaft zwei Längen vor dem Ziel.
Vom diesjährigen großen Oxford-Cambridge-Bootrennen auf der Themse.

Vom Wettbewerb für Wasserflugzeuge in Monaco.

Phot. Branger.

1. Der Zweidekker Curtiß, gelenkt von Paulhan, am Start.

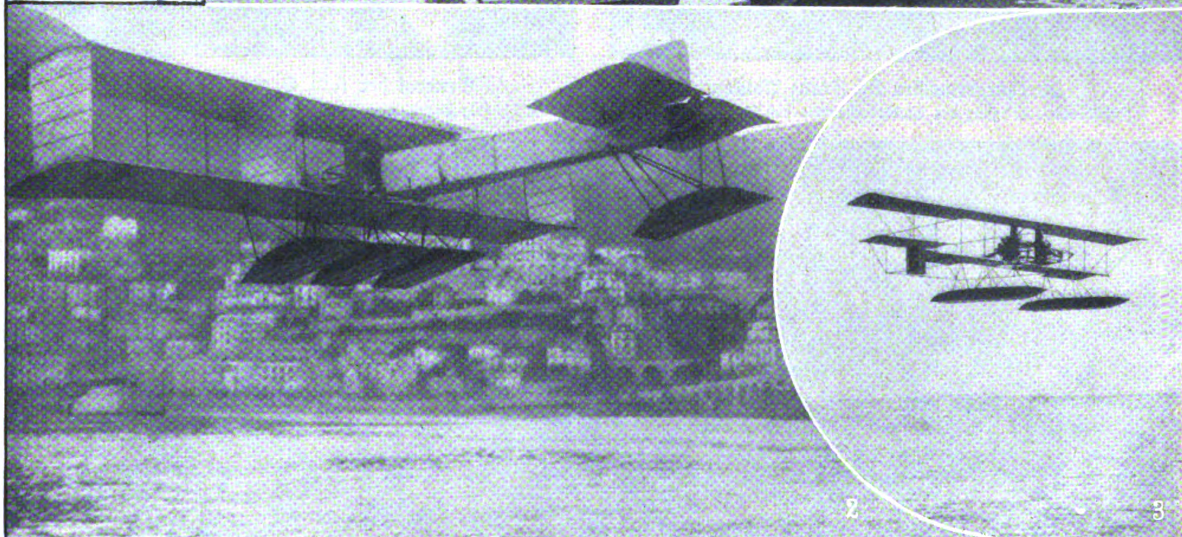
2. Der Voisin-Canard in vollem Flug.

3. Benoit auf einem Sanchez-Besa-Doppeldekker im Flug.

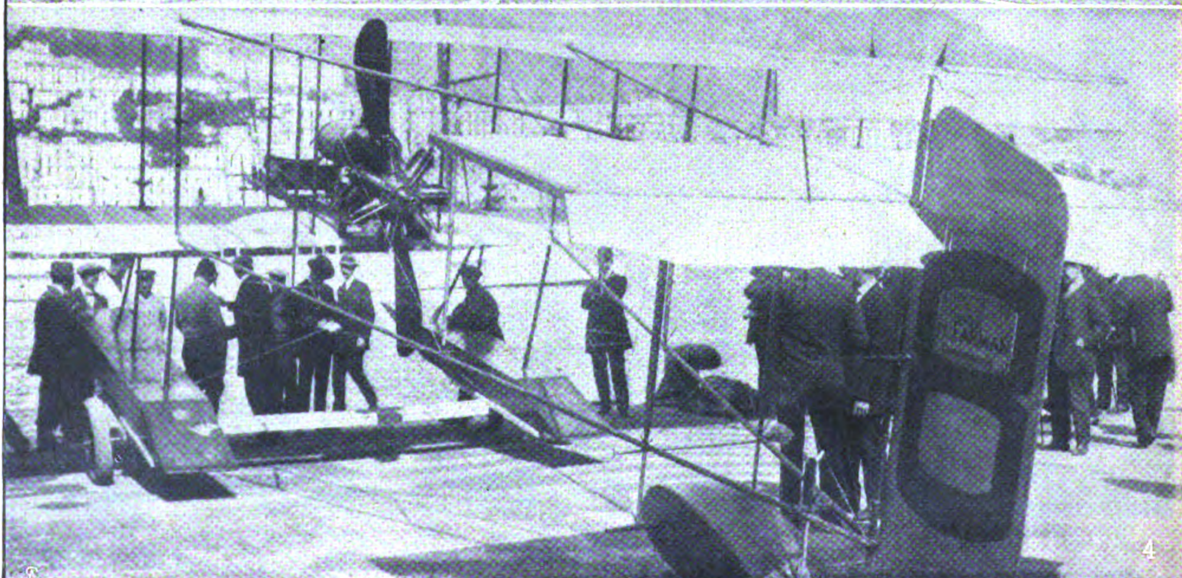
4. Der Farmansche Zweidecker.



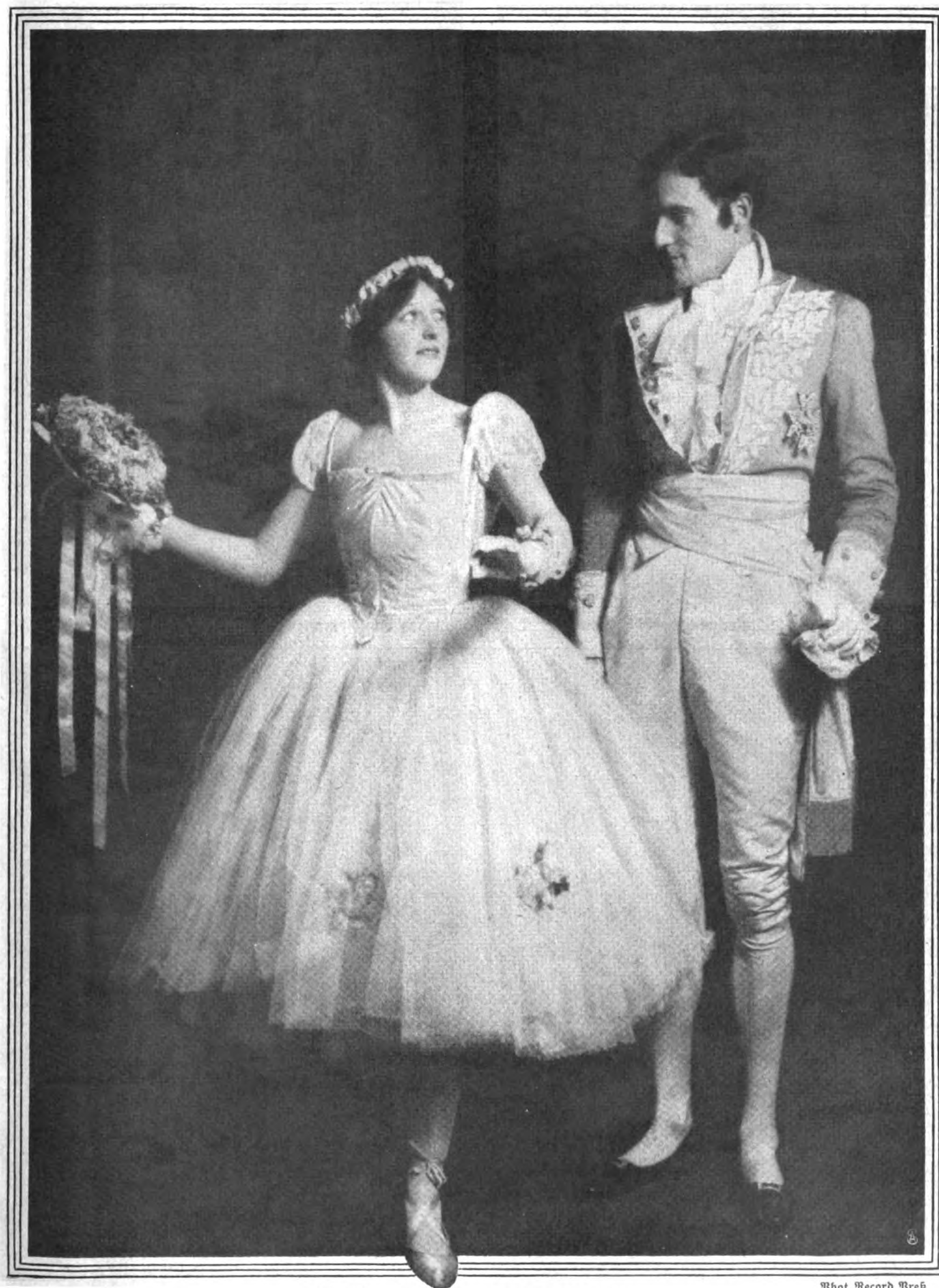
1



2 3



4



Phot. Record Preß.

Miß Marie Löhr und Mr. Prinsep.
Die gefeierte englische Schauspielerin mit ihrem Bräutigam auf dem Kostümfest
im Covent Garden-Theater in London.

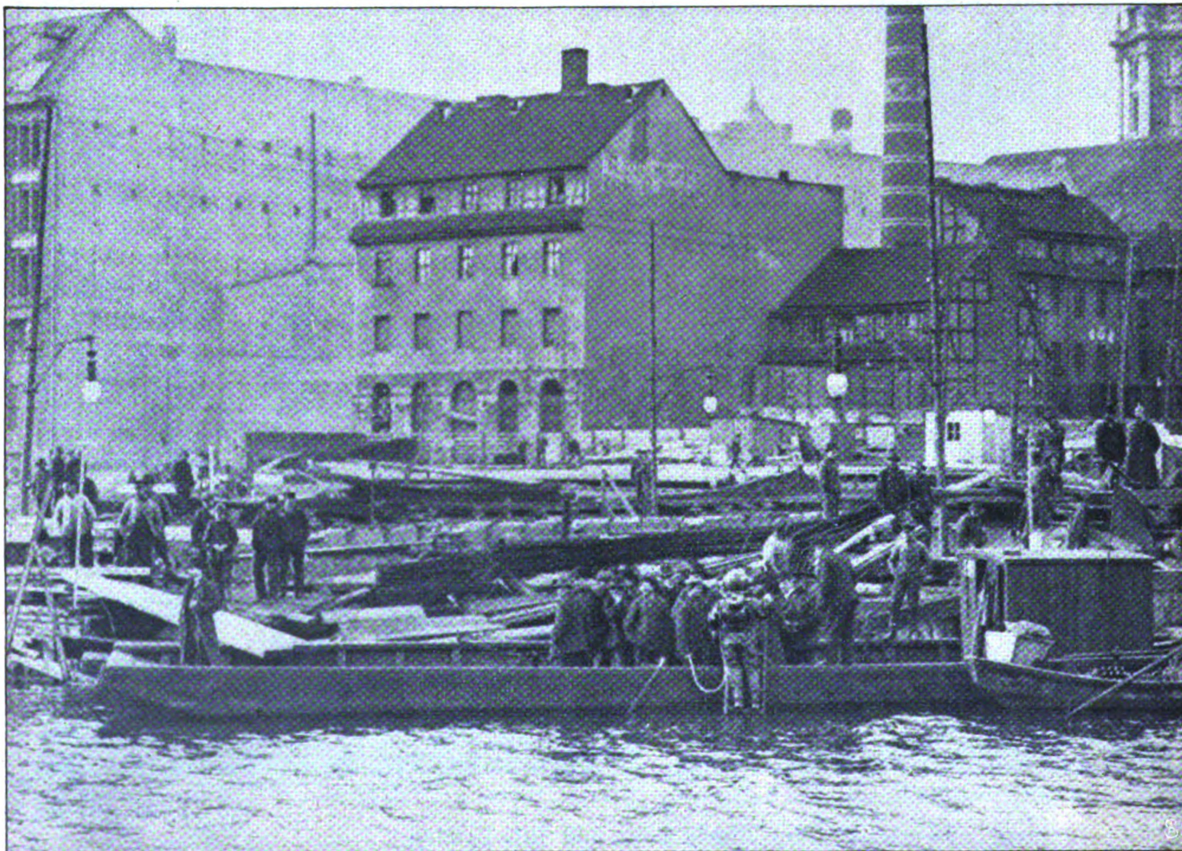


Der überschwemmte Untergrundbahnhof Spittelmarkt.



Illustrations-Photo.

Abladen von Zementsäcken zum Errichten eines Dammes.



Taucherarbeiten an der Bruchstelle des Spreetunnels.

Vom Einsturz im neuen Spreetunnel und der Ueberschwemmung der Untergrundbahn in Berlin.

Ewig still.

Roman von
Hermann Stegemann.

„Ich bin eben ein Bauer geblieben."

Das Wort kam ernst und schwer aus seinem Munde, aber wie ein heller feiner Lichtschein lag es auf dem trotzigen Satze, den er in das dämmernde Gemach geschleudert hatte. Seine breite Gestalt fing den letzten Tagesschein, denn breitbeinig stand er am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, das Haupt in den Nacken geworfen, und starrte in den scharlachroten Sonnenbrand, der über die niedrigen Höhen kroch und im Qualm der Fabrikschlote erlosch.

„Das ist nicht wahr, Vinzenz, und wenn's wahr wäre, so ist's keine Schande."

Die Stimme der Mutter klang hart und klar aus dem Dunkel der Zimmerecke, wo sie schattenhaft verschwimmend im Sessel hockte.

„Ja, ich weiß, wie du's meinst, Mutter", erwiderte Vinzenz und preßte die Augenlider zusammen, um nach innen zu sehen, aber auch dann noch flutete der rote Farbenstrom, der am Abendhimmel höher und höher stieg, durch sein Hirn.

„Ich weiß es, Mutter. Du meinst, ich bin kein Bauer, weil ich studiert habe und das Advokatenschild angeschlagen habe. Aber das macht's nicht aus. Ich bin mit bald vierzig Jahren noch der schwerfällige, hartbeißige Gesell, der ich war. Aber das weiß ich auch, daß es keine Schande ist, wenn einem die Herkunft nachhängt. Ich mach mir eine Ehre daraus und keine Entschuldigung. Und so plag mich auch nicht, laß mich, wie ich bin. Ich begehr's nicht anders."

Da erhob sich die Mutter und kam langsam ins farbige Dämmerlicht, das ihr blasses, schmales Gesicht mit einem Schein warmen Lebens übergoß. Ihre schlanke hohe Gestalt ließ die Krankheit kaum ahnen, an der sie litt. Sie legte dem Sohne die Hand auf die Schulter.

Er blieb unbeweglich stehen, die Stirne an die Scheiben gepreßt. Auf der Gasse lag die Abendstille. In den Gärten reifte der Herbst. Schon bogen sich die riesigen Sonnenblumen zur Erde, glänzten die Dahlien und standen die Rosenstöcke leer.

„Ich hab's deinem Vater nicht nachgetragen, daß er als Landdoktor gestorben ist, und er hätte jeder Universität Ehre gemacht, und es war schade um sein Wissen und Können. Gerade so wie du hat er seine Herkunft hervorgekehrt. Und er ist ja noch ein Bauernsohn gewesen, du bist nur noch Enkel vom Bauern, vom Großvater her. Ich will dich auch nicht plagen. Aber, Gott, ich bin jetzt dreiundsechzig, Vinzenz, und ob ich noch manches Jahr lebe —!"

„Mutter", unterbrach er sie. Aber immer noch stand er reglos und kehrte sich nicht nach ihr um. Das Wort fiel wie ein Stein aus seinem Munde.

Sie schloß die Finger fester um seine breite Achselbeuge und sah über seine Schulter ins Freie. Einen Augenblick war es still im Zimmer. Auch die Gasse war ohne Leben, kein Blatt rührte sich in den Gärten, kein Mensch ging vorüber, kein Geräusch lief an den Fenstern hin. Nur der Rauch der Ziegeleien brachte Bewegung in den herabsinkenden Abend und zog schwer und massig über die dunklen Hügel.

„Du weißt Bescheid, Vinzenz, und ich auch. Und deshalb, siehst du, das Alleinsein ist gut, aber das ganz Alleinsein ist nichts für dich."

„Woher weißt du das?" fragte er, und sie ahnte, daß ein Lächeln über sein Gesicht zog.

„Von deinem Vater. Der war nicht anders. Und dein Beruf, der macht dich so viel miterleben, ohne daß du's in dir spiegeln kannst. — Ein Anwalt ohne Anhang, ohne Aussprache mit sich selbst —"

„Hab ich dich schon mit meinen Prozessen geplagt, Mutter?" unterbrach er sie. Und er wandte sich langsam um und sah ihr mit seinen geraden Blicken fest in die Augen, die Lippen trotzig geschürzt unter dem starken Bart, eine senkrechte Furche auf der hohen, kantigen Stirn.

Ihre Hand war von seiner Schulter geglitten.

„Geplagt? Dein Lieblingswort, Vinzenz! Nein, das nicht. Aber das Gefühl, daß ich da war, daß du jemand hattest, der teilnimmt an deinem Leben und deinen Sorgen und allem, was dein Ackerland trägt, das ist's, was dir das Alleinsein warm gemacht hat. Wenn ich fortbin, wird es dir kalt werden."

„Warum hast du nie in die Feder gedichtet, Mutter? Du redest, wie die Dichter reden", antwortete er, und seine Augen wurden klar, seine Lippen weich, und er lächelte leise. Die Falte auf seiner Stirn war vergangen.

Da zuckte sie resigniert die Achseln und murmelte: „Du weichst mir aus."

Und er zog sie an sich, und sie blickten still in den rasch dunkelnden Abend, der die Hügellandschaft und die kleine Stadt mit blauen Schatten zugedeckt hatte.

Als es Nacht geworden war, saßen sie beisammen und lasen. Das Gas sang in der Lampe, die Blätter raschelten, wenn die Leser die Seiten wendeten, und kein anderer Laut störte die Stille. Die Mutter blickte zuweilen über die Zeitung und sah, daß er nachdenklich in das Buch starrte, dann wieder aufmerksam las und bald darauf wieder an einer Zeile haftete, von der sich seine Gedanken ins Weite verloren. Er sah müde aus.

„Vinzenz, gehst du nicht mehr in Urlaub? Die Gerichtsferien sind bald zu Ende."

Er klappte das Buch zu.

„Ich habe ja Urlaub, Mutter. Morgen ein Ausflug

nach Hohenegg, dann die schönen Spaziergänge hier herum, die Bücher, keine Akten, kaum daß einmal ein Bäuerlein die Schuhe abtritt und von einem versetzten Grenzstein berichtet oder ein Geschäftsmann einen Rat begehrt — was kann ich mir Besseres wünschen! Müde laufen kann ich mich überall, und seit ich im Frühling über den Brünig gepilgert bin und in den Vierwaldstättersee geschaut habe, da zehre ich lieber noch vom Alten. Herrgott, der See, Mutter, und die blühenden Bäume am Rigi, oben der rosenrote Schnee am Abend, es war ein Überfluß von Stimmung darin! Und Kraft und Trotz dabei, nichts Zerfließendes. Ich hab noch die ganze Seele voll von damals. Weißt du, Gottfried Kellers Gedicht von den Augen, seinen lieben Fensterlein, die trinken sollen von dem goldenen Überfluß der Welt, solange die Wimper hält, dort hab ich es erst so ganz begriffen und empfunden."

Er stand auf und reckte seine mächtige Gestalt.

Frau Marie schwieg.

Da trat er plötzlich zu ihr hin und fragte unsicher: „Das heißt, ich geh gern, natürlich geh ich gern. Wo wollen wir uns denn anbauen? Magst du wieder nach Meran, oder sag einmal, hat Kistenmacher dir nicht geraten, wieder nach Nauheim zu gehen?"

Nun hätte sie beinahe gelächelt über den großen, vierzigjährigen Sohn, der seine Liebe zu ihr so ungeschickt auskramte. Aber wie oft wandelte sich ihre Rührung in leisen Spott, der sie härter erscheinen ließ, als sie in ihrem wunden, weichen Innern war, und sie antwortete kühl: „Meinetwegen ist's nicht. Ich fühle mich hier am wohlsten, oder kannst du am Ende doch nicht ganz allein sein?"

„Alleinsein, alleinsein! Du tust, als wäre ich ein Eremit!" brauste er auf, um dann rasch besänftigt fortzufahren: „Ich weiß auch, was zusammengehört auf der Welt, aber ich laß mir keine Frau als Mittel gegen das Alleinsein verschreiben."

„Es gibt schlechtere Mittel, Vinzenz", versetzte Marie Herrenrieder und sah ihm mit einem versteckten Lächeln zu, wie er unmutig das große Zimmer auf und ab schritt, wuchtig den Teppich tretend, daß die Porzellanfiguren auf den Bücherschränken ins Klirren gerieten.

Jetzt blieb er vor ihr stehen.

„Also nun hör einmal zu, liebe Mutter: Ich bin kein Weiberfeind, das weißt du. Ja, lächle nur, erinnere dich nur an die Liebesgeschichten, die ich dir gebeichtet habe. Und daß du's weißt, es gibt auch solche, die ich dir nicht gebeichtet habe!"

„Vinzenz!" rief sie und erhob sich.

Aber noch ehe er ihren Ausruf übeldeuten konnte, besann sie sich und sagte ruhig: „Natürlich hast du mir nicht alles erzählt. Es gibt Dinge, die gehen auch in keiner Mutter Ohr."

Sie ließ sich langsam wieder in den Sessel gleiten. Ihr graues Haar lag schwer und voll über der klaren Stirn, und sie hielt den Kopf gesenkt, so daß er ihr nicht in die Augen blicken konnte.

„Elf Jahre bin ich nun hier in dem Nest, aber eine Frau lebt hier nicht für mich. Ich glaube, ich müßte eine Frau von äußeren und inneren Vorzügen haben. Keine Puppe, kein Gänschen, keinen Blaustrumpf, sondern ein Weib von Fleisch und Blut, das mit mir reden und mit mir schweigen kann. Also mit einem Wort, eine Frau wie du."

„Junge, bist du verrückt!" entgegnete die Mutter spöttisch, aber die Mundwinkel zuckten ihr nicht im Spott, sondern in einem glücklichen gerührten Lächeln, und auf einmal sah sie ihren Mann vor sich stehen, mächtig von Gliedern, das starke Haupt von einem wirren Haarwald überragt, die großen blauen Augen liebevoll auf sie geheftet und dabei so arm an Worten, so reich an grimmigen Stunden, in denen er mit sich und ihr haderte, weil er mit seiner Wissenschaft zuschanden geworden war an einem Krankenbett. Und ihr war, als säße sie in Hohenried auf dem alten Hof, wo der Landarzt gewohnt hatte, als trabte draußen der Braune, der unter dem Sattel und vor dem Wagen ging, und als rüttelte ein wilder Höhenwind an den Fenstern des Hauses, in dem der Vinzenz geboren worden war.

Da neigte sich Vinzenz, der sie still betrachtet und ihre Gedanken erraten hatte, und nahm ihre Finger in seine breiten, starren Hände:

„Ich hab so eine Ahnung, Mutter. Wie wär's, wenn wir nach Hohenried gingen. Der Bauernhof ist auch ein warmes Nest. Und wandern kann ich dort auch."

Aber als er so ihre geheime Sehnsucht erfüllen half, mußte er ein zwiespältiges Gefühl in seinem eigenen Innern bekämpfen. Doch was tat es ihm, ob er dort Erinnerungen fand, die nichts anderes waren als längst überschlagene Bilder im Buch seines Lebens! Wenn nur die Mutter in lebendigem Gedanken an ihre glückliche Ehe und das Zusammenleben mit dem Vater in Hohenried Erholung schöpfte und im frischen Höhenwind Erquickung fand! Daß er als junger Mensch auf dem Riedlinger Seelein im Einbaum gefahren war und der Sabine das Bergheu heimgeführt hatte, das drückte sein Gewissen nicht, und auch dem Mädchen war die Stunde vor dem Gewitter im Heuet ein Stück Leben, das keinen anderen Nachgeschmack hatte als den genossenen Glückes und freier Hingabe.

„Ja, Vinzenz, das wollen wir. Ich danke dir!"

Sie drückte ihm dankbar die Hände, und als sie ihn anlächelte, erschrak er. Ein Leidenszug lief in diesem Lächeln, und aus den Augen, die zu ihm aufblickten, sprang ein Schmerzfunken. Sie atmete hastig.

„Nicht aufregen, Mutter", sprach er leise.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, wo denkst du hin! Nun geht die Frau des Bauerndoktors mit ihrem Buben heim. So ein großer Bub!"

„Bald ein alter Mann, Mutter. Aber er verteidigt auch frank das Recht und das Unrecht! Weißt du, so hat der brave Mann gesagt, der vor ein paar Tagen mit seinem Beleidigungsprozeß daherkam."

Und Vinzenz Herrenrieder lachte herzlich, lachte lauter, als es die Erinnerung an den naiven Klienten erforderte. Er lachte, um die Mutter über ihr Leiden und sich über die Schwere dieses Leidens wegzutäuschen. Beides aber gelang ihm schlecht.

Frau Herrenrieder half ihm die Täuschung aufrecht erhalten, und sie freuten sich, daß sie einander betrogen.

Dann ging Vinzenz in sein Arbeitzimmer hinüber. Mit dem Entschluß war auch der Wille in ihm wach geworden, sofort alle Vorkehrungen zu treffen. Es galt noch, Akten zu ordnen, Laufendes abzuschließen oder seinem Kollegen Groß zu übertragen und — an Gebhard Gorner zu schreiben und ihm den Besuch anzukündigen. Daß die beiden Kammern, in denen Sommergäste untergebracht wurden auf dem Hof, im September leer standen, war ziemlich gewiß.

Vinzenz saß noch zwei Stunden über seinen Akten. Kleine Fälle, kein einziger Strafprozeß darunter. Aus einem Faszikel fiel ein Blatt, das sich dort hineinverirrt hatte. Mit einem Gefühl des Abscheus warf er es auf den Tisch und stieß den Stuhl zurück. Er wanderte wieder auf und ab. In dem kahlen Raum und auf dem nackten Fußboden hallten seine Schritte in der Nacht. Das Gaslicht stach mit spitzer Zunge aus dem Zylinder. Und mehr als einmal streifte sein finsterer Blick den Bogen Kanzleipapier, auf dem ihn der Gerichtshof zum Gang auf den Rabenstein geladen hatte. Ja, das war der richtige Ausdruck, den er da soeben, mitten in der Nacht, Monate nach der Hinrichtung jenes Unglückseligen, gefunden hatte. Er hatte getötet, der Vagabund, der, von allen sozialen Instinkten verlassen, marodierend umherstrich, aber ob er einen Raubmord begangen oder über dem Raub zum Totschläger geworden war, darüber hatten sie vor den Geschworenen gestritten, und Vinzenz war aus seiner inneren Ruhe, aus seiner äußeren Gelassenheit aufgewühlt worden, bis er wie um sein eigenes Leben rang mit dem Ankläger, und wenn er auf den blassen Menschen mit dem trotzigen verstörten Blick geschaut hatte, der lauernd, einen irren Hoffnungsstrahl suchend, umherfuhr, dann hatte ihn die Heiligkeit dieses erbärmlichen Zustandes, den man Leben nennt, so gepackt, daß er den Geschworenen alle letzten Wenn und Aber, alle Zweifel und Gesetzesauslegungen wie Bergeslasten auf die Brust türmte, um seinen Klienten vom Fallbeil zu retten. Es war umsonst gewesen. Zwei Raubmorde waren in den letzten Jahren ungesühnt geblieben, diesmal fiel das Beil. Er hatte es fallen sehen und fallen hören, es traf eine schon halb ins Bewußtlose, ins sinnlose Hindämmern geratene armselige Kreatur, und das knarrende Echo lief mißtönend an den Mauern des Hofes hin, und als Herrenrieder die Züge der Urkundspersonen der Hinrichtung betrachtete, lag auf allen Gesichtern ein Widerschein der fahlen Blässe und des Übelbefindens, mit dem der Vagabund und Verbrecher aufs Schafott geschlorrt war.

Er hatte noch vor dem letzten Gang ein Geständnis abgelegt, ein wirres Gespinst, in dem er sich mit einer wilden, verzweifelten Lust verstrickte, und war dann in ein Stammeln geraten, unterbrochen von einem fürchterlichen Schlucken, das ihn auch im letzten Augenblick nicht verließ. Armer Teufel! Ein Geständnis, nicht um sein Gewissen zu entlasten, sondern um sich für alle Fälle ein besseres Zeugnis zu sichern für das, was nach dem Tod etwa noch von ihm verlangt würde. Vinzenz fühlte noch den feuchten, krampfhaften Druck seiner Hand, mit dem sie geschieden waren. „Herr Doktor, ja, Zurechnung habe ich keine gehabt, ja, Herr Doktor, Zurechnung hab ich nie keine gehabt." Die Worte waren mit einer eintönigen, gesprungenen Stimme drei-, viermal wiederholt worden, und Herrenrieder las sie noch von seinen bläulichen Lippen, als sie ihn an ihm vorbei aufs Gerüst führten. —

Eine Tür bewegte sich. „Vinzenz, gehst du nicht zu Bett?"

Er blieb stehen und fuhr sich wie erwachend über die Stirn.

„Du, Mutter? Wo kommst du noch her? Doch, ich komme, geh nur wieder zur Ruh, ich bitt dich."

Er blickte auf die altmodische Stutzuhr, die auf dem Bücherschrank stand. Es war ein Uhr geworden. Die feine Glockenstimme hatte die Mitternacht geschlagen, ohne daß er es gehört hatte.

Frau Herrenrieder setzte sich auf das Ledersofa, zwischen die Zeitungen und Akten, die sich dort breit machten.

„Mir eilt's eigentlich nicht. Ich komme mit dem Atem zu kurz, wenn ich liege."

Dabei sah sie ihn mit ihren klugen Augen an, als wollte sie sagen: Du kommst jetzt doch nicht zum Schlafen, wenn du dich legst. Also warten wir alle beide noch ein bißchen.

Vinzenz räumte mechanisch die Akten auf dem Schreibtisch zusammen.

„Sag mal, wie lange warst du nicht mehr in Hohenried?" fragte die Mutter, um ihn aus seinen Gedanken zu reißen.

Er nahm sich zusammen und überlegte.

„Ich? Sieben, acht, nein zehn Jahre werden es schon sein. Das letztemal, als ich dich hinbrachte und gleich wieder über die Höhe nach Altbrugg kutschierte, zählt ja nicht."

„Ja, damals vor zehn Jahren saß der alte Gorner noch auf dem Hof. Jetzt hat der Sohn schon drei Buben. Ich muß ihnen doch einen Kram mitbringen aus der Stadt", erwiderte die Mutter.

„Dann bring auch dem Alten eine Blase Tabak. Er sitzt auf dem Altenteil, und dann hat der Bauer wenig übrig für den Althäusler, wenn's nicht ausbedungen worden ist bei der Übergabe."

„Der Gebhard ist ein rechter Mann, der hält seinen Vater, wie es sich gehört. Aber wenn du das Tabaksgeschäft besorgen willst, ich bring's ihm gern. Und auch der Sabine wird man etwas kramen müssen."

Vinzenz hatte das Papier, das ihn den Abend mit so schweren Gedanken bis über die Mitternachtstunde belastet hatte, in einer raschen Bewegung vom Tisch gerafft und zerriß es nun langsam mit starken Fingern in kleine, immer kleinere Schnitzel.

„Meinst du nicht auch, Vinzenz?" fragte die Mutter.

Er schüttelte die Schnitzel in den beiden Händen und warf sie dann in den Papierkorb.

„Gewiß, kauf ihr, was du meinst. Du verstehst das schon. Ich find es sehr in der Ordnung."

Er sagte es gleichmütig. Die Augen der Mutter lasen keine Befangenheit in seinem Gesicht, ihr gespanntes, argwöhnisches Ohr hörte keinen verräterischen Unterton in seiner Stimme. Sie schalt sich selbst, daß sie sich auf dem einfältigen Gedanken ertappt und darin gefangen hatte,

der Vinzenz hätte noch etwas abzutun oder wäre noch unfrei in seinen Erinnerungen, weil einmal vor langen Jahren die Sabine Reitter aus dem Hohenrieder Schulhaus mit ihm eine Jugendliebschaft geteilt hatte. Sabine war dann die Frau des Gebhard geworden, und wenn sie auch so lange gewartet hatte, bis sie tief in die Zwanzig gekommen war, so lag das gewiß nicht an einem Herzschaden. So brüchig waren die gesunden Herzen nicht, in denen das rote Blut voll und stark durch die Kammern strömte und nichts Gestocktes den Übergang verschloß.

Beruhigt stand die Mutter auf.

„Es geht auf zwei Uhr. Auch für mich wird's Zeit. Komm, Vinzenz."

Als sie sich ausgekleidet und niedergelegt hatte, rief sie den Sohn, und er richtete ihr die Kissen noch einmal, daß sie erhöht ruhen konnte, und stellte auf dem Nachttischchen alles zur Hand.

„Hoffentlich schnarch ich nicht wieder wie vorletzte Nacht, sonst müssen wir doch noch die Magd ins Nebenzimmer legen, und ich mache die Tür zu mir zu!"

„Unsinn, Vinzenz. Der Vater hat auch mal geschnarcht. Aber damit will ich nicht sagen, daß das für einen Ehemann eine Tugend sei. Wenn du einmal eine Frau hast —"

„Gute Nacht, Mutter", unterbrach er sie lachend, und sie sah ihm lächelnd nach, wie er eilig in sein Schlafzimmer floh.

Sie hörte ihn noch einmal laut und herzlich auflachen, dann wurde es still. Nur die Bäume vor den geöffneten Fenstern rauschten leise in einem verlorenen Lufthauch, der sich im Garten zwischen den Giebelmauern gefangen hatte. Beinahe aufrecht im Bett sitzend, schlief sie endlich ein. Aber mit den ersten Vögeln war die Frau schon wieder wach. Vinzenz schlief.

Leise stand sie auf und schloß die Fenster. Der erste Herbstduft hing schwer herab auf die Landschaft, und ein Sprühschauer rann von den Blättern. Marie Herrenrieder türmte die Kissen noch höher und zündete die Lampe an. Sie las in den Erinnerungen Kußmauls, und als sie von seinem Aufenthalt in Kandern und seiner Tätigkeit als Landarzt erzählen hörte, wanderten ihre Gedanken nach Hohenried, und sie lebte alte Zeiten, vergangenes Glück und vergessene Sorgen noch einmal. Sie sah Herrenrieder im Pritschenwägelchen kutschieren, öffnete Kranken die Tür, half die Apotheke ordnen und saß am Bett ihrer Tochter, dann zwischen den Betten ihrer Marianne und ihres Lorenz und sah ihn in ohnmächtigem Grimm die Fäuste schütteln gegen die tückische Krankheit, die beide kleine Betten leerte. Die Diphtheritis schonte nur den Vinzenz, der damals beizeiten geflüchtet war.

„Ich bin nur ein altmodischer Latwergen- und Purganzendoktor, ich bin recht für zerbrochene Glieder und verholzte Schädel und fürs Kindbetten, aber eine Krankheit, die Generationen mordet, zwing ich nicht."

So stand er und klagte sich selbst an zwischen den beiden kleinen Engeln, bis sie ihre Tränen herunterschluckte und leise zu ihm sagte: „Lorenz, hilf mir's tragen, sieh, Lorenz, Gott hat's gegeben —"

Da schlug er eine lautlose, in ihrer stillen Gebärde doppelt furchtbare Lache auf:

„Gott hat's gegeben, ja, aber wir sollen's uns nicht nehmen lassen! Und wir haben's uns nehmen lassen."

Als einige Jahre später die Entdeckung des gefährlichen Bazillus bekannt wurde, sagte er: „Jetzt ist der Weg gefunden. Wenn ich jung wäre, ich ging ins Laboratorium."

Er war noch nicht fünfzig Jahre alt, aber grau und verwettert.

Sie hatten sich in den Verlust gefunden, er im ohnmächtigen Trotz, mit dem stillen Wunsch, noch einmal Revanche nehmen zu können, sie mit der Ergebung, die aus leergeweintem Herzen gekommen war. Und eines Tages kam die Kunde von der Serumtherapie, von den ersten Erfolgen. Da ging der Doktor Herrenrieder hinaus auf den Gottesacker hinter der Kirche, wo sie in einem Grabe lagen, die beiden spät geborenen und früh wieder verlorenen Kinder, und seine Frau fand ihn nach zwei Stunden noch dort auf der Mauerzacke sitzen und über die Friedhofsmauer ins Weite blickend. In breiten Wellen strich die Höhe gen Westen, kleine Wälder stiegen hier und dort über die Hänge, der See blitzte stahlblau, vom ewigen Höhenwind gerippt, aus der Talmulde, und die Sonne sank klar und voll über der stillen Welt.

„Lorenz!"

Sie hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt, es war ihr einzige Liebkosung.

Da atmete er tief auf und antwortete, ohne sie anzuschauen: „Ja, Marie! Ich hab mir meine Genugtuung geholt. Es geht doch vorwärts. Ich kann hier meinen Werktagsdienst tun und will brav am Handwerk stehen. Die beiden hier werden andern Eltern heute nicht mehr sterben."

Und da war ihr, sie spürte heute noch die plötzliche, unergründliche Verzweiflung in sich, mit der es ihr über die Lippen getreten war, da war ihr in einem harten Schluchzen das Wort entfahren: „Ja, aber unsere Kinder liegen da! Was nützen mir die andern!"

Er hatte lange geschwiegen. Als er sich umwandte, hatte sie das weiße Grabkreuz umklammert gehalten, und ein trockenes, lautloses Weh schüttelte sie, daß ihr das Herz aus der Brust zu springen drohte.

„Marie," sprach er mild, „du hast ganz recht, eine Mutter hat immer recht, aber andre Mütter wollen auch recht behalten, und denen wollen wir ihre Kinder nicht nehmen."

Und in der Erinnerung an diese Stunde begann ihr Herz plötzlich beängstigend zu klopfen. Sie ließ das Buch fallen und rang nach Atem. Draußen wogte es silbergrau, schoben sich goldene Finger durch die Nebelvorhänge und gaukelten die ersten Reflexe auf den triefenden Bäumen. Die Lampe stand blaß, vergilbt, wie ein Sterbendes, in der einbrechenden Klarheit des Tages. Mit Bedacht konnte Marie noch die Tropfen zählen und nehmen, dann schlug ihre Hand ungeschickt an den Lampenfuß, und das Glas fiel und klirrte in Scherben über den Boden.

„Ja, Muter!"

Er stand schon neben ihr. Wie er selbst aus dem Bett gesprungen war, mit verwirrtem Haar und hängendem Schnurrbart, aber großen, angstvollen Augen.

„Warum hast du nicht gerufen?" sagte er leise und hielt sie aufrecht, den Arm um ihre Schultern geschlungen, das Fläschchen mit Kampfergeist in der freien Hand.

Sie hatte die Augen geschlossen. Die bläulichen Lippen lagen wie zerbrochen, ohne die Spannung, die sie sonst beherrschte, in dem farblosen Gesicht. Unter ihren zuckenden Fingern knisterten die Blätter des Buches auf der Decke. Im Wohnzimmer begann der Kanarienvogel zu singen.

Als sich die Mutter langsam erholt hatte, tappte Vinzenz in sein Zimmer zurück.

Eine Scherbe knirschte unter seinem nackten Fuß.

„Hast du dir weh getan?"

„I wo, meine Füße, die halten's aus", erwiderte er mit einem glücklichen Versuch zu scherzen, da die Mutter wieder hell aus den Augen sah.

Ja, er war ein Wanderer, und es war ihm auch diesmal, da er nun in die Kinderheimat ging, ein Fest, als er die Bergschuhe hervorsuchte und selbst einfettete. —

Zwei Tage später gingen sie zur Bahn. Von den Hügeln rollten blaue Wolken, eine sommerliche Schwüle war auf die klaren Tage gefolgt.

In den Gassen drängte sich das Landvolk, denn es war Jahrmarkt, und auf dem Bahnhofsplatz drehten sich die Karusselle. Es roch nach Leder und Pfefferkuchen, die Wespen taumelten um die Zuckerstände. Auf dem toten Gleis vor dem Lokomotivschuppen standen bunte Zirkuswagen. Das schwermütige, röchelnde Brüllen eines Menagerielöwen grollte in der Ferne und erstarb im Lärm.

„Die Kleinstadt", sagte Vinzenz ruhig, ohne Spott, wie zur eigenen Feststellung.

„Ja, ins Theater kann ich nun nicht mehr", versetzte die Mutter.

Ihr Blick war unwillkürlich auf ein großes Plakat an den Anschlagsäulen gefallen, das die Wiedereröffnung des Stadttheaters für die erste Oktoberwoche ankündigte.

„Aber die Konzerte, das dauert knapp Fünfviertelstunden, und wir sitzen bequem, das bleibt dir. Das Theater ist ja für unsereinen schon ein Folterraum. In ganz Deutschland existiert kein zweiter Kasten wie der."

Vinzenz machte das Theater mit Absicht schlecht, um der Mutter den Verzicht auf den Besuch der Vorstellungen zu erleichtern.

Sie standen noch lange auf dem Bahnsteig, denn der Zug hatte Verspätung. Bis zum toten Gleis vorschreitend, blickten sie von ihrem erhöhten Standort auf die Stadt zurück, die, von alten Wällen umschlossen, in der Talmulde lag. Ihre Türme ragten schlank in die glasklare Luft, Schwalbenschwärme sammelten sich über den Giebeldächern, und das Storchennest auf dem spitzwinkligen Rathausgiebel stand schon verlassen. Aber grün stiegen noch die Rebenhügel empor, die ihren schützenden Kreis um die alte Stadt zogen, und über den Ziegeleien im Westen ballte sich, von der Sonne durchleuchtet, der Rauch aus den Kaminen zu einer rotgoldenen Wolke.

„Es ist doch ein gewisses Heimatgefühl, das ich für das Nest habe", sagte Vinzenz.

Es war kein sentimentaler Ausbruch der Empfindung, sondern die Feststellung einer Tatsache, die ihm über die Lippen trat.

Ein Bahnwärter ging vorüber, griff an die Mütze und grüßte: „Guten Tag, Herr Stadtrat!"

Über das Gesicht der Mutter huschte das kluge Lächeln, das kälter schien, als es war.

„Hast du gehört? Der Mann hat dir das Heimatgefühl als selbstverständlich aufgemutzt."

Vinzenz ließ sich den Spott gutmütig gefallen.

„Du meinst, ich sauge meine Gefühle mit meinen Würden und meiner Eitelkeit groß! Einen schönen Begriff hast du ja von deinem Sohn!"

Aber schon ging ein warmer Schein über ihr blasses Gesicht, und sie umfaßte seine kräftige, hoch in den Schuhen stehende Gestalt mit dem offenen Gesicht und den klaren Augen mit einem liebevollen, zärtlichen Blick.

„So siehst du gerade aus, Vinzenz! Daß du mit dem Kopf durch die Wand gehst, weiß ich, aber daß du dir deine Gefühle nach deinen Wünschen und Erfolgen zurecht machst, das glaubt dir deine Mutter nicht eher, als bis du eine gute Partie suchst."

„Herr des Himmels, bist du schon wieder bei dem Kapitel!" rief er so laut, daß seine volle Stimme über die Gleise schallte. Dann fuhr er ruhiger fort: „Also tu mir den einzigen Gefallen, Mutter, und mach einen Pakt mit mir: Solange wir unterwegs und in Hohenried sind, kein Wort mehr über dein Heiratsprojekt."

Er war ernst geworden. Ein Anflug gesammelter Energie, die er sonst im Verkehr mit seiner Mutter sparte, sprach aus seinen Worten.

„Gut, Vinzenz, wie du willst. Aber eins laß mich noch sagen: Von einem Projekt ist keine Rede. Du bist frei, ich sage nur, es ist Zeit, denn du weißt nicht, wann du allein sein wirst, und ich kann dich nicht so allein lassen."

Und auf einmal stürmte auf dem sonnigen, von reifender Herbstschwüle verbrannten Bahnsteig eine Fülle mütterlicher Liebe auf den großen Sohn ein, daß ihm ein feuchter Schein in die Augen schoß. Aber ehe er sich fassen und die Bewegung ersticken konnte, brauste der Zug aus dem Tunnel der Rebhügel und verschlang seine Worte.

„Ich bin nicht allein, ich hab dich noch, noch lange habe ich dich. Und ich hab mein inneres Leben, das läßt mich nicht einsam verdorren!"

Er schrie es der Mutter ins Ohr, aber sie schüttelte mit einem wehmütig resignierten, ein bißchen spöttischen Lächeln den Kopf. Er wußte nicht, ob sie ihn nicht verstanden hatte im klirrenden, knarrenden Lärm und Gestampf des bremsenden Zuges, oder ob sie seine Worte mit diesem seltsamen, ihm so bekannten Lächeln aufnahm.

Und da überschlich ihn zum erstenmal mit beklemmender Gewalt der Gedanke, daß er sie bald verlieren könnte.

* * *

Das Hohe Ried schlug seine Geländewellen beinah unabsehbar in die Weite. Nur im Süden liefen sie an dem Fuß des Hochgebirges aus, das mit glänzenden Klippen und schroffen Wänden in den dunkelblauen Herbsthimmel wuchs. Schwärzliche Erde lag frisch gepflügt, grüne Matten frisch gemäht, die Herbstzeitlosen blühten, in den Mooren plärrte der Frosch, und zarte Fäden trieben mit dem Wind, der unermüdlich über die wellige

Höhe strich. Wer auf einem Gipfelrücken stand, sah nicht Dorf noch Hof. Nur klare Weite und ziehende Wolken. Und trotzdem war die Einsamkeit belebt, schmiegten sich kleine Dörfer und einzelne Höfe in versteckte Tälchen, wo die Seelein im Moor schliefen. Und wer des Landes kundig war und scharfe Augen besaß, der wies etwas mit dem Finger auf ein winziges goldenes Ding, das über zwei, drei Hügelfirsten hinwegblitzte, dicht am Boden kauernd wie ein unbeweglich schwebendes goldfarbenes Insekt.

Vinzenz Herrenrieder lüftete den Lodenhut. Der Wind pfiff mit feinem Sington an seinen Schläfen hin. Gleichmütig stand Gebhard Gorner neben dem müden Pferd, das den Kopf mit der flatternden Mähne zur Erde senkte. Die Egge hing schwer voll klumpiger Erde.

„Das Turmkreuz von Hohenried", sagte Vinzenz und wies mit dem Finger in die Weite.

Der Bauer schwieg. Aber seine Augen hingen ernst an dem goldblitzenden Schein, der dicht über der höchsten Bodenwelle flimmerte. Dann drehte er den Gaul und zog die Egge über das Feld.

Vinzenz blickte sich nach ihm um. Er ging schon bergab, den Furchen des geschweiften Ackers nach. Hager und sehnig, ging er in den Hemdärmeln neben dem weißen Pferd, das jetzt die Nüstern hob und in den Wind prustete.

Eine Weile zauderte Vinzenz. Aber weit in der Ferne, in die nächste Bodenhebung hinan zog sich das Feld, und Gebhard war noch schweigsamer geworden, seit er ihn vor zehn Jahren gekannt hatte.

So wartete Herrenrieder nur, bis jener drüben angekommen war und unter dem verkrüppelten, vom Wind beinah wagrecht gestrichenen Birnbaum anhielt, um ihm mit dem Hut zuzuwinken, dann setzte er seinen Weg fort.

Gebhard Gorner hatte langsam den Arm gehoben und ihn wieder sinken lassen.

Und Vinzenz ging weiter, auf das goldene Turmkreuz zu, das ihm noch einen Funken ins Auge warf, um sich dann hinter den Hügelfirst zu ducken.

Da rief eine helle Stimme in der Stille.

Herrenrieder hielt erstaunt den Schritt an und blickte sich um. Er war schon über die Höhe in die nächste Mulde geraten, und von dem eggenden Bauer war nichts mehr zu sehen. Ein dunkles Wasser lag unten im grünen Ried, weiße Wolken spiegelten sich darin. Dort zog auch das Sträßlein heran, in den Telephondrähten spielte der Wind, daß er beim angestrengten Lauschen den singenden Ton vernahm.

Und immer noch die helle Stimme. Eine Kinderstimme! Jetzt unterschied er auch das, und dann strich unten aus dem grauschimmernden Schilf ein flachsblondes Bürschlein, und Vinzenz erkannte den ältesten Buben des Gebhard und der Sabine, der barbeinig durch das Ried patschte und barhaupt, in Hemd und Hosen, dahertrollte.

„Lorenz, wie kommst du denn hierher!" rief er ihn an.

„Dem Vater nach", antwortete er zwischen zwei Singversen und zog weiter.

Aber Herrenrieder hielt ihn auf.

„Weiß deine Mutter, wo du bist?"

„Die Mutter?" fragte er verwundert oder stellte sich verwundert, um Zeit zu gewinnen, und sah mit dunklen Beerenaugen, die schwarz unter dem blonden Flachshaar hervorschimmerten, zu dem Frager auf.

Da ließ Vinzenz die Hand auf dem weichen Haar des Knaben rasten, und die Ähnlichkeit mit der Mutter überlief ihn warm und voll. Acht Tage saßen sie schon auf dem Hof, aber sie hatten sich kaum gesehen, die Sabine und er.

Das kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein. Und jetzt wurde ihm im Spiegel dieses Kindergesichtes plötzlich klar, wie viele Jahre vergangen waren, seit er als junger Mensch die Sabine Reitter im Arm gehalten hatte.

Das Hohe Ried lag noch wie damals, wie seit undenklichen Zeiten in stiller Einsamkeit. Die Grillen zirpten, und die Wolken liefen. Der Wind pfiff, und der Hanf bleichte, die Wildenten ruderten auf den Seen, und die Torffeuer rauchten, und die Buben stampften im Schilf und jagten Frosch und Molch und den schimpfenden Rohrspatz, er aber war zu Jahren gekommen, und die Sabine Reitter war nicht mehr da.

Sie war nicht mehr.

Sie war damals in ihm aufgegangen. Die Frau, die hoch an Wuchs, mit starken Armen und wortkarg im Riedhof waltete, drei Buben am Rock und zusammengewachsen mit dem Gebhard Gorner, mit der schwarzen Erde und dem ewigen Umlauf der Zeit, die war nicht jene älter gewordene Sabine, hatte nichts mehr mit ihr gemein, nie etwas gehabt mit jener.

Die Sabine Reitter, die er als Student verliebt und glücklich in den Armen gehalten, deren blonde Zöpfe als Schlingen um seinen Nacken gelegen hatten, die war ein Geschöpf seiner Phantasie gewesen und hatte nie gelebt. Durfte nie gelebt haben.

Und doch blickte sie ihn heute an mit den Augen dieses Knaben, der scheu und trotzig, als fürchtete er, gescholten zu werden, zu ihm aufsah, ein wildes Höhenkind, mit zartem bräunlichem Gesicht und weißem Leib, der glatt und schlank aus dem offenen Hemd wuchs.

Und plötzlich ein schriller, jauchzender Ruf, und wie ein Rebhuhn sich duckend, wenn über ihm der Habicht kreist, schoß der Knabe unversehens unter Herrenrieders Händen fort und rannte den Feldweg hinan, die Höhe empor und jauchzte noch im pfeilschnellen Lauf seinen jubelnden Triller.

Oben aber auf der runden Hügelkuppe stand der Bauer aufgeplanzt neben seinem Ackerpferd, das wie er unbeweglich blieb, und ihre Gestalten hoben sich mächtig, wie aus dem Boden gewachsen, in ihrer gesammelten Ruhe von dem blauen Hintergrund des Himmels ab.

Der Knabe lief in Sprüngen, stutzte, rannte dann nach einem flüchtigen Blick über die Schulter noch schneller, tauchte hinter Hecken und Büsche und stand plötzlich neben dem Vater auf dem Hügelkamm.

Da wandte sich Vinzenz Herrenrieder hastig ab und ging weiter, als schämte er sich, Zeuge der Begrüßung des Vaters und des Buben zu sein. Aber der Bauer hatte stumm die Egge herumgerissen und ging zum letztenmal in der Furche, ohne auf den Knaben zu achten, der vergnügt neben dem Gaul hertrabte und mit bröckelnden Erdkrumen nach den Krähen schoß.

(Fortsetzung folgt.)

Lyzeum und Höhere Mädchenschule.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Die ministeriellen Erlasse, die den höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend gelten, mehren sich seit einigen Jahren zusehends. Diese Tatsache hängt mit der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens eng zusammen und ist durch sie bedingt. Selbst für die Behörde war die Höhere Mädchenschule vor 1908 ein Begriff, der einen sehr verschiedenen Inhalt in sich barg, bis dann endlich nach langem Harren die Klärung kam. So waren mit einem Schlag die anerkannten Höheren Mädchenschulen von den Mädchenschulen geringerer Gliederung getrennt. Es trat alsbald an die Beteiligten die bedeutsame Aufgabe heran, die Reform den Bestimmungen gemäß auch durchzuführen. Was dabei hinsichtlich der öffentlichen Anstalten die Gemeinden geleistet haben, ist von den Behörden wiederholt ausdrücklich anerkannt worden. Damit hatten aber die Gemeinden eine Pflicht erfüllt, deren sie sich seit langem gegenüber der männlichen Jugend bewußt geworden waren, eine Pflicht, der sie sich auch der weiblichen Jugend gegenüber nicht entziehen durften.

Aber einzelne Gemeinden waren dazu nicht imstande. Und wie ihnen ging es auch einer großen Zahl von Leitern und Leiterinnen höherer Privatmädchenschulen. Trotz der erdenklichsten Bemühungen auf allen Seiten mußte sich die vorgesetzte Behörde immer von neuem davon überzeugen, daß die volle Durchführung der Reform an den meisten anerkannten Privatschulen und auch an einer Reihe anerkannter öffentlicher Schulen sehr große Schwierigkeiten machte. Aus dieser Erkenntnis heraus hat sich nun der Minister zu einem neuen Erlaß veranlaßt gesehen, der im Anschluß an einen Allerhöchsten Erlaß am 12. Dezember 1911 gegeben ist, wonach den nach den Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens am 13. August 1908 eingerichteten, als höhere Lehranstalten anerkannten Höheren Mädchenschulen die Bezeichnung „Lyzeum" und den in diesen Bestimmungen als Lyzeum bezeichneten weiter führenden Bildungsanstalten für die weibliche Jugend die Bezeichnung „Oberlyzeum" beigelegt wird.

Der neuste ministerielle Erlaß ordnet ferner an, daß in Zukunft die nach den Bestimmungen vom 18. August 1908 als „gehobene Mädchenschulen", „Privatmädchenschulen" u. ä. benannten Schulen, soweit sie ihrem Unterricht die Lehrpläne vom 31. Mai 1894 oder vom 12. Dezember 1908 zugrunde legen, die Bezeichnung „Höhere Mädchenschule" führen. Gleichzeitig werden die Provinzial-Schulkollegien veranlaßt, den Leitern und Leiterinnen derjenigen privaten Lyzeen sowie den Unterhaltungspflichtigen derjenigen öffentlichen Lyzeen seines Aufsichtsbezirkes, denen aus irgendeinem Grunde die Durchführung der Bestimmungen vom 13. August 1908 in vollem Umfange Schwierigkeiten bereitet, nahezulegen, auf die Anerkennung der Schulen als höhere Lehranstalten zu verzichten bzw. auf die Wiederumwandlung der öffentlichen Lyzeen in Höhere Mädchenschulen — naturgemäß unter Wahrung wohlerworbener Rechte der angestellten Lehrer und Lehrerinnen — Bedacht zu nehmen. Derartige Schulen können auch auf ihren Antrag unter der Aufsicht des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums belassen werden. —

Die Bezeichnung „Höheres Lehrerinnenseminar", die seit der Neuordnung bekanntlich für die „Oberlyzeen" benutzt wurde, hatte im Laufe der Jahre häufig zu Verwechslungen mit dem Seminar für Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen Veranlassung gegeben, so daß es von wesentlichem Vorteil ist, daß sie hinfort nicht mehr zur Anwendung kommt. Auf der Verwechslung beider Begriffe beruhte auch vor allem die irrige Anschauung hinsichtlich des Rechts des Studiums, das den im Höheren Lehrerinnenseminar vorgebildeten Lehrerinnen zugebilligt, den Volksschullehrern, die ihre Vorbildung im Volksschullehrerseminar erhalten, aber vorenthalten wird. Und dieses Mißverständnis war sogar weit in die Universitätskreise gedrungen und hatte dort, wenigstens vorübergehend, eine Anschauung gezeitigt, die dem Studium der auf einem Oberlyzeum für das Studium rechtmäßig vorgebildeten jungen Mädchen nachteilig wurde.

Wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die namentlich den anerkannten höheren Privatmädchenschulen hinsichtlich der Gewinnung der notwendigen Anzahl akademisch gebildeter Lehrkräfte erwachsen, Schwierigkeiten, die in Zukunft voraussichtlich noch deutlicher hervortreten werden, wenn nur solche Kandidaten und Kandidatinnen des höheren Lehramtes als akademische Lehrkräfte gerechnet werden, die bereits das Zeugnis der Anstellungsfähigkeit für höhere Lehranstalten erworben haben, so erscheint das Vorgehen der Staatsregierung nur billig. Allerdings mag die Frage naheliegen, warum man von vornherein jenen Anstalten die Möglichkeit zu einer Entwicklung bot, die die staatliche Anerkennung als „Höhere Mädchenschule" zum Ziele hatte. Wenn das aber bei Veröffentlichung der Reform nicht geschehen wäre, wenn man etwa die höheren Privatmädchenschulen davon ausgeschlossen oder weniger leistungsfähigen Gemeinden es nahegelegt hätte, auf diese Vergünstigung von Anfang an Verzicht zu leisten, so wäre wohl nicht mit Unrecht der Vorwurf der ungleichen Behandlung der einzelnen Schulen und Gemeinden erhoben worden. Die Staatsregierung schuf also freie Bahn, ohne irgendeiner Anstalt hindernd in den Weg zu treten. Sie ging sogar so weit in ihrem Entgegenkommen gegen die Schulen, daß sie die Anerkennung in erster Linie nicht von den unterrichtlichen Leistungen der Anstalt, sondern von der Erfüllung oder vielmehr von der übernommenen Zusicherung der Unterhaltungspflichtigen, die betreffende Schule den Bestimmungen von 1908 gemäß einzurichten, abhängig machte. Überdies trat die Regierung bei ärmeren Gemeinden mit Unterstützung hilfreich ein, während sie die Privatschulen Berlins und anderer Großstädte, die über eine entsprechende Steuerkraft verfügen, an die Städte verwies. In der Hoffnung auf Unterstützung seitens ihrer Gemeinwesen gingen auch die Leiter und Leiterinnen der privaten höheren Mädchenschulen die geforderte Verpflichtung ein. Dann blieb aber die gehoffte Unterstützung in vielen Fällen gänzlich aus, teilweise war sie nur so gering, daß selbst bewährte Anstalten eingehen oder ihre Leiter sich in Schulden stürzen mußten. Erst seit einem Jahr unterstützt z. B. die Stadt Berlin elf der vorhandenen sechzehn anerkannten Höheren Privatmädchenschulen mit einer Summe von zusammen 90000 Mark jährlich. Daß diese Summe auch nicht annähernd die durch die Bestimmungen geforderten Einrichtungen deckt, ist klar. Eine Erhöhung des Zuschusses ist aber in diesem Jahre und in nächster Zeit ausgeschlossen.

Unter diesen Umständen muß der neue Erlaß denen, die es gleichsam am eigenen Leibe erfahren haben, wie unendlich schwer es ist, den gesetzlichen Anforderungen zu genügen, als eine Wohltat erscheinen. Überdies wird ja auch den Schulen, die ihn sich nutzbar machen wollen, nichts genommen. Höhere Mädchenschulen waren sie, und Höhere Mädchenschulen bleiben sie. Den Schulen aber, die den Bestimmungen in jeder Hinsicht genügen, ist etwas Neues, die Bezeichnung „Lyzeum", verliehen.

Man darf ferner nicht verkennen, daß der neue Erlaß allgemeinen Wünschen entgegenkommt. Immer wieder sind Vertreter der Städte gegen die durch die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens der Gemeinde erwachsenen Mehrkosten aufgetreten; sie haben es unumwunden zum Ausdruck gebracht, daß die Herbeiführung der Anerkennung ihrer höheren Mädchenschulen der Gemeinde ein nobile officium sei, dem man sich nicht entziehen könne, wolle man das gesellschaftliche Niveau der Einwohner des Ortes nicht mit Gewalt herabdrücken. Nun ist ihr Wunsch früher, als sie es zu hoffen wagten, erfüllt. Der alte Zustand vor 1908 ist für sie wiederhergestellt, und es ist ihnen sogar die Freiheit gegeben, den neuen Lehrplan von 1908 ihren Anstalten zugrunde zu legen, ohne die für das Lyzeum geforderte Zahl von akademisch gebildeten Lehrkräften zu besitzen, und ohne die für die Lyzeen vorgesehenen Einrichtungen für ihre Schule herbeizuführen. Dieses nämlichen Erfolges dürfen sich auch die Leiter und Leiterinnen der höheren Privatmädchenschulen erfreuen. Sie können ihre Unabhängigkeit von der Gemeinde, deren Hilfe sie nun nicht mehr bedürfen, wahren; sie haben aber auch fortan die Berechtigung, an ihren Anstalten ohne Rücksicht auf akademisch gebildete Lehrkräfte die zahlreich vorhandenen männlichen und weiblichen Lehrkräfte, die für Mittlere und Höhere Mädchenschulen geprüft sind, zu beschäftigen, Lehrkräfte, die sich durch entsprechende Fortbildung auch für den Unterricht in den oberen Klassen der Höheren Mädchenschulen geschickt gemacht haben.

Vor allem aber ist durch den neuen Erlaß das Fortbestehen der einzelnen Anstalten gesichert, denen im andern Falle das Eingehen über kurz oder lang drohte. Darin liegt ein ganz besonderer Vorteil, der den Beteiligten nicht verborgen bleiben kann.

Ohne Frage sind die Anforderungen, die an die Schülerinnen unserer Lyzeen seit der Neuordnung gestellt werden, namentlich in den oberen Klassen, erheblich vermehrt worden. Es zeigt sich daher seit Einsetzen der Reform deutlicher als früher ein Zurückbleiben einzelner Schülerinnen. Nicht zum wenigsten haben die Anforderungen in der Mathematik ihren Anteil daran. In einigen Orten war es schon jetzt der Mittelschule vorbehalten, den Schülerinnen, die den Anforderungen des Lyzeums nicht gewachsen waren, eine Stätte zu bieten, an denen sie frohen Mutes ihrem Ziel nachstreben konnten. Nun hat sich für sie die Sachlage insofern noch günstiger gestaltet, als durch das Vorhandensein Höherer Mädchenschulen neben den Lyzeen der elterliche Stolz, der sich selbst gegen die Mittelschule wehrte, keine Einbuße zu erleiden braucht.

Erst in diesen Tagen ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die klare Absicht der Staatsregierung erkennbar werde, in dem neuen Lyzeum die Bestimmungen der Reform schneller und rücksichtsloser zur Durchführung zu bringen. Das ist nicht der Fall. Man will vielmehr nichts anderes als überhaupt die Reform zur Durchführung bringen und denen, die dazu nicht imstande sind, eine Erleichterung verschaffen, ohne ihre soziale Lage zu gefährden. Wenn ferner darin sogar eine große Gefahr für unsere weibliche Jugend erblickt wird, daß die vermehrten wissenschaftlichen Anforderungen auf der Oberstufe zur Zeit der stärksten Entwicklung unserer Mädchen, die erhöhte Stundenzahl, die starke Vermehrung der akademischen Lehrkräfte eine übermäßige Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte unserer Mädchen gebracht habe, so ist damit nichts anderes behauptet, als daß die neuen Lehrpläne und ihre Durchführung unsere jungen Mädchen gefährden. Das ist aber bei richtiger Gestaltung des Unterrichts nicht der Fall. Die Reform hat sich bisher bewährt. —

Einen Wunsch wird sicherlich die Staatsregierung noch erfüllen, den „Höheren Mädchenschulen" wenigstens die Rechte zu verleihen, die sie der Mittelschule gewährt. Voraussetzung wird für die Behörde allerdings auch hierbei sein, daß ein bestimmter Lehrplan streng innegehalten wird, dieser aber nicht der Auslegung noch dem Gutdünken der einzelnen unterworfen ist.

Der Landsitz des Prinzen Heinrich.

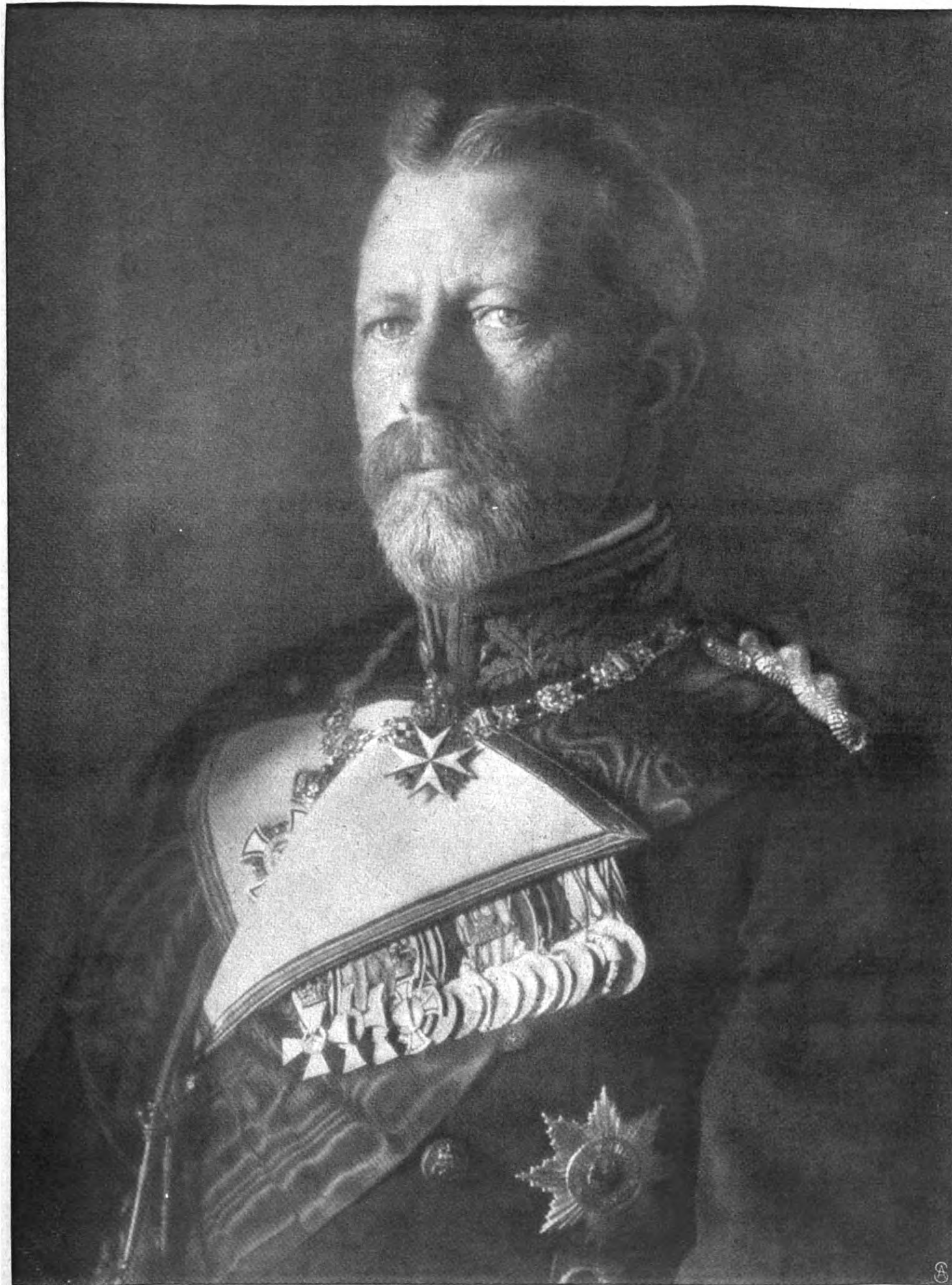
Von Freiherr von Wechmar. — Hierzu 9 Originalaufnahmen des Kgl. Hofphotographen C. Bieber, Hamburg.

Wem einmal Schleswig-Holsteiner Wind um die Nase wehte, der weiß, wie wohl sich's dort in der Nordmark hinter Knick und Gräben in einem Holstenheim haust. Es ist etwas Herbes in Luft und Licht, das sich auch auf die Landschaft überträgt und uns der Menschen Wohnungen doppelt heimisch macht.

Daß in dem meerumschlungenen Land ein großer Prozentsatz der Bevölkerung zur See fährt, ist erklärlich, und der Ruf der Schleswig-Holsteiner als gute Matrosen ist in der Welt bekannt. Wer dann der Fahrten genug getan, der sehnt sich wohl heim und macht sich gern unter stammverwandten Gleichgesinnten seßhaft, so ist es von jeher der Brauch geblieben. Aber auch viele, denen die See während langer Jahre an Bord eines Schiffes Lied um Lied gesungen, auch sie mögen in späteren Ruhezeiten der Woge Gesang nicht mehr missen und siedeln sich daher an der Wasserkante an, stand ihre Wiege selbst noch so fern im Binnenland. Zu ihnen gehört Prinz Heinrich, unser Großadmiral der Flotte (Abb. S. 579).

Schon vor etwa siebzehn Jahren erwarb der Bruder unseres Kaisers das adelige Gut Hemmelmark, das etwa 3 Kilometer von Eckernförde liegt. Dem Wunsch seiner Gemahlin (Abb. S. 581), gerade dort den Wohnsitz zu nehmen, entsprach der Prinz gern, liegt doch die Besitzung in unmittelbarer Nähe der Eckernförder Bucht, und außerdem ist Kiel mit dem Kraftwagen in vierzig Minuten zu erreichen.

Man weiß, daß die Prinzessin Heinrich gesellschaftliche Repräsentation, wie sie die hohe Stellung ihres Gemahls als Admiral und Stationchef an Land mit sich brachte, nicht liebte, und im Hauptkriegshafen unserer



Prinz Heinrich von Preußen.
Neuste photographische Aufnahme.



Hemmelmark, der Landsitz des Prinzen Heinrich: Das Herrenhaus von der Seeseite.

Marine gibt es besonders für einen königlichen Prinzen bekanntlich hierzu Gelegenheit genug. So vertauschte denn die Frau Prinzessin schon in den ersten Jahren des Besitzes von Hemmelmark, wenn irgend möglich, den Aufenthalt im Kieler Schloß mit jenem auf dem herrlich gelegenen Landgut, obgleich der alte Herrensitz damals für eine prinzliche Hofhaltung noch durchaus unzulänglich genannt werden mußte. Aber mit den Jahren ist hier Wandel geschaffen worden, und durch Zuerwerbung des Nachbargutes Luisenberg im Jahr 1901 wurde Hemmelmark derartig vergrößert, daß eine fürstliche Besitzung entstand, die in der Gegend ringsum kaum ihresgleichen hat.

In der ersten Zeit bewohnte die prinzliche Familie in den Sommermonaten das mitübernommene, sehr einfache Herrenhaus; im Jahr 1898 wurde dann das heute als Kavalierwohnung benutzte Viktoriahaus errichtet, und 1905 begann man mit dem Bau des Herrenhauses, zu dem Hofbaurat Ihne wohl die Entwürfe anfertigte, das aber in allen Einzelheiten nach den



Blick in das Speisezimmer.



Prinzessin Heinrich von Preußen.



Rückansicht des Herrenhauses.



Die Einfahrt zum Herrenhaus.

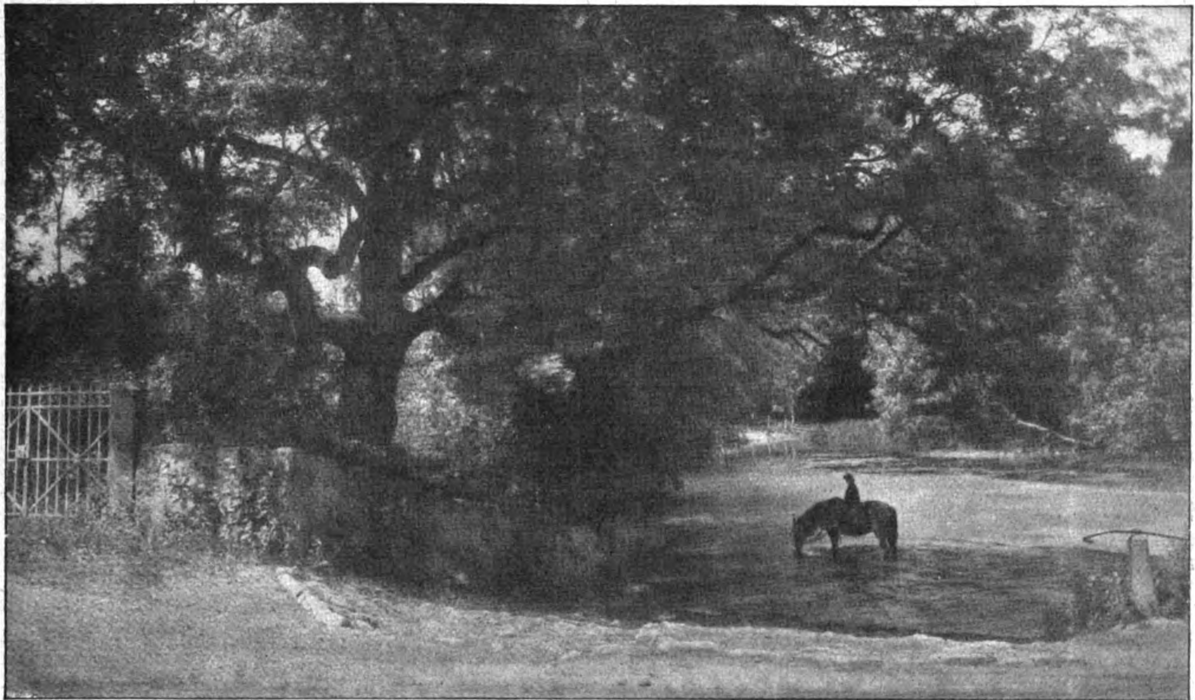
Jeder Prunk wurde vermieden, und doch wirkt das Ganze in der gesamten Linienführung großzügig. Der auf weiten Reisen geschulte Blick des Prinzen hat auch hier nicht versagt, jede Anlage ist praktisch und derart beschaffen, daß für alles gesorgt ist.

Ziemlich unvermittelt biegt unser Gefährt von der Chaussee ab, und wir befinden uns in einer Tordurchfahrt, die eine außerordentlich malerische Perspektive dem Blick erschließt (Abb. nebenst.). Zu beiden Seiten der Einfahrt stehen zwei lange, strohgedeckte, scheunenartige Gebäude, denen quervor das Herrenhaus (Abb.



Blick vom Herrenhaus über den See.

Angaben des prinzlichen Bauherrn unter Dach gebracht wurde. Bemerkenswert ist dabei, wie sich hier der entstandene Bau der Gegend und dem Ueberkommenen in jeder Linie anpaßt. Des Prinzen Wunsch war dies von vornherein; deshalb baute man auch kein Schloß im landläufigen Sinn auf, sondern schuf einen Villenbau im englischen Landhausstil, der mit seiner langen, roten Backsteinfront, mit den weißen Giebeln und den vielen schmalen Fenstern einen außerordentlich gemütlichen, dabei schmucken Eindruck auf den Beschauer macht.



Die Schwemme.

S. 580) gelagert liegt. Alte und neue Zeit wirken hier in ihren Gegensätzen außerordentlich reizvoll. Dort das leuchtende Rotweiß im Hintergrund, die mannigfach durch Giebel, Veranden und Loggien gegliederte Front des Hauptbaus, hier rechts und links die langgestreckten, landwirtschaftlichen Zwecken dienenden Fachwerkbauten, deren ehrwürdiges Alter selbst die peinlich genaue Pinselführung, das lichte Weiß auf Balken und Mauerritzen, nicht wegzuschminken vermochte. Gerade dieses liebevolle Erhalten des Ueberkommenen dünkt uns hier besonders charakteristisch.

Im Innern des Herrenhauses wird man überall an den Beruf des Prinzen als Seemann erinnert. Schon die praktische Einteilung des vorhandenen



Blick in die Halle.

Raumes läßt das erkennen, besonders aber gemahnen uns die aus Tiekholz hergestellten Fußböden daran, die wie das blitzblank gehaltene Schiffsdeck einer soeben zur Musterung getrimmten Jacht glänzen.

Wie an Bord, so sind die Ecken der Räume hier an Land besonders liebevoll behandelt. Der Behaglichkeit soll jedes Plätzchen dienen, darum fanden auch die Möbel nur dort Aufstellung, wo sie Zweck und Raum am besten ausfüllen. In der Halle (Abb. S. 583) kommt das am deutlichsten zum Ausdruck. Hier sieht man auch, daß der Prinz ein feinsinniger Blumenfreund ist, denn die duftenden Kinder Floras, die der Seemann früher oft genug für längere Zeit missen mußte, werden auf Hemmelmark mit liebevoller Fürsorge behandelt. Das gilt auch für die alten Baumbestände, die in prächtigen Gruppen auf dem Gutsgebiet gehegt werden. Nicht ein Baum darf der Axt zum Opfer fallen. So blickt man aus dem Oberstock des Herrenhauses, in dessen einem Flügel die prinzliche Familie wohnt, überall hinaus ins Grüne, und die Durchblicke über schöne Rasenflächen gestatten eine weite Aussicht über Land und See (Abb. S. 582). — Das in Weiß gehaltene Speisezimmer (Abb. S. 580) ist für den durchgebildeten Geschmack des prinzlichen Paares besonders typisch, und der Beschauer vertieft sich daher gern in alle Einzelheiten. Die wertvolle Sammlung chinesischen Porzellans auf dem Sims und wenige, aber gute Bilder, unter denen ein Seestück des Marinemalers Professors Hans Bohrdt „Die Ausreise nach Teneriffa" den Ehrenplatz erhielt, fesseln den Kenner. Kabinettstücke von Menzel findet man hier mehrfach, und wertvolle Nippes, die der Hausherr von weiten Reisen mitheimgebracht, erfreuen überall das Auge des Beschauers. —

Wenn dort auf Hemmelmark im frischen Seewind die hohen Bäume rauschen und vom Wasser her der Woge Gesang herüberhallt, dann läßt sich's im Herrenhaus wohlig wohnen, und wer das arbeitsreiche Leben des prinzlichen Seemanns kennt, der gönnt ihm gewiß gern die Tage der Ruhe, die er dort findet, hat doch Prinz Heinrich bisher seine ganze Persönlichkeit nur allein für Deutschlands Machtstellung zur See eingesetzt

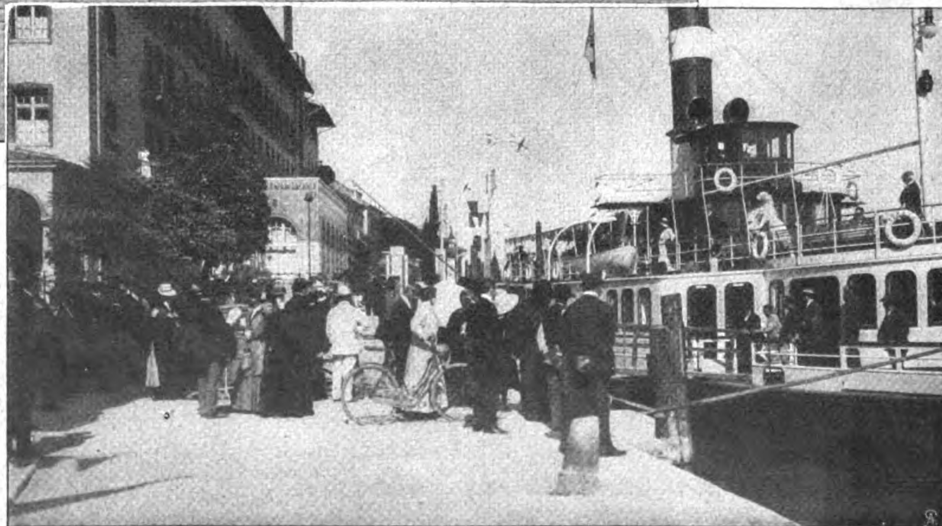
Frühling am Gardasee.

Von Anton Krenn. — Hierzu 10 Spezialaufnahmen für die „Woche" vom Verfasser.

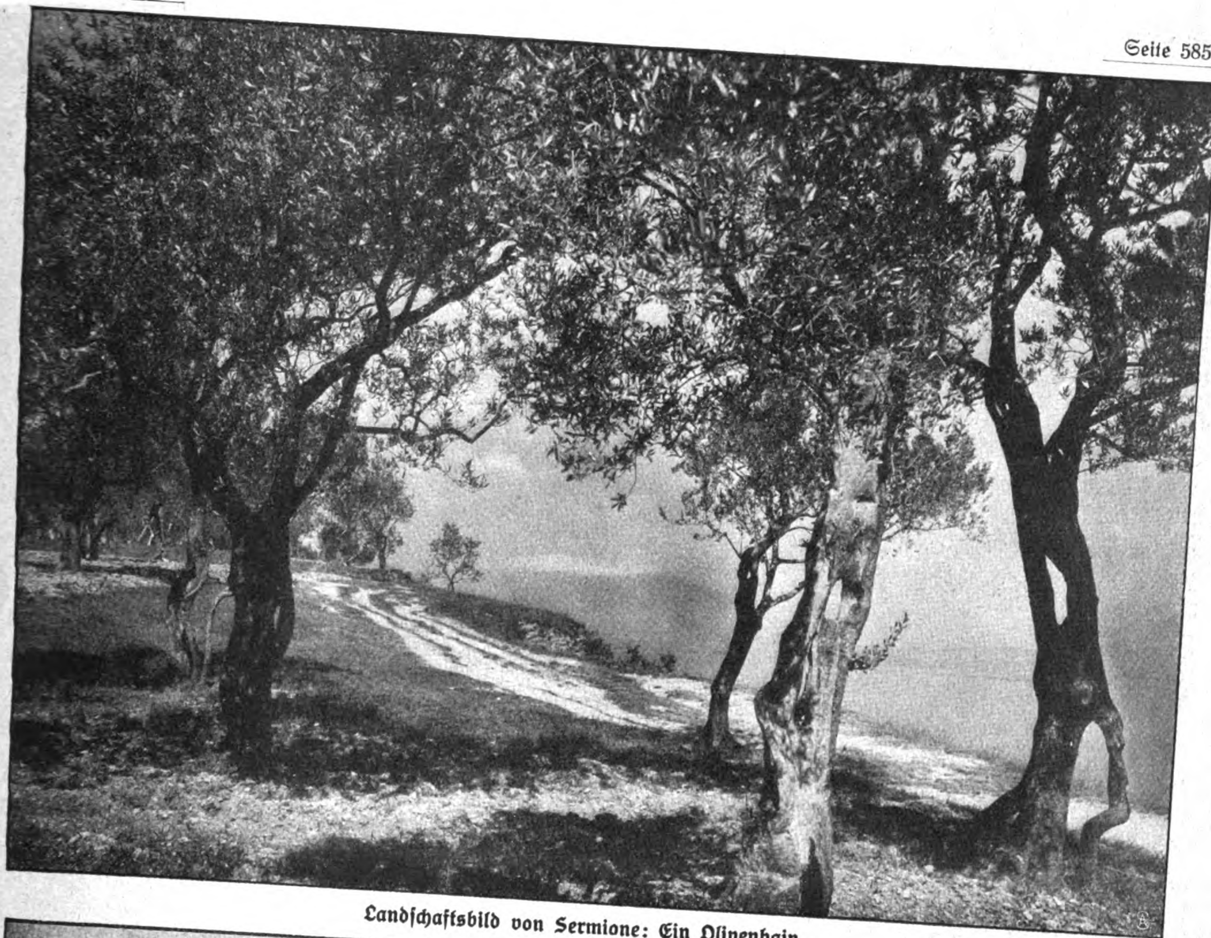
Unter den italienischen Alpenseen ist der Gardasee nicht nur der größte, sondern hinsichtlich seines landschaftlichen Charakters auch der schönste. Halb Binnen-, halb Gebirgsee, erinnert er in seinem untern Teil mit der weitausgedehnten Wasserfläche und den flachen, fruchtbaren Ufern an den Bodensee, während der obere Teil mit seinen steil aufragenden Uferfelsen eher dem Vierwaldstättersee gleicht, mit dem er auch die zeitweise auftretenden heftigen Stürme gemein hat. Was aber der Gardasee gegen diese beiden Gewässer voraus hat, ist seine üppige Vegetation, die an die Gestade des Mittelmeers erinnert, und die selbst an den unwirtlichsten Stellen seiner Ufer fortwuchert und seltsame Kontraste hervorbringt. Das milde Klima des Sees, das dem im übrigen Oberitalien um mindestens vierzehn Tage voraus ist, erlaubt den Anbau von Pflanzen, die



Ansicht von **Gardone-Riviera.**



Hafenbild aus Gardone.



Landschaftsbild von Sermione: Ein Olivenhain.



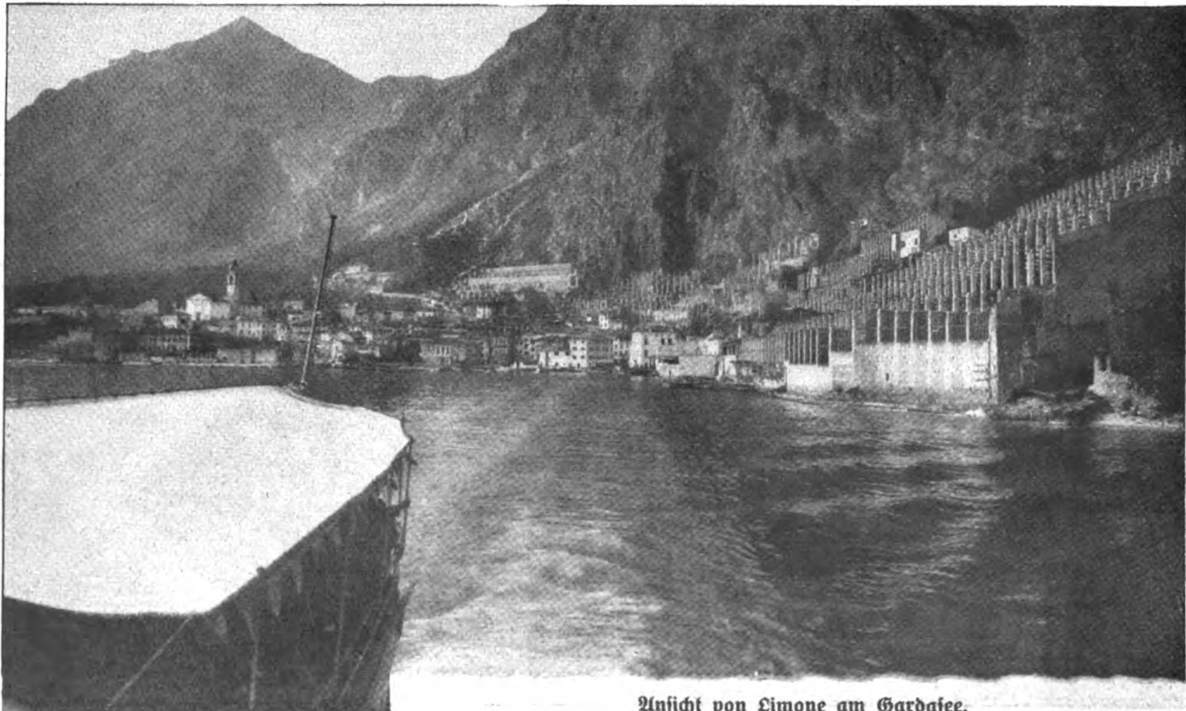
Das alte Kastell auf der Halbinsel Sermione.

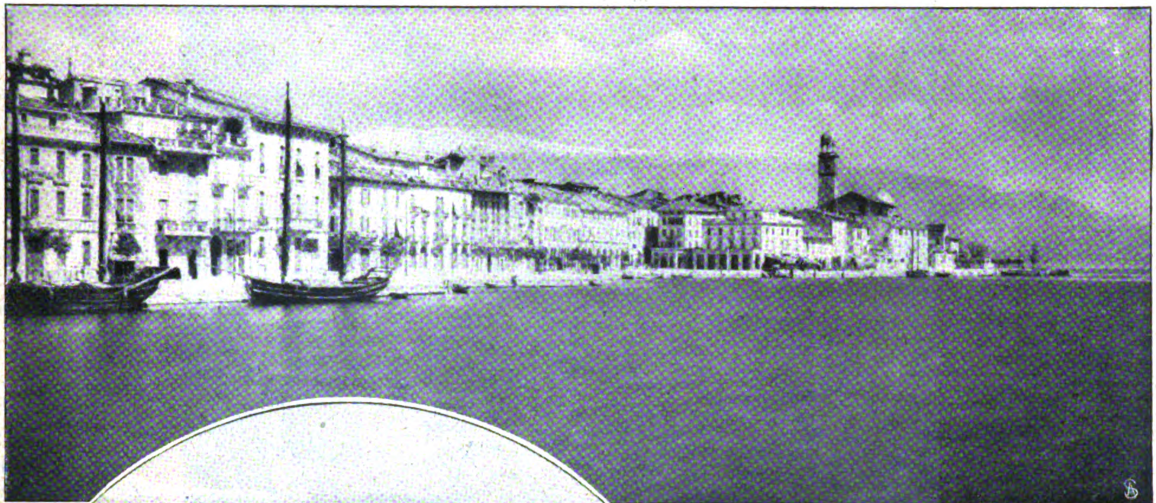

Römische Ruinen auf dem Nordkap von Sermione.

hinauf bedecken, geben mit ihrem silbergrauen Blätterwerk der Landschaft einen eigentümlichen Charakter, aus dem dann das kräftige Grün des Lorbeers und das Dunkel der Zypressen um so wirkungsvoller hervortreten. Seltsam sind auch die knorrigen, verkrümmten Stämme der Olivenbäume, die oft zwei- und dreimal gespalten und künstlich ausgehöhlt sind, so daß man sich wundern muß, daß die Stämme trotz dieser Verstümmlungen noch weiterwachsen und Früchte tragen

sonst erst an der Riviera, in Süditalien und Sizilien gedeihen. Abgesehen von der Rebe, die besonders an den flachen Ostufern bei Bardolino einen vortrefflichen Tropfen reifen läßt, gedeihen Lorbeer- und Feigenbaum, Zypressen, Myrten, Granaten und Kapern, Oliven und Zitronen. Die Zypressen des Gardasees, besonders der prächtige Hain von San Vigilio mit seinen etwa 800jährigen Riesenbäumen, sind die größten und schönsten in ganz Oberitalien; die Olivenbäume, die den ganzen Strand und die Uferhügel bis 300 Meter

können. Diese Ausschnitte sind aber nur eine Operation gegen die weitverbreitete Pilzkrankheit und schaden den Bäumen anscheinend nicht im geringsten, da man stattliche Exemplare mit ganz unglaublich zerklüfteten Stämmen sehen kann. Das eigentliche Wahrzeichen des Gardasees ist aber der Zitronenbaum (Limoni), der in besonders eingehegten und geschützten Anlagen, den sogenannten Serre, die terrassenförmig an der Berglehne angelegt werden, gezogen wird. Die am Gardasee gezogene Zitrone ist mit die beste


Ansicht von Limone am Gardasee.



Ansicht von Salò am Gardasee.



Die Isola di Garda bei Gardone.

Italiens, aber auch hier geht der Ertrag infolge einer Krankheit der Bäume stark zurück. Von etwa 18 Millionen Stück in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist der jährliche Ertrag jetzt auf 3 bis 4 Millionen gesunken. In der letzten Zeit hat auch die Seidenzucht am Gardasee Eingang gefunden.

Daß ein so schönes und fruchtbares Gebiet die Begehrlichkeit der Menschen und Völker wachrufen mußte, ist leicht begreiflich; tatsächlich ist der Gardasee auch seit undenklichen Zeiten ein Zankapfel gewesen, und unzählige Kämpfe sind an seinen Ufern ausgefochten worden; die alten romantischen Burgen, deren malerisches Bauwerk unsere Bewunderung erregt, und die auch manches Stück deutscher Geschichte enthalten, sind Marksteine aus dem Kampf um die Vorherrschaft über den See. Und von den nahen Moränenhügeln am Südufer ragen zwei weitere Wahrzeichen aus jüngster Vergangenheit herüber: der Turm von San Martino



Motiv aus der Umgebung von Salò.


Blick von Riva auf den Gardasee.

und der Obelisk von Custozza, zur Erinnerung an die letzten Unabhängigkeits- und Einigungskämpfe des heutigen Italien. Wer übrigens einen prächtigen Ueberblick über den Gardasee und die ganze Südkette der Alpen zu haben wünscht, dem sei ein Besuch des Turmes von San Martino warm empfohlen. Wie aus der Vogelschau gesehen, liegt das weite Flachland zu seinen Füßen. Wer sich für die Kriegsgeschichte interessiert, der findet hier alle Anhaltspunkte, um sich die Phasen der großen Schlachten von Solferino und Custozza zu rekonstruieren, wie auch das Innere des Turms ein Museum zur Verherrlichung der italienischen Einheitskämpfe darstellt.

Seit einigen Jahrzehnten ist der Gardasee abermals das Ziel einer fremden Invasion, wenn auch einer solchen friedlichen Charakters. An den berühmten Orten, wie Riva, Sermione, Limone usw., trifft man Freunde aus aller Welt. Namentlich Deutsche und Oesterreicher haben sich an der windgeschützten sogenannten Riviera, in Gardone, Salò, Maderno, niedergelassen, um an diesen romantischen Gestaden den herrlichen Gardaseefrühling oder Herbst zu genießen, und nach und nach ist der See das beliebteste Reiseziel vieler Deutscher geworden. Die natürliche Folge war, daß deutsche Geschäfte und Gasthäuser entstanden und manche Orte einen stark deutschen Einschlag erhielten. Auch die eingeborene Bevölkerung war mit dieser Wandlung der Dinge zufrieden, brachte ihr diese Fremdeninvasion doch ungeahnten Wohlstand und leichten Verdienst.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

18. Fortsetzung.

Nach dem etwas seltsamen Verlobungsabend hatte sich Peter Jell nach kaum einer halben Stunde wieder verabschiedet. Er hatte noch Besprechungen, die ihn bis ein Uhr nachts in der Stadt zurückhielten.

Der Kommerzienrat klopfte ihm bewundernd auf die Schulter: „Du bist einer!"

„Ich komme mit", sagte Labisch.

„Mein Auto steht vor der Tür — wo soll ich Sie absetzen?"

Labisch zögerte mit der Antwort, er wußte selbst nicht recht, wohin er wollte. Und doch mußte er sich den Anschein geben, als riefe ihn etwas Wichtiges von Hause ab.

„Ich habe einen Klienten von außerhalb . . ." sagte er hastig. — „In fünf Minuten bin ich umgekleidet."

Agnes wollte mit ihm ins Schlafzimmer.

„Laß nur . . ."

Aber sie ließ sich nicht abhalten, ließ sich's nicht nehmen, ihm Weste und Krawatte für den Smoking herauszulegen, den das Mädchen brachte.

„Mußt du wirlich fort?" fragte sie und beugte sich tief über die Taschentücher, die sich in einem großen Juchtensachet türmten.

„Ja, selbstverständlich, das kannst du dir doch denken. Sonst würde ich nicht . . ."

„Nein . . . gewiß . . ."

Sie fuhr mit der Bürste über die Revers des Smoking.

„Was wollte denn die alte Frau aus der Lützowstraße von dir? Kam sie nicht von Siddy Vogt?"

Mit einem Ruck, unbeherrscht in der äußersten Erregung seiner Nerven, wendete sich Labisch seiner Frau zu: „Was soll das heißen? Was gehen dich die Leute an, die zu mir kommen? Seit wann ist das Mode bei uns, daß du dich darum kümmerst?"

Er riß an den braunseidenen Hosenträgern, daß die Schnalle ihm in der Hand blieb.

Agnes schlug ihre großen Augen in stummem Entsetzen zu ihm auf.

„Was ist denn, Kurtel? Ich habe doch nicht . . ."

„Doch du hast! Dreimal hast du schon den Bureaudiener fragen lassen, wer bei mir drin wäre. Ich verbitte mir das . . ."

Er fuhr sie laut und rücksichtslos an. Die Bürste fiel ihr aus der Hand, auf den Teppich, ihre Finger krampften sich aneinander.

„Es ist doch nichts Schlimmes. Es war des Essens wegen . . . und für Siddy Vogt interessiere ich mich . . . das weißt du doch."

„Du hast dich nicht für sie zu ‚interessieren'. Wir haben nichts mehr mit ihr zu tun, gar nichts mehr . . . verstanden?"

„Nicht so laut, das Kind . . ."

Mit wankenden Knien ging Agnes bis zur offenstehenden Tapetentür, die das schöne, in Dunkelblau gehaltene Schlafzimmer von Iris' Zimmerchen trennte.

„Das Kind schläft", wiederholte sie tonlos. — „Ich bitte dich . . ."

„Dann reize mich nicht. Ich kann diesen ewigen Widerspruch nicht ausstehen. Ich habe den Kopf voll."

Agnes besann sich auf ihre Würde.

„Ich habe dir nicht widersprochen. Ich finde es nur komisch, daß ich mich nicht einmal nach Siddy mehr erkundigen kann, wo ich doch die erste war, die etwas für sie getan hat. Wenn's nach dir gegangen wäre, dann säße sie vielleicht heute noch im Elend. . . . Ich habe sie doch ins Arnulfstift gebracht, ich habe Frau von Paulsin für sie interessiert . . ."

„War sehr notwendig! Da hast du was Rechts gemacht! Da kannst du dir gratulieren."

Heftig fuhr er in den Smoking, riß an ihm herum, suchte auf dem sechseckigen Ecktisch seine Siebensachen zusammen, die er in den Taschen zu tragen pflegte.

„Ich verstehe nicht . . ."

Ihre entsetzten Augen, ihre zuckenden Lippen, ihre weiche, runde Gestalt, die jetzt so in sich zusammengesunken vor ihm stand, irritierte ihn, ließ ihn jedes Maß verlieren.

„Laßt mich künftig aus dem Spiel mit dieser vielgepriesenen Wohltätigkeit! Ich habe den ganzen Kram jetzt satt. Laßt doch vorkommen, was vorkommen will."

„Aber Siddy . . ."

„Ich weiß schon! Ist jetzt eine geachtete Frau — nicht wahr? Lade sie dir doch zum Tee ein, setz sie dir noch in dein Haus. Wirst dir schon deinen Schaden besehn!"

Er sprach höhnisch, und sein kurzes, energisches Kinn zitterte vor Erregung.

„Solche Frauen sind nur dazu da, verständige Menschen kaputt zu machen, weißt du das? Frage mal deinen lieben Schwager, was sie aus ihm gemacht hat? Bis er sie . . . jawohl . . . bis er sie rausgeschmissen hat . . . rausgeschmissen! Und dann — dann heiratet sie einen alten sechzigjährigen Mann, um sich sein Geld zu sichern . . . und jetzt — nachdem sie auch das hat, da fängt sie einen jungen Menschen ein . . . aus erster Familie! Macht sich an Fritz Reimar ran! An einen Lukas! Ich bin verantwortlich für ihn — verstehst du? Seinem Bruder gegenüber verantwortlich! Ich muß die Familie schützen vor so was. . . ."

Was war das mit ihrem Mann? Mit ihrem sonst so überlegenen, nüchternen Mann? Er sollte für Fritz Reimar verantwortlich sein . . .?

„Fritz Reimar ist doch kein Kind . . ." sagte sie und sah an ihrem Mann vorbei, grübelnd, mit starren Zügen.

„Das weiß ich besser. Und dann — ich will das nicht . . . verstehst du. . . . Ich will das nicht! Mit Peter Jell . . . da hab ich mich abgefunden. . . . Aber mit ihr . . ."

Und weil Agnes ihm jetzt ihr totenblasses Gesicht zuwendete, mit einem Glimmen in den schönen grauen Augen, als käme etwas wie Ahnung über sie von dem, was er ihr noch sagen könnte, und was so entsetzlich war, daß sie es nicht auszudenken vermochte, da legte er ihr beide Hände auf die Schultern, daß er sie auf das Bett herunterdrückte, vor dem sie stand.

„Ich will nicht, daß sie mir noch über den Weg läuft. Um deinetwillen will ich's nicht — verstehst du?! Um deinetwillen! . . ."

Das Mädchen klopfte an: „Herr Direktor lassen fragen, ob der Herr Doktor nicht bald käme."

„Ja . . . gleich . . . ich komme."

Labisch schlug sich mit der Hand, aufatmend, über die Brust.

„Die sind eben die stärkeren, die. . . . Wie sagte Fritz Reimar damals? ‚Schlamm . . . Schweiß . . . Blut . . . und Parfüm!' Ja . . . das ist eine gefährliche Mischung, liebes Kind. . . . Die hat's in sich!"

Agnes verstand ihn nicht. Sie fühlte nur, daß etwas unsagbar Schreckliches über dieser Stunde schwebte, daß ein Abgrund sich aufgetan hatte, und daß die ehemalige Schulfreundin, die sie zweimal verleugnet hatte — jetzt ihre furchtbare Rache nahm.

„Denk an das Kind, Kurtel", schluchzte sie und streckte wie beschwörend die Hand aus.

Ein bitterer Geschmack kam ihm auf die Zunge. Ein leiser, ganz leiser Ekel packte ihn vor der Trivialität dieses Wortes. „Denke an das Kind!" . . . Es war die erste Zuflucht dieser kleinen, bürgerlichen Natur, ihr erster Aufschrei — es war der Schild, den diese zärtliche Mutter angstvoll vor ihre Brust hielt, damit der feindliche Pfeil sie nicht traf.

Er zuckte die Achseln und murmelte gepreßt: „Ich tue euch ja nichts . . . hab doch keine Angst . . . ich tue ja nichts."

Und langsam verließ er das Zimmer. — —

„Also wohin?" fragte Peter Jell auf der Straße.

„In den Klub."

Sie fuhren schweigend Seite an Seite. In dem schmalen Spiegel beobachtete Peter Jell das bleiche, kurze Gesicht, die flackernden Augen.

„Hören Sie, Labisch — wenn Sie vernünftig sind — dann lassen Sie das Spielen."

So . . . ja . . . so mußte es kommen! Wie ein gescholtener Junge mußte er vor Peter Jell sitzen. Er vor Peter Jell!

„Ich habe schwer gearbeitet. . . . Das erfrischt mich. Uebrigens . . ."

Er griff nach dem Portefeuille, schlug es auf, durchsuchte die Seitentaschen.

„Wieviel brauchen Sie?" fragte Peter Jell.

„Haben Sie tausend Mark? Bis morgen nur . . . selbstverständlich . . ."

„Bitte."

Der braune Lappen wanderte aus dem einen Portefeuille ins andere. Hastig steckte Labisch die Tasche ein. Er durfte nicht vergessen — morgen mußte er ein Papier verkaufen.

„Ich habe noch nie eine Karte in der Hand gehabt", sagte Peter Jell.

„Gott, ich habe schon als Gymnasiast Skat gekloppt", antwortete Labisch.

„Wenn ich einen Jungen habe — dann schicke ich ihn nach England, wenn er zwölf Jahre alt ist. Dort kriegen die Bengels noch Prügel. Man ist zu human geworden in Deutschland."

Dann fuhren sie schweigend weiter bis vor den Klub in der Behrenstraße.

* * *

„Warum Agnes nicht kommt", fragte der Kommerzienrat, dem es plötzlich zu still geworden war an dem improvisierten Verlobungstisch.

Dolly, der das verstörte Gesicht Labischs beim Wegfahren aufgefallen war, klopfte bei der Schwester an. Aber Agnes antwortete nicht, nur leises, verzweifeltes Schluchzen drang durch die Tür.

„Agnes, liebe Agnes . . ."

Dolly warf sich neben die Schwester, umfing ihre Schulter mit beiden Armen.

„So rede doch, sage doch . . ."

Agnes schluchzte immer heftiger, und dann stoßweise: „Diese Vogt . . . diese Person . . . diese . . ."

„Siddy Vogt . . . was ist mit der? . . . Agnes, was redest du . . .?"

„Eben . . . jetzt eben hat er mir's gesagt . . . er ist ja wie wahnsinnig. Und mit allen hat sie's so gemacht. Nur dein Mann, der hat sie erkannt . . . der hat sie davongejagt . . . der hat's über sich gebracht . . ."

„Mein Mann?"

Dolly sah die Schwester groß an. Agnes merkte es nicht. Sie merkte gar nichts. Es war ja auch alles ganz gleichgültig. Jetzt litt sie, sie und ihr Kind waren in Gefahr, der Friede ihres Hauses war zerrüttet. Sie sagte alles, wie ihr Mann es ihr gesagt hatte, sie rang die Hände und schlug mit dem Kopf gegen die weichen Kissen.

„Was habe ich denn getan, daß so etwas geschehen kann . . . was habe ich denn getan?"

„Es ist ja gar nichts geschehen", tröstete Dolly.

Agnes richtete sich auf: „Das nennst du nichts? Immer der Schatten zwischen ihm und mir . . . immer die Angst, daß er sie sieht, daß ich sie sehe . . . Das nennst du nichts? Ich werde nie mehr auf die Straße hinausgehen, ohne diese Angst. An jeder Straßenecke werde ich zittern . . . in jeder Hochbahn . . . jetzt . . . jetzt steht sie vor mir."

Diese Angst — Dolly kannte sie. Wenn sie irgendwo auf der Straße einen Mann sah, der sie in Gang und Haltung so an Saliani erinnerte, daß sie glauben konnte, er wäre es selbst, dann lief ihr alles Blut zu Herzen, und ihre Glieder waren wie gelähmt. Nie mehr hatte sie von ihm gehört, seit der Vater einmal erzählt hatte, daß er ihn eines Sonntags draußen in Karlshorst gesehen hatte — dort, wo die Buchmacher standen oder ihre Leute und mit schielendem Blick auf die „Schmiere", die ihnen auf die Finger paßte, heimlich die „Stakes" aufgeschrieben. Alle Turfleute kannten ihn, hatten ihm einen Spitznamen angehängt: „Kugel-Graf", weil man, wenn er den Hut lüftete, eine breite Narbe sah in dem von der Kugel eingedrückten Stirnknochen.

„Daß sich der Mensch nicht schämt, so rumzulaufen in Berlin!" hatte sich der Kommerzienrat erbost und hatte plötzlich abgebrochen, als er sah, wie Dolly entgeistert und leichenblaß vor sich hinstarrte.

„Aber Dollyken, die Sache ist ja längst vorbei", hatte er sie zu beruhigen versucht.

Für alle mochte sie vorbei sein. Vielleicht für Saliani selbst.

Nur für sie war nichts vorbei. Und sie zitterte noch wie am ersten Tage, wenn sein Name ihr Ohr traf, blickte immer ängstlich nach beiden Seiten aus, wenn sie ihren kleinen Fuß auf das Trittbrett ihres hübschen dunkelgrünen Autocoupés setzte.

Agnes schluchzte.

„Was mache ich, wenn ich sie wo treffe, was mache ich?"

Dolly faßte ihre Hand. Brennend heiß waren beide.

„Nichts, Agnes. Auf solche Begegnungen muß man gefaßt sein — immer. Da kann man nichts machen . . . Gar nichts kann man da machen."

Die Schwestern saßen auf einem Bett, Schulter an Schulter. Ihre hübschen, sonst so verschiedenen Gesichter hatten einen gleichen Ausdruck, der ihnen plötzlich eine starke Aehnlichkeit gab.

„Und du kannst wenigstens mit hocherhobenem Kopf dastehen . . .du!"

„Ja . . . nicht wahr . . . das kann ich?"

Agnes strich sich die Haare aus der Stirn, die Befriedigung darüber verdrängte für einen Augenblick den Kummer.

„Ich habe ihn an seine Pflicht erinnert," sagte sie dann — „an unser Kind. Und das hat ja auch gewirkt."

Sie glitt vom Bett herunter, trat an den Toilettentisch und rieb mit feinem Leder ihr tränenfeuchtes Gesicht ab. Ein wehmütiges Lächeln huschte dabei über ihre Lippen.

„Es heißt, Frauen haben ihren Mann ‚nach so etwas' immer mehr in der Hand. Wer weiß, Dolly, vielleicht kriege ich Kurtel noch unter den Pantoffel. Und dann nehme ich mir eine Engländerin ins Haus für Iri. Bis jetzt war er noch immer dagegen . . . — So, und nun wollen wir zu Papa hinein und zu . . . ja, wie nennen wir die Baronin jetzt? . . ."

„Tja . . ."

Dolly lockerte ihr Haar mit den Fingern, sah eine Weile vor sich hin. Sie hatte Mühe, ihre Gedanken wieder den Erfordernissen des Augenblicks zuzuwenden. Aber dann huschte auch über ihr Gesicht ein plötzliches Lächeln, wenn es auch noch zaghaft war aus der kaum verklungenen Stimmung heraus.

„Ich schlage vor, wir kaufen morgen einen kleinen Zwergpinscher und bringen ihr den zum Geschenk, mit einem hübschen goldenen Halsband."

„Ja . . . und? — Das gibt ihr doch noch keinen Namen."

„Doch: ‚Frauchen!' Einen besseren finden wir nicht für sie."

Plötzlich schwand das Lächeln von ihren Lippen.

„Ist es nicht schrecklich, Agnes, daß es Frauen gibt, die nie ‚Mutter' genannt werden?!"

Agnes sah die Schwester an, faßte sie bei der Hand: „Warum sagst du das, Dolly?"

Dolly wendete sich hastig ab, knipste das Licht aus.

„Dolly . . .!"

Aber Dolly war schon aus dem Zimmer, mit einem leisen Klirren und Rauschen, das klang wie das Anschlagen eines Vogels an feine Gitterstäbe . . .

— — — Dolly lebte das Leben vieler junger, reicher Frauen, die ihren eigenen Mann am wenigsten von ihrer Familie sehen.

Abends telephonierten die Schwestern zusammen: „Was macht ihr, Agnes?"

„Nichts. Ich bin allein. — Und ihr, Dolly?"

„Nichts. — Ich bin auch allein. — Komm doch zu mir . . . wir plaudern etwas."

„Komm lieber du . . . Dolly . . . ich will das Kind nicht allein lassen."

„Ja . . . ich möchte schon . . ., aber ich bin etwas erkältet. . . ."

„Schade . . . pflege dich recht, Dolly. . . .“

„Ja . . . ich will früh zu Bett. . . .“

Sie fanden nichts, was sie sich sagen konnten.

Wenn sie Sonntags beim Vater zusammentrafen, blickten sie scheu aneinander vorbei.

Einmal flüsterte Agnes: „Kurtel spricht kaum noch mit mir.“

Sie sah so elend aus, daß Dolly ihren Kopf zwischen beide Hände nahm, sie auf beide Augen küßte.

„Arme, liebe Agnes. Aber was habe ich denn von meinem Mann? Tagelang warte ich auf eine Stunde, die er mir schenkt . . . Tagelang . . .“

„Du . . .! Du hast anderes, was dich ablenkt. . . . Du hast Kompensationen. —“

Ohne Mißgunst, aber nicht neidlos beobachtete Agnes, wie die kleine Schwester langsam und sicher in der Gesellschaft ihren Weg machte als eine selbständige, kleine Persönlichkeit, die von ihrem Mann auf den exponiertesten Platz gestellt wurde.

Mit welchem Raffinement hatte Peter Jell es verstanden, sich und seiner Frau Eingang in die große Gesellschaft zu verschaffen. — Vergeblich hatte der Kommerzienrat auf einem großen Fest bestanden in der Jellschen Wohnung.

Agnes sah noch Peter Jells kühles, ein bißchen abweisendes Lächeln.

„Wer soll denn zu diesem Fest kommen, Papa?“

„Ich werde schon dafür sorgen, daß die Zimmer voll werden“, meinte Spohnagel.

Aber es kam Peter Jell nicht darauf an, daß die Zimmer „voll wurden“, es kam ihm darauf an, daß die richtigen Leute hereinkamen. Und weil er wußte, daß es gleichgültig war, wie man die Gesellschaft einfing, daß es nur darauf ankam, sie zu zwingen, so wurden die ersten Einladungen auf elegantem silbergrauem Büttenkarton zu einem großen Tee in einem ersten Hotel nicht von Herrn und Frau Direktor Peter Jell gezeichnet, sondern vom „Weltruf“. Die Art, wie Dolly, geschickt von ihm unterstützt, die Honneurs gemacht hatte, ließ selbst jene, die nur aus Courtoisie gegen das Blatt gekommen waren und die Einladung für gesellschaftlich unverbindlich gehalten hatten, mit dem Gefühl fortgehen, Peter Jells persönliche Gäste gewesen zu sein.

Aber für Dolly gab es keine Kompensationen — für das, was sie entbehren mußte. Denn wie verschwindend waren doch die Augenblicke, da sie sich an seiner Seite in Häusern zeigen durfte, die ihr bisher verschlossen gewesen, gegen jene Abende, da sie in ihrem kleinen, geblümten Empiresalon, der zwischen dem Schlafzimmer und seinem Arbeitzimmer lag, darauf wartete, ob er ihr noch eine Stunde seines mühevollen, arbeitsreichen Tages schenken würde.

Manchmal packte sie die Angst, die Arbeit könnte nur ein Vorwand für ihn sein — wie sie es so oft für Labisch gewesen, vielleicht genügte sie ihrem Mann nicht, vielleicht . . .

Im Klub — das sagten die Männer so. Man konnte doch nicht wie in einem Kolportageroman den Mann durch Detektive beobachten lassen, konnte doch nicht selbst verschleiert und vermummt ihm überall hin folgen und ihm nachspionieren. — —

„Ist Kurt wirklich in den Klub gefahren?“ fragte sie eines Abends leise, während sie den Docht anzündete unter dem silbervergoldeten Teekessel, der auf einem hübschen Teetisch stand, den sie immer hereinrollen ließ, wenn sie hoffen durfte, daß ihr Mann noch zum Plaudern zu ihr hereinkam.

Sie sah ungewöhnlich mädchenhaft, fast kindlich aus an diesem Abend, in einem ihrer leichten, japanischen Kimonos, die ihre schmalen Füße zeigten, ihre weißen, eigenartig feinen Arme freigaben.

Peter Jell trat von rückwärts an sie heran, bog ihren Kopf zurück, sah ihr in die Augen: „Warum fragst du?“

Er zündete eine Zigarette an der bläulichen Flamme des Teekessels an, setzte sich in einen der zierlichen Armsessel. Dolly schob einen kleinen Puffer heran, lehnte ihren Kopf mit dem duftigen braunen Haar an seine Schulter, und zaghaft, weil sie nicht wußte, wie er es aufnehmen würde, sprach sie von der Szene bei Agnes. Die Schwester war eifersüchtig . . . ihr Mann liebte eine andere Frau, eine Frau, die . . . eine Frau, der . . .

Sie senkte den Kopf, verstummte, fühlte, daß sie da einen heiklen Punkt berührte, wollte nicht, daß ihr Mann sie kleinlicher Eifersucht fähig hielt auf die Vergangenheit, fühlte, daß sie weniger denn jede andere ein Recht hatte auf die Vergangenheit ihres Mannes.

„Was für eine Frau?“ fragte Peter Jell.

„Siddy Vogt . . .“

Er las ihr den Namen von den Lippen ab und konnte die Bewegung seiner Hand nicht meistern, die sich unwillkürlich fester um die Armlehne schloß. Aber in seinem Gesicht zuckte kein Nerv, nur ein kurzes, ironisches Lächeln schürzte seine Lippe.

„So . . . die! . . .“

Schmeichelnd, wie sie sein konnte, und wie es ihr größter Reiz war, fragte sie: „Du hast sie doch gekannt früher?“

„Ja.“

„Geliebt?“

„Ja —“

Er hätte ihr nichts vorlügen mögen, diesem kleinen Mädel, das jetzt seine Frau war und schon so viel vom Leben wußte.

„Sie ist so schön, wie ich noch nie eine Frau gesehen habe . . . Sie ist gut . . . Und doch hast du sie verlassen . . . Wie hast du das tun können?“

Peter Jell riß plötzlich Dollys Kopf zu sich empor, daß sich ihre erschreckten Augen grade auf seine blassen Lippen richteten, deren Zucken die weißen, auseinanderstehenden Zähne freigab.

„Hättest du Saliani heiraten können — nach jenem Abend? Hättest du das können?“

Nun wich auch aus ihrem Gesicht jene Farbe, und ihre Arme sanken schlaff und hilflos an ihrem schlanken Körper hinab.

„Nie . . . Nie . . .“ stammelte sie tonlos. — „Ich darf nicht denken an ihn . . . ich darf an das alles nicht zurückdenken. Warum sagst du so etwas? . . .“

Peter Jell stand auf, nahm die Brille ab, fuhr sich mit der nervösen Hand über die brennenden, kurzsichtigen Augen.

„Unsereins ladet sich keine Vergangenheit auf.“

Er brauchte jetzt nichts zu sehen. Er konnte es sich denken, wie Dollys Kopf auf der Armlehne lag, die seine Hand vorhin umschlossen hatte, er konnte sich denken, wie ihre feinen Schultern zuckten, wie alles in ihr sich wehrte gegen die Erinnerung an jene furchtbare Erniedrigung . . .

Und sie tat ihm leid, wie sie jetzt zusammengekrümmt fast auf dem Boden lag, sich so gedemütigt fühlte vor

ihm, es nicht wagte, ihm ins Gesicht zu sehen, wie damals an jenem Nachmittag, da er gekommen war, den Vater um ihre Hand zu bitten.

Langsam näherte er sich ihr wieder, beugte sich über sie, legte seine Hand auf ihr Haar: „Weißt du denn nicht, wen du geheiratet hast, kleine Dolly?"

Sie haschte nach seiner Hand, preßte ihre heißen Wangen an sie.

„Ich war so stolz, daß du mich zur Frau nahmst — trotz allem."

Er ließ sich wieder nieder in den Sessel, legte seinen Arm um ihre Schultern, bettete ihren kleinen dunklen Kopf an seine Brust.

„Stolz warst du? — Wußtest du denn nicht, von wo ich kam, was ich war? Wußtest du es wirklich nicht?!"

Sie schüttelte den Kopf.

Peter Jell blickte sie prüfend an. „Hat Labisch euch nie etwas von meinem Leben gesagt — auch damals nicht, als er nicht wollte, daß ich mich euch nähere?"

„Niemals."

„So . . ."

Er lächelte beinah.

Leute wie Labisch hatten doch ihren Wert! Verflucht ernst nahmen die alles, gaben nichts preis aus ihrem Amtzimmer! .... Die gute Agnes brauchte sich wahrlich nicht zu ängstigen: der war keiner von denen, die ihre Pflichten je völlig vergessen konnten!

Aber er selbst war auch keiner von denen, die von Labischs Gnaden leben mochten. War Dolly seine Frau — so sollte sie alles wissen von ihm, wie jene Frau es wußte, mit der sein Leben so lange verknüpft war. —

Und zum zweitenmal stieg Peter Jell Schritt vor Schritt die Tiefen seines Lebens hinab, mit knappen, harten, schonungslosen Worten.

Dolly aber saß zu seinen Füßen, die kleinen, weißen Hände im Schoß gefaltet, und blickte wie gebannt auf den Mann, für den es keine Schranken zu geben schien, über die sein rücksichtsloser Wille sich nicht kraftvoll hinweggesetzt hätte.

„So — nun habe ich nichts vor dir voraus, kleine Dolly", schloß er ruhig, und seine graugrünen Augen blickten fest in das Licht der elektrischen Krone. Dann fuhr er fort: „Zum Glück wächst der Mensch über alles hinaus. Das ist das Leben. Wir müssen beide einen Strich machen unter dem, was war."

Ein leiser Schauer ging durch ihren Körper, und leidenschaftlich warf sie die Arme um seinen Hals.

„Aber du mußt mich behalten, hörst du . . . darfst mich nicht allein am Weg stehen lassen."

Angstvoll sah sie ihm in die Augen, legte seine beiden kühlen Hände an ihre heißen Wangen, und leise flüsternd fuhr sie fort: „Denn ich werde dir mehr geben als sie alle! Ein Kind werde ich dir geben, hörst du, und in diesem Kind wirst du dich wiederfinden — dich und mich!"

Fest umschloß er ihre Hand mit der seinen, und seine Augen leuchteten auf. Er hatte Mühe, ruhig zu bleiben, sein beherrschtes Wesen nicht zu verleugnen.

„Gerade darum heißt es vorwärts blicken, Dolly — vorwärts, nie zurück."

Sie fühlte es — der Mutter seiner Kinder blieb er unlösbar verbunden für alle Zeiten . . .

Peter Jell aber spürte ein Zuströmen und Wachsen neuer Kräfte, als wenn er dem Kind, das heute zum erstenmal wie eine scheue Hoffnung in sein Leben trat — jetzt schon den Weg bahnen mußte, der zu den Gipfeln führt, von denen aus sich die Menschheit beherrschen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Was die Frühlingsmode bringt.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Man kann wohl sagen, daß der weibliche Anzug für den kommenden Sommer in seinen großen Zügen fertig ist. Es bleibt nur noch die Frage, ob die Pariserinnen und mit ihnen die gesamte übrige europäische und außereuropäische Frauenwelt auch mit den neuen Moden zufrieden sein werden. Da jedoch selbst die Hosenröcke ihre Anhängerinnen gefunden haben, so kann man getrost annehmen, daß die kommenden Toilettenherrlichkeiten, deren oft nicht ganz übereinstimmende Formen vorläufig noch befremden, sich bis zum Juni wohl einbürgern werden.

Zu den Kleidern, die jetzt schon den Modeumschwung andeuten, der uns in erster Linie von den gleichmäßig engen Röcken zu befreien strebt, gehört das Straßenkostüm aus hellgrauem englischem Cheviot (Abb. 5). Der den Boden ringsum gerade berührende Rock ist so gearbeitet, als ob eine vorn schoßartig auseinanderfallende, in der Mitte unter dem Gürtel zusammengeknöpfte Tunika aus dem gleichen Stoff darüber läge. In Wirklichkeit ist diese Tunika fest aufgesteppt, ermöglicht jedoch ein Weiterwerden des Rockes, ohne daß er gar zu schroff von den jetzt noch getragenen Kostümröcken abweicht. Auch die Jacke hat die vorn auseinandergeschweifte, mehr als bisher bezeichnende Form. Schlichte lange Aermel. Der breit auseinanderfallende Kragen, Manschetten und Taschenaufschläge sind aus grau und weiß schottisch kariertem Wollstoff. Die Bluse aus weißem Tüll hat, zu der Strenglinigkeit des Kleides passend, einen Stehkragen. Der schwarze runde Roßhaarhut mit der Krone von schwarzweißen Reiherfedern ist wenig umfangreich und vollendet im Verein mit dem weißen, schwarzumrandeten Sonnenschirm die anmutig ernste Sinfonie in Schwarz und Weiß. — Ebenso gut würde ein Hut wie der auf Abb. 10 zu diesem Kostüm passen. Originell an diesem neuesten Modell ist die spitz nach oben zusammenlaufende kopflose Deckelform und die Garnierung unter dem hinteren Rand. Sie besteht aus weißen Straußenfedern, die über den Rand zu fluten scheinen. — Im ganzen eleganter und schon für die fortgeschrittenere, jackenlose Zeit berechnet ist das Straßenkleid aus dunkelblauem, stark soutachiertem Seidentuch (Abb. 9). Der runde fußfreie Rock zeigt in der dreistufigen unteren Anordnung auch die Tunikatendenz, ohne die der wirklich moderne Rock kaum denkbar ist. Die hier sichtbare Tunika ist seitlich geöffnet, und über den Schlitz fällt ein langes, aus dem Gürtel herauskommendes, mit Quasten beschwertes Schärpenende aus Tuch mit Silberstickerei.

Das Miederjäckchen mit dem kleinen Halsausschnitt frischt das vordere Doppelbäffchen aus weißem, gesticktem Tüll anmutig auf, mit dem die unterhalb des Ellbogens noch eine Handbreit sichtbar werdenden weißen Tüllunterärmel unter den oberen losen Kimonoarmhüllen harmonieren. Den begleitenden dunkelblauen Samtpompadour hält eine lange gleichfarbige Seidenschnur. Blau ist auch das Samtfutter auf dem inneren Rand des schwar-



Phot. Cosmia.

1. Toilette aus gelbem Atlas
mit rosa Seidenmusselintunika.



Phot. Felix.

2. **Modernes Sommerkleid in Grün u. Weiß**
mit Rokokoanklängen.

zen Strohhuts, den eine flachgelegte Schicht von schwarzen Straußenfedern auf dem geschweiften breiten Rand schmückt. Die Toilette auf Abb. 2 eröffnet den Reigen der Modelle für echte Sommerkleider hypermodernster Art, die mehr für Geselligkeitzwecke als für die Straße geschaffen werden. Das Kleid, ein Schneidertraum in Weiß und Grün, hat Anklänge an das späte Rokoko. Sein den Boden gerade streifender Rock ist in drei Abteilungen gearbeitet. Zu unterst ein breiter gerader Randstreifen aus grün und weiß gesticktem Musselin. Darüber ein baldachinartig geschweiftes dreifaches Volantarrangement von Valenciennesspitze, dem sich nach oben der lange obere Rockteil aus weiß und grün gesticktem weißem Musselin anschließt. Das Ganze breitet sich über weißem Taft aus. Eine Tunika aus hellgrünem Seidenkrepp, aus dem Gürtel fallend, leicht angekraust, vorn offen, formt eine Art Paniers über den Hüften und ist nach Art der modernen Jackenschöße am



Phot. Electra.

3. Braunes Straßenkleid
mit Schärpenschößen und kleinem Turban.

Band nach innen eingeschlagen. Hinten allmählich sich verlängernd, bildet die Tunika eine selbständige, etwa zehn Zentimeter hinter dem Rock hergehende Schleppe. Ueber der breiten Gürtelung aus mattgrünem Libertyband steigt das Mieder empor, ein als Fichu drapierter Kimono aus grünem Krepp mit einem Ueberfichu aus weißem Tüll mit Spitzen. Die langen, den ganzen



Phot. Félix.

4. Teekleid fürs Haus
aus zwei rosa Libertyschals.

Arm bekleidenden Aermel schließen gleichfalls mit Spitzenvolants ab. Im Gürtel ruht am Fichuabschluß eine große rosa Samtrose. Grüne und weiße Stickerei tritt auch am Mieder auf. Auf dem Kopf ruht ein weit überfallendes Mützchen, ganz aus Volants von weißer Spitze und grünen Seidenmusselinplissees bestehend. Seitlich



Phot. Cosmia.

5. Einfaches Straßenkleid in Grau und Weiß.



Phot. Félix.

6. **Toilette aus weißem Seidenmusselin**
mit Uebermantel aus rosa Atlas.

rechts auch hier eine rosa Samtrose. — Ebenfalls ein Sommerkleid, wenn auch ein anderes Genre, bringt Abb. 3 zur Anschauung. Brauner, weicher Seidenstoff bildet den Stoff. Den runden, eher weiten als engen, aber geraden Rock umrandet ein Zobelstreif. Originell ist die braune Taftjacke, die anstatt der eigentlichen Schöße die lang herunterlaufenden Verlängerungen der vor-



Phot. Félix.

7. **Schleppendes Abendkleid**
aus silberblauem Atlas.

deren Jackenteile gekreuzt und nach hinten herumgeschlungen hat, wo sie zu einer Schärpenschleife vereinigt werden. Kragenrevers aus Brüßler Spitze. Bäffchen ebenfalls aus Spitze mit einem Mittelstreif aus Zobel. Auch die lockeren, dreiviertellangen Kimonoärmel endigen in Brüßler Volants. Den gewickelten kleinen Turban aus braunem

Taft ziert seitlich ein keck hochstrebender Spitzenstutz. — Abb. 4 zeigt ein Hauskleid. Es ist aus zwei seidenbefransten rosa Libertyschals zusammengestellt, deren einer wie ein weiter, zackiger Schulterkragen geordnet als Mieder dient, während der andere, vorn zipflig geknöpft, den Rock bildet. — Komplizierter ist die Anfertigungsart des Kleides auf Abb. 6, das ebensowohl als Hauskleid wie als Gesellschaftsgewand dienen kann. Weißer Seidenmusselin, durchplissiert, ist zu einem glatten Rock mit breitem geradem Spitzenrandstreifen verarbeitet und mit altrosa Atlas breit gegürtelt. Ueber das Schalmieder legt sich ein Uebermantel aus altrosa Atlas, weitschleppend, vorn ganz offen, nur mit Schulterklappen und weiten Aermeln aus rosa Seidenmusselin mit weißem Seidenpassementeriebesatz. — Ebenfalls für den Nachmittag oder Abend ist das Kleid auf Abb. 1 bestimmt. Es ist ein gelbes Atlasgewand mit unregelmäßiger, spitzenumrandeter Tunika aus rosa Seidenmusselin, die reich mit Perlen in verschiedenen Farben gestickt ist. Am Kimonomieder kleiner Ausschnitt und über den glatten Aermeln ein Arrangement halb Achselträger, halb Fichu aus perlengesticktem Seidenmusselin. Den Turban aus gelbem Atlas ziert ein vorn hochstehender rosa Reiher. — Ganz Abendtoilette ist das Kleid auf Abb. 7; der Rock läßt vorn die Füße frei. Der untere Kleiderrock ist aus silberblauem Atlas, der Ueberwurf aus grauem perlengesticktem Seidenmusselin. Beide vereinigen sich zu einer spitzen Zipfelschleppe. Das Mieder in seiner einfachen, gegürtelten Kimonoform ist spitz dekolletiert und hat Ellbogenärmel. Ein Stirnreif läßt das Haar vorn frei und hält, in der Mitte über der Stirn emporragend, einen weißen Reiher. — Noch origineller ist die Abendcoiffüre auf Abb. 8. Eine Art winziges Häubchen aus Silberstoff überspannt glatt den Hinterkopf, seitlich treten die Locken hervor. Auf der anderen Seite bildet den Abschluß des Gewebes eine Kette von brillantenbesetzten Platinagliedern. Links hinten steigt ein schwarzer Paradiesvogel empor.

Klementine.



Phot. Electra.

9. Blaues Tuchkleid mit geschlitzter Tunika.



Phot. Bert.

8. Coiffüre mit übergewickelten Locken und aufsteigender Feder.



Phot. Electra.

10. Moderner Hut mit Deckelform und Garnierung unterhalb des hinteren Randes.

Bilder aus aller Welt.

Die Leitung des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen übernahm am 1. April Prof. Dr. Karo, früher Privatdozent aus Bonn, der schon seit 7 Jahren in Athen wirkt. Das Österreichische Archäologische Institut verliert seinen hochverdienten Leiter Dr. Anton v. Premerstein, der als Professor der Archäologie nach Prag berufen wurde.

In Jena wurde das berühmte Collegium musicum neu begründet, das dort bis zum Jahr 1772 geblüht hat. Unter der Leitung von Professor Fritz Stein fand im Februar der erste öffentliche Kammermusikabend statt.

Am 1. April feierte Anton Traub sein 25jähriges Jubiläum als Handelsredakteur der „Kölnischen Volkszeitung". Traub hat sich um den Aufschwung seines Blattes sehr verdient gemacht.

Das Königliche Hoftheater in Wiesbaden hat die Zahl seiner Mitglieder um zwei bewährte und tüchtige Künstler vermehrt. Die Intendanz hat Frau Elfriede Bayrhammer vom Königlichen Theater in Kassel und den beliebten und erfolgreichen Baßbuffo der Vereinigten Lübecker Stadttheater



Prof. Dr. A. v. Premerstein, tritt von der Leitung des k. k. Oesterr. Archäolog. Instituts in Athen zurück.



Prof. Dr. Georg Karo, übernimmt die Leitung des Kais. Deutsch. Archäolog. Instituts in Athen.

Herrn Richard von Schenck für mehrere Jahre engagiert.

Das deutsche Konzertpublikum wird Gelegenheit erhalten, eine ausgezeichnete und im Auslande bereits berühmte Pianistin kennen zu lernen. Germaine Schnitzer, so heißt die junge Künstlerin, hat den Grand-Prix des Pariser Konservatoriums und den österreichischen Staatspreis errungen. Sie gedenkt im Herbst ihre erste größere Konzerttournee durch Deutschland zu unternehmen.



1. Prof. Dr. Fr. Stein, Dirigent. 2. Hugo Fischer, Vizedirigent. Hofphot. Bräunlich & Tesch.

Das neu begründete historische Collegium musicum in Jena.



Anton Traub, Köln a. Rh.
Handelsredakteur,
begeht sein 25jähr. Redaktionsjubiläum.



Elfriede Bayrhammer,
wurde dem Hoftheater in Wiesbaden verpflichtet.



Germaine Schnitzer,
erfolgreiche Pianistin, unternimmt eine Tournee durch Deutschland.



Phot. Jul. Rogall.

Richard von Schenck,
Baßbuffo, wurde an die Wiesbadener Hofbühne engagiert.



Zum Artikel „Deutsches Steinzeug".

Näheres in der anliegenden Nummer 14 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigefügt.

Aus dem Inhalt von Nummer 14 der „Export-Woche".

Wirtschaft und Kapital. — Ziele unserer Kolonialpolitik. — Das Moseltal. — Jahresberichte. — Deutsches Steinzeug. — Koloniales. — Tropenhygiene. — Personalien. — „Technische Woche": Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieur-Wissenschaft.



Schluß des redaktionellen Teils.



Man kann bei den sich massenhaft mehrenden Haarpflegemitteln nicht genug darauf aufmerksam sein, daß die einzige naturgemäße Haarpflege darin besteht, daß man die Kopfhaut genau so mit Wasser und Seife wäscht wie die übrige Haut des Körpers. Der Kopfhaut geht es genau wie der übrigen Körperhaut. Sie verschmutzt, und ihre Poren verstopfen sich. Auf der Kopfhaut hat diese Verstopfung noch eine andere, üble Nebenerscheinung. Es wird das Wachstum der Haare dadurch nicht nur behindert, sondern es wird dadurch eine Ansiedlung von Mikroorganismen begünstigt, die das Haar zum Ausfall bringen können. Deshalb ist erstes Erfordernis für denjenigen, der seinen Haarschmuck lange erhalten will, regelmäßiges Waschen der Kopfhaut mit einer geeigneten Seife.

Man nehme dazu eine Seife, die einen geeigneten Zusatz hat. Unter allen Zusätzen dieser Art hat sich, wie allgemein bekannt, der Teer als geradezu souveränes Mittel bewährt. Der Teer wirkt antiseptisch und hat außerdem die bemerkenswerte Eigenschaft, die Tätigkeit der Kopfhaut und damit das Wachstum der Haare anzuregen. Trotz dieser Eigenschaften, die in der Medizin hochgeschätzt werden, hat sich der Teer zur Kopfwäsche doch nicht so einbürgern können, weil vielen der Geruch einfach unerträglich ist und die gewöhnlichen Teerpräparate, wie sie bisher im Handel waren, in vielen Fällen doch unangenehme Reizwirkungen hervorriefen.

Es sind deshalb jahrelang Versuche angestellt worden, um den Teer in geeigneter Weise umzuarbeiten, und es ist schließlich gelungen, ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat. Mit diesem Präparat, Pixavon genannt, ist endlich das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen geschaffen.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und zur Kräftigung der Haare ansprechen.

Pixavon wird dunkel und hell (farblos) hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Es sei ausdrücklich betont, daß Pixavon das einzige geruch- bzw. farblose Teerpräparat zur Pflege des Haares ist, das aus dem offizinellen Nadelholzteer hergestellt wird, also demjenigen Teer, der nach dem Deutschen Arzneibuch in der Medizin allein anerkannt ist. Die zahllosen Angebote von farblosen und geruchlosen Teerseifen zur Pflege des Haares, die infolge des großen Erfolges des Pixavon allerorten hervortreten, erfordern diese Feststellung.

Dies und das.

Welche Stadt besitzt die meisten Automobile? Nach übereinstimmenden Statistiken: London. Die neueste Zählung ergab dort 43,000 Wagen, davon 23,559 in Privatbesitz, 4789 öffentliche und 4074 Lastwagen. Paris hat 10,724 Automobile, darunter 7124 Privat- und 3600 öffentliche Fahrzeuge. Die Zahl der Automobile in Berlin erscheint ziemlich klein, da die Schwesterstädte und die in das Weichbild der Stadt eingreifenden „Vororte“ nicht mitzählen. Von den 3736 Automobilen, die in Betracht kommen, sind 2800 Privatwagen, der Rest Kraftdroschken. Die Automobil-Statistik ist bei der immer zunehmenden Schnelligkeit des Verkehrs so wichtig geworden, daß künftig im Deutschen Reich genaue Zählungen angestellt werden sollen, die nicht nur, wie bisher, Provinzen oder Staaten zusammenfassen, sondern die einzelnen Städte berücksichtigen, was aus Industriegegenden interessante Aufschlüsse geben könnte.

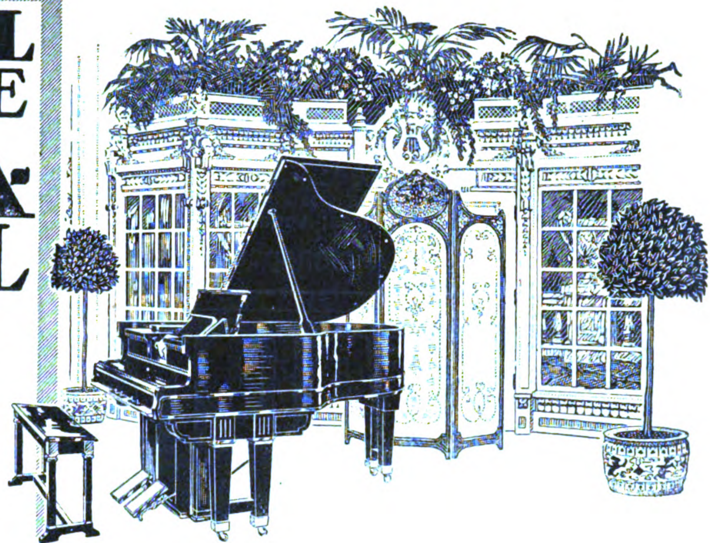
Briefumschläge sind heutigestags ein Massenartikel, der im einzelnen, besonders unfrankiert und ohne Aufschrift, kaum irgend welche Beachtung findet. Erklärlich wird das, wenn man hört, daß eine der modernen selbsttätigen Kuvertmaschinen in der Stunde 6000 Stück liefert. So einfach das geknifften Blättchen Papier auch aussieht — es bedarf vieler Griffe, ehe es in seiner Geschlossenheit gebrauchsfertig wird. Das Ausstanzen der Papierbogen, das Falzen der geschnittenen Form, das Gummieren der Schlußklappe: jedes dieser Stadien bedingt Ein- und Ausschaltungen in den Maschinen, die in den großen Fabriken sehr bedeutende Werte repräsentieren. Früher war das meiste auch hierin Handarbeit, und als die Briefumschläge „erfunden“ wurden, kannte man natürlich keine mechanischen Hilfskräfte dafür.

DER FLÜGEL VON HEUTE
ist der
PIANOLA-FLÜGEL

Der Flügel gibt dem modernen Hause die vornehme Note, die richtige Bestimmung dieses schönen Instruments - vornehme Musik zu spenden - wird jedoch selten erfüllt.

Der Flügel von heute ist einzig der **PIANOLA-FLÜGEL**, den jeder spielen kann, denn heute ist die Zeit der „stummen" Klaviere und Flügel vorüber und überwunden; auch wer nicht selbst spielen kann, spielt mittels Pianola die schwierigsten Klavierkompositionen, weil er in dem METROSTYLE einen Führer für den Vortrag besitzt, während die Themodist-Vorrichtung zum Hervorheben der Melodie gegenüber der Begleitung dient.

Man verlange Prospekt H f über PIANOLA und eingebaute Klaviere und Flügel



CHORALION CO.
Berlin W. Bellevuestrasse 4 (Potsdamer-Platz)
Zweigniederlassung: Dresden, Pragerstr. 49.

JTSEM Mundwasser
Bestes zur Mund- und Zahnpflege laut wissenschaftlicher Feststellung. In besseren Geschäften zu haben. Preis: per Flasche Mark 1.50.
E. A. Uhlmann & Co.
Reichenbach i. V.

JTSEM Mundwasser
Bestes zur Mund- und Zahnpflege laut wissenschaftlicher Feststellung. In besseren Geschäften zu haben. Preis: per Flasche Mark 1.50.
E. A. Uhlmann & Co.
Reichenbach i. V.

JTSEM Mundwasser
Bestes zur Mund- und Zahnpflege laut wissenschaftlicher Feststellung. In besseren Geschäften zu haben. Preis: per Flasche Mark 1.50.
E. A. Uhlmann & Co.
Reichenbach i. V.

PERU-TANNIN-WASSER

Haarpflegemittel
von E. A. Uhlmann & Co.
In allen besseren Geschäften zu haben.

Schutz-Marke

Die ersten Briefumschläge ohne Marken kamen etwa 1840 in England zur Ausgabe, als die Briefmarke ein selbständiges Postwertzeichen wurde. Bis dahin gab es nur Kuverts mit eingeprägten Freimarken.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Dr. Eugen Lanske: „Die Polarisation der Gesellschaft". Ein kulturpolitisches System. 111 S. Geh. 2 M., geb. 3 M. Leipzig 1911, Verlag von Bruno Volger.

Dr. Heinrich Rauchberg: „Politische Erziehung". Rede. 34 S. Geh. 1 M. Wien, Verlag von F. Tempsky.

Marie Thierbach: „Abformungskleider". Eine neue Art, ohne besondere Vorkenntnisse billige Kleider herzustellen. 31 S. 2 M. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Schiller-Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher in Brüssel. Jubiläumsbericht aus Anlaß des 50jährigen Bestehens. 1862—1912.

Myrra Tunas: „Die steinerne Geisha". Japanischer Roman aus der Gegenwart. 219 S. Geh. 4.50 M., geb. 5.50 M. Zürich 1911, Internationaler Verlag für Literatur, Musik und Theater von Franz Ketner.

Gustav von Festenberg-Packisch: „Von Einsamkeit und Träumerei." 84 S. Geh. 1.50 M., geb. 2 M. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.



Flüssiges Gold

ein unentbehrlicher Hausschatz und Talisman in gesunden und kranken Lebenslagen. Jeder Tropfen ein Meisterstück der Natur, eine Urkraft! Jeder Tropfen ein Königstrank, für den die Magnaten im Mittelalter Schätze opferten. Für Jedermann zu jeder Zeit nützlich, für Niemanden entbehrlich.

Das ist der echte Tokajer, ein naturreiner, flaschenreifer Wein von höchstbewerteter Bekömmlichkeit, wunderbar vollem, abgerundetem Bouquet, ohne aufdringliche Einseitigkeit. Flaschenfüllung des kais. u. kgl. Hofkeller der Wiener Hofburg. Einzigartiger Genuß- und Medizinalwein, Krescenz der kais. Weingüter der Tokaj-Hegyalja, kurzweg Hoftokajer genannt.

In den meisten Weinhandlungen, Delikatessengeschäften, Apotheken und Droguerien vorrätig. Andernfalls wende man sich wegen Depotaufgabe und Übersendung der ausführlichen Schrift „Flüssiges Gold" nebst Qualitätsverzeichnis an die durch kaiserl. Dekret alleinbevollmächtigte Generalvertriebsfirma Brüder Tauber, k. u. k. Hof- und Kammerlieferanten in Prag.



Auguste Supper: „Die Hexe von Steinbronn". (10 Pf) — Paula Dehmel: „Märchenbüchlein". (30 Pf.) Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

C. Witting: „Beschäftigungen und Beobachtungen aus dem Gebiet der Zoologie, Botanik und Mineralogie". 90 S. (80 Pf.) Ravensburg, Verlag Otto Maier.

Friedr. Jul. Bierbaum: „Blumen und Blüten für die Jugend". Dritte Auflage. 118 S. (Geb. 4 M.) Magdeburg-N. 1911, Verlag von R. Zacharias.

Dr. Magnus Hirschfeld: „Naturgesetze der Liebe". 281 S. Berlin W 30, Verlag von Alfred Pulvermacher & Co.

August Siebert, Wilhelm Schölermann, O. Kraus: „Wie lege ich einen Garten an?" Ein neues Gartenbuch. 331 S. (Geh. 6 M., geb. 7.50 M.) Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.

Maria Stona: „Flammen und Fluten". Neue Gedichte. 180 S. Dresden 1912, Verlag von Carl Reißner.

Karl Eitz: „Bausteine zum Schulgesangunterrichte im Sinne der Tonwortmethode". 167 S. (Geh. 3 M., geb. 4.50 M.) Leipzig 1911, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Stephan Milow: „Abendrot". Neue Gedichte. 175 S. (3 M.)

Max Geißler: „Wie ich Dichter wurde". 87 S. (20 Pf.) Leipzig 1912, Verlag von L. Staackmann.

Peter Zorr: „Dein Reich komme!" Roman aus der Gegenwart 293 S. (Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.) Frankfurt a. O., Literarischer Verlag.

Josef Karl Ratislav: „Stephan Milow". Ein deutscher Dichter. 48 S. (35 Pf.) Sämtlich bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen.

Felix Freihern von Stenglin: „Im Krug zur Hölle“. 243 S. (3 M.) Dresden, Verlag von Heinrich Minden.

Emil Ertl: „Der Salto mortale und andere Geschichten“. 149 S. (1 M.) Hamburg 1911, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Arthur Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt. (Volksausgabe.) 2 Bde. 323 und 358 S. (à Bd. 1 M.) Leipzig, Verlag von Alfred Kröner.

Paul Juraß: „Die Balkongärtnerei in ihrem ganzen Umfange“. Zweite Auflage. 112 S. (1.20 M.) Wiesbaden, Verlag von Rud. Bechtold & Comp.

Hans R. Fischer: „Ein moderner Regent. Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein“. 97 S. (Geh. 1.50 M., geb 2 M.) Gießen, Verlag von Emil Roth.

Verschiedene Mitteilungen.

— Der Herzenswunsch aller Frauen und Mädchen ist es, sich mit Ray-Luxus-Seife zu waschen, denn sie wissen, daß nur diese jenen reinen, zarten und jugendfrischen Teint erzeugt, der Grundbedingung weiblicher Schönheit ist. Dies ist die Wirkung der großen Mengen von frischem Hühnerei, die in der durch deutsches Reichspatent geschützten Ray-Luxus-Seife enthalten sind.

Ray-Luxus-Seife hat einen entzückenden Duft und verschafft beim Waschen durch die wunderbare Feinheit und Weichheit ihres Schaumes ein unbeschreibliches Wohlbehagen. Der reizende hochoriginelle Karton à 4 Stück bildet eine Zierde für jeden Toilettetisch.

— Wer heute der Technik ein brauchbarer Diener sein will, der muß sie in den jungen Jahren des Studiums nicht nur erlernen, sondern auch erleben, muß im Hörsaal und Laboratorium forschen und in der Praxis tüchtig sich umschauen. In richtiger Erkenntnis dieser Wahrheit hat die aufblühende Ingenieur-Akademie in Wismar a. d. Ostsee auch im verflossenen Semester neben erschöpfendem Unterricht, neben gründlicher Unterweisung im Versuchsraum und Prüffeld mehrere größere Studienfahrten nach außerhalb mit ihren Schülern unternommen, um den Studierenden Gelegenheit zu geben, durch eigene Anschauung das im Unterricht Gehörte zu ergänzen und zu vertiefen. Unter anderm wurde die Seestadt Rostock aufgesucht mit ihren hochinteressanten, zum Teil an die Zeiten der Hansa erinnernden Bauten und zuletzt der Reichshauptstadt Berlin ein mehrtägiger Besuch abgestattet, um im Gegensatz dazu die Einrichtung und Arbeitsweise moderner Industrieunternehmungen mit ihrer großzügigen Organisation kennen zu lernen.

— Der Radsport ist in den letzten Jahren besonders mächtig aufgeblüht, und in immer weitere Kreise dringt die Erkenntnis, daß das Radfahren für Tausende und abermals Tausende nicht nur ein gesundheitliches Bedürfnis, sondern auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Viele aber müssen sich die Anschaffung versagen, da sie nicht den immerhin erheblichen Preis, den solch ein Rad kostet, auf einmal aufbringen können; deshalb weisen wir die Leser auf das heutige Inserat der Roland-Maschinen-Gesellschaft, G. m. b. H., zu Köln hin. Die Gesellschaft gibt ihre beliebten und bewährten Roland-Fahrräder auf bequeme Teilzahlung ab, so daß ein jeder hier die günstigste Gelegenheit hat, ein gutes Rad zu erwerben. Die prachtvolle Preisliste Nr. 115, in der auch Motorräder, Motorwagen, Näh-, Schreib-, landwirtschaftliche und Sprechmaschinen, Musikinstrumente, photographische Apparate, Waffen und Uhren ab-

gebildet und beschrieben sind, und die gleichfalls zu den günstigsten Bedingungen geliefert werden, erhalten die Leser kostenfrei.

— Eine gesunde Geschmacksrichtung ist in neuster Zeit bei der Wahl von Schuhwerk festzustellen. Der raffinierte Geschmack der Jetztzeit stellt außer an hervorragende Eleganz überaus hohe Anforderungen an tadellosen Sitz des Stiefels. Diese Tatsache ist um so erfreulicher, als noch bis vor wenigen Jahren sogenannte „Mode“-Stiefel den Geschmack beherrschten, deren unnatürliche Form die Quelle vieler Fußbeschwerden ist. Nur vereinzelt benutzte man Maßschuhwerk, dessen höherer Preis die Anhängerschaft auf die bestbemittelten Kreise beschränkte. In der Schuhfabrikation die gesundheitlichen Vorzüge individueller Maßarbeit mit moderner Eleganz zu vereinen, war daher eine dankenswerte Aufgabe, die durch das Chasalla-Normal-System mit vollem Erfolg gelöst wurde. Das Chasalla-System ist die individuelle Einteilung aller Fußformen in Grade und Abstufungen als Grundlage für genau passende, fertig erhältliche Chasalla-Stiefel. Die Feststellung der Fußmasse erfolgt mit dem Chasalla-Präzisions-Meß-Apparat, der durch viele In- und Auslandspatente geschützt ist. Mit ihm werden alle Messungen vorgenommen, die der Schuhmacher zur Anfertigung von Meßschuhen gebraucht. Die gesundheitlichen Vorzüge des Chasalla-Stiefels sind für dessen Träger die Quelle eines beglückenden Wohlbehagens, während das vornehme Aeußere die eleganten Frühjahrstoiletten wirkungsvoll ergänzt. Chasalla-Stiefel wurden auf allen beschickten Ausstellungen prämiiert, zuletzt auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden mit der „Goldenen Medaille“. Die Chasalla-Schuhgesellschaft m.b.H., Berlin W8, Leipziger Str. 19, C 2, Königstr. 22-24, W 50, Tauenzienstr. 18a, W 35, Potsdamer Str. 56, versendet auf Verlangen portofrei die beachtenswerte Broschüre „Ideale Fußpflege“. Das Werkchen ist ein Beitrag zur Verbesserung der heutigen Fußbekleidung und sollte von allen Seiten gefordert werden.



Josef Limburg, Der Geigenspieler.

— Wer eine ganz hervorragend schöne Pflanze für Balkon oder Fenster wünscht, dem kann die oberbayrische Gebirgshängenelke nicht genug empfohlen werden. Mit ihrer herabhängenden, dicht mit großen, schön gefüllten blumenbesetzten, dunkelgrünen Ranken, von denen sich die leuchtende Farbe der Blumen lebhaft abhebt, zieht diese prächtige Balkonpflanze schon von weitem die Blicke auf sich. Eine gut kultivierte mehrjährige Pflanze weist oft 100 bis 150 Blumen — mit einer Durchschnittsgröße von 6 bis 9 Zentimeter — auf einmal auf, und gerade dieses überaus reiche Blühen, die Größe der Blumen und deren hervorragender Wohlgeruch ist es eben, was diese Gebirgsnelke so be onders wertvoll macht. Als weiterer großer Vorzug muß noch betrachtet werden, daß die Hängenelke sich von Jahr zu Jahr kräftiger entwickelt und dementsprechend immer reicher blüht, so daß sie in bezug auf Behandlung und Pflege äußerst anspruchslos ist und sowohl an sonnigen wie auch an schattigen Standorten reich und willig blüht und so Jahr für Jahr die geringen Anschaffungskosten reichlich lohnt. Die Blüte beginnt schon im Frühsommer und dauert gleich einer Monatsrose bis in den späten Herbst hinein. Die Hängenelke liebt besonders die Morgensonne. Die Hängenelken-Gärtnerei von Gebhard Schnell, Traunstein (Oberbayern), hat es sich zur besonderen Aufgabe gestellt, schöne, junge, schon im ersten Jahre blühende Pflanzen mit Wurzelballen, die gleich nach der Ankunft in Holzkasten oder größere Blumentöpfe mit guter Gartenerde zu pflanzen sind, zu liefern. Prospekte mit Abbildungen versendet obige Firma gratis und franko.

Technikum Hainichen i. Sa. In der Zeit vom 27. Februar bis 20. März fanden im hiesigen Technikum die Prüfungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister statt. An den Prüfungen nahmen 61 Absolventen teil. Es bestanden 4 mit „Auszeichnung“, 12 mit „Sehr gut“, 18 mit „Gut“, 14 mit „Ziemlich gut“, 11 mit „Genügend“. Die Prüfungen finden vor einer Prüfungskommission

statt. Das Resultat ist als ein vorzügliches zu bezeichnen und zeugt von der Leistungsfähigkeit der Anstalt. Die abgehenden Absolventen fanden schon vor und während der Prüfung Stellung, zum Teil durch Vermittlung der Direktion, bei der zahlreiche Stellenangebote eingingen. Das Technikum ist der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Die neusten Errungenschaften der Technik, auch Luftschiffahrt und Flugtechnik finden gebührende Berücksichtigung. In den Lehrfabrikwerkstätten (Maschinenfabrik) werden Volontäre praktisch ausgebildet. Das Sommer-Semester 1912 beginnt am 16. April. Programme und weitere Auskünfte erhält man durch die Direktion kostenlos.

— Goethe schrieb: . . . „Die nächsten vier Wochen sollen Wunder leisten: Hierzu wünsche aber mit Fachinger Wasser und weißem Wein vorzüglich begünstigt zn werden. Das eine zur Befreyung des Geistes, das andere zu dessen Anregung . . ." Jena, 27. Juny 1817.

— Der Kauf einer Uhr ist Vertrauenssache und verursacht dem Käufer oft viel Kopfzerbrechen, wohin er sich wenden soll, um eine vorzügliche und preiswerte Uhr zu erhalten. Es dürfte daher vielen der Leser willkommen sein, zu erfahren, daß die renommierte Uhrenfabrik.-Ges. Union Horlogère, Biel, Genf, Glashütte i. S., in allen Städten Deutschlands bewährte Uhrmacher mit dem Verkauf ihrer Erzeugnisse betraut hat. Die Uhren der Union Horlogère, besonders die Präzisions-Uhren Alpina, sind berühmt wegen ihrer Solidität und genauen Regulierung. Alle Ver-

tretungen sind durch entsprechende Schilder gekennzeichnet und bieten unbedingte Gewähr für reellen Einkauf. Wenn notwendig, werden Vertreteradressen durch die deutschen Vertretungen Berlin C 19 Abt. 1 und Frankfurt a. M., Stegstr., Interessenten mitgeteilt.

— Tausendfach von Autoritäten empfohlen als zuverlässig, einfach, sauber und billig wird das Eierkonservierungsmittel Garantol. Nach diesem Verfahren eingelegte Eier bleiben ein Jahr und länger frisch und können dann noch für alle Zwecke in der Küche und Backstube verwendet werden. — In besseren Detailgeschäften zu haben nur in Paketen mit Schutzmarke U im Ei in verschiedenen Größen. Kleinste Packung zu 25 Pfennige genügt für 120 Eier.

— Bei Zusammenstellung einer Speisenkarte ist die Auswahl passender Zwischengerichte für den Koch und für die Hausfrau oft recht schwer; um dies zu erleichtern, versenden Türk & Pabst, Frankfurt a. M., ihre Kochrezepte für die feine und bürgerliche Küche an jeden Leser unserer Zeitschrift auf Wunsch kostenlos.

— Lieben bis zur Leidenschaft kann man jemand in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Menschen Freund werden, das ist bei weitem eine andere Sache! Freundschaft, die trübe Tage, Krankheitsfälle, Not und Entbehrungen überdauert, ist selten zu finden. Ein Freund des Menschen, treu von der Kindheit bis ins späteste Alter, dem Kind so dienlich wie

Die neue Mauser Selbstlade-Taschenpistole

Kaliber 6,35 mm ✲ zehnschüssig, vereinigt bei eleganter, handlicher Form grösste Einfachheit, Zuverlässigkeit u. Präzision ✲ Zu beziehen durch jede Waffenhandlung ✲ Prospekte gratis u. franko durch die

Waffenfabrik Mauser Aktiengesellschaft
Oberndorf a. Neckar (Württemberg)

Die Fabrik liefert nur an Wiederverkäufer.

R·H·

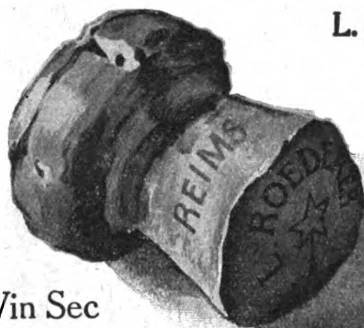
RUG-TITE
Teppich-Befestiger.

Befestigt Teppiche, Läufer unsichtbar, aber sicher am Fussboden. Verschieben oder Aufrollen einfach ausgeschlossen. Die Teppiche können zur Reinigung leicht aufgenommen und ebenso leicht wieder befestigt werden. Preis: M. 1.— per Karton à 12 Stück. Überall zu haben. Wo nicht erhältlich, erfolgt gegen Einsendung von M. 1.10 franko Zusend. dir. v. Importeur
Jos. Süsskind, Hamburg A,
Hohe Bleichen 31-32.

CHAMPAGNE
LOUIS ROEDERER, REIMS

L. Olry Roederer, Petit-Fils Succr.

Hundertjährige Existenz
Französisches Erzeugnis



Grand Vin Sec mittel trocken

Extra Dry trocken **1904 Brut** sehr trocken

Kellereien ausschließlich in Reims, Champagne.

General-Repräsentanten für Brandenburg, Königreich Sachsen, Provinz Sachsen, thüringische Staaten, Schlesien, Posen, Westpreußen: **Heinrich Lieker & Co., G. m. b. H., Berlin SW 11.**

Über 100000 verkauft.

Wellen-Regenbad „Bade zu Hause“ D. R. P.
Vereint 6 Badewannen

die einzige Wanne, die mit wenig Wasser ein Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz-, Schwitz- und das angenehmste aller Bäder, das erfrischende, nervenstärkende Wellen-Bad bietet, welches ein so unbeschreibliches Wohlbehagen hinterläßt, daß man sich geradezu verjüngt darnach fühlt. Katalog auch über alle anderen Badeeinrichtungen kostenfrei. Moosdorf & Hochhäusler Sanitätswerke. Berlin S. O. 33, Moosdorfstr. 30
Filiale: Berlin W., Bülowstr. 22.
Goldene Staatsmedaille.

Detectiv
I. Intern. Priv.-Detect.-Institut, München
Altheimereck 8
Gegr. 1895
Tel. 11819.
Inhaber: Richard Mailaender.



Dr. Hentschel's Wikö-Apparat

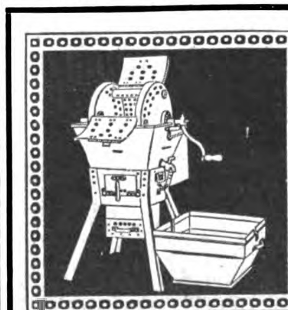
D.R.G.M. beseitigt schnell u. sicher alle Hautunreinheiten, wie Mitesser, Pickel, Pusteln, fleckige Haut, Hautgries, blassen, grauen Teint, ferner Runzeln, Falten, Krähenfüsse, Doppelkinn. Die Haut wird zart und sammetweich, der Teint rein, blütenweiss u. von schimmernder Durchsichtigkeit. Hohle Wangen, magere Körperteile erhalten Fülle, Form u. Festigkeit. Alle Unreinheiten des Blutes und der Haut werden durch atmosphärischen Druck herausgesaugt. *Diese neue Methode spornt die Hautgefässe zu neuer Tätigkeit an, erhöht die Blut- und Säftezirkulation und verhindert das Ergrauen u. Altern der Haut, so dass ein müde u. alt erscheinendes Gesicht durch Dr. Hentschel's Wikö-Apparat unbedingt wieder frisch, voll und jugendlich aussehen muss.* Einfache Ausstattung M. 2,50, Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 3.—. Eleg. Ausstattung M. 4.—, Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 4.50. Wikö-Apparat mit Doppel-Saugkraft, für veraltete, hartnäckige Fälle, M. 5,50, Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 6.—. Einmalige Ausgabe. Absolut unschädlich. **Wikö-Werke Dr. Hentschel, Hamburg 117 E,** Merkurstrasse 38.

Hygienische Leibbinden

Universal-Leibbinde aus grauem Drell 7 M.
aus ff grau Satin 8 M.
Wochenbett-Binde aus weiß. Köper 3.50 M.
Flanell-Binde 2 Mark.
Umstands-Leibbinden in jed. Ausf. v. 5,- M. an.
Alle anderen Arten gediegen u. preiswert.
Hauptkatalog gratis.
Versandhaus COLONIA, G. m. b. H., Köln a. Rh. 35, Kamekestr. 14.

Jede junge Mutter gebraucht zur Pflege ihres Lieblings Sanitätsrat Dr. Oswald's
Wundpuder „Lanula“
Allein-Fabrikation: Lingbeil & Lange, Pharm. f. f.
Probebeutel 20 Pf.
Schachtel 50 „

Ideale Körperformen
(Entwicklung, Festigung u. Wiederherstellung) durch preisgekröntes, garant. unschädlich., äusserl. Mittel: „Sinulin“ in ganz kurzer Zeit. Aerztl. empfohlen. Viele Dankschreib. Goldene Medaille. Preis M. 5.— ohne Porto.
Else W. Biedermann, Diplom. Spezialistin, **Leipzig 12,** Thomasring und Barfussgasse.



Johns „Volldampf“-Waschmaschine

ist die heute **meistgekaufte** Dampfwaschmaschine. Auch für **Kraftbetrieb** lieferbar.

Über 200 000 Stück verkauft.

J. A. John, A.-G.
Erfurt-Ilversgehofen.
Prospekte W. 403 gratis.

Eisenwerk Joly Wittenberg
Joly Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
feuersicher
Kataloge kostenfrei

Echte Missionsmarken,
garant. unausgesucht, per Kilo versendet. Erklärende Notiz (auf deutsch) durch den Directeur des Timbres-Postes des Missions, 14, rue des Redoutes, Toulouse (Frankreich).

dem gereiften, im Kampf ums tägliche Brot stehenden Mann, ist Kathreiners Malzkaffee. Der Kindheit erleichtert er den Uebergang von dem Kindheitsgetränk, der Milch, zur Nahrung der Erwachsenen. Die heranwachsende Jugend bewahrt er vor schädlichen, die Nerven zerrüttenden Genußgiften und stählt sie dadurch für das moderne Erwerbsleben. Für das Alter und seine schon geschwächten Organe ist Kathreiners Malzkaffee ein leicht verdauliches, dabei anregendes Getränk. Dank seiner Billigkeit kann ihn hoch und niedrig trinken.

— Zu den hervorragendsten Erzeugnissen der Nürnberger Industrie gehört unstreitig der Rießner-Ofen, der alljährlich zu vielen Tausenden hergestellt wird. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus ist er bekannt und wird den zahlreichen andern Systemen vorgezogen. Jeder, der den Rießner-Ofen kennt und seine hervorragenden Eigenschaften zu schätzen weiß, wird ihn nimmermehr missen mögen. Vom technischen, hygienischen und künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, steht der Rießner-Ofen heute an erster Stelle. Seine Konstruktion ist genial durchdacht, der Brand, also der Verbrauch an Brennmaterial, der denkbar sparsamste und von Grad zu Grad genau regulierbar; die Formen der Modelle sind mit feinem Empfinden durchgeführt und entzücken das Auge des Beschauers. Der neuste Typ, den die Ofenfabriken C. Rießner & Co. in Nürnberg herausbringen, ist ein „Reform-Amerikaner", der, in moderner Gewandung ausgeführt, von Künstlerhand ent-

Bad Lippspringe Arminiusquelle (das alte Bad Lippspringe) unübertroffen gegen Lungenleiden, Asthma u. Kehlkopfkatarrhe, besonders im Beginn. Frequenz 1910: 8640 Kurgäste. Prosp. d. d **Brunnen-Administration d. Arminiusquelle.**

Sanatorium Lippspringe Heilanstalt für Lungenkranke der gebildeten Stände. Prospekt frei. **Besitzer u. Leiter: Dr. Brackmann, Badearzt.**

Bad Meinberg **bei Detmold.** Altberühmtes Schwefelmoor-, natürl. Kohlensäurebad. Vorzügliche Heilerfolge b. Rheumatismus, Gicht, Herzleiden, Ischias, Frauenleiden jeder Art. Prospekte frei d. d. **Verwaltung.**

Bad Oeynhausen **Kurpension „Villa Schreibersruh“.** Z. m. Pens. 5—7 M. tgl. Badearzt **Dr. Lembcke.** Pr.

Mitteldeutschland.

Bad Schmiedeberg **Bez. Halle. Städt. Eisenmoorbad,** besonders gute Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Frauen- u. Nervenleiden. Herrlicher Wald. Prospekt durch den **Magistrat.**

Bad Wildungen **für Nieren- und Blasenleiden, Fürstl. Badehotel, I. Rg.**

Blasewitz **bei Dresden. — Waldpark-Sanatorium** Moderne Kuranstalt f. innere (spez. Magen-, Darm-, Stoffw.-, Herz-) und Nervenkrankh., Radium-Emanatorium u. Thermopenetration gegen Gicht, Rheumat. u. Nervenschmerzen. 2 Spezialärzte. Chefarzt: **Dr. Oscar Fischer.**

Elsterberg **Sanatorium** f. Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende, Entziehungskur. u. Erholungsbedürftige. — Prosp. frei. **Sanitätsrat Dr. Römer.**

Grüna i. Sa. **Waldsanatorium.** Physik.-diätet. Kuranstalt. 400 m ü. M. Prosp. frei. **Leit. Dr. med. Mosler** (früher Sanatorium Krummhübel).

Hannover Kgl. Residenz, 1054 ha Stadtwald, Herrenhäuser-Schlossanlagen, Kgl. Theater. **Deutsche Kunst-Ausstellung 1912 (Mai bis Oktober).** Billige Wohnpreise, niedrige Steuern. Prospekt frei. **Fremdenverein, Schillerstrasse 29, I.**

Neu-Coswig Sa. **Dr. Möhring's Sanatorium** für Lungenkranke. 1904/5 erbaut. Nur I. Kl. Prospekt gratis.

Pretzsch **Elbe. Eisenmoorbad.** Sehr bill. angen. Kurort u. Sommer-Aufenthalt. Fam.-Freibad. **Keine Kurtaxe.** Vorz. f. Gicht, Nerven-, Frauenleid. Prosp. d. **Kurverwaltung.**

Reiboldsgrün i. Vgtl. **Heilanstalt f. Lungenkranke,** Eisenquelle, Radium- u. Tuberkulink., Kehlkopfbehdlg. **Hofrat Dr. Wolff.**

Zöbisch-Reiboldsgrün Unterkunftshs. f. Sommerfrischler, Ski- u. Rodelgel. Prosp. durch d. **Verwaltung.**

Rentzschmühle **Vogtl. Schweiz,** bevorz. Sommerfrische. **Hotel Steinicht,** ruhiger Waldaufenthalt. 20 Zimmer. Nähe Plauen und Greiz. **Bes. Lucas May,** Kgl. Hoflieferant.

Wilhelmshöhe -Cassel, **„Gossmanns Sanatorium“,** 3 Ärzte (fr. Assist. v. Prof. Schweninger u. Dr. Lahmann). Stets geöffn.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue **im Erzgebirge. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleidende, Stoffwechselkranke. Hydrotherapie, Diät, Massage, Elektrizität, Luft-Lichtkur, Heilgymnast., Röntgenkab.**

Bärenfels **Sächs. Erzgeb. Hot. u. Pens. Kaiserhof.** Grösstes u. bestrenom. Haus I. R. 80 eleg. Zim. mit Balkon, Zentralheizung. W.-C. Prosp. **H. Makowsky.**

Harz.

Bad Harzburg **Badekommissariat send. frei illustr. Prospekt u. Wohnungsbuch m. allen Preisen, sowie Stadtplan.**
Waldparkhot. Belvedère. I. R. Unm. a. Wald, el. Licht, Lift, Zentralheizung. Prospekt.
Hotel Bellevue I. R., schönste Lage., all. Komfort, Kais. Auto-Klub. Prosp. Bes. **R. Schlemm.**
Hotel Waldmühle, I. R., im Walde, 2 Min. v. Kurh. Eichen. Elektr. Licht. Zentralheizung. Auto-Garage. Tel. 60.
„Schmelzer's Hotel“, I. R., Zentralhzg., el. Licht, sch. Lg. n. d. Bade. Fernspr. 299. Prosp.

Bad Lauterberg **i. Harz,** geschützt gegen Nordwest-, Nord- u. Ostwinde. Elekt. Licht, Wasserleitung, Wasserspülung, **neues Kurhaus.** Prospekt durch die **Badeverwaltung.**
Hotel Langrehr — I. Haus am Platze, inmitten der Kuranlagen. Pr. fr. Fernsp. Nr. 4.
Wilhelmi's Berghotel Ritschershöh, 3 Min. von Station Kurpark. Herrl. Höhenlage.

Ballenstedt **Sanatorium Dr. Rosell.** **Für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Gicht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.** Diätetische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittelhaus** für alle physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Wasserheilverfahren, Schwimmbassin, Lichttherapie, Kohlensäure-, Wechselstrom-, Sand- und Lohtanninbäder. Röntgen, Schwed. Massage, Zandersaal, Inhalatorium, Arsonvalisation, Thermopenetration, Influenz. Elektromagnet. Luft- und Sonnenbäder, Liegehallen. Herrliche, milde, regenarme, klimatisch begünstigte Höhenlage. 100 Betten, Zentralheizung, elektrisches Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. Näheres durch reichillustr. Prosp.

Benneckenstein **Südhochharz. Erholungsheim Ebert.** Heim für wahre, naturg. Lebensweise. Herrl. Höhenlage, Luftparks, Sommer- und Winterk. Pension pro Tag 6 M. Jllustr. Prosp. frei.

Braunlage **Oberharz.** 1600 m über dem Meere. Sommer- und Winterkurort. Prospekte etc. durch die **Kurverwaltung.** Tel. 40.

Gernrode a. H. Luftkurort Ia., dir. an herrl. Buchen- u. Fichtenw., bill. Wohn., Gas u. Elektr., Quellwasserl., keine Kurtaxe, niedrige Steuern, zur dauernden Niederlassung geeignet. Auskunft durch **Magistrat.**

Goslar **Marienbad,** phys.-diät. Kuranstalt f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-Erkrank., Blutarmut, Erholungsbed., Gebirgsklima, Mod. Einricht. u. Kurmittel. Elektr. Licht. Prosp. d. d. Verwalt. E. Löhr. Aerztl. Dir. **San.-Rat Dr. Benno.**

Hahnenklee **Sanatorium für Nerven- und innere Kranke, Erholungsbedürftige und Genesende.** Jahresbetrieb. Prospekte **Dr. Klaus,** Nervenarzt.

Hasserode **i. H. — Villa Daheim, Erholungshs. u. Sanatorium.** Diät, Bäd.-, Liegek. Zentrlhzg. Ia Ref. Prosp. **Luftbad.** (Wintersport.) **C. Giraud. Hausarzt Dr. Morgenroth.**

Ilsenburg d. Hotels: **„Zu den roten Forellen“** u. **„Prinzess Ilse“** bieten d. bevorzugt. Lage, renom. Küche u. Keller, vorzgl. Erhol.-Aufenth. **Fr. Lichtenberg.** Prosp. Tel. 9.

Jungborn (Harz). **Rudolf Just's Kuranstalt.** Post Stapelburg. Naturheilanstalt u. Erholungsheim. **Arztl. Leitg., Harzidyll** i. mittl. Höhenl.; genügt höchst. Anspr. Prosp. fr.

Schierke **Hotel Fürst Stolberg.** Vornehmes Haus. Erstklassiger Komfort. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel Kurhaus u. Fürstenhöh', den guten internationalen Hotels gleichstehend.

Suderode **SOLBAD AM HARZ.** Bewährter klimatisch. Kurort, Neues Inhalatorium. Prospekt gratis durch die **Badeverwaltung.**

Sülzhayn **Südharz. Sanatorium „Hohentanneck“,** Heilanstalt für Lungenkranke. Einzelzimmer inkl. Kur- u. Verpflegung M. 6—7.50. Eig. Anstaltsarzt. Prospekt.

Thüringen.

Jena **Palasthotel Fürstenhof,** erbaut 1911. Vornehmes, ruhiges Haus. 100 Betten. Modernster Komfort. Salons. Bäder. Personen-Aufzug.

Bad Lobenstein stärkst. Moorbad, Stahl-, Fichtennad.-, Kohlensäure-, Sol-, Dampf-, elektr., Lichtb.; Wechselstrom-, Luft- u. Sonnenbäder; Kaltwasserbeh., Massage, Röntgenlaborat. **Heilkräftig b. Herz- u. Nervenkrankh.,** Rheumatismus, Gicht, Nieren-, Magen-, Darm- u. Zuckerkrankh., Frauenleid., Bleichsucht, Harn- u. Unterleibskrankheiten. Prosp. d. d. **Badedirektion.**

Dorotheenbad-Gotha **— Sanatorium — für Innere- u. Nervenkranke. Hofrat Dr. W. Mueller.**

Elgersburg **Sanatorium Dr. Preiss** (San.-Rat), für **Nervöse.** Hochlage. 25 jähr. Ortserfahrung.

Eisenach **Villa Karoline,** Mariental 26. Ruh. Lage am Walde, gross. Park. Vorzgl. Küche. Pens. v. M. 5.— an. Prosp.

Friedrichroda **Waldsanatorium Tannenhof. Dr. med. Bieling.** Moderne Kuranstalt f. Herz-, Nerven- u. innere Leiden ausser Tuberkulose und ansteckenden Krankheiten.
Dr. Lots Thüring. Waldsanatorium. Kuranst. f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spezialkuren. Das ganze Jahr geöffnet. Jed. Ausk. Prosp. sof. d. **Sanitätsrat Dr. med. Lots.**
Dr. Wanke's Kuranstalt f. Nerven-, Herz- u. Angst-Kranke. Das ganze Jahr bes. Prosp. frei.

Georgenthal **Klimatischer Kurort,** 380—420 m ü. d. M., Terrainkuren, Wintersport. Prosp. u. Ausk. d. d. **Kurverwaltung.**

Rudolstadt **Rudolsbad,** Sommerfr. Waldr. Gegend, nächster Nähe Blankenburgs. Bäder jed. Art, aller Komf., Sport. Pens. 4,50 an. Prosp. gr. d. **Hch. Stephan.**

Tambach **i. Thür. Wald.** Bahnstat. Klim. Kurort, 450—250 m, zw. Oberhof u. Friedrichroda. Nadelw. 5 herrl. Täler. Ausk. u. Prosp. d. d. **Verschönerungsverein.**

Schwarzburg **Hotel Weisser Hirsch,** I. Haus am Platze. Familienhaus I. Rgs., Privatbäder, Tennis. Prosp. D. einz. Haus m. d. berühmt. Aussicht.

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Prince of Wales Hotel.** Intern. vorn. Haus mittler. Grösse (80 Zim.) an den Bädern u. Park. 1911 gänzl. neu ausgest. Einzelzim. u. abgeschl. Wohn. m. Bäd. Mäss. Preise. Prosp. Bes. **G. A. Stoessel.**
Schneiders Privathotel Viktoria, Parkstr. 34, I. R. Schönste Lage. Offiz.-Ver. Prosp.
Villa Fontana, Britanniastr. I. R. Nahe Kurh. Park u. Bäder. Ruhige Lage. Prosp.
Villa Kurhaus (Villa Prinz Eitel), Pension I. Ranges. Dampfheizung und jeden Komfort. Ganze Jahr geöffnet. **Frau Stadtrat Peplau.**
Villa Mathilde, n. Bädern, Zentralheizg., Zimmer inkl. Pens. Mk. 8.— bis 11.—. Bes. **K. Schaefer,** Frankfurterstr. 35.

Bad Soden **a. Taunus. Grand Hotel.** I. Haus am Platze. Lift, elektr. Licht, Zentralheiz., Appart. mit Bad. Großer Park u. Autogarage.

Frankfurt a. Main **Grand Hotel Frankfurter Hof,** allererst. R., zentralst. Lg., vollst. modernis. 80 Priv.-Bäd.

Homburg **v. d. Höhe. Villa Augusta,** vornehmes Hotel ersten Ranges, nahe Kurhaus, Quellen und Bäder.

Neckargmünd **12 Min. v. Heidelberg. Dr. Langenbach's Sanatorium** für Stoffwechselkranke, Nervenkranke u. Erholungsbedürft…

Taunus.

Wiesbaden

Der Nassauer Hof. Hotel vornehmsten Stils, herrliche Südlage, gegenüb. Kurhaus u. Hoftheater, mod. Innen- u. sanitäre Einrichtungen, gr. Badehaus, medizin. Bäder, heilgymnast. Institut. Wohnungen mit Bad und Zubehör.

Hotel Quisisana Herrliche Lage am Kurhaus. Das ganze Jahr stark besucht. Eig. berühmte Therme. Prosp. a. Wunsch.

Hotel Wilhelma Vorn. Familienhotel in unvergl. freier **Süd**lage. Thermalbäder auf jedem Stock. Pens. v. 12.— M. an. Prosp. d. d. Bes. **G. Haeffner.**
Hotel Alleesaal, I. Ranges, beste Südlage a. Kochbrunnen, Besitzer: **Wilh. Scheffel.**
Villa Violetta. Gartenstr. 5, a. Kurhs., Fam.-Pens. I. R., Thermalbad. m. Komf., m. Pr.
San.-R. Dr. R. Friedlaender, Sanat. Friedrichshöhe, f. Nerv. u. inn. Kranke. 2 Aerzte.
Villa Hertha, Dambachthal, n. Kochbrunnen. Neu erb. 1909. Zentrhzg., el. L., Gart., Bäd., Tel.

Langenschwalbach



im Taunusgebirge **Stahl- u. Moorbad**
Frauen-Bad **Herz-Bad**
Prospekte, Wohnungsnachweis durch Verkehrsbureaus, Berlin, Unter den Linden 14 u. Potsdamer Platz sowie durch **Verkehrsverein Langenschwalbach.**

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

Baden-Baden

Terminus-Hotel, gegenüb. Bahnh., schöne freie Lage, Lift, jed. Komf., mäss. Preise.

Freiburg

i. Breisgau, berühmter Dom, Haltepunkt für Schwarzwald-, Schweiz- u. Italienreise. **Hotel Sommer Zähringer Hof,** I. Haus, vis-a-vis dem Bahnhof. App. mit Bad.

Glotterbad

Bad. Schwarzwald, Sanat. u. Kurhaus f. Nervenleidende und Erholungsbedürftige, das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis.

Wehrawald

bei **Todtmoos (Schwarzw.),** höchstgel. Kurort Deutschl. f. Lungenkranke (861 m), bes. geeign. f. Leichtkr. **Sanatorium Wehrawald,** erstklass. Lungenheilanstalt mit mustergültigen Einrichtungen. Dirig. Arzt **Dr. Lips.**

Wildbad

Württembergischer Schwarzwald. Altberühmte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus usw. Prospekte gratis durch die **Königliche Badeverwaltung.**

Bayern.

Bad Reichenhall

in den bayerischen Hochalpen nächst Salzburg und Königsee.

Luftkurort I. Ranges und weltberühmtes Heilbad für Atmungs-, Herz-, Stoffwechsel- und Nervenkrankheiten. — Gr. Anlagen der Welt für pneum. Kammern, Inhalatorien und Kaltwasserkuren. Ausk., Prosp., Wohnungslisten d. **Kgl. Badkommissariat u. Kurverein.**
Sanatorium Bad Reichenhall. Erstklassige Anstalt f. Rekonvaleszenten, interne, Frauen- u. chirurgische Leiden. Sommer- u. Winterstation. Reichenhaller Kurmittel im Hause.

Bad Kissingen

Fürstenhof, vornehmstes Pensionshaus allerersten Ranges. Näheres Prospekt.

Hotel Wittelsbach. D. Neubau vergrössert u. renoviert. Neueste sanit. Einr. Pens. v. M. 8.—. Prosp.
Villa Altenberg nächst d. Kurp., Bäd. u. Quell. gel. Pens. n. Wunsch. **Geschw. Schöller.**

Bad Tölz

Jodbad, subalpin. Luftkurort, 670 m ü. M., a. Fusse d. bayr. Alp. i. Isarwinkel. 1½ Std. Bahnf. Münch., Kurm., Sais.-Theater, Tennis, Lesez., Wandelb., Kurgart. usw.

Berchtesgaden

Hotel Deutsches Haus mit neuerb. Dep. Erstes Hotel mit Zentralheiz. 50 Zimmer, Trockenräume. Gute Restaurat.-Räume. Vorzügl. Küche.

Ebenhausen

im Isartal b. München. 700 m üb. Meer. Kuranstalt f. Nerven-, innere Kranke, Rekonvalesz., das g. Jahr geöffn. Prosp. a. Wunsch.

Prien

am Chiemsee, zwischen München u. Salzburg, vis-à-vis Kgl. Prunkschloss u. Fraueninsel. **Chiemsee Sanatorium,** physikal. u. diätet. Methode **Dr. Lahmann.** Immer offen. Jllustr. Prospekt gratis.
Kurhaus-Strand-Hotel nach Schweizer Art. Für Touristen und Erholungsbedürftige.

Rottmannshöhe

-Leoni II., Starnberger See bei München n. **Dr. Lahmanns** Prinz. gel. **Sanatorium.** Allg. Prosp. u. Spezialprosp. üb. **„Nicht operative Behandlung bei Frauenleiden"** fr. **Dr. Matzen.**

Oesterreich.

Bad Einöd

Radioaktivste, Bor-, Lithium reichste Thermen Steiermarks. Sicherer Erfolg bei Gicht, Ischias, Nerven-, Blasen-, Stein-, Nierenleiden, Schwäche.

Bad Krapina-Töplitz

Kroatien. Wunderbare Heilerfolge bei Gicht, Rheuma, Jschias. Saison April-Dezember.

Bozen-Mendel

Spreter's Mendelpasshotel und Hotel Mendelhof I. Ranges.

Brixen

Südtirol. Kuranstalt Dr. v. Guggenberg, Sanatorium I. Rg., alle Behelfe der mod. Therapie diät.-physik. Heilmethoden. Ganzjährig offen. Prospekte gratis.

Franzensbad

Grand Hotel, günstige Lage für Kurgebrauch. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise.

Gries bei Bozen.

Sanatorium für Leichtkranke der Atmungsorgane. Leitender Arzt Dr. Malfèr.

Innsbruck

Hotel Goldene Sonne, gegenüber dem Bahnhof. Elektrisches Licht, Lift, Zentralheizung.
Filiale d. k. k. priv. Oesterr. Credit-Anstalt, Maria-Theres.-Str. 36, Durchführg. sämtl. Banktransakt. **Wechselstube.** Safes. Tel.-Adr. Credit Innsbruck.

Lussinpiccolo-Cigale

österr. Riviera, 18 Std. ab München. **Pension Helios,** dir. a. Meer. Sonnenseite, Balkons. Zentralhzg. Elektr. Licht. Bäder. Gesellsch.-R. Prospekt.

Oberbozen

Südtirol, 1200 M., a. d. Rittnerbahn, **Hotel Oberbozen u. Restaurant** I. R., Zentralh. Prachtv. Dolomiten-Panor. Sais. April b. Nov. Prosp. **H. Holzner.**

Riva am Gardasee

Grand Hotel Imperial u. Sonne, Autogarage Gl. Haus **Pens. Olivenhain Arco.**

Lido **Palace Hotel** I. Rang., direkt am See. Modernsten Komfort. Herrlicher schattiger Park. **Dir. E. Schlagenhauff.**

Teplitz-Schönau

in Böhmen, Thermal- u. Moorbad, **Radium-Quellemanationskammern,** heilt **Gicht, Rheumatism., Neuralgien,** Folgen v. Verletzg. Saison ganzjähr.

Triest Austro-Americana

Regelm. Schiffahrts-Verb. m. mod. Doppelschr.-Dampfer. Nach Nord- und Südamerika. Vergnügungsfahrt im Mittelmeer.

Villach

Fremdenzentrum Kärntens (Tauernbahn). Mittelpunkt der Kärntener Seen und Badeorte. **Park-Hotel.** Vornehmes Haus ersten Ranges. Modernster Komfort. Neu eröffnet.

Ungarn.

Tátra Széplak

Weszertheim, 1010 m ü. M., **Höhenkurort, Touristenstat., Wasserheilanstalt,** Sanat. f. Nerven- u. **Basedowkranke,** ganjähriger Betrieb. **Wintersport.** Prospekt gratis.

Schweiz.

Andermatt

1450 m ü. M. — **Danioth's Grand Hotel,** I. R., jed. Komf. z. mäss Pr. **Sommerkurort.** Geöffn. 1. Juni bis 1. Oktober. Prosp. fr. d. **Familie Danioth.**

Arosa

Hotel Alexandra, eröffnet 1905, dir. a. Walde, Komf. I. R. Pens. von Frs. 8.— an. **A. Gruber.**

Hotel Kurhaus Valsana, I. R. Vorz.Lg., Jahresbet., Kmf., Ps.v. Fr. 9 an. Prosp. Bes. **Josler.**
Eden-Hotel, ersten Ranges, neu, aller Komfort, stets offen, beste Lage. Bes. **Mettier.**
Hotel Waldhaus, vorzügl. Lage, **keine Lungenkranken.** Pens. von Fr. 7 an. Jll. Prosp.
Hotel Exelsior, neu eröffnet, mod. Komfort, Lift. Staubfr. sonnige Lage am Wald, Pens. Frs. 9 an. Bes. **Müller—Oberrauch.**

Basel

Berühmt. Holbein-, Böcklin-Saal etc. — Hotels I. Ranges. Neuester Komfort. Privatbäder und Toilette.
Hotel drei Könige am Rhein.
Hotel Viktoria u. National, a. Ztrlbht.
Hotel Schweizerhof, a. Zentralbhf.,
Hotel Euler, am Zentralbahnhof.

Beckenried

Vierwaldstätter See. — Parc Hotel Nidwaldnerhof. Prachtv. geleg., bestempf. Haus. Gross. Park, dir. a. See. Mäss. Pr. Sais. 1. 5.—1. 10.

Brig

700 m, am grossen Simplontunnel. Zwischenstation zwischen Nord- und Süd. — **Grand Hotel Couronne und Post;** I. Ranges. **J. Escher.**

Brunnen

Waldstätterhof I. R., prächt. Lage a. See. Kurmusik, Privatbäd., Zentralhzg., Park. Prosp. d. Bes. **Fr. Fassbind.**
Parkhotel u. Goldener Adler, I. Ranges, beide Hotels in herrl. Lage. Prosp. d. Bes.

Davos

Hotel Beau Séjour. Sanatoriumgemässe Einr. u. **Verpfleg. Mäss. Preise.** Prosp. **Goldfeder-Hefti.**

Davos-Dorf

Neues Sanatorium. Alle hygienischen Einrichtung. Gr. Vestibül. Terr. Prospekte. Besitzer **M. Neubauer.** Arzt: **Dr. Hermann Frey.**

Engelberg

Pension Villa Schöntal für Sportfreunde und Kuranten bestempfohlenes Haus. Näheres der Besitzer.

Ermatingen a. Bodensee,

Hotel Schloß Wolfsberg, fein. Fam.-Pens., pr. Lg., herrl. Wald, renom. Landauf. Prosp.

Genf

Hotel Schweizerhof (Suisse). Deutsch. Fam.-Hotel. Mod. Komf. Gute Lg. Mäss. Pr.

Nerven-Sanatorium Silvana. Eigenartige Heilmethoden. Bedeut. Erfolge, auch in schwierigsten Fällen. Gemütl. deutsch. Leben. Prosp. Nr. 1 gratis.

Gersau

a. Vierwaldstättersee. 440 m ü. M. **Hotel-Pension Müller** ersten Ranges, schattiger Garten, Zentralheizung, Motor- u. Ruderboote. Tennis. Seebäder. Saison April—November.

Hertenstein

Vierwaldstättersee. — 20 Min. von Luzern. 10 Min. v. Freilichttheater. 25 Dampfer tägl. **Schlosshotel,** mod. Komf. 240,000 qm. Park. Prosp. fr. **Fam. Berger.**

Hilterfingen

— **Thunersee — Hotel Bellevue.** Schönste Lage mit Garten, direkt am See. Prospekte.

Interlaken

Schweizerhof Hotel, I. Ranges, aller Komfort, an der Hauptpromenade neben dem Kurgarten.
Hotel Bavaria, altbek. Haus für Familienpens. u. Touristen, gr. Park. Besitz. **Hofweber.**

Kandersteg

Sommerkurort I. Ranges. **Grand Hotel Victoria,** zentrale Lage. Aller Komfort. Mäß. Preise. Familien-Arrangement.

Kastanienbaum

am Vierwaldstättersee b. Luzern. Hotel-Pens. Kastanienbaum, aller Komf., ruh. Lage, prächt. Aussicht. Pens. Fr. 6,50 an. **Frau Blaser-Gloor.**

Lausanne

Hotel de l'Europe, nahe Bahnhof, moderner Komfort. Lift, Zimmer v. Mk. 2—4.

Les Avants

oberhalb Montreux a. Genfer See, a. d. Montreux-Berner Oberland-Bahn, Narzissenfelder Monat Mai. **Grand Hotel.** Bekanntes Familienhotel I. R., angenehmer Frühlings- u. kühler Sommeraufenthalt. Zahlr. Ausflüge. Lawn-Tennis.

Locarno Pension Splendide. Modern einger. Haus. Pension v. 6 Fr. an. Prachtv. Lage. Prosp.

Lugano Grand Hotel du Parc, altbekanntes Haus I. R. Vornehmstes Hotel von Lugano.

Paradiso Hotel Sommer, n. H. I. R. a. See m. Park, ruh. Lage. Zim. 3,50. Pens. v. Fr. 9.— an. Vorzügl. Küche.
Hotel Imperial u. de la Paix. Vornehm. ruh. Fam.-Hs., prächt. Park, erhöhte Lage. Herrl. Blick. Pens. Fr. 9.— an.

Luzern Hotel Alpina und Moderne (garni) b. Bahnhof. Lift. Zentralheizg. Zim. von Mk. 2.— an; kein Speisezwang.
Hotel Engel, altrenom. bürgerl. Hs., 7 Min. v. Bahn. Neuest. Komf., Lift, Bäder, ff. Küche, mäss. Preise, Bierrestaur., Berühmt. Altschweiz. Weinstube a. 1556. Haus d. deutsch. Offiz.
Kurhaus Sonn-Matt I. R. 600 m ü. M. Diät, Luft- u. Sonnenbäder. Hydrotherap. Arzt Dr. Hotz.
Germania Deutscher Hof. Hot. Garni. Neues, mod. Hs. Zim. v. 2.50 an. Restaur. J. Möller.
Pension Felsberg. Ang. Fam.-Aufenth., prächt. Auss. Park, Tennis, Tanzsaal. Mäss. Preis.

Magglingen — Macolin — ob Biel. Drahtseilbahn. 900 m ü. M. Berner Jura. Grand Hotel Kurhaus I. R. Eigene Waldungen. Herrlichen Blick auf See und Alpen. Prospekt. M. & J. Raisin.

Meiringen Grd. Hotel Wildenmann (Sauvage) I. Rg. Café. Restaur., Confiserie. Konzert. Prosp. W. Günther.

Melchthal Kurhaus Melchthal, 900 m. Kurhaus Frutt am Melchsee, 1920 m. Reizende Sommerfrische. Brüngibahnst. Sarnen. Tagespr. 6—8 Fr. Familie Egger, Bes.

Montreux Grand Hotel Eden, neuestes Haus I. Ranges, beste Lage a. See u. Kursaal, all. Komfort. E. Eberhard.
Hotel Breuer. Altren. Passanten- u. bevorz. deutsch. Familienhs, in zentr. Lg. a. See.

Territet Hotel Bristol. Haus I. Rg. Prächt. Aussicht a. d. See. Gr. Garten Mässige Preise. G. Jeannod.

Ringgenberg Brienzer See, Vorort Interlaken. Hotel Seeburg. 75 Bett. Mod. Famil.-Pension. All. Komf. Herrl. staubfr. Lage, am See. ff. Küche. Ruder- und Motorboot. Prospekte frei.

Sarnen am See. Erholungsheim „Friedenfels". Natur-Heilanstalt Luftp. I. R., eleg. Lufthütten, milde Alpenluft. Lawn-Tennis. Dr. med. Jllustr. Prospekte franko.

Sils Maria Hotel Alpenrose. Erstklassiges Familienhotel in freier sonniger Lage am Waldrand. Blick auf See und Gebirge. Direktor M. Monsch.

Spiez Grand Hotel u. Spiezerhof, einziges Hotel a. See gelegen. Haus I. R., vollst. umgeb. u. vergröss. Lift, Zentralheizung. Gebr. John.
Hotel Schlössli, prächtige Lage, großer, schattiger Park nahe Bahnhof. Pension von 6 Fr. an. Haus d. D. Offiz. V.
Sanatorium, phys.-diätet., schönst. gel. Anstalt d. Schweiz. Wald, Alpenpanorama. Arzt: Dr. P. Dalbkermeyer. Bes. Fr. Dr. Spühler-Dalbkermeyer.

St. Moritz-Bad Gr. Hotel Neues Stahlbad. I. R. Letzt. Komfort. Mineralbad i. Hause. Geschützt. Lage a. Wald.

Untere Waid b. St. Gallen Dr. Dr. Fischer's Sanatorium. Innere Krankh. Diätet. physikal. Methoden.

Vitznau Hotel-Pension Rigi. Bestempfohlenes Haus. Mäß. Preise. Prosp. 1 gratis. L. Kluser-Lorétan.

Weggis bei Luzern. Saison März—Okt., Hotel Albana — Köhler, in üppigem Waldpark. Reizender, nicht zu teurer Aufenthalt. Prospekt frei.
Park-Hotel Bellevue. Fam.-Hot. I. R., mod. Komfort, Park. Schönste Lage am See.

Wengen ob. Interlaken. Sommer- u. Wintersport. Hotel Brunner. massiv., modernes Haus, 90 Bett. Wald, Garten. Jll. Prosp. frei.

Wilderswil b. Interlaken, klimat. Luftkurort, 700 m ü. d. M. Hotel-Pension Berghof, herrliche Lage, angenehmer Familienaufenthalt. Mäßige Preise.

Zermatt Hotels Seiler, Mont Cervin, Victoria, Monte Rosa und Bahnhofsbüfett, ferner Hot. Schweizerhof, National, Bellevue, Seilers Hotels, Ryffelalp, 2227 m ü. Schwarzsee, 2589 m ü. M. Grossart. Panorama. Luftkurorte. L. R. Visp Zermatt Gornergrat Bahnen. Prosp.

Zug Schönfels. Grand Hotel Zugerberg, I. Ranges, 937 m ü. d. M., all. modern. Komfort. Lift, elektr. Licht. Vorzüglicher Luftkurort. Großer Park. Tennis. Croquet.

Zürich Hotel Baur au Lac. Vornehmstes Haus, moderner Komfort.
Hotel Eden au Lac. Neu eröffn., mod. Fam.-Hot. a. Pl. Mäß. Pr. Pens.-Arrangem. Ed. Kleber.
Savoy-Hotel u. Baur en Ville am Paradeplatz. Altes Haus I. Rg. Mässige Preise.
Hotel Schwert a. See: best. empf. All. Komf., Lift, Aussicht a. See u. Geb. H. Gölden.

Dolder Zürich Dolderbahn. Gr. Hotel I. Rg., 650 m ü. M. Park, Golf, Tennis, Autos a. Bhf. Pension Waldhaus. bescheid. Pr.

Italien.

Bordighera Hotel Kurhaus Cap Ampeglio. Diät.-Kuren-Hydro- und Elektrotherapie. Zwei Aerzte im Hause. Prospekte verlangen.

Ospedaletti Schweizerhof, Hs. d. D. O.-V. Wasserheizg., gr. Garten. Britschgy (i. S. Luzern, Ps. M. 3 Lind.)

Alassio Le Grand Hotel. Erstes Haus am Platze. Warme Seebäder. Zentralheizung. Marson. Propr.

Pegli bei Genua. Bucher-Durrers Grand Hotel Méditerranée. I. Rgs. Prachtpark. Hydro-Elektrotherapie. Kurarzt.

Nervi Schweizerhof-Paradiso. Neubau, deutsches Haus, prächtig. Park. a. Meer, Zentralhzg., Lift. Pension 8 Fr. an. Prospekt.
Hotel-Pens. Excelsior, Dep. Villa Adelaide, fein bürgerl. deutsches Haus. Pens. v. 7.50 Fr. an.

Capolungo bei Nervi Schickert's Park-Hotel, D.O.-V., 30000 □ m Park. Meerbäder, direkter Zugang z. Strandpromenade von Nervi. Geschützteste Lage. Prospekte gratis. Besitzer Deutscher.

Rapallo Neues Bristol-Hotel. Allerersten Ranges. Voll. Süden, inmitt. gross. Garten, prachtv. Aussicht auf Meer u. Gebirge.
Riviera Splendid Hôtel, I. Ranges. A. Andolfi, Besitzer.

Sestri-Levante Grand Hotel Jensch, vortreffliches deutsches Haus, herrlichste Lage, das ganze Jahr geöffnet.

Mailand Bertolini's Hotel Europa, zentral I. Ranges, mit allem modernen Komfort. Vollständig renoviert.
Grand Hotel de la Ville. I. R., m. Auss. a. d. Dom, Eisenb.-, Post-, Tel.-Bureau i. Hause.

Venedig Hotel Bonvecchiati — Hotel Cavaletto — Markusplatz. Moderner Komfort — Zivile Preise.

Florenz Hotel Bristol, Haus allerersten Ranges, modern. Komfort, Lage a. Arno, mässige Preise. Zimmer mit Bad und Toil., Pension. Besitzer: L. Bertolini.
Grand Hotel Baglioni, nahe Bahnhof, I. Rang., 200 Betten, Appartm. Bad. u. Toil., mässige Preise.

Capri Splendid-Hotel, neu, Südlage, Zentralheizung, Garten.

Oberitalienische Seen.

Bellagio Comosee. Splendid-Hotel, I. R. Deutsches Haus. Neu erbaut. Beste Lage. Gross. Garten a. See, mit Restauration. Mässige Preise. F. Ferrario, Bés.

Como-See Cernobbio Grand Hotel Villa d'Este. Berühmtestes Haus am See. Herrlichste Lage. Ausgedehnter Park. T. Dombré.

Sirmione Gardasee. Weltberühmt. Bäd. März—Dez. b. Rheumat. u. Hautkrankh. Jllustr. Prospekt über Klima, herrliche Lage, frei Mässige Preise. Cav. Gennari.

Tremezzo Como-See. Tremezzo-Hotel I. R. App. m. B. Beste Lage a. See. Modernst. Komf. Gr. Park. Prosp. Enea Gandola Pr.
Hotel Bazzoni u. du Lac. Park. Lift. Zentralhz. Pension mässig. Prospekt frei.

Garda-See-Dampfschiffahrt-Gesellschaft. Italiens grösster, schönster und von Touristen vielbesuchter See. Direkte Verbindung mit drei italienischen und österreichischen Staatsbahnen. Elegante und komfortable Dampfer mit Restaurant.

Frankreich.

Paris Hotel de la Grande Brétagne, 14 rue Caumartin, n. d. Opéra. Neuester Komfort, laufendes heißes und kaltes Wasser in allen Zimmern. Mäßige Preise. E. Schrempp.

Lyon Grand Hotel du Globe, altbekanntes Haus I. Ranges, moderner Komfort. Mässige Preise. D. O.- u. B.-V. O. Girard.

Marseille Hotel Noailles-Métropole, rue Noailles-Cannebière I. R. m. jed. Komfort d. Neuzeit. E. Bilmaier.
Le Grand Hotel de Marseille. Deutsches Haus I. Ranges. An der Cannebière, Privatbäder mit Toilette. Louis Rueck & Co.

Nizza Grand Hotel d'Angleterre, am Jardin-Public mit Aussicht aufs Meer. 165 Zimmer, 30 Bäder. Besitzer F. Charles Braun.
Palace-Hotel, deutsches Haus I. R., mit mod. Komf. in zentr. Lage. Bes. W. Meyer.
Hotel du Louvre, Bld. V. Hugo. I. Ranges, vornehme, ruhige, zentrale Lage, 5 Min. v. Meer. Chs. Bommer, neuer Bes.
Grand Hotel des Palmiers. Deutsches Haus I. R., in vornehmster zentraler Lage.
Grand Hotel de France. I. R., beste Lage an den öffentl. Anlagen. E. Weber, Bes.
Terminus-Hotel. I. Ranges, gegenüb. Bahnhof, höchster Komfort. Dtsch. Bes. Morlock.
Hotel de Berne, mittl. Rg., beim Bahnhof, all. mod. Komfort. Dtsch. Bes. Morlock.

Beaulieu s. M. Hotel Royal, f. deutsch. Haus I. R. D. O. V. Warmwasshzg., Lift, Tennis. Ziv. Pr. G. Eckenberg.

Monaco Hotel Beau Séjour, Lift, Zentrlhz., Auss. a. Meer. Pr. v. Fr. 9. Somm.: Palace Hotel, Lac d'Annecy.

Monte Carlo Hotel Beau-Rivage, I. Ranges, mit allem Komfort, fließ. heißes u. kaltes Wasser in allen Zimmern. Otto Rohrer.
Hotel National, volle Südl., nah. Bhf. u. Kasino. Pens. Fr. 9 b. 12, dtsch. Ztgn. Bes. Ch. Chottler.

Mentone Grd. Hotel des Ambassadeurs. Deutsches Haus I. Rgs. Beste Lage. C. Düringer.
Alexandra-Hotel, vornehmsten Ranges, herrlich gelegen, grosser Park. Dtsch. Direktion

England.

Bournemouth besuchtester Badeort der Südküste. Hotel Mont Dore, bestrenommiert. Haus prachtv. Lage. W. Kneese, Manager.

Insel Jersey Grand Hotel. Vornehmst. Haus d. Kanalinseln, jegl. Komf. Stets geöff. Prachtv. Lage, direkt a. Meer, herrl. Aussicht. Seebadeort. Via Hamburg—Cherbourg leicht zu erreichen. Telegr.-Adr.: Grand Jersey Fr. H. Yenny, Direktor.

Ventnor Royal Marine Hotel. Bestes Haus der Insel. Mässige Preise. Nicht zu verwechseln mit Royal Hotel. W. Bush.-Judd, Bes.

(Fortsetzung des „Reiseführers" auf der umstehenden Seite.)



MARIENBAD

Böhmen · Meist frequentiertes Moorbad d. Welt
628 Meter ü. d. M., subalpines Klima, prachtvolle Promenadewege durch Gebirgshochwald in einer Ausdehnung von 80 Kilometer.

10 Mineralquellen : 3 große Badehäuser
Eigene Moorlager (100000 Moorbäder pro Saison)
Fettleibigkeit, Gicht, Bleichsucht, Blinddarmentzündung, Verstopfung, Gefäßverkalkung, Frauen-, Herz-, Nieren-, Nervenleiden usw. — Prospekte gratis durch das Bürgermeisteramt. Mai, Juni, September bedeutend ermäßigte Zimmerpreise.
35000 Kurgäste : 100000 Touristen
Saison: Mai-September.



London

Imperial-Hotel, Russel Sq., zentrale Lage f. Geschäft u. Vergnüg. — Theat., Museen, — tägl. Orchester i. Wint.-Gart. 500 Z., **Zim. inkl. table d'hote, Frühst. v. M. 5.- a. H. Waldeck.**
City House Hotel (Deutsches Hospiz) 158, City Road E. C. Zimm. v. M. 2,50 an. Neu erb. Mod. einger., Lift. Unweit Holborn, Liverpool St. u. Kings Cross Station. Empf. v. Deutsch. Offizier-Verein. Telegr.-Adr. „Vaterland London".

Brüssel — *Belgien.*

berühmt durch seine **Spitzenfabrikation.** Erstes Haus dieser Branche. **L. Kaufmann, 42 rue Neuve.**

Wildunger Königsquelle.

Hervorragend bewährtes **Heilwasser** bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Grieß- und Steinbildung und bestes **Vorbeugungsmittel** gegen alle diese Leiden. **Sanitäres Tafelwasser;** rein natürlich, ohne Zusatz, ohne Ausscheidung.

Wildunger Wasser wird von Aerzten der ganzen Welt nicht nur Kranken verordnet, sondern auch Gesunden zu jährlich ein- und mehrmaliger Trinkkur empfohlen. — Wer Wildunger Wasser benötigt, bestelle, wenn keine Niederlage am Platz ist, stets direkt bei der Direktion der
Bad Wildunger Heilquellen A.-G. Königsquelle Bad Wildungen 5.

Heilanstalten

Siehe auch Reiseführer!

Sanatorium Berthelsdorf i. Riesengebirge
Wald-Heilanstalt für mod. Heilmethoden, für Kranke und Erholungsbedürftige.
Aerztliche Leitung: **Dr. med. Schlüter.** Verlangen Sie Prospekt d. d. Direkt. **Ad. Berger.**
Kreis Hirschberg (Schlesien), Bahnstation Altkemnitz i. R. der Linie Breslau—Hirschberg—Görlitz—Berlin.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul


3 Ärzte
F. Frühjahrsk. bes. zu empf. Gute Heilerf. Prosp. fr.

Sanatorium für Magen-, Darm- und Stoffwechselkranke (spec. Zuckerkranke) von **Hofrat Dr. Decker, München-Schwabing,** Seestrasse 4. Ruhige Lage beim Engl. Garten; Zimmer mit Liegebalkons nach Süden. Durch die diätet. Einrichtungen f. Magen- u. Darmkranke eignet sich die Anstalt ganz bes. für Zuckerkranke, Gallensteinkranke, Arterienverkalkung, allgem. Schwächezustände, Neurasthenie. Behandlung der Zuckerkranken unter Schonung des Kräftezustandes und des Nervensystems. — Mastkuren u. Entfettungskuren. — Prosp. durch d. **Verwaltung.**

Morphium- (Alkohol) Heilanstalt. Entwöhnung mildester Form ohne Spritze. Dr. Fromme, Stellingen (Hamburg).

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck
bei Blankenburg - Schwarzatal
Winterkuren — Sommerkuren
für physikal.-diätetische Therapie. Bes. San.-Rat Dr. Wiedeburg. 5 Ärzte. Sonderabteilg.: Für Nervenkrankheiten. Für Magen-, Darm-, Stoffwechselkrankheiten. Für Herz-, Frauen- u. chronische Krankheiten. Für Abhärtung u. Erholung. Ausgeschlossen Geisteskranke, Tuberkulöse. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt kostenlos.

Stottern heilt Prof. Rud. Denhardts Sprachheilanstalt Eisenach. Prosp. über das mehrfach staatlich ausgezeichnete Heilverfahren durch Dr. med. Th. Hoepfner, leit. Arzt.

Dr. Oscar Hornung Kuranstalt Schloß Marbach am Bodensee versendet Prospekte unentgeltlich
Herz- Nerven- Stoffwechsel- Innerlich- Chronische Kranke

Alkoholkranke! Sanatorium Nesse, Bez. Bremen.

S.-R. Dr. Greger's Kuranst. Wilhelmshöhe-Cassel, Pens. mit Kur u. Behandl. 5-8 M. Pr.

Morphium — Alkohol
Dr. Emmerich's Sanatorium B.-Baden, gegr. 1890 f. Nerv.-, Morph.- etc., Alkohol-Kranke. Mild. Form d. Morph.-Entz. Zwangl. ohn. Spritze. Alkoh.-Entw. n. erpr. Verfahr. Prosp. kostenl. Bes. u. dir. Arzt **Dr. A. Meyer.**

Unterricht

vorm. **Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt für alle Militär- u. Schulexamina**
Leit. Dr. Schünemann, **BERLIN, Zietenstraße 22-23. Unübertroffene Erfolge:** 1910/11 bestand 307. in $23\frac{1}{4}$ Jahren 3586 Zögl., dar. 2418 Fahnj.

Vorbildung z. Einjährig.-, Prima-, Abitur.-Prüf. in **Dr. Harangs Anstalt, Halle-S. 3.** Bisher bestanden 870 Schüler: 92 Abit., 153 Prim., 152 Sek., **404 Einj.,** 69 f. V-OIII. Pension. Prospekt.

Ein Wort an Alle:
Dr. Rosenthals weltberühmtes Meisterschafts-System ermöglicht es jedermann, durch Selbstunterricht schon in 3 Monaten eine Sprache wie Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch-Norwegisch, Schwedisch, Russisch, Böhmisch, Polnisch, Ungarisch u. Deutsch zu lernen. Probebrief jeder Sprache à 50 Pf. liefert jede Buchhandlung u. die *Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung in LEIPZIG 20.* — Prospekt und Anerkennungen gratis.

Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrot. Automobb. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chauffeurkurse.

Butters Vorbereitungsinstitut Hirschberg i. Riesengeb. Streng geregelt. Pensionat. Halbj. gymnas. u. reale Zöten. Hunderte von exzell. Erfolgen.

Institut Boltz Jlmenau i. Thür. Einj., Fähnr., Prim., Abitur. Prosp. frei.

Kgr. Sachsen. Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste Jahresfrequenz bisher: 3610 Studierende. Programm etc. kostenlos v. Sekretariat.

Privat-Real- u. Handelsschule v. Dr. Kramer, Harburg (Elbe). Halbjahrs- u. Jahresk. z. kaufm. Ausbild. bzw. z. Einj.-Ex.

Königr. Sachs. Technikum Hainichen
Masch.- und Elektro-Ing., Techn., Werkm.
Lehrfabrik

Stottern dauernd heilbar! Glänz. Gutachten v. Aerzten, Geistl. 2c., zahlreiche Dankf. v. dauernd Geheilten. Auskunft frei. **O. Hausdörfer, Breslau 16, W 30 a** (ehem. schw. Stott.)

Knabenpensionat Goetheschule, Offenbach a. Main, erteilt **Einjährigenzeugnis.** Gute Verpflegung. Sorgf. Ueberwach. d. Schularb.

Sachsen-Altenburg. Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Weimar.
Prakt. Töchterbildungs-institut. Staatl konz., gegr. 1873. Wissenschaftl., gewerbl. u. wirtschaftl. Ausbildung. Musik, Malen, Tanz. Erste Lehrkräfte. Großer Besitz m. Park. Waldnähe. Ref. u. Prosp. d. **Dr. phil. C. Weiss u. Frau.**

Militär-Vorbereitungsanstalt f. Fähnrichprüfung u. Prima. Staatl. konz. Nur Fahnenjunker, 1911 bestanden 75. **Berlin W 57a, Bülowstr. 103. Dr. Paul Ulich.**

Ingenieur-Akademie WISMAR a. d. Ostsee
für **Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten.** Ehemalige Fachschüler finden Aufnahme. Neue Laboratorien.

(Fortsetzung der Rubrik „Unterricht" auf der letzten Seite.)

worfen, das Beste darstellt, was unter Berücksichtigung aller Faktoren erreicht werden konnte. Wer Geld sparen will, und wer die Behaglichkeit im eigenen Heim über alles schätzt, der wähle den Rießner-Ofen. Ein allenfallsiger Mehrpreis dieses Fabrikats gegenüber andern Erzeugnissen macht sich schon in kurzer Zeit durch den sparsamen Brand bezahlt. Rießner-Oefen sind überall erhältlich.

— Sprühregen des Humors betitelt sich ein Buch, das im „Kongreß“-Verlag Abt. 97, Dresden-A., Marschallstraße 27, erscheint, Das Buch enthält die kapitalsten neusten Witze, Vorträge und Couplets, schafft Stunden der Lust und Laune, lehrt jedermann, sich in Gesellschaft interessant zu machen und durch Vorträge sowie geistvolle Pointen tosende Lachsalven hervorzurufen. Der Preis des Buches beträgt nur M. 1,60.

— Gegen Runzeln. Unsere verehrten Leserinnen werden uns dankbar sein, wenn wir sie auch gegen die Sorgen der ersten Runzeln schützen. Von vielen Dingen ist jedenfalls die beste Vorbeugungsmaßregel der tägliche Gebrauch der echten „Crème Simon“ (von J. Simon & Cie, Paris). Indem man sie durch eine leichte Massage in die Haut einreibt, behält sie auf diese Weise ihre Geschmeidigkeit, so daß sie nicht runzlig wird. „Crème Simon“ ist ein wichtiger Talisman.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68,** Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen,** Obernstraße 38 I, **Breslau,** Ohlauer Straße 87 II, **Cassel,** Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.,** Prager Str. 35, **Elberfeld,** Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Halle a. S.,** Gr. Steinstraße 11, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 2 I, **Leipzig,** Petersstraße 19, **Magdeburg,** Breite Weg 184 I, **München,** Theatinerstraße 7, **Nürnberg,** Königstraße 3, **Straßburg i. E.,** Gutenbergplatz 7, **Stuttgart,** Königstraße 11 I, **Würzburg,** Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.





Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstraße 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: [illegible] Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 14. **Berlin, den 6. April 1912.** **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Daß der Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier schon nach achttägiger Dauer sein Ende erreichte, war nur insofern ein Erfolg, als die direkten Verluste aufhörten. Im übrigen bleibt die Gefahr neuer Arbeiterkriege, Lohnforderungen und Erhöhungen der Kohlenpreise bestehen. Die Industrie würde hohe Löhne nur auf Kosten der eigenen Rentabilität übernehmen können; denn verteuertes Brennmaterial — der Ausgleich für die Lohnsteigerung auf den Kohlenzechen — steigert die Unkosten und vermindert den Ertrag. Die Ruhrzechen büßten durch den Förderausfall infolge des Streiks etwa 1 Million Mark ein, während das Opfer der Arbeiter an Löhnen

sich auf 10 Millionen Mark beläuft.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat nahm in seiner Beiratsitzung zum Arbeiterausstand Stellung. Die Entwicklung des Absatzes, der im Februar sehr günstig war, habe durch den Konflikt mit den Arbeitern vorübergehend gelitten. Da die Zechen nicht mehr in vollem Umfange liefern konnten, sei die Ausnützung der guten Marktlage unmöglich gewesen, zum Schaden der Bergwerke und der Arbeiter. Auch ohne den Kampf wäre, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, eine Lohnsteigerung eingetreten, zumal da die Zechenbesitzer sich gegen eine Erhöhung der Löhne durchaus nicht gesträubt hätten. Trotzdem hat sich die Erschütterung auf alle Kohlenreviere in Deutschland fortgepflanzt, und die Arbeiterbewegung ist noch nicht zu Ende. Viel tiefer als in Deutschland sind die Wunden, die dem englischen Wirtschaftskörper geschlagen wurden. Zwei Millionen Arbeiter — die Familien nicht mitgerechnet — haben gefeiert.

35 Millionen Mark

betrug der wöchentliche Lohnausfall allein bei den Grubenarbeitern. In drei Wochen wurden also beinahe 110 Millionen nur von den Bergknappen aufs Spiel gesetzt. Das ist ein kleiner Teil des riesigen Gesamtverlustes. Man rechnet, daß die

Eisenbahnen 40 Prozent ihrer Einnahmen verloren.

Die Mindestlohnbill ist weder von den Zechenbesitzern noch von den Arbeitern mit besonderer Begeisterung aufgenommen worden. Daß sie für drei Jahre gelten soll, spricht schon gegen sie. Die Unternehmer sind mit den Lohnzuschlägen ebensowenig zufrieden wie ein Teil der Arbeiter, die ihre eignen Tarife als Grundlage des Gesetzes wünschten. Außerdem vermissen die Bergwerksbesitzer eine Garantie für die Mindestleistung der Arbeiter. Sicher ist, daß der Riesenausstand den Appetit nicht genommen, sondern geschärft hat. England muß mit der Möglichkeit neuer Lohnkämpfe rechnen. Man spricht sogar schon von einem Monstrestreik der Transportarbeiter, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen soll. Daß die deutsche Wirtschaft sich trotz mancher Schwierigkeiten weiter gut entwickelt, wird durch die Ziffern des Außenhandels und der Eisenbahneinnahmen zur Evidenz gebracht. In den ersten beiden Monaten des Jahres bewerteten sich Einfuhr und Ausfuhr auf

3114 Millionen Mark.

Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen aus dem Güterverkehr betrugen im Januar und Februar zusammen 306 Millionen (gegen 274 Millionen im Vorjahr). Die einzige Sorge, die das Geschäftsleben drückt, ist die Unsicherheit über die Gestaltung der Geldverhältnisse. Mit dem Begriff „billiges Geld" kann nicht mehr operiert werden. Der Reichsbankdiskont von 5 Prozent würde allein schon dieser Auffassung widersprechen. Daß die Russische Staatsbank den Satz für Dreimonatwechsel von 4½ auf 5 Prozent und die Schwedische Reichsbank ihren Diskont auch von 4½ auf 5 Prozent erhöhte, ist ein sichtbares Zeichen der Geldklemme. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank, die gleichfalls noch mit einem (für österreichische Verhältnisse abnormen) Wechselzinsfuß von 5 Prozent arbeitet, hat sogar drastische Beweise des Ernstes ihrer neuen Kreditpolitik gegeben. Um den Banken zu zeigen, daß der Wunsch, sie möchten ihre Kreditgewährung einschränken, keine bloße Façon de parler war, hat sie verschiedentlich Wechsel, die ihr zum Diskont eingereicht worden waren, zurückgewiesen. Es handelte sich nicht um Papiere, die irgend welche Risiken enthielten; sonst wäre die Ablehnung ja keine Demonstration gewesen. Sondern um Tratten, die der Form entsprachen. Die Banken sollten nur erfahren, daß sie nicht in jedem Fall auf Rückendeckung bei dem Zentralinstitut rechnen dürfen. Das soll sie zur Vorsicht mahnen. Schlimm ist, daß das Ausland aus den Erörterungen über die

Kredite der Banken Kapital schlägt. In französischen Blättern produzierte sich

das Gespenst einer Finanzkrisis,

das schon im Herbst 1911 die Heiterkeit aller Kenner und ehrlichen Beurteiler des deutschen Geldmarktes erweckt hatte. Wer die Diskussion ohne Voreingenommenheit verfolgt hat, mußte sehen, daß sie sich nur gegen Uebertreibungen, keineswegs gegen die Gesamtorganisation des Wirtschaftskörpers richtete. Aber das Ausland benutzt gern die Gelegenheit, dem Aerger über die Erfolge der deutschen Wirtschaft Luft zu machen. Die Amerikaner haben nach wie vor greifbare Mittel zur Verfügung, die sie dem Auslande zuführen. So wurden bayerische Schatzanweisungen im Betrage von 6 Millionen Mark in New-York untergebracht. Vor einigen Monaten waren preußische Schatzwechsel (80 Millionen) in der nordamerikanischen Union plaziert worden. Ein großer Betrag dieser Papiere ist bereits wieder zurückgekauft worden; der Rest ist am 15. April fällig. Daß die Geldabundanz in den Vereinigten Staaten nur die Rückwirkung einer nicht sehr lebendigen Wirtschaftskonjunktur bildet, ist bekannt. Vor Erledigung der Präsidentenwahl wird sich diese Situation kaum ändern. Die amerikanische Regierung setzt

ihre Angriffe gegen die Monopole

fort. Kürzlich wurde eine Bill eingebracht, die Eisenbahnen und Schiffahrtslinien voneinander trennen will. Eine Kontrolle der Eisenbahnen über Dampfergesellschaften soll in Zukunft nicht mehr möglich sein. Die Konkurrenz der Transportunternehmen soll jedem Einfluß entzogen werden. Bei der engen Zusammengehörigkeit beider Verkehrsmittel bedeutet das Vorgehen der Regierung den Umsturz eines Systems. Diese Reform wird eine neue Verwirrung auf dem Aktienmarkt, mit den üblichen Konsequenzen, hervorrufen. Nicht jede Zerstörung trägt eine solche Kraft der Selbstheilung in sich, wie der Eingriff in die Aktie der Standard Oil Company, deren Kurs einen bedeutenden Wertzuwachs angesetzt hat. Seit August 1911 erreichten die Standard Oil Shares

eine Kurssteigerung von 300 Prozent.

Wichtig ist, wie die Kohlenarbeiter sich mit den Zechenbesitzern abfinden werden. Eine erhebliche Lohnsteigerung würde die Ergiebigkeit der Kohlengruben drücken, den Geldbedarf aber erhöhen. Ueber die Aussichten einer Revision des Zolltarifs sind die Meinungen geteilt. Man verkennt nicht, daß die Demokraten die Tariffrage hauptsächlich agitatorisch ausnutzen wollen.

So haben sie die Wollzölle, auf die sie sich im vorigen Sommer mit besonderer Leidenschaft gestützt hatten, bisher gar nicht in Angriff genommen, sondern sie haben im Januar als erste Vorlage einen Entwurf über die Eisen- und Stahlzölle eingebracht, der bereits am 29. Januar mit 211 gegen 110 Stimmen angenommen wurde. Eine zweite Vorlage über die chemische Industrie passierte am 21. Februar mit 178 gegen 127 Stimmen das Unterhaus. Diesmal war die Majorität geringer. Jetzt beschäftigt sich das Repräsentantenhaus mit den Zuckerzöllen. Dann dürften die Textilindustrien folgen, und da der zweite Bericht des Tarifamtes, der über die Baumwolle, in nächster Zeit erwartet wird, so könnten Vorlagen über die Woll- und Baumwollzölle, falls von beiden Häusern angenommen, ungehindert Gesetz werden, während es fraglich ist, ob andere Entwürfe die Billigung des Präsidenten finden würden. Die Stahlzölle, die bereits durch den Paynetarif erheblich herabgesetzt wurden, sollen nach der neuen Vorlage nach einer Schätzung Unterwoods im Durchschnitt von 34.51 auf 22.42 Prozent des Wertes ermäßigt werden, und eine ganze Reihe von Artikeln soll zollfrei werden. Die Durchschnittszölle auf Chemikalien werden nach der neuen Bill auf 16.64 gegen bisher 25.72 Prozent des Wertes kalkuliert.

Ziele unserer Kolonialpolitik.

Seit einiger Zeit werden von kolonialfreundlicher Seite Pläne erörtert, deren Ziel ist, ein zusammenhängendes deutsches Kolonialreich in Afrika anzustreben. Als Mittelpunkt ist dabei der heutige Kongostaat gedacht, der sich in schwacher Hand befindet und ebenso wie die portugiesischen Kolonien eines Tages zu haben sein wird. Frankreich hat zwar auf den Kongostaat ein verbrieftes Vorkaufsrecht, würde aber vielleicht nicht abgeneigt sein, gegen Gewährung von Vorteilen darauf zu verzichten.

Professor Hans Delbrück hat nun diese Fragen aufgegriffen und in einem Artikel der Preußischen Jahrbücher (März 1912) eingehend untersucht. Er kommt dabei zu folgenden Schlußfolgerungen:

Wir brauchen Kolonien, aber nicht Kolonien für unsere Bauern, da wir deren kaum genug im Heimatlande haben, da wir ja genötigt sind, Hunderttausende von Ausländern zur Bewältigung unserer Ernte heranzuziehen. Wohl aber brauchen wir Kolonien, um den Ueberschuß unserer gebildeten Mittelschichten als Techniker, Kaufleute, Pflanzer, Aufseher, Offiziere und Beamte zu ernähren. Es kann uns nach Delbrücks Meinung aber nicht genügen, hier und da solche Oberschichten auszubreiten, sondern wir können einen dauernden Gewinn nur durch Schaffung eines großen, zusammenhängenden Gebietes erzielen, das einheitlich verwaltet werden kann. Und dann würde es darauf ankommen, innerhalb dieses Gebiets etliche feste Bezirke für dauernde Siedelungen zu haben, die das Rückgrat der Verwaltung zu bilden hätten.

Der Gedankengang, dem Delbrück bei einer Neuordnung der afrikanischen Besitzverhältnisse folgt, geht nun dahin: für Frankreich den Nordwesten, für England die Ostseite, für Deutschland das Uebrige. Delbrück nimmt an, daß England die ostafrikanische Erbschaft Portugals ebenso antreten wird, wie Deutschland die westafrikanische. Es ist bei Gelegenheit des Marokkoabkommens einmal davon die Rede gewesen, das Togogebiet gegen das ganze französische Kongogebiet auszutauschen. Frankreich ist also geneigt, auf seinen Teil des Kongogebiets zu verzichten.

Aber wir brauchen das gute Togogebiet gar nicht wegzugeben, wenn es sich ermöglichen ließe, die Franzosen in anderer Richtung zu befriedigen. Und da fehlen ihnen vor allem zur Abrundung ihres westafrikanischen Gebiets die englischen Kolonien Gambia, Sierra Leone und die Goldküste (Aschanti). Wenn England zugunsten Frankreichs auf diese Gebiete verzichtete, könnte letzteres sein afrikanisches Reich abrunden und dafür seinen Kongo, seine Kolonie Dahome und außerdem das Vorkaufsrecht auf den ehemaligen Kongostaat abtreten.

Deutschland seinerseits könnte aus diesem englischen westafrikanischen Verzicht Nord- und Südnigeria (das Stromgebiet Niger-Benua mit der Stadt Lagos) sehr gut gebrauchen, das dann im Verein mit dem jetzt französischen Dahome, Kongo, dann der belgischen Kongokolonie und dem portugiesischen Westafrika (Angola) ein zusammenhängendes Gebiet bilden würde von großem Wert.

Nun müßte ja natürlich an England für diese Transaktion eine Entschädigung geleistet werden, die einen angemesenen Preis darstellt. Diese Entschädigung sieht Hans Delbrück in Deutsch-Ostafrika. Er berechnet die Einwohnerzahl von Englisch-Westafrika auf rund 15 Millionen,

von denen etwa 4½ an Frankreich fallen würden. Da Deutsch-Ostafrika rund 10 Millionen Eingeborene hat, so wäre rein rechnerisch die Sache ein glattes Geschäft. Afrika wäre glatt und sauber unter die drei vorherrschenden Mächte verteilt. Frankreich hätte sein großes, fest begründetes West- und Nordafrika, England sein Afrika vom Kap bis Kairo und Deutschland das Kongogebiet mit den Ausläufern südlich bis zum Orangefluß und nördlich-westlich bis an die Goldküste.

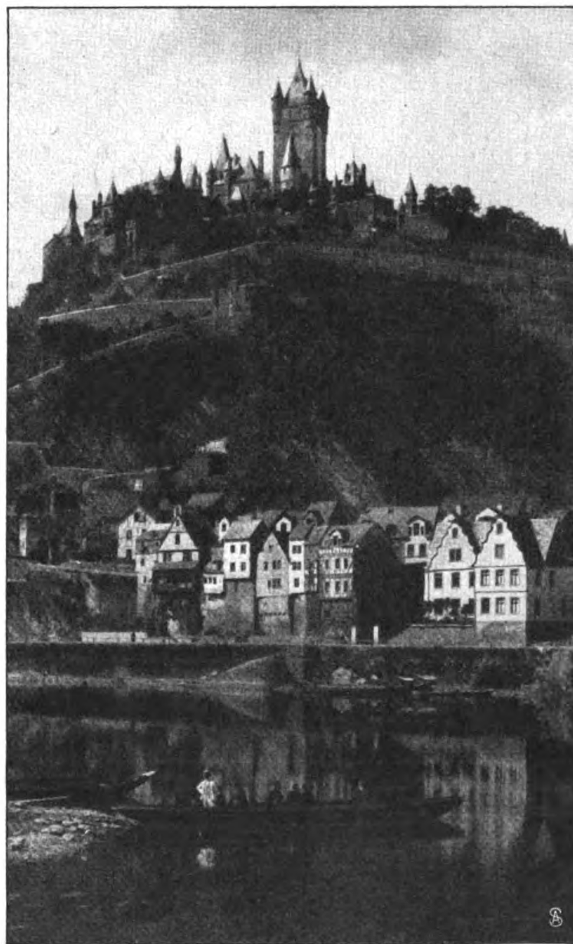
Aber die große Frage, die sich, wie Delbrück richtig betont, vor unsern Blicken auftut, ist vielleicht eine Frage des nationalen Ehrgefühls, über das Delbrück sich nicht zum Richter setzen will. Können wir Ostafrika, das so viel deutsches Heldenblut getrunken hat, einfach als Handelsobjekt betrachten und ausnutzen?

Delbrück beantwortet diese unbequeme Frage, indem er sagt: „Nur so viel möchte ich feststellen: erstens, daß nicht das wirtschaftliche, sondern das nationale Interesse die Kolonialfragen zu regieren hat, daß das wirtschaftliche Interesse vom nationalen zwar nicht zu trennen, aber ihm, wie das Mittel dem Zweck, untergeordnet ist; zweitens, daß das Ziel unseres kolonialen Strebens ein so großes geschlossenes Gebiet sein muß, daß das Deutschtum sich darin aus eigener Kraft zu behaupten vermag; drittens, daß, wenn ein solches Gebiet nur durch Austausch erlangt werden kann, es wünschenswert ist, bald damit zu Rande zu kommen, da es je länger, desto schwieriger wird, ein einmal deutsch besiedeltes Gebiet wieder aufzugeben; viertens, daß wir auch eine recht bedeutende Kaufsumme nicht zu scheuen haben, wenn damit die erste und wichtigste der Erwerbungen, das portugiesische Angola, zu gewinnen ist; fünftens, daß ein kolonialer Ausgleich zwischen Deutschland und England in größerem Maßstabe der Welt auf lange Zeit hinaus den Frieden sichern würde, und daß daher ein solcher Ausgleich mit Aufbietung aller Kraft und ehrlicher Bereitwilligkeit anzustreben ist."

Das Moseltal.

Von Koblenz nach Trier! — Wenn in den Zeiten des Mittelalters einem jungen Mönche nach längerer Vorbereitung gestattet wurde, seine freie Zeit in der Bibliothek des Klosters zu verbringen, und sein Auge ungehindert des Klosters kostbare Schätze überschaute, wenn sein ehrfürchtiger Blick auf die Namen der verehrten Autoren des Altertums fiel, deren gelobte und geliebte Werke dort sauber in Reih und Glied standen, so kann seine still jubelnde Begeisterung nicht größer gewesen sein als die des abgeklärten Verehrers eines guten Tropfens, wenn er mit der Moselbahn — die recht despektierlich „Saufbähnle" genannt wird — die Ortschaften an sich vorüberziehen sieht, deren Namen ihm so lieb und so vertraut sind.

Wir müßten ein Verzeichnis der Stationen, ein Ortsverzeichnis des Moseltals anführen, wenn wir alle Namen nennen wollten, die hier einen guten Klang haben. Wir nennen nur einige. Nicht um sie vor den andern zu loben — denn die glühende Rose ist nicht schöner als das lieblich duftende Veilchen — sondern um jenen köstlichen Vorstellungskreis in dem Gedächtnis hervortreten zu lassen für den Fall, daß er einem unserer Leser in dem Getriebe des nervös zerrütteten Lebens von heute abhanden gekommen sein sollte. Wir nennen also den Schloß Dhroneberger, den Trittenheimer, den Piesporter, den Niederemmeler, den Graacher, den Zeltinger, den Erdener und den Berncastler.



Burg Cochem an der Mosel.

Das Hauptgebiet des Moselweinbaus befindet sich zwischen Trier und Cochem; nur vereinzelt bis nach Koblenz heran. Es umfaßt mehr als 5500 Hektar. Das ist etwas weniger als die Hälfte des Weinbaugebiets der preußischen Rheinprovinz. Im Durchschnitt bringt das Moseltal jährlich etwa 165000 hl Wein hervor, und zwar fast ausschließlich weißen. Der rote Wein ist nur noch in geringen Mengen vorhanden. Viel des oft sehr säuerlichen Moselweins geht, mit bis 16 % Alkohol versetzt, nach Frankreich, während die besseren, leichten Moselweine, die seit dem Inkrafttreten des neuen Weingesetzes nicht mehr ohne weiteres gezuckert werden dürfen, mit volleren südlichen Weinen verschnitten werden, um ein angenehmes Getränk zu geben. Die guten Weine aber sind nach der überzeugten Meinung erfahrener Männer den Rheingauweinen durchaus ebenbürtig, ja sie werden vielfach vorgezogen, da sie nicht so ins Blut gehen wie die Weine des Rheines.

Die Traube, die sich im Moselgebiet und besonders auf den Tonschieferbergen am besten bewährt hat, ist die Rieslingtraube, deren vornehmer Ge-

schmack das Entzücken aller Kenner bildet. Der beste Wein, der an der Mosel gebaut wurde, seit denkende Menschen die Großtat vollbrachten, dort Reben zu pflanzen, war der des Kometenjahres von 1811. Ihm hat der von 1911 mit Erfolg nachgeeifert, wenn er ihn auch nicht erreicht hat. Es hat ihm wohl an Feuchtigkeit gefehlt. Vielleicht ist das so ganz gut. Denn wäre er noch besser, so könnten nur die oberen



Moselpanorama.

Tausend der obersten Zehntausend ihn bezahlen, und die übrigen Zecher hätten das Nachsehen.

Der Großweinhandel des Moseltales hat seinen Mittelpunkt in Trier, wo alljährlich die großen Weinversteigerungen vor sich gehen. Dort strömen dann die Interessenten der ganzen Welt zusammen, um den Weltmarkt mit dem Ertrag des Moseltals — nebst den Saar- und Ruwerweinen — zu versehen. Dann ist Trier international. Die Versteigerungen sind eine Sehenswürdigkeit, die interessant genug sind, um etwa eine Reise ins Moseltal daraufhin einzurichten. Es werden nur ganze Fuder (= etwa 1300 Flaschen) versteigert. Die Kunden sitzen an langen Tischen und kosten den Wein in kleinen Proben. Im Jahr 1904 wurden aus 1782 Fudern 6 091 210 Mark erzielt, also im Durchschnitt für das Fuder 3419 Mark. Das schlechte Weinjahr 1894 hingegen hatte nur 438,5 Fuder mit einem Ertrag von 491 950 Mark gebracht, also im Durchschnitt 963 Mark für das Fuder. Im Frühjahr 1906 brachte es aber ein Fuder Groneberger auf 19 060 Mark und ein Fuder Piesporter auf 25 000 Mark. Hier bleibt dem Nichtweinhändler, dem „Konsumenten“, nichts anderes übrig als schweigende Ehrfurcht.

Die Schaumweinindustrie steht im Moseltal seit Jahren auf der alten Stufe, die sich unseres Dafürhaltens noch erweitern und vergrößern lassen müßte. So wurden im Bezirk der Trierer Handelskammer im Jahr 1909 nur rund 35 000 Mark an Schaumweinsteuer aufgebracht.

Verhältnismäßig groß ist der Verkauf von Obstweinen, insbesondere wird in Trier selbst viel Apfelwein getrunken, wie überhaupt der Obstbau in jener Gegend, vor allem im Bezirk der Trierer Handelskammer, auf wünschenswerter Höhe steht und ständig verbessert wird. Ebenso wird aus dem Koblenzer Bezirk viel Günstiges berichtet über die Geschäftslage der dortigen Obstkraut-, Gelee- und Marmeladenindustrie, die sich ebenso wie die Herstellung von Dörrgemüse und Konserven in erfreulichem Aufschwung befindet, wenn gerade hierin Schwankungen auch nicht ausbleiben.

Das Brauereigewerbe zeigt seit etlichen Jahren einen bedauernswerten Rückgang, der



Berncastel-Cues.

auf eine Minderung des Bierverbrauchs zurückzuführen ist. Der Malzverbrauch im Trierer Bezirk betrug für 1910: 43 879 Doppelzentner.

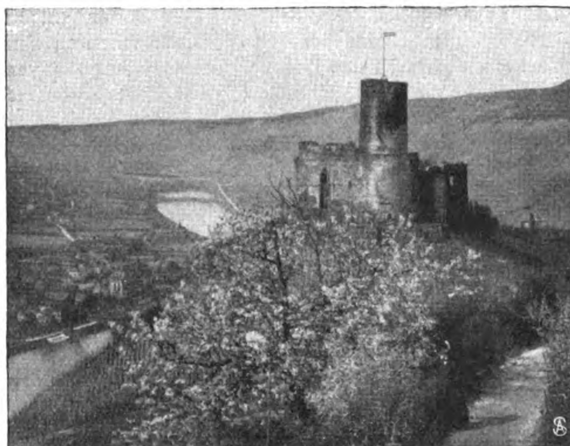
Eine weitere Industrie des Moseltals ist die Schieferproduktion, die in den Kreisen Mayen und Cochem für das Jahr 1910 einen Wert von 1 177 135 Mark darstellte. In den Kreisen Berncastel und Trier (Land) war die Ausbeute von Dachsteinschiefer trotz des verhältnismäßig ungünstigen Ergebnisses für 1910 329897 Mark. Die Auflösung des Moselschiefer-

syndikats war für die gesamte Lage dieser Industrie äußerst ungünstig. Im oberen Moseltal herrscht für Schiefer Kleinbetrieb vor. Es waren 33 Gruben mit nur 306 Arbeitern im Betrieb.

Nicht ganz unbedeutend und daher erweiterungsfähig ist die Eisenindustrie besonders des Trierer Bezirks. So stellt das Trierer Walzwerk kalt gewalztes Bandeisen, Bandstahl und blankgewalztes Aluminium her und nimmt einen erfreulichen Aufschwung. Zu erwähnen ist auch noch aus dem Trierer Bezirk die dortige Federstahlindustrie.

So findet der Kaufmann Grund genug, um das Moseltal von Koblenz bis Trier aufzusuchen und an Ort und Stelle Einkäufe zu machen und Abschlüsse herbeizuführen.

Wir wollen nun noch einen Blick auf die landschaftlichen Schönheiten des Moseltals werfen und hierbei einen kleinen historischen Rückblick nicht unterlassen. Wie bekannt, war Trier ja schon im Altertum eine altberühmte Stadt, zeitweise Residenz der alten römischen Kaiser (im dritten und vierten Jahrhundert) und ein Hauptpunkt der römischen Verwaltung und des damaligen Handels. Von der alten Pracht zeugen noch heute die Ruinen des Kaiserpalastes, die Porta nigra und manches andere. Seit dem Mittelalter wurde die Stadt dann, ähnlich wie Aachen, ein Hauptort der kirchlichen Frömmigkeit. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie fast völlig verwüstet und blühte erst seit 1815 wieder auf, seit der Vereinigung mit Preußen. Berühmt vor allem ist auch der Dom, der in seinem Aeußern ein Gemisch der verschiedensten Bauperioden und Stilarten zeigt. Ein Teil des Bauwerks soll aus dem fünften Jahrhundert stammen und damals als Gerichtshalle gedient haben. Fast jedes der späteren Jahrhunderte hat dann am Dom weitergebaut und ihm schließlich seine jetzige Gestalt gegeben. Der berühmte Domschatz enthält nur noch einen Teil der alten Schätze, die 1792 geflüchtet wurden und teilweise in Limburg geblieben sind. Außer dem Dom besitzt die Stadt noch eine Reihe weiterer schöner Kirchen, die von der früheren Wohlhabenheit der Stadt Zeugnis ablegen.



Burg Landshut.

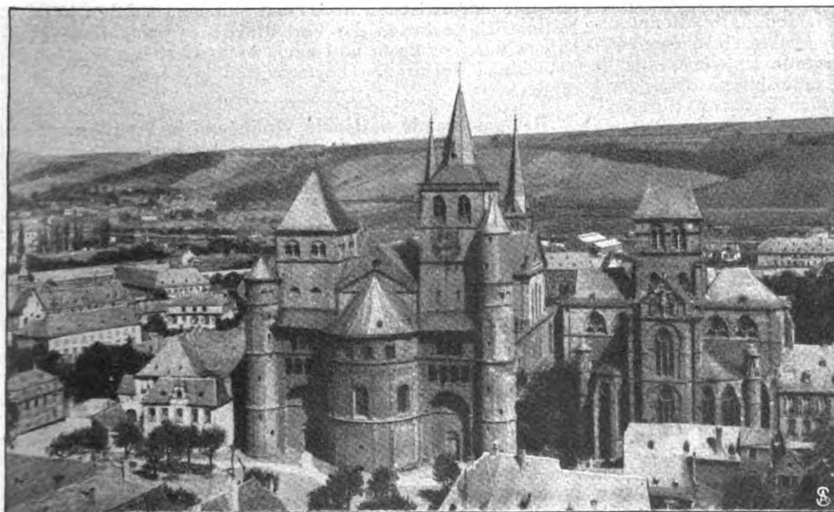


Winzerin.

Koblenz, die Stadt am Anfang des Moseltals, kann sich nicht rühmen, im Altertum Kaiserstadt gewesen zu sein, aber die Stadt geht auch ihrerseits auf die Römer zurück, da Drusus hier schon im Jahr 10 vor Christo ein Kastell anlegte. Auch Koblenz war wie Trier im Mittelalter eine Stadt voll selbstbewußten Bürgerstolzes, die oft in blutiger Fehde ihr Recht zu wahren wußte. Im achtzehnten Jahrhundert war Koblenz Residenz des Trierer Kurfürsten. Die Stadt kam wie Trier 1815 an Preußen.

Die größte Sehenswürdigkeit des Ortes ist das berühmte Denkmal Kaiser Wilhelms I. am Deutschen Eck, auf der durch den Zusammenfluß von Rhein und Mosel gebildeten Landspitze. Außer Kirchen, Denkmälern und Brücken ist das Schloß besonders zu beachten.

Das Moseltal selbst bietet Landschaften von lieblichster, anmutigster Schönheit, deren Reiz nicht zum wenigsten auf den alten Burgen beruht, die



Trier. Der Dom.

des Tales Höhen schmücken. Wir geben unserm Artikel einige Bilder bei mit der altberühmten Burg Cochem, die durch den Besitzer, den Geheimrat Ravené in Berlin, zu alter Schönheit wieder erstanden ist, ferner die Burg Landshut, die über der Stadt Berncastel liegt und der Landschaft ihren besonderen Reiz verleiht.

Jahresberichte.

Die wirtschaftliche Lage einiger überseeischer Länder schildert der Jahresbericht der Deutschen überseeischen Bank wie folgt:

Argentinien.

Die wirtschaftliche Lage des Landes litt im verflossenen Jahre unter der Ungunst der Witterungsverhältnisse. Andauernde Trockenheit schädigte sowohl Viehzucht wie Ackerbau.

Die Folgen des Ausfalles der Maisernte für die Zahlungsbilanz wurden wesentlich gemildert durch die Anleihe von 350 Millionen Fr., die die Nationalregierung in Europa aufnahm. Außerdem flossen dem Lande neue Gelder für hypothekarische und sonstige Anlagen reichlich zu, so daß der Goldbestand der Konversionskasse im Laufe des Jahres 1911 noch etwas gewachsen ist. Diese betrug Ende 1911 ungefähr 189 Millionen gegen 186 Millionen Goldpesos Ende 1910, während der Konversionsfonds sich am 31. Dezember 1911 unverändert auf 30 Millionen Goldpesos belief. Die Stetigkeit der Währung wurde also durch die vorübergehend weniger günstigen Witterungsverhältnisse in keiner Weise gefährdet.

Die Einfuhr von Bargold bezifferte sich vom 1. Oktober 1910 bis 30. September 1911 auf etwa 16,750,000 Dollar Gold, welche zum größten Teil ihren Rückfluß nach Brasilien gefunden haben.

Bolivien.

Das abgelaufene Jahr ist für die wirtschaftliche Entwicklung Boliviens im allgemeinen als ein befriedigendes zu bezeichnen. Die Zinn-Minen-Industrie wurde durch die hohen Zinnpreise besonders begünstigt, die übrige Minen-Industrie (Kupfer, Silber usw.) entwickelte sich in normaler Weise.

Im Lande machte sich ein ziemlich großer Goldzufluß und eine gewisse Geldflüsigkeit bemerkbar. Mit großen Erwartungen sieht man in diesem Jahre der Eröffnung der wichtigen Bahnstrecken La Paz—Arica und Oruro—Rio Mulatos—Potosi entgegen, während die Arbeiten auf der Strecke Oruro—Cochabamba ihren Fortgang nehmen.

Brasilien.

Die wirtschaftliche Lage Brasiliens zeigte im verflossenen Jahre ein im ganzen günstiges Bild, dem es allerdings an Einheitlichkeit fehlte. Während der Norden des Landes mit seiner Gummiausfuhr stark zu leiden hatte, konnten die am Kaffeebau interessierten Gegenden, insbesondere der Staat Sao Paulo, geradezu glänzende Ergebnisse verzeichnen. Infolgedessen wird die Handelsbilanz Brasiliens voraussichtlich noch mit einem beträchtlichen Aktivsaldo für 1911 abschließen.

Während des ganzen Jahres war Geld reichlich angeboten, so daß sich der Diskontsatz für Prima-Papiere vorübergehend bis auf 5 Prozent ermäßigte.

Inbezug auf die Aufschließung des Landes hat die Regierung ihre bisherige, großzügige Politik fortgesetzt, indem sie das Eisenbahnnetz weiter ausbaute und eine Reihe neuer, wichtiger Eisenbahn-Projekte in verschiedenen Staaten, u. a. Bahia, Cuará, Santa Catharina und Paraná in Angriff nahm. Der Eifer, mit dem die Regierung im raschen Tempo an die Vermehrung der Verkehrsmittel und an die Ausführung neuer Hafenbauten und Sanierungsarbeiten in den verschiedenen Teilen des ausgedehnten Landes geht, bewirkt naturgemäß ein steigendes Kapitalbedürfnis und führt zur Aufnahme neuer Anleihen im In- und Ausland.

Chile.

Das Jahr 1911 ist im allgemeinen für Chile ein zufriedenstellendes gewesen. Hauptsächlich dazu beigetragen hat die gute Lage des Salpetergeschäftes. Die Kupfererzeugung hat sich bei Preisen, die nicht sonderlich verlockend waren, und erst gegen Ende des Jahres eine Steigerung erfuhren, nicht auf der Höhe der Vorjahre halten können.

Die innerpolitische Lage ist ruhig geblieben; in der äußeren Politik störte das gespannte Verhältnis Chiles zu seiner Nachbarrepublik Peru. Infolgedessen wurden zahlreiche peruanische Arbeiter, die in den Salpetergegenden lohnende Beschäftigung fanden, zum Wegzug veranlaßt, was einen fühlbaren Arbeitermangel in den Salpeterprovinzen hervorgerufen hat.

Peru.

Von den mannigfachen Finanz- und Eisenbahnprojekten der Regierung, deren Ausführung für das geschäftliche Leben Perus zweifellos einen neuen Aufschwung bedeuten würde, ist nur die Eisenbahn von der Hauptstadt nach dem nördlichen Hafen Huacho in das Baustadium getreten, während die übrigen Projekte dem laufenden Jahre vorbehalten bleiben. Wenn das Vertrauen der Geschäftswelt auf bessere Zeiten trotzdem nur wenig erschüttert wurde, so ist dies dem Umstand zuzuschreiben, daß die Landwirtschaft in Peru sich in erfreulicher Weise weiterentwickelt. Die hauptsächlichsten Landeserzeugnisse, wie Zucker, Baumwolle und Reis, haben zum Teil recht günstige Preise erzielt und den Landwirten erheblichen Nutzen gebracht. Ebenso hat die Minenindustrie gute Fortschritte aufzuweisen, und das Interesse ausländischen Kapitals bekundete sich auch im verflossenen Jahre durch Studienreisen zahlreicher Ingenieure.

Norddeutsche Bank in Hamburg. Dem Jahresbericht der Bank entnehmen wir folgende bemerkenswerte Mitteilungen: Die Deutsche Afrika-Bank konnte auf dem Handelsgebiete wieder eine rege Wirksamkeit entfalten und gute Ergebnisse erzielen; bei der Hypothekengewährung auf ländlichen Grundbesitz muß sie aus naheliegenden Gründen sich große Zurückhaltung auferlegen. Die Eisenerz-Gesellschaft Sydvaranger kam in vollen Betrieb und hat ihre Erzeugung für die nächste Zeit zu nutzenlassenden Preisen verkaufen können. Sie ist nunmehr mit einem weiteren Ausbau beschäftigt, um ihre Herstellung demnächst auf 500,000 To. Konzentrat oder Brikette zu vergrößern und damit den Einstandspreis weiter zu ermäßigen. Die Große Venezuela-Eisenbahn hat eine nicht unerhebliche Steigerung ihrer Einnahmen zu verzeichnen. Venezuela zog Gewinn aus den hohen Kaffeepreisen, und eine gute Ernte belebte in etwas die Hilfsquellen dieses so entwicklungsfähigen Landes, das unter einer stetigen Regierung und, wenn es von der schweren Bürde der Monopole befreit würde, nur einer Periode der Ruhe bedarf, um schnell aufzublühen. Leider wagt noch niemand, an eine solche stetige Entwicklung zu glauben, da immer wieder neue Parteigänger Unruhe und Unsicherheit in das Land und seine wirtschaftlichen Verhältnisse tragen. In China sind die Verhältnisse zurzeit noch ungeklärt. Die unter Mitwirkung des asiatischen Konsortiums geplant gewesene chinesische Währungsreform hätte zu einem starken Bande der Einigung zwischen Nord- und Südchina werden können. Hoffentlich gestatten die Verhältnisse es bald, diese Maßnahme durchzuführen und auch noch sonstigen wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritten in China die Tür zu öffnen.

Der wachsende nationale Wohlstand in Preußen. Nach dem letzten Jahrbuch der Preußischen Landesstatistik ist der Einlagenbestand der öffentlichen und privaten Sparkassen seit 1904 von 7¾ Milliarden Mark auf 10¼ Milliarden Mark Ende 1909 gewachsen. Dieser wachsende Wohlstand verteilt sich auf die ganze Bevölkerung. Wie allgemein die Bevölkerung an diesen Ersparnissen beteiligt ist, geht daraus hervor, daß für das preußische Staatsgebiet die Zahl der Sparbücher im gleichen Zeitraum von 10¼ Millionen auf 12¼ Millionen Stück gestiegen ist; es kommt im Durchschnitt auf jede Familie von drei bis vier Personen ein Sparbuch. Die Spargelder waren angelegt in Inhaberpapieren (24 v. H.), bei öffentlichen Instituten (12 v. H.), in Hypotheken ländlicher Grundstücke (21 v. H.), in Hypotheken städtischer Grundstücke (39 v. H.) und in sonstiger Weise (4 v. H.). Die Einlagebestände betrugen, um einige Beispiele herauszugreifen, Ende 1909 für die Regierungsbezirke Düsseldorf 1118 Millionen Mark (am höchsten), Schleswig 683, Potsdam 565, Münster 405, Stettin 261, Allenstein 36 Millionen Mark (am niedrigsten), ferner für den Stadtkreis Berlin 352 Millionen Mark.



Thüringer Vasen-Töpferei.

Deutsches Steinzeug.

Von Oskar Wiener.

Die Tonbildnerei, die Kunst, aus Lehm Gefäße und Figuren zu formen, reicht bis in die Kindertage der Menschheit zurück. Die tiefsinnige Sage, Adam sei vom Schöpfer aus Ton gebildet worden, findet sich bei vielen Völkern; sie ist dem naiven Empfinden entsprossen, daß das vollendetste Werk Gottes, daß der Mensch aus dem nämlichen Urstoff entstanden sein muß wie alle Gebilde, die aus Künstlerhänden hervorgehen. Denn die Tonbildnerei gilt als die Mutter sämtlicher Künste; lange bevor der Erzguß, der doch auch prähistorischen Ursprungs ist, geübt wurde, kannte man die Töpferscheibe und verstand den Ton zu formen und zu brennen. Eine althellenische Mythe schreibt einem schlichten Töpfer zu Korinth die Erfindung der Malerei und Bildhauerkunst zu, und wenn auch Meister Dibutades nur eine sagenhafte Gestalt ist, so beweist doch sein Ruhm, in welch hohem Ansehen die Keramik bereits im heroischen Zeitalter gestanden haben muß. Die Hellenen sind die Erben orientalischer Kultur; durch wandernde Kaufleute lernten sie die Drehscheibe handhaben; sie wird in den Händen dieser Edelmenschen zu einer Zaubermaschine. So entstehen Vasen und Krüge, die anfangs auf rotem Grunde schwarze Figuren zeigen und dann, im Keramaikos zu Athen, jene rotgezeichneten Menschen- und Tiergestalten tragen, die vom schwarzglänzenden Hintergrund in reiner Schönheit leuchten und die höchste Blüte aller künstlerischen Tonfabrikate für alle Zeiten darstellen. An Stelle der griechischen Terrakottagefäße treten die römischen Töpferwaren; sie sind aus gelbem Ton und tragen als Schmuck flache Reliefornamente. Im Mittelalter erstickt das Interesse für prunkendes Metallgerät die Liebe zum bescheidenen und minder kostbaren Tongeschirr, und so wird die Töpferei ein schlichtes Handwerk, arm an Zielen, und begnügte sich mit derben, kunstlosen Erzeugnissen. Erst als Luca della Robbia im fünfzehnten Jahrhundert seine Terrakottaarbeiten mit weißer Zinnglasur überzog und blaue Farbe hinzufügte, tritt die Kunst hinzu. Bald danach — noch in gotischer Zeit, aber an deren Ausgang — versuchten auch die deutschen Töpfer ihren Öfen eine künstlerische Gestaltung in Form und Farbe zu geben. Von da ab beginnt die Geschichte des deutschen Steinzeugs.

Es war zur Zeit, da man 1600 schrieb, als in Deutschland eine künstlerische Gefäßtöpferei aufkam; sie hatte ihre Anregungen aus dem Süden empfangen, wo eben die italienische Majolika ein kurzes, aber blütenreiches Dasein feierte. Auch die Stadt Delft und ganz Holland ernteten damals Ruhm mit ihren weißen, blaubemalten Fayencen, und nun schenkten auch die braunen blumenverzierten Krüge aus Bayern und das graublaue Steinzeug vom Niederrhein den deutschen Jahrmärkten dort, wo die Geschirrhändler ihren Stand hatten, ein buntes Gepräge. All diese Töpferwaren erobern sich merkwürdig schnell das Wohlwollen der Hausfrauen und beginnen die Zinnkrüge und die Teller aus Zinn zu verdrängen; bald dringt das Steingut bis in die Bauernstube vor. Inzwischen hatte Augustin Hirschvogel im Verein mit seinem Bruder Veit zu Nürnberg den Ruhm der



Kaffeeservice von Leonhard Bauer, Lauterbach (Oberhessen).



Fabrikate von Merkelbach & Wick, Grenzhausen bei Koblenz a. Rh.

deutschen Majolika begründet. Dieser vielseitige Mann entstammte einer alten Künstlerfamilie und hatte vom Vater die Glasmalerei erlernt; als Zeichner und Radierer, als Kartograph und Mathematiker hat ihn seine Zeit sehr schätzen gelernt; aber bleibenden Dank erwarb er sich durch die Begründung der deutschen Töpferkunst. Anno 1534 verwirklichte er seine Sehnsucht und zog noch als reifer Mann in das schöne Italien; dort zu Venedig lernte er die Geheimnisse der Majolika kennen und hat diese edle Technik in die Heimat mitgebracht. Eine farbige Emailmalerei wußte er sehr geschmackvoll mit dem Relief zu vereinen und schmückte so namentlich Krüge und Ofenkacheln auf welsche Art, aber ohne dabei das deutsche Merkmal seiner Erzeugnisse zu verleugnen. Man zeigt auf der Nürnberger Burg heute noch einen grün glasierten Ofen, dessen Kacheln aus der Werkstatt dieses Meisters hervorgegangen sind, und Hirschvogelkrüge zählen zu den verwegensten Träumen aller Kunstsammler.

Es ist nicht das Material selbst, der Ton nämlich, das dem deutschen Steingut Ansehen und Bedeutung verleiht; Glanz, Schmelz und Farbe, untrennbar vereint, geben ihm seinen besonderen Wert. Zu der überaus großen Gruppe glasierter Töpferwaren, die wir Fayencen nennen, und die ihre Bezeichnung der Stadt Faënza verdanken, zählt auch unser Steinzeug. Hunterte Spielarten gibt es, was die Art ihrer Entstehung anbelangt, hundert Unterschiede in der technischen Behandlung: bald sind die irdenen Geräte mit Bleiglasur, bald ist das Geschirr mit Zinnglasur überzogen; die einen haben eine weiche und poröse, die andern eine harte und undurchdringliche Beschaffenheit. Ein starkes und langes Feuer erforderten die einen, und den andern war wieder nur ein schwaches Feuer vonnöten. So sind sie nacheinander oder nebeneinander aufgetreten, die italienischen Majoliken, die Fayencen zu Delft und die deutschen Hafnerarbeiten, denen Meister Hirschvogel Pate gestanden. Auch das bunte Gut aus Franken, das sich nach dem Ort Kreußen benennt, gehört dazu und jenes wichtigere vom Niederrhein, ehemals grès de Flandre geheißen, und dieses genießt bis auf den heutigen Tag Ansehen und Verbreitung. Als Augustin Hirschvogel die Manier der welschen Majoliken in seine Vaterstadt Nürnberg brachte, stand die deutsche Töpferkunst auf einer noch sehr niedrigen Stufe; nur im Süden, in den Kronländern des Erzhauses Österreich, namentlich in Tirol, wußten die Tonbildner vordem schon trefflichen Bescheid und schmückten ihr Gut mit schönen Glasflüssen. Das änderte sich nun schnell; im ganzen Reich entstanden zunftgerechte Werkstätten, und jeder Meister war bestrebt, durch Eigenart und Geschmack die Erzeugnisse des Nebenbuhlers aus dem Felde zu schlagen. Vor allem trennte sich der Hafner vom Töpfer; die Ofenkacheln und die Fliesen beschäftigten nur noch jenen, während die Innung der



Flörsheimer Tonkochgeschirr.
Wilh. Dienst, Flörsheim a. Main.



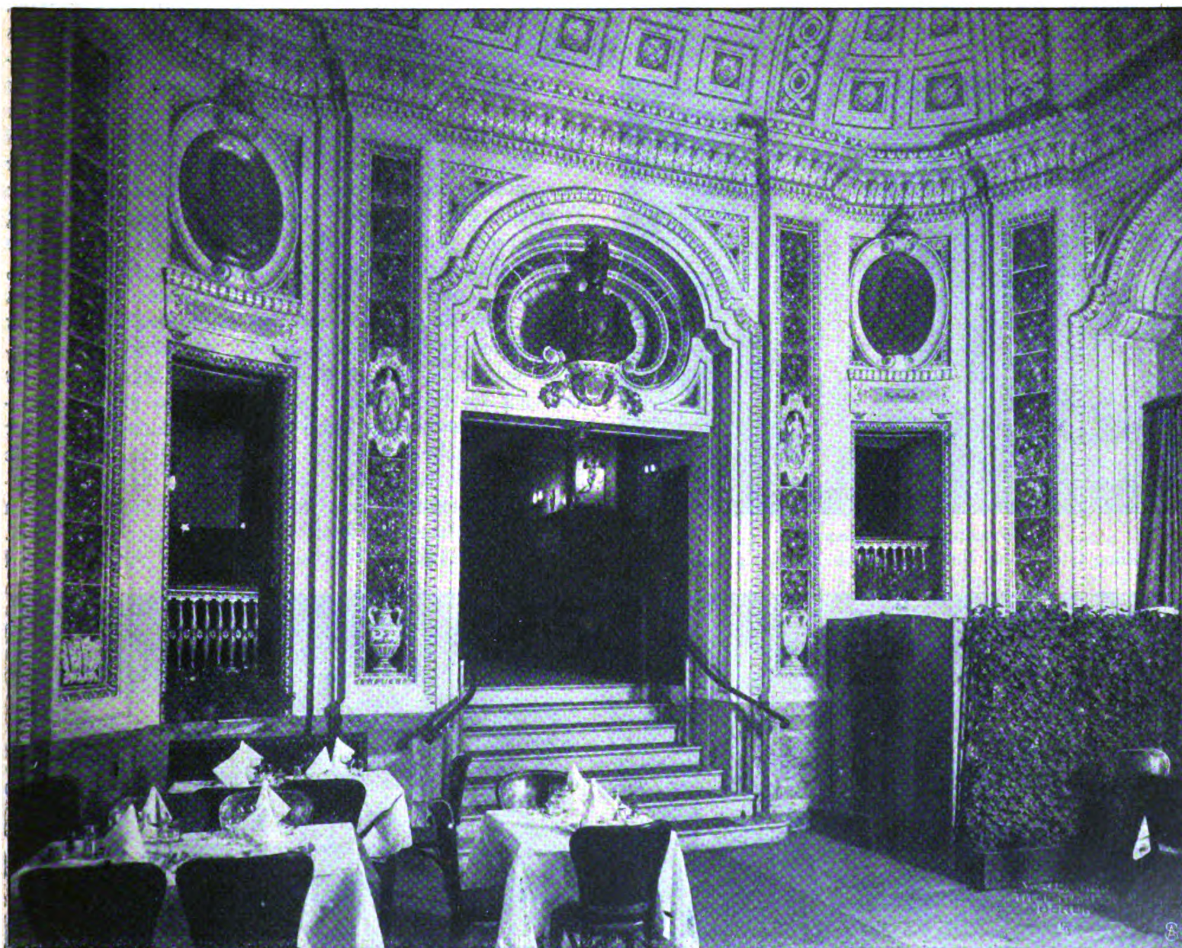
Fabrikate von Merkelbach & Wick, Grenzhausen bei Koblenz a. Rh.



Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen G. m. b. H. in Höhr bei Koblenz.

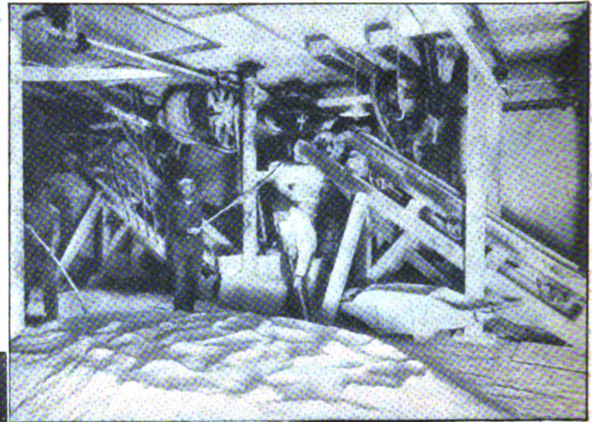
Geschirrbrenner noch einen besonderen Zweig trieb, einen derben und kernigen Kunstzweig, der sich den Maßkrug zur Betätigung auserkor — „die Krugbäcker" waren es.

Im 16. Jahrhundert, ehe der Kaffee und Tee in Deutschland eingeführt wurden, gingen die Wellen des Bieres und Weines außerordentlich hoch, daher umgab man den Krug — er wurde damals „Pinte" genannt — mit sorgender Liebe und schmückte ihn auf das reichlichste. Das Berliner Kunstgewerbe-Museum besitzt einen Bauernkrug aus Raeren (bei Eupen), der führt eine Kneipe im Bilde, zechende Burschen, die um eine lange Tafel sitzen und mit der Kellnerin scherzen. Selbst die Frau Wirtin und ihr gestrenges Regiment sind nicht vergessen, denn sie kreidet die geleerten Krüge an die Wand. Dieser Bauernhumpen wurde im Schutt einer alten Töpferwerkstatt gefunden und stammt, wie aus dem Meisterzeichen J. E., das er trägt, zu ersehen ist, von Jan Emens, einem der hervorragendsten Töpfer Raerens. Ein zweiter Krug zeigt betrunkene Bürger, die von ihren Frauen tüchtig durchgeprügelt werden. Darunter



Der mit Cadiner Kacheln ausgelegte Kaisersaal der Weingroßhandlung M. Kempinski & Co., Berlin.

aber steht: „Es mußte sein!" Man findet natürlich auch viel weniger verfängliche Darstellungen: Jagden und Tänze, Szenen aus der Heiligenlegende, die zwölf Apostel oder die Bildnisse der Kurfürsten. Viele Orte wetteiferten miteinander, Bierseidel und Pinten für trinkfeste Gesellen zu schaffen. Da ist Kreußen (bei Baireuth) mit seinen schönen Steinzeugkrügen; schwere derbe Gefäßformen von braunem Ton kennt es, und sie sind stets mit einem leichten, in Emailfarben bemalten Relief verziert. Da ist vor allem Siegburg, das stattliche Humpen in den Handel brachte, und die sogenannten „Schnellen", steile, hochaufsteigende und schmale Krüge aus weißem Ton, die bald Wappen oder Spielkarten in erhabener Zeichnung zeigen, den Sankt Florian oder den Heiligen Georg, aber immer durch ihr Formgefühl und ihre Mannigfaltigkeit den Kunstfreund überraschen. Schade, daß diese frische, ungezwungene und naive Kunst der alten Steinzeugbäckereien erdrückt worden ist von den öden Erzeugnissen des Großbetriebes, die jetzt den Markt überschwemmen. Den Krugbäckereien erstand in der Auffindung des Kaolins und durch Boettgers unverhoffte Entdeckung des Porzellans ein grimmiger Rivale. Schon vorher hatten die Töpfer mit Neid den Siegeszug eines Fremdlings über sich ergehen lassen müssen; aus dem fernen Osten war er gekommen, und die Holländer brachten ihn auf die deutschen Messen. Das chinesische Geschirr war dieser Feind, und darum entstand unter den Töpfern ein hastiger Wetteifer, ihrem Steinzeug wenigstens äußerlich das Gepräge des asiatischen Eindringlings zu geben. In Straßburg, in Frankenthal, in Höchst und in vielen anderen Orten des Reichs ahmte man die Formen und den bildnerischen Schmuck des kostbaren Fremdlings nach. Ja, sein Ruhm verirrte sich sogar bis in das entlegene Ungarn, wo zu Holitsch im Preßburger Komitat und im ganzen sächsischen Siebenbürgen das Steingut der deutschen Töpfer ein chinesisches Gepräge bekam. Heute sind die Sammler altertümlicher Gefäßkunst all diesen Erzeugnissen wie einem edlen Wild auf der Spur, aber am eifrigsten setzen sie doch dem „Bunzlauer Gut" nach. Sein berühmtester Meister hieß Georg Altmann und



Einmischraum für Ofenton.
(Meißner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. C. Teichert.)



Schamotteöfen.



Urnen in Mattglasur.
(Meißner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. C. Teichert.)



Bunzlauer Geschirr aus der Kgl. Keramischen Fachschule und von A. Seiffert in Bunzlau.

lebte zur Zeit Friedrichs des Großen im biederen Bunzlau. Er und seine Gesellen schufen jene braunen Kaffeekannen und Tassen mit gelbem Reliefdekor, bisweilen auch mehrfarbig, die oft durch das preußische Wappen und durch die Initialen des Alten Fritz geschmückt sind. Heute beherrscht das Bunzlauer Gut den ganzen deutschen Osten und auch Polen. Im Norden des Reiches spielte Kellinghusen als Töpferstadt die gleiche Rolle; bis vor wenigen Jahren versorgte es mit seinen bunten Tonwaren nicht nur die Bauernhöfe der engeren Heimat, also Schleswigs und Holsteins, sondern die blumen- und fruchtbemalten Teller und Schüsseln, die in einem leuchtenden Gelb prunkten und nebenbei auch die grüne, braune und violette Farbe liebten, wanderten bis nach Hannover und über die Grenze bis nach den dänischen Provinzen. Dann kam Boettgers große Entdeckung auf der Burg zu Meißen, und das Porzellan schlug die Kunst der Geschirrbäcker in Trümmer. Die Töpfer mußten ihre Drehscheibe verlassen, einen anderen Beruf wählen oder in eine Porzellanfabrik eintreten, denn das Handwerk nährte nicht mehr den Mann. Nur noch rohes, braun glasiertes Tonzeug fand Käufer; wer auf den Märkten etwas Besseres haben wollte, griff zum modischen Porzellan. So ist es geblieben fast bis auf den heutigen Tag, erst jetzt hat sich des alten biederen Steingutes die Kunst wieder bemächtigt und flicht dem deutschen Töpferhandwerk neue Lorbeeren.

Koloniales.

Die deutsche Freiwilligen-Kompagnie in Tientsin ist, wie wir hören, im Frieden etwa 40 Köpfe stark und ergänzt sich aus Deutschen, die im stehenden Heere ihrer Dienstpflicht genügt haben. Neben diesem Stamm steht auch nicht gedienten Mitgliedern der Eintritt offen, doch müssen sie die Verpflichtung übernehmen, an allen Exerzitien, besonders am Schießdienst und an Felddienstübungen teilzunehmen. Im Ernstfalle findet bei der Mobilisierung der Kompagnie eine Verstärkung durch Reserven statt, die im Frieden bereits als „Reservekompagnie" zusammengefaßt sind. Sie weist eine gleiche Organisation wie die stehende Freiwilligen-Kompagnie auf, wenn sie sich auch mit einer geringeren Frontausbildung der Mitglieder begnügen muß. Es ist demnach anzunehmen, daß die zum Schutze Tientsins aufgebotene Freiwilligen-Kompagnie mit Einziehung der Reserven eine größere Stärke als 40 Mann aufweisen wird. Der Dienst in den Freiwilligen-Kompagnien im Frieden wird so eingerichtet, daß eine besondere Störung der Berufstätigkeit ausgeschlossen wird. Aus diesem Grunde finden die Uebungen meist früh morgens oder spät abends, und wenn möglich, an Sonntagen statt. Die Ausbildung liegt Reserveoffizieren oder Offizieren a. D. ob. Die Organisation der Freiwilligen-Kompagnie in Tientsin ist nach dem Muster der Kompagnie in Schanghai erfolgt, die vor etwa 20 Jahren ins Leben trat und bereits eine Geschichte aufweist. Sie zählt etwa 80 Köpfe, während die in Hankau etwa 70 Köpfe und das Schützenkorps in Tsingtau 90 Köpfe stark ist. Der „Marine- und Kriegerverein Prinz Adalbert von Preußen" (gleichfalls in Tsingtau) weist sogar 254 Gewehre auf. Alle diese Kompagnien, von denen die in Hankau kürzlich sehr wertvolle Dienste leistete, sind bei der Bevölkerung außerordentlich geachtet und haben sich bereits vielfach nutzbringend bewährt. Der Kaiser bringt ihnen allen großes Interesse entgegen. Er hat zwei Preise, einen Wanderpreis und einen Ehrenpreis, für die besten Schießleistungen eines ganzen Schützenkorps sowie eines einzelnen Schützen gestiftet. Die Preise werden unter reger Teilnahme der Freiwilligen und der Kolonien jährlich ausgeschossen. Prinz Heinrich ist seit 1898 Chef des Schützenkorps in Schanghai, und die dortige Kompagnie trägt seinen Namenszug auf den Achselklappen. Sie nennt sich „Deutsche Kompagnie Prinz Heinrich von Preußen". Die freiwilligen Kompagnien werden auch von der Marine gelegentlich zu Landungsmanövern und sonstigen Uebungen herangezogen. Ihre Disziplin, Tüchtigkeit und Schießausbildung stehen auf einer hohen Stufe, was allseitig anerkannt wird.

Stand des Eisenbahnbaues in den Schutzgebieten. Den im Anschluß an die Gesetzesvorlage, betreffend Eisenbahnbauten im ostafrikanischen Schutzgebiete, dem Reichstag vorgelegten Aufzeichnungen über den Fortschritt und gegenwärtigen Stand des Eisenbahnbaues in den Schutzgebieten entnehmen wir, daß sich die Verkehrseinnahmen auf den Schutzgebietsbahnen im allgemeinen befriedigend weiter entwickelt haben, so daß der gesamte Betriebsüberschuß für 1910 sich bereits der Höhe von 5 Millionen Mark nähert. Die im Berichtsjahre neu eröffneten Bahnen, die Kameruner Nordbahn, 160 Kilometer, und die Bahn Lome—Atakpame, 160 Kilometer, haben bisher in den ersten Monaten ihres Betriebes, die erstere in sechs Monaten, vom 1. Januar bis 30. Juni d. J., eine Roheinnahme von rund 211,000 M., die letztere in vier Monaten, vom 1. April bis 31. Juli v. J., eine solche von rund 101,000 M. erzielt. Ueber den Fortschritt und Stand der Eisenbahnbauten gegen Ende des Kalenderjahres 1911 gibt die nachstehende Zusammenstellung Aufschluß:

Schutzgebiet	Eisenbahn	Gesamtlänge km	Anfang 1911 Im Betrieb km	Anfang 1911 Im Bau km	Ende 1911 Im Betrieb km	Ende 1911 Im Bau km
Ostafrika	Usambarabahn	352	254	98	352	—
	Mittellandbahn	847	464	383	713	134
	Zusammen	1199	718	481	1065	134
Kamerun	Nordbahn	160	107	53	160	—
	Mittellandbahn	360	—	360	—	360
	Zusammen	520	107	413	160	360
Togo	Lome-Anecho	44	44	—	44	—
	Lome-Palime	119	119	—	119	—
	Lome-Atakpame	162	135	25	160	(2)
	Zusammen	325	298	25	323	—
Südwestafrika	Otavibahn	671	671	—	671	—
	Swakopmund-Windhuk Nord-Südbahn	382	382	(188)	382	—
	1. Nordabschnitt	220	—	220	97	123
	2. Südabschnitt	308	—	308	214	94
	Lüderitzbahn	545	545	—	545	—
	Zusammen	2126	1598	528	1909	217
	Im ganzen	4170	2721	1447	3457	711

Im Jahre 1911 wurden demnach vollendet und teils für den endgültigen, teils für den vorläufigen Verkehr eröffnet: in Ostafrika 347, in Kamerun 53, in Togo 25 und in Südwestafrika 311, zusammen 736 Kilometer (gegen 356 Kilometer im Vorjahr). Dieser Zuwachs an Betriebslänge, rund 27 pCt., ist der größte, der bisher in einem Jahre erreicht wurde.

Tropenhygiene.

Die Chininbehandlung der Malaria.

Von Stabsarzt Dr. Lion, Bamberg.

„Es darf heutzutage nicht mehr vorkommen, daß in den Tropen ein Europäer an Malaria stirbt." Diese stolzen Worte des bisherigen Medizinalchefs von Kamerun Oberstabsarzt Professor Ziemann bezeichnen den Triumph der modernen Tropenmedizin. Und dabei war es nicht etwa ein neuentdecktes Heilmittel, das diesen Triumph sicherte — das Chinin, das altbewährte Alkaloid der Chinarinde, allein konnte diesen wunderbaren Erfolg erzielen. Aber trotz anscheinend gründlicher Chininbehandlung waren bisher so

viele Europäer der Malaria und ihrer Folgekrankheit, dem Schwarzwasserfieber, erlegen. Jedoch nicht das Chinin selbst, vielmehr seine Anwendung, der verfehlte Grundsatz „Viel hilft viel", der zu ganz regellosem, oft unsinnigem Chininschlucken führte, hatte diese Katastrophen verschuldet. Diese mußten natürlich das Vertrauen auf die Schutz- und Heilkraft dieses Mittels auf das empfindlichste erschüttern.

Denn das Chinin ist auch nur so lange eine wohltätige Macht, als es der Mensch bewahrt, bewacht. So ist es durchaus verständlich, daß Ziemann seinem Ausspruche die Einschränkung beifügt: „Wenn ein Arzt erreichbar." Denn nur dieser ist imstande, mit Hilfe der modernen Blutuntersuchungen Art und Stadium der Erkrankung zu erkennen und dadurch auch eine methodische Behandlung zu gewährleisten. Wir haben früher gesehen, daß das Chinin nicht in allen Stadien gleichmäßig auf die Parasiten einwirkt. Es wirkt am sichersten, wenn ihre Abschnürung in die Tochterteile sich dem Ende nähert. Das ist vier bis fünf Stunden vor dem zu erwartenden Anfalle. So werden die in die Blutbahn gesprengten jungen Teilformen (Merozoiten) sofort von dem Chinin in Empfang genommen und vernichtet. Der Anfall bleibt daher aus. Schon früher hatte die tropenärztliche Erfahrung auch ohne Kenntnis des Blutbefundes diese Tatsache erkannt und demgemäß gehandelt. Daraus aber leitete sich die Regel ab, während des Fieberanfalles selbst kein Chinin zu nehmen, sondern in der Fieberpause den neu zu erwartenden Anfall zu bekämpfen. Der Arzt kann zwar nun diesen Zeitpunkt durch die mikroskopische Kontrolle genau feststellen. Was aber soll nun der Pflanzer, der Kaufmann, der Beamte tun, der, auf sich allein angewiesen, dieses Kontrollapparates entbehren muß, der, vielleicht bisher von Malaria verschont, seinen ersten Anfall erleidet?

Können wir von ihm verlangen, daß er wenigstens den nächsten Fieberanfall abwarten soll, um aus der Zeit seines Eintritts den Fiebertypus beurteilen zu können, ob er an Malaria tertiana oder quartana leidet? In diesem Falle müßte er mindestens zwei Fieberanfälle über sich ergehen lassen; erst den dritten könnte er wirksam verhindern. Wie nun aber, wenn er von der tropischen Form befallen ist? Hier ist eine Berechnung fast ganz unmöglich. Denn bei dieser Form können sich die Fieberanfälle bis zu zwei Tagen hinziehen; oft schließen sich die Anfälle fast unmittelbar aneinander an, so daß eine fieberfreie Pause kaum in Erscheinung tritt.

Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, bei solchen Fällen warten zu wollen. Die alte Anschauung, daß man während des Anfalles kein Chinin nehmen dürfe, läßt sich nicht mehr aufrechterhalten. Sie wurde in erster Linie damit begründet, daß die Chininaufnahme während des Fiebers so oft durch Erbrechen behindert ist. Seitdem wir aber gelernt haben, das Chinin in kleinen Dosen zu 0.2 g zu geben, wird auch das Erbrechen sich viel weniger störend bemerkbar machen. Man nehme daher nach der Vorschrift von Nocht ruhig sein Chinin auch während des Fieberanfalles. Wird die erste Gabe erbrochen, so warte man eine Viertel- bis eine halbe Stunde und versuche dann von neuem, eine Tablette oder Kapsel einzubringen. Man wiederholt dann wie bei der Prophylaxe (vgl. Nr. 10 der Export-Woche) die Chiningaben, bis im Laufe des Tages 1 g genommen und auch wirklich behalten wurde.

Nach Ablauf des Anfalles muß man möglichst noch sieben Tage hintereinander sein Gramm Chinin in den gleichen kleinen Portionen weiter nehmen, um vor Rückfällen gesichert zu sein. Aber auch dann dürfen wir die Waffen noch nicht ganz aus der Hand legen. Denn die Dauerformen der Parasiten, die geschlechtlichen Gameten, können sich noch monatelang im Blute halten. Es ist daher eine längere Nachbehandlung erforderlich. Auch diese wird am besten nach der Vorschrift von Nocht vorgenommen. Nach Ablauf der ersten sieben Tage wird eine dreitägige Ruhepause eingelegt, darauf wieder drei Tage lang die Chininbehandlung durchgeführt. Die nächste Pause beträgt dann schon fünf Tage, denen wieder eine dreitägige Kur folgt. Schließlich werden die drei Chinintage nur noch alle acht Tage eingehalten.

Ergibt die Blutuntersuchung nach etwa acht Wochen dann keine Parasiten mehr, so kann man die Nachbehandlung abbrechen und in Malariagegenden zur Chininprophylaxe nach Ziemann übergehen.

Man führe die Nachbehandlung recht gewissenhaft durch; denn gerade die vernachlässigten, unregelmäßig mit Chinin behandelten Fälle liefern die Grundlagen für die Erkrankungen an Schwarzwasserfieber, mit dessen Wesen wir uns später noch eingehender beschäftigen werden.

Die besprochenen einfachen Grundsätze der Chininverabreichung ermöglichen es auch dem Nichtarzte, Malariaanfälle bei sich oder seinem Personal selber zu behandeln.

Doch vergesse man nie, daß eine solche Behandlung bei schweren Erkrankungen immer nur ein Notbehelf sein kann. Den schweren Gehirnerscheinungen, die sich in Delirien und Krämpfen äußern, steht oft auch der Arzt sorgenvoll gegenüber. Das unstillbare Erbrechen, das zu einem hochgradigen Gefühl der Vernichtung führt, wird jedoch auch der Laie zu bekämpfen suchen. Ziemann empfiehlt als sicherstes Mittel, Chloroform innerlich zu nehmen. Man mische 10 g Chloroform mit 10 g Gummiarabikum und 20 g Zucker, zerreibe dieses Gemenge in einem Mörser und setze dann 160 g Wasser zu. Davon gebe man dann nach vorherigem tüchtigem Umschütteln einen halben bis einen ganzen Eßlöffel in ein- bis zweistündigen Pausen, bis das Erbrechen aufgehört hat. Auf diese Weise wird es nur in ganz verzweifelten, glücklicherweise überaus seltenen Fällen, wenn Chinin immer wieder erbrochen wird, erforderlich sein, Chinin unter die Haut oder in die Muskulatur zu spritzen. Dies muß aber Sache des Arztes sein. Jeder Nichtarzt kann diese Einspritzungen aber durch Chinin-Einläufe ersetzen. 1—2 g Chinin werden in einem Wasserglase voll warmen Wassers gelöst, 20 Tropfen Opiumtinktur zugesetzt, das Ganze dann durch einen Irrigator in den Darm gebracht. Am besten geht dem Chinin-Einlaufe ein Reinigungsklystier mit schwacher Kochsalzlösung (1 Teelöffel auf 1 l Wasser) voraus, das auch durststillend wirkt. Auf diese Weise kann dann das Chinin vom Darm aus seine segensreiche Wirkung entfalten.

Bei nicht zu schwachen Personen wird übrigens in allen Fällen die Wirkung des Chinins während des Anfalles durch Heißluftbäder, die im Bett durch den einfachen Quinckeschen Apparat (Reifenbahre, Decke, Luftrohr mit Spiritusflamme) angewendet werden, außerordentlich begünstigt.

Die Nochtsche Chininkur aber bietet uns die Gewähr, daß heutzutage für den Europäer in den Tropen die Malaria tatsächlich ihre Schrecken verloren hat.

Personalien.

— Dem Kaiserlichen Konsul Hamburger in Patras (Griechenland) und dem Kaiserlichen Konsul Zellweger in Freetown ist die nachgesuchte Entlassung aus dem Reichsdienst erteilt worden.

— Dem zum Leiter des neu errichteten österreichisch-ungarischen Vizekonsulats in Dortmund ernannten Konsul Rudolf Ritter von Frankeneck ist vom Deutschen Reiche das Exequatur erteilt worden.

— Herr Martin Hirschfeld, Mitinhaber der Firma L. Elsbach in Berlin, Görlitzer Straße 52, ist an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Hugo A. Müller zum Generalkonsul für Costa Rica in Berlin ernannt worden.

— Dem Berliner Großindustriellen Fabrikbesitzer Rudolf Hauptner, Inhaber der Firma H. Hauptner, Feinmechanische Werkstätten, ist vom König der Belgier das Offizierkreuz des Ordens der Belgischen Krone verliehen worden.

— Der kommissarische Bezirksamtmann beim Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika Königlich Württembergischer Gerichtsassessor Dr. Alexander Brill ist zum Regierungsrat und ständigen Hilfsarbeiter im Reichskolonialamt ernannt.

— Der Berliner Fachberichterstatter des kgl. ung. Handelsministers Sektionsrat Dr. Ludwig v. Hoor, der schon seit zwölf Jahren in dieser Eigenschaft in Berlin tätig ist und sich in Fachkreisen großen Ansehens erfreut, wurde vom Kaiser Franz Joseph zum Ministerialrat ernannt.

— Der Verband sächsischer Industrieller beging kürzlich sein zehnjähriges Bestehen. Der Verband zählt heute in zwölf Ortsgruppen etwa 5000 Mitglieder. Er umfaßt nahezu sämtliche Großfirmen Sachsens.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Die Kraftversorgung des Kleingewerbes durch Gas und Elektrizität. In den letzten Jahren sind, zum Teil wohl veranlaßt durch den Konkurrenzkampf zwischen Gas und Elektrizität um die Eroberung der kleinindustriellen Betriebe und Gewerbe, eine Reihe von Büchern und Broschüren erschienen, die je nach der Stellung des betreffenden Verfassers die Frage von seinem Standpunkt aus, also einseitig zu lösen suchen. Während man in Großbetrieben über die Wahl der zweckmäßigsten Betriebskraft meistens nicht lange im unklaren ist, da sie gewöhnlich von sachverständiger Seite nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten des Verbrauchers entschieden wird, tappte man in den Klein-. und Gewerbebetrieben häufig im finstern, weil hier vielfach nicht das Interesse des Kraftverbrauchers, sondern dasjenige des Kraftlieferanten im Vordergrund stand. In einem sehr beachtenswerten Aufsatz behandelt Regierungsbaumeister Hoeltje in Frankfurt a. M. in Dinglers Polytechnischem Journal die Frage der Kraftversorgung des Kleingewerbes durch Gas und Elektrizität nicht von einem einseitigen Standpunkt aus, sondern auf Grund von statistischem Material, das ihm die Städte Offenbach, Duisburg und Mainz zur Verfügung gestellt haben. Wenn auch, wie Hoeltje ausdrücklich hervorhebt, die für seine Untersuchungen gültigen Unterlagen mangelhaft sind, da leider nicht genügend statistisches Material zu erhalten war, und wenn auch einer zahlenmäßigen Verallgemeinerung der Ergebnisse die verschiedenen Elektrizitäts- und Gaspreise entgegenstehen, die eine gewisse Verschiebung der Kurven bedingen, so weisen doch die übereinstimmenden Ergebnisse auf bestimmte Gesetze hin, aus denen allgemeine Gesichtspunkte entnommen werden können, die Hoeltje in folgende Sätze zusammenfaßt: 1. Die von seiten der Elektrizitätsfachmänner aufgestellte Behauptung, dort, wo der Elektromotor mitkonkurriert, hat der Gasmotor seine Existenzberechtigung verloren, ist unrichtig und entspringt einer falschen Deutung der statistischen Ergebnisse aus einer Uebergangszeit. 2. Es ist unrichtig, für die einzelnen Gewerbe der Großstädte etwa nur aus der Statistik der Elektrizitätswerke oder nur aus der Statistik der Gaswerke oder auch beider eine mittlere Betriebsstundenzahl herauszurechnen und diese als maßgebend für das ganze Gewerbe anzusehen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß eine bestimmte Betriebsart, Gas oder Elektrizität, für das ganze Gewerbe die zweckmäßigere ist. 3. Vielmehr gibt es in den meisten Gewerben der Großstädte eine Anzahl Betriebe, für die heute der Gasmotor, und eine andere Anzahl, für die heute der Elektromotor die wirtschaftlich richtigste Betriebskraft ist. Welche Betriebskraft im einzelnen Fall die vorteilhafteste ist, hängt im wesentlichen von den Betriebsstunden der betreffenden Anlage ab.

Werkstattechnik.

Neuheiten für Maschinenfabriken und Werkstätten. Die Firma Collet & Engelhard G. m. b. H. in Offenbach a. M. hat nach einem Berichte der deutschen Ausgabe des Amerikan Machinist neuerdings eine tragbare Universal-Shapingmaschine und eine tragbare Universal-Radial-Bohrmaschine, wie nebenstehende Abbildungen zeigen, auf den Markt gebracht. Die Shapingmaschine findet vorteilhaft Verwendung in Maschinenfabriken aller Art zum Behobeln von Gestellen an Gas- und Dampfmaschinen, zum Behobeln von Paßflächen an Schwungrädern, Seilscheiben, Dynamogestellen usw., zum Hobeln schwerer geschmiedeter Stahlstücke und Teilen aus Stahlguß. Die Maschine ist tragbar, um überall aufgestellt werden zu können; sie wird auf einer großen Platte befestigt. Das Bett der Maschine ist deshalb auf der Unterseite bearbeitet, auch sind die seitlichen Leisten zum raschen Ausrichten behobelt. Angetrieben wird die Maschine durch einen Motor von 8 bis 10 PS, entweder mit Riemen oder durch Friktionskuppelung. Die Maschine ist außerordentlich kräftig, den höchsten Anforderungen gewachsen und gebaut für eine Spanabnahme bis 18 qmm in Stahl. Sie wird in drei Größen geliefert; Abb. 1 zeigt

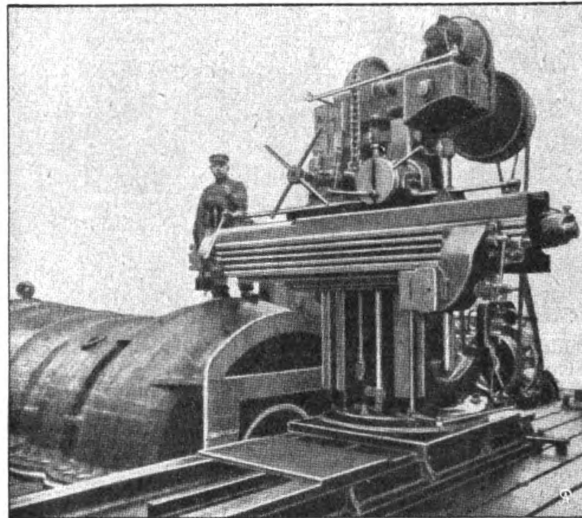


Abb. 1. **Tragbare Universal-Shapingmaschine.**

die Größe II. Das Gewicht der Maschine beträgt ca. 15,000 kg. Abb. 2 zeigt eine tragbare Universal-Radial-Bohrmaschine mit auf Bett verschiebbarer Säule. Der Bohrkopf ist um seine beiden horizontalen Achsen sowie um die vertikale Achse drehbar, so daß in jeder Richtung gebohrt werden kann. An der Säule verschiebt sich der Ausleger maschinell und von Hand senkrecht; in horizon-

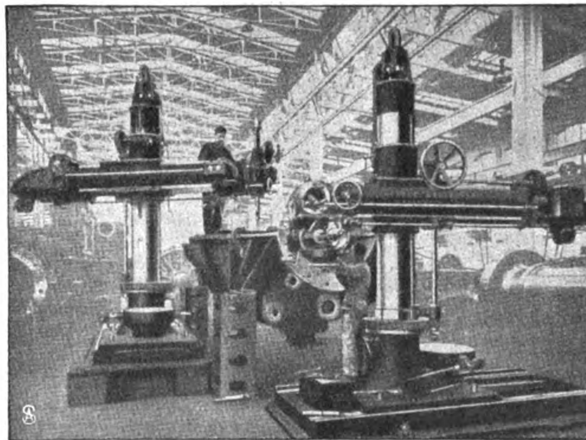


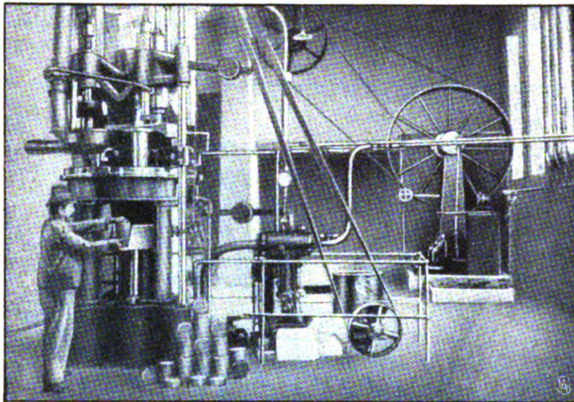
Abb. 2. **Tragbare Universal-Radial-Bohrmaschine.**

taler Richtung verschiebt er sich ebenfalls senkrecht, und zwar sind für die Abstellung selbsttätig wirkende Ausschaltungen vorhanden, um Kollisionen zu vermeiden. Alle Bewegungen werden vom Stande des Arbeiters aus durch geeignete Handräder, Hebel oder Griffe betätigt. Die Maschine bohrt Löcher in allen Lagen bis 3 Zoll aus dem Vollen und schneidet ebensolche Gewinde. Angetrieben

wird die Maschine durch einen Elektromotor von 5 PS und Friktionsgetriebe, ohne Verwendung irgendeines Riemens.

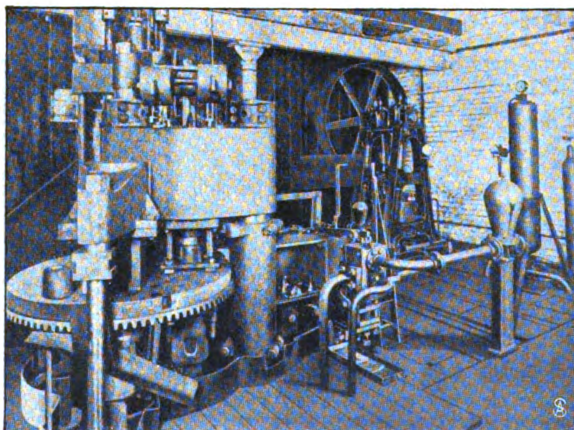
Hüttenwesen.

Brikettierung von Eisen- und Stahlspänen. In den letzten Jahren hat sowohl die Erzeugung als auch die Verwendung der brikettierten Eisenspäne be-



Süddeutsches Metall-Brikett-Werk G. m. b. H., Geislingen.

deutende Fortschritte gemacht; die Metallbrikettierung hat sich zu einer aufstrebenden Industrie entwickelt, deren Produkte sich nach und nach in fast allen größeren Gießereien Eingang verschafft haben. Das Schmelzen mit Guß- und Schmiedeeisen-Briketts hat sich erst nach Ueberwindung verschiedener Vorurteile und Schwierigkeiten durchgesetzt. Diese Schwierigkeiten sind um so weniger überraschend, als man zum erstenmal dem Kupolofen ein Material zuführen lernte, das schon in seiner physikalischen Struktur ganz wesentlich sowohl vom Roheisen als auch vom Brucheisen abweicht und aus diesem Grunde in mancher Hinsicht ein verschiedenes Verhalten im Ofen zeigte. Zurzeit sind in Europa folgende Anlagen in Betrieb: 1. A. Borsig, Tegel-Berlin; 2. Henschel &



Metallbrikettpresse der Hochdruckbrikettierung G. m. b. H., Berlin.

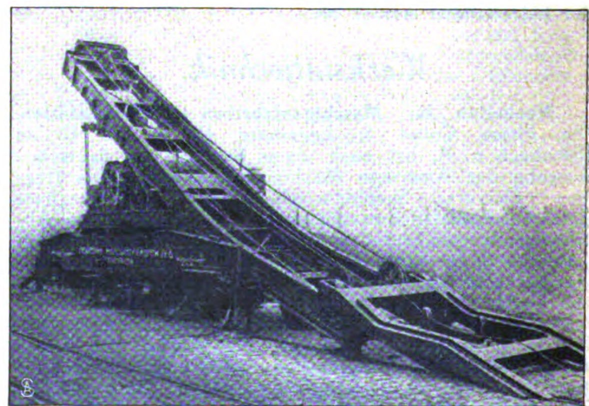
Sohn, Kassel; 3. Sächsische Metall-Brikettwerke G. m. b. H., Chemnitz; 4. Kaiserliche Werft, Kiel; 5. William Prym G. m. b. H., Stolberg (Rheinland); 6. Süddeutsches Metall-Brikett-Werk G. m. b. H., Geislingen; 7. Gebrüder Sulzer, Winterthur; 8. Eisen- und Metall-Brikett-Werk Busendorf G. m. b. H., Busendorf; 9. Wiener Brikett-Ges. m. b. H., Wien; 10. Ungarische Brikettierungs-Aktien-Gesellschaft, Budapest; 11. Società anonima Briketts metallici, Mailand; 12. Viellard, Migeon & Cie., Morvillars. Die Späne, welche von den einzelnen Firmen angeliefert werden, kommen in getrennte Bunker, so daß jederzeit mit absoluter Sicherheit genau die angelieferten Späne wieder als Briketts zurückgeliefert werden können. Aus den Bunkern fallen die Späne auf ein Transportband und werden durch dasselbe einem Elevator zugeführt, welcher das Material auf die Höhe des magnetischen Separators hebt. Hier werden die Späne von allen eventuell vorhandenen Beimischungen wie Messing- und Bronzespänen sowie von grobem Werkstattschmutz gereinigt. Es sei gleich hinzugefügt, daß bereits auf dem Wege zum Separator eine vorgängige Reinigung des Materials dadurch stattfindet, daß die Späne einen saugenden Luftstrom passieren, der den feinen, den Spänen beigemischten Staub mitnimmt. Zum Teil entfernt dabei der Exhaustor auch etwas von dem in den Gußeisenspänen enthaltenen Graphit und arbeitet auf diese Weise vorteilhaft auf die Erniedrigung des Kohlenstoffgehalts hin. — Nach diesem doppelten Reinigungsprozess gelangen die Späne in einen Vorratsbehälter über der Presse, aus dem sie automatisch der jeweilig leeren Form zufließen, um bei weiterer Drehung des Tisches in zwei Phasen gepreßt und dann ausgestoßen zu werden. Die fertigen Briketts werden entweder mittels eines Transportbandes direkt auf den Waggon verladen oder für spätere Verwendung gestapelt. Beim Lagern, sei es auf dem Stapelplatz, sei es während des Transports, tritt ein gewisser Abbindungsprozeß ein, durch den die Briketts an Festigkeit gewinnen.

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Praktische Erfahrungen bei Inbetriebsetzung und Behandlung der Drehrostgaserzeuger. Vom Standpunkte des Arbeiterschutzes aus interessiert es, zu erfahren, daß die gänzliche Ausschaltung der helfenden Hand des Gasstochers durch die Fortschritte im Drehrostbau zwar noch nicht erzielt werden konnte; es dürfte dies, wo es sich um die Verarbeitung backender Kohle handelt, auch wohl kaum jemals ganz erreicht werden. Immerhin beschränkt sich die Handarbeit nunmehr im wesentlichen auf das Zerteilen der obersten frischen Kohlenschicht, während die Lockerung der Schlacke vom Drehrost vorgenommen wird. Von den Schürlochverschlüssen soll sich, wie Stahl und Eisen schreibt, in Peine der von der Firma Erhardt & Sehmer gelieferte Verschluß im Dauerbetriebe gut bewährt haben.

Eisenbahnwesen.

Eisenbahnwagenkipper mit Fahr- und Drehwerk. Eine geradezu brennende Frage bildet schon seit Jahren mit der immer mehr zunehmenden Steigerung der zur Entladung kommenden Rohstoffe die möglichst schnelle und wirtschaftliche Entleerung der Eisenbahnwagen. Der allerorts besonders in Zeiten der Hochkonjunktur auftretende Wagenmangel ist ein weiterer Grund für die Bestrebungen nach dieser Richtung hin, die sich in der Hauptsache auf die Herstellung von Eisenbahnwagen-



Kipper zur Aufnahme des Kohlenwagens bereit.

kipper der verschiedensten Ausbildung erstreckten. Es läßt sich ja keineswegs verkennen, daß diese Bestrebungen zur Konstruktion einer Reihe von wirtschaftlich und schnell arbeitenden Waggonkippern geführt haben. Indessen machte sich vielfach das Bedürfnis nach einem Kipper geltend, der mit möglichst geringen Kosten von einem Ort nach entfernt liegenden, mit diesem durch die Eisenbahn verbundenen Orten geschafft werden konnte. Wenn sich der Konstruktion eines derartigen Kippers noch sehr große Schwierigkeiten in den Weg stellten, so gelang es doch der Deutschen Maschinenfabrik Akt.-Ges. in Duisburg einen Waggonkipper, der den genannten Bedingungen in vollstem Maße entspricht, zu entwerfen und auszuführen. Die durch Patent geschützte Anordnung besteht darin, daß sich auf dem fahrbaren Unterwagen mit zwei Auflaufbrücken ein drehbarer Oberwagen mit einer kippbaren Bühne und einem sich auf dieser bewegenden Aufzugswagen abstützt. Der Unterwagen ist auf den Vorschriften der Staatsverwaltung entsprechend ausgebildeten Drehgestellen gelagert, wie auch die Stoß- und Zugvorrichtung gemäß den bestehenden Vorschriften ausgebildet sind. Nach jeder Seite schließen sich an den Unterwagen die aufklappbaren Auflaufbrücken an.



Kipper, um 90° gedreht, während der Entladung.

Der Oberwagen stützt sich mittels konisch gedrehter Rollen auf einem im Kreise gebogenen Geleise auf dem Unter-







gestell ab und trägt eine dreh- und kippbare Bühne, deren Neigung 30 Grad zur Wagerechten beträgt, und auf der sich der obengenannte, durch eine Winde betätigte Aufzugswagen bewegt. Der Antrieb der einzelnen Bewegungen des Kippers erfolgt durch besondere Motore, von denen der Antriebsmotor für das Fahrwerk des Kippers, der sich mit eigener Kraft weiterbewegen kann, und der Drehmotor im Unterwagen angeordnet sind, während der Winden- und Kippmotor auf dem Oberwagen stehen. Nachstehend sei die Betriebsweise des Kippers, der zum Entladen von Eisenbahnwagen dient, in Kürze beschrieben. Mittels der auf dem Oberwagen befindlichen Winde werden die zu kippenden Wagen herangeholt und mit der vorderen Achse auf den herabgelassenen Aufzugswagen aufgefahren, worauf die Verholwinde abgeschaltet wird und die Hubwinde in Tätigkeit kritt. Unser erstes Bild veranschaulicht den Kipper in Arbeitsstellung mit herabgelassenem Aufzugswagen und abgeklappten Fanghaken, die um die Vorderachse des Eisenbahnwagens greifen und diesen während der Aufwärtsbewegung halten. Durch Anordnung des besonderen Aufzugswagens wird das Drehen der Wagenachse in den Fanghaken während des Hochziehens verhindert. Der Eisenbahnwagen bewegt sich nun über die mit dem Unterwagen verbundene Auflaufbrücke auf die parallel zum Eisenbahngleis eingestellte Kippbühne, die nach Erreichung der vorgesehenen Höchststellung um 90 Grad gedreht wird, so daß nunmehr Gleisachse und Wagenachse zueinander im rechten Winkel stehen. Nach Oeffnung der Stirnwand des Wagens wird die Kippbühne, die, wie gesagt, eine Neigung von 30 Grad besitzt, durch ein Kurbelgetriebe auf eine Neigung von 45 Grad gehoben, so daß der Inhalt des Wagens vollständig herausrutscht. Das zweite Bild zeigt den auf der gedrehten Kippbühne stehenden Eisenbahnwagen im Zustande des Auskippens. Nach der Entleerung des Wagens wird die Kippbühne bis zur Neigung von 30 Grad wieder zurückgesenkt und um weitere 90 Grad wieder gedreht, so daß der Aufzugswagen mit dem darauf ruhenden Eisenbahnwagen auf der zweiten Auflaufbrücke des Untergestelles herabgelassen und somit nach der der Auflaufseite entgegengesetzten Seite abgefahren werden kann. Darauf wird der Aufzugswagen auf die Kippbühne wieder zurückgezogen und der Oberwagen um 180 Grad in die Anfangsstellung gedreht, so daß nach Ablassen des Aufzugswagens ein neuer Eisenbahnwagen herangeholt werden kann. Es sei noch bemerkt, daß unter der Voraussetzung, daß die Wagen aus einer Entfernung von 30 Metern herangeholt werden, mit dem Kipper 6—8 Wagen in der Stunde

entladen werden können. Die mit dem Kipper angestellten Versuche haben recht günstige Ergebnisse gezeitigt. Insbesondere auch erfolgte das Abrutschen des Ladegutes aus dem Wagen ohne Schwierigkeit. Für den Steuermann ist auf der einen Seite des drehbaren Oberwagens eine Bühne mit den Steuerapparaten derart vorgesehen, daß der Führer die einzelnen Bewegungen des Kippvorganges bequem zu überschauen vermag. Da, wie bereits oben gesagt wurde, der Kipper die Möglichkeit gewähren soll, in Eisenbahngüterzüge eingeschaltet zu werden, so mußte er derart ausgebildet werden, daß die hinten und vorn ausragenden Teile aufgeklappt und zusammengelegt werden konnten, und die Kippbühne so weit gesenkt wurde, daß sie sich in das Eisenbahnprofil einfügte. Zu diesem Zwecke werden die Auflaufbrücken mit den damit starr verbundenen Wagenpuffern aufgerichtet, und die Kippbühne wird nach Entfernung der Schubstange des Kurbelgetriebes mittels einer im Unterwagen befindlichen Handwinde so weit gesenkt, bis sie auf einer der aufgerichteten Auflaufbrücken aufruht.

Luftschiffahrt.

Aufhebung eines Erlasses. Infolge mehrfacher Verbesserungen auf dem Gebiet des Luftschiffwesens sind die Vorschriften des Erlasses vom 9. April 1892 über die bei Ballonfahrten zu erfüllenden Bedingungen zum größten Teil veraltet. Mit Rücksicht darauf ist daher dieser Erlaß seitens des preußischen Ministers des Innern außer Kraft gesetzt worden. Der Minister hat sich die weitere Entschließung darüber vorbehalten, inwieweit an Stelle der veralteten Vorschriften andere zeitgemäßere Bestimmungen treten werden.

Ein deutsches Flugzeug aus Wellblech. Ein Flugzeug, für dessen Tragflächen Wellblech verwendet worden ist, wurde von dem Flugtechniker Professor Reißner in Aachen konstruiert. Er ist dabei von der Absicht ausgegangen, eine besondere Querstabilität des Flugzeuges zu erreichen, eine Art „Führung" der Maschine in der Luft. Außerdem konnten viele Spanndrähte erspart werden. Nach den bisherigen Probeflügen zu urteilen, scheint die Berechnung richtig zu sein, denn das Flugzeug ging leicht hoch und flog in stabilem Flug. Der Apparat, den der Flieger Dr. Lissauer steuert, ist auch noch in anderer Weise bemerkenswert. An einem weit ausladenden Gerüst befinden sich vorne die Steuer, in der Mitte des Gerüstes sitzt der Führer, hinter diesem befinden sich die Tragdecks mit dem Propeller zum Schluß. Im Fluge machen diese Voisin-ähnlichen Apparate den Eindruck einer mit lang vorgestrecktem Hals fliegenden wilden Ente. Ihre Vorzüge für einen guten Ausblick sind klar, auch eignen sie sich als schwanzlose Apparate gut zu Wasserflugzeugen.

Geschäftliche Notizen.

Die Deutsche Patent-Wäscherolle „Satina" für Hand- und Kraftbetrieb ist trotz ihres kleinen Platzbedarfs die beste Wäschemangel der Neuzeit und bedeutend leistungsfähiger als die bisher gebräuchliche englische Kastenmangel. Die Deutsche Patent-Wäscherolle „Satina" hat, der englischen Drehrolle gegenüber gestellt, folgende bedeutende Vorzüge: 1. beansprucht nur 1.6 qm Raum, 2. spielend leichten geräuschlosen Gang, 3. einfachste und leichteste Handhabung, 4. erzielt einen Neuglanz der Wäsche, 5. größte Schonung der Wäsche, 6. überraschend glatte Wäsche, 7. kein Schmutzigwerden der Wäsche durch Schmieröl, 8. Wegfall des lästigen Scheuerns, 9. hat ein gefälliges Aussehen, daher eine Zierde für jedes Geschäft und für jede Rollstube. Nur bei geringstem Raumbedarf rentiert sich eine Drehrolle. Da die Deutsche Patent-Wäscherolle „Satina" nur ⅓ des Platzes beansprucht, welchen die englische Drehrolle einnimmt, so ist schon allein hierdurch der Vorteil ein ganz bedeutender, abgesehen von den vorher aufgeführten Vorzügen.

Druck- und Scheuerstellen bei Pferden. Bei vielen Pferden, sowohl Arbeits- als Luxuspferden, entstehen oft sehr schmerzhafte und schlecht heilende Druck- und Scheuerstellen, ja sogar eiternde Wunden, welche die Arbeitslust und vielfach die Verwendbarkeit der Tiere beeinflussen; meist rühren diese Wunden von schlecht sitzenden und drückenden Geschirrteilen her. Diesem Uebelstand, der den Pferdebesitzern viel Aerger und Unkosten bereitet, helfen die Patentunterlagen, die seit einiger Zeit von der Patent-Sattel- und Geschirr-Unterlagenfabrik in Bonn, in den Handel gebracht werden, ab. Diese Unterlagen, welche für jeden Sattel und für jedes Geschirr geliefert werden, bestehen aus einem besonders präparierten Schwammgummi, der auf Leder oder Filz aufvulkanisiert ist und direkt auf den Tierkörper zu liegen kommt. Der Schweiß wird infolge der großen Porosität des Schwammgummis aufgesogen und verdunstet, wodurch die Stellen, wo die Unterlagen aufliegen, stets trocken bleiben. Bei Anwendung unserer Fabrikate werden Druck- und Scheuerstellen nicht nur für die Zukunft unmöglich gemacht, sondern bereits vorhandene Wunden heilen rasch, ohne daß die Pferde besonders geschont oder der Arzt zu Rate gezogen werden muß. Die Unterlagen lassen sich auch vermittels Wassers und Seife bequem reinigen, ohne an den Vorzügen das Geringste einzubüßen. Es ist im eigenen Interesse jedes Pferdebesitzers mit den Patentunterlagen einen Versuch zu machen. Näheres ist aus dem heutigen Inserat ersichtlich.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

Abzeichen Plaketten, Preismedaillen, erstklassige Spezialfabrikation. Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

Alkoholfreie Natur-Weine
Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte.
Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland).

Ansichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen Glass & Tuscher, Leipzig 150

Apparate f. autogenes Schweißen und Schneiden, für Dampf- u. Kondenswasserentölung, f. Oel- u. Putzwollreinig. etc. Künneth & Knöchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

Automobile, Lloyd-Wagen Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

Z. Bau bewegl. Maschinen u. Wägen
Baukasten „Matador"
Probekasten kompl. m. 40 Vorl. allhin portofr. 1 M. (Matadorhaus) Berlin W 8, Friedrichstrasse 85 L.

Baumkuchen Spezialgeschäft
Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71.
à Pfund versandfert. (Blecheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Baumkuchen-Spitzen (D. R. W. 153 109). Feinstes Dessert-Gebäck! In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

Beiprodukte Koksöfen nach d. Verfahr. Dr. Theodor v. Bauer, Tautenburg i. Th. Größte Vereinfach. Rationell. Ausnutzungsmöglichkeit.

Benzin-Gasolin-Glühlicht stehend u. hängend. Illustr. Preisliste gratis Louis Runge, Berlin NO 18

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

5 Zeilen kosten jährlich 180 M.

Billardbälle. Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. Hilmar Kreher, Chemnitz.

Blumengefässe, Ton, antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. Eugen Taurat, Dresden 16.

Schaubeks Briefmarken-Album der neuen 34. Auflage 1912 in deutsch., englisch., französ. Sprache ist soeben erschienen. Tatsächlich die vollständigsten Albums der Welt. Ausgaben mit auswechselbaren Blättern von M. 18.- an. Viktoria-Alben m. Markenkatal. v. M. 1.75 bis M. 10.-. Gratis-Katal. sendet C. F. Lücke, G. m. b. H. Leipzig.

BRIEFMARKEN Preisliste gratis. Gebrüder Michel, Apolda.

Bronzefarben Blattmetalle Metallfolien M. Brünn & Co. Fürth i. Bayern.

Glas-**Buchstaben** R. Dittmeyer Berlin C 33 Firmenschilder :: Spiegel ::

Zelluloid-, Karton- und Metall-**Buchstaben** Otto Raabe, BERLIN N 54, Schilder jeder Art. Brunnenstr. 16.

Bücher: Fachm. Einricht., regelm. Ergänzg. jeder Geschäftsbiblioth. Kostenanschl. u. Prosp. frei. Albert Nauck, Berlin SW 68, Kochstr. 3

Bücher. Kataloge all. Wissenszweige grat. Vorteilh. antiqu. Offerte: Adolf Friedr. Herzog zu Mecklenbg., Ins innerste Afrika. Reich illust. 1909. Eleg. Lbd (15,-)6,-. Bölsche, Entwick.-Geschichte d. Natur. 2 Bde. Geb. (18,-) 9,50. Alfred Lorentz, Antiqu. u. Sort., Leipzig 35.

Büsten u. Wachsköpfe in bester und billigster Ausführg. Katalog W frei und unberechnet. Erdmannsdorfer Büsten-Fabrik, G. m. b. H., Berlin C 21, Seydelstr. 29.

Butterfarbe, Käsefarbe Labextrakt (1: 10,000) und Labpulver (1: 100,000) u. Reinkulturen. Apoth. U. Wenckebach Nchf., Flensburg, Schl.-Hol.

Celluloid-Winkel, Transporteure usw. Gaetano Vaccani, Halle S. 2.

Closetpapier Vertreter der British Paper Co. f. d. Export Armleder & Haugaard, Hamburg, Posthof.

Corona Fahrradwerke u. Metall-Industrie A. G. - Brandenburg a. H.

Deutsche Confektion Berlin SW 19. 14. Jahrgang. Vornehm. deutsche Fachzeitschrift für die Textil- u. Modewarenbranche. Exporthefte nur an Wiederverkäuf. u. Import. gratis.

Elektrische und techn. Neuheiten Kataloge deutsch, engl., franz., span. gratis. Albert Hirsch, Berlin, Friedrichstraße 24.

ELEKTROMOTORE DYNAMOS, BOHRMASCHINEN Elektrizitäts-Gesellschaft SIRIUS m. b. H. LEIPZIG

Emaille-Schilder — garantiert wetterfest — für Handel, Gewerbe, Industrie. P. HALLE Nchf., BERLIN S 14.

Erze, Bergwerks- u. Hüttenprodukte, Rückstände. Konsignationen erwünscht. Sorgfält. Preisermittl. auf Grund v. Analys. Bemust. Angeb. erbet. Louis Benzian, Hamburg. Gegr. 1880.

Etuis für Uhren, Bijouterien etc. Eisenberger Etuisfabrik Max Retsch Nachfolg., Eisenberg in Thüringen.

Falzmaschine ganzautom., bänderlos i. den Brüchen, Falzung steh., v. 1-4 Bruch verstellbar. Bogenzuführungs-Apparat „Universal". Papier-Sortier- und -Zählmaschine. Kleim & Ungerer, Maschinenfabrik, Leipzig-Leutzsch.

Feine Lederwaren, Portemonnaies, Zigarrentasch., Brieftaschen, ff. Damenhandtasch. etc. Adolf Rosenberg jr., Berlin SW 68. Exportkatalog gratis und franko. —

Filzfabrik Alf (Mosel) Dekorations-, Konfektions-, Schuh-, Hut-, Sattel-Filze.

Füllfederhalter, Füllfederstifte, Goldfüllfedern. Grösste Spezialfabrik des Kontinents, billigste Preise. — Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef bei Cöln a. Rh.

Gerberei-Maschinen Johs. Krause, Spezialfabrik Altona-Ottensen (Deutschl.)

Globen, Wandkarten, Atlanten in all. Sprachen Paul Oestergaard G. m. b. H., Berlin W 57.

Haar-Auf- u. Unterlage „Diva" mit der jede Dame sich modernste Frisur selbst herstellen kann. M. 7.50. Prosp. gratis u. frko. Emil Pflanz, Markgrafenstrasse 2, Berlin SW.

Häute - Felle - Import Vertret. übersee. Firmen Konsignat. Kommission. — Uebersee. Rohprodukte. M. Haurwitz Sohn, Hamburg 8.

Jagdgewehre aller Art, auch Tropenwaffen. F. Jäger & Co., Gewehrfabrik, Suhl i. Thüringen. — Preisliste umsonst und portofrei. —

Jeder sein eigener Drucker! mit meinen Apparaten Hornig, Leipzig IX, Ranst. Steinweg 44.

Kesselsteinverhüter „Automat" 600 Zeugnisse, für jeden Dampfkessel = M. 300. Fob. Seefest verpackt. Kasse voraus. H. I. Eggers, Lapbgs-Allee, Hamburg

Kieler Matrosen-Anzüge in Woll- und Waschstoffen für Knaben und Mädchen. Eigene Anfertigung. Preisliste und Muster franko. Rud. Amsinck, Kiel E.

Kinematographen u. Films neue, gebrauchte aller Marken — Verkauf — Verleih — für Export. Henri Adolph Müller, Hamburg 36.

Kugellager für alle Zwecke Gebr. Wetzel, Leipzig.

Kunstblätter nach ersten Meistern in mustergült. Reprodukt. Gebd. Hauptkatal. (ca. 500 Abb.) M. 2,65, brosch. (ca. 200 Jll.) M. 1,50. – Einzigartig: Seestücke nach Prof. Schnars-Alquist. Jllustr. Brosch. m. erläut. Text 30 Pf., Einschreib. 20 Pf. mehr geg. Marken all. Länd. Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck B.

Lachs, geräuchert, in Seiten und Dosen, ist eine billige Delikatesse, im Kühlraum überallhin versendbar. — F. Klevenhusen & Co., Bremen.

15 Zeilen kosten jährlich 540 M.

Land- u. Seekabelwerke A. G., Cöln-Nippes, empfiehlt **Wetterfeste Leitungen** bewährt als außerordentlich widerstandsfähig gegen atmosphärische Einflüsse.

Lederhandschuh-Export Karl Wolrab, Prag II, Austria. Reindeutsch. Unternehmen. Erzeug. all. Arten Lederhandschuhen. Marke „Nimrod" Herrenhandschuh ges. gesch. Weltberühmt.

Liebhaberkünste Holzbrand, Flachschnitt, Kerbschnitt, Tarso, Metalltreiben usw. Katalog mit 4000 Abb. geg. M. 1,50 portofr. W. Sobbe, Kassel.

LIKÖRE Carl Mampe BERLIN SW — HAMBURG Ueber 10,000 Wiederverkäufer in Deutschland. — Lieferant des Norddeutschen Lloyd.

Lokomobilen für Industrie u. Landwirtschaft. Landwirtschaftliche Maschinen aller Art. Maschinenfabrik Badenia, Weinheim i. B.

Maschinen für Massenartikel — aus Draht und Blech. — Spezialbauarten für alle Zwecke. Otto Matthes, Neukölln-Berlin, Mainzerstr. 39.

Maschinenspeck Nr. 2 D. R. W. Z. 12386 **Hahnschmiere** für Hähne, Ventile, Verschraubungen, Maschinenspeck Nr. 1 D. R. W. Z. 12388 f. Pack., nie festbrenn. (Eismaschine) F. Radloff & Heyer, Berlin SO 26.

Mineralwasserapparate, D. R. P., technisch u. hygienisch vollkommen einwandfreies Mineralwasser bei rationellster Arbeitsweise selbst ohne jede Vorkühlung. Karl Ross, G. m. b. H., Flensburg.

MOLKEREI MASCHINEN Alles vom kleinsten Handbetrieb bis zu Maschinenbetrieben grössten Umfanges. Bergedorfer Eisenwerk A. G. (Astra-Werke) Bergedorf 2. Bez. Hamburg. Grösste Spezialfabrik der Branche. Grand Prix Weltausstellung Brüssel 1910. ASTRA

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

Bezugsquellen-Register für die Export-Industrie

Erscheint in jeder ersten Monatsnummer der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: eine Zeile jährlich (12 maliges Erscheinen) 10 Mark.

A

Aal, geräuchert
F. Klevenhusen & Co., Bremen.
Abdrehdiamanten zum Abdrehen von Schmirgelscheiben etc.
Urbanek & Co., Berlin W 15, Uhlandstr. 52.
Abzeichen
L. Chr. Lauer, G. m. b. H., Nürnberg-Berlin, Ritterstr. 46.
Abzeichen und Medaillen
Ad. Schwerdt, Metallwarenfabr., Stuttgart.
Abziehbilder nur für die Industrie
Carl Schimpf, Abziehbilderfab., Nürnberg.
Abziehsteine
Pike & Escher, G. m. b. H., Hamburg.
Acetylen-Druckregler
Max Bessin & Co., Berlin NO 18.
Acetylen-Gasmesser
Max Bessin & Co., Berlin NO 18.
Ackerbaugeräte und Maschinen
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Agraffen und Oesen für Schuhe
Stock & Co., G.m.b.H., Elberfeld-Sonnborn.
Alkoholfreie Getränke
H. Hartmann, Lage in Lippe.
Ernst Reuschel & Co., Leipzig, Spezialität „Alsinageist" (Grundstoff).
Allgemeiner Export und Import
Wilhelm H. Schwiecker, Hamburg I.
Aluminiumfolien
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Stanniolfabrik G. m. b. H., Eppstein i. Taun.
Aluminium-Irrigateure, zusammenschiebbar
Hygiene-Ges. m. b. H., Köln, Hansaring.
Aluminiumpulver
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Ansichtspostkarten
Verein. Kunstanstalten A. G. Kaufbeuren.
Ansichtskarten in Autochrom
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Ansichtskarten in Lichtdruck
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Ansichtskarten in Naturfarbenlichtdruck,
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Ansichtspostkarten-Verlag und Anfertigung
Alfred Schulze, Berlin C 19, Wallstr. 17-18.
Antiquariat wissenschaftlicher Bücher
A. Lorentz, Universitätsbuchh., Leipzig 35.
Apothekerwaren
„Eda" G. m. b. H., Berlin W. 50.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

Asphaltlack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.
Ausrüstungen f. Tropen u. Uebersee
C. Hartmann, Hamburg 36, Gr. Bleichen 58.
Automobile
Gebr. Windhoff, Rheine i. Westf.
Automobil-Beleuchtung und -Beschläge
C. Albert & Co., Barmen.
Automobil-Kühler
Gebr. Windhoff, Rheine i. Westf.
Automobil-Laternen
C. Erbschloe seelig Wittib, Elberfeld.

B

Bäckerei-Einrichtungen
Roelof, Berkenbosch-Hannover.
Backpulver
H. Steeb, Kgl. B. Hoflieferant, Würzburg. („Monopol"-Backpulver.)
Bandwebstühle
Edm. Finkensieper, Barmen, gegr. 1870.
Bandwurm-Mittel
Laboratorium „Leo", Dresden A. 3.
Basarartikel
Theodor Guckenheimer, Nürnberg 20.
Baubeschläge
Jacob Hansen, Kiel.
Baumschulen
Paul Huber, Spez. Formobstbäume, Halle/S.
Baumwollerntebereitungsmaschin.
Rittershaus & Blecher, Barmen-U.
Beleuchtungsgegenstände-Fabrik
Brendel & Loewig, Berlin SW 68.
C. Niemann & Co., Berlin SW 19.
Benzin-Glühlicht
Gebr. A. & O. Huff, Berlin SW 61.
Louis Runge, Berlin, Landsbergerstr. 9.
Benzin-Lampen
Gebr. A. & O. Huff, Berlin SW 61.
Beschläge f. Wagen u. Automobile
C. Erbschloe seelig Wittib, Elberfeld.
Bienenzuchtgeräte
Rob. Nitzsche Nchf., Sebnitz 85 i. Sachsen.
Bierdruckapparate und Armaturen
Schneider & Seebom, Hamburg, Inh. J. Schneider.
Biersiphon-Fabrik
Roesler & Co., G. m. b. H., Leipzig.
Bijouterieexport
F. Mühlthaler, Pforzheim.
Bilder
Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck.
Aug. Uhl, Neu-Ulm, Bayern.
Bilder in Oelfarbendr., Aquarelle etc.
Kunstanstalten A.-G., Dresden 21 (nur an Wiederverkäufer).
Bilderrahmen, moderne
Gustav Rogosch, Berlin S. 42/C2.
Bimssteine, künstliche
1. Bayr. Bimssteinfabrik H. P. Jaeger, Schwaben b. München.
Blattgold, echt und unecht
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Blattgoldfabriken
Ferdinand Müller, Dresden 26 W, Blattgold- u. Blattmetallrollen. Fabrik gegr. 1830.
Blechbearbeitungsmaschinen
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Blei- und Zinn-Comp.-Folien
Stanniolfabrik G. m. b. H., Eppstein i. Taun.
Blumen für Dekoration
H. Schertz, Dresden A. 16.
Blumen- und Obstkörbe
Franz Birnstiel, Coburg 39 W.
Blutstillstifte
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Briefmarken
Müller & Co., Hamburg. En gros.
Bronzefarben
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Bronzefarbenfabriken
H. Rosenhaupt, Fürth-Bayern 14.
Brunnenbohrapparate
Carl Petri, Straßburg i. E.
Buchbindereien
Berliner Buchbinderei Wübben & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 48.
Buchbinderei-Artikel
Eduard Th. Pape, Düsseldorf.
Buchbindereimaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Buchbinderei - Maschinen, -Werkzeuge und Materialien
Eduard Th. Pape, Düsseldorf.
Carl Thümecke jr., Berlin, Wallstr. 17 W.
Buchdruckereimaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Bücher und Zeitschriften
Heinr. Bandholdt, Hamburg, Alstertor 21.
Alfred Lorentz, Bücherexporth., Leipzig 35.
Buchhandlungen
Rudolf Lüdemann, Eßlingen b. Stuttgart.
Buchstaben aller Art
R. Dittmeyer, Berlin C 33.
Brillen, auch Schutz- u. Autobrillen
Hans Brendel, opt. Ind. Anst. Fürth 40, Bay.

C

Cartonnagen
Becker & Marxhausen, Cartonnagenfabr., Cassel.
Cartonnagen, gestanzt und geprägt
Friedrich Christian, Wächtersbach.
Cartonnagen, kleine, bessere
C. Oesterheld, Gotha.
Cartonnagen-Heftdraht
Heiner & Co., Hohenlimburg i. W.
Celluloidwaren
Theodor Guckenheimer, Nürnberg 20.
Cementwaren - Industriemaschinen
Otto Schüssler, Cottbus.
Christbaumschmuck
Christbaumschmuck-Fabrik, Worbis.
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Cichorien- und Kaffeesurrogate
J. G. Weiß, Cichorien u. Kaffeesurrogatfabrik, Stettin.
Cigarren
Ad Lührs, Cigarrfbr. u. Versandh., Bremen.
Cigarrenspitzen u. Pfeifen
Löwenstein & Co., Frankfurt a. Main.
Cigarettenhülsen-Maschinen
„Universelle", Akt.-Ges., Dresden-A.
Cigaretten-Maschinen
„Universelle", Akt.-Ges., Dresden-A.
Conserven
Lübecker Conserven-Fabrik, vormals D. H. Carstens A. G., Lübeck.
Cotillon-Artikel
J. C. Schmidt, Hoflieferant, Erfurt 71.

D

Dachdeckung
Elliesen & Michaelis, Hamburg XII
Dachleinen (in allen Farben)
Weber-Falckenberg, Berlin.
Dachpappen
Spez. geruchlose Dachpappen, kein Teer, kein Asphalt, in all. Farben, „Elastique". Dachpappen f. Tropen. Weber-Falckenberg, Berlin.
Damenbinden, hygienische
Paul Hartmann, Verbandstoff-Fabriken, Heidenheim a. Brenz.
Damenkonfektion
V. Manheimer, Berlin W56, Oberwallst. 6-7.
Dampfwäscherei-Einrichtungen
Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf-Ost.
Dekorationslack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.
Destillier-Apparate
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Diamanten f. d. gesamte Diamant-industrie
Johann Schöninger, Nürnberg 7.
Urbanek & Co., Berlin W 15, Uhlandstr. 52.
Drahtgewebe-Fabriken etc.
Bockhardt, Endres & Käßmeyer, Ulm a. D.
Drahtwebstühle, Drahtflecht- und Spinnmaschinen
Caesar Schulz, Maschinenfabrik, Pössneck i. Thür.
Drehscheiben für Feldbahn „verlegbar"
Klemp, Schultz & Co., G. m. b. H., Düsseldorf.
Druckknöpfe für Handschuhe
Stock & Co., G. m. b. H., Elberfeld-Sonnborn.
Duftkissen
Faß & Co., Berlin SO 16.
Düngemittelfabrikationsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Durchschreibebücher
Eduard Rein, Chemnitz.
Dynamobürsten, Kohlen
M. H. Küppers, Krefeld.
Dynamobürsten, Metall
M. H. Küppers, Krefeld.

E

Eggen
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Eierkonservierungsmittel
Garantol-Ges. m. b. H., Dresden 19.
Eis- u. Kühlmaschinen
A. Freundlich, Düsseldorf.
Elektrische Artikel
Oskar Böttcher, Berlin W. 57. Fabriken Gebirge b. Pobershau i. S., Pobershau i. S. Ober-Röslau i. Bayern, Klardorf i. Bayern.
Elektr. Kabel
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Elektr. Meßapparate, speziell für Kabelnetze
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Elektrische Röhren nach Crook, Röntgen, Geissler
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).
Elektrische Taschenlampen
Adolf Kripner, Spezialfabrik, Mölln i. Lbg.
Elfenbein-Miniaturen
E. Wenzel, Steglitz, Mittelstraße 2.
Emaillack „Schwanenweiß"
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.
Emaille-Schilder u. Plakate
Emaillierwerk Halle Nfl., Berlin S 14.
Emaillierwerk Peters, Elberfeld.
Essenzen für Brauselimonaden
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Essigsäure (Essigessenz)
Kausch & Co., Hamburg.
Etuis für Uhren und Bijouterie
Eisenberger Etuisfabrik Max Retsch Nf., Eisenberg i. Thür.

F

Fahnen und Flaggen
Max Gebauer, Schweidnitz i. Schl.
Farben aller Art
G. Siegle & Co., G. m. b. H., Stuttgart.
Heinrich Wiesel, Gehren (Thür.).
Federn (Import roher)
Rudolf Ley, Berlin SW, Zimmerstr. 77.
Feilen und Raspeln
Friedr. Dick, Eßlingen a. N. (600 Arb.)
Feuerlöschapparat
Friedrich Christian, Wächtersbach.
Feuerwerk
Gebrüder Weinrich, Worbis.
Filter
Berkefeld-Filter-Ges. m. b. H., Celle (Han.).
Filze
Filzfabrik Alf (Mosel).
Firmenschilder
R. Dittmeyer, Berlin C 33.
Fleischereiwerkzeuge
Friedr. Dick, Eßlingen a. N. (600 Arb.)
Fliesen für Fussböden
Mosaikplattenfabr., Deutsch-Lissa, Schles.
Fräser aller Art
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.).
Fräsmaschinen
Paul Koch, Maschinenfabrik, Suhl 15.
Fussböden
Mosaikplattenfabr., Deutsch-Lissa, Schles.
Fußbodenlack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.

G

Gänseleber-Conserven
Georges Strohl, Straßburg i. E. P. O. B. 1.
Gardinen
Herm. Behn & Co., Lübeck.
Gartenmöbel und Schirme
Franz Birnstiel, Coburg 39 W.
Gasmesser
Max Bessin & Co., Berlin NO 18.
Gasoline-Lampen
Gebr. A. & O. Huff, Berlin SW 61.
Gelatine
Erste Deutsche Gelatinefabrik Wilh. Bang, Hanau a. Main.
Geldschränke, Wandgeldschränke
W. Houben, Duisburg.
Gewehre
O. H. Scherell, Gewehrfabrik, Berlin W. 35.
Geweihkronleuchter
Curt Schicker, Regensburg.
Gewürze
Chemische Fabrik Seybold, München XII. (Spez. f. Wurstfabriken „Kaisergewürz".)
Glacéleder f. Tryphosahandschuhe
Louis Grässer, Zwickau in Sachsen.
Glasbläserei-Artikel und Glaswolle
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).
Glasbuchstaben-Schleiferei
Hubert Eickelberg, Berlin, Alte Jakobstr. 67.
Glaserdiamanten in allen Preislagen
Johann Schöninger, Nürnberg 7.
Urbanek & Co., Berlin W 15, Uhlandstr. 52.
Glasmessgeräte und Glas-Instrum.
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).
Glaswaren, geschliffen u. dekoriert
Fritz Heckert, Petersdorf i. Rsgb.
Goldwaren u. Bijouterien
Uhren- u. Goldwaren-Industrie, Berlin 48/1. Export-Katalog gratis.
Gummiabsätze
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.
Gummiwaren, Technische
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.
Gummiwaren, technisch u. nahtlos
Paragummiwerk m. b. H., Berlin-Steglitz.
Guttaperchafabrikate, Technische
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.

H

Haarnetze
Versandh. Parisiana, Straßburg i. E. Prsl. gr.
Hebezeuge
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Heftzwecken mit Cell.-Ueberzug
Hans Heßen & Co., Hamburg 36.
Hobelmaschinen
F. J. Dresch Söhne G. m. b. H., Chemnitz.
Hölzer (überseeisch) und Furniere
Werner & Co., Hamburg.
Holzriemscheiben
A. Fr. Flender & Co., Düsseldorf-Reisholz.
Honig
Carl Nitschke, Hamburg 8.

I

Isolierte Leitungen
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.

K

Kabel, elektr.
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Kaffeeröst- u. Veredelungsmaschin.
Thum-Maschinenges. m. b. H., Dresden A. 3.
Kartonnagenmaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Karusselle
Jos. Hübner, Karussellfbr., Neustadt a. Orla.
Käse, tropenfest
Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.
Kellerei-Artikel
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Knochenverarbeitungsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Kohlensäure, natürliche
Hubertus-Sprudel, Hönningen a. Rh.
Kolonialwirtsch. Masch. u. Anlag.
Fr. Haake, Berlin NW 21, für Palmöl und Palmkerne, Baumwolle, Schrotmühlen, Reisschälmaschinen, Pressen.
Korb- u. Korbmöbelmanufaktur
J. C. Alwin Popp, Kleinschmalkalden.
Kosmetische Präparate
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Kragenglätter (Glättolin)
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Krane
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Kugellager
Gebr. Wetzel, Leipzig.
Kunstblätter
Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck.
Kunstblätter jeder Art
A. Fils, Berlin, Rungestr. (Manolihaus).
Kupferfolien-Ersatz
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Kutschenlack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.

L

Laboratoriumsapparate
Dr. Heinrich Göckel & Co., Berlin 6.
Lachs, geräuchert
F. Klevenhusen & Co., Bremen.
Landwirtschaftliche Maschinen
Akt.-Gesellsch. H. F. Eckert, Lichtenberg.
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Lastmagnete
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Leder
Joel Mayer, gegr. 1863, Berlin C. 2, Chamois-Fensterleder-Export.
Leder-Creams
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Lederkonservierungs-Oel
Rudolf Kessler, Mannheim 16, Collinistr.
Lehrmittel, naturgeschichtliche
Dr. Aug. Müller, Berlin-Charlottenburg Leibnizstr. 85.
Wilh. Schlüter, Halle a. S.

Leimfabrikationsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Leitungsdrähte
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Liniiermaschinen
E. C. H. Will, Hamburg 20.
Lithographie-Steine
Mörnsheim. Lithographiestein-Genossenschaft, Solnhofen, Bayern. Eigene Brüche. Vertreter gesucht.
Lotterie-Kollekteure
Georg Dehne, Leipzig, Weststr. 34.
Luftkompressoren und Vacuumpumpen
A. Freundlich, Düsseldorf.

M

Maschinen f.d.chem.-techn.Branche
Fallnicht's Maschinen - G. m. b. H., Inzersdorf-Wien.
Maschinen-Oele und -Fette
J. & A. Homberg, Barmen.
Maschinen zur Herstellung von Flaschenkapseln
Carl Collin, Maschinenfabrik, Offenbach a. M., Domstr. 70.
Medaillen
L. Chr. Lauer, G. m. b. H., Nürnberg-Berlin, Ritterstr. 46.
Medaillen und Plaketten
Max Haseroth, Hofgraveur, Berlin SW. 68.
Messerputz-Maschinen
Hans Bühler & Co., Eßlingen a. N.
Messwerkzeuge
Carl Mahr, Spezialfabrik, Esslingen a. N.
Metallputzmittel Geolin
Chem.Fabrik Düsseldorf A.-G.,Düsseldorf.
Metall- und Glasbuchstaben
Brillant-Letters-Co., Berlin C. 2.
Milchtransportkannen, nahtlos
T. Bartels & Co., Stanzwerk, Ostfriesische Molkereigerätefabrik, Emden 15.
Milch (trocken) u. Milchkonserven
Saliter, Obergünzburg, Bayern.
Mineralwasser-Apparate
Ferd. Fischer, vorm. Fischer & Kiefer, Karlsruhe i. B.
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Mineralwasser, natürliches
Hubertus-Sprudel, Hönningen a. Rh.
Mosaikplatten
Mosaikplattenfabr.,Deutsch-Lissa, Schles.
Musikalien-Handlungen
Carl F. Schmidt, Heilbronn a. N.
Musterschutz
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Musikinstrumente
August Dürrschmidt, Markneukirchen.
Herm. Oskar Otto, Markneukirchen.
Edmund Paulus, Markneukirchen.

N

Nachtlichterfabriken
J. H. Bayer, Nachtlichterfabrik, Nürnberg
Nagelpolier-Präparate
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.

O

Oelreinigungsapparate für Tropföl
A. Koellner, Neumühlen bei Kiel 23 In- und Auslandspatente seit 1879.
Optisch - Mechanische Industrie-Anstalt
Hugo Meyer & Co., Görlitz.

P

Papierschneidemaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Papier-Trinkbecher
Schmidt & Co., G. m. b. H., Elberfeld.
Papierverarbeitungsmaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Pappteller
Schmidt & Co., G. m. b. H., Elberfeld.
Patentanmeldung
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Patent-Anwalt
O. Künzell, beh. verpfl. Anw., Düsseldorf.
Patentanwälte (Ing. Conseils)
Bayr.-Ankener, ingén. dipl.Verviers(Belg.)
Patent-Bureaux
Ernst Friedlaender,Essen-Ruhr,Märkische Straße 36.
Patent-Ingenieur
Dipl.-Ingenieur J. Bayer, Karlsruhe-Basel.

Patentverwertung u. Fabrikation
„Akt.-Ges. Invention" Herbesthal (Rhld.)
Peitschen
Verein. Peitschenfbr., G. m. b. H., Isny i.W.
Pergament (Haut-Pergament)
Karl Wildbrett, Augsburg 8.
Perlmutter-Knöpfe
Schultz & Klockmann, Hamburg u. Paris.
Pflüge
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Photographische Apparate
Bülter & Stammer, Hannover, Fabrik. und Export.
Photographie-Rahmen aus echten Hölzern
Gustav Rogosch, Berlin S. 42/62.
Pianofortefabriken
F. L. Neumann, Hoflieferant, Hamburg 11. Gegr. 1854. Anerkannt bestes Fabrikat.
Gebr.Perzina, Hofpianofortefbr.,Schwerin.
Pianos und Flügel
Georg Weidig, Hofl., Regensburg.
Plakate aus Karton, Celluloid, Glas
Verein. Kunstanstalten A. G. Kaufbeuren.
Plakate in Steindruck
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a.Akt.,TrierIX.
Pläne
Oscar Eckert, Berlin O., Holzmarktstr. 12. E. W.
Plissee-Maschinenfabrik
Hermann F. W. Seeger, Berlin S., Stallschreiberstr. 6.
Porträt-Vergrößerungen
Eduard Blum, Berlin, Wallstr. 31 IV.
Porzellanfiguren
Dressel, Kister & Co., Passau (Bayern).
Postkartenständer
Joseph Keller, Dresden, Borsbergstraße.
Pressen, hydraulische
Rittershaus & Blecher, Barmen-U.
Puderpapier
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Pumpen
Jacob Hansen, Kiel.
Gustav Redlien, Kiel.
Putz-Extrakt (Putzpomade)
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.

R

Radium-Präparate
Radium-Gesellschaft m. b.H., Dresden A.3.
Rad-, Trieb-, Schneckenfräsmasch.
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.).
Rasier-Apparate und -Garnituren
C. O. Weist, Boxhagen-Rummelsburg 2a.
Rasiersteine
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Rechenmaschinen
Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing., Glashütte (Sa.)
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.)
Reit- und Fahrgeschirr-Beschläge
Husemann & Schultze, Iserlohn.
Reklame-Artikel
Theodor Guckenheimer, Nürnberg 20.
Karl Högg & Co., Nürnberg 4.
Riemen-Verbinder
Hans Bühler & Co., Eßlingen a. N.
Rolladen (Rolljalousien)
F. Klett & Co., Hofl., München.
Rolljalousien, eiserne und hölzerne
Gebr. Kimmich, Frankfurt a. M. 1.

S

Säemaschinen
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Sägen
J.D. Dominicus & Söhne, G. m. bH., Berlin, Ritterstr.71.Fab.Remsch.-Vieringhausen.
Samen von Blumen und Gemüse
Friedr. Römer, Quedlinburg.
Schallplatten-Alben
Berliner Buchbinderei Wübben & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 48.
Schaufenstergestelle und Ladeneinrichtungen
Schneider & Seebom, Hamburg, Inh. J. Schneider.
Scheren, Federmesser
C. Duisberg, Solingen W.
Scherz- und Jux-Artikel
A. Rosenhain & Co., München, Rosental 3.
Richard Zeumer, Dresden. Kat. gratis.
Sohirme
Hofschirmfabrik Hugendubel, Stuttgart.

Schleifsteine
Pike & Escher, G. m. b. H., Hamburg.
Schmierkannen
Louis Kraus, Schwarzenberg.
Schrauben, Muttern, Gelenkketten
Schlüter & Forsbach, Barmen.
Schraubenschlüssel
„Knarr"-Schraubenschlüssel Rapid Theodor Boehm, Düsseldorf 3.
Schreibmaschinen
Smith Premier Schreibmaschinen-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 8.
Schriften aus Rotguß für Buchbindereien
L. Berens, Hamburg 22 D. Fbr. gegr. 1848.
Schuhfabriken
Rumpf & Sohn, Butzbach, lief. prsw. dauerhafte Schuhe u. Safaristiefel. Preisl. grat.
Schuhputzstein „Luise"
Bernhard Keilich, Berlin.
Schuhriemen in allen Genres
Kühler & Stock, Barmen.
Schuhwaren (Verk. a. Priv.)
Fritz Dönitz, Zwenkau.
Schulkreiden
Farbstiftfabrik B. Keilich, Berlin.
Schulwandtafeln
A. C. Lemke, Cassel.
Schulwandtafelfabrik
Gottfr. Glasmacher, Essen.
Schutzmarken
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Seife, Ia., staubfein gepulvert
Emil Lötzsch, Seifenfabrik, Dresden A.
Seifenfabrik-Einrichtungen
Fallnicht's Maschinen - G. m. b. H., Inzersdorf-Wien.
Shapingmaschinen
F. J. Dresch Söhne G. m. b. H., Chemnitz.
Sicherheits-Kistenklammern
Ed. Glardon, Hamburg 36, Gerhofstr. 13-15. Bewährter Kistenverschluß vom Verein Hamburger Assecuradeure empfohlen.
Siegelmarken
Arno Scheunert, Leipzig 17, Lößnigerstr. 9. Präm. St. Louis, Brüssel, Turin 1911. Gold. Med.
Spediteure
Gebr. von Eupen, Essen-Ruhr, Bahnhofstraße 39.
Ernst Espey, Duisburg.
Essener Möbeltransport Gesellsch. m. b.H. Essen-Ruhr, Zweigertstr. 2.
Carl Hartmann, Bremen (gegr. 1877).
Spedition
Moritz Merfeld, Leipzig. Gegründet 1863.
Spedition, Lagerg.u.Möbeltransport
Carl Wiegandt & Co., Düsseldorf.
Spedition-Uebersee
Otto G.Bertrand, Berlin C.2,A.d.Schleuse8.
Spielwaren
C. Horster, Zauberkasten und -Apparate, Berlin, Friedrichstr. 17.
Spiralbohrer
Richard Schubert, Velbert (Rhl.).
Steinhäger (Gin) echte Marke: Urgroßvater
E. F. Elmendorf, Isselhorst in Westfalen.
Steinzeugfussbodenplatten
Mosaikplattenfabr.,Deutsch-Lissa, Schles.
Stockschirme
Stockschirmfabrik Hugendubel, Stuttgart.
Stopfbüchsen-Packungen
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.
Streich-Feuerzeuge
Faß & Co., Berlin SO 16.
Strickmachinen
Ernst Boessneck, Chemnitz-Einsiedel.
Strumpfmaschinen
Ernst Boessneck, Chemnitz-Einsiedel.

T

Tafelsenf (Marke Küchenchef)
Paul Eisenhardt, Düsseldorf.
Taschen f. Damen, Kinder, Konfekt und Reklame
Oscar Liedstrand, Halensee-Berlin, Joh.-Georgstr. 5.
Telephon- und Telegraphenkabel
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Termator-Isolier-Flasche
Friedrich Christian, Wächtersbach.
Terrazzomaterialien
Deutsche Terrazzo - Verkaufsstelle Ulm, G. m. b. H., Ulm a. D.
Thermometer aller Art
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).

Tiegeldruckpressen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen
Transporteinrichtungen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A
Treppen, schmiedeeiserne
Theodor Koch, Schw. Hall. Wendel- und andere Treppen.
Trinkwasserreiniger
Berkefeld-Filter-Ges. m. b.H., Celle (Han.)
Tropenbauten
Elliesen & Michaelis, Hamburg XII.
Turm-Uhren-Fabrik
Georg Richter, Berlin S 61. W. Hoflie[ferant] Sr. Majestät des Kaisers und König[s]

U

Uebersee-Papiere
Emil Braun, Elberfeld, Königsplatz.
Uhrenfabrik
A. Mustroph, Berlin SW 68/1.
Uhrenfabrikation
Uhren- u. Goldwaren-Industrie, B[erlin] 48/1. Export-Katalog gratis.

V

Vanille-Im- u. Export
Carl Nitschke, Hamburg 8.
Verbandsstoffe
Paul Hartmann, Verbandstoff-Fabriken Heidenheim a. Brenz.
Verbandstoffe, medizinische
Cosack & Cie, Düsseldorf.

W

Waffen
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak Berlin SW. 48, Friedrichstr. 15.
Waagen
M. M. Mollnau, Ammendorf b. Halle a. S
Wagenlaternen
C. Erbschloe seelig Wittib, Elberfeld.
Warenzeichen
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Wäsche
Herm. Behn & Co., Lübeck.
Wäschemangeln
„Satina" Wäscherollen, Berlin N., Oranienburgerstr. 17.
Seilers Maschinenfabrik, Liegnitz.
Wäschereimaschinen
Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf-Ost.
Waschmaschinen
Louis Kraus, Schwarzenberg.
Wasserfilter
C. Bühring & Co., Hamburg.
Wasserreiniger
Berkefeld-Filter-Ges. m. b.H., Celle (Han.)
Werkzeuge
J.D. Dominicus & Söhne, G. m. b.H., Berlin Ritterstr.71.Fab.Remsch.-Vieringhausen
Werkzeuge für Elektrotechnik und Automobilbau
Friedr. Dick, Eßlingen a. N. (600 Arb.)
Werkzeuge für jedes Handwerk
Jacob Hansen, Kiel.
Wellpapier und Wellpappekartons
Carl Lampmann Söhne, Köln-Ehrenfeld
Wetzsteine
Pike & Escher, G. m. b. H., Hamburg.
Wirkmaschinen
Ernst Boessneck, Chemnitz-Einsiedel.

Z

Zahnärztl. u. zahntechn. Maschinen und Instrumente
Ehrlich & Schnass, Düsseldorf.
Zahnräder, Triebe, Schnecken
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.)
Zauberapparate
Conradi Horster, Berlin, Friedrichstr. 17
Zelte
Oscar Eckert, Berlin O., Holzmarktstr. 12 E. W.
Zerkleinerungsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A
Zinkplatten
E. Keyser & Co., Berlin S. 42.
Zinnfolien-Ersatz
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Zinn- und Blei-Comp.-Folien
Stanniolfabrik G. m. b. H., Eppstein i.Taun
Zuckerlös-Apparate
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW., Zimmerstraße 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Albrecht, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin

DIE·WOCHE

Nummer 15. | Berlin, den 13. April 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.

Die sieben Tage der Woche.

3. April.

Aus Tokio wird der Tod des japanischen Kriegsministers Ishimoto gemeldet. (Portr. S. 612.)

In Berlin wird die Allgemeine Luftfahrzeug-Ausstellung durch ihren Protektor, den Prinzen Heinrich von Preußen, eröffnet. (Abb. S. 607.)

Die Ernennung des Oberregierungsrats Robolski im Reichsamt des Innern zum Präsidenten des Kaiserlichen Patentamtes wird amtlich bekanntgegeben.

Das englische Unterhaus vertagt sich bis zum 10. April, das ungarische Abgeordnetenhaus bis zum 12. April.

Ueber Kroatien wird ein Ausnahmezustand verhängt, der bisherige Banus Eduard v. Cuvay wird zum königlichen Kommissar ernannt.

Die chinesische Nationalversammlung in Nanking beschließt, den Sitz der provisorischen Regierung nach Peking zu verlegen.

Aus Melbourne kommt die Nachricht, daß der Dampfer „Koombana" in der Nähe von Broome an der nordwestlichen Küste von Australien mit 50 Passagieren und 80 Mann Besatzung untergegangen ist.

4. April.

Der Ausschuß der englischen Bergarbeiterföderation empfiehlt die Wiederaufnahme der Arbeit, da die nach Annahme des Mindestlohngesetzes vorgenommenen Abstimmungen zwar eine Mehrheit von rund 40000 Stimmen, aber nicht die notwendige Zweidrittelmehrheit für die Fortsetzung des Streiks ergeben haben.

Der in Mailand tagende italienische Gewerkschaftskongreß erhebt einstimmig Protest gegen den tripolitanischen Krieg.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Regierungstruppen bei Hidalgo del Parrat die Aufständischen geschlagen haben.

5. April.

In Berlin stirbt, 77 Jahre alt, der frühere konservative Reichstagsabgeordnete und Generallandschaftsdirektor von Posen Ludwig von Staudy.

In Chauska (Portugal) kommt es zu blutigen Zusammenstößen zwischen Klerikalen und Antiklerikalen.

6. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg trifft zum Besuche des Kaisers in Korfu ein.

Die nationale Konferenz der englischen Bergarbeiterföderation bestätigt mit 470 gegen 125 Stimmen den Beschluß des Ausschusses, daß die Arbeit wieder aufzunehmen sei.

7. April.

In Wallsee in Oberösterreich verlobt sich die Erzherzogin Elisabeth Franziska (Abb. S. 609), die älteste Tochter des Erzherzogs Franz Salvator und Enkelin des Kaisers Franz Josef, mit dem Oberleutnant Georg Grafen Waldburg-Zeil.

8. April.

Aus Adis Abeba kommt die Nachricht, daß der (schon öfter totgesagte) Kaiser Menelik und die Kaiserin Taitu schwer erkrankt sind.

In Griechenland übernimmt Kronprinz Konstantin die Funktionen eines Generalinspekteurs der griechischen Armee.

Bei Kairo stößt auf dem Nil ein Vergnügungsdampfer mit einem Frachtdampfer zusammen und geht unter. Dabei ertrinken 50 Ausflügler verschiedener Nationalität.

9. April.

Die Kaiserin begibt sich zu längerem Kuraufenthalt nach Bad Nauheim.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Italiener mit Unterstützung der Aufständischen unter Said Idriß die Festung Medi an der Küste von Jemen erobert haben.

10. April.

Von der Ost- und Nordsee kommen Nachrichten über zahlreiche Schiffsunfälle, die durch heftigen Sturm hervorgerufen wurden.

In Mexiko veröffentlicht der Minister des Innern eine Depesche, nach der die Rebellen bei Jojutta eine schwere Niederlage erlitten haben. Die Aufständischen hingegen behaupten, daß sie unter General Zapata die Stadt eingenommen haben.

In Berlin wird der 41. Deutsche Chirurgenkongreß eröffnet.

Um den Wohnboden.

Von Dr. R. van der Borght, Kaiserl. Präsident a. D.

Das wichtigste Vermögensstück jedes Volkes, die Grundlage seines Lebens und Wirkens, ist der Grund und Boden. Gerade deshalb haben sich stets die Bestrebungen der Weltverbesserer in besonderer Weise mit dem Grund und Boden befaßt. Bald erwartete man alles Heil davon, daß der Boden wieder in die Form des Gemeineigentums zurückgeführt wird, bald sah man es als das höchste Ziel an, daß möglichst viele Staatsbürger eigenen Boden haben, weil er ihr bester dauernder Rückhalt, ihre wirksamste Stütze im Lebenskampf sei. Von jeher sind die Anschauungen in bezug auf den Grund und Boden weit auseinander gegangen. Heute vollends herrscht in diesen Dingen geradezu ein Wirrwarr von Ansichten, ganz besonders in bezug auf den Teil des Bodens, der als Grundlage des menschlichen Wohnens dient. Hier haben viele überhaupt verlernt, die Dinge in ihrem natürlichen Licht zu sehen, und Ursache und Wirkung werden hier nicht selten vollständig verwechselt; hier werden auch Forderungen gestellt, die von denselben Beurteilern gegenüber anderen Teilen des Bodens, z. B. gegenüber dem landwirtschaftlich zu benutzenden Boden, entschieden

abgelehnt werden. Beim Wohnboden ist die Überführung in Staats- oder Gemeindeeigentum ein Schlagwort des Tages geworden, auch außerhalb der Anhänger des Sozialismus. Nur beim Wohnboden wird an dem völlig legitimen privatwirtschaftlichen Ertrag Anstoß genommen, den die an diesen Boden anknüpfende Erwerbsarbeit erzielt. Nur beim Wohnboden, besonders bei dem städtischen Wohnboden, wird fortwährend von einem Bodenmonopol gesprochen, unbekümmert um die Tatsache, daß gerade dieser Teil des Bodens einer planmäßigen Erweiterung fähig ist. Nur beim Wohnboden wird es für richtig und nötig angesehen, den Teil des Ertrages, der nicht durch die aufgewendete eigene Arbeit, sondern durch allgemeine, davon unabhängige günstige Voraussetzungen und Bedingungen erzielt wird, nicht etwa in verständiger Weise zu besteuern, worüber sich reden läßt, sondern mit Hilfe der Steuer oder auf anderen Wegen dem Erwerber ganz zu entziehen, obwohl ein „unverdienter" Ertrag keineswegs nur beim Wohnboden zutage tritt. Weite Kreise haben sich offenbar daran gewöhnt, den Wohnboden mit einem anderen und ungünstigeren Maßstab zu messen als andere Bodenteile und die an ihn anknüpfende Erwerbsarbeit minder zu achten und geringer zu werten.

Man beruft sich hierfür darauf, daß mit Hilfe des Wohnbodens ein unbedingt notwendiges, ein „elementares" Bedürfnis befriedigt werden müsse; aber das gilt nicht minder von anderen Bodenteilen. Durch den Boden, der zur Nahrungsmittelgewinnung dient, wird ebenfalls ein „elementares" Bedürfnis befriedigt. In unseren Verhältnissen ist der Mangel einer Wohnung unter Umständen länger zu ertragen als der Mangel an Nahrung.

Wichtiger ist der Hinweis darauf, daß im Wohnungswesen der minderbemittelten Bevölkerung ernste Mißstände bestehen, die der sittlichen und körperlichen Entwickelung des Volkes gefährlich sind. Diese Tatsache muß anerkannt werden. Aber jeder unparteiische Beurteiler wird zugeben, daß in den letzten Jahrzehnten auch auf diesem Gebiet Fortschritte gemacht wurden, so daß die überaus schwarzen Schilderungen, die in den jüngsten Tagen laut geworden sind, starke Übertreibungen darstellen. Solcher Übertreibungen bedarf es nicht, um das soziale Gewissen zu schärfen. Alle einsichtigen Kreise erkennen an, daß das Wohnungsbedürfnis der breiten, wirtschaftlich schwachen Volksschichten noch in weitem Umfange für heutige Auffassungen durchaus unzulänglich befriedigt wird, daß wir eine Arbeiterwohnungsfrage haben, die aus sittlichen, gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Gründen die ernste Mitarbeit aller Volkskreise verlangt. Ihr Kern und Grund ist ein Mißverhältnis zwischen Arbeitseinkommen und Wohnungsmiete. Wer trägt die Schuld daran? Nach dem einen die Gewinnsucht der Hausbesitzer, nach anderen die Machenschaften der Geländeunternehmer und der Bodenspekulation, nach noch anderen die „übertriebene" Beleihung durch Hypothekenbanken und andere Geld anlegende Anstalten. In Wahrheit hat keine dieser Gruppen die Macht, einseitig nach ihrem Interesse und ihrem Belieben die Wohnungspreise festzusetzen. Die allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sind hier in letzter Linie entscheidend. Das wird vielfach nicht erkannt, und deshalb vergreift man sich so oft in den Mitteln, die zur Abhilfe empfohlen werden. Man legt den Kreisen, die mit ihrer Erwerbsarbeit an Wohnboden beteiligt sind, immer neue und größere Lasten auf, deren Höhe überdies vielfach nicht zweifellos feststeht. Man beschränkt die Verwertungsmöglichkeit des Bodens durch erhöhte Anforderungen in Baupolizeiverordnungen und durch andere behördliche Eingriffe, ohne ihnen genügenden Schutz gegen störende Ungleichmäßigkeiten und unerwartete Verschiebungen und ohne ausreichende Mittel zur Abwehr zu weit gehender oder unbegründeter Anforderungen an die Hand zu geben. Dadurch erschwert und verleidet man der Privattätigkeit die Mitwirkung bei der Verstärkung des Angebots an Kleinwohnungen, ohne zu bedenken, daß das Wohnungsbedürfnis der großen Masse der Bevölkerung in ausgiebigem Maß nur wie bisher durch die private Erwerbstätigkeit befriedigt werden kann. Man erschwert das fördernde Eingreifen des Kredits in die private Bautätigkeit dadurch, daß der Hypothekengläubiger durch das geltende Recht nicht gegen Verluste geschützt ist, die durch das ihm unbekannt bleibende Dazwischentreten fremder Forderungen — z. B. infolge der Zession der Hypothekenzinsen an fremde Gläubiger, infolge der Pfändung und Zession der Mieten, infolge der Verpfändung der Grundstückserträgnisse — eintreten usw.

Die zunächst beteiligten Kreise haben sich gegen solche verkehrten Wege und Maßnahmen durch zahlreiche Sondervereinigungen zu schützen gesucht und dabei viele nützliche und anerkennenswerte Arbeit geleistet. Ihre Abwehrbestrebungen sonderten sich nach den einzelnen Interessengruppen, die in ihren Bedürfnissen natürlich nicht immer übereinstimmen. Gerade dadurch haben die vorhandenen Interessenabweichungen nach außen hin eine viel größere Bedeutung erlangt, als ihnen in Wirklichkeit zukommt. Was not tut, ist, über solche Interessenabweichungen hinweg die Kräfte aller beteiligten Gruppen zusammenzufassen zu gemeinsamer Arbeit und hinzulenken auf gemeinsame Ziele.

Das ist die Aufgabe des unlängst gegründeten Verbandes zum Schutze des deutschen Grundbesitzes und Realkredits, der am 1. April seine Arbeiten aufgenommen hat. Er will alle Gruppen, die an Grundbesitz und Realkredit mit ihrer Erwerbsarbeit unmittelbar beteiligt sind, zusammenschließen und hat auch schon in seinen jetzigen Anfangsbeständen Haus- und Grundbesitzer, Bodenbeleiher der verschiedenen Stufen, Vermittler der Bodenumsätze, Unternehmungen zur Aufschließung neuer Baugelände usw. in maßgebenden Vertretern und Vertretungen vereinigt. Sie alle haben sich die Hand gereicht, um, unbeschadet ihrer besonderen Interessen und Aufgaben, für Fortbestand, Ertrag und Ehre ihrer Erwerbsarbeit einzustehen, sie gemeinsam gegen Schädigungen und Angriffe zu schützen und zu verteidigen und ihr wieder die Anerkennung und Berücksichtigung zu verschaffen, die ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung entspricht. Gemeinsame Not hat sie zu gemeinsamer Abwehr zusammengeführt, und diese Abwehr soll und wird gerade die Volkskreise stärken, die mit ihrer ganzen wirtschaftlichen Existenz unmittelbar mit dem Staatsganzen auf Gedeih und Verderb verbunden sind.

In dieser gemeinsamen Abwehr schädlicher Maßnahmen und Lehren wird sich die Tätigkeit der neuen Organisation nicht erschöpfen. Ihr erwachsen von vornherein bedeutende positive Aufgaben, die nur durch Zusammenfassung aller Kräfte gelöst werden können. Es gilt nicht nur, falsche Lehren zu zerstören, Vorurteile zu vernichten, schädliche Maßnahmen abzuwehren oder auszumerzen, sondern auch eine sichere und umfassende Grundlage für die praktische Arbeit und für die wissenschaftliche Erkenntnis in bezug auf Grundbesitz und Realkredit zu schaffen. Nur der geringste Teil dessen, was

man wissen und übersehen muß, um in diesen verwickelten Dingen den rechten Weg zu finden, hat durch die bisherigen statistischen und sonstigen Aufklärungsarbeiten, so dankenswert sie sind, festgestellt werden können, und auch das so Gewonnene ist offenbar vielen unbekannt geblieben, die sich mit dem Wohnboden und den an ihn anknüpfenden Fragen beschäftigen. Das schon gewonnene Material jedermann zugänglich zu machen, der sich dieser Erkenntnisquelle nicht verschließen will, und darüber hinaus durch Anregung oder durch eigene Durchführung neuer Feststellungen in ausgiebigster Weise zu ergänzen, wird eine wesentliche Aufgabe des Verbandes sein. Das ist um so wichtiger, als es kaum eine Sonderfrage auf diesem Gebiet gibt, bei der man nicht den Mangel ausreichender tatsächlicher Feststellungen als hinderlich empfindet.

Dazu kommt die weitere Pflicht, den weithin zerstreuten und deshalb dem einzelnen unerreichbaren Stoff zu sammeln, zu ordnen, zu sichten und als Grundlage für Beratung und Auskunftserteilung und als Unterlage wissenschaftlicher Forschung verwertbar zu machen, der sich in den Bauordnungen, den Marktberichten, den Steuerordnungen, den Geschäftsberichten und Satzungen der Erwerbsgesellschaften, den Fahrpreistarifen für Ort- und Vorortverkehr usw. findet.

Der Verband hat von vornherein Mißstände auf dem Gebiet des Wohnungswesens der minderbemittelten Bevölkerung anerkannt und es als seine Pflicht bezeichnet, an der Beseitigung solcher Schäden mitzuarbeiten. Er wird sich bemühen um Ausfindigmachung von Bauweisen, von Wohnungs- und Haustypen, die mit den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit des wirtschaftlich schwächeren Haushalts vereinbar sind. Er wird die Wege weisen müssen, wie je nach den besonderen Verhältnissen, den Übelständen wirksam entgegengetreten werden kann, ohne den Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung zu verlassen.

So ergeben Zusammensetzung und Bedeutung des neuen Verbandes von vornherein seine Pflicht und seinen Beruf, seine Tätigkeit in den Dienst des Volks- und Staatsganzen zu stellen, das Hort, Grundlage und Endziel aller Arbeit der Bürger ist und sein muß.

Wo und wie man flirtet.

Von Victor Ottmann.

In einer der angenehmsten deutschen Großstädte, einer Residenzstadt, die durch ihre vorzüglichen Würste und Konserven ebenso berühmt ist wie durch die Erzeugung eines stärkenden Malzextraktes, und die einem ihrer hervorragendsten ehemaligen Bürger, dem Till Eulenspiegel, ein Denkmal errichtet hat — in jener Stadt also, deren Namen man uns auch auf der Folterbank nicht entreißen wird, hat die hohe Polizei kürzlich ein gar sonderbares Verbot erlassen. Sie untersagt nämlich der Jugend das Promenieren auf gewissen beliebten Bummelstraßen, wofern diese im allgemeinen gesunde und einwandfreie Uebung offensichtlich keinen ernsthafteren Zweck verfolgt als den des Flirtens; denn durch das öffentliche und massenhafte Flirten, so meint die Polizei, wird der Verkehr gestört, ganz abgesehen von allen andern, nicht auszudenkenden Folgen. In welcher Weise die Organe der Obrigkeit entscheiden sollen, wo das Lustwandeln eines seriösen Peripathetikers aufhört und das Nachsteigen eines jugendlichen Schwerenöters beginnt, und welche Prohibitionsmaßregeln man dagegen zu ergreifen gedenkt, ob den Donnerruf „Gehen Sie auseinander!" oder die wohlwollende Belehrung, das entzieht sich noch der Kenntnis. Aber wenn das gegebene Beispiel in andern größeren und kleineren Städten Nachahmung findet, so wird sich unserer Jugend eine Panik bemächtigen. Wie? Eins ihrer angestammten Vorrechte soll sie opfern? Von jeher war es Brauch, daß die jungen Leute der bürgerlichen Gesellschaft, die Studenten, Leutnants, Referendare usw., zu bestimmten Tagesstunden auf bestimmten Straßen und Plätzen promenieren, am liebsten bei den Klängen der Wachparademusik, und daß dann zufällig, ganz zufällig natürlich, auch die jungen Mädchen aus dem Städtchen desselben Weges wandeln. Merkwürdig, wie man sich so trifft! Man benennt dieses anmutige Rekontre in den verschiedenen Städten verschieden, aber die Technik läuft überall auf das gleiche hinaus: Grüßen, Erröten, Räuspern, bedeutungsvolle Blicke, Lächeln, Tuscheln, Komplimente, Klatsch, Bosheiten, Schmollen usw. Es ist die kleine Jugendkomödie, wie sie zwischen Basel und Memel täglich vor sich geht, und sie ist wirklich zu harmlos, als daß sie den ohnehin kaum aufzuhaltenden Untergang der Welt wesentlich beschleunigen könnte. Und dieses alte, nie ausgesungene Lied soll nicht mehr klingen? Die blonde Grete, die braune Käthe, die schwarze Anna, sie sollen keinen Grund mehr haben, lieblich zu erröten, und der Tanzstundenmatador soll seufzen: „Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht?"

Eigentlich trifft das aus England bezogene „flirt", das ursprünglich „hin und her flattern" bedeutet und zu sehr den Beigeschmack des Launischen und kühl Berechnenden hat, nicht ganz das Wesen der deutschen Jugendliebelei, ihrer Naivität und ehrlichen Gründlichkeit. Unsere Studenten- und Pennälersprache nennt die Aeußerungen solcher sympathischen Seelenzustände ebenso derb wie unfranzösisch „poussieren" und bezeichnet einen in Liebe erglühenden Jüngling als „Courschneider" und „Süßholzraspler". Die französische Sprache hat unendlich viele Ausdrücke für unendlich viele Nuancen des Minnedienstes; vom „Risquer une oeillade" des Anfängers bis zum „Attachement effréné" des „Vieux marcheur" ist es ein meilenlanger Weg mit zahllosen amüsanten Stationen. Aber wie wortreich auch die Terminologie der Liebelei sein mag, der „Flirt" hat gesiegt, der Sprachgebrauch der internationalen Gesellschaft hat sich darauf als auf die kürzeste Formel geeinigt, und man kann jetzt mit dieser einsilbigen Vokabel um die ganze Welt reisen und, welche Mundart man auch sprechen mag, überall auf Verständnis stoßen. Auf der Langen Linie in Kopenhagen so gut wie im Pariser Bois de Boulogne, auf dem Newski-Prospekt in St. Petersburg nicht anders als im Brüsseler Park, Unter den Linden in Berlin und in den Luxushotels von Kairo — überall, wo schöne Augen sich auf „Wirkung in die Ferne" verstehen, blüht der Flirt und wird er

in den mannigfachsten Varianten gehegt und gepflegt. Was aber will es alles besagen, dieses Wort, wo sind die Grenzen seines Begriffs? Um das einigermaßen erschöpfend beantworten zu können, müssen wir uns einen Augenblick lang einbilden, eine gelehrte Körperschaft zu sein, etwa die Akademie der Wissenschaften, und wir geben dann mit angemessener Feierlichkeit folgende Definition zum besten: „Flirt ist eine halb scherzhafte, halb ernsthafte Plänkelei in Worten, Blicken und Gebärden von leisem amoureusem Anstrich und in mehr oder minder freien, aber niemals anstößigen Formen; der Flirt ist innerhalb dieser Grenzen für beide Teile unverbindlich, das heißt, er braucht nicht unter allen Umständen sogenannte ernsthafte Absichten zum Ausdruck bringen und muß jederzeit wieder abgebrochen werden können, ohne bei einem Teil das peinliche Gefühl des Zuweitgegangenseins zurückzulassen." Aber ach, auch diese schöne Definition ist unzulänglich. Denn wenn wir es uns recht überlegen, weichen die Ansichten darüber, was beim Flirt erlaubt und was unerlaubt ist, und wie weit man gehen darf, ohne sich oder den andern Teil zu kompromittieren, in der internationalen Gesellschaft doch gar zu stark voneinander ab. Weshalb, warum und wieso, das wollen wir an einigen Beispielen gleich erörtern.

Andere Völker, andere Sitten, andere Flirtmethoden. Die in Deutschland mit Recht so beliebte Form der ehrbaren Annäherung wäre in manchem andern Land höchst gewagt oder undenkbar. Die gleiche Taktik der Liebelei, der bei uns, falls sie keine Gegenliebe findet, einfach „abgewinkt" wird, könnte in England leicht zu den größten Unannehmlichkeiten, in Amerika zur Verhaftung und in südlichen romanischen Ländern zur blutigen Tragödie führen. Die, wenn man so sagen darf, Erfinderinnen des Flirtens, die Töchter Albions und Dollarikas, stehen auf dem Standpunkt, daß nur der Dame das Recht der Initiative auf diesem Gebiet zukommt, und daß der junge Mann, den die Auszeichnung zum Minneritter trifft, selbstverständlich hochbeglückt sein muß. Die Dame hat das Recht, anzufangen, und vor allen Dingen auch das Recht, wieder aufzuhören, wenn es ihr beliebt. Die angeblich so kühlen Engländerinnen entwickeln in der Kunst des Flirtens recht achtbare Talente, aber sie kennen zu sehr den Wert ihrer Persönlichkeit, als daß sie gewisse Grenzen dabei überschreiten würden. Tun sie es gelegentlich, so geschieht es meist in jener geflissentlichen Absicht, der das berüchtigte Klagerecht wegen „breach of promise" gesetzlichen Vorschub leistet. Schon so mancher junge Deutsche ist in England ahnungslos in die Maschen des „nichterfüllten Eheversprechens" geraten und hat zu spät erkannt, daß das, was er für leichtes Spiel hielt, ein wohlvorbereitetes Manöver war. Noch viel größere Virtuosinnen des Flirtens sind die jungen amerikanischen Damen. Sie setzen durch ihre Zwanglosigkeit oft Schwerenöter von reichster Erfahrung in Staunen. Begünstigt durch eine förmliche Ausnahmestellung und vom stärksten Selbstgefühl beseelt, setzen sie sich über jene „veralteten" europäischen Anschauungen, die dem jungen Mädchen bescheidenes Auftreten in der Oeffentlichkeit empfehlen, kühn hinweg. Sie glauben es um so eher tun zu dürfen, als ihre kühle, sachliche Denkart sie vor „romantischen Dummheiten" schützt, womit nicht gesagt sein soll, daß dergleichen nicht auch einmal einer Amerikanerin passiert. Leider beruht die Freiheit des Flirtens drüben durchaus nicht auf Gegenseitigkeit. Was der Dame freisteht, ist für die Männerwelt streng verpönt. Das in Berlin, Wien und Paris so beliebte „Nachsteigen" ist in Amerika ein verbotener Importartikel. Fällt es der Dame ein, sich dadurch beleidigt zu fühlen, so kann der abgeblitzte Galan ohne viel Federlesens wegen anstößigen Benehmens gehörig verdonnert werden.

Interessante Erfahrungen kann der Freund des Flirtens in den südlichen Ländern machen. Absurde Liebesgeschichten von Verfassern oder Verfasserinnen, die noch niemals aus Schöppenstädt herausgekommen sind, fabeln oft von der „Liebesglut" der unter allen Umständen „feurigen" Italienerinnen, aber wer, durch solche Phantastereien verwirrt, in Italien einen recht ergiebigen Flirt zu finden hofft, wird schwer enttäuscht sein. Der Romane erschließt sich dem Fremden nicht so leicht, wie es umgekehrt bei uns der Fall ist, und vollends die Italienerin in gehobener Lebensstellung ist für den Fremden ein Buch mit sieben Siegeln. Sie heiratet nach klösterlich strenger Erziehung schon in sehr jungen Jahren und hat einen ausgeprägten Familiensinn. Liebeleien zwischen unverheirateten jungen Leuten ohne feste Absicht der Ehe wären in Italien undenkbar. Größere Freiheit genießt die verheiratete Frau in den reiferen Jahren, und sie ist es, die bei dem immerhin recht harmlosen Flirt im Theater — dem klassischen Manöverfeld des italienischen Flirts — beim Korso usw., aber nur im vertrauten Kreis, die führende Rolle spielt. Angenehmere Ausblicke scheinen sich dem reisenden Schwerenöter in Spanien zu eröffnen. Freilich, es scheint nur so. In diesem kuriosesten Land Europas sieht sich der Neuling den seltsamsten Täuschungen ausgesetzt. Er kann es erleben — und wenn er nur einigermaßen repräsentabel ist, erlebt er es sicher — daß ihm auf dem Prado in Madrid oder auf dem Paseo de las Delicias in Sevilla aus schönen Frauenaugen Blicke zufliegen, die sein Blut in Wallung bringen. Die Männer sind ja so lächerlich eitle Geschöpfe und halten alles für bare Münze, was ihrer Einbildung schmeichelt. In Wirklichkeit treiben die spanischen Damen mit ihrer Koketterie nur eine Art von Sport, sie belustigen sich über den Fremden (den in Spanien nicht nur der gewöhnliche Mann für einen kompletten Narren hält) und denken gar nicht daran, den Gesten Taten folgen zu lassen. Es ist ihnen ebensowenig ernst darum wie dem Spanier um die pathetische Aufforderung an den Gast, die Sachen, die ihm gefallen, als sein Eigentum zu betrachten. Der Fremde könnte schön anlaufen, wenn er es täte.

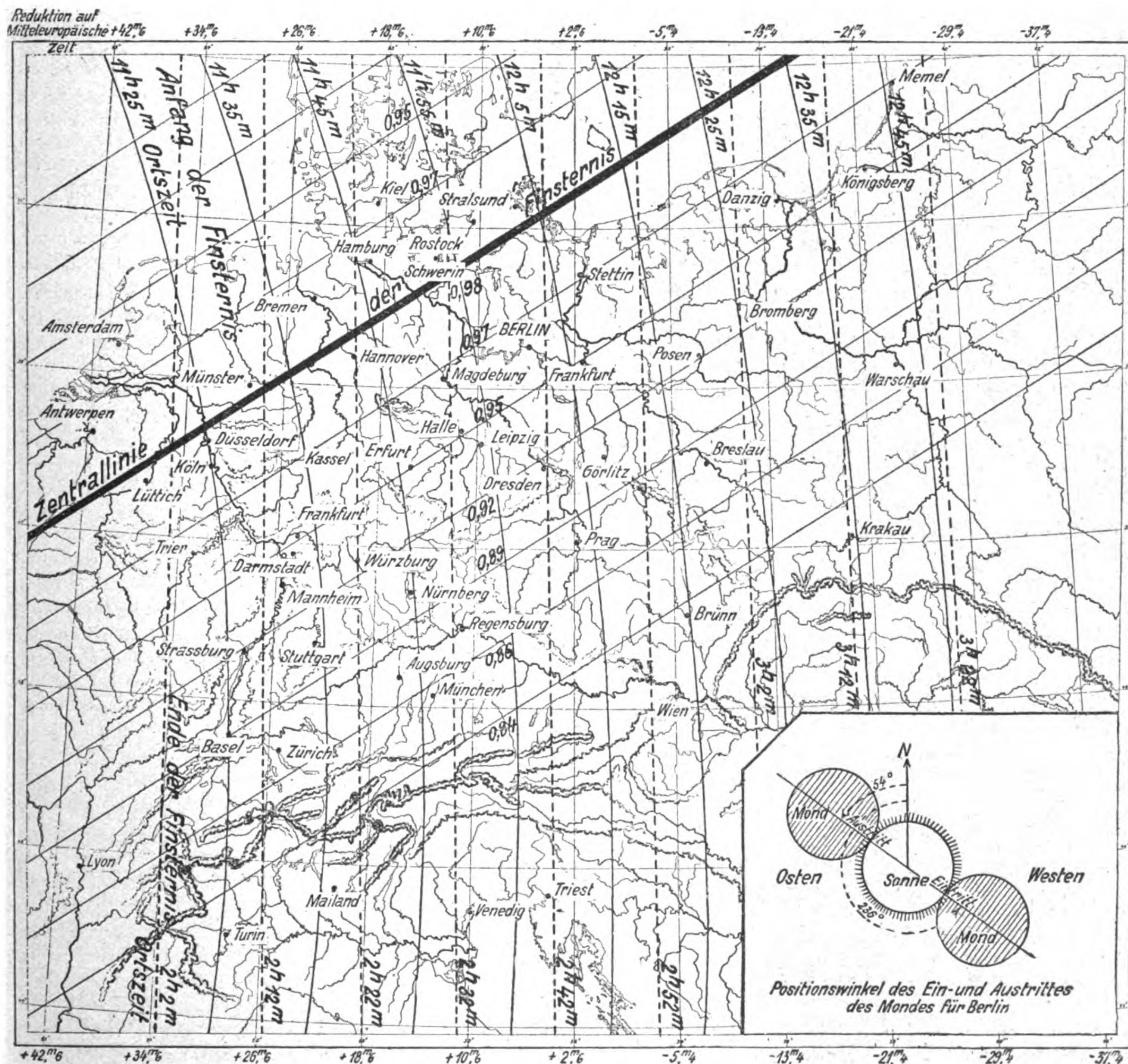
Am besten gedeiht der Flirt überall dort, wo sich eine lebensfrohe und nicht eben von kleinlichen Vorurteilen befangene internationale Gesellschaft zusammenfindet: auf den Vergnügungsdampfern, in Kur- und Badeorten, Sommer- und Winterfrischen. Das moderne Reisen und der moderne Sport haben den Flirt par excellence, das unverbindliche, launig amoureuse Geplänkel, die „Liebelei auf Kündigung" und ohne bitteren Nachgeschmack, so recht eigentlich erst begründet. Auf den Terrassen, den Spielplätzen der großen Hotels und unterm Sonnensegel der Ozeanrenner, dort liegt des Flirters und der Flirterin Paradies.

Die ringförmige Sonnenfinsternis am 17. April.

Von Professor Dr. P. Schwahn, Berlin.

Am 17. April findet eine Sonnenfinsternis statt, die sich dadurch zu einem interessanten himmlischen Phänomen gestalten wird, daß sie auf einer schmalen Zone in Nordwestdeutschland ringförmig verläuft und in den übrigen Gegenden des Deutschen Reiches die Sonne fast überall in sehr beträchtlichem Maß vom Mond bedeckt werden wird. Nur im südöstlichen Bayern und in Schlesien wird mehr als ein Zehntel des Sonnendurchmessers freibleiben. Da die Finsternis nahezu zur Mittagzeit, also bei höchstem Sonnenstand über dem Horizont, eintritt, sind die Bedingungen für die Beobachtung außerordentlich günstig, sofern das Wetter unsere Erwartungen nicht vereitelt.

Bekanntlich kommen die Finsternisse dadurch zustande, daß ein Weltkörper durch einen andern beschattet wird. Erde und Mond, die ihr Licht von der Sonne empfangen, ziehen ihren Schattenkegel hinter sich. Sooft nun der Erdschatten den Mond bedeckt, ereignet sich eine Mondfinsternis, die auf der ganzen, dem Mond zugekehrten Erdhälfte sichtbar ist; sooft der Mondschatten über die Erdoberfläche hinstreicht, beobachten wir eine Sonnenfinsternis. Während aber der Erdschattenkegel mehr als dreimal so lang wie die Entfernung der Erde vom Monde ist, kann die viel kleinere Kugel unseres Trabanten nur einen Schattenkegel erzeugen, dessen Spitze im günstigsten Fall drei und einen halben Erdradius über den Erdmittelpunkt hinausragt und im ungünstigsten Fall, wenn der Mond nämlich seiner Erdferne nahesteht, die Erdoberfläche überhaupt nicht erreicht. Fällt die Spitze des Mondkernschattens in die Erde hin-



Verlauf der ringförmigen Sonnenfinsternis vom 17. April 1912 in Deutschland.

ein oder reicht sie darüber hinaus, so wird auf der Erdoberfläche ein kleiner Schattenbereich erzeugt, in dem das gesamte Sonnenlicht dem Erdkörper entzogen wird, die Verfinsterung der Sonne also eine totale sein wird. Tritt hingegen der zweite Fall ein, bei dem die Spitze des Kernschattenkegels die Erde nicht erreicht, so wird, sofern nur die Verlängerung der Schattenkegelachse die Erde trifft, eine ringförmige Sonnenfinsternis zustande kommen. Bei einer solchen ist der scheinbare Halbmesser des Mondes kleiner als derjenige der Sonnenscheibe, d. h., es wird noch ein Lichtring um die dunkle Mondscheibe sichtbar sein.

Die totale und ringförmige Sonnenfinsternis ist immer nur von kurzer Dauer, weil wegen der Eigenbewegung des Schattenkegels und insbesondere infolge der schnellen Erddrehung nach wenigen Minuten wieder andere Erdorte in den Schatten treten; im allergünstigsten Fall wird sie nicht mehr als 8 bis 12 Minuten betragen. Der Gang der totalen oder ringförmigen Finsternis bildet daher eine krumme Linie auf der Erdoberfläche, deren Anfang da ist, wo zu gleicher Zeit die Sonne aufgeht, und deren Ende nach vier bis fünf Stunden an einem vom ersten um 100 bis 120 Längengrade östlich gelegenen Ort ist, wo die Sonne eben untergeht. Zu beiden Seiten dieser Linie oder, genauer gesagt, Zone ist die Finsternis partiell, denn diese Gegenden werden nur vom Halbschatten des Mondes getroffen. Die Zone, auf der die Finsternis total oder ringförmig erscheint, ist in den Äquatorialgegenden der Erde höchstens 280 bzw. 300 Kilometer, in höheren Breiten, zwischen 50 Grad und 60 Grad, unter günstigen Umständen etwa 570 bzw. 650 Kilometer breit. Viel günstiger sind die Bedingungen für die partiellen Sonnenfinsternisse. Denn da der Durchmesser des Halbschattenkegels des Mondes an der Stelle, wo er die Erde trifft, durchschnittlich etwas größer als der Erdhalbmesser ist, können sich partielle Sonnenfinsternisse weit über den dritten Teil eines Erdmeridians erstrecken.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich nun die örtliche Seltenheit der Sonnenfinsternisse, obwohl sie, soweit die ganze Erde in Betracht kommt, durchaus nicht zu den seltenen Phänomenen zu rechnen sind. Er ereignen sich nämlich in der Regel im Laufe eines Umlaufes des Mondknotens, d. h. in einem Zeitraum von 18 Jahren, nicht weniger als 41 Sonnenfinsternisse auf der Erde überhaupt, während in dem gleichen Zeitraum, dem sogenannten chaldäischen Saroszyklus, nur 29 Mondfinsternisse stattfinden. Mit den letzteren sind wir weit vertrauter, weil sie über die ganze Halbkugel der Erde sichtbar sind, während das von Sonnenfinsternissen betroffene Gebiet immerhin ein beschränktes ist. Es umfaßt im günstigen Fall annähernd ein Sechstel, bei totalen und ringförmigen Finsternissen einen noch erheblich kleineren Teil der Erdoberfläche. Innerhalb der Grenzen eines kleineren Gebietes wird daher die Gelegenheit, eine Sonnenfinsternis zu sehen, nicht allzu oft geboten. So hatte im ganzen vergangenen Jahrhundert Süddeutschland nur einmal, am 8. Juli 1842, und das nördliche Deutschland ebenfalls nur einmal, am 19. August 1887, den Anblick einer totalen Sonnenfinsternis.

Es ist noch die Möglichkeit denkbar, und eine solche liegt bei der bevorstehenden Finsternis am 17. April vor, daß die gleiche zentrale Sonnenfinsternis in einem Teil ihres Verlaufes ringförmig, in einem andern total wird. Dieser Fall tritt dann ein, wenn die Spitze des Kernschattenkegels des Mondes der Erdoberfläche so nahe kommt, daß sie zwar zu Anfang und Ende der Finsternis diese nicht erreicht, wohl aber infolge der Drehung bzw. Krümmung der Erdoberfläche von Westen nach Osten ein wenig in sie eindringt. Dann wird die Finsternis ringförmig beginnen und ebenso schließen, hingegen an den Orten, wo sie um die Mittagzeit stattfindet, total sein.

Bei der Sonnenfinsternis am 17. April 1912 beginnt die Linie der zentralen Verfinsterung in Venezuela, zieht über Britisch-Guayana durch den Atlantischen Ozean, wo die anfänglich ringförmige Finsternis total wird, und weiter über die Nordwestecke von Spanien und den Golf von Biscaya nach Frankreich, das sie bei Sables d'Olonne erreicht, um nördlich von Paris nach Lüttich zu streichen. An der Grenze zwischen Belgien und Deutschland, etwa in der Nähe von Aachen, wird nach der der Rechnung zugrunde liegenden Annahme für die Größe des Mondhalbmessers der interessante Fall eintreten, daß die in Frankreich und Belgien noch totale Finsternis in eine ringförmige übergeht.

Der Weg, den die Zentrallinie in Deutschland nimmt, ist auf unserer Karte durch die breite schwarze Linie gekennzeichnet, die etwa der kürzesten Entfernung von Duisburg bis Lauterbach auf Rügen entspricht. Er führt in der Nähe folgender Orte vorüber: Duisburg-Ruhrort, Essen, Münster, Minden, Osnabrück, Nienburg, Hagenow, Güstrow, Greifswald, Lauterbach. In ihrer Nachbarschaft wird also die Finsternis ringförmig oder doch in ihrer größten Phase sichtbar sein, denn die Wegbreite der Zone der ringförmigen Verfinsterung ist äußerst gering; sie beträgt in der Rheinprovinz nur etwa 50 Meter, in Hannover 2 Kilometer und in Pommern annähernd vier Kilometer. Bei Rügen tritt die Zentrallinie in das Baltische Meer, zieht dann weiter bei St. Petersburg vorüber und endigt schließlich im Syr-Darja-Gebiet von Russisch-Asien.

Unsere Karte belehrt über alle Umstände der Finsternis, soweit ihr Verlauf Deutschland betrifft. Die der Zentrallinie parallel laufenden Linien sind die Linien gleicher Phase der Finsternis: die ihnen beigefügten Zahlen geben die Größe der Bedeckung in Teilen des Sonnendurchmessers an. Wir entnehmen beispielsweise hieraus, daß in Berlin die Größe der Finsternis 0.96, in Dresden 0.92 und in München nur noch 0,86 ist.

Die gekrümmten ausgezogenen, nahezu mit den Meridianen parallel laufenden Linien sind die Linien gleichen Anfangs der Finsternis. Sie sind in Abständen von 10 zu 10 Zeitminuten in die Karte eingezeichnet, und die an ihrem Kopf ihnen beigefügten Zahlen geben die Ortzeiten des Anfangs der Finsternis. Die unterbrochenen Linien stellen die Linien gleichen Endes der Finsternis dar. Ihr Intervall beträgt ebenfalls 10 Zeitminuten, und die am Fuße der Karte beigefügten Zahlen geben die Ortzeiten des Endes der Finsternis. Für zwischen diesen Linien gelegene Orte lassen sich die Ortzeiten bis auf die Minute genau interpolieren. Wir entnehmen der Karte beispielsweise, daß in Düsseldorf die Finsternis um 11 Uhr 25 Min. a. m. Ortzeit beginnt und um 2 Uhr 6 Min. p. m. endigt, in Berlin um 12 Uhr 2 Min. a. m. beginnt und um 2 Uhr 41 Min. p. m. endigt, in Königsberg um 12 Uhr 41 Min. a. m. beginnt und um 3 Uhr 15 Min. p. m. endigt.

Bekanntlich stellen wir unsere Uhren seit Gründung des Deutschen Reiches nicht mehr nach Ortzeit, sondern nach mitteleuropäischer Zeit, d. h. nach der Ortzeit desjenigen Meridians, der eine Stunde östlich von Greenwich liegt. Um also die aus unserer Karte ge-

fundenen Ortzeiten mit unsern Uhren in Einklang zu bringen, müssen sie auf mitteleuropäische Zeit reduziert werden. Die dazu notwendige Reduktionsgröße ist am Rande unserer Karte bei den betreffenden Meridianen angegeben; sie beträgt für Düsseldorf + 33 Min., für Berlin + 6 Min., für Königsberg — 22 Min. Wir erhalten also in mitteleuropäischer Zeit:

	Düsseldorf	Berlin	Königsberg
Anfang .	$11^h\ 58^m$	$12^h\ 8^m$	$12^h\ 19^m$
Ende . .	2 39	2 47	2 53

Die folgende Tabelle enthält für die wichtigsten Städte Deutschlands die Zeitangaben für Anfang und Ende der Finsternis (mitteleuropäische Zeit):

Ort	Anfang	Ende	Ort	Anfang	Ende
Aachen	$11^h 57^m$	$2^h 38^m$	Hamburg	$12^h\ 5^m$	$2^h 43^m$
Berlin	12 8	2 47	Hannover	12 3	2 43
Braunschweig	12 4	2 44	Heidelberg	11 58	2 41
Bremen	12 3	2 42	Königsberg	12 19	2 53
Breslau	12 12	2 51	Magdeburg	12 6	2 45
Cassel	12 2	2 42	Metz	11 55	2 38
Cöln	11 58	2 40	München	12 1	2 44
Danzig	12 17	2 52	Passau	12 4	2 46
Dresden	12 7	2 47	Posen	12 13	2 50
Düsseldorf	11 58	2 39	Schwerin	12 7	2 45
Erfurt	12 3	2 44	Stettin	12 11	2 48
Frankfurt a. M.	11 59	2 41	Straßburg	11 56	2 40
Frankfurt a. O.	12 10	2 48	Stuttgart	11 58	2 41
Görlitz	12 9	2 48	Wiesbaden	11 59	2 41
Halle a. S.	12 5	2 45	Würzburg	12 1	2 43

Zur Bestimmung der Zeitpunkte, in denen die erste und letzte Berührung des Mond- und Sonnenrandes stattfindet, bedarf es im voraus der Kenntnis der Richtung, in der der Mond vor der Sonnenscheibe vorbeizieht. Dieser sogenannte Positionswinkel für Berlin ist rechts unten auf unserer Karte eingetragen; er ändert sich für ganz Deutschland nur wenig. Für eine flüchtige Orientierung mag folgende Bemerkung dienen. Stellen wir uns vor, die Sonnenscheibe sei das Zifferblatt einer Uhr, und ihr Nordpunkt falle mit dem der Stundenzahl 12 entsprechenden Punkt zusammen, so erfolgt für unsere Gegenden der Eintritt des Mondes nahe bei der Stundenzahl 4 und der Austritt ein wenig oberhalb der Stundenzahl 10.

Schließlich ein paar Worte über die astronomische Bedeutung dieser Finsternis. Da sie in Deutschland nicht total wird, werden Studien in der Umgebung der Sonne, also Beobachtungen der Korona und der Protuberanzen nicht erfolgen können, auch wird die Abnahme der Tageshelligkeit eine kaum merkliche sein. Es wird sich also hier wesentlich um genaue Zeitbestimmungen der Ränderberührungen von Sonne und Mond handeln sowie um Feststellung der Orte, in denen der Übergang von der totalen zur ringförmigen Finsternis erfolgt. Sollte sich hierbei eine Abweichung von einigen wenigen Zeitsekunden zwischen Beobachtung und Rechnung ergeben — und nach früheren Erfahrungen bei Sonnenfinsternissen ist dies zu erwarten, so würde hieraus folgen, daß vor allem unsere bisherige Annahme für die Länge des Mondhalbmessers einer kleinen Verbesserung bedarf. Der Betrag dieser Verbesserung würde sich aus der gefundenen Differenz ermitteln lassen, und dies bedeutet einen Fortschritt der Astronomie.

Unsere Bilder

Prinzregent Luitpold von Bayern (Abb. S. 605), der vor wenigen Wochen 91 Jahre alt geworden ist, kann auf eine große Schar von Kindern und Enkeln und Urenkeln blicken. Der älteste dieser Urenkel trägt den Namen des Urgroßvaters. Der junge Prinz Luitpold ist 11 Jahre alt; er gehört bereits als Leutnant à la suite dem Ersten Feldartillerieregiment Prinzregent Luitpold an. Als ältester Sohn des Prinzen Ruprecht wird der fürstliche Knabe dereinst die bayrische Krone tragen, die sein Urgroßvater in so glorreicher Weise verwaltet. Der junge Prinz ist ein besonderer Liebling des Prinzregenten, und die Münchener haben oft Gelegenheit, den greisen und den jugendlichen Wittelsbacher beisammenzusehen.

Die „Ala" (Abb. S. 606 u. 607), das heißt die Allgemeine Luftfahrzeug-Ausstellung, in den Hallen am Zoologischen Garten in Berlin bildet die neuste große Attraktion dieser an interessanten Ausstellungen nicht armen Saison. Die Ausstellung wurde am 3. April von ihrem hohen Protektor, dem Prinzen Heinrich von Preußen, in feierlicher Weise eröffnet. Dem Festakt in der geschmackvoll dekorierten Ausstellungshalle wohnte eine lange Reihe von Fürstlichkeiten, Ministern, von andern hohen Würdenträgern, von bedeutenden Industriellen und Luftschiffern bei. Der Herzog von Ratibor, der als Präsident des Kaiserlichen Automobilklubs zu den verdientesten Förderern der „Ala" gehört, hielt die Festrede. Nach der Eröffnungsfeier veranstalteten der Kaiserliche Automobilklub, der Kaiserliche Aeroklub und der Verein Deutscher Motorfahrzeugindustrieller ein großes Bankett, bei dem Prinz Heinrich in einer bemerkenswerten Tafelrede die Sammlung einer Nationalspende für das deutsche Flugzeugwesen ankündigte. — Die Ausstellung selbst bietet ein übersichtliches und in seiner Gesamtheit überaus imposantes Bild der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes unserer Luftfahrzeugindustrie. Natürlich darf die Geschichte dieser bedeutungsvollen Bestrebungen besonderes Interesse beanspruchen. Einen kurzen Abriß der Geschichte der Flugtechnik in den letzten zwanzig Jahren geben die vom Verlag August Scherl G. m. b. H. ausgestellten Photographien. Der gleiche Stand enthält auch ein historisches Erinnerungstück: den Zweidecker, auf dem Orville Wright im Jahr 1909 im Auftrag des „Berliner Lokal-Anzeigers" auf dem Tempelhofer Feld zum erstenmal erfolgreiche Flüge über der deutschen Erde vollendete. Wenn man bedenkt, welch ungeheures Aufsehen diese Flüge damals erregten, und wie bei weitem größere Leistungen heute etwas durchaus Gewöhnliches sind, dann kann man die großen Fortschritte ermessen, die unser Flugwesen in so kurzer Zeit gemacht hat. Es weiter zu fördern, ist der wichtigste Zweck der „Ala".

Zwei Flotten (Abb. S. 608 u. 612) ganz verschiedenen Kalibers stellen heute zwei unserer Bilder dar. Die eine steht mitten im Kriege, vermag aber wegen der Minderwertigkeit ihres Materials nichts zu leisten. Während die italienische Flotte das Meer beherrscht, Städte bombardiert und Transporte wegfängt, darf die schwache türkische Flotte gar nicht daran denken, sich von den schützenden Dardanellenforts zu entfernen. Die Schiffe liegen hinter der Linie der versenkten Sperrminen und fahren nicht ins offene Meer hinaus. Von der Haltung der türkischen Seeleute hört man nur das Beste, aber mit den italienischen Panzerriesen können sich die veralteten Schiffe des Sultans eben nicht messen, wenn sie nicht fast kampflos zerstört werden wollen. Sie könnten höchstens bei einem Kampf um die Dardanellendurchfahrt eine Rolle spielen. — An dem Ausbau unserer deutschen Flotte wird fortgesetzt gearbeitet. Jetzt eben übt sich der junge Nachwuchs unserer Seeleute auf der ersten Uebungsfahrt, die das neu gebildete Lehrgeschwader vom Kieler Hafen aus angetreten hat.

Eine Verlobung im österreichischen Herrscherhause (Abb. S. 609) ist zu Ostern auf Schloß Wallsee gefeiert worden. Kaiser Franz Josef besuchte seine Tochter, die Erzherzogin Marie Valerie, und ihren Gemahl, den Erzherzog Franz Salvator, um der Verlobung ihrer ältesten Tochter Ella — mit ihrem vollen Namen heißt die jetzt 20jährige Erzherzogin Elisabeth Franziska — mit dem Grafen Georg Waldburg beizuwohnen. Graf Waldburg war der Erzieher

der Brüder seiner Braut. Da sein Geschlecht 1806 mediatisiert wurde, ist er der Enkelin des Kaisers Franz Josef ebenbürtig. Er wurde am 7. Januar 1878 als zweiter Sohn des Grafen Klemens von Waldburg-Zeil und der Prinzessin Klementine von Oettingen-Oettingen und Oettingen-Spielberg zu Hohenems geboren und ist Oberleutnant im k. u. k. Dragonerregiment Nr. 2.

Die Tochter des französischen Botschafters in Berlin (Abb. S. 611). Während der verflossenen Monate hat sich die Oeffentlichkeit sehr viel mit dem französischen Botschafter in Berlin beschäftigt, und vor kurzem war anläßlich des Kaiserdiners in der französischen Botschaft auch von der Häuslichkeit des Diplomaten viel die Rede. Bekanntlich ist es nicht ohne diplomatische Wichtigkeit, was für Frauen in einer Gesandtschaft walten. Wenn persönlicher Liebreiz und gastfreundlicher Takt zu den Erfolgen eines Diplomaten beitragen, dann hat Frankreich Grund, den Damen des Hauses Cambon dankbar zu sein. Wir freuen uns, unsern Lesern die neueste Aufnahme von Mademoiselle Cambon, der anmutigen Tochter des Botschafters Jules Cambon, zeigen zu können.

Die Deutsche Tropenmedizinische Gesellschaft (Abb. Seite 609) hat jüngst im Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg eine dreitägige Tagung abgehalten. Bei dem großen Interesse, das man angesichts der kolonialen Neuerwerbungen der Bekämpfung der Tropenkrankheiten entgegenbringt, gewann der Kongreß mit seinen vielen instruktiven Vorträgen hervorragender Aerzte große Bedeutung.

Der Gesamtnachlaß des Meisters Reinhold Begas (Abb. S. 610), bestehend aus einer großen Anzahl kleiner und größerer Skulpturen und Modelle, gelangt im Berliner Kunstauktionshaus in der Zimmerstraße zur Versteigerung. Da eine große Anzahl von Berliner und auswärtigen Museumsleitern und Sammlern ihr Erscheinen angekündigt haben, verspricht die Auktion ein Ereignis ersten Ranges zu werden. Die Besichtigung dieses Nachlasses war schon vor der Auktion gestattet. Die Besucher fanden einige gänzlich unbekannte Arbeiten aus der letzten Periode der Meisters neben bekannteren Werken aus früheren Perioden.

Der neue Leipziger Hauptbahnhof (Abb. S. 610) wird demnächst dem Verkehr übergeben, wenn die riesige Anlage auch noch nicht ganz fertig ist. Der monumentale Sandsteinbau, der von nun ab einen wichtigen Bestandteil des Leipziger Stadtbildes darstellt, ist bei allem architektonischen Prunk ein Meisterstück jener modernen Eleganz, die aus der höchsten Zweckmäßigkeit resultiert. Die Dresdner Architekten Lossow und Kühne haben das stolze Bauwerk ausgeführt, dessen architektonische Wirkung durch die davorliegenden Gartenanlagen noch sehr gehoben werden wird.

Personalien (Abb. S. 608, 609 u. 612). Es wird gemeldet, daß der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der Kolonialfachmann unter den deutschen Fürsten, von nun ab seine auf mehreren großen Afrikareisen und im Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft gesammelten Erfahrungen direkt im Dienst des Reiches verwenden wird. Der Herzog geht als Gouverneur der Kolonie Togo nach Afrika. Er ist der erste deutsche Fürst, der im Reichsdienst in den schwarzen Erdteil geht. — Der Prinz von Wales weilt seit kurzem als Gast des Marquis de Breteuil in Paris, um dort seine weltmännische Erziehung zu vollenden. Trotz seines strengen Inkognitos ist „der kleine Eduard", wie die Pariser sagen, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. — Die erste Dame, die im Flugzeug über den Kanal gelangte, ist Miß Davis, eine junge Schönheit des Londoner Westends. Der englische Flieger Hamel brachte sie im Aeroplan von Hendon bei London nach Paris. — Am 7. April vollendete der Geheime Regierungsrat und Professor an der Technischen Hochschule in Hannover Dr.-Ing. honoris causa Wilhelm Launhardt sein 80. Lebensjahr. Als Hochschullehrer, als Mitglied der Akademie des Bauwesens und des Herrenhauses blickt Professor Wilhelm Launhardt auf eine lange segensreiche Tätigkeit zurück. Er hat mehrere Generationen tüchtiger deutscher Techniker herangebildet, und unter seinen ehemaligen Schülern, die ihm zu seinem 80. Geburtstag herzliche Huldigungen darbrachten, befanden sich viele unserer besten Bauingenieure.

Todesfälle (Abb. S. 612). Japan hat in seinem Kriegsminister Generalleutnant Baron Ishimoto Shinroku einen der Männer verloren, denen es die großen Erfolge des Kriegs gegen Rußland verdankt. Als Vizekriegsminister hat Baron Ishimoto sich an der gigantischen Organisationsarbeit beteiligt, die die Landung der japanischen Armee auf dem Festland ermöglichte. Auch war er während des Kriegs Chef des Gefangenenbureaus. Als solcher hat er durch seine humanen Maßnahmen die Anerkennung der russischen Gegner errungen. Seit dem August 1911 war der General Kriegsminister. — In München verschied Fräulein Lina Ramann, die Gründerin und Leiterin einer großen Nürnberger Musikschule, im Alter von 78 Jahren. Fräulein Ramann hat sich nicht nur als Musikpädagogin einen großen Namen gemacht. Als Verfasserin einer ausgezeichneten Lisztbiographie und Ueberseterin der Lisztschen Schriften war sie allen Musikfreunden bekannt.

Die Toten der Woche

Rittergutsbesitzer **Arndt**, ehem. Landtagsabgeordneter, † in Gartschin im Alter von 73 Jahren.

Hermann **Brodbeck**, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Eschingen im Alter von 62 Jahren.

Amtsrat Hans **Euen**, ehem Reichstagsabgeordneter, † in Ludwigsdorf (Kreis Oels) im Alter von 54 Jahren.

Professor Dr. Richard **Frommel**, bekannter Frauenarzt, † in München am 8. April.

General Baron **Ishimoto**, japanischer Kriegsminister, † in Tokio am 2. April. (Portr. S. 612.)

Bildhauer Adolf **Kürle**, † in Berlin am 6. April.

Karl **May**, bekannter Jugendschriftsteller, † in Radebeul bei Dresden am 1. April im Alter von 70 Jahren.

Giovanni **Pascoli**, berühmter italienischer Dichter, † in Bologna am 6. April im Alter von 56 Jahren.

Graf Edwin **Seyssel d'Aix**, bayrischer Kämmerer, † in München im Alter von 86 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Ludwig von **Staudy**, Generallandschaftsdirektor von Posen, † in Berlin am 5. April im Alter von 78 Jahren.



Der Prinzregent von Bayern mit seinem Urenkel, dem Prinzen Luitpold.

Neuste Aufnahme von F. Grainer, München.



Der Stand des Verlages August Scherl G. m. b. H. mit dem Wrightschen Zweidecker,
auf dem die ersten Flüge auf dem Tempelhofer Feld ausgeführt wurden.



Phot. v Freyberg.

Das Festbankett nach der Eröffnungsfeier in Gegenwart des Prinzen Heinrich (×).

Von der „Ala“, der Allgemeinen Luftfahrzeug-Ausstellung in Berlin.



1. Prinz Heinrich. 2. Der Herzog von Ratibor. 3. Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts.

Von der „Ala“, der Allgemeinen Luftfahrzeug-Ausstellung in Berlin: Prinz Heinrich von Preußen eröffnet die Ausstellung.



Phot. Sport & General.

Der Prinz von Wales mit seinem Begleiter
auf einem Spaziergang.

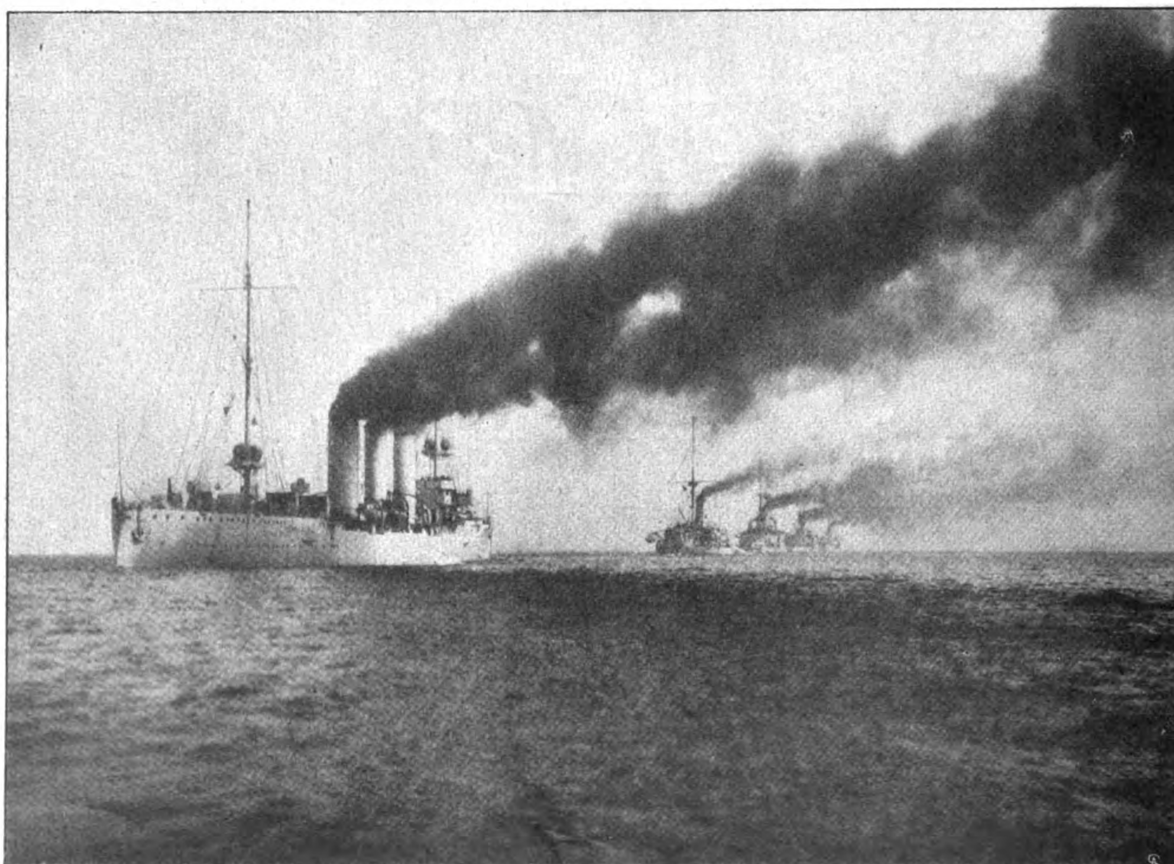
Der englische Thronfolger in Paris.



Phot. Illustrations-Bureau.

Miß Davis und der Aviatiker Gustav Hamel
vor der Abfahrt in Hendon.

Die erste Dame, die den Kanal überflog.



Phot. Renard.

Von der deutschen Flotte: Das neue Lehrgeschwader verläßt zur ersten Uebungsfahrt den Kieler Hafen.



Hofphot. Pietzner.

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich,

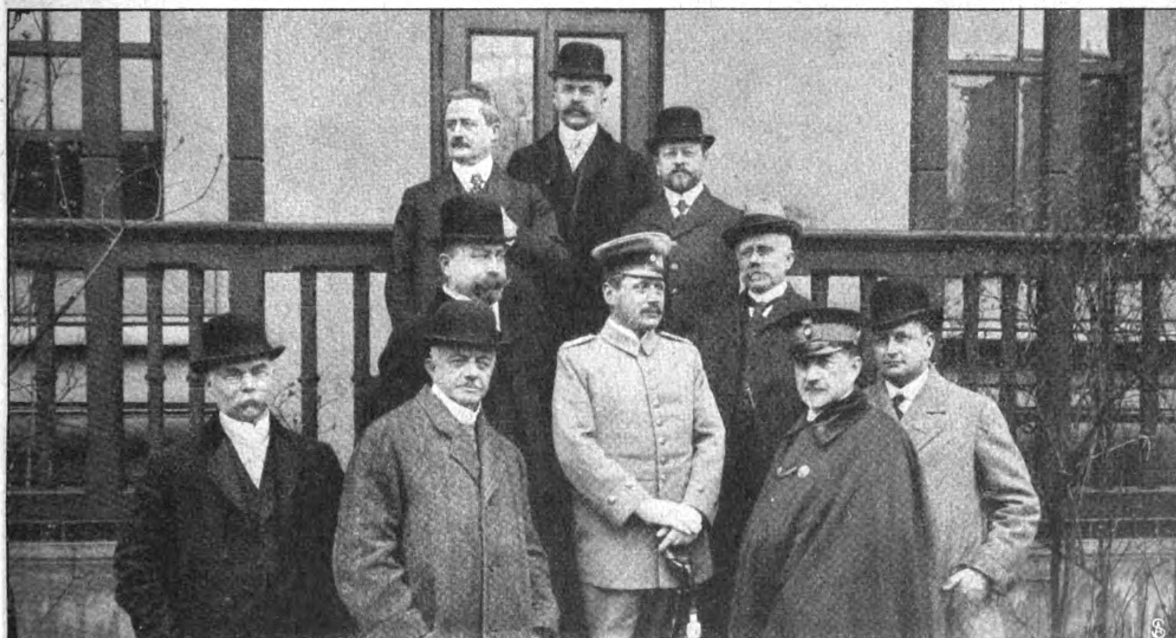
Enkelin des Kaisers Franz Josef, verlobte sich mit dem Grafen Georg von Waldburg-Zeil.



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg-Schwerin.

Zur Neubesetzung des Gouverneurpostens von Togo.



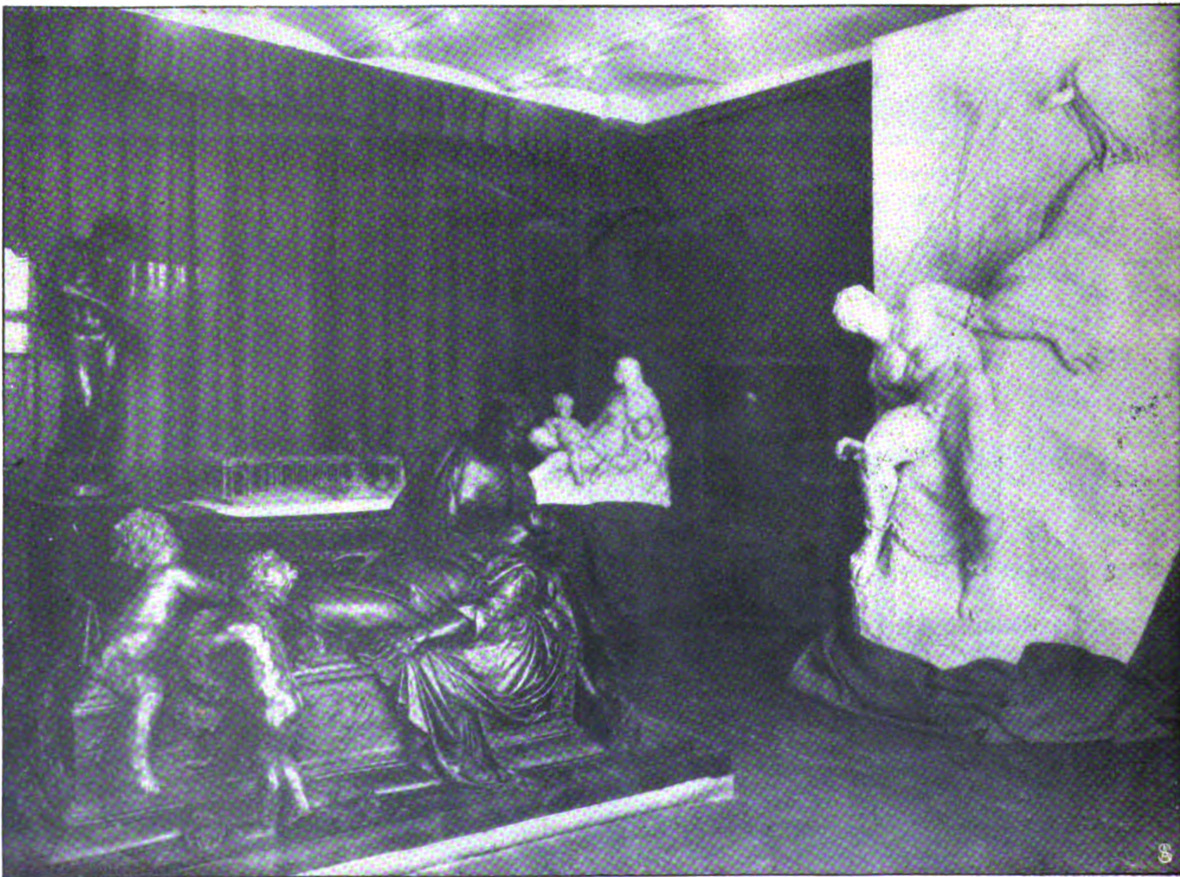
Hofphot. Thiele, Hamburg.

Von links: (vordere Reihe) Prof. Plehn, Berlin; Med.-Rat Prof. Nocht, Hamburg (1. Vors.); Generalarzt Prof. Ruge, Kiel (2. Vors.); Prof. Schilling, Berlin. (Mittlere Reihe) Geh. Rat Prof. Ostertag, Berlin; Generaloberarzt Prof. Steudel, Berlin; Prof. Mense, Kassel. Hintere Reihe: Professor Dr. Fülleborn, Hamburg; Herr Meinert, Berlin; Prof. Dr. Neumann, Gießen.

Von der Tagung der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft in Hamburg: Der neue Vorstand.



Hauptfront des von den Dresdner Architekten Lossow & Kühne ausgeführten monumentalen Baues.
Zur bevorstehenden Eröffnung des neuen Hauptbahnhofs in Leipzig.



Zur Versteigerung des Nachlasses von Reinhold Begas: Blick in den Auktionssaal.
Eine interessante Kunstauktion in Berlin.



Mlle. Cambon.

Die Tochter des M. Jules Cambon, französischen Botschafters in Berlin.

Phot. Keturah Collings.



Generalleutn. Baron Ishimoto †
Der japanische Kriegsminister
Phot. Takebayashi.



Hofatelier Elvira.

Lina Ramann †
Die geschätzte Münchner Musikpädagogin und Lisztschriftstellerin



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Launhardt,
Lehrer an der Techn. Hochschule in Hannover, feierte seinen 80. Geburtstag.

Torpedoboot in voller Fahrt. Oberes Bild: **Blick auf die Kriegsschiffe.**
Von der türkischen Seemacht: Die Flotte in den Dardanellen vor Anker liegend.

Ewig still.

Roman von
Hermann Stegemann.

1. Fortsetzung.

Erst als Vinzenz auf der nächsten Hügelwelle stand und vor ihm auf dem höchsten dritten First die Kirche von Hohenried auftauchte, vierschrötig, den stumpfen Turm vom Wetterkreuz gekrönt, da erst hielt er schwer atmend vom raschen Aufstieg noch einmal inne und wandte unwillkürlich das Haupt nach Gorner und seinem Jungen.

Aber er sah keine Menschen mehr. Nur drei Krähen hoben sich schwerfällig über die Hügel und flogen flügelschlagend dem fernen Wald zu.

Dann ging er rasch weiter. Als er die letzte Höhe erstiegen hatte, lag Hohenried vor ihm in der flachen Mulde. Einst war der See bis an die Häuser getreten, jetzt lief grünes Moorland in breitem Gürtel um ihn her. In der hellen Sonne sah Vinzenz die Spuren des Verfalls, die das stattliche Dorf heimsuchten. Eine Brandstätte lag noch, wie sie das Feuer vor langen Jahren zurückgelassen hatte. Im schwarzen Moder wuchs Unkraut. Andere Häuser standen leer, mit zugenagelten Fensterläden, hinter denen die Sperlinge schrien. Ödland zog sich jenseit des Sees die Halde hinan. Baumstümpfe und holzarmes Gesträuch verrieten, daß hier der Wald gemordet worden war. Er tauchte vor zwanzig Jahren noch die Wurzeln in den Seegrund. Jetzt lagen die letzten, vom Wind niedergeworfenen Stämme schwarz hingestreckt und badeten die vermoderten Wipfel im Wasser. Aber immer noch jagten zitternde Wellenschauer über den dunkelblauen Spiegel, und die schweren formlosen Kähne lagen im nachgiebigen Ufergrund gebettet, auf denen er als Knabe das Netz hatte werfen und ziehen helfen.

Langsam stieg er hinab.

Die Gasse schlief. Nur Enten und Hühner und aus einem Hof das trockene Klappern und Knistern der Hanfbrechen, die dort gehandhabt wurden. Auf der Vortreppe des Gasthauses „Zum Österreicher", das seinen massiven Treppengiebel mit den abgeblätterten Farbenresten eines zweiköpfigen Adlers auf der besonnten Wand verwittert und doch noch stattlich emporreckte, hockten ein paar Kinder wie verlassen.

Vinzenz gab heute dem Pfarrer recht, der ihm gestern auf seine Frage nach dem Rückgang des Ortes geantwortet hatte: „Die Jungen gehen in die Städte, und die Alten können nicht mehr gedeihen. Es wird nie eine Eisenbahn ins Ried kommen, der leichte Hafer, der Flachs und die Kartoffeln, die hier wachsen, lohnen sich nicht mehr, Industrie über dem Boden haben wir nicht, und im Boden stecken weder Kohlen noch Öl, da lebt sich das Volk so langsam zu Ende."

Und doch wehte die Luft herb und würzig, segelten wundervolle Wolkenschiffe unter schimmernden Segeln am blauen Himmel, sättigte das grüne Ried die müden Augen mit neuer Kraft und schlug Vinzenz Herrenrieder das Herz hier auf der Höhe so leicht und voll wie einst, als der Vater noch als der Rieddoktor meilenweit über die Hügel ritt und fuhr und im „Österreicher" der Flachsmarkt gehalten wurde, zu dem sie von allen Seiten kamen, um zu handeln und einzukaufen.

Ein alter Bauer schlorrte aus dem „Österreicher" und stieg schwankend die Treppe herab. Den runden flachen Hut in die Stirn gedrückt, das bartlose Gesicht von einer grauen Blässe übertüncht, stapfte er vorsichtig einher, mit gebogenem Rückgrat, erschlafften Sehnen und hängenden Armen.

Unwillkürlich war Vinzenz stehengeblieben.

Das war das Ende! Der Alte hatte noch gefehlt in dem Bilde. Erst nach einer Weile, als der Bauer plötzlich anfing, mit den Armen zu fechten und zu taumeln, besann sich Herrenrieder, daß es der alte Gorner war, der da in den klaren Tag hineintrank und jetzt im frischen Wind die letzte Haltung verlor. Aber schon war ein Büblein hinter ihm drein, das auf der Stiege gehockt hatte, und faßte ihn erst am Hosenbein, dann, als der Alte den Arm fallen ließ, an der Hand und zog ihn mit sich fort, ohne ein Wort zu sagen, mit einem beherzten Trotz, ohne sich zu kehren an den Widerstand des Kraftlosen, der sich von dem achtjährigen Knaben fortziehen ließ.

Langsam folgte ihnen Vinzenz nach. Und wie er das ungleiche Paar vor sich herziehen sah, da packte ihn, aus dem Innersten steigend, ein dumpfer, furchtbarer Zorn, daß er unwillkürlich den Stock fest umschloß, und er spürte, wie es ihm in den Fäusten zuckte. Aber allmählich siegten das Mitleid und die Überlegung über den blinden Ekel, der ihn würgte.

Der Knabe blickte sich nicht um. Zweimal gelang es dem Großvater, stehenzubleiben, doch dann spannte sich der zweite Sohn der Sabine mit beiden Armen an seine Hand und riß ihn wieder in Gang, stumm, ohne auf die lallenden Flüche zu antworten, die schonungslos auf ihn niederfielen.

Die Gasse stieg. Der Riedhof zum Kreuz schob sich hinter den niedrigeren Gehöften vor. Schon lag er breit und schwer am Ende des Aufstiegs, wo die Höhe sich zur Kuppe krümmte. Aber höher noch, auf dem felsigen Kern des Hügels, ragte die Kirche. Viel zu mächtig für das Dorf, ruhte sie dort, eine Basilika mit freistehendem Turm, in dessen großen Schallöchern gewaltige Glocken hingen. Ein breiter Schatten floß von der Kirche herab.

Vinzenz ging langsamer, um den beiden nicht zuvorzukommen. Der Bauer war plötzlich verstummt. An der ersten Station, die als steinerne Wache am Wege stand, war er mit dem Eigensinn des Trunkenen stehengeblieben. „Da betet ein Vaterunser, Sabin, das — das ist der Weg — in — in den Himmel."

„Kommt, Großvater!"

Der Bub zog, aber der Alte widerstand jetzt.

„Bet eins, Bin, der Mutter betest ein Staffel Flachs und dem Großvater einen Totenbaum!"

„Bet!" schrie er noch einmal und schlug dem Knaben die freie Faust auf den Kopf, daß er vornüberstürzte.

Da brach der wortlose Zorn, der alte Bauernzorn aus Herrenrieders Brust. Zwei Schritte, und er schlug dem Alten die Faust gegen die Schultern, daß der Gorner den Knaben fahren ließ und taumelnd in die Nesseln brach, die schwarz und buschig die erste Station des Passionsweges umwucherten.

Dann hob Vinzenz den Sabinus von der Erde. Das Blut troff ihm aus der Nase, sein blondes Haar war schon verklebt, aber er weinte und barmte nicht. Er wischte sich mit der Hand das Blut aus dem Gesicht und fegte die gläsernen Kugeln fort, die ihm aus den dunkeln Augen gesprungen waren. Tränen waren's nicht, nur Wasser, das der Schlag des Alten emporgetrieben hatte.

Und wieder packte den Helfer die Ähnlichkeit mit Sabinen.

„Es macht nichts, Bin. Tut's arg weh?" fragte Vinzenz.

Aber der Bub schüttelte nur den Kopf, machte sich frei und lief zu dem Alten, der blöd und stumm in den Nesseln hockte und den Fremden mit einer verständnislosen und furchtsamen Neugier anstierte.

„Kommt, Großvater!"

Der Knabe zerrte ihn in die Höhe, und der Alte ließ es geschehen, folgte wieder gehorsam dem kindlichen Führer, und selbander stoffelten sie, einen Bogen um den Fremden schlagend, dem Hof zu.

Da lachte Vinzenz leise auf. Du bist doch kein Bauer mehr, sagte er zu sich selbst, und schritt rüstig vorwärts, überholte die Gorner, Großvater und Enkelsohn, und trat durch die Gittertür in den Garten des Riedhofes.

Verwildert blühte er in den starken Farben der Herbstblumen. Dahlien und Georginen glänzten rot und gelb, Sonnenblumen neigten die samenbeschwerten Blütenscheiben, krüppelige Rosenstämme trieben noch die letzten kümmerlichen Knospen, die von einstiger Pflege erzählten. Auch die große silberne Glaskugel hing noch in der Laube aus weißen Birkenstämmen, die der Vater vor dreißig Jahren für die Mutter gezimmert hatte. Blutrot hing das Laub der wilden Rebe um die weißen Streben, und der Wind lief um das dichtbewachsene Gehäuse, ohne hineinzugelangen. Sonnentropfen sprühten in goldenen Kringeln durch das schadhaft gewordene Dach.

Dort saß die Mutter.

Vinzenz Herrenrieder war zu einem Entschluß gekommen. Er trug ihn fertig und unerschütterlich zu ihr.

Frau Marie sah den Sohn kommen. Sie hatte ihn schon von weitem die Dorfgasse heraufkommen sehen. Er ging wie einer, der ein Ziel hat und dort etwas zu richten weiß. Sie lächelte.

„Grüß Gott, Mutter, die Welt ist allweil noch rund. Ich bin rechts über den Seebuck gegangen und komm von links über den Forlenweiher zurück."

„Ja, nun hast du bald alle Wege wieder gemacht, die es hier gibt", entgegnete sie arglistig, und als er verwundert die Antwort schuldig blieb, fuhr sie fort: „Ich bin hier gut aufgehoben, Vinzenz, die Sabine macht wenig Wesen, aber sie sorgt wie ein braves Weib, das das Hausen gewohnt ist. Also lös ich dir lieber die Kette am Fuß, die du dir mir zuliebe angelegt hast, und laß dich gehen. Nur eine Bedingung: du gehst nicht heim ins Bureau. Sonst geh ich mit."

„Mutter, du hast mich nur halb erraten, komm mit, nicht nach Hause, irgendwo anders hin", stieß er gepreßt hervor.

Sie sah ihn nicht an. Ihr Blick ging durch den Garten, lief an den kleinen Fenstern des Hauses hin, über den Hof und die Gasse hinunter und schweifte dann über den gerippten Wasserspiegel, die grüne Halde und haftete an dem felsigen Klarenberg.

„Warum ich?" fragte sie, als spräche sie zu sich selbst.

Er beugte sich über sie und dämpfte die Stimme: „Kannst du es denn aushalten in dem Haus und in dem Dorf, wo alles still steht? Es dreht einem das Herz im Leib um, und ich sage mir, daß das schon lange hier am Schwinden ist, schon seit Vaters Zeiten. Es fallen einem erst jetzt die Zeichen dieses Rückganges auf, die damals schon da waren. Und die Sabine, sagst du, ja, steht's ihr nicht gerade im Gesicht geschrieben, wie hart es ist, hier zu hausen?"

„Dort kommt die Sabine, frag sie, ob sie deshalb vom Hof will und aus dem Ried."

Die Mutter wies mit einer Bewegung des Kopfes auf die Frau, die langsam daher kam, ihren dreijährigen Buben am Rock hängend. Sie trug Milch und Brot für den Gast. Vinzenz trat tiefer in die Laube zurück.

Ja, dort kam die Sabine. Er sah sie heute zum erstenmal mit Augen, die sehend geworden waren. Es war noch ein wenig von jener Sabine an ihr, die schlank und federnd, mit runden Armen und glatten Wangen im Schulhaus aus und ein gegangen war. Aber ihr Gesicht war wie versteinert. Ein Bauernweib und doch keins. Zuviel Leben in ihr, aber erdrücktes, verhaltenes Leben. Wenn sie ausschritt, straffte sich der Rock, an dem das Kind zerrte, um die Knie, und Vinzenz sah die Umrisse ihrer Gestalt sich abzeichnen. Sie war kein Bauernweib, es war etwas Freieres und Feineres in ihr. Jetzt stolperte ihr Knäblein und fiel. Sie blieb ruhig stehen, das Geschirrbrett unbeweglich in den erhobenen Händen, und wartete, bis das Kind sich aufgerafft hatte. Es weinte nicht, und die Mutter blickte ernst, ohne ein Lächeln und ohne eine ängstliche Gebärde oder ein zärtliches oder scheltendes Wort auf den kleinen Flachskopf, der sich an ihren Röcken wieder in die Höhe zog.

Da sagte auf einmal die Mutter leise, indem sie sich an den Sohn wandte, dessen Gesicht sie nicht mehr sah: „In dieser Sabine, da hat einmal etwas von der Frau gesteckt, die ich dir gewünscht hätte. Aber so etwas weiß man oft erst zu spät."

Vinzenz machte eine jähe Bewegung, wie von einem glühenden Eisen getroffen, und es war eine unterdrückte Schroffheit in seiner Antwort: „Unsinn, ich und eine Frau, die sich hier einhaust!"

Und er griff hastig Hut und Stock von der Bank und verließ die Laube.

Hart kam er an Sabinen vorüber, und in seinem verstockten Trotz, der nicht zugeben wollte, daß ein Korn Wahrheit in den Worten der Mutter geglänzt hatte, sah er ihr kalt und forschend in das gealterte Gesicht, und es war ihm im ersten Augenblick beinah eine Genugtuung, als er in ihr nicht die Tochter des Hauptlehrers Reitter von Hohenried, sondern die Sabine Gorner fand, an der kein Lot Fleisch und in der kein Hauch Seele mehr war von der Sabine Reitter.

„Guten Tag, Herr Doktor“, begrüßte sie ihn mit gemessener Freundlichkeit.

Auch ihre Stimme hatte den Jugendklang nicht mehr. Ihm aber fehlte plötzlich die richtige Anrede, und er begnügte sich, stumm den Kopf zu neigen, da er den Hut noch in der Hand hielt. Beinah hätte er das Kind überrannt. Es faßte mit der einen Hand nach seiner Hose und zwang ihn so, einen Augenblick stehenzubleiben, bis es das Gleichgewicht gefunden hatte.

Mit dunkeln, blauen Augen schaute es zu ihm auf.

Waren das Sabinens Augen? Er wußte es nicht mehr.

„Laß los, Nickele, dummes“, sagte Sabine, aber sie war erblaßt unter der bräunlichen Haut, und ihre Stimme wurde hart, als sie fortfuhr: „Hörst, loslassen sollst du den fremden Mann.“

Sie bewegte sich und schob das Kind mit dem Knie von ihm weg. Dabei traf ihn ihr Blick.

Feindselig, ein braunes, goldenes Feuer war darin, und er wußte, stellte in diesem fiebernden Augenblick fest, daß der Jüngste die blauen Augen nicht von der Mutter hatte. Dann war der Weg frei, und er kehrte ihr den Rücken.

In der großen Stube des Hauses, wo der Schiefertisch stand, fand Vinzenz den Sabinus, der auf die Platte kritzelte.

„Wo ist der Großvater?“ fragte er den Knaben.

„Er schläft“, antwortete der Bub nach einem Zaudern und drückte sich aus der Tür, um nicht weiter gefragt zu werden.

Gleich darauf pfiff er draußen aus Leibeskräften.

Dazwischen klang das trockene Klappen der Hanfbreche.

Vinzenz trat ans Fenster und blickte auf den Hof hinaus. Die Magd brach den Hanf. Die Breche der Sabine stand leer. Aber ringsumher spähten die Hanffasern und verrieten, daß die Frau vom Schaffen aufgestanden war, um der Mutter die Milch zu rüsten. Der Sabinus hockte auf der Kellertreppe, die im Freien zu der Tür hinunterführte, hinter der in früheren Zeiten, als der Riedhof noch als Wallfahrtsherberge zum Kreuz bekannt war, die großen Weinfässer lagen. Schräg schien die gelbe Herbstsonne auf den Hof, und der Hanfstaub stieg als schimmernde Goldspreu in die Luft. Aus dem Stall quoll dumpfer, warmer Dunst des Viehes, der in der klaren Abendkühle zitternd wallte.

Auf einmal sprang der Sabinus auf und stob davon. Vinzenz blickte ihm unwillkürlich erstaunt nach und vergaß die schweren unruhigen Gedanken, die ihn bedrängten. Doch da kam der Knabe schon zurück. Er hatte den Nickel auf dem Rücken und fuhr mit ihm wie ein Füllen im Hof umher. Die Magd zog gleichmütig die Hanfbüschel durch die Breche und wandte den Kopf nicht nach den Kindern.

Vinzenz Herrenrieder war es, als atmete jemand hinter ihm in der Stube. Als er sich langsam umkehrte, lehnte Sabine am Tisch und hielt die Augen auf ihn geheftet.

Sie hatte gewartet. Er wußte nicht, wie lange. Die Tür lag im Schloß, er hatte keinen Tritt gehört und wußte nicht, wann sie eingetreten war. Sie wartete. Und auf einmal wußte er, daß sie gekommen war, um mit ihm zu reden.

„Wollen Sie mit mir reden, Frau Gorner?“

So fragte er sie, fragte sie so, wie er die Klienten vom Lande fragte, um ihnen die Zunge zu lösen, wenn sie zu dem Anwalt kamen.

Es klang vertrauenweckend, warm und gehalten, aber er fühlte, daß die Anrede falsch war, und wußte doch keine bessere.

Er hatte sie von der ersten Stunde an Frau Gorner genannt wie vor zehn Jahren, als er sie bei einer Ortsschau auf dem Markt getroffen und beiden die Hand gedrückt hatte. Auch jetzt, vor acht Tagen und seit acht Tagen, hatte er sie nie anders genannt. Nur draußen im Garten, da war ihm die Anrede nicht über die Lippen getreten, da war er stumm an ihr vorbeigegangen.

Sabine schwieg. Sie stand mit dem Rücken gegen den Tisch. Die Hände hinter sich um die Kante der Platte gepreßt, die Füße vorgesetzt und den Oberleib leicht zurückgelehnt und auf die tragenden Arme gestützt. Die Schnallen blitzten auf ihren Schuhen, sie trug das gefältelte Kleid, den Pfeil mit dem silbernen Kreuzknauf im Haar und die weiße Halskrause der Leute aus dem Ried. So hat sie nicht Hanf gebrochen, fuhr es Vinzenz durch den Kopf, und so war sie auch nicht gekleidet, als er ihr im Garten begegnet war.

„Ihr wollt fort?“ fragte sie und heftete den Blick auf die Spitzen ihrer Schuhe.

„Ja, Frau Gorner, ich —“

„Warum gebt ihr mir den Gruß nicht?“ fragte sie

Jetzt hob sie die Augen. Sie hatte ihn unterbrochen.

Er sah die Alterszeichen in ihrem Gesicht und den harten bitteren Zug um den schön geschnittenen Mund.

Das rührte sein Mitleid. Er trat einen Schritt auf sie zu: „Sabine!“

Aber kaum war ihr Name weich und mitleidig über seine Lippen gekommen, da schnellte sie empor und warf die Arme vor sich, und ein roter Blutstrahl sprang in ihr Gesicht, ihre Augenbrauen zuckten. Leidenschaftlich, mit einem rauhen Klang in der dunklen Stimme schrie sie ihm entgegen: „Ich begehr den Namen nicht von euch, ich steh frank vor euch und rat euch nur eins, Vinzenz: Warum kommt ihr wie einer daher, der hier nicht mehr daheim ist und einem den Schlaf wegträgt! Ich hab nichts mit euch, hab nie nichts gehabt mit dem Herrenrieders Sohn! Aber ihr kommt und geht, wie wenn's euer Recht wär, uns die Kissen zu kehren!“

Er fühlte, wie ihm die Fassung schwand, aber er nahm sich zusammen. Plötzlich erkannte er, daß er ihr nichts zu sagen hatte.

„Sabine!“ murmelte er und nahm innerlich Abschied von allem, was an Erinnerungen noch an diesem Wort haftete. Aber zugleich fühlte er, daß er ihre Schwelle nicht hatte überschreiten dürfen. Der Erinnerung wegen, die jetzt in Scherben lag, und ihretwegen.

„Wir reisen morgen“, setzte er nach einer Weile hinzu.

„So hat's mir die Frau Doktor gesagt“, erwiderte sie hart und war wieder kalt und ruhig, als wäre der Feuerberg in ihrer Brust erloschen.

„Meine Mutter?“

„Ja, die Mutter!“

Sie schwiegen. Das Klappen der Hanfbreche schlug seinen Takt dazu.

Jetzt klang seine Stimme leise in das Schweigen.

„Es ist wahr, wir hätten nicht kommen sollen. Aber sie hat Heimweh gehabt, und wenn wir jetzt vierzehn Tage früher gehen, als ausbedungen war, so muß ich natürlich den Schaden ersetzen.“

Sabine verschränkte die Arme.

„Ja, so gibt's einen rechten Handel“, erwiderte sie mit bitterem Spott. „Jetzt weiß der Vinzenz auf einmal, daß er nicht hätte kommen dürfen, und zahlt fürs Fortgehen. Aber das muß er sich schon sagen lassen von der Sabine, daß er kommen hätt können, aber dann muß er auch bleiben. Dann soll er nicht Augen haben und sehen und nicht das Dorf und den Hof und den Gebhard und den Vater und die Buben taxieren, dann darf er mir nicht den Vater fausten und ihn vor dem Bub und dem heiteren Tag ins Wegkraut stoßen! Das darf er dann nicht, der Vinzenz, und mir nicht den Gruß abwehren, als wenn ich ihm etwas schuldig wär!“

Da überwand er sich und ergriff mit festem Entschluß ihre Hände. Er wollte sich Gehör erzwingen. Sie hatte sie unter den Armen an die Brust gepreßt, er ergriff sie und riß sie los.

„Ja, bist du denn blind und taub? Hätt ich denn deinen Bub sollen erschlagen lassen von dem alten Gorner?“

„Der Alte ist ein Lump — aber das geht keinen Fremden an, und auf der Gasse ist er der Gorner und dem Gebhard Gorner sein Vater, und wer ihn schlägt, verschimpft den Hof.“

Sie hatte ihm die Hände gelassen, weil er stärker war als sie. Aber als sie sagte, er wäre ein Fremder, da gab er sie frei. Keinen Schritt wich sie zurück und hielt auch seinem Blick ruhig stand.

Er hatte sie verstanden. Nicht, daß er gekommen war, war eine Schuld in ihren Augen, aber daß er sie so schwer in Sorgen und in zurückgehenden Verhältnissen getroffen hatte, daß er den Bauer ohne Knecht ackern sah und den Alten im Branntwein gefunden und Sabinen verhärtet und müde wiedergefunden hatte, das rechnete sie ihm als Schuld an. Und es war seine Schuld, denn er hätte wissen können, daß das Hohe Ried öde und leer stand, daß der Riedhof vereinsamt war. Er hätte wissen können, daß die Vergangenheit hier unmittelbar in der Gegenwart sich spiegelte und die Gegenwart in der Vergangenheit ihre Wurzeln hatte. Er hätte es wissen können und fortbleiben müssen.

Aber die Mutter!

„Es ist meine Schuld. Und mit dem Gruß hab ich niemand kränken wollen, Sabine. Ich reise morgen.“

Sie sah ihm nach, wie er langsam zur Tür ging. Die Glocken, die über der leeren Kirche hingen und schon lange keine fremden Wallfahrer mehr lockten, begannen das Ave zu läuten, erst die kleine, dann die große. Hell und dunkel, ein geborstener Klang in der großen, das Opfergeld reichte zu keiner neuen mehr. Der dröhnende Klang erstickte das Geräusch seiner Schritte.

An der Tür blickte er zurück.

„Adieu, Sabine!“

Sie las die Worte von seinen Lippen. Er lächelte, ein befangenes, fast kindliches Lächeln in dem männlichen Gesicht, dann war er gegangen.

Das Lächeln war von dem jungen Vinzenz Herrenrieder gewesen, der mit der Sabine Reitter am Ostertag das Duett in der Kirche gesungen hatte, und der Hauptlehrer Reitter hatte die Orgel gespielt. Sabine strich sich langsam die Flechten glatt, steckte mechanisch den Silberpfeil tiefer in das dichte, blonde Haar und kehrte zurück zu ihren Buben. Gerade kehrte der Gebhard heim, den Lorenz neben sich auf dem Schimmel.

* * *

Mitternacht war vorbei, da erwachte Vinzenz. Schlaftrunken, befangen von einer schweren Müdigkeit, in die er nach dem langen Tag versunken war, horchte er in die Nacht. Der Wind strich an den Fenstern hin und blies in die Vorhänge.

Aber da — diesmal täuschte er sich nicht! Da rief's wieder, keuchend, mit einem Widerstreben in der Stimme, als machte sich die Mutter auch jetzt noch Vorwürfe, ihn wecken zu müssen.

Er ging hinüber. Als er den Kerzenstock über sie hielt, erschrak er auf den Tod.

„Mutter!“

Sie sah ihn an. Ihre bläulichen Lippen fanden keine Worte mehr. Sah ihn an mit großen, trüben, leidensvollen Augen. Sie rang nach Luft, sie strich mit zitternden Händen über die Decke, zupfte daran, klammerte sich an ihn, und er spürte, er sah, daß sie Namenloses litt.

„Es geht vorüber, Mutter. Wieder so ein Anfall! Weil ich fortgeh? Ich geh ja nicht, ich bleib, natürlich bleib ich! Oder du gehst mit. Natürlich gehst du mit. Wir gehören ja zusammen.“

Aber sie schlug in einer erstickenden Atemnot um sich, wie ein Ertrinkender, schlug ihm das Licht aus den Händen, das zischend auf die weiße Diele sprühte und erlosch. Es war, als müßte ihr das Herz aus dem Hals springen, ein röchelndes Würgen zerriß ihr die Kehle.

Da ließ er den schweren kupfernen Leuchter fallen, daß es dröhnte in der nächtigen Stille, und fing sie auf. Barfuß stand er im Dunkel und hielt die Mutter in ihrer Not. An ihren Lippen roch er die Tropfen, die sie schon genommen hatte, ehe sie ihn aus dem Bett rief. Er konnte nichts tun, nichts helfen, und auf einmal verfluchte er den Einfall, nach Hohen Ried gegangen zu sein, wußte nicht mehr, daß er dem Wunsch und der Sehnsucht der Mutter nachgegeben hatte, sondern verwünschte sich selbst und sah sich ohne Arzt und Pflege mit ihr in dem Bauernhaus, das schon lange kein Doktorhaus mehr war.

Da stampfte er in seiner Ratlosigkeit mit der nackten Ferse auf die Diele, und es widerhallte dumpf in der getäfelten Stube und lief als Erschütterung durch das ganze Haus.

„Mutter, nur noch einen Augenblick! Es wird dir ja schon leichter, es geht vorüber. Lach mich aus, Mutter, ich hab ja solche Angst um dich!"

Er hatte den Tod in ihren Zügen gelesen, er kam sich vor wie ein Kind in seiner ratlosen Angst, in seiner Machtlosigkeit und Schwäche. Er fühlte, wie sie kämpfte und sich quälte, wie ihr Stück für Stück die Herrschaft verloren ging über ihre Glieder, ihre Kraft und ihren Willen.

Da zerrte einer an ihr im Dunkel, stand drüben an der anderen Seite des Bettes an der Wand, wo keine Spanne breit Raum war, und riß sie ihm aus den Armen, mit dem rang er, nicht mit ihr. Dem hielt er Widerpart, und seine Angst wuchs in einen furchtbaren Zorn, er krampfte die Arme um sie, er tastete nach den Medikamenten und bettelte und drohte: „Hier, Mutter! Besser — es wird schon besser, das wäre ja des Teufels —"

Da brach er abergläubisch ab und hielt sie und preßte den Mund auf ihre grauen Haare, die dünn über dem müden Haupt lagen, und spürte den zuckenden Sterbekampf in seinen Lippen vibrieren.

Ein grauer Schein spiegelte in den Scheiben. Der Wind strich leise ums Haus, als begehrte jemand Einlaß, und fuhr sacht an den Wänden hin, um den Eingang zu suchen.

Auf einmal schrie er auf. Einen unartikulierten dumpfen Schrei des Entsetzens. Die Tür hatte sich bewegt, die Tür sprang auf. Und dann mußte er beinah lachen in dieser fürchterlichen Stunde. Es war ja Hilfe, die da kam. Sabine, niemand anders. Sabine, wie sie aus dem Bett gesprungen war, nur einen Unterrock übergeworfen, mit nackten Armen und hängenden Zöpfen.

„Frau Doktor, was ist?" fragte sie, und wie er stand das zitternde Kerzenlicht in dem finstern Raum und strich scheu, mit einem unsicheren Flackern, über das Antlitz einer Sterbenden.

Aber sie war still geworden. Die Arme waren herabgeglitten, mit oberflächlichen jagenden Atemzügen, die kaum die Brust bewegten, lag sie an der Schulter ihres Sohnes. Jetzt schlug sie die Augen auf.

Sabine sah Herrenrieder an. Er legte die Antwort in seinen Blick. Die Mutter lag im Scheiden. Sie hatten alles andere vergessen. Jetzt ging Sabine leise zur Tür. Er hörte sie draußen flüstern. Gebhard Gorner kam herein und stand einen Augenblick am Fußende des Bettes. Dann schüttelte Vinzenz stumm den Kopf. Er wollte ihr nicht zu verstehen geben, daß sie sich vorbereiten sollte. Sie wurde allein fertig damit. Sie und er, sie waren darüber hinausgewachsen, sie brauchten jetzt keine Hilfe mehr. Die Mutter lag schon gestreckt zur Reise.

Gebhard ging. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, in den versonnenen Augen stand ein stiller Schein. Er bekreuzte sich an der Tür, und Sabine kniete neben Vinzenz, er wußte nicht, wie lange schon, und hielt die Hand der Mutter umfaßt.

Vinzenz starrte teilnahmlos, mit leerem Hirn und zuckenden Lippen, auf die blanken Schultern der knienden Frau. Und da ertappte er sich in dieser Stunde, die doch sein ganzes Wesen in einem einzigen Gedanken hätte erschöpfen müssen, auf der Überlegung, daß Sabine Gorner nicht mehr die Lehrerstochter war mit verlangenden Sinnen, aber auch nicht aufgegangen war in ihrem Bauernlos. Er verscheuchte die unzeitigen Gedanken und horchte auf den Herzschlag der Mutter, aber er hoffte nicht mehr. Er saß jetzt. Sabine hatte ihm einen Schemel untergeschoben. Der Tag graute, ein gelber sanfter Schein rötete den Himmel. Ein Starenschwarm schwirrte vorüber und verlor sich in der Ferne. Die kommen nicht mehr wieder, ging es Vinzenz durch den Sinn.

Marie Herrenrieder atmete noch. In einem Fädchen lief ihr Puls. Vinzenz hatte sich ergeben in ihren Tod. Er wünschte ihr die Erlösung und den traumlosen Schlaf. Dann war er allein. Dann kehrte er allein heim.

Da fiel ihm ein, daß sie in dem Zimmer starb, in dem sie ihn geboren hatte. War das Schicksalsfügung? Er sah den Vater vor sich, mächtiger noch an Gliedern als er selbst. Einen eigensinnigen Willenzug im Gesicht, sah ihn ans Bett treten und erschrak. Es fiel ihm auf Herz und Gewissen, daß kein Arzt da war.

Als hätte sie seine Gedanken erraten, zupfte ihn Sabine und trat mit ihm beiseite. „Der Gebhard geht jetzt telephonieren. In einer Viertelstunde macht der Posthalter auf, und dann kann der Doktor mit dem Automobil in zwei Stunden da sein. Es geht so am schnellsten."

Dann blieb er allein mit der Schlummernden. Auf dem Hof begann die Hanfbreche zu klappen, aber bald darauf wurde sie wieder still gestellt. Sabine hatte die Magd wegbefohlen.

Vinzenz fuhr auf aus seinen schweren, ihm immer wieder entgleitenden Gedanken. Die Augen der Mutter lagen auf ihm. Er wußte nicht, wie lange schon. Sie sprach nicht, konnte wohl nicht, aber sie sah ihn an, und sie war bei Besinnung, sie sah und hörte. So schien es ihm.

„Ist dir wieder besser, Mutter?" flüsterte er.

Sie antwortete mit keinem Zeichen.

Da bog ihm eine unsichtbare Faust den Kopf vornüber, und er preßte den vom Bart umschatteten Mund auf ihre Stirn. Als er sich wieder aufrichtete, hatten sich die Augen der Mutter geschlossen.

Sie hat sie nicht mehr aufgeschlagen.

Der Arzt fand eine Tote, und sie lag wie eine Schlafende.

„Ich weiß, ein Stück Leben ist damit für Sie zu Ende", sagte er zu Vinzenz. „Ich sitze jetzt 35 Jahre in der Gegend und bin mit Ihrem Vater mehr als nur bekannt gewesen. Die Frau hat hier sterben wollen."

Gebhard Gorner ging selbst den Sarg rüsten. Er half dem Schreiner hobeln und hämmern.

„Halt den Vater im Haus", sagte er zu Sabine.

Da schloß sie den Alten ein. Er hockte in seiner Kammer, als sie den Lorenz zu ihm setzte.

„Bleibst bei dem Großvater. Er hat, was er braucht." Sie stellte ihm Essen und Trinken auf den Tisch.

Der Alte sah ihr mißtrauisch zu. Das spärliche graue Haar fiel ihm über den Schädel, der zahnlose Mund bewegte sich, ohne zu reden, und mit den krummen, von Adern und Sehnen überflochtenen Händen zerkrümelte

er den schwarzen Tabak, um die Pfeife zu stopfen. Früher, als er noch auf den Kronentalern saß und sie hinauswarf, frisch wie sie ihm in den Sack gelaufen waren, da hatte er dicke Zigarren geraucht und gesiegelten Wein getrunken.

„Also habt's euch Sorg", sagte die Frau laut und schickte sich an zu gehen.

„Ein Wein will ich", kruzte der Vater plötzlich. Er schielte verächtlich nach dem Birnenmost, der hell im Glase stand.

„Wein erleidet's nicht mehr im Ried", erwiderte Sabine.

„Ich hab neun Fässer voll gehabt und Flaschen wie Erdrüben, ich bin der Riedbauer zum ‚Kreuz', der trinkt kein' Most."

Mit der Faust fegte er das Glas vom Tisch, und es klirrte in Scherben.

Die Farbe verging in Sabines Gesicht. Tonlos entgegnete sie, indem sie die Scherben auflas: „Es ist eine Leich im Haus, der wirft der Vater das Glas nach."

Der Alte war aufgestanden. Bei ihren Worten erlosch der gallige Zorn in seinem bleifarbenen Gesicht.

„Ja, die Doktorsfrau, die hat hier im Hof gehaust mit dem Doktor Herrenrieder. Da ist die Sabine auch schon zu Dienst gewesen, und der Gebhard ist noch Soldat gewesen, da war sie schon aufs Regieren."

„Vater! Regiert, wer schafft. Und ihr regieret, und ihr schaffet nicht."

„Der Gorner bin ich, und jetzt mach ich in den ‚Österreicher'! Zu einer Leich gehört ein Brand. Laus du deine Buben!"

In einem fahrigen wilden Taumel schlug er sich den Hut auf den Kopf und schoß auf die Tür zu. Der Knabe sprang ihm nach und faßte ihn um den Leib. Aber heut war die Wut stärker in ihm als der Lorenz, und er riß sich los und kam bis zur Tür.

Sabine stand gegen sie gelehnt, blaß, ruhig, nur ein irres Licht in den Augen. Sie hatte die Arme auseinandergeschlagen und hielt mit der Linken die Türfülle, mit der Rechten die Schürze, in der die Scherben des Glases klirrten.

Zweimal warf sie ihn mit einer kräftigen Bewegung des Leibes und der Glieder zurück, da griff er blind das Messer vom Tisch und rannte gegen sie an.

„Mutter", schrie der Knabe, aber schon schnellte sie auf und stieß ihn vor die Brust, daß er hintenüber taumelte und, das Messer in der Faust, in einem Häuflein Elend zusammenbrach, das kraftlos in sich versank.

Sie bückte sich über ihn und löste ihm das Messer aus der Hand, dann half sie ihm auf, und er hockte wieder am Tisch, und sie sagte zu dem Knaben: „Hab ihm Sorg."

Darauf ging sie hinaus und nahm das Messer mit sich fort.

Auf der Stiege begegnete ihr Vinzenz. Er kam vom Postamt. Als er sie sah, fiel ihm ein, daß er ihr ein gutes, dankbares Wort schuldig sei, und er blieb stehen.

„Was ist Ihnen? Sie bluten ja, Sabine!"

Er griff unwillkürlich nach dem Arm, von dessen Handgelenk es dunkel herabtropfte.

Aber sie schlug rasch die Schürze darüber.

„Es ist nichts. Ich bin in die Scherben gekommen", versetzte sie herb und ging an ihm vorbei.

Einen Augenblick sah er ihr nach, dann stieg er still die Treppe hinauf. Die Mutter wartete auf ihn, er rüstete ihr die letzte Fahrt. —

Als sie auf dem alten engen Friedhof in der schwarzen Riederde ruhte, eingesenkt über den längst zu Staub gewordenen Knöchlein ihrer beiden Kinder, da wußte Vinzenz Herrenrieder, daß in seinem Leben nun ein neuer Abschnitt begann.

Er kam sich fremd vor in der Heimat, mit der ihn die Mutter verknüpft gehalten hatte. Sie mit ihren Erinnerungen, mit ihrem Schatz aus alten Tagen. Er sah das Ried nicht mehr mit ihren Augen. Und er nahm Abschied von ihm, als läge es mit ihr in einer Grube.

Als er den Tisch abräumte, den die Mutter als Schreibtisch benutzt hatte, und die offene Mappe durchblätterte, da fiel sein Blick auf einen unvollendeten Brief. Es war ein Brief ohne Anfang, vier Seiten eng beschrieben. Er suchte weiter, der Brief schien an ihn gerichtet zu sein, in der Deckelfalte fand er den ersten Bogen mit der Anrede: „Mein lieber Sohn!"

Ein Würgen in der Kehle, er räusperte sich.

Es war in der ersten Frühe. Im Hof klang die Hanfbreche. Zu den geöffneten Fenstern drang der feuchte Morgenhauch in die Kammer. Als er die Augen wieder auf das Papier senkte, fand er als Datum einen längst vergangenen Tag, den letzten, den sie in der Stadt zugebracht hatten. Der Brief war in Absätzen geschrieben und erzählte von ihren Sorgen um ihn.

„Du hast mir verboten, von einer Heirat zu sprechen, und ich will es gern unterwegs lassen, denn sonst mach ich Dich noch widerwilliger. Aber siehst Du, lieber Vinzenz, ich muß damit rechnen, daß ich einmal überhaupt nicht mehr reden kann. Die Anfälle werden stärker, nicht nach außen, aber inwendig spür ich, daß es zu Ende gehen will. Ich bin auch müde, ich fürchte das Einschlafen nicht, und die Anfälle sind so schrecklich nur, weil ich nicht so mit einer quälenden Angst um den letzten Atemzug sterben möchte. Ich will frei und leicht sterben. Wenn ich nur Dich versorgt wüßte! Du bist ein einsamer Mensch gewesen und bist es auch geblieben. Stark, ja, und ich habe auch keine Furcht, daß Du daran zugrunde gehen könntest. Dein Beruf ist Dir lieb, Du lebst mit Deinen Klienten und kannst jedem nachfühlen. Lieber Vinzenz, Du hast mich — ich lese gerade wieder den Anfang des Briefes — in der Nacht vor unserer Abreise gefragt, warum ich nie geschriftstellert habe. Siehst Du, jetzt bin ich dabei. Und ich will Dir raten, daß ich als ganz junge Frau in der Tat auch einmal eine kleine Geschichte geschrieben hab. Eine Geschichte aus dem Ried. Sie ist damals in einer Zeitung erschienen. Dann blieb mir der Trieb dazu aus. Ich hab das ewige Zusammenbringen von Liebesleuten in den Romanen satt, lach nicht, ich mach schon selbst den Vers darauf und sage: Aber im Leben stift ich am liebsten eine Heirat und such meinem Sohn die Frau. Warum soll ich das auch nicht dürfen und zugeben? Ich weiß, was Zusammenleben und Füreinanderdasein heißt und ist! Eine Frau kann viel sein, kann alles sein und kann

auch nichts sein. Sie kann lebendig machen und töten, erwecken und vernichten. Ich hätte so gern noch Großmutter geheißen! Die nächste Generation erlebt! Die mir so jung gestorben sind, gern wiedergesehen als Deine Kinder! Eine heitere Frau, Vinzenz, die auch einmal eine Sorge aus dem Hause lacht, die wünsch ich Dir! Eine heitere ..."

Der Satz war unvollendet geblieben. Ein abirrender Federstrich verriet etwas von einem körperlichen Schmerz, der die Schreiberin unterbrochen und ihre Hand zum Ausgleiten gebracht hatte. Über die halbe Seite, bis weit in die nächsten Zeilen, lief die zackige Linie. Und Vinzenz, der bis hierhin mit starker Gemütsbewegung, aber gesammeltem Nachdenken gelesen hatte, wurde von diesem Zeichen der Schwäche so im Innersten ergriffen, daß ihm die Tränen unwillkürlich in die Augen traten und die Zeilen der Schrift vor seinen Blicken verschwammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Scheu vor chirurgischen Operationen.

Von Prof. Fritz König, Marburg a. L.

Gewiß wird mancher Leser über den Titel die Achseln zucken. Scheu vor Operationen? Viele Patienten gehen heute an sie heran wie der Kaufmann an ein Unternehmen oder wie der Reisende an unsere modernen Verkehrsmittel. Denn das Vertrauen zur Chirurgie ist im ganzen genommen etwa so groß wie zur Technik; so ruhig, wie sich der Zeitgenosse auf ein Auto im Gebirge, auf die Hoch- und Untergrundbahn, auf die über schwindelerregende Viadukte und durch lange Tunnel hindurchführende Bergbahn begibt, so gelassen bietet er den Leib für eingreifende Operationen dar.

Aber leider denken nicht alle Menschen so. Noch immer gibt es „Messerscheue", für die der „Schnitt" schrecklicher ist als jedes, auch das unsicherste innere Mittel. Ihre Zahl scheint in unserm lieben Vaterland zu variieren; jedenfalls schien sie mir sowohl in den Orten meiner Wirksamkeit, Berlin, Altona und auch Greifswald, geringer als in meinem jetzigen Wohnsitz, wo die Versagung der Einwilligung zu Operationen am eigenen Leib oder dem des Kindes mich in ihrer Häufigkeit in Erstaunen setzte. Wenige Tage später, nachdem ein sinniger Vater die für die Klinik geplante Operation an dem verkrüppelten Fuß seines Sohnes telegraphisch kurz vorher verbot, erlebten wir folgendes: Ein Junge hat eine schwere Verbrennung am Oberschenkel erlitten, die Haut ist zum großen Teil verloren gegangen. Auch dem Laien muß es einleuchten, daß durch Aufpflanzen von gesunder Haut die fehlende ersetzt werden muß, damit nicht durch die furchtbare Narbenheilung das Bein sich krumm zieht und der Junge ein Krüppel wird. Der beabsichtigte sehr lehrreiche Eingriff soll vor den Studierenden vorgenommen werden, als telephonisch der Vater die Einwilligung zur Operation versagt. Eine beißende Ironie: der Mann benutzt hochmodern die Segnungen eines der größten Fortschritte in unsern Verkehrsmitteln, das Telephon, um die Segnung der Fortschritte in der Chirurgie in mittelalterlicher Denkart von seinem Sohn fernzuhalten.

Solche Erlebnisse sind immer schmerzlich für den Arzt, der nur das Beste will. Aber der Aerger des Chirurgen über diesen Unverstand könnte weitere Kreise kalt lassen, wenn nicht eben diese Operationscheu recht bedeutsame Folgen für die Gesundheit zahlreicher Individuen hätte. Leider werden sich die betörten Kranken oft genug nachträglich und zu spät über das Verkehrte ihrer Handlungsweise klar. Ein Krebskranker ist mit vieler Mühe von seinem Arzt überzeugt worden, den Chirurgen aufzusuchen; aber die ihm als absolut notwendig von diesem angeratene Operation schlägt er aus. In elendem Zustand kommt er nach Wochen wieder, jetzt die Operation selbst erbittend, die aber nun als völlig aussichtslos abgelehnt werden muß. Von so vernichtender Wirkung ist die Operationsverweigerung sonst nicht, aber sie verhindert die manchmal so leichte Heilung. Da ertragen Menschen mit Blinddarmbeschwerden, mit einem kleinen oder gar großen Bruch Jahr und Tag die erhebliche Beeinträchtigung ihrer Arbeitsenergie, obwohl sie so einfach durch die Operation zu schaffenskräftigen Männern gemacht werden könnten; Leute mit unsinnigen Verkrümmungen der Beine schleppen sich notdürftig durchs Leben, die durch einen sachgemäßen Eingriff außerordentlich gefördert werden könnten. Dem Chirurgen, der mit aufmerksamem Blick die Straßen durchwandert, zuckt es oft in den Händen angesichts so vieler sichtbarer Krankheitsprodukte, die ihr schädigendes Fortbestehen nur der Unterlassung der Operation verdanken. Am schlimmsten sind die Eltern, die, wie oben geschildert, an den Kindern nichts machen lassen. So wird die große Anzahl der „Krüppel" gezüchtet, die in Deutschland auf 90 000 geschätzt werden. Viele von ihnen wären durch sachgemäße chirurgische Eingriffe längst so arbeitskräftig geworden, daß auch kein Fanatiker der Krüppelfürsorge sie zu den Krüppeln rechnen dürfte.

Es handelt sich also in letzter Linie um eine erhebliche Schädigung des Allgemeinwohls unseres Volkes, und deshalb ist jeder Versuch gerechtfertigt, die in allen Volkschichten vorkommende Operationscheu zu bekämpfen, die Operationen sozusagen populär zu machen.

Die Scheu vor chirurgisch-blutigen Eingriffen beruht bei den meisten Menschen auf Furcht vor den Gefahren und vor den mutmaßlich erwachsenden Schmerzen. Wir wollen sehen, wie weit diese Sorgen heute berechtigt sind.

Noch im Jahr 1845 hat Joh. Friedr. Dieffenbach, der geniale Vorgänger der v. Langenbeck und v. Bergmann am Berliner Kgl. Klinikum, gesagt: „Die operative Chirurgie ist ein blutiger Kampf mit der Krankheit um das Leben, ein Kampf auf Leben und Tod." Damals war es natürlich, daß ein Kranker sich zu diesem Kampf nur hergab, wenn ihm sozusagen das Messer schon an der Kehle steckte. Das ist das Gebiet der „dringlichen Operationen", der Fälle, in denen der Kranke, sofern er leben will, gar nicht anders wie ja sagen kann. Aber von solchen Eingriffen spreche ich hier nicht. Heute ist das Feld chirurgischer Tätigkeit ein sehr weites; Vorbeugung von Gefahren, Erhöhung der Arbeitsfähigkeit, Verbesserung der Form begründen heute eine ganze

Anzahl von operativen Eingriffen. Die Berechtigung dazu hat die moderne Chirurgie erwiesen, bei ihr ist der Kampf mit der Krankheit, den ja jede ärztliche Tätigkeit vorstellt, fast nie mehr „blutig" im alten Sinn, er ist auch in der überwiegenden Zahl der Operationen kein Kampf mehr ums Leben, und vereinzelt nur geht es „auf Leben und Tod".

Diese große Umwälzung, die die Chirurgie erfahren hat, hat verschiedene Ursachen.

Noch unsere Väter haben die Zeit erlebt, in der fast jeder in einer chirurgischen Klinik ausgeführten Operation das „Wundfieber" folgte, Wundrose, Wundstarrkrampf, Hospitalbrand schlossen sich selbst an kleine Eingriffe an; von 14 Patienten der Klinik des berühmten v. Nußbaum in München, die amputiert waren, starben 11 an diesen Komplikationen. Wer durchkam, mußte wochen- und monatelang, selbst nach kleinen Verletzungen, in der Klinik bleiben. Diese Tatsachen waren natürlich allbekannt, und allein auf dieser Kenntnis beruht ein Teil der Furcht vor Operationen und vor der Klinik; auch heute noch hört man selbst Gebildete diese Angst vor dem „Wundfieber" aussprechen.

Mögen auch andere ihm in der Erkenntnis, daß diese Komplikationen auf „Infektion" beruhten, vorausgegangen sein, die zielbewußte Bekämpfung dieser Wundkrankheiten verdankt die Menschheit dem kürzlich verstorbenen Lord Josef Lister. Seitdem er zuerst im Jahr 1867 seine antiseptische Wundbehandlung verkündete, haben wir in immer weiterer Nutzanwendung der bakteriologischen Lehren eines Koch, Pasteur u. a. gelernt, diese Wundkrankheiten nach Operationen zu vermeiden. Man nennt das: aseptisch operieren.

Der klinische Lehrer, der heute seinen Zuhörern das alte „Wundfieber" nach einer jener einst gefürchteten Operationen vorführen wollte, ist dazu in einer modernen und gut ausgestatteten und geleiteten Klinik so gut wie außerstande. Statt dessen kann er sie an ganzen Serien von Kranken vorüberführen, die durch ihre Frische bezeugen, daß die vor kurzem an ihnen vollzogenen großen Eingriffe an Schädel-, Brust- und Bauchorganen oder den einst gemiedenen Gelenken ohne jede Wundstörung verlaufen sind. In 12 Jahren privater chirurgischer Tätigkeit, die ich kontrollieren kann, habe ich wie gewiß viele andere nie eine Infektion einer sauberen Operation erlebt. Der Einfluß dieser Umwälzung auf Kranke und Klinik ist selbstverständlich. Selten braucht sich der Kranke hier lange aufzuhalten. Patienten, die ehemals drei Monate zur Heilung benötigten, verlassen uns jetzt nach 14 Tagen oder weniger, die Luft ist gesund geworden, und der Aufenthalt hat seinen drückenden Charakter verloren.

Ich will nicht in den Verdacht der Uebertreibung kommen. Auch heute gibt es noch Ereignisse nach Operationen, die das Resultat vernichten können. Diese zu kennen, die Chancen abzuwägen, ist Sache des Chirurgen. Aber das darf man sagen: die früher allzu berechtigte Furcht vor dem der Operation folgenden Wundfieber ist heute grundlos, vorausgesetzt, daß der Chirurg mit der modernen Aseptik völlig vertraut ist.

Den weiteren Hauptgrund für die Operationscheu bilden die damit verbundenen Schmerzen. Nun ist ja bekannt, daß durch die Narkose seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Schmerzen bei der Operation vermieden werden. Aber die Unglücksfälle, die bei der Narkose vorgekommen sind, waren bei der früheren ungeeigneten Darreichungsform keine zu große Seltenheit, und wenn man heute auch Tausende von Allgemeinbetäubungen erleben kann ohne einen Todesfall, so genügt für manche Patienten doch das Bewußtsein, daß es überhaupt einen Narkosentod gibt, um allein deswegen einer Operation so lange wie möglich aus dem Wege zu gehen.

Das Problem, ohne Allgemeinnarkose schmerzlos zu operieren, ist unzweifelhaft eins der ernstesten und die Möglichkeit, zahlreiche Eingriffe mit örtlicher Betäubung unter gleichzeitiger allgemeiner Abstumpfung der Sinneseindrücke durchführen zu können, eine der größten Errungenschaften der Chirurgie. Nichts ist für zahlreiche Operationen mehr geeignet, die letzte Furcht hinwegzunehmen, als die Anästhesierungsverfahren, wie sie seit der Erfindung des Kokaïns und seiner Verwandten mit immer größerem Erfolg von Reclus, Schleich und neuerdings besonders von Braun (Zwickau) ausgebildet sind. Schon vom Abend vorher beginnt die Vorbereitung (übrigens auch für den Fall, daß narkotisiert werden soll); der durch eine infolge geeigneter Verordnungen gut durchbrachte Nacht gestärkte Patient kommt mit schon abgestumpfter Empfindlichkeit für das Ungewöhnliche, das ihn erwartet, in den Operationsaal. Jetzt wird durch Einspritzungen das Operationsgebiet unempfindlich gemacht. Wenn alles mit Geduld und Sorgfalt durchgeführt wurde, kann man nun große Operationen wohl bei Bewußtsein des Kranken, aber ohne Schmerzen und ohne große Erregung desselben durchführen. Dabei hebe ich ausdrücklich hervor, daß es sich um wirkliche Schmerzlosigkeit handelt; nicht etwa nur um schmerzloses Anfangen einer Operation, die dann, wie man zuweilen von Augenzeugen erfährt, unter mehr oder weniger großem Gestöhn des Opfers zu Ende geführt wird. Auf den Laien wirkt es wie ein Wunder, wenn er ruhig mitanhört, wie die Schere Teile von seinem Leibesinnern entfernt und ohne Erregung den ganzen Eingriff, das Arbeiten an seinen Knochen usw., miterlebt. Für den Chirurgen, der sich mit Lust und Liebe in diese wahrhaft modernen Methoden eingearbeitet hat, sind das längst keine Wunder mehr.

Auch die Schmerzen nach der Operation lassen sich durch geeignete Mittel bekämpfen. Nach einer aseptischen Operation macht zudem die heilende Wunde keine Schmerzen und der Verband, vor allem auch das noch immer so gefürchtete Entfernen der Nähte sind ein harmloser Akt. Wo die Wunden offenbleiben mußten, da hat die Technik uns wieder Mittel an die Hand gegeben, den Verbandwechsel erträglich zu machen.

Die Kenntnis all dieser Vorteile der modernen Chirurgie verbreitet sich im Krankenhaus schnell. Von Bett zu Bett wird erzählt, daß der Eingriff schmerzlos war, die Neuangekommenen sehen, wie wohl die Operierten sich befinden.

Nur wenig bleibt heute übrig, was im Einzelfall eine Angst vor der Operation rechtfertigt. Es ist ein dankenswertes Unternehmen, wenn diese Tatsache von den Gebildeten möglichst ins Volk getragen wird — noch mehr, als es jetzt schon, wie man freudig zugeben darf, geschieht. Eine Menge von Gesundheit und Arbeitskraft kann neu gewonnen werden, wenn mit den alten Vorurteilen gegen das „gefährliche und schmerzvolle Operieren", wenn mit dem „nur nicht Schneiden" aufgeräumt wird.

Jäger im Watt.

Von B. Zimmermann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von K. Tergast.

Je jünger man ist, desto unerfahrener, unbesonnener pflegt man zu sein; das ist eine sehr billige Weisheit, und doch kann man sie einer Klasse von Menschen getrost immer wieder vor Augen führen, damit sie Selbstzucht üben und aus den Erfahrungen anderer zu lernen suchen: den Schülern des Weidwerks. Wenn ein angehender Jäger nicht von vornherein im glücklichen Besitz eines guten Lehrmeisters ist, so wird er wie ein junger Jagdhund drauflosstürmen und viel Lehrgeld zahlen müssen. Ich habe das am eigenen Leib erfahren.



Auf der Fahrt zur Inseljagd: Unser Fischer.

Vor ungefähr 10 Jahren fing ich an, den Wasserjäger zu spielen, dem in meiner ostfriesischen Heimat dank der freien Wasser- und Wattenjagd kaum örtliche Grenzen, besonders nicht an der Küste, gesetzt sind. Ich kaufte mir eine tadellose, doch einfache Flinte, ein paar ungemein hohe Wasserstiefel, durchstöberte die älteste Garderobe nach der unscheinbarsten, aber wärmsten Joppe, der zähesten Hose, stülpte auf das Haupt eine Bedeckung, der man nur mit größter Unverfrorenheit den Titel „Hut" beilegen durfte, und zog dann aus, der Nase nach und den Außendeich entlang. Ich fing es auch nicht allzu tölpelhaft an, da ich stets die Augen offen gehalten und schon als Junge die Beobachtung gemacht hatte, daß man die Wattenvögel am besten bei steigender Flut, schlechtem Wetter und aus einer Deckung heraus schießen könne. Aber mit diesen allgemeinen Kenntnissen war an sich wenig zu machen. Man lernt eben die Lebensgewohnheiten der Vögel und ihre bestimmten „Wechsel" nicht von heute auf morgen; außerdem waren die geeigneten Plätze in der Nähe meiner Heimat nicht zu zahlreich und meist von einigen sehr konservativen Wasserjägern besetzt, wovon die zerstampften Stände und die Scheu des Wildes zeugten; sie genügten meinem Tatendrang nicht. Also in die Ferne schweifen! Ich war mir bewußt, daß man als Jäger nicht nur schießen, sondern auch die intimen Vorgänge in der Natur beobachten soll. Der Jäger hat ja die günstigsten Vorbedingungen dazu durch das selbstverständliche Eindringen in abgeschlossene und urwüchsige Natur. Tagelang war ich draußen und fand bald hier, bald dort ein Plätzchen, wo ich die Flut aushalten konnte und die Deckung im Schilf oder in den Meerstrandastern fand, aber trotzdem kamen die Vögel nicht heran. Ich saß zusammengekauert hinter Reisigbuhnen und Steindämmen und beobachtete mit glühenden Blicken watschelnde Enten und langstelzige Brachvögel, während ihre Artgenossen hinter meinem Rücken durchflogen,



„Wo bleiben nur die Brachvögel?"

da ich sie zu spät bemerkte. Ich lag des Abends und Morgens auf der Deichkuppe und sah Entenketten in unerreichbarer Höhe über mich hinwegsausen, weil zufällig der Wind von der unerwünschten Seite wehte; ich stolperte in allen Gangarten und vollkommen ohne Absicht und Einsicht kilometerweit durchs Watt und mit ähnlichen vagen Zielen große Strecken am Deich entlang und schoß dabei höchstens ein paar kleine Ueberläufer vom



Beim Bau der Asterndeckung.



„Dahinten liegt die Ente".

vor mir äsenden und mit der steigenden Flut heranrückenden Vögel Dampf zu machen, dabei auch durchs Feuer zu sehen. Lernte die Vogelstimmen und ihre Nachahmung und holte mir dadurch mit Vorliebe die trotz ihrer angeborenen Aufmerksamkeit neugierigen Brachvögel heran. Ich wurde eben gerissener und wählte mir die auf den weiten Streifzügen bekannt gewordenen Jagdplätze je nach Jahreszeit, Flut- und Wetterverhältnissen aus. —

An einem wunderbar schönen Tag, der das ganze Wattenmeer in flimmerndes Licht tauchte, war ich an ein ganz sonderbares Stück Watt gekom-

Deich aus. — Die Beute war anfangs recht kärglich, so daß ich manche höhnische Bemerkung hinnehmen mußte, aber sie wurde allmählich bunter und reicher. Meine Ausdauer nahm nicht ab, sondern eher zu, die Augen wurden schärfer und die Beobachtung des ziehenden Wildes gerade durch die Enttäuschungen genauer. Ich lernte es, mich in kärglicher Deckung stundenlang bewegungslos niederzuducken, um dann plötzlich auf die vertraut



Der „Medizinmann" in der Wasserburg.

men, ein Stück, um das sich Meer und Land streiten. Fünf Stunden war ich am Deich entlang gewandert, sah bei einer Deichbiegung vor mir eine ungeheure Bucht und an deren Eingang, etwa 400 Meter vom Deich, einen erhöhten Streifen Schlicklandes, das mit weißköpfigen Astern bestanden war. Vor dem Deich zog sich ein Streifen festen Vorlands hin, dann kam freies Watt, das von einem ziemlich breiten Wasserlauf, einem Priel, durchbrochen wurde; gleich dahinter das Meerland, eine richtige Insel, wie mir schien. Das mußte ich kennen lernen. Die Flut war damals etwa zwei Stunden im Gange, der Priel sehr tief, wenn auch mit sehr hartem Untergrund; an ein Durchkommen war nicht zu denken. Aber ich sah, was ich wissen wollte: die Insel war ganz fest; größere, mit Gras bewachsene Erhöhungen gaben ihr Widerstandskraft gegen Fluten und den Meerstrandastern einen trefflichen Untergrund zum Wachstum. Meiner Vermutung nach hat die Insel, die ungefähr 700 Meter lang, 150 Meter breit ist, früher einen Teil des grünen Hellers vor dem Deich gebildet, der Priel (der ungeheure Wassermassen zu bewältigen hat) isolierte sie in Verbindung mit hohen Fluten und verwandelte noch einen Teil des Vorlandes nach dem Deich zu in Watt. Es hatte freilich auch die jetzige Insel arg mitgenommen und breite Risse sowie kahle Flächen gespült. Doch breitet sich die Insel meiner Beobachtung nach jedes Jahr weiter aus, besonders in trockenen Sommern.

Ich rannte damals ins Dorf, das in einer Ecke der Bucht lag, gabelte mir den ersten besten Fischer auf und fuhr mit ihm auf die Insel, die eigentlich dazu geschaffen ist, daß man sich in den nächsten Asternbusch legt, die Hände über den Leib faltet und andächtig in den Himmel starrt, sich einlullen läßt unter dem leisen Glucksen der aus dem Watt aufsteigenden und zerplatzenden Luftblasen und in frohem Dahindämmern auf das Rauschen der Flut horcht. Bei den verschie-





„Achtung! Es wird photographiert!" Oberes Bild: „Das Wasser schwoll . . ."



„Gott sei Dank, so halbwegs sind wir im Boot!"

densten Witterungen lernte ich das Meerland kennen; am schönsten war es, wenn schnelle Wolkenfetzen am Himmel jagten und hier unten das Asternmeer vom Sturm plattgedrückt wurde, dazu als Beigabe eine Portion Regen kam, daß einem beinah all die Kleider, die man am Leib hatte, auseinanderliefen. Dann wurde die Flinte warm und der Rucksack schwer. Bedingung war immer, daß die Flut an die Insel herankam und sie eben überschwemmte, so daß alle aus der Bucht durch das Wasser aufgescheuchten Wattvögel, vor allem Brachvögel, auf ihr letzte Aesung suchten.

In diesem Jahr war ich mit einem gleichgesinnten Jägersmann dort, dem „Medizinmann", der ebenso wie ich an einem heimlichen Priel stundenlang sitzen und träumen kann, dazu die hellen, scharfen Augen des naturkundigen Weidmanns und Naturfreundes hat. Als guter Schütze und gewandter Wattenläufer ist er ein sehr angenehmer Jagdgefährte. Wir hatten uns in der Ostspitze zwei tadellose Stände gebaut, von denen aus wir allerhand schossen. Der Medizinmann hatte sich eine richtige Hütte aus Astern und einem angeschwemmten Kinderwagen zurechtgedoktert und konnte darin mollig sitzenbleiben (Abb. S. 622), während ich auf die Insel weiter zurückgehen mußte, als das Wasser zu hoch kam. So holte er sich, in diesem Wigwam sitzend, fünf Brachvögel, drei Brandenten und einen Austernfischer aus der Luft, während ich nur auf vier Brachvögel und eine Pfeifente erfolgreich hatte Dampf machen können.

Bei schlechtem Wetter hätten wir das Doppelte, ja Dreifache haben können, aber zur Rekordschießerei sind wir beide nicht aufgelegt. Wir erfreuen uns mehr an der unmittelbaren Anschauung des reizvollen Vogellebens, an dem melancholischen Pfeifen der Brachvögel und dem tiefen „Wak, Wak" der Enten, an dem dumpfen Rauschen der Flut und der Astern.

Süd-Tripolitanien.

Von Dr. A. L. Vischer. — Hierzu 8 Aufnahmen von Major Dschamy Bey, Exgouverneur von Ghat.

Das Hinterland von Tripolis gehört wohl zu den am wenigsten bekannten Teilen des dunklen Erdteils. Was wir darüber wissen, verdanken wir in erster Linie den Reiseberichten jener Pioniere der Afrikaforschung — Denham, Richardson, Barth, Nachtigal und Rohlfs — die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit ihren Karawanen von Tripolis aufbrachen, um nach Durchquerung der großen Wüste den Tschadsee und die Nigerländer zu erreichen und unserer Kenntnis aufzuschließen. Wenn auch diese Männer uns wertvolle Kunde von Tripolitanien überlieferten, so war ihr vornehmstes Interesse doch mehr nach den Ländern südlich der Sahara gerichtet; Tripolitanien war für sie bloß die erste Etappe auf dem Wege nach dem Sudan.

Seit den siebziger Jahren fiel Tripolitanien in Vergessenheit und schien von europäischen Geographen beinah ganz gemieden. Die Reisenden begannen ihre Schritte vorzugsweise nach den Schutzgebieten ihrer betreffenden Staaten zu richten; in Zentralafrika gab es noch manche wichtigen Probleme zu lösen; Tripolis hörte auf, Eintrittspforte zu den Sudanländern zu sein, da diese von der Westküste aus viel leichter zu erreichen waren, seitdem auf den großen Strömen Senegal, Niger und Benue die Schiffahrt eingeführt worden war. Die alte Straße von Tripolis über Mursuk nach dem Tschadsee wurde seit Rohlfs nur von einem Europäer, dem britischen Residenten Hanns Vischer, in ihrer ganzen Ausdehnung beschritten. Die türkischen Behörden in Tripolis taten ihr möglichstes, um europäische Reisende vom Landesinnern fernzuhalten, da sie für die persönliche Sicherheit in den ottomanischen Saharaländern nicht völlig gut stehen konnten und diplomatische Verwicklungen zu verhüten suchten. Einige gebildete türkische Beamte haben aber

in den letzten Jahren unsere Kenntnisse von Tripolis bereichert; Dschamy Bey hat eine gründliche Beschreibung der Stadt Ghat veröffentlicht.

Süd-Tripolitanien besteht aus der Provinz Fesan und den vorgeschobenen Posten Ghat und Ghadames. Fesan ist das Land der Garamanten, das schon Herodot erwähnt; unter Roms Herrschaft war es die Kolonie Phasania. Es ist eine Ansammlung von Oasen in einem von Dünen und Steinöden durchsetzten Land, das im Norden durch die Felsenwüste oder Hamada-el-Homra vom Küstengebiet abgetrennt wird und im Süden von der Sahara umgeben ist.

Die Einwohner, Fesanis, sind ein Produkt mehrerer Rassen; von heller bis dunkler Hautfarbe tragen sie die Züge von berberischer Abstammung, die aber mit Negerblut stark vermischt ist. Neben den Fesanis treffen wir in den größeren Orten, zumal in der Hauptstadt Mursuk, arabische Kaufleute, in Nordfesan Ansiedlungen ziemlich reiner Berber, im Süden Tebus und im Osten Tuaregs. Nirgends fehlt der Neger.



Hadsch Abdullah-Ben-Alua, Notabler aus Mursuk,
der von dem deutschen Reisenden Nachtigal als junger Mann erwähnt wird.

Der Fesani ist Ackerbauer und Viehzüchter. In den dürftigen Oasen kämpft er einen harten Kampf gegen die vordringenden Wanderdünen. Die Bodenerzeugnisse, Datteln, Korn, Gerste, sind gering und kaum hinreichend, die Bewohner zu ernähren. Hunderte von Fesanis verlassen deshalb jedes Jahr ihre Heimat, um in Tripolis, Sfax und Tunis Arbeit zu suchen; die meisten kehren nach einigen Jahren mit ihrem verdienten Geld nach Fesan zurück. Das Weidland ist so armselig, daß der Fesani gezwungen ist, alljährlich sein Vieh auf die Weideplätze der Syrtensteppen zu treiben.

Der Hauptort Mursuk liegt an der Kreuzungsstelle mehrerer Karawanenstraßen. Nach Tripolis führen zwei begangene Wege, nach



Aus Süd-Tripolitanien: Eine Tuareg-Patrouille.
Bemerkenswert sind die Kamelsättel mit den Kreuzen, die an die Kreuzfahrer erinnern.



Junger Tuareg, Edler aus Ghat.



Scheich Ufnaïd, Fürst der Mengasaten Tuaregs.

Aegypten besteht eine Straße über Audschila und Siwah, mit den Sudanländern verbinden die Straßen über Gatron-Bilma-Tschad und Ghat-Aïr-Kano. Zur Zeit der Blüte des Saharahandels war Mursuk eine wichtige Zwischenstation. Die gewaltigen Karawanen, die von Tripolis europäische Güter nach dem Herzen Afrikas transportierten und von dort mit Elfenbein, Straußenfedern, Mineralien und Sklaven beladen zurückkehrten, brachten Leben und Reichtum. Die Bewohner von Mursuk machten dabei ihre Geschäfte als Zwischenhändler, Vermieter von Kamelen, Herbergehalter. Die Mursuker Kaufleute waren in ganz Nordafrika bekannt und hatten ihre Niederlagen in den Mittelmeerstädten und in den Marktplätzen des Sudans.



Die Stadt Mursuk in Fesan.

Jetzt ist Mursuk in vollem Niedergang begriffen. Die Unterdrückung der Sklaverei entriß dem Wüstenhandel den einträglichsten Warenartikel; dann entstanden durch die Schiffahrt auf den westafrikanischen Strömen und durch Eisenbahnbauten von



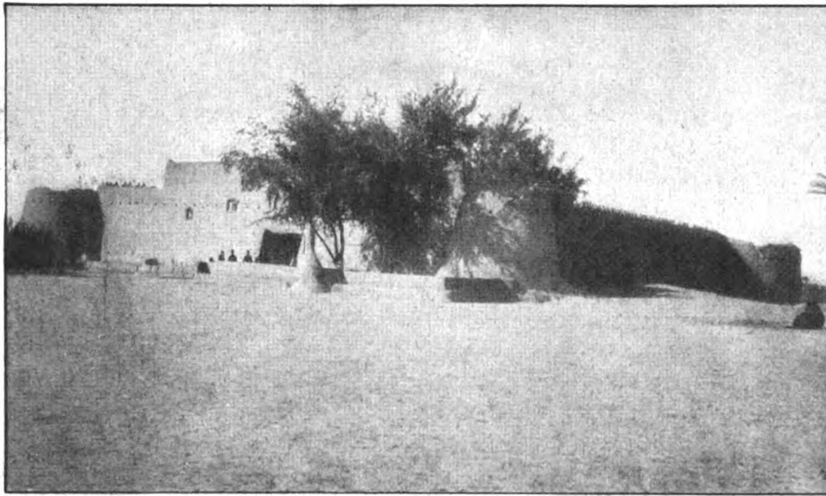
Die Quelle der Stadt Ghat.



Araber auf Rennkamelen
in einem Felsental Fesans.

der Westküste nach dem Innern bequeme Zugangswege zu den großen Märkten des Sudans; was dann noch vom transsaharischen Handel übrigblieb, lenkten die Franzosen nach Tunis und Algier. — Die alten Mursuker Familien, wie die eines Hadsch Abdullah-ben-Alua (Abb. S. 625), den Nachtigal schon erwähnt als Sohn eines reichen Kaufmanns, sind verarmt oder weggezogen.

Die Stadt Ghat liegt an der großen Straße, die von Fesan über Aïr nach dem Sudan führt. Die Türken besetzten den Ort erst 1872 und behielten ihn seither mit kurzen Unterbrechungen in ihrer Herrschaft. Ghat ist der Hauptort des Gebietes der Asgar Tuaregs und zählt etwa 3000 Einwohner. Seit der deutsche Reisende Erwin von Bary bei der Rückkehr von seiner Expedition nach Aïr in Ghat im Jahr 1877 den Tod fand, wurde die Stadt von keinem Europäer mehr besucht. — Ueber die Abstammung der Tuaregs herrschen noch große Meinungsverschiedenheiten. Wahrscheinlich sind sie ein berberischer Volksstamm, der durch die Völkerwanderungen und Kriege, die sich an der Mittelmeerküste abspielten, in die unwirtlichen Wüstengegenden


Das Türkenschloß in Ghat.

verdrängt worden ist. Ihre Hautfarbe ist kaum dunkler als die eines Südeuropäers, ihre Haare schwarz, ihre Gesichtszüge schön geschnitten, ihr Muskelbau überaus kräftig. Sie sind Anhänger des Islams, doch weichen viele ihrer Gebräuche von den Vorschriften dieser Religion ab. Die Frauen gehen mit unverhülltem Gesicht umher und nehmen in der Familie eine herrschende Stellung ein. Das Zeichen des wehrhaften Mannes ist ein Gesichtschleier, der sog. Litham, der ihn vor der Sonne und dem Flugsand schützt. Der Griff ihres geraden Schwertes und ihres Dolches, den sie mittels Lederriemen am Handgelenk befestigt tragen, hat Kreuzesform. Diese Zeichen finden wir auch auf ihren Schilden und Sätteln (Abb. S. 625). Ob dies eine Erinnerung an ihre christliche Vorzeit ist — Nordafrika war ja mehrere Jahrhunderte lang christlich, wie dies der Afrikaforscher Dr. H. Barth annimmt — oder ob wir es hier mit einer Anlehnung an altägyptische Formen zu tun haben, bleibe dahingestellt.

In den letzten Jahren hat sich das Tuaregelement in Tripolitanien bedeutend verstärkt durch Zuzug von Stammesgenossen aus den westlichen Saharaländern, die vor den vordringenden Franzosen unter der Türkenherrschaft Unterschlupf suchten. Die Tuaregs schlossen sich in der jüngsten Vergangenheit enger an die Türken an. Sie erblickten in diesen die Hüter des Islams in Nordafrika, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß eine beträchtliche Zahl von Asgar Tuaregs unter ihrem Scheich Eugadesen mit den Türken gegen die Italiener im Felde stehen.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

19. Fortsetzung.

Peter Jell hatte sich nicht verrechnet. Acht Tage nach dem „Tee" des „Weltrufs" warf Frau von Paulsin ihre Karte bei Dolly Jell ab, und vierzehn Tage später traf eine Einladung zu einem Diner in der Grunewaldvilla für Herrn und Frau Peter Jell ein.

Paulsin selbst war es, der seine Frau zu der Einladung bewog. Man konnte Peter Jell nicht gut mehr übersehen. Vielleicht, wenn er ganz fremd gewesen wäre — aber als Labischs Schwager . . . Und dann — es war gar nicht ausgeschlossen, daß er selbst mit Peter Jell in geschäftliche Verbindung trat. Er wollte nur erst abwarten, wie sich das Dolliner Unternehmen machte.

Frau Josefa wußte, daß Fritz Reimar für ihren Mann nur ein Vorwand war, nach Dollin hinauszufahren, und daß er sie selbst nur mitnahm, um die Harmlosigkeit dieser Besuche noch klarer zum Ausdruck zu bringen. Denn mehr als einmal hatte ihr Mann sie bei Fritz Reimar gelassen, war selbst gemächlich zu Jells Kontor hinübergegangen und hatte sie erst nach einer halben Stunde wieder abgeholt.

Sie fuhren dann immer beide in Frau Josefas Wagen bis zum Schlesischen Tor zurück, wo Paulsins stadtbekanntes, prachtvolles Auto wartete. Dort stieg er um, winkte ihr noch mit der Hand herzlich zu und war in wenigen Sekunden ihren Augen entschwunden.

Ihr waren diese seltenen Fahrten nach Dollin immer eine Erfrischung, eine Freude — über deren Grund sie nicht weiter nachdenken mochte. Es verdroß sie wohl, daß Fritz Reimar sich immer seltener bei ihnen sehen ließ, aber sie fühlte, daß sie an ihn nicht das Maß anlegen durfte, das die starre, äußere Form verlangte. Nur die arge Vernachlässigung der letzten Wochen kränkte sie. Nicht einmal zum Tee des „Weltrufs" war er gekommen, wie er versprochen hatte. Man sah ihn einfach nicht mehr.

Eines Tages aber meldete er sich zur offiziellen Besuchzeit. Sie hatte ihn seit Wochen nicht gesehen. Und als ihr seine Karte hereingebracht wurde, fühlte sie ein ganz leises Zittern in den Knien und mußte sich einige Augenblicke sammeln, ehe sie ihn zu sich hereinbitten ließ in das schöne gotische Arbeitzimmer, das ihr von allen Räumen der prächtigen Villa das liebste war.

Fritz Reimar entschuldigte sich lebhaft. Er hatte einen unendlich weiten, großkarierten Mantel an und hielt eine Mütze in der Hand. Er bat vielmals um Verzeihung. Er käme nur für einen kurzen Augenblick. Hätte nur nicht fortfahren wollen, ohne sich zu verabschieden.

Aber heute morgen hätte er die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter bekommen. Es wäre ja nicht lebensgefährlich, aber wenn der ‚Mammi‘, wie sie noch immer von ihnen allen genannt wurde, was fehlte, da kamen sie alle angelaufen, wenn sie auch noch so weit zerstreut wären. Im vorigen Jahr, da war sein Bruder Markus Hals über Kopf aus Brasilien zurückgekehrt, wo er gerade erst angekommen war, weil man ihm unvorsichtigerweise telegraphiert hatte, Mammi wäre an Influenza mit Lungenentzündung erkrankt. Natürlich war sie längst wieder auf den Beinen, als er kam, und zankte ihn tüchtig aus. Aber gewundert hatte sich niemand, daß er gekommen war. Er hatte eben nur mit dem nächsten Dampfer wieder zurückfahren müssen, um seine Geschäfte abzuwickeln.

„Das steckt uns so im Blut, Frau Josefa. Sie ist eben der Mittelpunkt der Familie, unsere gute Mammi. Und ihr Ansehn wächst bei uns mit ihrem Alter!“

Er lächelte.

„Auch etwas, was wir Wilden vor den Europäern voraus haben, wo die Frau oft nur so lange gilt, als sie — hübsch und jung ist. Oder sie müßte denn schon einen sehr gewichtigen Mann haben, in sehr großer Stellung, oder furchtbar wohltätig und Mitglied schrecklich vieler Komitees sein.“

Er streckte Frau von Paulsin herzlich die Hand entgegen.

„Kommen Sie mal rauf zu uns, Frau Josefa, zum Sterben langweilig ist es. Aber gute Luft haben wir. Ihr laßt zu viel Leute, die nach frischem Geld riechen, in eure Stuben. Lüften, Frau Josefa, lüften!“

„Glauben Sie, Fritz Reimar, die Luft draußen ist anders? Da müßte ich schon weit, sehr weit mit Ihnen wegfliegen . . .“

Fritz Reimar blickte melancholisch vor sich hin: „Sie wegfliegen, ach, Frau Josefa — seine dumme Haut schleppt man ja doch immer mit. Und Sie werden dort oben ebensowenig vergessen, daß Sie eine große Dame sind, wie eine Frau Siddy Vogt vergessen wird, daß ich ein Lukas bin!“

„So . . . Siddy Vogt?“ Sie wiederholte den Namen mit sanfter Betonung. — „Haben Sie ihre Bilder auf der letzten photographischen Ausstellung gesehn? Sie ist eine Künstlerin.“

Beinahe hastig sagte sie das, mit einer tief aufsteigenden Röte im Gesicht und mit einem leisen Zittern in der Stimme.

So war es wirklich wahr, was ihr zu Ohren gekommen, und Fritz Reimar hatte sie vernachlässigt um Siddy Vogt willen!

Fritz Reimar fuhr sich durch das blonde Haar, schüttelte den Kopf.

„Ich habe eben kein Glück in Berlin“, sagte er nicht ohne Galgenhumor. „Die zwei Frauen, die mir hier am besten gefallen haben, müssen mir unerreichbar bleiben.“

Sie fragte nicht, wer diese zwei Frauen waren — sie durfte nicht fragen. Sie mußte an ihre Stellung denken, an ihren Mann, wenn sie wirklich die große Dame geworden war, als die sie galt. Sie mußte dann eben ihre Rolle zu Ende spielen, lächelnd und überlegen — wie die Situation es ihr vorschrieb. Sie mußte bleiben, was sie war — auch in dieser Stunde, die ihr etwas raubte, was wie ein letztes Aufleuchten lachender Jugendfreude war.

Fritz Reimar aber fuhr in die Dorotheenstraße zu Labisch. Mit dem hatte er ein Hühnchen zu pflücken. Was fiel dem Mann ein, einen so unsinnigen Brief an seinen Bruder zu schreiben, daß er plötzlich nach Bremen berufen wurde, wie ein junger Student, der Dummheiten gemacht hatte. Denn wenn sein Bruder schrieb: „Mammi ist leidend und wünscht dich zu sehen“, so fühlte er doch genau, daß die Mutter nur vorgeschoben war, damit er auch wirklich kam.

Er hatte sich gleich gedacht, woher der Wind wehte. Hatte gleich gestern die alte Karoline ins Gebet genommen, bis sie ihm denn auch den Besuch eingestand, den sie bei Rechtsanwalt Labisch gemacht hatte. Und da hatte er sie bei den Schultern gepackt und ihr ins Gesicht gesagt, daß sie nur eine dumme, alte Pute wäre. Wie er mit ihrer Frau stünde, das ginge keinen Menschen etwas an — das wäre seine Sache, verstanden? Und er hatte ihr die Hand fest an den Mund gelegt, weil sie sich so laut verteidigte, daß Siddy Vogt selbst dazu gekommen war. Um was es sich denn handelte? Trotz all seiner Zeichen hatte die Alte den Mund nicht halten können, hatte alles haarklein erzählt und schließlich noch triumphierend ausgerufen: „Der Herr Testamentsvollstrecker hat mir ganz recht gegeben. — Heiraten kann meine Frau Sie nich! Sie sind kein Mann für sie! Und für was anderes — dafür hat meine Frau nich ihren juten Namen vom Herrn bekommen!“

Es hatte Mühe gekostet, die Alte zu beruhigen. Sie hatte immer wiederholt: „Ich hab's meinem Herrn in die Hand jelobt!“ Und schließlich hatte sie bitterlich zu weinen angefangen, und Siddy Vogt hatte sie wie ein kleines Kind in die Arme genommen und weggeführt. Und solange er auch noch gewartet hatte in dem kleinen weißen Lacksalon mit den Chrysanthemen in der schönen Kopenhagener Vase, die er Siddy Vogt zu ihrer Übersiedlung geschenkt, sie hatte sich nicht mehr sehen lassen.

Diesen Morgen aber war ein Brief von ihr gekommen. Fritz Reimar riß ihn noch einmal aus seiner Tasche und las ihn zum zehntenmal, während er mit dem Auto in die Dorotheenstraße jagte: „Bis jetzt hat sich noch niemals jemand für mein Leben verantwortlich gefühlt. Vielleicht hätte sogar mein Mann, in seiner abgeklärten Greisenruhe, nicht den Mut gefunden, sich ein Recht über mein Leben zuzusprechen. Denn ich glaube, nur eine Mutter kann sich so aller Vernunft, jedem Recht und Gesetz zum Trotz, vor ihr Kind stellen, wie die alte Karoline es getan, weil sie glaubt, mich dadurch schützen zu können — vor mir selbst. Diese alte Frau ist das Beste und Wertvollste, was mir mein Mann hinterlassen hat, neben der Möglichkeit, arbeiten zu dürfen, ohne abhängig zu sein. Ich hätte jetzt keine Entschuldigung — wie einst — wenn ich nur dem bequemen Impuls meiner Wünsche folgte. Reisen Sie ruhig nach Hause, Fritz Reimar. Haben Sie Dank für alle Freude, die Sie mir vor mir selbst gegeben haben. Sie sind nicht so frei, Fritz Reimar, wie Sie glauben. Und wenn Sie sich auch Hunderte von Metern über die Erde erheben können — in dem Augenblick, wo Ihre Füße die Erde wieder berühren — sind es tausend unsichtbare Fäden, die Sie zu Ihrem Haus, zur Tradition Ihrer Familie zurückführen. Frei — sind nur Menschen wie ich, wie jener Mann, dessen Schicksal so lange mit dem meinen verknüpft gewesen ist. Sie wissen, wie er heißt. Wir haben keine Tradition. Wir sind — was wir selbst aus uns machen. Im Guten wie im

Bösen. Und vielleicht ist es der erste Schritt auf dem Wege meiner Entwicklung, die erste Tat meines freien Willens, wenn ich Ihnen sage: leben Sie wohl, und kommen Sie nicht anders wieder zu mir, als Sie kommen dürften, wenn Sie Ihre Mutter oder Ihre Frau mitbrächten — — als guter Kamerad.

Siddy Vogt."

Fürs erste dankte er für die gute Kameradschaft. Da müßte noch ein Endchen Zeit vergehen, bis die dumme Verliebtheit verflogen war, die ihm in den Knochen saß, und mit der er sich, wenn er von ihr gepackt wurde, jedesmal ordentlich katzbalgen mußte, bevor er sie los wurde.

Das Leben nahm er sich dieses Briefes wegen nicht. Aber verflucht nahe ging ihm die Sache doch. Da gab's nur eins — raus aus Berlin. Irgendwo hinaus in die Welt, wo es andere schöne Frauen gab, die nicht so kluge Briefe schrieben, die nichts wußten von einer Familie Lukas in Bremen, die sich meinetwegen einbildeten, daß er sie heiraten würde, und sich acht Tage nach seiner Abreise mit einem anderen trösteten. War auch eine Idee von ihm gewesen, sich in Berlin zu verlieben!

Hier hatte man Beziehungen... Heiratete allenfalls. Aber man saß nicht tagtäglich einer Frau gegenüber, sprach Reisefolianten, interessierte sich für ihr Geschäft, ruderte mit ihr auf dem Wannsee, besuchte mit ihr die Galerien, Museen und seriösen Konzerte und ließ sich dann von einer alten Magd vor die Tür setzen, ohne daß man von der Frau auch nur einen Kuß bekommen hätte.

Und obwohl er mehr Wut als Kummer über diesen „dummen Brief" empfand, lächelte er doch gleichzeitig vor sich hin. Famoser Kerl war diese Siddy Vogt. Donnerwetter ja . . . das war wenigstens eine, an die er gern zurückdenken würde . . . später, wenn Gras über die Geschichte gewachsen war. Aber vorher, da mußte er sich doch mit dem guten Doktor auseinandersetzen, mit diesem „alten Freund der Familie", dessen jovialen Allüren eines großgeistigen Lebemannes er vom ersten Tag an nicht getraut hatte. Ein Philister war das, dem man auf den Leim ging, weil er den Ruf eines Frauenkenners hatte und den Nimbus eines bekannten Namens.

Obwohl es schon zwei war, als er sich in der Dorotheenstraße anmelden ließ, hieß es, der Herr Rechtsanwalt wäre auf dem Gericht.

„Gut, ich werde warten", sagte Fritz Reimar.

Und weil man im Bureau wußte, daß er zu den Privatbekannten Labischs zählte, führte ihn der Diener in das Arbeitzimmer.

Er hatte es noch nie bei Tageslicht betreten, und es schien ihm fremder durch die zahlreichen Gegenstände und Bilder, die im Sonnenlicht mehr hervortraten. Einen Augenblick blieb sein Blick an einem großen Ölgemälde hängen, das Labischs Mutter darstellte: eine Frau in den Dreißigern, schlank, mit nervösen, unruhigen Zügen und gelblich rotem Haar, das ihr tief in die schmale Stirn fiel. Fritz Reimar wußte, daß seines großen Bruders Knabenschwärmerei einst dieser Frau gegolten hatte, wußte, daß diese Frau einst ein Mittelpunkt Berlins gewesen war, alles in ihrem Haus versammelt hatte, was Namen und Bedeutung hatte in seinem Kunstleben, und daß diese Frau am Ausgang ihrer Jugend das Opfer ihrer Leidenschaften geworden war, die sie seelisch zerrüttet hatten, so daß sie selbst schließlich ihrem Leben ein Ende machte, ohne daß ihr eigener Mann je etwas von der Verirrung seiner Frau erfahren hätte.

Diese Frau lebte in poetischer Verklärung weiter in der Seele seines Bruders, in den Erinnerungen seiner eigenen Mutter, und er hatte nie recht begriffen, wie diese leidenschaftliche und schönheitdurstige Frau einen so nüchternen, robusten Sohn hervorgebracht hatte, zu dem selbst sein großer Bruder bei aller Anhänglichkeit nie ein rechtes Verhältnis hatte gewinnen können . . .

Die Tür, die zur Privatwohnung führte, ging leise auf, und Frau Agnes stand auf der Schwelle.

„Sie sind es, Fritz Reimar? Ich hörte gehen . . . ich dachte, es wäre mein Mann . . ."

Sie sah blaß aus, mit tiefen Ringen um die Augen. Ihr einfaches blaues Tuchkleid warf einige Falten längs der Schultern, und ihre schönen grauen Augen hatten etwas Erloschenes.

Sie reichte ihm die Hand, trotzdem sie fühlte, daß etwas Feindliches von ihm ausstrahlte, das er in diesem Augenblick ganz unwillkürlich von ihrem Mann auf sie übertrug.

„Wann kommt Ihr Mann nach Hause, Frau Agnes?"

Sie wurde rot, unsicher nestelte sie mit der weichen, weißen Hand an der Brosche.

„Ich weiß nicht . . . ich glaube . . . gestern war er zu einem Termin in Magdeburg . . ."

„Gestern war er in Magdeburg . . . und heute? . . ."

Sie war keine Diplomatin, wie Dolly ihr einst durchs Telephon zugerufen hatte, sie konnte sich nicht verstellen, wußte sich nicht zu fassen.

„Heute . . . ja . . . ich weiß nicht. Hat man Ihnen im Bureau nichts gesagt?"

Blutrot stand sie vor Fritz Reimar, beinah schuldbewußt, und ihre schönen Augen baten förmlich um Schonung.

„Was gibt's denn, Frau Agnes — aber . . . aber . . ."

Er nahm ihre Hand in die seine, fühlte, wie sie zitterte. Was war denn nun hier wieder los? Und sein braunes, liebes Jungengesicht neigte sich zu ihr, seine lichten, braunen Augen suchten die ihren. Wenn er auch wütend auf den Mann war — was konnte eigentlich die arme kleine Frau dafür? Er hatte sie immer gut leiden mögen in ihrer hingebenden, weiblichen Zärtlichkeit und dem sonnigen, stolzen Lächeln, mit dem sie jedes Wort ihres Mannes zu begleiten pflegte.

„Na, kommen Sie, Frau Agnes, setzen Sie sich mal hierher . . . so . . . Und nun beichten Sie mal. Haben Sie sich mit Ihrem Mann 'n bißchen gekampelt — ja? Das soll in den besten Ehen vorkommen . . . das hat weiter nichts zu sagen . . ."

Er klopfte ihre Hände, redete ihr zu wie einem kleinen Mädchen mit gutmütigem Lachen in der Stimme.

„Na, Mut, Frau Agnes! Vielleicht kann ich helfen. Ich bin gerade geeicht auf den guten Doktor. Da macht sich's mit einem ab. Soll ich ihm eine Standpauke halten — hat er seine kleine gute Frau angefahren — wie er das manchmal zu tun beliebt . . . los, Frau Agnes. Wenn Sie wollen, ich fahre jetzt gleich nach Magdeburg. Bin gerade in der richtigen Stimmung . . . na . . . wie ist's? Soll ich losziehen?"

Sie mußte doch lächeln, wie er in so kampfbereiter Haltung vor ihr stand, in dem weiten, großkarierten Mantel, mit der blonden Strähne, die ihm fast auf die Nasen-Nasenspitze fiel.

Aber dann kam ihr wieder zu Bewußtsein, wie furchtbar das alles war, was sie durchmachte, und sie verbarg aufschluchzend ihr Gesicht in den Händen.

Fritz Reimar zog einen Stuhl ganz nahe an sie heran, zündete sich eine Zigarette an.

„Wissen Sie was, Frau Agnes, tun Sie, wie wenn ich gar nicht da wäre, reden Sie nur alles vor sich hin, was Sie gern los sein wollen. Also erstens ist Ihr Mann nicht nach Hause gekommen — heute nicht und gestern nicht, und er war auch gar nicht in Magdeburg ...“

„Doch ja ... in Magdeburg war er ...“

„So ... na also ... schon etwas ... aber nach Hause kommt er nicht immer?“

„Doch ... nur ... ich sehe ihn nicht ... ich ...“

Sie konnte nicht mehr zurückhalten. Sie breitete ihm ihr Leben aus, wie sie es seit Wochen führte — seit jener Szene in ihrem Schlafzimmer. Sie hatte gar nicht einmal geglaubt, daß es so arg um ihn stünde, aber es würde immer schlimmer und schlimmer. Er spielte. Spielte die ganze Nacht durch, Peter Jell hatte es ihrer Schwester gesagt, und auch ihr Vater hatte Bemerkungen darüber gemacht. Wenn er nach Hause kam, dann legte er sich hier in seinem Zimmer auf den Diwan und schlief, bis der Bureaudiener ihn weckte. Er versäumte Termine, er speiste nicht zu Hause, wenn sie das Kind an seine Tür schickte, schloß er sich ab, wenn sie ihm Briefe unter die Tür ins Zimmer schob, fand sie sie am nächsten Tage zerrissen im Papierkorb. Und sie hatte doch nichts getan — nur wegen dieser Person war es, wegen dieser Siddy Vogt, die alle Menschen unglücklich machte, und mit der er jetzt wohl zusammenkam Tag um Tag!

Fritz Reimar stand auf, warf den Zigarettenstummel in die Aschenschale, und sein Blick traf wieder das Bild der hübschen Frau mit dem rötlichen Haar und dem nervösen Zug um den Mund.

So robust war er also gar nicht, ihr Sohn! ...

So hatte sie ihm doch etwas vererbt von ihrem Schönheitsdurst, von ihrer zügellosen Leidenschaft. So hatte auch er am Ausgang seiner Jugend einen Kampf auszufechten wie sie.

„Hören Sie, Frau Agnes,“ sagte er und nahm mit entschlossenem Gesicht den Brief aus der Tasche, den er als einziges Andenken an Siddy Vogt hatte behalten wollen — „lesen Sie. Eine Frau, die das schreibt, brauchen Sie nicht zu fürchten.“

Sie haschte nach dem Blatt mit fiebrigen Händen. Er aber legte ihr die Hand auf den Arm.

„Nicht jetzt, Frau Agnes. Warten Sie, bis ich draußen bin. So ganz immun gegen alle ... sagen wir — Eitelkeiten bin ich nicht. Körbe, die man kriegt — stellt man nicht gern aus, auch nicht, wenn sie mit Rosen gefüllt sind. Ich war eigentlich hergekommen, um Ihren Mann ein bißchen zur Rechenschaft zu ziehen wegen eines Briefes, den er an meinen Bruder geschrieben hatte, wollte ihm so einen kleinen Boxkampf anbieten — in Erinnerung unserer Jugendspiele. Aber er ist doch wohl etwas schwerfälliger geworden, Ihr guter Kurtel. Das seh ich schon daran, wie er selbst in dieser fatalen Affäre steckenbleibt. Also Schwamm drüber! Ich werde Ihrem Mann kein Auge ausschlagen und ihm meine Faust nicht in den Magen stoßen. Nur eins müssen Sie mir versprechen: lassen Sie auch Ihren Mann den Brief lesen, und dann schicken Sie ihn auf Reisen. Drei, vier Wochen, das genügt. Nicht nach Monte — Frau Agnes, und nicht nach Aegypten. Dort wird man sein Geld ebenso schnell los wie in Berlin. Schicken Sie ihn zu uns, nach Bremen, zu meinem Bruder Markus. Und wenn er nicht schon am zweiten Tage ausreißt, dann können Sie ihn in drei Wochen gesund zurückholen, da wette ich drauf ...“

Gläubig und halb getröstet hingen die Augen der jungen Frau an ihm.

Fritz Reimar aber stülpte seine Mütze auf das blonde Haar, drückte sie tief in die gebräunte Stirn.

„Wenn der Brief seine Schuldigkeit getan hat — dann ... dann schicken Sie ihn mir zurück, Frau Agnes, nicht wahr ...“

Kurz drückte er ihr die Hand, dann wendete er sich ab und ging rasch aus dem Zimmer.

Nun hatte er in Berlin wirklich nichts mehr zu tun ...

* * *

Ende März stiegen die ersten Luftreklamen von Dollin aus über Berlin.

Peter Jell hatte eine kleine Tribüne errichten lassen und Einladungen verschickt. Und da im „Weltruf“ seit Wochen eine große, umfangreiche Propaganda für die neue Luftreklame gemacht worden war, hatte sich außer den Geladenen eine nach Tausenden zählende Menge eingefunden. In einer Loge saß Kommerzienrat Spohnagel mit Frau und Töchtern. Peter Jell ging zwischen den Monteuren herum, gab den Führern, die in einheitlichem Dreß aussahen wie die Chauffeure der großen Warenhäuser, die letzten Weisungen.

Und als die zigarrenförmigen, kleinen Schiffe aufstiegen, mit den durch Scheinwerfer projizierten, automatisch auswechselbaren, farbigen Namenzügen der Firmen und den grotesken, von ersten Zeichnern entworfenen Figuren, die sich förmlich greifbar vom dunkeln Nachthimmel abhoben, als sich ein Blumenregen auf die Tribünen ergoß und dann schließlich das letzte große, schlanke Schiff in die Luft hinaussegelte, stolz und ruhig, wie ein Schwan auf spiegelklarem Wasser, und in flammenden, drei Meter hohen Lettern zu lesen war: „Weltruf — 100 000 Abonnenten“ — da stieg ein so brausender Jubel von unten herauf, da füllte sich die Luft mit so fanatischem Klatschen und Schreien, da flatterten so unzählige Tücher als Siegesfahnen auf, über all die Köpfe, wie wenn diese Apotheose moderner Reklame gleich einem zündenden Funken den verborgensten Nerv all dieser skeptischen Berliner getroffen hätte.

„Fein —“ sagte der Kommerzienrat. — „Fein —!“

Agnes suchte mit den Augen ihren Mann, der aus Geschäftsrücksichten neben Runger-Bielefeld in einer Loge saß.

Fritz Reimar hatte recht gehabt. Der kurze Aufenthalt in Bremen war ein guter Gedanke gewesen. Doktor Lukas hatte die Einladung in die Form einer wichtigen geschäftlichen Beratung gekleidet, die er sich von seinem Jugendfreunde erbat. Was zwischen den beiden Männern dabei zur Sprache gekommen war, hatte Agnes nie erfahren. Ihr war nur aufgefallen, wie ihr Mann beim Betreten seines Arbeitzimmers lange das Bild seiner Mutter betrachtete.

Wie wenn er etwas über sie erfahren hätte, was sie ihm näher gebracht hatte.

Doch er sprach auch jetzt nicht über sie, und Agnes war froh, daß sie beide sich langsam wieder zurechtfanden in ihr altes Verhältnis zueinander, das aufgebaut war auf liebevoller Autorität und würdevoller Hörigkeit.

Es war ein Sturmwind gefahren über das Leben dieser beiden Menschen, der zwar nichts von seinem Platz gerückt hatte, in Agnes aber ein leises Ahnen erweckt hatte vor den Möglichkeiten des Lebens, in ihm ein nach-

sichtigeres Verständnis für die verschlungenen Regungen der Frauenseele. Und so brachten sie einander eine gewisse Schonung entgegen, die wie ein höfliches Ausweichen war vor allem, was ihnen das letzte Jahr in Erinnerung bringen konnte.

Zum Aerger des Schwiegervaters verkaufte er sein Auto, um seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, ohne seiner Frau irgendwelche Einschränkungen aufzuerlegen. Agnes aber sagte er, der Arzt hätte ihm viel Bewegung verordnet.

Der Kommerzienrat hatte wenig übrig für „antike Größe", wie er das nannte, und rächte sich, indem er Peter Jell anbot, im Fall es nötig wäre, seine Wäschefabrik zu verkaufen und sich an seinen Geschäften zu beteiligen.

Der alte Herr Spohnagel hatte die Wallstraße satt. Jell erbot sich, einen Käufer zu finden. Er dachte an seine Cousine Berta, auf deren Zureden er die ersten zehntausend Mark bekommen hatte. Sie hatte nach dem Tode ihres Mannes zum zweitenmal geheiratet. „Einen flotten, firmen Jungen," wie der alte Jell schrieb, „der viel zu schade wäre für Posen." Wenn er in Berlin was wüßte — „Die jungen Leute wären nicht abgeneigt, nach dort zu kommen."

In den nächsten Monaten mußte der Kaufvertrag perfekt werden. Peter Jell lag daran, die Sache rasch abzuwickeln. Er brauchte Geld — das Vermögen des Kommerzienrats mußte so bald wie möglich flüssig gemacht werden. Denn wenn es jetzt bei ihm stockte — dann war alles in Frage gestellt. Er wußte, wie viele darauf warteten, daß er kaputt ging. Sein Erfolg war zu rasch gekommen, sein plötzlicher Aufstieg war zu groß.

Mochte Labisch sein Auto verkaufen, um Spielschulden zu zahlen — er mußte in seine Millionenunternehmungen neue Millionen hineinstecken, unbekümmert darum, von wo sie kamen. Er mußte auch mit anderen Leuten arbeiten als mit Krämern, wie Runger und Genossen. Das war gut gewesen für den Anfang. Jetzt brauchte er schon einen Paulsin.

Aber den bekam er nur, wenn er weiter ging — und er mußte weiter gehen . . . so oder so . . . Ob die stampfenden Riesen dort drüben in der Druckerei ihm gaben, was er brauchte, ob die brausenden Propeller dort oben in der Luft — das war ihm gleich . . .

Runger sagte gerade zu Labisch, daß er sich ja ganz gut unterhalten hätte, aber das mondscheinfarbene „Runger—Bielefeld", das für kaum zehn Sekunden am Nachthimmel aufgeleuchtet hatte — schiene ihm mit hundertfünfzigtausend Mark denn doch 'n bißchen überzahlt.

„Luft hat eben keine Säulen", schloß Runger tiefsinnig eine Reihe melancholischer Betrachtungen. — —

„Bist du zufrieden?" fragte Dolly ihren Mann, der blaß und abgespannt die spärlich beleuchteten Tribünenstufen heraufkam.

Er drückte ihr die Hand, lächelte kaum. Ihr klang noch der brausende Jubel in den Ohren — und der Mann, der jetzt nachdenklich und sorgenvoll die gleitenden, leuchtenden Schiffe mit den Augen verfolgte, erschien ihr als ein Held.

„Ich denke, wir feiern den heutigen Abend", sagte der Kommerzienrat und klopfte Peter Jell auf die Schulter.

Aber Jell hatte genug „gefeiert". Seit Monaten feierte der Kommerzienrat ununterbrochen. Jedes fertiggestellte Luftschiff wurde gefeiert; jede Ballonhalle; jeder große Artikel eines Konkurrenzblattes über „Dollin".

„Ich kann nicht", sagte Peter Jell. — „Ich muß in die Redaktion und dann hinaus, die Schiffe in Empfang nehmen. Dolly soll nur mit euch fahren . . ."

Er faßte sie unter das Kinn, sah ihr flüchtig in die Augen. Dann wendete er sich ab, sprach mit anderen Menschen, drückte fremde Hände . . .

Beim opulenten Diner, das Kommerzienrat Spohnagel im Hotel „zu Ehren seines Schwiegersohnes" gab, und an dem auch Runger-Bielefeld hatte teilnehmen müssen, obwohl er den „Berliner Klimbim" satt hatte, überkam Dolly eine unüberwindliche Sehnsucht nach ihrem Mann, der sie auch an dem heutigen großen Abend allein gelassen hatte wie an so vielen anderen ...

Ihr Zustand machte sie sensitiver, sehnsüchtiger und unbeherrschter.

„Was ist dir?" fragte Agnes.

„Ich hätte bei Petrik bleiben sollen", sagte Dolly leise.

Sie gab ihm, seit er die Geschichte seiner Jugend erzählt hatte, den Namen, den er als Kind geführt, als fühle sie sich ihm näher so, verknüpfter mit seinem Schicksal.

Agnes fuhr ihr mit der weichen, weißen Hand über das schmale blasse Gesicht.

„Du weißt doch, daß er arbeitet, Dolly . . . Du kannst doch ruhig sein! Du mußt dich eben bescheiden — das muß man lernen in der Ehe . . . nicht wahr, Kurtel?"

Und sie wendete sich, Bestätigung heischend, an ihren Mann, der ihr gegenübersaß.

Er hatte nicht recht verstanden und nickte zerstreut: „Selbstverständlich ... natürlich."

Runger ließ nicht locker. Er hatte den heutigen Vormittag dazu benutzt, sich die Bücher gleich mal 'n bißchen genauer anzusehen. Die Sache verschlang ja ein ungeheures Geld ... ungeheuer! Und bis die sich rentierte — na! Er hatte auch mit anderen Gesellschaftern gesprochen. Sie hatten alle eigentlich 'nen ekligen Bammel, und von einer eventuellen Kapitalserhöhung, wie Jell einmal angedeutet hatte — davon konnte jedenfalls nicht die Rede sein!

„Dabei sind wir ja noch gar nicht", sagte Labisch.

Nein — aber man mußte doch an alles denken . . . Die Berliner ließen sich zu leicht einen Mumpitz vormachen, aber sie dort, „im Herzen Deutschlands, in der soliden Provinz . . ."

„Nee, nee, Herr Rechtsanwalt, wir sind doch reeller, und jeden faulen Schwindel braucht man auch nicht mitzumachen", schloß er in seiner galligen Art.

„Erlauben Sie, Herr Runger — — —!"

Labisch beherrschte sich kaum. Der Mann ging doch zu weit . . .

Deshalb hatte er nicht seine Stellung, sein Ansehen, um sich Sottisen sagen zu lassen von irgend einem Fabrikanten! Sottisen — um wen? Um Peter Jell! Er hatte überhaupt genug von dem ganzen Syndikat. Seine Spezialität waren Ehescheidungen mit Seelenanalyse — nicht Geschäftskniffe. Eine scharfe Entgegnung lag ihm auf der Zunge, aber Kommerzienrat Spohnagel klopfte wieder einmal leise ans Glas — Labisch hatte gezählt: es war die dritte Rede, die sich sein Schwiegervater leistete — und Runger wendete sich schnell seinem Teller zu und bohrte mit der Gabel die Trüffeln aus seinem Salm.

Dollys Unruhe wurde immer größer. Sie wollte in die Redaktion fahren. Vielleicht traf sie ihren Mann dort noch an. Mochten sie ihn hier feiern, Reden auf ihn halten, mochte Agnes in ihrer ruhigen, vernünftigen Art es ganz richtig finden, daß er sich auch an einem solchen Tag

und vielleicht gerade an einem solchen Tag um nichts kümmerte, als um das Geschäft — sie konnte es nicht mehr ertragen, hier unter all den Fremden zu sitzen. Und fremd waren ihr jetzt alle — die Schwester und sogar der Vater.

Hastiger vielleicht, als es schicklich war, verabschiedete sie sich. Sie hätte Kopfschmerzen — sie müßte nach Hause.

„Es ist aber doch so nett, Dollychen," meinte der Kommerzienrat.

Runger-Bielefeld rückte an seiner schwarzen Krawatte, die er ununterschiedlich zu allen Tageszeiten und allen Anzügen trug, und verneigte sich steif.

„Empfehlung, gnädige Frau . . ."

Na, er war froh, daß er die nicht zur Schwiegertochter bekommen hatte! Nichts als ein Gestell war sie für teure Spitzen und Stoffe. Und die Nase trug sie auch höher als den Kopf . . . . .

In der Redaktion traf Dolly ihren Mann nicht mehr an. Man führte sie in sein Bureau, weil sie vorgab, etwas aufschreiben zu wollen. Aber als sie allein in dem hohen, halberleuchteten Zimmer mit der strengen, dunkeln Einrichtung stand, da wußte sie nicht mehr, was sie da sollte.

Frostig wehte es sie von dem Schreibtisch an, auf dem in schwerem Rahmen ein Bild von ihr stand, das sie ihm als Braut geschenkt hatte. Ein Dutzend Papiere lehnten daran, verdeckten sie vollständig. Er hatte wohl niemals das Bedürfnis, ihre Züge zu betrachten oder auch nur durch einen flüchtigen Blick auf das Bild ihr seine Gedanken zuzuwenden. Ganz ordentlich lagen Schere, Briefmesser und Bleistifte auf dem grünen Tuch, und links auf dem großen Memorandum waren einige Zeilen mit seiner kleinen, flüchtigen Schrift aufgezeichnet und durchstrichen.

Dolly beugte den Kopf herab, hoffte, etwas zu erhaschen von dem, was ihn vielleicht gestern oder auch heute noch beschäftigt hatte. Sie sah nur Zahlen, lauter vier- und fünfstellige Zahlen und davor einzelne Buchstaben, die ihr nichts verrieten, so wenig wie ihr Mann selbst ihr je etwas verriet.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frühlingstag auf dem Rennplatz in Auteuil.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Auf den Pariser Rennplätzen wird es lebendig. Die ganze vornehme Welt fährt hinaus und gibt sich ein Stelldichein. Man schwatzt und lacht und erzählt sich den neusten Boulevardklatsch; man bewundert und läßt sich bewundern; man hält Umschau und zeigt sich die jüngsten Schöpfungen der großen Modeschneider, denn die Rennplätze sind zugleich die Versuchstationen für alles, was mit der Mode der kommenden Saison zusammenhängt. Aber nur der nächsten Saison; denn von einer Jahresmode wagt heute niemand mehr zu sprechen. Besonders diesem Frühjahr, das vorsichtig tastend zu einer wirklich ganz echten Neuheit, den faltigen und



Phot. Meurisse.

1. Tafttoilette mit ballonartigem Ueberwurf.



Phot. Rol.

2. Taftkleid mit Schoßbluse und „Zigeunerkragen".

drapierten Kleiderröcken, hinführt, darf man nicht ganz trauen. „Man weiß nicht, was noch werden mag", ist auch hier der Refrain.

Was sich diesmal in Auteuil offenbarte, ist greifbar genug, um den Rückzug des so viel geschmähten und so selten richtig geschnittenen engsten Rockes vorauszusagen. Selbst da, wo noch mit einem gewissen Eigensinn an der „verjüngten" Form festgehalten wird, wie z. B. an den Trotteurkostümen (Abb. 7 u. 2), läßt sich doch schon deutlich ein leises Nachgeben konstatieren. An dem einen unterbricht der freilich immer noch faltenlose Ueberwurf die bisherige allzu einfache Linie; bei dem andern erwecken geraffte lange Panniers den Eindruck des Losen, Freien, das in Wirklichkeit nur sehr bedingt vorhanden ist. Sonst wird mit starker



Phot. Meurisse.

3. Mantel aus changierendem und tiefschwarzem Atlas.

Absichtlichkeit die direkte Umkehr und Abwehr von den engen Röcken betont. Vielleicht zu stark betont, denn es ist ja nicht gerade vonnöten, daß die Frauengestalt jetzt rettungslos in einem Stoffbündel versinkt wie auf Abb. 8 oder durch einen Bonbonnierenüberzug ungünstig beeinflußt wird, wie Abb. 5 zeigt. Alle diese noch zu keiner bestimmten Einheitlichkeit herausgearbeiteten Proben scheinen auch nur die Vorläufer eines Modebildes zu sein, das sich wie jedes frühere an gegebene Vorbilder anlehnt.

Neuartig sind die Stoffe. Weiche, leichte Gewebe, vor allem Taft, sind Vorbedingung für die bauschigen und mehrfach aufeinanderfallenden Unterkleider, die Mäntel und — was dazu gehört — die Hüte. Die hinter uns liegende Zeit brachte die fast zur Uebertreibung entwickelte Vor-



4. Samtmantel mit Pelzverbrämung u. Umhang aus Wollstoff.



5. Eingezogenes Seidenkleid mit seitlich geschlossener Schoßbluse.

liebe für Schwarz-Weiß; die angehende Saison behält das Schwarz bei und nimmt irgendeine dunkle Farbe als Unterton dazu. Für diese Farbenkombinationen eignet sich der Taft, der an sich schon etwas Schillerndes, Glänzendes hat, wie keine andere Seide, und so fällt denn Farbe und Stoff in einer Wahl zusammen. Vielfach hebt man die Farben durch schwarze Atlasbesätze, wie dies an dem Mantel auf Abb. 3 zu beobachten ist, doch wirkt dieser Gegensatz von tiefem Schwarz und Changeant nur an Mänteln; für Kostüme erscheint er merkwürdigerweise unwirksam. Wie sich ein Mantel von einem Umhang und ein Umhang von einem „Vêtement" unterscheidet, können wir an Abb. 4 studieren. Während der schwarze, mit sibirischem Eisbär besetzte Samtmantel wirklich ein Mantel ist und offenbar gegen alle Unbilden des Wetters schützt, erfüllt das Fransentuch mit den Durchbruchstreifen keinen andern Zweck, als eben eine Originalität vorzustellen. Der Mantel auf Abb. 3 aber ist nicht berechnet, abgelegt zu werden, sondern eine Art Kostüm für sich, zu dem allerdings stets ein eleganter Kleiderrock gehört, wie



6. Rückansicht des Taftkleides auf Abb. 1.



Phot. Meurisse.

7. Straßenkostüm aus Tuch
mit faltenlosem Ueberkleid und Schoßjacke.

auch hier ein cremefarbenes Seidenkleid die dunkle Umhülle erst zu rechter und voller Wirkung bringt.

Das grauweiße Taftkleid (Abb. 1 u. 6) ist nicht nur wegen des etwas grotesken ballonartigen Ueberwurfs bemerkenswert. Viel wichtiger und zweifellos keine vorübergehende Erscheinung ist die beinah normale Länge der Taille, etwas, was zu sehen wir uns ganz entwöhnt haben. Ferner fallen an diesem Anzug außer dem eingekrausten Gürtelansatz die doppelt aufgesetzten Spitzenvolants auf. Diese Volants und das Ueberkleid werden das Devant und damit eine sehr reiche Ausstattung der Kleiderröcke bringen, und nach den schon so oft gemachten Erfahrungen beginnt nun ein Extrem dem andern Platz zu machen.

Den oben erwähnten Schwarz-Changeant-Stoffen erwächst eine starke Konkurrenz in den einfarbigen, kräftig getönten Seiden- oder wunderbar feinen Schleierstoffen, die trotz aller Durchsichtigkeit ausgesprochene Farben haben. Sehr schön (ob vorteilhaft für Teint und Haar?) ist ein Erbsgelb oder das helle Gelbrotbraun ungegerbten Leders. Auch ein helles, aber sehr volles Grün, das wir von alten chinesischen Porzellanen her kennen, wird in der heißeren Jahreszeit noch beliebter sein als heute, wo jeder Baum und jedes Gesträuch und Gestrüpp seine zartgefärbten Blättchen zur Vergleichung uns entgegenstreckt. Die Frühlingshüte sind noch nicht auf den Kampfplatz geführt worden. Was unsere Abbildungen zeigen, sind dunkle Uebergangsformen, die sehr tief auf das Haar gedrückt werden und mit passendem Band und Federn, niemals jedoch mit Blumen wirkungsvoll geschmückt sind.



Phot. Meurisse.

8. Promenadenanzug aus blau und schwarz gestreifter Seide und Mantel aus grauem geripptem Samt.

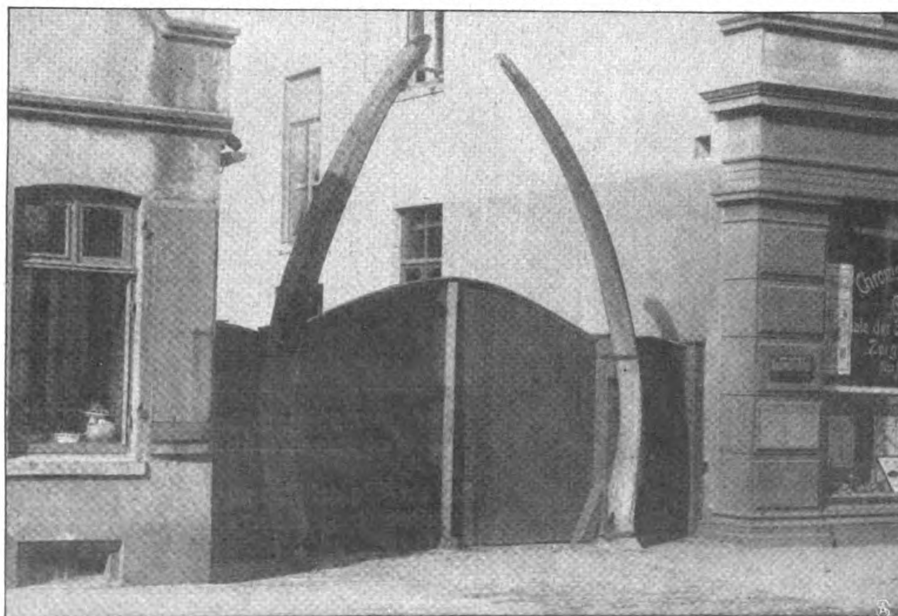
Bilder aus aller Welt.

In mehreren niedersächsischen Orten hat man die Kieferknochen riesiger Walfische zum Bau eigenartiger Tore verwendet.

Herr Rechnungsrat a. D. Schuylen, der kürzlich unter allgemeiner Teilnahme in körperlicher und geistiger Frische seinen 90. Geburtstag feierte, ist der älteste Kriegsveteran Düsseldorfs.

In Elmshorn beging der Geh. Sanitätsrat Dreesen sein goldenes Doktorjubiläum. Trotz seiner 77 Jahre übt der Jubilar seinen vielseitigen Beruf noch rüstig aus.

Auf der Fahrt nach Venedig machte die Kaiserjacht „Hohenzollern“ im Golf von Biscaya einen schweren Sturm durch.



Phot. G. Jacob.

Zwei Walfischkieferknochen als Torpfeiler in der Hafenstraße in Lehe. Ein seltsames Hoftor.



Rechn.-Rat F. Schuylen, Düsseldorf, wurde 90 Jahre.



Geh. San.-Rat H. Dreesen, Elmshorn, beging sein 50jähriges Doktorjubiläum.



Phot. Jürgensen.

Aus einem bösen Wetterwinkel: Schwerer Südweststurm in der Biscaya während der Fahrt der Kaiserjacht Hohenzollern nach dem Mittelmeer.


Phot. Kibb.


Phot. Böhm.

Geh. Hofrat A. Varena,
legt die Leitung des Königsberger Stadttheaters nieder.

Direktor M. Berg-Ehlert,
übernimmt die Leitung des Königsberger Stadttheaters.

Der Geh. Hofrat Varena legt nach 25jähriger Direktionstätigkeit die Leitung des Stadttheaters in Königsberg nieder. Sein Nachfolger ist sein Schwiegersohn Max Berg-Ehlert.

Der Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha verlieh der Hofschauspielerin Hilde Knoth (Hannover) nach einem Gastspiel die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Der Vorsitzende der Anwaltskammer in Schleswig-Holstein Geh. Justizrat Meier beging sein 50jähriges Dienstjubiläum.

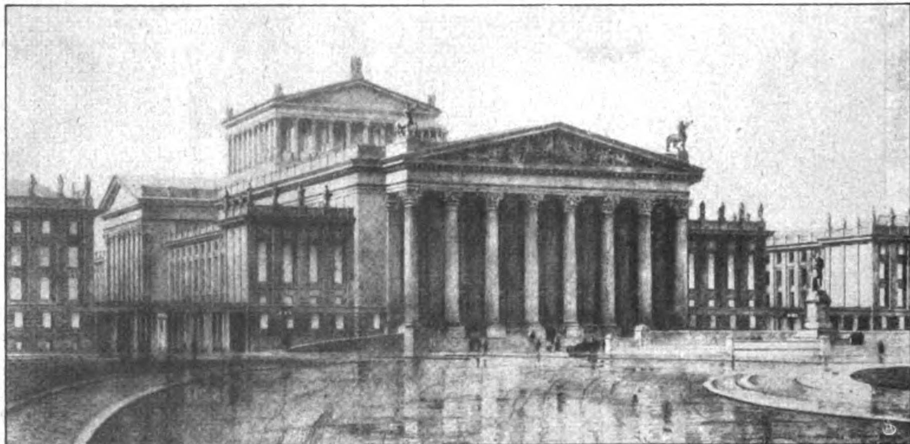
Der untenstehend abgebildete erste Entwurf Prof. Littmanns wurde auf Wunsch des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten von allen Teilnehmern der zweiten Konkurrenz für das neue Berliner Opernhaus ihren Entwürfen zugrunde gelegt.


Hofphot. A. Meyer.

Frl. Hilde Knoth,
vom Hoftheater in Hannover, erhielt die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.


Phot. Urban.

Geh.-Rat Heinrich Meier,
Kiel, beging sein 50jähr. Dienstjubiläum.


Der ursprüngliche Entwurf Prof. Max Littmanns, München.

Zum Opernhaus-Neubau in Berlin.





Zum Artikel: „Die Deutschen in Texas".

Näheres in der anliegenden Nr. 15 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigefügt.

Aus dem Inhalt von Nummer 15 der „Export-Woche".

Wirtschaft und Kapital. — Entwicklungstendenzen unserer Flotte. — Deutschtum im Auslande. — Koloniales. — Tropenhygiene. — Holzbearbeitungsmaschinen. — Das erste deutsche nach dem Längsspantensystem erbaute Schiff. — „Technische Woche": Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieur-Wissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

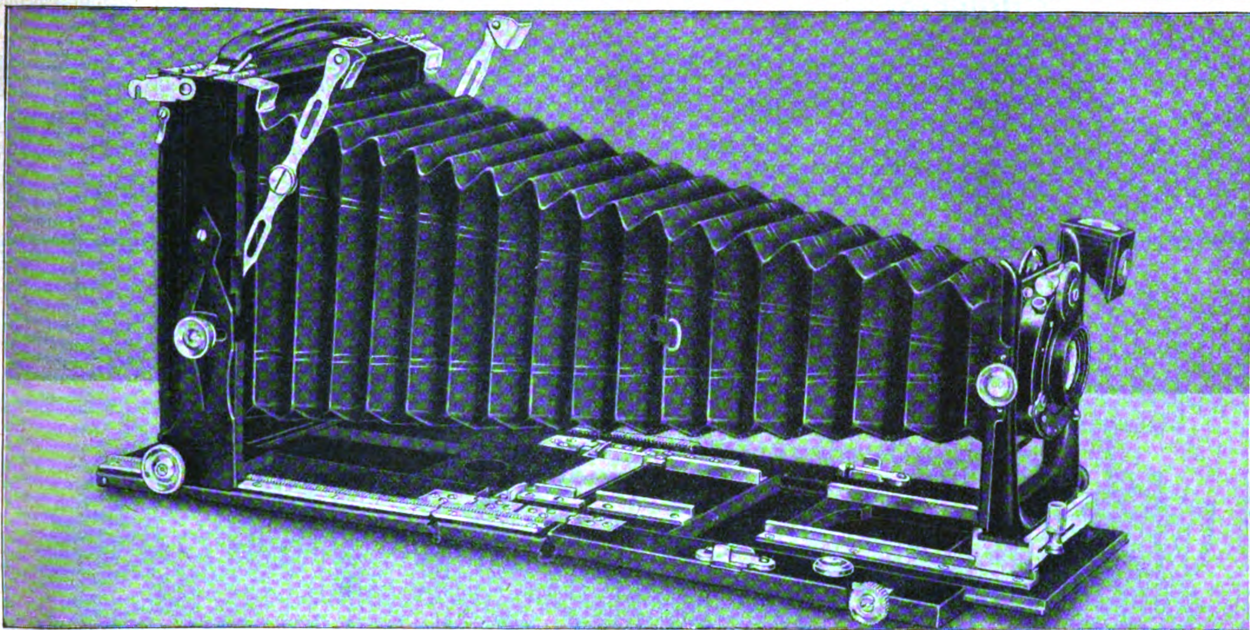


Die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Beim Lesen mancher Ankündigungen von Mineralquellen und Kurorten fragen wir uns unwillkürlich, welche Leiden eigentlich durch dieselben keine Heilung finden sollen; mitunter bleiben fast nur noch die Geistes- und akuten Infektionskrankheiten übrig. Anders verhält sich die Sache mit Wildungen. Wildungen ist Spezialbad und will Spezialbad bleiben. Sein Gebiet sind die Stoffwechsel-, die Nieren- und Blasenleiden, und vermöge seiner einzigartigen Mineralquellen und seiner anerkannt tüchtigen Spezialärzte steht es auf diesem Gebiet unerreicht und konkurrenzlos da. Die Hauptquelle Wildungens, die Helenenquelle, wird seit Jahrzehnten mit glänzendem Erfolg zur Haustrinkkur bei Nierengrieß, Gicht, Stein, Eiweiß und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. — Sie ist nach den neuesten Forschungen auch dem Zuckerkranken vor allen anderen Mineralwässern zu empfehlen, um den täglichen Kalkverlust, der ein sehr wesentliches Moment seines Leidens bildet, zu ersetzen. Für werdende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von höchster Bedeutung. Die Helenenquelle steht in ihrer überaus glücklichen Zusammensetzung einzig in der Welt da. Man überzeuge sich hiervon selbst durch Vergleich der Analysen und begegne allen Empfehlungen von Ersatzquellen oder anderen Ersatzmitteln mit der im eigenen Interesse durchaus gebotenen Vorsicht. Neueste Literatur frei durch **Fürstliche Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 2.** 1911: 13,598 Badegäste. 2,071,167 Flaschenversand.





Gegen bequeme Monatsraten

liefern wir

Photo-Apparate • Prismengläser

allererste Fabrikate zu vorgeschriebenen Fabrikpreisen.

Sie finden in unserem reich illustrierten Spezialkatalog die Original-Erzeugnisse von Firmen, wie Goerz, Ernemann, Goltz und Breutmann, Rodenstock, Laak, Meyer usw. Wir bitten Sie, das Vorurteil, das man häufig gegen Firmen unserer Branche hegt, fallen zu lassen und sich vertrauensvoll an uns zu wenden. Vergleichen Sie unsere Preise mit denen reeller Spezialgeschäfte, und überzeugen Sie sich von unserer Leistungsfähigkeit. Denn dadurch, daß wir Apparate in jeder Preislage von **M. 12.—** an bis **M. 500.—** führen, haben wir für jeden Geschmack und Geldbeutel das Richtige.

Großes Preisausschreiben 1912

Als wir uns im vorigen Jahre entschlossen, unser erstes Preisausschreiben für die bestgelungenen photographischen Aufnahmen zu veranstalten, konnten wir kaum voraussehen, daß sich die Amateur-Photographen mit solcher Freude und solchem Eifer daran beteiligen würden. Zu Hunderten wurden uns teils mehr teils minder gut gelungene Aufnahmen eingesandt, so daß die Jury bei der Preisverteilung einen sehr schweren Stand hatte. Es wurden im ganzen 40 Bilder prämiiert, die wir in unserem diesjährigen Spezialkatalog abgebildet haben. Auch die Bedingungen für das Preisausschreiben 1912 finden Sie in unserem Spezialkatalog. **Fordern Sie daher ohne jede Kaufverpflichtung umsonst und portofrei unseren reich illustrierten Spezialkatalog über Photo-Apparate, Prismengläser, photographische Bedarfsartikel, nebst Bedingungen für Zahlungserleichterung.**

JONASS & CO., BERLIN P. H. 67, Belle-Alliance-Straße 3.

HUPFELD **HUPFELD**







Selbsttätige Wiedergabe des Original-Klavierspiels von über 130 Künstlern.

Mark Hambourg über Dea: „Ihre Meisterspiel-Instrumente HUPFELD-DEA zeigen mir, was nie rastender Menschengeist zu leisten imstande ist. Ein Organismus, gebildet aus leblosen Teilen, wird durch elektrisch-pneumatische Kraft in Tätigkeit gesetzt und bringt das individuelle Spiel eines Meisters in so seelenvoller Weise und so täuschend zum Vortrag, daß man den Menschen herausfühlt. Es ist dieses die höchste, im Bereiche der Möglichkeit liegende Leistung.“

Vorspiel und Broschüre bereitwillig.

BERLIN W Leipziger Str. 123 a **LUDWIG HUPFELD A.G.** LEIPZIG Peterssstrasse Nr. 4

Hamburg, Grosse Bleichen 21. Dresden, Waisenhausstr. 24. Frankfurt a. M., Zeil 102-104.
Wien VI, Mariahilfer Strasse 3. Haag, Kneuterdijk 20. Amsterdam, Stadhouderskade 19-20.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Gustav Renner: „Merlin". Tragödie in fünf Akten. 200 S. (2.40 M.) — „Alkoste." Ein mythisches Drama in einem Akt. 102 S. (1.60 M.) — „Dunkle Mächte." Drama in drei Akten. 175 S. (2.40 M.). Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Max Brinckmann sen.: „Allerhand Dummjungsgeschichten ut mine Schooltid". 75 S. Güstrow 1912, Verlag von Opitz & Co.

M. Düsterbrock: „Bur Kranich un anner Lüd". 160 S. (130 M.) Berlin, Hermann Eichblatt, Verlag.

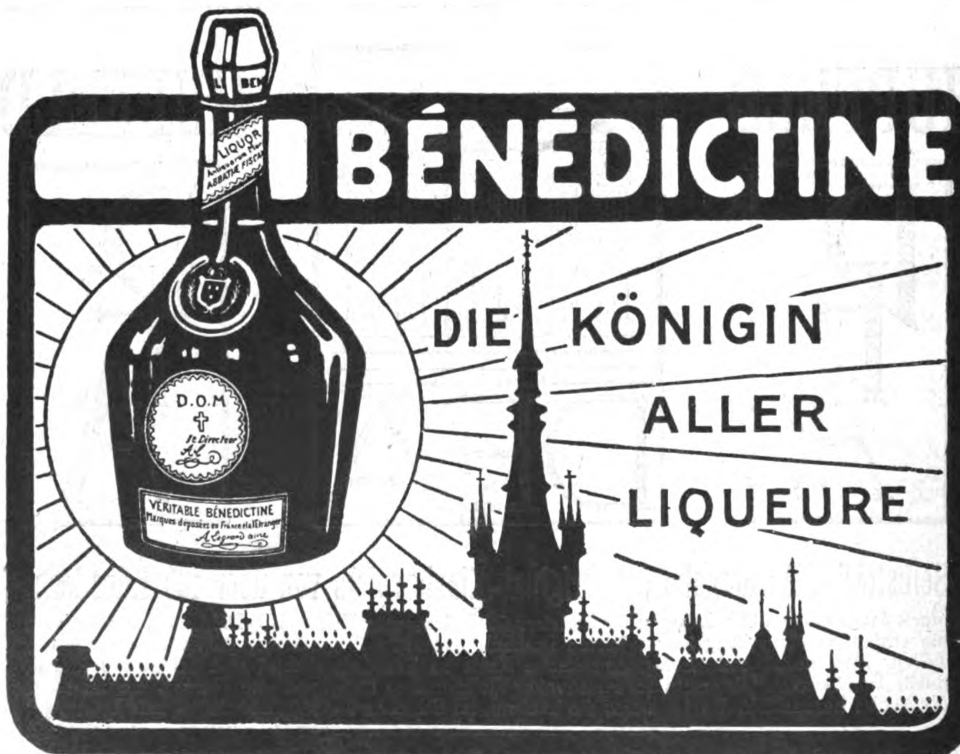
Max Ortmann: „Erbrecht, Testament und Nachlaßregelung" 95 S. (75 Pf.) Steglitz, Fritschstraße 7, Selbstverlag des Beamten-Wirtschaftsvereins Berlin.

Dr. med. H. Zikel: „Wenn ein Baby kommt". Spezialratgeber für alle Frauen. 91 S. (2.50 M.) Berlin und Leipzig, Medizinischer Verlag Schweizer & Co.

Ernst Heinrich Bethge: „Was sollen wir vortragen?" 195 S. (Geh. 2 M., geb. 2.80 M.) Leipzig, Verlag von Arwed Strauch.

Johannes Zacharias: „Irrwege der Naturlehre". 44 S. (1 M.) Hamburg 1912, Hephaestos-Verlag.





Verschiedene Mitteilungen.

— Sicherlich dürfte es der Wunsch der meisten Hausfrauen sein, einen Apparat zu besitzen, der den Staub dauernd von den Teppichen, Polstermöbeln, Vorhängen usw. fernhält, ohne das unangenehme und staubaufwirbelnde Aufbürsten und Ausklopfen nötig zu machen. Wir wollen deshalb unsere Leserinnen auf einen nützlichen Apparat, der sich überaus schnell eingebürgert hat und neben dem praktischen auch einem wirklich hygienischen Bedürfnis entspricht, aufmerksam machen, den Daisy-Vakuum-Entstauber der Firma Abner & Co., G. m. b. H., Ohligs 93 (Rheinland). Der Daisy-Staubsauge-Apparat wird durch einen Blasebalg mit der linken Hand spielend leicht in Bewegung gesetzt; die Apparate für elektrischen Betrieb werden mittels Steckkontaktes an die Hausleitung oder mittels Schraubenkontaktes an jede Glühlampe angeschlossen, indem man die Birne einfach solange abschraubt. Der vom Staubsauger aufgesogene Staub wird in einem Staubsack, der sich im Apparat befindet, gesammelt und dann in den Kehricht ausgeschüttet. Für die Handhabung der Hand- als auch elektrischen Staubsauger genügt bei der Reinigung von Teppichen, Vorhängen, Büchern, Ecken und Ritzen usw. eine einzige Person. Auf der Dresdener Hygiene-Ausstellung haben gerade diese Apparate besondere Beachtung erfahren, und wir möchten daher nicht verfehlen, Interessenten auf die Anzeige der Firma Abner & Co. G. m. b. H. in Ohligs hinzuweisen, welche derartige Apparate in allen Preislagen für jeden großen oder kleinen Haushalt liefert.

— Ein historisches und monumentales Bauwerk ist der Straßburger Münster, zu dessen Wiederherstellung eine Geld-Lotterie genehmigt worden ist. Das Los hierzu kostet 3 Mark, mit dem bereits in der Ziehung vom 27. bis 30. April der Kapitalgewinn von 75,000 Mark, 30,000 Mark usw. gewonnen werden kann; im ganzen bietet die Geld-Lotterie 9339 Gewinne, die ohne Abzug zur Auszahlung gelangen. Neben den großen Gewinn-Chancen kann jeder Loskäufer die Genugtuung haben, daß er zur Erhaltung eines unserer herrlichsten kirchlichen Baudenkmäler beigetragen hat; die Straßburger-Münster-Geld-Lose sind in allen bekannten Lotteriegeschäften und Loseverkaufsstellen zu haben und auch zu beziehen

Mädler-Koffer.

Feine Leder-Waren.

Moritz Mädler.

Verkaufs-Locale: Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt a/M., Köln

Moritz Mädler,
Jll. Preisliste sendet gratis Leipzig-Lindenau 21.

Vor Gebrauch.

Nach Gebrauch.

Eine **beachtensw. Erfindung** ist der orthopäd. **Nasenformer „Zello“**, der jede unschöne Nasenform verbess. (Knochenfehl. nicht). Nachts tragb. Pr. M. 2.70, besser u. scharf verstellb. M. 5.— Porto extra. Erfolg gar. Dr. m. F. schr.: M. Ihr. „Zello“ war ich sehr zufr., send. Sie bitte n. 3 St. f. m. Pat. **Rote Nasen** Ausk. geg. Rückp. Spezial. L. M. Baginski, **Berlin 292/W. 57**, Yorkstr. 51

---

7 mal präm. mit ersten Preisen!

Lauten Gitarren

in anerkannt hervorragender Qualität. Katalog gratis.

Gebrüder Wolff, Kreuznach 8.

UM IHRER HAUT

die blendende Weiße, die Frische und den Sammetglanz der Jugend zu geben, benützen Sie das

ALTHÆINE

v. Dr. J. SEGUIN, Paris,

denn es schützt die Haut wunderbar gegen die Luft und die Meereshitze etc. Es enthält keine schädlichen Produkte, fleckt und fettet nicht, vertreibt rote Hautfleck., Hautsprünge, Runz., Sonnenbr. etc. Es ist für die Haut, was der Tau für die Blume ist.

Preis 5, 1/2 St. 3, Hauptdep.: Léger-Jourdan, Parfümerie, **Saint-Denis-les-Paris. Berlin:** Lohse, Hofl., Jägerstr. 46. **München:** Schlegel, Hofl., Dienerstr. 23. **Frankfurt a. M.:** Simon jr., Gr. Eschenh. 3, **Köln:** Bataille, Breitestr. 145. **Bremen:** Schulze, Obernstr. 10. **Hamburg:** Möller & Eichapfel, Buschstr. 14. **Magdeburg:** O. Bibow, Breitew. 12. **Dresden:** Schwarzlose, Schloßstr. 13. **Prag:** Milde & Roßler. **Wien:** Wallace, Hofl., Kärntnerstr. 30. **Budapest:** Vertessi, Hofl. **Petersburg:** Magnus Angelis, Hofl.

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

befriedigen die verwöhntesten Ansprüche

NEU Special-Stiefel zu Herren u. Damen 16.50

Erkenntlich an dem HERZ SPECIAL Zeichen auf der Sohle.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion

sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. **erweitert die Brust!**

Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maßang.: Brustumf., mäßig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserd.** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück! **Man verlange illustr. Broschüre.**

E. Schaefer Nchf., Hamburg 70c.

Tryphosa

D. R. P. Nr. 218 315 u. 6 Auslandpat. Gegr. 1866

der neue, Glacéhandschuh mit sanitären Eigenschaften zur Pflege und Erhaltung zarter Haut. Preiswert in all. feineren Spezial-Geschäften erhältlich. Bezugsquellen weist eventuell nach der Patentinhaber **Louis Grässer, Zwickau i. Sa.**

MODERNE HAND u. STATIV CAMERAS

IN PRÄCISIONSAUSFÜHRUNG

CURT BENTZIN GÖRLITZ

WERKSTÄTTE FÜR PHOTOG. APPARATE LISTE № 6

1000

echte Briefmarken, wor. **210 verschiedene,** enth. Mexico, Chile, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Span., Bulgar., S. Marino, Japan, China Costarica, Gabon etc. **nur 1 Mark.** Porto 20 Pfg. extra. **Preisliste gratis.** **Paul Siegert, Hamburg 68.**

Louis Krause

Leipzig-Gohlis 20.

Spezial-Fabrik f. **Handbetriebs-Fahrzeuge** all. Art; **Krankenfahrstühle** für Strasse u. Zimmer; ständiges Lager von ca. 300 diversen Fahrzeugen. — Jllustrierter Katalog gratis und franko.

Zucht-, Lege- u. Ziergeflügel, Bruteier all. bewährt. Rassen, tragb. **Ställe** und sämtl. prakt. **Geräte** zur Geflügelhaltung liefert **Geflügelpark in Auerbach 100 (Hessen).** **Illustr. Katalog kostenfrei.**

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen, imponierendes Aeusseres bei Herren und Damen durch unser preisgekröntes **„Abundin“.** Bestes Nervennährpräparat. Goldene Medaille. In kurzer Zeit bis 30 Pfund Zunahme. Unschädlich. **Garantieschein.** Zahlreiche Dankschreiben. Preis **2 M.** 3 Kartons (z. Kur erforderlich) **nur 5 M.** Diskrete Zusendung.

Dr. Schätfer & Co., Berlin 50, Friedrichstrasse 9.

Täuschend naturgetreue Anfertigung von

künstlichen Augen

in Anwesenheit der Patienten.

L. Müller-Uri,

Berlin NW, Karlstr. 9, **Leipzig, Universitätsstraße 22—24.** Jährlich einmal in den größeren Städten Mitteleuropas. **Reiseplan verlangen!**

durch das Generaldebit Lud. Müller & Co. in Berlin, Breitestraße 5. sowie J. Stürmer, Straßburg i. E., Langstraße 107.

— Drehbare Backform mit Deckel ist eine neue Kuchenform, die der durch ihr Backpulver bekannten Nährmittelfabrik von Dr. A. Oetker durch D.R.G.M. geschützt ist. Mit dieser äußerst praktischen Backform erhält man einen gleichmäßig gebackenen Kuchen von schöner brauner Farbe. Ein Schwarzwerden oder gar Verbrennen des Kuchens, wie es infolge der ungleichmäßigen Hitze der Bratöfen oft geschieht, ist ausgeschlossen. Ohne sich die Finger zu verbrennen und ohne befürchten zu müssen, daß der aufgegangene Kuchen zusammenfällt, kann die Form mit Leichtigkeit im Ofen gedreht werden. Gegen Einsendung von M. 3.— durch Postanweisung wird diese Form nebst neusten Rezepten franko von der Firma Dr. A. Oetker, Bielefeld, versandt.

— Glückliche Menschen, denen ein Feiertag mehr bedeutet als lediglich eine kurze Unterbrechung der Werktage, wandern gern hinaus in die Natur, um Geist und Körper zu erfrischen und zu stärken. Wer dann vollen Genuß von seiner Wanderung oder seinen Sport haben will, sollte nicht versäumen, eine Streudose Vasenol-Sanitäts-Puder mit auf den Weg zu nehmen. Abpudern des Körpers, insbesondere aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe) belebt und erfrischt die Haut, erhält sie weich und geschmeidig, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Vasenol-Sanitäts-Puder ist ein unentbehrlicher hygienischer Körperpuder mit angenehmem Geruch, durch dessen Verwendung nicht die Schweiß-Sekretion beseitigt oder der Haut die Möglichkeit der Atmung genommen wird, sondern der sie infolge seiner starkaufsaugenden Kraft gut abtrocknet und die Zer-

setzung des Schweißes, sowie dadurch entstehende Reizungen und Entzündungen der Haut verhindert. Vasenol-Sanitäts-Puder ist ein ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel gegen Wundlaufen und Wundreiben, Wundwerden zarter Hautfältchen sowie Hautreizungen aller Art, bei erhitzten Hautstellen, Schweißfriesel, auf Reisen, Fußtouren, bei Ausübung jeglichen Sports (Turnen, Reiten, Radfahren, Rudern) von unschätzbarem Wert. Allen an übermäßiger Schweißabsonderung Leidenden ist die Verwendung des Vasenoloform-Puders zu empfehlen, der nach ärztlicher Anerkennung das einfachste und billigste Mittel von absoluter Unschädlichkeit bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß darstellt. Zur Kinderpflege wird von hervorragendsten Ärzten Vasenol-Wund- und Kinder-Puder als bestes Einstreumittel für kleine Kinder bezeichnet, durch das Wundliegen und Wundreiben, Entzündung und Rötung der Haut zuverlässig verhindert werden. Die Original-Streudose kostet 75 Pfg. und ist in Apotheken und Drogerien erhältlich. Unsern Lesern stellen die Vasenol-Werke Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau, einen ausführlichen Prospekt sowie 1 Probe-Dose kostenlos zur Verfügung. Man schreibe sofort eine Postkarte, beziehe sich auf die Woche und fordere Zusendung der Probe.

— Die elegante Dame, die durch das Raffinement ihrer Toiletten und durch die gesunde Schönheit ihres Körpers alle Blicke

auf sich lenkt, weiß ganz genau, daß ihr klarer, lichter Teint und die peinlich gepflegte rosige Haut einzig und allein das ganze Geheimnis ihrer Schönheit und Eleganz sind. Mit liebevoller Sorgfalt wird sie ihr tägliches Bad bereiten und zu allen Hand- und Gesichtswaschungen nur eine milde, neutrale Seife verwenden, die weder eine zarte, empfindliche Haut reizt noch schädigt, sondern lösend auf die Talgdrüsen und fördernd auf die Porentätigkeit wirkt. Diese Eigenschaften besitzt im vollsten Maß die echte Steckenpferd-Lilienmilchseife und sollte daher niemals auf dem Toilettetisch einer eleganten Dame fehlen.

— Die Fahrradkonstrukteure haben es von jeher als ihre vornehmste Aufgabe angesehen, beim Fahrradbau möglichst geringes Gewicht und höchsten Schnelligkeitsgrad mit größter und absoluter Widerstandsfähigkeit zu verbinden. Diese 3 Haupteigenschaften eines guten Rades — Leichtigkeit, Schnelligkeit und Stabilität — finden sich in ausgeprägtem Maß bei den neuen Modellen der Germaniaräder von Seidel & Naumann, Dresden, zu einem glücklichen Ganzen vereinigt. Mit der vorzüglichen technischen Konstruktion hält bei den Germaniarädern auch die äußere Ausstattung, die sich durch Eleganz, sportsmäßige Form und gefälligen Bau auszeichnet, gleichen Schritt. Die große Zahl der Sportfreunde ist dem Germaniafahrrad, dem viele nennenswerte Auszeichnungen, u. a. auch der Königl. Sächs. Staatspreis, zuteil geworden sind, treu geblieben. Das bis jetzt erzielte Fabrikationsergebnis beträgt 780 000 Germania-Fahrräder.

— Sommersprossen. Wer kennt nicht die häßlichen Flecken, die gerade meist auf zarter Haut entstehen und so das anmutigste Gesicht zu entstellen imstande sind. Wer aber kennt die vielen meist völlig wertlosen und teuren Mittel, die gegen Sommersprossen angepriesen werden und nicht nur Sommersprossen, sondern auch

Mitesser und alle möglichen Hautfehler beseitigen sollen? Mittel, die alle diese Fehler zusammen vertreiben sollen, gibt es nicht, was jeder Hausarzt bestätigen kann. Die Apotheke „Zum eisernen Mann" in Straßburg i. Els. 9 bringt seit Jahren eine „Creme Any" gegen Sommersprossen in den Handel, die vermöge ihrer bleichenden Eigenschaft die größten und dunkelsten Sommersprossen in kurzer Zeit (8 bis 10 Tage) beseitigt. Wer schon alle möglichen Mittel ohne Erfolg angewendet hat, sollte mit Creme Any einen allerletzten Versuch machen. Ueber 2000 Danksagungen, die jedermann einsehen kann, besitzt für ihr altbewährtes, völlig unschädliches Sommersprossenmittel Creme Any nur die Apotheke „Zum eisernen Mann", Straßburg i. Els. 64.

— Makkaroni-Suppe. Knorr-Makkaroni gibt man in kochendes, leicht gesalzenes Wasser, läßt sie weichkochen, dann abtropfen und schneidet sie in kleine Stücke von 1 bis 2 Zentimeter (man kann statt der Knorr-Makkaroni auch Knorr-Hörnle oder -Schneckle nehmen). Sie werden nun in 2 Liter kochende, klare Fleischbrühe eingerührt, einmal darin aufgekocht und mit nebenbei geriebenem Parmesan- oder Schweizerkäse auf den Tisch gegeben oder gleich beim Anrichten mit dem Käse bestreut.

— **Ein modernes Kaufhaus.** Die Firma Jonass & Co., G.m.b.H., Versandgeschäft in Berlin N. L, 67, Belle-Alliance-Str. 3, hat soeben ihren illustrierten Prachtkatalog 1912, 652 Seiten stark, in erster Auflage erscheinen lassen. Man überzeugt sich beim Durchblättern des schön ausgestatteten Buches bald, daß man es mit einem der modernen Großbetriebe zu tun hat, die vermöge ihres ungeheuren Absatzes mit dem kleinsten Nutzen verkaufen können, deren Handelsbeziehungen über die ganze Welt laufen, und die schon durch ihre sachliche Festigkeit ihrer Geschäftsführung das Vertrauen des kaufenden Publikums verdienen. Alle möglichen Gebrauchs- und Luxusgegenstände finden sich hier in reichlicher Auswahl vereinigt: Uhren aller Art, Ringe und Krawattennadeln, Silber-, Meerschaum- und Nickelwaren, allerhand Musikinstrumente von den Flöten und Trompeten bis zu den Grammophonen und Harmonikas, Theatergläser, Mikroskope, Projektionsapparate, Regenschirme usw., kurz alles, was einem als technischer Gebrauchsgegenstand im Leben vorkommen kann. Die Firma gewährt ihren Kunden in entgegenkommenster Weise Zahlungserleichterungen, Teilzahlungen oder 10 Prozent Rabatt bei Barzahlung. Denn die ganze Organisation des Geschäfts nimmt besondere Rücksicht auf die Kunden, die mit ihren Ausgaben zu rechnen haben und sich bei Gegenständen, die halb Luxus-, halb Bedarfsartikel sind, jede Anschaffung dreimal überlegen müssen. Daher beweisen denn auch fortwährend zahlreiche Anerkennungsschreiben aus dem Publikum, wie gut das Versandgeschäft die Bedürfnisse der Minderbegüterten zu erkennen und zu befriedigen weiß. Wer also Geschenke zu besorgen hat, lasse sich die illustrierte Preisliste der Firma kommen, die Sie gern und ohne Kaufzwang, umsonst und portofrei, erhalten.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G.m.b.H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

Norddeutschland.

Bad Eilsen **b. Bückeburg.** Stärkstes Schwefel- und Schlammbad gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Terrain-Luftkur im Auetal. Waldreiche Höhen. Saison bis 15. September. Forellen-Fischerei. Prosp. frei durch die **Verwaltung.**

Bad Schwartau **b. Lübeck,** Sol-Moorbad. Heilanz.: Gicht, Rheuma, Frauenleid. Arterienverk. Luftkurort. Ruhesitz.

Brauen **Hotel Schaper-Siedenburg.** Mod. Haus, ruh. vorn. Lage. Bahnhofstr. 34. Gute Küche.

Kleinen (Mecklenburg) am Schweriner See. **Sanatorium** für innere und Nervenleiden. **Dr. Armin Steyerthal.**

Lüneburg **Sol- und Moorbad** mit modern eingerichteten Badehäusern, Kurhaus und Logiervillen, 60 Morgen Kurpark. Ständige Kurkapelle. Prospekte gratis. Ausgangspunkt herrlicher Heidetouren.

Malente-Gremsmühlen Norddeutschlands bedeutendster Luftkurort. Prospekt durch den **Verkehrsverein.**

Stellingen **b. Hamburg. Carl Hagenbeck's Tierpark.** Weltbekannte Sehenswürdigkeit. Reichhalt. Tiersammlung. — Völkerschau. Konzerte etc. Prosp. frei.

Wilsnack **Eisenmoorbad.** — Berlin-Hamburger Bahn. Vorzügl. geg. Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenleiden. Prospekte durch die **Badeverwaltung.**

Ostseebäder.

Graal **in Mecklbg. Waldluftkurort. An der Rostock-Stralsunder Bahn. Frequenz** im Jahre **1911: 5300.** Prosp. durch die **Badeverwaltung** und den Verband Deutscher Ostseebäder, Berlin, Unt. d. Linden.

Heringsdorf **Vornehmstes Ostseebad,** 3½ Std. v. Berlin. Kräftige Solquelle, Familienbäder, Rennbahn. Tennisplätze. **Lindemann's Hotel,** das ganze Jahr geöffnet. Telephon 4, Autogarage.

Kahlberg Stat. **Elbing,** auf der Frischen Nehrung. **Ostseebad. Luftkurort.** Gegenüb. **Kaiserl. Herrsch. Cadinen.** Prospekt durch die **Badedirektion.**

Kolberg **See-Sol-** und **Moorbad,** stärkste **Sol**bäder, reinste **See**luft. Unübertroffen bei Frauen- und Kinderkrankheiten. Theater, Rennbahn, Ballonfahrten, Eichen-, Buchen-, Nadelwälder, Quellwasserleitung, elektr. Licht, Kanalisation. **1911: 33000 Besucher. Hotel „Bellevue"** I. R., direkt am Meer u. Kurpark. **Solbäder** in all. Etagen. **M. Goebel. Neues Solbad,** 50 Zimm. m. Pens. Beste Lage. Elektr. Licht. Dir. Verb. m. d. Bade.

Misdroy unmittelbar am Strand, v. Hochwald u. Bergen umgeben. Zentrale Warmwasserversorgung, Freiluft-Seebad mit Zeltlager (neu). Beginn der Sommersaison 26. Mai. **Hot. Seeblick** I. R. Dir. a. Meer. Dep. **Seestern-Hs. Brandenburg.** Autogar. **P. Brandenburg.**

Nordseebäder.

Borkum **Nordsee-Hotel,** Haus allerersten Ranges, direkt am Meer. Prospekt gratis. **Hotel Inselhalle,** Pens. v. M. 38.— an. Vorzügl. Küche. Man verlange Prospekt D.

Langeoog **Kurhaus Hotel Falke. Hotel Ahrenholtz** m. **Villa Amalie. Haus Leiner.** Prosp. grat. **Meinens Hotel,** altrenommiertes Haus, Kanalisation. Prospekt gratis.

Brandenburg.

Buckow **Kr. Lebus (Märk. Schweiz) — Erholungsh. u. Sanator. Waldfrieden.** Pens. El. L., Bäd. i. Hause. Park a. See. Empf. vom D. Off.-Ver. Luftbad. Telephon Amt Buckow Nr. 55.

Falkenhagen -Seegefeld b. Berlin. **Mittelstands-Sanatorium.** San.-Rat Dr. Strassmann.

Falkenhain **bei Berlin, Vorortstation Finkenkrug. Kurhaus, Waldsanator. u. Pension.** Herrl. Lage, bill. Preise. **Dr. Goetzcke.**

Grunewald **-Berlin, Hotel-Pension Bismarckplatz,** Hubertusallee 16. Tel. Pfalzbg. 379. Dependance m. eigen. Betrieb. Lift. Tel. Pfalzbg. 1665, Warmbrunnerstr. 4.

Wald-Sieversdorf (Märk. Schweiz). **Märkisches Sanatorium.** Prosp. d. Leit. u. Bes. **Dr. med. Friedrich.**

Westend bei Berlin **Dr. Weiler's Kuranstalten für Nerven-, Stoffwechselkranke u. Gemütleidende.**

Schlesien.

Bad Flinsberg Gebirgskurort, natürl., arsen., radioakt. Kohlensäure u. Moorbäder. Fichtenrindenbäder, Inhalat. Erstkl. Badeanst. Prosp. **Badeverwaltung. Kurhaus** I. Haus, elektr. Licht, Personenaufzug, Zentralheizung, herrliche Fernsicht.

Bad Reinerz **Heilanzeigen die gleichen wie Wildungen, Ems, Nauheim und Franzensbad. Dagegen ungeeignet für Schwindsucht, da infolge des Klimas leicht Blutsturz eintritt.**

Bad Salzbrunn **in Schlesien, im Waldenburger Gebirge.** Heilkräftig bei **Katarrhen** der Atmungsorgane, Verdauungsorgane, Harnwege, bei Gicht u. Diabetes, bei Emphysem u. Asthma, Folg. v. Influenza. **Oberbrunnen Kronenquelle** } Jährlicher Versand über 1½ Millionen Flaschen. Prospekte durch die **Fürstl. Brunnen- und Bade-Direktion** und die **Verkehrsbüros.**

Bad Warmbrunn **Sanatorium Dr. Hoffmann,** Gelenk-Nervenleiden. Stoffwechselstörungen. Modern. Komf. Thermalbäder i. Hause.

Görbersdorf Bahnstation **Friedland, Bezirk Breslau. Dr. Brehmers Heilanstalten** für Lungenkranke. **Chefarzt: Dr. F. Wehmer.**

Jannowitz **i. Riesengebirge. Sanatorium D. Dr. Freiberg-Gehrmann.** Spezial-Kuranstalt f. **Nerven-** u. **innere Krankheiten.** Prospekt frei.

Niesky O.-L. **Vorzügliche Erholungsstätte f. Ruhebedürftige.** Schwimmbassin 35×12 m. Luft-, Sonnen-, Dampfbäder etc. Auskunft erteilt der **Gewerbe-Verein.**

Schreiberhau **Sanatorium Hochstein,** früh. Sanatorium Schreiberhau. Modern. Komf., 3 Aerzte. Beste Kurerfolge.

Westdeutschland.

Ahrweiler **Rheinland. Kurhaus Ahrweiler.** Sanatorium für **Nervenkranke u. Erholungsbedürftige.** Das ganze Jahr geöffnet. 5 Ärzte. Leitender Arzt u. Besitzer **Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall.** Prospekte d. d. **Direktion.**

Bad Neuenahr **Heilanstalten für Zuckerkranke.** Sommer- u. Winterkuren. Prospekt durch **Dr. Külz. Bonn's Kronenhotel,** zur Frühjahrskur, b. Kurgebrauch strengste Diätküche.

Bad Salzig **am Rhein.** Krankh. d. Atmungs-, Verdauungsorg., **b. allen** Stoffwechselerkr., bes. **Gicht, Rheumat.,** Nervenleiden. **Badehaus, Kurhotel, Pens.** Alk.-muriat. **Thermen,** Naturfüllung z. **Hauskur.** i. Apothek., Miner.-Wasserhandl. und ab Quelle. Ausk. über Kurerfolge d. d. **Badeverwaltung.**

Grafenwerth **Kgl. Domäne, Rhein-Insel, Station Honnef,** einzigartiger Punkt a. Rh. Hotel-Restaurant. **Das ganze Jahr geöffnet.** Luftkurort.

Godesberg **am Rhein. Kur- u. Wasserheilanstalt „Godesberg".** Dr. med. Stähly, Direktor Butin.

Teutoburger Wald.

Bad Rothenfelde Kohlensäurereiche Solquellen gegen Herzleiden, Frauenkrankheiten, Rheumatismus, Skrofulose. **Kurhaus,** vornehmste Familienpension mit Solbädern im Hause. Kurkapelle, Theater. **Neues Badehaus** mit allem Komfort. Herrliche Waldungen am Ort. Sommer- und Winterkuren. Badeschrift frei durch die **Badeverwaltung.**

Bad Lippspringe Kurbad a. Teutoburg. Wald. — Bahnstation. — **Kurbrunnen: radioaktive** Heilquelle, Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. — Bäder und Inhalationen. — Ermässigung für Minderbemittelte. — Briefadresse **Kurbad** Lippspringe.

Bad Lippspringe Arminiusquelle (das alte Bad Lippspringe) unübertroffen gegen Lungenleiden, Asthma u. Kehlkopfkatarrhe, besonders im Beginn. Frequenz 1910: 8640 Kurgäste. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration d. Arminiusquelle.**

Sanatorium Lippspringe Heilanstalt für Lungenkranke der gebildeten Stände. Prospekt frei. **Besitzer u. Leiter: Dr. Brackmann, Badearzt.**

Bad Meinberg bei **Detmold,** Schwefelschlamm- u. natürl. Kohlensäurebad, gegen Gicht, Rheum., Nerv., Frauenleid., Krankheit der Harnwege. **Neue Badehäuser.** Tägl. Konzerte, Reunions etc. **Kurverwaltung.**

Bad Oeynhausen **Kurpension „Villa Schreibersruh".** Z. m. Pens. 5—7 M. tgl. Badearzt **Dr. Lembcke.** Pr.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20.— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 15. **Berlin, den 13. April 1912.** **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Zwischen der Börse und dem wirtschaftlichen Leben, speziell der Industrie, hat sich ein gewisser Gegensatz herausgebildet, der in der Auffassung von den Zukunftsmöglichkeiten zum Ausdruck kommt. Die Börse steht nicht mehr außerhalb jeden Zweifels, sondern leidet unter der Befürchtung, es könne eine plötzliche schroffe Kurskorrektur eintreten. Diese Sorge ist hauptsächlich durch die außergewöhnlich strengen Geldverhältnisse hervorgerufen worden. Die Aprilliquidation vollzog sich unter Geldsätzen, wie sie sonst nur der Jahreswechsel zu bringen pflegte. Ultimogeld ging bis auf 7¼ Prozent in die Höhe. Der April wird zwar, wie üblich, eine Erleichterung bringen; aber es ist fraglich, ob die Reichsbank schon bald eine Ermäßigung des Diskontsatzes vornehmen kann.

Die Kreditrestriktionen werden fortgesetzt.

Viel besprochen wurde die Insolvenz der angesehenen Immobilienfirma Mosler und Wersche in Berlin, die von vier Großbanken (Dresdner Bank, Darmstädter Bank, Nationalbank für Deutschland, Commerz- und Discontobank) Kredite von insgesamt 3.68 Millionen erhalten hatte. Die Schwierigkeiten entstanden dadurch, daß die Firma, die anfangs nur die Vermittlung von Hypotheken betrieb, sich später in umfangreiche Grundstücksgeschäfte einließ, die bedeutende Mittel in Anspruch nahmen. Die Bauunternehmer arbeiteten mit den Geldern, die ihnen die Grundstücksfirma zur Verfügung stellte; und die wieder nahm den Kredit der Banken durch Wechsel in Anspruch. Den Finanzinstituten wurden als Unterlagen Hypotheken gegeben, so daß sie hoffen, von Verlusten verschont zu bleiben. Im Grundstücksgeschäft tritt der Nachteil langfristiger Engagements bei kurzfristigen Krediten besonders häufig in die Erscheinung. Die Banken dürfen ihre Gelder nicht zu lange festlegen; das Baugeschäft aber braucht lange Kredite. Die Finanzinstitute müßten sich also von derartigen Transaktionen fernhalten. In der Wirklichkeit leihen sie ihnen aber ihre Unterstützung; und so entsteht ein circulus vitiosus. Eines Tages werden den Grundstücksunternehmern die Kredite gekündigt. Dann sind sie trocken gesetzt, wenn die Banken nicht vorziehen, neues Geld einzuschießen, um eine langsame Liquidation zu ermöglichen.

Eine schroffe Entziehung des Kredits

muß unter allen Umständen vermieden werden. Sie würde der Volkswirtschaft schweren Schaden bringen; und die Banken täten sehr unrecht, wenn sie die Anregungen der Reichsbank zum Vorwand nähmen, um sich Hals über Kopf von lästigen Beziehungen zu befreien. Schließlich sind sie doch schuld daran, daß die Bedeutung des Kredits für das Wirtschaftsleben immer größer geworden ist. Ohne ihr Geld hätten die industriellen Unternehmungen sich nicht ausbreiten und immer mehr Fabrikationszweige in sich aufnehmen können. Nun ist die Expansion einmal da und verlangt, weiter unterstützt zu werden. Einen Großbetrieb kann man nicht in den engen Rahmen einer Spezialfabrik pressen. Die Banken selbst haben erklärt, daß sie ein gewaltsames Zurückdrängen der Kreditansprüche für gefährlich hielten. Es wäre eine sehr falsche Taktik, wenn sie ihrer besseren Erkenntnis zuwiderhandeln und auch berechtigte Wünsche nach Unterstützung ablehnen würden.

Liquidität ist das neueste Schlagwort.

Alles drängt danach; denn die deutsche Wirtschaft soll im Fall eines Krieges ihre Finanzen in Bereitschaft haben. Dieser Wunsch hat das neue Gesetz für die Vermögensanlagen der Sparkassen hervorgebracht. Nach einem ersten mißglückten Versuch dieser Art hat ein neuer Entwurf gemilderte Vorschriften aufgestellt. Die öffentlichen Sparkassen sollen in Zukunft Mindestbeträge zwischen 20 und 30 Prozent in mündelsicheren Schuldverschreibungen anlegen. Davon sollen drei Fünftel auf Reichsanleihe und preußische Konsols kommen. Gegen solchen Zwang erhebt sich Widerspruch. Man zweifelt, ob die Liquidität des Sparkassenvermögens durch die festverzinslichen Papiere gebessert werden kann. Und im übrigen wird (mit Recht) eingewendet, daß mit Hilfe von Paragraphen der Kurs der Staatspapiere nicht gehoben werden kann. Diese Ansicht wurde hier bereits ausgesprochen. Dagegen ist die Kurschance, die der außergewöhnlich niedrige Tagespreis der mündelsicheren Anlagepapiere enthält, nicht von der Hand zu weisen. Die Gefahr neuer

Verluste ist für den heutigen Käufer von Staatsanleihen und Hypothekenpfandbriefen kaum vorhanden. Das Sparkassengesetz ist in der Finanzkommission des Herrenhauses gegen eine Stimme angenommen worden. Auch der erste Entwurf hatte die Billigung der Ersten Kammer gefunden, glitt aber im Abgeordnetenhaus in die Versenkung. Vielleicht gilt auch von der finanziellen Bereitschaft: „Wie gut, daß sie besser ist als die Gesetze."

Ein charakteristisches Kennzeichen für die Lage des Geldmarktes vor dem Ultimo bot die Tatsache, daß am 26. März

kein Privatdiskont notiert werden konnte.

Eine Erscheinung, die noch niemals beobachtet worden war. Die Diskonteure hatten zwei verschiedene Sätze normiert (für kurzfristige, sogenannte Schnittwechsel mit 5 Prozent, für Tratten, die länger als siebzig Tage liefen, mit 4¾ Prozent) und konnten sich auf keine Einheitsnotierung einigen. Deshalb unterblieb die Festsetzung des Privatdiskonts, die übrigens keine amtliche ist, sondern durch eine Privatfirma erfolgt. Daß die Anspannung des Zinsfußes und Geldknappheit keineswegs nur in Deutschland zu beachten ist, vielmehr auch im Ausland eine Rolle spielt, lehrte eine Mahnung des Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank. Alle die Stellen, die Geld verwalten und Geld brauchen, sollten, wie er hervorhob, auf den Umstand Rücksicht nehmen, daß Frankreich seine Guthaben aus allen Ländern zurückgezogen habe.

Ueber die Zukunft des Geldmarktes

läßt sich, wie in der Generalversammlung der Discontogesellschaft gesagt wurde, noch nicht viel sagen, da sie von den verschiedenartigsten Einflüssen abhängt. Im April dürfe mit einer geringen Erleichterung gerechnet werden. Ueber das Geschäft der Banken im neuen Jahre hörte man meist Günstiges. Das Emissionsgeschäft in festverzinslichen Werten sei am Anfang des Jahres außerordentlich lebhaft gewesen, später aber durch die Situation am Geldmarkt beeinträchtigt worden. Durch höhere Zinsenerträgnisse habe man jedoch einen Ausgleich erlangt. Das Börsengeschäft war anfangs lebhaft, hat aber im weiteren Verlauf nachgelassen und hat schließlich in normale Bahnen eingelenkt. Bemerkenswert ist

das Festhalten des Publikums an Dividendenpapieren.

Es gibt Anlagewerte, die gute Chancen bieten; aber sie bleiben unbeachtet. Dreieinhalbprozentige Hypothekenpfandbriefe notieren 88 Prozent. Zu diesem niedrigen Kurs bieten sie eine Verzinsung von 4 Prozent und einen Amortisationsgewinn von 12 Prozent; denn die Papiere werden mit 100 Prozent eingelöst. Diese Möglichkeiten werden jedoch kaum gewürdigt.

Die Industrie bleibt en vogue.

Was der Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft Geheimrat Kirdorf in der Generalversammlung über die Konjunktur sagte, fand freudigen Widerhall an der Börse. Das Geschäft in der Kohlen- und Eisenindustrie sei durchaus günstig und werde es auch bleiben, wenn keine politischen Störungen eintreten. Der Bergarbeiterstreik sei „frevelhaft" heraufbeschworen worden, denn seit dem 1. März hätten überall Lohnerhöhungen bestanden, und die Löhne würden weiter gesteigert werden. Die Selbstkosten seien nicht unwesentlich gestiegen. In den Hochöfen-, Stahl- und Walzwerksbetrieben habe sich die Arbeiterbewegung nicht fühlbar gemacht, und die Betriebe haben aufrechterhalten werden können. Für den Rest des Jahres hoffe man, in sämtlichen Betrieben, auch in den Bergwerksbetrieben, vor Erschütterungen bewahrt zu bleiben, so daß man auch für 1912 auf ein befriedigendes Betriebsergebnis wird rechnen können. Wenigstens habe sich die Erwartung, daß das Jahr 1912 verhältnismäßig günstig verlaufen werde, bis jetzt erfüllt. Im Januar und Februar sind gegenüber dem Vorjahr ca. 1½ Millionen Mark Mehr-Ueberschüsse erzielt worden. Ueber die Verhandlungen zur Erneuerung des Stahlwerksverbandes teilte Geheimrat Kirdorf mit, daß sie zur Festlegung einer vorläufigen Grundlage geführt hätten, auf der der Verband aufgebaut werden solle. Allerdings werden immer wieder Einsprüche erhoben und neue Anträge gestellt, so daß sich noch nicht mit Sicherheit sagen läßt, ob der Verband zustande kommen werde oder nicht. Er habe das Vertrauen, daß alle Beteiligten in letzter Stunde zu einer Verständigung gelangen werden. Der Verband werde dem bisherigen gleichkommen, keinesfalls werde die Syndizierung über die A.-Erzeugnisse (Halbzeug, Träger, Eisenbahnmaterial) hinausgehen.

Auch in der Generalversammlung der Hamburg-Amerika-Linie wurde eine günstige Wirtschaftsprognose gestellt. Generaldirektor Albert Ballin, der mit Aeußerungen der Befriedigung sehr zurückhält, betonte, daß

in der Welt Hochkonjunktur herrsche.

Die politische Lage sei noch nie so friedlich gewesen wie im Frühjahr 1912. Der große Aufschwung, den Handel und Schiffahrt während des Jahres 1911 genommen haben, hat sich ungeschwächt erhalten.

Entwicklungstendenzen unserer Flotte.

Mehr als einmal waren seit dem Sommer vorigen Jahres die Blicke aller deutschen Patrioten unserer Flotte zugewendet. Mehr als einmal wurde die ernste Frage erörtert, „Sind wir bereit?" eine Frage, die ohne Zögern bejaht werden darf, wenn man die Entwicklung unserer Flotte im letzten Jahr an sich vorüberziehen läßt.

Den Kern der Flotte bilden, wie wir dem Hamburger Korrespondenten entnehmen, nach wie vor die beiden Linienschiffsgeschwader und die Panzerkreuzer. Sie haben im letzten Jahr eine außergewöhnliche Stärkung erfahren, die vielleicht die Nervosität unserer Vettern jenseit des Kanals gesteigert hat. Aus den 16 Linienschiffen der Hochseeflotte sind durch den Eintritt eines besonderen Flaggschiffes außerhalb des Geschwaderverbandes 17 geworden, und die beiden ältesten Linienschiffe der Hochseeflotte „Wettin" und „Mecklenburg" wurden aus ihr für immer entfernt und außer Dienst gestellt. In die drei dadurch entstandenen Lücken traten ein die drei ersten sog. Überdreadnoughts „Thüringen", „Ostfriesland" und „Helgoland". Es sind dies die ersten Schiffe mit einem Deplacement von 23000 Tonnen und je 12 Geschützen von je 30.5 Zentimeter Kaliber (die ersten deutschen Dreadnoughts hatten nur 28-Zentimeter-Geschütze). Mit diesen drei Riesenkampfschiffen zählt das erste (Nordsee) Geschwader jetzt sieben Dreadnoughts und nur ein einziges älteres Linienschiff („Elsaß"). Das Geschwader umfaßt über 300 Geschütze und gegen 9000 Mann Besatzung. Die drei neuen Linienschiffe erzielten Geschwindigkeiten von mehr als 21 Knoten. In gleicher Weise ist der Verband der Aufklärungsschiffe modernisiert worden. Hier schie-

den die älteren großen Kreuzer „Roon" (1903) und „Blücher" aus, um durch „v. d. Tann" und „Moltke" ersetzt zu werden. Mit „Moltke", der bei der Probefahrt nahezu 30 Seemeilen erreichte, hat der zweite Turbinen-Panzerkreuzer in der Flotte Verwendung gefunden. Deplacement und Besatzung gleichen den Kampfschiffen der „Ostfriesland"-Klasse. Bei den kleinen Kreuzern hat die Turbine die Kolbenmaschine nahezu vollständig verdrängt. Außer dem aus Agadir heimgekehrten kleinen Kreuzern „Berlin" sind sämtliche kleinen Kreuzer der Hochseeflotte mit Turbinen ausgerüstet. Im letzten Jahr schieden aus dem heimischen Kreuzerverband „Königsberg" und „Lübeck", die durch „Kolberg" und „Köln" ersetzt wurden. Außerdem trat der Turbinenkreuzer „Augsburg" unter die Flagge, um sofort als Torpedoversuchsschiff Verwendung zu finden. Die zwölf neuen Torpedoboote, die im Jahre 1911 der Flotte hinzugefügt wurden, sind mit Turbinen versehen und auf der Vulkanwerft zu Stettin bzw. Germaniawerft in Kiel entstanden. Auch die Unterseebootsflottille hat einen nennenswerten Zuwachs erhalten.

Der Zuwachs an neuen Schiffen war im letzten Jahre sehr groß. Es liefen im ganzen acht Schiffe vom Stapel, und zwar die Linienschiffe „Kaiser" (10. Juni) auf der kaiserlichen Werft und „Kaiserin" (11. November) auf den Howaldtswerken in Kiel sowie „Friedrich der Große" (23. März) auf der Vulkanwerft zu Hamburg und der Linienschiffskreuzer „Göben" (28. März) auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg, ferner die kleinen Kreuzer „Magdeburg" und „Stralsund" auf der Werft der Akt.-Ges. Weser zu Gröpelingen bei Bremen, „Breslau" (Vulkan) zu Stettin und „Straßburg" auf der kaiserlichen Werft zu Wilhelmshaven. Dem erheblichen Zuwachs stand ein entsprechender Abgang entgegen. Gestrichen wurden aus der Liste der Kriegsschiffe die gänzlich veralteten Kanonenboote „Mücke", „Skorpion", „Natter" und „Krokodil", die Schulschiffe „Nixe" und „Rhein" sowie die Hafenschiffe „Comet" und „Meteor" und der frühere Aviso „Greif".

Von den Schiffen auf auswärtigen Stationen haben die seinerzeit bei Marokko kreuzenden die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in hohem Maße erregt. Das Kanonenboot „Panther" erschien am 1. Juli in Agadir, wenige Tage später kam aus der Heimat der kleine Kreuzer „Berlin", zu denen sich dann noch, aus Kamerun kommend, das Kanonenboot „Eber" gesellte. „Panther" mußte notwendiger Reparaturen halber schon bald die Heimreise fortsetzen, während „Berlin" und „Eber" bis Ende November auf ihrem Posten blieben. Eine sehr lebhafte Tätigkeit entwickelte das Kreuzergeschwader, dessen Befehl im Frühjahr der damalige Konteradmiral, jetzt Vizeadmiral v. Krosigk übernommen hatte. Schon vor seinem Eintreffen mußte das Geschwaderkommando zwei kleine Kreuzer, „Emden" und „Nürnberg", nach Ponape zur Niederwerfung des dort ausgebrochenen Aufstandes entsenden. Dieser wurde durch die beiden Kreuzer, zu deren Unterstützung aus der Südsee der kleine Kreuzer „Cormoran" und das Vermessungsschiff „Planet" herbeieilten, nach heftigen Gefechten niedergeschlagen. Neuerdings mußte das Geschwader alle verfügbaren Schiffe auf das Aufstandsgebiet in China verteilen und an einzelnen Orten zum Schutze der Deutschen Landungen vornehmen. Schon viel besprochen wurde in der amerikanischen und englischen Presse das durchaus korrekte Vorgehen des kleinen Kreuzers „Bremen" in Amerika, namentlich in Haiti. Das Kreuzergeschwader erhielt durch den großen Kreuzer „Gneisenau" zu Beginn des Jahres eine wertvolle Verstärkung Auf der ostafrikanischen Station fand ein Ersatz des heimgekehrten Kanonenbootes „Sperber" durch den kleinen Kreuzer „Geier" statt, während in Westafrika zu den beiden Kanonenbooten das Vermessungsschiff „Möwe" hinzutrat.

Das Fliegerwesen und die Funkentelegraphie machten im letzten Jahr erhebliche Fortschritte. Ein anschauliches Gesamtbild der in der Heimat verfügbaren maritimen Streitkräfte bot die am 5. September in der Kieler Förde abgehaltene Flottenparade vor dem Kaiser. Auf mehr als 140 Schiffen und Fahrzeugen waren hier mehr als 30 000 Mann unter Führung von reichlich 1000 Seeoffizieren vereinigt — eine stolze Armada — von der jeder Deutsche die feste Üebrzeugung hat, daß sie jederzeit schlagfertig ist.

Deutschtum im Auslande.

Die Deutschen in Texas.

Von Else Neuhaus, San Antonio.

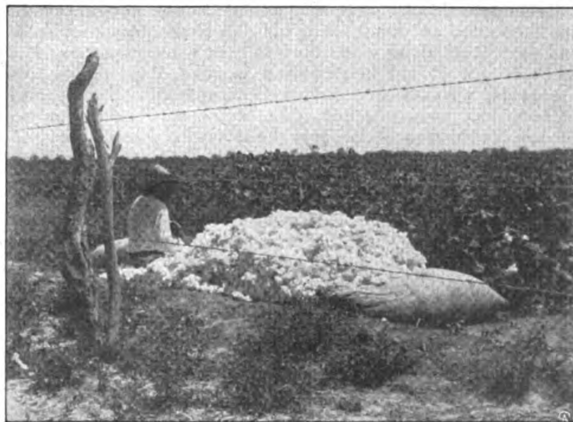
Nach einer Statistik aus dem Jahre 1907 erreichte damals die Zahl der Deutschen unter der Bevölkerung von Süd- und Südwest-Texas 100,000. Diese hohe Ziffer muß zudem in den letzten Jahren noch gestiegen sein. Wir begegnen gerade in Texas unseren Landsleuten so häufig, daß im Vergleich zu der großen Ausdehnung dieses Staates die Zahl kaum mehr ausreichend erscheint.



Viele deutsche Auswanderer suchen ihr in der Heimat erlerntes Gewerbe hier weiter zu betreiben und siedeln sich in Städten an; am häufigsten findet man aber in dieser baumwollreichen Gegend den deutschen Landmann. Außerhalb der lauten, wimmelnden Städte, in der weiten Ebene werden mit viel Mühe und Sorgfalt die unabsehbaren Baumwoll-, Mais- und



Ein deutsches Farmerhaus in Süd-Texas.



Mexikaner bei der Baumwollernte auf einer deutschen Farm.

Bohnenfelder unter der heißen texanischen Sonne bestellt. Hier begegnen wir überall deutschen Gesichtern, deutschen Namen, deutscher Sprache und deutschen Gebräuchen. Die sauberen Farmhäuser verraten mit ihrer Inneneinrichtung die Heimat ihres Besitzers. Man glaubt sich in ein Landhäuschen in Süddeutschland versetzt. Bücher und Zeitschriften liegen in einer Ecke aufgeschichtet, an den Wänden hängen Jagdgewehre, Tierfelle und Landschaftsbilder aus deut-



Zum Ausritt bereit.

schen Gauen. Ein Rauchtischchen und ein paar bequeme Sessel stehen für die Mussestunden bereit. Der große eichene Tisch in der Mitte des Zimmers versammelt die Bewohner des Hauses zu den Mahlzeiten um sich. Die mühevolle Arbeit führt die gute Laune als Gefährtin mit; alle sind vergnügt, lassen sich die Maiskuchen mit schwarzen Bohnen trefflich schmecken und spenden dem gereichten Kaffee das verdiente Lob.

Die Zeit der Aussaat und der Ernte bringt viel Arbeit mit sich, dann ist auch alles, groß und klein, alt und jung, in den Feldern oder in den Gemüse- und Obstanlagen beim Hause beschäftigt. In der ruhigeren Zeit aber denkt selbst der unermüdliche Farmer an Vergnügen und Zerstreuung. Ein Picknick im Walde versammelt Freunde und Bekannte in fröhlicher Runde. Eine Jagd auf Wildenten am Rio Grande und eine Suche nach Hirschen in dem dichten Walde sind oft reicher an heiteren Zwischenfällen als an erlegter Beute. Am verlockendsten ist jedoch im Frühling ein Spazierritt durch die weite, blühende Einsamkeit.

Vom Deutschtum in Guatemala. Ein anschauliches Bild deutschen Einflusses und deutschen Lebens in Guatemala gibt folgender an den Verein für das Deutschtum im Ausland gerichtete Brief eines dort tätigen Kaufmanns: ... Mit Recht ist oft darauf hingewiesen worden, daß infolge des Interesses, welches die großen Staatengebilde Nord- und Südamerikas beanspruchen, den kleineren Republiken so gut wie keine Beachtung geschenkt wird. Und doch sind gerade diese typische Beispiele dafür, mit welcher Ausdauer und Energie das Deutschtum in Amerika vordringt und deutsche Kultur im Auslande verbreitet ist. Unter den mittelamerikanischen Republiken ist unstreitig Guatemala die wichtigste in dieser Beziehung. Eine Reihe großer Handelshäuser in Gemeinschaft mit vielen Firmen, die über das Land hin verstreut sind, organisiert und beherrscht den Handel und hilft dieses noch primitive Land in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung zu heben. Hunderte von Millionen deutschen Kapitals sind im Grundbesitz angelegt. Eine blühende deutsche Plantage reiht sich an die andere und bewundernswert ist der Fleiß, mit dem in kurzer Zeit dichte Urwälder in nutzbringende Kaffee-Pflanzungen umgewandelt wurden. Die deutsche Kolonie ist die erste und angesehenste im Lande. In einigen größeren Ortschaften haben sich die meisten unserer Landsleute zu einem „Deutschen Verein" zusammengeschlossen, der es sich namentlich zur Aufgabe macht, die Geselligkeit zu pflegen und den jüngeren Leuten ein Heim hier in der Fremde zu bieten. In der Hauptstadt Guatemala besitzt der „Deutsche Verein" im Zentrum der Stadt ein eigenes, elegant eingerichtetes Klubgebäude, und ich möchte es mir nicht versagen, den Leser auf einige Augenblicke hierher einzuladen. Wir gelangen zuerst in einen großen Saal, in dem von Zeit zu Zeit kleine Bälle und Konzerte, wie an Kaisers Geburtstag oder anderen National-Festtagen, abgehalten werden. An diesen Hauptraum schließen sich zwei gemütlich eingerichtete Salons, vornehmlich dem Aufenthalt der Damen gewidmet und gleichzeitig als Musikzimmer dienend. In dem folgenden Raume pflegen sich die Liebhaber des Billard- und Schachspieles zu vereinen. Auch eine reichhaltige Bibliothek bietet mancherlei Unterhaltung, und noch besonders lange müssen wir in dem Lesezimmer verweilen, in dem eine große Anzahl der bekanntesten deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften ausliegen. Im Anschluß an den deutschen Klub besteht ein Männergesangverein, der es sich angelegen sein läßt, das deutsche Lied hier fern von der Heimat zu pflegen, und der bei Festlichkeiten stets durch seine gern gehörten Vorträge erfreut. Ein großes Verdienst um die Pflege und Verbreitung des Deutschtums muß der hiesigen deutschen Schule zugesprochen werden. Sie steht auf der Stufe einer Bürgerschule und ist nicht nur deutschen, sondern auch den Kindern der hiesigen besseren Stände offen. Sie erfreut sich der besonderen Vorsorge der hiesigen deutschen Gesandtschaft und wird von Männern geleitet, die sich dessen bewußt sind, daß es eine der kulturellen Hauptaufgaben ist, der Jugend deutsches Wesen zu eigen zu machen. Schließlich sei auch noch der deutsche Unterstützungsverein erwähnt, der seine edle Aufgabe darin sieht, unverschuldet ins Elend gekommenen Deutschen eine erträgliche Existenz zu schaffen oder ihnen die Rückreise in die Heimat zu ermöglichen. Die Anzahl der hier lebenden Deutschen wird auf ca. 1 Prozent der Gesamtbevölkerung geschätzt; viele von diesen haben Guatemala schon längst zu ihrer zweiten Heimat für immer gemacht. Man findet fast jeden Beruf durch einen Deutschen vertreten und stellt mit Genugtuung fest, daß unsere Landsleute, jeder in seinem Fach, als Autoritäten gelten und ungeteilte Achtung und Anerkennung genießen.

Deutschtum und Islam. Für die wirtschaftliche und kulturelle Zukunft der erheblichen deutschen Unternehmungen und der zahlreichen Deutschen, die im nahen Orient und in den Donauländern, in der Türkei, in Aegypten und Kleinasien tätig sind, ist die soeben erschienene Broschüre: „Deutschtum und der Islam", eine weltpolitische Studie von Davis Trietsch (Orientverlag Berlin) von hoher Bedeutung. Die leicht verständlich geschriebene, durch zahlreiche Tabellen und 4 Kartenskizzen besonders anschaulich wirkende Schrift entwickelt als Grundgedanken für eine Lösung der orientalischen Fragen, die in ihrer Gemeinschaft seit Jahrhunderten mit deutschen, österreichischen und türkischen Interessen eng verwachsen sind, die Möglichkeit einer politischen und wirtschaftlichen Annäherung zwischen dem Deutschen und dem Osmanischen Reich als der Vormacht des Mohammedanismus. Eine Reihe neuer und weittragender Gesichtspunkte wird für die These geltend gemacht, daß der gewaltige Ländergürtel der islamischen Welt schon geographisch die natürliche Fortsetzung der deutsch-österreichischen „Linie" sei, und eine Fülle von Hinweisen dafür beigebracht, wie wichtig für die Entwicklung unserer Aus- und Einfuhr, für die Ausbreitung unserer Sprache und unsere Machtstellung die Verwirklichung jenes Grundgedankens sein könnte. Fände er Verständnis und Widerhall am Goldenen Horn, so dürfte ihm ernste Beachtung nicht versagt werden.

Koloniales.

Ein neues Schutztruppengesetz. Das Schutztruppengesetz von 1896 ist veraltet und unzulänglich. Der Entwurf eines neuen Gesetzes, der jetzt dem Reichtag zugegangen ist, bezweckt eine Regelung des Gegenstandes entsprechend den heutigen Verhältnissen. Danach bestehen **als** be-

waffnete Macht Schutztruppen in Ost- und Südwestafrika und Kamerun. Deren Angehörige sind Militärpersonen. Zu den Schutztruppen gehört auch das militärische Personal des Kolonialamts. Die Schutztruppen stehen im Krieg und Frieden unter dem Befehl des Kaisers (§ 1). Die Schutztruppen setzen sich zusammen aus Personen des Soldatenstandes, die aus dem Heere oder der Flotte übertreten, aus Personen, die ihrer Dienstpflicht genügen oder nach deren Ableistung bei den Schutztruppen kapitulieren, sowie aus angeworbenen Farbigen (§ 2). Personen des Beurlaubtenstandes des Heeres und der Flotte können in Fällen der Gefahr im Schutzgebiete durch kaiserliche Verordnung eingezogen werden. Dies ist geltendes Recht, wird aber auf die Personen des Landsturms ausgedehnt (§ 3). Auf Grund der Erfahrungen aus dem südwestafrikanischen Aufstand wird vorgesehen, daß für die Dauer außerordentlicher Verstärkungen Freiwillige angenommen werden können. Von besonderer Wichtigkeit sind die Bestimmungen über die Erfüllung der Wehrpflicht bei den Schutztruppen. Durch kaiserliche Verordnung wird bestimmt, unter welchen Voraussetzungen wehrpflichtige Reichsangehörige bei den Schutztruppen ihrer aktiven Dienstpflicht genügen oder — dieser Punkt ist neu — Übungen ableisten können (§ 5). Daran schließen sich Bestimmungen über Ersatzbehörden und Ausübung der militärischen Kontrolle, nebst besonderen Bestimmungen hierfür, was Südwestafrika angeht. Dort findet bei den Aushebungen keine Losung statt, mithin werden alle tauglichen Wehrpflichtigen in die Schutztruppe eingestellt, wofern sie nicht vorziehen, ihrer Dienstpflicht in der Heimat zu genügen (§ 8). Militärpflichtige Reichsangehörige, die im Schutzgebiet wohnen, müssen sich in dem dortigen Aushebungsbezirk stellen, vorübergehend Ansässige können es gleichfalls (§ 9). Wehrpflichtige können auf Wunsch ihrer aktiven Dienstpflicht als Ein- oder Mehrjährig-Freiwillige in der Schutztruppe genügen (§ 10). Weiter wird die Bildung eines Beurlaubtenstandes der Schutztruppe vorgesehen (§ 11), dem auch solche angehören, die nicht in der Truppe gedient haben, aber dauernd im Schutzgebiet Aufenthalt haben. Die weiteren Abschnitte des Entwurfs betreffen: Die Rechtsverhältnisse der Schutztruppen, die Versorgung der Angehörigen der Schutztruppen und ihrer Hinterbliebenen, die Militärgerichtsbarkeit und das Disziplinarstrafrecht in den Schutzgebieten, Vorschriften für Geistliche und Missionare u. a.

Referendare in den Kolonien. Die Möglichkeit der Annahme preußischer Gerichtsreferendare zur Ableistung eines Teiles ihres vierjährigen Vorbereitungsdienstes in unseren Kolonien wurde in einer amtlichen Verordnung des Reichskolonialamtes ausgesprochen. Die Betreffenden müssen tropendiensttauglich sein und gute Zeugnisse aufweisen können. Das Gesuch um Zulassung zur Ableistung eines Teiles des vorbereitenden Dienstes bei den Gerichten der Schutzgebiete ist beim Reichskolonialamt zu stellen unter Beifügung eines ausführlichen Lebenslaufes, etwaiger Zeugnisse und eines Attestes der Tauglichkeit für den Tropendienst. Die Beurlaubung aus dem preußischen Dienste erfolgt auf höchstens ein Jahr ausschließlich der Zeit für die Hin- und Rückreise. Die Betreffenden werden zum größten Teil der Zeit bei einem Bezirksgericht, zum kleineren bei den Obergerichten Südwestafrikas, Kameruns und Ostafrikas beschäftigt. Die Kosten, welche sich ausschließlich der Reise und der Ausrüstung nach den amtlichen Angaben auf ca. 6—7000 M. belaufen, sind von den Betreffenden selbst zu tragen. Die in den Kolonien auf diese Weise ausgebildeten Referendare werden nach bestandener Assessorprüfung unter den Bewerbern für die höhere Kolonial-, Justiz- und Verwaltungslaufbahn bevorzugt.

Handelssachverständige für die Gouverneure in den Kolonien. Von den Aeltesten der Kaufmannschaft in Berlin wird der Antrag gestellt, die Einrichtung der Handelssachverständigen in der Weise zu erweitern, daß auch in den deutschen Kolonien den dortigen Gouverneuren Handelssachverständige zur Seite gegeben würden, um eine ausgleichende Vertretung der Interessen von Handel und Industrie durch Sachverständige zu erreichen. Um möglichst tüchtige Leute für diese Posten zu gewinnen, sollen die Handelssachverständigen auch nach Ablauf der vertragsmäßigen Dienstzeit Gelegenheit zur Weiterbeschäftigung im Reichsdienste bekommen. Es wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß nach Durchführung dieser Reform die Benachrichtigung der Handels- und Industriekreise besser und schneller als bisher vor sich gehen wird. Die bisher oft beklagten Mißstände dürften dadurch verschwinden. Eine Entscheidung in dieser Frage ist von maßgebender Seite noch nicht getroffen worden.

Die Bautätigkeit in den deutschen Kolonien und besonders in Kamerun ist in den letzten Jahren erfreulicherweise eine rege, stetig zunehmende gewesen. Der Beton steht als Baustoff an erster Stelle und fand Verwendung in vielseitiger Gestalt. Besonders der Betonhohlblockbau hat Anerkennung gefunden und es sind recht beachtenswerte Bauwerke mit diesem Material errichtet. Als ein stattlicher Bau ist das Wohnhaus der Baufirma Gebr. Schmidt (Duala) zu nennen, welches wir im Bilde bringen. Es wurde mit Betonhohlblöcken gebaut, die mit einer Maschine der Firma Dr. Gaspary & Co.,



Wohnhaus in Duala, Kamerun, erbaut mit Betonhohlblöcken.

Markranstädt bei Leipzig, hergestellt sind. Die Sockel-, Gurt- und Hauptgesimse sind in Kunststein gearbeitet. Ebenso die das Gebäude nach oben abschließende Balustrade, zu deren Balustern die obengenannte Firma eine Stampfform nach den speziellen Zeichnungen der Herren Gebr. Schmidt lieferte. Besonders interessant sind an dem Gebäude die Balkonverkleidungen. Sie wurden hergestellt aus mehrfarbigen Zementfliesen, und zwar aus sogenannten Mutaborfliesen, durch welche sich mit sechs Grundmustern prachtvolle, den Flächen jeweilig angepaßte Beläge schaffen lassen. Die prachtvolle Wirkung dieses Betonhohlblockgebäudes und die guten Erfahrungen, die man damit machte, dürften vielleicht auch wohl mit Veranlassung gewesen sein, das neue deutsche Kaiserliche Bezirksamtsgebäude in Duala mit Hohlblöcken zu errichten.

Verlängerung der Kameruner Nordbahn. Die Kreuzzeitung erhebt die Forderung der baldigen Verlängerung der Bahn bis zum Pfad und schreibt u. a.: „Wird die Nordbahn über die Manengubapässe hinaus weitergeführt, so erschließt sie zunächst die Grashochländer, die sich bis Bamum erstrecken und Viehzuchtgebiete ersten Ranges sind, während sich die angrenzenden waldigen Randlandschaften durch Reichtum an Oelpalmen auszeichnen, deren Erzeugnisse jetzt mühsam durch Tausende von Trägern zu den Endstationen des Bahntorsos geschleppt werden müssen. An kolonisatorischer Bedeutung werden diese Landschaften wieder überboten durch die hinter ihnen gelagerten Bezirke von Dschang und Bamenda, deren Bevölkerung sich weit über den Durchschnittstyp des Waldnegers erhebt und sich durch körperliche Leistungsfähigkeit, eine verhältnismäßig hohe Zivilisation und politische und wirtschaftliche Anpassungsfähigkeit auszeichnet. Die kulturelle Entwicklung schreitet gleichmäßig fort, wenn die Schienen von hier weiter nach Adamanua und Bornu aufsteigen. Beide Landschaften sind gleichsam „Gesicht und Hirn" des Schutzgebietes. Wie es allerwärts zu gehen

pflegt, droht uns aber England, auch in der Erschließung dieses Wirtschaftszentrums und dessen Angliederung an den Weltverkehr zuvorzukommen. Seine nigerische Nordbahn, die von Baro, dem Umschlagplatz am Niger, wo der Fluß jederzeit schiffbar wird, abzweigt, hat die Kaduna bereits erreicht und wird noch im Laufe dieses Frühlings in Kano, dem „Manchester des Sudan" und dem Hauptplatz des Haussalandes, anlangen. Zugleich wird von Nigatschikun (320 Kilometer von Baro entfernt) eine 135 englische Meilen lange Stichbahn nach Leri abgezweigt, von wo aus eine für leichte Motorwagen fahrbare Straße nach Bautsche führt, dem Mittelpunkt des nigerischen Bergdistrikts, dessen Zinnreichtümer angeblich denen der Straits Settlements ebenbürtig sein sollen. Da nun Adamagua geologisch denselben Aufbau zeigt wie dieser Teil Nigeriens, so liegt die Vermutung nahe, daß es nicht minder reich ist an abbauwürdigen Erzlagern, und die Folge unseres Zögerns, die britischen Anzüge im Schachspiel des Verkehrswettbewerbs in gleich energischer Weise zu erwidern, könnte also keine andere sein, als daß der zukunftsreiche Handel all dieser Gebiete nach den englischen Häfen des Nigerdeltas abgelenkt würde. Die möglichst schnelle Entwicklung der Nordbahnlinie bis zum Schari bleibt also jedenfalls das wichtigste und dringlichste Verkehrsproblem in Kamerun. Neben ihm spielen die Mittelland- und die Südbahn eine sekundäre, freilich deshalb nicht nebensächliche Rolle."

Koloniale Neugründungen. Eine Uebersicht über koloniale Neugründungen und über die Rentabilität von Kolonialgesellschaften geben die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin in ihrem kürzlich erschienenen Jahresbericht (Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie, 1911, Verlag Georg Reimer, Berlin). Im ganzen sind im Jahre 1911 25 Neugründungen in den deutschen Kolonien zu verzeichnen (im Vorjahre 48), von denen, wie immer, die größte Zahl (12) auf Deutsch - Südwestafrika entfällt, ohne daß aber, wie früher, die Diamantgesellschaften vorherrschend sind. Die beliebteste Form für die Gründungen ist nach wie vor die Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Kaum die Hälfte der bestehenden Kolonial - Aktiengesellschaften haben im Jahre 1910 einen Ertrag abgeworfen. Von 82 größeren Kolonialunternehmungen haben nur 33 eine Dividende ausgeschüttet, 46 blieben ohne Gewinn, während 3 Gesellschaften Bauzinsen aus ihrem Kapital gewährten. Die rentabelsten Pflanzungsgesellschaften sind die älteren Südsee-Gesellschaften, deren Pflanzungen bereits im Ertragsalter sind, und die neben dem Pflanzungsgeschäft noch Handelsgeschäfte betreiben. Die bestehenden sechs Kolonialgesellschaften haben sämtlich eine Dividende ausgeschüttet. Die Rentabilität der Diamantengesellschaften läßt sich nicht beurteilen, da diese meist kleineren Unternehmungen die Form der G. m. b. H. besitzen, die keine Bilanz veröffentlichen. Von den neun größeren Diamantenunternehmungen haben nur sechs eine Dividende gegeben. Im allgemeinen hat sich bei den meisten Diamantengesellschaften das Ergebnis gegen das Vorjahr etwas verschlechtert.

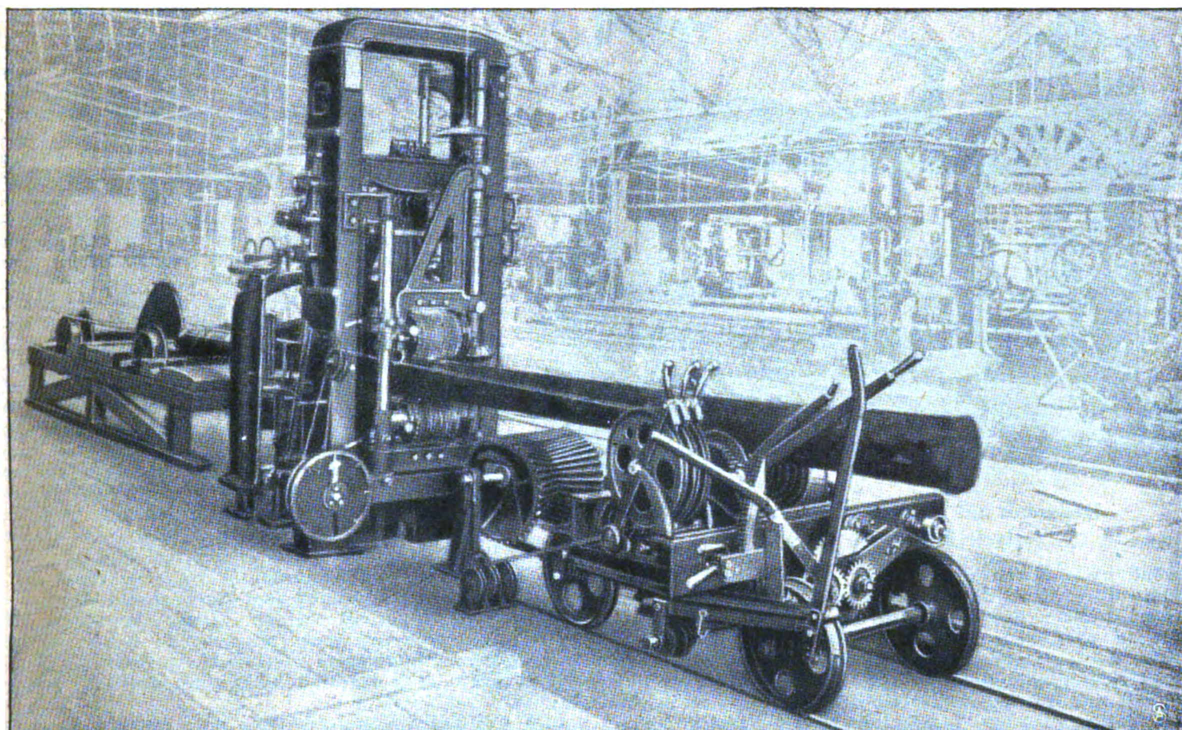
Die Wildschutzkommission der Deutschen Kolonialgesellschaft tagte vor kurzem in Berlin in den Räumen der Deutschen Kolonialgesellschaft. Der Kommission gehört eine größere Zahl von namhaften Wirtschaftlern und Offizieren aus den verschiedenen Kolonien an, denen sich erste zoologische Fachgelehrte und erfolgreiche Forschungsreisende aus dem ganzen Reiche zugesellten. Mit besonderem Eifer widmet sich von diesen Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg den Arbeiten der Kommission, denen auch der Kaiser sein Interesse bereits bekundet hat. Vom Kronprinzen lief ein Telegramm zu dieser Tagung ein. Prinz Konrad von Bayern, der der Kommission angehört, war mit seinem Adjutanten anwesend. Natürlich fehlte auch der bekannte Forschungsreisende Professor Schillings nicht. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat sich durch die Einberufung dieser Kommission von Sachverständigen ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. Die bisherigen Jagd- und Wildschutzverordnungen in unseren Kolonien sind nicht mehr zeitgemäß und lassen vielfach erkennen, daß die betreffenden Gouverneure selbst nicht das nötige Interesse für die wichtige Frage des Wild- und Naturschutzes besaßen, und daß es ihnen auch an wirklich sachverständigen Beratern hierbei fehlte.

Tropenhygiene.

Entsendung eines Mikrozoologen nach Kamerun. Unter dem Vorsitz des Präsidenten behandelte der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft in einer seiner letzten Sitzungen die Frage der Schaffung einer Stelle für einen Mikrozoologen in Kamerun. Dieselbe war von der Medizinalverwaltung Kameruns schon für 1911 dringend gefordert worden. In den Nummern 3 und 4 der Deutschen Kolonialzeitung d. J. legte Oberstabsarzt Prof. Dr. Ziemann dar, in welcher Weise die Schlafkrankheit in Kamerun auftritt. Er stellt fest, daß in dem alten Kamerun drei hauptsächliche Schlafkrankheitsherde existieren, und hält es für ein absolutes Erfordernis, daß die Bekämpfung der Tsetsefliege, der Überträgerin der Schlafkrankheit, und die weitere Erforschung ihrer gesamten Lebensbedingungen auf das energischste in Angriff genommen wird, besonders auch deshalb, da die neuerworbenen französischen Gebiete in ungeheuerlicher Weise von der Schlafkrankheit durchsetzt sind und unzählige Opfer an Menschenleben fordern. Die medikamentöse Behandlung der Krankheit hat nicht überall die gleichen befriedigenden Resultate gezeitigt. Hieraus ist zu schließen, daß die Giftigkeit der Krankheitskeime in den verschiedenen Gegenden des Auftretens der Krankheit verschieden stark sind. Möglichst genaue weitere Feststellungen über die Herkunft, Entstehung und Verhütung der Krankheit sind daher vorzunehmen. Hierzu ist die Entsendung eines Mikrozoologen nach dem Schutzgebiet notwendig. Denn je eher etwas zur Bekämpfung der Schlafkrankheit getan wird, desto besser ist es selbstverständlich für die gesundheitlichen Zustände im Schutzgebiet wie auch für dessen ganze Entwicklung. Wenn nun auch der Plan besteht, die erforderlichen Mittel für einen Mikrozoologen in den Etat für 1912 einzustellen, so ist es doch verwunderlich, daß bei der Dringlichkeit des Vorhandenseins eines Mikrozoologen nicht sofort die nötigen Schritte für die Entsendung eines solchen getan werden. Die weitere Ausdehnung der Schlafkrankheit bedeutet für Kamerun eine ungeheure Gefahr, und in Erkenntnis dieser Gefahr hat der Ausschuß beschlossen, sich an das Reichskolonialamt mit der Bitte zu wenden, noch in diesem Jahr einen Mikrozoologen nach dem Schutzgebiet zu entsenden. Nachdem für Ostafrika bereits für 1912 die Mittel für eine systematische Seuchenbekämpfung in den Etat eingestellt sind, ist dieselbe Rücksichtnahme auch für Kamerun geboten. Einem Mikrozoologen bietet sich ja nicht nur hinsichtlich der Schlafkrankheit, sondern auch der anderen Menschen- und Tierseuchen sowie der krankheitübertragenden Tiere, wie Insekten und Zecken, ein enormes Feld der Tätigkeit dar.

Empfänglichkeit für Pest. Auf der Station für Pestforschungen im Alexander-I-Fort (bei Kronstadt) wurden vor kurzem interessante Versuche über Empfänglichkeit der Kamele für Pestinfektion angestellt. Die Frage hat große praktische Bedeutung, da die Verbreitung der Pest unter den Nomadenvölkern am Kaspischen Meer, namentlich Kirgisen, trotz der Expedition Prof. Metschnikows noch immer unaufgeklärt bleibt. Da vermutet wurde, daß gerade die Kamele möglicherweise die Seuche verschleppen, so wurden acht gesunden Kamelen auf der Peststation Kulturen von Pestbazillen auf verschiedene Weise zugeführt. Anfangs versuchte man, die Bazillen in großer Menge mit dem Futter zu reichen. Das verdarb den Tieren nicht im geringsten den Appetit und hat keinem geschadet. Ferner versuchte man, die Pestbazillen in den Rachen, in die Nüstern und direkt in die Luftröhre mittels eines großen Pinsels einzuführen. Endlich wurde die Kultur der Pestbazillen den Kamelen in offene Hautwunden in zerstaubter Form eingeführt. Das Ergebnis war ebenfalls negativ. Nach Ansicht des Leiters der Peststation Dr. Schurupow kann man daher für erwiesen halten, daß die Kamele gegen die Pest immun sind.

Der Erreger des Schwarzfiebers. Der stellvertretende Direktor an dem königlichen Institut für präventive Medizin zu Madras, Hauptmann W. S. Patton, hat einer bei Professor Sir Ronard Roß eingelaufenen Meldung zufolge die völlige Entwicklung des Parasiten Kala Azar (auch Dumdum oder Schwarzfieber genannt) in indischen und europäischen Wanzen entdeckt.



Bolinders Präzisions-Block-Sägemaschine mit Zuführungsapparat. Bolinders Maschinenbaugesellschaft, Berlin C.

Holzbearbeitungsmaschinen.

Von Gottfried Goldberg.

An der vielseitigen und noch fortschreitenden, hochentwickelten deutschen Industrie, insbesondere auf maschinentechnischem Gebiete, ist auch der Werkzeugmaschinenbau in hohem Maße beteiligt. Hauptsächlich auf dem Gebiete des Baues von Maschinen für Massenfabrikation, auf dem uns das Ausland, speziell Amerika, noch vor wenigen Jahren überlegen war, hat die Entwicklung einen ungeahnten Fortschritt gemacht. Der immer mächtiger den Weltmarkt beherrschende Wettbewerb schafft neue Anregungen, durch deren Verwirklichung eine teilweise Umwälzung bestimmter Industriezweige und zum Teil eine Vernichtung alter Ideen und Gebräuche herbeigeführt wird.

Die Hauptaufgabe des modernen Maschinenbauers darf heutzutage nicht mehr darin bestehen, einen Apparat zu entwerfen und herzustellen, der nur die Eigenschaft hat, eine betriebssichere und dauerhafte Funktion zu besitzen, sondern dieselbe besteht insbesondere darin, daß der neue mechanische Apparat durch seine solide Ausführung und Leistungsfähigkeit in wirtschaftlicher Hinsicht unerreicht dasteht. Nur auf diesem Wege ist es möglich, mit dem Auslande den Konkurrenzkampf erfolgreich aufzunehmen. Denn nur vollendete Konstruktionen sind angetan, deutsche Arbeit zu heben und das Ansehen der deutschen Industrie zu fördern. Die Zeiten, als die deutsche Arbeit nur als minderwertig angesehen wurde, gehören der Vergangenheit an. Die ehemals so verachtete Bezeichnung: „Made in Germany", worunter man billige und vor allem schlechte Arbeit verstand, wird heute im Sinne der Achtung und der Empfehlung ausgelegt.

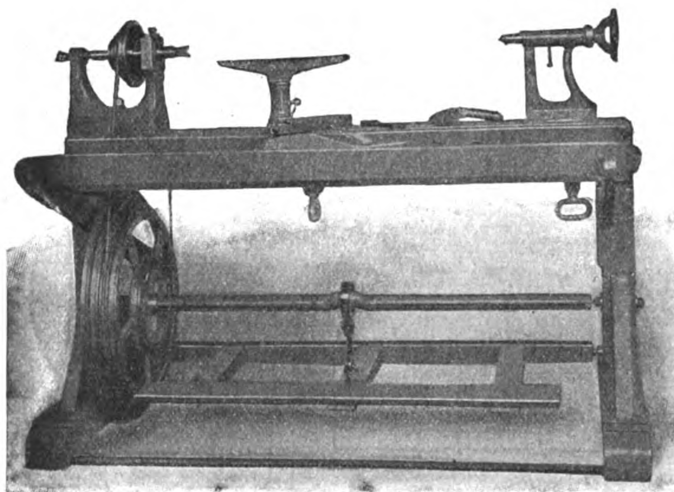
Das Bestreben jedes Industrieunternehmers muß also dahin gehen, nur vollendete Qualitätsarbeit zu liefern, sowohl in Konstruktion als auch in Wirtschaftlichkeit. Jeder Gegenstand, so vollkommen er auch sei, ist immer noch entwicklungsfähig. Und nur das Unternehmen kann mit sicherem Erfolg den industriellen Wettbewerb aufnehmen, das andererseits auch in jedweder Hinsicht großen Wert auf die Güte des Fabrikats legt und eine rationelle Arbeitsmethode nicht nur einführt, sondern auch durchführt.

Daß es von seiten des Konstrukteurs einer gewaltigen, geistigen Arbeit in vielen Fällen bedarf, um die gestellte Aufgabe so zu lösen, daß der neu entstandene Apparat auch allen Anforderungen des praktischen Betriebes gerecht wird, soll keinen Augenblick bezweifelt werden. Wo jedoch ein guter Wille, die erforderliche Ausbildung und die nötige Erfahrung vorhanden sind, wird auch immer ein Weg sich finden lassen, der zum Ziele führt. Und, wie es bisher den Konstrukteuren für Metallbearbeitungsmaschinen geglückt ist, Großes und Vollkommenes zu schaffen, so haben, wie die bereits vorliegende Arbeit erkennen läßt, auch die Konstrukteure für Holzbearbeitungsmaschinen Apparate entstehen lassen, die unter Verwendung bester Baumaterialien allen Anforderungen sowohl auf betriebstechnischem als auch auf wirtschaftlichem Gebiet in vollem Maße genügen dürften.

Da es das Interesse der Sache erfordert, mit der Besprechung der Holzbearbeitungsmaschinen nicht nur dem Großindustriellen zu dienen, sondern auch das Unternehmen des kleinen Handwerksmeisters zu fördern, so sollen hier die verschiedensten Konstruktionen erwähnt werden, soweit Material und Raum zur Verfügung stehen.

Eines der neuesten Erzeugnisse auf dem Gebiet des Holzbearbeitungsmaschinenbaues ist das Hochhub-Schnell-Vollgatter. In dieser Konstruktion steckt äußerst hochentwickelte und sinnreiche Arbeit; die Maschine besitzt, soweit praktische Versuche ergeben haben, gegenüber anderen Vollgattersägen die größte Schnittleistung. Sie dürfte daher auch in wirtschaftlicher Hinsicht unerreicht dastehen und auch noch für solche Arbeiten sich vorteilhaft verwenden lassen, wo die Leistung anderer Vollgatter bereits zu Ende ist.

Eine ähnliche weitentwickelte Konstruktionsarbeit stellt auch das stationäre Spannwerk-Vollgatter dar. Bei diesem ist hauptsächlich insofern neue und unabhängige Arbeit geliefert worden, als man sich von dem alten Brauch, Vollgattersägen nur 200 bis 275 Umdrehungen zu geben, freigemacht und die Umlaufszeit um 50 v. H.



Drehbank mit Fußbetrieb für Drechsler etc.
Theodor Wilckens G. m. b. H., Hamburg.

erhöht hat. Durch die erhöhte Schnittgeschwindigkeit konnte die Leistung des Spannwerk-Vollgatters derart verbessert werden, daß es möglich ist, täglich bis 120 cbm Holz zu verarbeiten. Auch das fahrbare Walzen-Vollgatter, das mit modernem Walzenvorschub versehen ist, eignet sich insbesondere für solche Unternehmungen, die genötigt sind, ihren Arbeitsplatz des öfteren zu wechseln. Dies Gatter wird zur Verarbeitung des Holzes im freien Walde benutzt, ganz besonders an solchen Stellen, wo der Transport der Holzstämme mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Infolge des kräftig gehaltenen Unterbaues gestattet diese fahrbare Maschine das Fehlen eines festen Fundaments. Diese äußere stabile und sehr widerstandsfähige Konstruktion erlaubt die Verarbeitung auch der schwersten Baumstämme. Sie dürfte also besonders da am Platze sein, wo es nicht nur an geeigneten Verkehrseinrichtungen mangelt, sondern auch da, wo es schwer möglich ist, geeignetes Arbeiterpersonal zu beschaffen.

Die Horizontalgattersäge ist besonders an solchen Arbeitsplätzen zu bevorzugen, wo für die Aufstellung einer Vollgattersäge die vorhandene Betriebskraft nicht ausreicht, und wo es sich zugleich um die Ausführung folgender Arbeiten handelt: Schneiden verschiedener Holzdicken, wenn die Abmessungen derselben erst während der Arbeit näher bestimmt werden können, Schneiden astreicher und krummer Hölzer sowie teurer und schwacher Bretter (Dickten) und ferner zum Auftrennen von Bohlen und Brettern usw. Infolge des kräftig gehaltenen Gestelles hat die Maschine einen ruhigen und gleichmäßigen Gang und ermöglicht einen glatten und soliden Schnitt mit sehr niedrigem Holzverlust. Da im allgemeinen nur schwache Sägeblätter benutzt werden, so ist auch die aufzuwendende mechanische Arbeit geringer als bei Maschinen mit starken Sägeblättern, und die zum Antrieb der Horizontalgattersäge erforderliche Betriebsanlage bedarf keines großen Aufwandes von Betriebskapitalien.

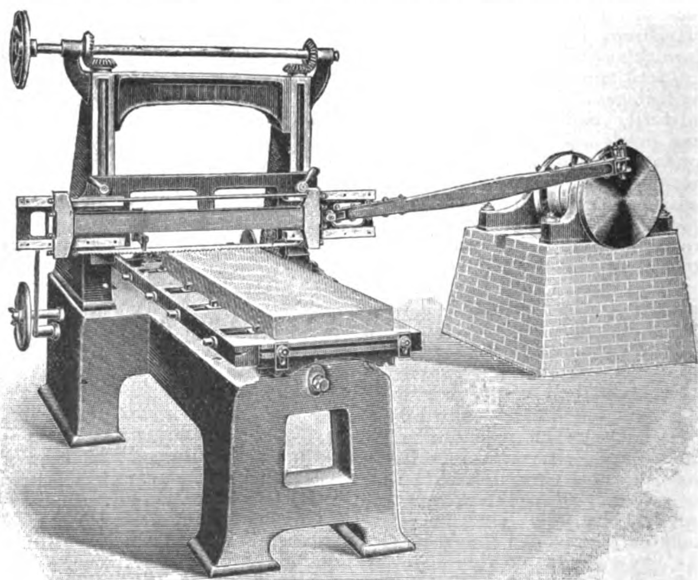
Die transportfähige Baumstamm-Quersäge ist dem rein praktischen Bedürfnis entsprungen und wird nicht, wie es bisher im allgemeinen der Fall war, nur mit Dampf, sondern kann auch mit elektrischer Kraft betrieben werden. Infolge des für Transportzwecke eingerichteten Untergestells kann diese Maschine auf Schienen usw. bequem von einer Arbeitsstätte zur andern befördert werden. Sie eignet sich daher sowohl zum Ablängen gefällter Bäume im Walde als auch zum Verarbeiten schwerer Hölzer in Schneidemühlen.

Die neueste Konstruktion von Bandsägen ist die mit Patent-Stirnzapfen und Kugellagerung. Sie basiert auf dem Grundgedanken, eine Maschine mit leichtem und gleichmäßigem Gang herzustellen. Dies ist dadurch erreicht worden, daß der Apparat sowohl mit Kugellager als auch Stirnzapfenlagerung ausgerüstet worden ist. Daher gestattet die leichte Gangart auch die Benutzung schmalster Sägeblätter mit elastischer Spannung, die mittels Spannungsanzeiger der jeweiligen Sägeblattstärke entsprechend jederzeit geregelt werden kann. Die schwere Konstruktion des Untergestells verleiht der Maschine einen durchaus vibrationslosen Gang. Durch die Ausstattung mit Kugellagern bedarf die Maschine nur eines relativ kleinen Kraftbedarfs von etwa 2—3 Pferdestärken, dies dürfte auch der Hauptgrund sein, weshalb diese Maschine auf dem Markt leicht Abnehmer findet.

Von hoher Leistungsfähigkeit und zugleich einfacher Konstruktion hinsichtlich der Bedienung ist auch die kombinierte Hobelmaschine, ein Erzeugnis, das Hobel- und Kehlmaschine vereinigt und infolge des starken Untergestells sich besonders in größeren Betrieben für schwere Arbeiten eignet. Der zur Aufnahme des Arbeitsstücks aus Gußeisen hergestellte Tisch, an dessen Ende die Messerwellen befestigt sind, hat insofern eine praktische Anordnung erfahren, als er mit allen sonstigen Nebenteilen in vertikaler Richtung bequem verstellbar ist. Da die Transportwalzen und der obere Druckapparat gleichfalls in einfacher und bequemer Weise angeordnet sind, so können die Messerwellen zum Auswechseln der Kehlmesser leicht freigelegt werden. Diese besonders bei älteren Konstruktionen recht zeitraubende Arbeit ist dadurch bis auf ein Minimum beschränkt, wodurch die Wirtschaftlichkeit der Maschine nicht unwesentlich gestiegen ist.

Die kombinierte Bandsäge kann man insofern als einen Universal-Apparat bezeichnen, als bei dieser Konstruktion sowohl Kreissäge als auch Fräsmaschine und Langlochbohrmaschine vereinigt sind. Sie dient in der Hauptsache dem kleinen Handwerker und findet in Tischler-, Stuhl- und auch Glaserwerkstätten, deren Raumgrößen in den meisten Fällen mehr oder weniger beschränkt sind, allgemeine Verwendung. Dieselbe muß insofern als ein großer Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiet bezeichnet werden, als die Anordnung der einzelnen Maschine so getroffen ist, daß die Bedienung, vom betriebstechnischen Standpunkt aus betrachtet, einfach und gefahrlos ist. Alle Antriebe werden durch nur ein Vorgelege bewirkt, und kein Teil der einen Maschine kann beim Arbeiten mit der anderen irgendwie hinderlich sein.

Ist der kleine Handwerksmeister in der Lage, außer der vorgenannten Maschine seine Werkstatt noch mit einer

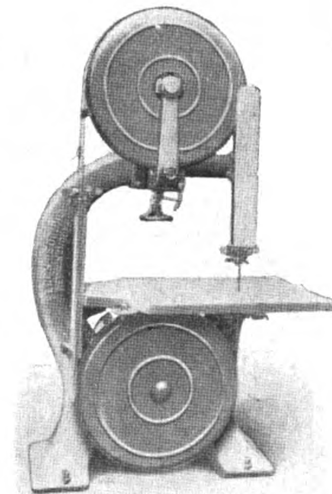


Horizontale Trennsäge. Theodor Wilckens G. m. b. H., Hamburg.

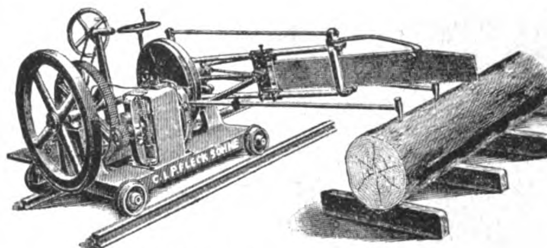
kombinierten Abricht-, Dicktenhobel- und Kehlmaschine auszustatten, so besitzt er einen Arbeitsapparat, der zwölf bis fünfzehn gelernten Handwerkern gleichkommt. Die kombinierte Abrichtmaschine wird zum Fugen, Nuten, Spunden, Kehlen und Abrichten in kleinen Werkstätten benutzt. Alle auf der Maschine hergestellten Arbeiten können in der gleichen Zeit und mit derselben Genauigkeit ausgeführt werden wie mit einer einzelnen Spezialmaschine.

Eine andere günstige Zusammenstellung von Maschinen, die für einen ökonomischen Betrieb der kleinen Werkstatt erforderlich ist, kann beispielsweise ein Tischlermeister dadurch herbeiführen, daß er eine kombinierte Tischlereimaschine und eine einfache Bandsäge für seinen Betrieb wählt. Diese beiden Maschinen ergänzen sich, soweit Tischlerarbeiten in Betracht kommen, vollkommen. Die Tischlereimaschine besteht aus einer vereinigten Hobelmaschine, die zugleich den Hauptbau der Maschine bildet, und vier Nebenmaschinen. Die kombinierte Hobelmaschine kann sowohl als Abricht- als auch als Dicktenhobel und Kehlmaschine benutzt werden. Als Nebenmaschine können außerdem noch Kreissäge, Langlochbohrmaschine, Fräsmaschine und eine Bandsäge von 600 mm Rollendurchmesser und 350 mm Schnitthöhe angebracht werden. Dieser Maschinentyp stellt die neueste Konstruktion von Holzbearbeitungsmaschinen für kleinere Tischlereibetriebe dar. Jedoch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß dieser Apparat sich nur für Werkstätten eignet, in denen nicht mehr als 15 Gesellen tätig sind. Wird eine größere Anzahl gelernter Arbeiter beschäftigt, so empfiehlt es sich, mehrere Einzelmaschinen zu verwenden.

In solchen Werkstätten, wo es sich dagegen um die Herstellung schwerer Arbeiten handelt, dürfte die starke Langlochbohrmaschine mit selbsttätigem Stemmapparat am Platze sein. Obwohl diese Maschine ihrem Zweck entsprechend ein sehr kräftiges und stabiles Erzeugnis ist, so ist andererseits die Bedienung sehr einfach und leicht. Der zur Aufnahme des Werkstücks sehr kräftig gehaltene Tisch kann mit Hilfe von Zahnstange und Zahnrad ohne wesentliche Kraftanstrengung des Arbeiters bequem bewegt werden. Diese sinnreiche Konstruktion ist besonders für solche Unternehmungen ein notwendiger Gegenstand, die im harten Wettkampf stehen und auf jedwede Erleichterung in der Herstellung ihrer Erzeugnisse bedacht sein müssen. Während sich vorstehend genannte Maschinen im ganzen besonders für größere Bau- und Möbeltischlereien eignen, empfiehlt sich für kleinere Tischler- und auch Glaserwerkstätten bzw. Stuhlbauereien die kombinierte Kreissäge mit Fräsmaschine und Langlochbohrmaschine. Diese Maschine ist besonders an solchen Orten ein gesuchter Hilfsapparat, wo für den Handwerksmeister die Raumfrage an erster Stelle steht. Der kombinierte Mechanismus ist trotz seiner vielseitigen Gebrauchsfähigkeit eine verhältnismäßig einfache und wenig Raum einnehmende Konstruktion.

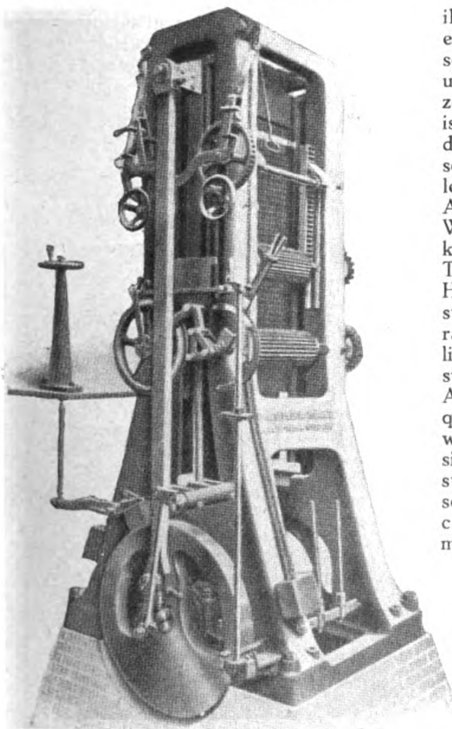


Flecks Bandsäge N. B. mit Patent-Stirnzapfen-Kugellagerung.



Transportable Baumstamm-Quersäge.

C. L. Fleck Söhne, Berlin-Reinickendorf.



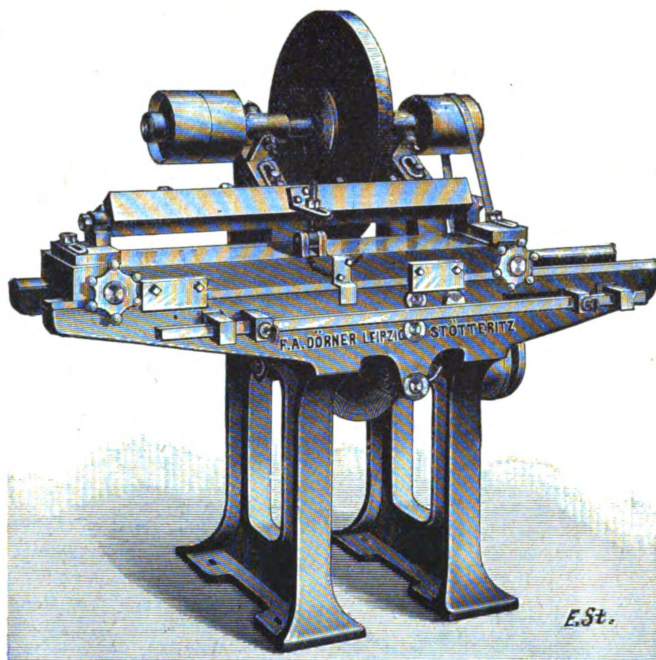
Original-Hochhub-Schnellvollgatter.

C. L. Fleck Söhne, Berlin-Reinickendorf.

Die selbsttätige Rundfräsmaschine eignet sich hauptsächlich zur Herstellung von Massenartikeln und dürfte daher, wenn es der Umfang des Betriebes gestattet, besonders in der Drechslerwerkstatt nicht fehlen. Durch Anwendung von Kugellagern wird die Reibung und daher auch die Betriebskraft erheblich herabgemindert, was mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage des Betriebes ein Faktor ist, mit dem die Konkurrenz anderer Betriebe leichter überwunden werden kann. Auch bei diesem Erzeugnis haben die Konstrukteure sich von dem Gedanken leiten lassen, nur ganze Arbeit zu liefern. Die sinnreich ausgedachte und in der Behandlung besonders einfach gestaltete Maschine erfordert keine besondere Bedienung, so daß ein Arbeiter in der Lage ist, mehrere Apparate gleichzeitig bedienen zu können.

Die Saumsäge, welche sehr praktisch zugleich Nut- und Spundmaschine zusammen vereinigt und hauptsächlich in Dampfsägewerken Verwendung findet, wird sowohl für schwere als auch leichte Arbeit angefertigt. Die rein praktischen Erfahrungen entsprechende Konstruktion ist, mit Ausnahme des Transportwagens, aus Gußeisen hergestellt. Jedoch kann auch, wenn der Zweck es erfordert, der Wagen ebenfalls aus Eisen gefertigt werden. Die Maschine wird mit einem eisernen Bett ausgeführt, das zugleich die Führung für die Rollen des Transportwagens bildet und auf einem Fundament aus massivem Gestein befestigt wird. Die Anordnung der verstellbaren Messerwelle mit Nut- und Spundkopf ist so getroffen, daß ohne Schwierigkeiten eine Befestigung desselben am Sägewellenständer vorgenommen werden kann. Das zu bearbeitende Werkstück kann durch einfache Spannklauen und der neben dem Messerkopf befindlichen Druckvorrichtung für jede Art der Bearbeitung ausgerichtet und festgeklemmt werden.

Einen wichtigen Betriebsgegenstand bildet auch die Rundschälmaschine. Diese Maschine wird zur Herstellung von Furnieren bis zu 4 mm Dicke verwendet und dürfte außer anderen Werkstätten sich besonders für Tischlereibetriebe eignen. Für die Verarbeitung des Holzes ist jedoch Bedingung, daß letzeres in frischem, nassem oder auch gedämpftem Zustande verarbeitet wird. Ein ähnlicher Apparat, der im vorhergenannten Betriebe ebenfalls ein gesuchter Gegenstand sein dürfte, ist die zum Ausschneiden durchbrochener Gegenstände hergestellte Dekupiersäge. Zur besseren Erzielung eines möglichst ruhigen Ganges ist der Apparat mit einem stabilen Ständer und einer kräftigen Tischplatte ausgestattet. Die Spannung des ver-



Maschinenschleifmaschine mit selbsttätiger Vor- und Rückwärtsbewegung. F. A. Dörner, Leipzig-Stötteritz.

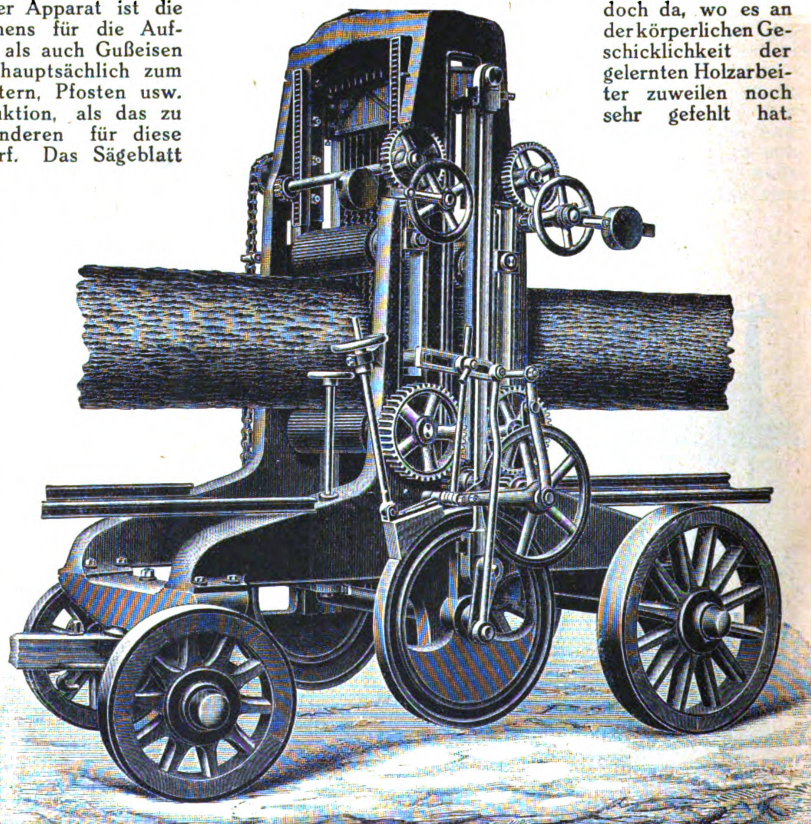
hältnismäßig schwachen Sägeblatts wird durch eine besondere Zugfeder ermöglicht und, damit der Betrieb der Maschine jederzeit unterbrochen werden kann, ist sie mit einer festen und einer losen Riemenscheibe versehen.

Ein viel verwendeter und besonders für kleinere Betriebe in jeder Hinsicht sehr praktischer Apparat ist die Pendelsäge. Zur Herstellung des Rahmens für die Aufnahme der Kreissäge kann sowohl Holz als auch Gußeisen benutzt werden. Die Maschine dient hauptsächlich zum Querschneiden langer Hölzer von Brettern, Pfosten usw. und ist insofern eine einfache Konstruktion, als das zu zerkleinernde Holzstück keiner besonderen für diese Zwecke hergerichteten Unterlage bedarf. Das Sägeblatt ist nicht stabil gelagert und kann infolgedessen bequem gegen das Holzstück gezogen werden. Ein weiterer Vorteil dieser Maschine besteht darin, daß dieselbe nicht hängend, sondern auch stehend, desgleichen in wagerechter Lage angeordnet werden kann und ferner auch darum von den Inhabern kleiner Betriebe bevorzugt wird, weil die Anschaffungskosten im Vergleich zu anderen Maschinen als niedrig bezeichnet werden müssen.

Ein anderer in der Holzbearbeitungsbranche fast unentbehrlich gewordener Apparat ist die Beschneidemaschine. Diese Maschine dürfte hauptsächlich in solchen Werkstätten nicht fehlen, wo es sich um genaues Ablängen von kleineren Sachen handelt, also speziell da erforderlich sein, wo die Herstellung von Massenartikeln in großem Maßstab betrieben wird. Es können sowohl ganz dünne Späne als auch Holzstäbe bis zu 5 mm Dicke je nach Bedarf hergestellt werden, Arbeiten, die ganz besonders in Möbelfabriken und Rahmenglasereien ständig vorkommen.

Für Massenfabrikation, hauptsächlich zur Herstellung von Radspeichen, Hammerstielen, Schuhleisten, Holzschuhen usw., eignet sich für kleinere Betriebe ganz besonders die Kopiermaschine. Die geniale Konstruktion ermöglicht es, vier verschiedene, bis 1 mm lange Gegenstände zu gleicher Zeit anfertigen zu können. Da die Messer sichtbar angeordnet sind, so können die herzustellenden Gegenstände jederzeit beobachtet und die Arbeit ständig kontrolliert werden. Die relativ hohe Umdrehungszahl der Maschine gestattet desgleichen eine hohe Schnittgeschwindigkeit und daher auch die Lieferung genauer und solider Arbeiten. Auch ist die Hackenausstoßmaschine, die gleichfalls zu der vorgenannten Maschinenausstattung zu zählen ist, ein sehr leistungsfähiges Erzeugnis, das nur eine geringe Betriebskraft von etwa zwei Pferdestärken erfordert und daher vortrefflich in kleineren Werkstätten verwendet werden kann.

Mit der Herstellung der Universal-Radmaschine, die für jedweden Betrieb der Stellmacherei ein nicht fehlender Gebrauchsgegenstand sein sollte, ist ein Apparat verwirklicht worden, der mehr als die höchste Geschicklichkeit, Zuverlässigkeit und der regste Fleiß des Handwerkers zur Förderung der Wirtschaftlichkeit beitragen wird. Von dieser Konstruktion kann man, trotz ihrer Einfachheit, wohl mit Recht sagen, daß sie mustergültig und von höchster Leistungsfähigkeit ist. Der für mehrere Geschwindigkeiten eingerichtete Gang kann durch einfache Handhabung jederzeit nach Bedarf geregelt werden. Diese kombinierte Maschine ersetzt sieben einfache Apparate, und es können auf derselben folgende Arbeiten ausgeführt werden: Drehen von Radnaben, Bohren von Achsenlöchern, Ausstemmen der Speichenlöcher, Bohren der Speichen- und Diebellöcher in Felgen, Anfräsen der runden Speichenzapfen, Anfräsen der flachen Speichenzapfen und Überschneiden der Räder. Die Radmaschine wird ihrer Vielseitigkeit wegen daher nicht nur zur Hebung der Wirtschaftlichkeit beitragen, sondern sie wird auch Ruf und Ansehen des Handwerkers fördern helfen. Durch ihre stete Verwendbarkeit bei verhältnismäßig geringer Kraftanwendung macht sie sich bald unentbehrlich, speziell jedoch da, wo es an der körperlichen Geschicklichkeit der gelernten Holzarbeiter zuweilen noch sehr gefehlt hat.



Fahrbare Vollgattersäge. Theodor Wilckens G. m. b. H., Hamburg.

Das erste deutsche nach dem Längsspantensystem erbaute Schiff.

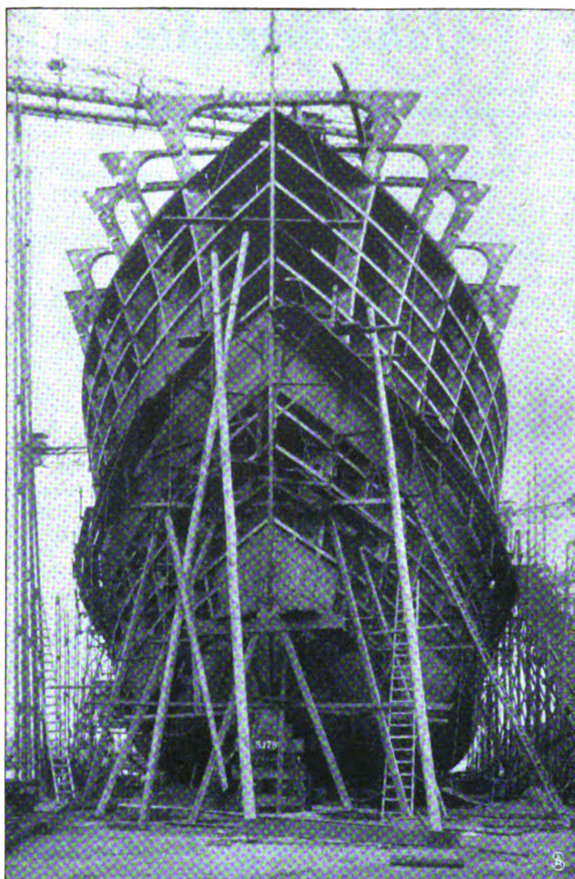
Die letzten Jahre haben auch im Frachtdampferbau wesentliche Fortschritte und Neuerungen gebracht, sowohl in bezug auf die Bauart als auch im Schiffsantrieb. Die Actien-Gesellschaft „Weser" hat diese Entwicklung nicht nur mitgemacht, sondern sie hat auch nach verschiedenen Richtungen die Führung übernommen. Beispielsweise ist der für die Hamburg-Bremer Afrika-Linie gebaute Frachtdampfer „Arnfried", der am 10. Mai 1911 mit besten Ergebnissen seine Probefahrt machte, das erste in Deutschland nach dem Längsspantensystem gebaute Schiff. Die auf der ersten Ausreise des Schiffes gemachten Erfahrungen bestätigen die hohen Erwartungen, die man an diese Bauart knüpfte; besonders hervorgehoben wurden u. a. Seetüchtigkeit und ruhige, erschütterungsfreie Fahrt. Die vertragliche Geschwindigkeit von 11 Knoten des 4700 Tons Tragfähigkeit besitzenden Schiffes wurde schon auf der Probefahrt reichlich erfüllt und auf den ersten Reisen weiter erheblich verbessert.

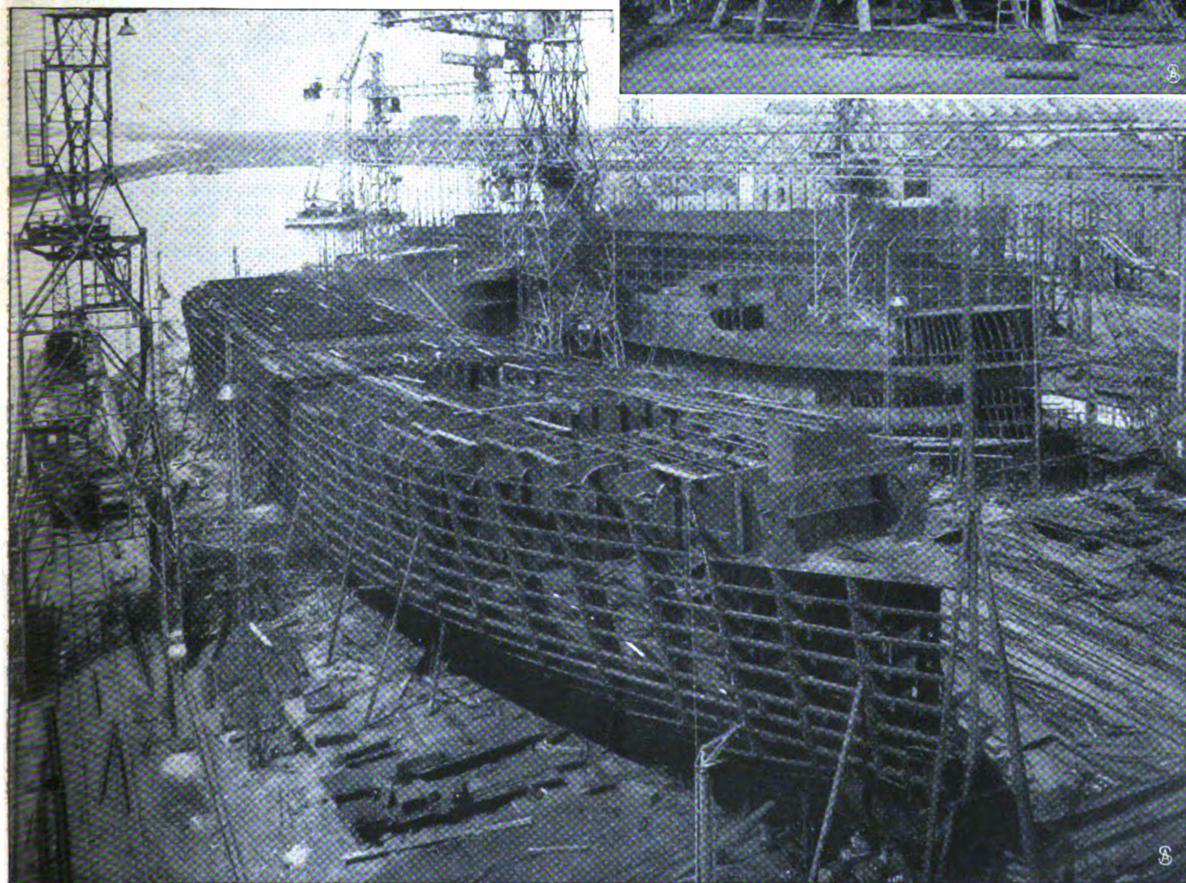
An weiteren Längsspantenschiffen, die von der Gesellschaft gebaut sind, nennen wir den Dampfer „Steinturm" für die Deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Hansa", der zugleich das zweite deutsche Schiff dieser Bauart ist, und dessen erfolgreiche Probefahrt am 15. September 1911 stattfand.

Für die Hamburg-Bremer Afrika-Linie befindet sich ein Schiff vom Arnfriedtyp im Bau. Auch dieses Schiff wird nach dem Längsspantensystem, Bauart „Weser", hergestellt.

Zur Vervollständigung sei bemerkt, daß die kleinen Kreuzer „Magdeburg" und „Stralsund" ebenfalls Längsspantenschiffe sind.

Nach den bisherigen guten Erfahrungen scheint es, als würde man in Zukunft in steigendem Umfang zum Bau von Längsspantenschiffen übergehen. Die Actien-Gesellschaft „Weser" besitzt auf diesem Gebiet z. Zt. wohl die größte Erfahrung.





Längsspanten-Dampfer auf der Werft der Act.-Ges. „Weser", Bremen. Unten: Längsansicht. Oben: Vorderansicht.

Jahresberichte.

Verein Bremer Exporteure. Vor kurzem fand unter dem Vorsitze des Herrn J. K. Vietor die Jahresversammlung des seit vier Jahren bestehenden Vereins Bremer Exporteure statt, in der insbesondere der Jahresbericht des Vorstandes vorgelegt wurde. Wir entnehmen dem Bericht im wesentlichen folgendes: Das Jahr 1911 gab vielfach Veranlassung, die Interessen des sich erfreulich entwickelnden bremischen Exporthandels wahrzunehmen, sowohl durch unsere Teilnahme an der Arbeit des Verbandes Deutscher Exporteure, als auch durch die Verfolgung von Wünschen und Anregungen unserer Mitglieder. Wir haben Vertreter entsandt zur Ausschußsitzung des Verbandes am 25. März 1911 in Berlin, sowie zu einer Delegiertenkonferenz desselben am 4. November in Elberfeld; ferner hat unser Vorsitzender teilgenommen an einer Besprechung im Reichsamt des Innern über die weitere Gestaltung der von dieser Behörde herausgegebenen Nachrichten für Handel und Industrie. Ueber diesen Gegenstand hatte der Verbandsvorstand einen ausführlichen, den Wert dieser Nachrichten für den Exporthandel im wesentlichen verneinenden Bericht an das Reichsamt erstattet, dem wir uns in Beantwortung eines Rundschreibens des Herrn Staatssekretärs des Innern grundsätzlich angeschlossen hatten. Mehrfach noch waren unsere Vertreter in der Kommission wegen eines Einheitskonnossements tätig, und wenn auch die Verhandlungen nicht in jeder Beziehung den Bedürfnissen des Exporthandels entsprochen haben, so ist es doch erfreulich, daß sie endlich zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sind, indem nunmehr achtzehn „Allgemeine Regeln für Dampferkonnossemente (ausgehend)" mit den hamburgischen und bremischen Reedereien unter Zustimmung der Assekuradeure vereinbart sind. Hiermit ist zunächst eine feste Grundlage für das Rechtsverhältnis zwischen Exporteuren und Reedern geschaffen, die im Laufe der Zeit weiter ausgestaltet werden kann, und die insbesondere den Fortschritt darstellt, daß die Beteiligten mit Erfolg den Weg beschritten haben, durch ihre Organe miteinander zu verhandeln und eine Einigung zu erstreben. Wir hoffen, daß auch die nunmehr zwischen dem Verbande Deutscher Exporteure und den einzelnen Reedereien zu vereinbarenden Spezialklauseln bald zustande kommen; sobald dies der Fall ist, werden die Allgemeinen Regeln in Kraft treten. Eine Einheitsbestrebung war ferner die Anregung der Vereinigung Berliner Exportfirmen, eine deutsche Police für die Transportversicherung zu schaffen, in der Weise, daß die Versicherer die Deckung aller im Exportgeschäft vorkommenden Risiken übernehmen, die nicht in der Police ausdrücklich als ausgenommen bezeichnet werden. Eine eingehende Erörterung dieses Vorschlages durch die Elberfelder Delegiertenkonferenz unter Hinzuziehung von Versicherungssachverständigen hat jedoch gezeigt, daß gegen seine praktische Durchführbarkeit erhebliche Bedenken bestehen, die auch von unseren Delegierten geteilt wurden. Es wurde beschlossen, zunächst das Ergebnis der, auch heute noch schwebenden, Verhandlungen zwischen den Handelskammern und den Seeversicherern über einheitliche Allgemeine Seeversicherungsbedingungen abzuwarten und auf eine für den Exporthandel möglichst günstige Gestaltung dieser Bedingungen hinzuwirken. Aus unseren Verhandlungen mit anderen Exportvereinen ist hervorzuheben, daß wir uns mit den Ausführungen eines Schreibens der Vereinigung der Exportfirmen Berlins, betreffend Zollerlaß bei der Wiedereinfuhr deutscher Erzeugnisse, einverstanden erklärt haben. Während bisher der Bundesrat einen solchen Zollerlaß grundsätzlich ablehnt, wenn ein anderer als der Hersteller, also wenn ein Händler die Ware wiedereinführen will, ist zu wünschen, daß auch in diesen Fällen eine zollfreie Wiedereinfuhr zugelassen wird, sofern nur der deutsche Ursprung einwandsfrei feststeht. Der Verein Hamburger Exporteure hat uns ein von ihm und dem Leipziger Exportverein mit dem Verband Sächsisch-Thüringischer Webereien vereinbartes Schiedsgerichts-Regulativ mitgeteilt. Für die Liste der seitens der Exporteure zu ernennenden Schiedsrichter haben wir ein Mitglied unseres Vereins angemeldet. Ferner hat sich auf unsere Anregung ein Verein Bremer-Export-Agentur gebildet.

Vom Kalisyndikat. Der Vorstand teilt mit, daß der vorjährige Gesamtabsatz der deutschen Kaliindustrie auf Grund der Durchschnittspreise vom Jahre 1910 ca. 160 Millionen Mark betrug; 11.4 Millionen Mark entfallen auf den Absatz der Kaliwerke Aschersleben und Sollstedt, die im Dezember dem Kalisyndikat als Gesellschafter beigetreten sind. Im Jahre 1911 sind folgende Werke förderfähig geworden und auf Grund der ihnen von der Verteilungsstelle für die Kaliindustrie zuerteilten Quoten in das Syndikat aufgenommen worden: Glückauf-Bebra, Hadmersleben, Weidtmanshall, die Halleschen Kaliwerke, Güsten, Niedersachsen, Heringen und Orlas. Diese erhielten zusammen Aufträge in Höhe von rund 5.3 Millionen Mark. Der Mehrabsatz der Syndikatswerke ohne Aschersleben und Sollstedt betrug im Vorjahre etwa 25.3 Millionen Mark, so daß diejenigen Werke, die vor 1911 Syndikatsmitglieder waren, gegen 20 Millionen Mark mehr abgesetzt haben als im voraufgegangenen Jahresabschnitt. Obige Zahlen dürften durch die Berechnung der Frachtverluste und Gewinne noch eine kleine Aenderung erfahren, und zwar nach unten, da infolge der Einstellung der Elbe- und Weserschiffahrt während vieler Monate und durch höhere Seefrachten das Frachtengeschäft ungünstiger abgeschnitten hat als im Jahre 1910. Hinzu kommt, daß auch die Durchschnittspreise die Höhe des Jahres 1910 in allen Gruppen nicht ganz erreichen dürften. Zu dem Mehrabsatz haben in erster Linie die Vereinigten Staaten und in zweiter Linie Deutschland, mehrere europäische Länder und einige Ueberseegebiete beigetragen, in welchen Ländern sich die Erkenntnis von der Wichtigkeit der rationellen Düngung Bahn zu brechen beginnt. Neue Vertretungen wurden geschaffen in Australien, Südafrika, Argentinien, Mexiko, Palästina, Griechenland, Türkei, Rumänien und Bulgarien. Die Gesellschafterversammlung genehmigte den Zutritt der Werke Wolfshall und Dietrichshall zum Kalisyndikat sowie zur Verkaufsvereinigung mit den ihnen von der Verteidigungsstelle zugewiesenen Quoten. Gleichzeitig wurde das Stammkapital um weitere 50,000 M. erhöht. Die Anträge dreier Werke auf Rückgängigmachung von Streichungen wurde abgelehnt. Was das diesjährige Geschäft anbetrifft, so wurde bereits mitgeteilt, daß der Januar-Absatz etwa 17 Millionen Mark höher war als der Absatz sämtlicher Syndikatswerke inkl. Aschersleben und Sollstedt im gleichen Monat des Vorjahres.

Deutschlands Handelsbilanz mit den europäischen Staaten. Nach den Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland ergibt eine Zusammenstellung der neuesten Ein- und Ausfuhrzahlen für den Handel Deutschlands mit den europäischen Staaten folgendes Bild:

Deutschland

Verkaufte nach:	Waren im Werte von	Kaufte von:	Waren im Werte von
England	1102 Mill.	England	767 Mill.
Österreich-Ungarn	822 „	Österreich-Ungarn	729 „
Frankreich	543 „	Frankreich	508 „
Rußland	537 „	Rußland	1322 „
Niederlande	499 „	Niederlande	259 „
Schweiz	453 „	Schweiz	174 „
Belgien	391 „	Belgien	325 „
Italien	324 „	Italien	275 „
Dänemark	225 „	Dänemark	158 „
Schweden	191 „	Schweden	164 „
Norwegen	120 „	Norwegen	50 „
Finnland	74 „	Finnland	26 „
Europäische Türkei	73 „	Europäische Türkei	22 „
Spanien	72 „	Spanien	140 „
Rumänien	66 „	Rumänien	69 „
Portugal	33 „	Portugal	22 „
Bulgarien	19 „	Bulgarien	6 „
Serbien	19 „	Serbien	18 „
Griechenland	15 „	Griechenland	21 „

Deutschlands Ausfuhr ist im großen und ganzen bekanntlich eine Ausfuhr von Veredelungserzeugnissen. Demgemäß findet sie ihre Hauptabnehmer in England, Österreich, Frankreich und Rußland. Entsprechend weist Deutschland eine passive Handelsbilanz mit den Rohstoffländern Rußland, Spanien, Rumänien und Griechenland auf. Bemerkenswert ist, daß das verbündete Italien uns weniger abzukaufen vermag als die kleine Schweiz und Belgien, und daß Finnland als Käufer deutscher Erzeugnisse vor der europäischen Türkei steht.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

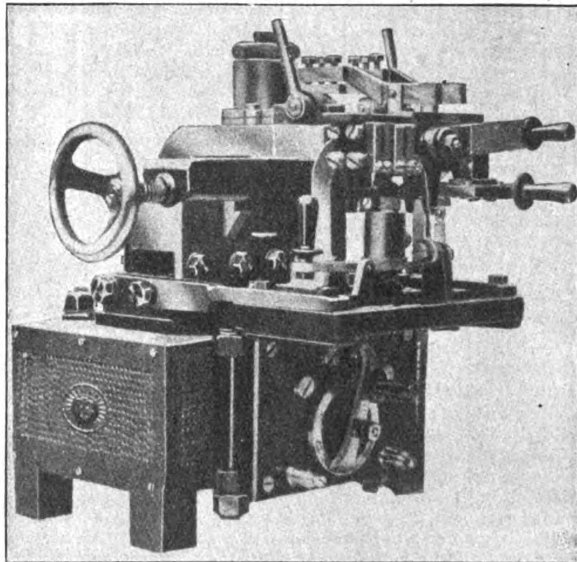
Die technischen Fortschritte im Kraftmaschinenbau des Jahres 1911. Im Kraftmaschinenbau ist für das Jahr 1911 eine ungewöhnlich rasche Entwicklung des Ölmotors, dessen Betrieb auf dem Dieselverfahren beruht, zu verzeichnen. Man hat, wie Professor Kollmann in den Technischen Monatsheften ausführt, sich mit großem Erfolg bemüht, Dieselmotoren bis zu sehr großen Leistungen (6000 PS. und mehr) in stehender und liegender Anordnung zu bauen und dabei, je nach dem vorliegenden Betriebszweck, das Zweitakt- oder Viertakt-System zur Anwendung zu bringen. Auch die Umsteuerbarkeit ist in sehr vollkommener Weise erreicht worden, so daß der Ölmotor namentlich auch für Schiffszwecke eine besondere Bedeutung gewonnen hat. Führend sind auf diesem Gebiet die Vereinigten Maschinenbau-Anstalten Augsburg-Nürnberg und die Firma Sulzer in Winterthur. Für Schiffsmaschinen kommt neuerdings ferner das Junkersche System der stehenden Tandemmaschine in Betracht. Der Ölmotor hat sich außerordentlich rasch auf dem Gebiete der ortsfesten Kraftmaschinen sowohl als auch für den Betrieb von Schiffen eingeführt. Es kommen für ihn sowohl Boote für die Heringsfischerei und Kohlenfrachtschiffe mit Ladegewichten von 3000 t aufwärts als auch Kriegsschiffe von den Unterseebooten bis zu größeren Kreuzern in Frage. Die ersten Schiffe mit Dieselmotoren sind 1905 in Schweden für den eine Strecke von 1230 km umfassenden Dienst zwischen Rebinsk und St. Petersburg gebaut worden. Nach den äußerst günstigen Betriebsergebnissen bei diesen und anderen Versuchsschiffen entschloß sich die Hamburg-Amerika-Linie, einen Auftrag auf ein 9000-t-Schiff mit Dieselmotorantrieb zu erteilen. Nachdem der Verbrennungsmotor von Diesel eine siebzehnjährige Probezeit hinter sich hatte, konnten die Schiffbauer mit vollem Vertrauen an die Verwendung des neuen Motors herantreten, da auf Grund einwandfreier Versuche der genaue Vergleich zwischen dem Dieselmotor und der Kolbendampfmaschine in betriebstechnischer und wirtschaftlicher Beziehung möglich war. Wenngleich gegenwärtig bei Schiffbauten mittlerer Größe die Ausrüstung mit Verbrennungsmotoren in der Anlage vielleicht etwas teurer ist als die Ausrüstung mit Dampfmaschinen, so haben sich doch für den Betrieb von Schiffen beim Verbrennungsmotor so wesentliche Vorteile herausgestellt, daß man die etwaigen Anlagekosten gern in den Kauf nehmen konnte.

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Ein Universalofen. Für Betriebe, denen die Beschaffung verschiedener Öfen nicht lohnend ist, die aber dennoch das Härten, Glühen, Anlassen und Schmieden kleinerer Stücke mit größerer Sicherheit ausführen wollen, ist der in Dinglers Polytechnischer Rundschau beschriebene Universalofen bestimmt, welcher von der Firma Brüder Boye, Berlin, auf den Markt gebracht wird. Er vereinigt in sich: 1. einen Schnellstahlofen, welcher einen Glühzylinder von 60 mm Durchmesser und 260 mm Tiefe besitzt. Es können in diesem namentlich Spiralbohrer, Gewindebohrer, Reibahlen usw. auf die beim Härten von Schnellstahl erforderlichen hohen Wärmegrade gebracht werden; 2. einen Muffelofen, dessen Muffel im Innern folgende Abmessungen hat: Tiefe 160 mm, Breite 90 mm, Höhe 75 mm; 3. einen Plattenglühofen. Der Heizraum bei Verwendung der Glühplatte hat folgende Abmessungen: Tiefe 160 mm, Breite 120 mm, Höhe 120 mm. Diese Glühplatte wird verwendet beim Erwärmen von Fräsern und verschiedenen Werkzeugen aus gewöhnlichem und Schnellschnittstahl, ferner zum Einsetzen von Eisenteilen, zum Glühen von Kupfer und Messing und für verschiedene andere Zwecke; 4. einen Salz- und Bleibadofen. Der Tiegel, in dem das Salz bzw. Blei zum Erwärmen feiner Werkzeuge, Fräser, Reibahlen, Gewindebohrer, Schnitte, Stanzen usw. geschmolzen wird, hat einen Durchmesser von 8 mm und eine Tiefe von 240 mm; 5. einen Schmelzofen, um gelegentlich Blei, Lagermetall oder sonstige leichter fließende Metalle schmelzen zu können. Die Tiegelabmessungen sind die gleichen wie beim Salzbadofen; 6. einen Anlaßofen. Um die gehärteten Werkzeuge mit Sicherheit anzulassen, wird in einem Tiegel Öl auf die Wärmegrade erhitzt, die der Anlaßfarbe entsprechen (etwa 300—350 Grad Celsius). Die anzulassenden Teile werden dann in dieses Ölbad gebracht und darin einige Zeit gelassen; sie werden dadurch gleichmäßig auf Anlaßwärme erhitzt.

Metalltechnik.

Elektrische Drahtschweißmaschinen. Die Firma Harat Export G. m. b. H., Berlin, bringt nach einem Bericht der Werkstatts-Technik eine Reihe von Drahtschweißmaschinen auf den Markt, die je nach ihrer Leistungsfähigkeit konstruktiv verschieden als tragbare, fahrbare oder ortfeste Maschinen durchgebildet sind.



Elektrische Drahtschweißmaschine.

Die Ausübung des Schweißdruckes erfolgt teils durch Federkraft, teils durch Gewichte. Eine einstellbare selbsttätige Auslösung schaltet den Strom nach Vollendung der Schweißung aus. Unsere Abbildung zeigt beispielsweise eine Maschine, die für Kupferdrähte von 0.25 bis 3.2 mm Durchmesser, für Messingdrähte von 0.25 bis 4.8 mm Durchmesser und für Eisen- und Stahldrähte von 0.25 bis 6.5 mm Durchmesser geeignet ist. Die Maschine hat zwei vorstehende Arme, von denen der eine fest, der andere in einem Kugellager beweglich angeordnet ist. Beide Arme tragen Backen zum Festspannen der Drahtenden mittels Hebels und Exzenters. Der bewegliche Arm erhält seinen Strom durch ein Quecksilberband; die Primärwicklung des Schweißtransformators hat Anzapfungen, denen der Netzstrom mittels des vorn angebrachten Regulierschalters zugeführt werden kann, so daß eine vierfache Regelung des Schweißstromes vorhanden ist. Die selbsttätige Ausschaltung wirkt in der Art, daß der Schalter gegen die Wirkung einer (rechts sichtbaren) Feder durch eine Nase geschlossen gehalten wird, bis der sich heranbewegende Arm den die Nase tragenden Hebel fortstößt. Es kann also die Schweißung nach den verschiedenen Drahtstärken und

Materialien reguliert werden mittels der Entfernung zwischen den Backen, dem Anpressungsdruck der Feder, dem Einstellen der Auslösung und der Spannungsabstufungen. In dieser Weise können fast sämtliche Materialien, z. B. auch Aluminium, Neusilber und Platin geschweißt werden.

Berg- und Minenwesen.

Versuche mit dem Pneumatogen. Nach jahrelangen Versuchen und Verbesserungen, die auf der Bochumer Bergschule mit Pneumatogen von Dr. Böck angestellt sind, ist es gelungen, wie die Zeitschrift Glückauf mitteilt, zufriedenstellende Resultate damit zu erzielen. Das Ergebnis aller dieser Versuche war, daß weder Kohlenstaub noch Kohlengas, noch beide zusammen durch das Kalium-Natriumsuperoxyd zur Entzündung gebracht wurden, daß also der Pneumatogen mit Patronen der zu den Versuchen benutzten Art vollständig sicher gegen Schlagwetter sowie Kohlenstaub ist. Die Hauptteile des Apparates, nämlich die beiden in einem Traggestell untergebrachten Doppelpatronen und der Atmungssack, werden auf dem Rücken getragen, wie die schematische Darstellung in Abb. 1 erkennen läßt. Vor dem Munde befindet sich ein Speichelfänger a, der mit Hilfe der Kinnstütze b, zweier Kopfriemen c und c_1 sowie der Schnallen d an dem Lederhelm befestigt ist, so daß das Gewicht des Speichelfängers und der anschließenden Atmungsschläuche e und e_1 vom Hinterkopf getragen wird. Jeder Atmungsschlauch und damit auch jede Doppelpatrone f und f_1 können für sich mit Hilfe des Schalthahnes g ein- und ausgeschaltet werden. Es wird also gleichzeitig immer nur ein Schlauch und eine Patrone zur Atmung benutzt. Die ausgeatmete Luft strömt in der Pfeilrichtung vom Munde fort durch den Speichelfänger und den einen Schlauch und verteilt sich aus den Tangentialrohren h und h_1 (s. Abb. 2) auf die beiden Hälften der betreffenden Patrone. In jeder Patronenhälfte ist das im Gegensatz zu der früheren Form außerordentlich feinförmige Kalium-Natriumsuperoxyd in einer Schicht von 18 mm Dicke zwischen zwei dreifachen feinmaschigen Drahtnetzlagen i untergebracht. Die beiden Netzlagen werden durch das in Zickzackform gewellte grobe Stütznetz k auseinandergehalten. Die Verbindungsstücke l und l_1 dienen zum Anschluß der Patrone an den Atmungsschlauch bzw. an den Atmungssack. Zwischen den Netzlagen i und den Wandflächen jeder Patronenhälfte ist ein freier Raum m, der in seiner ganzen Höhe von 14 cm durch die Schlitze n_1, n_2 und n n_3 mit den betreffenden gleich hohen Tangentialrohren h h_1 und h_2 h_3 in Verbindung stehen. Die Schlitze n und n_1 sind in Abb. 2 nicht sichtbar. Durch den Schlitz und freien Raum verteilt sich die Luft auf die ganze Fläche jeder Patronenhälfte und durchdringt gleichmäßig die Peroxydschicht.

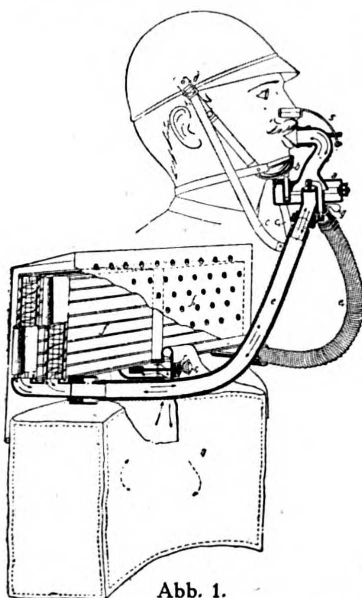


Abb. 1.

Schematische Darstellung des Pneumatogens.

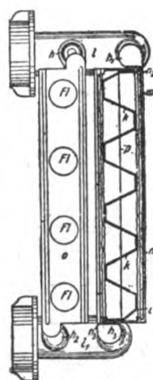


Abb. 2.

Wagrechter Schnitt durch eine Patronenhälfte.

Elektrotechnik.

Wechselstrom - Instrumente. Die üblichen Wechselstrom-Instrumente sind aufgebaut auf 1. dem dynamometrischen System, 2. dem Ferraris - System, 3. dem Hitzdraht - System und 4. dem Weicheisen - System. Die Meßinstrumenten - Technik hat die zugrunde liegenden Systeme hauptsächlich durch die verbesserte mechanische Ausführung und konstruktive Bauart vervollkommnet. Den besten Beweis, daß es besonders auf die mechanische Ausführung ankommt, liefert, wie der Elektrotechnische Anzeiger ausführt, das Weicheiseninstrument. Das Weicheiseninstrument war seit Jahren verpönt und als minderwertiges System bezeichnet. Der Hauptnachteil der marktgängigen Weicheisenapparate besteht in der überaus mangelhaften mechanischen Ausführung, die allerdings durch den niedrigen Preis, der für diese Apparate bezahlt wird, gerechtfertigt erscheint. Das meistens ungünstige Verhältnis aus Federkraft (Torsionskraft für Endausschlag) und dem Gewicht des beweglichen Teils, bedingen die Unzuverlässigkeit der Angaben. Die neuerdings von verschiedenen Firmen durchgeführten Versuche sowie die konstruktive Ausbildung haben gezeigt, daß das Weicheisensystem ebenfalls zu einem Präzisionsmeßgerät ausgebaut werden kann. Wenn auch zu diesem Fortschritt die Herstellung hochlegierter und besonders präparierter Eisensorten verholfen haben, so war trotzdem noch das Weicheiseninstrument auch in bezug auf mechanische Ausführung und konstruktive Bauart durchzubilden. Die eingehenden Versuche haben den Beweis geliefert, daß das Weicheisensystem den Anforderungen der Wechselstromtechnik genügt. Die Prüfungsresultate eines Schalttafelinstruments der Isaria-Zählerwerke lassen dies deutlich erkennen.

Werkstattechnik.

Vakuumprüfung von Glühbirnen. Im allgemeinen haben die Glühlampenfabriken heute die Vakuumprüfung an Glühbirnen aufgegeben, da einmal die Sicherheit eines vorhandenen hohen Vakuums groß genug ist, wobei zum andern die Prüfmethoden umständlich sind und Irrtümer nicht ausschließen. Es können jedoch Fälle eintreten, bei denen man notwendig über die Güte des Vakuums orientiert sein muß. Hierher gehören vorzüglich die Prüfungen an Birnen, die zu Versuchszwecken dienen sollen. Bei der Einführung neuer Birnen ist es beispielsweise wünschenswert zu wissen, inwieweit die Gasabgabe der Glaswände und des Glühfadens das Vakuum und damit die Lebensdauer beeinflußt. Der Fabrikant ist natürlich daran interessiert, daß nur Birnen zur Prüfung gelangen, die von keinen zufälligen Fehlern, welche die Güte des Vakuums zum Schaden der Lampe verändert, befreit sind. Es ist aber bekannt, daß viele Glühbirnen die angegebene mittlere Lebensdauer nicht erreichen, obgleich die Herstellungsbedingungen denen der guten Birnen vollkommen gleich waren, und ohne daß beim Versand oder Einkauf ein sichtbarer Fehler zu bemerken gewesen wäre. Für alle Prüffälle geben uns nun die Teslaströme ein jederzeit schnell bereites Mittel an die Hand, das gleichzeitig den Vorzug besitzt, für die Bedienung gänzlich ungefährlich zu sein. Der Teslaapparat braucht nicht, wie die Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau ausführt, hochisoliert zu sein; es genügt ein mit etwa 800 Windungen dünnen Kupferdrahtes bewickelter Gaszylinder von etwa 20 cm Höhe, dessen Windungen mit Paraffin oder Stearin bestrichen worden sind. Die Primärspule bilden einige Windungen dicken Kupferdrahtes.

Der Großbetrieb und seine Herstellungskosten. Zur Klarstellung der mit der Organisation eines Unternehmens zusammenhängenden Einzelfragen ist es unbedingt erforderlich, die in den neuzeitlich eingerichteten Großbetrieben gebräuchlichen Formen zu kennen; zu den Firmen, die sich bereits zur Veröffentlichung ihrer Organisation entschlossen haben, tritt in dankenswerter Weise die größte süddeutsche, eine der führenden deutschen Maschinenfabriken: das Werk Nürnberg der Maschinenfabrik Augs-

burg-Nürnberg (Man). Professor C. Prinz zeigt in der Zeitschrift Technik und Wirtschaft die Bestimmung der Herstellkosten, die den Kern der Organisationsfragen bildet. Die Herstellung eines wettbewerbfähigen Erzeugnisses verlangt dreierlei: 1. Herstellungsverfahren, a) entwerfender Art, die gut durchdachte, einfach auszuführende Konstruktion entstehen lassen, b) bearbeitender Art (reine Werkstattverfahren), welche diese Entwürfe in kürzester Zeit und in genauester Weise vom Rohstoff in das fertige Erzeugnis überführen lassen, 2. Organisationsformen, die insbesondere die durch die Herstellverfahren erwachsenden Kosten für jedes Stück sofort ersehen lassen, 3. geschultes Personal, das Herstellung und Organisation auf das gewissenhafteste befolgt und verfolgt, d. h. entsprechende Ingenieure und Kaufleute, Meister und Arbeiter. Man begegnet sehr häufig der Ansicht, daß jeder Betrieb eine seiner Eigentümlichkeit angepaßte Organisationsform haben müsse; bezüglich des für die Wirtschaftlichkeit maßgebenden Teiles der Herstellungskosten vermag ich dies nicht anzuerkennen, weil die Grundelemente überall gleich sind, verschieden nur die Werte, die in den einzelnen Betrieben dafür anfallen. Meines Erachtens, betont genannter Verfasser, kann mindestens für gleiche Fachgebiete die Organisationsform die nämliche sein. Die „Man" liefert den schlagenden Beweis, daß dies auch für verschiedene Fachgruppen möglich ist: werden doch dort in Maschinen-, Kran- und Wagenbau für die Herstell- und Selbstkosten die grundsätzlich gleichen Vordrucke benutzt.

Aus der chemisch-technischen Industrie.

Von Dr. Goldschmidt.

Nachdem im Jahre 1884 Swan in London, 1889 Chardonnet in Paris zum erstenmal Kunstfäden gezeigt hatten, wurde im Anfang der neunziger Jahre die industrielle Herstellung der Nitrozellulose-Kunstseide nach Chardonnet und Lehner aufgenommen. Das neue Material führte sich zunächst in der Industrie der Besatzartikel ein, wo Festigkeit und Haltbarkeit eine weniger große Rolle spielen, als die Erreichung mannigfaltiger und hervorstechender Effekte. Für diese eignete sich aber gerade die Kunstseide infolge ihres hohen Glanzes, der größeren Fadenstärke und der geringeren Weichheit. Gewisse schlechte Eigenschaften der damaligen Nitrozellulosefäden brachten allerdings zunächst wieder einen Rückschlag, bis gegen Ende des Jahrhunderts ein großer Aufschwung einsetzte, der zu einem jährlichen Umsatz von mehreren Millionen Kilo führte. Jene schlechten Eigenschaften bestanden zunächst in der großen Feuergefährlichkeit der Fäden, dann aber in ihrer Härte und Sprödigkeit und der durch ihre Wasserundurchlässigkeit bedingten Schwierigkeit sie zu färben. Sie mußten deshalb zunächst mit Natriumsulfid denitriert, d. h. in gewöhnliche Zellulose zurückverwandelt werden, wobei es des öfteren vorkam, daß ungenügend denitrierte Ware beim Färben streifig wurde, während zu stark denitrierte zerfiel. Das Aufblühen der jungen Industrie wurde veranlaßt durch Verbesserungen des Nitrozelluloseverfahrens und durch das Auffinden zweier anderer, ein gutes Produkt liefernder, neuer Methoden. Die eine rührt her von Pauly, Bronnert, Frémery und Urban und geht von Zelluloselösungen in Kupferoxydammoniak aus; sie wird von den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken Elberfeld und ihren Tochtergesellschaften ausgeübt. Die andere fand Croß und Bevan. Ihre Viscose-Seide stellen sie aus dem wasserlöslichen Zellulosexanthogenat her. Andere Verfahren, wie das Chlorzinkverfahren von Bronnert, das Gelatineverfahren von Millar, nach dem die „Vandura-Seide" hergestellt wurde, und die Caseinverfahren haben zu einer industriellen Verwertung nicht geführt. Besonders die Verwendung des Caseins wird aber angestrebt. So will man nach einem jetzt erteilten Patent aus Kuhmilch eine schöne, feste seidene Faser erhalten haben. Schon seit längerer Zeit war es

bekannt, daß der Käsestoff in der Kuhmilch durch pyrophosphorsaure Salze zersetzt und ein Teil unlöslich abgeschieden wird. Das dabei in Lösung bleibende Eiweißspaltungsprodukt, das durch verdünnte Säuren ausgeschieden wird, soll sich zur Herstellung der Fäden eignen. — Im folgenden sei nach der „Chem. Ztg." einiges über die Fabrikation der Kunstseiden mitgeteilt. Kollodium-Seide wird hergestellt durch Auflösen von Nitrozellulose in Aetheralkohol und Einpressen des so erhaltenen Kollodiums in Wasser, wobei der Rohfaden entsteht. Die feuchten Fäden haben eine geringe Festigkeit, die Wiedergewinnung der Lösungsmittel aus der stark verdünnten wässerigen Lösung ist schwierig, hauptsächlich aber verstopfen sich die feinen Spinnöffnungen leicht dadurch, daß sich infolge Wassereintritts Nitrozellulose ausscheidet. Diese Übelstände haben dazu geführt, daß das „nasse" Spinnverfahren durch das „Trockenverfahren" ersetzt wurde. Es beruht darauf, daß hochkonzentrierte Kollodien bei geringer Verdunstung des Lösungsmittels die gelöste Nitrozellulose ausscheiden. Man läßt also durch feine Glaskapillaren das Kollodium in die Luft austreten, wobei sich der Faden bildet. — Die Wiedergewinnung der kostbaren Lösungsmittel ist eine stete Sorge der betreffenden Fabriken, besonders in Deutschland, wie aus folgenden Zahlen verständlich wird. Im Jahre 1909 kosteten 100 Liter Alkohol etwa 25 M. in Belgien, 26 M. in Österreich, 48 M. in Deutschland; 100 kg Äther etwa 52 M. in Belgien, 55 M. in Österreich, 85 M. in Deutschland. Trotz dieser Verhältnisse, und obwohl sich die Fabrikation der Nitronseide auch gegenüber dem Kupferoxydammoniak- und dem Viscoseverfahren ziemlich ungünstig stellt, liefert die Nitroseidenindustrie noch fast die Hälfte der jährlich fabrizierten Kunstfäden. Ihre bedeutendsten Fabriken sind die Société anonyme pour la fabrication de la soie de Cardonnet in Besançon, die Lehnersche in Spreitenbach in der Schweiz, die Vereinigten Kunstseiden-Fabriken Frankfurt a. M. mit Werken in Kelsterbach a. M., Bobingen i. W., Glattbrugg bei Zürich, die Kunstfaden-Gesellschaft in Jülich, die belgischen Fabriken in Tubize und Obourg, dann die in Sárvár in Ungarn und die von der Mannheimer Celluloidfabrik in Schwetzingen jüngst errichtete.

Nach dem Kupferverfahren werden Kunstfäden in der Weise hergestellt, daß Zellulose in möglichst konzentrierter Kupferoxydammoniaklösung bei recht niedriger Temperatur

gelöst wird, da bei höherer Temperatur eine Zersetzung der Kupferzelluloselösung stattfindet und verdünntere Lösungen weniger Zellulose aufnehmen. Die Fällung des Zellulosefadens geschah zuerst durch Einspinnen in starke Schwefelsäure; da hierbei aber leicht eine zu starke Hydratation und eine Schwächung des Fadens eintrat, ging man dazu über, ihn durch Alkali zu fällen und das in seinem Inneren befindliche Kupferoxydhydrat durch schwache Säure zu entfernen. Die Verwendung des Alkali erhöht außerdem, wie die Mercerisierungsverfahren zeigen, auch noch den Glanz. Die Elberfelder Vereinigten Glanzstoff-Fabriken stellen so ihre „N"-Seide her, während die Hanauer Kunstseidefabrik Sulfit-, Bisulfit- oder Ammonsalzlösungen zum Fällen anwendet. Von größeren Fabriken seien erwähnt, außer den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken, die Erste Österreichische Glanzstoff-Fabrik in St. Pölten bei Wien, die Firma Les soies de Givet in Givet und Izieux in Frankreich und die British Glanzstoff Manufact. Co. in Flinth. Der Anteil der Kupferseiden an der Gesamtproduktion ist der gleiche wie derjenige der Nitroseiden.

In den letzten Jahren ist das Viscose-Seiden-Verfahren in Aufnahme gekommen. Viscose ist die wässerige Lösung des Natriumsalzes der Alkalizellulosexanthogensäure bzw. von Polymerisationsstufen dieser Säure und wird durch Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Natronzellulose erhalten. Durch Erhitzung dieser Lösung und durch Einwirkung von Säuren oder Salzen wird Zellulose regeneriert. Die anfänglichen Schwierigkeiten, der Reinigungsprozeß, durch den erst ein einheitliches farbloses Produkt erhalten wird, und die Beseitigung des Aneinanderklebens der zunächst noch aus Xanthogenat bestehenden Fäden sind heute überwunden, und die Jahresproduktion an Viscopseide beträgt etwa 1 Million Kilogramm. Die bekanntesten Fabriken sind die Fürst-Guido-Donnersmarckschen Kunstseiden- und Acetatwerke in Sydowsaue bei Stettin, die Soc. française und die Soc. belge de la Viscose sowie die Sam. Courtauld & Co. Ltd. in England. — Schließlich ist die Herstellung von Seide aus Zelluloseazetat zu erwähnen, die zwar vorläufig noch kaum im Handel ist, aber große Aussicht hat, sich den Markt zu erobern. Die fertigen Fäden bestehen aus Zelluloseazetat, was den Vorteil hat, daß man nicht, wie bei den anderen Verfahren, aus 1 kg Baumwolle 1 kg Kunstseide erhält, sondern bei Bildung des Triazetats etwas weniger als die doppelte Menge, bei Bildung des Tetraazetats das doppelte der angewendeten Zellulose. — Mit dem Verfahren beschäftigen sich die Henckel-Donnersmarckschen Werke, die Elberfelder Farbenfabriken, die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation Berlin und Knoll & Co., Ludwigshafen.

Die Kunstseiden werden heute vielfach zur Herstellung von künstlichem Roßhaar verwendet („Meteorgarn" der Vereinigten Kunstseidefabriken, „Viscellin" der Henckel-Donnersmarckschen Werke, „Baiko" der Elberfelder Farbenfabriken), ferner für Besatzartikel, Stickereien, Krawatten- und Dekorationsstoffe; die Azetatseide außerdem, infolge ihrer außerordentlich geringen Leitfähigkeit für Elektrizität, als Isoliermaterial für elektrische Leitungen, besonders solcher mit hoher Spannung. Trotzdem ist die Befürchtung vorläufig grundlos, daß durch die Kunstseiden die natürlichen verdrängt werden würden, da sich die beiden

sowohl chemisch wie physikalisch voneinander unterscheiden. Nur wenn eine technisch brauchbare Herstellung der Kunstseide aus Gelatine, Casein und anderen Eiweißkörpern gelingen sollte, wäre diese Möglichkeit vorhanden. Vorläufig aber stellt sich der Jahresumsatz der Naturseide mit 50 Millionen Kilogramm gegen 5 Millionen an Kunstseide. Die Selbstkosten für Nitronseide betragen 10.50 bis 12.00 M., für Kupferseide 9.00—10.50 M., für Viscoseseide 7.00—9.50 M. pro kg, die Verkaufspreise 13.00—14.00 M. für erstklassige, 6.00—9.00 M. für „Secunda"-Ware.

Kleinere Massenartikel aus Guß- und Schmiedeeisen werden oft durch Verzinnen mit einer schönen silberglänzenden Oberfläche versehen. Das Schmiedeeisen bietet der Verzinnung keine Schwierigkeiten, der hohe Kohlenstoffgehalt des Gußeisens hingegen erschwert die Operation. Darum entzieht man solchen Gegenständen oberflächlich den Kohlenstoff, indem man sie mit Eisenoxyd oder Braunstein umgibt und in Tontiegeln etwa fünf Stunden bei starker Rotglut erhitzt. Der dabei freiwerdende Sauerstoff verbrennt den Kohlenstoff. Hiernach kann Gußeisen wie Schmiedeeisen verzinnt werden. Man beizt zunächst in verdünnter Schwefelsäure (1 : 20), spült in Wasser und taucht dann die Gegenstände in Lötwasser ein. Sie kommen dann in das Zinnbad, wo sie so lange bleiben müssen, bis sie die Badtemperatur angenommen haben, wenn die Verzinnung glatt sein und festhalten soll. Darauf wird kurz abgeschlagen und in heißes Wasser getaucht. Das Zinnbad darf nicht zu hoch über den Schmelzpunkt erhitzt werden und wird an seiner Oberfläche vor Oxydation durch eine Schicht von Palmfett oder besser Chlorzink oder Chlorzinkammonium geschützt. Ein schöner weißer Überzug mit starkem Glanz wird erhalten, wenn man dem Zinn etwa 5—10 Prozent Wismut zufügt. — Kleinere billige Eisenteile, bei denen der Überzug dünner sein darf, können auf kaltem Wege im Rollfaß verzinnt werden. Die Eisenteile werden mit Zinnschnitzeln in ein Bad gegeben, das folgendermaßen bereitet ist: Eine Lösung von 400 g Zinnchlorür in 6 Liter Wasser wird eingetragen in eine Mischung von 6 Liter Wasser und 4 Liter Natronlauge vom spez. Gew. 1.33 = 30 Prozent Ätznatrongehalt, worin noch 60 g reines Zyankalium gelöst werden.

(Elektrochem. Ztschr.)

Nach einem Patent von Dr. Wilhelm Günther, Kassel, werden durch Gießen von reinen Eisenoxyden für die Technik Gefäße von hohem Schmelzpunkt hergestellt, die gegen chemische Einflüsse indifferent sind. In ihnen kann man mit Säuren und mit Alkalien arbeiten, Salze und organische Verbindungen rein darstellen, Körper trocknen und erhitzen, für die sich metallisch eiserne Gefäße nicht eignen. Dabei sind sie weniger kostspielig als Quarz- und Platingefäße.

Neue deutsche Bücher.

An dieser Stelle werden die Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes veröffentlicht, soweit sie für die Auslands-Abonnenten Interesse haben könnten.

Die Preisbildung in der Maschinenindustrie: Kalkulationsarten, Submission, Spezialisierung und Massenfabrikation, Vertreter und Händler, Interessen-

gemeinschaften, Preisverabredung, über 50 Submissionsbeispiele. Von Dr. H. Haeder, Ingenieur. Otto Haeder, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden. Preis broschiert 4 M. — Anregung zur vorliegenden Arbeit gaben die großen Preisunterschiede bei Maschinenteilen und Maschinen gleicher Gattung und Größe, wie die Zusammenstellung systematisch geordneter Submissionsergebnisse (im Anhange dieser Schrift) zeigt. Die Faktoren, die auf die Preisbildung einen Einfluß ausüben können, sind folgende: Die Kalkulationsart, das Submissionsverfahren, die Spezialisierung und Massenfabrikation, der Vertreter und Händler, die Interessengemeinschaften und Preisverabredungen. Den meisten Einfluß hat jedenfalls die Art der Selbstkostenberechnung. Besondere Beachtung fand auch das Verdingungswesen, zumal die Interessen des Vergebers und des Anbieters häufig im schärfsten Gegensatze stehen.

Anleitung zur vollständigen Erlernung der Treppenbaukunst. Von Baumeister G. H. Nix. Verlag A. Wehner, Zürich und Leipzig. Preis 1.50 M. — Das Buch gibt in Verbindung mit klaren Zeichnungen eine leichtverständliche Anleitung für den Treppenbau, wie derselbe in unseren Wohnhäusern zumeist vorzukommen pflegt. Ein Buch „aus der Praxis, für die Praxis".

Leitfaden zum Versicherungsgesetz für Angestellte. Erläuterungen nach amtlichen Materialien. Von Harth und G. Ostermayer. Worms a. Rh. 1912, G. Ostermayer. 63 S. Preis 0.50 M.

Das feuersichere Ret- und Strohdach, genannt Gernentz-Dach. Von Architekt C. Voß in Kiel. (Verlag Charles Coleman in Lübeck.) Die Schrift bringt alles, was dem Landwirte und dem Bauunternehmer über imprägnierte Dächer zu wissen wünschenswert ist, beschäftigt sich mit der Frage, ob steile oder flache Dächer wirtschaftlich praktischer sind, gibt Aufklärung über die durch die Bauart zu erzielenden Ersparnisse, behandelt die neuzeitigen Hebewerkzeuge für Heu und Getreide, führt einige Original-Bemerkungen amerikanischer Farmer über dortige landwirtschaftliche Bauten an, gibt genaue Kostenanschläge, Zeichnungen und Massenauszüge zu Ret- und Pappdächern, bringt einiges zur Entstehungsgeschichte unserer Dachformen und schildert schließlich, unterstützt durch Illustrationen, die Herstellungsweise des imprägnierten Daches.

Der elektrische Antrieb von Metallbearbeitungs-Maschinen von Oberingenieur B. Jacobi. Mit 149 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Hachmeister & Thal.

Zentralverband und Fertigindustrie. Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. Schweighoffer. Berlin, Deutscher Verlag (G. m. b. H.).

20-Pfg.-Fachbibliothek für die gesamte Holzindustrie. Heft 1—4 erschienen. R. Herrosès Verlag (H. Herrosè), Wittenberg (Bez. Halle a. S.).

Krüger, F. Berthold, Der deutsche Ansiedler und Händler im neuen Kongogebiet, seine Existenzmöglichkeit und Erwerbsaussicht. 65 S., M. 1.50. Ernst Marré, Verlag, Leipzig. Der Verfasser gibt als Tropenkenner Winke und Ratschläge, streift Fauna, Flora, Klima, Bevölkerung, Sprache, geht auf die verschiedenen Tropenkrankheiten, vornehmlich auch Fieber und Schlafkrankheit ein und gibt reiche Mitteilungen über Verkehrswege, Verbindungen, Ansiedlungen, Handelsgeschäfte, Pflanzungen usw.

Abenteuer der Luft. Die Fortschritte der Luftschiffahrt im Freiballon, Luftschiff und Flugzeug. Von Walter Heichen. Mit 41 Vollbildern nach photographischen Aufnahmen und farbigem Umschlag nach Originalzeichnung von Julius Schlattmann, in Ganzleinen-Einband 4.— M. Phönix-Verlag Siwinna, Kattowitz. — Das 320 Seiten starke, sehr reich illustrierte Buch bringt in Wort und Bild eine umfassende Chronik der Ereignisse, welche die Fortschritte der Aeronautik in den letzten Jahren mit sich brachte. Man findet ferner eine fast vollständige Chronik der Unglücksfälle, die die kurze Laufbahn des Flugzeugs schon zu verzeichnen hat. Das Buch bildet in seiner erstaunlichen Reichhaltigkeit eine schätzenswerte Ergänzung zu den wissenschaftlichen Werken über das gleiche Thema.

Der deutsche Gedanke in der Welt. Die Behauptung und die Ausbreitung der deutschen Kultur als selbständiger Faktor bei der kommenden Neubildung der Welt. Von Paul Rohrbach. Verlag von Karl Robert, Langewiesche. Preis 1.80 M.

Neu erschienene Kataloge.

In dieser Rubrik veröffentlichen wir Mitteilungen über die Herausgabe neuer deutscher Industriekataloge, die für die Deutschen im Ausland von Interesse sind. Einsendungen sind zu richten an die Adresse August Scherl G. m. b. H., Abteilung „Export-Woche“.

H. Witter, Schmalkalden i. Th. Fabrik Thüringer Eisen- und Stahlkurzwaren.

Alfred Brückner, Rabenau, Bez. Dresden. Fabrik Photographischer Apparate. Spezialität: Atelier- und Reise-Kameras.

Carl Grübel, Gotha. Fabrik von Blech- und Eisenbearbeitungsmaschinen.

J. W. Remy, Steinzeugfabrik, Höhr bei Coblenz.

Gesellschaft für Linde's Eismaschinen A. G., Wiesbaden. Künstliche Kälte in Fleischereien, Dilikatessen, Fisch-, Wild-, Geflügelhandlungen.

L. A. Riedinger, Maschinen- und Broncewaren-Fabrik A. G., Augsburg Eis- und Kältemaschinen.

Bolinders Maschinenbaugesellschaft, Berlin C., Holzbearbeitungsmaschinen.

Duisburger Maschinenbau Act. Ges. vorm. Bechem & Keetman, Duisburg (Rhein).

Export nach Oesterreich. Das einzig zuverläßliche Adressenmaterial von allen katholischen Pfarrämtern, Klöstern, Klosterschulen, geistlichen Instituten und Spitälern von allen Kronländern Oesterreichs ist durch die Adressen-Abteilung der St. Josefs-Buchdruckerei in Klagenfurt (Oesterreich) zu beziehen. Dieses Material ist streng alphabetisch nach Postämtern und Kronländern geordnet, blattweise perforiert, daher auch zum Aufkleben sogleich verwendbar, so daß die Abschreibspesen hierdurch erspart werden. Schließlich kann jeder direkte Käufer diese Adressen für seine eigenen Zwecke immer wieder verwenden.

DIE·WOCHE

Nummer 16. Berlin, den 20. April 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

11. April.

In Stuttgart stirbt, 58 Jahre alt, die Herzogin Wera Konstantinowna von Württemberg (Portr. S. 652.)

Im englischen Parlament bringt der Premierminister Asquith die Home-Rule-Vorlage für Irland ein, die von den Unionisten bekämpft, von den irischen Nationalisten und der Arbeiterpartei gutgeheißen wird.

In Rom wird der 10. Kongreß der Internationalen Tuberkulose-Gesellschaft eröffnet.

Aus Mobile (Alabama) kommt die Nachricht, daß durch einen Ausbruch des Vulkans Chiriqui in Panama viele Indianerdörfer zerstört und Tausende von Menschenleben vernichtet worden sind.

12. April.

Aus Persien wird gemeldet, daß der Thronprätendent Salar ed Dauleh an alle Kurdenführer den Befehl ergehen ließ, sich ihm zum Marsch nach Teheran anzuschließen.

13. April.

Bei der Enthüllung eines Denkmals für König Eduard von England in Cannes äußert sich der Ministerpräsident Poincaré über die englisch-französischen Beziehungen.

Aus Washington wird gemeldet, daß ein irrsinniger Deutscher den Versuch gemacht hat, mit einem Messer bewaffnet, auf den Präsidenten Taft einzudringen. Er wurde in eine Anstalt gebracht, um auf seinen Geisteszustand untersucht zu werden.

14. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg trifft von seinem Osterausflug nach Korfu wieder in Berlin ein.

Bei den Stadtverordnetenwahlen in Neukölln (früher Rixdorf) werden in allen Bezirken der dritten Abteilung die Sozialdemokraten ohne Gegenkandidaten wiedergewählt.

In Paris stirbt, 76 Jahre alt, der Präsident der französischen Deputiertenkammer und nachmalige Ministerpräsident Henri Brisson (Portr. S. 652).

15. April.

Dem Reichstag gehen die Wehrvorlagen, eine Denkschrift über die Deckung der Kosten und ein Gesetz über die Beseitigung des Branntweinkontingents zu.

Zum Gouverneur von Togo wird der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika der Direktor im Reichskolonialamt Dr. Schnee (Portr. S. 647), zu dessen Nachfolger der Gouverneur von Kamerun Dr. Gleim ernannt.

Aus Cape Race (Massachusetts) kommt die Nachricht, daß der englische Dampfer „Titanic“ (Abb. S. 650), das größte Schiff der Welt, auf seiner ersten Fahrt nach Neuyork mit einem Eisberg zusammengestoßen ist und schwere Havarie erlitten hat.

16. April.

Von Cape Race kommt die Meldung, daß mit der „Titanic“ gegen 1500 Passagiere untergegangen sind.

Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus nehmen ihre Verhandlungen nach den Osterferien wieder auf.

Bei den Stadtverordnetenwahlen in Neukölln erringen in der zweiten Abteilung die Sozialdemokraten 6 von 11 Sitzen. Um die übrigen 5 müssen sie in der Stichwahl mit den bürgerlichen Parteien kämpfen.

17. April.

Im englischen Unterhaus wird die Home-Rule-Bill für Irland mit 360 gegen 266 Stimmen in erster Lesung angenommen.



Theater und Kinematograph.

Von Ludwig Fulda.

Wer noch vor wenigen Jahren geweissagt hätte, die deutsche Bühne in ihrer Gesamtheit, dieser Stolz unserer nationalen Kultur, werde sich eines Tages genötigt sehen, mit dem Kinematographen einen ernsthaften Kampf ums Dasein auszufechten, der wäre sicherlich allgemeinstem Unglauben begegnet. Aber im zwanzigsten Jahrhundert dreht sich die Erde schneller um ihre Achse als ehedem, fast so schnell, als hätte sie selber sich in einen Riesenfilm verwandelt, und das gestern noch Undenkbare wird infolgedessen heute Ereignis. Der märchenhafte Siegeszug der Bewegungsphotographie hat gleichsam über Nacht eine Reihe von Problemen hervorgerufen, die zwar zuerst, wie immer in solchem Fall, die Nächstbetroffenen beschäftigen, keineswegs aber sie allein angehen.

Die wunderbare Erfindung in Ehren! Kein zurechnungsfähiger Mensch wird leugnen wollen, daß sie als Bildungsmittel schon heute Großes leistet und noch Größeres für die Zukunft verspricht. Sie hat eine ganz neue, außerordentlich vervollkommnete Art des Anschauungsunterrichts für die Jugend wie für die Erwachsenen geschaffen, und ihre Tragweite auf diesem Gebiet, einerlei ob es sich um unterhaltende Belehrung oder um belehrende Unterhaltung handelt, scheint unbegrenzt. Da das Grundgesetz der gesamten Natur, der belebten wie der unbelebten, die Bewegung ist, so gibt es in deren unermeßlichem Reich — von der Brandung der Meereswogen bis zum Herzschlag des Menschen, vom Getriebe der Infusorien in einem Wassertropfen bis zu dem Marktgewühl fremder Völker in fernen Weltteilen — keinen Vorgang, den nicht die Laterna magica des Kinematographen uns in unmittelbarster Gegenwart vor die Augen

zaubern könnte. Bekanntlich begnügt er sich jedoch nicht mit diesem ungeheuren Wirkungskreis, innerhalb dessen er einzig und unnachahmlich ist, sondern versucht auch in immer weiterem Umfang und mit immer wachsendem Erfolg den Brettern, die die Welt bedeuten, die Leinwand, die die Welt bedeutet, entgegenzusetzen, versucht, dem älteren Bildungsmittel, dem Theater, auf dessen eigenstem Gebiet das Wasser abzugraben. Zweifellos verdankt er aber vorwiegend diesen dramatischen Darbietungen seine beängstigende Popularität, und so ergibt sich die paradoxe Tatsache, daß er der Bühne nicht etwa durch das gefährlich wird, was sie ihm nicht nachmachen kann, sondern umgekehrt durch das, was er ihr nachmacht.

Man unterschätze daher die Beweggründe nicht, die in den jüngsten Tagen die drei wesentlichen Standesvertretungen unseres Theaterlebens, den Deutschen Bühnenverein, die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger und den Verband Deutscher Bühnenschriftsteller, ungefähr gleichzeitig veranlaßt haben, über geeignete Maßnahmen gegen die sogenannte Kino-Gefahr Erwägungen anzustrengen. Man schiebe unseren Theaterleitern, Schauspielern und Autoren nicht ohne weiteres unter, daß lediglich engherzige Konkurrenzfurcht sie gemeinsam auf die Schanzen ruft. Sie wären schlechte Hüter der ihnen anvertrauten und von ihnen ausgeübten Kunst, wollten sie noch länger eine Entwicklung gleichgültig mitanschauen, die dieser Kunst verhängnisvoll zu werden droht, und zwar nicht etwa bloß nach der wirtschaftlichen Seite hin.

Gewiß, die letztere muß schon für sich allein jedem zu denken geben, der sich klarmacht, welche Zahl von Existenzen dabei auf dem Spiel steht. Vorausgesetzt, daß die Kinos von den eigens erbauten Palästen bis hinab zu den Läden und Hinterstuben sich allerorten weiter wie die Kaninchen vermehren, so ergeben sich die Folgen aus einem einfachen Rechenexempel. Ein immer größerer Teil des überhaupt verfügbaren Publikums wird alltäglich von ihnen verschlungen, ein immer kleinerer für die Bühnen übriggelassen. Selbstverständlich rekrutiert sich die vom Kinematographen angelockte Menge auch aus Elementen, die ohnehin dem Theater fernbleiben; aber das Abströmen bisheriger Theaterbesucher in die Lichtspielhäuser macht sich darum nicht weniger fühlbar. Schon haben mehrere Provinzbühnen unter der ausdrücklichen Begründung, daß sie den Wettbewerb mit dem Kino nicht mehr aushalten können, ihre Pforten geschlossen; andere, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, haben sich in Kinos umgewandelt oder sind im Begriff, es zu tun; wieder andere rufen hartbedrängt um Hilfe, indem sie besonders betonen, daß die billigen Plätze überhaupt nicht mehr bei ihnen verkauft werden.

Nun könnte man sich ja schlechtweg auf den Standpunkt stellen, daß auch hier der freie Konkurrenzkampf zu walten hat, und daß unser Theater, wenn es dabei den kürzeren zieht, kein besseres Schicksal verdient. Aber dann müßte man — die künstlerische Frage noch immer außer acht gelassen — sich wenigstens davon überzeugen, ob bei diesem Kampf, wie der Engländer sagt, „fair play“ gespielt wird; ob nicht eine der beiden Parteien auf Kosten der anderen erhebliche Vergünstigungen genießt.

Die gewissermaßen schon natürlichen Vorteile der Kinos liegen ja auf der Hand. Sie können die Eintrittspreise der Theater ganz beträchtlich unterbieten; sie veranstalten Dauervorstellungen, die ein zwangloses Kommen und Gehen zu beliebiger Zeit ermöglichen; sie ersparen den Weg, indem sie an jeder Straßenecke, an der Peripherie so gut wie im Mittelpunkt, die gleichen oder annähernd die gleichen Genüsse feilbieten; sie befriedigen die Vorliebe zerstreuungsüchtiger Großstädter für gemischte Kost durch jene Buntheit, Abwechslung und Zusammenhanglosigkeit des Programms, die bereits den Varietés gewaltig zustatten kam; sie haben es leicht, eine schlagfertige Aktualität zu entfalten, die sich dem schwerfälligen Apparat des Theaters auch da verbietet, wo er sie anstreben möchte. Aber zu diesen, wie gesagt, natürlichen Vorteilen treten nun noch allerlei andere, die man als willkürlich ihnen eingeräumte bezeichnen muß.

Die Kinematographen bedürfen nicht der für Schauspielunternehmungen erforderlichen Konzession, die mit einem ganzen Wall von Kautelen umgeben und daher auch von berufenen Bewerbern oft nur mühsam zu erlangen ist. Sie unterliegen trotz ihrer mindestens ebenso großen Feuergefährlichkeit nicht den baupolizeilichen Vorschriften, deren Strenge mit harter Faust auf den Bühnen lastet und geplante Theaterneubauten manchmal geradezu vereitelt. Sie sind noch durchaus nicht überall der geregelten Präventivzensur unterworfen, die vor jeder Bühnendarbietung, auch der höchsten und vornehmsten, ihren Schlagbaum niederläßt. Grundsätzliche Einschränkungen, wie z. B. das für die Theater gültige Verbot, Stücke aus dem Stoffkreise der biblischen Geschichte oder dem Herrscherhaus angehörige Persönlichkeiten darzustellen, fallen bei ihnen fort. Ja, es liegt sogar eine richterliche Entscheidung vor, wonach sie auch an solchen Tagen spielen dürfen, an denen sämtliche Theater geschlossen sein müssen! Und die Ursache aller dieser merkwürdigen Privilegien? Kinematographische Aufführungen sind keine „theatralischen Vorstellungen“ — so lautet das salomonische Urteil des Oberverwaltungsgerichts; und darum finden die gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf diese beziehen, auf jene keine Anwendung.

Keine theatralischen Vorstellungen! Weshalb nicht? Weil zu solchen das Auftreten lebendiger Menschen gehört. Es wird dem Laienverstand schwer, der Spitzfindigkeit dieser Logik zu folgen. Er wäre jedenfalls eher geneigt zu glauben, daß es bei einer Illusion — und alle Kunst ist ja im letzten Grunde nichts anderes — nicht auf die Mittel ankommt, durch die sie erzeugt wird, sondern auf den Effekt, den sie ausübt. Der Kinematograph führt einaktige oder mehraktige Stücke auf, deren Wirkung ganz ausschließlich dem Komödienspiel lebendiger Menschen entspringt, wenngleich er es nur mechanisch reproduziert, und die sich von Theaterstücken nicht einmal durch das Fehlen des Dialogs prinzipiell unterscheiden lassen, da die Pantomime und das Ballett ihn auch auf der eigentlichen Bühne entbehren. Nur zu dem Zweck, einer theatralischen Vorstellung beizuwohnen, betritt die überwiegende Mehrzahl der Zuschauer ein Lichtspielhaus, und kein einziger wird es verlassen ohne den Eindruck, eine solche erlebt zu haben. Nach jenem Wahrspruch aber ist sie es trotzdem nicht. Mit genau dem gleichen Recht könnte man dann auch behaupten, ein Grammophonkonzert sei keine musikalische Veranstaltung; ja man wäre sogar zu noch abenteuerlicheren Schlüssen befugt. Da die Stimme, die wir durch den Fernsprecher vernehmen, nicht eine lebendige Menschenstimme, sondern nur deren mechanische Übertragung ist, so hätte danach eine mir telephonisch zugeschleuderte Injurie nicht den Charakter einer persönlichen Beleidigung, und ich müßte sie ruhig auf mir sitzen lassen.

Diese Interpretation verschuldet aber noch eine weitere, höchst bedenkliche Benachteiligung der Bühnen. Sie gestattet den Mitgliedern eines Theaters, sich in den Dienst seines gefährlichen Rivalen zu stellen, ohne daß ihr Direktor es ihnen zu wehren vermag. Die Engagementsverträge enthalten zwar die Klausel, daß ein Schauspieler nicht ohne Erlaubnis der Direktion an einem Konkurrenztheater auftreten darf; aber gegen seine künstlerische Mitwirkung zur Aufnahme eines Films bieten sie bis jetzt keinerlei Handhabe. Es ist ja keine theatralische Vorstellung, an der er sich beteiligt, obwohl er dadurch der Bühne, der er angehört, ihr rechtmäßiges Monopol entzieht und tatsächlich nicht nur dort, sondern zugleich an allen Straßenecken sich und sein Können zur Schau stellt!

Wer nach Einsicht in diesen Sachverhalt etwa noch den Mut besitzt, einem freien Wettbewerb zwischen Theater und Kino in dem bisherigen Sinn das Wort zu reden, der muß nunmehr darauf hingewiesen werden, daß hier wohl noch ein anderer, sehr viel belangreicherer Konkurrenzkampf in Frage steht, nämlich der Daseinskampf zwischen der dramatischen Kunst und der dramatischen Unkunst.

Niemand wird Theater und dramatische Kunst für gleichbedeutende Begriffe ausgeben wollen. Wir alle wissen, daß unsere meisten Bühnen ihren Spielplan teilweise oder vorwiegend oder gar vollständig mit seichter Unterhaltungsware bestreiten, die keinen künstlerischen Wert zu beanspruchen hat. Wir wissen aber ebensogut, daß die dramatische Kunst in ihrem Bestand auf das Theater angewiesen ist. Dieses könnte, wenn auch entgöttert und entweiht, ohne sie fortleben; sein Untergang aber wäre auch der ihrige. Darum muß jedem, der ihren Rang und ihre einzigartige Bedeutung unter den Künsten zu schätzen weiß, erstens daran gelegen sein, ihr diesen Heimatboden zu erhalten, und zweitens, ihren Platz dort zu sichern und zu verbreitern. Die begeisterte und hingebende Arbeit eines ganzen Menschenalters hat uns diesem zweiten Ziel immerhin einige Schritte nähergerückt; aber sie wäre verlorene Liebesmüh, wenn sie wehrlos und waffenlos der Geschmacksverrohung sollte weichen müssen, die beim Verharren des Kino auf der von ihm betretenen abschüssigen Bahn unausbleiblich scheint.

Denn darüber wird doch kaum eine Meinungsverschiedenheit herrschen, daß, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, das Filmdrama einen Tiefstand bezeichnet, zu dem nicht einmal die leichteste Muse des Theaters je bei uns hinabgesunken ist. Ja, die meisten dieser Erzeugnisse würden in leibhafter Darstellung selbst auf einem Vorstadttheater dem Widerwillen des nämlichen Publikums anheimfallen, das sie hier mit unstillbarem Heißhunger verschluckt. Die plumpsten Situationsspäße wechseln da mit grobdrähtiger Rühr- und Schauerdramatik, deren Spannung darin besteht, daß die Nerven auf die Folter gespannt werden, und der Verbrecher in allen Graden und allen Spielarten ist ihr Lieblingsheld. Von irgendwelcher Charakteristik oder feineren psychologischen Motivierung kann dabei schon deshalb nicht die Rede sein, weil alles darauf ankommt, möglichst viel Handlung in möglichst kurzer Zeit sich abhaspeln zu lassen, so daß die Ereignisse einander überstürzen und überpurzeln müssen. Andererseits scheut sich diese raffinierte Technik nicht, zu den allerprimitivsten Notbehelfen ihre Zuflucht zu nehmen, die uns in vorsintflutliche Anfangstadien des Schauspiels zurückversetzen. Eine bekannte Theateranekdote läßt einen Schmierendirektor bei der Aufführung des „Freischütz" in Ermangelung einer verfügbaren Kraft für die Partie des Eremiten sich dadurch aus der Klemme ziehen, daß der Erbförster Kuno ein Schreiben überreicht bekommt und nach dem freudigen Ausruf „Ein Brief von meinem Freunde, dem Eremiten!" dessen Arie einfach absingt. Was aber tut der Kinematograph Besseres, wenn er, die Bilderreihe unvermittelt unterbrechend, die zum Verständnis der Handlung erforderlichen Aufschlüsse in Briefform oder als sonstige schriftliche Zwischenbemerkung ad spectatores schwarz auf weiß der Leinwand anvertraut? Ja, haben wir nicht sogar schaudernd bereits von angestellten Erklärern gehört, die ganz wie bei den Moritaten der Jahrmärkte das munter fortfließende Verhängnis mit guten Reden begleiten?

Wer mit Sensation handelt, der rechnet auf die Entfesselung eines Strudels, von dem er schließlich selber ohne Einhalt mitgerissen wird. Darum ist diese Gattung von vornherein dazu verurteilt, sich unausgesetzt zu vergröbern, ihre Farben immer greller aufzutragen und in der Wahl ihrer Mittel immer skrupelloser zu werden. Man betrachte doch nur die Plakate vor den kleineren und kleinsten dieser Institute; man lese die im nichtswürdigsten Kolportagestil abgefaßten Titel ihrer Glanznummern und frage sich, ob der nach Labung dürstenden Volksseele hier nicht nachgerade ein geistiger Methylalkohol ausgeschenkt wird. Neben die neuerdings so energisch befehdete Schundliteratur tritt derart eine Schunddramatik, die sich genau wie jene an die niedrigsten Instinkte wendet und für unreife Gemüter noch um so viel verderblicher ist, um wieviel die Anschauung das gedruckte Wort an Macht auf die Phantasie übertrifft.

Mit Haarsträuben denkt man daran, unsere Bühnen könnten in verzweifeltem Selbsterhaltungstrieb eines Tages zum Wettbewerb mit dieser Sorte von Dramatik sich versucht fühlen. Jedenfalls aber wird ihnen die Pflege ihrer edleren Aufgaben unendlich erschwert, wenn sie mehr und mehr mit Kostgängern zu rechnen haben, deren Gaumen an solche Reizungen gewöhnt ist. Oder darf man es als wahrscheinlich erachten, daß ein durch diese verbildeter Geschmack sich vereinigen läßt mit der Empfänglichkeit für die mühsamen Errungenschaften moderner Kunst, für intime Menschendarstellung und dichterische Seelenanalyse?

Dazu kommt aber noch der sehr gewichtige Umstand, daß der Kinematograph bisher auch der ästhetischen Zensur entrückt bleibt, die von der Zeitungskritik unseren Theatern auferlegt wird. Diese Kritik ist bekanntlich um so strenger, je mehr das aufgeführte Werk zur Kunst gerechnet zu werden verlangt oder erstrebt, und um so nachsichtiger, je weniger es ernst genommen sein will. Sie erreicht dadurch — ganz gegen ihre Absicht — daß das Publikum seinem angeborenen Hang zu bequemer Vergnüglichkeit doppelt willig frönt und alles ernst zu Nehmende doppelt ängstlich vermeidet. Dennoch wird auch der Besuch harmloser Unterhaltungstücke häufig durch tadelnde Besprechungen beeinträchtigt, während sich zwischen die Darbietungen des Kino und dessen Kundschaft kein Blatt Papier drängt, kein Bildungsphilister durch ein suggestives Schlagwort seines Leiborgans vom Gang zu den Pforten der Filmdramatik zurückgehalten wird.

Und ferner: muß die gröbere Spielweise, die das Filmdrama seinen Darstellern aufzwingt, nicht zu guter Letzt auch unsere Schauspielkunst untergraben? Wir rühmen uns der stattlichen Höhe, die sie erklommen hat,

freuen uns der leisen Ausdrucksmittel, der Halbtöne und Halbfarben, kurzum der andeutenden Methode, durch deren Beherrschung sie jedem Hauch dichterischer Intention gerecht zu werden und das differenzierte Innenleben heutiger Menschen meisterhaft bloßzulegen gelernt hat. Der Film aber erheischt von seinen agierenden Modellen den Rückfall in die Darstellungsart, die uns glücklich überwunden schien: die Unterstreichung, die Übertreibung, die hohle Theatralik, die veräußerlichende Kulissenreißerei. Diese Gefahr wird um so größer, je eifriger die Filmfabriken namhafte Bühnenkünstler heranziehen, je höheren Lohn sie ihnen für ihre Mitwirkung bieten. Für wie bedenklich diese Gefahr von Schauspielerkreisen selbst angesehen wird, beweist das geplante Vorgehen ihrer rührigen Berufsvertretung: der Genossenschaft. Denn den Verzicht auf die neue, ergiebige Einnahmequelle würde sie ihren Mitgliedern kaum anzusinnen wagen, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß durch den Nutzen der einzelnen der zu befürchtende Schaden für den gemeinsamen Stand und die gemeinsame Kunst niemals aufgewogen werden kann.

Ein solcher Schaden wäre um so beklagenswerter, weil die Kinematographie an sich, außerhalb ihrer gewerblichen Ausbeutung, gerade der Schauspielkunst ungeahnte Förderung verheißt. Durch sie kann Schillers Wort von der Nachwelt, die dem Mimen keine Kränze flicht, zuschanden werden. Denn sie ermöglicht es, das Spiel eines bedeutenden Darstellers für künftige Geschlechter zu bewahren und damit die Theatergeschichte, die bisher nur mit Namen und Beschreibungen zu operieren vermochte, aus der blutleeren Abstraktion in die lebendige und lebenerzeugende Sphäre einer anschaulichen Wissenschaft zu erheben. Sie wird von diesen untrüglichen Dokumenten das Verhältnis der verschiedenen Epochen zueinander, ihren Fortschritt und ihre Entwicklung ablesen. Aber auch der Unterricht des werdenden Schauspielers und die Vervollkommnung des gewordenen können aus diesem Born reichlichen Gewinn schöpfen. Man erwäge, daß der darstellende Künstler im Gegensatz zu allen übrigen bisher seiner Leistung nicht objektiv gegenübertreten konnte, weil sie von seinem Körper nicht zu trennen war. Erst die Bewegungsphotographie schenkt ihm die Fähigkeit, sich selber spielen zu sehen und dadurch als Schaffender das Geschaffene zu überprüfen. Besser als irgendein Dritter wird er so gewisse Unzulänglichkeiten oder Unarten seiner Kunstübung herausfinden, wird sich an der Hand dieser unerbittlichen Kontrolle immer von neuem in die Schule nehmen können.

Damit wären wir von selbst wieder bei der Kinematographie als Erfindung angelangt, die — noch einmal sei es betont — vom Kino als Volksbelustigung in seiner heutigen Gestalt auf das schärfste zu unterscheiden ist. Auf wie vielerlei Gebieten diese Erfindung Segen stiften kann, läßt sich heute noch gar nicht absehen. Schon hat sich ein „Deutscher Bund für wissenschaftliche und Unterrichts-Kinematographie" gebildet, und jeder Freund unserer Kultur wird ihm Gedeihen wünschen; ja, die Zeit ist gewiß nicht fern, wo es überhaupt keine Lehranstalt ohne kinematographischen Apparat mehr geben wird. Aber gerade darum kann der Mißbrauch dieser Erfindung, wie er sich in den Auswüchsen des Kino geltend macht, nicht nachdrücklich genug bekämpft werden, und zwar nicht nur im Interesse des Theaters, der Kunst, des Geschmacks und der geistigen Volkshygiene, sondern wohlverstanden auch im Interesse des Kino selbst. Wer uns die wirkliche Welt in all ihrer unermeßlichen Lebensfülle bis hinein in die heimlichsten Werkstätten der schöpferischen Natur zu spiegeln vermag, der braucht uns nicht noch eine jammervoll nachgestümperte Welt zu zeigen. Der vom Unfug der Filmdramatik gereinigte Kino wird ohne jede Frage lebensfähig bleiben, selbst wenn die Zahl seiner Tempel sich dann nicht weiter ins Uferlose vermehren, sondern eine vernünftige Proportion zur Bevölkerungziffer innehalten wird.

Was also soll geschehen? Vor allem eins. Die hier dargelegte unbillige Bevorzugung des Kino vor dem Theater muß aufhören. Die Aufführungen von Filmdramen müssen, ebenso wie vom Publikum, auch von der Behörde als das aufgefaßt werden, was sie de facto sind: als theatralische Vorstellungen. Und sollten die bestehenden Gesetze und Verordnungen diese einzig sinngemäße Auslegung nicht gestatten, so müssen sie dahin berichtigt und ergänzt werden. Dann erst wird man von einer freien Konkurrenz zwischen Bühne und Kino reden dürfen; dann, aber auch nur dann wird die dramatische Kunst in der Lage sein, das Feld zu behaupten gegenüber ihrem Zerrbild, dessen völlige Überwindung freilich nur moralischen Mächten gelingen kann. Man gebe dem Kino, was des Kino, und dem Theater, was des Theaters ist; beide werden gut dabei fahren.

Zur Psychologie der Weltreisen.

Von Fedor von Zobeltitz.

Unterwegs.

In Kairo hatten wir zunächst ein paar Tage Station. Das war Anfang November, zu einer Zeit, da Unterägypten noch vor Beginn der großen Fremdenüberflutung steht. Shepheards Hotel und das benachbarte Continental waren fast allein von den Gästen der „Cleveland" erfüllt, und in beiden Häusern hatte man uns zu Ehren glänzende Ballabende arrangiert, die sich dadurch auszeichneten, daß auf ihnen die deutsche Gesandtschaft gar nicht und die deutsche Kolonie nur sehr dürftig vertreten waren. Dafür zeigte sich eine ganze Anzahl englischer Offiziere, die aber nur mit Amerikanerinnen tanzten. Das ist man gewohnt. Als ich vor zwei Jahren in Kairo war, beklagte sich eine reizende junge Deutsche, die zu einem Ball in das Kasino geladen worden war, bitter bei mir, daß sich auch nicht ein einziger der englischen Offiziere ihr hätte vorstellen lassen. Aber sonst konnten wir über die Aufnahme nicht klagen: wir waren die ersten Touristen en masse und wurden zuvörderst vom blühenden Straßenhandel mit Hosianna begrüßt. Dieser Straßenhandel ist allmählich völlig polyglott geworden; jeder Eseljunge radebrecht Deutsch und hält dabei selbstverständlich die braune Faust auf. Die Eseljungen sind auch immer noch die Begeistertsten bei jedem Fremdenbesuch und sind wesentlich angenehmer als das ekelhafte Beduinengesindel, das sich bei den Pyramiden breitmacht. Natürlich zog das Gros der Deutschen schleunigst nach Giseh hinaus, um sich auf dem Hintergrund der Sphinx oder auf dem

Militär-Märsche der „Woche"

Dies neue Sonderheft der „Woche" bringt als Ergebnis unseres so überaus erfolgreichen Preisausschreibens die 15 preisgekrönten Militärmärsche, die aus dem Wettbewerb von 3791 Beiträgen als die besten ausgewählt und mit Preisen im Gesamtbetrage von 10,000 Mark bedacht wurden. Die Märsche sind musikalisch vortrefflich gelungen und leicht spielbar. Prof. Knötel hat sie in seiner bekannten flotten Manier reich illustriert.

Marsch der Kurbrandenburger.
3. Preis-Marsch aus dem Wettbewerb der „Woche": Carl Zimmer

Immer druff wie Blücher!
Militär-Marsch aus dem Wettbewerb der „Woche"
August Pohl

Abbildungen einiger Titelseiten des 54 Seiten starken Sonderheftes.

Die Soldaten kommen!
Militär-Marsch aus dem Wettbewerb der „Woche"
Ernst Schmeißer

Aus friderizianischer Zeit.
Militär-Marsch aus dem Wettbewerb der Woche
Paul Schulz

Preis: 2 Mark.

Bezug durch alle Musikalien- und Buchhandlungen und alle Filialen des Verlages August Scherl G. m. b. H.

Rücken eines schäbigen, halb verhungerten Kamels photographieren zu lassen. Die Photographierwut ist eine Spezialleidenschaft der Deutschen. Auf unserer Reise bildete sich vor jedwedem Baudenkmal sofort eine schöne Gruppe mit freundlichen Gesichtern, die der vereidigte Knipser festhalten mußte. Besonders ein netter Rheinländer, ich will ihn Herr Müller nennen, war wild hinter dies Photographieren her, und schließlich hatte er eine ganze Serie von Bildern „Müller auf der Reise um die Welt" gesammelt: „Müller bei den Pyramiden", „Müller vor der Großen Pagode in Rangoon", „Müller vor der Jama Masjid in Delhi", „Müller vor dem Konfutsetempel in Kanton" usw. Das ist harmlos. Gefährlicher schon ist die Photographierwut der Amateure, die sich auch dann nicht abschrecken lassen, wenn ihnen gesagt wird, daß da und dort das Photographieren streng verboten sei. So mußten es sich in Singapore und in Nagasaki zwei Herren gefallen lassen, auf die Polizei gebracht zu werden, weil sie ihre Passion absolut nicht zu zügeln verstanden. . . .

Von Port Said aus ging es bei angenehmer Temperatur durch das Rote Meer nach Bombay. Da wartete nun Indien auf die Touristen. Überall auf dieser Weltreise wartete man auf uns, und da indische Zeitungen die seltsame Mär verbreitet hatten, fünfhundert amerikanische Millionäre hätten die „Cleveland" für eine Vergnügungstour gechartert, so kann man sich denken, mit welchen gierigen Augen der Handel Indiens uns entgegenstarrte. Das Schachern ging denn auch gleich los, aber ich taxiere, man merkte doch bald, daß wir nicht alle unsere Millionen mitgebracht hatten. Gute Geschäfte machten die Damen, die sich seidene Kostüme kauften; billig sind auch die Tropenanzüge für Herren. Unter dem Trödel der Märkte aber muß man sich vor dem made in Germany hüten, auch wenn es den Stempel des „Echten" trägt. Und selbst das Echte ist oft verteufelt geschmacklos. Es gibt beispielsweise kaum etwas Häßlicheres als die aus Alabaster oder Seifenstein gefertigten Nachbildungen der Tadsch Mahal, des berühmten Mausoleums in Agra, und gerade dieser Jux wurde von den Touristen in Massen gekauft. Es ist sehr merkwürdig, daß selbst Menschen von einer gewissen ästhetischen Kultur in der Fremde ganz wahllos einzukaufen pflegen; es ist dann, als trügen sie eine Brille, die ihren Blick verwirrt, oder als habe unter dem fremden Himmel ihr Auge die Erkennungskraft eingebüßt. Ich sah in einem Laden Japans, wie der schmunzelnde Inhaber haufenweise seine „Glasmalereien" verkaufte; die Malerei bestand aber aus schlecht kolorierten geölten Photographien, die auf das Glas geklebt worden waren. Unsäglich viel von all dem zusammengescharrten Krimskram der Touristen hätte man in jedem europäischen Orientbasar billiger erstehen können. Ein Herr hatte sich darauf versteift, nur Fahnen einzukaufen, Landes-, Städte- und Schiffsfahnen, und er war todunglücklich darüber, daß er in Kanton vergessen hatte, sich die blaue, weißgesternte Flagge der neuen Republik zu beschaffen; er wollte sie sich aber noch nachträglich in Berlin bestellen.

Die einzige Liebenswürdigkeit, die uns „höhererseits" in Indien geboten wurde, war eine Einladung des Maharadschas von Benares zu einem Fünfuhrtee im Garten des Hotel du Paris. Der Maharadscha selbst hatte sich freilich entschuldigen lassen (er war schon in Delhi zur Krönung), aber seine braune Privatkapelle spielte die neuesten deutschen Operettenschlager, seine goldstrotzenden Kawassen hielten auf Dromedaren Wache am Eingang, seine zahmen Elefanten wurden uns als Reittiere angeboten, und seine Hofjongleure und Leibtaschenspieler gaben ihre verblüffendsten Kunststücke zum besten. Zuletzt freilich gingen die Hofjongleure und Leibtaschenspieler mit der Mütze herum und sammelten; die Deutschen gaben ein Trinkgeld, und die Amerikaner gaben keins. Das ist eigentlich merkwürdig. In den großen Restaurants Amerikas ist das Trinkgeld durchaus Sitte; aber auf der Reise schüttelt der Amerikaner gern diese Sitte ab. Für ihn existiert der Backschisch nicht — und es gehört in Indien fast noch mehr zum Unentbehrlichen als in Ägypten. Bei einem Besuch des Palastes des Maharadschas in Ramnagar steckte mir schließlich sogar der Generalintendant dieses fürstlichen Hauses die Pfote entgegen.

Auf Ceylon lernten wir im Galle Face zu Colombo das erste leidlich gute Hotel Indiens kennen: ein Riesenbau wie das Tadsch Majal-Hotel zu Bombay, aber besser geführt als jenes. Natürlich warteten auch die Hotels auf uns und versprachen sich von den Fünfhundert einen klingenden Goldstrom. Aber nur die Deutschen pokulierten, Amerika blieb bei seiner Abstinenz und versuchte es höchstens mit einem Whiskysoda. Folgende niedliche Anekdote war im Galle Face im Umlauf. Vorjährig hatten vierhundert amerikanische Passagiere eine Weltfahrt unternommen. Sie wohnten in Singapore in Raffels Hotel. Daraufhin telegraphierte der Wirt an seinen Gasthausfreund in Colombo: „Vierhundert Amerikaner, drei Boddel Bier." Mehr hatten sie nicht vertrunken. Das ist erfreulich vom Standpunkt des Alkoholgegners, aber bedauerlich für die Wirte. In Colombo muß man beim Einkaufen noch vorsichtiger sein als auf dem indischen Kontinent: viel von dem berühmten ceylonischen Goldgeschmeide wird in Deutschland gearbeitet. Es ist wie mit den Malteser Handspitzen, die zahlreich aus dem Erzgebirge kommen, oder wie mit den roten Tschachias in Algerien, die meist aus den sächsischen Industriestätten stammen.

In Birma hatten wir zum erstenmal die Freude, herzlich von deutschen Landsleuten begrüßt zu werden, Rangoon wird von Touristen im allgemeinen wenig besucht: man sah der deutschen Partie der „Cleveland" daher mit um so größerer Spannung entgegen. Nun sagte ich schon, daß wir von unsern Vertretern im Ausland im allgemeinen wenig verwöhnt worden sind; hin und wieder kam einmal — sehr vereinzelt — ein Konsul an Bord, begrüßte den Kapitän und setzte sich ein Stündchen im Grillroom des Schiffes fest. Natürlich liegt keine Verpflichtung vor, jedem ankommenden Deutschen mit Hallo die Hand zu drücken; aber in diesem Fall handelte es sich immerhin um die erste Weltreise eines Unternehmens wie die Hamburg-Amerika-Linie, und da hätte man schon liebenswürdiger sein können, zumal die Amerikaner überall, besonders in ihren Kolonien, mit hellem Jubel empfangen wurden. Wir Deutsche fanden eigentlich nur in Rangoon, in Manila und in Nagasaki (hier beim Konsul Dr. Orth) herzliche Aufnahme. In Rangoon war freilich auch keine offizielle Feier, aber eine Anzahl junger Deutschen der nur an fünfzig Köpfen zählenden Kolonie hatte es sich nicht nehmen lassen, uns umherzufahren, alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen und uns schließlich in ihrem behaglichen German Club zu einem kleinen Frühstück zu laden. Es war so eine Art Fest auch für sie, denn sie langweilen sich in der birmanischen Hauptstadt mordsmäßig. Wenn man die blödsinnige Shwe-Dagon-Pagode gesehen hat, bleibt auch nicht viel

mehr übrig als ein Diner mit Wanzen und Kakerlaken im Minto-Mansions-Hotel.

Singapore war die erste Chinesenstadt, die wir sahen: noch unter dem Regiment des Zopfs. In der Hauptstadt der Straits Settlements bildet China die einzig charakteristische Note. Wenigstens am Tage: in der Nacht tritt Japan dazu, aber nur im dunkelsten Singapore, wo sich ein Frauenhaus an das andere reiht. Im Hotel bekommt man nur etwas zu trinken, wenn man vorher bezahlt. Das paßte nicht jedem, und man schimpfte energisch. Aber alles Räsonieren war vergeblich; man mußte sich fügen, und erst einen Straitsdollar opfern. Das sind Papierlappen von unbeschreiblicher Schmutzigkeit, auf denen die Bazillen tanzen. Im nahen Fürstentum Johore wollten wir den Palast des Sultans besuchen. Aber Seine Hoheit hatten sich das verbeten. Bei einer Reise im Vorjahr hatte nämlich ein Amerikaner geäußert, der etwas angebräunte Fürst sähe wie ein „Niggerchauffeur" aus. Das hatte der Sultan, der ausgezeichnet Englisch, Französisch und auch etwas Deutsch spricht, gehört und natürlich sehr übel vermerkt. Der Reisende ist nicht immer so vorsichtig, wie er sein sollte. In Rangoon wollte sich ein vergnügter Sachse über einen würdigen, kahl geschorenen Oberpriester ausschütten vor Lachen, und da die Bonzen Birmas sich beim Volk höchsten Ansehens erfreuen, so wäre es beinahe zu einer recht ärgerlichen Szene gekommen. — Schwierig war gewöhnlich die Verständigung mit den Rickschaleuten und Droschkenkutschern. Ohne Führer kommt man nicht recht mit ihnen aus, sonst kann es einem ergehen wie einem Mitgenossen, der in Rangoon nach dem Viktoriapark wollte und statt dessen halbwegs nach Pegu gefahren wurde....

Nach der Patina Indiens erfreuten wir uns doch ehrlich an der holländischen Sauberkeit auf Java und an dem gut zubereiteten Essen im Hotel zu Weltevreden. Denn so ausgezeichnet die Verpflegung an Bord der „Cleveland" war, so jammervoll war sie im Innern Indiens und auch in den Speisewagen der vielgerühmten indischen Bahnen. Ellenlange Menüs, aber alles schlecht gekocht und schmutzig serviert.

In Manila wurde den Amerikanern ein großer Empfangzauber geboten. Aber auch für uns Deutsche fiel etwas ab. Wir erlebten einen gemütlichen Abend im Deutschen Klub und hatten für den Weihnachtstag eine Anzahl deutscher Herren auf die „Cleveland" zum Frühstück geladen, das sich bis gegen Abend ausdehnte und sich so seßhaft gestaltete, daß es mehrfach des Trompetensignals „Alle Fremden von Bord" bedurfte, um wieder den Anker lichten zu können. Nun ging es auf einen Sprung nach China hinüber. Der provisorische Gouverneur von Kanton hatte uns nämlich sagen lassen, wir brauchten uns vor der Revolution nicht zu fürchten; im Gegenteil, unser Besuch sei ihm besonders erwünscht, da er uns zu zeigen hoffe, daß in der allerneusten Republik eine musterhafte Ordnung herrsche. Und so war es denn auch. Vom Fremdenhaß des Pöbels war nichts zu spüren, der Gouverneur bereitete uns sogar im Stadthaus einen feierlichen Empfang, bei dem er eine schöne Rede hielt, und bei dem es außer dem landesüblichen grünen Tee auch Champagner gab, der überaus heftig schäumte und ganz miserabel schmeckte. Aber da er gut gemeint war, schadete es nichts. Folgerichtig kamen wir von China nach Japan, und nirgends sind wir enthusiastischer empfangen worden als im Reich des Mikado, wo wir vierzehn Tage Rast hielten. In allen Städten flatterten uns deutsche Fahnen entgegen (neben dem Sternenbanner), und in allen Straßen begrüßte uns die freundliche Inschrift „Welcome". Hie und da lud uns auch ein liebenswürdiger Bürgermeister zu Gaste und hielt uns eine Ansprache, die kein Mensch verstand, und selbst ein echt japanisches Diner konnte ich mitmachen, bei dem ich alle Akrobatik entfaltete, um mit untergeschlagenen Beinen auf meinem Kissen zu sitzen, und alle Jonglierkunst, um mit den Eßstäbchen fertig zu werden. Die helle Freude Japans ging freilich gleichfalls zum größten Teil von der Kaufmannschaft aus, die eine recht geriebene ist. Japan enttäuschte diejenigen, die sich an Lafcadio Hearn und seinen literarischen Nachbetern vollgefüttert hatten; sie fanden die kleinen Geishas mit ihrem Getrippel und bemalten Gesichtern durchaus nicht so bildschön, fanden die kahlen japanischen Wohnungen höchst ungemütlich und die Herren in ihren europäischen Anzügen karikaturistisch. Gewiß scheint auch mir, daß die Überschätzung Japans in der Literatur nicht höher getrieben werden kann. Gewiß ist aber auch, daß in mir die Erinnerung an Japans alte Tempelstädte, an seine melancholischen Kryptomerienhaine, und an sein immer liebenswürdiges, frohmütig gestimmtes Volk nicht so leicht aus dem Gedächtnis schwinden wird.

Aus dem Winter Japans kamen wir auf den hawaischen Inseln noch einmal in den Lenz hinein. In Honolulu hing man uns wahrhaftig den Frühling über die Schultern: da stürmte ein Schwarm bildhübscher brauner Mädchen unser Schiff und bekränzte uns mit Blumenketten aus den Gärten und Schluchten Oahus. Das war entzückend: in diesem Empfang lag wenigstens Poesie, und da habe ich mich zum erstenmal auf der ganzen Reise geärgert, als ein dicker Realist verwundert fragte, warum man uns so wie die „Pfingstochsen" schmücke. Sonst hat auch das nüchternste Banausentum mich nicht verstimmen können, und selbst über die Zollgreuel in San Franzisko hatte ich mich amüsiert, weil sie eine so wundervolle Illustration zu der vielgerühmten Freiheit des Landes bilden. Im übrigen: alle Achtung vor der amerikanischen Gastfreundschaft! In Neuyork regneten die Einladungen; da ließen die Freunde uns gar nicht zur Besinnung kommen. Auf der Quertour durch die U. S. A. aber wurde jene Mittagstunde zu einer unvergeßlichen, da uns der Kapellmeister des Tabernakels in der Mormonenstadt Salt Lake City ein Orgelkonzert gab. Da saßen zwanzig Deutsche in einer kahlen ungeheuern Kuppelhalle und lauschten mit verhaltenem Atem auf die Musik einer Riesenorgel. Ein Meister spielte — und spielte sich in unsere Herzen hinein. Und wenn ich an diese Stunde zurückdenke, meine ich doch: es war die schönste Begrüßung, die uns auf der ganzen Reise geworden ist.

Unsere Bilder

Ostern auf Korfu (Abb S. 648 u. 649). Der Kaiser, seine Familie und seine Gäste, unter denen sich auch der Reichskanzler befand, haben während der Ostertage das Vergnügen genossen, an der harmlosen Festfröhlichkeit einfacher Leute teilzunehmen. An Bord der „Hohenzollern" suchten die Matrosen bunte Ostereier, die der Kaiser eigenhändig versteckt hatte. Prinz August Wilhelm und die Prinzessinnen sahen im Dorf Gasturi den anmutigen Ostertänzen der Korfioten zu. Das eine unserer Bilder zeigt die Ausgrabungstätte von Garitza.

Ein neues Bild der Kronprinzessin (Abb. S. 651) wird vom deutschen Publikum stets mit neuem Interesse betrachtet. Genießt doch die hohe Frau im höchsten Grade die Sympathien der Bevölkerung.

Die Katastrophe der „Titanic“ (Abb. S. 650 u. untenstehende Karte) hat in der ganzen Welt Entsetzen erregt. Daß ein modernes Riesenschiff mit 45000 Tonnen, ein schwimmendes, unglaublich komfortables Hotel mit vielen Hunderten von



Schriftsteller W. T. Stead † **Colonel J. J. Astor †** **Kapitän Smith †** Führer der „Titanic“.

Opfer der Katastrophe.

Passagieren untergehen konnte, schien kaum glaublich. Ob die Sucht, jeden bisherigen Rekord zu brechen, von seiten des Kapitäns Smith die Forcierung der Fahrt durch die Region der Eisberge verschuldet hat, wird die spätere Untersuchung



Zur Kollision der „Titanic“ mit einem Eisberg: Ort der Katastrophe.
Der zunächst befindliche Dampfer „Virginian“ traf zu spät an der Unfallstelle ein, so daß kein Schiff zugegen war, als die „Titanic“ unterging. „Virginian“ übergab die Geretteten — etwa 800 — der „Carpathia“, die ihren Kurs nach Neuyork richtete.

feststellen. Zu den Opfern gehören zahlreiche Mitglieder der ersten Gesellschaftskreise Englands und Amerikas, so der bekannte Schriftsteller Stead, der Milliardär J. J. Astor, die amerikanischen Finanzleute J. Straus und B. Guggenheim. — Bemerkenswert ist, daß die „Titanic“ schon im Hafen von Southampton beinahe einen Unfall erlitten hätte. Der Dampfer „New York“ geriet ins Fahrwasser des Riesenschiffes, das seine Maschinen stoppen mußte, um ein Unglück zu vermeiden.

Mehrere große medizinische Kongresse (Abb. S. 654) haben in den letzten Tagen in Berlin stattgefunden. Die Tagungen der Orthopäden, Chirurgen, Röntgenologen lösten einander ab. Ferner fand in Wiesbaden der Kongreß für innere Medizin statt.

Die Internationale Assoziation der chemischen Gesellschaften (Abb. S. 652), die seit einem Jahr besteht, und der die namhaftesten Chemiker aller Nationen angehören, hat vor kurzem in Berlin getagt.

Eine Ausstellung moderner geschnittener Silhouetten (Abb. S. 653) ist zurzeit im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus zu sehen. Unter der reichen Fülle entzückender kleiner Kunstwerke befinden sich viele Arbeiten von Mitgliedern des Königshauses.

Eine amerikanische Preisoper (Abb. S. 653) ist vor kurzem im Metropolitan Opera House in Neuyork aufgeführt worden. Die Oper heißt „Mona“ und ist das Werk des Komponisten Prof. Horatio Parker und des Librettisten Hooker, die für ihre Arbeit einen Preis von 10000 Dollar erhalten haben. Das Werk spielt im alten England zur Zeit der Kämpfe zwischen Briten und Römern.

Ein Denkmal des Königs Eduard VII. wird demnächst in Windsor enthüllt werden. Feodora von Gleichen (Abb. S. 554), die bekannte Bildhauerin, hat die Statue geschaffen.

Personalien (Abb. S. 647, 652 u. 654). Dr. Schnee, der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, war bisher Direktor im Reichskolonialamt. Er steht seit dem Jahr 1897 im Staatsdienst und hat fünf Jahre lang als kaiserlicher Richter in den Südseekolonien gewirkt. — Kaiser Franz Josef hat den General Ritter von Ziegler an Stelle des Generals der Inf. Versbach v. Hadamar zum Kommandanten des Wiener Armeekorps ernannt. — Der neue Generalinspekteur der preußischen Kavallerie Generalleutnant Paul v. Windheim war bisher Oberquartiermeister der Armee. — Ida Boy-Ed, die wohlbekannte und von weiten Publikumskreisen geschätzte hanseatische Erzählerin, vollendete am 17. April ihr 60. Lebensjahr. Sie hat in diesen 60 Jahren nicht viel weniger als 60 Werke verfaßt, die alle gern gelesen wurden.

Todesfälle (Abb. S. 652 u. 654). Die Herzogin Wera von Württemberg ist im Alter von 58 Jahren gestorben. Sie war eine geborene russische Großfürstin. — Die französische Republik hat in dem Kammerpräsidenten Henri Brisson einen ihrer überzeugtesten Vorkämpfer verloren. — Der Kommandierende General des II. bayrischen Armeekorps Graf Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin war seinerzeit der letzte Flügeladjutant des Königs Ludwig II. von Bayern. Als der König interniert werden sollte, widersetzte sich Graf Dürckheim der Maßregel des Prinzregenten, der ihm aber die Treue gegen seinen kranken Herrn nur durch große Huld vergolten hat. — Die Schweizer betrauern den Verlust der Frau Emma Coradi-Stahl, die an der Spitze des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins in der erfolgreichsten Weise gewirkt hat. — Kommerzienrat Ludwig Leichner, der bekannte Großfabrikant kosmetischer Mittel, ist dieser Tage verschieden.

„Rosen und Rosenneuheiten“ betitelt sich ein illustrierter Artikel in Nr. 12 der „Woche“, Seite 497, dessen Text von Professor Dr. H. Schwind verfaßt ist. Zu den photographischen Aufnahmen, die dem Aufsatz beigefügt sind, bemerken wir, daß sie von der Firma Gemen & Bourg in Luxemburg stammen.

Die Toten der Woche

Oekonomierat Joseph Aichbichler, bekannter Abgeordneter, † in Wolnzach am 8. April im Alter von 67 Jahren.

Kammerpräsident Henri Brisson, † in Paris am 14. April im 77. Lebensjahr (Portr. S. 652).

Graf Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, Komm. General des 2. bayrischen Armeekorps, † in Locarno am 10. April im Alter von 61 Jahren (Portr. S. 652).

Gräfin Henriette von Holnstein, Emanuel Geibels Jugendfreundin, † in Kassel am 10. April im Alter von 83 Jahren.

Baron von Korff-Schmissing, neuernannter russischer Gesandter in München, † am 14. April im 49. Lebensjahr.

Kommerzienrat Ludwig Leichner, † in Berlin am 10. April im Alter von 76. Jahren (Portr. S. 654).

Prof. Gabriel Monod, bekannter Historiker, † in Paris am 10. April im Alter von 68 Jahren.

Herzogin Wera von Württemberg, Großfürstin von Rußland, † in Stuttgart am 11. April im Alter von 58 Jahren (Portr. S. 652).

Seit einem halben Jahre nehme ich nun Sanatogen und fühle es als ein Bedürfnis, Ihnen mitzuteilen, welch ausgezeichnete Wirkung Ihr Präparat auch in diesem Falle erreichte.

Als mein Arzt mir die Kur empfohlen, war ich seelisch und körperlich durch Beruf und sonstige Aufregungen in einem derartigen Schwächezustand, daß ich fürchtete, meinen Beruf für eine Zeit aufgeben zu müssen. Dem Sanatogen verdanke ich, daß meine Energie und meine Nerven sich sehr bald stärkten und eine Unterbrechung nicht nötig wurde. Trotz ziemlicher Anstrengung fühle ich mich sehr gekräftigt und wohl und kann nach Schluß dieser Saison frisch wie noch nie meine Sommerreise antreten.

Ich werde nicht ermangeln, stets auf Ihr Präparat hinzuweisen.

Hochachtungsvollst

gez. Frau Thila Plaichinger
Königliche Sängerin



Frau Thila Plaichinger

Aehnlich wie in obigem Briefe die berühmte Künstlerin, haben sich zahlreiche bekannte Männer und Frauen über Sanatogen ausgesprochen. Im Archiv der Sanatogenwerke liegen viele Tausende von Briefen, in denen der Dank solcher Leute zum Ausdruck kommt, die durch Sanatogen ihren Lebensmut und ihre Schaffenskraft wiedergewonnen haben.

Vor allem haben aber auch die berufenen Hüter der Gesundheit sich rückhaltlos für Sanatogen erklärt. Mehr als 15000 ausführliche wissenschaftliche Arbeiten oder kurze Gutachten von praktischen Aerzten medizinischen Forschern und Universitätsprofessoren liegen vor, in denen die segensreiche Wirkung des Sanatogens bestätigt wird. Als Beispiel sei hier nur aus einem Atteste Se. Exzellenz des Professors A. v. Tobold, Leibarzt weiland Kaiser Friedrichs III., ein bezeichnender Satz angeführt:

> „Sanatogen hat sich bei meinen Patienten, welche in der Ernährung wesentlich gelitten hatten und körperlich heruntergekommen waren, in hervorragender Weise bewährt. Der Appetit steigerte sich merklich, und darauf trat eine erfreuliche Zunahme des Körpergewichtes ein."

Aus den natürlichen Baustoffen der Körper- und Nervenzellen in inniger Verbindung zusammengesetzt, hat Sanatogen die Eigenschaft, restlos im menschlichen Körper aufzugehen und bei zielbewußtem Gebrauch eine völlige Wiederauffrischung des gesamten Organismus herbeizuführen. So ist es das ideale Kräftigungsmittel für alle, deren leibliche, seelische und geistige Spannkraft durch Gram, Ueberanstrengung und sonstige schädliche Einflüsse gestört ist.

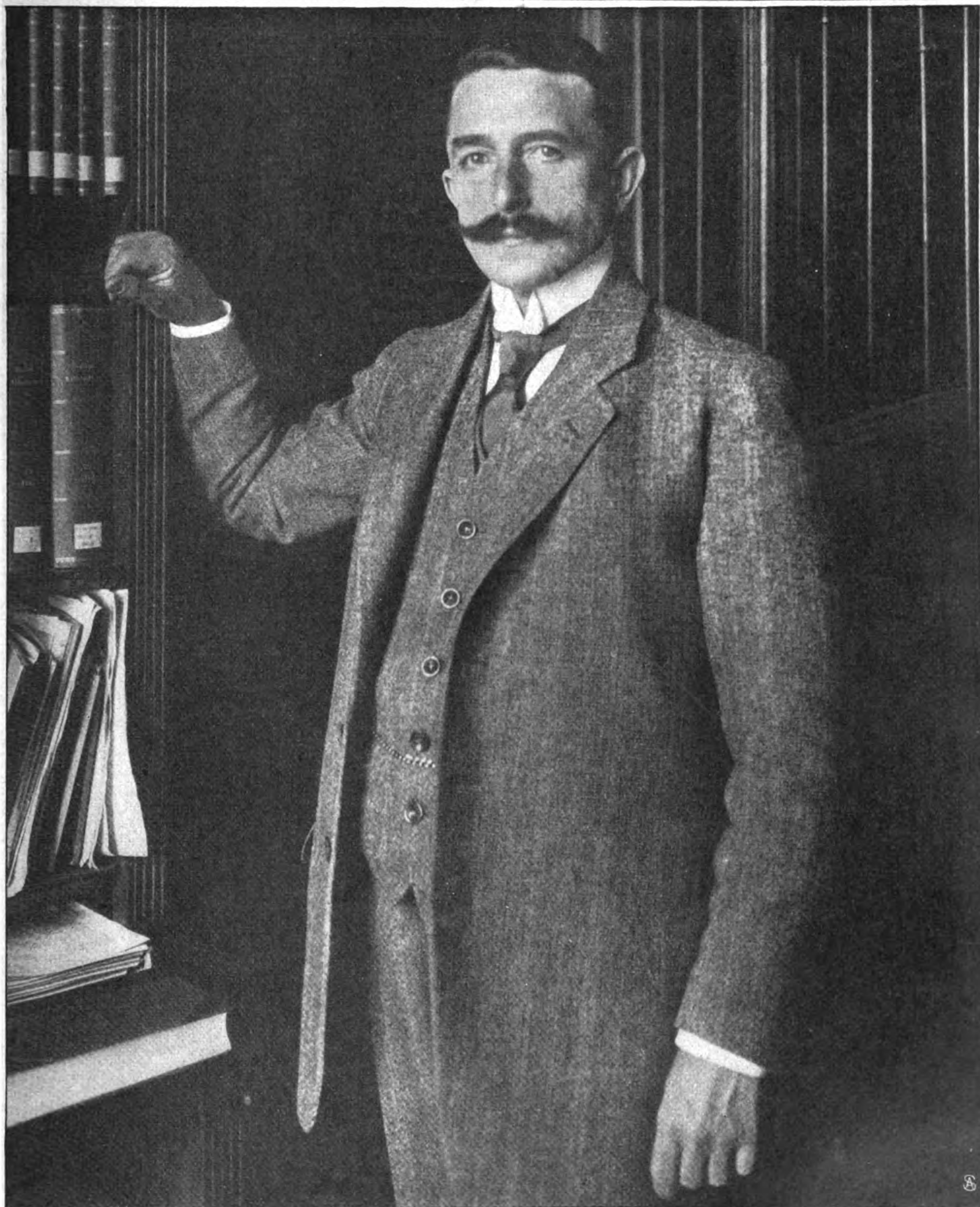
Genaue Darlegungen über Wert und Wesen des Sanatogens und eine Anzahl der oben erwähnten Aerztezeugnisse findet man in den nachstehend verzeichneten Schriften, die von den Sanatogenwerken, Berlin SW, Friedrichstrasse 231, postfrei und kostenlos jedem zugesandt werden, der unter Angabe seiner besonderen Wünsche darum ersucht.

Sanatogen als Kräftigungsmittel

1. bei Nervenleiden
2. bei Schwächezuständen aller Art
3. bei Magen- und Darmleiden
4. bei Lungenleiden
5. bei Bleichsucht und Blutarmut
6. bei Kinderkrankheiten
7. bei Frauenleiden
8. bei Ernährungsstörungen.

Sanatogen ist in allen Apotheken und Drogerien in Packungen zu M. 1,65 bis zu M. 15,— erhältlich

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe
von den Sanatogenwerken, Berlin SW, Friedrichstrasse 231.



Dr. Heinrich Schnee.

Der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.



Der Kaiser (×) mit dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg auf der Terrasse des Schlosses Achilleion.



Herr v. Bethmann Hollweg (×) im Gespräch mit Kapitän z. S. Heinrich (in der Mitte) **und Kapitän z. S. v. Rebeur-Paschwitz.**

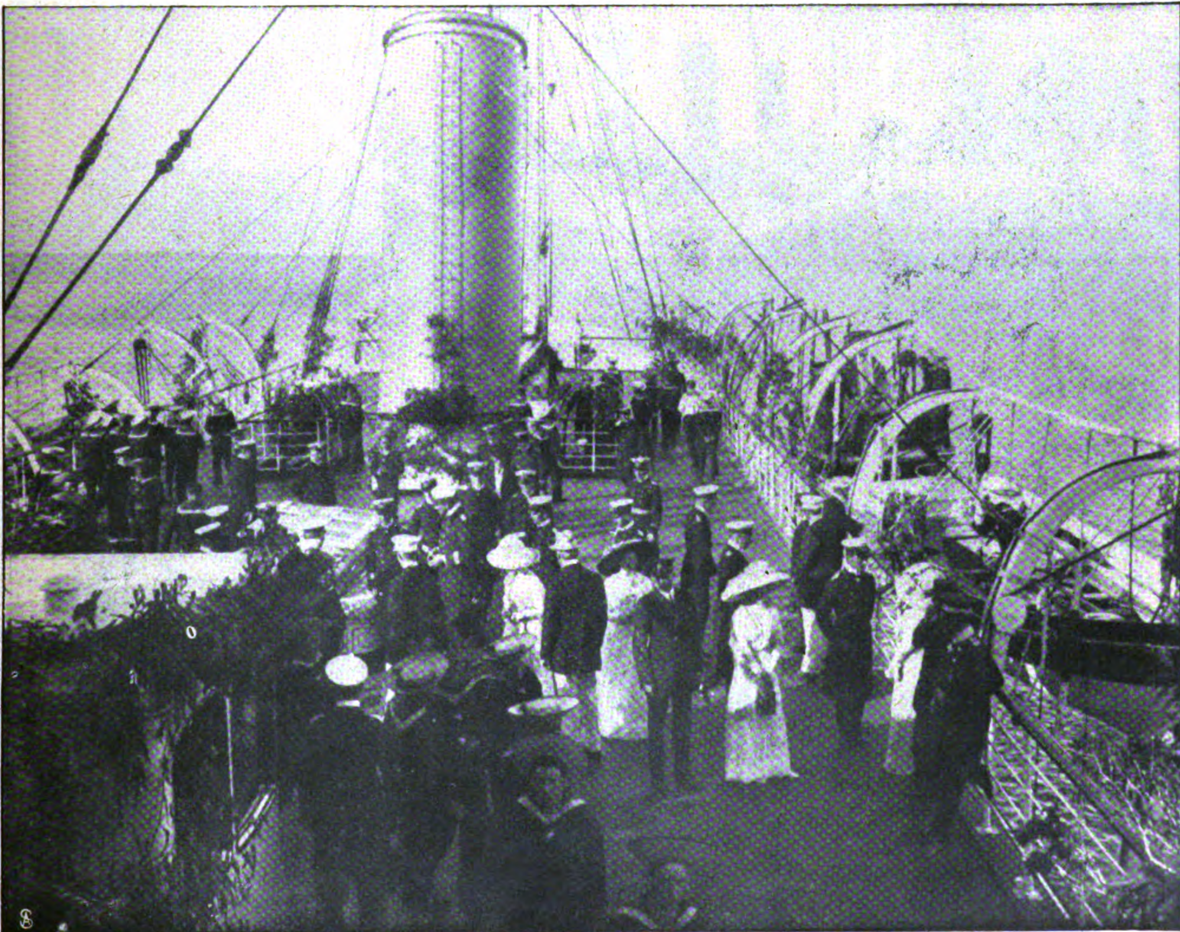
Vom Besuch des Reichskanzlers auf Korfu.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



Von links: Begleiter von Mr. Armour; Prof. Dörpfeldt; —; der Reichskanzler; Begleiter von Mr. Armour; der Kaiser; Mr. Armour; General v. Chelius; Gesandter Freiherr v. Wangenheim.

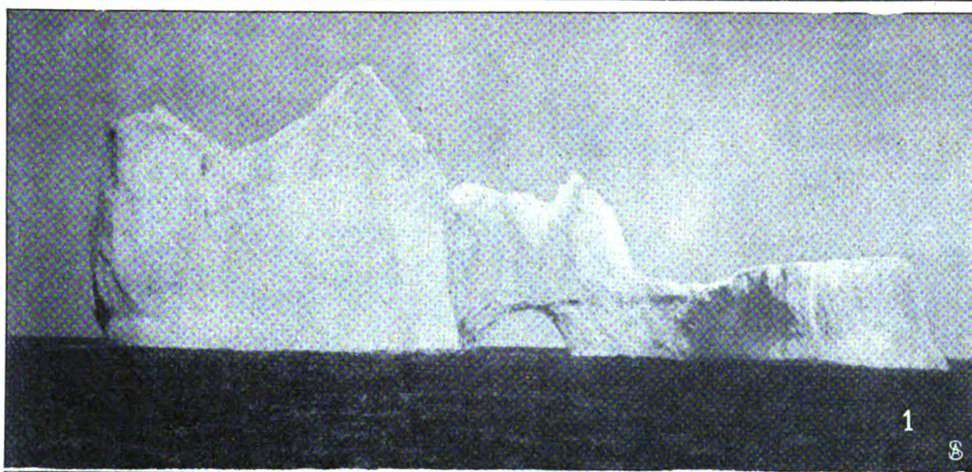
Von den Ausgrabungen zu Garitza auf Korfu: Vortrag des Professors Dörpfeldt an der Fundstelle.



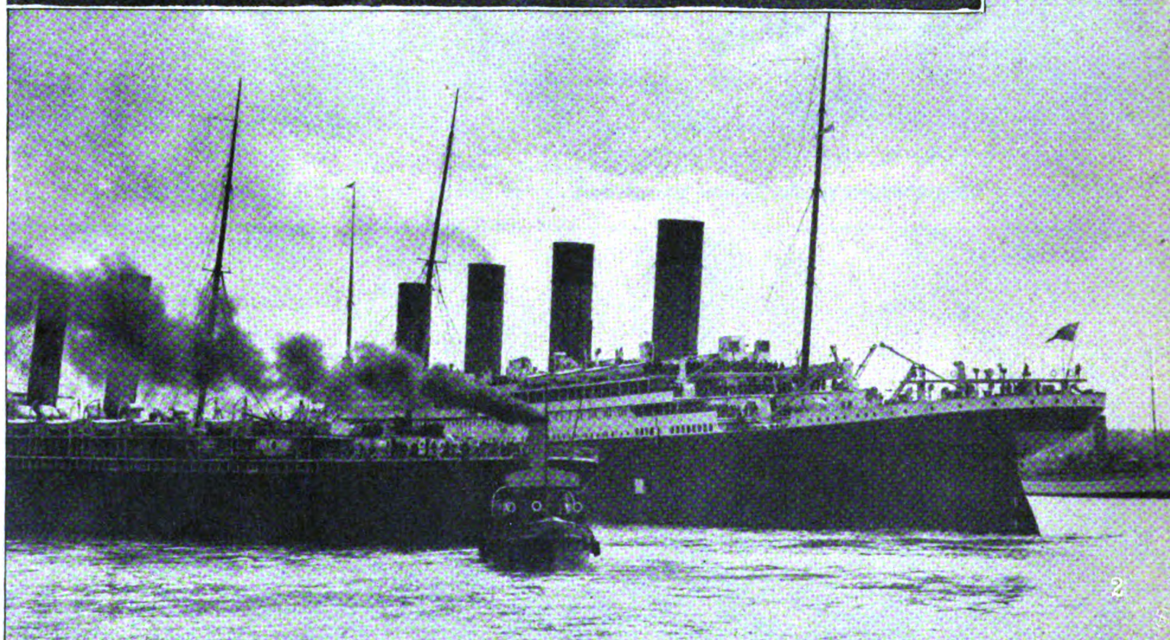
Die kaiserliche Familie mit Gefolge auf der „Hohenzollern" nach dem Ostereiersuchen.

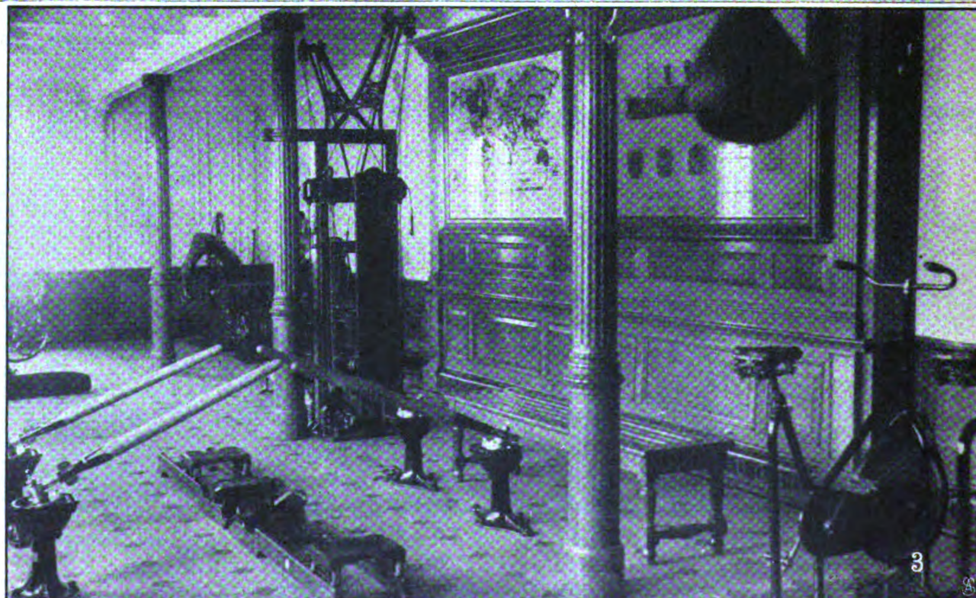
Vom Aufenthalt des Deutschen Kaisers auf Korfu.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



Zur größten Schiffskatastrophe der Welt.





1. Ein bei den Neufundlandbanken treibender Eisberg.

2. Die „Titanic“ nach der Kollision bei der Ausfahrt aus Southampton.

3. Der gymnastische Uebungsaal der „Titanic“.



Kronprinzessin Cecilie.
Neuste Aufnahme von Selle-Kuntze-Niederastroth, Königl. Hofphotographen, Potsdam.



Phot. Bachmund.

General d. Inf. Graf Dürckheim †
Der Kom. General des II. bayr. Armeekorps



Phot. Worlds Graphic Preß.

Henri Brisson †
Präsident der franz. Deputiertenkammer



Herzogin Wera von Württemberg, Großfürstin von Rußland †
Hofphot. Hirrlinger

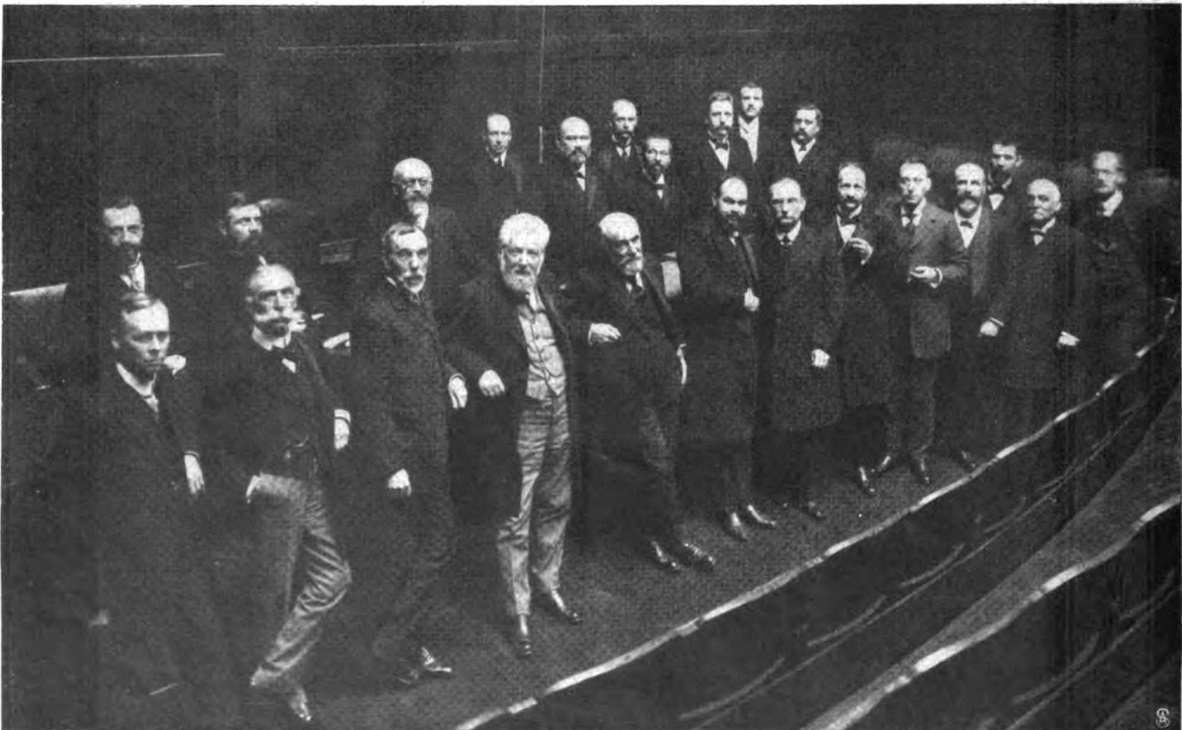


Generalleutnant v. Windheim,
der neue Generalinspekteur der Kavallerie.



Phot. Eugen Schöfer, Wien.

General d. Inf. Ritter v. Ziegler,
der neue Korpskommandant von Wien.



Phot. Deutsche Illustrations-Gesellschaft.

Von links (vordere Reihe): Prof. W. A. Noyer, Urbana, U. S. A. Geheimrat H. Wichelhaus (Vizepräsident der Assoziation), Berlin. Sir William Ramsay (zukünftiger Präsident der Assoziation), London. Geheimrat W. Ostwald (gegenwärtiger Präsident der Assoziation), Leipzig. Prof. A. Haller, Paris Prof. S. A. Tsinenzeff, St. Petersburg. Wirkl. Staatsrat N. S. Kurnakow, St. Petersburg. Wirkl. Staatsrat P. J. Wolden, Riga. Prof. E. Cohen, Utrecht Prof. A. Bedal, Paris. Prof. Ph. A. Guye, Genf. Prof. M. Hanriot, Paris. Prof. P. F. Frankland, Birmingham. Hintere Reihe: Dr. A. Weigert, Berlin Regierungsrat Auerbach, Berlin Dr C. Marie, Paris Prof. P. Jacobson (Generalsekretär der Assoziation), Berlin. Prof. H. Goldschmidt, Christiania. Prof. A. Croßley, London. Prof. F. Fischer, Basel. Dr M. Thiele, Berlin. Prof. E. Biilmann, Kopenhagen. Prof. A. Werner, Zürich.

Von der Tagung der Internat. Assoziation der chemischen Gesellschaften in Berlin: Gruppe der Teilnehmer.



Prof. Horatio Parker,
der Komponist der preisgekrönten Oper „Mona".

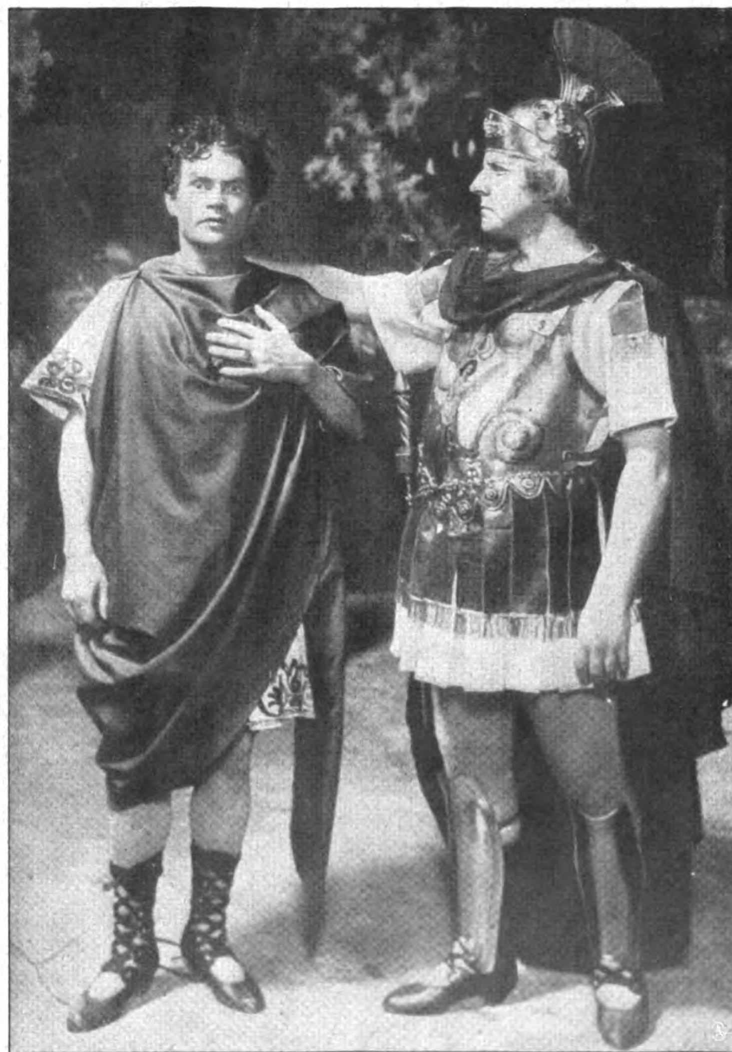


Lampenschirm des Prinzen August Wilhelm, Kerzenschirme der Prinzessin Viktoria Luise.

Von der Silhouetten-Ausstellung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.



Frau Louise Homer als „Mona".



Ricardo Martin als „Gwynn" und P. Griswold als der römische Gouverneur Britanniens.

Von der Uraufführung der preisgekrönten Oper „Mona" im Metropolitan Opera House in Neuyork.

Eine Preisoper für amerikanische Komponisten.


Hofphot. Kaischlow jr.
Prof. Dr. Garré, Bonn,
Vorf. der Deutschen Gef. für Chirurgie.


Dr. med. A. Köhler, Wiesbaden,
Vorf. der Deutschen Röntgengesellschaft.


Phot. Möller.
Prof. Dr. Gocht, Halle,
Vorf. der Deutschen Gef. für Orthopädie.


Hofphot. Haack.
Prof. Dr. Stintzing, Jena,
Vorf. des Kongresses f. Innere Medizin.

Die Vorsitzenden der vier medizinischen Kongresse der Osterwoche.


Gräfin Feodora Gleichen im Atelier des St.-James-Palastes in London.
Die Schöpferin der Statue Eduards VII. für Schloß Windsor.
„Camera-Porträt" von Hoppé.


Phot. A. Mohrmann, Lübeck.
Ida Boy-Ed,
die berühmte Schriftstellerin, feierte ihren 60. Geburtstag.


Phot. A. Krenn.
Frau Emma Coradi-Stahl †
Generalpräsidentin des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins.


Kommerzienrat Leichner †
Der bekannte Berliner Großindustrielle.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

2. Fortsetzung.

Vinzenz Herrenrieder hielt den Brief der Mutter in Händen und las voll Bewegung weiter.

„Lieber Sohn, ich seh Dich in den letzten Tagen in Gedanken, und wenn Du nicht bei mir bist, immer als mein Kleines. Wenn ich abergläubisch wär — aber ich bin's nicht, und weiß nur, daß ich gut tue, wenn ich Dir noch einmal sage, nein, schreibe, was mich plagt. Das Wort stammt von Dir. Also sieh, Vinzenz, ich möchte nicht, daß Du allein bleibst. Und ich hab doch Angst, daß Du eine Frau bekommst, die nichts ist für Dich. Ich darf darüber nicht mehr reden, aber ich weiß nicht, soll ich wünschen, Du brächtest mir sie noch, damit ich sie sehe und prüfe, oder ich erleb es lieber nicht mehr, daß Du eine Frau heiratest, die ich nicht für Dich ausgesucht hab. Ich bitte Dich, Lieber, Einziger, geh nicht so einsam ins Junggesellenleben, Du bist einer, der nicht mit sich selbst zu Ende gehen soll. Dein Vater wäre heute vierundsiebzig Jahre alt, ich seh ihn vor mir, wie er wäre. Er war ein guter und ein großer Mensch, ich hab ihn sehr liebgehabt. Ich seh Dich eben kommen, die Gasse herauf, man sieht hier aus unserer alten Laube so weit, Du hast seine Haltung und seinen Gang. Bis Du bei mir bist, hab ich den Brief schon beiseitegelegt. Ich schreibe morgen weiter."

Sie hatte nicht mehr weiter geschrieben, sie war in der Nacht zwischen diesem Heute und diesem Morgen in seinen Armen gestorben.

Lange saß Vinzenz im tiefen Schweigen und Sinnen über den letzten Zeilen seiner Mutter. Eine ganze Welt, das Leben seiner Eltern und sein eigenes, war daraus emporgestiegen. Nach allen Seiten schoß das Schifflein seiner Gedanken und verwob die Erinnerungen zu einem bunten Teppich, in dem tausend Bilder brannten. Da überkam ihn zum erstenmal mit überströmender Gewalt die Sehnsucht nach einem Weib. Sie hatte recht, die kluge Mutter, die hinter ihrem resignierten Lächeln so viel Güte und Sorge verborgen hatte.

Er war jetzt ganz allein, er konnte aber nicht sein Leben lang ganz allein bleiben. Und zum erstenmal brannte in ihm auch das Verlangen nach dem Besitz einer Frau, einer Frau, die er erobern und die ihn beherrschen, die er auf Händen tragen und die mit ihm teilen sollte, und ganz weit, in der Ferne, sah er ein Boot fahren, auf dem drei Buben tollten, die Knaben der Sabine, die sich in seinen Gedanken in seine Söhne verwandelt hatten.

Als er aufstand und den Brief in die große Brusttasche versenkte, blickte ihn die Photographie der Mutter, die er immer bei sich zu tragen pflegte, mit den klugen Augen und dem feinen, scharfen und deshalb trügerischen Lächeln um den zartgeschwungenen Mund bedeutsam an.

Da überlief ihn ein Gefühl resignierter Rührung, und als müßte sie ihn hören, sagte er halblaut: „Ja, ja, du hast ja wieder recht behalten. Und es wird schon werden."

Dann reckte er sich und atmete tief und ging festen Fußes mit einem gewissen Trotz daran, sein Leben neu zu ordnen, und er nahm Abschied von dem Ried und den Gräbern, über die der Rauch der Ackerfeuer strich, als schwelten die zahllosen Kartoffelbrände auf den Hügeln zum Gedächtnis der Frau des letzten Rieddoktors am See. Der letzte Pflichtgang war getan, das Gepäck lief mit der Postkutsche zur nächsten Stadt, Vinzenz aber nahm den Weg unter die Füße, quer über die welligen Höhen, dann durch das glatte gestreckte Moos, wo das dunkle Wasser ruhig und eben mit dem giftgrünen Riedgras in einer Ebene stand, ein Stück weit ins Unbekannte. Aber er ging nicht, ohne eine Gewissensschuld zu zahlen, die ihn erst seit wenigen Tagen drückte, die heraufgestiegen war aus der Tiefe, wie plötzlich Berge am Horizont erscheinen und still und groß herübergrüßen.

Sabine hatte ihren Jüngsten bei sich, als er zu ihr trat. Sie half dem Nickel ungeschlachte Tiere zeichnen auf dem Schiefertisch, wo Sabinus schon eine merkwürdig vorgeschrittene Kunst in kindlichen Zeichnungen geübt hatte. Gebhard war zu Acker gefahren. Sabine wartete nur, bis der Gast gegangen war, um ihrem Mann zu folgen. Es war ein silbergrauer Tag, ohne Sonne, Nebeldüfte hingen über dem Ried, und der Wind bewegte sie nur langsam hin und her, ohne sie zu zerstreuen.

„Sabine, ich hab nur an meine Mutter gedacht, als ich gekommen bin. Ich hätte wissen sollen, daß für mich kein Platz war. Verzeih mir's und leb wohl! Und wenn du mich brauchst, wenn irgendeins mich braucht —"

„Nie! Das erleb ich nicht!" stieß sie hervor. Dabei umfaßte sie den Kleinen fester und legte die Backe an seinen Kopf und fuhr langsam und stockend fort: „Ich weiß nicht, was der Vinzenz will. Ich hab es ihm schon einmal gesagt, er kann kommen und darf bleiben. Aber er ist nicht als Advokat auf dem Hof, es ist auch nicht der Vinzenz Herrenrieder, es ist ein Fremder, und es gibt keine Sabine für ihn, hat nie eine gegeben."

Da empörte sich Herrenrieders gerader Sinn und rücksichtsloser Wahrmut: „Es gibt keine? Gut! Aber es hat eine gegeben."

Doch schon stand sie aufrecht und hob den Knaben auf den Arm und trug ihn hinaus. Draußen setzte sie ihn nieder und kam zurück. „Du hast vergessen, daß in dem Bub der Gorner steckt. Und den Gebhard triffst du mit dem Wort!"

„Wir haben dem Gebhard Gorner kein Unrecht getan, Sabine", erwiderte er leise.

Sie lachte rauh.

„Weißt du das so gewiß? Weißt du, daß nichts gedeiht? Weißt du, daß der dort oben auf seinem Altteil uns am Leben frißt, wie er an dem Hof und seinem eigenen gefressen hat in all der Zeit? Geh, Vinzenz, bleib aus dem Ried, und wenn's wegen der Grabstätten ist, ich halt sie und pfleg sie, aber red mir keiner von dem Gebhard, und was wir miteinander schaffen."

Er hatte eine Frage auf der Zunge. Er wollte sie fragen, ob sie glücklich sei mit dem Gebhard Gorner, aber so sehr ihn ein unklares Schuldgefühl zu dieser Frage trieb, er wagte sie nicht zu tun, denn die Sabine, die da vor ihm stand, war aus diesen Worten herausgewachsen, wie ein Baum über das Gras hinauswächst. In ihrem Leben, in ihrem Hausen und Wirken mit dem Mann, ihrem Werken und Schaffen und in dem dumpfen Kampf, den sie hart an der Erde über der Hanfbreche und zwischen den Flüchen des alten Gorner durchhielt, da klangen Worte wie Glück und Ehe fremd und taub und leer.

Vinzenz ergriff ihre harte, von der Feldarbeit gehörnte Hand.

Eine tiefe Dankbarkeit erfaßte ihn, als er das stattliche Weib mit dem schlanken Mädchen verglich, das Sabine Reitter geheißen hatte.

„Lebet wohl, Sabine. Und wenn ihr's auch nicht hören wollt —"

„Wir brauchen euch nicht!"

„Aber wenn mich der Gebhard darum fragt —"

„Der Gebhard fragt keinen Menschen um Beistand. Wir schaffen's allein."

„Dann laß mich den Buben —"

„Den Buben! Das sind dem Gebhard seine Buben und meine, Vinzenz, und eher leg ich sie dort hinauf, als daß ich rot vor ihnen stehe, weil sie dir etwas verdanken."

Leidenschaftlich wuchs der Zorn aus ihren Worten, und sie wies mit dem Arm auf den Gottesacker hinaus, und als sie lachte, von einem wilden Krampf geschüttelt lachte, da strich dem Mann ein ehrfürchtiges Grauen über den Rücken.

Er stand fremd vor ihr, fühlte, wie wenig sie noch gemein hatten, und wandte sich plötzlich mit einer brutalen Bewegung von ihr ab.

„Mir kann's gleich sein", sagte er hart, als wenn er sich vor sich selbst schützen müßte.

„Und es soll dir gleich sein oder mich reut alles, was ich bei dir gelassen hab!" schrie sie zurück und ging aus der Stube und hob den Nickel auf und schritt mit dem Knäblein auf dem Arm und der Hacke auf der Schulter durch den Hof und die Gasse hinan und in den frischen grauen Tag hinein.

Vinzenz Herrenrieder legte das Kostgeld auf den Tisch. Sie hatte seine Teilnahme weggestoßen, und als der Unmut und eine sonderbare Beschämung ihn egoistisch und brutal hatten ausrufen lassen „mir kann's gleich sein", gleichgültig, ob es der Sabine und dem Gorner wohl ergeht mit den Buben, ein Wort, das ihn schon reute, als es ihm noch die Zunge verbrannte, da hatte sie verlangt von ihm, daß es so sein solle, als wäre das das einzig Richtige und alles andere, seine Teilnahme, sein Anerbieten, seine Dankbarkeit, seine Hilfsbereitschaft, eine tödliche Kränkung. In der Ecke des Schiefertisches aber, sauber aufgerechnet, stand, was Doktor Vinzenz Herrenrieder schuldig war für Kost und Wohnung, und was unbezahlt geblieben war an der Leiche seiner Mutter.

Die rundbäuchigen strichbeinigen Vögel, die aus Kreisen und Strichen zusammengesetzten Männlein, die Sabine mit dem Nickel auf die freie Hälfte des Tisches gemalt hatte, grinsten den Vinzenz fratzenhaft an, als er die harten Geldstücke langsam auf die schwarze Fläche zählte, und er wußte selbst nicht, war's Scham, die in ihm bohrte, oder Verachtung, wußte nicht, ob er sich selbst oder für die schämte, die aus der Tür gegangen war. Er verstand sich, und er verstand sie nicht mehr.

Mit einem lautgesprochenen „Meinetwegen" warf er es hinter sich und verließ die Stube. Er war besonnen genug, den Schlüssel abzuziehen. —

Vom Hügelkamm blickte er zurück. Still lag das Dorf, alles war in der mageren Ernte. Der See glänzte schwarz aus dem Moor, das seine braune Decke um den dunkeln Spiegel breitete, und es schien, als hätte das Wasser keinen Grund.

Die Mutter bleibt hier, der Gedanke befiel ihn als ein beklemmender Schmerz, und er fuhr noch einmal mit der Hand über die verwitterte Kirchhofsmauer, die ihn schon von ihr trennte, dann schritt er weiter. In der Ferne, auf der nächsten Hügelwelle, ging eine Frau. Jetzt tauchte sie ganz empor, erst Haupt und Brust, auf ihrem Arm ein Kind, eine Hacke über der Schulter, nun in voller Gestalt über den First in den Himmel wachsend in Menschen-, in Übermenschengröße und nun langsam wieder hinabtauchend hinter den Hügelrand, bis nichts mehr von ihr zu sehen war.

Er schlug einen anderen Weg ein und wanderte im Wind über das Ried, und die Nebel rollten sich auf und hoben sich und schwammen als weiße Wolken ins endlose Blau.

* * *

In diesem Winter lebte Vinzenz Herrenrieder noch mehr für sich. Er war zu schwerfällig, die große Lücke, die der Tod der Mutter in seinem äußeren und inneren Haushalt gerissen hatte, notdürftig zu verbauen, bis das Leben selbst sie mit lebendigem Wachstum ausfüllte. Zu schwerfällig und zu aufrichtig. Er wollte sich nicht über ihren Verlust hinwegtäuschen und fürchtete sich auch nicht davor, sich in Erinnerungen zu verlieren.

Ich habe Zeit, sagte er sich und hauste in seinen vier Wänden und hielt die äußere Trauer als etwas Selbstverständliches. Er hatte gar nicht das Bedürfnis, sich zu beschränken, und doch nicht das Gefühl, daß er sich beschränkte, sondern lebte wie einer, der nichts entbehrt und nichts wünscht, ein fleißiger Arbeiter, ein stiller Spaziergänger, ein eifriger Leser, und genoß die Einsamkeit, die er um sich breitete wie eine Zeit der Vorbereitung und der Erwartung. Nie waren seine Prozesse sorgfältiger geführt, seine Verteidigungsreden eindringlicher und mehr erwärmt gewesen von einer Menschenfreundlichkeit, die in alle Tiefen leuchtete, als im ersten Jahr nach dem Tod seiner Mutter. Auch seine Pflichten als Gemeinderat nahm er mit Eifer wahr, hatte sich nur statt der Abteilung der Künste und des Unterrichts das des Armenwesens zuteilen lassen, um dem Theater fernbleiben zu können.

So floß der Winter langsam dahin, und der Frühling kam, und die Stadt stand in blühenden Fliederbüschen, die in allen Gärten und auf den alten Wällen wuchsen als duftende, leuchtende Fackeln, hell und dunkel gefärbt, die Hügel krönten, auf denen die Reben noch kahl standen.

Als Vinzenz in der Zeitung las, daß sogar auf dem Hohen Ried schon der Schnee geschmolzen war, ging er zu dem Steinmetz, der einen Grabstein gemeißelt hatte, und verabredete mit dem Meister die Aufrichtung des Steins auf dem Grab der Mutter. Aber als er eines Morgens im Mai hinausfuhr aus der Stadt, um den Stein zu setzen, da geschah es mit einem brennenden Unbehagen.

Er hatte nicht mehr an das Ried gedacht. Es war versunken wie eine jener Inseln, die eines Tages plötzlich wieder in die Tiefe steigen, aus der unterirdische Gewalten sie emporgetrieben haben. Jetzt tauchte sie wieder auf.

Vinzenz Herrenrieder fand den Grabstein schon gesetzt. Die Seile lagen daneben, die Rundhölzer, auf denen er an das Grab gewälzt worden war, sperrten noch den Weg. Es roch nach frischer Erde. Auf dem Grab blühten schon dunkle Primeln. Der Stein lag groß und schwer zu Häupten des Hügels. Er schien größer als der des Vaters, um den schon der Efeu wucherte und die Heckenrose ihre dornigen Ranken schlang.

Als Vinzenz dicht herantrat, richtete Sabine sich auf. Er sah sie erst, als er dicht davorstand, dicht vor sich. Hinter dem Stein trat sie hervor, die Hände voll klebriger schwarzer Erde, in der aufgesteckten Schürze die ausgeworfenen Blumenkräuter, die sie wieder einsenken wollte in den feuchten Boden.

„Sabine!" begrüßte er sie.

Sie war schlanker geworden, blaß, von der klaren Blässe gelben Wachses, und als sie langsam den Rock ausschüttelte und glatt strich, sah er, daß sie sich gefälliger kleidete als im Herbst. Vor einem halben Jahr hatte er sie bäuerischer gefunden, als er sie in Erinnerung gehabt, jetzt erschien sie ihm feiner als die Riedbäuerin, die ihm damals jeden Dank verboten hatte.

Sabine blickte ihn ruhig an. Sie war vorbereitet auf die Begegnung. Sie hatte sie nicht gesucht und nicht vermieden. „Sie werden alles in Stand finden", erwiderte sie und zeigte auf das frischgehäufte und neu angepflanzte Grab.

„Ich hab's mir nicht anders gedacht", erwiderte er.

„Es ist gesorgt, bis die Post geht; ich will's nur dem Gebhard sagen, daß er Sie grüßt, er ist auf dem See", fuhr sie fort und ließ ihn allein.

Als sie die Erdstufen hinabschritt, die in den ansteigenden Gottesacker geschnitten waren, spürte sie die Müdigkeit des Frühlings in den Knien. Zum erstenmal. Im leeren Wald, der hinter dem Kahlschlag jenseit des Sees über den Hügel klomm, schrie der Kuckuck. Sie hörte ihn zum erstenmal. Zweimal rief er, darauf war er verstummt. Noch zwei Jahre? Es kam ihr erst bei der Frage zum Bewußtsein, daß sie unwillkürlich gezählt und daran gedacht hatte, wie lang sie noch zu leben habe.

Im Dorf klang die Schmiede. Auf dem See lagen die dunklen Kähne der Fischer und zogen langsam vor dem Netz dahin. Ein Reiher stieß mit heiserem Schrei aus den grauen Weidenbäumen in die Luft und verschwand.

Ein blödes Lachen lief über den Hof. Der alte Gorner schüttete dem Hund, der um ihn herumgestrichen war, seine Pfeifenasche ins Maul, daß das Tier jappend im Kreis herumfuhr.

„Wenn ihr schon nichts schafft, so laßt wenigstens andere zufrieden", redete Sabine ihn hart an, und als der Hund sich winselnd in ihre Röcke wühlte und der Bauer die Faust gegen sie hob, schrie sie wild: „Was ihr noch auf der Welt tut, das weiß auch nur der Herrgott!" Sie riß den Alten vom Hackklotz, wo er gehockt hatte, und schob ihn vor sich her ins Haus.

Torkelnd ließ er's geschehen. Aber in der Stube riß er sich los.

„So eine und mich meistern! So eine, die einem 's Leben vergönnt! Keinen Kronentaler wert bist du, aufgezogen mit dem Gebhard, und jetzt hockst du einem auf! Mach, was du willst, aber mich laß zufrieden, sonst steck ich dir das Messer in den Leib!"

„Vater, ihr wißt, daß ihr's zum letzten treibt! Auf dem Hof habt ihr die Rede nicht mehr frei zum Lästern. Der Wein hat euch gehässig gemacht. Ihr kreidet nicht mehr lange im ‚Österreicher'. Es hat alles ein End."

„Zwei Schoppen hab ich mir bedungen, und wenn du sie mir verwehrst, so sauf ich im ‚Österreicher'. Und der Gebhard, der zahlt."

„Der Gebhard zahlt noch einmal und dann nicht mehr. Dann setzt euch der Wirt den Stuhl vor die Tür."

„Der Wirt dem Gorner! Und wegen dir, du stolzes Laster! Das bringst du nicht zusammen, und wenn du mit dem Vinzenz ...."

„Vater!" schrie sie auf und griff das Brot vom Tisch, das nächste, was ihr zur Hand war, und warf im wilden Zorn den schweren fünfpfündigen Laib nach dem Alten, der sich mit dem Arm deckte, aber von dem Geschoß an die Schulter getroffen, strauchelte und fiel. Dumpf sprang der elastische Brotlaib auf die Diele und kollerte unter die Ofenbank.

Sabine lehnte keuchend am Tisch. Blicklos starrte sie vor sich hin und sah den Alten nicht mehr, der sich aufraffte und aus der Stube schlich.

Der Nickel kam hereingesockt. Wie ein Kätzlein ging er auf den Wollschuhen, die sie ihm aus Resten geflochten hatte. Er sah das Brot liegen und bohrte es mit den Fingern an, bis er ins weiche Innere drang. Sabine stand immer noch ohne Bewegung. Sie sah den Buben, sah, wie er das frischgebackene warme Brot verdarb, mit dem sie selbst den Sündenwurf getan hatte, aber sie konnte ihm nicht wehren. Ihre Glieder standen wie tot und starr in den Gelenken, in ihrem Hirn stießen sich die Gedanken.

Als Gebhard heimkam, rüstete Vinzenz zur Abfahrt. Er hatte den Imbiß im Riedhof nicht ablehnen können und saß noch am Tisch, vor sich Wein und Brot und frischen weichen Schafkäse. Da trat der Bauer ein. Sabine hatte den Gast allein gelassen.

Stumm ging Gebhard auf Vinzenz zu, und sie wechselten einen Handschlag.

„Es mait früh dies Jahr!" sagte Vinzenz.

„Ja, zu früh, mein ich", entgegnete Gebhard Gorner, und seine stillen blauen Augen lagen fest auf dem Gast. Der krause blonde Schnurrbart hing ihm über den Mund, straff stand er in den Schuhen, und ein Geruch wie von Wasser und Netzzeug ging von ihm aus.

Vinzenz Herrenrieder sah ihm heimlich prüfend ins Gesicht. Keine Ader lief auf seiner braunen Stirn, hart spannte sich die Haut über den Backen, das glatte Kinn kantete sich scharf ab, und wenn er sprach, spielten die Kiefermuskeln deutlich unter der Bräune. Er lächelte nicht, aber es war auch kein Weichmut in diesen Zügen, verborgen, still und ebenmäßig lag das Gesicht in fester Ruhe. Nur durch die Augen stieg man ins Innere, aber auch diese hatten den gesammelten Ausdruck unerschütterlicher Gelassenheit.

„Ihr fahrt schon zu Acker?" fuhr Vinzenz fort.

„Der Grund bricht sich noch schwer", erwiderte der Bauer.

„Und macht ihr's wieder allein, Gebhard?"

„Mit der Frau, ja."

Darin lag's wie Abwehr. Als hätte Vinzenz schon zu viel gefragt. Und Herrenrieder fühlte plötzlich wieder ein starkes Unbehagen vor Gebhard Gorner.

Aber ehe sie das Gespräch enden konnten, schrie draußen der alte Gorner von der Laube herab in den Hof: „Verkaibt sein muß alles, wo so eine regiert!"

Und ein paar grobe Flüche hintendrein, die der Sabine über den Hof nachliefen wie bissige Hunde.

Die Männer hatten jedes Wort vernommen, aber keiner tat, als hätte er etwas gehört. Tiefer stand die Bläue in Gebhards Augen, und mit einem gezwungenen lauten Ton nahm Vinzenz Abschied, und wieder reichten sie einander die Hände. Rauh strich die Bauernfaust mit ihren Hornmalen über die weiße Hand des Städters, aber Vinzenz preßte unwillkürlich die Finger fest zusammen bei diesem letzten Griff und sagte: „Es muß etwas geschehen für das Ried. So geht's rückwärts, und alles Schaffen bringt euch nicht auf den Weg. Warum soll das Ried allein Not leiden, wo alles steigt?"

„Ich bau Rüben dieses Jahr und mehr' die Schafweide", entgegnete Gorner ruhig.

Vinzenz schüttelte den Kopf, als zweifelte er am Erträgnis. „Wenn eine Fabrik hier wäre, aber das Wasser hat keinen Lauf, es frißt sich faul in den Grund. Wo soll da die Kraft herkommen!" Vinzenz war lebhaft geworden und hatte den Abschied vergessen.

„Als die Muttergottes noch Zulauf hatte, da haben die Hohenrieder das Geld mit Scheffeln gemessen. Und dann die große Poststraße von Mailand hier über das Ried nach dem Unterland — jetzt fährt die Eisenbahn einen anderen Weg, und hier ist's öd geworden."

„Elf Familien sind vor vierzehn Tagen ins Polnische ausgewandert", sagte Gebhard.

Vinzenz stutzte. „Seid ihr am End auch darauf gekommen?" fragte er unsicher.

Da entgegnete Gebhard bestimmt: „Das ist lang bedacht. Aber ich geb meinen Hof und mein Land nicht. Dazu ist zu viel drin von uns, und ich hab den Vater, den trag ich nicht auf dem Rücken in die Polackei. Wenn erst die Buben —"

Er brach ab, als hätte er schon zu viel gesagt, als reuten ihn die Worte, die er an einen Fremden verschwendete.

Vinzenz erriet's und vergaß die Sabine, die seit dem letzten Herbstaufenthalt zwischen sie getreten war.

„Wir sind einander keine Fremden, Gebhard", sagte er und legte ihm einen Augenblick die Hand auf die Schulter.

Sabine fand sie noch so stehen, als sie eintrat.

Als hätte sie ihn auf einer Unschicklichkeit ertappt, so hastig zog Vinzenz den Arm zurück.

Gebhard Gorner blickte erst auf seine Frau, dann auf Herrenrieder. Ein ruhiger, gelassener Blick. Ob auch ein wissender?

Vinzenz fragte es sich unsicher, aber Sabine sprach mit klarer Stimme: „Die Postkutsche wartet. Wenn's auch der einzige Fahrgast ist, der Postkutscher muß die Zeit einhalten."

Da verließ Vinzenz Herrenrieder den Hof. Der Bauer ging mit ihm bis zum Tor. Sabine stand auf der Haustreppe. Von der Laube herunter rief ihr der Alte ein Schimpfwort zu. Sie tat, als hörte sie nichts, aber dem Gebhard schwoll plötzlich eine Ader zwischen den Brauen, blau und gezackt, wie sie Vinzenz noch nie an ihm gesehen hatte.

„Der Siech, der Krumme!" stieß er tonlos hervor, und es war ein so furchtbarer Haß darin, daß Vinzenz erschrak. Aber schon lag seine Stirn wieder glatt, schon stand in seinen Augen wieder die stille Bläue.

Vor dem „Österreicher" stieg Vinzenz in die Postkutsche. Er grüßte Sabine noch einmal, als er am Haus vorbeifuhr. Sie ging langsam wieder auf den Kirchhof. Aber sie hielt nicht an, sondern stieg bis zur obersten Terrasse hinauf, auf der die Kirche stand. Der Postwagen lief schon zwischen den Hügeln in der Mulde, durch die die alte Heerstraße in die Ebene strich. Eine Herde brauner Schafe drängte sich über die nächste Höhe, und der Mantel des Schäfers flatterte im Wind.

Lange stand Sabine, stützte die Arme auf die Mauer und sah die gelbe Kutsche kleiner und kleiner werden und verschwinden. Über der Frau stand der Glockenturm und ließ einen Uhrschlag auf sie herabfallen.

Da richtete sie sich auf und ging in die Kirche und kniete nieder. Von der Decke löste sich ein Stückchen Verputz und zerstäubte mit einem feinen Knall und weißem Rauch auf dem Steinboden. Tiefer drückte sich Sabine in den Pfeilerschatten.

Da kam's herein. Tapp, tapp, leise, kaum hörbar und doch widerhallend in der leeren Kirche. Und an ihr vorbei schoß der Sabin auf nackten Sohlen.

Er sah sie nicht. Er kam nicht zum erstenmal. Ohne zu zögern, lief er auf den einzigen Beichtstuhl zu, der noch benutzt wurde, seit keine Pilgerscharen mehr ihre Sünden zu der Maria im Ried trugen. Zwölf braune Beichthäuslein klebten wie Schwalbennester an den Wänden, aber nur eins war noch mit dem grünen Vorhang versehen, und dort hing an der Wand eine Schiefertafel mit einem daran gebundenen Griffel. Danach langte der Sabinus, indem er auf die Beichtbank stieg.

Die Mutter sah ihm neugierig zu, alle dumpfe Bitterkeit war vergessen.

Jetzt hatte er die Tafel erwischt und stieg herunter, spuckte darauf und fegte sie mit dem Ärmel rein. Und nun hockte er sich auf die Stufe vor dem Altar der Jungfrau und legte die Tafel auf die Knie und fuhr mit dem Griffel darüber, daß der Schieferstift in der leeren Kirche laut knirschte. Der Knabe beugte den blonden Kopf tief auf die Tafel. Zuweilen aber fuhr er mit der Nase in die Luft und starrte ernsthaft auf das bunte Wandgemälde, auf dem Jesus mit dem Hirtenknaben und dem Lamm abgebildet war. Dann knirschte der Griffel wieder hart auf der Schieferplatte.

Sabine wollte aufstehen. Ihn laut anzurufen in der Kirche, kam ihr nicht in den Sinn.

Aber da donnerte eine Stimme: „Also du bist der Lausbub, der mir immer die Notizen herunterwischt!"

Sabine erstarrte im ersten Schrecken, und der Knabe ließ die Tafel fallen und flog in die Höhe und stürmte blind den Gang entlang, dem Ausgang zu. Aber als er am Beichtstuhl vorbeischoß, da streckten sich zwei Arme aus dem grünen Vorhang und packten ihn mit großen braunen Händen. Er stieß einen wilden Schrei aus und hielt dann still wie ein Huhn, das der Sperber gewürgt hat.

„Dich hab ich, du Lausbüble!" grollte die Stimme von vorhin.

Aber jetzt wußte der Sabin, daß es nicht der liebe Herrgott selber, sondern nur der Herr Pfarrer war, der in der Kirche so laut donnerte und hinter ihm drein war mit harten Händen.

Der geistliche Herr stieß schon das Türlein auf und stand jetzt vor ihm mit zornrotem Gesicht und schüttelte den Buben. Seine starke Stimme widerhallte in der Kirche.

„So, dich sperren wir jetzt ein paar Stunden zu den Glocken und zählen dir ein paar auf mit dem Glockenseil, daß dir der Hosenboden brennt, du Lauserle!"

Aber Sabinus blieb stumm. Er war nur ganz blaß geworden, und die Augen brannten schwarz in seinem weißen Gesicht. Er duckte sich unter eine Gewalt, gegen die es kein Wehren gab. Ruhig, ohne zu jammern und ohne zu murren.

Da tönte auf einmal in das dumpfe Grollen des Pfarrers, der ihn immer noch beutelte, eine hellere Stimme, die klang wie eine Glocke aus der Höhe.

„Gebt ihn mir heim, den Sabinus, Herr Pfarrer!"

Und der Knabe wußte nicht, woher die Stimme kam. Und jetzt kam auch ein fester Schritt auf ihn zu, und nun faßten ihn zwei Hände, die erkannte er am Griff, an Kopf und Schulter, und die Mutter sagte: „Ich bin ihm gut für die Strafe, aber gebt ihn mir heim!"

Da lachte der alte Pfarrer und schneuzte sich in sein rotes Nastuch, aus dem die Prisenkörner fielen, und erwiderte: „Weil ich euch einmal in der Kirche find, Gornerin, so will ich's dabei lassen. Aber erst will ich wissen, was für Schneckentänze das Lausbüble auf meine Beichttafel geschmiert hat. Er wischt's immer sauber weg, ehe er sie wieder aufhängt. Wird was Rechtes sein —"

Mit starken Schritten war er auf den Altar zugegangen, hatte sich schwerfällig gebückt und brachte den Satz nicht zu Ende, als sein Blick auf die Tafel fiel.

Der Bub hatte sich so fest an die Mutter gedrückt, daß Sabine sich nicht von der Stelle bewegen konnte.

Einen Augenblick war es so still in der Kirche, daß man den Wind um die Fenster ziehen hörte, dann räusperte sich der Pfarrer.

„Aber, aber, zerspalten hat er sie auch noch", sagte er, dann hielt er sie dem Sabinus hin und fragte: „Soll das Herr Jesus sein, Bub?"

Sabinus nickte.

„Und das daneben soll ein Schaf sein, es ist sogar ein richtiges Riedschaf, das sieht ein Blinder", fuhr der Pfarrer fort und sah ernst auf die ungeschickte Zeichnung.

Sabine drückte den Knaben noch fester an sich.

Da stotterte der Sabin: „Das letztemal war er besser, der Herr Jesus!"

„So, heute schaut er aus wie ein Räuber, aber so ist halt diesmal das Schaf besser. Aber wenn du meinst, dazu sei meine Beichttafel da, daß mir keins mehr weiß, wann Beichtstunde ist, du Lausbüble du —!"

Er brach ab.

„Da, schaut, ihr seid ja aus dem Schulhaus!"

Sabine hielt die Tafel, die er ihr gab, in den Händen.

Die Gestalt des Heilands war mißraten, aber das Schaf, das so groß war wie ein Kalb im Verhältnis zu der Figur des göttlichen Hirten, war trotz der ungelenken Zeichnung voll Leben, und als Sabine unwillkürlich zu dem Vorbild aufsah, erkannte sie, daß das Schaf des Sabinus jenem in keiner Weise ähnlich war. In Bewegung und Art ganz anders, ein Schaf, wie sie draußen über das Ried gehen. Der Pfarrer hatte recht.

Aber sie gab die Tafel ruhig zurück und sagte: „Er macht's daheim nicht anders auf dem Tisch, und mit dem Schnitzmesser verdirbt er jedes Holz. Jetzt weiß ich, wo er's herhat."

„Wo er's herhat?" erwiderte der geistliche Herr. „Von dem, der auch im Ried noch Wunder tun kann."

Und er fuhr dem Sabinus mit seiner breiten Hand derb und doch zärtlich in den blonden Schopf, schüttelte ihn und endete: „Die Tafel zahlst du mir, wenn du einmal was Rechtes gelernt hast. Ich heb sie dir auf, jetzt mach, daß du heimkommst."

Das ließ sich Sabinus nicht zweimal sagen. Er riß seine Mutter hinter sich her aus der Kirche, und die frische Luft empfing sie mit herbem Frühlingshauch, die ersten Fliederbüsche blühten auf dem Gottesacker, und die weißen Frühlingswolken liefen über das Ried, hurtig wie gescheuchte Lämmer, die der Schäfer aus den Saaten treibt. Hell klang im Dorf die Schmiede.

Am Abend, als sie in die Schlafkammer gingen, hat Sabine ihrem Mann kurz berichtet, daß sie den Sabinus in der Kirche gefunden habe, und wie er vom Pfarrer über der Schiefertafel ertappt und als heimlicher Heiligenmaler erkannt worden sei. Sie erzählte es gelassen, ohne Freude und ohne Spott, machte keine Schilderung daraus und fügte keine Bemerkung hinzu.

Gebhard lag schon in den Kissen. Sabine zöpfte noch ihr langes Haar. Nebenan in der Kammer schliefen die Knaben, und durch das Getäfel der anderen Wand drangen die hohlen Atemzüge des alten Gorner.

„Das hat er von deinem Vater und dir", sagte Gebhard.

Sabine antwortete nicht. Fester flochten ihre Finger die Strähnen, so fest, daß der Zopf trotz der Fülle des Haares steif und drahtig wurde.

„Aber was nützt's," fuhr der Mann fort, „ich kann ihn auf keine Schule schicken, und hier braucht's Hände zum Ackern; fremde Arbeiter kommen nicht ins Ried, und wenn sie kommen, wir können sie nicht mehr zahlen."

„Es braucht's auch nicht. Wir schaffen's allein."

Sabine hatte das Licht gelöscht. Ihre Stimme klang ruhig, aber er hörte sie schwingen im Dunkel und noch lange nachzittern, als die Frau schon ins Bett gestiegen war.

„Ja, ums Verrecken, wir schaffen's allein, und auch die im Dorf sind mir feil!"

Er hatte es ins Dunkel gesprochen; nun lag er still, spürte die Müdigkeit in allen Gliedern und Knochen, schob die Schulter an die der Frau und sagte: „Gut Nacht auch, Sabine."

„Gut Nacht", gab sie leis zurück.

So schlief er ein.

Sabine lag noch wach. Es war die erste helle Frühlingsnacht, Mondschein zwischen ziehendem Gewölk, und diese Unruhe klopfte auch in Sabinen.

Mäuse, die ins Feld drängten, fuhren zwischen den Dielen hin und nagten am Holz. „Ihr seid ja aus dem Schulhaus", hatte der Pfarrer gesagt und damit gemeint, sie verstände sich wohl auf das, was aus den Strichen ihres Sohnes leuchtete. Ja, sie war aus dem Schulhaus, und es hatte eine Zeit gegeben, da saß sie über Büchern und Bildern. Er war ihr Bub, der Sabinus. Er hatte das Schaf gezeichnet, wie er es draußen auf der Weide und drinnen im Stall gesehen hatte. Der Alte hatte ihn niedergeschlagen und Vinzenz ihn wieder auf die Füße gestellt. Unwillkürlich preßte sie die Backe tiefer ins harte Kissen, und sie fühlte den blinden Zorn wieder in sich aufsteigen und den Ekel im Hals brennen, die sie überfielen, wenn der alte Gorner mit seinen wüsten Reden über sie kam.

Zu nichts mehr nutz, schlurfte er in den Tag, und eine kindische Bosheit machte ihn rachsüchtig. Er lästerte im Wirtshaus, er hetzte die Hohenrieder auf gegen den Gebhard und die Sabine, die still und stolz ihres Wegs ging, und grub ihnen die Ehr ab. Aber er war der Vater, und sie mußten ihn ertragen.

Sie schafften es allein, alles allein. Der Vinzenz ging fremd aus diesem Hof. Der Stein auf dem Grab der Doktorin lag nicht so fest, wie sie hier in diesem Bett lag, und auf einmal atmete sie tief und richtete sich auf den Ellbogen auf, vorsichtig, damit Gebhard die Schulterstütze nicht verlor, und blickte sich um.

Der Mond stand klar am Himmel, ein milchiger Schein schwebte draußen und sickerte in die Stube, und draußen wuchs der Glockenturm weiß in die helle Nacht, und drinnen lag ihr Mann mit festen Zügen, die Brauen entfaltet, redlich und müde, und schlief bis zum ersten Hahnenschrei. Nebenan schliefen die Buben.

Langsam sank sie zurück. Um fünf Uhr mußte sie streuen helfen, und es ging schon auf Elf. Sie streckte sich lang neben ihren Mann und folgte ihm in den Schlaf.

* * *

Als Vinzenz Herrenrieder zum erstenmal wieder ins Theater ging, waren schon zwei Jahre verflossen seit dem Tod seiner Mutter. Er hatte sich in seine einsame Freierzeit eingelebt, freute sich behaglich darüber, daß er auf Grund eines Entschlusses nun auf Freiersfüßen ging, und noch mehr darüber, daß er schon zweimal die Entscheidung abgewendet hatte.

Das erstemal fiel es ihm nicht leicht. Margarete Laucks war ein stattliches Mädchen, von ruhigem Empfinden und mit vierundzwanzig Jahren von einer Reife der Erscheinung und des Wesens, daß sie keine Rätsel mehr aufgab. Sie war eine gute Haustochter, weder Gans noch Blaustrumpf, nicht prüde und auch nicht frei. Er unterhielt sich gern mit ihr. Oft hatte er sie in den Morgenstunden getroffen, wenn er seinen Spaziergang zu machen pflegte. Sie auf einem solchen Weg eigentlich kennen gelernt.

Das war im Herbst vor einem Jahr, als die Trauben reif waren und Margarete mit einem Körbchen ausgesuchter Früchte aus dem Rebgarten kam. Vinzenz war, den Hut in der Hand, langsam den Höhenweg gewandelt, der über die Rebhügel lief. Ein leichter Dunst wogte über den Dächern und Türmen der Stadt, hier oben aber lag schon die Herbstsonne golden auf den Wegen. Starenschwärme rauschten aus den Reben, und der klare Tau funkelte auf dem goldgelben Laub.

Da hatte Vinzenz plötzlich heftige Worte vernommen. Es schien ein Streit zwischen einem Mann und einer Frau. Rebleute oder unruhiges Volk, das schon vor dem Tag sich mit Zank plagte. Er achtete nicht weiter darauf und genoß die Morgenstille, ein Sträußlein Herbstzeitlosen und Vogelbeeren in der Hand, auf die er zuweilen einen warmen Blick warf.

Da flammte der Wortstreit in einem groben Fluch und einem hellen Schrei auf.

„Wart, ich will dir schlagen! Her gibst, was du hast!" schrie eine rauhe Stimme.

Und da stob auch schon Margarete aus den Reben und hinter ihr ein fahrender Bursch, der seinen Wanderstock wirbelte, ihr aber nichts zuleide tat, sondern nur nach ihr langte und schon im Vorgeschmack den Mund spitz machte unter den grauen Stoppeln, um sie in einem Kuß an sich zu drücken.

Aber da trat ihm Vinzenz Herrenrieder stattlich entgegen und hielt ihm in Ermangelung einer andern Waffe die geballte Faust samt den Herbstzeitlosen unter die Augen und schüttelte sie, daß dem Burschen die roten Vogelbeeren ins Gesicht sprangen, und grollte: „Du bist mir der rechte Kunde! Ich schlag dir die Zähne ein, du Halunke!"

Er hob die Faust, in der die Herbstzeitlosen zart und blaß auf weißen Stielen standen, und es sah aus, als wollte er sie auf die rötliche Nase des alten Handwerksburschen niederfallen lassen, der unwillkürlich schützend den Arm hob, seinen Stock vergessen hatte, und mit plötzlich bröckelnder, weinerlicher Stimme bat: „Herr Doktor, Sie werden doch nicht — ich habe der schönen Dame ja nur einen Antrag gemacht!"

Da mußte Vinzenz lachen über die harmlose Frechheits des alten Kunden, der sich seiner aus irgendeinem

Gerichtsfall so gut zu erinnern schien, und Fräulein Margarete, die einige Schritte weit entfernt stehengeblieben war, rief: „Lassen Sie ihn gehen, Herr Doktor, er wollte nur ein Almosen, und ich hab nichts bei mir."

„Was — ein Almosen! Einen Heiratsantrag hab ich der schönen Dame mit den Trauben gemacht..."

„Nun sieh, daß du fortkommst, sonst findest du den Weg wieder zurück", unterbrach ihn Herrenrieder ernst, und als der andere sah, wie sich Stirn und Blick seines Gegenübers verdunkelte, da schob er sich sein Bündel zurecht, wirbelte den Stecken und schwang den gebleichten Filz, um sich zu entfernen. Aber er hatte Vinzenz und Margarete dabei mit einem so pfiffigen Blick angesehen, daß sie verlegen voreinander stehenblieben und eine Zeitlang nichts zu sagen wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Moorkultur.

Von Dr. J. Frost.

Seit bei uns das Interesse für die Moorkultur erwacht und man in allerneuster Zeit in Preußen mit Energie an die Erschließung unserer riesigen Moorflächen herangegangen ist, seitdem ist immer und immer wieder auf das Vorbild Hollands hingewiesen worden, in dessen nördlichen Provinzen die schönsten Moorkolonien liegen, die es überhaupt auf der Erde gibt.

Eine große Zahl von Kommissionen und Studiengesellschaften ist zum Nachbarland hinübergereist, um dort zu lernen und die dort gewonnenen Vorbilder in der Heimat anwenden zu können. Kulturmethoden und Kolonisationspläne, Meliorationsvorschriften und Gesetze hat man herübergeholt und versucht, dieselben bei uns nutzbar zu machen. Und es gibt wohl niemand, der in Groningen und Drenthe gereist ist und nicht wünschte, wir möchten auf unsern Mooren ein gleich blühendes Leben entstehen sehen wie dort. Ja, man ist versucht, die holländischen Moorkolonien bis in alle Einzelheiten nachzubilden und auf unsern Mooren zum zweitenmal entstehen zu lassen.

Wie kann das geschehen? Wie kann man den Holländern ihre Moorkultur nachmachen? Wie haben sie es fertiggebracht, aus wüsten Ländereien blühende Dörfer und Gegenden zu schaffen?

Um das zu verstehen, ist immer der beste Weg, selbst hinzugehen und an Ort und Stelle zu lernen. Von jeder Reise in jenes Musterland der Moorkultur wird man Anregungen und Vorbilder mit nach Hause bringen.

Fängt man am Südrande der Moore, z. B. am Baltermonde, an und geht von da nordwärts über Musselkanaal, Stadskanaal nach Veendam, so sieht man im Lauf eines Tages den ganzen Gang der Moorkultur an seinen Augen vorbeiziehen; in der Tat, ein imponierendes Bild energischer und planmäßiger Arbeit.

Zunächst nichts als ein wüstes Moorland; wohlgemerkt kein Sumpfland, sondern ein langsam ansteigendes, trockenes Hochmoor, das beim Darüberschreiten nachgibt, als wäre der Boden elastisch. Kein Baum, kein Strauch, soweit das Auge reicht. Moos und Heidekraut bedecken das Land meilenweit umher. So haben vor 300 Jahren halbe Provinzen in Holland ausgesehen, so sieht es bei uns in den Mooren noch heute aus. Ein Stück Erde, das in jahrtausendelanger Sterilität dagelegen hat.

Aber dem in jahrhundertelanger Kulturarbeit geschulten Holländer kann die unwirtliche Natur des Moorlandes nicht trotzen; er besiegt sie und verwandelt die öde Wüste in blühende Fluren. Er wühlt sich in zäher Arbeit hinein in die kompakte Moormasse, zerschneidet sie mit Kanälen, entzieht ihr den aufgesogenen Wasserüberfluß, formt den moorigen Brei zu Torf und schafft diesen fort, damit auf dem geebneten und trefflich zubereiteten Untergrund Raum entsteht für Acker und Wiese.

Die Moorkultivierung in den Provinzen Groningen und Drenthe bildet einen der hellsten Glanzpunkte in der Wirtschaftsgeschichte des niederländischen Volkes.

Anfang des siebzehnten Jahrhunderts machte sich die intelligente und kapitalkräftige Bürgerschaft der Stadt Groningen daran, die großen, im Südosten der Provinz gelegenen Moore zu erschließen.

Die Anlage des Kanalbaus, der für Trockenlegung des Moores und Verkehrsverbindung mit der Stadt nötig war, begann 1618. Im Jahr 1636 war die Verbindung der Stadt mit den Mooren durch einen Kanal hergestellt, und nun konnte das Kulturwerk im Anschluß an diesen ersten Zugangsweg zu den Mooren seinen geregelten Fortgang nehmen.

Die Stadt Groningen verpachtete in jener Zeit die angestochenen Moore an Kolonisten gegen ein Sechstel bis ein Viertel des gegrabenen Torfes und legte ihnen zugleich die Verpflichtung auf, den unter dem Moor anstehenden „Dalgrond" als Acker oder Weide in Kultur zu bringen. Für Kultivierung des Bodens mochte der Pächter den Groninger Stadtkehricht (stratendrek, d. h. Fäkalien, Straßenkehricht u. dgl.) ohne Bezahlung aus der Stadt holen.

Aus allen Teilen des Landes, selbst aus dem Ausland her, begann damals eine kleine Völkerwanderung nach den Groninger Mooren. Der eine brachte mehr, der andere minder Kapital, ein dritter nur seine Arbeitskraft mit.

Auf dem billigen Boden bot sich für eine vorwärtsstrebende, fleißige Bevölkerung die Möglichkeit, ihr Glück zu machen; und mußte der Boden auch erst in Kultur gebracht werden, bevor man ans Säen und Ernten gehen konnte — man tat es gern, denn die Arbeit war lohnend.

Mit Torf beladen, gingen ganze Flotten von Kähnen zur Stadt, und mit Stadtkehricht kamen sie in die Moorkolonien wieder zurück und brachten mit ihm die für die landwirtschaftliche Kultivierung unentbehrlichen Pflanzennährstoffe mit.

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden die Kolonien Veendam und Wildervank, zwei neue, blühende Ortschaften im früheren Moore. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhundert verlängerte die Stadt Groningen den bestehenden Kanal noch weiter nach Südosten, und so entstand die Kolonie Stadskanaal.

Mit der Anlage des Stadskanaals nahm die Austorfung des Moores schnellen Fortgang. Im letzten Jahrhundert wurden hier etwa 12 000 Hektar Moor abgegraben und in Kultur gebracht.

Längs des Stadskanaals, von Bareveld bis zur deutschen Grenze, sind in der Zeit von 1800—1900 insgesamt 3026 neue Bauernhöfe geschaffen worden.

Die Moore waren ursprünglich Eigentum der umliegenden Geestdörfer; durch Kauf sind sie in die Hände von Gesellschaften und Privatunternehmern gelangt, welche die Austorfung der Moore als ihr Geschäft betreiben.

Im Anschluß an einen der Hauptkanäle lassen sie von ihren Moorarbeitern Seitenkanäle ins Moor hineingraben. Der Anlageplan für ein solches Unternehmen muß von der Provinzialverwaltung begutachtet werden. Man will dadurch verhindern, daß durch willkürliches und planloses Vorgehen die allgemeinen Landeskulturinteressen geschädigt werden. Die Provinzialverwaltung hat somit einen Einfluß auf die Einteilung der Moorparzellen, auf die Anlage von Kanälen und Wieken, Straßen und Wegen, die richtige Tiefe der Austorfung im Verhältnis zum Wasserspiegel usw.

Dabei trifft es sich in der Regel so günstig, daß, was für die „Verveener" praktisch ist, auch im Interesse der späteren Besiedelung liegt. Man macht die einzelnen Parzellen nicht zu groß, zieht die Gräben parallel zueinander und in gleichem Abstand voneinander. Dadurch wird bei der Abtorfung die Fortschaffung des Torfs erleichtert und für die Besiedelung das Land in fast gleich große Parzellen zerlegt, die jede später einen Bauernhof tragen sollen.

Die Seitenkanäle werden nicht zu breit, nicht zu schmal angelegt, so wie es gerade für die Schiffahrt erforderlich ist. Der oberste lose Torf, die sogenannte „Bunkerde", wird laut Provinzialverordnung für die Herrichtung des kommenden Kulturbodens reserviert und der darunter metertief anstehende Torf abgestochen und zum Trocknen in Haufen gesetzt. Sobald man auf den unterm Moor sitzenden Sandboden stößt, wird der Kanal noch so weit vertieft, daß er später, nach Fortschaffung des Moores, für die Kahnfahrt benutzt werden kann.

Das Abtorfen ist eine schwere Arbeit, und die mit Weib und Kind in den Mooren beschäftigten Arbeiter sind wetterfeste Leute, die gewöhnt sind, in großer Einsamkeit und unter harten Verhältnissen ihr arbeitschweres Dasein auf den Mooren zu leben.

Ist der Torf trocken, so kommt der Torfschiffer und holt ihn fort. Diese Torfschiffer sind oft kleine Privatunternehmer, die beispielsweise mit einer Fabrik abschließen, um allen für die Dampföfen notwendigen Torf heranzuschaffen. Diese weitgehende Arbeitsteilung spielt beim Gelingen des holländischen Kulturwerkes in den Mooren eine ganz erhebliche Rolle.

Die Absatzgelegenheit für den Torf ist reichlich, auch wenn natürlich heute viel mehr Kohle als Torf in Groningen gebrannt wird. Es gibt immer noch eine ganze Reihe von Industrien, die ihre Öfen mit Torf heizen, und auch im Haushalt brennt man vielerorts lieber Torf als Kohlen.

Ist der Torf abgegraben und verkauft, so wird der Sandboden mit der zurückbehaltenen Bunkerde gemischt, der Boden planiert und an einen Bauern verkauft.

Er baut sein Haus unweit des Kanals und der daran entlang führenden Straße, legt einen kleinen Garten an und beginnt, das Land zu bestellen. Auf dem humosen Sandboden der Moorkolonien sind Kartoffeln, Hafer und Roggen die wichtigsten Ackerfrüchte. Das Wirtschaftssystem ist, zumal man heute sehr viel Handelsdünger anwendet, äußerst einfach. Vieh wird wenig gehalten, und darum werden auch wenig Wiesen und Weiden angelegt.

Die Fruchtfolge ist: Kartoffeln, Hafer, Kartoffeln, Hafer oder an Stelle von Hafer Roggen. Das Getreide wird auf der Börse verkauft, das Stroh geht an eine der zahlreichen dortigen Strohkartonfabriken, die Kartoffeln an die Kartoffelmehlfabrik. Die Mehrzahl dieser Fabriken sind genossenschaftliche Unternehmungen der Groninger Bauern.

Die Höfe sind 15—40 Hektar groß; ein Hof mit 20 Hektar produziert für etwa 4-—5000 Mark Kartoffeln, für etwa 3000 Mark Getreide und für etwa 1000 Mark Stroh.

Die Bauern in den Moorkolonien sind keine reichen, aber wirtschaftlich unabhängige, selbstbewußte Leute, die über nichts zu klagen haben und es im Laufe der Zeit, dank ihrer Tüchtigkeit und zähen Arbeit, zu etwas gebracht haben.

Dieser gleichartige Entwicklungsgang und die annähernd gleiche wirtschaftliche Lage, in der sie alle leben, macht sie auch sozial gleich und erleichtert den Zusammenschluß ihrer Interessen, dem sie so ungeheuer viel zu verdanken haben. Nicht nur in ihren allerersten wirtschaftlichen Interessen, dem Absatz und der Verarbeitung ihrer Produkte, ist der genossenschaftliche Zusammenschluß üblich, auch in allen kommunalen und gesellschaftlichen Fragen arbeiten sie alle zusammen an der Entwicklung ihrer Dörfer zu blühenden Gemeinwesen.

Gut gepflasterte Straßen, mit schönen Kastanienalleen eingefaßt, verbinden Dorf mit Dorf, Lokalbahnen werden gebaut und Brücken über die Kanäle gelegt, Kirchen und Schulen errichtet, Straßen und Wege mit elektrischem Licht erleuchtet, Gesellschaftshäuser angelegt u. dgl.

Es gibt nichts Imponierenderes, als wenn man morgens seine Wanderung vom wüsten Moor angefangen hat und abends in Veendam endigt, das früher ein ebensolches wüstes Moor war und heute wie eine Gartenstadt daliegt und nach Eintritt der Dunkelheit wie eine moderne Großstadt im elektrischen Licht strahlt.

Wie ist es möglich gewesen, daß die Holländer aus ihren ödesten Provinzen ein solches Paradies schaffen konnten?

Viel, sehr viel liegt in der historischen Entwicklung der holländischen Moorkultur, deren Anfänge in eine Zeit zurückreichen, wo der Torf noch ein konkurrenzloses, hochwertiges Produkt für die dortige Gegend war, wo die menschliche Arbeitskraft noch billig und dadurch die Erschließung der Moore leichter und rentabler war als heute. Aber das allein macht es nicht. Heute konkurriert auch in Groningen der Torf gegen die Steinkohle, und die Arbeitslöhne sind auch dort erheblich gestiegen. Und doch macht die Moorkultur riesige Fortschritte.

Ein gut ersonnener und streng durchgeführter Kulturplan, die praktische und billige Ausführung der öffentlichen Arbeiten, wie z. B. der Straßenbau, der Brückenbau u. dgl., und schließlich die höchst zweckmäßige Besiedlung des neuen Landes mit vielen wirtschaftlich und sozial ziemlich gleichgestellten Bauern: das sind die Grundlagen für die glänzenden Fortschritte, welche die holländische Moorkultur auch in heutiger Zeit aufweisen kann — und das sind alles Dinge, die wir bei Kultivierung unserer Moore sehr gut nachmachen können.

Planmäßig arbeiten, billig arbeiten und die Arbeit unter möglichst viele selbständige kleine Unternehmer teilen: das ist die Kunst der holländischen Moorkultur.

Das wohltätige Budapest.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 17 Aufnahmen von Hofphot. Strelisky.

Das größte gesellschaftliche Ereignis der diesjährigen Budapester Saison war unstreitig die zu wohltätigem Zweck veranstaltete Festvorstellung im Uraniatheater, an der alles, was in Ungarn Namen, Stellung oder Geld hat, tätigen Anteil nahm, sei es durch Dilettieren auf der Bühne oder durch die mit horrenden Preisen bezahlte Anwesenheit im Zuschauerraum. Der Verein „Charité" benötigte viel Geld, um einem Mangel der Stadt Budapest abzuhelfen, der genügenden Krankenbehandlung und Pflege kleiner Kinder, die dort wie allerorten in den Spitälern keine Aufnahme finden können. Mit welcher Begeisterung sich Damen und Herren in den Dienst dieser schönen Sache stellten, das bewies der große materielle und ästhetische Erfolg der Festvorstellung. Die Grundidee der Darbietung war bald gefunden — eine Revue, die unter dem Titel: O schönes Budapest! die Vorzüge, die anerkennenswerten Eigenschaften und auch die Mängel und Ungezogenheiten der ungarischen Hauptstadt in Wort und Bild vorführte. Der witzige Endre Nagy, der Besitzer eines beliebten Kabaretts, hat die köstlichen Szenen geschrieben und lose aneinandergereiht, die in immerwährender Steigerung den Erfolg des Abends brachten. Der Spiritus rector der ganzen Sache war aber Graf Ladislaus Széchényi, der die ganze Vorstellung zauberhaft belebte und eine Anzahl Rollen, für die besondere Fähigkeiten vonnöten waren, selbst innehatte. Diesem ganz vorzüglichen „Compère" stand als eine würdige Partnerin seine Cousine Komtesse Marietta Széchényi (Seite S. 666) zur Seite, die mit lebendiger Begeisterung auf alle seine Absichten einging.



Baronesse Ada Branyczány.



Frau Edmund Szmrecsányi mit ihrem Sohn.

Wie es bei Amateuren so oft der Fall ist, hatten die Proben und sogar noch die vor Verwandten gespielte Generalprobe im Kostüm bei weitem nicht versprochen, was die Vorstellung vor einem Haus, dessen Pracht und



Komtesse Lili Almássy.

Eleganz einem „Théâtre paré“ gleichkam, hielt. In allen Logen, die mit Hunderten von Kronen erworben waren, im Parkett, auf den Galérien hatten sich die Träger der ersten Namen des Landes eingefunden, und nicht wenige hatten den jungen Nachwuchs mitgebracht, bei dem die kleinen Damen nicht minder reich geputzt waren als die Erwachsenen, an denen man den Schmuck, den die ungarische Gesellschaft seit Jahrhunderten besitzt und immer wieder vermehrt, bewundern konnte.

Die Revue brachte die Fiktion, daß man dem Fremden, der durch das Publikum vorgestellt wurde, einmal Budapest zeigen müsse. Aber nur ein Budapester Publikum war imstande, das zu verstehen, was auf der Bühne vorging, den beißenden Witz zu genießen, mit dem Individuen und Institutionen im bunten Wechsel gegeißelt wurden. Um dies verständlich zu machen, muß wohl der Hergang der Sache in aller Kürze erzählt werden.

Nach einem von Frau David Papp gesprochenen Prolog, der den Zweck der Veranstaltung erläuterte und ernst zu stimmen drohte, begrüßte schallendes Gelächter des ganzen Hauses das Emporziehen des Vorhangs. Graf Ladislaus Széchényi in der gelungenen Maske eines Hordár (Kofferträger am Bahnhof) lehnt in der müßigen Art dieser Herren an einem Kandelaber und brütet über sein Schicksal. Er wird unsanft aus seinen Betrachtungen gerissen, denn ein uniformiertes Messenger Girl rennt ihn mit ihrem Rad um. Es ist Komtesse Marietta Széchényi, die nun, mit ihm auf dem



Prinzessin Ludwig Windisch-Graetz, geb. Gräfin Széchényi.



Baronesse Ilda Bornemissa.



Frau Elemér v. Blaskovich, geb. Gräfin Waldeck.


Frau Dr. Johann Baroß.

Straßenpflaster sitzend, fürchterlich schimpft. Das Pärchen versöhnt sich und beschließt, um sein Schicksal zu verbessern, eine Fremdenführerfirma zu begründen. Erster Toilettenwechsel. Der Hordár erscheint im Parforcefrack mit Kniehosen, Seidenstrümpfen, Lackschuhen und einem Kanotier am Kopf, das Messenger Girl in schwarzer Directoirerobe, im Dreispitz mit Pleureuse. — Der erste Fremde, der Budapest besichtigen will, meldet sich. Man führt ihn in das Kino, wo er Gelegenheit


Komtesse Ilona Keglevich.


Gräfin Gustav Csáky.

hat, eine Szene aus der Oper „Faust“ von Fräulein Ida v. Cséry und Baron Béla Szentkereßthy dargestellt zu sehen. Ein mangelhaftes Grammophon lieferte den Gesang, ließ aber die mimenden Akteure immer im wichtigsten Augenblick im Stich. Graf und Gräfin Paul Teleki führen als Pierrot und Pierrette einen Akt aus dem Hanswursttheater auf, damit Baron Béla

Zeit hat, sich aus einem Faust in einen — Mormonenbischof zu verwandeln, der nun mit sechs seiner Frauen (Sári v. Cséry (Port. S. 667), Gräfin Emil Dessewffy, Gräfin Alexander Csekonics (Portr. untenst.), Gräfin Gustav Csáky (Portr. S. 665), Komtesse Aimée Pálffy (Portr. S. 667) und Baronesse Ada Branyczány (Portr. S. 663) aufmarschiert und, ehe er Budapest besichtigt, ein frommes amerikanisches Lied singt und seine Frauen einen flotten „Jig" tanzen läßt.

Eine neue Szene. Wir sind in der Kossuth-Lajos-Straße, zur Zeit des Mittagkorsos. Im Haupttor des Nationalkasinos steht in ungarischer Livree der Portier (Graf Stefan Csáky), der die vorbeiziehenden scharf karikierten Budapester



Komtesse Marietta Széchényi.



Gräfin Géza Széchényi.

Typen erläutert, wobei es an boshaften Bemerkungen nicht fehlt. Als Erster erscheint der bekannte Sportsman Nikolaus von Szemere, der in einer Nacht beim Bakkarat Millionen gewonnen und auch wieder verloren hat. Dann Graf Albert Apponyi, Franz Kossuth, dem der Staatssekretär Szterenyi auf dem Fuß folgt. Nun spaziert Graf Julius Andrássy vorüber, von lärmendem Applaus empfangen, der mehr dem in einer Loge sitzenden, laut lachenden Original gilt als der gelungenen Kopie auf der Bühne. Als letzter Spaziergänger erscheint der Börsianer Simon Krauß, der bekannte Ratgeber der Aristokratie in Finanzsachen, um dessen „Tips" sich die vornehmsten Damen reißen. Der Portier sieht sich vergebens nach dem Simon Krauß stets auf dem Fuß folgenden Grafen Emmerich Károlyi um und entdeckt ihn unter allgemeiner Heiterkeit der Anwesenden als Zuschauer in einer Loge.

Nach dieser heiteren Szene kam solide Pracht ins Treffen. Den Fremden wird die Geschichte Ungarns in lebenden Bildern vorgeführt; Gräfin Emil Dessewffy spricht den Text dazu. Zuerst die Hunnenzeit: als Attila die prächtige Gestalt des Grafen Karl Khuen-Héderváry jun. Zwischen schönen Frauen, wie Gräfin Viktor Széchényi, Frau Elemér v. Blaskovich (Port. S. 664) und der Komtesse Irma Almássy. Dann die Zeit der Anjous: Komtesse Ilona Keglevich (Port. S. 665), Prinzessin Ludwig Windisch-Graetz (Port. S. 664), Frau Nikolaus Perczel, Baronin Born, Komtesse Aimée Palffy, Gräfin Stefan Bethlen (Port. S. 667), Baronesse Ilda Bornemissa (Port. S. 664); die Türkenzeit mit Frau Dr. Johann Baroß (Port. S. 665), Gräfin Gustav Csáky, Baronesse Ada Branyczány; die Biedermeierzeit mit



Gräfin Alexander Csekonics.



Komtesse Katinka Andrássy.



Gräfin Stefan Bethlen.

Giza Basch, Gräfin Géza Széchényi (Port. S. 666), Gräfin Paul Teleki, Baby Jessensky, Komtesse Katinka Andrássy (Portr. nebenst.), Baronesse Bornemissa; die moderne Zeit mit der Gräfin Georg Szápáry und den Komtessen Ilona Keglevich, Livia Bissingen und Lili Almássy (Porträte S. 668 u. 664). Da viele der Damen in den vorgeführten Bildern auftreten, so mußte der Toilettenwechsel, der so viele Jahrhunderte umfaßte, von den Darstellern in „Fregoli"-artiger Geschwindigkeit durchgeführt werden. Als Künstler in der Verwandlung und Charakteristik zeigte sich Baron Béla Szentkereßthy, der seinen bisherigen Rollen nun auch noch die wohlgelungene Figur des Hamburgers Hagenbeck anreihte, der den Fremdenführern erzählt, man habe auch in Deutschland vernommen, daß Budapest einen prachtvollen Tiergarten erbaut habe, in dem sich alles vorfindet, nur keine Tiere. Deshalb habe er einiges aus seiner Sammlung



Fräulein Sári v. Cséry.



Komtesse Aimée Pálffy.

mitgebracht, fürs erste eine Voliere. Er läßt ihr fünf Kolibris entfliegen: die Komtessen Katinka Andrássy, Livia Bissingen, (Abbild. nebenst.), Lili Almássy, die Fräuleins Klara Schwarz und Giza Basch, immer eine schöner als die andere. Ein dazugehöriger Singvogel Frl. Ida von Cséry erntete durch den Vortrag von ungarischen, deutschen und französischen Liedern stürmischen Applaus.



Die Komtesse Lili Almássy und Livia Bissingen.

Die Fremden wurden nun ins Nationalmuseum, und zwar in die Gemäldegalerie geführt, die ein weher Punkt ist, weil die kaiserliche Galerie in Wien sich weigert, die Bilder an Budapest abzugeben, auf die Ungarn ein Recht zu haben glaubt. In der Galerie der Urania hilft man sich mit Kopien von seltener Lieblichkeit. Frau Edmund Szmrecsányi stellt mit ihrem Söhnchen die Madonna dar (Portr. S. 663), Komtesse Paula Edelsheim-Gyulai das naive Greuze-Figürchen in der „Cruche cassée", Gräfin Erwin Schönborn die „Lavinia", Frau Dr. Baroß die „Ayesha", Fräulein Emmy Radó die „Gioconda". Ein fescher Apache, Graf Stephan Csáky, stiehlt letztere aus dem Rahmen, schleppt sie fort, bringt sie aber zurück, um mit ihr einen Apachentanz aufzuführen.

Um einen glanzvollen Schluß der Vorstellung herbeizuführen, haben sich Hordár und Messenger Girl geeinigt, mit dem Geld, das sie den Fremden abgenommen, ein Kabarett zu gründen und es als Mann und Frau zu führen. Graf Ladislaus Széchényi beweist in einer Reihe von Szenen, wie fähig er ist, ein solches Unternehmen zu leiten, auch wenn ihm keine künstlerischen Kräfte zur Seite stehen. Er produziert sich als Musikimitator, als Knockabout, als Seiltänzer, immer mit ganzem Erfolg. Nun hätte seine Zirkusnummer folgen und Graf Széchényi sich als Elefantendompteur produzieren sollen. Man wollte den Anblick dieser lustigen Szene aber auch den Mitwirkenden gönnen, die sich den ganzen Abend so selbstlos der guten Sache hingegeben hatten. Deshalb wurde die Schlußapotheose: O schönes Budapest! vorher zusammengestellt, und alle Darsteller, die lustigen und die ernsten, die historischen und die hypermodernen, vereinigten sich zu einem farbenprächtigen Bild, das die Zuschauer ganz im Bann hielt, über das jedoch der Vorhang früher fallen mußte, als manchem lieb war.

Der durchaus gelungenen Veranstaltung haftete etwas ungesucht Naives an, ein intimer Zug ging siegreich durch das Ganze, und man wird allen Mitwirkenden gewiß ein dauerndes Andenken bewahren.

Unter den Indianern Kanadas.

Von Christian Leden. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Es ist der dreizehnjährige Sohn unseres indianischen Dolmetschers, der uns bei Sonnenaufgang weckt: „U-hu u-hu." Vor unserm Zelt hat er ein Feuer angezündet, und während der Kaffee ins Kochen kommt, sitzt er und singt eine indianische Gamblo-Weise.

Heute gibt es Kriegstanz und Hallo im Lager des Indianerhäuptlings Patégon (Abb. S. 670). Eine neue Kriegstrommel wird eingeweiht, und ich bin dazu aufgefordert, dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Nun kommen unser Dolmetscher und Diener mit den Pferden, und wir fahren davon mit unserm ungefederten Wagen über die wilde Prärie.

Wir haben einen langen Weg vor uns, und es gilt vorwärtszukommen, ehe die Hitze zu groß wird. Obwohl es dem August zugeht, kann die Mittagsonne brennend sein. Wir sitzen in Hemdärmeln und führen einen verzweifelten Kampf gegen die Insekten und giftigen Fliegen der Prärie. Das lange Gras längs den Seen und Sümpfen, durch das wir fahren, peitscht den Pferden Bauch und Seiten und befreit sie teilweise von den tobenden und schwärmenden Insekten.

Endlich sind wir angelangt und werden von dem Häuptling empfangen. Alle Indianer der Umgegend versammeln sich heute in Patégons Lager. Von allen Seiten kommen sie — zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuß. Das Gerücht von dem „Monias", dem weißen Mann, der sich so sehr interessieren solle für die Rothäute und ihre alten Sitten und Gebräuche, hatte sich schon verbreitet — die Zurückhaltung der Indianer ist überwunden. „Mein Haus ist dein Haus", sagt der Häuptling und führt uns in sein Zelt, wo sein Weib uns mit indianischen Speisen und Getränken bewirtet. Der Häuptling hat von meinem Phonographen vernommen und wünscht ihn zu hören. Ich lasse ihn spielen und benutze die Gelegenheit, eine Reihe alter Indianerlieder aufzunehmen.

Bald ist das Zelt des Häuptlings voll von neugierigen, lauschenden Rothäuten. Ich reproduziere nun die aufgenommenen Melodien, und es erweckt allgemeinen Jubel unter diesen Menschen, ihre eigenen Lieder und Stimmen aus dem Phonographen zu hören. Nur einige alte Frauen bleiben ernst und scheinen sich

vor dem Phonographen zu fürchten, und als sie aufgefordert werden, in den Phonographen zu singen, schleichen sie sich schleunigst aus dem Zelt.

Die Indianer sind nun eifrig bei ihren Vorbereitungen zum Tanz. Sie schleppen Holz zusammen zu einem großen Feuer und stellen ihre Wagen im Viereck um den Tanzplatz auf, mit einer Oeffnung gegen die Seite, die vor dem Wind geschützt ist. Dann schmükken sie sich und bemalen ihre Gesichter, stecken Federn in das Haar und behängen sich mit sonderbarem Tanzschmuck und Amuletten. Die Männer binden sich breite Streifen von Fell und Wolfshaut um ihre Waden. Diese Streifen sollen göttliche Macht besitzen. Sie behängen sich auch mit einer Reihe von Rasselinstrumenten und lärmenden Gegenständen, wie Klauen von Kleinvieh und Hornstücken, die mit Lederriemen zu größeren und kleineren Bündeln zusammengebunden sind. Beim Tanzen machen diese Dinge einen unheimlichen Lärm.

Gegen Abend wird der Holzhaufen entzündet, und der Tanz beginnt. Eine Anzahl junger, feuriger Männer tanzen den Kriegstanz um den Holzstoß, während vier Männer singend aus Leibeskräften den Takt auf der neuen Trommel schlagen. Der Tanz ist wild und plastisch zugleich, und die Tänzer entfalten eine ungeheure Energie und Kraft. Es ist schwierig, diesen wundervollen Tanz zu beschreiben, man muß ihn sehen, um sich einen klaren Begriff davon zu machen. Die Tanzenden laufen um das Feuer, mit einer Art hüpfen-



Zwei Indianerhäuptlinge.
Links: Papahaguan; rechts: Makesis.



Bei den Indianern in Kanada: Das Zeltlager auf der Prärie.

der Bewegungen, indem sie abwechselnd zweimal mit jedem Bein auf die Erde stampfen. Der Tanz schließt mit einem wilden, gellenden Kriegsgeheul. Auf der einen Seite der Einzäunung, die das Feuer umgibt, sitzen vier alte Rothäute, die seinerzeit mit im Krieg waren und verschiedene Skalpe auf ihrem Gewissen haben. Diese alten Krieger sind eine Art Anführer; sie beginnen und schließen jeden Tanz und jedes Lied mit einem Zeichen. Sie feuern hie und da die Tanzenden mit einem Zuruf an und tun dann einen Zug aus ihrer langen Friedenspfeife, die von Mann zu Mann geht. Zwischen den Tänzen sitzen sie stumm und starren ins Feuer. Die Zuschauer haben sich draußen vor der Einzäunung versammelt und singen mit, aber erst, nachdem die andern begonnen haben. Den vier Alten gegenüber, gerade an der Oeffnung der Einzäunung, sitzen die Weiber. Ihre Augen folgen wie hypnotisiert den geschmeidigen, tanzenden Männern und ihren wilden Bewegungen.

Gegen Mitternacht gibt es eine längere Pause, während der der Häuptling alle Anwesenden bewirtet. Halbgekochtes Fleisch wird massenweise umhergetragen, und nun schmaust die zahlreiche Versammlung um die Wette. Dann wird wieder getanzt und gesungen bis spät in die Nacht hinein, immer wilder und wilder. Hin und wieder zuckt ein Blitz durch die Finsternis und erhellt die Umgegend, so daß wir meilenweit über die Prärie sehen können, und bald begleitet mächtiges Donnergeröll Gesang und Tanz. Das Ganze macht einen wilden und unheimlichen Eindruck. Diese sonderbaren tanzenden und singenden Menschen mit ihren bemalten Gesichtern, geschmückt mit den Haaren ihrer skalpierten Feinde und mit blutbefleckten Amuletten, der dunkle drohende Himmel mit Donner und Blitz! Diese Menschen sind aber so angefeuert durch ihren wilden Kriegstanz, daß sie das aufziehende Unwetter nicht bemerken. Erst als ein mächtiger Hagelschauer um ihre Ohren peitscht, laufen sie heulend in ihre Zelte.

Nun gilt es, so rasch wie möglich unter Dach zu kommen, aber heute sind viele Freunde da, und der Platz ist knapp. Im Zelt des Häuptlings sind so viele Menschen, daß wir fast aufeinandersitzen. Nun setzt auch noch ein heftiger Sturm ein, und wir erwarten jeden Augenblick, daß unser Zelt umgeblasen wird. Die Lage scheint etwas ungemütlich zu werden, doch bald beginnen die Indianer wieder mit ihren Kriegsgesängen, und die gute Laune kehrt wieder. Wilde, herrliche Gesänge! Sie beginnen mit einigen markierten Tönen hoch oben im Diskant und sinken dann tiefer und tiefer mit eigenartigen Rhythmen und Akzenten, bis sie tief unten im Baß enden. Herrlich sind sie zu sehen und zu hören, diese Indianer, wenn sie ihre alten Lieder singen! Der eine hypnotisiert geradezu den andern, und alle werden unwillkürlich mitgerissen. — Gegen drei Uhr in der Nacht wird das Wetter etwas besser, und ein Teil der Rothäute wagt sich hinaus, um in den andern Zelten Zuflucht für die Nacht zu suchen. Wir andern versuchen uns niederzulegen und zu schlafen, aber viel Platz haben wir nicht. Mein Assistent und ich liegen in der Nähe des Zelteingangs und müssen unsere Beine einziehen, damit sie nicht zum Zelt hinausragen und ein Sturzbad bekommen.



Eine Creekindianerin
mit ihren Kindern.



Unser Gastfreund, der Häuptling Patégon, mit seinem Weib.

Die Indianer liegen bald im tiefen Schlaf, Sturm und Donner verstummen, und nur der Regen dauert an — hin und wieder erklingt Wolfsgeheul aus den Büschen hinter den Zelten. Ich liege lange wach und stelle meine Betrachtungen an über diese Naturmenschen und uns Weiße und über unsern Einfluß auf sie. Diese Indianer haben ihre eigene Welt von Freiheit und Glück. Sie besitzen die Geschmeidigkeit und Schönheit des Körpers, und sie besitzen den Glauben ihrer Frauen — kurz, ein Leben in Harmonie, unberührt vom Nervenleben des weißen Mannes, von seinen komplizierten Sorgen. Aber über sie wirft die Sonne des Untergangs ihren wehmütigen Schein. Die Kultur des weißen Mannes steht vor ihrer Tür wie eine tod-

bringende Krankheit, bereit, sie anzufallen.

Als wir am nächsten Morgen erwachen, sind die meisten fremden Indianer nach Haus gereist. Nur einige halbzivilisierte Indianer blieben zurück und gambeln mit den Bewohnern des Lagers. Sie sind sehr eifrige Spieler, diese Menschen, und sie spielen um alle möglichen Dinge: um Tabak und Messer, Pferde und Weiber. Sie sitzen mit einem Holzstück zwischen sich, einen Partner auf jeder Seite, singen ihre alten Gamblolieder und schlagen den Takt auf dem Holzstück mit kleinen Stöcken. Der eine Partner verbirgt zwei verschieden aussehende Knochen oder Holzstücke in seinen Fäusten und vertauscht sie hinter seinem Rücken. Auf ein Zeichen des Gegenpartners werden die Fäuste nach vorn gehalten, und nun wird geraten, in welcher Faust das eine Gambloholz zu finden sei.

Ich gehe unter den Indianern umher und betrachte ihre alten Sachen, und es gelingt mir, eine schöne Sammlung ethnographischer Gegenstände zusammenzubringen. Spät am Nachmittag sagen wir unsern neuen indianischen Freunden Lebewohl und reisen zu unserm eigenen Lager zurück. Die Luft ist heute kühl, und die Prärie zeigt deutliche Spuren des nächtlichen Unwetters. Die Blüten sind zerstört, und das Gras ist flach gegen die Erde gepeitscht. Der Häuptling und ein anderer alter Indianer folgen uns zu unserm Lager.



Junge Indianerin.

Unser Zelt war während unserer Abwesenheit dem Unwetter und den wilden Tieren der Prärie überlassen. Ein Schwarm Präriehühner, der sich um das Zelt gelagert hatte, fliegt gackernd empor, und Erdratten, Prärieeichhörnchen und anderes kleines Getier stecken ihre Köpfe aus ihren Löchern hervor und glotzen uns neugierig an. Der Häuptling und unser Dolmetsch beginnen unser Zelt, das halb umgeblasen ist, wieder in Ordnung zu bringen.

Mein Assistent und ich nehmen unsere Büchsen und gehen hinaus, um etwas zum Abendbrot zu schießen. Es sind massenhaft Vögel in der Nähe, und wir schießen einige Präriehühner und eine Wildente, eine genügende Abendmahlzeit für unsere indianischen Freunde und uns selbst. Während wir das Abendmahl bereiten, kommt unser Freund, der Indianer Papahaquan (Abb. S. 669), der unser Lagerchef ist, und begrüßt uns mit seinem „mioassin tipiskao“, was „Guten Abend“ bedeutet. Er reicht uns eine Schüssel mit indianischem Gemüse (wilde Wurzeln und Gras). Ich überlege einen Augenblick, was ich ihm als Gegengabe verehren soll, kann aber nicht Besseres als Butter finden, und aus dem breiten Lächeln, mit dem er beifällig grunzend davongeht zu seiner Frau Otehihow, die Butter zwischen beiden Händen tragend, kann ich erkennen, daß ich erraten hatte, was sein Herz begehrte.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

20. Fortsetzung.

Ein junger Redakteur öffnete die Tür: „Pardon ... der Herr Direktor ist nicht da? . . .“

Dolly zuckte zusammen.

„Nein . . . Sie können mir aber vielleicht sagen, ob er wiederkommt?“

Der junge Mann blickte auf die Uhr.

„Vielleicht weiß Doktor Nebeling . . . Soll ich fragen, gnädige Frau?“

Nebeling! —— Sie hatte ihn nicht wiedergesehen seit jenem Tage, da sie im weißen Brautschleier vor seinem Tisch gestanden, hatte aber oft mit einem Gemisch von Interesse und leiser Furcht an ihn zurückgedacht und manchmal ihren Mann nach ihm gefragt.

Und Peter Jell hatte immer zerstreut genickt und gesagt: „Alles in Ordnung ... alles so, wie's war.“

„Ich möchte gerne selbst zum Doktor hinauf,“ sagte sie. „Kann ich?“

„Aber bitte, gnädige Frau . . . .“

Da der Sekretär nur Tagesdienst hatte, meldete er sie gleich selbst bei Nebeling an, und weil es ihm unmöglich schien, daß er sie nicht empfangen könnte, wartete er die Antwort gar nicht ab, sondern ließ Dolly mit einer tiefen Verbeugung an sich vorbei und schloß die Tür hinter ihr.

Die Tischlampe warf ihren gelben Schein auf Nebelings großen Kopf, auf seine aufwärts strebenden, sich zu-

spitzenden schwarzen Augenbrauen, auf den breiten, wie eingerissenen Mund.

„Verzeihung . . . ich störe wohl“, sagte Dolly in plötzlicher Scheu.

Nebeling schlug mit den Füßen auf die Fußbank.

„Womit kann ich dienen?“

Es klang schroff und abweisend. Was wollte die Frau wieder von ihm? Was war das für eine Art, so zu ihm hereinzukommen? Er hatte keine Zeit für Besuche . . . Arbeit, Arbeit. Mehr als je. Peter Jell kümmerte sich kaum noch ums Blatt. Alles lag wieder auf seinen Schultern . . .

Nebeling kannte sich kaum noch aus in seiner Zeitung, rettete sich den täglichen anständigen Leitartikel heraus, über den Jell die Achseln zuckte, aber bestehen ließ, „um den alten Herrn nicht zu kränken“.

Und obwohl er es nicht nötig gehabt hätte, saß Nebeling von früh bis spät in seinem Zimmer, wachte mit eifersüchtigen Augen über der Fertigstellung des Blattes, las jede Zeile, weil die Angst ihn quälte, daß sich vielleicht, wenn er es nicht kontrollierte, ein Artikel in das Blatt einschlich, eine Ungeheuerlichkeit, wie man sie in einer „anständigen Zeitung“ um keinen Preis stehen lassen durfte.

„Wissen Sie nicht, ob mein Mann noch kommt, Herr Doktor“, fragte Dolly.

Sie trat näher, stützte sich mit ihren kleinen Händen auf die breite Tischkante.

„Nein . . . wie kann ich das wissen? . . . Das weiß niemand . . . Wir wissen nie, wann er kommt.“

Dolly fühlte, es war eine Verabschiedung. Aber sie hatte den Mut nicht, zu gehen. Sie fürchtete sich mehr vor der Einsamkeit, die sie in ihrer pompösen Wohnung am Kurfürstendamm umfangen würde, als vor der Schroffheit dieses Sonderlings.

„Ich weiß auch nie, wann er kommt“, sagte sie leise und ließ sich auf den Stuhl nieder, der vor dem Schreibtisch stand.

Nebeling blickte auf. „So . . . Sie auch nicht . . . tja . . .“

Dolly löste das kostbare Pelzwerk, das sich um ihren Hals wand, schlug den langen Samtmantel zurück, daß ihr helles, stahlgesticktes Tuchkleid sichtbar wurde und der noch immer kindlich schlanke, weiße Hals.

„Man muß eben ohne ihn fertig werden“, sagte Nebeling plötzlich.

Sie lächelte wehleidig, wie sie schon als Mädchen gelächelt hatte, und wie damals gab dieses Lächeln auch jetzt ihrem Gesicht einen süßen, unwiderstehlichen Reiz.

„Das sagen Sie so, lieber Herr Doktor! . . .“

Nebeling fuhr sich unruhig über die breiten Wangen.

„Tja . . . für Sie natürlich ist das was andres . . . Ich bin nicht verheiratet . . . ich weiß nicht. . . . Aber ich kann mir's denken, ja.“

Er konnte auch nicht ohne seine Zeitung leben . . . er auch nicht. . . . Das war wohl so was Ähnliches.

„Darf ich bei Ihnen telephonieren, Herr Doktor . . . ja . . .? Nach Dollin . . .“

Er schob ihr hastig und ungeschickt den Apparat hin, warf dabei mit der grünen Schnur den Streichholzständer um.

„So viel Ungelegenheiten mache ich Ihnen . . .“

„Na ja . . . aber was sollen Sie denn machen? . . . Sie wollen eben wissen, wo er ist, nicht wahr?“

Sie lächelte ihm dankbar zu, und er fuhr sich aufatmend über das schwarze Haar.

So . . . Nun war er der Sache schon näher gekommen. Die kleine Frau war ja auch ganz bescheiden und manierlich. Warum sollte er ihr nicht behilflich sein?

Sie konnte die Verbindung nicht bekommen.

„Zwanzig siebzehn . . . zwanzig siebzehn“, wiederholte sie, buchstabierte fast — „nein, sieb-zehn, nicht siebzig . . .“

Und dann war es doch falsch verbunden, und die Tränen stiegen ihr in die Augen, weil sie fürchtete, jetzt grade ihren Mann zu versäumen.

„Geben Sie mal her . . .“ Nebeling riß ihr das Hörrohr aus der Hand. Ungeschickt waren diese Frauen! Er brüllte die Nummer in den Apparat hinein, wartete, horchte . . . fühlte die laue Wärme von Dollys Hand am Hörrohr.

„Sie . . . Jell? Warten Sie . . . Ihre Frau will Sie sprechen.“

„Petrik . . . du? Gott sei Dank! Darf ich rauskommen? Nein? Warum nicht? . . . Hast keine Zeit? Aber ich will nur ganz still dabeisitzen . . . Nein . . . die ganze Nacht . . . Wieso die ganze Nacht? . . . Um drei Uhr . . . auch nicht? . . . Nicht vor zwölf? Aber Petrik . . . nicht fortgehen . . . bitte . . . einem Aug . . . geht nicht? Also adieu . . . adieu. . . .“

Nebeling hielt die Augen die ganze Zeit auf einen Korrekturbogen gesenkt . . . Was so eine Frau doch für Töne in der Kehle hatte! Wie ein kleiner Vogel! So was Zwitscherndes, Süßes, Rührendes. . . . Er konnte sich ganz gut ihr Gesicht dazu denken . . . erst das freudige Aufblitzen der dunklen Augen, dann die Enttäuschung . . . die Bestürzung . . . die ganze Nacht blieb er aus dem Haus, der Mann. Die ganze Nacht ließ er sie allein, diese kleine, niedliche Frau mit der feinen Vogelstimme . . . und jetzt weinte sie gewiß wie ein kleines Kind . . . und niemand war da, der ihr die Wange streicheln, sie ein bißchen trösten durfte. . . . Armes kleines Ding! . . .

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor . . . jetzt werde ich gehen . . .“

Sie streifte ihre Handschuhe über die feinen Finger, ihre Mundwinkel zuckten.

Nebeling räusperte sich. „Natürlich . . . ja . . . Sie müssen nach Hause.“

„Er hat keine Zeit jetzt“, fuhr sie tonlos fort. — „Vor morgen zwölf Uhr kommt er gar nicht zurück . . .“

Nebeling schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ja ja . . . sehen Sie . . . so ist es. Der Mann —“

Er brach ab und fuhr dann mit seiner krächzenden Stimme, über seine eigenen Worte stolpernd, fort: „So ein Mann muß immer auf dem Posten sein . . . wie ein Kapitän . . . ja . . . Da nutzt alles nichts . . . Kapitänsfrauen haben's noch schlimmer — dürfen auch nicht mucksen.“

Sie lächelte mit zuckenden Lippen.

„Ich muckse ja auch nicht.“

„Na also . . . Und ein andermal dann fragen Sie nicht so viel! Wer viel fragt, kriegt viel Antwort . . . fahren Sie raus nach Dollin, wenn's Ihnen danach ist. Setzen Sie sich hin, da bin ich! Rauswerfen wird er Sie nicht . . . Er macht's auch so, wenn er was will. Fragt gar nicht viel — da ist er und fertig.“

Sie legte ihm beide kleine Hände in die große Tatze.

„Ja . . . Doktor . . . Sie verstehen mich.“

„Verstehn? . . . Was ist da viel zu verstehn? . . .“

Abwehrend bewegte er seine breiten Schultern, drückte auf den elektrischen Knopf.

„Gehen Sie gleich die Wendeltreppe hier herunter ... die Leute unten brauchen nicht zu sehen, daß Sie rote Augen haben.... Wenn einer im Mondschein auf den Dächern spazierengeht, dann darf man ihn nicht erschrecken, und wenn wir zwei ein ernstes Gesicht machen, dann schreien die Leute am Ende: Es geht schief dort draußen in Dollin."

Sie faßte sich an den Hals, die Lippen wurden ihr trocken.

„Es geht schief in Dollin . . .? Wer sagt das . . .? Wie kommen Sie darauf? . . ."

Nebeling bekam einen roten Kopf.

Hatte er denn das gesagt? Warum sah ihn die kleine Frau so ängstlich an? Furchtbar schwer war es, mit Frauen umzugehn! Die hörten nur immer, was sie fürchteten . . . oder was sie hofften. Niemals das Richtige? Oder war es das Richtige? ... Unsicher schossen seine schwarzen, stechenden Augen zu ihr hinüber.

„Es war so großartig draußen — hätten Sie das nur gesehen!"

Eine großartige Vorführung mochte das schon gewesen sein — daran zweifelte er nicht. Das verstanden sie — diese Neuen! Die Aufmachung, die hatten sie weg! Damit machten sie's . . . damit fingen sie die Leute ein, daß sie wie Fliegen an den Leimruten kleben blieben. Da hatte er sich zwanzig Jahre lang eingebildet, er kenne die „Mache". Jawoll . . .ein Waisenkind war er dagegen. Mit den eignen paar Groschen hatte er angefangen, bescheiden über die Hintertreppe hatte er seine Zeitung eingeschmuggelt, war langsam, Schritt um Schritt, vorwärts gegangen — hatte sich eingeredet, Wunder was erreicht zu haben, als er in das „Häusel" der Charlottenstraße einzog, die „paar Maschinen", wie Peter Jell sie nannte, aufstellte. Hatte schlaflose Nächte gehabt, wenn er mal eine Anleihe hatte machen müssen . . . Und da wollte er noch mitreden heute!

Wenn nur erst die kleine Frau wieder draußen wäre! Sie konnte doch nicht ewig hier bei ihm bleiben! Er atmete auf, als der Laufjunge hereinkam.

„Ich kann mir schon denken, wie es dort draußen war", stieß er abgehackt hervor. — „Gehen Sie jetzt nur nach Haus, und träumen Sie davon."

Aber die kleine Frau rührte sich nicht, und so fuhr er den Jungen an: „Was gaffst du . . . bring mal das Zeug da in die Druckerei!"

Er konnte sie doch nicht gewaltsam aus seinem Zimmer herausführen lassen. Und sie stand da, die Hand auf seinen Tisch aufgestützt, mit dem eigenwilligen Trotz eines Kindes, das sich nicht abfertigen läßt mit nichtssagenden Worten. Jetzt, da er den Jungen fortgeschickt hatte, flog wieder ein leises Lächeln um ihre Lippen, und sie fuhr mit ihrer kleinen Hand streichelnd über seinen kurzen Arm: „Lieb von Ihnen, Doktor, daß Sie mich noch etwas behalten . . . es wäre ja doch ein häßlicher Traum geworden, wenn Sie mich so ohne weiteres fortgeschickt hätten."

Sie stand so nahe, daß er den Duft einatmete, den ihr ganzes raffiniertes Persönchen ausströmte, daß der Ton ihrer Stimme wie eine Liebkosung über ihn hinstrich.

„Ich weiß gar nicht — was wollen Sie denn von mir?" fragte er grob.

Sie ließ sich nicht entmutigen, glaubte dieser Grobheit nicht.

„Sie müssen mir sagen, was Sie über Dollin wissen. Wenn noch Geld nötig ist — ich habe es ja."

„Dann rate ich Ihnen — halten Sie Ihr Geld zusammen! Sie wenigstens! Was sind Sie denn, wenn Sie kein Geld mehr haben? Was machen Sie denn dann?"

Er blitzte sie zornig an, weil sie so dumm war, so unverzeihlich dumm! Sie aber lächelte ... ein bißchen spöttisch, ein bißchen wehmütig.

„Ich muß doch meine Mission erfüllen!"

Und weil er sie verständnisvoll ansah, zog sie zutraulich ihren Stuhl ganz nahe an seine Seite und gab ihm das Gespräch wieder, das sie vor zwei Jahren einmal mit ihrem Mann auf der schmutzigen Treppe der Wallstraße gehabt hatte. Solche kleine Mädchen, ohne höhere Interessen, wie sie eins war, erfüllten ja nur ihre Mission, wenn sie ihr Geld Männern brachten, die es dazu anwenden konnten, um ihr Talent zu entwickeln, etwas Tüchtiges oder Großes zu erreichen.

Dabei drehte sie mit ihren kleinen, schlanken Fingern immerwährend an dem Faden, der von Nebelings Ärmelknopf herabhing, zerrte, in dem Wunsche, sich recht klar auszudrücken, auch am Knopf selbst herum, bis er ihr in der Hand blieb und es Nebeling so warm wurde, daß er mit dem Tuch über seinen breiten Stiernacken fahren mußte.

„So . . . so . . . das hat er Ihnen gesagt, Ihr Mann . . .?"

Er wußte nicht, wie er sich dazu stellen sollte. Das waren wohl Ehefragen . . . davon verstand er nichts. Sie mußte wohl alles so sehen, wie er wollte, daß sie es sah.... Es gab ja auch eine andre Auffassung — aber, was ging's ihn an? Er machte ein so wütendes Gesicht, daß sie, beinah erschreckt, vom Stuhl aufsprang. Dabei glitt ihr der Mantel von den Schultern, und Nebeling sah, was selbst das geschickt gearbeitete Kleid nicht mehr ganz verbergen konnte. Das Blut stieg ihm bis unter die Augen, und er begann, eifrig einen ganz unnötigen Bleistift auf dem Tisch zu suchen.

So stand es ...! Die arme, kleine Frau, die niedliche, kleine Frau! Das war erst eine Mission! Da mußte er wohl behutsamer mit ihr umgehen, er grober Kerl! ...

Endlich hatte er den Bleistift gefunden, klopfte damit auf den Tisch.

„Lassen Sie nur. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über Ihren Mann... Er schafft's... Leute wie er schaffen's."

Ihr Gesicht leuchtete, ihre Augen glänzten. Sie hörte nur Anerkennung aus den Worten dieses Mannes, und die galt ihr mehr noch als das Jubeln und Toben der Leute dort draußen in Dollin.

„Ja ... nicht wahr ... Leute wie er schaffen es?!"

Sie hätte ihn umarmen mögen, diesen häßlichen Mann da hinter dem hohen Schreibtisch, mit dem großen Satyrkopf und den gelben, unsteten Augen.

Er aber nickte nur, ohne sie anzusehen, mit eingekniffenen Lippen. Warum sollte es Peter Jell auch nicht gelingen? Ihm glückte ja alles! Und vielleicht hatte er doch ein bißchen Liebe für die Zeitung, die er mißhandelte, verunstaltete, aber doch noch größer gemacht hatte — als es ihm selbst vergönnt gewesen war. Vielleicht war sie ihm auch endlich ans Herz gewachsen — jetzt, wo er wußte, wie man seine Frau lieben konnte, jetzt, da er bald wissen mußte, wie man sein Kind liebte! Vielleicht war jetzt eine Brücke geschlagen, und sie konnten sich wenigstens die Hand reichen wie zwei Männer, die einer Sache dienten.

Der Junge kam wieder herein — ob er die Dame jetzt hinausbringen sollte?

Nebelung rollte fürchterlich seine gelben Augen.

„Daß du mir aber aufpaßt, Junge. Unten sind zwei schmale Stufen — da kann man leicht fallen!“

Der Junge machte große Augen: der Herr Doktor war doch sonst nicht so besorgt um ihn!

Und dann saß Dolly wieder in ihrem hübschen Autocoupé, in dem es duftete wie in ihrem Empirezimmer, und jagte über die taghell erleuchteten Linden.

Sie war gar nicht mehr traurig. Es war sogar wundervoll, seinen Mann auf dem Posten zu wissen und nicht mucksen zu dürfen . . . wie eine Kapitänsfrau. Das gab Hochgefühl . . . darin lag auch etwas Tüchtiges, beinahe etwas Großes . . . Und sie durfte jetzt nur große und reine Empfindungen haben, nur ernste, klare Gedanken, damit ihr Kind — das Kind, das sie beide so sehnlich erwarteten, nichts mitbekam auf seinen Lebensweg, was es in die Tiefe herabzog, nichts, was je an die dunkeln Tage im Leben seiner Eltern mahnen konnte . . . .

Das Auto verlangsamte plötzlich sein Tempo und blieb dann stehen. Eine dichte Menschenmenge staute sich hinter dem Brandenburger Tor, drängte sich zwischen die langsam fahrenden Wagen. Dolly steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Mit sausendem Geknatter, stolz und sicher, in schnurgerader, langer Reihe glitten sechs leuchtende Luftschiffe über die Köpfe all der Menschen gen Südosten, warfen der Stadt in sprühenden Farben immer neue Bilder zu, immer neue Namen, die die Menge lachend und staunend aufgriff, weitergab von Mund zu Mund — spöttisch, bewundernd . . . „Weltruf — 100 000 Abonnenten!“ . . . . Die Menschen lasen es unwillkürlich laut ab, und es gab ein Gemurmel, das zu einem ungeheuren Brausen anwuchs, einem Brausen, das Dollys Herz erzittern ließ in stolzer, froher Bewegung; denn ihr war — nicht, als bestaunten die Leute in müßiger Neugier eine neue Erscheinung im Berliner Straßenleben, sondern als blickte ein Teil des unermeßlichen Berlin schon jetzt zu ihrem Mann selbst auf, hypnotisiert von seinem Willen.

Mit einem erstickten Aufschrei warf sie sich plötzlich zurück in die Ecke ihres Wagens und schlug die Hände vors Gesicht.

Gerade vor dem Ausschnitt ihres Fensters war Salianis Kopf aufgetaucht. Seine Augen hatten die ihrigen getroffen, und langsam, feierlich hatte er den Hut vor ihr gezogen, mit einer breiten, ausladenden Armbewegung, als war es seine Absicht, daß sie die schreckliche Narbe sah in dem tief eingedrückten Stirnknochen. — —

* * *

Als der Chauffeur vor dem Haus des Kurfürstendamms hielt und den Wagenschlag öffnete, fand er Dolly besinnungslos. Ihr Körper war halb vom Sitz geglitten und lehnte gegen die Wagentür. Rasch entschlossen holte er den Aluminiumschlüssel aus der am Boden liegenden goldenen Handtasche heraus, lief die zwei Treppen zur Wohnung hinauf und alarmierte die Dienstboten. In wenigen Minuten hatte man Dolly heraufgebracht, durch Wasser und Riechsalz wieder zum Bewußtsein erweckt.

Die Jungfer fragte, ob sie den Arzt antelephonieren sollte.

„Nein . . . nicht . . . um keinen Preis . . . mir ist wieder ganz gut.“

Sie war noch immer grün. Ihre Zähne klapperten aneinander. Die Mädchen kleideten sie aus, die Köchin brachte irgendein heißes Getränk.

„Gnädige Frau haben sich wohl draußen erkältet . . .“

„Ja . . . ja . . . ich habe mich erkältet. . . . Es ist gar nichts. . . .“

„Wir haben die Schiffe auch vom Balkon aus gesehen. . . . Wunderschön war's . . . und die Menschen überall an den Fenstern. . . .“

Welche Schiffe? Welche Menschen? . . . Erst jetzt kam ihr wieder die Erinnerung an das Furchtbare zurück. Sie wankte, entwand sich den Händen der sie auskleidenden Mädchen. Entsetzen lag in ihren Augen.

„Habe ich gesprochen? . . . Habe ich etwas gesagt? . . .“

„Nichts, gnädige Frau . . .“

„Doch, ich habe gesprochen . . . ich habe gerufen . . . ich habe . . .“

Sie stand halb ausgekleidet in der Ecke des Schlafzimmers, hielt beide Arme auf der Brust gekreuzt, wie um sich vor einem Angriff, einer Gefahr zu schützen.

Ihre Gedanken fingen an, sich zu verwirren.

„Ein fremder Mann . . . ein ganz fremder Mann . . . im Tiergarten. . . . Aber es ist mir nichts geschehn. . . . Schutzleute sind gekommen und viele Menschen . . . Tausende von Menschen . . . die haben mich gerettet. . . .“

Es kostete Mühe, Dolly ins Bett zu bringen. Sie wehrte sich gegen jede Berührung. Dann rief sie nach ihrem Mann. . . . Er sollte nicht auf den Dächern spazierengehen. . . . Siddy Vogt sollte kommen. . . . Siddy Vogt . . .

Das Hausmädchen telephonierte an den Kommerzienrat, an Labischs. . . . Die Herrschaften waren noch nicht nach Hause gekommen; wo sie zu erreichen waren, wußte man nicht. In der Zeitung war niemand mehr da. In Dollin meldete sich keiner.

Dolly riß an der Bettdecke. Ihre Augen waren glasig, rote Fieberhitze brannte auf ihren Wangen.

„Hören Sie denn nicht — Siddy Vogt. . . . Siddy Vogt. . . .“

Sie wiederholte den Namen zehn-, zwanzigmal hintereinander.

Das Mädchen hatte ihn nie gehört, blätterte im Telephonbuch. Siddy Vogt . . . Viktoria-Luise-Platz. . . .

Dolly schüttelte den heißen Kopf.

„Siddy Vogt, Lützowstraße . . . Siddy Vogt, Lützowstraße. . . .“

Der Klang war ihr geblieben, das dunkle Bewußtsein, daß sie sich schon einmal zu einer Siddy Vogt geflüchtet hatte, und in ihrem kranken Hirn vermischten sich die Ereignisse des heutigen Abends mit denen vor zwei Jahren. Saliani, Siddy Vogt, die Menschen — das alles wurde zu einem wüsten Chaos, aus dem sie nicht mehr herausfand. . . .

Das Hausmädchen ließ sich in ihrer Ratlosigkeit mit Vogt verbinden. Sie bekam sofort Anschluß. Eine weiche, volle Frauenstimme rief: „Hallo . . . hier Atelier Siddy Vogt . . . wer dort?“

Das Mädchen stammelte: „Unsere gnädige Frau . . . die ist plötzlich erkrankt . . . und sie nennt immer Ihren Namen, verlangt nach Ihnen . . . Frau Jell . . .“

„Wer? Wiederholen Sie. . . .“

„Frau Direktor Peter Jell, Kurfürstendamm 210.“

Es blieb einen Augenblick still, dann: „Frau Jell hat doch Verwandte. . . .“

Dringender antwortete das Mädchen: „Es ist niemand zu erreichen. Wir telephonieren schon seit einer halben Stunde überall herum. Darf ich gnädige Frau sagen, daß die Dame kommt?“

Wieder eine Pause, dann: „Wird denn Ihr Herr nicht gleich nach Hause kommen?“

„Der ist ja in Dollin. Der Chauffeur sagte, der Herr hätte bis morgen früh draußen zu tun. Und jetzt meldet sich dort auch niemand!“

„So. Also ... wie komme ich denn ins Haus?“

„Die Köchin wird unten auf die Dame warten....“

Das Mädchen hing ab, die Jungfer kam angelaufen.

„Wir müssen doch den Doktor anklingeln. Das ist ja schrecklich mit ihr....“

Der Arzt war noch nicht erschienen, als Siddy Vogt über die Schwelle von Dollys Schlafzimmer trat. Dolly saß aufrecht im Bett. Ihre Augen glühten, ihre heißen Hände streckten sich ihr entgegen.

„Ich bin so allein ... ganz allein bin ich ... ganz allein.“

Ihr Kopf fiel an Siddys Brust, und sie bewegte immerfort die Lippen, als wiederholte sie auch jetzt noch den Namen Siddy Vogt, als schöpfte sie allein aus dem Klang Beruhigung.

Der Arzt kam, schüttelte den Kopf.

„Bei der zarten Konstitution und dem immerhin vorgeschrittenen Zustand der kleinen Frau ist das eine unliebsame Komplikation....“

Siddy Vogt sah den Arzt betroffen an. Der alte Herr lächelte: „Haben Sie wohl sogar als Freundin gar nicht gewußt? Ja, ja ... heutzutage die kleinen Frauen! Die setzen was dran, daß man es ihnen nicht anmerkt, als wenn's eine Schande wäre! Zu meiner Zeit haben sie ihre Mütterlichkeit nicht früh genug dokumentieren können! Tempora mutantur....“

Er schrieb ein Rezept aus, versprach, am nächsten Morgen wiederzukommen. Und dann setzte sich Siddy Vogt an das breite Ehebett der kleinen Dolly und wachte über Frau und Kind von Peter Jell....

Es war zwei Uhr morgens, als Peter Jell am Telephon des Dolliner Kontors die Erkrankung seiner Frau erfuhr. Sein erster Gedanke war, alles stehen und liegen zu lassen und nach Hause zu jagen. Aber das Mädchen sagte ihm, für den Augenblick wäre gnädige Frau ruhiger, und es wäre eine Dame bei ihr, die sie sehr gut pflegte — „eine Frau Vogt ...“

„Gut ... ja ... sagen Sie meiner Frau, daß ich bald komme.“

Er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, wieso es kam, daß Siddy Vogt bei seiner Frau saß — war sie da, konnte er jedenfalls ruhig sein, und mit dem Aufgebot aller Nervenkräfte erledigte er das Wichtigste und Dringendste seiner Arbeit, traf die nötigsten Anordnungen. Denn in diesen vierundzwanzig Stunden nach dem Aufstieg der Reklameluftschiffe galt es, nach Möglichkeit wenigstens die gröbsten Fehler und Unzulänglichkeiten zu verbessern. Ein Heer von Monteuren und Mechanikern war in Dollin versammelt, arbeitete beim Schein der Bogenlampen vor den riesigen Hallen....

Um vier Uhr konnte Peter Jell endlich sein kleines, offenes Auto besteigen. Und es war nur gut, daß um diese Zeit die Schutzleute ein Auge zudrückten und den wie vom Satan besessenen Wagen nicht aufschrieben.

Zu Hause kam ihm Siddy Vogt entgegen. Er dankte ihr nicht, fragte nicht. Es schien ihm natürlich — selbstverständlich — daß sie da war, wenn er sie brauchte.

Siddy sagte ihm, was vorgefallen war.

Dolly hatte zufällig Saliani gesehen, mit seiner Stirnnarbe. Das hatte einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie stundenlang deliriert, im Delirium nach ihm gerufen hatte.

Peter Jell streckte ihr in spontaner Bewegung die Hand hin.

„Ich bin dir dankbar, daß du gekommen bist, wirklich dankbar. Die arme Kleine ist immer allein.“

Es lag beinah zärtliche Rührung in seinem Ton, etwas, was ihr neu war an ihm.

„Die Kleine hat dich lieb, sehr lieb“, sagte sie leise.

Sie standen einen Augenblick unschlüssig, als suchten sie sich zurechtfinden in dem ungewohnten Verhältnis zueinander.

„Ich gehe jetzt hinein zu ihr“, sagte Peter Jell.

Siddy Vogt nickte. „Tu das, Pit.“

Und nun lächelten sie beide, drückten einander die Hand und gingen auseinander.

„Petrik ... du weißt?“

„Aber, Kind, was machst du für Geschichten ...“

Er küßte ihre Stirn, küßte ihre Augen: „Du mußt doch vernünftig sein, mußt doch darüber hinwegkommen ... mir zuliebe — unserm Kind zuliebe. Ich habe dir's doch gesagt, Dolly ... das Leben geht weiter wie ein Mühlrad. Wir müssen mit ... nur wenn wir stehenbleiben, zermalmt es uns ... hörst du? Nur, wenn wir stehenbleiben —!“

Sie lag da, mit geschlossenen Augen. Was er sagte, klang ihr oft wie ein Märchen, und doch hörte sie gläubig zu, wie sie als Kind gläubig den Märchen gelauscht hatte, die ihr von mutigen, jungen Menschenkindern erzählten, die Ungeheuer besiegten.

Gleich darauf wurde sie von neuer Unruhe ergriffen. Ganz leise flüsterte sie: „Hast du Siddy Vogt gesehen? Sei mir nicht böse ... ich soll immerfort nach ihr verlangt haben. Aber ich wußte es nicht ... wirklich, ich wußte es nicht.“

Ängstlich forschte sie in seinen Augen. Er strich ihr mit der Hand das wirre, braune Haar aus der Stirn.

„Mach dir darum keine Sorge, Kind. Wenn man so lange an einer Karre gezogen hat wie Siddy Vogt und ich, dann muß man sich aus den Trümmern der Vergangenheit wenigstens eins retten: das Recht, Hilfe zu verlangen, und das Recht, Hilfe zu leisten .... !“

Nicht einmal das hatte sie sich aus ihrem armseligen, gedankenlosen Mädchenleben herausgerettet ... nicht einmal das! ... Und sie ließ sich in die Kissen zurückfallen und legte die Hand ihres Mannes über ihre Augen, in die sich heiße, schwere Tränen stahlen ....

Als Peter Jell eine Viertelstunde später nach Siddy Vogt fragte, sagte ihm das Mädchen, die Dame wäre nach Hause gefahren.

Peter Jell nickte. Natürlich, was sollte sie auch noch da? Hilfe durfte nicht aufdringlich sein und — der Dank auch nicht. Das Mädchen sollte der Dame um die Mittagzeit mitteilen, wie es der gnädigen Frau ging, und besten Dank sagen.

Dann bestellte er eine Tasse starken Tee und ein warmes Bad. Er war durch die Arbeit der letzten Tage sechsunddreißig Stunden nicht aus den Kleidern gekommen. Und nun mußte er noch ein halbes Dutzend Briefe schreiben, die er nicht hatte in Dollin erledigen können; und — vielleicht jagte er auch noch einmal hinaus vor der außerordentlichen Generalversammlung der Gesellschafter, die für heute um zehn Uhr anberaumt war.

Um acht Uhr wurde er von Agnes angeklingelt. Sie war sehr besorgt, das Mädchen hätte ihr erzählt, es wäre gestern nacht zehnmal mindestens vom Kurfürstendamm aus bei ihnen angeklingelt worden. Was denn los wäre?

„Dolly hat einen kleinen Fieberanfall gehabt, aber es geht schon wieder besser. Danke schön."

„Na, Gott sei Dank! Wir haben nämlich bis vier Uhr gebummelt, Papa ließ nicht locker, hat wieder sein übliches Programm abgerollt: Kabarett, Bar, Bierlokal. Kurtel war erst schlechter Laune und wollte nach Hause, aber dann wurde er ganz vergnügt. Schade, daß ihr nicht dabei wart!"

* * *

Kommerzienrat Spohnagel lag wieder einmal im blauen Mokettezimmer, stöhnte und warf seinem „Frauchen" die heißen Kompressen an den Kopf.

„Was willst du denn mit dem Quark? Nervenschmerzen habe ich, verstehst du denn das nicht? . . . Nervenschmerzen vor Aufregungen! Geh zu Dolly mit dem Kinderbrei, die wird ihn bald brauchen können!"

Es war kaum noch auszuhalten mit ihm, seitdem er sein Geschäft verkauft hatte. Aller Ärger wurde jetzt zu Hause ausgelassen. Aber „Frauchen" neigte nur ergeben den immer gleich wohlduftenden Scheitel und versuchte, an die schmerzende Stelle heranzukommen. . . .

Agnes kam und brachte zwei große Glastöpfe mit eigenhändig gesottenem Obst. Sie hatte ihre frühere Rundung wieder und den alten, weichen Glanz in den schönen, grauen Augen. Es brachte sie auch nicht aus dem Gleichgewicht, daß der Vater mit ihr herumkrakeelte. Sie suchte jetzt nicht mehr zu vermitteln. Es war ja doch vergeblich, nach dem großen Krach, den es zwischen ihrem Mann und dem Vater gegeben hatte.

Labisch fand es unverantwortlich, daß der alte Mann nach dem Verkauf seiner Firma sich gleich wieder auf neue, waghalsige Spekulationen einließ, indem er die Peter Jell so unbequemen Teilhaber an der Dollin-Weltruf-Gesellschaft ganz auszahlte und nun mit seinem so viel bewunderten Schwiegersohn das Risiko für das gesamte große Unternehmen allein trug.

Und wenn er sich noch damit allein begnügt hätte! Aber nein . . . Durch Paulsin hatte Labisch erfahren, daß Peter Jell ein notarielles Angebot auf drei Monate in der Tasche hatte für ein neues Riesenterrain in den westlichsten Ausläufen Berlins. Mindestens hunderttausend Mark kostete der Spaß, wenn es Peter Jell nicht gelang, Paulsin genügend dafür zu interessieren. Wer konnte sich den Schaden dann besehen —? Herr Kommerzienrat Spohnagel — sein geliebter Schwiegervater.

(Fortsetzung folgt.)

Fruchtsäfte

Von Wilhelmine Bird-Dahlem. — Hierzu 5 Abbildungen.

In der bei uns zulande ziemlich einseitigen Lebensweise leidet unsere Ernährung ohne Zweifel an mangelhafter Zuführung mineralischer Nährsalze, die als Ergänzung der zu stark betonten animalischen Nahrung eine große Bedeutung haben. Gemüse und Obst spielen in der Regel nur eine Nebenrolle bei unsern Mahlzeiten, und doch sind sie es gerade, die die Nährsalze, die unser Blut rein und gesund machen, und die so unentbehrlichen Bestandteile enthalten, wie Kalk, Eisen, Natron, Phosphorsäure, Schwefel, Kieselsäure usw., mit einem reichen Gehalt der wichtigen Fruchtsäuren sowie Frucht- und Traubenzucker. — Es ist darum nicht oft genug darauf hinzuweisen, daß es eine unserer bedeutendsten Aufgaben ist, nicht nur im Sommer unsern Tisch mit reichlich Obst zu versehen, sondern dafür zu sorgen, daß auch zur Zeit des Winters kein Mangel daran ist. Unser Wohl erfordert nachdrücklich die Konservierung von Obst in den verschiedenen Formen.


Befestigen des Abzapfhahns.


Einsetzen des Saftbehälters.

Wohl steht uns bis in das Frühjahr, in einzelnen Sorten sogar noch länger, der große Schatz des Apfels zur Verfügung. Mit zunehmender Lagerung zersetzen sich aber auch in ihm die Stoffe; die unserer Gesundheit wichtigsten schwinden, und wenn wir zu bereits eingetretener Sommerzeit hier und da äußerlich sehr gut erhaltene Aepfel sehen, so hat der Gehalt, selbst bei dem Kühlungssystem, doch schon erheblich an Wert eingebüßt und bietet uns namentlich nicht mehr die uns am wertvollsten Fruchtsäuren.

Vor allem liefert uns der Sommer mit seinen vielfachen, überaus saftreichen Früchten die zur Konservierung geeignetsten Sorten und verschafft uns auch das Material zu den Fruchtsäften, die eine weit größere Bedeutung für unsere Ernährung und unser körperliches Wohlbefinden haben, als im allgemeinen bekannt ist.

Das Frühjahr setzt bereits mit dem Rhabarber ein, der uns neben dem Medizinalwein einen köstlichen erfrischenden Saft gibt, der bekanntlich besonders blutreinigende Wirkung hat. Derselbe wird aber leider viel zu wenig in den Haushaltungen produziert, weil der Anbau bei uns noch nicht in so großem Maßstab geschieht wie z. B. in



Einlegen des groben Ringfilters.

England und Amerika. Ferner locken die saftreichen, durch verhältnismäßig großen Natrongehalt ausgezeichneten Johannisbeeren, die weißen, roten und schwarzen. Sie sind besonders geeignet zu Gelee und Saft. Ihre zahlreichen Kerne mißraten allzu reichlichen rohen Genuß.

Die grüne Stachelbeere hat ähnliche Eigenschaften wie der Rhabarber, wird aber der geringen Ergiebigkeit wegen nicht so gepflegt. In der Himbeere und der Erdbeere aber besitzen wir die Matadore der Fruchtsäfte, die in bezug auf Genuß und Hygiene allen Anforderungen gerecht werden. Nicht zu reden von unserer edelsten Frucht, der Weintraube, die bekanntlich zu wochenlangen Vollkuren verwandt wird und ihre glänzenden Wirkungen aus ihrem reichen Gehalt an Kalk, Phosphor, Kali, Natron und Traubenzucker herleitet.



Schließen des Apparats.

Große Schätze sind es, die wir mit den Fruchtsäften von der gütigen Mutter Natur empfangen. Allen Krankheiten, denen fehlerhafte Blutmischung und träger Stoffwechsel zugrunde liegen, wie Blutarmut, Rheumatismus, Gicht, Skrofulose, vorzeitige Arterienverkalkung, die lästige Fettleibigkeit usw., setzen sie bei fleißigem Genuß einen kräftigen Damm entgegen und rufen das Blut wieder zur Ordnung.



Abzapfen des Saftes; Vorbereitung zur Sterilisation.

Entziehen wir einer Frucht ihre Säfte, so gehen in die letzteren alle Nährsalze über. Es bleibt nur eine schwer verdauliche Masse zurück. Es ist darum ein arges Verfehlen, z. B. Erdbeeren, die als ganze Frucht konserviert werden sollen, den austretenden Saft nicht zu lassen und als selbständige Gewinnung zu betrachten, sondern mit den Faserresten — denn etwas anderes ist die Erdbeere nach Beraubung ihres Saftes nicht mehr — ein Glas vollzustopfen und das äußerst fragwürdige Vergnügen zu haben, ein mit scheinbaren Erdbeeren angefülltes Glas zu sehen. Die Hausfrau soll daher, falls sie Erdbeerkonserven einkocht, in erster Linie darauf sehen, daß sie Früchte mit Saft bekommt, und sich nicht daran stoßen, wenn Glas oder Büchse nicht nur mit scheinbaren Beeren gefüllt sind, sondern teils mit Beeren, teils mit Saft, denn nur mit dem Saft genossen, haben die Beeren einen Zweck.

Wie wertvoll die Erdbeere ist, möge der Leser durch folgende kleine Tabelle ersehen. Es enthalten

	Erdbeeren	Aepfel	Weintrauben	Stachelbeeren	Pflaumen	Birnen	Heidelbeeren
Natron	28,48 %	26,09 %	12½ %	9,92 %	9,05 %	8,52 %	5,60 %
Kalk . .	14,21 %	4,08 %	13,00 %	12,20 %	11,47 %	7,98 %	9,96 %
Eisen .	5,89 %	1,40 %	0,60 %	4,56 %	2,54 %	1,04 %	1,12 %

Diese Angaben verstehen sich in Prozent der Gesamtaschenmenge. Wir ersehen daraus, daß die Erdbeere an der Spitze marschiert, und trotzdem hat sie noch nicht die wohlverdiente Anerkennung. Sie sollte außer dem Frischgenuß, der immer die Hauptsache bleibt, namentlich zu Saft verwendet werden, denn die Säfte sind von höchster Bedeutung. Was leisten sie nicht in der Krankenstube. Dem Fiebernden sind sie eine Erquickung wie dem Gesunden ein labender Trank. — Wenn wir von Säften sprechen, so ist natürlich von unvergorenen, also natürlichen die Rede. Sie dürfen auch nicht belastet sein mit chemischen Konservierungsmitteln, wie Salizyl oder der leider noch so häufig angewandten Weinsteinsäure. Beide sind schädlich, besonders dem zarten kindlichem Organismus, da nachteilige chemische Veränderungen bei beiden Mitteln vor

sich gehen, und müssen deshalb bei der Zubereitung der Fruchtsäfte vermieden werden.

Wir sind aber gottlob der Zeit glücklich entronnen, wo wir ohne dergleichen gewaltsame Konservierungsmittel nicht auskommen konnten. Gerade auf dem Gebiet der häuslichen Konservierung sind Neuerungen geschaffen, die der Hausfrau erst wieder die Freude an dieser jahrzehntelang vernachlässigten Tätigkeit erweckt haben.

Immer größere Kreise zieht die Konservierung im eigenen Haushalt, die uns in ihrer Reinheit und Güte einen doppelten Genuß gewährt. Auch in der Saftbereitung ist uns jetzt geholfen. Wir besitzen in der Erfindung des Dreyerschen Fruchtapparats „Rex" ein Hilfsmittel, wie es bequemer kaum zu denken ist, so daß die Bereitung der Fruchtsäfte sich zu einem wahren Vergnügen gestaltet. Der Apparat arbeitet sozusagen ganz automatisch. Die Früchte werden ohne Pressung durch Dampf völlig ausgelaugt, und da dieses unter hermetischem Verschluß geschieht, so bleibt auch das Aroma bei weitem mehr bewahrt als bei einem offenen Kochen der Säfte. Die Konstruktion ist sehr einfach. Durch einen Ausguß ziehen wir den absolut klaren Saft, der nicht des Filtrierens bedarf, gleich auf Flaschen, in denen er, damit eine unbegrenzte Haltbarkeit gesichert werde, nur noch kurze Zeit sterilisiert oder pasteurisiert zu werden braucht. Die durch die Rex-Konserven-Apparate in weiten Kreisen bekannt gewordene Rex-Konservenglas-Gesellschaft hat den Generalvertrieb dieser Erfindung übernommen.

Jedenfalls dürfte die Saftgewinnung im Haushalt durch die große Erleichterung dieses Apparats, der zugleich auch zur Gelee- und Marmeladenbereitung ebenso vorteilhaft dient, in eine ganz neue Phase treten. Die Erkenntnis, was eigentlich ein reiner, echter Saft bedeutet, wird sich jetzt gewiß festigen und die Zubereitung von Fruchtsäften im Haushalt allgemein werden, und damit wäre für die Ernährung viel gewonnen.

Bilder aus aller Welt.

Am Deutschen Volkstheater in Wien wird von der nächsten Saison ab eine durch Schönheit und Talent gleichmäßig ausgezeichnete junge Künstlerin wirken. Frl. Margret Thumann ist eine geborene Wienerin und eine Schülerin des Wiener Konservatoriums. Sie wirkte einige Zeit am Neuen Schauspielhaus in Berlin und kam von dort vor zwei Jahren an das Hoftheater in Gera, wo sie sich bald die Gunst des Publikums in hohem Maß erwarb.

Eine andere Wiener Bühnenschönheit zeigt unser nächstes Bild. Fräulein Iphigenie Buchmann ist eine vielversprechende junge Heroine, die am Wiener Hofburgtheater in der letzten Zeit durch ihre treffliche Gestaltungsgabe viel Aufsehen erregte.



Frl. Margret Thumann
vom Hoftheater in Gera, folgt demnächst einem Ruf an das Deutsche Volkstheater in Wien.



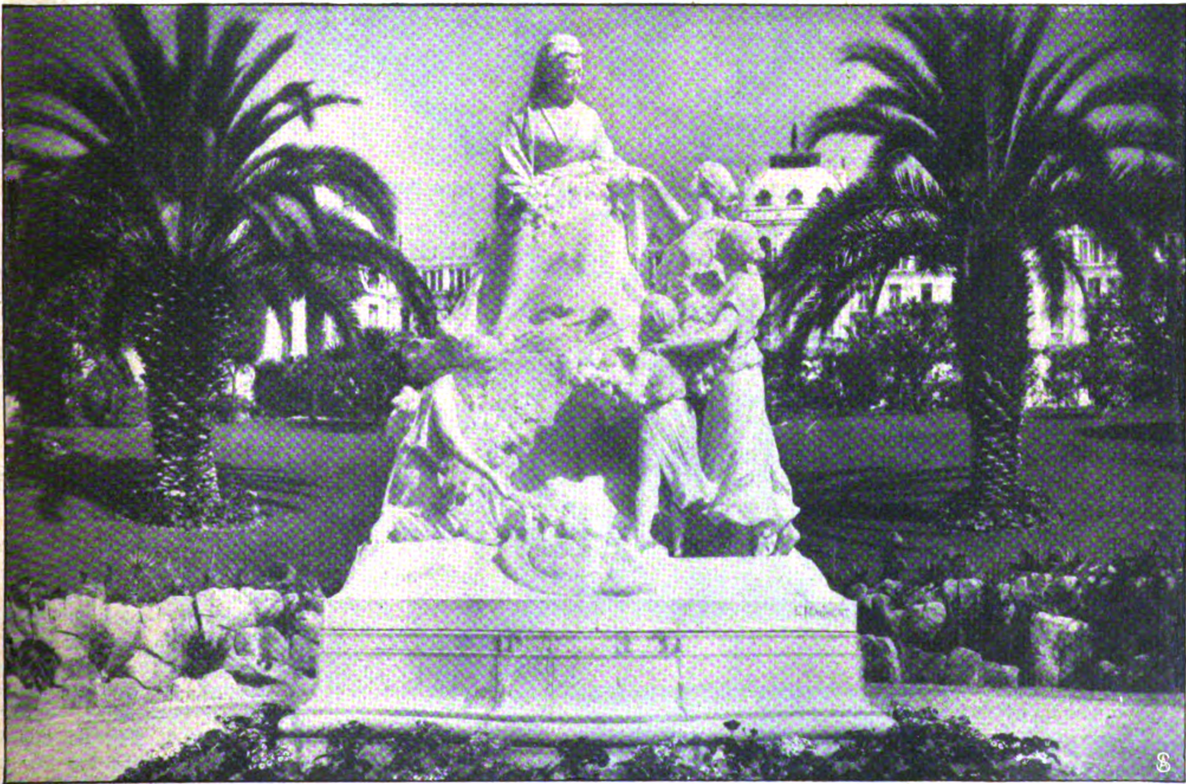
Phot. Setzer.

Frl. Iphigenie Buchmann
vom k. k. Hofburgtheater in Wien, als Kleopatra in Shaws „Caesar und Kleopatra".



Von links: Stavy Greder, M. Boogaarts, Impresario Contacato, Fritzi Arco, Direktor Braun, Gräfin Thun Flamir, Direktor Zizold, Marga Graf, Kapellmeister Johndorff, Rudolf Ander.

Eine Wiener Operettentruppe am Fuße der Pyramiden.



Phot. Trampus.

Zum Andenken an eine gekrönte Freundin der Riviera:

Das vor kurzem enthüllte Denkmal der Königin Viktoria von England in Nizza.

Eine Wiener Operettentruppe hat vor kurzem in Kairo mit Erfolg gastiert.

In Nizza-Cimiez wurde das Denkmal der Königin Viktoria von England enthüllt.

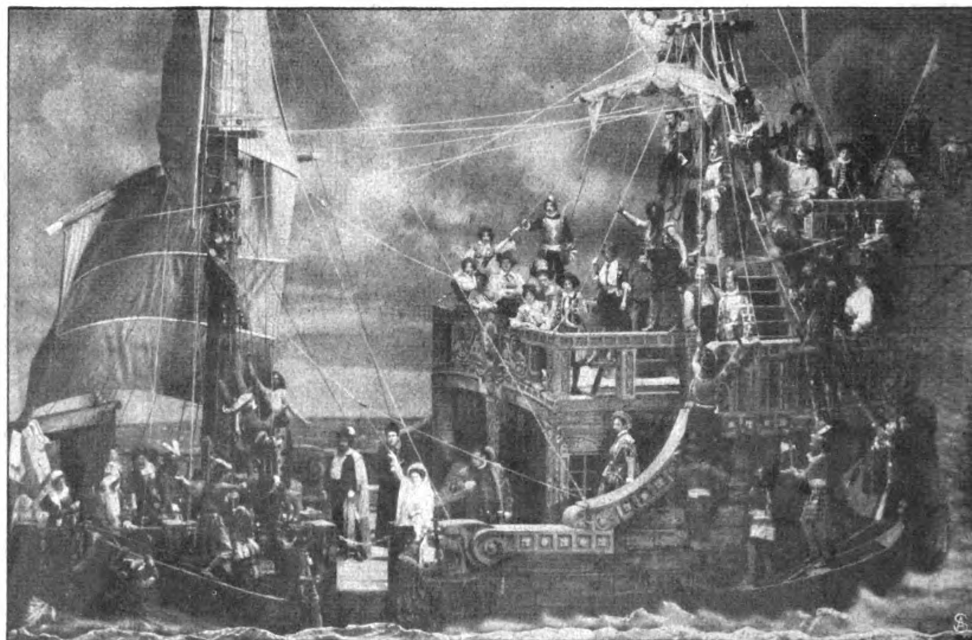
Den Clou der diesjährigen Kölner Opernsaison bildet Direktor Rémonds Neuinszenierung der „Afrikanerin“.

Der Münchener Zoologe Prof. Doflein folgt einem Ruf an die Universität Freiburg in Baden.

Fräul. Ilse Berka wurde der Darmstädter Hofbühne verpflichtet.

Frl. Nora Reinhard war in dieser Saison einer der neuen Sterne des Düsseldorfer Stadttheaters.

Der neuste Professor der Münchener Akademie ist A. Hengeler, der allseitig bekannte Illustrator.



Phot. Ohle.

Das Schiff in Meyerbeers Afrikanerin in der Neuinszenierung des Kölner Opernhauses.
Ein Meisterstück der modernen Bühnentechnik.



Prof. Dr. F. Doflein,
Nachfolger des Zoologen Weismann in Freiburg in Baden.



Phot. Pieperhoff und Feudius.

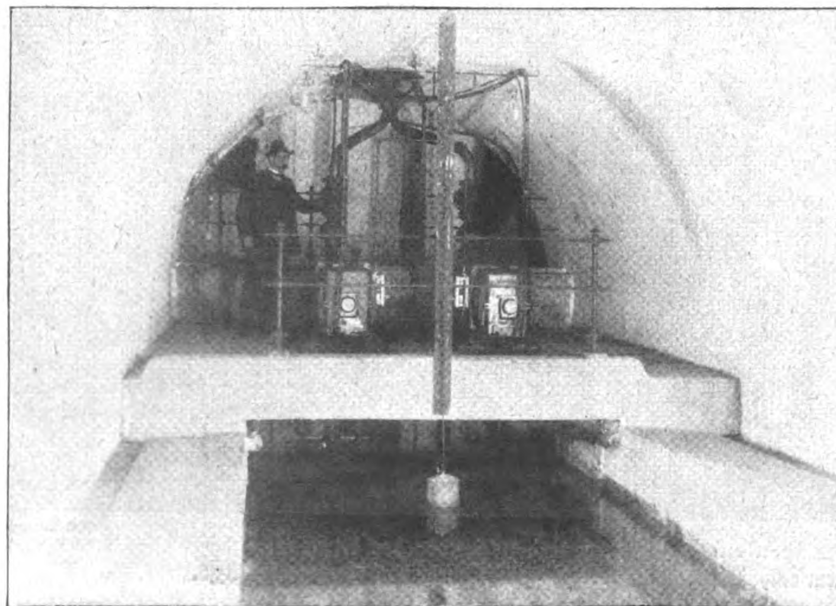
Frl. Ilse Berka,
Magdeburg, wurde dem Darmstädter Hoftheater verpflichtet.



Frl. Nora Reinhard,
beliebte Naive des Düsseldorfer Stadttheaters.



A. Hengeler,
Maler, wurde zum Prof. der Münchener Akademie ernannt.



Zum Artikel: „Die Zubereitung und Behandlung deutscher Biere in tropischen Ländern“.

Näheres in der anliegenden Nummer 16 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche“ beigefügt.

Aus dem Inhalt von Nr. 16 der „Export-Woche“.

Wirtschaft und Kapital. — Zentralamerika und der Welthandel. — Stettins Hafen und Industrie. — Jahresberichte. — Die Zubereitung und Behandlung deutscher Biere in tropischen Ländern. — Wie kalkuliere ich richtig? — Aus der Tageschronik. — Personalien. — „Technische Woche.“ Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieur-Wissenschaft.

♡♡♡

Schluß des redaktionellen Teils.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Brunner. Ferdinand von Schill und seine Getreuen. Nach zeitgenössischen Quellen. Bibliothek August Scherl, Berlin. 235 Seiten. Eleg. in Leinen geb. 90 Pf. In dem Bemühen, wertvolle und gut geschriebene Schilderungen aus vergangener Zeit für den modernen Menschen wiederzugewinnen, hat die Bibliothek August Scherl eines der bedeutendsten Kapitel aus Deutschlands Kampf- und Notjahren neu aufleben lassen: den Todeszug Ferdinand von Schills. Es sind die Aufzeichnungen eines Augenzeugen, die hier veröffentlicht werden, und obwohl alles in dem Buch streng historisch ist, so vermeint der Leser doch, in einen ergreifenden Roman zu blicken. Ob man jung oder alt ist, ob man geschichtliches Wissen oder gar keine Vorkenntnisse hat — dieses Schillbuch versetzt den Leser in die Vergangenheit und läßt ihn die großen Ereignisse jener Epoche mit eigenen Augen anschauen, gleich als spielte sich diese Tragödie in unseren Tagen ab.

„**Schwedische Kunstbücher**" nennt sich ein vorläufig aus zwölf Heften bestehendes Sammelwerk, das in technisch sehr wohlgelungenen Tondrucken (nach Photographien) die Meisterwerke schwedischer Maler und Bildhauer weiten Kreisen näher bringen will. Jedes der Büchelchen (Format 10 : 15) bildet ein geschlossenes Ganzes und enthält je sechzig Reproduktionen ohne Text. Die beiden ersten Hefte beschäftigen sich mit den Malern der ersten und zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; das dritte zeigt Arbeiten berühmter Bildhauer. Das vierte Heft ist Carl Larsson — das fünfte Bruno Liljefos — das sechste Anders Zorn gewidmet. Namentlich die drei letzten Hefte führen den Beschauer in die Kunst der Gegenwart ein und gestatten ihm, unbeeinflußt durch schematische Angaben, sich ein selbständiges Urteil zu bilden, und werden durch die gut ausgeführten Blätter die Erinnerungen an die Originale wachhalten. Jedes kartonierte Heftchen (Komm.-Verlag von Peter Hobbing in Darmstadt) kostet 1.50 M.

Margarete Bruch: „Balladen". 88 S. Dresden 1912. Verlag von Carl Reißner.

Eugen Oßwald: „Der Frühling kommt". Ein Bilderbuch. 1 M. Mainz. Verlag von Jos. Scholz.

Helene Wolf: „Du sollst ein Segen sein". Der Roman eines Lebens. 520 S. Berlin. Gutenberg-Verlag.

Verschiedene Mitteilungen.

— Am 19. Februar dieses Jahres feierte Herr M. Z. Booleman in Amsterdam das 25 jährige Bestehen seiner Firma. Herr Booleman gründete sein Geschäft 1887 in Amsterdam, verlegte es 1892 nach Johannisburg in Südafrika, kehrte 1897 nach Amsterdam zurück und hat im vorigen Jahre seine Geschäftsräume dort von Warmoestraat 193 nach Rokin 54 verlegt, um den größeren Anforderungen entsprechend sich räumlich besser ausdehnen zu können. Das neue Geschäftslokal ist mit allem Komfort eingerichtet und birgt unter anderem auch einen Auktionssaal. Schon damit bezeugt Herr Booleman seine außerordentlich rührige Tätigkeit. Es ist erfreulich, daß sein steter Fleiß sein Geschäft zu so außerordentlicher Blüte brachte.

Die Firma M. Z. Booleman ist jedenfalls die bekannteste holländische Firma, die nicht nur in den Niederlanden, sondern auch im Auslande sehr guten Ruf hat und mit der ganzen Welt in guter Verbindung steht. Er ist deshalb auch nicht nur in ausländischen Händler-, sondern auch in ausländischen Sammlerkreisen eine gut bekannte Persönlichkeit und wegen seiner unantastbar reellen Geschäftsführung sehr angesehen und geschätzt. Aber nicht nur als reiner Markenhändler betätigt sich Herr Boolemann, sondern auch als scharfer Beobachter, wie die von ihm herausgegebene Zeitung „Confidentia" nachweist. Er hat auch während seines 5jährigen Aufenthaltes in Johannisburg eine vorzügliche Spezialsammlung von Transvaal angelegt, die ihrer sorgfältigen und kenntnisreichen Anlage wegen schon mehrfach auf internationalen Ausstellungen prämiiert wurde mit silbernen und goldenen Medaillen.

— Einer der größten Gebrauchsgegenstände ist das Fahrrad geworden, während in früheren Jahren infolge des hohen Preises nur die wohlhabenden Klassen ein solches anschaffen konnten, ist es in neuerer Zeit Gemeingut aller Stände geworden. Zu dieser großartigen Verbreitung hat nicht zum wenigsten die bequeme Anschaffungsweise das Ihrige beigetragen. Die Roland-Maschinen-Gesellschaft, G. m. b. H., zu Köln hat sich besonders darauf eingerichtet, erstklassige deutsche Fahrräder zu wohlfeilen Preisen und zu außerordentlich günstigen Teilzahlungen zu liefern, und wir empfehlen den Lesern, sich bei Anschaffung die neue Preisliste Nr. 115 kommen zu lassen, die an jedermann kostenfrei versandt wird. Unter gleich günstigen Bedingungen liefert die Gesellschaft auch Motorräder, Motorwagen, Schreib-, Näh-, Landwirtschaftliche und Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Waffen und Uhren.

Direkter Verkehr mit den Konsumenten. Dies sich immer mehr durchsetzende praktische Geschäftsprinzip führt in vielen Fällen eine Verbilligung der Ware herbei, die den Uneingeweihten

erstaunlich genug vorkommt. Die Vorzüge dieses Systems hat sich die bekannte Firma L. C. Oetker in Bahrenfeld 54 zunutze gemacht, um ihre erstklassige Marmelade „Aprikosa“ den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. „Aprikosa“ ist den ersten englischen Marken mindestens gleichwertig. Zu ihrer technisch vollkommenen Herstellung sind nach den Gutachten der beeidigten Sachverständigen ausschließlich Raffinade und Aprikosenmark verwandt. Die Bekömmlichkeit und der Wohlgeschmack dieser Marmelade, die in überaus praktischen Verpackungen zum Versand gelangt, machen sie bei dem billigen Preise der „Aprikosa“ zu dauerndem Gebrauch besonders geeignet.

Makkaroni-Suppe, gebundene. Man kocht Knorr-Makkaroni in Süßwasser weich, kühlt sie mit kaltem Wasser ab, schneidet sie in kleine Stückchen. Sodann läßt man 2 Eßlöffel Mehl in 60 g Butter braun werden, löscht es mit Fleischbrühe oder Knorr-Bouillon ab und läßt es eine halbe Stunde kochen, dann gibt man in die Schüssel 2 Eigelb sowie 2 Eßlöffel süßen Rahm und 30 g geriebenen Schweizer Käse, gießt die Suppe unter beständigem Rühren hinzu und gibt die Knorr-Makkaroni als Einlage.

— „Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner ...“ zielt besonders auf die langen Winterabende hin. Kindern und Erwachsenen geht jetzt ein gut Teil Bewegung im Freien verloren, und man neigt in diesen Tagen leicht zur Verstopfung. Um dieser entgegenzutreten, verwendet man am besten „Califig“, den originalen kalifornischen Feigensirup, das naturreine Produkt aus feinsten Frucht- und Pflanzensäften hergestellt,

Wunderbare Behandlung des Kropfes.

Eine der größten Entdeckungen auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft ist zweifellos die von Herrn Dr. L. Bertram Hawley bewerkstelligte Heilung vom Kropf. Die von Dr. Hawley angewandte Methode macht eine chirurgische Operation unnötig, da die Behandlung in der Anwendung eines inneren Mittels und äußerer Applikation besteht. Nachdem Dr. Hawley nunmehr eine bedeutende Anzahl Fälle sämtlich mit vollem Erfolg kuriert hat, hat sich derselbe entschlossen, den mit diesem Gebrechen Behafteten durch Bekanntgabe seiner Erfindung ein Geschenk zu machen.

Seit der Zeit der Entdeckung sind die Anfragen, die Dr. Hawley von Aerzten und leidenden Personen betr. Mitteilungen über seine Behandlungsmethode erhalten hat, so zahlreich gewesen, daß sich derselbe veranlaßt gesehen hat, seine Methode, eingehend beschrieben, in einem Buche niederzulegen. Und eben dieses Buch wird gratis und franko an alle jene versandt werden, die um Zusendung bitten. Zwecks Verbreitung dieses Buches sind fast in allen zivilisierten Ländern der Welt Filialen gegründet worden. Dr. Hawley, dem diese Entdeckung zu verdanken ist, ist einer der berühmtesten Aerzte Amerikas und hat selbst für lange Jahre an einem Kropf gelitten. Dieser Tatsache ist auch sein besonderes Interesse an dem Gebrechen zuzuschreiben, das ihn zu langwierigen Untersuchungen dieser entstellenden Krankheitserscheinung veranlaßte, die nunmehr von Erfolg gekrönt worden sind. Dr. Hawley wußte somit aus eigener Erfahrung, welchen Leiden die mit einem Kropf Behafteten ausgesetzt sind, und hat es daher für seine Pflicht gehalten, allen daran Leidenden dieses großmütige Angebot zu machen.



Wenn Ihnen an Ihrer Gesundheit und Ihrem Wohlbefinden liegt, so schreiben Sie an **Dr. L. Bertram Hawley, Filiale der New York Medical Co., Div. 207 F, rue de l'Isly, 9, Paris, Frankreich** (Briefe nach Frankreich kosten 20 Pf. Porto, Postkarten 10 Pf.). Sie werden umgehend das betreffende Buch gratis zugesandt erhalten, das Ihnen über die schnelle erfolgreiche Behandlung dieses entstellenden Gebrechens und alle nötigen Informationen in eingehendster Weise Aufklärung geben wird.

Die Lösung des Preisrätsels

in Nr. 6 der „Woche“ vom 10. Februar 1912 lautet

Störtebeker

Unter der überaus großen Menge der eingesandten richtigen Lösungen befindet sich eine stattliche Anzahl wirklich guter und unter sich gleichwertiger Verschen, welche den von uns gestellten Bedingungen entsprechen. Wir haben uns daher entschließen müssen, bei der Preisverteilung das Los entscheiden zu lassen. Wir danken allen Einsendern für das uns bewiesene freundliche Interesse und hoffen, daß wir bei einer späteren Gelegenheit in der Lage sein werden, den heute nicht Bedachten einen Preis zuzuerkennen. Die Namen der glücklichen Gewinner lassen wir unten folgen:

J. Hambruch, Hamburg; H. in K.; C. Henning, Heilbronn; E. & H. Krones, Przemysl; H. Linck, Berlin; Dr. M. Pincles, Wien; M. Saam, Dresden; M. Steckner, Halle a. S.; O. Sutor, Gr.-Lichterfelde; P. Thamm, Ziegenhals.

Störtebekerhaus

Dr. Enkelstroth & Co. Ammendorf, Provinz Sachsen.

ohne chemische oder mineralische Zusätze. Dadurch wird jene prompte, gründliche und doch milde, schmerzlose Wirkung erzielt, die die Aerzte in Califig so schätzen. Sein angenehmer Geschmack — ähnlich dem eines Damenlikörs — macht das Einnehmen zu einem Genuß; dies kommt besonders bei Kindern zustatten. Man sei in dieser Jahreszeit nie ohne eine Fasche „Califig“, dieses beliebten Abführmittels für den Familiengebrauch.

— Den Beweis, daß Cinzano, der echte Torino, die bedeutendste Marke ist, ersieht man aus folgendem Auszug der offiziellen Statistik des Königl. italien. Finanzministeriums. I. Semester 1911: Export von Vermouth aller Firmen aus Italien 59029 Hektoliter, davon Cinzano allein 39166 Hektoliter oder 66,35 Prozent des Gesamtexports.

— Der Bruchstrich, der arm von reich trennt: das Geld, verschwindet heutzutage immer mehr. Dem findigen Kaufmannsgeist ist es gelungen, durch neue Vertriebsmethoden das Geld in die Rolle einer Nebensache zu drängen. Es gibt fast keinen Artikel mehr, den man nicht kaufen könnte, ohne einen Pfennig für die Anzahlung daranzuwenden. Und dennoch erhält man beste Qualität und edle Ware. Des Rätsels Lösung ist das Amortisationsprinzip der rühmlichst bekannten Versandfirma Stöckig & Co., Hoflieferanten, in Dresden-A. 16, deren fein illustrierte Kataloge bei Angabe des Gewünschten umsonst und portofrei versandt werden.

— Das Ansehen, das die von Dr. Zucker in die Therapie eingeführten Bäderzusätze „Silvana“ in Aerztekreisen genießen, steht wohl ohne Beispiel da. Ein bekannter Kliniker äußert sich

Neuartige, aparte Raumwirkung durch

lichtbeständige

Rosencavalier-Tapeten

Man verlange Vorlage in Tapetengeschäften.

Broschüre gratis.

Tapetenfabrik Coswig i/Sa.

Krankenselbstfahrer,
Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 9.
Katalog gratis.

Briefmarkensammler!!
verlangt gratis u. franko meine große illustrierte Satzpreisliste und Gelegenheitsofferte Nr. 12.
Carl Kreitz, Königswinter 17 a. Rh.

T&P

TÜRK & PABST
Frankfurt a. Main.

Fabrikate in Tuben.
Senfe, Fisch- u. Fleisch-Pasten.
Beliebt für Haus u. Reise!

IVO PUHONNY

Beim Rasieren
ist warmes Wasser unerläßlich. Dr. Höhns Spannlampe hält das Wasser warm, ebenso Mundwasser. **Riecht gar nicht!** Bestes Nachtlicht **und** billigstes. Unendlich sparsam.

In 24 Stunden nur für 1 Pfennig Petroleum.

Hochelegant in Form u. Material. 100000e im Gebrauch. Preis frko. Inland: Mk. **4.45** Aluminium oder Messing, Mk. **4.95** Kupfer oder Nickel. Garantie: Zurücknahme. Interessante Drucksachen gratis.
Alleinbevollm. Fabrikanten:
Remlu Werke Ulm a. D.
Fach D 34.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**
bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.
Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maßang.: Brustumf., mäßig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserd.** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!
Man verlange illustr. Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg 70c.

Südstern Teerschwefel-Seife
von Bergmann & Co., Berlin, vorm. Frankfurt a. M.,
älteste, allein echte Marke: vor über 30 Jahren nachweisbar von uns zuerst eingeführt. Diese überfettete Seife beseitigt unfehlbar **Kopfschuppen** u. **Schinnen** u. ist unübertroffen geg. alle Arten **Hautunreinigkeiten** u. **Ausschläge, Flechten, Finnen, rote Flecken.** Man hüte sich vor Nachahm. Zu 50 Pf. p. St. in Apoth., Drog. u. Parfümer.

GESETZLICH DEPONIRTE SCHUTZMARKE

Blonde Damen
verwenden zur Pflege und Konservierung ihrer Haare
Kamillen-Shampoon
mit dem schwarzen Kopf.
Das Paket 25 Pf. (7 Pakete M. 1.50)
in allen Apotheken, Drogen- und Parfümerie-Geschäften erhältlich. Die Garantie des vollen Erfolgs liegt aber in der Verwendung des echten Präparates „mit dem schwarzen Kopf“.
Schutzmarke
Diese Forderung beim Einkauf ist unerläßlich.

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. — Bei Beingeschwüren, Aderbeinen, Geschwulst, Entzündung, nasser **Flechte,** Salzfluss, trockner Flechte, Gelenkverdickung, Steifigkeit, Plattfuss, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Fisteln, Elefantiasis wird Ihnen die Broschüre: **Lehren und Ratschläge für Beinleidende** nützlich sein. — Gratis zu beziehen durch:
Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg W.

Nervenschwäche
und Neurasthenie, deren inniger Zusammenhang, Verhütung und völlige Heilung. Von Spezialarzt Dr. med. Rumler. Preisgekröntes, eigenartiges, nach neuen Gesichtspunkten bearbeitetes Werk. Wirklich brauchbarer, äußerst lehrreicher Ratgeber und bester Wegweiser zur Verhütung und Heilung von Nervenerschöpfung, der auf einzelne Organe konzentrierten Nervenzerrüttung und deren Folgezustände. Für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt, ist das Lesen dieses Buches nach fachmännischen Urteilen von geradezu unschätzbarem gesundheitlichen Nutzen! Der Gesunde lernt sich vor Krankheit und Siechtum zu schützen, der bereits Leidende aber lernt die sichersten Wege zu seiner Heilung kennen. Für M. 1.60 Briefmarken zu beziehen von **Dr. med. Rumler Nachfolger, Genf 2,** Schweiz.

Nervosität geheilt durch **Maltocrystol**
Blutarmut
Aerztlich allgemein empfohlen
Zu haben in allen Apotheken und Drogenhandlungen oder beim Fabrikanten
Dr. Chr. BRUNNENGRÄBER, Rostock i. M.

darüber, wie folgt, in einem medizinischen Fachblatt: „Wir wenden die verschiedenen Formen der Silvana-Bäder (Lavendel-, Waldkräuter-, Kiefernadel-, Kalmus-) seit einiger Zeit in der Frauen- und Kinderpraxis an und halten sie wegen ihrer auffallend erfrischenden Wirkung und ihres unvergleichlichen köstlichen Aromas für eins der besten Produkte, das uns die chemische Industrie seit langer Zeit beschert hat.“ Kein Tag vergeht, ohne daß die Fabrik Max Elb G. m. b. H., Dresden, von Professoren, praktischen Aerzten, Leitern von Kliniken und Sanatorien Zuschriften mit Anerkennungen der vorzüglichen Eigenschaften ihrer Silvana-Essenzen erhält. Kann es einen besseren Beweis ihrer Güte geben? Die Silvana-Essenzen sind in Originalkarton à M. 3,—, reichend für 6—12 Bäder oder etwa 300 Waschungen, zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien. Man verlange von der Fabrik Max Elb G. m. b. H., Dresden, ausführlichen Prospekt, der gratis und franko zugeschickt wird.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68,** Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen,** Obernstraße 38 I, **Breslau,** Ohlauer Straße 87 II, **Cassel,** Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.,** Prager Str. 35, **Elberfeld,** Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Halle a. S.,** Gr. Steinstraße 11, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 2 I, **Leipzig,** Petersstraße 19, **Magdeburg,** Breite Weg 184 I, **München,** Theatinerstraße 7, **Nürnberg,** Königstraße 3, **Straßburg i. E.,** Gutenbergplatz 7, **Stuttgart,** Königstraße 11 I, **Würzburg,** Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 16. | **Berlin, den 20. April 1912.** | **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Die glückliche Erledigung des Quartalstermins und das rasche Niedergleiten der Zinsensätze am offenen Geldmarkt hatten die Stimmung günstig beeinflußt und den wirtschaftlichen Prognosen einen neuen Sprung nach oben gegeben. Daß die Reichsbank zum Ultimo in erheblichem Umfange in Anspruch genommen werden würde, hatte man vorausgesehen. Die Verteuerung der Lombarddarlehen war zwar der Belastung des Lombardkontos insofern förderlich, als die Entnahmen wesentlich geringer waren als 1911 und 1910. Sie betrugen nur 47 Mill. gegen 201 Mill. und 107 Mill in den beiden Vorjahren. Aber die Summe der Anlage nahm trotzdem zu; denn die Wechseleinreichungen stiegen um nicht weniger als 577 Mill. gegen 424 Mill. und 327 Mill. in den beiden Vorjahren. Die Gesamtanlagen (Wechsel, Lombard, Effekten) betrugen am 30. März 1912 rund 1780 Mill. gegen 1579 Mill. im Vorjahr und 2058 Mill. am 31. Dezember 1911. Wann die Reichsbank daran denken kann,

den Diskont zu ermäßigen,

steht noch nicht fest. Der Absicht, den Kredit nicht wieder zu stark anschwellen zu lassen, würde ein längeres Festhalten an dem Wechselzinsfuß von 5 Prozent entsprechen. Dabei kommt allerdings als Gegenargument die Rücksicht auf die legalen Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebens in Betracht. Die Erweiterung des steuerfreien Notenkontingents der Reichsbank geschah in der ausgesprochenen Absicht, den Diskontsatz in einer Mittellage zu erhalten und außergewöhnliche Steigerungen zu verhüten. Mit Recht könnte man fragen, wie sich die Motive der letzten Banknovelle mit den Wünschen nach Begrenzung der Kreditgewährung und deren Konsequenzen vertragen. Wahrscheinlich werden die Gegner der Reichsbankpolitik (es sind meist Propagandisten einer Verstaatlichung des Noteninstituts) den erwähnten Widerspruch eines Tages aufs Tapet bringen. Daß sie sich damit selbst desavouieren würden, käme gewiß nicht in Betracht. Wer die Diskontpolitik der Reichsbank bekämpft, gehört dem Lager der Feinde der Großbanken an. Er kann also eine Ermäßigung des amtlichen Wechselzinsfußes nicht wünschen, ohne gleichzeitig gegen die neue „Kreditrichtung“ Front zu machen. Solcher Zwiespalt ist lehrreich. Man sieht daraus, wie vorsichtig bei der Anwendung ausgeklügelter Theorien auf die Praxis verfahren werden muß. Im übrigen beweisen die Ansprüche des Wirtschaftslebens dessen Gesundheit. Ziffern, die die Lebensfähigkeit der gesamten Wirtschaft belegen, lassen deutlich große Fortschritte erkennen. So haben die 21 Abrechnungsstellen der Reichsbank im Jahr 1911

einen Gesamtumsatz von 401 Milliarden

ausgewiesen, der die Ziffer für 1910 um 33 Milliarden überstieg, nachdem er sich 1910 um 22 Milliarden erhöht hatte. Daß die Chancen des allgemeinen Geschäfts nicht gerade schlecht sind, geht auch aus den Mitteilungen in den Generalversammlungen der Banken hervor. Fast bei allen Instituten wurde eine Zunahme des Umsatzes konstatiert. Die Deutsche Bank hat eine weitere Vermehrung des Umsatzes von 10 Prozent erzielt. Direktor von Gwinner erklärte, daß die Zukunft der Wirtschaft von der Entwicklung der internationalen Politik abhängt. Sehr eingehend wurde die Affäre Boswau & Knauer erörtert, von der die Deutsche Bank mit einem Verlust von 6 Millionen losgekommen ist. Bei der Dresdener Bank wurde gesagt, daß die Erträgnisse auf Zinsen- und Wechselkonto sehr gute gewesen sind. Die Einnahmen an Provisionen dagegen verminderten sich infolge der geringeren Lebhaftigkeit des Effektengeschäfts. Die Aussichten seien günstig, natürlich soweit sie jetzt schon erkennbar sind. Auch der Schaaffhausen'sche Bankverein konnte auf einen befriedigenden Verlauf des Geschäftes weisen und die Aussichten als „im allgemeinen befriedigend“ hinstellen. Wichtig ist, daß

die Februarbilanzen der Banken

eine gegen Ultimo Dezember gebesserte Liquidität zeigten. Bei den acht Berliner Großbanken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen, hat sich der Koeffizient der Deckung der Verbindlichkeiten (Kreditoren, Depositen, Akzepte) durch greifbare Vermögensbestandteile (Bar, Bankguthaben, Wechsel, Vorschüsse, Effekten) von 66.47 auf 71.33 Prozent erhöht. Die gute Konjunktur des Eisenmarktes bildet nach wie vor eine Stütze für zuversichtliche Urteile. In Düsseldorf wurde der Preis von englischem Gießereiroheisen weiter hinaufgesetzt; und am belgischen Eisenmarkt, der seit Ende Januar keine Preis-

veränderungen mehr ausgewiesen hatte, wurden die Grundpreise für Bandeisen erhöht.

Zur selben Zeit, als der Friede in England eingeleitet wurde, erfolgte

in der nordamerikanischen Union die Kriegserklärung.

Die Zahl der im Kampfe stehenden Arbeiter wird auf 350 000 geschätzt. Die Bergleute forderten eine zwanzigprozentige Lohnerhöhung, die abgelehnt wurde, weil die Löhne in den letzten 10 Jahren bereits um 26 Prozent gesteigert worden sind. Die neue Aufbesserung hätte die Erträge der Gruben mit einem Mehraufwand von 112 Millionen belastet, der nur durch eine Preissteigerung auszugleichen gewesen wäre. Die Wünsche der Knappen wurden von den Grubenbesitzern als unbillig und unzeitgemäß rundweg abgelehnt. Daß der Konflikt in Amerika andere Verhältnisse findet wie in England, ist besonders auf die geringe Lebhaftigkeit der industriellen Konjunktur zurückzuführen, die den Unternehmer mit größerer Gelassenheit bei der Beurteilung der möglichen Folgen des Ausstandes erfüllt. Wenn kein drängendes Uebermaß von Aufträgen vorhanden ist, kann auch der Umfang der Zerstörung kein großer sein. Trotzdem werden die Unternehmer und alle mit ihnen verbundenen Kreise keine Chance friedlicher Beilegung der Differenzen vorübergehen lassen. Von Wichtigkeit wird die letzte Entscheidung

über die Revision des Zolltarifs

sein, die allerdings noch im Stadium der Versuche und ersten Beschlüsse steckt. Das Repräsentantenhaus hat die Bill über die Revision der Wollzölle angenommen, die seinerzeit von Taft abgelehnt worden war. Im Januar war bereits ein Entwurf über die Eisen- und Stahlzölle eingebracht worden, der am 29. Januar mit 211 gegen 110 Stimmen angenommen wurde. Eine zweite Vorlage über die chemische Industrie passierte am 21. Februar mit 178 gegen 127 Stimmen das Unterhaus. Diesmal war die Majorität geringer. Jetzt beschäftigt sich das Repräsentantenhaus mit den Zuckerzöllen. Da der zweite Bericht des Tarifamtes, der über die Baumwolle, in nächster Zeit erwartet wird, so könnten die Vorlagen über die Woll- und Baumwollzölle, falls von beiden Häusern angenommen, ungehindert Gesetz werden, während es fraglich ist, ob andere Entwürfe die Billigung des Präsidenten finden würden. Die Stahlzölle, die bereits durch den Paynetarif erheblich herabgesetzt wurden, sollen nach der neuen Vorlage nach einer Schätzung Unterwoods im Durchschnitt von 34,51 auf 22.42 Prozent des Wertes ermäßigt werden, und eine ganze Reihe von Artikeln soll zollfrei werden. Die Durchschnittszölle auf Chemikalien werden nach der neuen Bill auf 16.64 gegen bisher 25.72 Prozent des Wertes kalkuliert.

Der Jahresbericht des amerikanischen Stahltrusts läßt erkennen, wie sehr die Riesenkapitalien, die in der amerikanischen Wirtschaft arbeiten, auf ungehemmte Entwicklungsmöglichkeiten angewiesen sind. Der Bruttogewinn des Jahres 1911 war mit 615 Mill. Doll. um 88 Mill. niedriger als 1910. Der Betriebskoeffizient hatte sich von 75 auf 79 Prozent erhöht. Die Zahl der Angestellten betrug 196 888, die 161 Mill. Dollars in Löhnen empfingen.

Zentralamerika und der Welthandel.

Von Privatdozent Dr. H. Großmann.

Im Vergleich zu den großen südamerikanischen Staaten, in denen das Spanische als Verkehrssprache vorherrscht, haben die kleineren mittelamerikanischen Staaten Kostarika, Guatemala, Honduras, Nikaragua und San Salvador sowie der von den Vereinigten Staaten ziemlich abhängige Staat Panama in Deutschland bisher nicht ein so großes allgemeines Interesse gefunden, wie man nach der wirtschaftlichen Bedeutung dieser zwischen zwei Ozeanen gelegenen Gebiete annehmen sollte. Diese Tatsache ist deshalb um so wunderbarer, als es sich um außerordentlich fruchtbare und sehr entwicklungsfähige Länder handelt, deren Export auch nach Deutschland von Jahr zu Jahr zugenommen hat, und die auch für den deutschen Einfuhrhandel keineswegs ein ungünstiges Tätigkeitsfeld darstellen.

	Quadratmeilen	Bevölkerung
Kostarika	25,000	370,000
Guatemala	48,290	1,992,000
Honduras	46,250	554,000
Nikaragua	49,200	600,000
San Salvador	7,225	1,700,000
Panama	32,830	419,000
	208,795	5,635,000

Wie aus der obigen Tabelle über den Umfang der einzelnen Staaten und ihre Bevölkerung hervorgeht, ist Guatemala, absolut genommen, der volkreichste Staat, während die Volksdichtigkeit in dem viel kleineren San Salvador weitaus am größten ist. Charakteristisch für alle diese Staaten ist die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, der große Mengen Korn, Südfrüchte aller Arten, vor allem Bananen, Kaffee, Kakao, Kautschuk, Baumwolle, Heilpflanzen, Indigo und zahlreiche wertvolle Hölzer, in großen Mengen liefert, und der auch für die Viehzucht außerordentlich geeignet ist. Obwohl Zentralamerika nicht so reich an Mineralien ist wie das benachbarte Mexiko, so gestattet doch die geringe Entfernung die Ausfuhr auch von weniger wertvollen Mineralien aus den erst zum Teil aufgeschlossenen Minen nach den Küstenplätzen, und es ist sicher, daß mit der Eröffnung des Panamakanals auch die Minenindustrie dieser Länder einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Bisher konnten jedoch erst Gold- und Silbererze ausgeführt werden, die vor allem nach den Vereinigten Staaten verschifft wurden. Da die industrielle Entwicklung dieser Länder noch wenig fortgeschritten ist, so ist man gezwungen, feinere Textilprodukte aller Art, Eisen und andere Metalle, Eisenbahnschienen, Maschinen und sonstige Produkte vorwiegend maschineller Tätigkeit einzuführen. Daß die Vereinigten Staaten sowohl als Einfuhr- wie als Ausfuhrland für die einzelnen zentralamerikanischen Staaten in erster Reihe in Betracht kommen, ist ohne weiteres verständlich. Während die gesamte Einfuhr Zentralamerikas im Jahre 1910 32.8 Mill. Dollar betrug und die Ausfuhr auf 34.3 Mill. Dollar angegeben wird, entfielen auf die Vereinigten Staaten 16.76 Mill. Dollar in der Einfuhr und 15.66 Mill. Dollar in der Ausfuhr, d. h. über 50 Prozent der Einfuhr und 45 Prozent der Ausfuhr von Zentralamerika werden durch die Vereinigten Staaten beherrscht. Von sonstigen Ländern, die mit Zentralamerika in Handelsverbindung stehen, kommen vor allem England, Deutschland und Frankreich in Betracht. England nimmt als Einfuhrland meist den zweiten und Deutschland den dritten Platz ein, während als Ausfuhrgebiete beide Länder die Plätze tauschen. Eine Ausnahme bildet nur der Verkehr mit Guatemala, wo Deutschland auch in der Einfuhr England überholt hat, während es als Exportland sogar über 50 pCt. der Ausfuhr aufnimmt. Um eine Übersicht speziell des deutschen Handels zu gewinnen, sind in den folgenden Aufstellungen die Gesamt-Ein- und Ausfuhrzahlen der einzelnen Staaten und der Handel mit Deutschland besonders nebeneinander aufgeführt.

Staat	Gesamteinfuhr in 1000 Doll. 1910	Davon aus Deutschld. in 1000 Doll.
Kostarika	8,152	974
Guatemala	5,251	1,249
Honduras	3,020	284
Nikaragua	2,583	286
San Salvador	3,745	407
Panama	10,056	966

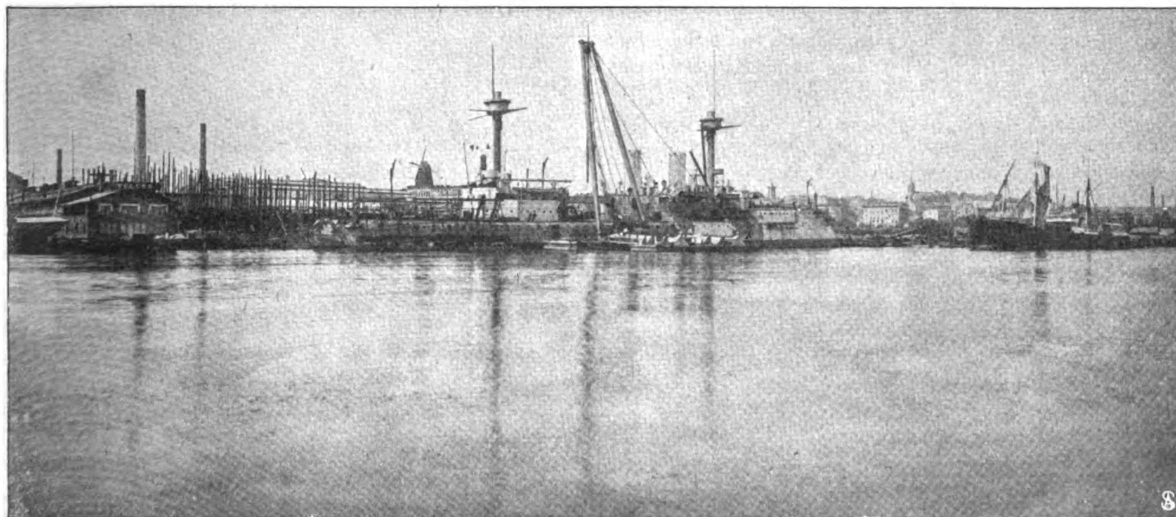
Staat	Gesamtausfuhr in 1000 Doll. 1910	Davon nach Deutschld. in 1000 Doll.
Kostarika	8,644	289
Guatemala	10,079	5,828
Honduras	2,571	160
Nikaragua	3,989	423
San Salvador	7,297	1,584
Panama	1,769	165

Man sieht aus dieser Tabelle, daß der Anteil Deutschlands an dem Gesamthandel der einzelnen zentralamerikanischen Staaten recht verschieden groß ist. Als Importgebiet für deutsche Waren stehen Guatemala, Kostarika und Panama an der Spitze, während der Gesamthandel mit Honduras und Nikaragua nicht sehr bedeutende Werte erreicht hat. Als Hauptexportartikel aus Guatemala kommt vor allem Kaffee in Betracht, dessen Gesamternte im Betrage von 88 Mill. Pfund im Jahre 1910 fast zur Hälfte, nämlich 43 Mill. Pfund, im Werte von 4.4 Mill. Dollar, nach Deutschland ging. Daß dieser Export so großen Umfang angenommen hat, beruht vor allem auf der Beteiligung deutschen Kapitals an den dortigen Kaffeeplantagen. Von sonstigen Exportartikeln Zentralamerikas verdienen besonders die Bananen hervorgehoben zu werden. Etwa zwei Drittel der Gesamtmenge, deren Wert im Jahre 1910 auf 6.6 Mill. Dollar angegeben wird, liefert der kleine Staat Kostarika in erster Reihe nach Nordamerika. Die übrigen vorher aufgeführten pflanzlichen Rohstoffe, worunter sich auch Indigo befindet, von dem Deutschland aus Salvador 1911 29 Tonnen bezog, erreichen an Bedeutung die drei Artikel Kaffee, Bananen und Edelmetalle (Wert 4 Mill. Dollar) keineswegs, da der gesamte Export aller sechs Staaten bei keinem anderen Produkte eine Million Dollar beträgt. Doch erscheint eine Steigerung der Produktion und der Ausfuhr durchaus möglich, sobald der Bau von Verkehrswegen weiter gediehen ist und die politischen Verhältnisse noch mehr Sicherheit gewonnen haben. Deutschland, das bisher vor allem Textilprodukte aller Art, Eisen und andere Metalle, Maschinen, Chemikalien, Bier, Wein, Papier nach Zentralamerika exportierte, besitzt jedenfalls schon jetzt in einzelnen Staaten nicht unbeträchtliche Handelsinteressen, und es ist nur zu hoffen, daß auch nach dem Ausbau des Panamakanals der deutsche Handel nicht gezwungen sein wird, vor der nordamerikanischen, von der Gunst der Lage außerordentlich begünstigten Konkurrenz das Feld zu räumen. Voraussetzung für die weitere Stärkung unserer Handelsbeziehungen von Zentralamerika wäre allerdings ein regelmäßiger deutscher Schiffahrtsverkehr nach diesen Gebieten, die in dem zukünftigen Weltverkehr sicherlich noch eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sind.

Stettins Hafen und Industrie.

Von Dr. Dumcke.

Im Hintergrunde des Haffs, dem die blühenden und als Sommerfrische von Hunderttausenden müder Städter aufgesuchten Inseln Usedom und Wollin vorgelagert sind, verhältnismäßig tief im Lande, an beiden Seiten der Oder liegt Stettin, die alte Hauptstadt und Residenz der Herzöge von Pommern. Die Stadt bietet das typische Bild älterer Ostseestädte. Am Ufer ziehen sich Speicher und enge Gassen hin, in denen die Bedürfnisse der Schiffahrt ihre Befriedigung finden. Auf einer Anhöhe überragt das alte Schloß die Häuser der Bürger. Dahinter und seitwärts erstreckt sich die neue Stadt, die moderne Großstadt, deren stattliche Häuserfronten auch jeder anderen aufstrebenden Stadt zur Zierde gereichen würden. Eine Anzahl alter und neuer Brücken überspannt den Fluß und stellt die Verbindung her mit den jenseit, rechts der Oder, gelegenen Stadtteilen, die fast ausschließlich dem Handel dienen. Der Fluß selber aber ist belebt durch regen Schiffsverkehr, unter dem stattliche Dampfer eine hervorragende Stelle einnehmen. An den Ufern weiter stromab erheben sich die industriellen Anlagen, von denen wir vor allem die Werftanlage des Vulkan und die Henckel-von-Donnersmarck-Hütte hervorheben wollen. Stattliche Kirchen, darunter vor allem die berühmte Jacobi-Kirche, geben der Silhouette der Stadt scharf hervortretende Marken, und Parkanlagen, die sich bis zur Hakenterrasse hinziehen, unterbrechen mit ihrem anmutigen Grün das Grau des Häusermeers. Das prachtvolle Regierungsgebäude, an der genannten Terrasse gelegen, markiert das neue Stettin, das mit



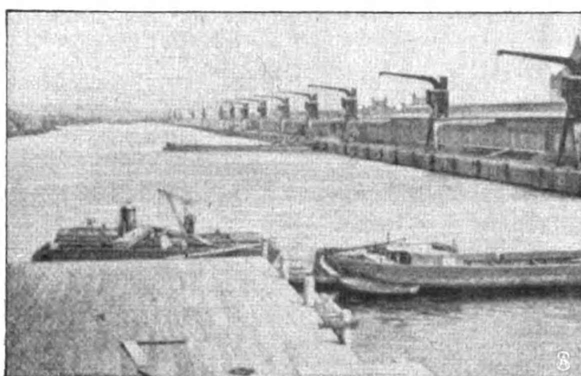
Schiffswerft „Vulkan“ in Bredow bei Stettin.

seinen 150,000 Einwohnern kaum noch ahnen läßt, daß vor hundert Jahren nur 21,000 Menschen dort angesiedelt waren.

Reiche Ausschmückung mit Brunnenfiguren und Denkmälern spricht von dem Kunstsinn der Bürger und legt gleichzeitig Zeugnis ab von einer gewissen wohlhabenden Behäbigkeit.

Stettin ist der Geburtsort der Dichter Scherenberg, Kugler und Robert Prutz, des Feldmarschalls Wrangel sowie zweier Kaiserinnen: der Zarin Katharina II., einer Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst, und der Zarin Maria Feodorowna, einer Tochter des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg. Beide Väter waren im achtzehnten Jahrhundert Gouverneure von Stettin.

Was der Fremde noch als verbesserungswürdig beobachtet, sind die etwas stark veralteten Bahnhofsanlagen, deren Umständlichkeit nur dadurch erträglich erscheint, daß die Sommerreisenden nur ein paar Minuten brauchen, um bei gutem Wetter in bequeme Nähe der Dampferanlegestelle zu gelangen, von wo der Sommerpersonenverkehr alljährlich Tausende und aber Tausende von Reisenden nach Swinemünde und den anderen beliebten Badeorten der Ostseeküste befördert.



Freihafen. Blick auf den Hafen nach Norden.

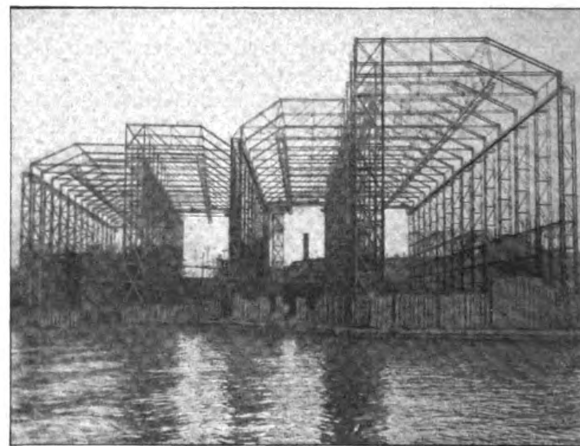
Seit 1720 ist Stettin, mit Unterbrechung durch die Franzosenzeit von 1806—1813, preußisch. Friedrich Wilhelm I. erwarb es mit Vorpommern von Schweden, das es im Westfälischen Frieden, beim Abschluß des Dreißigjährigen Krieges, erworben hatte. Vorher hatte die jetzige Provinz — bis 1637 — als selbständiges Land unter eigenen Herzögen gestanden, die ebenso wie das jetzige Mecklenburger Herrscherhaus slawischer Abkunft waren. Das Christentum hatte im Jahr 1124 durch die Tätigkeit des Bischofs Otto von Bamberg Eingang gefunden. Wieweit zurück die Stelle, an der heute Stettin steht, in geschichtlicher Zeit besiedelt gewesen ist, läßt sich erschöpfend nicht mehr feststellen, jedenfalls soll schon 830 dort eine größere Ansiedlung vorhanden gewesen sein. Und das ist ja auch wohl wahrscheinlich, da die Stelle mit dem Schloßberg zur Siedelung geradezu einlud.

Der Handel Stettins ist bedeutend, da Schiffe bis zu sechs Meter Tiefe direkt bis zur Stadt gehen können.

Der Wareneingang zur See betrug für das Jahr 1910: 3,365,504 t (Nettogewicht); der Warenausgang für dasselbe Jahr: 1,438,410 t. Der seewärtige Warenverkehr Stettins ordnet sich im Eingang in folgender Weise nach den Herkunftsländern: Großbritannien 989,324 t, Schweden 681,644 t, Deutscher Zollverein 421,965 t, Norwegen 204,499 t, Vereinigte Staaten von Amerika 164,520 t, Rußland 163,484 t, Spanien 139,278 t, Algier und Tunis 126,240 t, Belgien 96,861 t und Australien 65,930 t. Dann folgen der Reihe nach: Frankreich, Deutsch-Australien, die Niederlande, Portugal, Indien und Malakka, die Türkei, Hamburger Freihafen, Brasilien, Finnland, Italien, Argentinien, Griechenland, Britisch-Westafrika, Kanada und Rumänien.

Der entsprechende Warenausgang richtete sich in erster Linie nach den Häfen des Deutschen Zollvereins (404,499 t), nach Großbritannien (218,742 t), den Niederlanden (108,050 t), Schweden (129,374 t), Norwegen (106,528 t), Finnland (103,318 t), Rußland (83,729 t) und Dänemark (83,718 t); in weitem Abstand folgen dann die Vereinigten Staaten (16,299 t), Frankreich (21,183 t), Italien (12,973 t), Hamburg (11,847 t), Belgien (8260 t), Argentinien, Brasilien, Spanien, Britisch-Indien und Malakka, die Türkei, Portugal, Britisch-Australien, Rumänien, Kanada und Griechenland.

Der Schiffsverkehr betrug im Eingang 3732 beladene Dampfschiffe mit 5,101,580 cbm Netto-Raumgehalt und 309 unbeladene Dampfschiffe; außerdem 1128 beladene Segelschiffe mit 272,875 cbm und 8 unbeladene Segelschiffe. Für den Ausgang sind die Zahlen 2736 beladene Dampfschiffe mit 2,829,912 cbm und 1430 unbeladene Dampfschiffe mit 2,732,195 cbm, außerdem 1129 beladene Segelschiffe mit 199,018 cbm und noch 265 unbeladene Segelschiffe.



Hellinge auf der Vulkanwerft.

Es kommt aber auch der Vorhafen Stettins, nämlich Swinemünde, hinzu, dessen Schiffsverkehr den des Stettiner Hafens noch übertrifft. Dort liefen ein: 4278 beladene Dampfschiffe mit 5,830,353 cbm und 311 unbeladene Dampfer mit 256,308 cbm, außerdem 1382 beladene Segelschiffe mit 307,746 cbm und 69 unbeladene Segelschiffe. Der Swinemünder Ausgangsverkehr zählte 3037 beladene Dampfer mit 3,058,068 cbm und 1545 unbeladene Dampfschiffe. Außerdem 1176 Segelschiffe mit 224,053 cbm und 202 unbeladene Segelschiffe.

Um ein vollständiges Bild des Stettiner Hafenverkehrs zu erlangen, muß aber noch die Binnenschiffahrt

in Betracht gezogen werden, die im Jahre 1910 3,006,452 t umfaßt (gegen 1,752,276 im Jahre 1902), wobei der Haffverkehr u. a. nicht berechnet ist, und zwar im Eingang 1,236,182 t und im Ausgang 1,770,270 t. Der Hauptverkehr ging dabei nach Schlesien (502,268 bzw. 832,399 t) und nach Berlin (249,353 bzw. 598,972 t), im übrigen nach der Warthe und Neiße, nach der Elbe und Oder aufwärts bis Frankfurt.

Die Stettiner Reederei besaß am Schluß des Jahres 1910: 240 Schiffe mit 82,935 Register-Tonnen, darunter 103 Seedampfer mit 71,438 Register-Tonnen und 18 große Segelschiffe (etwa 60 Register-Tonnen) mit 7473 Register-Tonnen.



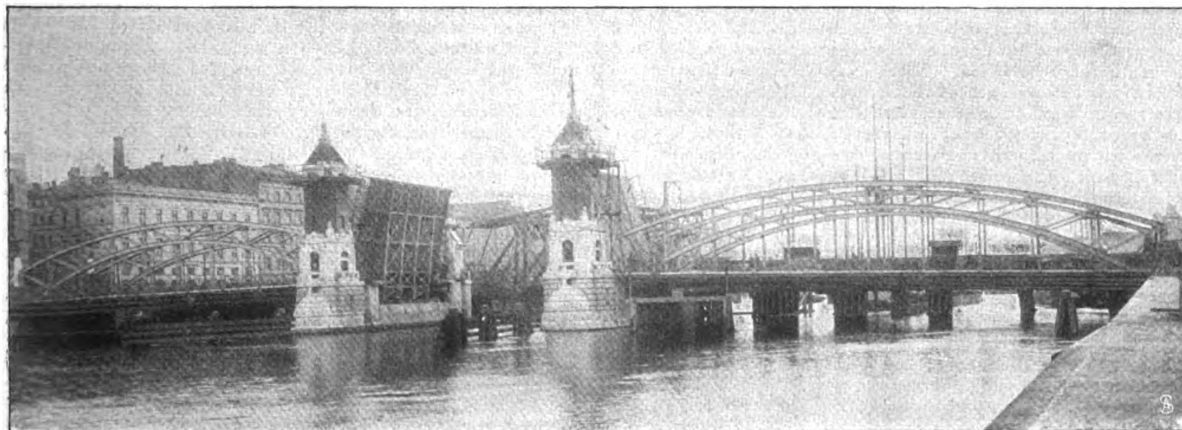
Das Königstor.

Wenn wir uns nun der Betrachtung der in Stettin vorhandenen Industrie hingeben, so zeigt sich eine unerwartete Mannigfaltigkeit, die man an der Odermündung kaum erwartet hätte. Stettin besitzt ein Hochofenwerk, eine Kokerei, eine Brikettfabrik und Torfpackerei, Kohlenbrech- und Salinenwerke und Asphaltwerke, sodann Zementfabriken, Mörtelwerke, Spatmühlen, Mühlsteinfabriken, Steinmetzereien, Ziegeleien, Schamottewarenfabriken und Kunstglasereien, Kreidebrüche, Töpfereien, Kalkbrennereien u. a. Ferner in der Metallbearbeitung: Kunstschlossereien, Eisengießereien, Blechemballagefabriken, Gelbgießereien, Glockengießereien, Kettenschmiede, Bleirohrfabriken und Drahtflechtereien. Außerdem große Schiffswerften, Maschinenfabriken, Pianoforte-, Fahrrad-, Wagenbaufabriken und Elektrizitätswerke; eine Orgelbauanstalt, eine Automobilfabrik und eine Akkumulatorenfabrik. Stettins chemische Industrie fabriziert Leim, Tinten und Kunstdünger, Superphosphat, Alkalifermat und Feueranzünder. Dazu kommen Talgschmelzen, Seifenfabriken, Oelmühlen usw., Fabriken ätherischer Oele, Anstalten für Wagenschmiere und Wichse, für Firnisse u. a. Die Stadt fabriziert ferner Seile und Tauwerk, Posamenten, Säcke und Pläne, Papier und Pappe, Zellulose und Dachpappe; Treibriemen, Kisten, Möbel, Korkwaren, Böttcherwaren und Bürsten. Die Nahrungsmittelbranche verfügt über Kartoffelmehl- und Sirupfabriken, Brauereien und Mühlen, Zichorienfabriken, Zigarren- und Tabakfabriken, Zuckerfabriken und Molkereien, Roheis- und Kunsthonigfabriken. Schokoladen und Likör, Essig und Mineralwasser vervollständigen das Bild, ohne erschöpfend zu sein. Dazu kommen Färbereien, Waschanstalten, Lumpensortierereien, Buchdruckereien und manches andere, so daß die Stadt kaum ein wesentliches Gewerbe vermissen läßt.



Am Dampfschiffsbollwerk.

Im ganzen besitzt Stettin 999 Fabriken mit 23,297 Arbeitern, von denen 18,487 erwachsen und männlich sind.



Die „Lange Brücke" über die Oder.

Jahresberichte.

China-Export-, Import- und Bank-Compagnie zu Hamburg. Die Gesellschaft ist in der Lage, für das Jahr 1911 eine Dividende von 100 pCt. zur Verteilung zu bringen. Nach dem Jahresbericht bewegte sich das Geschäft in Japan in bescheidenen Grenzen. Im ersten Semester hatte die Bank mit Rücksicht auf die bevorstehende Zollerhöhung für verschiedene der von der Gesellschaft bearbeiteten Waren genügend Beschäftigung; die Abwicklung dieser Transaktionen war im großen ganzen befriedigend; für das zweite Semester haperte es gewaltig mit neuen lohnenden Aufträgen potenter Kunden, und bei Ausbruch der Feindseligkeiten in China, durch die das Geschäft auch in Japan fühlbar beeinflußt wurde, minderte sich die Unternehmungslust des weiteren von Tag zu Tag.

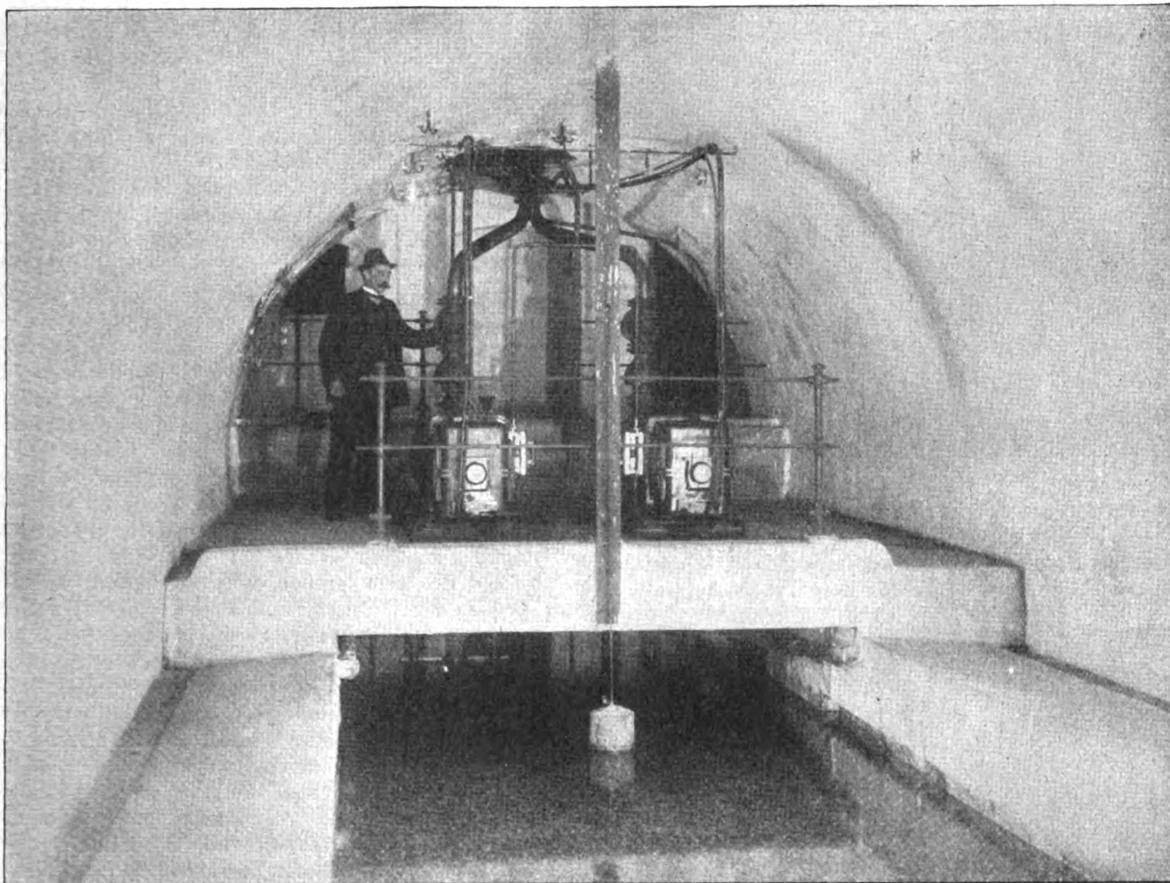
In **China** hat der **Handelsverkehr** durch die innerpolitischen Bewegungen **stark gelitten,** um so mehr, als die verfahrenen Finanz- und Währungsverhältnisse noch alles zu wünschen übrig lassen. Es wäre gänzlich verfehlt, zu erwarten, daß absolute Ordnung und Sicherheit in kürzester Frist dem ganzen Lande wiedergegeben werden können. Noch lange, lange Zeit wird das Land unter den Folgen der bisherigen Mißwirtschaft auf sozialpolitischem Gebiete zu leiden haben.

Im **Süden Chinas** brachte das Geschäft der Bank keine nennenswerten Ueberraschungen.

Im **Norden Chinas** stockte das Geschäft beim Ausbruch und mit Zunahme der Feindseligkeiten. Die chinesischen Banken gerieten in die größte Verlegenheit. Im Oktober wurden die Abnahmen und Zahlungen der Hauptsache nach wie etwas Naturgebotenes eingestellt. Dieser abnorme Zustand hielt bis zum Schluß des Jahres an, eine baldige Besserung kaum erhoffen lassend. Auch hier erwartet man durchgreifende, erlösende Schritte seitens der neuen Regierung. Die **Einleitung neuer Geschäfte** stieß auf große Schwierigkeiten — stillsitzen war in den meisten Fällen besser als mittun; es wird vieler Geduld bedürfen, bis die Not der schweren Zeit zur Vergangenheit gehört. Es fehlt seit 1907 nach wie vor an einer potenten zuverlässigen Kundschaft; es waren die allgemeinen Handels- und Wirtschaftsverhältnisse auch nicht der Art, um solche erwachsen und erstarken zu lassen.

Verein für das Deutschtum im Ausland. Die Ortsgruppe Hamburg des Vereins für das Deutschtum im Ausland (Allg. Deutscher Schulverein) hielt im kleinen Saale der Handelskammer in der Börse ihre Hauptversammlung unter Vorsitz des Herrn Senators Michahelles ab. Im Jahresbericht der Ortsgruppe wird u. a. dargelegt: „Als im Jahre 1903 unsere Ortsgruppe gegründet wurde, da traten für unsere Bestrebungen vier Gesichtspunkte in den Vordergrund, die die Richtschnur für unsere Arbeit bilden sollten: 1. Förderung der bestehenden deutschen Schulen übersee, 2. Errichtung neuer Schulen, 3. Zusammenschluß der Schulen eines Staates oder Bezirkes zu Schulverbänden unter einheitlicher Leitung und 4. Anbahnung dauernder Wechselbeziehungen zwischen den in überseeischen Gebieten lebenden Angehörigen des deutschen Volksstammes und der Heimat. Diese Ziele haben wir bei unserer nunmehr achtjährigen Tätigkeit stets im Auge behalten. Wenn auch vieles noch nicht erreicht ist, so sind wir doch ein gutes Stück vorwärts gekommen. Wir hätten aber niemals an eine wenn auch nur teilweise Verwirklichung unserer Pläne denken können, wenn wir nicht von vornherein der Zustimmung aller nationalgesinnten Kreise und vor allem des Verständnisses der weitsichtigen Hamburger Kaufmannschaft, der sich bald auswärtige Industrielle anschlossen, sicher gewesen wären. Dieses Verständnis fand seinen treffendsten Ausdruck im Bericht der Hamburger Handelskammer über das Jahr 1904 durch von hanseatischem Geiste diktierte Worte, die in ganz Deutschland und im deutschen Ausland freudigen Widerhall fanden und bis heute unvergessen geblieben sind. Bei solcher Befürwortung konnte der Erfolg nicht ausbleiben, unsere Einnahmen wuchsen, und dementsprechend konnten die Zuwendungen größer werden. Die Einnahmen aus Jahresbeiträgen und einmaligen Spenden betrugen insgesamt 174,653 M. Nach Absetzung aller Kosten für die Werbung und für die Geschäftsführung konnten 152,666 M., davon für Lehrmittel 59,140 M. bewilligt werden. Die Mitgliederzahl wuchs von 382 im Jahre 1904 auf 793 im Jahre 1911. Mit den uns zur Verfügung gestellten Mitteln haben wir viel Gutes leisten können: Unterstützung von Lehrern, Beihilfe bei Schulhausbauten, Beschaffung von Lehrmitteln und Volksbüchereien. Aber an andere dringende Fragen konnten wir noch nicht herantreten. So hatten wir schon lange den Plan, begabte Knaben aus überseeischen Gebieten auf deutschen Seminaren auf unsere Kosten zu Lehrern ausbilden zu lassen, weil diese die besten Kräfte wären, die geistige Verbindung der übersee geborenen Kinder mit Deutschland herzustellen. Ja, wir möchten sogar junge Auslandsdeutsche nach Erlangung der erforderlichen Vorbildung auf deutschen Universitäten und technischen Hochschulen studieren lassen, die dann in ihrer überseeischen Heimat als Förderer deutschen Denkens und Fühlens Erstaunliches leisten würden. Aber wollen wir auch diese Pläne in unser Programm aufnehmen, dann müssen unsere Einnahmen mindestens auf das Doppelte steigen. Wir haben Vertrauen zu der immer wachsenden Einsicht weiter Kreise und hoffen, daß diese Zeit nicht allzu fern liegt. Unter den Einnahmen des vergangenen Jahres, in dem 79 neue Mitglieder eintraten, steht in erster Linie der Staatszuschuß von 10,000 M. Senat und Bürgerschaft beschlossen, den seitherigen Beitrag von 5000 M. auf 10,000 M. zu erhöhen. Neben dieser Summe steht ein fast ebenso hoher Betrag an Mitgliedsbeiträgen. Das ist offenbar ein Mißverhältnis, denn unser Verein erscheint dadurch fast als Staatseinrichtung, was er doch nicht sein soll, auch nicht sein will. Hier muß der Hebel angesetzt werden; besonders die im kaufmännischen Beruf stehenden Mitglieder sollten ihre Beiträge erhöhen, daneben sollte jedes Mitglied bestrebt sein, neue Mitglieder zu werben. Unter den 9289 M. einmalige Spenden befindet sich ein Vermächtnis von 4000 M., das uns sehr zustatten kam und hoffentlich nicht das letzte ist. Unterstützt wurden im ganzen durch Geld und Lehrmittel 103 Schulen. Im einzelnen waren es: in Sta. Catharina 25 Schulen, Rio Grande do Sul 51, Paraná 5, Sao Paulo 2, Rio de Janeiro 1, Espirito Santo 4, Minas Geraes 1, Paraguay 1, Chile 6, Peru 1, Afrika 3, Venezuela 1, Mexiko 1 und Argentinien 1. Außerdem wurde an den Schulverein für Sta. Catharina eine größere Menge Lehrmittel zur Verteilung an bedürftige Schulen überwiesen. Für die durch die Ueberschwemmung schwer heimgesuchten Kolonisten in Sta. Catharina, insbesondere in Blumenau, der Hansakolonie, und Umgegend wurde eine besondere Sammlung mit unserer Mitwirkung durch Mitglieder der Handelskammer eingeleitet. Diese brachte insgesamt 40,628.85 M. Erwähnt sei hier, daß die schnelle Hilfe durch die telegraphische Uebermittelung von 20,000 M. freudige Anerkennung fand."

Verband deutscher Exporteure. Ende März hielt der Verband deutscher Exporteure in Hamburg eine Ausschuß-Sitzung ab, an der die Mehrzahl der ihm angeschlossenen deutschen Exporteur-Vereinigungen vertreten waren. Nachdem zunächst der Entwurf eines Jahresberichts über das Jahr 1911 und die Abrechnung genehmigt war, wurden zahlreiche schwebende Fragen aus dem Gebiet des Exporthandels erörtert. Einen großen Raum nahm u. a. eine Aussprache über die Handelspolitik Deutschlands gegenüber den verschiedenen, für den Export hauptsächlich in Betracht kommenden Ländern ein. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß für das Exportgeschäft der Abschluß von Tarif-Verträgen mit Meistbegünstigung von der größten Wichtigkeit sei und daher vor allen Dingen angestrebt werden müßte. Aus Anlaß der auch in den Tageszeitungen behandelten Frage der Gültigkeit von Versicherungsverträgen mit englischen Gesellschaften im Kriegsfalle wurde die Anregung, Errichtung einer eigenen Versicherungs-Gesellschaft der gesamten deutschen Exportfirmen, eingehend besprochen; es wurde beschlossen, zunächst über die Aussichten der Verwirklichung dieses Planes die einzelnen Exporteurvereinigungen zu befragen. Ferner wurde der jüngst wegen des Kohlenstreiks von den Reedereien vorgenommene 10prozentige Frachtzuschlag besprochen mit dem Resultate, daß den Reedereien gegenüber die Notwendigkeit betont werden soll, die Maßnahme entsprechend ihrem Charakter als einer vorübergehenden Ausnahmebestimmung sofort, nachdem die Kohlenpreise von ihrer jetzigen Höhe heruntergegangen sein werden, wieder aufzuheben. Der vorgelegte Voranschlag für das laufende Jahr ließ erfreuliche Fortschritte erkennen.



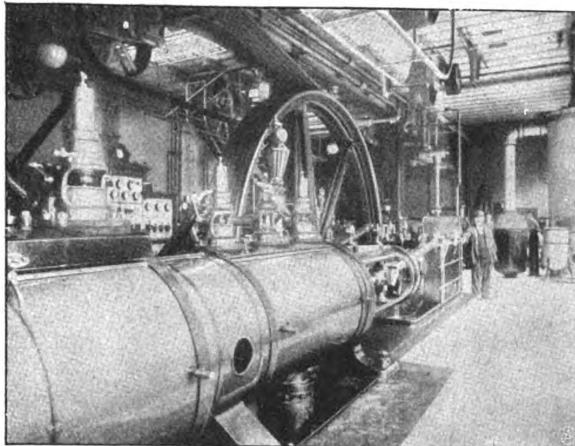
Phot. Jaeger & Goergen, München.

Unterirdische Quelle in den alten Kellereien der Salvatorbrauerei — Paulanerbrauerei, München — welche das Wasser für den ganzen Betrieb liefert.

Die Zubereitung und Behandlung deutscher Biere in tropischen Ländern.

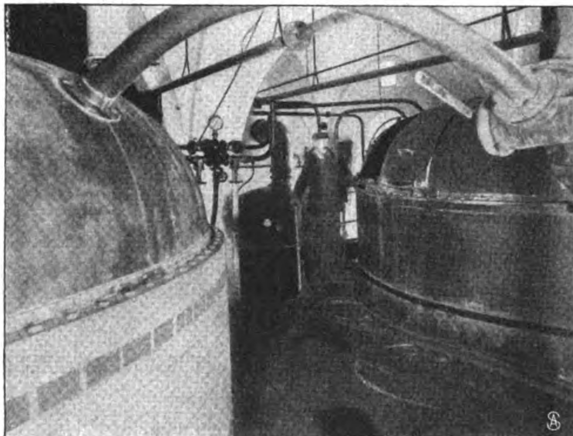
Von J. Eggert.

Die Entwicklung der Brauereien, namentlich im Auslande, hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Die kleinsten Betriebe sind entweder zu großen Unternehmungen angewachsen oder haben sich doch in ihrer ganzen Fabrikation wesentlich umgestalten müssen. Der frühere handwerksmäßige Betrieb der Brauereien ist so gut wie verschwunden, da es mit den primitiven Hilfsmitteln nicht mehr möglich ist, den Anforderungen zu genügen, welche die Herstellung eines erstklassigen Bieres erfordern. Die maschinentechnischen Einrichtungen des Brauereibetriebes haben einen solchen Grad der Vervollkommnung erreicht, daß der Brauer in die Lage versetzt ist, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen in den heißesten Tropen ein Bier herzustellen, welches allen Anforderungen selbst des verwöhntesten Europäers Rechnung zu tragen vermag. Keine Brauerei des Auslandes, die lebensfähig bleiben will, kann diese technischen Hilfsmittel entbehren, zumal seitens der europäischen und nordamerikanischen Brauereien in den letzten Jahren nach den Tropen ein ziemlich starker Export betrieben wird, welcher die dortigen Betriebe nötigt, mit ihren technischen Einrichtungen Europa und Nordamerika gegenüber Schritt zu halten. Es bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung, daß in erster Linie die künstlichen Kühlanlagen eine Lebensbedingung für die Tropenbrauerei bedeuten. Einer besonderen Beliebtheit erfreuen sich gerade die deutschen Kühlanlagen in überseeischen Ländern, weil ihre Fabrikation fast durchweg in den Händen erstklassiger Maschinenfabriken liegt, die dem Ausland gegenüber infolge der sorgfältigen und gewissenhaften Durchbildung der einzelnen Konstruktionsteile meistens überlegen sind. Neben den eigentlichen Kühlmaschinen zur Kühlung der Kellerräume und Herstellung von Kunsteis bedürfen die Brauereien besonderer Apparate zum Abkühlen der soeben im Sudhaus hergestellten Würze als auch zum Nachkühlen des fertigen Bieres vor dem Abziehen auf Fässer und Flaschen. In den ausländischen Brauereien wird auf diesen Punkt gerade besonderer Wert gelegt, da man genötigt ist, das Bier vor dem Abziehen sehr stark zu kühlen, um es später gegen Trübungen unempfindlicher zu machen, welche sich leicht einstellen, sobald das Bier, was in den Tropen ja nicht vermieden werden kann, vorübergehend, teilweise sogar auf Wochen hindurch, ziemlich warm gelagert wird. In den meisten Fällen ist man außerdem genötigt, das Bier vor dem Versand zu



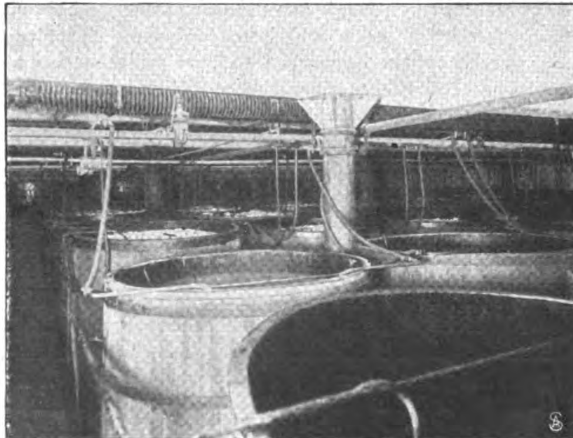
Copyright by M. Koch, Berlin S 42.
Maschinenhaus.

pasteurisieren, ein Verfahren, welches auch die europäischen Brauereien durchweg anwenden, wenigstens für das Bier, welches sie für den Export herstellen.



Copyright by M. Koch, Berlin S 42.
Sudhaus.

Man findet daher in den überseeischen Brauereien häufig sehr umfangreiche Pasteur-Anlagen, und zwar namentlich für die Herstellung von Flaschenbier. Der-



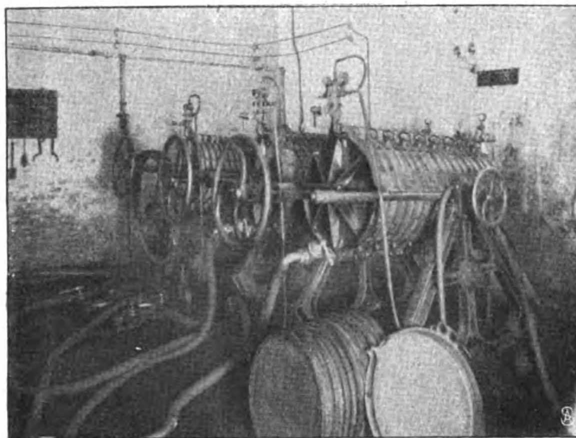
Copyright by M. Koch, Berlin S 42.
Gärkeller.

artige Anlagen bestehen aus großen Wasserbehältern, in die die Flaschen in größerer Anzahl eingeführt werden. Hierin bleiben sie eine Stunde in einer Temperatur von etwa 70 Grad C. Dies Verfahren wird angewandt, um das Bier später als unbegrenzt haltbar zu versenden. In bezug auf die Herstellung des Bieres selbst benötigen die ausländischen Brauereien selbstverständlich die gleichen Einrichtungen, wie sie im Inlande gebräuchlich sind. Nur werden vielfach außer Hopfen und Malz noch andere Stoffe wie Reis und gebrochener Mais verwandt. Dies geschieht einesteils, um dem Bier einen für die ausländischen Verhältnisse passenderen Geschmack zu verleihen, anderenteils auch, um die Herstellungskosten einzuschränken. Durch die Verwendung verschiedener Rohmaterialien müssen daher mehr Schrotmühlen, Reinigungsmaschinen, Staubfilter und automatische Wagen vorhanden sein. Desgleichen müssen die Aufbewahrungsräume in mittleren und größeren Betrieben, auch die Siloanlagen für die Rohstoffe bedeutend weitläufiger angelegt werden.

Infolge des sehr großen Wärmebedarfes, welche das Kochen der Würze im Sudhause bedingt, ferner in Rücksicht auf die vielen Warmwassermengen zum Reinigen der benutzten Gefäße und zum Pasteurisieren des Bieres besitzen die Brauereien in der Regel ziemlich umfangreiche Dampfkesselanlagen. Alle Zubehörteile zum Dampfbetrieb, soweit sie für Kesselhäuser in Betracht kommen, finden daher in allen Brauereien die größte Beachtung. Der Kraftbedarf des Betriebes wird fast regelmäßig durch Dampfmaschinen gedeckt. Die Verteilung der Kraft erfolgt bei modernen Anlagen fast ausschließlich auf elektrischem Wege, und zwar eignet sich für Brauereien in erster Linie das Gleichstromsystem mit 210—220 Volt, da es sich bei der Kraftübertragung fast ausschließlich 1. um geringere Entfernungen handelt und 2. Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß das elektrische Leitungsnetz fast ausschließlich in feuchte Räume zu verlegen ist, so daß höhere Spannungen oder gar Wechselströme weniger beliebt sind. Gasmotoren, Gieselmotoren usw. kommen ebenfalls für Brauereien in Betracht, welche 1. kleineren Umfanges sind und 2. Schwierigkeiten haben, die Kohlen in genügender Menge und billig genug zu beschaffen. Der Dampfmaschinenbetrieb bietet für die Brauereien besonders den Vorteil, daß sie in der Lage sind, mit dem der Dampfmaschine entweichenden Abdampf sich die im Betriebe erforderlichen Warmwassermengen billig zu beschaffen. Für moderne, vor allen Dingen betriebssichere und dabei einfache Dampf- und Kraftanlagen besitzen alle Brauereien ein hohes Interesse und stellen einen bedeutenden Absatzmarkt für die Maschinenindustrie dar. Neben den Einrichtungen zur Herstellung des Bieres bieten für die Brauereien aber auch alle modernen Transportmittel ein großes Interesse. Der Versand des fertigen Bieres an den Abnehmer verursacht Mühe und Kosten. Es wird daher seitens der Brauereien auch allen modernen Verbesserungen des Verkehrswesens die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Handelt es sich darum, das Bier nur auf kurze Entfernungen oder an kleinere Abnehmer zu versenden, so genügt in größeren Städten der Pferdebetrieb vollständig. Sobald indessen größere Mengen

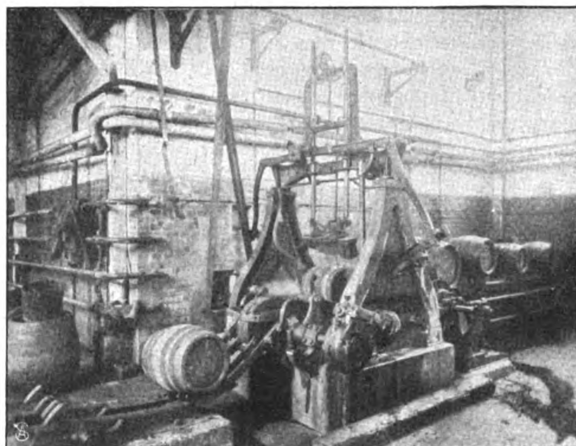
an einzelne Abnehmer abgegeben werden, ferner es sich um große Entfernungen von der Brauerei, etwa um 30 Kilometer und darüber handelt, gibt man neuerdings dem Automobilbetrieb den Vorzug. Voraussetzung ist natürlich, daß die Verkehrsstraßen in der Nähe für diese modernen Verkehrsmittel geeignet sind. Es ist interessant, festzustellen, daß von allen Motorlastwagen, welche im Deutschen Reiche gegenwärtig laufen, und für welche seitens der Heeresverwaltung den Unternehmern Unterstützungen gewährt werden, die volle Hälfte sich in den Händen der Brauereien befindet, ein Beweis dafür, daß gerade dieses Industriegebiet für die Automobilindustrie eine besondere Bedeutung besitzt. Im Auslande ist man vielfach noch mehr geneigt, sich dem Automobillastwagenbetrieb zuzuwenden, da hier meistens die zu überwältigenden Entfernungen weit größere sind, als bei uns zu Lande. Doch nicht nur die großen Einrichtungen und Gebrauchsgegenstände kommen in einer Brauerei in Betracht. Alle Bedarfsartikel, welche für den Maschinenbetrieb notwendig sind, finden hier einen guten Absatz, wie Riemen, Öle usw. Ein besonderer Bedarf besteht ferner in Desinfektionsmitteln zur Reinigung der Apparate und Bierleitungen, welche peinlichst sauber gehalten werden müssen, denn das Bier ist ein derartig empfindliches Getränk, welches schon eine geringfügige Nachlässigkeit in der Sauberkeit dadurch bestraft, daß es in oft überraschend kurzer Zeit völlig verdirbt und daher für den Fabrikanten wertlos wird. Die großen Bottiche, in denen das Bier seiner Reife entgegen geführt wird, müssen aus diesen Gründen häufig durch neue ersetzt werden. Wurden früher Bottiche aus Holz benutzt, so nimmt man neuerdings solche aus Eisen, Aluminium, aluminiertem Zementbeton. Neben diesen Gefäßen sind dann die Transportgefäße und vor allen Dingen die Vorrichtungen für das Flaschenversandgeschäft weiterhin ein bedeutender Gegenstand. Da der Versand des Bieres in Flaschen von Jahr zu Jahr zunimmt, so sehen sich die Brauereien genötigt, diesem Zweig ihres Betriebes mehr und mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Fast alle Brauereien besitzen heute umfangreiche Flaschenkellereien, in welchen die Flaschen auf völlig maschinelle Weise selbsttätig gereinigt, gefüllt, verschlossen und unter Umständen sofort pasteurisiert werden. Alle diese Maschinen, welche hierzu gebraucht werden, sind gewissermaßen Erzeugnisse der Feinmechanik und dafür bestimmt: 1. die Leistungsfähigkeit recht groß zu machen und 2. die sonst erforderlichen menschlichen Arbeitskräfte einzuschränken. Da indessen der Verschleiß der Maschinen ziemlich bedeutend ist, so werden die Anlagen in der Regel in ganz kurzer Zeit so weit abgenutzt, daß sie unter Umständen nach Ablauf von drei Jahren erneuert werden müssen. Gewöhnlich pflegt man dann, den Fortschritten der Technik entsprechend, die gesamten Anlagen zu modernisieren.

Doch nun zur eigentlichen Herstellung des Bieres. Außer guten Rohmaterialien benötigt der Brauer unbedingt eines trinkbaren Wassers, das er zum Einweichen der Gerste und zum Maischen braucht. Zuerst kommt die Mälzerei in Frage. Hier wird die Gerste pneumatisch in Malz verwandelt, was folgendermaßen geschieht. Die Gerste usw. wird in die Sortier- und Reinigungsmaschinen gegeben, die aus



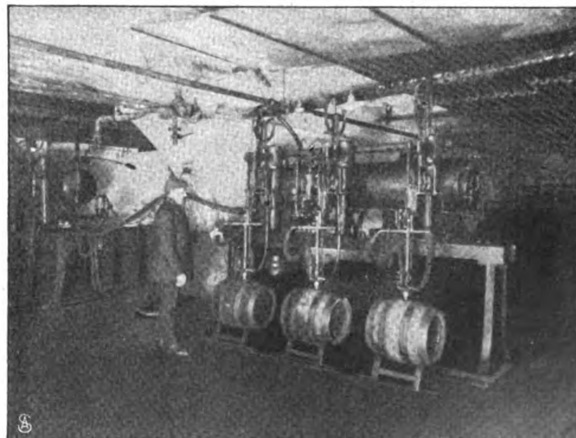
Filtrierapparate.

rotierenden Sieben bestehen. Diese verputzen das Getreide, befreien es vom Staub, und von hier aus wird es in die Weichtrommeln geleitet. In diesen

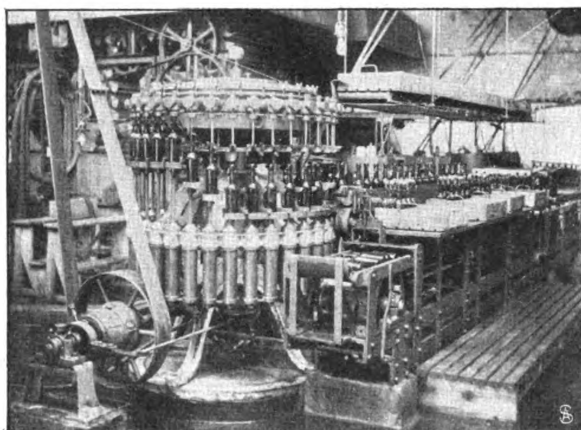


Fassreinigungsmaschine.

eisernen Trommeln macht die Gerste einen achttägigen Keimungsprozeß durch. Nach dieser Zeit wird die gekeimte Gerste durch große zylinderische Röhren



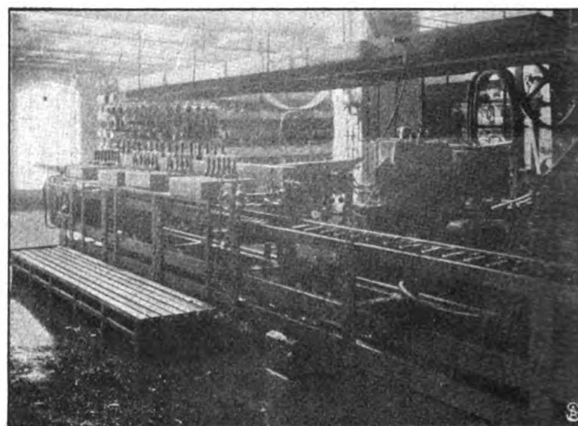
Isobarometrische Abziehapparate.



Copyright by M. Koch, Berlin S 42.
Express-Flaschenfüller mit automatischem Abnehmer.

auf die Darre geführt. Der Darrprozeß dauert 48 Stunden. Zuerst wird sie getrocknet, dann geröstet und gedarrt und darauf über die Entkeimungsmaschinen in die Silos gebracht, und nun ist das Malz vollendet. Zur Verwandlung der Gerste in Malz werden 14 Tage gebraucht. In den Silos lagert das Malz zwei Monate. Nach dieser Lagerung wird es über Poliermaschinen, Magnet-Apparaten zur Malzquetsche oder Schrotmühle geführt. Das zerkleinerte Malz, Schrot genannt, fällt in den Schrotbehälter, welcher sich gerade über dem Sudhause befindet. Von dort aus gelangt das Schrot durch den Vormaischer in den Maischbottich. Hier wird das Malzschrot mit Wasser durch einen Propeller zu einem dicken Brei gerührt. Vom Maischbottich gelangt die Maische in die Maischpfanne, und hier wird die im ursprünglichen Korn vorhanden gewesene Stärke in Zuckerlösung umgewandelt.

Nun haben wir eine eigentlich alkoholfreie Würze vor uns, die im wesentlichen eine Malzzuckerlösung darstellt. Diese verzuckerte Maische wird über den Läuterbottich, der einen fein durchlochten, siebartigen Boden hat, woselbst die Spelze (Treber) zurückbleiben, in die Würzepfanne übergeführt. Diese klare Flüssigkeit wird nun in diesem Sudkessel zum erstenmal mit Hopfen gekocht. Die in der Würze enthaltenen Eiweißstoffe scheiden in Flockenform aus, und dies ist für die spätere Haltbarkeit des Bieres von außerordentlich großer Bedeutung. Doch auch das eigenartig feine, bittere Aroma des Hopfens tritt dadurch zutage. Helle Biere, die weniger Malz enthalten, werden stärker mit Hopfen versehen. Hauptsächlich die nach Pilsener Art gebrauten Biere, desgleichen die Lagerbiere. Schwächer werden dagegen dunkle Biere gehopft, um das Malzaroma nicht zu zerstören. Die Dauer eines Gebräues vom Beginn des Einteigens bis zur Beendigung des Hopfens beträgt etwa zehn Stunden. Nachdem die Würze durch einen Seiher vom Hopfen getrennt wurde, wird sie durch Pumpen auf die Kühlschiffe gedrückt. Das sind flache, eiserne Gefäße, die mit Ventilatoren oder Wellen mit Windflügeln versehen sind. Zu schnellerem und energischerem Kühlen benutzt man auch Kühlapparate und Berieselungskühler. Letztere bestehen aus zwei wellenförmig gebogenen Kupferwänden oder Kupferröhren, an denen die Würze, die aus dem Sammelbottich kommt, außen herunterrieselt. Zwischen den Kupferteilen befinden sich Röhren, die mit Eiswasser gefüllt werden und so die schnelle Kühlung bewerkstelligen. Nach diesen verschiedenen Verfahren abgekühlt, wandert das angehende Bier mit einer Temperatur von 3—4 Grad plus in den Gärkeller. Hier wird durch Zusatz von Hefe der Zucker im Bier in Alkohol und Kohlensäure verwandelt. Diese Verwandlung verleiht der Würze erst den eigentlichen Biercharakter und auch die nötige Haltbarkeit. Nach zirka acht Tagen ist die Gärung beendet, und das nun fertige Bier fließt zur längeren Lagerung in die gewaltigen Lagerkeller, woselbst noch eine Nachgärung stattfindet. Ist die Lagerzeit abgelaufen, wird das Bier vermittelst Pumpen durch Filtrierapparate gedrückt. Von hier aus fließt es entweder in die Abfüllapparate des Fasses oder des Flaschenkellers. Sind große Mengen Bier vorrätig, die des Abfüllens harren, so wird es in riesige eiserne Reservetanks geleitet, um von hier aus, wie vorerst beschrieben, behandelt zu werden. Der Hygiene ent-



Copyright by M. Koch, Berlin S 42.
Flaschentransportband zum Füller.

sprechend, wird das Bier im modernen Betrieb, unter Luftabschluß, auf sogenanntem isobarometrischem Verfahren in die Flaschen oder Transportfässer gebracht.

Hinsichtlich Bezugsquellen für Brauerei-Einrichtungen siehe Seite 22.

Wie kalkuliere ich richtig?

Von C. M. Lewin.

Die immer wieder auftauchenden, ganz gewaltige Differenzen aufweisenden „Submissionsblüten" lassen es angebracht erscheinen, Erwägungen darüber anzustellen, wie die Preisstellungen bei Verdingungen überhaupt zustande kommen. Zweckmäßig erscheint es, vorher noch kurz auf die Mängel des gegenwärtigen Verdingungswesens hinzuweisen und die Notwendigkeit einer gründlichen und baldigen Reformierung desselben dringend zu betonen; eine gänzliche Steuerung aller Übelstände des öffentlichen und privaten Submissionswesens wird sich ja kaum jemals durch gesetzliche oder private Vorschriften oder Verordnungen erreichen lassen. Immerhin aber müßte eine Aktion zur Umgestaltung des Submissionswesens folgende wichtige Gesichtspunkte ins Auge fassen:

1. Unbedingte Öffentlichkeit des Submissionsverfahrens und baldige Veröffentlichung der eingelaufenen Angebote nach Zuschlagerteilung mit genauer Angabe der beteiligten Firmen;

2. Verbot der Abgabe von sogenannten Nachgeboten und Eventualgeboten;

3. Gewährleistung über die den Submissionsbedingungen entsprechende Qualität der Lieferungen;

4. Schadenersatzpflicht bei Nichteinhaltung der übernommenen Leistungsgarantien und Lieferzeiten.

Wenn wir nun eine Kritik der Offertstellung vornehmen wollen, müssen wir uns zunächst fragen, wie die verschiedenen Firmen bei Aufstellung der Kostenanschläge vorgehen; dabei wird wohl allgemein der Weg eingeschlagen, daß im sogenannten „Kalkulationsbureau" nach folgender Formel gearbeitet wird:

Materialaufwand + Lohnaufwendungen + x Prozent Unkostenzuschlag auf den Lohn = Selbstkosten, + y Prozent Gewinnzuschlag = Verkaufspreis = Offertpreis.

Nun sind diese vier Faktoren: Materialien, Löhne, Unkosten und Gewinnzuschlag keineswegs so stark veränderlicher Natur, daß sie Differenzen von 100—200 Prozent, wie sie bei Offertabgaben häufig vorkommen, erklären könnten. Es ist zweifellos, daß ein großer Abnehmer, der Barzahler ist, günstigere Materialabschlüsse machen kann als ein kleiner, noch dazu auf Kredit kaufender Unternehmer. Man kann die durch günstigeren Einkauf hervorgerufenen Differenzen im Preisansatz des Materialwerts in der Kalkulation zwischen 5 bis 15 Prozent schätzen. Ebenso sind die Differenzen im Lohn keineswegs so stark in die Wagschale fallend; je nach den Arbeitsverhältnissen im Wohnsitz der konkurrierenden Firmen sind hier Preisunterschiede in der Kalkulation bedingt, das ist sicher, aber diese betragen auch hier schätzungsweise 5—10 Prozent der Lohnsumme, was das Maximum des Erreichbaren bilden dürfte. Auf die Offertpreise umgerechnet, können die vorangeführten Momente aber nur eine Differenz von 2—3 Prozent beim Material, von 1—2 Prozent beim Lohn bedingen.

Anders verhält es sich aber mit den Unkosten. Es ist klar, daß ein kleiner Unternehmer, der selbst den ganzen Betrieb leitet und führt, Pläne und Zeichnungen allein entwirft, Kostenberechnungen und Preisberechnungen selbst anstellt, die Arbeiten überwacht und selbst einkauft, mit niedrigeren Unkosten rechnen kann als ein großer Unternehmer, der ein Heer von Beamten und Zeichnern beschäftigt, große Bureaus und mehrere in- und ausländische Filialen unterhält und riesige Summen für Reklame auswirft. Auch wenn infolge größerer Umsätze dieser eine bessere Ausnutzung seiner Fabrikanlagen und Einrichtungen erzielen kann, sind infolge der Mehraufwendung der Gehälter seiner Beamten seine Spesen größer. Hier werden also Differenzen von 10—20 Prozent des Unkostenansatzes in der vorgenannten Kalkulationsformel möglich werden, was aber, auf die Preisstellung in ihrer Gesamtheit bezogen, kaum 3—5 Prozent ausmachen kann.

Diese drei Faktoren, welche die Selbstkosten ergeben, können daher in ihrer Gesamtheit 6—10 Prozent einer eventuellen Preisdifferenz erklärlich machen; tatsächlich werden sie aber deshalb in Einzelfällen oft größer werden können, weil insbesondere der kapitalkräftige Unternehmer manchmal besonders günstige Materialabschlüsse tätigen kann oder Zeiten gedrückter Marktlage auszunutzen vermag, um sich größere Rohmaterialbestände auf Lager zu legen. Immerhin dürften 10—15 Prozent des Offertpreises als oberste Grenze der Preisschwankungen anzusehen sein.

Bei dem letzten Faktor der Selbstkostenberechnung, dem Gewinnzuschlag, wird sich der kleinere Unternehmer mit dem geringeren Verdienst begnügen müssen als der mit großen Kapitalien arbeitende Unternehmer; hier sind aber die Unterschiede nicht mehr so groß wie früher angeführt. Der große Unternehmer, welcher infolge des erhöhten Umsatzes sein Kapital öfter umschlägt als der kleine Fabrikant, ist daher in der Lage, seine Verdienstquote niedriger zu gestalten, als dies beim kleinen Unternehmer der Fall ist; die Unterschiede können hier aber höchstens 2—5 Prozent vom Offertpreise betragen.

Resümieren wir also das gesamte Ergebnis, so finden wir im allgemeinen Differenzen von 10—20 Prozent nach oben oder unten bei der Offertstellung erklärlich; wenn aber die Differenzen der Submissionsergebnisse über diese Grenzen hinausgehen, dann ist diese erhöhte Abweichung kaum erklärlich. In einzelnen Fällen kann allerdings die vorhin angegebene Differenz von 10—20 Prozent der Offertpreise eine Erhöhung erfahren. Wenn nämlich eine am Ort der Ausschreibung befindliche Firma mit einer anderen in Konkurrenz treten muß, welche räumlich sehr weit entfernt vom Ausführungsort der Lieferung liegt, dann kommen noch erhebliche Frachtzuschläge für jedes Objekt in Frage. Nun kann hier oft der Fall eintreten, daß diese bei besonders großen und schweren Stücken noch 5—10 Prozent des Offertpreises ausmachen; aber selbst wenn diese berücksichtigt werden, sind und bleiben immerhin noch Differenzen von 100 Prozent und darüber, wie solche bei öffentlichen Submissionen allmonatlich mehrmals eintreten können, einfach unerklärlich, es sei denn, daß, statt zu kalkulieren, einfach schätzungsweise ein Preis abgegeben wurde, ohne daß eine genau und sachgemäß angestellte Berechnung in einem besonderen Kostenvoranschlag erfolgte.

Wenn auch die Kalkulation bei Industrieunternehmungen weit größere Schwierigkeiten bietet als die des Kaufmanns, weil bei der ersteren der Herstellungsprozeß des Gegenstandes eines Offerte bildenden Fabrikates ein sehr komplizierter ist, so läßt sich doch bei entsprechender Organisation jedes Fabrikbetriebes die Trennung der einzelnen Aufwendungen und die Ermittelung der Selbstkosten jedes einzelnen Fabrikates genau durchführen; bei der Fabrikation heißt es, aus vorhandenen Rohmaterialien ein Ganzes herzustellen, das in seiner Endform die einzelnen Aufwendungen oft gar nicht mehr erkennen läßt. Vorarbeiten bei der Durchführung, Hauptarbeiten während des Baues und Nacharbeiten nach Fertigstellung müssen getrennt erfaßt werden können, um die Selbstkostenberechnung jedes Arbeitsstückes zu ermöglichen; und das ist bei technischen Unternehmungen ohne richtige Organisation des Betriebes (der Lagerverwaltung und der Lohnverrechnung) sowie des gesamten Buchführungswesens sehr schwer durchführbar. Es bieten sich aber keine Schwierigkeiten dort, wo gute Organisationseinrichtungen vorhanden sind.

Nun ist es aber eine bekannte Tatsache, daß ein großer Teil von Unternehmern leider gar keine Voranschläge macht, sondern die Preise dadurch festzulegen sucht, daß er entweder alle Erfahrungssätze benutzt oder nur vor Offertabgabe rohe Überschläge macht bzw. einfach schätzungsweise die Kosten festlegt; Einheitssätze für die Kostenaufwendungen pro Kilogramm, laufendes Meter oder Tonne Gewicht, pro Raummeter Mauerwerk, pro Kubikmeter Beton und andere Schätzungswerte sind hier die Grundlagen einer annähernden Überschlagsberechnung, die fälschlich als „Kalkulation" bezeichnet wird, diesen Namen aber gar nicht verdient. Natürlich kann auf diese Weise die Basis der Offertabgabe, die Selbstkostenberechnung, kein richtiges Bild des tatsächlichen Kostenaufwandes ergeben; die abgegebene Offerte wird die richtigen auf rechnungsmäßigem Wege ermittelten Preise bald übersteigen, bald unter diesem Betrag zurückbleiben, je nachdem die verwendeten Erfahrungssätze größere oder geringere Genauigkeit aufweisen und den tatsächlichen Betriebsverhältnissen eines Unternehmens entsprechen oder nicht.

Unternehmungen hingegen, welche als solide arbeitende Firmen gelten, haben für ihre Offerte genaue, rechnungsmäßig festgelegte Unterlagen; das Kalkulationsbureau ermittelt dort die Kosten des Materialverbrauchs, die Lohnaufwendungen für die durch Zeichnungen genau festgelegten Ausführungen, schlägt zur Deckung der Unkosten einen gewissen nach den Ergebnissen des letzten Betriebsjahres berechneten Prozentsatz auf den Lohn bzw. auf die Summe von Material und Lohn und rechnet zu der Summe dieser Faktoren noch einen von Konjunktur-, Markt- und Konkurrenzverhältnissen abhängigen Gewinnzuschlag. Die so gefundenen äußerst fachgemäß ermittelten Preise werden gewöhnlich jene sein, die wir als gute Mittelwerte jeder Submissionsausschreibung bezeichnen können; zwischen den niedrigsten und teuersten Offerten liegend, zeigen sie im allgemeinen um so mehr Übereinstimmung, je mehr die im gleichen Ort befindlichen Unternehmungen gleich leistungsfähig erscheinen.

Im allgemeinen muß jeder Unternehmer schließlich daran denken, die in seinem Betriebe investierten Gelder zu verzinsen, und er muß daher mit Gewinnzuschlägen rechnen, die mit Jahresschluß bei normalen Betriebsverhältnissen einen Betriebsgewinn erwarten lassen. Sind bei der Bauausführung Garantieverpflichtungen zu überneh-

men, ist eine bestimmte Lieferzeit genau einzuhalten und bei verspäteter Fertigstellung eine hohe Konventionalstrafe zu zahlen, dann müssen Unkosten und Gewinnzuschläge eine entsprechende Erhöhung erfahren, um für das übernommene Risiko eventuell Deckung zu finden. Treten dann keine unvorhergesehenen Verluste ein, dann kann bei gutem Beschäftigungsgrad und bei angemessenen Preisen auf einen günstigen Bilanzabschluß und damit auf einen angemessenen Reingewinn im Betrieb gerechnet werden.

Je klarer die Wichtigkeit der Selbstkostenberechnung den Fabrikanten wird, desto mehr Wert wird auf die Einrichtung zweckentsprechender Organisation von industriellen Betrieben gelegt werden. Dann werden wir aber bei künftigen Submissionen nicht mehr bei der Kalkulation gleicher Objekte Preisschwankungen von 100 bis 200 Prozent begegnen und, ohne daß vorher eine Verständigung zwischen konkurrierenden Firmen erfolgt, werden die abgegebenen Offerten annähernde Übereinstimmung aufweisen.

Was eine staatliche Regelung des Submissionswesens selbst bei Schaffung strengster Gesetzesvorschriften aber kaum möglich machen würde, das ist auch ohne staatliche Hilfe möglich; das Zauberwort, das Submissionsblüten vorstehend geschilderter Art aus der Welt zu schaffen imstande ist, heißt für alle Industriebetriebe: Organisation! Sie ist — wie die hervorragenden industriellen Erfolge von England und Amerika, der Heimat der Organisation industrieller Unternehmungen, beweisen — die stärkste Grundlage jedes wirtschaftlichen Fortschritts; und das modern denkende Deutschland wird auch bald mustergültige Einrichtungen schaffen, sobald die Erkenntnis von der Wichtigkeit dieses neuen Wirtschaftsfaktors mehr als bisher in die Industriekreise eingedrungen ist.

Aus der Tageschronik.

Berlin. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte ist, wie jetzt amtlich bekannt gemacht wird, unter dem 23. März errichtet worden. Ihre Geschäftsräume befinden sich bis 1. Oktober d. J. in Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 20, dann bis auf weiteres Hohenzollerndamm 193-195. Gleichzeitig wird auch die Ernennung des Geh. Oberregierungsrats und Vortragenden Rats im Reichsamt des Innern Koch zum Präsidenten des Direktoriums dieser Anstalt und die Verleihung des Charakters als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat sowie die des Geh. Oberregierungsrates Dr. Beckmann zum Mitglied des Direktoriums amtlich bekannt gemacht. Ferner ist noch Mitglied des Direktoriums der Regierungsrat Dr. Lehmann, der ständiges Mitglied des Reichsversicherungsamtes war, geworden. Die durch die vorstehenden Ernennungen freigewordenen beiden Stellen als Vortragender Rat im Reichsamt des Innern haben die Senatspräsidenten Prof. Dr. Laß und Siefart aus dem Reichsversicherungsamt erhalten. — Von der deutschen Regierung sind zur Teilnahme an dem Internationalen Schiffahrtskongreß in Philadelphia der Geheime Oberbaurat Germelmann vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten sowie der Geheimrat v. Meyeren vom Handelsministerium bestimmt worden. Der Kongreß soll am 25. Mai d. J. beginnen.

Darmstadt. Kommerzienrat Heinrich Kleyer in Frankfurt a. M. hat der hiesigen Technischen Hochschule ein Kapital von 30,000 M. unter dem Namen „Kleyer Stiftung" zur Förderung des Automobilbaues und der Luftschiffahrt zur Verfügung gestellt.

Frankfurt a. M. Der kürzlich erschienene Finanzplan für die Universität Frankfurt a. M. sieht als Sicherheit ein Kapital von 7¾ Millionen Mark vor, darunter einen Garantiefonds von zwei Millionen Mark. Berücksichtigt ist für das erste Jahr ein Besuch von 1800 Studierenden, darunter 500 Medizinstudierenden, außerdem 200 Handelshochschülern.

Hamburg. Die hamburgische Finanzdeputation hat beschlossen, dem Senat und der Bürgerschaft den Ankauf der Neuengammer Erdgasquellen zu empfehlen. Der Eigentümer der Parzellen des Grundstücks in Neuengamme, auf dem gelegentlich von Bohrungen auf Grundwasser die bekannte Erdgasquelle zum Vorschein gekommen ist, hat das zusammen 33489,7 Quadratmeter große Gelände dem hamburgischen Staate für den Preis von 75000 Mark angeboten.

Leipzig. Zur Organisation des Deutschen Turnfestes Leipzig 1913 haben sich in Leipzig neben dem Hauptausschuß zehn Unterausschüsse gebildet, und zwar ein Wohnungsausschuß, ein Finanzausschuß, ein Preßausschuß, ein Bauausschuß, ein Ordnungsausschuß, ein Turnfahrtausschuß, ein Turnausschuß, ein Festausschuß, ein Verkehrs- und Empfangsausschuß. Für das Turnfest wird auf eine Beteiligung von nahezu 100,000 Turnern gerechnet.

Nauen. Infolge eines heftigen Windstoßes ist der große eiserne Turm der Funkenstation eingestürzt. Personen sind hierbei nicht zu Schaden gekommen. Der Turm war mit 200 Meter Höhe das höchste Bauwerk Deutschlands.

Nürnberg. Nachdem schon in einer Reihe von deutschen Städten nach französischem Vorbild Sammlungen für den Bau von Militäraeroplanen, die den Namen der Stadt erhalten sollen, veranstaltet worden sind, erläßt jetzt auch, wie gemeldet wird, die Nürnberger Bürgerschaft einen Aufruf zur Aufbringung von 20- bis 25,000 Mark für ein Flugzeug „Nürnberg".

Posen. Das Posener Tageblatt erläßt einen Aufruf zu einer nationalen Spende für ein Militärflugzeug „Posen", das S. M. dem Kaiser als ein Geschenk der patriotischen Bevölkerung der Provinz mit der Bitte dargebracht werden soll, es in der Provinz Posen zu stationieren.

Rostock. Die Bezirksgruppe Rostock des deutschen Luftflottenvereins hat, dem Beispiel anderer Städte folgend, einen Aufruf erlassen, um die Mittel zu erhalten, dem Reiche ein Flugzeug „Rostock" zum Geschenk machen zu können.

Stuttgart Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure findet vom 10. bis 12. Juni in Stuttgart statt. Abteilungschef im Reichsmarineamt Wirklicher Geheimer Oberbaurat Dr.-Ing. h. c. R. Veith wird einen Ueberblick über die neueren deutschen Kriegsschiffstypen geben, Geheimer Regierungsrat Professor Kammerer von der Technischen Hochschule Berlin in einem durch Beispiele erläuterten Vortrag die Verwendung des Kinematographen im Interesse der Wissenschaft und Technik behandeln. Die Aufgaben und die Tätigkeit des Ingenieurs in unseren Kolonien werden vom Geheimen Oberbaurat Schmick-München einer sachkundigen Betrachtung unterzogen werden, während Professor Widmaier von der Technischen Hochschule Stuttgart über die Industrie Württembergs sprechen wird. Die Vorträge des dritten Sitzungstages betreffen die Beziehungen zwischen Kunst und Technik sowie zwischen Technik und gesundheitlicher Fürsorge. Es werden Professor Peter Behrens-Berlin und Regierungsbaumeister K. Bernhard-Berlin über den modernen Fabrikbau in ästhetischer und technischer Beziehung sprechen. Hieran schließt sich der Vortrag von Dr. F. Quinke-Leverkusen über moderne sozialhygienische Einrichtungen für industrielle Werke.

Personalien.

Berlin. An Stelle des geflüchteten Hugo A. Müller ist der Kaufmann Martin Hirschfeld, Mitinhaber der Firma J. Elsbach, Görlitzer Straße 52, zum Generalkonsul für Costa Rica in Berlin ernannt worden. — Am 31. März starb plötzlich Fabrikbesitzer Paul Tiede, der Mitbegründer der bekannten „Sarotti" Schokoladen und Kakao-Industrie A.-G., die früher Hoffmann u. Tiede firmierte. Tiede war seit der Umwandlung der Firma Hoffmann u. Tiede in eine Aktiengesellschaft Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft. Er stand kurz vor der Vollendung seines 70. Lebensjahres. — Professor Wilhelm Münch, Lehrer der Pädagogik an der Berliner Universität, ist gestorben.

Breslau In geheimer Stadtverordnetensitzung zu Breslau wurde dem in den Ruhestand tretenden Oberbürgermeister Dr. Bender einstimmig das Ehrenbürgerrecht der Stadt Breslau verliehen. Als Ruhegehalt wurden 25,000 Mark, das volle Gehalt, festgesetzt.

Brüssel. Mit Bedauern haben die deutschen Kolonien Belgiens den Generalkonsul Geheimen Legationsrat Pritsch von Antwerpen scheiden sehen. Im Oktober 1900 hatte er die Leitung des Antwerpener Generalkonsulats übernommen und hat sich auf diesem wichtigen arbeitsreichen Posten hervorragende Verdienste erworben.

Hannover. Der Geheime Regierungsrat und Professor an der dortigen Technischen Hochschule Dr.-Ing. h. c. Launhardt vollendete kürzlich sein 80. Lebensjahr.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Selbsttätige Geschwindigkeitsregelung an Dampffördermaschinen. Die bisher bei Dampffördermaschinen zur Verwendung kommenden selbsttätigen, d. h. unabhängig von Maschinisten wirkenden Sicherheitsvorrichtungen beeinflussen im allgemeinen bei positiver Nutzlast die Füllung der Zylinder, oder sie drosseln den Treibdampf durch Betätigung des Manövrierventils und der Drosselklappe; bei negativer Belastung wirken sie meist auf eine ausschließlich mit Volldruck arbeitende Dampfbremse, oder sie geben mit voller Füllung Gegendampf. Bei positiver Belastung wird mit diesen Einrichtungen eine ausreichende selbsttätige Regelung erzielt, bei negativer Belastung kann jedoch bei Benutzung einer Volldruckbremse und beim Gegendampfgeben der Fall eintreten, daß die Maschine mit starkem Ruck plötzlich zum Stillstand kommt und sich dann in entgegengesetzter Richtung dreht. In Anbetracht der Gefahren, die, wie die Zeitschrift Glückauf schreibt, bei einer derartig starken Verzögerung die Beanspruchung der Seile für die auf dem Korb und im Schacht befindlichen Personen mit sich bringt, sowie der durch das Stauchen und Gegendampfgeben verursachten Gefährdung und Abnutzung der Maschine werden also die Sicherheitsvorrichtungen, die sich zur Regelung des Förderzuges der Volldruckbremse und des Gegendampfes bedienen, immer nur einen bedingten Wert haben. Genannte Zeitschrift bespricht eine neue Sicherheitsvorrichtung, Bauart Schönfeld, die nach den vorliegenden Erfahrungen den genannten Bedingungen entsprechen dürfte. Der Fahrtregler soll bewirken, daß die Dampffördermaschine genau wie die elektrische Fördermaschine nach einem vorgeschriebenen Diagramm fährt. Derselbe steht seit sechs Monaten an einer Trommelmaschine des Konkordiaschachtes der Donnersmarckhütte in Zabrze (O.-S.) in Anwendung. Die Abmessungen dieser Maschine sind 1150 mm Zylinderdurchmesser und 2400 mm Hub, der Dampfdruck beträgt 6.5 Atm., die auf dem Trommelumfang bezogene Masse etwa 5000, die Nutzlast 4800 kg, die höchste Förderungsgeschwindigkeit 16 m/Sek., die Tiefe 585 m; Seilausgleich ist vorhanden. Ein zweiter Fahrtregler gleicher Bauart ist seit 6 Wochen auf der Ferdinandgrube bei Kattowitz in Betrieb.

Gießereiwesen.

Neue Sandschleudermaschine. Die Tauglichkeit und Güte des zu Gießereizwecken verwendeten Formsandes hängt nicht allein von der Größe und Form des Sandkorns ab, sondern vor allen Dingen auch von der Aufbereitung des Materials. Eine wesentliche Rolle spielt dabei seine Beschaffenheit hinsichtlich der Plastizität sowie der Durchlässigkeit für die in der Gußform freiwerdenden Gase und Dämpfe. Der Sand muß ein lockeres Gefüge besitzen und von Zusammenballungen zu Klumpen und Knoten sowie selbstverständlich auch von Fremdkörpern, wie Drahtstiften, Gußkörnern und dergleichen, die sich in gebrauchtem Material meistens vorfinden, vollkommen frei sein. Dieses Abscheiden von Fremdkörpern, besonders von Eisenteilen aus bereits verwendetem Formsand, und das Zerteilen der Sandklumpen erfolgt im allgemeinen bekanntlich durch Anwendung verschiedenmaschiger Siebe eventuell unter Zuhilfenahme magnetischer Separatoren. Naturgemäß ist das Sieben des Sandes von Hand eine sehr zeitraubende und unökonomische Arbeit, man hat deshalb schon leit längerer Zeit Maschinen der verschiedensten Art zur Anwendung gebracht, welche die Zubereitung des Sandes in mehr oder weniger vollkommener Weise ermöglichen und neben großen Anschaffungskosten vielfach den Nachteil großen Raumbedarfs, umständlicher Montage und häufiger Reparaturen aufweisen. Die Maschinenfabrik Oerlikon bringt nun nach einem Bericht der Gießerei-Zeitung neuerdings eine im eigenen Gießereibetrieb seit mehreren Jahren bereits erprobte Sandschleudermaschine auf den Markt, welche keine Transmission erfordert. Die Maschine ist in nebenstehender Abbildung veranschaulicht. Der Apparat arbeitet in folgender Weise: Wird der Motor (für Drehstrom oder Gleichstrom), dem ein Kabel entsprechender Länge für den Anschluß z. B. an eine gewöhnliche Lichtleitung beigegeben ist, eingeschaltet und in den Fülltrichter Sand geschaufelt, so wird letzterer durch die Fliehkraft radial nach außen gegen die am Umfang der Scheibe befindlichen drei Bolzenreihen geschleudert, preßt sich zwischen denselben hindurch bis zum seitlichen Rande der Blechhaube und gleitet in feinverteiltem Zustande auf den Boden herab, wo er einen kreisförmigen Haufen bildet



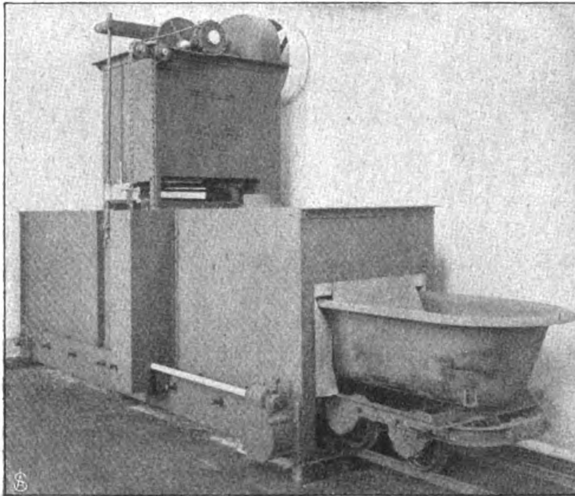
Sandschleudermaschine. (Maschinenfabrik Oerlikon.)

(s. Abbild.) und als gebrauchsfertiges Material entnommen wird. Die im Sand enthaltenen Eisenteilchen sammeln sich in der Mitte der Scheibe und vor den Bolzenreihen an und können von dort nach Abheben des mit Klammern und Handschrauben befestigten Blechdeckels mit Trichter bequem entfernt werden.

Metallbearbeitung.

Maschine zum Putzen von gußeisernen und Badewannen. Jeder Fachmann weiß, wie schwierig es ist, erstklassige emaillierte Badewannen herzustellen und daß hierzu auch eine langjährige Spezialerfahrung gehört. Durch unermüdlichen Fleiß und umfangreiche Versuche ist die heutige Badewannenfabrikation auf eine ziemlich hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht worden. Hieran hat auch der Umstand berechtigten Anteil, daß man der Verbesserung gewisser Nebenarbeiten, die allerdings scheinbar von unter-

geordnetem Wert sind, eine gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Letzteres bezieht sich in erster Linie auf das Putzen und Dekapieren der aus der Form kommenden Gußwannen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Güte einer emaillierten Wanne nicht allein von der Qualität des Emails selbst abhängt, sondern auch davon, wie dasselbe auf der Gußoberfläche haftet, respektive inwieweit eine innige Verbindung zwischen dem Eisen und dem Email zustande kommt. Das gute Anhaften der Emailschicht hängt allein davon ab, daß die Gußoberfläche vor dem Auftragen vollkommen metallisch rein und von anhaftendem Formsand, Oxyd und sonstigen Unreinigkeiten befreit sowie zart, aber dennoch scharfkantig aufgerauht ist. Dieses wird bis heute in einigen Werken dadurch bewirkt, daß die Wannen mit Drahtbürsten abgebürstet und dann in großen Behältern der Einwirkung von Säuren so lange ausgesetzt werden, bis die unsaubere Gußoberfläche vollständig losgelöst ist. Andere Firmen reinigen auch die Wannen mittels

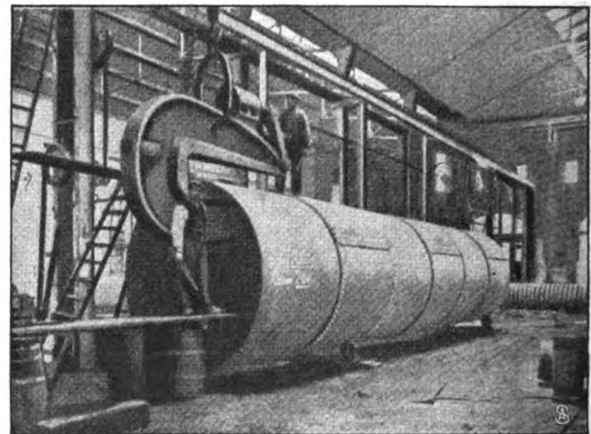


Maschine zum Putzen von gußeisernen Badewannen.
Badische Maschinenfabrik in Durlach.

Sandstrahles, und zwar mit einer von Hand geführten Düse, einem sogenannten Freistrahlgebläse. Nun bringt aber, wie die Gießerei-Zeitung ausführt, das Abblasen der Wannen mit dem Freistrahl größere Nachteile mit sich. Erstens ist zur Bedienung für jede Strahldüse ein Arbeiter nötig, der stark der Belästigung durch Staub und Spritzsand ausgesetzt ist, zweitens bedingt eine derartige Freistrahlgebläseanlage, daß die Putzarbeiten in einem besonderen Blashaus vorgenommen werden, um den beim Arbeiten verbrauchten Sand stets wieder zurückzugewinnen und um ein staubfreies Arbeiten zu ermöglichen. Diese Umstände gaben Veranlassung, nach etwas Besserem und Vollkommenerem zu suchen und eine selbsttätig arbeitende Putz- und Dekapiermaschine für Badewannen zu schaffen, bei der unter Verwendung möglichst weniger Menschenarbeit die Reinigung der Badewannen maschinell erfolgt, und wobei auch ein staubfreies Arbeiten unerläßlich ist. Diese Aufgabe ist in dem in nebenstehender Abbildung dargestellten Badewannen-Putz- und Dekapierapparat einwandfrei gelöst, und hat dies die Praxis bereits glänzend bestätigt. Es sei zunächst noch vorausgeschickt, daß es im allgemeinen nicht erforderlich ist, auch die Außenseiten der Wannen abzustrahlen, denn dieselben kommen so sauber aus der Form, daß der noch eventuell anhaftende Formsand durch leichtes Klopfen mittels eines Holzhammers sofort abfällt oder aber auch mit einer Bürste leicht zu entfernen ist, so daß später ohne weiteres ein Farbenanstrich aufgetragen werden kann. Mit Rücksicht hierauf wird die Putzmaschine vornehmlich nur zum Putzen und Dekapieren des Wandinnern benutzt, jedoch steht auch nichts im Wege, die Außenseiten damit abzustrahlen, indem die Wannen einfach umgedreht auf die Transportwagen aufgelegt werden. Der Sandstrahlapparat, der von der Badischen Maschinenfabrik in Durlach in Baden gebaut wird, besteht im wesentlichen aus einem geschlossenem Blechgehäuse mit darüber befindlichem Sandreservoir und seitlich angebautem Sandelevator, ferner aus einer Transportvorrichtung für die Badewannen und dem beweglichen Düsenmechanismus.

Werkstattechnik.

Dampfdichte Nietung mit Druckluft-Maschinen. Die Einführung des mechanischen Nietverfahrens macht erhebliche Fortschritte. Nicht nur schaffen die Staatsbetriebe fortgesetzt unter Ausschaltung der langsamen und weit weniger verläßlichen Handnietung weitere mechanische Nietmittel an, sondern auch die einschlägigen Industriewerke sehen sich durch den immer schärfer werdenden Konkurrenzkampf geradezu gezwungen, ihre Arbeitsmethoden der Neuzeit anzupassen und rationeller zu gestalten, indem sie für wirkungsvollen Ersatz der Handarbeit bemüht sind. Hierbei machen sich nun, wie Dinglers Polytechnisches Journal schreibt, die hydraulischen elektrischen und pneumatischen Nietmaschinen den Vorrang streitig. Am meisten benachteiligt sind die hydraulischen Maschinen, wenn die Bewegungsmöglichkeit resp. die Transportfähigkeit in Betracht gezogen wird. Die elektrischen Maschinen sind, obgleich sie schon etliche Jahre auf dem Markt sind, doch noch zu wenig eingeführt, um ein vollgültiges Urteil fällen zu können. Sie kommen also noch nicht als ernstlicher Rivale mit in Betracht, obschon nicht abzustreiten ist, daß hier und dort gute Erfolge mit ihnen zu verzeichnen waren. Es konkurrieren demnach zurzeit immer noch die hydraulische und die pneumatische Arbeitsweise miteinander. Das Jahre hindurch gegen die Preßluftmaschinen gerichtete Vorurteil, daß ihre Nietarbeit hinsichtlich der Dichte und Gleichmäßigkeit hinter der hydraulischen weit zurückbleibe, beginnt endlich rapide zu schwinden. Es verdient erwähnt zu werden, daß die Kniehebelmaschinen



Dampfkessel, genietet mit einer „Niles"-Nietmaschine.

der Deutschen Niles-Werkzeugmaschinenfabrik, Oberschöneweide-Berlin, in erstaunlich kurzer Zeit eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben. Diese Maschinen haben in allen Fällen bewiesen, daß es wirklich möglich ist, auf pneumatischem Wege einwandfreie dampfdichte Niete zu pressen.

Elektrotechnik.

Ein neuer Elektrizitätsautomat. Man hat in den letzten Jahren die Popularisierung der Elektrizität dadurch zu fördern gesucht, daß man die Installationsbedingungen dem Konsumenten anpaßte oder Tarifreformen brachte. Zur Popularisierung der elektrischen Beleuchtung trägt entschieden ein wirklich brauchbarer Elektrizitätsautomat bei. Ein neuer, von der Firma B. Ketterer Söhne, Furtwangen i. Schwarzw., fabrizierter Selbstkassierer System Kretz weist, wie wir der Elektrotechnischen Zeitschrift entnehmen, die Nachteile anderer Systeme nicht auf und verdient deshalb erwähnt zu werden. Er besteht aus einem Gehäuse

mit Einwurfschlitz, das an jedem beliebigen vorhandenen Zähler angebracht werden kann. Der Kilowattstundenzähler ist mit dem im Gehäuse befindlichen Automaten mittels eines Paßstückes verschraubt. Durch das Gewicht einer eingeworfenen Münze wird ein in der Verbrauchsleitung liegender Kontakt geschlossen. Ein Münzenträger, der durch seine Welle mit dem Zählwerk des Elektrizitätsmessers verbunden ist, wird durch diesen gedreht und betätigt einen mit Gegengewicht versehenen Schalter, der, falls keine neue Münze vorhanden ist, sich selbsttätig ausschaltet. Legt sich aber eine neue Münze in den Ausschnitt des Münzträgers, so wird der Hebel in der Kontaktlage gehalten, und es findet keine Unterbrechung statt. Ein Vorteil des Apparates ist, daß beliebig viele Münzen eingeworfen werden können, die der Konsument so lange durch eine Glasscheibe sehen kann, bis sie verbraucht sind. Der Eigenverbrauch des Apparates ist gleich null. Solange der Münzvorrat nicht erschöpft ist, erfolgt ununterbrochen Stromlieferung. Da der Münzvorrat durch die Glasscheibe zu sehen ist und erst in den Münzbehälter gelangt, wenn er jeweils gegen Strom eingelöst wird, fällt jedes Zählwerk in dem Automaten weg, denn Zählerstand und Bestand im Münzbehälter müssen miteinander jederzeit korrespondieren. Der Stromtarif kann durch einfaches Auswechseln der beiden Preisräder leicht an Ort und Stelle geändert werden. Beim Elektrizitätswerk Straßburg sind seit zwei Jahren Kretzsche Selbstkassierer in Benutzung. Bis jetzt haben sich hierbei noch keine Nachteile gezeigt. Es sind keinerlei Reparaturen notwendig geworden, auch ist der Konsum in Anlagen, die ihn verwenden, höher als in Wohnungen gleicher Art, Zimmer- und Lampenzahl, die keinen solchen Zähler besitzen. Auch die Ablesung und Verrechnung geschieht auf die denkbar einfachste Weise nach einem besonderen geschützten Verfahren. Im Ablesebuch wechseln weiße und grüne Felder von links nach rechts miteinander ab. In die weißen Felder trägt der ablesende Beamte die Tatbestände ein, das Datum, den in der Kasse vorgefundenen Betrag und den Zählerstand. Außerdem wird der Verbrauch eingetragen, der aus einer Münz- und Stromvergleichstabelle bequem ersichtlich ist. Er ergibt sich, indem der Strompreis durch den in der Kasse vorgefundenen Betrag dividiert wird. Man erhält hier also den berechneten Verbrauch in Kilowattstunden.

Motortechnik.

Das Motorpflugwesen vom Standpunkte der Industrie

Über Motorpflüge veröffentlicht Herr Professor Dr. Martiny



Motorpflug, System Deutz.

in Halle in der Zeitschrift „Der Motorwagen“ eine eingehende Abhandlung. Die Betrachtungen zeigen, daß der Motorpflug wirtschaftlich berechtigt ist, und daß der Bedarf an Motorpflügen in Deutschland und im Ausland eine erhebliche Größe erreicht. Unter den Motorpflügen ahmt das System von Hartmann das Einmaschinensystem nach. Der Vorteil des Systems liegt darin, daß der Motor zum Herausziehen von Rübenwagen aus durchweichten Feldern geeignet erscheint, daß kein Arbeitsverlust durch das Fahren des Motors entsteht und daß das bei jedem Schlepper zu befürchtende Ausrutschen von Triebrädern nicht in Betracht kommt. Aber das System braucht mehr Bedienung als ein solches, bei dem der Motorwagen übers Feld fährt; es ist auch weniger beweglich; so kann man z. B. nicht zwischen den stehenden Getreidemandeln schälen; das Auslegen des Seiles macht Umstände; in bergigem Gelände erscheint der Betrieb nicht möglich. Die Gasmotorenfabrik Deutz suchte die Vorteile des Seiles beizubehalten und seine Nachteile zu verringern, indem sie das Seil fest auf dem Boden hinlegte, es an beiden Seiten verankerte und den Motorwagen sich nach Art der Kettenschiffahrt am Seile entlangziehen ließ. Gegenüber dem Hartmannschen System hat das Deutzer System den Vorteil, daß der Motorpflug beweglicher ist, indem er unter günstigen Verhältnissen ohne Seil fahren kann. Aber der Arbeitsverlust ist größer als beim Hartmannschen System. In der bisherigen Ausführung war der Motorpflug zu kompliziert und zu teuer, zeigte außerdem auch einige Mängel im Betriebe und konnte sich infolgedessen bisher noch nicht in die Praxis einführen.

Ausstellungswesen.

„Ala“. Die Allgemeine Luftfahrzeug-Ausstellung Berlin 1912, die am 3. April im Beisein des eifrigen Förderers der deutschen Flugtechnik, des Prinzen Heinrich von Preußen, in den Ausstellungshallen am Zoo feierlich eröffnet wurde, ist nicht bloß eine gewöhnliche Schau, die das große Publikum mit dem Stande unserer jüngsten Industrie, der Flugtechnik, bekanntmachen soll, sondern diese Ausstellung der Flugzeugindustrie ist vor allem auch eine deutliche Mahnerin an das deutsche Volk und eine Verkündung einer neuen Zeit, der, wie der Herzog von Ratibor bei seiner Eröffnungsrede betonte, das Luftschiff und das Flugzeug den Stempel aufdrücken. Aus den kleinen Anfängen einzelner Konstrukteure, die man noch vor wenigen Jahren als Phantasten oder gar als lebensmüde Menschen betrachtete, ist in kurzer Zeit eine junge, kräftige, sich nach Taten

sehnende Industrie emporgewachsen, die nach ihren glänzenden Erfolgen im vergangenen Jahre geradezu nach einer Gesamtausstellung drängte. Die junge deutsche Flugindustrie, deren Lebens- und Entwicklungsfähigkeit noch immer von so vielen Menschen angezweifelt wird, will auf dieser Allgemeinen Luftfahrzeug-Ausstellung dem größeren Publikum beweisen, daß sie nicht bei den kleinen, wenig Erfolg verheißenden Anfängen stehengeblieben ist, sondern daß sie mit allen Kräften vorwärtsgeschritten ist, und daß sie vor allem den Vorsprung, den seither die Flugzeugindustrien anderer Staaten innegehabt haben, längst eingeholt hat; ja daß ihr sogar in nicht mehr langer Zeit ausschließlich die Zukunft gehören wird.

Landwirtschaftliche Ausstellung Prag Mai 1912. Die Landwirtschaftliche Zentralgesellschaft für das Königreich Böhmen veranstaltet ihre alljährliche Landwirtschaftliche Ausstellung in Prag diesmal in der Zeit vom 15. bis 19. Mai. Wenngleich diese Ausstellungen immer noch — freilich nicht mehr so ausschließlich wie früher — vorwiegend tschechischen Charakter tragen, haben sich in den letzten Jahren doch eine Reihe bedeutender deutscher Firmen beteiligt. Wie wir weiter hören, wird man besondere Aufmerksamkeit den Motorpflügen zuwenden, für die bisher drei Firmen angemeldet haben sollen. Insoweit es die Verhältnisse gestatten, wird auch ein Probepflügen veranstaltet werden. Mehrere Spezialfirmen, die sich mit der Einrichtung von Futterdörren, namentlich Kartoffeldörren, befassen, sollen zur Beteiligung eingeladen werden. Zwecks eventueller späterer Gründung eines Museums für Landeskultur ist übrigens auch eine „Sonder-Ausstellung alter landwirtschaftlicher Gegenstände" beabsichtigt. Die Ausstellungsdrucksachen sowie Berichte über die beiden letztjährigen Veranstaltungen liegen in der Geschäftsstelle der „Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie (Berlin NW, Roonstraße 1) vor.

Landwirtschaftliche Ausstellung Wien 1913. Die k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien plant für das Frühjahr 1913 eine große Reichsausstellung in Wien, die den Namen „Österreichische und Ungarische Zucht- und Nutzviehausstellung" führen wird und auf dem sogenannten Pferdeausstellungsplatze in der Nähe der Rotunde, der Eigentum der VI. Sektion der Gesellschaft ist, veranstaltet werden soll. Laut Auskunft der Ständigen Österreichischen Ausstellungskommission in Wien wird die Ausstellung Zuchtmaterial an Rindern, Schafen, Schweinen, Geflügel und Kaninchen zur Schau bringen und außerdem landwirtschaftliche Maschinen und Gebrauchsgegenstände umfassen. Als Termin wird vorläufig der Monat Mai 1913

bezeichnet. Die Zucht- und Nutzvieh-Ausstellung dürfte vier Tage, die damit verbundene Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen eventuell etwas länger dauern. Ausstellungsprojekte sind noch nicht erschienen. Wie das Kaiserlich Deutsche Konsulat in Wien an die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" bekanntgibt, ist die Austellung international geplant. Weitere Mitteilungen bleiben vorbehalten.

Landwirtschaftliche Ausstellungen in Australien. Für die weiteren diesjährigen landwirtschaftlichen Ausstellungen in Australien sind, wie der Handelssachverständige beim Kaiserlich Deutschen Generalkonsulat für Australien in Sydney an die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" bekanntgibt, bis jetzt folgende Termine festgesetzt: Brisbane 12. bis 17. August, Melbourne 2. bis 7. September.

Eine Ausstellung für Mondbeobachtung 1912. Die Astronomische Gesellschaft in Barcelona, der außer Gelehrten auch angesehene Privatleute angehören, will, wie das Kaiserliche Generalkonsulat in Barcelona an die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" bekanntgibt, vom 15. Mai bis 15. Juni 1912 in der Universität zu Barcelona eine Ausstellung veranstalten, die in erster Linie einen Ueberblick über die derzeitige Kenntnis des Mondes geben, auf Anregung von Fachfirmen jedoch auch astronomische Instrumente umfassen soll. Laut Mitteilung des Sekretärs der Gesellschaft haben bereits gegen 50 wissenschaftliche Vereinigungen und Institute, darunter einige deutsche Sternwarten, ihre Beteiligung zugesagt. Auch einige bedeutende optische Fabriken sollen sich für die Veranstaltung interessieren, so auch eine erste deutsche Firma. Der Ruf der veranstaltenden Gesellschaft scheint eine einwandfreie Durchführung des Unternehmens zu gewährleisten, seine Bedeutung dürfte indessen mehr auf wissenschaftlichem als auf industriellem Gebiet liegen. Die Frist zur Einsendung von Ausstellungsgegenständen läuft am 1. Mai ab.

Ausstellung für angewandte Elektrizität, Haag, Juni 1912. Im Anschluß an frühere Informationen macht die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" darauf aufmerksam, daß bei der Ausstellung für angewandte Elektrizität, die der Niederländische Industrie-Verein (Maatschappij van Nijverheid) in der Zeit vom 8. bis 23. Juni d. J. im Haag veranstaltet, und deren Leitung zuverlässigen und angesehenen Personen anvertraut ist, trotz des nationalen Charakters und der nur lokalen Bedeutung

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

doch auch ausländische Aussteller zugelassen werden, unter denen seitens der Ausstellungsleitung namentlich auf deutsche gerechnet wird.

Sportausstellung in Nymwegen 1912. Vom 1. Juli bis 2. September 1912 findet in Nymwegen eine Sportausstellung statt, durch die man vornehmlich die Sportindustrie fördern und den Fremdenverkehr heben will. Mit der Ausstellung, deren Bauten von einer bekannten süddeutschen Firma übernommen wird, wird auch ein Vergnügungspark „Alt-Heidelberg“ verbunden sein. Das Ehrenkomitee, an dessen Spitze der Bürgermeister von Nymwegen steht, setzt sich aus angesehenen Persönlichkeiten der Stadt zusammen. Zur Kostendeckung soll ein Garantiefonds von 40—45,000 Gulden gebildet werden.

Geschäftliche Notizen.

Unaufhaltsam bereitet der Lenz, der langersehnte, seinen Einzug vor. Um diese Zeit tritt in den meisten Haushaltungen die Notwendigkeit von Anschaffungen mancherlei Art in den Vordergrund, wobei sich nicht selten Schwierigkeiten wegen der Wahl der geeignetsten Bezugsquellen ergeben. Diesen entgeht man am leichtesten, indem man seine Aufträge vertrauensvoll dem in den weitesten Kreisen aufs vorteilhafteste bekannten Versandgeschäft Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz überweist, das soeben seine neue Preisliste zur Ausgabe gebracht hat und sie auf Verlangen jedermann kostenfrei zusendet. In geradezu überraschender Reichhaltigkeit finden sich darin alle diejenigen Artikel verzeichnet, die für jeden Haushalt unentbehrlich sind, daneben aber noch in den verschiedensten Preislagen eine ganze Reihe von Gegenständen, die sich zu Geschenkzwecken eignen. In dem weitausgedehnten Kundenkreise der Firma herrscht nur eine Stimme des uneingeschränktesten Lobes hinsichtlich der Güte und Preiswürdigkeit der gelieferten Waren. Dabei werden solche, die nicht den vollen Beifall des Bestellers finden, ohne weiteres zurückgenommen oder umgetauscht. Man möge sich daher ungesäumt eine Preisliste kommen lassen.

Hängegasglühlichtbrenner mit Glasglocke und Schornstein aus einem Stück. In der Ausgestaltung der Gasglühlicht-Invertbrenner ist, um dieselben in dekorativer Hinsicht den elektrischen Glühlampen näher zu bringen, in den letzten Jahren viel geleistet worden, und sowohl unsere modernen Gasglühlichtkronen wie auch die Einzellampen zeigen heute ein ganz anderes Aussehen als in den Anfängen der Gasglühlicht-Invertbeleuchtung. Besondere Schwierigkeiten waren bei der Formgebung und dekorativen Ausstattung der Invertlampen, hinsichtlich der Schornsteine, wie solche fast ausnahmslos wegen des verhältnismäßig geringen Gasdruckes sich nötig machen, zu überwinden, um in Verbindung mit der Gasglocke eine gute Wirkung für das Auge zu erzielen. Die Favorit-Brenner-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 9, Potsdamer Str. 134a, kommt nun in dieser Saison mit einer neuen Invertlampe „Treibel-Licht“ heraus, bei welcher nicht, wie bisher, die Lampen aus zwei getrennten und aus verschiedenen Materialien hergestellten Teilen, Schornstein und Glasglocke, besteht, sondern beide sind aus einem Stück (Milchglas, Klarglas usw.) hergestellt, so daß nicht nur die dekorative Wirkung eine sehr gute ist, sondern auch die durch die bisherige Schraubenaufhängung der Glocke sich ergebenden, obengenannten Mißstände beseitigt werden. Die vorstehende

Schnittzeichnung läßt das Wesen der neuen Invertlampe gut ersehen. Ein aus Milchglas oder ähnlichem Material hergestellter Körper dient zugleich als Glocke und Schornstein; der Brenner und die sonstigen Innenteile sind, mit Ausnahme der Düse, aus Stahlblech hergestellt, welches wesentlich widerstandsfähiger ist als Messingblech. Besonders einfach und sicher ist die Aufhängevorrichtung für den Glaskörper am Brenner. Infolge der einfachen Konstruktion der neuen „Treibellampe" stellt sich deren Preis niedriger als bei den andern Invertgasglühlichtlampen. Auch die Lichtverteilung ist günstiger geworden, da durch den Fortfall des Metallmantels auch die obere Hemisphäre mitbeleuchtet wird. Für Laternen und Transparente ist dies von größter Wichtigkeit, und der Effekt wird durch eine Klargasglocke, welche für diese Zwecke geführt wird, noch erhöht, so daß die Wirkung, da jeder Schatten beseitigt, eine ganz imposante ist.

Münchener Schinken, die in Güte und Geschmack ganz hervorragend sind und an Qualität auch durch einen mehrmonatigen Transport nicht das geringste einbüßen, dürften gewiß das Interesse auch unserer im Auslande lebenden Leser erregen und ihren Anreiz wohl auf niemand verfehlen. Ein derartiges Erzeugnis wird von Andreas Sieber, Wurst-, Fleischwaren- und Konservenfabrik, K. B. Hoflieferant, München X, hergestellt, einer Firma, deren Leistungsfähigkeit in allen Arten der von ihr verfertigten Artikel rühmlichst bekannt ist, und deren obenerwähnte Konservenschinken ihren Ruf bereits weit über die deutschen Grenzpfähle getragen haben. Als Beweis für die Vorzüglichkeit dieser Dosenschinken mag die Tatsache gelten, daß der Versand nach der Schweiz, Italien usw., welcher jetzt schon einen beträchtlichen Umfang einnimmt, sich fortdauernd in steigendem Maße weiter entwickelt und die französische Riviera mehrmals jährlich sogar waggonweise damit versorgt wird, gewiß ein beredtes Zeugnis für die Beliebtheit, die sich diese Schinken im Auslande so rasch zu erringen wußten. Für die äußerst lange Haltbarkeit derselben spricht ferner der Umstand, daß obige Fabrik in jüngster Zeit nicht nur nach Nordafrika und Kleinasien, sondern auch nach Nordamerika, Indien usw. zu exportieren Gelegenheit hatte.

Empfehlenswerte Bezugsquellen für Maschinen und Apparate für Brauerei-Einrichtungen: Schroterei und Mälzerei: Amme, Giesecke & Konegen, A.-Ges., Braunschweig; Mühlenbauanstalt vorm. Gebr. Seck, Dresden; Maschinenfabrik und Mühlenbauanstalt G. Luther A.-Ges., Braunschweig; Maschinenfabrik J. A. Topf & Söhne, Erfurt; Maschinenfabrik C. G. W. Kapler, A.-Ges., Berlin. — Sudhaus: Maschinenfabrik F. Weigel Nachf., Mittelneuland; Maschinenfabrik Germania, Chemnitz; Maschinenfabrik F. Ergang, Magdeburg; Maschinenfabrik Stieberitz & Müller, Apolda; Maschinenfabrik L. A. Riedinger A.-Ges., Augsburg; Maschinenfabrik vorm. Gebr. Guttsmann, Breslau; Maschinenfabrik A. Ziemann, Feuerbach-Stuttgart. — Kellereimaschinen: Maschinenfabrik, Filter- und Bautechnische Maschinenfabrik A.-Ges. vorm. L. A. Enziger, Worms a. Rh.; Maschinenfabrik Jacob Beinach & Co., Heidelberg; Maschinenfabrik Boldt & Vogel, G. m. b. H., Hamburg; Justus Chr. Braun, A.-Ges., Nürnberg; H. Bromisch, Nürnberg; Holstein & Kempter, Konstanz; R. A. Knöllner, Magdeburg; Carl Crohn, G. m. b. H., Mannheim; C. A. Neubecker, Offenbach a. M.; Ortmann & Herbst, Hamburg; Gebr. Schäfflers, Berlin. — Eisenfässer: F. Ergang, Magdeburg; A. Ziemann, Feuerbach-Stuttgart; Deutsche Stahlbottichges. m. b. H., Ahlen i. W.; Pfaudler-Werke A.-Ges., Schwetzingen (Baden); Eisenhüttenwerk, Thale a. Harz; Schwelmer Eisenwerk, Müller & Co., Schwelm i. W.

DIE·WOCHE

Nummer 17. Berlin, den 27. April 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

18. April.

Die neugewählte türkische Deputiertenkammer wird mit Verlesung einer Thronrede eröffnet, in der es heißt, daß die Türkei den Frieden wünsche, aber nur unter Wahrung ihrer Souveränitätsrechte.

Vor der Insel Lemnos erscheinen 28 italienische Kriegsschiffe. Einige von ihnen gehen nach Samos, andere nach Rhodos, acht nach den Dardanellen, wo sie die am Eingang der Meerenge gelegenen türkischen Forts Kum-Kalesi, Oranie und Seddil-Bahr beschießen. Infolgedessen wird die Schiffahrt durch die Dardanellen vollständig gesperrt.

Aus Tanger wird gemeldet, daß in Fez ein sehr beträchtlicher Teil der eingeborenen Hilfstruppen gemeutert und die Mehrheit der Bevölkerung sich ihnen angeschlossen habe.

19. April.

In Berlin stirbt an seinem 75. Geburtstag der Großindustrielle und Landtagsabgeordnete Graf Douglas (Port. S. 692).

Kaiser Franz Josef ernennt den bisherigen Handelsminister Lukacs zum ungarischen Ministerpräsidenten (Portr. S. 692).

Aus Marokko wird gemeldet, daß die meuternden Truppen in Fez den Sultan in seinem Palast belagern, und daß mehrere französische Offiziere getötet wurden.

Der Dampfer „Carpathia" trifft mit 710 Geretteten von der „Titanic", die zum Teil schwer erkrankt sind, in Neuyork ein. Die Zahl der bei dem Untergang der „Titanic" Umgekommenen wird auf 1610 angegeben.

20. April.

Im Reichstag teilt der Staatssekretär des Innern mit, daß die Regierung mit den großen Reedereien in Verhandlungen über Maßnahmen zur größeren Sicherheit der Menschen auf Schiffen eingetreten sei.

Der Aufstand in Marokko breitet sich aus; in Fez dauert der Kampf fort. Französische Artillerie beschießt das Viertel, in dem sich die Aufständischen zusammengezogen haben.

21. April.

Aus Fez kommt die Nachricht, daß sich die Führer der Aufständischen, nach erfolgreichem Sturm der französischen Truppen auf die Stadt, unterworfen haben.

Bei der Untersuchung der „Titanic"-Katastrophe wird festgestellt, daß der Dampfer Southampton verlassen hat, während Feuer in seinem Kohlenraum wütete.

22. April.

Im Reichstag beginnt die erste Lesung der Wehrvorlagen. Der Reichskanzler führt in seiner einleitenden Rede aus, daß die Gesetzentwürfe nicht im Hinblick auf eine unmittelbar drohende Gefahr eingebracht seien. In der augenblicklichen europäischen Situation liege kein Grund für uns zur Beunruhigung vor.

Aus Fez wird gemeldet, daß bei dem Aufstand und den nachfolgenden Kämpfen 68 Franzosen getötet und 74 verwundet wurden.

23. April.

Aus England kommt die Meldung, daß der Aviatiker Wilson zum erstenmal von England nach Irland geflogen ist.

In Bamberg stirbt, 69 Jahre alt, der Erzbischof Friedrich Philipp von Abert.

24. April.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß der Kongreß nach erregten Debatten ein Gesetz angenommen hat, das die Regierung zu einer Vermehrung des Heeres um 60000 Mann ermächtigt.



Die Dampferwege zwischen dem Englischen Kanal und Neuyork in ihrer Abhängigkeit von den Naturverhältnissen des Meeres.

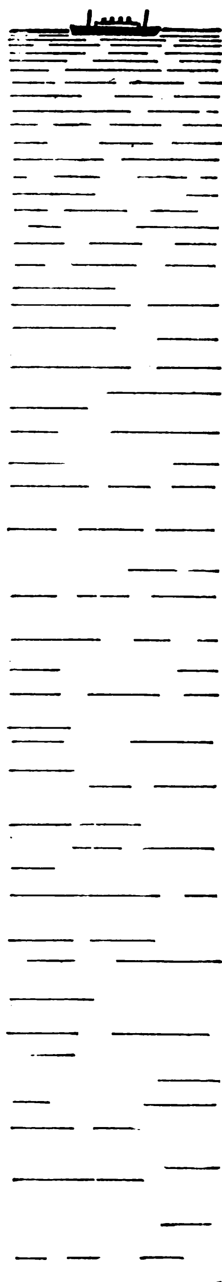
Von Prof. Dr. Gerhard Schott,
Abteilungsvorstand bei der Deutschen Seewarte in Hamburg.

„Wir sind gezwungen, einem jener fürchterlichen Ereignisse gegenüberzutreten, die manchmal im Rat der Vorsehung beschlossen sind, und die all unsere Voraussicht zunichte machen, die die ausschweifendste Phantasie nicht auszudenken vermag, die uns empfinden lassen, wie arm unsere Worte sind, wenn wir in einem solchen Augenblick sagen wollen, was wir fühlen."

Premierminister Asquith im Unterhause zu London am 16. April 1912 anläßlich des Untergangs der „Titanic".

Wenn die gleich am Beginn der Meldungen gekommene Nachricht über den Ort der Katastrophe der „Titanic" zuverlässig ist, so sank der englische Riesendampfer „Titanic" der White Star Line nach seinem Zusammenstoß mit einem Eisberge in eine Tiefe von etwa 3700 Meter unter 41° 46′ nördlicher Breite und 50° 16′ westlicher Länge von Greenwich; diese Stelle liegt genau auf dem für diese Jahreszeit den großen Post- und Schnelldampfern vorgeschriebenen und durch internationale Vereinbarung zwischen den beteiligten Dampfschiffahrtsgesellschaften festgelegten Weg. Auch der den Schiffahrtverhältnissen Fernstehende wird von vornherein zugeben, daß bei der Festlegung der transatlantischen Dampfschiffswege zwischen dem Englischen Kanal und Neuyork in denkbar sorgfältigster Weise alle Naturbedingungen des Meeres, die irgendwie auf die Förderung oder Sicherung der Reisen

Einfluß haben können, seinerzeit Berücksichtigung gefunden haben; dies liegt ja im ureigensten Interesse der Schiffahrtsgesellschaften. Wenn gleichwohl an dieser Stelle eine derartige Katastrophe stattgefunden hat, so befinden wir uns eben einem Ereignis gegenüber, das in diesem besonderen Fall alle unsere Voraussicht zunichte gemacht hat.



1. Die „Titanic" im richtigen Größenverhältnis zu der Tiefe, in die sie versunken ist.

Es empfiehlt sich, um eine sachlich begründete Stellungnahme zu dem fürchterlichen Vorgang da draußen auf der Hochsee des Atlantischen Ozeans zu gewinnen, zunächst einmal zuzusehen, wie denn diese vereinbarten Schiffswege zwischen der Westküste Europas und der Ostküste Nordamerikas verlaufen, und mit welchen natürlichen Verhältnissen im Meer und in der Atmosphäre normalerweise dabei zu rechnen ist. Der Europa und Amerika verbindende Riesenverkehr spielt sich in der Hauptsache zwischen 50° und 40° nördlicher Breite ab; der Ausgang des Englischen Kanals bei den Scilly-Inseln liegt unter etwa 50° nördlicher Breite, Neuyork auf rund 41° nördlicher Breite. Der kürzeste, an sich mögliche Weg würde dementsprechend in unmittelbarer Nähe von Kap Race, dem südlichsten Punkt von Neufundland, recht über die Neufundlandbank hinwegführen; er wird aber im allgemeinen nicht benutzt, außer in besonders günstigen Monaten und Jahren, besonders von Frachtdampfern und solchen, die nach dem St.-Lorenz-Golf bestimmt sind. Denn dieser kürzeste Weg führt für große Strecken durch Meeresgebiete, in denen Eis und Nebel besonders häufig sind; die Nähe des Landes steigert die Gefährlichkeit des Nebels. In unserer Abbildung 1 ist diese Route daher garnicht eingetragen.

Die fest vereinbarten Wege verlaufen sämtlich südlicher, sind dafür aber länger; es sind zwei verschiedene zu unterscheiden, nämlich die Wege der eis- und nebelarmen Zeit, die von Mitte August bis Mitte Januar in Betracht kommen, und die der eis- und nebelreichen Zeit, die von Mitte Januar bis Mitte August befahren werden. Die erstgenannten führen noch über die Neufundlandbank, aber nur über deren mittleren und südlichen Teil hinweg, wo Tiefen von 30 bis 100 Meter vorkommen. Die letztgenannten bleiben ständig über der atlantischen Tiefsee von mehreren tausend Meter Wasser und führen die westwärts bestimmten Dampfer nach 42° nördlicher Breite unter 47° westlicher Länge, die ostwärts bestimmten nach 41° nördlicher Breite unter 47° westlicher Länge; dies sind die Stellen, wo in der Abb. die Kurslinien den Knick aufweisen. Wir sehen zugleich, daß, wenn man so sagen soll, über den Ozean eine Art Doppelgleis vorgesehen ist, auf dem ein Rechtsfahren stattfindet, etwa so wie auf unseren Eisenbahnen; nur beläuft sich der Abstand der Gleise von einander meistens auf 40—60 Seemeilen oder 80 bis 110 Kilometer*), während sie bei den Scilly-Inseln und vor Neuyork zusammentreffen. Diese räumliche Trennung der ausgehenden, d. h. nach Neuyork fahrenden, von den heimkehrenden Dampfern ist begreiflicherweise von der Absicht diktiert, in unsichtigem Wetter die Kollisionsgefahr von Schiffen untereinander zu vermeiden; der Abstand der Westrouten von den Ostrouten ist auf der andern Seite nicht so groß, daß nicht im Fall von Seenot tunlichst schnell ein Dampfer in den Weg der entgegenkommenden Dampfer sich begeben oder er selbst von diesen erreicht werden könnte.

Rechnen wir von Bremerhaven oder Cuxhaven aus, so beträgt die Gesamtentfernung von diesen Häfen durch den Englischen Kanal bis nach Neuyork an Kap Race vorbei (dem an sich möglichen kürzesten Weg) 3523 Seemeilen. Die tatsächlich während der eis- und nebelarmen Zeit über die Neufundlandbank befahrenen „nördlichen" Wege verlangen westwärts 3527, ostwärts 3553 Seemeilen, also 4 bzw. 30 Seemeilen mehr. Die während der eis- und nebelreichen Zeit befolgten „südlichen" Wege erfordern das Abdampfen von 3622 Seemeilen in Westrichtung, von 3663 Seemeilen in der Ostrichtung, also 99 bzw. 140 Seemeilen mehr als der allerkürzeste mögliche Weg. Es werden somit regelmäßig Umwege bis zu 140 Seemeilen oder 252 Kilometer gefahren, nur, um der gefährlichen Eis- und Nebelregion möglichst fernzubleiben; und die Kapitäne aller großen Schiffahrtsgesellschaften, die der Vereinbarung beigetreten — dazu gehören alle, die Passagiere regelmäßig befördern — sind strengstens angewiesen, den beschriebenen Wegen jeweils zu folgen, und sie dürfen nur in Fällen höherer Gewalt davon abgehen.

Was nun die Naturverhältnisse der kritischen Strecke der Reise, d. h. der amerikanischen Hälfte, insbesondere der Neufundlandgegend, betrifft, so haben wir es im wesentlichen mit zwei Wasserarten zu tun. Der Golfstrom führt vergleichsweise warmes blaues Wasser ostwärts (s. die Strompfeile der Abb. 3), der Labradorstrom führt kaltes, oft eiskaltes Wasser von Nordwesten her, besonders an der Ostseite der Neufundlandbank hinab nach Südosten und Süden, direkt in die linke Flanke des Golfstromes hinein, so daß auf 45 bis 50 Grad Länge, namentlich auf 48 Grad Länge das kälteste Wasser angetroffen wird, in schroffem Wechsel mit warmem. So liegen für den Monat April in dem Eingradfeld 41 bis 42 Grad nördlicher Breite, 50 bis 51 Grad westlicher Länge, wo die „Titanic" sank, Temperaturmessungen des Wassers vor, die zwischen 1,4 Grad und 18 Grad schwanken, und wenig nördlicher sind im April gelegentlich noch Wassertemperaturen von —1,5 Grad beobachtet worden.

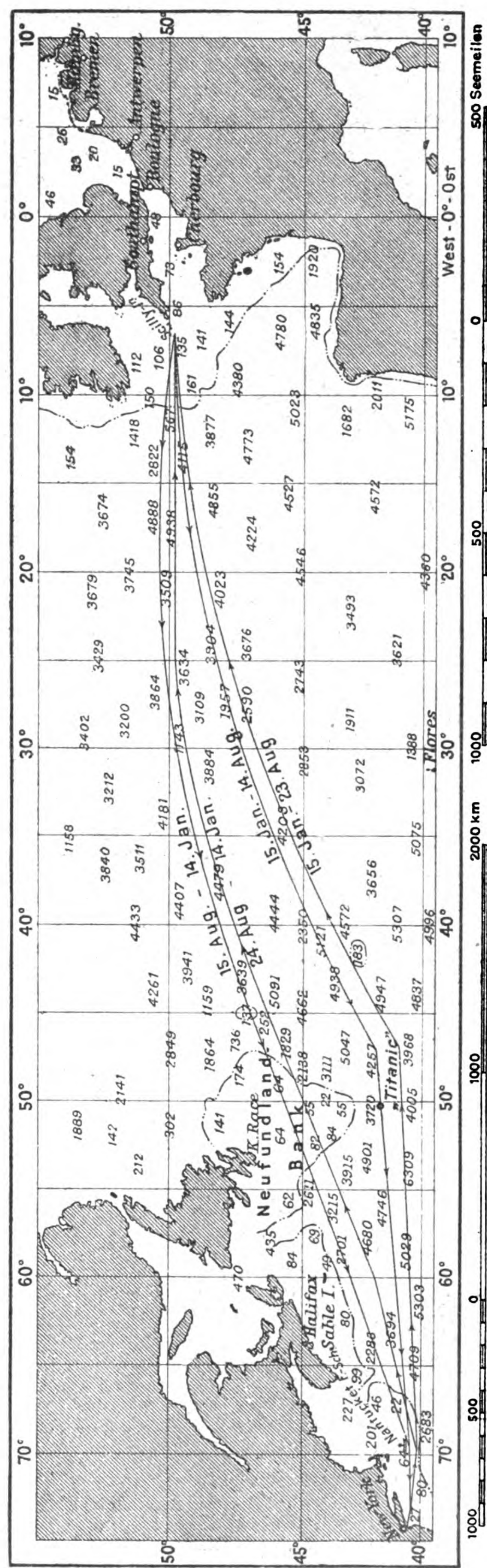
Der Labradorstrom führt nun auch das Eis mit sich; die mittlere, also im Lauf vieler Jahre durch-

*) 1 Seemeile = 1,852 Kilometer.

schnittlich vom Treibeis erreichte Südgrenze wird für die in Betracht kommenden Monate durch die starken Linien der Abb. 3 gekennzeichnet. Im allgemeinen beginnt das Eis schon im Januar vorzudringen, um im Mai und Juni seine größte Ausdehnung und seine südlichsten Positionen einzunehmen; den Grenzen dieser Monate entsprechen die voll durchgezogenen Linien. Der Rückzug des Eises erfolgt dann meist recht schnell, besonders vom Juli ab, und schon im August trifft man südlich von 45 Grad nördlicher Breite in den meisten Fällen wenig oder kein Eis mehr an; dies ist dann die Zeit, von der ab die sogenannten „nördlichen“ Wege wieder befahren werden dürfen.

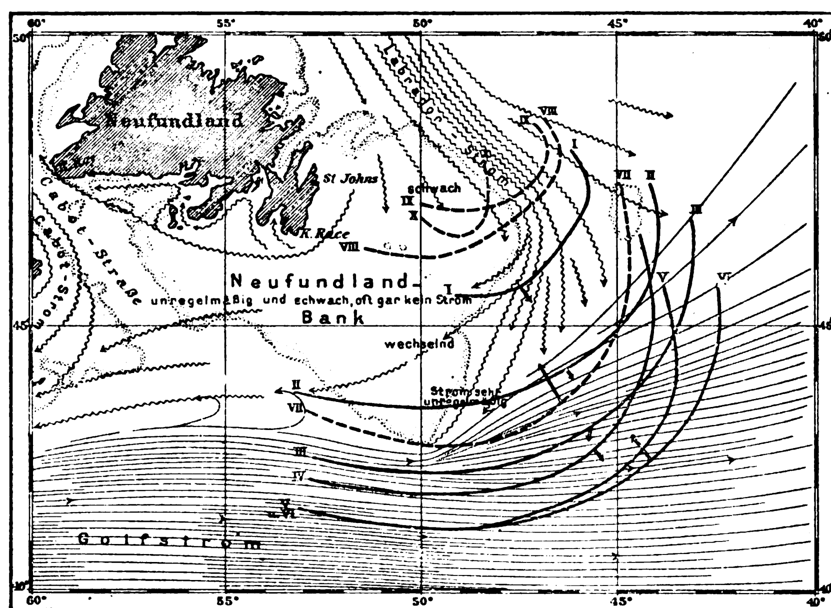
Daß überhaupt das Eis hier auf der amerikanischen Hälfte des Ozeans alljährlich so weit nach Süden kommt, bis auf Breiten, die der von Neapel entsprechen, hängt wesentlich mit den Strömungen, aber auch mit den allgemeinen klimatischen Verhältnissen zusammen. Wir haben zweierlei Arten von Eis zu unterscheiden, nämlich das aus Meerwasser hervorgegangene Feldeis und das von Gletschern, also von Süßwassereis stammende Bergeis, so genannt, weil es meist in der Form mehr oder weniger großer Eisberge auftritt. Natürlich können Bruchstücke des harten Gletschereises, also die Reste von Eisbergen, auch sehr klein sein; dann wird das äußere Ansehen dieser Eisreste manchmal nicht leicht den Ursprung verraten, doch sind gerade diese kleinen Reste, da sie nicht weit zu sehen sind, zumal in dunstiger Luft oder in der Nacht, besonders gefährlich. Das Feldeis stammt hauptsächlich aus den Fjorden und von den Küsten Labradors, wo die schweren Winde des Winters und die Strömung es im Dezember und Januar in Bewegung setzen; schon nach kurzer Reise taucht es im Februar und März an der Nordgrenze der Schiffahrtswege auf und erreicht in diesen Monaten sofort den Höhepunkt seines Auftretens. Als niedriges Schollenеis schiebt es sich hin und her, oft unabsehbare, niedrige Eisfelder bildend; es treibt natürlich auch ohne weiteres auf die seichteren Teile der Neufundlandbank. Anders das Bergeis. Hoch im Norden, nördlich von 70 Grad nördlicher Breite, in den innersten Buchten der westgrönländischen Fjorde, entstehen durch Abbruch von den daselbst mündenden Gletschern die Eisberge; hier liegt die Geburtstätte dieser Riesenkinder des Inlandeises, die oft eine Höhe bis zu 30 Meter über Wasser erreichen und kilometerlang sein können. Wenn auch die von den südpolaren Gewässern bekannten, ungeheuren Dimensionen antarktischer Eisberge nicht erreicht werden, so stellen doch Berge von nur, sagen wir, 300 Meter Länge und 20 Meter Höhe, wie sie in der Neufundlandgegend häufig sind, eine derartige Eismauer dar, daß jedes Schiff an ihr zugrunde gehen kann, sobald es in voller Fahrt dagegen stößt. Nicht selten ragt auch, unsichtbar, unter Wasser ein sogenannter Eisfuß weit hinaus; auf ihn kann, wenn das Unglück es will, der Dampfer wie auf ein Riff hinauflaufen, und nach neusten Berichten scheint ja bei der „Titanic“ etwas Aehnliches vielleicht vorzuliegen.

Wir müssen bedenken, daß fünf Sechstel bis sechs Siebentel der gesamten Eismasse unter Wasser sich befinden, ein Eisberg von 20 Meter Höhe über dem Wasser tatsächlich also 130 bis 140 Meter mächtig ist, woraus zugleich folgt, daß die Eisberge im wesentlichen den Meeresströmungen folgen. Und aus diesem Grund



Die Pfeilspitzen geben die Fahrtrichtung an, die Zahlen die Meerestiefen in Meter. ● „Titanic“ ist die Stelle, wo der Dampfer „Titanic“ untergegangen ist.

2. Die vereinbarten Dampferwege zwischen dem Englischen Kanal und Neuyork.



——— Golfstrom, ~~~~> Labrador- u. Cabotstrom { Je dichter die Stromlinien, desto größer die Geschwindigkeit.

——— I, II u.s.w. mittlere Treibeisgrenzen im Januar, Februar u.s.w. (Periode des Vordringens).

– – – VII, VIII u.s.w. " " " Juli, August u.s.w. (Periode des Rückzuges).

Die Pfeile an diesen Grenzen zeigen die Richtung des Vordringens und Zurückweichens, außerdem auch (durch ihre relative Länge) die Geschwindigkeit dieser Bewegungen an.

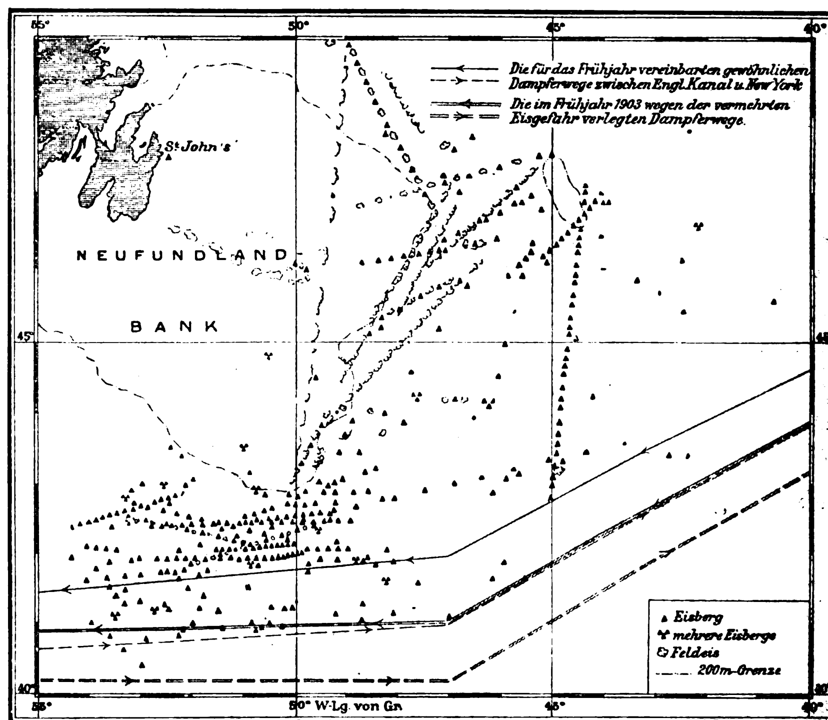
3. Strom- und Eisgrenze bei Neufundland.

(Nach dem von der deutschen Seewarte in Hamburg herausgegebenen Dampferhandbuch für den Atlantischen Ozean.)

wieder häufen sich die Berge gerade im Grenzgebiet der kalten und warmen Strömung an. Die Eisberge treiben hauptsächlich im tiefen Wasser; die Neufundlandbank selbst können die meisten wegen ihrer zu großen Tauchtiefe nicht überschreiten, sie stranden dann an der Ostkante der Bank. Die durchschnittliche südliche Grenze des Eises überhaupt verläuft von etwa 42° nördlicher Breite, 52° westlicher Länge nach 45° nördlicher Breite 42° westlicher Länge; in eisreichen Jahren und in ganz besonderen Fällen sind jedoch Eisbergreste sogar noch auf 39° und 38,5° nördlicher Breite gesichtet worden, Eis also, das den Hauptstrich des Golfstromes vollkommen durchquert hatte.

Wie sehr sich in besonders schweren Eisjahren die Eismeldungen häufen können, davon soll nebenst. Abb., die die Verhältnisse des Frühjahrs 1903 darstellt, eine Vorstellung geben.

Eine gewaltige Steigerung der Eisgefahr tritt nun in dem Augenblick ein, wo Nebel oder unsichtige Luft die treibenden Eismengen dem Seemann verhüllt. Man kann sagen, daß, wenigstens bei der Neufundlandgegend, die örtliche und zeitliche Verteilung des Nebels annähernd zusammenfällt mit der des Eises; da, wo Eis häufig ist, und dann, wenn es in Menge da ist, also im Frühjahr und Sommer, hat man auch mit recht großer Wahrscheinlichkeit auf Nebel zu rechnen. Daher sind die Grenzgebiete am Labradorstrom und Golfstrom eine bevorzugte Brutstätte der berüchtigten Neufundlandnebel, wo in manchen Monaten in 40 % aller Beobachtungsstunden Nebel zur Erscheinung kommt. Schlimm sind diese Neufundlandnebel schon für die auf der Bank monatelang dem Kabeljaufang obliegenden Fischer, die vielleicht urplötzlich aus dem Dunst einen hochragenden Dampfer auftauchen sehen, der wie ein Feind auf ihre schwanke Nußschale zukommt. Schlimmer noch ist, daß eigentlich die ganze westliche Hälfte der Ozeanstrecke recht viel unter Nebel zu leiden hat; im September 1903 hat ein Postdampfer auf der Rückreise von Neuyork nach Europa auf einer Strecke von 1050 Seemeilen oder 1950 Kilometer ununterbrochen Nebel beobachtet; diese Entfernung entspricht der von Berlin bis Neapel! Die räumliche Trennung der ausgehenden von den heimkehrenden Schiffen bedeutet unter diesen Umständen eine erhebliche Vermehrung der Sicherheit. —



4. Ein ungewöhnlich eisreiches Jahr bei der Neufundlandbank (1903).

National-Flugspende.

Mit Stolz dürfen wir Deutsche den Mann den Unsern nennen, der die Sehnsucht von Jahrhunderten zuerst verwirklicht hat: Zeppelin. Die stürmische Vorwärtsentwicklung aber, die das Luftfahrwesen mit dem Auftreten der Flugmaschine genommen hat, zwingt uns, die äußersten Anstrengungen zu machen, um nicht durch die Opferwilligkeit und die Tatkraft anderer Nationen ins Hintertreffen gedrängt zu werden. Wenn irgendwo, so muß es hier allezeit heißen: „Deutsche vor die Front!" Nicht spielerischer Ehrgeiz heischt dies von uns, sondern hier gilt es, unsern Ruhm als erste Meister angewandter Wissenschaft zu wahren, hier geht es um Schaffung von Werten, die uns Deutschen einen Ehrenplatz in der Geschichte aller Zeiten sichern sollen.

Nicht jedem ist es vergönnt, seine körperlichen und geistigen Kräfte persönlich in den Dienst dieser nationalen Ehrenaufgabe zu stellen. Wohl aber kann ein jeder ein Scherflein beitragen, damit der Gesamtwille der deutschen Nation der machtvolle Motor sei, der der deutschen Flugmaschine zum Siege verhilft. — Es handelt sich um eine

Nationalspende

bei der keiner fehlen will noch darf, um eine nationale Spende für das deutsche Flugwesen und die deutschen Flieger.

Denn den Männern, die als Pioniere einer neuen großen Kulturaufgabe in dem patriotischen Bestreben, Deutschland auch auf diesem Gebiete einen ebenbürtigen Platz im Wettstreit der Nationen zu sichern, ihr Leben einsetzen, gebührt die werktätige Unterstützung der ganzen Nation.

Vor allem aber soll die Nationalspende die Mittel bieten, unaufhaltsam weiterzuarbeiten an der Vervollkommnung der Flugapparate, an der Ausbildung der Flieger, auf daß die Gefahren vermindert, die Leistungen erhöht werden. Mit Hilfe der Nationalspende soll auch die Entwicklung einer Technik gefördert werden, die immer neue Arbeits- und Erwerbsfelder erschließen wird. Häufige und ausgedehnte Wettkämpfe sollen Erfindungsgeist, Mut und Tatkraft anspornen und immer stolzere Leistungen von Mann und Maschine hervorrufen. Kurz: das deutsche Flugzeug soll, ob es in der Stunde nationaler Gefahr wachsam in den Lüften kreist, oder ob es in friedlichem Wettbewerb der Nationen als neuestes Mittel modernen Verkehrs und als geflügelter Bote vaterländischer Leistungsfähigkeit durch die Lande eilt, in jedem Augenblick bereit und imstande sein, zu erfüllen, was das Gebot der Stunde von ihm fordert.

Als nach dem Unglück von Echterdingen eine stürmische nationale Begeisterung das deutsche Volk durchwehte und in wenigen Wochen Millionen aufgebracht wurden, da waren nicht die Millionen allein der greifbare Gewinn der nationalen Begeisterung. Daß das deutsche Volk sich einmütig zu einer nationalen Tat aufraffte, das zeigte der Welt die elementare Wucht des deutschen Volkswillens.

Für das Volk — durch das Volk!

So beweise Deutschland auch jetzt, daß alle Unterschiede der Parteien, der Konfessionen, der sozialen Schichtungen in dem Augenblicke verschwunden sind, wo das deutsche Volk vor eine große nationale Aufgabe gestellt wird.

Nachdem bereits in allen Teilen Deutschlands Sammlungen zu vorstehenden Zwecken begonnen haben, ist das deutsche Reichskomitee zusammengetreten, das einen Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen bilden und das Sammelwerk zusammenfassen und ergänzen will. Es bittet die bestehenden Komitees, Verbände, Vereinigungen und sonstige sammelnde Stellen, die bei ihnen eingehenden Spenden ihm zuzuführen und ihm jedenfalls fortlaufend Mitteilungen über die Gesamtsumme der eingegangenen Gaben zu Händen seines Präsidenten zukommen zu lassen.

Sammelstellen bilden: die sämtlichen Reichspostanstalten, die Reichsbank in Berlin, die sämtlichen Reichsbank-Haupt- und Nebenstellen, die Königlich Preußische Seehandlung, die Bank für Handel und Industrie, die Berliner Handels-Gesellschaft, S. Bleichröder, die Commerz- und Disconto-Bank, die Deutsche Bank, die Disconto-Gesellschaft, Mendelssohn & Co., die Mitteldeutsche Creditbank, die Nationalbank für Deutschland, der Schaaffhausen'sche Bankverein, die Dresdner Bank, Georg Fromberg & Co., Delbrück Leo & Co., F. W. Krause & Co., Hardy & Co., Gebr. Schickler, von der Heydt & Co. und der Deutsche Offizierverein.

Die Geschäftsstelle des Reichskomitees unter Leitung des Regierungsassessors Dr. Haniel befindet sich Berlin NW 6, Luisenstraße 33-34.

Heinrich, Prinz von Preußen,
Protektor.

Dr. Graf von Posadowsky-Wehner,
Präsident des Komitees.

Franz von Mendelssohn,
Bankier, Schatzmeister.

Das Komitee: Ihren Beitritt haben bisher erklärt:

Ernst Günther Herzog zu Schleswig-Holstein, Präsident des Deutschen Flugverbandes. Adickes, Oberbürgermeister. Albert, Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat im Reichsamt des Innern. Andreae, Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer Frankfurt a. M. Dr. Arendt, Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses. Dr. Asch, Geschäftsführer der Deutschen Kabelgramm-Gesellschaft. Eugen Aschaffenburg. Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Bassermann, Mitglied des Reichstags. Baumert, Vorwerksbesitzer. Dr. Beutler, Oberbürgermeister, Geh. Rat. Frhr. v. Biegeleben, Großherzogl. Hessischer Gesandter. Boden, Wirklicher Geheimer Legationsrat. Dr. v. Boettinger, Geheimer Regierungsrat, Mitglied des Herrenhauses. Frhr. v. Brandenstein, Großherzogl. Mecklenburgischer Gesandter. Dr. Brentano, Professor. Dr. v. Brüning. Busley, Professor, Geheimer Regierungsrat. Ludwig Delbrück, in Firma Delbrück, Schickler & Co., Mitglied des Herrenhauses. Dr.-Ing. Delius, Geheimer Kommerzienrat, Mitglied des Herrenhauses. von Dombois, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident der Königl. Preußischen Seehandlungskasse. von Eichborn, Geheimer Kommerzienrat. Engelhorn, Kommerzienrat. Erzberger, Mitglied des Reichstags. Dr. von Eucken-Addenhausen, Großherzogl. Oldenburgischer Gesandter. Dr. Faber, Verleger der Magdeburgischen Zeitung. Ludwig Max Goldberger, Geheimer Kommerzienrat. Dr. de Gruyter. von Guilleaume, Geheimer Kommerzienrat. Gutmann, Geheimer Kommerzienrat, Dresdener Bank. Arthur von Gwinner, Deutsche Bank. Louis Hagen, Kommerzienrat. Rudolf Hauptner, Fabrikbesitzer. Havenstein, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums. Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd. Fürst Henckel von Donnersmarck. Karl Henkell. Otto Henkell. Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein und Jagstberg, Präsident der Württembergischen Ersten Kammer. von Hollmann, Staatssekretär a. D., Admiral à la suite. Hoesch, Geheimer Kommerzienrat. Dr. Kaempf, Präsident des Reichstags. Kampf, Professor, Präsident der Königl. Akademie der Künste. Graf v. Kanitz, Mitglied des Reichstags. Dr. Kirschner, Oberbürgermeister. von Klitzing, Geheimer Ober-Finanzrat, Bank für Handel und Industrie. Dr. Klügmann, Gesandter der Hansestädte. Dr. A. Knittel. Wilhelm Kreis, Professor.

Dr. Krumbhaar, Kommerzienrat. Dr. Hugo Lederer, Professor. Leeser, Geh. Kommerzienrat. Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, Königl. Bayer. Gesandter. Dr. Lewald, Direktor im Reichsamt des Innern. Lueg, Geh. Kommerzienrat. Dr. v. Meister, Regierungspräsident. Merten, Vizeadmiral z. D. Messing, Generalmajor, Mitglied des Präsidiums des Deutschen Flugverbandes. Rudolf Mosse. Dr. Ernst Müller, Mitglied des Reichstags. von Nieber, Generalleutnant z. D., Vorsitzender des Deutschen Luftfahrerverbandes. von Oechelhäuser, Generaldirektor. Ritter Rudolf v. Oldenbourg, Generalkonsul. S. A. Frhr. v. Oppenheim. von Payer, Mitglied des Reichstags, Präsident der Württembergischen Zweiten Kammer. Dr. v. Petri, Geheimer Kommerzienrat. Plate, Mitglied des Herrenhauses. Max Prinz v. Baden, Präsident der Badischen Ersten Kammer. Dr. Rathenau, Geheimer Baurat. Rampold, Konteradmiral a. D. Prinz Karl v. Ratibor und Corvey, Oberpräsident. Dr. Ravené, Geh. Kommerzienrat. Dr. Richter, Wirkl. Geheimer Rat, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern. Dr. Rießer, Geheimer Justizrat, ordentl. Honorarprofessor an der Universität. Rohrhurst, Präsident der Badischen Zweiten Kammer. Rötger, Landrat a. D. Dr. Salomonsohn, Disconto-Gesellschaft. Freiherr v. Salza und Lichtenau, Königlich Sächsischer Gesandter. Scheidt, Kommerzienrat. Frhr. v Schele-Schelenburg, Mitglied des Reichstags. August Scherl. Schieß, Geh. Kommerzienrat. Schmiedecke, Oberst und Abteilungsdirigent im Großen Generalstab. v. Schwartzkopff, Oberpräsident. Dr. Graf Schwerin-Loewitz. Emanuel v. Seidl, Professor. Gabriel v. Seidl, Professor. Selberg, Kommerzienrat. Semlinger, Geh. Kommerzienrat. Siegismund, Kommerzienrat. Julius Stern, Nationalbank f. Deutschland. Dr. Stresemann. Supf, Vorsitzender d. Kolonialwirtsch. Komitees. Tischbein. Dr. Hans Ullstein. Dr. Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Königl. Württembergisch. Gesandter. Dr. Graf Vitzthum v. Eckstaedt auf Lichtenwalde, Oberstmarschall, Präsident der Ersten Ständekammer des Königreichs Sachsen. Dr. Vogel, Präsident der Sächsischen Zweiten Kammer. Vogel, Geheimer Kommerzienrat. v. Wedel-Piesdorf, Präsident des Herrenhauses. Anton v. Werner, Professor, Wirklicher Geheimer Rat. Wiethaus, Geh. Kommerzienrat. Witscher, Deutsche Palästina-Bank. Dr. Wyneken, Chefredakteur. Hans Zanders, Kommerzienrat.

Die Anpassung der Neuyorker Dampferwege an die skizzierten Naturverhältnisse in der kritischen Gegend der Neufundlandbank wird uns nun bei einer wechselseitigen Betrachtung der Abbildungen 2 und 3 ersichtlich werden; die Lage dieser Schiffswege trägt allen vernünftigen Forderungen normaler Zeiten Rechnung. Eine absolute Sicherheit freilich läßt sich niemals erreichen, und es ist selbstverständlich, daß die Befolgung dieser Wege nicht von der Aufbietung aller nur möglichen seemännischen Vorsicht entbindet. In dieser Hinsicht habe ich mich nicht über rein praktische Maßnahmen, wie vielleicht erhebliche Mäßigung der Fahrt bei Nacht in der Eisregion u. a. m., zu äußern; aber die naheliegende Frage, ob fortgesetzte Messungen der Temperatur des Meerwassers eine Warnung vor dem Eis geben können, sei dahin beantwortet, daß solche Beobachtungen im allgemeinen nichts nützen. Die kritische Gegend weist ständig einen krassen Wechsel der Oberflächentemperaturen oft von Seemeile zu Seemeile auf, und zwar auch dann, wenn kein Eis vorhanden ist; es liegt dies eben an den Strömungsverhältnissen. Es mag sein — Anzeichen sprechen dafür — daß in allernächster Nähe eines großen Eisberges die Temperatur fast stets um einige Zehntel eines Grades heruntergeht; diese Wärmeverminderung läßt sich aber nur bei besonderen Studien einwandfrei feststellen, niemals während einer ununterbrochen vor sich gehenden Ozeanreise, die das Schiff von Sekunde zu Sekunde durch neue Wassermassen hindurchführt: da wird man nie wissen, ob eine Temperaturänderung Eis anzeigt oder durch einen Wechsel der Wasserarten und Strömungen bedingt ist.

Es wird ferner die Frage auftauchen, ob nicht die Wissenschaft in der Lage sei, Zeit und Umfang der Eistriften vorherzusagen. Untersuchungen liegen vor, die darauf abzielen, festzustellen, aus welchen Ursachen in dem einen Jahr das Eis ungewöhnlich weit nach Süden und vielleicht auch in ungewöhnlich großen Mengen treibt, während in dem anderen Jahr das Gegenteil der Fall ist; es scheinen wesentlich die Winde, die längere Zeit vorher in den Gewässern zwischen Labrador und Grönland wehten, dafür maßgebend zu sein, ob eine eisreiche oder eine eisarme Saison an der Südkante der Neufundlandbank beobachtet wird. Aber begreiflicherweise läßt sich mit solchen allgemeinen Prognosen, falls sie überhaupt wirklich zur Einführung zu bringen sein sollten, keine wesentliche Steigerung der Sicherheit der einzelnen Ozeanreise erzielen. Wenn es das Unglück will, legt sich in einem an sich ganz eisarmen Jahr ein vereinzelter Eisberg in unsichtiger, dunkler Nacht tückisch vor den Bug eines Dampfers.

Vermutlich werden Maßnahmen nach zwei Richtungen hin erwogen werden, um Katastrophen wie die der „Titanic“ in Zukunft tunlichst zu vermeiden. Man wird vielleicht, wesentlich mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie, den Nachrichtendienst, besonders über das erste Auftreten des Eises, möglichst zu beschleunigen, überhaupt zu vervollkommnen bemüht sein, und man wird vielleicht auch die für die eisreiche Zeit geltenden „südlichen“ Wege häufiger als bisher noch weiter nach Süden verlegen, also in noch höherem Grade die Eis- und Nebelregion meiden.

Die Lage dieser „südlichsten“ Dampferwege ist aus Abb. 4 zu ersehen; sie wurden in schlimmen Eisjahren, z. B. 1903 und 1905, befolgt, wobei die westwärts bestimmten Schiffe 47° westlicher Länge unter 41° nördlicher Breite, die ostwärts bestimmten denselben Meridian unter 40° 10 Minuten nördlicher Breite schneiden. Im Frühjahr 1912 sie einzuführen, dazu lag bis vor kurzem keine Veranlassung vor, da in den Meldungen bis zum Ende März hin fast nur von Eisfeldern oder Feldeis, also offenbar von dem weniger gefährlichen Meerwassereis die Rede war; erst danach tauchten plötzlich große Eisberge auf, und die Dampfergesellschaften haben nunmehr die Innehaltung der „südlichsten“ Wege ihren Schiffsführern anbefohlen.

Meerespost.

In der steinernen Kirche spricht eine steinerne Stimme harten Trost.
Alles Mannsvolk in See. Drei Tage lang hatte der Sturm getost.
In den kahlen Bänken nur Frauen, die Herzen beschwert.
Und der Pfarrherr sprach, wie der Sturm spricht, der über die Inseln fährt,
Niederduckend, was wuchern und rand- und bandlos sich regen will.
Mit der harten Strenge des Sturmes sprach er die Herzen still:
Unsre Insel ist nicht ein blühender Garten, aber wir baun
Blumen des Himmels, Ergebung in Leiden und Gottvertraun.
Wir sollen hoffen, als wäre doch alle Hoffnung tot,
Wir sollen nicht zagen, solang noch ein Blinklicht da in der Not!
Wir sollen uns freun, wenn die Flut der Prüfungen über uns geht!
Er sprach: Seid geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!
Und die dunklen Hauben der Frauen ducken sich tief. Es saust eisiger Zug.
Weit klafft eine Lücke im Fenster, die gestern der Nordwind schlug.
Und mit dem Luftzug quillt Nebel, wie dicke Federn, zerrissen und rauh.
Hilf Gott! Und was schwirrt da im Nebel weiß, schwarzgrau — grau?
Durch die steinerne Kirche schrillt ein einziger, eisharter Schrei.
Tauben sind es — die Tauben vom Schiffe — durch Schiffbruch frei. — —
Ihre beste Taube gab jede Frau dem Manne zur Kost ins Boot.
Das Schiff ging unter — die Tauben sind frei — die Mannschaft ist tot!
Und die Fraun standen auf von den Sitzen. Ihr Jammer schrie.
Der Pfarrherr betete laut und schluchzte und segnete sie
Und sprach Worte von zagender Hoffnung dazwischen, zitternd und leis.
Aengstlich schwirrten droben die Tauben in wirrem Kreis.

Frida Schanz.

Das Kräutersammeln und der Kräuterhandel.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Auf die Kräutersuche ist wohl jeder schon gelegentlich in den Wald hinausgezogen, sei es, daß er den Waldmeister für die abendliche Bowle selbst frisch pflücken wollte, oder daß er prächtige Farnkräuter für seine Blumenvasen zu finden hoffte. Vielleicht ist er bei dieser Gelegenheit auch mitunter, besonders in süddeutschen und gebirgigen Gegenden, einem verhutzelten Weibchen oder einem verwitterten, rübezahlähnlichen Waldmenschen begegnet, wie sie gebückt durch den Forst streiften, den Boden vor sich aufmerksam musterten, bald hier, bald dort eine Pfanze abrissen oder aushoben und in einem Korb verschwinden ließen. Dunkle Erinnerungen steigen einem bei solchem Zusammentreffen auf, Erinnerungen an mittelalterliche Kräuterhexen, die um Mitternacht am Kreuzweg bei Vollmondschein mächtige Heil- oder Berufkräuter pflückten und unter geheimnisvollen Zeremonien die zaubergewaltige Alraunwurzel stachen oder durch einen schwarzen Hund aus dem Boden ziehen ließen. Und man erstaunt beinah ein bißchen darüber, daß es heute noch so etwas Ähnliches gibt, richtige Kräutersammler und Wurzelgräber, die ihr Lebelang ihren Beruf darin finden, aus dem ungeheuren Reichtum der Pflanzenwelt alle die Kräuter herauszusuchen und zusammenzutragen, die zu medizinischen und technischen, pädagogischen und gastronomischen Zwecken Verwendung finden, und aus denen man Kräutersäfte, Kräutertees, Kräuterliköre, Kräutertinkturen, Kräuteressig, Kräuterhonig, Kräuterbäder usw. bereitet.

Kräuterweiber sind keine Apotheker, sagt der Volksmund, obwohl der Botaniker und der Apotheker, ja sogar der Heilkundige in früheren Zeiten einfach Kräuter oder Kräutler und die Apotheke Krauthaus genannt wurde. Aber es gibt gute Kräutersammler und schlechte Kräutersammler, und die guten, das heißt die erfahrenen und kenntnisreichen, sind oft so kundig und in ihrer kleinen Spezialwissenschaft fast so gelehrt, daß sie für halbe Apotheker gelten könnten. Wer alle Kräuter sammelt, hat bald einen Korb voll, spottet das Sprichwort. Der Kräutersammler aber kennt seine Lieblinge wie ein Professor der Botanik, er verwechselt die Betonie, die schon der Leibarzt des Kaisers Augustus gegen siebenundvierzig Krankheiten empfahl, nicht mit andern ihr ähnlichen Arten, wie es dem Neuling leicht begegnet, und unter den mehr als zwölf Knöterichkräutern, die es gibt, greift er mit unfehlbar scharfem Blick die heraus, die zu Heilzwecken Verwendung finden, und läßt das Unkraut stehn. Er muß auch wissen, wann die Blütezeit seiner Kräuter ist; daß die Gundelrebe im April zu blühen beginnt, Bitterklee oder Kreuzdorn im Mai, Ehrenpreis im Juni, Johanniskraut, Kamille, Alant und viele andere erst im Juli; daß man im August und September noch die verschiedenen Enziane und Wegeriche blühend findet, während schon im Februar das Maßliebchen wieder sichtbar wird, das zu Salat und Hustensaft Verwendung findet.

Auch, wann man die Kräuter am besten sammelt, und daß man sie nicht nur so geradehin abpflückt, wie sie aus dem Boden sprießen, muß der Kräutersammler, das Kräuterweibchen wissen. Die meisten Kräuter haben ihre Schonzeit beinah wie das Wild. Nur Baumrinde kann man zu jeder Zeit pflücken. Wurzeln sticht man am besten im Frühjahr oder im Herbst, die Baldrianwurzel, mit der man nicht nur Baldriantropfen herstellen, sondern der Sage nach auch Forellen fangen kann, im Frühling, noch ehe die Pflanze recht aufschießt, die Wurmfarnwurzel aber im Spätsommer oder Herbst und die Klettenwurzel, die zur Haarpflege dient, wieder um Ostern, wenn sie am saftigsten ist, und nur dann im Oktober, wenn man sie getrocknet aufbewahren will. Ebenso wird Lungenkraut und Rapünzchen im März gesammelt, Waldmeister natürlich im Mai, Arnika und Salbei im Juli und vom Holunder gar die Wurzel im April, die Rinde im Mai, die Blüten im Juni, die Beeren im August. Die Kräuter sind vielfach auch sehr wählerisch in ihren Standorten, und der Sammler, der etwa auf sonnigen Berghalden nach Eibisch und in Ruinengemäuer nach Anis suchen wollte, würde wohl mit ziemlich leeren Taschen heimkommen. Kräuterweiber sind keine Apotheker, aber wie der Apotheker oder Drogist müssen sie wissen, daß die Blätter des Bitterklees erst dann Wert haben, wenn sie völlig ausgewachsen sind, daß man vom Kalmus nur die Wurzeln gebrauchen kann, aus denen man ein beliebtes Konfekt macht, daß vom Bockshornklee nur der Same, von der Kamille die kurzstielig gepflückten Blütenköpfchen, vom Andorn die Blätter, von der Arnika aber die ganze Pflanze Verwendung findet. Der kundige Kräutersammler hat aber auch sonst noch seine kleinen Geheimnisse, die er sich durch lange Erfahrung oder glücklichen Zufall erworben hat. Er wartet Regenwetter ab, um die Zichorienwurzel zu stechen, die aus trockenem Boden nicht leicht herauszubekommen ist. Frühmorgens, wenn der Tau verdunstet ist, pflückt er die heilsame Arnika und trocknet sie vorsichtig im Schatten, weil sie von der Sonne leiden würde. Das Wollkraut aber sammelt er, wenn der Tau noch liegt, von den Orchisknollen wählt er nur die glatten, jüngeren, und wenn er den Wurzelstöcken des Kalmus nachgeht, so bevorzugt er solche, die in zeitweilig trockenen Gräben zu finden sind, weil sie dann mehr Aroma haben als die dauernd unter Wasser wachsenden.

Man sieht, das Kräutersammeln erfordert unvergleichlich viel Kenntnisse und Erfahrung, ganz abgesehen von dem Besitz des Zauberkräutleins Geduld, ohne das man schwerlich die kostbarsten Kräuter findet. Trotzdem ist das Kräutersammeln kaum ein einträgliches Geschäft zu nennen, wenn den Kräuterweiblein und den Wurzelgräbern der kärgliche Lohn auch sehr willkommen sein mag. Die Landleute suchen sich die Kräuter für ihren eigenen Bedarf meist selbst zusammen und lassen sie sich in der Apotheke auspressen und, etwa für den Kräuterhonig, gebrauchsfertig zubereiten. Die wertvollsten pflanzen sie auch im eigenen Bauerngarten an, zum Beispiel den Enzian, dessen Wurzel im umgegrabenen Boden viel größer wird als im Gebirge. Es bleiben also als Abnehmer nur die Landapotheken und Drogenhandlungen, die zwar einen großen Teil ihrer Drogen jährlich erneuern müssen, aber nur einzelne Kräuter, wie die Arnikapflanze und den Alant, gut bezahlen, andere freilich auch, wie das Tausendguldenkraut, in manchen Gegenden zentnerweise kaufen. Sehr gesucht sind die Wurzeln des gelben Enzian, besonders wenn sie rote Färbung und starken Duft haben, was die Enziangräber durch ein künstliches Gärungsverfahren vor dem Verkauf zu erreichen suchen. Es gibt schweizerische Wurzelgräber, die ein förmliches Versandgeschäft für gelben Enzian haben, und Erfurter Handelsgärtner lassen sich den hohen

Preis von einer Mark für die Wurzel bezahlen. Und damit kommen wir auf einen Umstand, der den Kräutersammlern ihren Verdienst arg beschnitten hat: die industriemäßige Konkurrenz. Seit Jahrzehnten werden in vielen Gegenden Deutschlands die wichtigsten pharmazeutischen Kräuter im großen angebaut. So wird in Franken die Engelwurz kultiviert, die den wesentlichsten Bestandteil der Magenbitterliköre bildet und verdauungstärkende Eigenschaften haben soll. Die jungen grünen Stengel bilden auch kandiert ein geschätztes Zuckerwerk, das sich namentlich in Frankreich großer Beliebtheit erfreut. Pfefferminze und Krauseminze werden bei Cölleda in Thüringen im großen angebaut, und als vor zwanzig Jahren nach der Choleraepidemie in Hamburg die Nachfrage nach Minze bedeutend wuchs, waren dort an zweihundert Morgen mit diesen Medizinalkräutern bestellt. Auch Kümmel wird angepflanzt; der Hallenser gilt für die beste einheimische Sorte, wenn auch der wilde, insbesondere bayrische, den die Kräutersammler bringen, eine höhere Ausbeute an Kümmelöl liefert.

Was bleibt dem Kräutersammler also, nachdem ihm der Großbetrieb die Butter vom Brot genommen hat? Viel ist es nicht: nur solche Kräuter bringen ihm noch Gewinn, die in Kulturen nicht gedeihen, oder die in großem Maßstab anzubauen sich nicht lohnt. Auch solche, denen nur von der Landbevölkerung einzelner Gegenden Heilwert oder Nutzen zugeschrieben wird. So steigt der Kräutersammler denn in den Teichen und Sümpfen herum und sammelt Rohrkolben, deren unterste, dicht übereinanderliegende Blätter er den Faßbindern zum „Verlieschen", zum Dichten der Fässer, verkaufen kann. Oder er sucht, in der Rhön zum Beispiel, die schon erwähnten Orchisknollen, aus denen ein Klebemittel bereitet wird. Oder er schält seine Kalmuswurzeln und verkauft die Schalen gesondert an Fabriken ätherischer Oele.

Aber ein glänzendes Geschäft ist der Kräuterhandel nicht. Für den Kräutersammler gilt, was die Lausitzer Bauern scherzend von sich sagen: „Kraut hat der liebe Gott uns gegeben, aber mit dem Fleischtöpfchen ist er in die Stadt gegangen."

Unsere Bilder

Die griechische Königsfamilie (Abb. S. 692) weilt nun auch auf Korfu. Als die hohen Verwandten des Hohenzollern-hau'es ankamen, wurden sie am Landungsplatz von Kaiser Wilhelm, dem Prinzen August Wilhelm und den Prinzessinnen empfangen und zum Königlichen Schloß geleitet.

Roald Amundsen (Abb. S. 693) und seine Gefährten, die ruhmreichen Entdecker des Südpols, haben nach ihrer heroischen Expedition im Hafen von Hobart (Australien) ein gewiß freudiges Wiedersehn mit der menschlichen Zivilisation gefeiert. Daß bei diesem Anlaß auch die Photographen zur Stelle waren und Amundsen, seine Leute, sein Schiff „Fram" und sogar die wackeren Polarhunde, die den Südpol mitentdeckten, verewigt haben, das versteht sich wohl von selbst.

Der Tripoliskrieg (Abb. S. 695) dauert fort, ohne daß es zu großen und entscheidenden Waffentaten käme. Kürzlich haben die Italiener mit vieler Mühe einen bisher noch nicht eroberten Punkt an der Küste, Suara, besetzt. Die Türken und Araber setzten der Landung der italienischen Truppen den kräftigsten Widerstand entgegen, konnten sich aber der Uebermacht der Schiffsgeschütze gegenüber auf die Dauer nicht halten.

Die große Sonnenfinsternis vom 17. April (Abb. S. 694) ist von der gebildeten Welt mit gebührender Ehrfurcht beobachtet worden. In fast ganz Deutschland zeigte sich das seltene Naturphänomen bei dem herrlichsten klaren Wetter in großer Deutlichkeit. Unsere Bilder zeigen die Phasen der Sonnenfinsternis, wie sie die Hamburger durch ihre geschwärzten Gläser voll Interesse bestaunten.

Zum Untergang der „Titanic" (Abb. S. 689, 90 und 91) bringen wir eine Anzahl Illustrationen, die wohl auf das besondere Interesse unserer Leser rechnen dürfen. Nach den letzten Nachrichten hat diese größte Schiffskatastrophe der Weltgeschichte mehr als 1600 Personen, für die keine Rettungsboote vorhanden waren, das Leben gekostet. Die meisten sind als wahre Helden gestorben, so der erste Telegraphist Phillips, der bis zuletzt beim Marconi-Apparat blieb. Abergläubische Gemüter werden nicht verfehlen, das Unglück mit dem historisch berüchtigten blauen Hope-Diamanten in Verbindung zu bringen, der mit dem Schiff untergegangen sein soll und nun wohl keinem Besitzer mehr Unglück bringen wird.

Der Glockenturm von San Marco (Abb. S. 694), das stolze Wahrzeichen Venedigs, ragt nun wieder über dem Markusplatz empor, der ein Jahrzehnt lang seines schönsten Schmucks entbehrte. Das nach der Einsturzkatastrophe in treuer Pietät neu aufgerichtete Bauwerk wurde in dieser Woche unter großen offiziellen Feierlichkeiten eingeweiht.

Zum Aufstand in Fez (Abb. S. 692) bringen wir das Bild des französischen Generals Moinier, der mit 2000 Mann in die empörte Hauptstadt Marokkos einmarschierte und mit Strenge die Ordnung wiederherzustellen suchte.

Auf dem Grabe Prof. Heinrich Oberländers (Abb. S. 696), des im vorigen Jahr verschiedenen vortrefflichen Mitglieds des Berliner Königlichen Schauspielhauses und Schauspiellehrers, wurde am 78 Geburtstag des Dahingeschiedenen ein Gedenkstein enthüllt, den der Bildhauer A. Manthe mit einem Medaillonbild geschmückt hat.

Eine jüdische Oper (Abb. S. 696), genannt „Der Tempel", existiert seit kurzem in Londons östlichem Vorort Whitechapel. Die besten Opern der musikalischen Weltliteratur und neue Werke jüdischer Komponisten werden aufgeführt, und zwar im jüdischen Jargon.

Personalien (Abb. S. 692, 696). Der neue ungarische Ministerpräsident Ladislaus v. Lukacs war 1895 bis 1905 und dann wieder seit 1910 Finanzminister in verschiedenen liberalen Kabinetten. Er entstammt einer in Siebenbürgen ansässigen armenischen Familie. — Der Prinzregent von Bayern hat an Stelle des verstorbenen Grafen Dürckheim den bisherigen Kommandeur der 6. Division Generalleutnant Ritter v. Martini zum Kommandierenden General des 2. Bayrischen Armeekorps ernannt. — Der Senat der Stadt Lübeck hat der beliebten Erzählerin Ida Boy-Ed zu ihrem 60. Geburtstag ein reizend gelegenes kleines Haus gestiftet. Verehrer der Jubilarin sorgten für die Einrichtung. — Die erste Dame, die ein Flugzeug selbständig über den Aermelkanal lenkte, ist die Amerikanerin Miß Quimby. Sie flog kürzlich von Dover nach Boulogne.

Todesfälle (Abb. S. 692). An seinem 75. Geburtstag ist der Landtagsabgeordnete Hugo Sholto Graf v. Douglas verschieden, der bekannte deutsche Kaliindustrielle, der sich durch sein gemeinnütziges Wirken im Dienst der sozialen Gesetzgebung und wohltätigen Gesellschaften die größten Verdienste erworben hat.

Die Toten der Woche

Prof. Dr. Friedrich Philipp von Abert, Erzbischof von Bamberg, † in Bamberg am 23. April im Alter von 60 Jahren.

Ministerialdirektor Gustav Behrendt, ehem. Eisenbahndirektionspräsident, † in Berlin am 19. April im Alter von 53 Jahren.

Hugo Sholto Graf Douglas, bekannter Parlamentarier, † in Berlin am 19. April im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 692).

Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Bernhard Hübler, bedeutender Kirchenrechtslehrer, † in Berlin im 77. Lebensjahr.

Major Graf Heinrich zu Rantzau, Militärattaché bei der Gesandtschaft in Bern, † in Bern im 42. Lebensjahr.



Phot. Central News.

Mr. Jack Phillips †

Der Marconi-Telegraphist der „Titanic“, der bis zum letzten Augenblick Hilferufe für das sinkende Schiff aussandte und den Heldentod in den Wellen des Ozeans fand.



Anfragen nach dem Schicksal Verwandter
vor dem Hause der White Star Line in Southampton.



Phot. Ellis & Walery.
Mr. Bruce Ismay,
Direktor der White Star Line.



Mr. Wilde †
Der Erste Offizier der „Titanic".



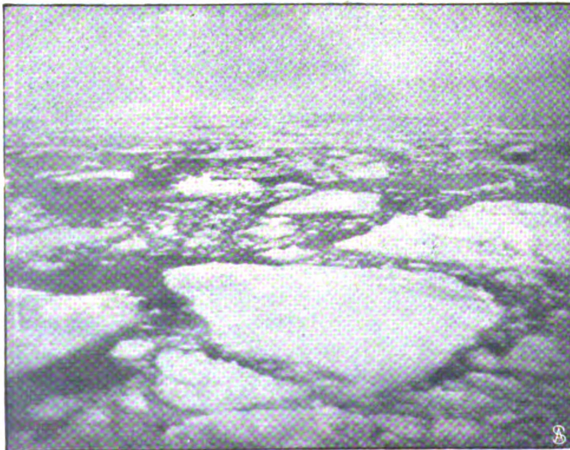
Mr. Strauß †
Der amerikanische Millionär.



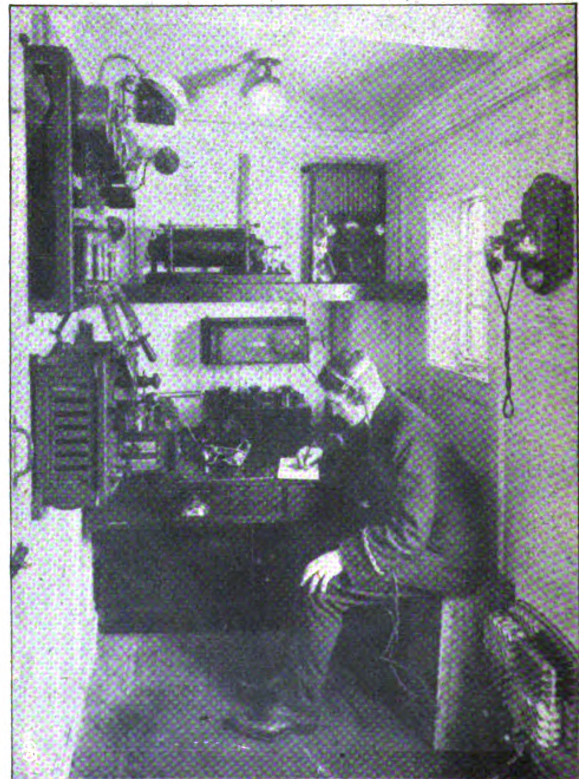
Major Butt †
Der Adjutant des Präsidenten Taft.



Phot. Dias.
Der blaue Diamant, einst im Besitze der Königin Marie Antoinette.
Ein verhängnisvoller Edelstein, der mit der „Titanic" versunken sein soll.

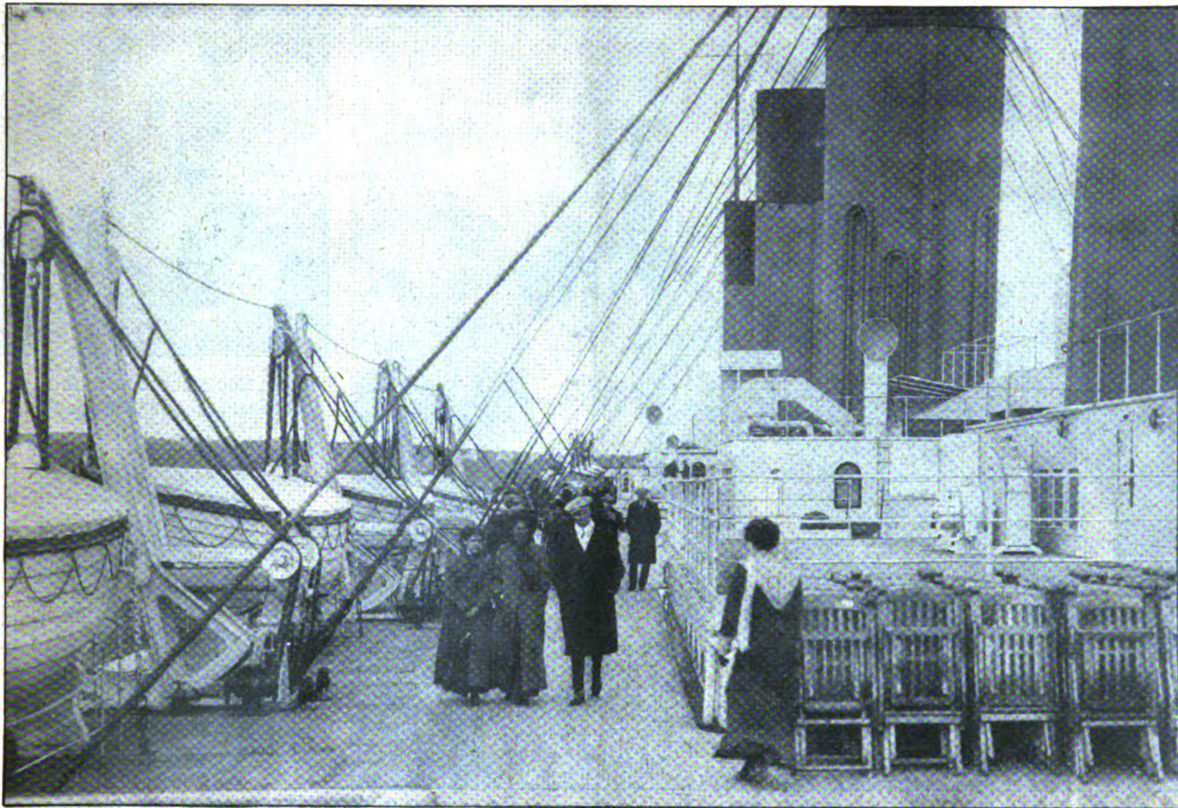


Eisschollen, Anzeichen des Eisstromes,
im Atlantischen Ozean. — Aufgenommen Mitte April d. J.



Phot. Electrotype Agency.
Kabine einer Marconistation an Bord
eines englischen Ozeandampfers.

Zum Untergang des neuen Riesendampfers „Titanic" der White Star Line.



Die Rettungsboote (links) auf Deck des White-Star-Dampfers „Titanic".



Phot. Central News.

Trauerfeier für die Opfer der Katastrophe in der St.-Pauls-Kathedrale in London: Menschenmenge vor der Kirche.

Zum Untergang des englischen Riesendampfers „Titanic".



Der König der Hellenen (×) und Prinzessin Viktoria Luise an der Landungsstelle.



Der Kaiser geleitet die Königin der Hellenen von der Landungsstelle zum Schloß.

Vom Aufenthalt des Deutschen Kaisers in Korfu: Besuch des griechischen Königspaares.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



Hofphot. Ellinger Ede.

Dr. Ladislaus von Lukacs.

Der neue ungarische Ministerpräsident.



Phot. Krell.

Sholto Graf von Douglas †

Der bekannte Abgeordnete und Großindustrielle



Phot. Laisse & Co.

General d. Inf. v. Martini.

Der neue Kommand. General des II. Bayrischen Armeekorps.



Phot. Harlingue.

General Moinier,

traf zur Niederwerfung des Aufstandes gegen die Franzosen in Fez ein.



Von links: Hassel, Wisting, Kapitän Amundsen, Bjaaland, Hansen.

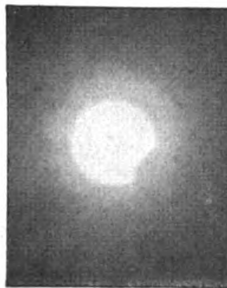
Kapitän Amundsen und seine Begleiter auf der letzten Etappe zum Südpol im Hafen von Hobart.



Die Hunde, mit denen der Südpol erreicht wurde, an Bord der „Fram" in Hobart (Australien).

Zur Entdeckung des Südpols durch den norwegischen Kapitän Amundsen.

Phot. London Electrotype Agency.


12 Uhr 16 Min.


12 Uhr 39 Min.


12 Uhr 57 Min.


1 Uhr 17 Min.


1 Uhr 20 Min.


1 Uhr 24 Min.

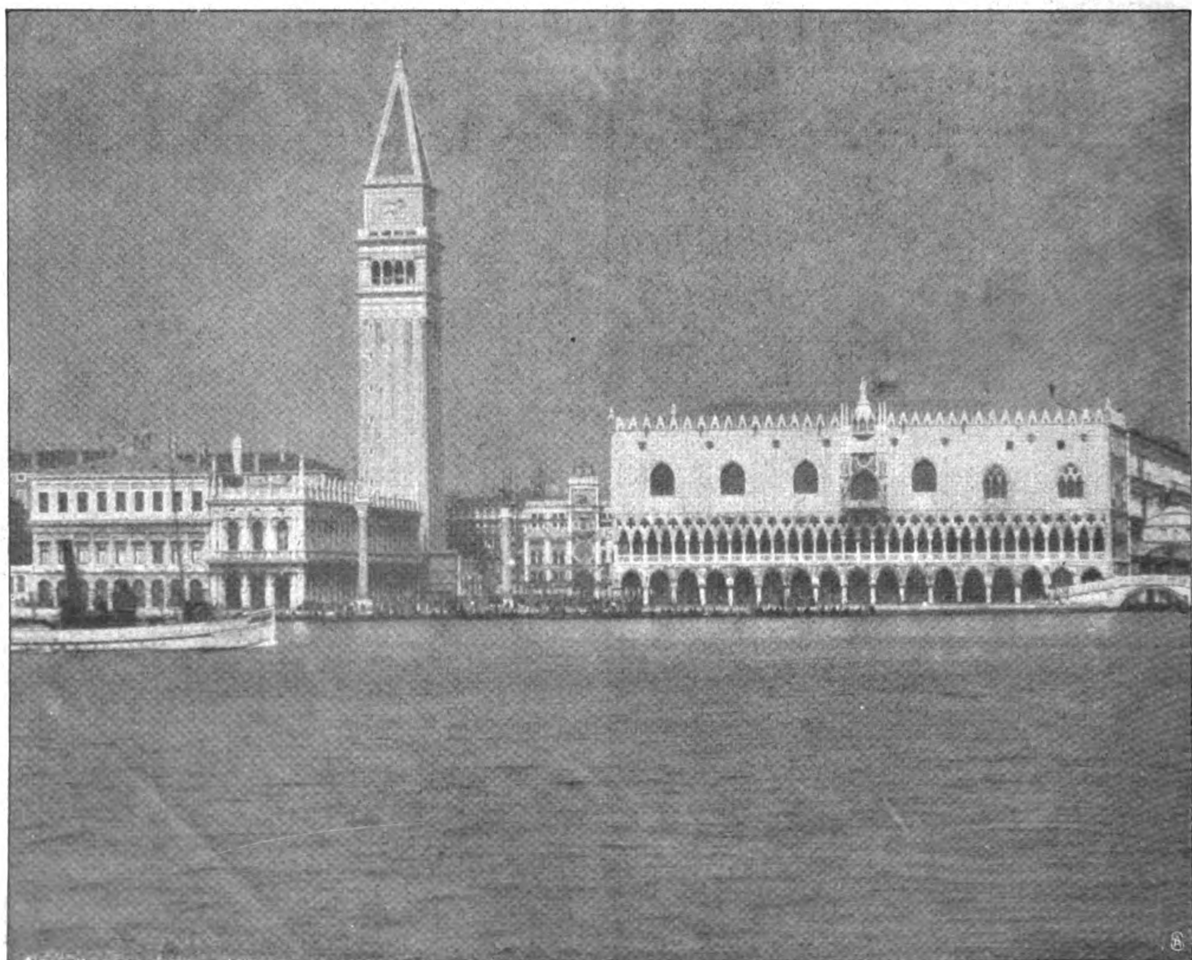

1 Uhr 26 Min.


1 Uhr 29 Min.


1 Uhr 43 Min.


1 Uhr 52 Min.

Die Sonnenfinsternis am 17. April. — Nach photographischen Aufnahmen von Strumper & Co., Hamburg.


Phot. Trampus.

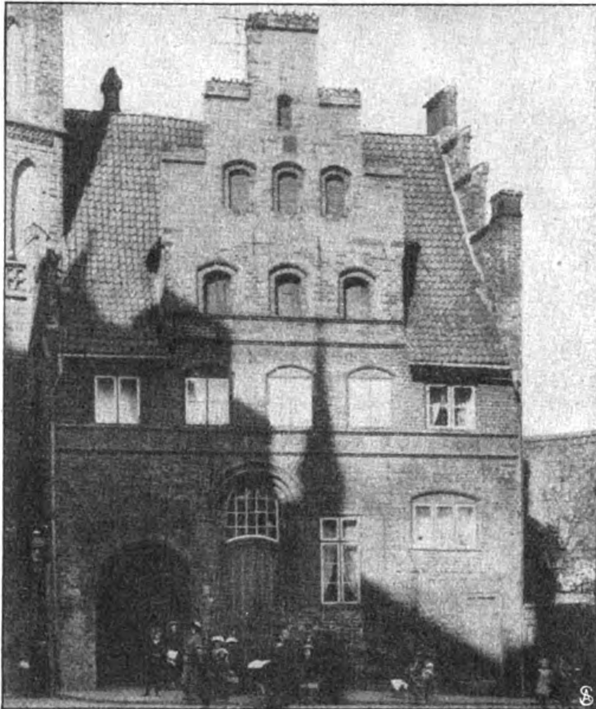
Blick auf den Glockenturm und den Dogenpalast (rechts).
Zur Vollendung des wieder aufgebauten Glockenturms von St. Markus in Venedig.



1. Türkisches Militär und arabische Hilfstruppen in den Dünen. 2. Major Mussah, der heldenmütige Verteidiger von Suara mit seinem Söhnchen. 3. Fethi-Bei, Chef des Generalstabs. 4. Der Scheich von Suara Bil Gässam (×), der sich mit seinen Stammeshäuptlingen d. türk. Truppen anschloß.

Türk.-Italienische Kämpfe bei Suara.

Phot. Lehnert & Landrock, Tunis.



Altes Lübecker Haus, Stiftung des Senats für Frau Ida Boy-Ed.
Ein hanseatisches Dichterheim.



Das neue Denkmal für Heinrich Oberländer in Berlin.
Ehrung eines berühmten Schauspielers.



Die Amerikanerin Miß Quimby beim Start in Dover.
Die erste Dame, die allein den Kanal überflog.



Intern. Illustr. Agentur.

Frl. Zausmer als „Gilda“, Herr Winogradoff als „Rigoletto“.
Von der neuen jüdischen Oper in Whitechapel in London.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

3. Fortsetzung.

Vinzenz und Margarete gingen langsam nebeneinander her. Unter ihren Füßen lief ein dumpfes Dröhnen, ein heller Pfiff fuhr aus dem Berg, und dann raste der Südexpreß aus dem Tunnel und an dem Städtchen vorbei und wieder in den Rehberg hinein und verschwand. Auf den goldrot glänzenden feuchten Schienen kugelten sich noch die Rauchballen, als der Zug schon lange in der silbernen Ferne untergetaucht war.

An diese Begebenheit war Vinzenz erinnert worden, als er Margarete vor sich in der ersten Reihe des Sperrsitzes erblickte und das Theatergebäude plötzlich von dem Eilzug erschüttert wurde, der dicht daran vorbei über die Schienen lief.

Das war nun schon ein Jahr her. Sie waren einander in dieser Zeit näher gekommen, aber als er merkte, daß in die Augen des Mädchens eine gewisse Erwartung trat, als gar ihr Vater ihn vertraulicher begrüßte und über intimere Dinge mit ihm zu plaudern wünschte, als seine eigene zurückhaltende Natur ertrug, da trat eine Erkältung ein in ihrem Verkehr, und Vinzenz zog sich auf sich selbst zurück.

Das Bild der Mutter wuchs wieder herauf und überschattete die lebendige Margarete. Nein, so nicht! Es widerstrebte etwas in seinem Innern diesem Hineingleiten und Hineingeschobenwerden in eine Ehe, und bevor er sich dessen versah, schloß er sich von selbst wieder ab, vermied er die Wege, auf denen sie sich hätten treffen, die Gesellschaft, wo sie sich hätten begegnen können. Margaretens Vater, der seinen Wohlstand und seine Honoratiorenstellung genoß, ließ sich merken, daß er den Rückzug als eine Kränkung empfand. Margarete aber blieb ruhig und freundlich, ihre kühle Natur fand sich rascher ab. Sie trug die schwere Last ihrer schönen dunklen Haare mit der strengen Anmut ums Haupt gewunden, die Vinzenz auch jetzt noch gefiel, als er dicht hinter ihr saß und an ihrem weißen Nacken vorbei, auf dem sich kein Flaum kräuseln durfte, auf die Bühne schaute.

Unwillkürlich warf er jetzt einen Blick neben sich. Der Platz an seiner rechten Seite war leer. Er hatte ihn mitbezahlt. Es war der Platz seiner Mutter, und er wollte ihn an diesem ersten Theaterabend nicht von jemand anderm besetzt sehen. Sie saß neben ihm, und er hielt ihr altes Glas in der Hand, durch das sie so oft auf die Bühne geschaut hatte, und an dem er schon manchmal in den Pausen die Schraube mit dem Taschenmesser angezogen hatte. Dann schaute er wieder auf die Bühne, aber er fand keinen Anschluß an die Szene. Zwei Jahre, fast Tag auf Tag — und auf einmal lief der Wind über ihn hin, der über das Hohe Ried zog, und da packte ihn ein sinnloses Verlangen nach einem Weib wie damals, als er den letzten Brief der Mutter gelesen hatte, ein Verlangen, das ihn hier mitten unter den vielen Menschen befiel, von denen ihm fast jeder bekannt war, hier in dem alten, kleinstädtischen Theater, an das er sich hatte gewöhnen müssen, wie er sich an alles andere hatte gewöhnen müssen.

Morgen war ein Gerichtstermin. Er mußte vor den Geschworenen plädieren, es war eigentlich leichtfertig von ihm, diesen Abend im Theater zuzubringen. Aber es war ja auch im „Kaufmann von Venedig" forensische Luft, und daß er es sich selbst gestand: er hatte daheim gesessen und auf einmal das Alleinsein drückend empfunden — er war heute abend mit seiner Mutter ins Theater gegangen.

Nein, von okkulten Dingen wußte er nichts, aber seine Mutter war wie leibhaft neben ihm hergeschritten in ihren seidegefütterten rauschenden Mantel gehüllt, und er war nicht mehr allein gewesen, er hatte ihr erzählt von diesem neuen Prozeß, wo ein armes Mädel als Totschlägerin vor Gericht erschien. Sie hatte ihr kleines Kind um sein bißchen Leben gebracht. Ein Fall wie viele und doch jeder wieder neu, jeder wie belastet mit menschlichem Jammer und dem Verzeihen nahegebracht, verständnisvollem Mitleid und sozialem Mitgefühl.

Vinzenz sah zerstreut auf die Szene, und Shylock nahm Abschied von seiner Tochter Jessica. Es war mit gutem Bedacht stockfinster auf der Bühne, denn die Dekoration ertrug kein Licht, nicht einmal Dämmerung, und schwärzer braute noch keine Nacht über Venedig als diese. Der Gast, der den Juden spielte, hatte den Lanzelot und seine eigene Tochter zu Stummen gemacht, er spielte die Szene ganz allein, und von Lanzelot sah man wenig mehr als einen stummen, hageren, stelzbeinigen Schatten, von Jessica nichts.

Nur einmal war's, als tauchte im schlecht abgeblendeten Licht des Souffleurkastens, das grämlich in die Szene stach und einen trüben Schein zu den Fenstern des Judenhauses hinaufwarf, ein von langem, lockigem Haar umwalltes Haupt auf. Vinzenz wurde neugierig, ob der dritte Akt nun etwa hier zu Ende gehe, da doch Shylock nichts mehr darin zu sagen und zu tun hatte. Nun, ganz streichen konnte man Jessicas Entführung und die Kästchenwahl in Porzias Hause doch nicht, aber im Hui war die schöne Jüdin entführt, so wenig Federlesens war noch nie gemacht worden.

Der illustre Gast hatte beinah das letzte Wort behalten, und als der Vorhang sich rascher wieder erhob, als er gefallen war, erschien er allein vor der Rampe, die plötzlich hell aufflammte, daß die Gasflammen hoch aus den Gläsern fuhren, während die Mauern Venedigs schon unter den Fäusten der Theaterarbeiter zu wanken und zu schwinden begannen.

Mit dem Anstand eines Märtyrers verneigte sich dieser Shylock und schlug dabei den Mantel mit dem Abzeichen seines Stammes so weit um sich, daß der Staub von der Diele stieg.

Aber da erhob sich hinter der Szene plötzlich ein aufgeregtes Flüstern und gedämpftes Stimmengewirr, und ehe noch der gefeierte Gast seinen letzten Bückling gemacht hatte, trat ein schlanker Page, schlank und doch von schwellenden weiblichen Gliedern, neben ihn, ergriff keck die Hand des großen Künstlers und verneigte sich mit kühnem Lächeln vor dem erstaunten Publikum.

Einen Augenblick hatte der Beifall sich vermindert, aber als die schöne Jessica, die an diesem Abend noch kein Auge hatte erblicken dürfen, da ihr unbarmherzig alles gestrichen worden war, die fein untermalten dunkeln Augen groß aufschlug, als unter der venezianischen Mütze ihr natürliches Haar in vollen Locken hervorquoll und sie mit ersichtlichem Trotz die widerstrebende Hand des überraschten Shylock festhielt und das Mäntelchen mit einer bestechenden Verschämtheit über die runden Knie fallen ließ, da wurde aus dem müden Pelotonfeuer plötzlich ein rasendes Schnellfeuer, das alle Hände rötete und auch in Jessicas blasses Gesicht eine purpurne Röte steigen ließ.

Da schlug auch Vinzenz Herrenrieder die starken Hände demonstrativ zusammen, und als der Vorhang fiel, erschien es ihm, als hätte die kecke Jessica ihm mit einem letzten besondern Blick gedankt.

Vinzenz Herrenrieder kostete die kecke Revanche, die die Darstellerin der Jessica genommen hatte, noch während des ganzen Abends aus. Als er nach und nach sehen mußte, wie unbarmherzig der Blaustift gewütet hatte, da brannte er vor Begier, dem Töchterlein des geprellten Juden noch einmal Beifall klatschen zu können. Aber sie erschien überhaupt nicht mehr auf der Szene.

Vinzenz hatte ihren Namen nachgesehen: Lotte Freivogel. War das ein angenommener oder ihr bürgerlicher Name? Gleichviel, der Name gefiel ihm. Er nahm ihn mit sich, und als er nach der Vorstellung ins Caféhaus ging und sich in die Zeitungen vergrub, um einer Unterhaltung über den Gast auszuweichen, dessen Virtuosentum ihn verstimmt hatte, da beschäftigte ihn der Name so, daß er ihn immer wieder zu hören meinte.

„So ein Frechdachs, diese Freivogel, aber ein Weib, alle Achtung!“ klang's aus der Nische nebenan. Und dann eine weibliche Stimme mit jüdischem Akzent, die antwortete: „Sie wohnt bei Hubschmids, zwei Zimmer, und hat sich einen Spiegelschrank hineinstellen lassen mit den Spiegeln inwendig an den Türen. Sie soll einen Zuschuß haben und sei aus guter Familie und hab's gar nicht nötig.“

„Na, hör mal, Rosalie, der Zuschuß — wer weiß, woher der herkommt! Tu mir den Gefallen und glaub nicht alles, was sie dir erzählen, die Leut.“

Das war Silberstein. Ärgerlich stürzte Herrenrieder sein Glas Wasser hinunter.

„Nu, ist sie eine Künstlerin oder nicht? Sie kann machen, was sie will“, sprach ein anderer.

Vinzenz, der soeben noch denselben Gedanken mit dem Wasser hinuntergetrunken hatte, stieß sich jetzt daran, als er dort drüben hinter den Kugellorbeeren geäußert wurde.

Sie war vogelfrei, sie konnte ihr Leben leben, aber der dort drüben legte so viel Abschätziges und Frivoles hinein, daß etwas ganz anderes daraus wurde. Und war Lotte Freivogel überhaupt eine Künstlerin? Die Tatsache, daß sie hier die Rolle der Jessica spielte, bewies das noch mitnichten. Er schätzte sie auf mehr als zweiundzwanzig Jahre; frisch von der Theaterschule kam sie nicht.

Das Caféhaus hatte sich gefüllt. Die Billardbälle klapperten, der Zigarrenrauch schwebte in blauen Spiralen um die Gasflammen, die letzten Theaterbesucher fanden sich ein.

Schon wollte Vinzenz aufbrechen, da wurde die Flügeltür mit einem ausholenden Schwung geöffnet, und im erbsengelben Havelock, ein weißseidenes Halstuch bis zum Mund hinaufgeschoben, den Zylinder auf dem Kopf, erschien der böse Manichäer, der vor einer Stunde noch das Messer an seiner Schuhsohle gewetzt hatte, um Antonio ein Pfund Fleisch zunächst dem Herzen aus der Brust zu schneiden. Ein Stühlerücken, Kleiderrauschen und Flüstern — mit gemessenen Schritten durchquerte er den Raum, den Zylinder lüftend, und mit wohlklingender, in sanften Nasaltönen schwelgender Stimme zum Direktor sprechend: „Ich fühle mich außerordentlich wohl in dieser Stadt, lieber Neumann.“

„Es war ein kolossaler Erfolg“, krähte der Direktor mit seiner hellen, fetten Stimme.

Er sprach zu laut, es klang zu absichtlich, der große Künstler kniff nervös die Augen.

Vinzenz Herrenrieder saß wieder fest auf seinem Stuhl. Das kleine Schauspiel der Eitelkeit versöhnte ihn plötzlich mit allem, mit der Mißhandlung Shakespeares und mit Silberstein. Aber gleich darauf bereute er, nicht die Flucht ergriffen zu haben. Neumann hatte ihn erblickt. Es waren noch zwei Stühle frei an seinem Tischchen, der Theaterdirektor schoß schon auf ihn zu.

„Herr Doktor, welche große Freude! Sie waren im Theater? Ja, Sie waren! Ich habe gehört, ich habe gesehen — gestatten Sie — unser großer Künstler — Herr Rechtsanwalt Doktor Herrenrieder, Stadtrat Herrenrieder, einflußreichstes Mitglied der Theaterkommission.“

„Hören Sie auf, Herr Direktor, Sie sind ohnedies zu Ende“, unterbrach ihn Vinzenz ruhig. Und er erwiderte den vornehmen, anfangs zurückgehaltenen, dann bei der Steigerung der Titel und Ämter zur Verbindlichkeit schmelzenden Gruß des Schauspielers mit einer gemessenen, beinah schwerfälligen Ruhe und saß dann wortkarg vor seiner geleerten Tasse.

Er wußte, daß man ein Kompliment von ihm erwartete, daß es sogar Höflichkeitspflicht war, ein solches zu spenden, und er war kritisch genug, sich zu sagen, daß er es als Kleinstädter mit gutem Gewissen sehr reichlich bemessen durfte, denn so viele Mätzchen an diesem Shylock hingen, es war doch eine virtuose Darstellung gewesen. Aber die Zunge lag ihm wie Blei im Munde.

Endlich sagte er: „Possart spielt jetzt überhaupt nicht mehr, wie ich lese. Er übt als Exzellenz jetzt nur noch die Rezitation.“

„So ist es, und ich bedaure das. Man hat ihn schon

oft mit mir verglichen, die Gerichtsszene nuanciert er freilich anders. Ich lege dabei mehr den Ton auf das alttestamentliche starre Rechtsempfinden. In der Jessicaszene, da spreche ich — apropos Jessica!" —

Er brach ab. Sein blasses, leicht gepudertes Gesicht mit dem glatten Mund, um den die Muskeln in ausdrucksvollen Bewegungen liefen, heuchelte ein nachsichtiges Lächeln. Neumann fing den Ball im Fluge.

„Ja, was sagen Sie dazu, verehrter Herr Stadtrat! Das muß an meinem Theater passieren! Sie kennen ja die eiserne Disziplin, die an meiner Bühne herrscht. Was die Damen sonst tun, das kümmert mich nicht, aber im Theater, da bin ich Herr. Pardon, der löbliche Stadtrat zuerst, selbstverständlich! Aber was sagen Sie dazu? Ich hatte sie ja in der Kulisse stehen sehen. Ich denke, es ist Kunstbegeisterung, sie will den großen Moment, Shylocks Verneigung als Shylock, ich bitte zu beachten, Festhalten der Rolle bis zum Hervorruf, bis zur Ovation eines hingerissenen Publikums — das will sie sehen, denke ich. Ich drücke ein Auge zu. Da macht sie mir so 'ne Sache. Ich bin außer mir, Herr Doktor. Und wenn unser großer Gast nicht sofort den Augenblick erfaßt und gerettet hätte . . ."

„Ja, lieber Neumann, was wollte ich machen! Ich nuanciere den Vater, der Jessica noch nicht verloren hat. Es war eine Eingebung des Moments."

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und starrte bedeutungsvoll auf die beiden Strohhalme, die aus seiner Limonade ragten.

Neumann legte ihm nach einem schicklichen Schweigen sanft die beringte Hand auf den Arm und sagte leise: „Julius, es war ein genialer Moment. Der Doktor wird's dir bestätigen."

Da entgegnete Herrenrieder gelassen: „Ein Geniestreich von dem Mädchen ja, das war's."

Das Gesicht des Gastes wurde zur steinernen Maske. Unruhig rutschte der Direktor auf seinem Stuhl und strich sich mit beiden Händen die langen Haare von hinten über die Platte.

„He, he, Sie sind ein Spaßmacher, ein Spaßmacher sind Sie, verehrter Herr Doktor!" lachte er gezwungen und klebte sich die Strähnen dabei glücklich wieder fest.

Dann begann er Theateranekdoten zu erzählen. Aber das steinerne Gesicht des Gastes erwärmte sich nicht, und nur einmal, als Neumann von einer geistesgegenwärtigen Improvisation Haases erzählte, schien er das Gespräch an sich reißen zu wollen. Er weiß ein besseres Stück von sich, ging es Vinzenz durch den Kopf, und das veranlaßte ihn, aufzustehen und den Heimweg zu suchen.

Die Gassen lagen schwarz, auf dem Markt schwoll das feuchte welke Laub der Kastanienbäume unter seinen Tritten. Um eine verlorene Laterne zog der Novembernebel einen bunten Strahlenkranz. In der Maiengasse fand Vinzenz, der in Gedanken gewesen war, sich wieder zurecht. Er war unwillkürlich und wie unter einem Zwang diesen Weg gegangen. Der goldene Schuh, der über Hubschmids Laden hing, glänzte matt im Lichtschein der Fenster des ersten Stockes.

Herrenrieder blieb stehen. Nur einen Augenblick, dann schritt er weiter. Aber eine Unruhe wuchs in seinem Blut, die füllte ihm das Herz mit schweren Schlägen. Er sah sie vor sich in der dunkeln Gasse, im Pagenkleid, mit dem trotzigen Lächeln um den gefärbten Mund, und er spürte hinter der Verkleidung das starke Leben, das ihn selber peitschte.

In dieser Nacht hat Vinzenz Herrenrieder den Schlaf betrogen. Am Morgen schien alles ein Spuk gewesen zu sein. Er trug seine Mappe gelassen vor die Geschworenen.

Als seine Klientin blaß, mit unsteten Augen, das Haar schlecht gekämmt und die roten Hände in fortwährender Unruhe auf der Anklagebank saß, da stand er wieder kaltblütig in den Schuhen, und schon nach dem ersten Zeugenverhör packte ihn der ehrliche Ingrimm, den er in jeden Strafprozeß hineintrug, und er packte den Gerichtshof mit seinem mächtigen, den Volksrichtern in die Seele greifenden Wort. —

„Das kommt davon, wenn man am Abend vorher noch ins Theater geht! Sie sind da in sehr gewagte Spekulationen und Vergleiche geraten, lieber Kollege. Aber es klang prachtvoll, gratuliere übrigens zum guten Erfolg." So sagte nach der Urteilsverkündung der alte Justizrat, der als Zuhörer seinem Plädoyer gefolgt war und Herrenrieder im Anwaltzimmer begrüßte.

Vinzenz ging wieder über den Markt. Das gefallene Laub roch moderig, aber die Sonne lag darauf und wärmte es mit dunkelroten und bronzefarbenen Tönen. Es war zwei Uhr geworden. Zu spät zum Mittagessen in der Traube. Langsam ging er weiter, dem Bahnhof zu, um dort zu speisen. Über den gelben Rebenhügeln stand ein purpurblauer Himmel.

Als Vinzenz nach Hause ging, packte ihn wieder das Gefühl unendlichen Verlangens. Kahl erschien ihm die Wohnung, leer der Sessel der Mutter, den er so lange Zeit mit ihrem Erinnerungsbild verbunden hatte. Kein Laut, kein Lachen, kein Hauch eines Menschen außer dem seinen. Nur das unruhige Hüpfen und das Klirren des Gestänges in dem Käfig des Kanarienvogels.

Er arbeitete, verglich Reichsgerichtsentscheidungen, hörte Klienten an, und immer war er allein, blieb er allein.

Am Abend ging er zu seinem Dämmertrunk, aber die Unterhaltung zog ohne Echo an seinem Ohr vorüber. Selbst für die politische Lage hatte er nur halbe Aufmerksamkeit, und er ertappte sich darauf, daß er unwillkürlich in Opposition trat zu der Meinung der anderen. Stärker als sonst, aber ohne inneres Feuer.

Vinzenz stand bald auf und entfernte sich.

Auf einmal war er zum Entschluß gekommen, ins Theater zu gehen. Das schwere Blut wälzte sich voll durch seine Adern, und er hatte keinen anderen Wunsch als den, sie zu besitzen. Sie, den venezianischen Knaben, sie, die schlanke Gestalt mit dem selbstbewußten und doch neckischen Trotz, den schmalen, fest zugreifenden Händen und den runden federnden Knien. Er sah sie vor sich hergehen wie gestern, sah die roten Absätze leuchten, er sah sie und wußte doch, daß er ihre Phantasiegestalt vor sich in die leere Luft träumte. Und dabei wußte er auch so gut wie je, daß Lotte Freivogel ein Zugvogel war wie die anderen, daß sie mit ihrem großen Kostümkorb von

einem Engagement ins andere zog, von Jünglingen angesungen, von den Frauen kritisiert, von einem Leutnant oder am Ende gar von einem älteren und väterlichen Freund zu einem Stelldichein gebeten und von dem Direktor „Liebes Kind“ genannt. Vom Heldenvater geduzt und auf der Probe verschlafen und grämlich, des Abends aber ein bunter Falter, der schon vor dem Spiegelschrank sich dreht und wendet, wo er das letzte Lächeln probt, um dann ins Theater zu gehen, „Kostüm und Schminke anzulegen und Komödie zu spielen“. Lotte Freivogel! Er atmete tief.

Am Bahndamm entlang ging er dem Theater zu. Ein Güterzug schlich vorüber. Trüb blickten die Augen der Maschine, klapp, klapp, klapp kanteten die Wagen über die Weiche.

Da hatte Herrenrieder, als er am Übergang wartete, bis das Gleis frei war und der finstere Zug langsam vorüberschlich, plötzlich das Gefühl, als müßte er umkehren. Als stünde er vor einer anderen Schranke als der, die jetzt langsam, gespenstisch in die Höhe stieg und ihm den Weg wieder freigab. Zwei große, planüberzogene Waggons liefen am Ende des Zuges. Ein Geruch von Ried- und Haferstroh entquoll den hochgetürmten Wagen. Als graue Ungeheuer verschwanden sie im Dunkel und schleiften den letzten Ackerduft hinter sich drein über die Schienen. Da drang das Hohe Ried auf Vinzenz Herrenrieder ein, funkelte aus den klaren Sternen der letzten schönen Herbstnacht die Heimat, und die Erinnerung an jene fiebernden Stunden wurde in ihm lebendig, in denen er mit Sabine Reitter das Riedstroh geschnitten und auf dem dunkeln, schwerbeladenen Kahn über den See geschafft hatte.

„Herr Stadtrat kommen zu spät, die Glocke hat schon angeschlagen“, sagte der Schrankenwärter und schwenkte die Laterne, als wollte er ihn damit zur Eile treiben wie eine Rangiermaschine, die im Begriff ist, ein paar Wagen abzustoßen. Drüben blickte das Theater mit hellen Fenstern in die Nacht.

Vinzenz ging rasch hinüber und trat ein. —

Am andern Morgen fiel ihm die Arbeit schwer. Silbergrau stand der Nebel im Tal, und die Fensterscheiben glitzerten von weißen Tropfen. Vinzenz war schon um 6 Uhr aufgestanden. Um 9 Uhr löschte er die Gasflamme. Ein stiller, toter Tag. Es wurde Nacht, ehe der Nebel sich gesetzt hatte, und jetzt wogte er schon wieder in breiten wallenden Zügen durch die Gasse. Vor Herrenrieders Arbeitzimmer stand er dicht an die Scheiben gepreßt. Die Gasflamme zirpte wieder im Zylinder.

Nebenan die Stimme des Schreibers; es war noch ein Klient gekommen.

Vinzenz erhob sich.

Da schlug sie den Schleier zurück.

„Fräulein Freivogel?“

„Charlotte Vogel. Das andere ist für die Bühne. Zum Zeichen, daß ich denen zu Hause durchgebrannt bin.“

Das erwiderte sie mit demselben trotzigen und doch befangen schelmischen Lächeln, mit dem sie vorgestern Shylocks Hand ergriffen hatte.

Da entgegnete Vinzenz grob und unvermittelt: „Gestern haben Sie mir gar nicht gefallen.“

Mit welchem Recht er so auf sie eindrang, wußte er nicht. Aber sie warf den Kopf in den Nacken, und ihre großen schwarzen Augen mit den mandelförmigen Lidern sahen ihn noch trotziger, beinahe feindselig an. „Das weiß ich. Ich haß diese Schmachtrollen, aber ich will lieber draußen stehen als schimmeln. Dafür bin ich nicht zum Theater gegangen.“

„Also aus Leidenschaft zum Spielen! Aber bitte, setzen Sie sich doch, Fräulein Freivogel!“

Er hatte sich gesammelt. Sie saßen sich fremd gegenüber. Lotte erschien ihm größer als auf der Bühne. Außer dem wallenden blauen Busch aus phantastisch zugestutzten Federn, der über den dunkelroten Samthut hing, war nichts Ungewöhnliches in ihrer Kleidung. Sie hatte den Schirm quer über den Schoß gelegt und hielt die Enden des Stockes umspannt.

Jetzt trafen sich ihre Augen.

„Frau Hubschmidt war so gütig, mir Ihre Adresse zu geben, Herr Doktor. Ich wollte Sie um Ihren Beistand bitten. Finden Sie auch, daß es eine Frechheit war, das Heraustreten?“

„Eine Frechheit?“

Er mußte lachen. Sie sagte das so ernst, mit finstern Brauen und bewegte dabei den Kopf, daß der Hahnenbusch ihr wild ins Gesicht schlug.

„Ja, daß ich ihnen zeigte, ich laß mich nicht so behandeln!“ fuhr sie fort.

Und dann erzählte sie, wie sie schon vier stundenlange Proben gehalten und ihre Rollen studiert, jeden Auftritt und jeden Abgang geregelt hatten, und wie dann am Tag der Aufführung der Gast hereingebrochen sei in ihren Frieden und in einer kurzen Verständigungsprobe alles über den Haufen geworfen und sämtliche Rollen zu Stichworten zusammengestrichen habe. Da hatten alle weidlich geschimpft, und jeder erklärte, er spiele nicht, aber nur im stillen, auf der Gasse und im Garderobenzimmer und hinter den Versatzstücken. Als dann der Direktor gekommen war und ihnen verkündet hatte, daß niemand vor dem Vorhang erscheinen dürfe, wenn der Gast gerufen werde, da waren sie noch rebellischer geworden, aber schließlich hatte doch keiner den Mut gefunden, zu protestieren. „Gut, dann gehe ich allein mit hinaus, einen Auftritt hab ich ja noch“, hatte sie gesagt. Und jetzt drohte ihr Neumann mit der Kündigung.

„Muß ich mir das gefallen lassen?“ fragte sie und sprang auf.

Schlank und geschmeidig, fiebernd von jungem Leben stand sie vor ihm. Ihre Nasenflügel bebten, im schwarzen Haar, das sich unter dem Hut hervordrängte und die Ohrmuschel halb verdeckte, zitterten die Reflexe des Lichts. Den Schirm hielt sie immer noch an beiden Enden umspannt, und man hörte die Seide knistern, als sie ihn unwillkürlich bog.

„Es wird nur eine kleine Drohung sein, ich werde mit Neumann reden“, erwiderte Vinzenz, und dabei stand auch er auf, und sie sah mit einem heimlichen Staunen auf seine hohe stattliche Gestalt, und wieder erschien das halb trotzige, halb befangene Lächeln in ihrem farblosen klaren schönen Gesicht, als sie in seinen ernsten Augen eine Flamme brennen sah.

„Es ist nicht wegen des Gekündigtwerdens, und als ob ich gern hier wäre, aber ich laß mich nicht so behandeln, und man soll zu Hause nicht glauben, daß ich zu gar nichts tauge."

„Haben Sie das Theater so lieb?" fragte Vinzenz eifersüchtig.

„Furchtbar", stieß sie hervor. „Wenn ich das Theater nicht hätt!"

Aber dann wurde sie rot. Es war ein Wunder, dieses sanfte Erglühen der klaren Haut. Wie eine Morgenröte am durchsichtig hellen Himmel erschien es in ihrem Gesicht, und dann sagte sie leise mit einer dunkleren Stimme, die aus einem tieferen Wesen zu kommen schien: „Das ist so ein dummes Wort. Aber ich hab als Kind schon eine Leidenschaft gehabt für das Theater, und später, da war's für mich der Weg ins Freie. Ich leb eigentlich erst, wenn ich spiele. Nur —"

„Nur?" fragte er leise und spürte, daß ihm seine Stimme nicht recht gehorchte.

„Nur mit dem Talent, das — ich wäre so gern eine große Künstlerin geworden!"

„Vielleicht müssen Sie erst in die richtigen Rollen hineinwachsen."

„Die krieg ich nicht", seufzte sie, und dabei guckte der Schelm aus ihren Augen, aber dann fuhr sie leidenschaftlich fort: „Die Rollen, in denen auch eigenes Leben ist, wo es heißt, lachen können und sich hingeben und leben, leben! Aber —" Sie stockte schon wieder, dann schloß sie kleinlaut: „Es ist auch schwer, das alles zu lernen, die vielen Bogen voll. Man müßte es einfach in sich haben."

Jetzt schlug sie die Augen wieder auf zu ihm. Ganz verändert, ernst und groß, er sah sein Bild ganz klein in dem dunkeln klaren Spiegel schwimmen.

Da zuckte es ihm in den Fäusten, sie an sich zu reißen, aber er bezwang sich.

„Das wäre dann keine Rolle, kein Theater mehr. Das wären Sie selbst und Ihr Leben."

Sie sahen sich an. In Lottes Augen erschien ein sinnender, fragender, aus tiefem Erschrecken langsam sich klärender Ausdruck, und noch einmal stieg die purpurne Welle in ihre Wangen.

Sie drängte zum Abschied.

Er begleitete sie auf den Flur. Einen Augenblick zögerte sie, dann reichte sie ihm die Hand.

Er hielt die warmen Finger fest.

„Ich werde die Angelegenheit ordnen, Fräulein — Fräulein Vogel."

„Nein, bitte nicht, er wagt's ja doch nicht, der Ekel und —" Es war ihr eigen, daß die Zunge ihr durchgehen wollte und sie ihr immer beinah zu spät erst Einhalt tat.

Und wiederum forderte Vinzenz die Fortsetzung und wiederholte fragend: „Und —?"

Da schloß sie aufrichtig: „Ich will nicht, daß Sie sich für mich verwenden. Das sieht so aus, als —"

Diesmal zuckte sie sogar zusammen bei dem letzten Verschnappen und entzog Vinzenz rasch die Hand.

Und diesmal verlangte er den letzten Grund nicht zu hören.

Sie lächelte noch einmal mehr befangen als trotzig, dann trug sie ihren blauen Federbusch in den funkelnden Nebel, und Vinzenz Herrenrieder überrannte beinah seinen Schreiber, als er ins Zimmer zurückeilte und die Stirn an die Scheiben preßte. Aber die schillerten vor Nässe, und davor stand die weiße gespenstige Finsternis.

An diesem Abend hat er den „Kaufmann von Venedig" zum zweitenmal seit zwei Tagen vom Bücherschaft genommen und wieder nicht zu Ende gelesen.

* * *

Der erste Frost härtet die Erdkruste. Über dem leeren Wald wiegt sich ein Weih. Die Dezembersonne wirft breite dunkelblaue Schatten in die Täler. Im Süden glänzt die Alpenkette im neuen Firnschnee. Ein Silberblinken grüßt aus der Ferne, spiegelndes Wasser, das keinen Namen hat.

Vinzenz Herrenrieder hört die Sonntagsglocken aus dem Talgrund herauftönen. Er rastet im Stehen. Nun wendet er sich nach Osten, dort streicht die letzte Hügelwelle des Hohen Riedes heran, bäumt sich, krausen Buschwald auf dem Nacken, und stürzt in die Flußniederung. In der Ebene liegen duftverschleiert Dorf und Stadt, die Höhe trägt nur einzelne Höfe, die wie wracke Schiffe schwerfällig auf offener Reede ankern. Er ist zu einer Fußreise ausgezogen. Allein. Sein Leben ist so von heißen Wünschen geschüttelt, daß er sie ins Weite tragen muß. Der Heimatwind pfeift von Osten her über das fruchtbare Tiefland und sinkt in den entlaubten Buchwald. Die Sonntagsglocken werden verweht, kalt lächelt die Sonne auf den einsamen Wandersmann.

Aber der pfeift noch lauter als der Wind. Er hat mehr als zwanzig Semester von sich geschüttelt. Getragen an der Last des Philisteriums hat er nie, er spürte erst jetzt, wie dumm er eigentlich geblieben ist. Keinen Augenblick hat ihn der Wahn geplagt, er müsse seine Leidenschaft ausrotten oder sie ersticken unter dem Staub des Alltags. Er trinkt sie wie klaren Wein und denkt nicht daran, Zweifel und Sorgen daran zu hängen.

Sie haben ihn geneckt, daß er so oft ins Theater gehe. Er grüßt Lotte auf der Straße, es ist ein eigenes Grüßen und Wiedergrüßen. Nichts, kein Zufall, keine Verabredung, kein Besuch hat sie zusammengeführt, seit sie bei ihm war, um ihn um Rat zu bitten und dann sein Dazwischentreten abzulehnen. Aber wenn er sie grüßt, liegt in diesem gemessenen, beinah kurzen Gruß ein unerklärliches herrisches Begehren und eine starke Freude, und sie neigt den Kopf, und das trotzige Lächeln steigt in ihr Gesicht und verliert sich als wunderliche Befangenheit in den Winkeln ihrer geschwungenen roten Lippen.

Er wußte genug von ihr. Nein, eine große Künstlerin schlief nicht in ihr, sie spielte nur sich selbst. Aber sich selbst mit der Stärke einer großen Natur. Und sie selbst war ihm ins Blut gedrungen. Er hätte sie von der Gasse, aus der Kulisse weg, heimtragen mögen, und zuweilen stellte er sich vor, daß sie zu ihm träte, von der Bühne herab, von der andern Seite der Gasse her riefe: „So nimm mich doch, ich wart ja nur darauf, daß du mich holst!"

Aber nichts verriet diese wilden Wünsche, diese brennende Leidenschaft, dieses unbändige Glücksgefühl und diese langsam, aber unaufhaltsam anschwellende Erwartung und Spannung seines Wesens.

Er ging in seinem Beruf auf, er änderte nichts an seinen Gewohnheiten und Neigungen, und trotzdem war sein Leben über Nacht reich und blühend geworden. Er trug wieder ein verlangendes Herz in der Brust, und das arbeitete um so gewaltiger unter dem Druck seines dunkeln Blutes, je unveränderter und unbewegter er äußerlich immer noch erschien.

„Das Mädchen hat Art und Fasson. Die könnte aus einem einen rechten Narren machen", hatte einer zu ihm gesagt, als sie nebeneinander im Parkett saßen.

Er hatte gelacht. So lacht einer, der außer aller Gefahr scheint, im Innern aber lachte ein jubelndes Echo: „Mich hat sie schon zu einem Narren gemacht!"

Vinzenz drückte den Lodenhut in die Stirn und stieg durch den leeren Wald ins Tal. Ein Bauer ging vor ihm her. Sie kamen ins Gespräch.

„Ja, der Winter beißt einem schon in die Augen", sagte Vinzenz.

„Liegt die Erde unter der Decken, kann nichts verrecken", entgegnete der Bauer und schob die Fäuste tiefer in die Tasche.

Vinzenz sah erst jetzt, daß der Frost schon über die Matten sprang und alle Gleise und Rinnsale gefroren waren, während der scharfe Ostwind über die nackte Erde strich. Der Bauer hatte recht, es mußte bald Schnee fallen, wenn nicht das Winterkorn erfrieren sollte.

Und unwillkürlich dachte Herrenrieder an das Ried, über das jetzt der Nordost mit schneidenden Messern fuhr.

Dort drüben lag's, stieg an und rollte den Bergen zu, und er wäre am liebsten vom Feld aus querfeldein viele Stunden weit hinübergewandert.

Es war ein neues, ein anderes Heimverlangen in ihm, als könnte er dort zwischen den Schlehen und Hagebutten, dem dunklen Wasser und den mageren Feldern sein Herz noch kräftiger und lauter schlagen hören. Aber er bezwang sich.

Am Abend kam er auf der Eisenbahnstation an, wo die Wege aus der Ebene und dem Ried zusammenliefen. Als er auf der gedeckten hölzernen Brücke stehenblieb, unter der der Strom langsam wie geschmolzenes Blei grau und glänzend einherzog, da erlosch das alte grelle Abendrot über dem Hohen Ried.

Mit dumpfem Dröhnen kroch die Postkutsche über die Bohlen der engen Brücke.

Vinzenz trat in eine Nische, um sie vorbeizulassen. Sie kam aus dem Ried. Vom Hohen Ried fuhr sie über Schlieren, Höllgrund und Krien auf der alten Heerstraße hierher. Die Lichter brannten schon. Das verwitterte Gesicht des Postillions erschien klein und runzlig, wie ein überwinterter Apfel unter dem großen schwarzen Hut mit dem mächtigen Sonntagstutz. Aber in dem vergilbten Gesicht brannten klare Äuglein, und die fielen auf Vinzenz Herrenrieder und erkannten ihn.

„Grüß Sie, Herr Doktor! Wollen Sie aufsitzen bis zum Bahnhof?" Er schnalzte mit der Zunge, und die langsam trottenden Gäule schwankten einen Augenblick wie schlaftrunken hin und her und hielten an.

Herrenrieder stieg auf. Neben dem Alten hockte er nun zusammengekrümmt im Kutschgehäuse.

Und da war es Vinzenz, als hätte er dem alten Postkutscher, der seit Menschengedenken vor dem „Österreicher" fütterte und tränkte, etwas zu erzählen. Hier oben, im erleuchteten, von Pferdedunst und Tabaksgeruch erfüllten Kutschhäuslein, aus dem die schwarzen Zügel ins Dunkel liefen, da empfand er zum erstenmal das Bedürfnis, sich andern mitzuteilen, und er ertappte sich darauf, daß ihm die Worte zum Munde drängten. Aber als sie ins Freie kamen, da waren es keine Geheimnisse, sondern Fragen nach dem Ried und dem Dorf, und der Postillion merkte nicht, daß einer neben ihm saß und sich eigentlich nicht mit ihm von Frost und Torfstich, von Winterkorn und vom Flachsmarkt unterhielt, sondern von einem jungen Weib erzählte, das sein dunkles schweres Blut in Wallung gebracht und sein Wesen in allen Tiefen aufgeschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Neues Leben im neusprachlichen Unterricht der hohen Schulen.

Von Dr. Adolf Matthias.

Lessing hat einmal gesagt: „Ich bin meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Kritiken über Gedichte." Lebte er heute, er wäre sicherlich den Kritiken, die an unseren Schulen geübt werden, ebenso gram. Denn auf keinem Gebiete spielt das Subjektive eine so beherrschende Rolle; kaum irgendwo herrscht die Ungerechtigkeit in einem solchen Maße; nirgendwo wird das Heute mit dem Gestern beständig so verwechselt und so vermischt; nirgendwo spielt sich das rasche Allgemeinurteil so verwegen auf und vergißt die Begründung durch Einzeltatsachen.

Es ist deshalb Pflicht der Gerechtigkeit, den vielen übelwollenden Urteilen der Schule gegenüber, die heute, doch mehr, als erlaubt ist, in der Presse vielfach das große und mitunter auch freche Wort führen, auf die Fortschritte in unserem Schulwesen hinzuweisen und auf die treue gewissenhafte Arbeit, die auf manchen Gebieten geradezu Musterhaftes schon geschaffen hat oder doch zu schaffen bemüht ist. Ein solches Gebiet erfreulichen Fortschritts ist der neusprachliche Unterricht an unsern höheren Schulen.

Wie stand es doch um diesen Unterricht an den höheren Schulen, insonderheit an den Gymnasien, in unserer Jugend Tagen? Die Grammatik lief damals ganz nach dem Muster des altsprachlichen Grammatikbetriebes. Regeln wurden gelernt und ihre Anwendung in die Enge langweiliger Übungsbücher eingeschnürt. In diesen spielten Themistokles und Aristides, die römischen Könige und Mucius Scävola die gleiche Rolle wie in den altsprachlichen Übungsbüchern; daß es lebendige Franzosen gebe, mit denen man diese Sprache, die man lernte, auch sprechen könne, merkte man diesen Übungsbüchern nicht an. Auch Sprachübungen wurden nicht angestellt, da die Lehrer, die meist gar keine Lehrbefähigung zeugnismäßig besaßen, selbst nicht die Gabe hatten, die lebendige Sprache zu sprechen. Allenfalls waren in den Übungsbüchern

einige Fragen aufgeführt, auf die mit tödlicher Sicherheit stets die gleichen Antworten fielen. Schriftliche Übungen überragten bei weitem den mündlichen Betrieb.

In den Tertien war die Lektüre von Caesars bellum gallicum im Französischen begleitet von Voltaires „Histoire de Charles XII.", in der Prima kehrte wie das Mädchen aus der Fremde Racines Athalie oder Phèdre alljährlich wieder. Im Englischen bildeten die Pièce de résistance „the vicar of Wakefield" und die tales of a Grandfather. Die Aussprache im Französischen glich nicht selten jenem Patois, an das man den Einwohner von Meschede oder Lüdenscheid sofort erkennt.

Daß wir uns trotzdem in Frankreich im Feldzug mit unserm Französisch noch leidlich durchgeschlagen haben, hatten wir der Gewissenhaftigkeit zu danken, mit der französische Vokabeln und Formen ebenso gepaukt wurden wie die Elemente der lateinischen Sprache. Aber unter diesen Vokabeln fehlten doch meist die, die das Leben verlangte, das uns so reich umgab. Diesem ganzen, wenig erfreulichen Zustand des neusprachlichen Unterrichts entsprach die Pflege dieser Sprachen auf den Universitäten. Sie wurden nicht wie lebendige, sondern wie tote Sprachen behandelt. Auf einer der Universitäten, auf denen ich studierte, hatte der Professor, der Französisch und Englisch las, einen kleinen Gelehrtenbuckel. Der Studentenwitz erläuterte diesen damit, daß der Professor die gesamte neuere Philologie darauf zu tragen habe. Denn gesonderte Lehrstühle für Französisch und Englisch galten dazumal als ein unerlaubter Luxus.

Wie anders ist das heute! Wir befinden uns in einem Werde- und Umwandlungsvorgang, in einem beständigen Kampf gegen die Mängel des Alten, der schon viel Vortreffliches gezeitigt hat und noch Besseres verspricht. Der mündliche Gebrauch der neueren Sprachen steht heute im Vordergrund. Auf die Aussprache wird ernste Sorgfalt und beständige Schulung verwandt. Die Lehrer, die selbst meist ein mustergültiges Französisch sprechen, überwachen das Sprechen mit unermüdlichen Übungen. Sprechübungen, die beweglich sind und kein nur auswendig gelerntes Zeug nach der Methode du perroquet, der Papageienmethode, bringen, begleiten schon den Anfangsunterricht in einfachster Form und werden in fast keiner Stunde unterlassen. Ungezwungene Dialoge, die den regelmäßigen Vorgängen und Verhältnissen des wirklichen Lebens gelten, lehnen sich vielfach auch an geschmackvolle Anschauungsbilder, Landkarten, Kunstblätter und ähnliche Vorlagen an. Vor allem wird angekämpft gegen geistloses Frage- und Antwortspiel. Damit das lebendige Wort vor allem wirkt und schafft, sind die Übungsbücher im Unterricht meist geschlossen, damit das Ohr sich mehr an der Sprache beteiligt als das Auge und das lebendige Wort des Lehrers und Schülers wechselseitig anregt und belebt. Die Lektüre, die das vornehmste Gebiet des neusprachlichen Unterrichts bildet, trägt einen ganz anderen Charakter als ehemals. Die wirklichen Verhältnisse und Vorgänge des französischen und englischen Volkslebens bilden bereits den Inhalt der auf den untersten Stufen gebräuchlichen Lese- und Übungsbücher. Die Umgangsprache, die bei den lebenden Sprachen unabweisbar Berücksichtigung fordert, ist in diese Elementarbücher organisch hineingearbeitet. Die Stoffe, die behandelt werden, wahren inneren Zusammenhang; die Dinge des täglichen Lebens werden auch in kulturhistorischer Form vorgeführt: l'école d'autrefois — l'école de nos jours; une ville il y a 800 ans — une ville d'aujourd'hui; un voyage sur terre autrefois et aujourd'hui. Außerdem durchwandert der Schüler die Hauptabschnitte der französischen Geschichte, von der Zeit der Römer und Karolinger bis zum Deutsch-Französischen Krieg zieht alles im bunten Wechsel vorüber. Nebenher laufen geschichtliche Anekdoten. Endlich werden auch französische oder englische Realien vermittelt (les monnaies, produits de la France, tour de la France en bateau à vapeur). Hinzutreten der jedesmaligen Klassenstufe entsprechend einige Lieder, auch Übersetzungen deutscher Lieder. Alles das — ich habe hier Bücher im Sinn wie die von Dubislav und Boek — ist zusammengestellt nach dem Grundsatz: „Wenn du für die Jugend schreibst, so denke daran, daß es auch dem Alter Freude macht."

Wie diese Lesebücher für die unteren Stufen Leben und Bewegung atmen, die im fremden Volk pulsieren, so ist auch die spätere Lektüre immer so gewählt, daß sich mit edler Form wertvoller Inhalt aus der Kultur und Volkskunde der fremden Nation verbindet, und daß wir beständig in die Seele und die Meisterwerke der bedeutsamsten geistigen Vertreter des Volkes hineinblicken.

Alles das steht nun nicht etwa nur als Vorschrift auf dem Papier; es wird vielmehr dafür gesorgt, daß tüchtige Lehrer herangebildet werden, die ihren Aufgaben auch gewachsen sind. Nachdem die Universität dafür gesorgt, auch die praktische Seite des künftigen Lehrers einer lebendigen Sprache durch Übungen und Seminarien ausreichend zu berücksichtigen, ist die Ausbildungzeit so eingerichtet, daß die Berührung mit fremdem Volkstum fortwährend wachgehalten wird.

Seit 1905 ist die Einrichtung getroffen, daß die jungen Kandidaten des höheren Lehramts in der zweiten Hälfte ihres Ausbildungsjahres nach Frankreich, England oder Amerika gehen und ausgetauscht werden mit Französisch oder Englisch sprechenden jungen Lehrern, die von dorther kommen. In diesem Winterhalbjahr sind in Frankreich mehr als 20, in England und Amerika 9 junge neusprachliche Lehrer tätig; aus Frankreich sind etwa 50, aus England und Amerika 17 junge Lehrer an preußischen Schulen beschäftigt. Aufgabe dieser Herren ist es, Konversationsübungen in den neueren Fremdsprachen mit den Schülern der oberen Klassen abzuhalten, während die deutschen Lehrer an den französischen und englischen Schulen deutsche Konversationsübungen pflegen und sich zugleich ausbilden in der Sprache ihres Aufenthaltsortes. An dem lehrplanmäßigen Unterricht nehmen diese jungen Lehrer nicht teil; sie wohnen aber den Lehrstunden bei, um die Schüler kennen zu lernen, mit denen sie ihre Übungen abhalten, die in kleineren Gruppen von 5—6 Schülern und in freierem und ungezwungenem Verkehr außerhalb der Schulzeit, auch auf Spaziergängen, stattfinden. Alles Systematisieren wird dieser freien Konversation ferngehalten. Leichte einfache Gesprächstoffe bilden den Gegenstand der Unterhaltung: die Umgebung, die Ereignisse des Schullebens und der Lokalgeschichte, die Sitten und Gewohnheiten des Heimatlandes der Lehrer, die dortigen Schuleinrichtungen, das Leben der Familie, die geselligen Gebräuche, das öffentliche Leben; auch Unterrichtstoffe, wie Geschichte, Literatur und Naturwissenschaften. Es wird auch wohl eine Zeitung zur Hand genommen, um von ihr geleitete Konversation in Fluß zu bringen. Vor allem soll in diesen Unterhaltungen dem Schüler Mut gemacht werden, daß er sich frei vom Schulzwang im fremden Idiom tummelt.

Außer diesen jungen Kandidaten gehen nun alljähr-

lich etwa dreißig Lehrer, die schon längere Zeit im Schuldienst stehen, von staatlichen Anstalten nach Frankreich und England; nicht wenige Städte schicken solche Lehrer ebenfalls in die fremden Länder. Zweck dieser Stipendienreisen ist es, den lebenden gesprochenen Sprachen beständig neues Leben und Auffrischung zu verschaffen. Der Aufenthalt im Ausland soll dazu dienen, dem Stipendiaten auf Grund vorher erworbener Kenntnisse zum leichten und natürlichen Gebrauch der französischen und englischen Sprache zu verhelfen, ihr Land und Volk kennen zu lernen, ihm eine Anschauung von den geistigen und materiellen Hilfsmitteln der fremden Nation zu gewähren und ihn so zu befähigen, die erworbenen Kenntnisse und die erlangte Fertigkeit im Dienst der Schule praktisch zu verwerten. Diese Lehrer müssen also den Sprachstoff, vor allem einen ausgiebigen Wortschatz, schon mitbringen, um diesen als festes, stets gegenwärtiges und verfügbares Eigentum richtig verwenden zu lernen. Deshalb werden sie angehalten, vor allem den Umgang mit gebildeten Franzosen und Engländern zu suchen, womöglich durch Anschluß an eine gut empfohlene Familie. Gewarnt werden sie aber vor Verkehr mit Landsleuten, damit sie sich gänzlich der Muttersprache enthalten und sich ausschließlich dem Erwerb praktischer Sprachkenntnisse widmen; besondere Aufmerksamkeit haben sie dabei der Tagesliteratur zuzuwenden, deren Lektüre ja das beste Mittel ist, in die fremde Volksnatur einzudringen. Zu diesem Zweck besuchen diese Stipendiaten auch fleißig die öffentlichen Vorlesungen, gute Theatervorstellungen, Gerichtsverhandlungen, Sitzungen politischer Körperschaften, Predigten und Versammlungen wissenschaftlicher oder gemeinnütziger Natur.

Stipendiaten, die zum erstenmal nach Frankreich gehen, pflegen Paris zunächst zu meiden, da diese Stadt nicht der geeignete Ort ist, um sich im Sprechen zu üben. Es ist schon schwer, dort eine geeignete Pension zu finden, in der Familienanschluß und damit beständige Übung in Unterhaltung geboten ist. Die meisten Pensionen sind international, und man trifft in ihnen sehr viel mit Angehörigen der eigenen Nation zusammen oder mit Fremden anderer Nationen; jene verführen zu sehr zum Gebrauch der Muttersprache; diese sprechen zu schlechtes Französisch, um von ihnen lernen zu können. Die Stipendiaten ziehen es deshalb vor, zunächst in eine kleinere Stadt zu gehen, und zwar in eine solche, in der sie möglichst wenige Deutsche antreffen, damit sie genötigt sind, mit der seßhaften Bevölkerung in Berührung zu treten und hier ihre Unterhaltung und Belehrung zu suchen. Auch mit den Schulen des Orts ist hier leichter ein Anschluß zu finden, als das im großen Paris der Fall ist. In England suchen die neusprachlichen Lehrer meist London auf, daneben Manchester, Oxford und Cambridge.

Wie man sieht, entfaltet sich auf dem Gebiet neusprachlichen Unterrichts frisches Leben. Dieses wird noch dadurch verstärkt, daß aus den Kreisen der Lehrer immer neue Anregungen zur Belebung und Hebung dieses Unterrichts hervorgehen, die auf Neuphilologentagen ausgetauscht werden. Auch Ferienkurse an Universitäten, an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. und an der Posener Akademie tun das Ihrige, um zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts beizutragen. Alle diese Bestrebungen verdanken den letzten beiden Jahrzehnten ihr Dasein. Für die verhältnismäßig kurze Zeit ihres Bestehens können sie schon auf höchst erfreuliche Ergebnisse zurückblicken. Und da man unermüdlich an der Arbeit ist, so darf man die Hoffnung hegen, daß wir hier einer recht schönen Zukunft entgegengehen.

Eins ist aber schon jetzt sicher. Wenn die Tadler unseres höheren Schulwesens in ihre mißbilligende Kritik auch den neusprachlichen Unterricht einbeziehen, so können sie das nur tun auf Grund eines höchst oberflächlichen Urteils. Gewissenhafte Beurteilung der tatsächlichen Zustände und der Bestrebungen auf diesem Unterrichtsgebiet kann nur zu dem Schluß kommen, daß die preußischen Schulen hier Musterhaftes leisten und anstreben, und daß sie den Neid und die Bewunderung des Auslandes zu erregen das gute Recht besitzen.

Die Zweite Kammer des elsaß-lothringischen Landtags.

Von G. Joessel. — Hierzu 17 Porträtaufnahmen.

In dem schönen Gebäude auf dem Straßburger Kaiserplatz, in dem voriges Jahr der Landesausschuß durch allerhöchste Botschaft geschlossen wurde, tagt seit einigen Monaten der elsaß-lothringische Landtag. Der Landesausschuß, der nur ein Provisorium war, setzte sich aus 58 Abgeordneten zusammen, die aus einem vielfach gesiebten, verzopften und versteinerten Wahlrecht hervorgingen — er wurde so ein Notabelnparlament. Seine Befugnisse standen nicht ihm allein und ausschließlich, sondern auch dem deutschen Reichstag zu, der jederzeit hätte eingreifen können. Allerdings hat er von dieser seiner Befugnis niemals Gebrauch gemacht. Diesem theoretischen Recht hat die Verfassung vom 31. Mai ein Ende gemacht, indem sie statt des Landesausschusses eine aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervorgehende Zweite Kammer errichtete und bestimmte, daß Landesgesetze vom Kaiser mit Zustimmung des aus zwei Kammern bestehenden Landtags erlassen werden. So wurde das Notabelnparlament durch eine Volksvertretung ersetzt.

Die Zweite Kammer besteht aus 60 Abgeordneten, die in ebensoviel Wahlkreisen gewählt werden, und zwar so, daß auf je 30 000 Einwohner durchschnittlich 1 Abgeordneter kommt. Der Parteirichtung nach gehören 26 Volksvertreter dem elsaß-lothringischen Zentrum, 11 der liberal-demokratischen Fraktion und 10 dem Lothringer Block an, 11 sind Sozialdemokraten, und 2 sind fraktionslos.

Das elsaß-lothringische Zentrum ist die Partei der Autorität, es ist konservativ, was es damit bewiesen hat, daß es mit einer einzigen Ausnahme, dem früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Vonderscheer, geschlossen gegen die Annahme der neuen Verfassung gestimmt hat. Dr. Vonderscheer gehört seit seiner Abstimmung der Partei nicht mehr an. Die liberale Landespartei, der sich seit den Landtagswahlen die Demokraten angeschlossen haben, ist im bewußten Gegensatz zum Zentrum gebildet. Der Lothringer Block ist streng partikularistisch und hatte es verstanden, die gesamte Lothringer Bevölkerung, Klerikale wie Liberale, eng zusammenzu-

Oberelsaß hat die meisten Zentrumsabgeordneten, das Unterelsaß die meisten Abgeordneten der liberal-demokratischen Partei, Lothringen hat größtenteils Vertreter des Blocks gewählt; die Sozialdemokraten kommen aus Straßburg, Mülhausen, Kolmar und zwei Industriezentren des Oberelsaß. — Zentrumsabgeordneter Dr. Ricklin, der Präsident des Hauses, ist in weiteren Kreisen bekannt als Reichstagsabgeordneter des Kreises Altkirch-Thann, den bis zum Jahr 1903 der vor einigen Monaten verstorbene Abbé



Phot. Gollas & Co.

Georg Wolf, 2. Vizepräs. der Kammer.



Fabrikant Drumm, Führer der Demokraten.

fassen; seit den Landtagswahlen hat er sich allerdings in einen zentrumsfeindlichen und -freundlichen Teil gespalten. Die sozialdemokratische Partei hat bei der ersten Lesung des Etats durch ihren Ersten Vorsitzenden Peirotes erklärt, daß sie der Regierung, „die nichts als ein Ausschuß der besitzenden, der herrschenden Klasse sei, und die nicht von der Mehrheit des Volks eingesetzt sei", das Budget verweigere. Das



Phot. Gerschel ainé.

Buchdruckereibesitzer Hauß,
1. Vorsitzender der Zentrumsfraktion.

Ausgang des alten und Anfang des neuen Jahrhunderts Straßburg-Land vertreten. Seine Reden sind von hinreißender Wirkung; er wird deshalb von seiner Partei ins Treffen geschickt, wenn es gilt, einen von der Regierung oder der liberalen Landespartei gegen das Zentrum gerichteten Angriff abzuwehren. — Im Gegensatz zu diesen auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse stehenden Zentrumsführern stehen andere, Nationalisten,



Phot. Gerschel ainé.

Dr. Ricklin, Präsident der Kammer.

Winterer vertreten hatte. Er ist eine Kraftnatur, die zu starken Ausdrücken neigt. Sein Einfluß im Sundgau, seiner engeren Heimat, ist so groß, daß er der „Löwe im Sundgau" genannt wird. Der Erste Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Buchdruckereibesitzer Hauß, war schon Redakteur am „Elsässer", später am „Volksboten". Beides sind Zentrumsblätter, letzteres mit einem nationalistischen Grundton. Hauß ist Reichstagsabgeordneter für Hagenau-Weißenburg; vorher hat er den Kreis Gebweiler und am



Phot. van Bosch.

Notar Kübler, Zentrum.



Hofphot. Hermestroff.
Gutsbesitzer Labroise,
1. Vorsitzender des lothringischen Blocks.



Notar Wiltberger,
Zentrum.



Phot. Häckl.
Dr. Schott,
1. Vorsitz. des elsaß-lothring. Zentrums.



Phot. Gerschel ainé.
Louis Pierson,
2. Vorsitzender des lothringischen Blocks.

die sich in der Erinnerung an vergangene und nie wiederkehrende Zeiten nicht genugtun können. Abbé Wetterlé, Redakteur des „Nouvelliste", ist als Abkömmling einer Familie, die sich mit den Ereignissen von 1870/71 nicht abfinden konnte, nach Frankreich ausgewandert, bis ihm Statthalter von Hohenlohe-Schillingsfürst die Rückkehr nach der Heimat gestattete, was ihn aber nicht gehindert hat, seinen Gönner wiederholt anzugreifen. Er zieht den persönlichen Angriff dem sachlichen vor, und das nicht nur als Parlamentarier, sondern auch als Leitartikler. In der gleichen Art wirkt Dr. Pfleger aus Türkheim i. O.-E. Dr. Schott ist an Stelle des ausgeschiedenen Dr. Vonderscheer zum Ersten Vorsitzenden des elsaß-lothringischen Zentrums gewählt worden. In Notar Wiltberger ist der ehemalige Reichstagsabgeordnete des Kreises Hagenau-Weißenburg — er hat ihn jetzt seinem Fraktionsgenossen Hauß abgetreten — und in Abbé Delsor der Reichstagsabgeordnete von Molsheim-Erstein in den Landtag eingetreten. Delsor vertritt den Kreis seit 1898 als Nachfolger des früheren Autonomisten und jetzigen Staatssekretärs Zorn von Bulach. Als Hochburg des Katholizismus in dem sonst stark protestantisch durchsetzten Unterelsaß wird der Kreis seit Jahren, freilich immer erfolglos, von den Liberalen umworben. — Notar Kübler brachte in den letzten Jahren des Landesausschusses regelmäßig einen Antrag ein, der schon seit über 30 Jahren gestellt wird. Er geht dahin, den Unterricht in der französischen Sprache an den Volksschulen zuzulassen. An diesen Antrag haben sich erregte Debatten über die elsaß-lothringische Kulturfrage geknüpft.

Die liberal-demokratische Fraktion hat in den Rechtsanwälten Burger-Straßburg und Donnevert-Metz zwei wertvolle Akquisitionen gemacht. Der Vorsitzende der Partei, Schriftsteller G. Wolf, der zum 2. Vizepräsidenten der Kammer gewählt worden ist, ist ein glänzender Redner und überzeugter Gegner des Zentrums. Er hat als solcher mit dem Abgeordneten Hauß schon manchen Strauß ausgefochten. In dem Fabrikanten Drumm-Mülhausen werden die Demokraten des Oberelsaß und in dem Abgeordneten Wehrung die evangelischen Bauern ihren Vertreter haben.

Von den beiden Vorsitzenden des Lothringer Blocks hat Labroise schon den Kreis Saarburg-Château-Salins und Pierson die Stadt Metz im Reichstag vertreten. Beide sind, wie alle Mitglieder des Blocks, Partikularisten, die nur im Interesse ihrer engeren Heimat abstimmen und immer dem von ihrer Partei gegebenen Losungswort folgen. Sie lieben nicht, in langen und ausführlichen Reden ihre Ansicht zu äußern, sondern verleihen ihrer Meinung in einigen prägnanten Sätzen Ausdruck. Bankier Weber aus Bolchen in Lothringen gehörte schon zur Zeit des Landesausschusses dem Lothringer Block an.

Redakteur Peirotes, der 1. Vorsitzende der Sozialdemokraten, der früher Setzer war, vertritt als Nachfolger des Zentrumsabgeordneten Preis seit Anfang des Jahres die Stadt Kolmar im Reichstag. Kaufmann Emmel aus Mülhausen, der Reichstagsabgeordnete dieser Stadt, war im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts der einzige Sozialdemokrat, der in den Landesausschuß gedrungen ist. In weiteren Kreisen



Hofphot. Hermestroff
Rechtsanwalt Donnevert,
Führer der Liberalen in Lothringen.



Phot. J. Dentel.
Redakteur Peirotes,
1. Vorsitzender der Sozialdemokraten.



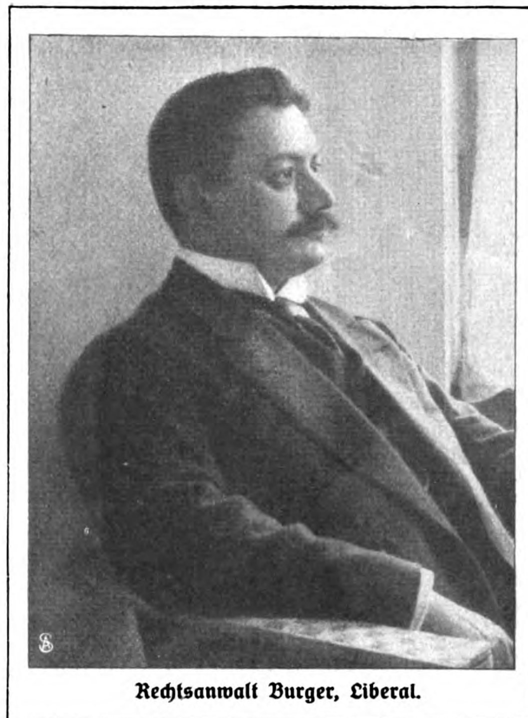
Atel. Victoria.
Kaufmann Emmel,
Sozialdemokrat.



Phot. Gerschel ainé.
Kaufmann Böhle,
1. Vizepräsident des Landtags.



Abbé Wetterlé, Nationalist.



Rechtsanwalt Burger, Liberal.



Hofphot. Hermestroff.

Bankier Weber, Lothringer Block.



Abbé Delsor, Zentrum.



Hofphot. Sev. Schoy

Dr. Pfleger, Nationalist.

bekannt dürfte der 1. Vizepräsident des Landtags, Kaufmann Böhle, sein, der bei der Reichstagswahl von 1907 nach erbittertem Kampf seinen liberalen Gegner Burger besiegt hat und seitdem Straßburgs Reichstagsabgeordneter ist und auch wohl bleiben wird.

Der erste Schritt zum Bundesstaat ist getan. Die Bahn zum Erreichen des Endziels ist frei. Mögen sich die Vertreter des Volkes des in sie gesetzten Vertrauens würdig erweisen und der Weiterentwicklung des schönen Reichslands keine Steine in den Weg legen!

Die Frau im Felddienst.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Newspapers Illustrations.

Die stetig wachsende Anteilnahme der Frau an den sozialen Aufgaben der Gegenwart hat sie naturgemäß auch vor die Frage der Wehr- und Waffenpflicht gestellt. Die Spötter einerseits und jugendliche Heißsporne anderseits malten schon an dem Bild von Amazonenschlachten, und tatsächlich ist mancher törichte Schritt



Weibliche Sanitätsoffiziere und -mannschaften in England: Ausmarsch zu einer Felddienstübung.



Vorbereitungen zum Biwak: Aufschlagen der Zelte.

getan, das Draufgängertum der Suffragetten zu einer gewissermaßen gesetzmäßigen Kriegstüchtigkeit zu veredeln, so daß die aggressive Kraft der englischen Frauenrechtlerinnen sich ausleben könne, ohne stetig mit der öffentlichen Ordnung in Konflikt zu geraten. Sachlich ruhige Elemente haben diese militärischen Träume aller Abenteuer- und Renommiergelüste entkleidet und aus dem unklaren und unhaltbaren Begriff: „Frauen vor die Front!" einen Felddienst geschaffen, der die Frau zwar nicht in die Feuerlinie und an die Geschütze stellt, sie aber den Kämpfenden so nahe bringt, daß sie in Wahrheit wie auf dem Schlachtfeld selbst stehen.

In welcher Weise das gedacht und geordnet ist, zeigen unsere Bilder. Das Korps dieser weiblichen „Hospitalsoldaten" ist eine regelrecht organisierte Sanitätstruppe, mit der Bestimmung, eine im Kriegsfall schwer zu empfindende Lücke auszufüllen, nämlich die, den Verwundeten schon auf dem Kriegsschauplatz Hilfe und Pflege zu bringen, also ärztlich einzugreifen, bevor in dem meist entferner gelegenen Hospital die Wunden untersucht werden können. Erfahrungsgemäß erschwert die durch den Transport der Kranken entstehende Verzögerung der Behandlung den Heilprozeß nicht nur, sondern setzt die Verwundeten auch den ernsten Gefahren von allerlei Infektionskrankheiten aus, die selbstverständlich auf das peinlichste vermieden werden müssen. Die englischen Samariterinnen erhalten demgemäß nicht nur Krankenpflegerinnen - Schulung, sondern werden auch, abgesehen von der kavalleristischen Ausbildung, die für einen schnellen Hilfs- oder Meldedienst unentbehrlich ist, fachgemäß unterwiesen, praktische Handdienste auszuführen, die bisher von Männern geleistet wurden. Dahin gehört das Aufschlagen von Zelten, das Einrichten von Sanitätswagen und Verbandplätzen, das Herstellen von Tragbahren aus irgendwelchem zu Gebote stehenden Material und im gegebenen Fall die erste Hilfeleistung selbst mit primitiven Mitteln. Die Damen müssen mit allen Handreichungen vertraut sein, und da hier nicht nur „Schwesterdienste" in Betracht kom-



Ein weiblicher Leutnant des englischen Sanitätskorps.



Weibliche Soldaten laden Zeltgeräte von den Krümperwagen.



Aus dem Lagerleben: Der Liebling des Sanitätskorps.



Beim Abbrechen der Zelte.

men, sondern in den weitaus häufigsten Fällen körperliche Gewandtheit und Energie die Hauptsache sind, so ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß bei diesem Felddienst nicht spielerisch getändelt werden darf. Ernste Arbeit heißt demnach die Parole dieses weiblichen Hilfskorps. Die exakte Erledigung solcher höchst wichtiger Helfersdienste erfordert natürlich fortgesetzte Uebung. Deshalb rückt die Frauensanitätskolonne, die dem Roten Kreuz zugerechnet wird, alljährlich zweimal ins Manöver und biwakiert nach militärischer Gepflogenheit. So viel Frohsinn und gesundheitliche Tüchtigkeit ein solches Lagerleben zweifellos auslöst: so bringt es doch nicht allzu viel Annehmlichkeit und namentlich Bequemlichkeit mit sich. Nach den herrschenden Vorschriften müssen die Damen auch in Friedenzeiten ihre Pferde selbst versorgen — der Stalldienst im Manövergelände wird aber wahrscheinlich noch etwas härter sein und manche Ueberwindung kosten. Das Zubereiten der Mahlzeiten, das Instandhalten der Wohnzelte und Anzüge, das Herbeischaffen des Proviants, das sind Beschäftigungen, die die meisten Damen von Hause aus wohl kaum vom Hörensagen kennen. — Aber für Verwöhnte hat die Truppe keinen Platz; alle schlafen auf Strohsäcken und unter einfach wollenen Decken, und Toilettenspiegel gehören zu den heimatlichen Erinnerungen. Die Damen entstammen den vornehmen Familien des Landes und werden nur auf die besten Empfehlungen hin aufgenommen. Sie haben ihre Equipierung selbst zu beschaffen, ebenso wie ihr Reitpferd und alles andere. Diese ziemlich hohen äußeren Ansprüche haben eine Elitetruppe herausgebildet, die aber von jedem einzelnen Mitglied den Dienst von der Pike auf kategorisch fordert. Die jungen Ladys haben demgemäß ihren medizinischen und militärischen Lehrmeistern, den beiden einzigen männlichen Vorgesetzten, unweigerlich zu gehorchen; sie absolvieren in ihrer Stellung das Militärjahr ganz wie ihre Kameraden des Landheeres, was ja in den Augen derer, die „gleiche Rechte mit dem Mann" erstreben, eine geradezu ideale Errungenschaft bedeutet.

T. D.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

21. Fortsetzung

Kurt Labisch wollte mit den Geschäften Peter Jells nichts mehr zu tun haben und hatte das Syndikat der Gesellschaft niedergelegt nach der letzten außerordentlichen Generalversammlung, die sehr stürmisch verlaufen war.

Auch die Frage eines eventuellen Erbschaftsverlustes für Agnes war ihm nicht gleichgültig. Sie waren beide noch jung, konnten noch ganz gut Familienzuwachs zu ihrer kleinen Iri bekommen . . . Rechtsanwalt Labisch war sogar der Meinung, daß Frauen am besten durch neue Pflichten über die Erinnerung an fatale Entgleisungen ihres Ehemanns hinwegkommen. Er fühlte sich auf das rücksichtloseste umgangen durch die unglaubliche „Frivolität" des alten Herrn, die es ihm unmöglich machte, die Million seines Schwiegervaters reinlich in lebende und noch ungeborene Erben zu dividieren.

Mochte Agnes nur immer den Alten besuchen, er selbst markierte wieder — wie früher — einen sehr deutlichen Abstand zwischen sich und dem Schwiegervater, fühlte wieder den alten Groll in sich aufsteigen gegen Dolly,

weil er nicht zum mindesten ihrem Einfluß Spohnagels „unsinnige" Handlungsweise zuschrieb.

Dem Kommerzienrat waren Agnes' Besuche momentan gar nicht so angenehm. Sie kam ja doch nur, um zu „schnüffeln" und ihrem Kurtel alles brühwarm wiederzuerzählen, was er unbedacht sagte. Da saß er wahrhaftig lieber bei Dolly, wenn sie auch so schonungsbedürftig war, daß man sich gar nicht ein bißchen gehen lassen durfte bei ihr, und knabberte mit ihr Pralinés, die er selbst ihr mitbrachte, oder schnopperte an den Blumen, die von Damen aus Dollys neuem Bekanntenkreis ab und zu geschickt wurden und dem Kommerzienrat ein Gradmesser waren für ihren gesellschaftlichen Aufstieg.

Wenn er aber trotz Frauchens Zeichen, die jetzt immer halbe Tage lang mit einer Handarbeit bei Dolly saß, in seiner Unruhe manchmal gegen Peter Jell loswetterte, der ihn für den Augenblick „verflucht hereingeritten hatte", dann nahm Dolly zärtlich seine Hand: „Rede doch nicht, Papa . . . diese Unruhe gehört zu deinem Leben. Darum bist du so jung. Du gehörst ja viel mehr zu uns als Agnes mit ihrem Mann. Das sind alte Leute, Papa, gegen dich!"

Solche Worte schmeichelten ihm, denn ihm graute vor dem Alter mit all seinen Schrecknissen. Und Dolly hatte recht; bei aller Unruhe — so jung wie jetzt hatte er sich nie gefühlt — wie wenn etwas von Peter Jells ungewöhnlicher Spannkraft auf ihn übergegangen wäre.

Und so setzte er sich immer wieder gern an Dollys geblümtes, zierliches Ruhebett, und sie sprachen von dem Kind, das sie alle mit Ungeduld erwarteten, von dem „Jungen, der später die Welt aus den Angeln heben würde". Wenn aber Frauchen mit mitleidigem Lächeln fragte: „Bangt dir denn gar nicht nach deinem Mann, Dollychen? Du siehst ihn ja kaum", da antwortete Dolly mit einem an ihr neuen, mutigen Lächeln: „Kapitänsfrauen sehen ihren Mann noch seltener!"

Denn in ihrem Sinn war es gleich, ob ihr Mann seine ganze Kraft daran setzte, ein Schiff wohlbehalten in den Hafen zu lenken, oder ob er seine Pläne verwirklichte und ihnen beiden wie dem Kinde jene Stellung in Berlin schuf, die sie einst als Dolly Spohnagel erträumt hatte. — —

Mit Agnes wußte der Kommerzienrat aber jetzt wirklich nichts anzufangen, und wenn sie ihm selbsteingemachtes Obst brachte — schon gar nicht. Heute weniger denn je. Er war noch ganz benommen von der heutigen Konferenz mit Jell.

Ohne ihn auch nur zu fragen, ganz in der Stille hatte der verdammte Kerl ein Konsortium zusammenbekommen, das über den Ankauf des „Weltrufs" mit ihm verhandelte. Wie zwei mal zwei vier hatte er ihm auseinandergesetzt, daß er zu dieser Maßnahme gezwungen war, da Paulsin immer noch nicht recht 'ran wollte. Der Mann mit seinen narkotischen Zigaretten hatte eine Ruhe, die einen rasend machen konnte. Wenn sie beide jetzt nicht zupackten, dann machte Paulsin vielleicht das Geschäft allein oder — mit einem andern. Das mußte verhindert werden! Seit einem vollen Jahr bereits zerrte sich die Sache hin. Vor einem Jahr hatten die ersten Besprechungen darüber begonnen, und in Berlin hieß es schon, die Verbindung mit Paulsin hätte sich nicht gemacht. Damit war sein Kredit untergraben, wenigstens auf lange Zeit geschädigt. Wenn es ihm aber jetzt gelang, mit Paulsin zusammenzugehen, dann war er „gemacht". Geschäftlich gemacht! Sozial gemacht! In zwei Wochen lief die Frist ab mit dem Terrain! Er mußte jeden Augenblick bereit sein, es selbst übernehmen zu können. Mehr als eine Million Anzahlung war ja nicht nötig. Der Verkauf des Blattes mußte fünf Viertel Millionen bringen, teils in Geld, teils in Aktien. Da gab es gar nichts mehr zu überlegen, der Kauf mußte perfekt werden.

Der Kommerzienrat diskutierte gar nicht mehr. Ihm war, als ob er in einen Katarakt geraten wäre. Da nützte kein Widerstand, kein Hilferuf . . . sich mitreißen lassen war noch das beste.

Und er simulierte „Nervenschmerzen", um nicht ausgehen zu müssen, nicht doch plötzlich zu Labisch hinaufzulaufen und ihm die ganze Geschichte zu erzählen oder von Dolly ausgefragt zu werden, die sich doch jetzt partout nicht aufregen durfte.

„Weißt du, Papa," sagte Agnes — „du solltest mal die kalte Behandlung versuchen. Unser Arzt empfiehlt jetzt Eisumschläge bei Nervenschmerzen."

Der Kommerzienrat, der sich immer in warmem Wasser wusch und kein Bad unter dreißig Grad nahm, machte ein Gesicht, als wollte ihm jemand gleich einen ganzen Kübel Eis über den Kopf gießen.

„Verrückt! . . . Das ist einfach verrückt! Jedes Jahr ist heutzutage was anderes Mode. Laß du mich damit zufrieden. Vielleicht soll ich mir auch den Bart abnehmen lassen, nicht wahr, weil es Mode bei euch geworden ist, daß die Männer mit nacktem Gesicht herumlaufen wie Schauspieler, oder soll ich einen schiefen Scheitel tragen, weil das jetzt modern ist, ja? . . ."

Agnes wechselte einen Blick mit Frauchen. Das ging gegen Peter Jell. Da gab es etwas zwischen den beiden. Frauchen wendete die Augen ab — Labischs waren wieder einmal „Feindliche Partei". Da gab es für sie immer nur das: höfliches, diskretes Schweigen. Agnes seufzte. An dieser Mauer prallte alles vergeblich ab.

Der Kommerzienrat aber verzog schmerzlich den Mund, rieb sich das Bein.

„Infam . . . Donnerwetter, wie das reißt! . . ."

Agnes mußte doch schließlich verstehen . . . er war kaputt, er hatte genug von dem freundlichen Besuch. . . . Wenn ein alter Mann Schmerzen hatte, da reizte man ihn nicht durch dumme Redensarten.

Am Telephon, das ihm handlich zur Seite stand, klingelte es. Das auch noch! Vielleicht geschäftliche Auseinandersetzungen mit Peter Jell in Agnes' Gegenwart . . . das wäre so was! Da hätte er gleich lieber zu Labisch 'rauf sollen.

Es klingelte zum zweitenmale . . .

„Papa . . . das Telephon."

Er brüllte los.

„Ihr seht doch . . . ich habe Schmerzen . . . ich kann nicht." Und zu seiner Frau gewendet: „Was gaffst du denn. . . Kannst du denn nicht abhängen. . . Ich bin für niemand zu sprechen . . . für niemand. . . . Au. . . ."

Er krümmte sich ordentlich.

Agnes zog die leichten Sommerhandschuhe über die weichen, runden Finger. Sie sah wohl ein, es war besser, sie ging.

Aber sie wollte nicht stören, während man telephonierte . . . vielleicht sagte man ihr auch was.

Frauchen wechselte die Farbe: „Was denn? . . . Wie? . . . Jetzt schon? . . . Gleich . . . wir kommen."

Das Hörrohr fiel ihr aus der Hand.

„Dolly . . . Man hat soeben nach dem Arzt geschickt . . . wir sollen . . .“

Der Kommerzienrat sprang auf. Er hatte Agnes völlig vergessen, die mit offenem Mund die plötzliche Metamorphose ihres Vaters anstaunte. Wie ein Wiesel rannte er im Zimmer umher, zerrte an den Schnüren, warf den Schlafrock ab, klingelte, schrie nach seinem Rock, seinem Hut, lief ins Schlafzimmer, kam zurück mit der Haarbürste in der einen Hand, mit Stiefeln in der andern, eine Krawatte zwischen den Lippen.

Man sollte anspannen . . . nein — das ging zu langsam . . . ein Auto sollte man holen.

Agnes wiederholte, starr vor Staunen: „Ein Auto??“

Er brüllte: „Jawohl, ein Auto! Glaubst du, ich kann nicht auch Auto fahren! Vielleicht?! He? Höchste Geschwindigkeit kann ich fahren. . . . Wirst du gleich sehen, meine Liebe!“

Er schleuderte mit dem Fuß die Schüssel mit den Kompressen in die Mitte des Zimmers, warf die Bürste auf den Tisch, zog die Stiefel über die feinen schwarzseidenen Strümpfe, riß dem Mädchen den Rock aus der Hand.

„Wo ist meine Frau? . . . Was? Zieht sich an?“

Er lief über den Gang.

„Bist du verrückt . . . mußt du Toilette machen, ja? . . . Sehr wichtig, was du jetzt für Fetzen am Leibe hast! . . . Ach so . . . nur den Hut. Na, also schnell. . . Himmeldonnerwetter. . . Ob wenigstens Jell da ist. . . Agnes, telephoniere, ob Jell da ist! . . . Nicht telephonieren! Das Auto ist unten . . . los . . . los. . . Kommste mit, Agnes? Nein . . . kommst nach? Doch recht — wenn dich Kurtel läßt, heißt es? . . . Na, macht nichts . . . wir brauchen euch ja nicht. . . Hol euch. — Na ja, so ist's recht. . . . Heul nur. . . Wo ist mein Hut? . . . Hab ich Geld? Aha . . . Chauffeur, bei 'ner Blumenhandlung halten. . . . Rosen will ich ihr kaufen . . für zwanzig Mark Rosen. . . . Fahren Sie los . . . los, was Se können — aber vorsichtig, hören Sie — nicht zu schnell! . . . So rück doch ein bißchen . . soll ich mich dir auf den Schoß setzen, ja?“ fuhr er Frauchen an. — „Gib mir die Hand . . . so. Pfui Deubel, ist das ein Gefahre . . . übel kann einem werden! Daß die Leute das aushalten! Da . . . hopsa . . . Paß auf . . . es gibt noch ein Unglück! . . . Da . . . da . . . . jetzt gibt's einen Zusammenstoß! . . . Kann der Mensch nich bremsen?! . . . Die Elektrische kommt um die Ecke . . . da, bums! . . . Ich werde den Kerl anzeigen . . . was? Nichts geschehen. . . . Beruf's nur! . . . Beruf's nur, das sieht dir ähnlich. . . .“

Ein Vergnügen war sie gerade nicht, diese erste Autofahrt des Kommerzienrats Spohnagel durch die Straßen von Berlin. Seine sonst so listigen grauen Äuglein blickten verzweifelt. „Frauchen“ mußte aussteigen, die Blumen besorgen, ihm zitterten Hände und Knie. Ganz „matsch“ war er. So eine Hitze im Juni . . . nicht auszudenken war das! So eine Glut . . . und das arme Dollyken. . . Wie der Junge wohl heißen würde? Otto — wie er, der Großpapa? Hm . . . das war zu überlegen. Otto Jell . . . klang gut. Ein hübscher Bengel mußte das werden! Die feine zierliche Mutter, und so übel war der Vater auch nicht . . . energisches, männliches Gesicht. . . Na ja . . . viel Männlichkeit konnte jetzt noch nicht drinliegen im Gesicht. . . . So . . . jetzt kam Frauchen . . . nun ging das Geratter wieder los. . . Kleinlaut sagte Spohnagel: „Jetzt tun mir die Beine aber wirklich weh, du . . .“

Endlich waren sie da.

„Dollyken, Dollyken . . .“ rief der alte Herr gleich von der Diele aus.

Er wollte zu ihr hinein, ihr erst mal die Blumen bringen. Da legte auf einmal Agnes ihm die Hand auf den Arm: „Nicht, Papachen . . . nicht . . . jetzt kannst du nicht rein.“

Er sah sie verdutzt an. „Wo kommst du denn her? Wie? He?“

Agnes wurde rot und lächelte. „Ich hab's doch nicht ausgehalten, bin euch gleich nach, und da ihr so lange beim Blumenhändler wart, bin ich eben früher angekommen. Ihr seid ja aber auch wie die Schnecken gefahren. . . .“

„Was? Wir? Wie die Schnecken? Na, sei so gut . . . !“

Das war eine Gemeinheit. Das durfte nicht kommen. Er wollte gerade ein bißchen loslegen, als er sah, daß er ganz allein dastand. Keine Agnes, kein Frauchen. Einfach glatt stehen gelassen hatten sie ihn mit all seinen Rosen im Arm, an deren Dornen er sich stach, deren Blätter ihm die Nase kitzelten.

Dollys Jungfer kam herein, sehr aufgeregt, ein bißchen blaß.

„Wenn der Herr Kommerzienrat vielleicht im Herrn seinem Zimmer warten wollen. . . .“

Warten? Wieso warten? Ach ja . . . richtig . . . er mußte wohl warten, ob er wollte oder nicht.

„Ist der Herr denn nicht da? Haben Sie ihn denn nicht benachrichtigt?“

„Die gnädige Frau hat es nicht erlaubt. Der Herr hätte heute sehr Wichtiges vor . . . und da will sie durchaus nicht, daß man ihn stört.“

Die Platze konnte man kriegen! Ärgerlich warf Spohnagel die Blumen auf das grüne Ledersofa. Aber wie er sich wieder dem Mädchen zuwenden wollte — war auch sie verschwunden. Da sollte doch gleich — —! Was war denn das für eine Art, Kreuzdeubel nochmal! — Nun konnte er hier warten, bis er schimmelig wurde!

Wütend ging er im großen, kühlen Zimmer auf und ab. Wenn er klingelte? Einfach das Haus zusammenklingelte — irgend jemand mußte doch kommen . . . mußte ihm doch Bescheid sagen, wie es stünde! Er wußte ja gar nicht, wie weit es war . . . das dumme Frauenzimmer, die Jungfer, war ja auch wie von der Tarantel gestochen davongelaufen! . . . So eine Gans! . . .

Die Teppiche waren so dicht in den Zimmern, daß man nicht einmal Schritte hörte . . . aber da — jetzt ging eine Tür . . . und noch eine . . . und . . .

Wieder Grabesstille überall. Vorsichtig machte er die Tür zum kleinen Empiresalon auf. Lauschte. Nichts rührte sich. Dort, hinter jener Tür lag sein Dollyken . . . sein armes, kleines Dollyken! Wenn die verdammten Portieren nur nicht so jeden Schall auffingen! Die vielen Weiber dort in dem Zimmer mußten doch reden! Sie hielten doch sonst nie ihre Gusche. . . Auf einmal, gerade heute mußten sie stumm sein! Gerade heute! . . .

Ein leises Geflüster erhob sich. . . Na, Gott sei Dank, endlich! Agnes lachte. . . Sie lachte! So eine Rohheit . . . wie konnte sie denn lachen jetzt? Was gab's denn da zu lachen? Er wußte gar nicht, daß auch auf seinem Gesicht ein breites Lächeln lag wie das Echo des Lachens da drinnen. Und dann wurde es wieder still. . . .

Er hielt den Atem an. Da — ein leises Rufen. . . . Das Herz blieb ihm stehen, die Hände wurden ihm feucht. Nein . . . nein . . . er wollte nicht hören. Er zog die Tür zu, nahm seine Wanderungen im Zimmer wieder auf.

Agnes kam herein, suchte etwas auf dem Tisch.

„Na ... wie geht's denn? ...“

Frechheit, daß sie ihn fragen ließ, daß sie nicht selbst gleich sagte, wie es war!

„Na ... ganz normal vorläufig.“

„Was heißt vorläufig? Was heißt normal?“

„Einen Augenblick, Papa ...“

Sie lief davon, mit einem Bleistift, einem Blatt Papier, sah sich gar nicht mehr um nach ihm.

Er ließ sich am Fenster in einen Sessel fallen, kreuzte die Hände über dem Magen, blickte melancholisch auf die schönen Rosen. Die wurden auch welk, bis Dolly sie bekam... Nicht einmal eine Vase mit Wasser hatte so ein Frauenzimmer bringen können.... Die Lider waren ihm schwer....

Die Kommerzienrätin steckte den Kopf ins Zimmer: „Ottchen ... ich habe draußen gesagt, daß man dir Tee bringt ... tu nur um Gottes willen keinen Arrak hinein.“

Was hatte sie gesagt? ... Arrak? Was war mit dem Arrak? Spohnagel sprang auf. Aber von „Frauchen“ war schon wieder keine Spur mehr.

Dann kam das Hausmädchen, zog die grünen Rolljalousien hoch, öffnete weit die Fenster. Draußen rasselte die Elektrische, tuteten die Autos; von Halensee her hörte man das Pfeifen der Lokomotiven. Elegante junge Frauen trippelten in engen Röcken über den Damm, eine Kavalkade zog lachend und scherzend den Reitweg entlang, auf den vergoldeten Balkons und blumengeschmückten Loggien saßen junge Mädchen, lasen oder unterhielten sich mit jungen Leuten....

Das war heute, wie es gestern war, wie es morgen sein würde. Niemand kümmerte sich darum, daß da drüben in der zweiten Etage ein neues Leben sich zum Licht rang, ein anderes vielleicht in Qualen mit dem Tod kämpfte....

Spohnagel tupfte sich mit dem Taschentuch Stirn und Schläfe ab.

Das Mädchen stellte ein schweres Tablett auf den Luthertisch mit der kostbaren Malachitplatte — ein Hochzeitsgeschenk des Kommerzienrats — schenkte den Tee in die breite chinesische Tasse.

„Wie geht es dort ...?“

Spohnagel wagte kaum das Mädchen anzusehen.

„Es geht gut, Herr Kommerzienrat . . .“

So . . . ja . . . es ging gut. Er goß sich eine Menge Arrak in den Tee. Ganz schlapp war er von der Hitze, von der Spannung, von der Aufregung.

So war ihm nicht zumute gewesen, als er seine Agnes erwartet hatte oder gar Dolly... Den ganzen Tag hatte er im Geschäft gesteckt, und wie er abends nach Hause kam, da war alles hübsch sauber gebettet und eingepackt und mit rosa Bändern versehen ... und er hatte mit dem Doktor eine feine Importe geraucht und eine Pulle Sekt getrunken. . . . Aber heute ... das hielt ja kein Mensch aus.

Na, und wie war's denn bei Agnes gewesen? Da mußte er wahrhaftig längere Zeit nachdenken — Richtig — Labischs waren irgendwo in der Schweiz damals. In Basel, und der Schwiegersohn hatte geschrieben, es wäre „eine Spielerei“ gewesen. Na, er dankte für die Spielerei! ...

Die Kommerzienrätin wankte herein.

„Ottchen . . . Jell muß kommen . . . es ist ernst . . . telephoniere . . .“

„Frauchen, ich kann nicht ... du siehst ...“

Spohnagel blätterte mit zitternden Händen im Telephonbuch ... die Nummer hatte er vergessen.... Er riß die Seiten ein . . . Er verlangte die Nummer . . .

„Rufen Sie Direktor Jell an den Apparat.“

Das dauerte ... dauerte ... Zehn verschiedene Leute kamen 'ran — schließlich hieß es: „Herr Direktor ist vor einer Viertelstunde fortgefahren . . . . .“

Er verlangte „Weltruf“. Wieder kamen zehn verschiedene Leute heran, denen er das gleiche sagen mußte. Herr Direktor wäre vormittags auf einen Sprung dagewesen . . . ob er heute noch käme, wüßte man nicht.

Spohnagel nahm eine Onyxschale, die gerade bei der Hand lag, und schlug sie gegen die Wand, daß sie in Stücke zerschellte. Dann stopfte er sich die Ohren zu, vergrub den Kopf in den Händen. Einmal mußte doch alles ein Ende nehmen . . . Er dachte an gar nichts mehr. Wie zerschmettert war er.

Da — endlich! Am Telephon hieß es, der Direktor wäre bei Doktor Nebeling, man würde gleich verbinden.

Und dann die ungeduldige, erregte Stimme: „Ja — hier Jell — wer ist denn dort?“

Spohnagel hatte keinen Ton mehr im Hals. Ganz abgerissen klang es: „Sofort kommen . . . Dolly in Gefahr . . .

„Ich komme ... ich komme sofort!“

Unwillkürlich war der Kommerzienrat in den Telegrammstil gefallen, als könnte die gewohnte Rede nicht schnell genug zu Jell dringen. Er hörte noch ein ersticktes „Komme sofort“, dann fiel ihm das Hörrohr aus der Hand.

„Mein Gott“, flüsterte die Kommerzienrätin, faltete die Hände und bewegte die Lippen in lautlosem Gebet.

Spohnagel blickte mit seinen kleinen Augen trübe zu ihr hin. Es war doch gut, wenn man wen hatte, zu dem man sich flüchten konnte in solcher Not, oder wenn's einem mal selber an den Kragen ging....

„Frauchen . . . du . . .“

Aber sie hörte nicht. Ganz weit weg war sie mit all ihren Gedanken, mit all ihren Sinnen.

Zum offenen Fenster herein drang die warme, stille Juninacht ... holte sich den Duft der auf dem Sofa welkenden Rosen. Wie spät es wohl sein mochte? ...

Von fern her drangen die Klänge eines zweistimmigen Chores zum Fenster herein. Erst leise, undeutlich, dann immer lauter, mit den schrillen Entgleisungen trinkfreudiger, unmusikalischer Kehlen. Spohnagel schleppte sich zum Fenster. Drei Kremser zogen langsam, vom Grunewald kommend, am Haus vorbei, geschmückt mit Blumenbüschen, Girlanden und bunten, brennenden Lampions, die hüpfende Farbenflecke auf die dunkle Straße warfen, die lachenden Gesichter in den Wagen mit buntfarbigem, schwankendem Licht übergossen. Ein Stückchen altberliner harmlosen Frohsinns zog da vorüber an dem stolzen Palast des Kurfürstendamms. Von weitem tutete eine Autohuppe, laut und verzweifelt und immer lauter und dringlicher mit jedem Atemzuge. Wie ein Alarm klang es, ein rücksichtsloser Schrei: „Aus dem Weg . . . ich bin da . . . aus dem Weg!“ . . .

„Er kommt“, rief der Kommerzienrat und machte wüste Zeichen mit dem Arm. — „Er kommt!“

Und er stürzte auf seine Frau zu, rüttelte sie am Arm. In dem gleichen Augenblick ging die Tür aus dem Empirezimmer auf, und Agnes lief auf den Vater zu: „Ein Junge, Papa... ein Junge!!“ — — — — — — — —

„Meine kleine, tapfere Frau", meinte Peter Jell.

Es war Dankbarkeit in ihm für dieses kleine, zarte Geschöpf, das so klug und verständnisvoll auf ihn einging, das so couragiert die Konsequenzen ihrer Heirat trug.

„Ein Glückskind bist du", hatte ihm der alte Jell geschrieben, als er seine Vermählungsanzeige mit Dolly Spohnagel bekommen hatte. Aber damals hatte Peter Jell nur die Achseln gezuckt. Die Leute nannten immer Glück, wenn sie — das Gelingen sahen, ohne den Weg zu kennen, der dahin geführt hatte. Doch jetzt war er selbst bereit, an sein Glück zu glauben, da er in Dolly nicht bloß die Trägerin eines großen Vermögens sah, nicht nur die hübsche Gefährtin für müßige Stunden. Es war gar nicht so lange her, daß sie ihm kindlich und unverständig, aber sehr ernsthaft angeboten hatte, auch über ihre zweihunderttausend Mark zu verfügen, weil sie meinte, daß er sich in Schwierigkeiten befand. Und er war neugierig gewesen, zu erproben, wie weit ihr Opfermut wohl ging. Sehr ernsthaft sagte er, daß sie wohl die teuere Wohnung aufgeben, den größten Teil der Einrichtung verkaufen müßten, daß sie gezwungen wären, drei, vier Jahre sehr bescheiden, sehr zurückgezogen zu leben, ohne Auto, ohne Wagen, mit einem Dienstmädchen.... Er glaubte sie abgeschreckt, aber schon nach wenigen Tagen unterbreitete sie ihm eine Liste kleiner Vierzimmerwohnungen in dem alten Berliner Westen, mit Angabe der Preise und Zimmereinteilungen sowie eine Liste all der Möbel und Gegenstände, die verkauft werden sollten. Keinen Augenblick zweifelte sie an dem Ernst der Situation, war beinah enttäuscht, als er sie lachend in die Arme schloß und gestand, daß er nur sehen wollte, ob sie auch wirklich den Mut hatte, ein solches Leben an seiner Seite zu führen.

Sie war ihm darauf tagelang ausgewichen, gekränkt, verletzt; und nur als er sie endlich stellte, halb im Scherz, halb mit der Autorität des Mannes, der nicht grundlos mit sich herumschmollen lassen will, da hatte sie gesagt, er könnte sich doch denken, wie kränkend dieses Mißtrauen sei, da es ja gar keine andere Gelegenheit für sie gäbe, ihm ihre Opferfreudigkeit zu beweisen. Auf Gesellschaften verzichten, brauchte sie nicht — im Gegenteil, er verlangte, daß sie ausging, er verlangte, daß sie ihre aparte Art, sich zu kleiden, beibehielt — er verlangte von ihr alles, was — ihren eigenen Wünschen entsprach. Nur mit einem mußte sie sich abfinden — daß sie so wenig von ihm hatte. Vielleicht wußte er aber gar nicht, wieviel ihr das bedeutete!

Ganz nachdenklich war er da geworden — und ihm war zumute wie Leuten, die Geschenke erhalten, die sie nie entsprechend erwidern können.

„Könntest du denn dein ganzes Leben mit mir in so beschränkten Verhältnissen leben — wärest du denn das imstande, kleine Dolly?"

Eine wahre Erleichterung war es ihm, daß eine tiefe Röte ihr ins Gesicht stieg, daß ihr Blick unsicher wurde.

„Das ganze Leben ... ich weiß nicht, Petrik .. das ganze Leben ist wohl eine lange Zeit, und auf alles verzichten müssen — —"

Sie brach ab, lachte auf: „Aber nein, das gibt's ja nicht mit dir. Darum habe ich dich ja so lieb, weil es das nicht geben kann. Es kann dir einmal etwas mißlingen wie jedem Menschen, aber unten steckenbleiben . . . nein, Petrik, das wirst du nicht, das fühle ich! Sieh, ich hätte nie einen Mann wie Labisch lieben können ... niemals! Was sagt man von ihm, Petrik? ‚Ein bekannter Rechtsanwalt'. Seit acht Jahren sagt man das, und nie wird man etwas anderes sagen, nicht wahr, niemals? Von dir aber wird es heißen: Peter Jell. Ohne ‚der bekannte' . . . du bist eben der Peter Jell — der einzige. Du bist der Mann, der immer höher steigt, immer weiter geht ... der sich nicht ausruht, weil ihm etwas gelungen ist, der nicht immer nur das wiederholt, was ihm einmal Erfolg gebracht hat. Ich könnte nicht in einer ruhigen, stillen, gediegenen Provinzstadt leben, Petrik, wo jedes Haus seine Chronik hat, jede Straße ihre Geschichte. Nur hier fühle ich mich wohl, wo jeder Tag Neues bringt, wo der Boden, auf dem ich gestern gegangen bin, heute aufgerissen wird, wo die Luft erfüllt ist mit Hunderten von wechselnden, neuen Lauten, hier, wo immer Bewegung ist, wo morgen niemand mehr an das denkt, was gestern war. Herrlich ist dieser Sprudel, Petrik, und ich habe dich lieb, weil du mitten in ihn hineingreifst, immer wieder und immer wieder, ohne dich zu fürchten! Und du brauchst dich nicht zu fürchten — du wirst es schon schaffen. Leute wie du schaffen es. . . ."

Nichts machte sie wankend in dem Glauben an ihn; weder das ausdrucksvolle Schweigen Labischs noch die Angstausbrüche des Vaters.

Und Peter Jell fühlte mit jedem Tag mehr, wie sich neue, unzerreißbare Fäden von ihm zu dem kleinen Mädchen aus der Margaretenstraße hinspannen, das er einst mit so kühler Berechnung zu seiner Frau gemacht hatte. So heiß, so ehrlich die Liebe von Siddy Vogt zu ihm auch gewesen war — Dolly liebte ihn, wie er jetzt vielleicht geliebt sein wollte, und er bat ihr innerlich ab, daß er sie zu dem Haufen jener Frauen geworfen hatte, die, statt wahre Empfindungen zu äußern, „eine Walze abrollten". Wie niemand sonst verstand sie seine Bestrebungen, teilte sie, bearbeitete den Vater in seinem Sinn.

Die geschäftliche Verbindung mit Paulsin war bei ihm zur fixen Idee geworden. Alles, was er bisher unternommen hatte, war ihm nur Vorbereitung dafür. Der Verkauf des „Weltrufs" — ein großer Schachzug, den er schon ins Auge gefaßt hatte, als er mit Aufbietung aller Kräfte und dem Hochdruck einer bisher kaum erreichten Reklame die Abonnentenzahl auf 100 000 gebracht hatte.

An dem heißen Junitag, da Dolly ihn mit so beruhigenden Worten entlassen hatte, sollte endlich der Verkauf der Zeitung verwirklicht werden. Dem notariellen Akt ging noch eine letzte Besprechung mit den Herren des Konsortiums voran.

Es bestand aus sehr jungen und sehr reichen Leuten, denen eine günstige Kapitalsanlage beinah weniger wichtig war als die Ablagerungstätte für ihre eigenen politischen und literarischen Meinungen.

Nach dieser letzten Konferenz fühlten sich die Herren verpflichtet, Peter Jell in einer altberühmten Weinstube ein Frühstück zu geben.

Beim Eintreten erblickte er Herrn von Paulsin, der wie immer sein Frühstück an dem kleinen Tisch einnahm, der quer vor dem Spiegel im Hintergrund des Salons stand. Der große Finanzmann mochte wohl erwarten, daß Peter Jell an ihn herantreten würde, und eine ganz leise Verwunderung lag in seinen Augen, als „der Mann" ihn aus der Entfernung mit einer sehr höflichen, sehr steifen Verbeugung begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Strafkolonie Neukaledonien.

Von Dr. Robert Heindl. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Der deutsche Reichstag hat sich schon mehrmals mit der Deportation beschäftigt. Besonders ausführlich wurden ihre Vorteile vor andern Strafvollzugsarten in der Petition des Staatsanwaltes Wagner behandelt, der die Verschickung im „Interesse der Sicherheit des Reiches gegenüber dem inneren Feind, im Interesse der durch den bisherigen Strafvollzug in ihrer Lebenskraft bedrohten Sträflinge und im Interesse der Entwicklung unseres überseeischen Besitzes" empfahl.

Aus den Gefängnissen werde täglich eine Reihe der gefährlichsten Verbrecher nach verbüßter Strafe entlassen. So sammle sich eine Fülle von Gesindel an, gegen das nur das Sicherheitsventil der Strafverschickung eine wirksame Hilfe biete. Deutschland würde durch die Gründung von Strafkolonien von diesem Abschaum unserer Großstädte und Fabrikbezirke befreit, unsere Schutzgebiete erhielten die ihnen noch fehlenden Arbeitskräfte reichlich zugeführt. An Stelle der dürftigen Strafarbeit in Zuchthäusern, Gefängnissen und Arbeitshäusern ermögliche die Strafverschickung die Rodung der Urwälder, die Kultivierung fruchtbarer Steppenländer, den Bau von Häfen, Wegen und Eisenbahnen. Den entlassenen Sträfling, der zurzeit geächtet und hilflos als Paria der Gesellschaft herumirre, bis er aus Rache oder Not wieder zum Verbrecher werde, würde durch die Strafverbüßung im Ausland, wo sich niemand um die dunkle Vorgeschichte seines Lebens kümmere, die Möglichkeit zum Beginn eines neuen Lebens geboten. Die Lungentuberkulose fordere endlich dort nicht jene erschreckend großen Opfer an Lebenskraft wie in unsern Strafanstalten.



Ein Sträfling.

Das ist im Auszug die Petitionsbegründung, die dem Reichstag im Februar 1903 vorlag, und die besonders auf „die Erfolge Frankreichs in der Strafbesiedlung Neukaledoniens" hinweist.

Kann die französische Strafkolonie auf der Südseeinsel Neukaledonien, nahe der Ostküste Australiens, wirklich als Erfolg bezeichnet



Die inmitten eines großen Gartens liegenden Gefängnisbaracken Neukaledoniens.

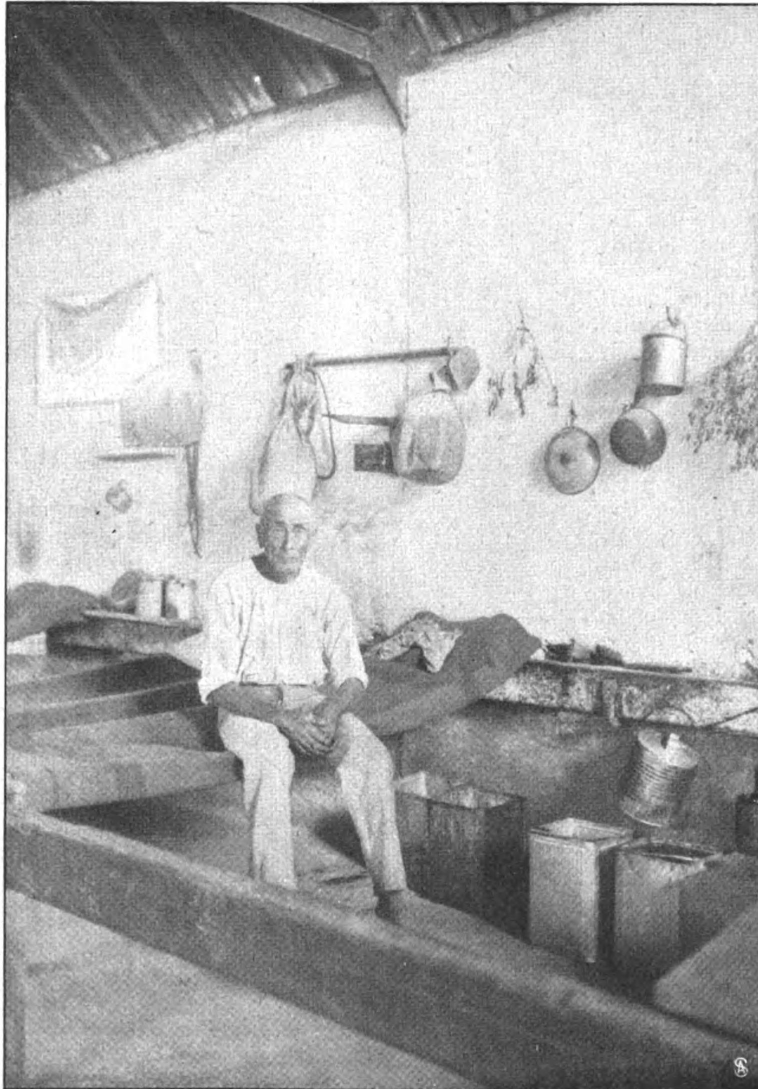
werden? Ich glaube nicht. Ein längerer Aufenthalt in der Kolonie, der speziell dem Studium des dortigen Strafvollzuges gewidmet war, hat mich zu dieser Ansicht gebracht.

In einem Punkt hat der Staatsanwalt Wagner allerdings recht: die Deportation ist vom Standpunkt des Sträflings aus der ungesunden Zellenhaft sicher vorzuziehen, soweit Strafkolonien in Frage stehen, die sich eines ebenso herrlichen Klimas wie Neukaledonien erfreuen. Während der arme Teufel, der aus Not zum erstenmal mit dem Strafgesetz in Konflikt gerät, der Dieb, dessen Leumund noch durch keine Vorstrafen getrübt ist, hinter Gefängnismauern schmachtet und geistig und körperlich dahinsiecht, hat der französische Staat den „schweren Jungen" und Gewohnheitsverbrechern eine reizende Villegiatur jenseit der großen Linie gebaut. Sie leben da im prächtigsten Klima der Welt, in einem ewigen Frühling und Sommer. Die ersten vier Jahre müssen sie zwar auch hier im „Gefängnis" verbringen. Aber welch ein Unterschied ist zwischen den Maisons centrales in Frankreich und den neukaledonischen Sträflingsbaracken! Dort kleine Zellen mit dumpfer, verbrauchter Luft, hier helle, freundliche Säle, die stets vorzüglich ventiliert sind, weil die Gunst des Klimas Fensterscheiben überflüssig macht. Dort während des ganzen Tages Schuster- und Scheiderarbeit, die den Rücken krümmt, hier Herumlungern in den ausgedehnten Gefängnishöfen, die mit ihren schattigen rotblühenden Flamboyantbäumen, ihren breiten Kieswegen und ihrer prachtvollen Aussicht auf das Meer und die neukaledonischen Berge einem botanischen Garten gleichen.

Von Arbeit sah ich keine Spur. Wohl führten mich die Beamten in ein großes Gebäude, das den Namen Atelier führt, und von dem die Sage geht, daß dort einst Sträflinge Zwangsarbeit verrichteten. Wohl sah ich eine Eisengießerei, eine Schlosserei, eine Schreinerei, doch alle Werkstätten waren öde und verlassen. Nur in der Tischlerei vertrieben sich ein halbes Dutzend Sträflinge die Zeit mit einem Hämmerchen und etlichen Nägeln.

In den Schlafbaracken, in denen die Sträflinge die Nächte der ersten vier Jahre zu verbringen haben, hat jeder Gefangene eine Hängematte aus Segeltuch, sicher ein weicheres Lager als das Straßenpflaster des Pariser Viktualienmarktes, auf dem so mancher der Verbannten früher zu nächtigen pflegte. Auch die Beköstigung bedeutet für viele Deportierte eine Verbesserung gegenüber dem kärglichen Mahl, das sie sich zusammenbetteln mußten, solange sie noch frei und ehrlich, d. h. noch nicht ertappt waren. Fleisch, Gemüse, Brot und Speck bildeten früher die Pièce de résistance der Sträflingstafel, dazu kamen als Gaumenreizer Kaffee und Wein, ja sogar Tafia (Rum) und Tabak. In den letzten Jahren sind die Genußmittel etwas eingeschränkt worden, und die neukaledonische Themis ist nicht mehr ganz die deliziöse Köchin wie in früheren Zeiten. Aber die Souperkarte ist immer noch reichlich genug: drei viertel Pfund Brot, hundert Gramm frisches Fleisch, 6 Gramm Schmalz und zwölf Gramm Butter; dazu kommen Montags, Mittwochs und Freitags hundert Gramm trockenes Gemüse, Dienstags und Samstags hundert Gramm Reis und Donnerstags und Sonntags grünes Gemüse, eine geschickt variierte und für den Abend fast zu reichliche Mahlzeit, die die Sträflinge manche unruhige Nacht voll Alpdrücken und häßlicher Träume kosten könnte, wenn sie nicht in ihrem reinen Gewissen ein so gutes Ruhekissen hätten.

Sehen wir uns daneben die Rationen der französischen Inlandsgefängnisse an, in denen die „kleineren Verbrecher" sitzen, die noch nicht deportationsfähig sind!

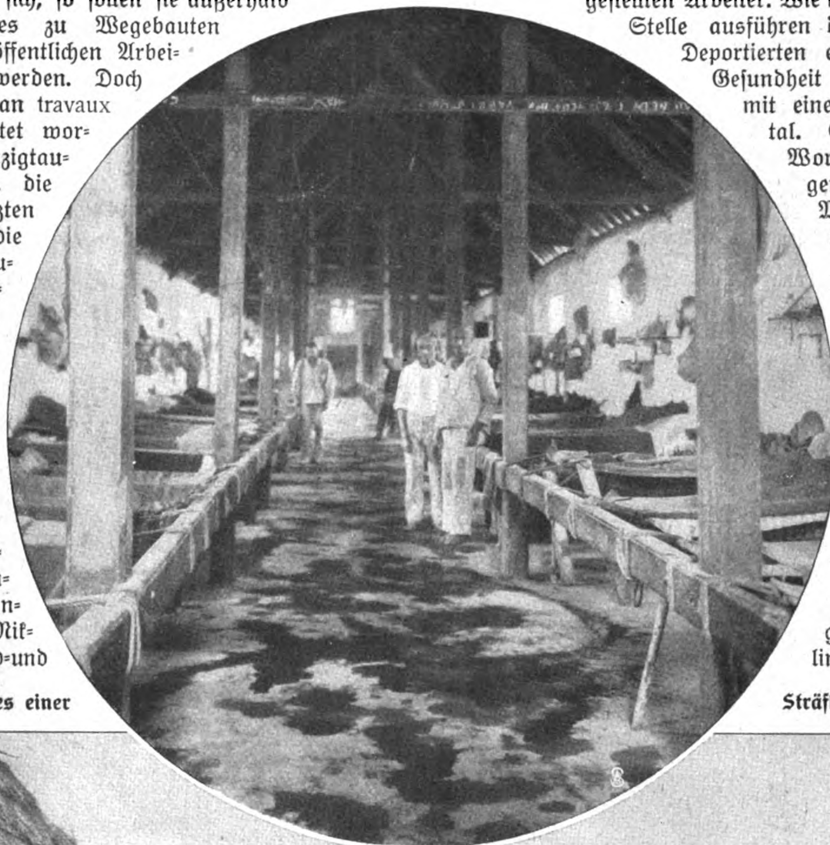


Blick in eine Sträflingsbaracke.

Dort gibt's nur zweimal in der Woche Fleisch, dafür dominiert die Kartoffel auf dem Speisezettel. —

Haben die Deportierten ihr vierjähriges Otium cum dignitate hinter sich, so sollen sie außerhalb des Gefängnisses zu Wegebauten und sonstigen öffentlichen Arbeiten verwendet werden. Doch was ist bisher an travaux publiques geleistet worden? Die zwanzigtausend Sträflinge, die im Lauf der letzten fünfzig Jahre die Lustreise nach Neukaledonien antraten, haben volle hundertfünfzig Kilometer Straßen angelegt. Die Eisenbahn, das wichtigste aller Kolonisierungsmittel, mißt nur siebzehn Kilometer, obwohl im Innern der Insel unermeßlich reiche Nikkel-, Kupfer-, Gold- und Kobaltbergwerke liegen, deren rationelle Ausbeutung und Verwertung einzig und allein von der Schaffung genügender Transportwege abhängt. In den letzten Jahren wurden die öffentlichen Arbeiten fast gänzlich eingestellt.

Die Schuld an diesem Fiasko der öffentlichen Arbeiten trifft aber meines Erachtens keineswegs die Beamten der Kolonie, sondern die ihnen zur Verfügung gestellten Arbeiter. Wie ich schon an anderer Stelle ausführen durfte, haben die Deportierten eine äußerst zarte Gesundheit und stehen stets mit einem Fuß im Hospital. Ein unfreundliches Wort des Aufsehers genügt, um sie für Monate aufs Krankenlager zu werfen. Denn zur Simulierung von Dysenterie, Diphtherie und allen möglichen andern Unpäßlichkeiten bietet die üppige Tropenflora Neukaledoniens reichliche Hilfsmittel, und die Wissenschaft, krank zu werden, ist die einzige Beschäftigung, der die Sträflinge mit Ernst und Eifer obliegen. Das Hospital am Meeresstrand mit der Seebrise, mit den prächtigen Flamboyants, unter denen sich gleich unter roten, grüngefütterten Riesensonnenschirmen im Kühlen träumen läßt, ist auch zu einladend.



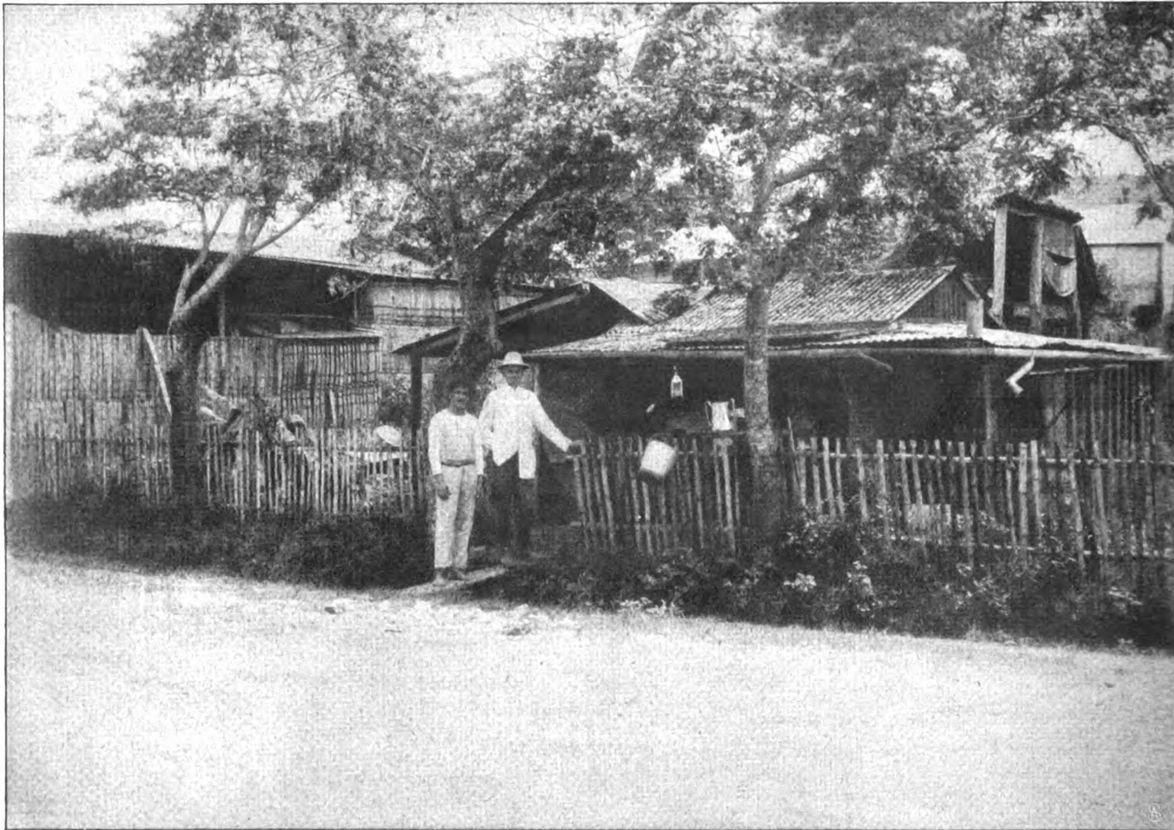
Inneres einer Sträflingsbaracke.



Eine Landkonzession, Farm an der Westküste Neukaledoniens,
bewirtschaftet von vier Mördern, von denen einer verheiratet ist. Links der Verfasser

Nur wenn ein temperamentvoller Sträfling die Unvorsichtigkeit begeht, sein Dolcefarniente zu mißbrauchen und sich in Wutanfällen oder sonstigen Disziplinlosigkeiten gegen die Wächter auszutoben, lernt er ernste Arbeit kennen. Er wird den Strafkompagnien eingereiht, die zu Wegeausbesserungen usw. Verwendung finden.

Bei guter Führung, d. h. bei normaler Faulheit, die nicht bis zur Disziplinlosigkeit ausartet, wird der Deportierte nach etlichen Jahren der „Assignation" oder „Konzession" für würdig erachtet. Die Assignierten können einer Privatperson als Arbeiter zugewiesen werden. Die Nachfrage nach solchen assignés ist aber in den letzten Jahren recht gering geworden, da die Eingeborenen weit billigere und brauchbarere Arbeiter sind und deshalb von den freien Ansiedlern vorgezogen werden. Die Konzessionierten erhalten entweder ein Häuschen in den Dörfern Bourail, La Foa, Moindou, wo sie als Gewerbetreibende und Handelsleute, als Klempner, Schmiede, Krämer und Schankwirte der Arbeit nach Kräften aus dem Wege zu gehen suchen (Ausnahmen sind rühmlich, aber selten), oder sie bekommen ein Grundstück im „Busch" angewiesen, auf dem bereits ein Wohnhaus inmitten urbar gemachten Ackerlandes steht. Der Staat, der brave Vater Staat, liefert ihnen dazu noch Hausrat, Ackergeräte und für die erste Zeit auch völlig freie Verpflegung. Die deportierten Verbrecher brauchten sich bloß an den gedeckten Tisch zu setzen und in das gemachte Bett zu legen. Auch im weiteren Verlauf ihrer Farmerkarriere müssen sie meist vom Staat unterstützt werden, der ihnen die größten Sorgen abnimmt und selbst den trägsten, indolentesten „Kulturpionier" nicht verhungern lassen kann.



Ein Klempner (concessionnaire urbain).

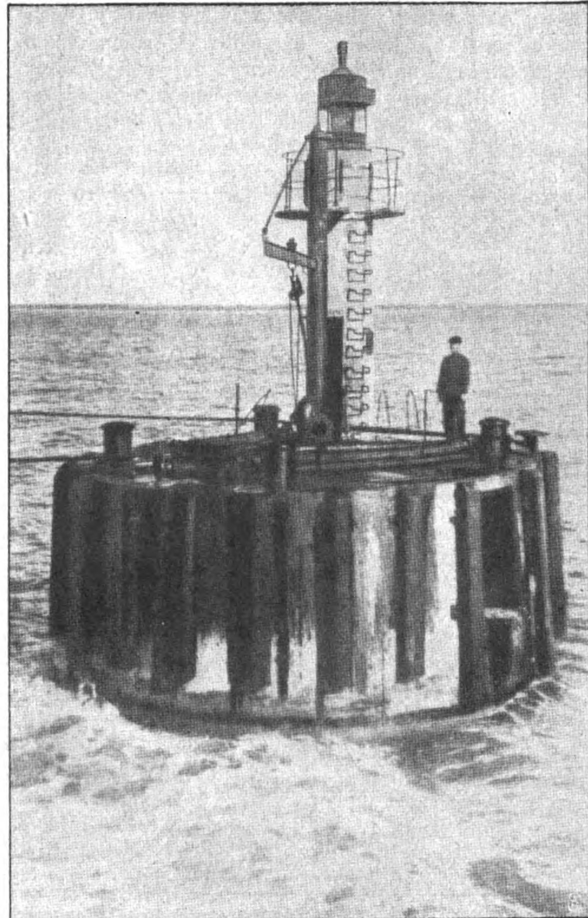
Wie weit eine solche Besiedlung mit Sträflingen „im Interesse der Entwicklung des überseeischen Besitzes" liegt, ist klar. Neukaledonien, dies von der Natur mit Bodenschätzen so reich ausgestattete Eiland, das tropische Fruchtbarkeit mit einem gesunden Klima vereint, ist durch die Deportation in seinem Aufschwung völlig gehemmt worden. Es wird erst gedeihen und wirtschaftlich hochkommen, wenn der letzte Verbrecher gestorben ist oder das Land verlassen hat. Dann können die zur Landwirtschaft und Viehzucht geeignetsten Distrikte, die jetzt in der toten Hand der Administration pénitentiaire liegen, den freien Ansiedlern überlassen werden, und man wird sehen, was sie, die für den eignen Geldbeutel arbeiten und in dieser Gewinnaussicht den wirksamsten Ansporn zu nimmermüdem Schaffen haben, aus der so traurig berühmten Insel machen werden. Dann erst werden die pflichteifrigen, vom besten Willen beseelten Beamten der Kolonie nicht mehr auf einem verlorenen Posten stehen und ersprießliche Organisations- und Verwaltungstätigkeit entfalten können. Dann erst wird die Binsenwahrheit aufs neue bewiesen werden, daß wirtschaftlicher Segen nur auf der Kolonisationsarbeit eines Mannes ruhen kann, der als unabhängiger, freizügiger Unternehmer für eigne Rechnung sich plagt, und der sich gern plagt, weil er hoffen darf, daß sein Fleiß ihm und seinen Kindern nicht nur ein hungerfreies Vegetieren in der Kolonie, sondern eine gesellschaftlich angesehene Existenz in der Heimat einbringen wird.

Aus der Naphthastadt Baku.

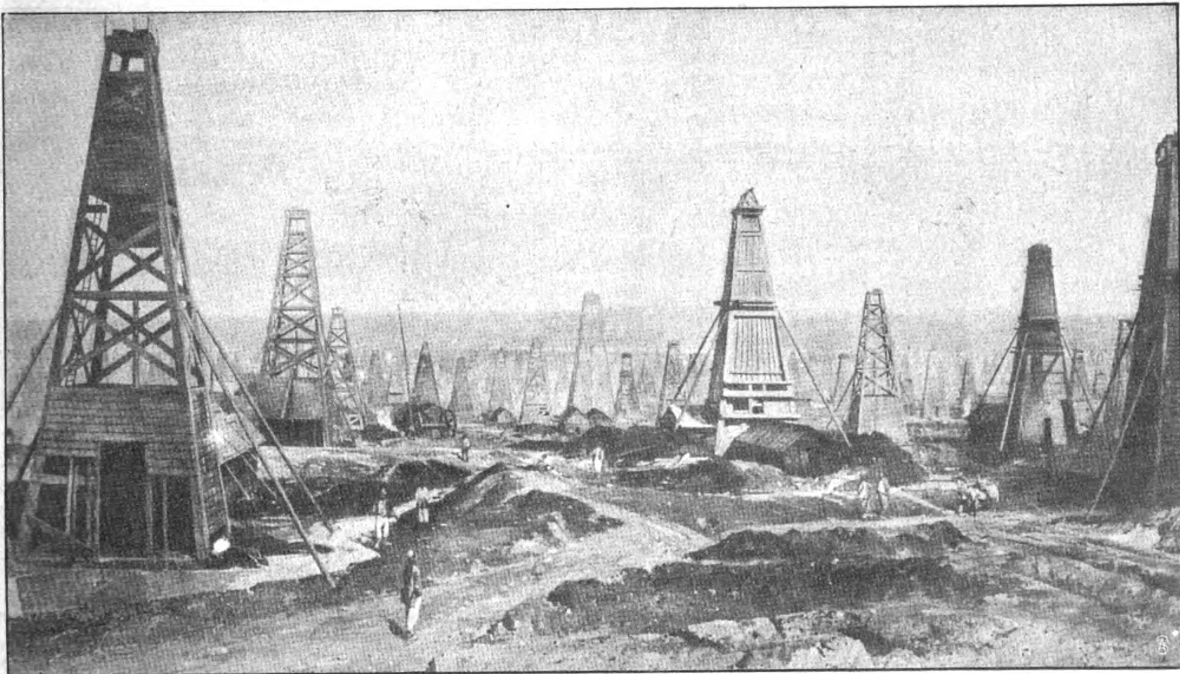
Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 5 Abbildungen.

Das russische Gouvernement Baku ist arm an Schönheiten der Natur, aber unermeßlich reich durch seine tief im Schoß der Erde gelegene Naphthalager. Nähert man sich der Hauptstadt Baku von der See aus, so ändert sich der Charakter der Landschaft völlig, sobald der Dampfer die Spitze der Apscheronhalbinsel umfährt. Nördlich sieht man bis ans Ufer herabreichende Weinberge und Gärten und dazwischen die zweistöckigen weißen Häuser der reichen Kaufmannschaft von Baku; südlich von der Spitze liegt das Naphthaland, und, wie die Tataren sagen, „wo Gott Naphtha pflanzte, ließ er sonst nichts wachsen“. Graue Felsen und gelber Sand, weiße Flecken von Salzkristallen, schwarze, von zutage liegenden Naphthaschichten seltsam geformte Bodenerhebungen von vulkanischem Schlamm — das ist das Land um Baku herum, wie es sich beim ersten Anblick dem Besucher darbietet.

Die Stadt selbst liegt in dem Winkel, den die genannte Halbinsel mit dem Festland bildet; ihre Vororte erstrecken sich östlich und südlich längs der Küste. Weiter entfernt liegen die Raffinerievorstädte an der Küste der Halbinsel entlang. Zuerst kommt die „Schwarze Stadt“, der Mittelpunkt der Petroleumindustrie von Baku. Schwarzer Staub bedeckt hier alles, anderthalb Fuß tief liegt er auf den Wegen. Hat man sich durchgekämpft, so erreicht man „Villa Petrolia“ und dann die „Weiße Stadt“. Die Hauptmasse der Rohrbrunnen liegt auf einem Plateau in der Mitte der Halbinsel, nördlich und östlich von der Stadt und in den Vorstädten. Auf dem Gebiet, das etwa vier englische Quadratmeilen umfaßt, sind einige tausend Bohrtürme zusammengedrängt, die zum Teil so dicht stehen, daß sie einander fast berühren. Aus



Molenturm bei der „Heiligen Insel“
mit unterseeischer Naphthaleitung zum Lande für die Beladung von Tankschiffen auf offener See.

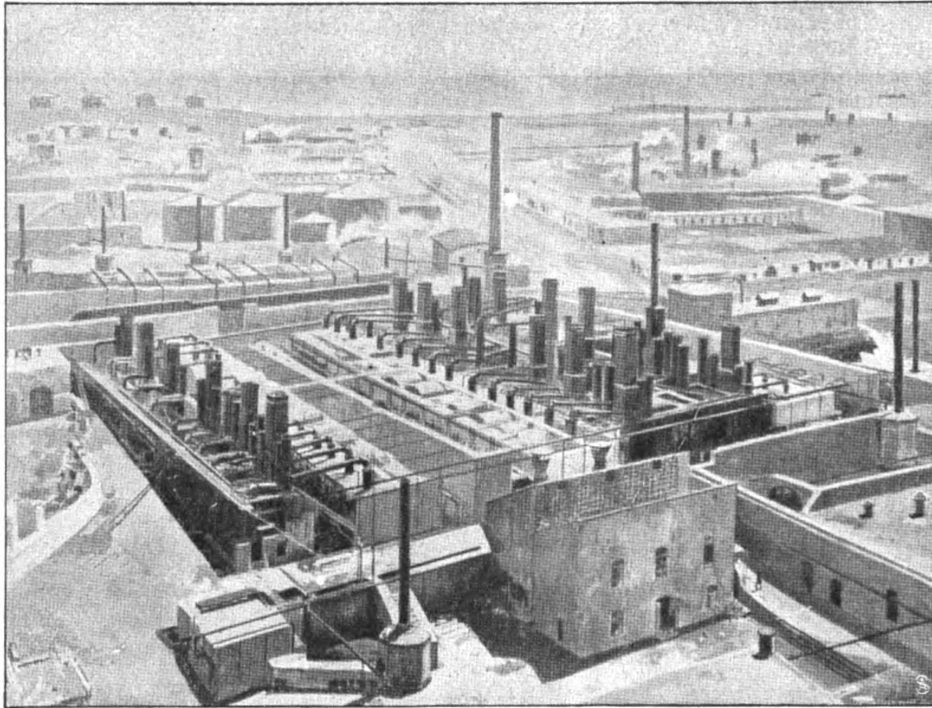


Petroleumdistrikt Balakhany bei Baku.

weißem Holz gebaut, das aber bald braun wird, nachdem es mit Oel getränkt ist, sehen sie einem Wald nicht unähnlich, und sie brennen leicht wie Zunder.

An den Bohrwerken sind viele zehntausend Arbeiter verschiedener Nationen beschäftigt, in der Hauptsache Armenier, Perser und Tataren. Die Armenier haben in der Regel die höheren Stellen, während die Perser und Tataren im großen und ganzen die Arbeiterschaft bilden.

Im allgemeinen sind die letzteren ruhige Leute, aber unter ihnen versprengt sind Mitglieder der kriegerischen Bergstämme der Lesghier und Grusenier, die verständiger sind als die Perser und Tataren, aber dafür auch heftig, jähzornig und rachsüchtig. Viele dieser Leute gehören Stämmen an, die sich niemals dem russischen Joch vollständig unterworfen haben.



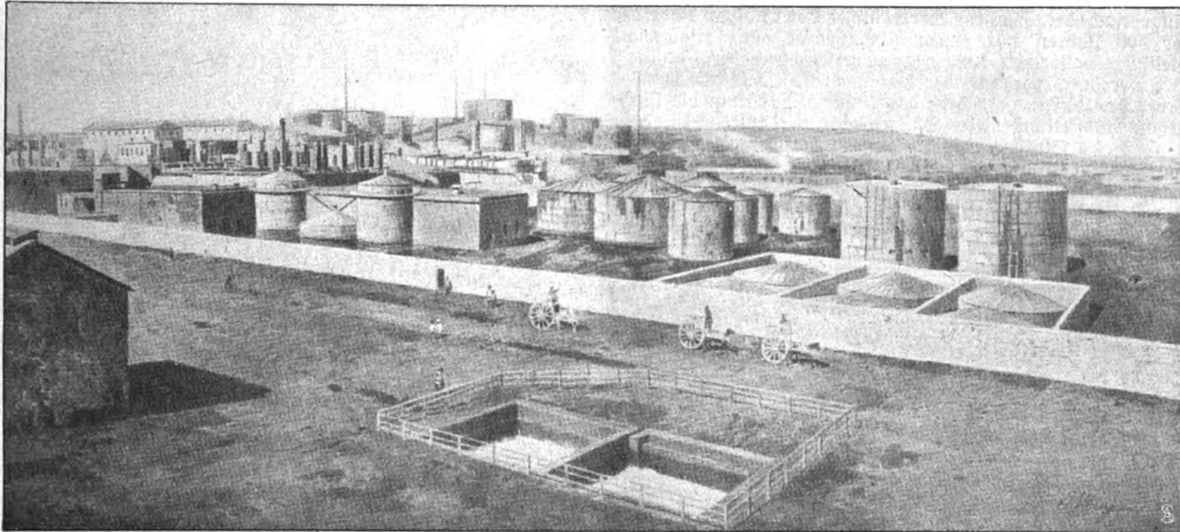
Petroleum-Destillationswerke.



Schiffe der Gesellschaft Gebr Nobel auf der Reede vor Baku.

Baku war bis vor wenigen Jahrzehnten in Europa vorzugsweise nur durch die von den Parsen verehrten ewigen Feuer bekannt. Eine eigentliche Naphthaindustrie gab es noch nicht. In dem ganzen Bakuer Naphthagebiet sollen in der Zeit von 1832 bis 1849 im Jahr durchschnittlich nur 220 000 Pud Naphtha gewonnen sein, 1890 war die Jahresproduktion bereits bis auf 239 Millionen Pud gestiegen. Heute beträgt sie vielleicht 6 bis 7 Milliarden Pud. Die Naphthaproduktion hat die ungeahnte Entwicklung wesentlich dem Uebergang aus den Händen der Regierung, die sie als Monopol betrieb, in die der Privatindustrie zu danken. Namentlich ist es die Naphtha-Produktionsgesellschaft Gebrüder Nobel in St. Petersburg, die ganz hervorragende Anlagen gegründet hat, die natürlich auch die entsprechenden Erträgnisse liefern. In den Nobelschen Fabriken ist für die schwersten Arbeiten die Menschenkraft durch sinnreiche Maschinen ersetzt. Hier wurden auch zuerst Schiffe verwendet, die zur Aufnahme von Petroleum eingerichtet waren, ohne daß man dieses zuerst hätte in Tonnen füllen müssen. Ebenso gelangten hier zuerst Zisternenwaggons zur Einführung.

Auch in sozialer Beziehung stehen die Nobelschen Anlagen durchaus auf der Höhe der Zeit. Für die unverheirateten Arbeiter bestehen Kantinen mit Billard und Kegelbahnen, ebenso ist für Bibliotheken gesorgt.



Naphthareservoire der Gesellschaft Gebr. Nobel in Baku.

Für die Kinder der Verheirateten gibt es eine Schule. Die Fabrik hat eine eigene Apotheke, ein Lazarett, eine Sparkasse und Dampfschiffe für die Verbindung mit der Stadt, die den Arbeitern unentgeltlich zur Verfügung stehen. Von den Arbeitern erhalten viele jährlich über 1500 Rubel, d. h. nach unserem Gelde mehr als 3000 Mark Lohn, so daß also auch in dieser Beziehung über nichts Klage geführt werden kann.

So sieht man, daß auch hier an der fernen Grenze Asiens ein großes Stück Kulturarbeit geleistet wird.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Kestner & Co.

Prof. Richard Andree †
berühmter Geograph.

Professor Richard Andree, der bekannte Geograph, der kürzlich auf der Reise von München nach Nürnberg hochbetagt verschied, hat sich als Herausgeber des weltbekannten Nachschlagewerkes „Andrees Handatlas" den Dank aller Gebildeten verdient.

Ende März verschied in ihrer Villa auf dem Weißen Hirsch Frau Rosa Petzel, eine ausgezeichnete Porträtmalerin, die 612 Bildnisse bekannter Persönlichkeiten geschaffen hat.

Die amerikanische Handelskammer in Berlin, bestimmt, die Handelsbeziehungen beider Länder zu fördern, veranstaltete für ihre Hamburger Mitglieder in der alten Hansestadt ein Festmahl, dem Herr W. A. Derrick, der Vizepräsident der Handelskammer, präsidierte.

Anna Jacobs, bisher erste Altistin am Magdeburger Stadttheater, verläßt nach höchst erfolgreichem künstlerischem Wirken ihre Heimatstadt, um ein Engagement am Darmstädter Hoftheater anzutreten.

Das Flugproblem ist älter, als mancher denkt. Im Bibliothekssaal der früheren Abtei in Schussenried erinnert ein Gemälde an die



Rosa Petzel †
bekannte Porträtmalerin.



Festessen der amerikanischen Handelskammer zu Berlin in Hamburg.

Flugversuche des Schussenrieder Mönches Peter Kaspar Mohr, der vor 300 Jahren mit einem Flugapparat ganz erfolgreiche Gleitflüge vollbrachte und sogar vom Kirchdach herabflog.

In Koburg verschied der hervorragende Dekorationsmaler Prof. Dr. Lütkemeyer, dem das deutsche Publikum die künstlerische Ausstattung vieler Bühnenwerke verdankt.

Gottfried Strasser, der vor kurzem verstorbene „Gletscherpfarrer von Grindelwald" war weit über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt. Er hat nicht nur als Seelsorger und Volksdichter gewirkt, sondern auch als Führer von Hilfskolonnen vielen in den Bergen Verunglückten Hilfe gebracht.



Ein bisher unbekanntes Dokument zur Geschichte der Aviatik.
Der fliegende Mönch in der früheren Abtei von Schussenried.



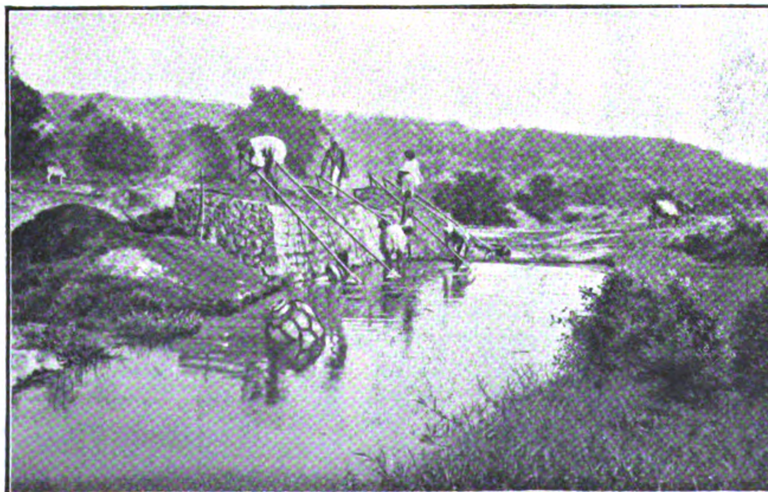
Phot. Pieperhoff & Jendius.
Anna Jacobs, Magdeburg,
geht als Altistin an das Hoftheater nach Darmstadt.



Phot. Tanzer.
Prof. Dr. Fr. Lütkemeyer †
Koburg, bekannter Dekorationsmaler.



Phot. Krenn.
Gottfried Strasser †
der Gletscherpfarrer von Grindelwald.



Zum Artikel: Die Industrie der ätherischen Oele und Riechstoffe in Deutschland.

Näheres in der anliegenden Nummer 17 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigefügt.

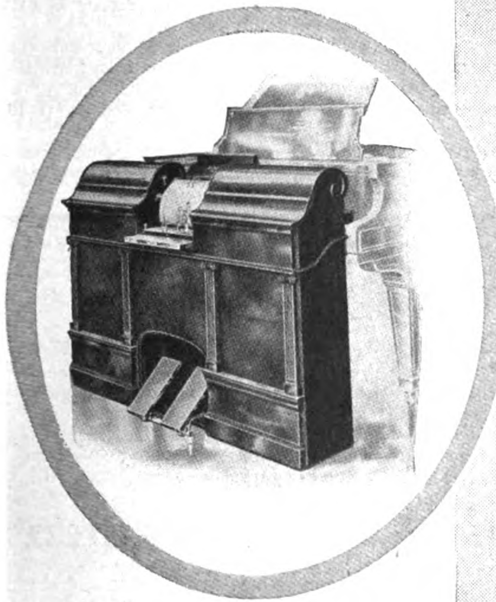
Aus dem Inhalt von Nr. 17 der „Export-Woche":

Wirtschaft und Kapital. — Der Panamakanal und die Weltwirtschaft. — Handel und Verkehr. — Die Industrie Sachsens. — Die Industrie der ätherischen Oele und Riechstoffe in Deutschland. — Deutschtum im Auslande. — Aus der Tageschronik. — „Technische Woche". Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

Der Wohnsitz entthronter Herrscher deutet nicht immer auf ein vollständiges Sichabwenden von den Genüssen des Lebens nach dem schweren Opfer der Machtentsagung hin. Nur wenige gingen in die Abgeschiedenheit ländlicher Ruhesitze, und ganz vereinzelt sind die Fälle absoluter Zurückgezogenheit von den bisherigen Interessen. Napoleon III. lebte und starb als schwerkranker Mann in Chislehurst, einem Städtchen in der englischen Grafschaft Kent. Exkaiserin Eugenie residierte zuerst in Camden House, später und bis heute im Sommer in Farnborough, Grafschaft Hampshire, im Winter in der Villa Cyrnos am Mittelmeer. Exkönig Manuel von Portugal verweilte nur kurze Zeit in Schloß Wood Norton, das ihm der Herzog von Orleans zur Verfügung stellte. Er bezog bald ein Haus in Kings Road, einem Londoner Stadtviertel. Die Exkaiserin Charlotte von Mexiko lebt in Geistesumnachtung auf Schloß Bouchoute bei Brüssel, das sie seit mehr als vierzig Jahren nicht mehr verlassen hat. Der freiwillige Exkönig Milan von Serbien lebte zumeist in Paris. Seine Gemahlin Natalie wohnt in Biarritz, wo sie ein Stift für junge Mädchen errichtete. Die spanische Exkönigin Isabella tröstete sich ebenfalls in Paris, wo auch ihr Gemahl König Franz de Assisi seine Tage verbrachte. Paris war auch der Wohnsitz des entthronten Königs



Das Pianola

war von seinem ersten Erscheinen an das beste Instrument seiner Art, selbst ehe es mit

Metrostyle und **Themodist**

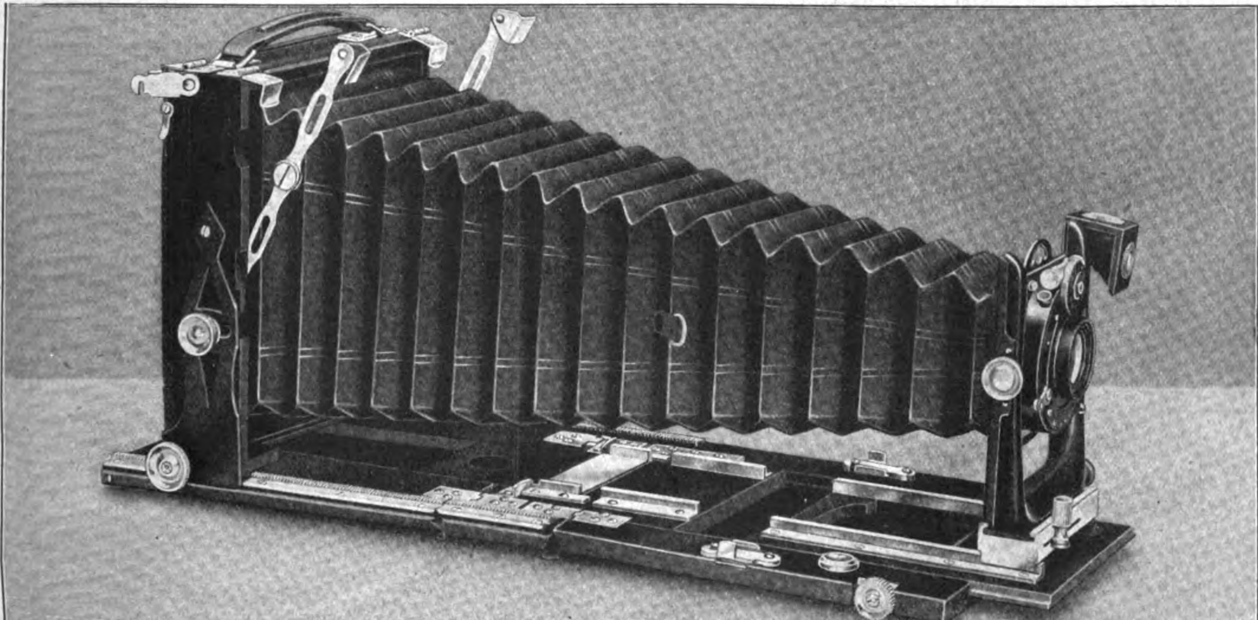
ausgestattet war.

Diese wertvollen Vorrichtungen sind nur im Pianola enthalten und ermöglichen künstlerisches Klavierspiel durch Laienhand.

Man verlange Prospekt H

Choralion Co.

Berlin W. Bellevuestrasse 4 (Potsd. Platz)
Zweigniederlassung: Dresden, Pragerstr. 49



Gegen bequeme Monatsraten

liefern wir

Photo-Apparate · Prismengläser

allererste Fabrikate zu vorgeschriebenen Fabrikpreisen.

Sie finden in unserem reich illustrierten Spezialkatalog die Original-Erzeugnisse von Firmen, wie Goerz, Ernemann, Goltz und Breutmann, Rodenstock, Laak, Meyer usw., und sind unsere Preise für Bar- und erleichterte Zahlung die von den Fabriken vorgeschriebenen. Wir bitten Sie, das Vorurteil, das man häufig gegen Firmen unserer Branche hegt, fallen zu lassen und sich vertrauensvoll an uns zu wenden. Vergleichen Sie unsere Preise mit denen reeller Spezialgeschäfte, und überzeugen Sie sich von unserer Leistungsfähigkeit. Denn dadurch, daß wir Apparate in jeder Preislage von **M. 12.—** an bis **M. 500.—** führen, haben wir für jeden Geschmack und Geldbeutel das Richtige.

Großes Preisausschreiben 1912

Als wir uns im vorigen Jahre entschlossen, unser erstes Preisausschreiben für die bestgelungenen photographischen Aufnahmen zu veranstalten, konnten wir kaum voraussehen, daß sich die Amateur-Photographen mit solcher Freude und solchem Eiter daran beteiligen würden. Zu Hunderten wurden uns teils mehr, teils minder gut gelungene Aufnahmen eingesandt, so daß die Jury bei der Preisverteilung einen sehr schweren Stand hatte. Es wurden im ganzen 40 Bilder prämiiert, die wir in unserem diesjährigen Spezialkatalog abgebildet haben. Auch die Bedingungen für das Preisausschreiben 1912 finden Sie in unserem Spezialkatalog. **Fordern Sie daher ohne jede Kaufverp.lichtung umsonst und portofrei unseren reich illustrierten Spezialkatalog über Photo-Apparate, Prismengläser, photographische Bedarfsartikel, nebst Bedingungen für Zahlungserleichterung.**

JONASS & CO., BERLIN P. H. 67, Belle-Alliance-Straße 3.

Pedro II. von Brasilien. Der Exkönig von Neapel und seine Gemahlin Königin Maria Sofia wählten gleichfalls Paris zu ihrem Wohnsitz, wo, nach des Königs Tode, die einstige Heldin von Gaëta verblieb, vereinsamt und vergessen, nur noch mit Werken der Wohltätigkeit beschäftigt. — Zum Schluß sei noch der Sultan Abd ul Hamid erwähnt, der als „Gefangener" in der Villa Allatini in Saloniki die Ruhe genießt, die ihm angeblich so wohltuend ist.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

— Sprachenpflege, Französisch, Englisch. Bibliothek August Scherl, Berlin. In handlichem Taschenformat vierzehntägig je ein Band zum Preise von 50 Pf. In flüssigen, lebenswahren Schilderungen erster französischer und englischer Autoren vermitteln die bequemen Bändchen mit der durch einen Blick erreichbaren Uebersetzung die Uebung in Unterhaltung und Verkehrston des täglichen Lebens. Alle diese Gesprächsformen in ihrem natürlichen Zusammenhange kennen zu lernen, ist für den Fremdsprachler viel wertvoller und nützlicher als das mechanische Einprägen der gebräuchlichsten Redewendungen nach einer der üblichen zusammenhanglosen Phraseologien. Ein spannender Text sorgt dafür, daß das Interesse des Lesers nicht erlahmt, und die Berücksichtigung aller Gebiete des Lebens bewirkt, daß jeder Geschmack auf seine Rechnung kommt.

Das Reichsstempelgesetz vom 15. Juli 1909 in der durch das Zuwachssteuergesetz vom 14. Februar 1911 geänderten Fassung nebst den Ausführungsbestimmungen des Bundesrats vom 25. Januar 1912. Textausgabe mit Einleitung und Sachregister. 166 S. (2 M.) Berlin 1912. Verlag von Julius Springer.

August Ganther: „Herrgottsschüehli us em Schwarzwald". Neue Gedichte in niederalemanischer Mundart. 184 S. 2 M. geb. 3 M. Stuttgart 1912. Verlag von Adolf Bonz & Co.

Oskar Kresse: „Das Vaterland in Gefahr!“ Denkschrift über die Nachteile der Elektrifierung der Staatseisenbahnen. 32 S. 1 M. Berlin. Verlag von John Schwerin.

Ferdinand Weber: „Plattdeutsche Gedichte“. Vorwort von Klaus Groth. Neu herausgegeben von Paul Wilhelm Lange. 92 S. Dresden 1912. Verlag von Carl Reißner.

Egbert W. Walden: „Freifrau und Förster“. Eine Dichtung. 185 S. 3 M. geb. 4 M. Karl Streibel: „Mächte des Lebens“. Zweiter Band: „Der Leidenschaften Macht“. Roman. 239 S. 3 M. geb. 4 M. Erich Walter: „Mensch“. Erster Teil: Traumbild 80 S. 2 M. geb. 3 M. — „Gedichte“. 60 S. „Märchen“. Eine Bühnendichtung. 71 S. — „Diogenes“. Eine Tragödie. 63 S. Sämtlich erschienen bei Bruno Volger. Leipzig-Raschwitz. 1912.

Arpad Schmidhammer: „Postkartenmalbuch“. 50 Pf. Mainz. Verlag von Jos. Scholz.

Verschiedene Mitteilungen.

— Das Kopfhaar und die Kopfhaut werden selbst von sonst reinlichen Menschen oft in unverantwortlicher Weise vernachlässigt, und eine Folge davon ist, daß oft schon in den dreißiger Jahren „der Kopf durch die Haare wächst“, d. h., eine Glatze entsteht. Tägliche Reinigung des Haares und der Kopfhaut mit dem echten Peru-Tannin-Wasser von E. A. Uhlmann & Co. in Reichenbach i. V. verhindert nicht nur das Ausfallen des Haares, sondern regt es auch zu neuem Wachstum an. Das echte Peru-Tannin-

Moderne
Gartenmöbel
(Marke Wettertratz)
Balkon- und Dielenmöbel
in verschiedenen Ausführungen gegen bequeme
Teilzahlungen
Desgl. Peddigrohr-Möbel u. Leder-Sitzmöbel in gediegenster Qualität.
Moderne Standuhren.
Spezialpreislisten bei Angabe des Artikels kostenfrei.
Köhler & Co. Breslau 5

DIE NEUE
MAUSER
SELBSTLADE-TASCHENPISTOLE

Kaliber 6,35 mm zehnschüssig vereinigt bei eleganter, handlicher Form größte Einfachheit, Zuverlässigkeit u. Präcision. Zu beziehen durch jede Waffenhandlung. Prospekte gratis u. franco.

„SCHUTZMARKE" MAUSER

Waffenfabrik MAUSER Aktiengesellschaft Oberndorf a. N. (Wttbg.)
Die Fabrik liefert nur an Wiederverkäufer.

Ein schönes Augenpaar



macht jedes Frauenantlitz anziehend. Durch **Reichels Venezianisches Augenwasser** erhalten Ihre Augen **strahlenden Glanz** und **wunderbares Feuer**, der Ausdruck des Blickes wird erhöht, und dunkle Ränder unter den Augen sow. Rötung verschwind. **Garantiert unschädlich!** Flakon **Mk. 2.— u. 3.50** (Porto 20 Pfg.) nebst wertv. Buch „**Die Schönheitspflege**". Versand durch **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.**

„Die Frau"
das Buch von Frau Anna Hein, früher Oberhebamme an der geburtshilflichen Klinik der Königlichen Charité, Berlin. 30 Pfennig.
Frau Anna Hein,
Berlin 80, Oranienstr. 65.

CACAO garantiert rein, im Geschmack pikfein. ½ Kilo von M. 1.20 an, ⁹⁄₂ Kilo M. 6.— portofrei.
Cacao-Walther, Halle-S., Mühlweg 20.

DAS **"DRIVA"**
LAWN-TENNIS-RACKET
Fabrikanten
WILLIAMS & Co.,
PARIS.

Berühmt in der ganzen Welt für die Vortrefflichkeit ihrer erstklassigen Ware, ihrer tadellosen Spannung, der Vollkommenheit ihres Gleichgewichtes sowie der glänzenden, erhaltenen Resultate.

Von den besten Spielern der Welt angenommen.

Die Schultern des Rahmens sind ganz besond. verstärkt, u. zwar auf solche Art u. Weise, daß weder die Elastizität vermindert noch das Gewicht vermehrt wird, und wird der Rahmen selbst bei häufig. Spielen nie brechen.

MEISTERSCHAFTEN MIT GEWONNEN:

Weltmeisterschaft
Meisterschaft von England (C.C.)
All Comers Singles Wimbledon
Meisterschaft von Europa
Meisterschaft von Deutschland
Meisterschaft von Frankreich
Meisterschaft von Belgien
Meisterschaft von Schweden
und noch viele andere.

Zu beziehen durch alle Geschäfte für Sportartikel.

Schönheit der Frau!

Die Kunst, schöne Formen zu erzielen, bildet für die Frauen kein Geheimnis mehr, seitdem die wunderbaren Eigenschaften der **PILULES ORIENTALES** bekannt sind.

Diese Pillen verleihen eine graziöse Fülle, ohne die Taille zu erweitern. Die **PILULES ORIENTALES** bestehen hauptsächlich aus orientalischen Pflanzenextrakten und sind, da gänzlich frei von Arsenik, der Gesundheit stets zuträglich. Ihre Wirksamkeit darf durchaus nicht mit der irgendeines anderen ähnlichen Erzeugnisses zum inneren oder äußeren Gebrauch verglichen werden. — Ein über zwanzigjähriger Erfolg hat den Ruf der **PILULES ORIENTALES** bestätigt und erwiesen.

Leichte, diskrete Behandlung. Dauernder Erfolg nach ungefähr zwei Monaten. Flakon mit Gebrauchsanweisung M. **5.30** franko, gegen Nachnahme M. **5.50.**

Depots für Deutschland: **BERLIN, Hadra-Apoth.**, Spandauer Str. 77; **FRANKFURT a. M., Engel-Apoth.**, Gr. Friedberger Str. 46; **LEIPZIG, Dr. Mylius**, Markt 12; **MÜNCHEN, Emmel-Apoth.**, Sendlinger Str. 13; **BRESLAU, Adler-Apoth.**, Ring 59.

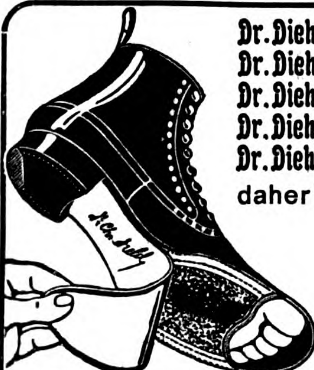
Nicht nur in Apotheken, sondern auch in allen anderen einschlägigen Geschäften zu haben.



Echte Missionsmarken, garant. unausgesucht, per Kilo versendet. Erklärende Notiz (auf deutsch) durch den Directeur des Timbres-Postes des Missions, 14, rue des Redoutes, Toulouse (Frankreich).



Kieler Knaben-Matrosen-Anzüge
und Mädchen-Kleider
vorschriftsmäßig gearbeitet, aus echtem Marine-Molton für jedes Alter, sowie
Marine-Moltons und Tuche
empfiehlt
Rudolph Karstadt, Kiel 7.
Bitte verlangen Sie illustrierte Preisliste :: und Stoffproben gratis und franko. ::



Dr. Diehl-Stiefel sind naturgemäss
Dr. Diehl-Stiefel verhindern Plattfuss
Dr. Diehl-Stiefel sind luftdurchlässig
Dr. Diehl-Stiefel haben Weltruf
Dr. Diehl-Stiefel werden nachgeahmt
daher Vorsicht beim Einkauf.

Prämiiert



Int. Hyg. Ausst. Dresden

Ein Stiefel, der nicht drückt,
Ein Stiefel, der beglückt.
Broschüre grat. u. frko. Allerorts zu hab.

Alleinige Fabrikanten:
Cerf & Bielschowsky, Erfurt I
Berlin: Leisers Schuhwarenhaus
Wien: Paprika-Schlesinger.

WOOD-MILNE



Adresse f. nächste Verkaufsstelle d. **Wood-Milne, Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 65.**

Wasser ist seit 23 Jahren bewährt und in allen einschlägigen Geschäften zu haben und ist kenntlich an der Schutzmarke: „Die Töchter des Erfinders“.

— Der neuartige Reiz, der von der Ala (Allgemeine Luftfahrzeug-Ausstellung) ausging, lenkte tagtäglich ein großes, elegantes Publikum nach den Ausstellungshallen am Berliner Zoo. Eine Ausstellung für sich im Rahmen dieser Spezialausstellung bildet die Geschwindigkeitsmesser-Abteilung der Firma Aktiengesellschaft vormals Seidel & Naumann, Dresden, auf dem Stande der A.-G. J. Mehlich. Es sind hier die bekannten zwangläufigen Tel-Automobil-Geschwindigkeitsmesser ausgestellt, die, angetrieben durch einen Motor, in ununterbrochener Folge auf einem Papierband die Fahrgeschwindigkeit, die Länge des zurückgelegten Weges, die Dauer der Fahrt sowie die jeweilige Tageszeit usw. anzeigen. Die Tel-Geschwindigkeitsmesser wurden bekanntlich beim Wettbewerb des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins unter 83 Mitkonkurrenten mit dem Ersten Preis ausgezeichnet. Sie kontrollieren Fahrer und Betriebskosten und schützen Fahrer und Besitzer vor Unfällen.

— Das nunmehr seit etwa 30 Jahren in der ganzen Welt bekannte Präparat „Dialon“, Engelhards Diachylon-Wund-Puder, erfüllt in unvergleichlicher Weise alle Anforderungen, die an einen Wundpuder zum Gebrauch in der Kinderstube und für Erwachsene zu stellen sind. Hervorragende Aerzte des In- und Auslandes bestätigen die unübertreffliche Wirkung von „Dialon“

zur Heilung und Verhütung des quälenden Wundseins kleiner Kinder. „Dialon“ sollte daher in keiner Kinderstube fehlen. Erwachsene empfinden bei regelmäßigem Einpudern der Körperstellen, die der Reibung und Schweißbildung besonders ausgesetzt sind, die wohltätige Wirkung der desinfizierenden und schnell heilenden Eigenschaften von „Dialon“. Es entfernt den unangenehmen Schweißgeruch, heilt Wundreiben und Wundlaufen und macht sich geradezu unentbehrlich als hygienisches Toilettemittel und im Gebrauch von Touristen und Sportsleuten jeder Art. In Krankenhäusern und von Aerzten wird „Dialon“ bei mancherlei Hautleiden mit bestem Erfolg angewandt. Im eigenen Interesse achte der Käufer auf den gesetzlich geschützten Namen „Dialon“ wegen der zahlreichen Nachahmungen oder sogenannter Ersatzpräparate.

— Kahlköpfige Frauen. Der Fall dürfte sich wohl kaum ereignen, daß wir eine Frau zu Gesicht bekommen, die total kahlköpfig einherstolziert. In Wirklichkeit aber ist die Zahl mehr oder weniger haarleidender Frauen Legion. Selbst die ärmsten Evatöchter verstehen durch mehr oder weniger geschickt hergestellte Toupets, falsche Scheitel und andere geheimnisvolle Arrangements ihres Hauptes Blöße zu kaschieren. Klug und weise handeln die Frauen, die es gar nicht erst zu solcher Vorspiegelung falscher Tatsachen kommen lassen, denn es ist leichter, einem Uebel vorzubeugen, als es zu heilen. Vor allem meide man dichtanschließende Hauben und andere Druck verursachende, Licht und Luft den Eingang verwehrende Kopfbedeckungen. Diese Faktoren Luft und Licht sind das erste Erfordernis gesundheitgemäßer Haarpflege. Den sogenannten Haarerzeugungsmitteln und Haarwiederherstellern bringe man Mißtrauen entgegen. Derartige Mittel tragen zum großen Teil die Schuld des ununterbrochenen Haarausfalles ebenso wie Exzesse, namentlich alkoholischer Art. Ein weiteres Postulat rationeller Haarpflege ist eine mit pedantischer Konsequenz durchgeführte regelmäßige Reinigung des Haares mittels „Shampoon mit dem schwarzen Kopf“. Dieses Präparat zur rationellen Haarkultur hat lediglich durch seine qualitativen Eigenschaften eine universelle Verbreitung und natürlich ebensolche Nachahmung gefunden, deshalb wolle man beim Einkauf die Forderung „Shampoon mit dem schwarzen Kopf“ apostrophieren, nur dann hat man die volle Garantie für den erstrebten Erfolg. „Shampoon mit dem schwarzen

Deutsche Werkstätten
für Handwerkskunst G.m.b.H.

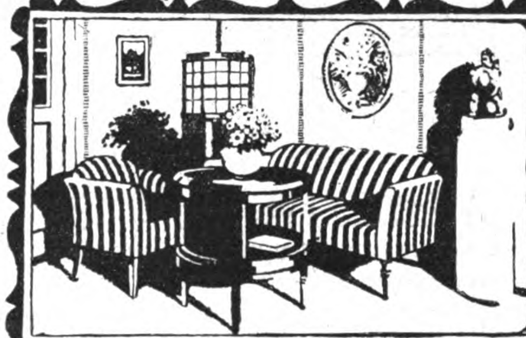
Dresden-Hellerau · Berlin-W Bellevuestr. 10 · Dresden-A Ringstraße 15 · München Wittelsbacherplatz 1 · Hamburg Königstraße 15 · Hannover Königstr. 37a.

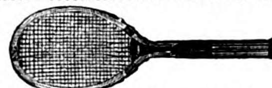
Moderne Möbel

Einfache Zimmer von 250 M an, Einrichtungen für verwöhnteste Ansprüche. Ausstattungen von Landhäusern, Hotels, Schiffsräumen, Sanatorien etc. Erste Künstler als Mitarbeiter

Beleuchtungskörper * Gartenmöbel
Kleingerät * Stoffe * Teppiche

Man verlange von Hellerau oder München die illustrierten Preisbücher: A 29 (Zimmer im Preise von 250 M bis 950 M) mit Ausstattungsbriefen von D. Fr. Naumann, 1.80 M. H 29 (Zimmer über 900 M) 5 M





Jllustr. Tennis-Katalog kostenlos.
Franz Sauer · Köln 162

HEINTZE & BLANCKERTZ
Berlin
Erste deutsche Stahlfeder-Fabrik
WINKELSPITZ-SCHREIBFEDERN
Preis das Gros 2,80 Mark
No 695 u. No 85
links oder rechts geschrägt

Verlangen Sie gratis unsere Liste über **Gummistrümpfe** und neue Gesundheitspflegeartikel. Josef Maas & Co., Berlin 82, Oranienstr. 108.

Musik-Instrumente
für Orchester, Schule und Haus.
Spezialität: Geigen, Saiteninstrumente. Eigene Ateliers.
Preisliste Nr. 1 frei!
Jul. Heinr. Zimmermann,
Leipzig, Querstr. 26/28.



Ein zarter Braten
der den verwöhntesten Gaumen befriedigt, wird am besten bereitet mit:
Siegerin
Margarine, in Qualität feinster **Molkereibutter** am nächsten oder
Palmato
Pflanzenbutter-Margarine, einzig haltbare **Nußbutter** von hervorragendem Wohlgeschmack. Von höchster Ergiebigkeit, deshalb billig im Gebrauch.
Ueberall erhältlich!
Alleinige Fabrikanten:
A. L. Mohr, G. m. b. H., Altona-Bahrenfeld.

Eine neue Erfindung!
Dreyers
Fruchtsaft-Apparat
Rex



Gleichzeitig Dampf-
Vorratskocher
In allen Kulturstaaten geschützt
Eine Umwälzung in der Fruchtsaft-Gelee- und Marmeladen-Bereitung
50—60% Zuckerersparnis
Beschreibung u. Preisliste kostenlos von unseren Niederlagen od. direkt
Alleinige Lieferanten:
Rex-Conservenglas-Gesellschaft
Bad-Homburg Nr. 56.

Kopf“ beansprucht aber auch durch seinen volkstümlichen billigen Preis das Sonderinteresse des Publikums. In allen Apotheken und Drogerien, Parfümerien und vielen Friseurgeschäften ist das Paket „Shampoon mit dem schwarzen Kopf“ zu 20 Pf. (7 Pakete 1,20 M.) erhältlich. Mit Teer-, Eigelb- oder Kamillenzusatz kostet ein Paket 25 Pf. (7 Pakete 1,50 M.).

— Bad Salzbrunn. Wie soeben bekannt gegeben wird, ist die Versandzunahme der hiesigen Quellen im Jahr 1911 gegen das Vorjahr eine sehr bedeutende. Sie beträgt beim Oberbrunnen 17 Prozent, bei der Kronenquelle 18 Prozent und bei der neuentdeckten Marthaquelle, die allerdings nur als Tafelgetränk und zu billigerem Preis abgegeben wird, sogar mehr als 300 Prozent! Angesichts solcher Versandsteigerungen sowie im Hinblick darauf, daß die Abteilung „Bad Salzbrunn“ auf der Dresdener Hygiene-Ausstellung mit dem „Großen Preis“ ausgezeichnet wurde, rechnet man hier allgemein auch auf einen außergewöhnlich starken Besuch des Bades in der bevorstehenden Saison. Glücklicherweise dürfte aber durch Errichtung des Grand-Hotels und die Fertigstellung vieler großer und kleiner Logierhäuser mit zeitgemäßer Einrichtung dem leidigen Wohnungsmangel endlich einmal abgeholfen sein.

— Petrol Hahn! Dieses von Apotheker Hahn, Genf, hergestellte wirksame Oel ist das seit Jahren erprobte, bewährteste

Mittel gegen das Ausfallen der Haare und gegen Schuppen. Es befördert den Haarwuchs in ganz vorzüglicher Weise, reinigt den Haarboden von den lästigen Schuppen und macht die Haare weich, geschmeidig und voll. Es sollte auf keinem Toilettetisch fehlen. — Ueberzeugen Sie sich von Fabrikmarke und Signatur C. Hahn auf der roten Etikette, um schädlichen Nachahmungen zu entgehen. Erhältlich bei Apotheken, Parfümerien, Friseuren in Berlin bei Gustav Lohse, Jägerstraße 46.

— Unerwarteter Besuch bringt die Hausfrau oft in große Verlegenheit, rasch sind da mit Hilfe von Türk & Pabst's allgemein beliebten Fischpasten in Tuben, Mayonnaise, Remoladensauce usw., allerlei pikante Vorspeisen hergerichtet. Ein sehr schätzenswerter Ratgeber hierfür ist ein kleines handliches Kochbuch der Firma Türk und Pabst in Frankfurt a. M., das sie jeder unserer Leserinnen auf Wunsch kostenlos zusendet.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.



Reiseführer für Frühling und Sommer



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 17. **Berlin, den 27. April 1912.** **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Die Beendigung des englischen Bergarbeiterstreiks brachte ein Ereignis aus der Welt, das ohnegleichen gewesen ist. Nie zuvor hatte sich eine so starke Armee von Arbeitern so lange im Kriegszustande gegen die Unternehmer befunden. Die Anzahl der feiernden Arbeiter blieb nicht weit hinter zwei Millionen zurück, und dieses Riesenheer hielt länger als fünf Wochen in seinem Widerstande gegen die Bergwerksbesitzer aus. Der ideelle Erfolg des Kampfes ist die gesetzliche Bestimmung des Mindestlohnes. Man mag über die Bill denken wie immer: als erster Versuch einer Lohngesetzgebung stellt sie ein historisches Faktum dar. Die englische Regierung hat eine sozialpolitische Tat vollbracht, die im Buch der Geschichte vermerkt werden wird. Eine andere Frage ist, ob die Konsequenzen des Ausgleiches den Frieden verbürgen. Die Arbeiter sind nicht zufrieden. Sie hatten verlangt, daß die Beträge der Mindestlöhne (5 Schilling für die eigentlichen Bergleute, 2 Schilling für die Tagesarbeiter) mit in das Gesetz aufgenommen werden sollten. Die Regierung weigerte sich, um nicht zu tief in die Befugnisse der Unternehmer einzugreifen. Es kommt nun darauf an, wie die Zechenbesitzer sich zu den detaillierten Forderungen der Arbeiterschaft stellen werden. Die nächste Sorge aber ist, die materiellen Schäden des Streiks wieder auszugleichen. Man berechnet

seine Gesamtkosten auf eine Milliarde Mark

den vierten Teil der Ausgaben für den Burenkrieg, der aber 18 Monate gedauert hat, während der Bergarbeiterausstand nach gut 5 Wochen beendet war. Man sieht, daß ein solcher Krieg im Frieden erheblich kostspieliger ist als ein wirklicher Krieg. Ueber die Verteilung der Opfer liegen bisher nur Schätzungen vor. Danach hat der Ausfall an Löhnen 100 bis 120 Millionen Mark betragen. Dreimal soviel wie der gesamte Streikfonds (40 Millionen) ausgemacht hat. Die Arbeiter haben also viel mehr zugesetzt, als sie an Unterstützungen aus den Streikkassen empfingen. Der Kohlenbergbau hat

einen Produktionsverlust von über 30 Mill. Tonnen

erlitten, die einen Gesamtwert von 250 Millionen Mark für die Zechen bedeuten. Die übrigen Industriezweige, die wegen Kohlenmangels feiern oder den Betrieb einstellen mußten, haben gleichfalls mindestens 200 Millionen Mark durch Minderabsatz eingebüßt. Die Eisenbahnen haben etwa 300 Millionen Mark weniger eingenommen, sind aber insofern besser daran als die übrigen Faktoren, weil nach Wiederherstellung geregelter Verhältnisse die Transporte mit beträchtlicher Verstärkung wieder einsetzen, so daß die Mindererträgnisse verhältnismäßig rasch ausgeglichen sein können. Die englischen Industriellen aber sind der Meinung, daß alle Schäden bald repariert werden würden. Der Reichtum Großbritanniens sei so robust, daß er die Abzapfung von einer Milliarde vertragen könne. Der Substanzverlust werde nicht sichtbar werden. Einzelne Aufträge werden natürlich definitiv verloren sein. Die Eisenindustrie kommt vielleicht noch am schnellsten über die Nachwirkungen des Streiks hinweg, da sie mit einer günstigen Konjunktur rechnen darf. Das trifft nicht nur auf England, sondern auch auf Deutschland zu. Die deutsche und luxemburgische Roheisenproduktion brachte im März 1912

eine Rekordziffer von 1,42 Mill. Tonnen.

Der letzte Jahresbericht des Stahlwerkverbandes in der Aera des alten Vertrages (das Geschäftsjahr ist am 31. März 1912 abgelaufen) weist für den Gesamtversand in A-Produkten (Halbzeug, Eisenbahnmaterial, Formeisen) eine Summe von 5,99 Millionen Tonnen aus gegen 5,33 Millionen Tonnen im Vorjahr. Das bedeutet eine Zunahme um 656,000 Tonnen. Der Verband hat also aus der Konjunktur guten Nutzen gezogen; aber die nächste Sorge ist für ihn doch die Erneuerung des am 30. Juni 1912 ablaufenden Vertrages. Die Aussichten sind noch immer nicht so unbewölkt, daß man von einer gesicherten Zukunft sprechen darf. Es sind neue Interessengemeinschaften entstanden, die als Prophylaxe gegen die Gefahr eines syndikatlosen Zustandes dienen sollten. Durch derartige Verstärkungen der eigenen Position hat sich die Möglichkeit eines leichten Ausgleiches der Quotenforderungen bei den einzelnen Mitgliedern verschlechtert. Schon der Umstand, daß zahlreiche Werke ihr Halbzeug nicht mehr vom Stahlwerkverband zu nehmen brauchen, erschwert der Organisation die Behandlung des Marktes.

Im wirtschaftlichen Leben drängt die Entwicklung vielfach zur Monopolisierung der Märkte. Die starken Produzenten suchen ihre Ueberlegenheit geltend zu machen, indem sie die Konkurrenz dezimieren. Besonders aufmerksam wird diese Bewegung in der elektrotechnischen Industrie verfolgt.

Die großen Firmen leugnen das Monopol,
aber die Behörden wenden sich in Erlassen gegen die Unterstützung monopolisierender Tendenzen bei der Lieferung von Materialien und der Vornahme von Installationen. Die Bergmannwerke erhöhen ihr Aktienkapital von 29 auf 52 Millionen und treten in „freundschaftliche Beziehungen" zum Siemens-Schuckert-Konzern, der 8½ Millionen Mark in neuen Aktien übernimmt. Daß mit dieser Verbindung eine Ausschaltung der Konkurrenz beabsichtigt sei, wurde ausdrücklich bestritten.
Wenn man aber einen Rivalen in seinen Kreis zieht, kann man nicht gut sagen, das geschehe unter Wahrung aller Wettbewerbsmöglichkeiten.

Ist anzunehmen, daß der Siemens-Schuckert-Konzern 8½ Millionen opfern würde, um einen Rivalen zu unterstützen? Das wäre Tollheit ohne Methode; denn die Gesellschaften haben ihr Geld nicht zu humanitären Spielereien. Der genannte Konzern besonders hat einen so erheblichen Geldbedarf gehabt, daß ihm zu Experimenten, die keinen sichtbaren Nutzen bringen, die Mittel und die Legitimation fehlen. (Siemens-Schuckert nahmen 1911 durch Anleihe und Vorschuß 60 Millionen Mark neu auf.) Die Verbindung mit Bergmann ist nur dann zu rechtfertigen, wenn sie in der Absicht geschieht, Reibungen zu beseitigen und Kosten zu sparen, die der Wettbewerb verursacht hat. Das ist der einzige Weg, der zu einer „Besserung der Rentabilitätsgrundlagen" führt. Etwas anderes gibt es nicht.

Das Elektrizitätsmonopol ist ein Schlagwort,
dem die „Oeffentliche Meinung" keine Sympathien entgegenbringt. Der Gründe dieser Abneigung sind sich wohl nur die Kreise bewußt, die unter der Ueberlegenheit des Großkapitals in der Elektroindustrie leiden: die Spezialfabriken und Installationsfirmen. Dagegen fragt sich, ob die Konsumenten von der Begrenzung des Wettbewerbs betroffen werden würden. Die Kundschaft hat es in der Hand, einem lückenlosen Monopol die Existenz unmöglich zu machen. Jede Fabrik kann sich eine eigene Kraftzentrale bauen; denn der elektrische Strom ist nicht unter die Herrschaft bestimmter Produzenten zu zwingen. Jeder kann sich ihn dienstbar machen, wenn er nicht in der Lage ist, andere Hilfskräfte zu verwenden. Rohmaterialien, die nur in bestimmten Bereichen zu finden sind, kann man monopolisieren. Aber in der Elektrizitätsindustrie ließe sich ein Monopol nur für die Abgabe, nicht für die Produktion der Kraft denken. Inhaber einer solchen Stellung könnte bloß der Staat sein, der indes, wie das Abkommen über die Stromlieferung für die Berliner Stadt- und Ringbahn lehrt, keinen Ehrgeiz in dieser Beziehung hegt. Die großen Elektrizitätsgesellschaften suchen ihre Riesenkapitalien von Dividendenhindernissen zu befreien; und die Außenseiter kämpfen um ihre Existenz. Darum dreht sich's bei dem sogenannten Elektrizitätsmonopol.

Einen gewissen Anhalt für die Beurteilung der Situation des Weltmarktes bietet die Bewegung der Metallpreise, besonders der Notierungen für Kupfer. Das Frühjahr 1912 hat nun

die höchsten Kupferpreise seit 1907
gebracht; und daraus schließt man, daß die geschäftliche Konjunktur in den Vereinigten Staaten allmählich ihre Unsicherheit mit Bezug auf den Ausfall der Präsidentschaftswahlen verliert. Seit der Kupferkrisis im Jahre 1907 hatte sich der Preis in verhältnismäßig niedrigen Regionen bewegt, ohne den Konsum anzuregen.

Der Panamakanal und die Weltwirtschaft.

Geschichtlich ist der Panamakanal als ein Sohn des Suezkanals zu betrachten. Zwar ist der Plan, das Verkehrshindernis der schmalen Landenge von Panama zu überwinden, schon sehr alt; er geht bis auf Karl V. zurück und ist später von Alexander von Humboldt aufs neue aufgegriffen worden. Aber beide Männer dachten doch nur an einen Binnenschiffahrtskanal. Erst Ferdinand v. Lesseps faßte nach dem Erfolg, den er mit dem Suezkanal gehabt hatte, den Entschluß, nun auch den Atlantischen und den Stillen Ozean miteinander zu verbinden, und gründete 1883 die französische Panama-Gesellschaft: Mit einem Baukapital von 843 Millionen Franken wollte er in zwölf Jahren fertig sein. Aber die Unterlagen des Unternehmens waren sehr oberflächlicher Natur, und Erdbeben, der Chagresfluß sowie das Sumpffieber erwiesen sich als solche Widerstände, daß die Gesellschaft Ende der achtziger Jahre ihren Bankrott anmelden mußte, nachdem rund anderthalb Milliarden in das Bauwerk hineingesteckt waren und nur ein Drittel des Kanalbettes erst ausgehoben war. Gleich nach dem Zusammenbruch der ersten Gesellschaft setzte nun aber die zweite Entwicklungsstufe des Planes ein, und zwar zunächst wieder mit der Gründung einer französischen Gesellschaft, deren Kapital bezeichnenderweise schon in Dollars angegeben wird. Im Jahre 1894 wurde diese Gesellschaft mit 13 Millionen Dollar gegründet, und zwar offensichtlich nur, um die kolumbische Kanalkonzession nicht verfallen zu lassen. Es dauerte dann aber noch zehn Jahre, bis der neue Bauherr offenkundig hervortrat. Der spanisch-amerikanische Krieg mußte erst den Imperialismus in den Vereinigten Staaten wecken, bis der Panamakanal zur Bedeutung einer nationalen Idee gelangte. Von da an ist die nordamerikanische Union allerdings äußerst zielbewußt vorgegangen: sie hat im Burenkriege England veranlaßt, auf seine Rechte am Kanalbau zu verzichten, und hat 1902 sogar auf dem Wege einer zum mindesten geduldeten Revolution dafür gesorgt, daß der Kanalstreifen unter die amerikanische Staatshoheit gelangte. Im Jahre 1904 kaufte man den Franzosen für das Spottgeld von 40 Millionen Dollar das Werk ab, und seitdem haben die Amerikaner mit solchem Eifer und solchem technischen Geschick die Arbeit gefördert, daß wir die Eröffnung des Betriebes in weniger als drei Jahren erwarten können. Im Gegensatz zu dem Suezkanal, der ein Niveaukanal ist, wird der Panamakanal sechs Schleusen haben; mit einer Länge von 79 km wird er die Suezstraße um 16 km übertreffen; mit seiner Tiefe von 9 m bleibt er zunächst ½ m und, wenn die Vertiefungsarbeiten im Suezkanal beendet sein werden, 1 m hinter seinem ältern Bruder zurück. Beide Kanäle sind einschiffig; für die Fahrzeit im Panamakanal sind 14 Stunden vorgesehen, die man aber selbst in dem kürzeren und schleusenlosen Suezkanal nur selten erreicht; man wird also gut tun, mit einer wesentlich längeren Fahrzeit zu rechnen. Die Gesamtkosten des amerikanischen Unternehmens werden hinter einer halben Milliarde Dollar nicht weit zurückbleiben.

Wie steht es nun mit den Verschiebungen, die die Eröffnung des Panamakanals im Weltverkehr herbeiführen wird? Betrachten wir zunächst die Veränderungen in den Wegstrecken des internationalen Handels. Das nordwesteuropäische Wirtschaftsgebiet — Deutschland, England,

Belgien, Holland — wird für seinen Verkehr mit Ostasien und Australien nicht viel Anlaß haben, die Suezstraße mit der Panamastraße zu vertauschen; denn bis Sydney etwa ist die Suezstrecke die kürzere, und erst nordöstlich dieses Hafens gewinnt die Panamastrecke den Vorsprung. Bedeutender wird die Veränderung allerdings gegenüber der Westküste des amerikanischen Erdteils; hier bedeutet Valparaiso ungefähr den Schnittpunkt für die beiden Routen über Punta Arenas und durch den Panamakanal; die ganze Küste nördlich dieses chilenischen Hafens rückt uns näher durch die neue Wasserstraße, und für einen Ort wie San Franzisko wird die Entfernung ungefähr halbiert sein. Außer dem europäischen haben wir aber auch das amerikanische Wirtschaftsgebiet zu betrachten, das in wachsendem Maße seinen eigenen internationalen Verkehr entwickelt. Doch auch von New York aus bleibt Ostasien bis Hongkong schneller erreichbar über Suez als über Panama; erst die chinesischen Häfen nördlich von Hongkong und die japanischen werden New York künftig näher gerückt sein. Erheblicher ist auch hier wieder die Wegverkürzung zwischen New York und der amerikanischen Westküste; sie ist so augenfällig, daß eben sie den eigentlichen Anlaß zum Bau des Kanals gegeben hat. Endlich haben wir noch zu bedenken, daß New York und Nordwesteuropa sowohl in Ostasien als auch an der amerikanischen Westküste gegeneinander in Wettbewerb stehen: dem letzteren Felde wird New York durch den Panamakanal bedeutend näher gerückt sein als wir; doch auch in Ostasien werden alle Häfen nördlich von Schanghai durch die Panamastraße dem amerikanischen Einfluß erreichbarer, als sie dem unsrigen von Hamburg aus sind.

Es wäre aber falsch, die künftigen Verschiebungen allein nach den Weglängen zu berechnen; es wäre das eine rein mechanische Betrachtungsweise, während der Verkehr eine organische Erscheinung ist. Im heutigen Seefrachtenverkehr, der das Rückgrat des ganzen Seeverkehrs ist, spielen Unterschiede von tausend Seemeilen und mehr nur eine zweite Rolle. Eine Reihe anderer Umstände fällt viel mehr ins Gewicht, und zwar in unserem Falle durchaus zugunsten des Suezkanals. Zunächst werden die Schleusen der Panamastraße nachteilig werden, denn sie bedingen ein größeres Risiko und darum auch eine höhere Versicherungsprämie. Zum andern wird die ganze Segelschiffahrt für den Panamakanal nicht in Frage kommen wegen der Windstillen in den beiden durch ihn verbundenen Meeren. Vor allem aber ist der Weg von Europa über Suez nach Ostasien eine Straße durch ein ungeheures Wirtschaftsgebiet mit einer Fülle von Kulturländern und darum für den Handel höchst lohnenden Zwischenstationen: auf einem Dampfer, der von Hamburg nach Jokohama fährt, wechselt die Ladung so häufig und völlig, daß am Ziel oft kein Stück der ersten Fracht mehr vorhanden ist. Die Straße durch den Panamakanal dagegen hat auf der einen Seite nur das verhältnismäßig kleine Wirtschaftsgebiet von Westindien, auf der andern aber die große leere Wasserwüste des Stillen Ozeans! Nach alledem wird die neue Straße an die internationale Bedeutung des Suezkanals in keiner Weise heranreichen; sie wird im wesentlichen nur eine lokale Wasserstraße für den Verkehr mit Westamerika sein.

Immerhin darf man sie als solche aber auch nicht unterschätzen. Man muß damit rechnen, daß der wirtschaftliche Unternehmungsgeist der Amerikaner durch sie hindurch in viel stärkerem Maße auf Mittel- und Südamerika einwirken wird, als es heute der Fall ist, daß uns darum die Yankees in diesen Gebieten recht unbequeme Konkurrenten werden. Man muß beachten, daß das Wirtschaftszentrum der Vereinigten Staaten nicht um New York herum liegt, sondern in Pennsylvanien und im mittleren Westen. Von hier aus bietet der Mississippi, dessen Schiffbarmachung eine Frage der nächsten Zeit ist, über New Orleans, das mächtig emporblühen wird, mit dem Kanal eine ununterbrochene Wasserstraße nach den Häfen Westamerikas. Hier heißt es für uns also wachsam sein und durch verdoppelte Arbeit den Vorsprung wieder wettmachen, den der Kanal den Amerikanern bringt. Es wird uns dabei nicht von Schaden sein, daß die Völker des lateinischen Amerika gegen Onkel Sam politisch nicht ohne Mißtrauen sind, während unsere politische Uninteressiertheit dort ernsthaft noch von niemand in Zweifel gezogen worden ist. (Nach einem Vortrag des Herrn Dr. Wiedenfeld, Professors an der Handelshochschule zu Köln.)

Handel und Verkehr.

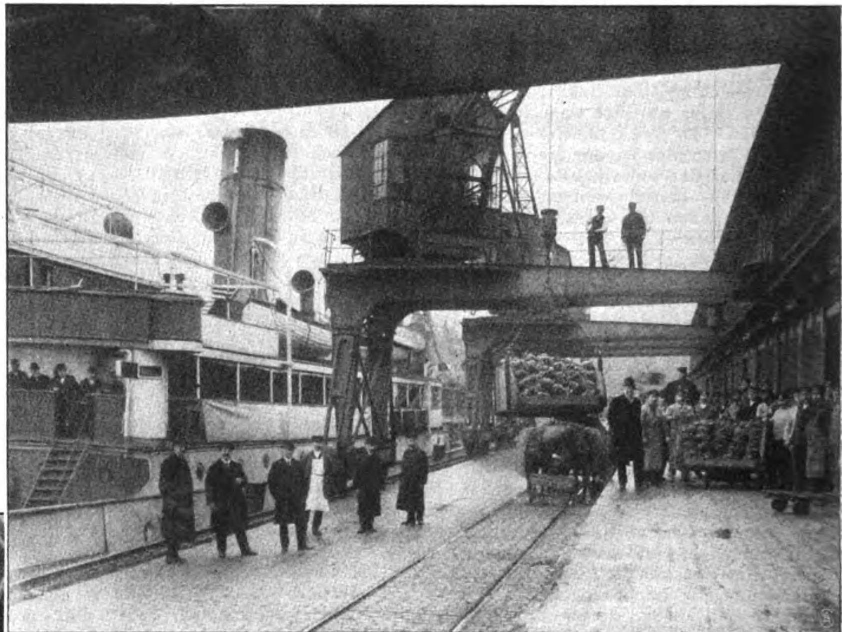
Vom jüngsten Zweig des deutschen Südfruchthandels.

Von Martin Behrend.

Wie es bei so vielen Dingen, die man ständig um sich sieht oder benutzt, geschieht, nämlich, daß man sich ihr Nichtvorhandensein gar nicht vorstellen kann, so geschieht das mit der Banane, die vor zehn Jahren noch ein sehr seltener Artikel war. Die schnelle Verbreitung dieses Handelsartikels bei uns ist auch ein Zeichen der Schnellebigkeit unserer Zeit; denn während die Einfuhr von Zitronen, Pomeranzen und Apfelsinen vom Jahre 1790 bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts von 23,802 Kisten bis auf ungefähr 50,000 Kisten stieg, hob sich die Einfuhr der Banane nach Deutschland von 32,000 Doppelzentnern im Jahre 1906 auf 168,000 Doppelzentner im Jahre 1909 und ist seitdem sehr beträchlich gewachsen. Der Hauptgrund in der schnellen Verbreitung eines überseeischen Artikels liegt in dessen schneller Beförderung, die zwischen früher und heute ganz gewaltige Unterschiede zeigt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde der Export der Südfrüchte von den verschiedenen Ausschiffungshäfen nach Hamburg ausschließlich mit Segelschiffen betrieben. Zu diesem Zwecke hatte man eigens sogenannte Fruchtjäger, kleine Gaffelschoner von etwa 200 Tons Ladefähigkeit, gebaut, die 1500 bis 2000 Kisten Früchte befördern konnten. Die Dauer der Reise dieser kleinen, für die damalige Zeit schnellen Fahrzeuge von Messina nach Hamburg betrug dreißig bis vierzig Tage bei gutem Winde. Bei schlechtem Winde dauerte die Fahrt oft vier bis fünf Monate, was zur Folge hatte, daß die Ladung teilweise oder gar ganz verdorben ankam. Hinzu kam noch, daß im Winter, da es damals noch keine Eisbrecher gab, die Elbe bis nach Cuxhaven hinauf zugefroren war Dann mußten die Früchte in Stroh verpackt und von Cuxhaven per Wagen nach Hamburg geschafft werden, wo sie dann häufig total erfroren ankamen. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß der Verdienst beim Südfruchthandel sehr bedeutend wurde, wenn eine Ladung in gutem Zustand eingetroffen war. Denn bis in die sechziger Jahre hinein wurde eine gute Apfelsine mit fünfundzwanzig bis vierzig Pfennig bezahlt, ein für die damalige Zeit besonders hoher Preis. Wie groß der Unterschied zwischen damals und heute ist, geht schon daraus hervor, daß jetzt, während der Hauptsaison, in einer Woche mehr Ladungen ankommen als früher im ganzen Jahre.

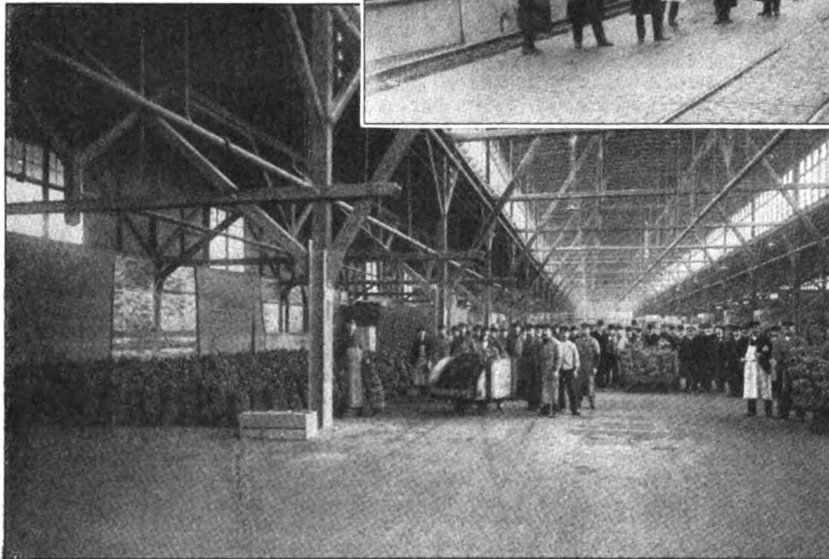
Die vielen Vorteile nun, die sich aus der außerordentlich verbesserten Transportgelegenheit ergeben, kommen ganz besonders der Banane, diesem jüngstem Zweige des deutschen Südfruchthandels, zugute. Es ist nämlich jetzt möglich, westindische Bananen direkt, ohne irgendwelche Zwischenladung, nach Hamburg zu exportieren. Die Hamburg-Amerika-Linie hat nämlich mit der Hamburg-Columbian-Bananen-Aktien-Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen, wonach mehrere Schiffe für den Bananentransport von Westindien nach Hamburg in Fahrt gestellt werden. Die interessante Abmachung, die dem deutschen Fruchtmarkt zum ersten Male eine direkte Zufuhr westindischer Bananen, das heißt, ohne den Umweg über England bringt, ist von weittragender Bedeutung. Am 18. März langte nun der erste dieser Dampfer, die „Sarnia", von Jamaika in Hamburg an. Es ist ein Dampfer von 3204 Brutto-Registertons Rauminhalt. Das Schiff ist mit besonderen Kühl- und Heizanlagen versehen und in viele kleine Laderäume eingeteilt, damit die Bananenbüschel unverpackt und stehend während der Fahrt aufbewahrt werden können. Ein Drittel der Bananenladung wurde vorher in Rotterdam gelöscht. Der Rest ging teilweise in die Hände der Hamburger Händler, teilweise, und zwar überwiegend, in besonderen Eisenbahnwaggons, nach dem deutschen Inland. Diese Waggons sind von innen ausgepolstert, so daß auch in ihnen die Früchte gut konserviert werden. Jeder Waggon faßt ungefähr fünfhundert aufrechtstehende Büschel. Er hat zwei Etagen und besondere Ventilationseinrichtungen. Im Winter werden die Wagen geheizt. In kurzer Zeit werden zehn dieser Wagen die Bananen von Hamburg ins Binnenland befördern.

Bemerkenswert ist es, daß die Unternehmungen in Deutschland und Kolumbien mit deutschem Gelde aufgebaut sind und hauptsächlich deutschen Interessen dienen. Die ersten Bananenladungen kommen noch aus Jamaika, die späteren werden aus Kolumbien ausgehen, sobald die großen eigenen Anpflanzungen der Gesellschaft so weit sind, daß sie Früchte exportieren können. Auch die Hamburg-Amerika-Linie hat zunächst nur einige Schiffe, wie die „Sarnia" und „Sibiria", in diesen Dienst gestellt. Es befinden sich größere und von vornherein für den Bananentransport eigens eingerichtete Dampfer bereits im Bau. Sind diese fertig, wird der jetzt noch erst monatliche Dienst wohl mit der Zeit zu einem wöchentlichen entwickelt werden. Die direkte Zufuhr der nahrhaften und das ganze Jahr hindurch erhältlichen Bananen wird für den binnenländischen Obstmarkt bald eine wertvolle Bereicherung bedeuten. Auch auf den Preis der großen und in ihrer Qualität hervorragenden kolumbischen Banane dürfte das neue Unternehmen bald einen wohltätigen, den Konsum steigernden Einfluß ausüben. Und daß der Handel mit Bananen bzw. der Südfruchthandel überhaupt in Deutschland noch sehr erweiterungsfähig ist, dürfte daraus hervorgehen, daß frische Früchte als wertvolle Ergänzung unserer Nahrungsmittel in weiteren Kreisen des Volkes immer mehr anerkannt werden. Blickt man auf England, das bei einer Bevölkerung von 44 Millionen den dreifachen Konsum von Südfrüchten gegenüber Deutschland hat, so darf man, auch ohne englische Verhältnisse auf deutsche übertragen zu wollen, doch sagen, daß der deutsche Südfruchthandel noch einer sehr großen Ausdehnung fähig ist.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Dampfer „Sarnia" der Hamburg-Amerika-Linie mit der ersten direkt aus Westindien eingeführten Bananenladung.



Im Kaischuppen der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg.

Generalversammlung des Norddeutschen Lloyd. Die ordentliche Generalversammlung des Norddeutschen Lloyd genehmigte den Jahresbericht und setzte die Dividende auf 5 Prozent fest. Die ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder J. Heinrich Kulenkampff und Bankdirektor Mankiewitz wurden wiedergewählt; ferner wurden verschiedene vorgeschlagene Statutenänderungen genehmigt. Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte Präsident Achelis mit Worten dankbarer Anerkennung unter allseitiger Zustimmung der großen Verdienste des zurückgetretenen Präsidenten Plate um den Norddeutschen Lloyd. Auf eine Anfrage teilte Direktor Heineken über das laufende Geschäftsjahr folgendes mit: „Der Verlauf der ersten drei Monate des neuen Geschäftsjahres ist in jeder Beziehung günstig. Der Aufschwung, den Handel und Schiffahrt im letzten Jahre genommen hatten, hat weiter angehalten. Erfreulicherweise sind keinerlei Anzeichen für eine Abschwächung bemerkbar. Der Zwischendeckverkehr nach und von Nordamerika hat zeitweilig so zugenommen, daß zur Bewältigung desselben verschiedene Extradampfer expediert werden konnten, und da gleichzeitig nach wie vor ein lebhafter Güteraustausch stattfindet, so sind unsere Schiffe lohnend beschäftigt. Die Kohlenstreiks in Deutschland und England haben naturgemäß Mehrauslagen für die Kohlenversorgung unserer Dampfer zur Folge gehabt, die auch nach Beendigung der Streiks noch eine Zeitlang andauern werden. Wir sind aber nicht erheblich dadurch betroffen, da wir rechtzeitig in unserem Heimatshafen für einen größeren Kohlenvorrat zu den früheren billigen Preisen gesorgt hatten, während die Mehrkosten in auswärtigen Häfen durch Erhöhung der Frachtrate zum Teil ausgeglichen werden, die wir gemeinschaftlich mit uns befreundeten in- und ausländischen Reedereien eintreten lassen mußten. Die Betriebsergebnisse des ersten Quartals dieses Jahres übersteigen erheblich diejenigen des gleichen Zeitraumes des Vorjahres. Wenn wir im letzten Jahr trotz des günstigen Geschäftsganges nur eine Dividende von 5 Prozent zur Verteilung gebracht haben, so wird man daraus den Schluß ziehen können, daß die Verwaltung durch vorsichtige Bilancierung und durch stille Reserven für die Zukunft vorgesorgt hat. Ohne allzu optimistisch zu sein, glaube ich daher die Aussichten für das laufende Jahr als gut ansehen zu dürfen. Eine Kapitalserhöhung ist, das möchte ich bei dieser Gelegenheit nochmals ausdrücklich hervorheben, nicht be-

absichtigt und auch nicht erforderlich, da wir für die bereits bestellten und weiter in Aussicht stehenden Neubauten mit unseren eigenen Mitteln ausreichen." Diese Ausführungen wurden von der Versammlung mit Beifall entgegengenommen.

Verbilligung des überseeischen Kabeltarifs. Eine für weitere Kreise äußerst wichtige Neuerung im überseeischen Telegraphenverkehr ist nunmehr verwirklicht worden. Benutzten bisher Privatleute nur in seltenen Fällen die überseeische Kabeltelegraphie, da sie nicht in der Lage waren, durch Verwendung von Depeschenkürzern (Codes, Telegrammschlüsseln) viel in wenigen Worten zu sagen und so für sich die Kosten herabzusetzen, so ist jetzt von der Verwaltung der Deutsch-Atlantischen Kabelgesellschaft durch Herabsetzung der Gebühren auf die Hälfte (für Privattelegramme in offener Sprache) dafür gesorgt worden, daß gelegentliche Kabeldepeschen den Mitteln eines jeden erreichbar sind. Diese durchgreifende Verkehrsverbesserung hat bereits während der kurzen Wochen ihres Bestehens eine gern wahrgenommene Gelegenheit zum Austausch von Mitteilungen gegeben.

Freihandel und Zolleinnahmen. Die englische Regierung hat eine sehr beachtenswerte Statistik veröffentlicht über die Zolleinnahmen Großbritanniens vom Jahre 1896 bis 1911, aus der hervorgeht, welche hohen Einnahmen England trotz seines Freihandels aus den Zöllen zieht. Insgesamt beliefen sich im letzten Jahr die Zolleinnahmen auf 660 Millionen Mark, also fast der gleiche Betrag, den Deutschland aus seinen Schutzzöllen erzielt. Dabei ist noch der Unterschied in der Bevölkerungszahl beider Länder von 65 zu 41 Millionen Einwohner zu berücksichtigen, der bewirkt, daß die Belastung aus den Zöllen auf den Kopf der Bevölkerung in England erheblich höher ist als in Deutschland. Die englischen Zolleinnahmen beruhen im wesentlichen auf sieben Einfuhrartikeln. An der Spitze steht der Tabak mit 340 Millionen Mark Einnahmen: es folgt der Tee mit 100.8 Millionen, Spirituosen mit 81 Millionen, Zucker, der erst seit dem Jahre 1901 einer Steuer unterliegt, mit 41.8 Millionen. Wein mit 21 Millionen, Kaffee, Kakao und Zichorie mit 11.3 Millionen und schließlich Korinthen, Rosinen und getrocknete Früchte mit 9.5 Millionen.

Die Industrie Sachsens.

Von Dr. Johannes März-Dresden.

I.

Sachsen ist als Industriestaat über die Grenzen Deutschlands hinaus in der ganzen Welt bekannt. Nur wenige Gebiete können sich mit ihm an Zahl der industriellen Betriebe und der gewerblich tätigen Bevölkerung vergleichen. Selbst England wird in dieser Beziehung heute von Deutschland und zum Teil auch von Sachsen übertroffen, und was die Spezialisierung der Industriezweige, die Mannigfaltigkeit der hergestellten Gegenstände betrifft, so wird es wenige Gebiete geben, die darin mit Sachsen wetteifern. Zahlreiche Gegenstände, die durch England unter der Marke des „Made in Germany" in den Welthandel übergeleitet werden, sind sächsischer Herkunft. Der Kenner sächsischer Industrieverhältnisse ist oft erstaunt, in fremden Städten Gegenstände zu finden, deren Herstellung er in Sachsen vielleicht selbst beobachtet hat. Man hat den Charakter der sächsischen Industrie als den der Fertigindustrie bezeichnet, und in der Tat liegt hierin der bedeutsame Unterschied begründet, der das Industriegebiet Sachsen gegenüber Rheinland und Westfalen, Schlesien, Hamburg usw. kennzeichnet. Die großen Eisenwerke, die mächtigen Hochöfen, die gewaltigen Werkstätten, in denen Eisenbahnschienen, Eisenkonstruktionen von gigantischer Größe hergestellt werden, wird man in Sachsen in größerer Zahl vergeblich suchen. Der letzte Hochofen, der in Sachsen bestand, ist im Jahre 1901 ausgeblasen worden, nachdem er vorher jahrzehntelang nur in beschränktem Maße tätig gewesen war.

Die Verarbeitung des Roheisens bildet ebenfalls nur einen geringen Teil der sächsischen Industrie. Es bestanden im Jahre 1909 186 Eisengießereien mit insgesamt rund 14 000 Arbeitern, 3 Werke mit 611 Arbeitern, welche sich mit der Herstellung von Schweißeisen und Schweißstahl beschäftigten und im Jahre 1909 14 533 Tonnen Eisen verarbeitet haben, 7 Werke widmeten sich dem Flußeisenbetrieb, sie beschäftigten insgesamt 3360 Arbeiter und verarbeiteten 256 511 Tonnen.

Auch diese Ziffern besagen, daß die Eisenerzeugung und Verarbeitung eben in Sachsen keine große Ausdehnung besitzt, während sich dieser Teil der industriellen Produktion bekanntlich in Rheinland und Westfalen sowie in Schlesien zu großer Ausdehnung entwickelt hat. Hier drückt diese sogenannte schwere Industrie dem ganzen Land ihren Charakter auf, der meist etwas Düsteres, Bedrückendes an sich hat. Der sächsischen industriellen Produktion fehlt dieser gewiß oft grandiose Rhythmus der eisenerzeugenden Industrie, aber wir finden auf der anderen Seite auch nicht jene Bilder von Industriestädten, in denen ein Wald von Schloten graue Rauchwolken entsendet, die an trüben Tagen über der Stadt lagern und im Beschauer leicht einen beklemmenden Eindruck zurücklassen. In Sachsen verbreiten sich die Fabriken über das ganze Land, sie liegen zerstreut über der Ebene und in den Außenringen der Städte, ziehen sich auch in den gebirgigen Gegenden bis in die letzten Ausläufer der oft romantisch schönen Täler. Die Städte zeigen mit Ausnahme von Chemnitz nicht das typische Aussehen der Industriezentren, da die Fabriken sich meist in der Umgebung angesiedelt haben und gerade in der letzten Zeit vielfach aus der Stadt auf das Land hinaus wandern. So gleicht Sachsen einer weitgebauten Industriestadt mit ländlicher Umgebung und bietet überall ein heiteres Bild, in dem auch die Schornsteine keineswegs störend wirken.

So ist Sachsen auch in seinen äußeren Verhältnissen als das klassische Land der verarbeitenden oder sogenannten Fertigindustrie gekennzeichnet, d. h., es sind diejenigen Industriezweige zu einer großen Entwicklung gelangt, die gebrauchsfertige Gegenstände aus Rohstoffen und Halbfabrikaten darstellen, und zwar solche, wie sie durch die Bedürfnisse des täglichen Lebens und der europäischen Kultur bedingt oder zur Ausrüstung der diese Gebrauchsgegenstände herstellenden Fabriken bedingt werden. Hierzu bedarf es keiner Riesenbetriebe, wie zur Herstellung von Panzerplatten, Kanonen und riesigen Brückenkonstruktionen. Kleider, Ausstattungsgegenstände, künstliche Blumen, Arbeitsmaschinen und kunstvolle Apparate können in Fabriken von mittlerer Größe ebenso gut hergestellt werden. Daher wird auch der Charakter der Industrie in Sachsen gekennzeichnet durch Fabriken kleinerer und mittlerer Größe, in denen geschickte und wohlausgebildete, vor allem auch intelligente Arbeiter ihre Tätigkeit verrichten. Wir werden bei der Besprechung der einzelnen Industriezweige hierauf noch genauer eingehen müssen, aber schon jetzt sei gesagt, daß Fabriken von mehr als

2000 Arbeitern in Sachsen nur in geringer Zahl vorhanden sind, weil eben die Bedeutung des sächsischen Fabrikbetriebes durch andere Momente als durch die Zahl der Arbeiter gekennzeichnet ist.

Dies ist übrigens der Charakter der sächsischen Industrie auch in früheren Jahrhunderten gewesen. Die industrielle Entwicklung knüpft hier fast in allen Industriezweigen unmittelbar an das Handwerk an, und neben neuen Fabrikationsgegenständen werden eine große Reihe von Artikeln, die früher ausschließlich im Handwerk hergestellt wurden, heute im industriellen Fabrikbetrieb erzeugt.

Zum Teil werden diese Gegenstände sogar noch in denselben Städten gefertigt, in denen sie früher handwerksmäßig hergestellt worden sind, und die Namen großer industrieller Firmen führen hier durch 2—3 Generationen zurück zum Schmied, Tischler, Mechaniker, Schlosser, Papiermüller, Gürtler, Zimmermann, Schneider usw., der früher unter der Zunftverfassung als ehrsamer Handwerksmeister mit 2—3 Gesellen dieselben Gegenstände herstellt, die sein Enkel heute in unendlich feinerer Ausführung in großen Fabriken mit Hunderten von Arbeitern anfertigt.

Der Bergbau, der in Sachsen in früheren Jahrhunderten, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, das Rückgrat der gewerblichen Betätigung gebildet hat, ist heute, wenn auch nicht bedeutungslos, so doch nur als ein kleiner Bruchteil der Industrie in Sachsen anzusehen. Der reiche Bergbau auf die verschiedensten Mineralien, wie Steinkohle, Braunkohle, Silbererze, silberhaltige Arsen-, Kupfer-, Blei-, Zink- und Schwefelerze, Bleiglanz, Arsen-, Schwefel- und Kupferkiese, Zinkblende, Wismut-, Kobalt- und Nickelerze, Wolfram, Eisenstein, Zinnerz, Schwerspat, Flußspat, Quarz, Glimmer, Uran-Pecherz, Eisenocker, Schwaben- und Farbenerde, Braunstein, besteht entweder gar nicht mehr oder nur in geringem Umfange. Keine sächsische Maschinenfabrik arbeitet mit auf sächsischem Boden gewonnenem Roheisen, und die wenigen Bergwerke, die noch bestehen, fördern nur geringe Mengen der schon genannten Mineralien. So waren im Jahre 1911 an Steinkohlenwerken in Sachsen nur noch 23 Schächte vorhanden, deren Ausbeute im Jahre 1910 4,99 Millionen Tonnen betrug. Braunkohlen werden in Sachsen noch in 87 zum Teil kleinen Werken gefördert. Die Ausbeute betrug im Jahre 1910 insgesamt 3,6 Millionen Tonnen, so daß also an dem gesamten Kohlenverbrauch der sächsischen Industrie die sächsische Erzeugung nur mit wenigen Prozenten beteiligt und die Industrie bezüglich der Kohlenzufuhr auf auswärtige Unterstützung (Sachsen-Altenburg, Rheinland, Schlesien, Böhmen) angewiesen ist.

Der Silberbergbau, der im 13. Jahrhundert dem sächsichen Fürsten den Namen des „Reichen" verschaffte, und dessen Ausbeute Jahrhunderte hinreichte, einen Teil der sächsischen Bevölkerung zu ernähren, wurde vom Staate noch einige Zeitlang mit Aufwendung großer Kosten betrieben, ist aber nunmehr eingegangen. Die Bevölkerung, die durch ihn ernährt wurde, hat längst andere Zweige der gewerblichen Betätigung suchen müssen. Gewöhnlich wurde beim Versagen der Bodenschätze von den Magistraten der Städte versucht, Veredlungsgewerbe einzuführen oder die Herstellung von Artikeln in die Gegend zu verpflanzen, die bisher aus dem Auslande bezogen wurden, und deren Herstellung in Sachsen nicht erfolgte, weil eben Arbeitskräfte dazu noch nicht vorhanden waren.

So ist z. B. in Plauen i. Vogtland nach Einstellung des Bergbaues die lange Zeit so bedeutsame Schleierfabrikation über Frankreich aus Italien, die Posamentenherstellung durch Barbara Uttmann aus den Niederlanden, die Damastweberei und Samtfabrikation aus Holland, manche Zweige auch aus England nach Sachsen verpflanzt worden. Anderseits aber fanden sich in Sachsen eine Reihe von intelligenten Handwerkern, die neue Verfahren, Herstellungsmethoden, den steigenden Kulturbedürfnissen entsprechende Artikel ersannen oder bisher nur ungeschickt geübte Verfahrungsweisen verbesserten. Speziell die sächsische Industrie weist eine Menge von Namen auf, die heute der Vergessenheit anheimgefallen sind, die aber eigentlich verdienten, im vaterländischen Interesse erhalten zu werden.

Es gibt wohl kaum ein Land, welches für die Entwicklung der Industrie, den Ausbau der großen technischen Erfindungen und der Verbesserung und Einführung gewerblicher Arbeitsweisen so viel geleistet hat wie das Königreich Sachsen, das ja schon vor Hunderten von Jahren durch seine Erzeugnisse bekannt war, und dessen Messen in Leipzig ebenfalls seit Jahrhunderten den Sammelpunkt von Einkäufern aus allen Teilen des Weltalls bilden.

Teils auf Grund der historischen Entwicklung, teils aber auch erst seit der Zeit des neueren großartigen industriellen Aufschwunges haben sich gewisse Zweige der sächsischen Industrie an bestimmten Plätzen zur besonderen Entfaltung ausgebildet. So ist z. B. Chemnitz der Mittelpunkt der Textilindustrie und des Maschinenbaues, der dort in Sachsen zur ersten Blüte gelangte. Plauen i. Vgtld. ist bekannt durch seine Stickerei- und Spitzenindustrie, Glauchau durch die Qualität seiner Tuchstoffe, Meerane und Crimmitschau ebenfalls durch die Weberei und Spinnerei. Eibenstock ist wie Plauen ein Mittelpunkt besonderer Sorten von Stickereien. In Schönheide konzentriert sich die Holzwarenherstellung, in Buchholz die Posamentenfabrikation. Es folgen die Städte und Dörfer der Lausitz, wie Ebersbach, Zittau, Kamenz, die durch Damast- und Leinenweberei und die Herstellung von baumwollenen Futterstoffen weit bekannt sind. Sebnitz ist der Mittelpunkt der Herstellung künstlicher Blumen, Meißen der Mittelpunkt für die keramische Industrie, in Radeberg ist eine bedeutsame Glasfabrikation, in Pirna die Sandsteinindustrie entwickelt, während Markneukirchen als Mittelpunkt der Fabrikation von Musikinstrumenten, Geigen, Mund- und Ziehharmonikas, Orchestrions, Leipzig als weltbekannter Hauptplatz des Buchdruck- und graphischen Gewerbes anzusehen ist.

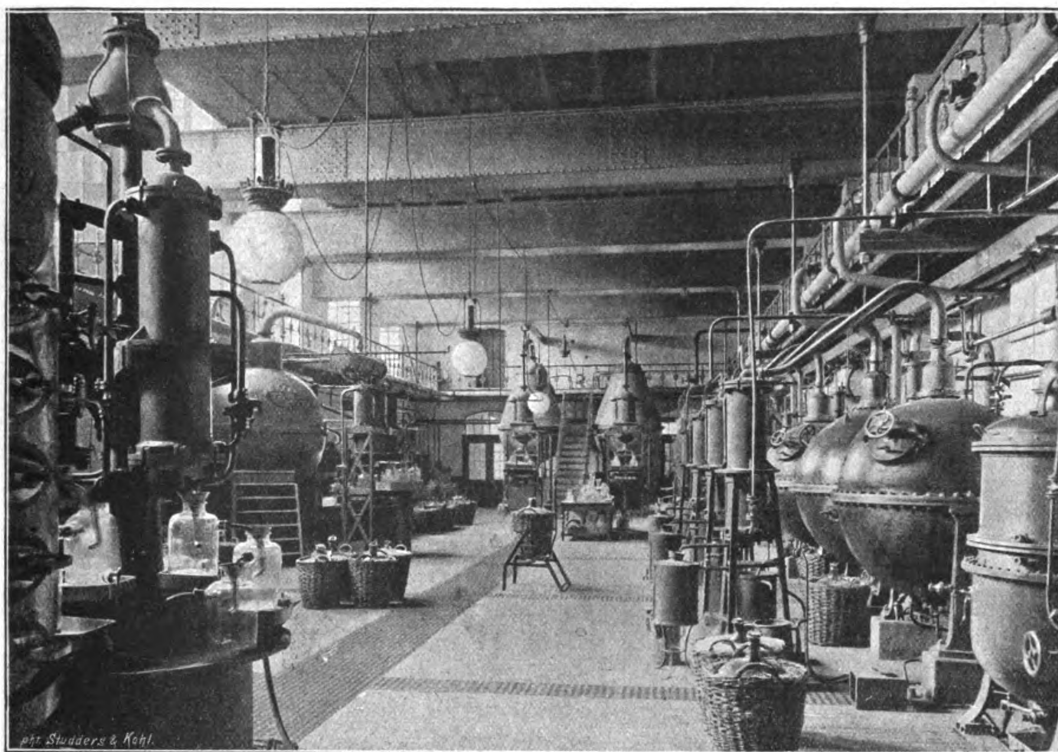
Alle diese Orte sind in der Welt zum Teil wohl bekannt durch den Export, den sie betreiben. In einer nun folgenden Serie von Artikeln soll auf die hauptsächlichsten Industriezweige näher eingegangen, ein Bild ihres Umfanges, die Art ihrer Betätigung und ihrer Beteiligung am Export gegeben werden, und zwar werden wir beginnen mit der sächsischen Maschinenindustrie.

Die Industrie der ätherischen Oele und Riechstoffe in Deutschland.

Von Dr. H. Walbaum.

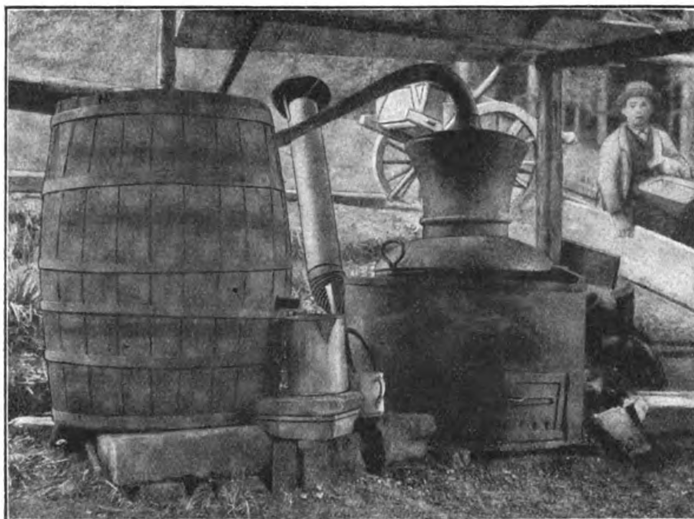
Wie fast alle Zweige der chemischen Industrie in Deutschland in den letzten dreißig Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, so hat auch die Fabrikation der ätherischen Oele und künstlichen Riechstoffe an dieser Entwicklung teilgenommen. Wenn die Umsätze dieser Industrie auch nicht die Zahlen mancher anderer chemischer Produkte aufweisen, so ist doch die Tatsache, daß der Produktionswert sich in diesem Zeitraum etwa verfünffacht hat, ein Beweis für die auch hier erfolgten großen Umwälzungen. Während im Anfange des 19. Jahrhunderts die Gewinnung der ätherischen Oele noch meist in den Apotheken betrieben wurde, nahm sie gegen Ende desselben allmählich den Charakter eines gesonderten Fabrikationszweiges an, der sich schnell zum Großbetrieb entfaltete. Die Fortschritte der Wissenschaft und Technik unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters übten auch hier ihren fördernden Einfluß aus. Man ging von der einfachen Wasserdestillation*) des Rohmaterials zur Destillation mit gespanntem Wasserdampf über, vergrößerte die Destillierblasen und suchte durch Veränderung der Apparatur den Destillationsbetrieb zu vereinfachen und die Qualität der Produkte zu verbessern.

Destillierte man früher aus kleinen Kupferblasen von 10 bis 100 l Inhalt, so sind außer diesen jetzt Apparate in Gebrauch, die mehrere Kubikmeter fassen. In der größten Fabrik dieser Art in Deutschland sind Destillierapparate von 8000 bis über 40,000 l Fassungsraum oft Tag und Nacht in Tätigkeit. Ein bedeutender Fortschritt war die Anwendung der Vakuumdestillation und verbesserter Fraktionierapparate. Jetzt ist wohl jede nennenswerte Fabrik ätherischer Oele mit Apparaten dieser Art ausgerüstet. Dadurch ist es möglich geworden, die leicht zersetzlichen ätherischen Oele bei niedriger Temperatur zu rektifizieren und die Entstehung schlecht riechender Zersetzungsprodukte zu vermeiden; andererseits lassen sich die zuerst mit Wasserdampf aus dem Rohmaterial erhaltenen Oele in ihre Einzelbestandteile zerlegen und dadurch oft wertvollere Riechstoffe darstellen. Die Ausgangsprodukte der ätherischen Oelindustrie sind Hölzer, Rinden, Wurzeln, Blätter, Blüten, Samen, Kräuter, Harze, Balsame der verschiedensten Pflanzen. Sie werden nur zum kleinsten Teil in Deutschland selbst erzeugt und kommen aus allen Ländern der heißen und gemäßigten Zone, wie: Gewürznelken, Anis, Kümmel, Fenchel, Koriandersamen, Sandelholz,



Ansicht eines Destillationssaales von Schimmel & Co. in Miltitz bei Leipzig.

*) Bei der Wasserdestillation wurden die zur Verarbeitung kommenden Pflanzenteile in dem Destillationsgefäß mit Wasser übergossen, durch Feuer zum Kochen gebracht und die sich entwickelnden Wasser- und Oeldämpfe nach erfolgter Kondensation in Gefäßen gesammelt, in denen Oel und Wasser sich trennen. Von dieser Arbeitsweise unterscheidet sich die Dampfdestillation im Prinzip dadurch, daß der Wasserdampf in einem besonderen Dampfkessel erzeugt und in das auszudestillierende Material hineingeleitet wird.

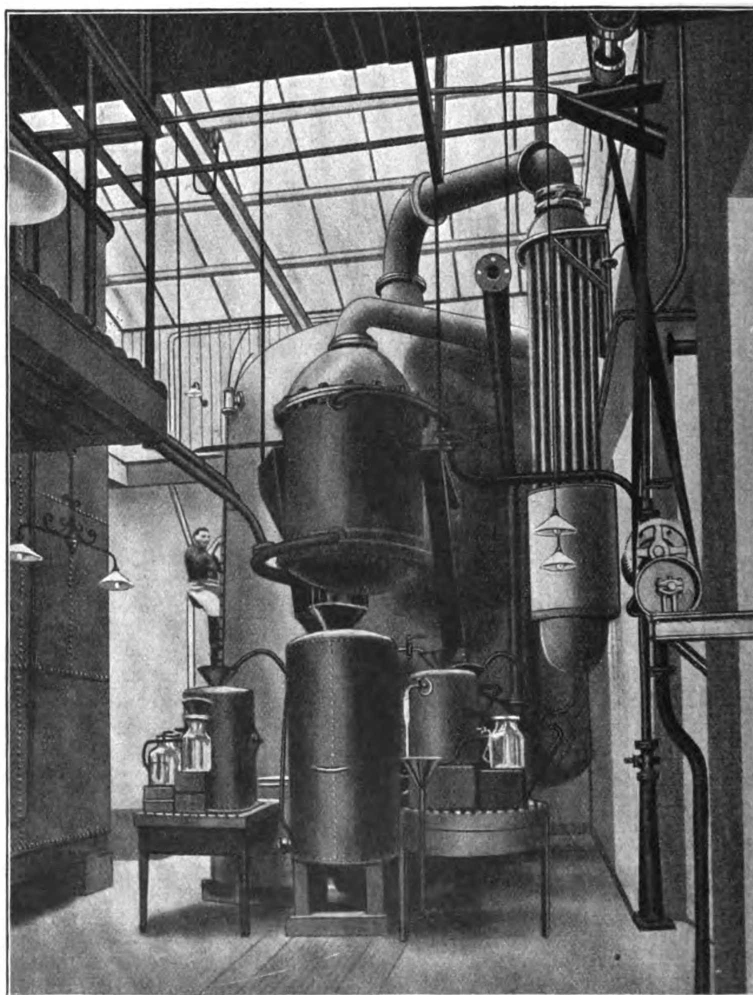


Gewinnung von Edeltannenzapfenöl.

Zimtrinde, Kalmus, Vetiver, Iriswurzel, Ingwerwurzel, Patschuliblätter usw. Zur Zerkleinerung der Rohstoffe, um die ölhaltigen Zellen bloßzulegen, bedarf es verschiedener Vorrichtungen: Schneidemaschinen, Raspeln, Kugelmühlen usw. Auch die Ausgestaltung dieser Apparatur hat sich vervollkommnet. Ein anderes Verfahren zur Gewinnung natürlicher Riechstoffe, das hauptsächlich neben dem altbewährten Enfleurage-Verfahren im südlichen Frankreich Anwendung findet, wo die Natur das wertvollste Blütenmaterial in reicher Fülle hervorbringt, ist die Extraktion der Blüten mit Petroläther. Da die Extraktion der Blüten bei niedriger Temperatur vorgenommen werden kann, so tritt keine Zersetzung der Riechstoffe ein, und man erhält nach Entfernung des Extraktionsmittels ein Produkt, welches den Wohlgeruch der Blüten in voller Naturtreue wiedergibt. So werden in Cannes und Grasse die Riechstoffe der Jasmin- und Orangenblüten, der Rosen und Veilchen, der Tuberose- und Akazienblüten und anderer Blüten gewonnen. Sie gehören zu den kostbarsten Produkten dieser Industrie. In Deutschland hat neuerdings die Firma Schimmel & Co. in Miltitz bei Leipzig dies Verfahren aufgenommen zur Gewinnung von Veilchen- und Resedadüften, besonders aber für die dort schon seit Jahren angepflanzten Rosen. Letztere liefern außer deutschem Rosenöl und Rosenwasser nunmehr auch das an Riechstoffen der Rose reichere Rosenextrakt, das zur Darstellung wertvoller künstlicher Rosenkompositionen dient. Daß die Firma auf ihren Feldern außer Rosen auch noch andere für ihren Betrieb geeignete Pflanzen anbaut, wie Pfefferminze, Wermut, Angelika, Liebstock usw., sei nebenbei erwähnt.

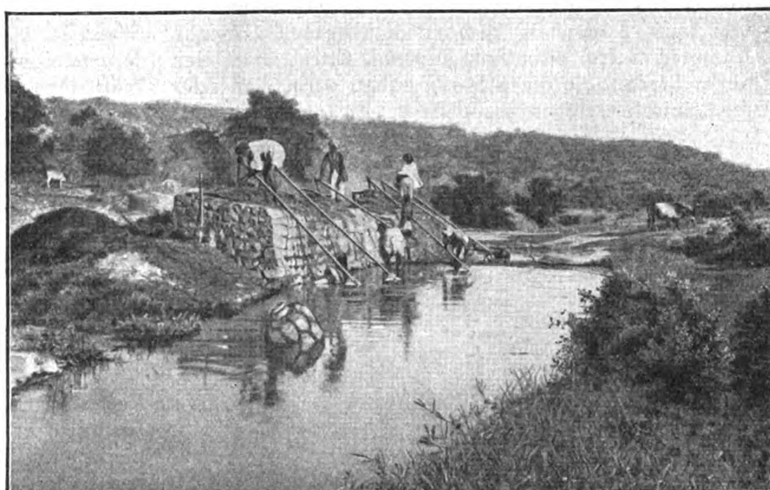
Die deutsche Industrie der ätherischen Oele gelangte zuerst in Leipzig zur Blüte, und noch heute sind dort die bedeutendsten Firmen vertreten: Schimmel & Co., jetzt in Miltitz bei Leipzig; Heine Co. in Leipzig und Gröba an der Elbe; E. Sachsse & Co.; Ed. Büttner.

Aber auch an anderen Orten sind teils neue Firmen entstanden, teils ältere zu hohem Ansehen gelangt: Franz Fritzsche und Mehrländer & Bergmann in Hamburg, Heinrich Haensel in Pirna. Letzterer hat das Verdienst, zuerst die sogenannten terpenfreien Oele .dargestellt zu haben, die das natürliche Aroma in verstärktem Maße aufweisen. Endlich wären noch Fabriken zu nennen, die nicht aus der ätherischen Oelindustrie hervorgegangen sind, sondern neben chemischen Produkten verschiedener Art auch künstliche Riechstoffe herstellen: die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation in Berlin, E. Schmitz in Düsseldorf. Der Firma Haarmann & Reimer in Holzminden verdanken wir die erste



Großer Destillationsapparat für 40000 Liter Oel von Schimmel & Co.

fabrikmäßige Herstellung künstlicher Riechstoffe des Cumarins, Heliotropins, die Erfindung des Vanillins und des nach Veilchen duftenden Janons. Ueber die im Laufe der Jahre eingetretene Vergrößerung der einzelnen Betriebe möge die Firma Schimmel & Co. als Beispiel dienen. Sie beschäftigte im Jahre 1884 drei Chemiker, jetzt 15. Die Zahl der kaufmännischen und anderen Angestellten ist von 14 auf 86, die der Arbeiter von 32 auf mehr als 200 gestiegen. Der jährliche Kohlenverbrauch erhöhte sich von 123 Waggons Steinkohlen auf etwa 2700 Waggons Braunkohlen. Die Kesselanlage umfaßt jetzt 23 Dampfkessel, in denen über 60 000 Kubikmeter Wasser jährlich in Dampf verwandelt werden zur Erzeugung von Wärme, elektrischer Kraft, Beleuchtung und zur Destillation der Oele. Die zweitgrößte Firma Heine & Co. beschäftigte im Jahre 1909 6 Chemiker, 50 kaufmännische und technische Beamte, 100 Arbeiter und Handwerker und verarbeitete jährlich etwa $1^1/_4$ Million Kilo Drogen verschiedenster Art.*)



Destillation von Palmarosaöl in der Nähe von Ellichpur (Vorderindien).

Es dürfte von Interesse sein, den Ursachen nachzugehen, welche sich an der Entwicklung dieses Industriezweiges beteiligt haben. Da sehen wir denn, daß neben der kaufmännischen und organisatorischen Tüchtigkeit der Fabrikinhaber die gründliche wissenschaftliche Erforschung der ätherischen Oele den Anlaß zu dem schnellen Emporblühen gegeben hat. Zwar hatten diese seit alters her bekannten Naturprodukte schon früh das Interesse der Chemiker in Anspruch genommen, und man hatte viele wichtige Ergebnisse gesammelt; aber erst dem Göttinger Gelehrten O. Wallach gelang es, der Erforschung dieser kompliziert zusammengesetzten Stoffe die rechte Grundlage zu geben.

Seit jener Zeit, dem Jahre 1884, begann die erfolgreiche, von vielen anderen Chemikern unterstützte Durcharbeitung der ätherischen Oele. Jetzt, nach fast dreißigjähriger Arbeit, können wir sagen, daß die chemische Wissenschaft in der Hauptsache erst Klarheit in dies vorher noch so dunkle Gebiet gebracht hat, wenn auch noch viele Probleme der Lösung harren.

Der praktische Nutzen, den die Industrie in den ersten Jahren aus der Erkenntnis der Zusammensetzung ihrer Produkte zog, war der, daß sie sich bemühte, die wertvolleren Bestandteile von minder wertvollen zu trennen. Es wurde Anethol aus Anisöl



Rosenfelder in Miltitz bei Leipzig.

*) A. Hesse, Wallach-Festschrift, Göttingen 1909. Vandenhock & Rupprecht.

und Fenchelöl, Eukalptol aus den Eukalyptusölen, Carvon aus Kümmelöl gewonnen. Ferner Thymol, Kampfer, Safrol, Menthol, Engenol, Citral aus Oelen abgeschieden, die diese Stoffe neben geruchlich oder medizinisch weniger brauchbaren Bestandteilen ent-



Primitiver Apparat zur Rosenöl-Destillation in Bulgarien.

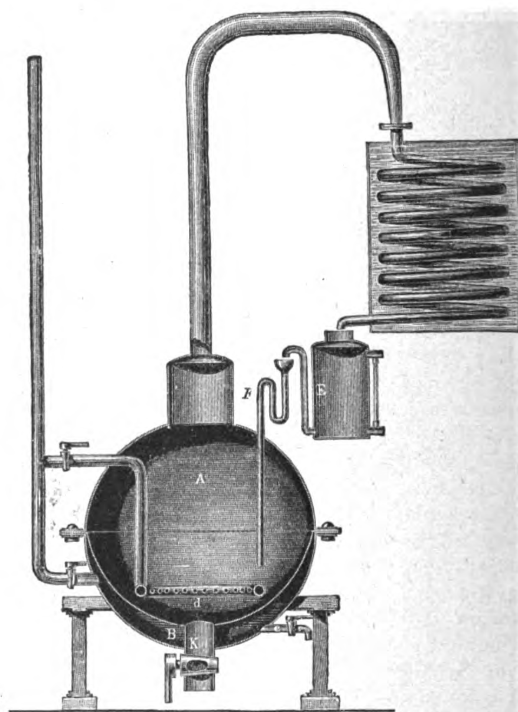
hielten. So entstand neben dem Destillationsbetrieb ein chemischer Betrieb, dem im Laufe der Jahre immer neue Aufgaben zufielen. Die Chemie begnügt sich aber nicht mit der Abscheidung chemischer Individuen aus dem Rohmaterial, das die Natur liefert, sie sucht auch durch Synthese entweder noch unbekannte Verbindungen zu schaffen oder bekannte aus anderen Molekülen durch chemische Umsetzungen aufzubauen. Auf diesem Felde liegt für die Riechstoffindustrie noch eine Fülle wichtiger Arbeiten.

Betrachten wir hier das schon Erreichte. Die ersten Vertreter der synthetischen Riechstoffe waren das nach Waldmeister duftende Cumerin, das Heliotropin und Vanillin, deren Namen bereits den Geruch andeuten, das Terpineol (Fliederduft), Benzaldehyd (Bittermandel-Aroma), Zimtaldehyd. In dem Maße aber, wie die Kenntnis von der Zusammensetzung der Oele fortschritt, lernte man immer neue chemische Körper kennen, die als Riechstoffe Bedeutung haben und deren Synthese in Angriff genommen werden konnte.

Teils traf man dabei auch auf schon früher von Chemikern dargestellte Stoffe, über deren Riechwert man sich erst jetzt klar wurde, wie Anthranilsäuremethylester, Benzylacetat, Benzylbenzoat, Skatol, Indol, Benzylalkohol, Phenyläthylalkohol, Aldehyde, der Fettreihe Oktyl-Nonyl-Decylaldehyd usw. Zugleich machte die Abscheidung noch unbekannter, technisch brauchbarer Stoffe aus den Oelen weitere Fortschritte und lieferte der Parfümindustrie neue Produkte, die dort schnell heimisch wurden, wie Geraniol, Citronellol, Linalool, Santalol, Zimtalkohol; neu und äußerst brauchbar sind ferner viele synthetisch darstellbare Ester, die man bei der Untersuchung der Oele kennen gelernt hatte, wie Linalylacetat, der charakteristische Riechstoff des Bergamottöls, Geranylacetat, Menthylacetat, die Ester des Borneols, welche in den Fichtennadelölen vorkommen, und viele andere. Auch die Synthese des medizinisch so wichtigen Kampfers wurde verwirklicht und zuerst von Schering-Berlin, gestützt auf mehrere Patente, praktisch durchgeführt. Wenn im allgemeinen die künstlichen (synthetischen) Riechstoffe mit denen der Natur identisch sind, so hat man doch auch einige in Gebrauch genommen, die nicht in der Natur nachgewiesen sind, und deren Vorkommen dort zum Teil sehr unwahrscheinlich ist. Zu diesen gehören z. B. das Nitrobenzol (Mirbanöl), einige Aether des Naphthols (Nerolin) und der sogenannte künstliche Moschus. Das natürliche Moschusaroma, Muskon, läßt sich noch nicht synthetisch gewinnen. Auch das Jonon ist noch nicht in der Natur aufgefunden, während das nah verwandte Iron der Veilchenriechstoff der Iriswurzel ist. Eine neue Aufgabe, deren Lösung reiche Früchte trug, knüpfte sich an die chemische Untersuchung der kostbaren Blütenöle, wie Rosenöl, Orangenblütenöl, Jasminöl, Ylang-Ylangöl. Nachdem es gelungen war, die vielen Bestandteile dieser Oele zu erkennen — eine Arbeit, die bei der Kostbarkeit der Substanzen mit geringen Mengen ausgeführt werden mußte — entstand der Wunsch, diese feinen Naturprodukte auch künstlich darzustellen.

Die Firma Schimmel & Co. war die erste, welche auf Grund der in ihrer Fabrik ausgeführten Untersuchungen künstliche Blütenöle herstellte und in den Handel brachte, nämlich das künstliche Orangenblütenöl (Neroliöl), Jasminöl und Ylang-Ylangöl.

Auf der sächsisch-thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Leipzig 1897 konnte man diese



Apparat für Dampfdestillation.

ersten Vertreter einer neuen Gattung künstlicher Produkte sehen, die in der Folge stetig wachsende Bedeutung für die Parfümindustrie gewinnen sollten.

Bald folgten dann das künstliche Rosenöl und Akazienblütenöl.

Nicht alle die zahlreichen neuen Blütenöle, die jetzt die Industrie herstellt, sind auf wissenschaftlicher Erforschung der natürlichen Blütendüfte aufgebaut; denn es würde kaum lohnend sein, das erforderliche Untersuchungsmaterial zu beschaffen. Seitdem man aber weiß, daß die natürlichen Blütendüfte Gemische verschiedener Riechstoffe vorstellen, die aus anderen Oelen oder durch Synthese zugänglich sind, ist es möglich, oft sehr gelungene Nachahmungen natürlicher Blumendüfte durch geschickte Verwendung jener Stoffe zu schaffen.

Mancher Parfümeur der alten Schule mag den vielen neuen Gästen, die bei ihm anklopften, anfangs mißtrauisch gegenüber gestanden haben. Heute würde keine Parfümerie oder Seifenfabrik die künstlichen Riechstoffe mehr entbehren wollen; denn durch den Gebrauch derselben ist es dieser Industrie wesentlich erleichtert worden, ihre Erzeugnisse vielseitiger zu gestalten und ihr Absatzgebiet zu erweitern.

Um den Umfang der ätherischen Oelindustrie ganz zu würdigen, müssen wir noch dem Handel mit den ätherischen Oelen des Auslandes einige Worte widmen, der eine bedeutende Erwerbsquelle aller hier in Betracht kommenden Firmen ist.

Wie schon erwähnt, kann nur ein bescheidener Teil der zahlreichen ätherischen Oele, die in den verschiedensten Gewerben Verwendung finden, in Deutschland selbst erzeugt werden; vielmehr ist die Fabrikation dieser Produkte über den ganzen Erdball zerstreut, wo entweder die noch unberührte Natur dem Menschen das Pflanzenmaterial liefert oder Klima und Boden für Kulturen aromatischer Gewächse besonders geeignet sind.

Für Bulgarien ist das Rosenöl, für Süditalien sind die sogenannten „Essenzen" aus den Schalen der Zitronen, Apfelsinen und Bergamottfrüchte wichtige Handelsartikel. Frankreich produziert große Mengen Lavendelöl, und Oele verschiedenster Art werden in den heißeren Zonen noch in ursprünglicher und höchst unrationeller Weise erzeugt.

Auch auf den Handel mit ätherischen Oelen hat die Wissenschaft reformierend gewirkt. Früher war es fast unmöglich, ein ätherisches Oel richtig zu beurteilen, und wenn auch der mit einer guten Nase ausgestattete Praktiker grobe Verfälschungen oft entdeckte, so konnte doch der unsolide Handel ungestraft gedeihen und mit leichter Mühe große Gewinne einheimsen. Jetzt, nachdem man die Eigenschaften der Oele genau studiert hat, ihre Zusammensetzung kennt und oft nach dem Prozentgehalt der wichtigsten Bestandteile einkauft, sind Verfälschungen immer seltener geworden. Eine fortgesetzte Kontrolle in den Laboratorien der einzelnen Firmen sorgt dafür, daß der Handel nicht vom richtigen Wege abweicht und Käufer vor Schaden möglichst bewahrt bleiben. Es ist ein Verdienst der Firma Schimmel & Co., daß sie schon früh auf Mittel und Wege sann, um diesem schweren Schaden, der auf dem Handel mit ätherischen Oelen lastete, entgegen zu treten. In ihrem Laboratorium wurden die ersten Methoden zur Beurteilung der Oele und zum Nachweis von Verfälschungen ausgearbeitet.

Ueber die steigende Bedeutung, die der Handel mit ätherischen Oelen annimmt, und in welchem Maße die Produkte an dem Export deutscher Waren beteiligt sind, gibt die Statistik der letzten Jahre Auskunft. Die Ein- und Ausfuhr ätherischer Oele in Deutschland weist folgende Zahlen auf:

	Einfuhr:	Ausfuhr:
1910	1,524,300 kg	549,700 kg
1909	755,800 kg	512,000 kg
1908	911,300 kg	390,800 kg
1907	1,498,600 kg	491,700 kg

Besonders auffallend ist es, wie der Export künstlicher Riechstoffe die Einfuhr derselben übertrifft.

	Einfuhr:	Ausfuhr:
1910	17,900 kg	428,800 kg
1909	16,100 kg	417,100 kg
1908	11,300 kg	280,000 kg

Wenn wir den Werdegang der deutschen Industrie ätherischer Oele und Riechstoffe überblicken, so können wir mit Befriedigung sagen, daß deutscher Gewerbefleiß und deutsche Wissenschaft auch auf diesem Gebiete Erfolge aufzuweisen haben, die zu immer weiteren Fortschritten ermutigen.

Deutschtum im Auslande.

Die Deutschen in London. Die Riesenstadt an der Themse weist von allen Städten der alten Welt den größten Prozentsatz an Bewohnern ausländischer Herkunft auf; von den etwa 4,850,000 Londonern sind etwa 300,000 Fremde, also ungefähr jeder sechzehnte Mensch in London ist ein Nicht-Engländer. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein so starkes Angebot von ausländischen Kräften auf dem Londoner Arbeitsmarkt den Engländern zu denken gibt und ein ernstes wirtschaftspolitisches Problem für sie bedeutet, denn der Ausländer dringt in alle Berufe ein, er ist Clerk (Geschäftsbeamter, Kommis), Musikant, Lehrer, Schneider, Tischler, Koch, Schuhmacher, Hutmacher, Bäcker, Friseur, Kellner usw., kurz, überall ist er zu finden. In manchen Fächern hat der Ausländer den englischen Angestellten fast völlig verdrängt, so sind z. B. die weitaus meisten Kellner Londons Deutsche, Schweizer und Italiener. In einem sehr interessanten und mit bemerkenswerter Objektivität geschriebenen Aufsatze des Märzheftes des London Magazine beschäftigt sich John Foster Fraser mit den Londoner Fremdenkolonien und nicht zuletzt natürlich auch mit den deutschen. Demnach beläuft sich die Zahl der deutschen Bevölkerung Londons auf etwa 70,000 Köpfe, nicht mitgerechnet dabei sind die Deutsch sprechenden, zumeist aus Rußland stammenden Insassen der ärmeren jüdischen Quartiere. Die deutsche Kolonie ist die älteste der Londoner Fremdenwelt und geht in ihren Anfängen bis aufs zwölfte Jahrhundert zurück; sie wurde damals im Stadtrat durch einen aus ihrer Mitte erwählten Alderman vertreten. Obwohl unseren Landsleuten in der Fremde leider jener starke Zusammenhangstrieb fehlt, der den Briten kennzeichnet, äußert sich das deutsche Leben in London doch recht kräftig; zwanzig deutsche Klubs, zwölf deutsche Kirchen, sechs deutsche Schulen, eine deutsche Farmkolonie, zahlreiche Stellennachweis-Bureaus und zwei Zeitungen, die Londoner Zeitung und der General-Anzeiger, legen Zeugnis davon ab. Eine beträchtliche Anzahl deutscher Restaurants, an ihrer Spitze der auch von Engländern stark besuchte „Gambrinus", erfreuen sich lebhaften Zuspruchs und haben, wie Mr. Fraser mit edler Gerechtigkeit anerkennt, schon so manchen „richtigen" Londoner zu Münchener Bier, Leberwurst, Bismarckhering und Schnitzel bekehrt. Der weitaus größte Teil der Deutschen in London ist unverheiratet und jung. Jahr für Jahr gehen zahlreiche junge deutsche Kaufleute nach London, um ihre Kenntnisse zu bereichern; sie folgen dabei einem Trieb, der ihren englischen Kollegen zu deren Schaden im allgemeinen fremd ist. Unter den Londoner Clerks ist Deutschland dreimal so stark wie jede andere nichtenglische Nation vertreten, so umfaßt z. B. die Londoner Gruppe des „Deutschen Bankbeamten-Vereins" mehrere hundert Mitglieder. Da der junge deutsche Kaufmann, dem es ja hauptsächlich auf die Fortbildung ankommt, sich mit einem bescheidenen

Gehalt begnügt, seine Pflichten gewissenhaft erfüllt und über gute Sprachkenntnisse verfügt, wird er trotz der allgemeinen Abneigung des Engländers gegen Fremde gern angestellt. Von den rund 6000 ausländischen Kellnern, den 2500 ausländischen Friseuren und 2000 ausländischen Bäckern Londons sind die meisten deutsche Reichsangehörige. Was die deutschen Kellner anbelangt, über die sich einige englische Nationalisten so sehr erregen, so übertreffen sie, wie Mr. Fraser in seiner sachlichen Weise zugibt, ihre englischen Kollegen bei weitem. „Der junge englische Kellner", schreibt er, „ist nicht so sauber, nicht so höflich, nicht so aufmerksam, nicht so gut ausgebildet wie der ausländische Kellner." Deutsche Besucher Englands werden wohl ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Von den Klubs unserer Londoner Landsleute blicken „Deutscher Turnverein" und „Liederkranz" auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurück. Unter den humanitären Anstalten ist das Deutsche Waisenhaus sowie das Deutsche Hospital mit 125 Betten hervorzuheben, beide Institute genießen wegen ihrer vorzüglichen Einrichtungen den besten Ruf.

Sozialdemokratie und Deutschtum in Nieder-Österreich. In der letzten Sitzung des niederösterreichischen Landtages wurde neuerdings über einen Antrag verhandelt, wonach der Landtag die Unterrichtssprache in den öffentlichen Schulen zu bestimmen habe. Sämtliche bürgerlichen Abgeordneten, ohne Unterschied der Partei, sprachen sich dafür aus, die Sozialdemokraten jedoch sprachen und stimmten dagegen. Wie ist das begreiflich? Die Macht der sozialdemokratischen Partei in Niederösterreich beruht im wesentlichen auf den zahlreichen tschechischen Genossen, die nicht international, sondern tschechischnational sind. Es sollte durch den Antrag dem Landtage die Möglichkeit gegeben werden, für Niederösterreich die deutsche Unterrichtssprache festzusetzen. Dagegen sind natürlich die tschechischen Genossen. Ihrem Willen sich beugend, mußten die deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten im niederösterreichischen Landtage gegen den Antrag stimmen.

Politische Betätigung des Deutsch-Amerikanischen Staatsverbandes von Illinois. Wie den Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland geschrieben wird, liegen erfreuliche Anzeichen vor für eine tatkräftige Mitarbeit des Deutschtums an der amerikanischen Gesetzgebung und für eine energische Betonung der Interessen und Überzeugungen des deutsch-amerikanischen Volksbestandteils in den Vereinigten Staaten. So tagte Ende vorigen Monats in Chikago der Vorstand des Deutsch-Amerikanischen Staatsverbandes von Illinois, um insbesondere die neue Einwanderungsvorlage zu beraten. Es wurde unter allseitiger Anerkennung der überaus wichtigen Werbetätigkeit der deutsch-amerikanischen Presse beschlossen, gegen die zu scharf gehaltene Einwanderungsvorlage bei dem Kongreß schriftlichen Protest einzureichen. Zugleich wurde gegen die prohibitionistischen Maßnahmen, die dem Kongreß zur Beratung vorliegen, protestiert. Zur nachdrücklichen Vertretung dieser Beschlüsse sollen zwei Redner nach Washington geschickt werden, um die Ansichten der Deutsch-Amerikaner in der Einwanderungs- und Prohibitionsfrage an maßgebender Stelle klarzulegen. Ebenso nachdrücklich fordert nun der Vorstand des Verbandes die Ortsvereine auf, gegen die Wahl von solchen Kandidaten, die einer Lokaloption zustimmen, öffentlich Front zu machen.

Aus der Tageschronik.

Berlin. Der Kaiser hat für die Dauer der gegenwärtig von ihnen bekleideten Ämter das bisherige Mitglied der Disziplinarkammer für die Schutzgebiete, Geheimen Oberregierungsrat und Vortragenden Rat im Reichskolonialamt Dr. Meyer-Gerhard und den Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Reichskolonialamt Dr. Meyer zu Mitgliedern der Disziplinarkammer für die Schutzgebiete, beide als Beisitzer, ernannt.

— Zum Vorsitzenden der neuen Reichsversicherungsanstalt für Angestellte ist der Vortragende Rat im Reichsamt des Innern Koch gewählt worden. Zu Direktoren wurden Geh. Oberregierungsrat Dr. Beckmann und als Mitglied des Reichsversicherungsamts Dr. Lehmann gewählt.

— Die amerikanischen Bürger Louis G. Dreytus und Alfred R. Thomson sind zu Deputy-Generalkonsuln der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin ernannt worden.

Bremen. Die Flotte des Norddeutschen Lloyd besteht zurzeit aus 354 Fahrzeugen mit einem Gesamtraumgehalt von 787,752 Brutto-Registertons und einer Maschinenstärke von 581,243 PS. Hierunter befinden sich 126 Seedampfer mit 717.282 Brutto-Registertons und 565,550 PS, 2 Schulschiffe, 64 kleinere Dampfer und Barkassen, 7 Dampfleichter für ostasiatische Häfen, 237 Leichter und Kohlenprahme im In- und Auslande und 17 Sonderfahrzeuge. Von den Schiffen des Lloyd sind zurzeit 27 Dampfer mit Schottenschließvorrichtungen, 64 Dampfer mit Empfangvorrichtungen für Unterwasserglockensignale und 49 Dampfer mit Vorrichtungen für drahtlose Telegraphie ausgerüstet.

Essen. Der Termin zur Hundertjahrfeier der Firma Krupp ist jetzt auf die erste Augustwoche mit Rücksicht auf die Reisedispositionen des Kaisers festgesetzt worden. Der Kaiser, zahlreiche Bundesfürsten und Vertreter von Regierungen der Bundesstaaten werden an der Feier teilnehmen. Im Mittelpunkt der Feier stehen Turnierspiele, die die Zuschauer in die Zeit Kaiser Maximilians I. versetzen und symbolisch den Kampf zwischen den alten und den neuen Waffen darstellen werden. Das Ritterspiel wird von Professor Keller-Düsseldorf ausgearbeitet. Die schauspielerische Leitung liegt in den Händen des Regisseurs Bruck vom Düsseldorfer Stadttheater.

Hamburg. Von einer Gesellschaft wurde hier kürzlich mit einer halben Million Kapital ein Badeort in Deutsch-Ostafrika gegründet. Die Gesellschaft will an den Schwefelquellen von Amboni sowie in dem nur fünf Kilometer entfernten Tanga je ein Hotel errichten. Die Quellen sollen nach der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung eine ausgezeichnete Heilkraft haben und in ihren Bestandteilen den Aachener gleichkommen. Zudem wird in Tanga demnächst eine Brauerei eröffnet, die Bier nach Pilsener Art herstellt.

Heidelberg. Die Waggonfabrik Fuchs Aktien-Gesellschaft in Heidelberg konnte am 2. April auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Gleichzeitig feierten Direktor Weißgerber und mit ihm eine Anzahl Arbeiter ihr 25jähriges Dienstjubiläum. Die Arbeiter erhielten von der Firma und dem Mitjubilar namhafte Geldgeschenke. Die Firma hat aus Anlaß ihres Jubiläums eine interessante Festschrift herausgegeben.

Münster i. W. Der größte Schüler seines Alters im Deutschen Reiche dürfte der jetzt schulentlassene kaum 14jährige Schüler Romberg aus Münster i. W. gewesen sein. Romberg hat, wie wir dem B. T. entnehmen, das stattliche Maß von 1.84 m Länge, einen Brustumfang von 86 97 cm und wiegt 150 Pfund. Dabei eine künstlerisch schöne Figur. Der junge Riese beanspruchte in der Schule einen besonderen Platz, da er in der Schulbank nicht unterkommen konnte. — Hierzu erhielt das genannte Blatt aus einer Stadt in der Nähe Hamburgs folgende Zuschrift: „Sehr geehrter Herr Redakteur! Soeben lese ich in Ihrem geschätzten Blatte eine Notiz mit der Überschrift „Der größte Schüler Deutschlands". Zu meinem lebhaftesten Bedauern muß ich dagegen Einspruch erheben, daß der in dieser Notiz angeführte Schüler der größte Deutschlands ist; denn ich selbst, 16 Jahre alt, Unterprimaner, habe eine Größe von 1.90 m, einen Brustumfang von 89/100 cm und wiege 80 Kilo. Ich könnte also demnach schon eher einen Anspruch darauf, der größte Schüler Deutschlands zu sein, machen; allerdings will ich nicht beurteilen, ob ich eine künstlerisch schöne Figur habe, ich bin jedoch schnurgerade gewachsen und nach Aussage meiner reizenden Schwester der „Schwarm" der Backfische. Mit vorzüglicher Hochachtung . . . „ Unterprimaner." — Wir haben den Namen des großen Schülers unterdrückt, um ihm nicht beim Abiturientenexamen zu schaden.

Naumburg a. S. Das Rudelsburgfest der deutschen Landsmannschaft (Kob. L. C.) soll, wie dem B. T. gemeldet wird, in diesem Jahre am 16. Juni stattfinden. Es werden daran die Landsmannschaften der Universitäten Jena, Halle, Leipzig und die Alte-Herren-Vereinigungen Thüringens teilnehmen.

Scheveningen. Der Generaldirektor der Kurverwaltung des weltbekannten Seebades Scheveningen, Herr Bd. Goldbeck, ist von der französischen Regierung zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

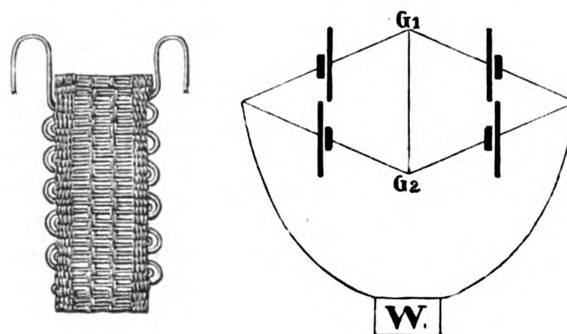
TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Dampfkraftanlagen mit Abwärmeverwertung. In einer Abhandlung über Kraftanlagen mit Abwärmeverwertung (Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1913) bespricht Ingenieur Max Hottinger diejenigen Gesichtspunkte, die bei dem Bau derselben zu berücksichtigen sind. Es sind nicht nur die Einzelteile der Maschinen oder der Anlagen nach Möglichkeit vollkommen auszubilden, sondern es ist durch weitsichtige Kombination der verschiedenen Teile einer Anlage, unter Umständen sogar durch Verbindung verschiedenartiger Anlagen, die weitestgehende Ausnutzung aller gebotenen Möglichkeiten anzustreben. Dabei tritt allerdings die Erzielung der größten Wirtschaftlichkeit nicht als einzige Hauptforderung auf; Einfachheit und Übersichtlichkeit, Überlastungsfähigkeit, ferner Anpassungsfähigkeit an eine Steigerung des normalen Kraftbedarfes sowie vor allem Betriebssicherheit sind oft von ebenso großer, wenn nicht überwiegender Bedeutung. Sind diese Anforderungen aber gewahrt, so wird naturgemäß eine billiger arbeitende Anlage vorgezogen werden, gewöhnlich auch dann, wenn die Anlagekosten größer werden. In dieser Hinsicht können nur sorgfältige, alle Umstände berücksichtigende Wirtschaftlichkeitsberechnungen maßgebend sein. Mit Recht wird ferner, wie auch aus verschiedenen Stellen dieser Arbeit hervorgeht, den selbsttätigen Einrichtungen immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt, da durch sie die Betriebe unabhängiger von menschlicher Wartung (Streiks usw.) werden und man mit geistig höher stehendem Personal auskommen kann. Bei Dampfanlagen im besonderen spielt bezüglich der Wirtschaftlichkeit die Wärmeausnutzung die größte Rolle. Ihrer Vervollkommnung wird daher seit geraumer Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Hiervon zeugen beispielsweise die Überhitzer, Vorwärmer und selbsttätigen Unterschubfeuerungen an den Kesseln, deren Wirkungsgrad bei modernen Ausführungen bis zu 85 Prozent beträgt. In vielen Fällen hat man besonders hohe Dampfspannungen und starke Überhitzung als vorteilhaft erkannt. Daß die Dampfmaschinen in bezug auf ihren mechanischen Wirkungsgrad kaum weiter verbesserungsfähig sind, ist bekannt; auch die Dampfverwertung sowohl in Hinsicht auf die Arbeitsleistung als auf Wärmeausnutzung ist bereits weit getrieben worden, indem man den hochgespannten Kesseldampf zuerst in einer oder mehreren Stufen zur Arbeitsleistung heranzieht und hernach, sei es durch Verwertung von Zwischen- oder Auspuffdampf, seinen verhältnismäßig nur wenig verminderten Wärmegehalt ausnutzt. Wie weit man in dieser Richtung gekommen ist, ergibt sich daraus, daß, wenn man 90 Prozent des entnommenen Zwischendampfes vom Gesamtdampfverbrauch abzieht, sich ein Dampfverbrauch von 2,5 kg PS kwst herausstellt, ein Ergebnis, das selbst mit den besten Kondensationsmaschinen ohne Abdampfverwertung bekanntlich bei weitem nicht erreichbar ist. Natürlich trägt zu den Wärmeersparnissen die fortgeschrittene und zielbewußt arbeitende Isoliertechnik auch viel bei. Alles zusammengenommen, erkennt man die Überlegenheit einer modernen Abdampfanlage gegenüber einer normalen Kondensationsdampfmaschine ohne Abdampfverwertung am besten darin, daß eine solche mittlerer Größe einschließlich der mit Vorwärmer und Überhitzer versehenen Kesselanlage bestenfalls etwa 15 Prozent der in den Kohlen zugeführten Wärme ausnutzt, während man mit ersterer unter sogar nicht einmal günstigen Umständen auf über 70 Prozent gekommen ist. Als Hauptgebiete der Abdampfverwertung sind vor allem diejenigen industriellen Betriebe zu nennen, die neben Kraftbedarf auch Wärme zu Warmwasserbereitungs-, Koch-, Heiz, Trocken- und anderen Zwecken gebrauchen, also Brauereien, Färbereien, Papierfabriken, Badeanstalten usw. Daneben kommen namentlich Fernheiz- und Fern-Warmwasserversorgungen in Betracht, wie sie zur Versorgung ganzer Häusergruppen von einer Sammelstelle aus erbaut werden.

Elektrotechnik.

Gleichrichter. Bei der immer mehr zunehmenden Ausdehnung der Wechselstrom-Zentralen wird für manchen eine nur wenige Mark kostende Vorrichtung sehr willkommen sein, die es ihm ermöglicht, Gleichstrom aus einem Wechselstromnetz beliebiger Spannung zu entnehmen. Die von der Firma C. Schniewindt in Neuenrade i. Westf. fabrizierte Gleichrichter-Gitter, in passende Behälter gehängt, die man in Form von Einmachgläsern allerorts erhält, ermöglichen es, sich eine solche Vorrichtung selbst herzustellen. Die Gläser werden mit Wasser gefüllt, worin etwas doppeltkohlensaures Natron geschüttet wird, das jede Apotheke vorrätig hat.



Die Gleichrichter-Gitter obiger Firma sind Zersetzungszellen aus Aluminium- und Eisendraht nach obenstehender Abbildung, die, in ein geeignetes Elektrolyt eingetaucht, das merkwürdige Verhalten zeigen, daß Gleichstrom bis zu 100 Volt Spannung nur dann durchgelassen wird, wenn der positive Pol mit der Eisenelektrode verbunden ist. Durch die Einschaltung solcher Zellen in einen Wechselstromkreis werden nur jene Stromimpulse durchgelassen, für welche die Eisendrähte die positiven Elektroden bilden, so daß durch den äußeren Stromkreis nur gleichgerichtete Ströme von halber Stromstärke gehen. Jedoch ist es auch sehr wohl möglich, die entgegengesetzten Stromimpulse im äußeren Stromkreis als gleichgerichtete zu verwenden. Es bedarf hierzu nur der obenstehend abgebildeten Grätzschen Schaltung, worin die kurzen Striche die Aluminium- und die langen die Eisen-Elektroden darstellen sollen. Ist W eine Wechselstromquelle, so erhält man zwischen G_1 und G_2 einen gleichgerichteten Strom mit mindestens 75 Prozent Nutzeffekt, da durch die Erwärmung des Elektrolyts einige Verluste entstehen. Diese Gleichrichter-Gitter finden praktische Verwendung, um Wechselstrom in Gleichstrom umzuwandeln, als Absperrzellen beim Laden von Akkumulatoren, als Wechselstromkondensatoren usw.

Triebfahrzeuge für elektrischen Bahnbetrieb. Dr. W. Kummer (Zürich) behandelt in einem Aufsatze über die Ausbildung der Triebfahrzeuge für elektrischen Hauptbahnbetrieb mit Einphasen-Wechselstrom die verschiedenen Bauarten von Einphasen - Bahnmotoren hinsichtlich ihres Verhaltens bei der Zugförderung und ihrer Arbeitsweise bei der Schaltung auf Bremsung. Der zwischen dem normalen Motordrehmoment und dem aktiven Motorvolumen bestehende Zusammenhang dient als Ausgangspunkt für die Projektierung der motorischen Ausrichtung von Triebfahrzeugen, deren verschiedene Antriebsanordnungen mit Rücksicht auf die Verwendung von Lokomotiven und Motorwagen besprochen werden. Es wird eine auf das Fahrzeugdrehmoment gegründete Vergleichsziffer zur Beurteilung der Gewichtsverhältnisse verschiedener Einphasen-Triebfahrzeuge aufgestellt und zum Schluß an deren Einrichtungen zur Geschwindigkeitsregelung erinnert.

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Maschinenfeuerungen unter besonderer Berücksichtigung der Braunkohlenbrikettfeuerung. Die Maschinenfeuerungen unterscheiden sich nach der Verschiedenartigkeit des Verbrennungsvorgangs in solche, welche den Brennstoff von vorn nach hinten schieben, in solche, welche den Rost während des Herunterbrennens stets gleichmäßig neu beschicken, und in solche, welche den frischen Brennstoff von unten durch die glühende Schicht auf den Rost bringen. Zu den ersten gehören, wie die Zeitschrift für Dampfkessel- und Maschinenbetrieb schreibt, die Ketten- und Wanderroste sowie die Feuerungen nach Art der Sparfeuerung System Düsseldorf und des Pluto Stoker, zur zweiten Art die Wurffeuerungen und zur letzteren die Unterschubfeuerungen. Auf den Ketten- und Wanderrosten wird der Brennstoff, ähnlich der Arbeit des Heizers beim Verfeuern gashaltiger Kohlen, von vorn nach hinten geschoben, demnach zuerst entgast und dann verbrannt. Die von verschiedenen Maschinenfabriken, z. B. Babcock & Wilcox Dampfkesselwerken Oberhausen, Berlin-Anhaltische Maschinenbau-A.-G., Dessau, Borsig, Tegel, Steinmüller, Gummersbach u. a., hergestellten Ausführungen gleichen sich im allgemeinen. Die Erfahrungen mit der Verwendung von Braunkohlenbriketts aus Kettenrosten haben folgendes gelehrt: Braunkohlenbriketts lassen sich auf Kettenrosten ohne nennenswerte Aenderung der für Steinkohlen gebauten Anlagen unter Berücksichtigung folgender Regeln wirtschaftlich verfeuern. Um der unangenehmen Eigenschaft der Briketts, in Bunkern usw. Brücken zu bilden, begegnen zu können, muß der Trichter eine geräumige und möglichst steile Form erhalten. Für schlanke Zuführung zum Kettenband muß durch reichliche Bemessung der Querschnitte hinter dem Trichter, des Schamottegewölbes und der Schieberöffnung Sorge getragen werden. Letztere muß sich erforderlichenfalls bis auf 350 mm öffnen lassen, da bei Verwendung großer Brikettformate sowie bei starker Rostbeanspruchung mit hoher Brennschicht gefahren werden muß. Eine gute Lösung schneller Regelbarkeit der Brennschicht bietet die Anordnung am Ketten- und Wanderrost der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-A.-G. Dessau. Bei dieser Ausführung ist der Trichter um eine Achse drehbar ausgebildet. Die Drehung dieses Trichters kann so weit festgesetzt werden, bis der Feuerraum völlig freiliegt. Besondere Beachtung ist dem Kettenband und den Zugverhältnissen in der Feuerung zu schenken. Günstiger für die Verfeuerung von Briketts liegen die Verhältnisse beim Wanderrost, wie dieser zuerst von Petry Dereux, Düren, und später mit geringen Abweichungen von Borsig, Babcock & Wilcox, Steinmüller u. a. ausgeführt wurde. Ein Vorteil ist es, daß sich die Rostsegmente des Wanderrostes mit jedem beliebigen Roststab belegen lassen. Das Anwendungsgebiet der soeben beschriebenen Ketten- und Wanderroste ist insofern beschränkt, als sie sich nur für Kesselsysteme mit vorliegender Unterfeuerung, also besonders für Wasserrohrkessel eignen. Die Bauhöhe des Rostes gestattet den Einbau in ein normales Flammrohr nicht, zumal besonders die Entfernung der Asche auf Schwierigkeiten stößt. Man wendet daher, um das Prinzip beizubehalten, für solche Kessel Ausführungen an, die neben mechanischer Förderung des Brennstoffs auch selbsttätige Entschlackung bewirken. Als Beispiele seien die Sparfeuerung System Düsseldorf und der Pluto-Stoker-Rost angeführt.

Bauwesen.

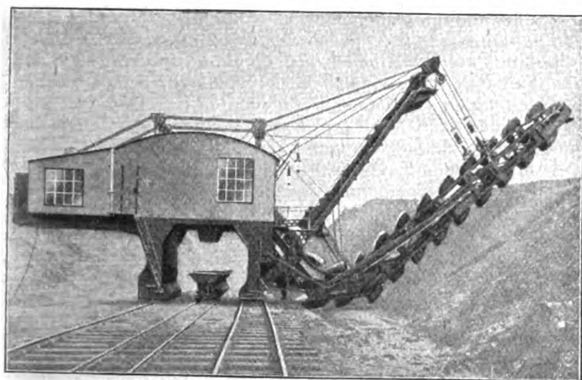
Moderne Gesichtspunkte bei der Anlegung und beim Bau von Straßenpflasterungen. In der Zeitschrift Der Straßenbau setzt Patentanwalt Dr.-Ing. Friedmann eine Reihe von Gesichtspunkten auseinander, die bei dem modernen Ausbau des Verkehrs für die Projektierung von Straßen und Straßenpflasterungen maßgeblich geworden sind. Ein wichtiges Erfordernis bei der Projektierung von Straßen und Straßenpflasterungen ist vor allem die genaue Kenntnis derjenigen Verhältnisse, unter denen der Bau der bedeutenderen Straßen zustande gekommen ist. Diese Kenntnis muß sich aufbauen auf genauen Angaben technischer Natur, muß Zeitangaben darüber enthalten, wann der Bau begonnen, vollendet wurde, wie lange Zeit das Pflaster seinen Anforderungen gerecht geworden ist, wann und wie häufig Reparaturen notwendig waren usw. Eine genaue tabellarische Zusammenstellung derartiger Fakten ist von eminenter Wichtigkeit, da die Güte und Haltbarkeit irgendeines Systems der Straßenpflasterung nur an solchen Ergebnissen demonstriert werden kann, die das Resultat einer längeren Beobachtung bilden. Diese Zusammenstellungen müssen ferner Auskunft über die Art und Beschaffenheit des Straßenunterbaues geben, falls Kanalisation vorhanden ist, deren System und Anordnung, detaillierte Kosten des Baues, die Art der verwendeten Materialien nach Ursprung und Bearbeitung, die Unterhaltungskosten unter Berücksichtigung der einzelnen Abteilungen der Straße, den Fuhrwerksverkehr nach Art, Charakter und Menge, die Kosten der Reinigung und oberflächlichen Ausbesserung usw. Diese Daten müssen unter allgemeinen Gesichtspunkten gesammelt und geordnet werden, um ein zu nutzbarer Vergleichung verwendbares Material zu ergeben. Die wahren Kosten eines Straßenpflasters unter Ausschluß aller jener Gesichtspunkte, die sich aus ästhetischen und Bequemlichkeitsrücksichten ergeben, werden durch folgende Angaben erhalten: 1. Die Anlagekosten des Pflasters, 2. die Reparaturkosten, 3. Reinigungskosten, 4. Lebensdauer des Pflasters, 5. die Kapitalverzinsung, 6. Erneuerungskosten des zerstörten Pflasters. Alle diese Momente müssen in Berücksichtigung gezogen werden, wenn man sich ein zutreffendes Urteil über die Ökonomie der verschiedenen Pflasterarten bilden will. In keinem Falle würde es allein genügen, die Anlagekosten und die Lebensdauer des Pflasters zu berücksichtigen. Eine andere große Schwierigkeit im modernen Straßen- und Pflasterbau ergibt sich aus der Tatsache, daß eine sehr lange Zeit vergehen muß, bis jene Daten, die den Gegenstand der bisherigen Ausführungen bildeten, zur Verfügung stehen. Um den Wert einer Pflasterung oder einer Straßenbauform richtig einzuschätzen, sind nun einmal Beobachtungen notwendig, die sich auf die praktische Erfahrung gründen, und solche Beobachtungen müssen sich naturgemäß auf lange Zeiten erstrecken. Daher steht bei den modernen Pflasterungsarten nur ein in keiner Weise genügendes Beobachtungs- und Versuchsmaterial zur Verfügung. Zum Beispiel erstreckt sich die Erfahrung mit Straßen, die aus bituminösen Materialien bestehen, im Höchstfalle über vier Jahre und zumeist wohl nur über zwei oder drei Jahre. Zu gleicher Zeit aber steht die Tatsache fest, daß das einzige Mittel, das die destruktive Wirkung des motorischen Verkehrs aushalten kann, bituminöse Materialien sind. Im Laufe der Zeit kann es sich erst zeigen, welche besondere Bitumenart und welche besondere Verwendungsform desselben die ökonomischen Ergebnisse zeitigen wird. Während der kurzen Dauer des Bestehens bituminöser Straßen hat sich ergeben, daß die Asphalte, und zwar insbesondere die natürlichen Asphalte, die befriedigendsten Resultate ergaben. Teer ist in bedeutend geringerem Maße verwendet worden, und zwar nur aus ökonomischen Gründen, d. h. dort, wo der Teer als Nebenprodukt industrieller Prozesse in großen Mengen zu geringen Preisen zur Verfügung stand.

Anwendung des Eisenbetons auf Silobauten. In dieser in der Zeitschrift Deutscher Ingenieure erschienenen Abhandlung bespricht Professor E. Morsch die Anwendung des Eisenbetons in Silobauten. Nach einer Darlegung des Zweckes der verschiedenen Arten von Silos wird die Theorie der Berechnung des Seitendruckes des Füllmateriales auf die Seitenwände vorgeführt. Im Anschluß daran werden ausgeführte Eisenbetonsilos für die verschiedenen Zwecke der Großindustrie beschrieben. Besonders ausführlich werden Erzsilos behandelt. Zum Schluß werden noch einige Wassertürme und Kühltürme aus Eisenbeton geschildert.

Betonbau. An Hand von Abbildungen wird im „American Machinist" ein neues Eisenbetonbausystem beschrieben, das bei der Herstellung von Maschinenbauwerkstätten angewendet wird. Man benutzt dazu Normalstücke; sämtliche Teile des Ransome-Systems mit Ausnahme der Fußbodenplatten werden in Formen auf dem Boden gegossen und dann an ihren Bestimmungsort mittels eines Hebekrans gebracht. Gegenüber den früher angewendeten Methoden hebt Verfasser folgende Vorteile hervor: Eine Ersparnis von 20 % der Gesamtkosten; eine Verminderung der für den Bau erforderlichen Arbeiter und der nicht gering zu bewertende Vorteil: die Betonteile können vor dem endgültigen Einbau untersucht werden.

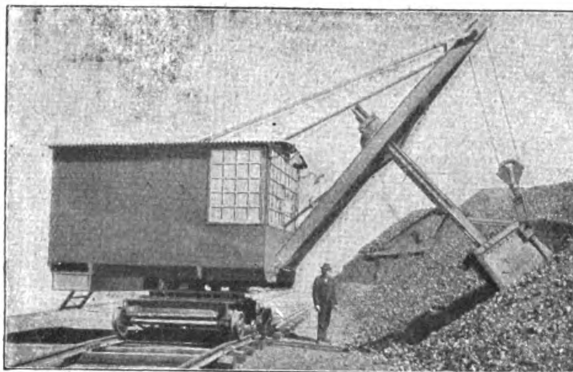
Berg- und Minenwesen.

Trockenbagger neuerer Konstruktion im oberschlesischen Industriebezirk. Die folgenden Abbildungen bringen die Ansichten dreier Trockenbagger, die von der bekannten Werft von Cäsar Wollheim, Breslau, für oberschlesische Auftraggeber gebaut worden sind und in einjährigem Betriebe sich als überaus brauchbare und leistungsfähige Apparate zum Ersatz menschlicher Arbeitskraft erwiesen haben. Der



Eimer-Hochbagger.

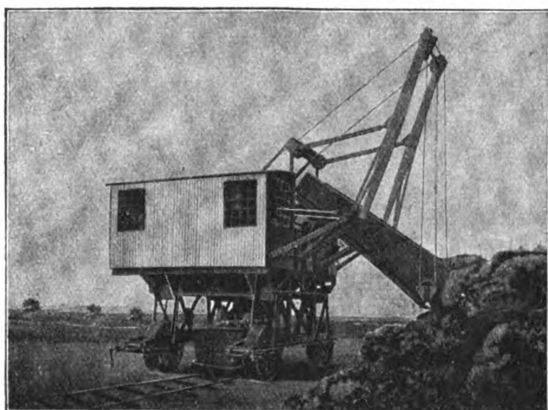
vorstehend abgebildete Apparat dient im Betriebe der Hohenlohewerke zum Abtragen von verlorenem Gebirge und ist als Hochbagger mit Durchfahrt gebaut für 10 m Baggerhöhe. Er hat geführte Eimerkette mit vierteilig geschakten offenen Eimern von 250 Litern theoretischem Inhalt und leistet stündlich normal 200 cbm bei 22 Schüttungen in der Minute, hat



Löffelbagger.

aber zeitweise Leistungen von 300 cbm/Std. erreicht. Die Mechanismen zum Bewegen der Eimerkette, zum Verfahren des Baggers, zum Betätigen der Schüttklappe, sowie zum Heben und Senken der Eimerleiter, die durch vier federnd angreifende Flaschenzüge annähernd parallel zum Ausleger gegen den Arbeitsstoß verschoben wird, erhalten ihren Antrieb durch einen 125pferdigen Drehstrommotor von 500 Volt Spannung und 50 Perioden. Der ohne Ballast rund 90 Tonnen schwere Bagger ruht federnd auf 9 Achsen mit 14 Lauf-

rädern und hat eine Fahrgeschwindigkeit von 1,7 m per Minute. Leiter und Ausleger sind als Fachwerkträger ausgeführt und der Ausleger durch ein Strebenwerk mit dem die beiden Wagengestelle überbrückenden Sattel und dem weit nach hinten liegenden Ballastkasten verbunden. In die Eimerkette sind besondere Schaken mit Reißzähnen eingebaut worden, um auch bei gelindem Frost das Arbeiten zu ermöglichen. Für Nachtbetrieb ist elektrische Beleuchtung unter Zwischenschaltung eines Oeltransformators von 500/120 Volt vorgesehen. Die zweite Abbildung zeigt einen für die Rybniker Steinkohlen-Gewerkschaft gelieferten Löffelbagger, der zum Verladen von Bestandkohle verwendet wird und eine Stundenleistung von 25 cbm bei $^1/_2$ cbm Löffelinhalt aufweist. Der Apparat ist ganz im Kreise drehbar und ruht mit vier Laufrädern auf einem Gleise von 1950 mm Spur. Fahren, Schwenken, Löffelverschieben und -heben wird durch einen Drehstrommotor von 15 P.S. Dauerleistung bewerkstelligt; das Öffnen und Schließen der ausbalancierten Löffelkappe geschieht von Hand mittels einer Zugleine. Der Bagger erfordert nur einen Mann zur Bedienung. Außer diesen Trockenbaggern hat die Firma Cäsar Wollheim an die Gotthardschacht-Verwaltung einen Hochbagger mit sogenannter Kurzeimerleiter und geschlossenen Eimern für 140 cbm Leistung geliefert, dessen Obergestell um 180° horizontal drehbar ist, sowie neuerdings einen Schaufelbagger, dessen Schaufelstiel, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, als



Schaufelbagger.

Schüttrinne ausgebildet ist. Durch diese Bauart wird der Zeitverlust vermieden, der beim gewöhnlichen Löffelbagger nach jedem Arbeitshub durch das Schwenken des Löffels über den Transportwagen entsteht. Die Herstellung dieses Baggers wird vereinfacht, sein Gestehungspreis verbilligt durch Wegfall des Schwenkwerks und der Klappe. Mit diesen Apparaten, die zur vollen Zufriedenheit ihrer Besteller arbeiten, hat die Werft Wollheim den Beweis großer Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete des Baggerbaus erbracht.

Eierkonservierung mit Garantol.

Das Bedürfnis der Menschen, Genußmittel, besonders solche, die für den täglichen Gebrauch in der Küche unentbehrlich erscheinen, auch während einer Jahreszeit, in der diese nicht gewonnen werden, frisch zur Hand zu haben, oder wie etwa Fleisch und Eier auch auf längeren Transporten vor dem Verderben zu schützen, hat zur Konservierung der verschiedenen Nahrungsmittel geführt. Schon zu alten Zeiten hat man verstanden, Lebensmittel längere Zeit vor dem Verderben zu bewahren und genußfähig zu erhalten.

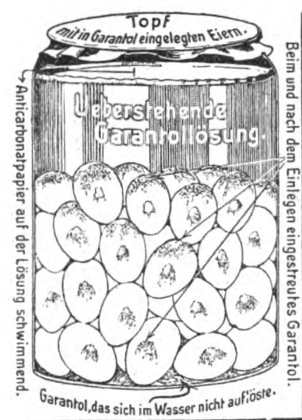
Art und Mittel der Konservierung sind heute sehr verschieden und haben einen Höhepunkt erreicht, der kaum mehr zu übertreffen ist. Täglich werden ungeheuere Mengen an Gemüse-, Obst-, Fleisch- und Fischkonserven konsumiert und dienen nicht allein dem Menschen in der zivilisierten Welt zur Nahrung, sondern sind für den Forscher und den Reisenden in den Tropen so gut wie in Eisregionen von sehr hohem Wert.

Ganz besonders wertvoll aber ist es, daß man heute auch die für den Genuß so geschätzten Eier auf lange Zeit hinaus frisch erhalten kann. Hieran haben neben dem Konsumenten der Bäcker und Konditor, nicht zuletzt schließlich der Händler und Exporteur das größte Interesse.

In der wissenschaftlichen Abteilung der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden im Sommer 1911 wurden vom städtischen Vieh- und Schlachthof der Stadt Dresden die verschiedenen Methoden zur Eierkonservierung vorgeführt, und bei den wissenschaftlichen Vorträgen, die Direktor Illing bei dieser Gelegenheit hielt, empfahl er seinen Zuhörern das Garantol-Verfahren als das beste Mittel, um Eier frisch zu erhalten.

Garantol wird von der Garantol-Gesellschaft m. b. H., Dresden-A. 19, in den Handel gebracht. Im Nachfolgenden wollen wir einige Winke für den Gebrauch des Garantols geben, möchten vorher jedoch einiges Wissenswerte über das Einlegen bzw. Konservieren der Eier vorausschicken. Wennschon man immer beim Konservieren von Früchten und Gemüsen auf größte Reinlichkeit sehen muß, so ist dieses ganz speziell nötig, wenn man Eier auf längere Zeit frisch erhalten will; denn es ist wohl nichts so empfindlich und so leicht dem Verderben ausgesetzt wie gerade das Ei. Anderseits aber macht sich die angewandte Sorgfalt wohl bei keiner Arbeit so belohnt wie bei der richtigen Konservierung und Aufbewahrung von Nahrungsmitteln, insbesondere von Eiern. Will man an den Erfolgen der Arbeit Freude haben, so ist Sorgfalt erforderlich. Es ist nicht nur darauf zu achten, daß die Behälter, die man zum Einlegen benutzt, peinlich sauber sind, sondern es dürfen z. B. Holzfässer auch keinen Gerbstoff, Säure oder dergleichen in den Wänden enthalten. Ferner müssen die Eier selbst sauber und dürfen nicht mit Kot beschmutzt sein; solche schmutzigen Eier sind am besten mit lauwarmem Wasser zu reinigen, bevor man sie einlegt. Daß die Eier selbst frisch und heil sein müssen, sollte man

eigentlich nicht erst zu erwähnen brauchen; aber die Erfahrung hat uns gelehrt, daß es Leute gibt, die eben recht viel verlangen, sogar, daß alte Eier wieder frisch werden sollen. Besser, als man die Eier in die Garantol-Lösung hineinlegt, kann man sie natürlich nicht beim Herausnehmen erwarten; aber ebenso gut wie sie beim Einlegen waren, sollen sie noch nach Monaten, ja selbst nach einem Jahr und länger bleiben. Unter gewöhnlichen Umständen ist eine Konservierung auf so lange Zeit hinaus gar nicht nötig; aber wenn nach so langer Zeit das Ei noch gesund ist, so wird es natürlich auf kürzere Zeit entsprechend frischer bleiben. Die Anwendung des Garantals ist eine überaus einfache. Nebenstehend ist auf unserer Abbildung veranschaulicht, wie man kleinere Quantitäten bis zu 2000 Eier einlegt. Man nimmt einen sauberen Behälter, füllt ihn bis zur Hälfte mit kaltem Wasser und tut auf je 1 Liter Wasser (= 1 Kilogramm = 2 Pfund) 10 Gramm Garantol (1 Teil Garantol, 100 Teile Wasser) und rührt diese Mischung etwa fünf Minuten gut um. Ein Teil des Garantols bleibt ungelöst und fällt zu Boden. Die frischen, sauberen, heilen Eier taucht man in die Garantol-Lösung und läßt sie fallen. Nachdem etwa die Hälfte der Eier eingelegt ist, streut man von dem Rest des Pulvers etwas in die Flüssigkeit; dann senkt man die übrigen Eier ein. Es dürfen nur so viel Eier eingelegt werden, daß auch bei den obersten die Flüssigkeit eine Handbreit über den Eiern steht. Nachdem die Eier so eingelegt sind, wird in die Lösung noch etwas Garantol eingestreut, so daß oben auf den Eiern überschüssiges Garantol liegt. Dann wird die Flüssigkeit mit dem beigegebenen Antikarbonatpapier gut bedeckt; dieses Papier schwimmt auf der Flüssigkeit. Das Gefäß wird dann noch mit Papier überbunden.



Beim Einlegen der Eier mit Garantol ist also ganz speziell darauf zu achten, daß das Gefäß rein und die Eier frisch, heil und rein sind. Das Umrühren der Mischung und hierauf das Nachstreuen von Garantol namentlich auf die oberste Schicht Eier sowie bei größeren Posten das Aufstreuen auf das präparierte Pergamentpapier darf nicht vergessen werden. Die Flüssigkeit muß stets etwa eine Handbreit über den Eiern stehen. Sollte ein Teil der Flüssigkeit verdunsten, so muß eine neue Lösung (100 Teile Wasser auf 1 Teil Garantol, 1 Liter Wasser auf 10 Gramm Garantol) angerührt und nachgegossen werden. Wasser

ohne Garantolzusatz darf nicht nachgegossen werden. Sollte die Lösung mit der Zeit etwas dunkler werden, so ist irgendein Fehler begangen, den man dadurch beseitigen kann, daß man etwas Garantol unter das Antikarbonatpapier streut, eventuell auch unter und auf das präparierte Pergamentpapier.

Die Eier selbst müssen, wie bereits erwähnt, so frisch wie möglich, außerdem heil und sauber sein. Wem täglich nur ein kleiner Eiervorrat zur Verfügung steht, der lege auch selbst diesen kleinen Vorrat täglich ein; denn man soll immer die Eier möglichst bald einlegen und nicht erst sammeln. Je frischer das Ei beim Einlegen ist, desto besser konserviert es sich.

Zum Einlegen der Eier kann jedes wirklich saubere Gefäß verwendet werden, sei es von Glas, Ton, Blech, Email oder Holz, nur muß es wirklich rein und heil sein und auch, wie z. B. Holz, keine Säure oder Gerbstoffe oder dergleichen enthalten. Bei Steintöpfen überzeuge man sich zunächst durch Klopfen und durch Eingießen von Wasser, das einige Zeit darin stehen muß, ob der Topf, namentlich der Boden des Steintopfes, dicht ist. Zweckmäßig ist es, den Boden des Steintopfes von außen (nicht innen) mit Leinöl oder mit Firnis anzustreichen; dies erhöht die Dichtigkeit und Haltbarkeit der Töpfe. Dieses Anstreichen des äußeren Bodens mit Leinöl oder Firnis kann mehrere Male wiederholt werden.

Holzfässer sind auf Sauberkeit gründlich zu untersuchen, daß sie ordentlich ausgelaugt sind und keinerlei Stoffe enthalten, die dem Garantol und den Eiern nachteilig sind. Weinfässer enthalten in der Holzwandung Säure. Diese Säure muß mit Wasser ausgelaugt werden. Zweckmäßig fügt man dem zum Auslaugen dienenden Wasser etwas Garantol zu und erneut mehrfach das Wasser.

Das Garantol verdirbt, wenn es längere Zeit an der Luft liegt. Man achte deshalb beim Einkauf auf geschlossene Originalpackungen und schließe übriggebliebenes Garantol sorgfältig gegen Luftzutritt ab. In unsern geschlossenen Packungen läßt sich Garantol jahrelang aufbewahren. Der angebrochene Beutel wird wieder sorgfältig geschlossen und nochmals eingepackt, dann hält sich Garantol sehr gut.

Neu erschienene Kataloge.

In dieser Rubrik veröffentlichen wir Mitteilungen über die Herausgabe neuer deutscher Industriekataloge, die für die Deutschen im Ausland von Interesse sind. Einsendungen sind zu richten an die Adresse August Scherl G. m. b. H., Abteilung „Export-Woche".

Bergedorfer Eisenwerk A. G., Bergedorf-Hamburg. „Astra"-Eis- und Kühlmaschinen.

Cölln-Meißner Lampen-, Metallwaren und Aluminiumkochgeschirr-Fabrik in Meißen in Sachsen.

Matador-Feuerlösch-Apparate G. m. b. H. in Köln a. Rh. Wirksamster Schutz gegen Feuersgefahr. Löscht alles Brennbare, sogar feuergefährlichste Stoffe.

Gebr. Wichmann, Berlin NW. 6. Zeichen-, Materialien- und Vermessungsgeräte.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft in Dessau. Der neue wirtschaftliche Bamag-Riementrieb.

General Composing Company G. m. b. H., Berlin SW. 68, Maschinen- und Werkzeugfabrik.

Karl Krause, Maschinenfabrik, Leipzig. Maschinen für die gesamte Papier-Industrie. Haupt- und Spezial-Kataloge.

Joh. Müller & Co., Göttingen. Göttinger Ofen- und Herdfabrik. Die Fabrik- und Werkstatt-Heizung.

Aberle & Birk, Berlin SW. 13. Spezialfabrik für Registratur.

Aktiengesellschaft Norddeutsche Steingutfabrik Grohn bei Bremen. Spezialfabrik glasierter Wandplatten.

Geschäftliche Notizen.

Unter den Erzeugnissen der so staunenswert entwickelten modernen Klavierbautechnik nehmen die Instrumente der Weltfirma Steinway & Sons stolz und unbestritten die Führerstellung ein. Sie sind im Gegensatz zu allen anderen Klavierfabrikaten, deren Renommee und Absatz sich nur auf geographisch beschränkte Gebiete erstreckt, über alle Teile des Globus verbreitet und überall als die vollkommensten anerkannt. Mit dem Namen Steinway hat sich die musikalische Kulturwelt seit mehr als einem Menschenalter daran gewöhnt, wie selbstverständlich den Begriff absoluter technischer Vollendung, höchster ästhetischer Wohlgeratenheit des äußeren Gewandes, die Vorstellung einer höchsten musikalischen Erfüllung zu verbinden. Die Gründung der Firma Steinway & Sons fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Persönlichkeit ihres Schöpfers, der Name Heinrich Engelhardt Steinway, ist mit der Geschichte des internationalen Klavierbaues unlöslich verbunden. Spezifisches Erfindertalent, eine Forscherbegabung, die ihre Methoden selbst erfand, und künstlerisches Empfinden vereinigten sich in diesem seltenen Manne mit einem kaufmännischen Sonderinstinkt ersten Ranges. Alle Instrumentenbauer, die nach ihm kamen, stehen auf seinen Schultern. Ihm und seinen Söhnen verdanken nicht nur die Steinway-Flügel und Pianos die mannigfachen, durch Patente oder traditionsweise vererbte Familiengeheimnisse geschützten, auf der Lösung subtilster akustischer Probleme oder auf genialen konstruktiven Einfällen beruhenden Vervollkommnungen, auf denen ihre Ueberlegenheit gegenüber anderen Fabrikaten fußt, und deren gehäufte Summe ihre von intimlyrischer Aussprache bis zu orchestral gewaltigen Wirkungen reichende Ausdruckswelt bedingt ihre unerreichte mechanische Präzision und ihre Dauerhaftigkeit. Sein ausschließlich geistiges Eigentum sind vielmehr auch die meisten technischen Reformen, die den modernen Klavierbau epochemachend umgestaltet haben, wie die kreuzsaitige Flügelbespannung, der moderne Stahlrahmen u. a. m. Um die Wende der siebziger Jahre ergab sich, nicht zuletzt infolge des großen wirtschaftlichen Aufschwunges, den Deutschland seit der Reichsgründung genommen hatte, die Notwendigkeit einer Dezentralisation des Steinwayschen Fabrikbetriebes. Diesem Bedürfnis wurde 1880 durch die Gründung der Hamburger Fabrik Rechnung getragen. Die New Yorker Werke der Firma Steinway & Sons haben sich seither darauf beschränkt, der für europäische Begriffe allerdings märchenhaften Nachfrage des nordamerikanischen Marktes nach Steinway-Flügeln zu entsprechen, während die Hamburger Fabrik nicht nur den gesamten europäischen Bedarf deckt, sondern auch den ganzen internationalen, außeramerikanischen Exportmarkt mit ihren Erzeugnissen beschickt. Sie nimmt heute einen Flächenraum von 15,000 Quadratmetern ein und beschäftigt gegen 600 Arbeiter und Beamte. Die in Hamburg unter reichlicher Verwendung von amerikanischem Rohmaterial hergestellten Steinway-Instrumente entsprechen in allen technischen Anordnungen und konstruktiven Details durchaus den in den New Yorker Steinway-Werken hergestellten Klavierfabrikaten. Die äußere Behandlung der Gehäuse ist dem europäischen Klima angemessen, eine von der amerikanischen abweichende. Es ist vielleicht noch nicht genügend betont worden, oder den Musikfreuden zu wenig geläufig, daß es sich bei den auf dem europäischen Markt befindlichen Steinway-Instrumenten durchaus um ein deutsches Erzeugnis handelt, dem allerdings die einzigartige jahrzehntelange Erfahrung und die durch eine große Reihe von Patenten geschützten Verbesserungen und Erfindungen des amerikanischen Stammhauses zugute kommen.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife



für zarte weiße Haut

Warner's Rust-Proof Corsets



Modell 645

amerikanisches Fabrikat
(unter absoluter Wahrung des
hygienischen Standpunktes)

Garantiert gegen Rost u. Bruch

Waschbar
wie jedes Wäschestück
ohne Entfernung der Einlagen
deshalb sind nur weiß

Warner's Rust-Proof Corsets

Die Modelle
zeigen klassische Linien höchster Vollendung

Unerreicht
an Bequemlichkeit, Bewegungsfreiheit

Schlankheit
erzwingt jede Form und verleiht

Anmut und Grazie
im täglichen Leben, Sport u. Tanz

In erstklassigen Lägern
erhältlich von M. 7,50 bis M. 85,—

Warner's Doppelschoß Corsets siehe Abb.

*für Damen mit **starker Hüftenbildung** unentbehrlich*

Wo nicht erhältlich, wende man sich an die

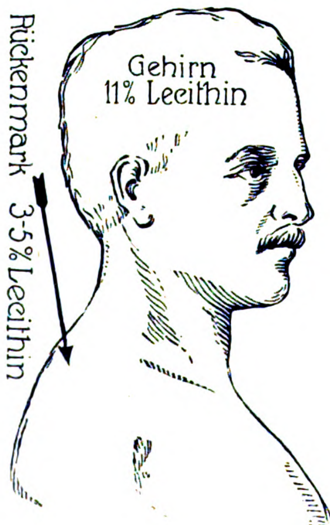
Generalagentur
The Warner Bros Company
(New York)

Hamburg 6
Merkurstraße

Kein Stand, kein Alter

bleibt verschont vor den Schädigungen, die unser heutiges angestrengtes Wirtschaftsleben und die moderne Lebensweise der Gesundheit zufügt. Zunehmende Nervosität, Bleichsucht, Appetitmangel, frühzeitiger Kräftezerfall, Blutarmut und engl. Krankheit charakterisieren vor allem diese Entwicklung. In dem Lecithin, der einzigen organischen, d. h. von der Natur und nicht künstlich hergestellten Phosphorsubstanz, ist aber dem Menschen ein Mittel gegeben, diesen Schädigungen wirksam zu begegnen. — Die wichtigsten Organe des menschlichen Körpers: Gehirn, Rückenmark, Nerven und Blut, enthalten erhebliche Mengen Lecithin, die aber bei der heutigen Lebens- und Arbeitsweise rasch verbraucht werden. Eine erhöhte Lecithinzufuhr ist daher dringend vonnöten, um die wichtigsten Körperorgane gesund und leistungsfähig zu erhalten. — Hierzu eignen sich vor allem die hochprozentigen und ärztlicherseits erprobten

Lecithingehalt des Gehirns u. Rückenmarks des gesunden Menschen.



Neura-Lecithin-Pillen

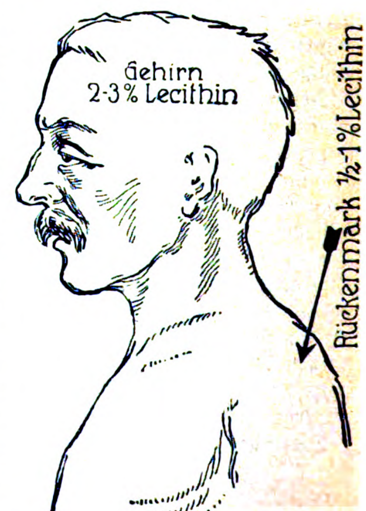
Enthalten dieselben doch jede 1/5 Gramm 90%iges Reinlecithin, das nach einem neu patentierten Verfahren aus Eidotter in besonderer Reinheit hergestellt ist. Die Pillen werden wegen ihres guten Geschmackes gegessen, sind also leicht zu nehmen. — Man verlange daher beim Einkauf nur Lecithin-Pillen mit dem gesetzlich geschützten Wortzeichen **Neura** (die griech. Bezeichnung für Nerven). — Außer in Pillenform kommt das genannte Lecithin auch als

Neura-Lecithin-Chocolade

in den Handel, die sich besonders auch für Frauen und Kinder eignet. Jedes Täfelchen dieses Präparates enthält gleichfalls 1/5 Gramm 90%igen Reinlecithins. — Die Fabrikate werden unter Kontrolle einer staatlichen Untersuchungsanstalt, der Großherzogl. chemischen Prüfungsstation in Darmstadt, hergestellt.

Es handelt sich also hier um Lecithinfabrikate, die nach Gehalt und Qualität die besten Garantien bieten. Neura-Lecithin-Pillen und Chocolade erhältlich in Apotheken in Schachteln zu M. 2.50, 4.80 und 7.— bzw. M. 2.— und M. 4.—. Neura-Lecithin-Chocolade ist auch in Drogerien erhältlich, wo nicht, wende man sich an die Deutschen Lecithin-Werke Neuß a. Rh. Geschmacksmuster und Broschüre auf Wunsch gratis.

Lecithingehalt des Gehirns u. Rückenmarks beim nervösen, an Schwäche u. Abspannung leidenden Menschen.



DIE·WOCHE

Nummer 18. **Berlin, den 4. Mai 1912.** **14. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

25. April.

Der Reichstag überweist nach Abschluß der ersten Lesung die Wehrvorlagen der Budgetkommission und den Gesetzentwurf über die Aufhebung des Branntweinkontingents — mit 160 gegen 158 Stimmen — einer besonderen Kommission.

Das englische Unterhaus nimmt in erster Lesung das Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche in Wales mit 331 gegen 253 Stimmen an.

26. April.

Im Reichstag antwortet der Reichskanzler von Bethmann Hollweg auf eine Interpellation über den Jesuitenerlaß der bayrischen Regierung, der Bundesrat werde über die Auslegung des Jesuitengesetzes beschließen und bis dahin auch in Bayern die bisherige Praxis geübt werden.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Varel-Jever wird Stichwahl zwischen dem Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei Dr. Wiemer und dem Sozialdemokraten Hug notwendig.

In der Reichsduma erklärt der Minister des Aeußern Sasonow, die Grundlage der russischen auswärtigen Politik bleibe die Allianz mit Frankreich. Im Verhältnis zu Deutschland halte Rußland an der alten traditionellen Freundschaft und guten Nachbarschaft fest.

27. April.

Auf der Schichauwerft in Danzig wird das Linienschiff „Ersatz Aegir" vom Stapel gelassen und nach einer Rede des Königs Friedrich August von der Prinzessin Mathilde von Sachsen auf den Namen „König Albert" getauft.

In Berlin wird die Große Kunstausstellung eröffnet.

In Damaskus legt ein Riesenfeuer die ganze innere Stadt in Asche.

28. April.

Der Führer der Pariser Automobilapachen Bonnot wird von der Polizei in seinem Versteck im Vorort Choisy-le-Roi aufgestöbert und nach hartnäckiger Verteidigung erschossen.

29. April.

Der ungarische Ministerpräsident gibt in seiner Programmrede im Abgeordnetenhaus seinem Bedauern Ausdruck, daß die österreichische Regierung sich unberechtigterweise in die kroatischen Angelegenheiten eingemischt habe.

Der frühere Kassendirektor im französischen Ministerium des Aeußern Hammond wird wegen Unterschlagung amtlicher Gelder im Betrag von mehr als 200 000 Frank zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

In Konstantinopel wird den Botschaftern der Großmächte der Beschluß des türkischen Ministerrats mitgeteilt, daß die Sperre der Dardanellen aufgehoben werden soll, wenn die italienische Flotte sich aus den türkischen Gewässern zurückzieht.

Aus Kanea wird gemeldet, daß ein englischer Kreuzer das Dampfboot, auf dem kretische Abgeordnete nach Athen reisen wollten, aufgefangen und nach der Sudabucht gebracht hat, wo die Abgeordneten unter Bewachung gestellt wurden.

30. April.

Kriegsminister v. Heeringen gibt in der Budgetkommission des Reichstages eine Erklärung über seine Stellung zur Duellfrage ab.

In der zweiten schwedischen Kammer bringt der sozialdemokratische Bürgermeister von Stockholm Lindhagen einen Antrag ein, nach dem sich das Haus im Prinzip für die Abschaffung der Monarchie erklären soll.

Aus Smyrna kommt die Nachricht, daß der türkische Handelsdampfer „Taxos" im Hafen auf eine Seemine stieß, die explodierte und das Schiff zerstörte. Dabei kamen etwa 60 Personen ums Leben.

1. Mai.

In der bayrischen Kammer der Abgeordneten beantwortet der Ministerpräsident Freiherr von Hertling eine Interpellation über den Jesuitenerlaß im Einklang mit den Erklärungen des Kanzlers im Reichstag.



Reichsgewalt und Seeverkehr.

Von Kapitän z. S. a. D. F. v. Kühlwetter.

Die Titanic-Katastrophe hat Anlaß gegeben, daß in allen großen schiffahrttreibenden Ländern Erwägungen angestellt werden, ob tatsächlich für die Sicherheit der Reisenden alles geschieht, was möglich ist und verlangt werden kann. Wenn man jemand die Frage vorlegt: Wer hat hier die Initiative zu ergreifen, wem liegt die Sorge hierfür ob? so wird jeder sagen: Selbstverständlich doch die Regierung. Es handelt sich doch um die öffentliche Sicherheit. Und doch ist die Annahme, daß die Reichsregierung in der Vergangenheit sich dieser Aufgabe unterzogen hat, ebenso wenig zutreffend wie der Gedanke, daß sie das jetzt ohne weiteres könne. Ich will vorausschicken, daß damit nicht etwa gesagt werden soll, daß es um die Sicherheit der Reisenden auf deutschen Seeschiffen weniger gut bestellt sei als auf andern; ganz das Gegenteil ist der Fall. Ich glaube aber, man wird bei Betrachtung der Verhältnisse, die ja der Allgemeinheit ziemlich unbekannt sind, zu der Frage kommen müssen, ob man nicht sagen muß: Wir hatten bisher Ausreichendes, aber trotz ungenügender Organisation und staatlicher Aufsicht, und es ist keine ausreichende gesetzliche Gewähr vorhanden, daß es so bleibt, trotzdem die öffentliche Sicherheit das heischt.

Um zu einem Urteil zu kommen, soll ein kurzer Überblick des jetzigen Zustandes und seiner Entstehung folgen. Der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reichs unter-

liegen nach Artikel 4 der Verfassung: Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Ausland, der deutschen Schiffahrt und ihrer Flagge zur See, desgleichen die Seeschiffahrtszeichen. Außerdem die Bestimmungen über den Gewerbebetrieb, einschließlich des Versicherungswesens, die Kolonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern. Der Kaiser hat Verträge mit fremden Staaten abzuschließen, die aber, soweit sie sich auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, der Zustimmung des Bundesrats und Genehmigung des Reichstags nach Artikel 11 bedürfen. Das sind die einzigen Stellen in der Verfassung, die von der Seeschiffahrt überhaupt handeln. Daß sich der Artikel 4 nicht sehr präzise über die Zuständigkeit des Reichs ausdrückt, ist augenfällig.

Das Reich hat sich nun tatsächlich gesetzgeberisch betätigt in einer Reihe von gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen, deren wichtigste die international gültige Seestraßenordnung und damit zusammenhängende Bestimmungen sind, und die sich im übrigen mit Besetzung der Schiffe mit Personal und dessen Qualität und Ähnlichem befassen.

Eingehender hat das Reich sich des Auswanderungswesens angenommen und im Anschluß an das Auswanderungsgesetz im besonderen eine Verordnung erlassen, die unter anderm auch Bestimmung trifft über Anforderungen, die an Auswandererschiffe vom Standpunkt der Sicherheit der Auswanderer gegen Seeunfälle gestellt werden. Damit ist aber die Tätigkeit des Reichs, abgesehen von den später zu berührenden Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung, erschöpft. Die Sicherheit der Passagiere auf transatlantischen Dampfern ist nie direkt Gegenstand der Fürsorge des Reichs gewesen. Wohl haben die Kajüts-Passagiere auf einem großen Teil der Dampfer Nutzen von dem Auswanderungsgesetz gehabt, soweit diese Dampfer auch Auswanderer beförderten; er war aber rein zufällig, und noch heute kann die Staatsgewalt nur direkt beaufsichtigend und zwingend eingreifen, wo ein Passagierdampfer Auswanderer befördert, und nur hierzu besitzt sie amtliche Organe in Reichskommissaren. Auch für diesen Fall sind die Vorschriften, die sich auf die leibliche Sicherheit beziehen, nur dürftig und keineswegs etwa dem entsprechend, was heute zur Sicherheit von Auswanderern und Passagieren von den großen Dampfergesellschaften geschieht. Um das zu erreichen, haben andere Kräfte eingesetzt. In erster Linie das Bedürfnis der Reeder nach Seeversicherung. Unter Seeversicherung versteht man die Art von Versicherungsgeschäften, welche die Schiffe und die über See beförderten Gegenstände oder vielmehr die diesen aus dem Transport drohenden Gefahren zum Gegenstand haben. Sie ist demnach in der Regel nur Sachenversicherung. Die Versicherung von Personen, sei es von Reisenden, sei es von Schiffsmannschaften gegen die Gefahren der Seefahrt, gehört nicht dazu. Die erstere ist in das Gebiet der privaten Unfall- oder Reiseversicherung, die letztere in das Gebiet der Sozialversicherung zu verweisen. Die Prämienbemessung einer solchen Seeversicherung muß sich naturgemäß im wesentlichen nach der Seetüchtigkeit der Schiffe richten, die ihrerseits wesentlich durch die Bauart der Schiffe bestimmt wird. Darum entstanden mit der Seeversicherung die Klassifikationsinstitute — Germanischer Lloyd Berlin, Lloyds Register London, Bureau Veritas Paris usw. — deren Aufgabe die Beaufsichtigung des Baues oder der Reparaturen von Schiffen ist und je nach Qualität und Bauart ihre Verweisung in eine bestimmte Klasse. Diese zeigt den Grad der Seefähigkeit an und hat maßgeblichen Einfluß auf die Höhe der Prämien der Seeversicherung. Die Bekundung der Qualität erstreckt sich nicht nur auf den Schiffskörper, sondern auch auf die gesamte technische Ausrüstung, Anker, Ketten, Maschinen, Kessel usw. Die Gefahren der Seefahrt verlangten die Seeversicherung, das materielle Interesse des Reeders mußte geringe Prämien anstreben und konnte das nur erreichen durch tadellosen Bau. Daß die Vorzüglichkeit des Baues so gut wie der Sicherheit des Schiffes und der beförderten Güter auch den Reisenden zugute kam, ist handgreiflich, aber auch hier zufällig und nicht gewollt. Der Staat hat hierbei gar nicht mitgewirkt, abgesehen von den eigentlich zum großen Teil nur dispositiven allgemeinen Festsetzungen des Handelsgesetzbuches über das Seeversicherungsgeschäft. Außer dieser Sachenversicherung erschien nun schließlich auch die Personenversicherung, aber nicht der Reisenden, sondern der Schiffsmannschaft, also die Sozialversicherung, inauguriert durch das Reich. Das Seemannsgewerbe erhielt, wie andere, seine Berufsgenossenschaft, die ihre Unfallverhütungsvorschriften mit Genehmigung des Reichsversicherungsamts erließ. Zum Zweck hatten sie, Leben und Gesundheit der Arbeiter, d. h. in diesem Fall der Seeleute, zu schützen und Belastung der Genossenschaft durch Verhütung entschädigungspflichtiger Unfälle zu vermeiden. Daß für diesen Zweck wiederum Sicherheit des Schiffs nach Qualität und Bauart und die gesamte Ausrüstung die wesentlichste Rolle spielen, ist selbstverständlich. Auch hier kamen also, ungewollt, diese Vorschriften der Sicherheit der Reisenden zugute. Sogar noch in viel höherem Maße. Die Seeberufsgenossenschaft mußte naturgemäß auch den Fall des Schiffsverlustes und der Rettung der Besatzung ins Auge fassen. Um für die Besatzung Rettungsmöglichkeit zu schaffen, mußte angestrebt werden, sie möglichst für alle Personen an Bord zu schaffen, sonst bestand die Gefahr, daß die Möglichkeit auch für Teile der Besatzung unzureichend wurde; so finden wir eingehende Vorschriften über Boote und sonstige Rettungsgeräte. Die Sicherheit des Reisenden direkt ist also auch hier nicht gewollt. Für sie fehlt jede Initiative nach wie vor. Für den Auswanderer hat der Staat gesorgt, für die Sicherheit des Schiffes und der Ladung sorgt die Versicherung, für den Seemann die Seeberufsgenossenschaft. Soweit hierdurch für den Reisenden Vorteilhaftes entsteht, kommt es ihm zugute, ein Recht auf Sicherheit ist ihm nirgendwo gegeben; mag er sich privatim versichern. Es tritt damit die Frage auf: Ist dieser Zustand überhaupt richtig und wird der gegenwärtige Zustand überhaupt dem berechtigten Sicherheitsbedürfnis der Passagiere gerecht?

Ich glaube kaum, daß es zweierlei Meinungen darüber geben kann, daß die öffentliche Sicherheit es fordert, dem Reisenden gewisse Ansprüche auf Sicherheit zu geben; es ist kein Grund ersichtlich, warum der Passagierdampfer anderen Normen unterliegen soll wie andere öffentliche Verkehrseinrichtungen.

Zur Antwort auf den zweiten Teil der Frage, ob den Reisenden ihr Recht wird, muß man zurzeit antworten: Ja, es ist nirgendwo besser für sie gesorgt als auf deutschen Dampfern. Aber es ist keine gesetzliche Gewähr da, daß das immer so ist, und man sollte den Brunnen zudecken, ehe das Kind hineingefallen ist. Wo die Gefahren liegen, will ich zeigen.

Für die Auswanderer hat der Staat gesorgt und hat beamtete Organe, die die Ausführung der gesetzlichen Be-

stimmungen überwachen und vom Reichsamt des Innern ressortieren. Dies ist die zuständige Zentralbehörde. Als solche muß es technisch und nautisch beurteilen, ob die Gesetzgebung mit der Technik Schritt hält, und für die Durchführung etwa erlassener Bestimmungen sorgen. Dazu fehlt ihm im Schoß der Behörde ein ausreichendes Organ. Es ist dadurch nicht in der Lage, selbständig urteilend die Sicherheit der Seeauswanderungsgesetzgebung auf der Höhe zu halten, also auch nicht den hierdurch den Reisenden zuteil werdenden Schutz.

An der Sachenversicherung liegt ein direktes Staatsinteresse wohl nicht vor, Seeversicherung und Klassifikationsinstitute haben sich ihren Aufgaben immer gewachsen gezeigt. Die Klassifikation sogar so weit, daß es durchaus richtig scheint, wenn die Regierung, die ja, wenn sie mitspricht, ein sachverständiges Urteil über die Qualität und Bauart eines Schiffes haben muß, ihrem Urteil die Klassifikation zugrunde legt. Es wäre verfehlt, den ungeheuren technischen Apparat der Bau- und Reparaturbeaufsichtigung etwa zu verstaatlichen. Aber blind darf die Regierung nicht der Urteilskraft der Klassifikation ausgeliefert sein. Zurzeit ist sie das, denn sachverständige Organe zur Beurteilung des Gebarens der Klassifikation besitzt sie nicht, trotzdem sie in der Beurteilung auf sie angewiesen ist.

Der Gedanke, daß die Seeversicherung durch Gleichartigkeit der Interessen ausreichend für die Sicherheit der Reisenden sorgen muß, ist vollkommen trügerisch. Einmal ist sie, wie schon gesagt, Sachenversicherung — mit Einrichtung zur Rettung von Personen befaßte sie sich natürlich überhaupt nicht — andrerseits wird sie von Erwerbsgesellschaften betrieben, die materielle, nicht ideelle Ziele verfolgen. Wie das sich ausdrücken kann und gegebenenfalls muß, will ich an einem Beispiel zeigen. Der Reeder kommt zur Versicherung und sagt: Für meinen neuen großen Passagierdampfer will ich noch besseres Material nehmen, als für die höchste Klasse vorgeschrieben, und die neueste funkentelegraphische Einrichtung, so daß sich die Sicherheit erhöht, ich bitte daher um Ermäßigung der Prämie. Die Versicherung sagt: Ich bedaure, ich kann unter die bisherige niedrigste Prämie nicht heruntergehen, wenn ich auf die Kosten kommen soll. Die Folge wird sein, daß der Reeder von der Mehrkostenaufwendung absieht, jedenfalls die Versicherung ihn nicht mehr treibt. Die Seeversicherung kann also nicht dahin angesehen werden, daß sie grundsätzlich das Interesse der Reisenden an Sicherheit ausreichend deckt.

Es bleiben nun noch die Unfallverhütungsvorschriften der Seeberufsgenossenschaft. Die Organe der Seeberufsgenossenschaft sind: Ein Vorstand, der sich aus ehrenamtlich tätigen Schiffsreedern zusammensetzt, und die Genossenschaftsversammlung, bestehend aus den zur Genossenschaft gehörenden Reedern. Der Vorstand ist ausführendes Organ. Die Aufsicht führt das Reichsversicherungsamt, das dem Reichsamt des Innern untersteht. Der Reeder gibt sich die Vorschriften, die ihn selbst belasten. Der Vorstand wacht durch seine Organe, technische Aufsichtsbeamte, über ihre Ausführung an Bord. Die Genehmigung der Vorschriften steht bei dem Reichsversicherungsamt. Daß diese Genehmigung praktisch nicht die Bedeutung einer sachverständigen Aufsicht hat, ist dadurch gegeben, daß für diese staatliche Einsichtnahme in die unfallverhütende Arbeit der Seeberufsgenossenschaft nur ein sachverständiger technischer Beamter da ist, der nur in langen Zeiträumen einmal für eine praktische Besichtigung Zeit finden kann. Für alle andern Berufsgenossenschaften besteht die staatliche Aufsicht in den Gewerbeinspektionen, für die Seeberufsgenossenschaft fehlt dieses Organ ganz und gar. Sie hat das Recht, durch Beauftragte sich zu überzeugen, ob auf den Schiffen den von ihr erlassenen Vorschriften entsprochen wird. Anders ausgedrückt: Der Reeder läßt durch seinen Angestellten auf

seinem Schiff nachsehen, ob seine Vorschriften, deren Ausführung er bezahlen muß, befolgt werden. Die Gefahr dieser Einseitigkeit ist selbstverständlich, und es gereicht dem Pflichtgefühl unserer Reeder zur hohen Ehre, daß trotzdem alles bei uns aufs beste bestellt ist, aber grundsätzlich gutheißen kann man das unmöglich. Es widerspricht dem Rechtsbedürfnis. Nun kommt noch weiteres dazu. Weder ist die Seeberufsgenossenschaft eine Behörde, noch haben ihre Beauftragten voll amtliche Eigenschaft. Gesetzt den Fall, der Beauftragte beanstandet die Seetüchtigkeit eines Schiffs, so muß er, um z. B. zu erreichen, daß dieses Schiff nicht so in See geht, erst ein staatliches Organ darum angehen, das keineswegs gehalten ist, selbstverständlich dem Ersuchen stattzugeben, sondern dies nach eigenem Ermessen tun oder lassen kann. Schließlich, was geschieht dann, wenn den Vorschriften der Seeberufsgenossenschaft nicht entsprochen wird? Es kann Geldstrafe bis zu 1000 Mark, Versetzung in eine höhere Gefahrklasse oder Zuschläge zu den Beiträgen verhängt werden. Damit ist die Macht der Berufsgenossenschaft durchaus erschöpft. Daß in der jetzigen Organisation die Seeberufsgenossenschaft grundsätzlich nicht die Gewähr dafür bieten kann, daß die Sicherheit für Passagiere eine möglichst hohe ist, halte ich für selbstverständlich, ganz abgesehen davon, daß die Sorge hierfür gar nicht ihres Amtes ist.

Aus dem ganzen bisher geschilderten Zustand erhellt klar und deutlich, daß der Ausbau unserer auf die Seeschiffahrt bezüglichen Bestimmungen nicht im Gedanken einer Zusammenfassung aller in das Gebiet gehörigen Dinge erfolgt ist, sondern nach und nach sind den jeweiligen drängenden Bedürfnissen entsprechende Einrichtungen geschaffen, die in losem Zusammenhang mit der einen oder anderen Behörde stehen. Die Fäden laufen wohl fast alle in der Richtung auf das Reichsamt des Innern, aber teils erreichen sie es nicht, teils finden sie keine Organe, die sie verarbeiten können, und so verfügt die Reichsregierung nur über ungenügende amtliche Organe, die über entscheidende Fragen der Schiffahrt sachverständig mitreden können; es konnte dadurch vorkommen, daß z. B. über eine so wichtige Frage wie die Lademarke tatsächlich die Seeberufsgenossenschaft, wenn auch unter Aufsicht und Billigung der Behörden, international verhandelte.

Wenn nun z. B. international über Sicherheitsvorkehrungen für Reisende verhandelt werden soll, wer soll das sachverständig von Reichs wegen tun? Wäre es des weiteren nicht auch richtig, wenn die Regierung sich der internationalen Regelung des Dampferwegs nach Neuyork annähme? Hier liegen doch z. B. auch nur Abreden einseitig Interessierter vor.

Kurz, die Verhältnisse scheinen mir gebieterisch zu fordern, daß das Reich irgendwo und irgendwie eine Zentralstelle schafft, die sich sachverständig mit allen Handelsseeschiffahrtsdingen befaßt; damit werden auch die Reisenden zu ihrem Recht kommen und eine wirkliche staatliche Aufsicht für das Seeverkehrswesen vorhanden sein. Auch ganz losgelöst von den hier behandelten Einzelfragen, muß es ja wunderbar scheinen, daß bei den ungeheuren Seeinteressen und der Bedeutung deutscher Seeschiffahrt eine solche Zentralstelle fehlt, um so mehr, als alle andern Nationen auf diesem Wege lange vorangegangen sind. Ansätze zu einer Organisation sind ja an mehreren Stellen vorhanden, es wird vielleicht genügen, sie einheitlich zusammenzufassen und ihnen Wachstum nach dem Bedürfnis zu sichern.

Am Grabe der „Titanic“.

Von C. Herbert — Hierzu die Aufnahmen von Schiffarzt Dr. K. Marloth auf S. 738.

Sonntag abend. Einsam wandert der wachhabende Offizier auf der Kommandobrücke des Norddeutschen Lloyddampfers „Frankfurt“ von einer Seite zur andern, die Augen scharf nach vorn gerichtet, hinaus auf die endlose, düstere Wasserwüste. Sind doch vor zwei Tagen von den deutschen Dampfern „George Washington“ und „President Lincoln“ drahtlose Meldungen von großen Eisfeldern empfangen worden, von vielen Eisbergen, die an der Südspitze der Neufundlandbank nach Süden treiben. Wer kann's wissen, ob bei dem unerwartet frühen Erscheinen des Eises in diesem Jahr nicht sogar auf unserm Kurs plötzlich im Dunkel der Nacht die drohenden Formen der erstarrten Riesen vor unserm Bug auftauchen?

Die Verantwortung für das Schiff und seine 250 Menschenleben, das deutsche Pflichtgefühl stählen die Aufmerksamkeit des Wachoffiziers, doch unbehindert bahnt sich der Dampfer seinen Weg durch die schwarzen Fluten und schiebt wuchtig die zu Schaum und Gischt zerstiebenden Wogen beiseite.

An dem dunkeln Himmel schielt manchmal zwischen zerrissenen, langsam nach Süden segelnden Wolkenfetzen ein verlorenes Sternlein hindurch, und ein mäßiger Nordostwind, der seinen nordischen Ursprung durch empfindliche Kälte verrät, kräuselt die Wellen mit kleinen, perlenden Schaumkronen.

Acht Glasen — Mitternacht. Zitternd hallen die ehernen Schläge der Schiffsglocken durch die nächtliche, nur durch das Schäumen des Bugwassers und das Hämmern der Maschinen unterbrochene Stille.

Die Wachen lösen sich ab. Frische, ausgeruhte Kräfte übernehmen für die nächsten vier Stunden die Leitung des Schiffes und der Maschinen sowie die Sorge für die Sicherheit und den Fortgang des Schiffes.

Indessen sitzt in der drahtlosen Station der Telegraphenbeamte Zippel mit dem Mikrophon am Ohr. Schon seit mehreren Stunden hört er die tönenden Funken eines in weiter Entfernung von Osten nahenden Dampfers und lauscht mit dem Interesse des Berufsmenschen den klaren, singenden Buchstaben, die zweifellos von hochmodernen Apparaten ausgehen müssen.

Zahlreiche Privattelegramme sind durch den Äther nach Kap Race, der nächsten Landstation, geschwirrt, Bestellungen auf Hotelzimmer in Neuyork, Grüße an Angehörige in Amerika.

Wohl ein halbes Dutzend anderer Dampfer hört man in einiger Entfernung drahtlos arbeiten.

Nun verstummt der Lärm, es ist Pressezeit. Von Kap Cod auf dem amerikanischen Festland knattern langsam und deutlich die Striche und Punkte des Morsealphabets über den Ozean und verkünden den Passagierdampfern die neusten Tagesereignisse und Börsennachrichten.

Nur jener Dampfer mit den klaren Tönen arbeitet weiter und tritt dann auch mit uns in Verbindung, indem er gegen 12 Uhr sein Unterscheidungzeichen: M G Y und seine Position 41° 44' Nord und 50° 24' West angibt. Es ist der neue Dampfer „Titanic".

Seiner Bitte um unsere Position soll entsprochen werden, und der Telegraphist holt sich von dem abgelösten Offizier den genauen Standort unseres Dampfers.

Kaum hat er wieder M G Y angerufen, als von dort in schnellen Zeichen eine unerwartete Antwort kommt: „Oh You are the nearest, please tell Your captain to come to our assistance as quick as possible, we just run in an iceberg." (Oh, Sie sind am nächsten. Bitte sagen Sie Ihrem Kapitän, daß er so schnell wie möglich uns zu Hilfe kommen soll, wir sind gerade mit einem Eisberg zusammengestoßen.)

Da stürzt der Telegraphist auf die Kommandobrücke und erstattet in hastigen Sätzen seine Meldung. Der Kapitän wird gerufen. Nach wenigen Minuten erscheint er auf der Brücke und übernimmt das Kommando.

Hier gibt's kein Besinnen, hier sind Menschenleben in Gefahr. Die Unfallstelle wird in die Karte eingetragen, der Kurs darauf zugesetzt, und nach kurzer Zeit biegt unser Dampfer nach Norden ab.

Mittlerweile ist der verunglückte Dampfer von uns verständigt worden, daß wir ihm zueilen, daß wir jedoch bei der Entfernung von 140 Meilen nicht vor 11 Uhr morgens bei ihm sein können.

Inzwischen hat „Titanic" das drahtlose Notsignal abgegeben C Q D (Come quick danger), dahinter M G Y und ihren genauen Ort. Im Westen von uns naht der Dampfer „Olympic", der noch nichts von dem Unfall ahnt und in Verbindung mit einem andern Schiff steht.

Da machen wir ihn durch Anruf und „Stand by, M G Y macht C Q D" („Passen Sie auf, ‚Titanic' macht Notsignale!") aufmerksam, und er quittiert sofort mit einem „Oh thanks" („Oh, danke!"). Vom Osten vernehmen wir, daß auch der deutsche Dampfer „Cincinnati" die Notsignale gehört hat und im Anmarsch zur Unfallstelle ist.

Ununterbrochen knattern indessen die erschütternden Notsignale der „Titanic" durch die Luft:

—·—· ——·— —··
C Q D

Nach einiger Zeit verstummt der Hilferuf vorübergehend, und um 1 Uhr 20 Minuten, genau 1 Stunde 10 Minuten nach dem ersten C Q D, erfolgt die Mitteilung: „We have lowered the boats down and put the passengers in the boats." (Wir haben die Boote heruntergelassen, und unsere Passagiere gehen jetzt hinein.)

Dann wieder C Q D, bis nach zehn Minuten die Hilferufe verstummen, um nicht wiederzukehren. Was ist geschehen? Ist nur die drahtlose Station in Unordnung geraten, oder ist eine Katastrophe eingetreten? Ist das stolze, gewaltige Schiff in die Tiefe gesunken? Spielt sich vielleicht jetzt an der Unfallstelle ein gräßliches Ringen vieler Menschen mit dem Tod ab?

Bange, tief ins Herz schneidende Fragen! Kommen wir noch zur rechten Zeit oder zu spät?

Viel zu träge schleicht unser Dampfer durch die schäumenden Wogen. Könnten wir ihm doch Flügel verleihen und helfen, retten!

Von dem Hamburger Dampfer „Ypiranga" erfahren wir, daß auch er zur Unfallstelle abgehalten hat, trotz der viel größeren Entfernung.

Auch der russische Dampfer „Birma" steuert auf die Position der „Titanic" zu. Er ist bedeutend näher als wir, nur 60 Meilen von der Unfallstätte, und wird sicher vor uns ankommen.

Endlich weichen die Schatten der Nacht, und ein stahlblauer, fast wolkenloser Himmel wölbt sich über der ziemlich ruhigen See. Im Osten taucht der feurige Sonnenball über dem scharfen Horizont auf.

Durch astronomische Beobachtungen des Nordsterns und der Sonne fixieren wir unsern genauen Schiffsort und können sicher sein, die Unfallstelle nicht zu verfehlen.

Unter unsern 150 Passagieren und der gesamten Besatzung greift eine erklärliche Aufregung Platz. In das menschliche Mitleid mit dem tragischen Geschick der „Titanic" mischt sich die bange Erwartung, ob es uns vergönnt sein wird, dem Tod seine Opfer zu entreißen.

„Eile, mein Schiff, eile, es ist keine Zeit zu verlieren." Die Minuten werden zu Ewigkeiten.

Gleichmäßig ertönt das eherne Pochen der Maschinen, unermüdlich bahnt sich der Dampfer seinen Weg durch die plätschernden Wellen, eine breite, schäumende und brodelnde Gischtspur zurücklassend.

— Drei Rauchwolken am vorderen Horizont. — — Eine leise Beruhigung, es sind schon Schiffe vor uns an der Stätte des Dramas eingetroffen, dann waren wir also doch nicht die nächsten.

Endlich um 10 Uhr ein weißer Punkt am Horizont — ein Eisberg.

Auf der Kommandobrücke stehen der Kapitän und sämtliche fünf Offiziere und lugen angestrengt mit scharfen Doppelgläsern über die See.

Allmählich tauchen noch andere Eisberge über der scharfen Kimm auf. Endlich, um 10 Uhr 50 Minuten morgens, stehen wir auf der Position der „Titanic" um Mitternacht.

Nichts ist zu sehen, kein schwimmendes Wrackgut, keine Menschen, kein Boot. Nur Eisberge und im Norden langgestreckte Eisfelder, so weit das Auge reicht.

Inzwischen sind drahtlose Meldungen eingelaufen, daß die „Carpathia" die meisten Boote gefunden hat, nur noch zwei Boote fehlen.

Links voraus steuert ein Dampfer nach Südwesten, die „Birma". Zur Rechten ein großer Dampfer mit vier Masten südwärts gehend.

Weit im Osten ein dritter großer Dampfer, ebenfalls südwärts ziehend.

Nun wenden wir unsern Kurs nach Osten und halten auf die größten Eisberge zu. Wer weiß, ob dort nicht halberstarrte arme Überlebende der Rettung harren?

Jetzt ziehen wir langsam ganz dicht an dem ersten der gewaltigen weißen Riesen vorbei. Wie ein Märchenschloß oder ein trutziges Fort ragen die schneeigen Mauern über der tiefblauen See hervor. In blendender Weiße, an den Abhängen in smaragdenem Grün erschillernd, treiben die kompakten Eismassen auf dem ruhigen Meer.

Trotz angestrengtesten Auslugens ist keine Spur von Menschen zu erblicken, nur unzählige Seevögel schweben über dem Eis, und ihre gespenstischen Schatten huschen über den blendenden, glitzernden Schnee. Wart ihr gefiederten Segler der Lüfte die einzigen Augenzeugen der furchtbaren Katastrophe? Habt ihr den durchdringenden Todesschrei von Hunderten, Tausenden armer Menschen vernommen, als die schwarzen, gefräßigen Fluten über dem stolzen Schiff zusammenschlugen und ihre Opfer in die Tiefe von 3800 Meter zogen?

Einer der Offiziere steigt nach oben in den vordersten Mast, hoffend, von dort mit dem scharfen Fernglas etwas erspähen zu können.

Viele lose Eisschollen stellen sich unserm Dampfer in den Weg, prallen zeitweise polternd gegen die Stahlwand des Schiffes — weiter, weiter.

Eine Zigarrenkiste, einige Holzstücke und ein Deckstuhl treiben an uns vorbei. Sind dies die ganzen Überreste der mächtigen „Titanic", oder gehören sie einem andern Schiff? Wo sind die Menschen?

12 Uhr mittags; wir fahren ganz nahe an dem englischen Viermaster vorbei und wenden südöstlich, um die Eisgrenze abzusuchen. So weit das Auge reicht: im Norden bis zum Horizont Eis. In der Ferne viele zerklüftete Eisberge in dem weißen ausgedehnten starren Feld. Ein Vergleich drängt sich uns auf, die Erinnerung an den Kamposanto, den Friedhof in Genua, mit seiner Fülle von Marmorgrabsteinen. Ist dieses weiße Eisgefilde nicht auch wie ein Symbol der Grabesstätte armer Ertrunkener? —

Eine empfindliche Kälte umströmt uns. Fröstelnd und zitternd hüllen sich die Passagiere, die vor 14 Tagen noch in den warmen Landstrichen von Mexiko, Kalifornien und Texas gewandelt, in die dicken Winterkleider.

Unentwegt halten wir scharfen Ausguck nach allen Seiten, und eine herbe Enttäuschung beginnt in uns aufzukeimen, daß wir zu spät gekommen sind, daß ein grausames Geschick das unglückliche Schiff und seine armen Menschen in die Tiefe gezogen hat und es uns trotz der besten Hilfsbereitschaft bis jetzt nicht vergönnt war, dem Moloch des Meeres seine Opfer zu entreißen.

Wie vorsorglich hatten wir alles zur Aufnahme von Überlebenden vorbereitet, um rasche Hilfe bringen zu können. Sämtliche Treppen sind klar gemacht, Einrichtungen getroffen zur Übernahme erstarrter, hilfloser Menschen, Decken und Matratzen sind bereit, die Küche gerichtet zur schnellen Labung vieler Schiffbrüchiger.

Soll all die Vorsorge vergeblich sein?

Weiter zieht unser Dampfer gen Südosten. Trotz angestrengtester Aufmerksamkeit können wir nicht die geringste Spur von Booten oder Menschen entdecken.

Bis 2 Uhr 30 Minuten ziehen wir an dem Eis zur Linken vorbei. An fünfzig Eisberge zählen wir, die hier in der Meereseinsamkeit gen Süden treiben. Werden sie noch anderen Schiffen verderblich werden oder in dem warmen Wasser zerschmelzen?

Das Eisfeld hat eine Ausdehnung von beinah sechzig Kilometer Länge.

Im Süden steigen zwei weitere Rauchwolken auf, nun sind wir also mit sechs Dampfern auf der Suche. Wenn nun noch Boote treiben, können sie in diesem Karree den Rettern nicht entgehen.

Am Abend sind wir wieder auf unserm Kurs und steuern heimwärts, unsere Nachforschungen sind ergebnislos geblieben. Aber gottlob, die Boote sind alle in Sicherheit, wie die drahtlosen Meldungen berichten.

Das ist der einzige Lichtblick in der allgemeinen Trauer, deren Anlaß das einzige Gesprächsthema auf unserm Schiff bildet.

Ist es nicht eine Tücke des Schicksals, daß es dieses prächtige neue Schiff auf seiner ersten Reise vernichtet hat? Diesen schwimmenden Palast, an dem Tausende fleißiger Hände jahrelang Tag und Nacht gearbeitet?

Warum mußte der Haß der Elemente gerade diesem neuen Schiffskoloß mit seinen blühenden Menschenleben verderblich werden und ihn an der toten Masse eines Eisbergs zerschellen lassen?

Ungelöste Fragen!

Shakespeares Totenmaske.

Von Dr. R. W. Drechsler. — Hierzu die Aufnahme auf S. 732.

„Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?'

so mochte der Besitzer dieser von Rätseln umwobenen, noch von der Forschung heiß umstrittenen Reliquie empfinden, als der Name des Hamletdichters mit der Physiognomie dieser faszinierenden Gipsmaske zum erstenmal in Verbindung gebracht wurde. Und so empfanden auch alle Teilnehmer der diesjährigen Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft am Geburts- und Todestag des großen Stratforders, dem 23. April, in Weimar, als sie nach dem erklärenden Vortrag des Interpreten und Apologeten der Echtheitstheorie Prof. Dr. Paul Wislicenus-Darmstadt an die Maske auf dem Vorstandstisch herantraten und sich prüfend oder huldigend in die Betrachtung des bedeutsamen adligen Gesichtes versenkten.

Die Vorgeschichte der Maske ist vielfältig verschlungen und führt in die halberhellte Dämmerwelt alter Schloßbibliotheken, Kunstkabinette und Trödlerläden. Nach den eindringlichen, von beflügelter Begeisterung und peinlichem Fleiß getragenen Forschungen von Wislicenus erwarb der Mainzer Domherr Reichsgraf Franz von Kesselstatt das interessante Stück auf einer englischen Reise zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Der Präsident der Shakespeare-Gesellschaft Professor Brandl-Berlin hat in einer Kritik der Arbeiten von Wislicenus — im Labyrinth der zahlreichen Konjekturen einen Faden aufzeigen können, der in geistreichster Weise eine Verbindung herstellt zwischen der Kesselstattischen Sammlung und den Kunstschätzen des pfalzgräflichen Hauses in Heidelberg, wo bis 1680 Pfalzgraf Karl Ludwig residierte, ein Sohn der mit Shakespeare und Ben Jonson befreundeten englischen Prinzessin Elisabeth. Nach des Grafen Tod 1841 wurden seine Sammlungen von Kunstgegenständen und Kuriositäten in öffentlicher Auktion versteigert. „Ein männliches Bildnis in Gips", das „seines melancholischen Aussehens wegen" wenig Beachtung gefunden hatte, geriet in die Hände eines Mainzer Trödlers. Hier, unter Lumpen und wertlosem Kram, fand der Großherzoglich Hessische Hofmaler Ludwig Becker die Rarität im Jahr 1849 und brachte sie in den Besitz seiner Familie. Auf die Spur dieses bis dahin noch durchaus anonymen und unbeachteten Porträtstoffes kam Becker erst durch ein in der Kesselstattischen Sammlung befindliches, stets mit größter Ehrfurcht behandeltes Bildchen „eines lorbeerbekränzten Dichters auf dem Totenbett" mit der Jahreszahl 1637, das auf der Auktion versteigert worden war und „der Tradition nach" Shake-

speare auf dem Totenbette darstellte. Als Becker dieses kostbare Stück von dem Antiquar Jourdan erwarb, äußerte er seine Bedenken über die traditionell behauptete Identität mit dem Hinweis auf die Jahreszahl, die ohne jedweden Zusammenhang mit Shakespeare sei. Er gab seine Meinung dahin ab, daß dieses Bildchen möglicherweise nach einer vorhandenen Statue oder einer „Totenmaske“ hergestellt worden sei. Im weiteren Verfolg dieser klugen Vermutung brachte Becker schließlich in Erfahrung, daß laut Ausweis des Auktionskatalogs tatsächlich ein einigermaßen ähnlicher „männlicher Gipskopf von sogenanntem Pariser Abguß“ in Kesselstatts Kollektion enthalten gewesen sei. Als er nach zweijährigem Herumstöbern dieses Stück beim Trödler fand, entdeckte er auf dem Rand des hinteren Hohlraumes die Inschrift: „Ao Dm 1616“ (Anno Domini 1616), das Todesjahr Shakespeares. Jetzt schien der Ring geschlossen, und wiewohl das Totenbildchen, das auf die Fährte geholfen hatte, sehr bald als eine Darstellung des Shakespeare eng befreundeten elisabethinischen Dramatikers Ben Jonson, † 1637, erkannt wurde, blieb mit der Maske von nun an der Name „Shakespeare“ unlöslich verknüpft. Professor Wislicenus hat in zwei Publikationen: „Shakespeares Totenmaske“ 1910 und „Dokumente zu Shakespeares Totenmaske“ 1911 alles menschenmögliche getan, um die Identifizierung aus dem Zweifel zur wissenschaftlichen Gewißheit zu erheben.

Nebst der gründlichen Nachprüfung aller historischen Dokumente über Herkunft und Wanderschicksale der Reliquie hat er neuerdings in Gemeinschaft mit dem Darmstädter Bildhauer Cauer die vergleichenden physiognometrischen Messungen des amerikanischen Zeichners Page an dem Kopf der authentischen Grabesbüste Shakespeares in Stratford einer umständlichen Kontrolle unterzogen. Mit 52 Kreuzen wurde die Maske nach Pages Feststellungen, die schon 1875, von der Allgemeinheit und auch der Shakespeareforschung wenig beachtet, erfolgt waren, markiert für die Maße der Kontur, Augenhöhlenknochen, Augen, Nase, Mund usw. und in Parallele gebracht mit dem Stratforder Kopf. Die von jeher beachtete, auffällige Eigenheit dieses letzteren, daß die linke Gesichtshälfte um ein beträchtliches Stück breiter ist als die rechte, ließ sich nun bis auf den Millimeter auch an der Totenmaske feststellen. Zur Bestätigung dieser metrischen Beweisführung hat Wislicenus Zeichnungen der beiden Plastiken übereinanderpausen lassen und behauptet nun noch emphatischer als Page, daß die „Darmstädter“ Totenmaske (weil jetzt in Privatbesitz in Darmstadt) die unmittelbare Vorlage für die authentische zeitgenössische plastische Darstellung des Shakespearekopfes in Stratford gewesen sein muß. Dem schlechten Stratforder Steinmetzmeister ist nur ein grotesker „Götzenkopf“ gelungen, von dem Original, eben dieser Maske, so verschieden wie „Apoll von einem Satyr“. Namhafte moderne Künstler, wie Prof. Bauer-München, vor allen Prof. Lessing-Berlin für sein schönes Shakespearedenkmal im Weimarer Park, haben ihren Shakespeare mit bestem Gelingen nach der Maske rekonstruiert und so des Forschers Ergebnisse mit ihrer praktischen künstlerischen Anwendung gefestigt.

Das außerordentlich reiche Material, das Wislicenus in Lichtbildern dem Auditorium, das mit Bezug auf die Shakespeareforschung „ein Parkett von Königen“ genannt werden könnte, vorlegte, wird demnächst in einem größeren zusammenfassenden Werk der größeren Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Niemand konnte sich an diesem 23. April dem großen Eindruck verschließen, den die Erwägung in sich barg, daß hier an Deutschlands klassischer Stätte die irdische Form der Züge des „William, Stern der höchsten Höhe“ zugegen war, die Form, die von Shakespeares totem Antlitz vor nunmehr fast 300 Jahren abgenommen war. Stumm und hoheitsvoll ruhte die wächsern braune wie von der mächtigen Hand der Natur modellierte Maske in dem dreiteiligen, mit grüner Seide ausgeschlagenen Kästchen und präsidierte mit ihrer ahnungsvollen, suggestiven Gegenwart über das Konklave der deutschen Shakespearegemeinde. In ehrfürchtiger Prozession zogen Gläubige und Zweifler an dem stillen, wie in ewigen Träumen befangenen Kopf vorüber, und mancher geheime Wunsch regte sich, daß echte Andacht hier vor einer wahren Reliquie verrichtet werden möchte.

Unsere Bilder

Der Stapellauf des neusten deutschen Linienschiffes (Abb. S. 731) hat auf der Schichauwerft in Danzig stattgefunden. Um dem Schiff, das während des Baus als „Ersatz Aegir“ bezeichnet worden war, den neuen Namen „König Albert“ zu geben, kam König Friedrich August von Sachsen in Begleitung seiner ältesten Schwester, der Prinzessin Mathilde, nach Danzig. Die hohen Gäste wurden auf dem Bahnhof vom Kronprinzenpaar empfangen, das ja im nahen Langfuhr, residiert, und stiegen dann im Haus des Generals der Kavallerie v. Mackensen, des Kommandierenden Generals des 17. Armeekorps, ab. Am folgenden Tag fand dann in Gegenwart der Fürstlichkeiten, des Staatssekretärs v. Tirpitz und vieler anderer hoher Persönlichkeiten der Stapellauf statt. König Friedrich August hielt die Taufrede, und Prinzessin Mathilde vollzog in der üblichen Weise den Taufakt.

Schattenbilder von der Sonneninsel Korfu (Abb. S. 733) hat Prinz August Wilhelm nach Berlin gesandt. Der kunstsinnige Prinz hat Eindrücke von der diesjährigen Südlandreise schwarz auf weiß festgehalten und die reizenden Silhouetten, die so entstanden, in der sehenswerten Ausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses zur Schau gestellt. Wie wir unsern Lesern bereits in Bild und Wort berichteten, enthielt die Ausstellung gleich an ihrem Eröffnungstag einige Silhouetten des Prinzen August Wilhelm und anderer fürstlicher Künstler. Die neuen Arbeiten, die der Prinz eingesandt hat, beweisen, daß auch im Zeitalter der Photographie die Schwarzkunst der Schere reizvolle Landschaftsansichten und Porträte liefern kann.

Der erste französische Generalresident in Marokko (Abb S. 732). Der Aufstand der Garnison von Fez und die bedenkliche Unruhe in andern Landesteilen dürften die Franzosen anspornen, ihr Protektorat über Marokko rasch zu einer endgültig vollzogenen Tatsache zu machen. So hat die französische Regierung den Divisionsgeneral Lyautey zu ihrem ersten Generalresidenten in dem neuen Protektorat ernannt. Der General, der unter diesem Titel die tatsächliche Herrschaft über das Land und seinen Sultan zu führen haben wird, hat sich während der Kämpfe, die der Besetzung Marokkos durch die Franzosen vorausgingen, als Heerführer, aber auch als geschickter Administrator okkupierter Gebiete bestens bewährt, und seine Ernennung ist in Frankreich von aller Welt mit Beifall aufgenommen worden. Zum Generalsekretär des neuen Residenten wurde der bisherige französische Konsul in Fez H. Gaillard ernannt, der schon seit sechs Jahren auf seinem Posten ist und die marokkanischen Verhältnisse ausgezeichnet kennt.

Die Feste in Venedig (Abb. S. 736) haben einen großen Teil der letzten Aprilwoche ausgefüllt. Wie in jedem Frühling wurde die Internationale Kunstausstellung unter großen Feierlichkeiten eröffnet. Während diese Eröffnung sonst den Höhepunkt der venezianischen Frühjahrsaison bildet, war sie diesmal nur die Einleitung zu weit glänzenderen Festen,

durch die die Einweihung des vor zehn Jahren eingestürzten und glorreich wieder aus dem Schutt erstandenen Kampanile von San Marco gefeiert wurde. Umgeben von den Bischöfen Venetiens weihte der Patriarch von Venedig den Glockenturm. Eine unzählige Menschenmenge drängte sich während der Feier auf dem Markusplatz, und als die Fahnen Italiens und Venedigs auf dem Turm gehißt wurden, brach unten auf dem herrlichen Platz orkanartig der Enthusiasmus der Venezianer und ihrer Festgäste aus.

Die Pariser Automobilapachen (Abb. S. 735) oder doch ihre Führer haben im Kampfe gegen die Polizei nun endlich den verdienten Untergang gefunden. Bonnot, das Haupt der Bande, hatte sich, nachdem er im Hause des Trödlers Gauzy den Vizechef der Pariser Sicherheitspolizei Jouin erschossen hatte, in einen Automobilschuppen des Vorortes Choisy-le-Roi geflüchtet. Als die Polizei diesen Schuppen durchsuchen wollte, leisteten Bonnot und sein Komplice Dubois Widerstand, und es entstand ein richtiges Feuergefecht. Endlich gelang es dem Leutnant der republikanischen Garde Fontan, sich unter dem Schutze eines mit Heu gefüllten Leiterwagens dem Hause zu nähern und eine Dynamitpatrone zur Explosion zu bringen. Die Polizei drang durch die Bresche ein und fand im Innern Dubois tot, Bonnot tödlich verletzt. Der Unhold, der sich bis zuletzt zu wehren suchte, wurde durch die Polizei ins Spital transportiert, wo er bald darauf starb.

In Teheran (Abb. S. 734) sind die Verhältnisse noch immer ungeklärt, und die fremden Diplomaten müssen bei den fortwährenden Wirren auf den Schutz ihrer in Persien weilenden Landsleute bedacht sein. Die deutschen Interessen in Teheran, die ja nach den Potsdamer Abmachungen nur wirtschaftlicher Natur sind, nimmt in Vertretung des Gesandten der Legationssekretär Dr. v. Schmidthals wahr.

Professor Lütkemeyer (Portr. S. 737). Der bekannte Theatermaler Professor Fr. Lütkemeyer in Koburg, der Seniorchef des Welthauses für Bühnenausstattungen, feierte am 5. April d. J. in körperlicher und geistiger Frische seinen siebzigsten Geburtstag. Professor Lütkemeyer beging den Tag im engsten Familienkreis in seinem idyllisch gelegenen Landsitz bei Koburg, den schon der Dichter Jean Paul vor über 100 Jahren während seiner Koburger Zeit bewohnte. Es dürfte interessieren, daß Professor Lütkemeyer vor einiger Zeit auch in Berlin ein Zweighaus seines Unternehmens errichtet hat, dem Ateliers für Raumkunst und technische Bureaus usw. angegliedert sind.

Berliner Theater (Abb. S. 737). Im Berliner Königlichen Opernhause hat man einen alten, halbvergessenen Operneinakter des Meisters Gluck „ausgegraben", das Schäferspiel „Die Maienkönigin". Die Damen Ober, Dux und Dietrich und die Herren Henke und Mang stellten bei der Premiere mit viel Glück die fünf Rollen des graziösen kleinen Werkes dar. — Im Metropoltheater, wo in den letzten Jahren, so oft die ersten Lerchen schwirrten, stets die große Revue zugunsten einer tollen Ausstattungsoperette vom Programm verschwand, fand die Premiere eines Werkes statt, das in der deutschen Bearbeitung des Hausdichters Julius Freund „Schwindelmeier und Co." heißt, aber aus dem Englischen stammt und einst den Titel „The Arcadians" führte. Wenn berichtet wird, daß der dicke Meyer — natürlich der köstliche Guido Thielscher — sich in Arkadien, dem Lande der Wahrheit, verjüngt, dann kann man sich von dem Inhalt dieser „phantastisch-musikalischen Komödie" eine Vorstellung machen. — Die aufstrebende Kurfürsten-Oper hatte berühmte Gäste. An einer Aufführung der „Verkauften Braut" von Smetana nahmen Kammersänger Kurt Frederich und die vom Berliner Publikum so vergötterte Emmy Destinn teil.

Personalien (Abb. S. 734). Der als Leiter großer Hotelunternehmungen in der internationalen Fremdenwelt wohlbekannte Herr Rudolf Sendig in Dresden, Mitglied des Aufsichtsrats des internationalen Hotelbesitzervereins, feierte am 1. Mai sein 50jähriges Berufsjubiläum. Er ist einer der verdientesten Hotelfachleute, die Deutschland heute besitzt. — Bernhard Baumeister, der große Charakterdarsteller, ist im April 1852 von Heinrich Laube an das Wiener Burgtheater gebracht worden, zu dessen hellsten Sternen er seither gehört hat und noch immer gehört. Der 84jährige Künstler, der dies unerhörte Jubiläum der sechzigjährigen Zugehörigkeit zu einer und derselben Bühne feiern konnte, tritt noch immer gelegentlich auf. — Während der Anwesenheit des dänischen Kronprinzenpaares am Schweriner Hof wird in einem Konzert, das zu Ehren und unter dem Protektorat der hohen Gäste veranstaltet wird, die dänische Kammersängerin Ellen Beck auftreten. Sie gilt als eine treffliche Künstlerin.

Todesfälle (Abb. S. 732 u. 734). Der Erzbischof von Bamberg Dr. Friedrich v. Abert, der kurz vor seinem 60. Geburtstag verschieden ist, hat es vom Schusterssohn zum Kirchenfürsten gebracht. Er stammte aus Münnerstadt in Unterfranken, wurde 1875 zum Priester geweiht, wirkte dann lange Jahre als Professor der Dogmatik an der Würzburger Universität und wurde im Jahre 1905 auf den erzbischöflichen Stuhl von Bamberg erhoben. — Der Geh. Kommerzienrat Emil Jacob, der, allgemein betrauert, dieser Tage die Augen schloß, galt als einer der größten Spediteure des Reichs; er war nicht nur als Vorsitzender der Lagerei-Berufsgenossenschaft, des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, des Zentralausschusses Berliner kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Korporationen ein Vorkämpfer des Kaufmannstandes, sondern auch ein auf vielen anderen Gebieten gemeinnützigen Wirkens hochverdienter Mann, dem besonders das Rote Kreuz viel verdankt. — Im Alter von nur 46 Jahren ist in einem Sanatorium bei Berlin der Bildhauer Prof. Otto Stichling gestorben. Der Künstler, der bis 1910 an der Kunstgewerbeschule zu Altona und seither an der Charlottenburger Kunstgewerbe- und Handwerkerschule wirkte, war einer der produktivsten unter unseren jüngeren Bildhauern. Unter seinen vortrefflichen, fein stilisierten Werken seien die Bronze „Nacktes Mädchen" in der Nationalgalerie, die vielen Bronze- und Holzplastiken im Kölner Kunstgewerbemuseum, der skulpturale Schmuck des Charlottenburger Rathauses und des Theaters in Wiesbaden erwähnt.

Die Toten der Woche

Generalleutnant z. D. v. Alten, bekannter Militärschriftsteller, † in Berlin am 30. April.

Michael Flürscheim, bekannter Bodenreformer, † in Berlin am 26. April im Alter von 68 Jahren.

Stadtverordneter Bernhard Hammerstein, † in Berlin am 28. April im Alter von 78 Jahren.

Oberbürgermeister a. D. Hegelmaier, † in Stuttgart am 27. April im Alter von 65 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Emil Jacob, † in Berlin am 24. April im 68. Lebensjahr. (Portr. S. 734).

Oberbrandinspektor Adam Reinhardt, † in Berlin am 28. April im Alter von 63 Jahren.

Professor Otto Stichling, bekannter Bildhauer, † in Berlin am 28. April im 46. Lebensjahr. (Portr. S. 732).



Von links: König Friedrich August, General der Kavallerie v. Mackensen, Großadmiral v. Tirpitz. Phot. Intern. Illustr.-Verl.

Der König von Sachsen begibt sich zu der Feierlichkeit nach der Schichauwerft.

Stapellauf und Taufe des Linienschiffes „König Albert" in Danzig.

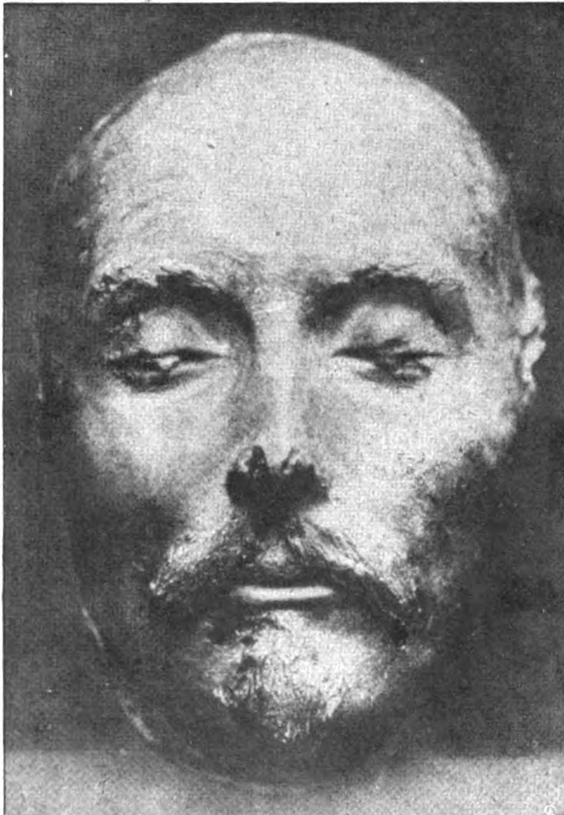


Prof. Otto Stichling †
Der bekannte Berliner Bildhauer.



Phot Harlingue.

M. Gaillard.
Generalsekretär des Generals Lyautey





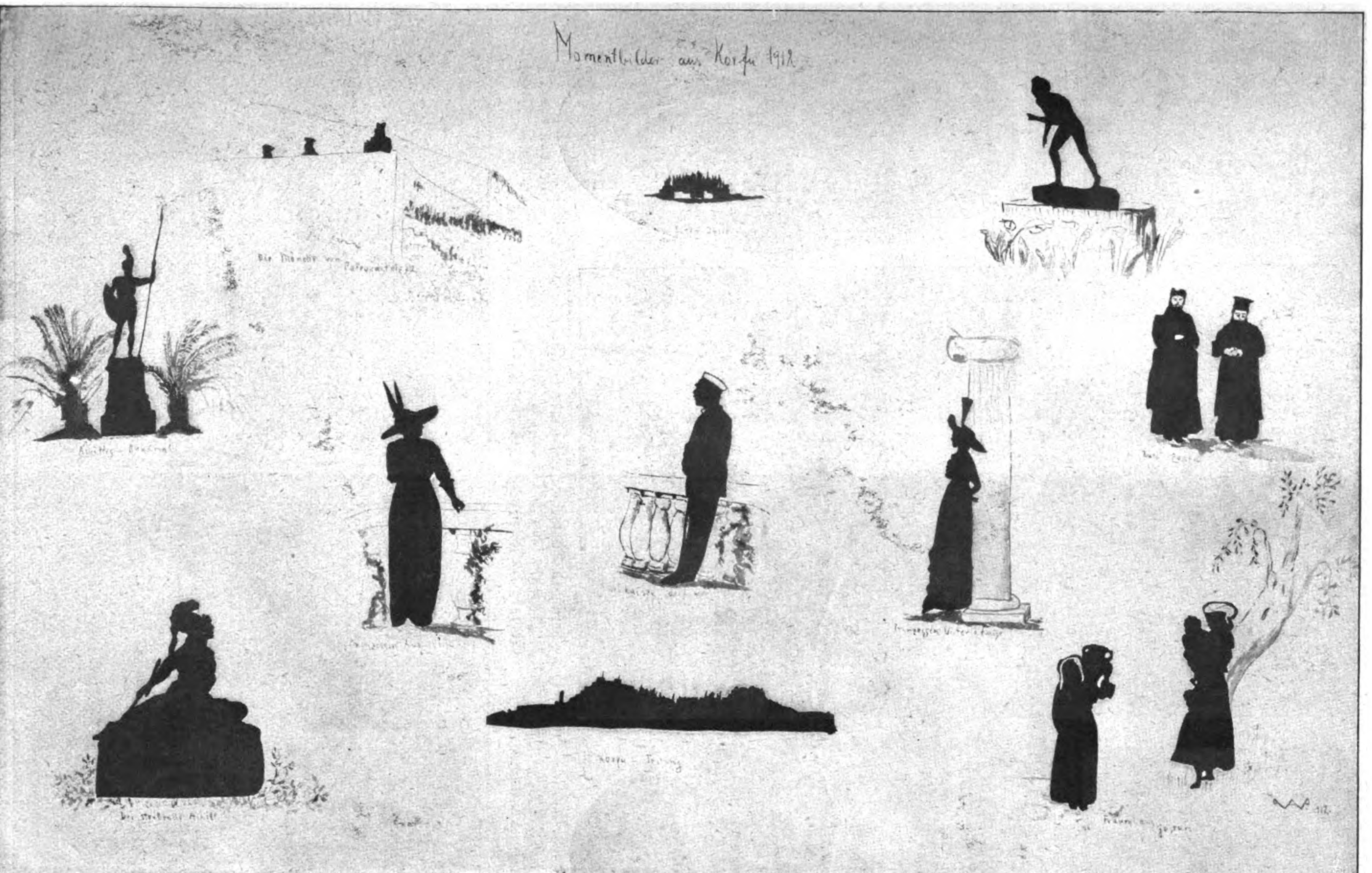
Phot. Gerschel.

General Lyautey,
wurde vom französischen Ministerrat zum Generalresidenten von Marokko ernannt.



Von links: Prof. Keller-Münster; Prof. Förster-Leipzig; Prof. Schüddekopf-Weimar; Geh. Rat Brandl-Berlin (Präsident); Exz. v Vignau-Weimar; Prof. Wislicenus-Darmstadt; —; Prof. Franke-Weimar; Dr. Ortlepp-Weimar. — Hofphot. Held.

Tagung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar. Oberes Bild: **Die berühmte Shakespeare-Totenmaske.**



Von lin.s: (Obere Reihe): Die Mönche von Paleokastrizza; Toten-Insel; Bronze-Läufer. (Mittlere Reihe): Achilles-Denkmal; Prinzessin August Wilhelm; Der Kaiser auf der Terrasse; Prinzessin Viktoria Luise; Zwei Popen. (Untere Reihe): Der sterbende Achill; Korfu-Festung; Frauen aus Gasturi.

Momentbilder aus Korfu 1912, gezeichnet und geschnitten von S. K. H. dem Prinzen August Wilhelm von Preußen

für die Silhouetten-Ausstellung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus (Friedmann & Weber) in Berlin.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Geh. Kommerzienrat Jacob †
Berlin.



Phot. Elfelt.

Frl. Ellen Beck,
dänische Kammersängerin, singt in einem Konzert unter dem Protektorat des dänischen Kronprinzenpaares in Schwerin.



Phot. Seebald.

Bernhard Baumeister mit seiner Gattin
im Garten seiner Villa in Baden bei Wien.
Sechzig Jahre Hofburg-Schauspieler.



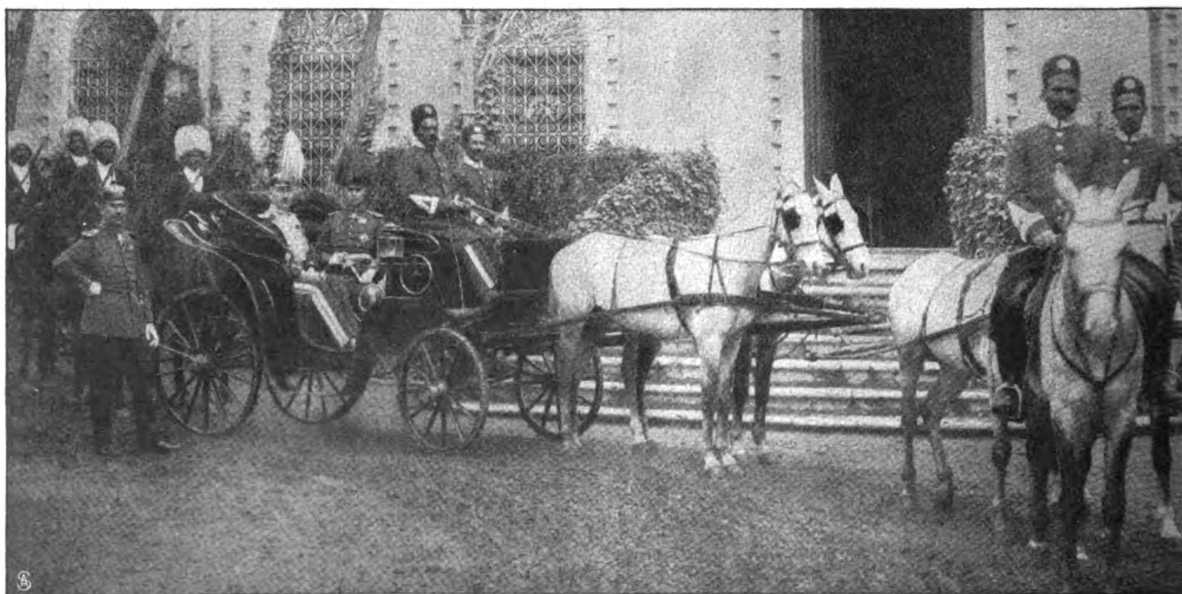
Hofphot. Otto Mayer.

Rudolf Sendig, Dresden.
Der bekannte Hotelbesitzer feierte sein 50jähriges Berufsjubiläum.



Hofphot. Hoeffle.

Dr. von Abert †
Erzbischof von Bamberg.

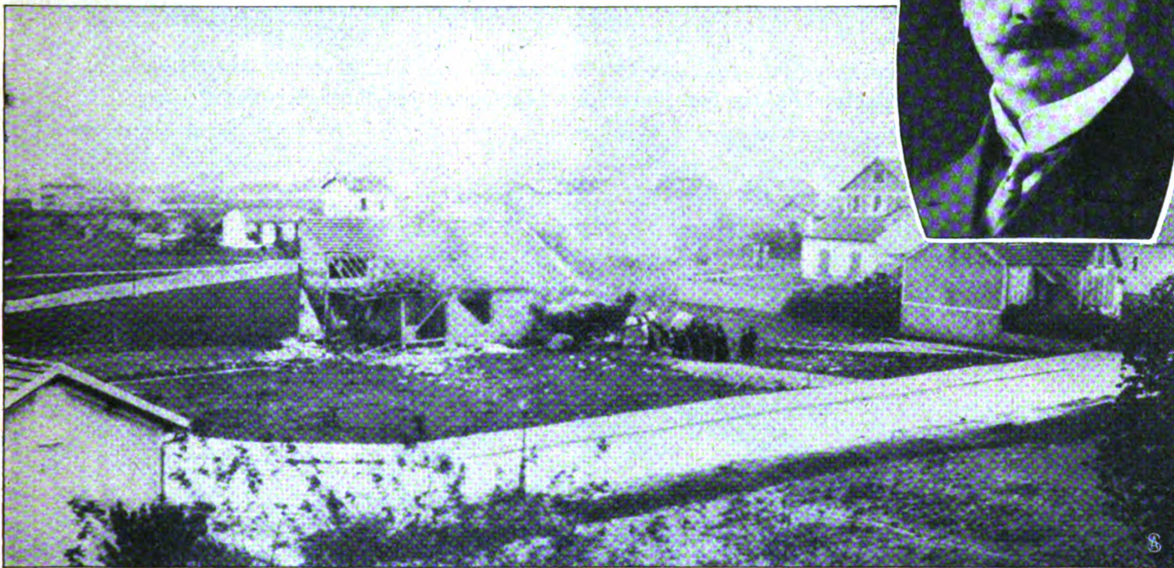


Im Wagen (von links): Dr. v. Schmidthals, Dragoman Litten. Neben dem Wagen stehend: Gesandtschaftsarzt Dr. Schliebs.

Von der deutschen Gesandtschaft in Teheran: Auffahrt des Vertreters des Gesandten, Dr. von Schmidthals, zur Audienz.

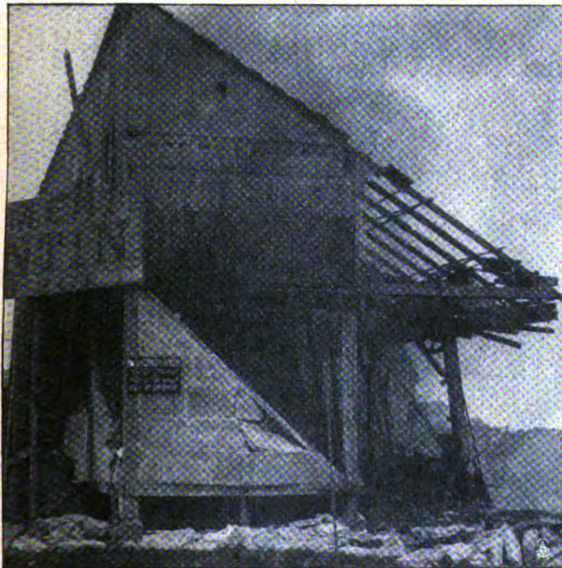


Ltn. Fontan nähert sich mit Bomben unter dem Schutz eines Strohwagens dem Haus der Banditen.



Brand des Verbrecherverstecks in Choisy-le-Roi. Central Photos.

Rechts: M. Jouin, der von Bonnot erschossene Vizechef der Pariser Sicherheitspolizei. — Phot. Branger.



Das Haus der Banditen nach der Explosion.



Der Koffer Bonnots wird aus den Trümmern entfernt.

Vom Kampf der Pariser Polizei mit dem Automobilbanditen Bonnot.



Einweihung des Glockenturms von San Marco: Der Segensspruch des Patriarchen von Venedig. Phot. Abeniacar.

Phot. Alfredo D'Agostino.

Die feierliche Eröffnung der Internationalen Ausstellung der schönen Künste.

Festtage in Venedig.



Hofphot. Prof. Uhlenhut.

Professor Lütkemeyer, Koburg.

Der bekannte Theatermaler feierte seinen 70. Geburtstag



Kammersänger Kurt Frederich und Emmy Destinn.

Zu ihrem erfolgreichen Auftreten in der „Verkauften Braut" in der Berliner Kurfürsten-Oper.



Phot. Atelier Rembrandt.

Guido Thielscher (auf dem Baum), Ly Winter und Artur Gutmann im zweiten Akt.

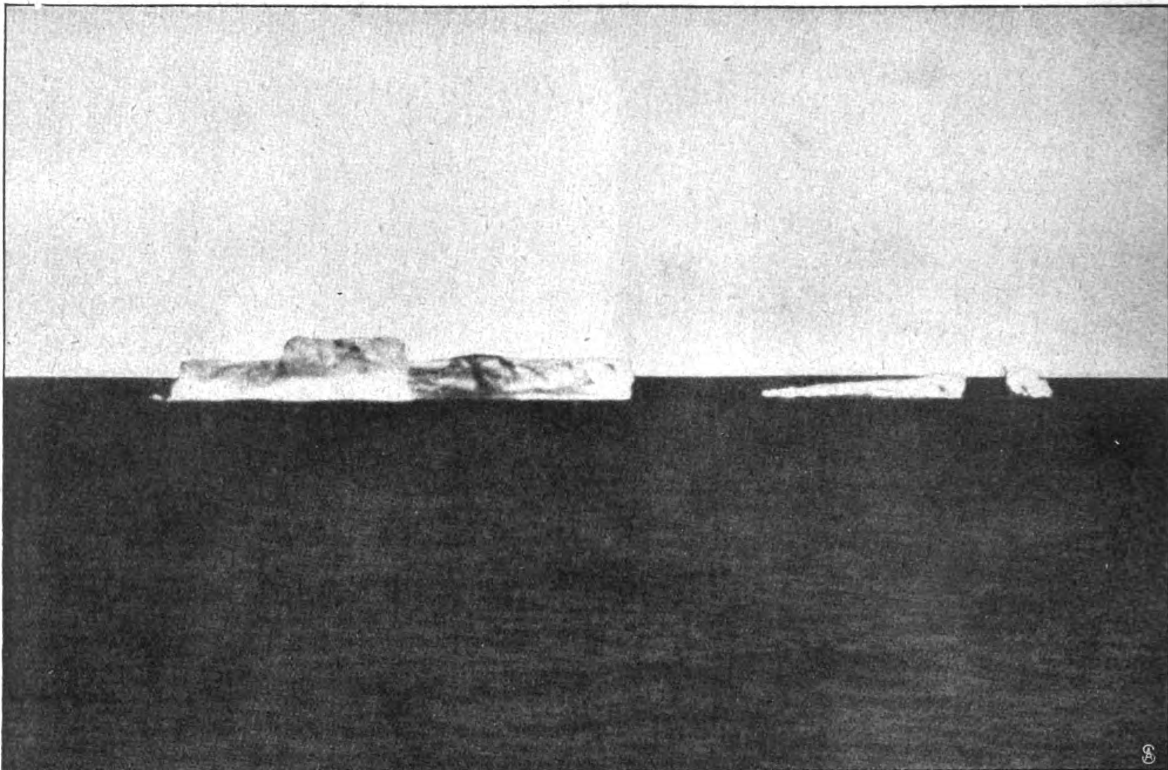
Von der Premiere des Ausstattungstückes „Schwindelmeyer & Co." im Berliner Metropoltheater.



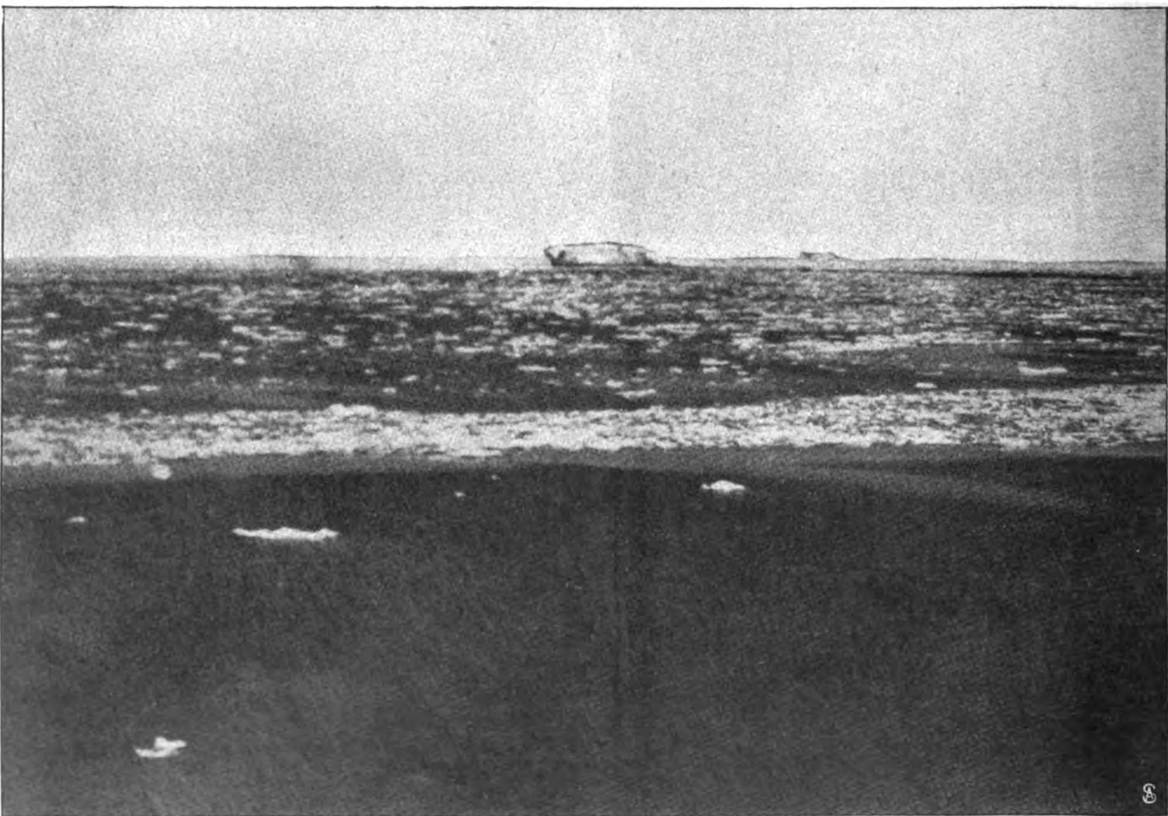
Phot. Atelier Rembrandt.

Frl. Dux als Hirtin und Frl. Ober als Hirt.

Von der Aufführung des Schäferspieles „Maienkönigin" im Kgl. Opernhaus in Berlin.



Großer Eisberg (Höhe ca. 50 m, Länge ca. 300 m), aufgenommen vom deutschen Dampfer „Frankfurt" aus.



An der Eisgrenze. Nach einer photographischen Aufnahme vom Dampfer „Frankfurt" aus.

Eisberge und Eisstrom an der Untergangstelle der „Titanic".

Hierzu der Artikel „Am Grabe der ‚Titanic'" von Karl Herbert, III. Offizier des Dampfers „Frankfurt".

Ewig still.

Roman von
Hermann Stegemann.

4. Fortsetzung.

Der alte Postknecht erzählte Herrenrieder von den Gorners: „Ja, und der alte Gorner, der tropft jetzt auch ab wie ein Licht, den hat der Teufel im Seil.“

Vinzenz blickte starr über die Pferderücken ins Dunkel, als sähe er dort die Bilder, von denen jener erzählte. Und dabei weilten alle seine innersten Gedanken und Wünsche bei Lotte.

„Ja, und jetzt schafft der Gebhard so schwer wie alle, seit die Wallfahrten den Weg nicht mehr finden und die große Prozession an Fronleichnam nicht einmal die Städtler hier ins Ried zieht.“

Grimmig knallte der Alte mit der Peitsche, und die Gäule warfen aufgeschreckt die Mähnen und taten, als liefen sie schneller.

„Er lebt ihnen zuleid, der Alte“, murrte der Postillion. „Der Brand fährt ihm zum Hals heraus, er hält's nur noch mit dem Kirschenwasser. Die Frau hat ihn schon mehr als einmal versorgt wie einen Sack Hafer.“

„Die Frau?“ wiederholte Vinzenz unwillkürlich.

„Ja, die Sabine. Die ist auch einmal ein sauberes Weib gewesen, wie sie noch die Wirtin gemacht hat als Jungfer. Da ist sie, beim Eid, ein rechtes Frauenzimmer gewesen. Schön und toll am Leib, und sie könnt ein Herrenweib sein, die Sabine. Und fährt jetzt mit dem Gebhard zu Acker und hauset wie eine rechte Magd.“

Sie hatten die Station erreicht. Der Postillion warf den Gäulen die Zügel auf den Rücken, und Vinzenz stieg aus. Stumm, ein seltsames Gefühl in der Brust, dachte er an Sabine und sah Lotte. Dachte an jene wie an eine, an der ein anderer Vinzenz zum Mann geworden war, und an die andere als an eine, an der er wieder jung geworden war, so jung, daß ihn die Schauer der Jugend schüttelten. Und eine große, tiefe und im Grunde unsäglich egoistische Dankbarkeit ergriff ihn für die Sabine Reitter, und dabei strömte seine zweite Jugendfülle zu dem trotzigen, feingliederigen Geschöpf mit den dunkeln Augen hin, das ihm schon in so vielen Gestalten erschienen war, und in dem doch immer dieselbe glänzende Flamme brannte, die warme Lebensfreudigkeit, die ungebundene und doch selbst sichere Selbständigkeit, die jedem Frost und jedem Rost widerstand.

So sah er sie vor sich, und da geschah's, daß der alte Postknecht, das Trinkgeld einsteckend, zu ihm sagte: „Und der Herr Doktor, der ist jetzt immer noch allein seit dem Tod der Mutter selig. Es wintert. Da wird's Zeit, daß ihm die Kacheln die Stube und ein Lebendiges das Herz wärmen.“

Sie standen dicht neben den Pferden. Es war still rings, jetzt schlugen die Zugsignale an. Hell und hart klang's in der Dunkelheit und Sonntagsstille. Dann war's, als blitzten erst jetzt, auf das Signal, die Sterne am schwarzen Himmel, und Vinzenz erwiderte mit leiser Stimme, als fürchtete er, sie könnte ihn verraten, wenn er lauter sprach: „Zeit mag's sein, Schwager, mich dünkt, ihr wißt mir den rechten Weg.“

So antwortete er in der Sprache des Volkes, die kraftvoll in Bildern redet, und wurde sich bewußt, daß jetzt der Wunsch, sie zu besitzen, auf einen Weg gelenkt war, der seinem Leben eine andere Richtung gab. Daß er nicht der Mann war, sich wie ein Jüngling im Schmachten zu verlieren, daß er auch nicht den Eroberer spielen wollte und ein Abenteuer suchte, das stand in seinem ganzen Wesen geschrieben. Aber von dem heißen Begehren, sie in die Arme zu schließen, bis zu der Überlegung, ob er gewillt war, dafür alle Möglichkeiten und Konsequenzen auf sich zu nehmen, war noch ein weiter Gedankenweg gewesen. Er hatte ihn nie betreten. Seine Leidenschaft brannte wie eine Flamme, aber sie hatte noch keine Nahrung gezogen aus seinem Leben. Jetzt leckte sie plötzlich an seiner Existenz empor und drohte diese zu vernichten. Nein, nicht vernichten! Er war ein unabhängiger Mann, er war niemand eine Rechenschaft schuldig. Weil sie bei der Bühne war? Spukten auch in ihm noch veraltete Vorstellungen vom fahrenden Volk, empörte sich der Kleinstädter in ihm gegen den freien Menschen?

Vinzenz Herrenrieder kehrte mit schweren Gedanken heim, aber je tiefer er sie in den Winter hineintrug, desto mehr klärte und läuterte sich seine Neigung. Lotte Freivogel war aus den zweiten und dritten Rollen herausgewachsen. Kündigungen und ein Kontraktbruch hatten die kleine Künstlerschar gelichtet. Und sie spielte nun die Käthe in „Alt-Heidelberg“ und die Adelheid in den „Journalisten“.

Es hatte sich aber ein schützender Nimbus um Lotten gebreitet. Der Zuschuß von Hause, ihre Sicherheit in der Zurückweisung von kecken und schüchternen Annäherungsversuchen und die Tatsache, daß sie in einigen höheren Beamtenfamilien verkehrte, endlich aber ihre Schönheit, die allen Rollen einen romantischen Schimmer lieh und sie auch am hellen Tage nicht verließ, das alles half ihr in der kleinen Stadt zu einer bürgerlichen Anerkennung, die nicht allen Mitgliedern des Stadttheaters eingeräumt wurde. Zuweilen war auch Vinzenz Herrenrieder mit ihr zusammengetroffen. Die Briefe, die der Vater Lottens an einige Kollegen, Räte am Landgericht, und an den Medizinalrat Kistenmacher geschrieben hatte, mit dem er früher gleiche Farben getragen, die zeitigten auch dieses Zusammentreffen.

Lotte überlief es jedesmal eigentümlich warm, wenn der stattliche Mann langsam auf sie zutrat und die ihm

unwillkürlich sich bietende Hand emporzog, bis er sie in der Höhe seiner Brust fest umschloß. Und dann sagte er mit einer gehaltenen Stimme, und es war ein warmes, immer wieder neues Erleben in diesem Gruß: „Wie ich mich freue, Fräulein Vogel!"

Niemand sonst gab ihr den bürgerlichen Namen, und von ihm allein litt sie ihn.

Einmal fragte sie ihn, als er stumm geblieben war, während andere ihr Komplimente sagten: „Hab ich Ihnen wieder nicht gefallen gestern, Herr Doktor?"

Fragte ihn, und es klang so trotzig, so Anerkennung heischend und war doch eine heimliche Unruhe in ihr, als wäre sie ein Kind, das ein böses Gewissen hat.

Vinzenz blickte sie an. Sie errötete, nicht auf einmal, sondern ganz langsam, es war wieder eine rosige Verklärung von innen heraus.

„Gefallen? Das ist's nicht, Fräulein Vogel. Was von Ihrem Wesen in der Rolle war, und in jeder Rolle steckt ja irgendein kleiner Zug von Ihnen, das war schön und klar; was nicht von Ihnen war, das hab ich Ihnen nicht glauben können."

„Dann glauben Sie mir also sehr wenig", stieß sie hervor. Eine Weile schwiegen sie. Sie standen im Wartezimmer des Medizinalrats, das an solchen Abenden hergerichtet und zu den Gesellschaftsräumen geschlagen wurde. Nebenan war Lachen und Löffelklirren. Lotte stand gerade unter der Hängelampe, die, dicht an der Decke befestigt, ihr gedämpftes Licht auf ihr schwarzes Haar fallen ließ. Jetzt machte Lotte eine Wendung und blickte von ihm weg auf ein Bild, das wie verloren auf der blumigen Tapete klebte. Aber sie konnte es nicht erkennen, es schillerte ihr bunt vor den Augen.

„Sie haben mich nicht verstanden", brach Vinzenz das Schweigen. „Ihnen glaube ich alles, wie Sie da vor mir stehen. Nur auf der Bühne, da glaube ich Ihnen nur das, was Sie sonst sind."

Er suchte nach einfachen klaren Worten. Mit Überlegung, beinah pedantisch, und dabei hatte ihn innen schon alle Überlegung verlassen, er schrie nach ihr, er hätte sie am liebsten auf die Arme genommen und fortgetragen aus diesem Hause, wie er sie in Gedanken schon unzähligemal von offener Szene geraubt hatte.

„Ich habe Sie verstanden. Sie wollen damit sagen, daß ich keine Verwandlungsfähigkeit besitze. Aber dann bin ich auch keine Künstlerin. Und das — das glaube ich nicht."

Sie sah ihn an. Der feuchte Schmelz hing noch in ihren Wimpern, aber die Augen blickten klar.

Er wollte fortfahren zu erklären, wollte ihr sagen, daß ihm ihr Wesen so aufrichtig und klar, so schön geschliffen erscheine wie ein edler Stein mit vielen Flächen, der siebenfarbiges Feuer strahlt, aber alle diese schönen Worte und Vergleiche blieben ungesprochen.

Statt dessen kam es kurz und hart aus seinem Munde: „Und ich wollte, der alte Kasten tät abbrennen, damit ich Sie dort nicht mehr sehen müßte."

Als sprächen Schmerz und Zorn und dunkle Leidenschaft aus ihm, so wuchtig hoben sich die Worte über seine Lippen, und sie stürzten auf sie nieder, daß sie in einem eigentümlichen süßen Schrecken erzitterte.

Da tat sie, was ihr so gut stand, sie antwortete mit der halb trotzigen, halb ängstlichen und ein klein bißchen übermütigen Frage, und der Übermut hatte etwas Zärtliches: „Muß ich mitverbrennen, Herr Doktor?"

Aber kaum hatte sie gefragt und ihn von der Seite mit dem schönen Aufschlag der zarten Lider und dem scheuen Lächeln um den roten Mund angesehen, da lief ein Beben durch seine hohe Gestalt, und er trat dicht zu ihr hin.

„Lotte!"

Er machte eine wilde Bewegung und hob unwillkürlich die Arme. Sie sah sein Gesicht in furchtbarer Spannung sich finster straffen. So droht, wer liebt!

Aber als sie wie gelähmt stehenblieb und ihr Blick sich zu feuchten, ihr Mund zu zucken begann, da atmete er tief auf, riß sich zusammen und gab ihr den Weg frei.

„Ich glaube, man vermißt uns drüben."

Seine Stimme klang verändert, plump zerbrach er mit diesem Wort den Bann, in den er sie unwissentlich verstrickt hatte.

Lottens rosiges Gesicht erblaßte, der Mund verlor sein Lächeln, und es war das Antlitz eines Weibes, das schon gelitten hat, mit dem sie zu ihm aufsah. Dann raffte sie mit einem rätselhaften Blick ihr Kleid und ging an ihm vorbei in den Salon.

An diesem Abend sprachen sie nicht mehr zusammen. Lotte fühlte zuweilen seinen Blick, dann streiften ihn auch ihre Augen. Vinzenz las eine Frage darin. Aber keiner verstand den anderen. Zwischen ihnen schossen Wünsche und Gedanken hin und her wie das Schiff in dem Webstuhl und webten ein Schicksal.

Als die Gäste sich verabschiedeten, mußte das ganze Trüpplein durch hohen Schnee waten, der die Stadt in Watte gehüllt hatte. Die spitzen Giebel, die vorspringenden Gesimse, die Gassen, alles lag überschüttet von weißen Daunen. Und immer noch sanken neue herab und setzten sich auf die Kleider und krochen in die Schleier, feucht und kalt, während die Luft einen seltsamen rötlichen Schein ausstrahlte, der um die verschneiten Laternen bunte Kreise schlug.

An der Ecke des Marktes gingen sie auseinander, die einen hierhin, die anderen dorthin.

Lotte reichte auch Vinzenz die Hand zum Abschied. Er hatte gehört, wie sie zu andern sagte, sie hätte morgen um neun Uhr Probe, und die könne sehr lange dauern. Es verdroß ihn, daß sie ihn verabschiedete. So nahm er stumm ihre Hand und zog den Hut. Dabei überschüttete er sie mit den stäubenden Flocken. Sie lachte. Dann war's ein Auseinandergehen, nein, ein Waten. Schon lag der Schnee über einen Schuh hoch, und immer noch sanken die Flocken auf die schlafende Stadt. Alles still, kein Wagen, kein Mensch, kaum noch Licht in einzelnen Weinhäusern. Die Domuhr schlug, vom Nellentor kam Antwort: halb zwölf.

Da blieb Vinzenz stehen. Hatte jemand geschrien? Er ging zurück. Niemand, nur dort an der Ecke der Greifengasse, das war Lotte. Sie ging so vorsichtig, als wär sie ausgeglitten und nun unsicher geworden. Mit gewaltigen Schritten pflügte Herrenrieder hinter ihr her. Er holte sie ein. Gerade unter der Laterne.

„Geben Sie mir Ihren Arm", befahl er und ergriff ihre Hand, legte sie auf seinen Arm und drückte sie fest an sich.

„So ein Schnee! Und ich hab so dünne Stiefel an!" erwiderte sie leise.

„Sie werden sich erkälten!" entgegnete er schroff.

Sie ging so sicher an seiner Seite, sie lachte übermütig zu seiner Schulmeistermiene.

„So, meinen Sie? Immer noch besser als verbrennen!"

„Plagt Sie das, Lotte? Oder wollen Sie mich necken?" Er war stehengeblieben.

„Sie glauben ja doch nicht an meine Zukunft", gab sie bitter zurück.

„Nein."

„Warum nicht?"

„Warum nicht? Weil Sie nicht alles wagen an diese Zukunft! Weil Sie zu viel Charlotte sind, ein Weib, nein, ein Mädchen mit tausend abirrenden Gedanken, weil Sie keine Stichflamme sind, getrieben von wahnsinniger innerer Bewegung, und nur dazu da, sich durchzufressen durch alle Widerstände, um in den Himmel hinaufzuschlagen! Weil Sie nicht geschaffen sind, alles für dieses Künstlersein zu opfern! Das muß man, wenn man's ergriffen hat, weil es einen selbst ergriffen hat! Oder könnten Sie auf einen Geliebten verzichten, wenn er Ihrer Zukunft im Wege ist? Oder könnten Sie einen Liebhaber nehmen, der Ihnen behilflich sein soll, eine Stufe höher zu kommen? Können Sie hungern, können Sie alles, auch das Unsagbare auf sich nehmen, können Sie überhaupt Rollen leben, mit denen sie erst ringen müssen? Sie haben Probe morgen! Das sagen Sie so! Und laufen abends um zwölf Uhr in nassen Schuhen durch den Schnee! Ich wette, Sie können Ihre Rolle noch gar nicht!"

Lotte stand erschreckt und überwältigt. Beklommen schlug ihr Herz. Grollend, mit einer Leidenschaft erfüllt, die aus verborgenen Tiefen kam, leuchtend in ihrer Bilderpracht, rücksichtslos in ihren Andeutungen, höhnend und mitleidlos, so strömte seine Rede auf sie ein.

Er hatte ihren Arm losgelassen, aber sie an den Schultern gefaßt, und seine Hände lagen schwer auf ihr. Doch es schreckte sie nicht. Sie hielt ganz still.

Und dann fragte sie auf einmal leise: „Warum nennen Sie mich heute immer Lotte?"

Seine Hände lösten sich. Er trat zurück, und sie bemerkten beide erst jetzt, daß sie vor Lottens Wohnung angelangt waren.

Vinzenz entgegnete sanft: „Sehen Sie, das ist nun alles, was Sie von meiner Rede behalten haben." Und als sie schuldbewußt den Kopf senkte, fuhr er fort, und es war ein Herzenston in seiner Stimme, er klang ihr ins Ohr: „Ich habe Sie im Innern schon lange so genannt."

Da war's wie ein Schluchzen, ein scheues Hin- und Herwenden ihres verschleierten, eingehüllten und mit Flocken überschütteten Hauptes, und ehe er wußte, was geschah, preßte sie seine Hände, drängte sich ihr federnder junger Leib einen Augenblick an ihn, dann stand sie auf der Schwelle in der Türnische, und als er mit einem rücksichtslos verlangenden, von ihr selbst entfesselten Begehren die Hände nach ihr streckte und sie toll und blind an sich zu reißen drohte, da stammelte sie, scheu an die Tür gedrückt und mit kalten Fingern nach dem Schlüsselloch tastend: „Gehen Sie, Vinzenz, gehen Sie! Rühren Sie mich nicht an!"

Er besaß noch so viel Gewalt über sich, daß er sie wieder aus den Armen ließ, die er schon in jähem Ansturm um ihren schlanken Leib geworfen hatte. Ihr zuckender Mund hatte unter seinen Lippen noch eine schwache Abwehr gestammelt, dann stand Lotte allein in der weißen, schmelzenden Finsternis.

Nun ist er doch gegangen. Er war stärker gewesen als sie. Bis zuletzt. Nein, nicht bis ganz zuletzt, denn da hatte sie plötzlich gespürt, wie inwendig alles zerriß, jede Kette, jede Schranke, wie nichts mehr lebendig war in ihr als das große Gefühl, ihm alles hinzugeben. Sie hätte ihm nicht mehr widerstehen können, vielleicht auch nicht wollen. Und da spürte Lotte, daß sie in diesem Augenblick zum erstenmal, seit sie mit zweiundzwanzig Jahren zur Bühne gegangen war, zum erstenmal, seit sie allein und vogelfrei umherzog, die trotzige Behauptung ihres Selbst, alles, alles aufgegeben und vergessen hatte und nichts mehr war, als was Vinzenz Herrenrieder ihr gelassen hatte. Aus weiter, weiter Vergangenheit schlug noch ein Funke in diese Leidenschaft, aber das Feuer von damals hatte nicht die Kraft und die Reinheit dieser neuen Flammen, dieser ersten, die aus ihr selbst frei emporschlugen. Und er hatte ihr alles gelassen, was sie besaß, und als ein freier, sich selbst wiedergegebener Mensch stand sie zitternd vor Glück vor der Tür und suchte mit kalten Fingern den Schlüssel. Ja, sie ließ sogar noch einmal ab und spähte um die Ecke, aber die Straße lag weiß und leer. Da lachte sie leise, und der Schnee schmolz ihr in den Haaren und tropfte ihr auf die Hände. Kalt, eiskalt und — seltsam — auch ein paar warme, heiße Tropfen darunter.

Vinzenz Herrenrieder aber ging heimwärts. Gott sei Dank, daß er sich bezwungen hatte! Aber lieb hatte er das Mädchen, lieb zum Erdrücken, und eine Fülle von Zärtlichkeiten hatte er für sie bereit, und er wußte nun, daß es keinen Halt mehr gab auf dem Weg zum Ziel.

„Rühren Sie mich nicht an!" Es klang noch in ihm nach. Wahrhaftig, wäre sie Lukrezia gewesen und hätte einen Dolch besessen, sie hätte sich vor seinen Augen durchbohrt oder ihm die Waffe in die Brust gestoßen, ehe sie seinem rasenden Verlangen nachgegeben hätte! Sie war stärker gewesen als er von Anfang an.

„Gehen Sie, Vinzenz, gehen Sie!" Ja, so hatte sie gesagt! Er war ein Barbar, das Blut war mächtig geworden über seine Vernunft. Gott sei Dank, daß sie mehr Kraft besessen hatte als er!

Als ein doppelt Besiegter und zweifach Glücklicher stapfte er durch den unendlichen Schnee, der die kleine Stadt in ein weißes Märchen verwandelt hatte und immer noch lautlos und weich, in großen schwebenden Flocken, vom Himmel sank. So lief er in die Nacht hinein.

Als es zwölf Uhr schlug und alle Glocken klangen, daß der Schnee auf den Telegraphendrähten, von der Erschütterung erschreckt, in Klumpen zur Erde fiel, da ging

Doktor Vinzenz Herrenrieder zum zweitenmal an Lottens Wohnung vorbei und grüßte mit Rührung die Schwelle, von der sie ihn vertrieben hatte, und da prägte er den Entschluß: Die wird meine Frau!

* * *

Zwei Tage fiel der Schnee. Da kam die Kunde, daß das Hohe Ried verschneit und abgeschnitten sei von der übrigen Welt. Der Wind hatte gewaltige Dünen getürmt, und die Poststraße war verweht. Von Krien bis Höllgrund lief sie noch als tiefer Schacht zwischen den Höhen hin, dann versank sie mit dem ganzen Moorgrund unter der weißen Decke, die in leicht geschwungenen Linien über die Hügel zog. Unabsehbar, da und dort eine jähe aufschlagende Welle — eine verschneite Hecke — und auf der Seenplatte ein finsterer, jetzt in gewaltigen Wehen vergrabener Wald, der des Nachts stöhnte und krachte und am Tage vergebens die Schultern stemmte, um die furchtbare weiße Last abzuschütteln.

Der Schneepflug war wie ein Spielzeug, das hier versagte. Kolonnen von Arbeitern schaufelten einen schmalen Gang bis Schlieren. Weiter kamen sie nicht. Ein Schneesturm brach über sie herein und peitschte das Hohe Ried. Militär wurde aufgeboten.

Am vierten Tage litt es Vinzenz nicht länger in der Stadt. Er wußte besser als andere, was hinter diesem Schneefall lauerte. Er kannte den weißen Tod, der im Schneesturm über die Höhen fuhr und die einsamen Höfe zudeckte und Hohenried in seiner Umarmung erdrückte.

Als Vinzenz Herrenrieder in Höllgrund angekommen war, hatte die Öffnung der Straße noch keine Fortschritte gemacht. Anfangs war der lockere Schnee immer wieder nachgestürzt, jetzt hatte der Sturm ihn festgepreßt und ein feuchter Hauch ihn zusammengekittet. Er stach sich besser ab, aber er drohte langsam zu einer Eismauer zu erstarren, denn klare Kälte zog auf, und der feine Höhenwind pfiff über das Ried. Er war so fein, daß er wie ein Drähtlein sang und keine Kerze löschte, aber er sprengte die Bäume bis ins Mark und saugte den Menschen das Leben aus. Vinzenz kannte auch ihn. Vom Vater her kannte er den singenden Tod.

Schon lagen eine Anzahl Mannschaften in der Krankenstube.

„Sie kommen nicht weiter", sagte Herrenrieder zu dem kommandierenden Hauptmann. „Wenn's Nacht wird, schon gar nicht. Wäre es nicht besser, über den Buck und Hasenreute vorzustoßen? Der Buck fängt den Wind, und ich glaube nicht, daß dort der Schnee so hoch liegt wie hier."

„Skier sollen wir haben, aber die Jäger liegen zu weit weg, wir führen keine". entgegnete der Offizier. „Dann könnten wir wenigstens mal Verbindung herstellen."

Es war ein glücklicher Gedanke. Es galt ja vorerst nur, die Verbindung mit Hohen Ried wiederherzustellen und einen Arzt hinzusenden. Lebensmitteltransporte waren nicht notwendig, denn die Riedbauern waren gewohnt, Wintervorrat zu halten. Aber der Bezirksarzt hatte von Schwerkranken erzählt, die ohne Hilfe wären.

Da kam Vinzenz auf den Einfall, nach Hause zu telegraphieren. Der Skiklub, der dort die Höhen pflügte, war gewiß bereit, seine besten Läufer zu senden, um den Versuch zu machen, über die unendliche Fläche, an den gestürzten, zerrissenen Drahtleitungen vorbei, den einsamen abgeschnittenen Ort zu erreichen. Der Plan fand Beifall. Das Telegramm ging ab. In der Morgenfrühe trafen sechs Skiläufer ein.

Herrenrieder erwartete sie am Bahnhof. Zwischen den freigeschaufelten Gleisen stand er und sah den Zug herankriechen. Es war ein klarer Tag, opalfarben der Himmel, orangefarbene Streifen spielten am Horizont. Der Schnee funkelte von blitzenden Kristallen. Vinzenz trat zurück. Aus dem Gepäckwagen ragten die gelben Brettschienen. Die Läufer stiegen aus.

„Sie haben die Führung, Herr Assessor, wie ich vermute."

Er war auf den schlanken sehnigen Mann zugetreten.

Assessor Glenk rückte die Kappe schiefer und grüßte militärisch. Sein festes jugendliches Gesicht war Eifer und Energie.

„Jawohl, Herr Doktor. Ehrensache das! Und mit —"

„Gott verdamm mich. Lotte, Fräulein Vogel!"

Der Bauernfluch schlug mitten in Glenks Antwort. Vinzenz Herrenrieder starrte auf das Mädchen, das im kurzen weißen Lodenrock, in Skischuhen und Wadenbinden aus dem Wagen sprang. Sie sprang, federnde Kraft in den Gliedern. Die weiße, rotgefütterte Kappe saß fest auf dem schwarzen Haar, sie hatte die Ohrenklappen schon heruntergeschlagen und unter dem Kinn befestigt. Im weißen Sweater bewegte sich ihre junge Brust.

„Ja, das gnädige Fräulein war nicht zu halten. Das ganze Nest stand natürlich in Brand, als Ihr Telegramm kam, und da wollte sie mit. Wir trafen uns gerade bei Medizinalrats."

Vinzenz blickte Lotte immer noch stumm entgegen. Aber seine fassungslose Überraschung hatte sich in finsteren Ärger verwandelt. Und dieser stritt wieder mit dem langsam aus der Tiefe seiner Brust steigenden Verlangen, sie an sich zu reißen, bis ein übermächtiges Glücksgefühl alle andern Erwägungen und Gefühle hinwegschwemmte. Er trat auf sie zu. Langsam, mit ruhigen Schritten. Jetzt streckte sie ihm mit ihrem eigentümlichen scheuen Lächeln und dem trotzigen und doch unsicheren Blick die Hand entgegen. Er packte sie mit beiden Fäusten.

„Lotte, das sieht Ihnen ähnlich!"

„Gott sei Dank — dann ist's ja auch recht, nicht wahr?" antwortete sie hastig, und ihr schneeblasses Gesicht rötete sich sanft.

Er verstand sie. „Ja, Lotte, es ist Ihre Art. Aber nun kommen Sie! Die Herren müssen so schnell wie möglich aufbrechen. Bis Schlieren geht's mit den Schlitten."

Sie blieb stehen. Die Läufer waren zu ihren Brettern gegangen. Glenk hatte sich schon zwei Paar angehängt.

„Ich bitte, sagen Sie nicht Lotte, hier nicht."

Da trat er einen Schritt zurück und umfing ihre schlanke Gestalt, heute beinah wieder die eines Pagen, mit zärtlichen Blicken. „Sie haben recht, man könnte Wunder meinen, und ich hab auch kein Recht dazu. "

„Nein, das haben Sie wirklich nicht," versicherte sie

lächelnd, „aber schelten Sie nur, ich hab mich krank gemeldet. Probe!"

Ganz rot war sie geworden. Wie ein großes Kind stand sie vor ihm, aber sie war kein Kind mehr. Und er, was war er? Einen Augenblick zog ein erschreckender Vergleich mit dem jungen Mann durch seine Seele, mit dem Dreißigjährigen, der dort die Skier schulterte.

Als hätte sie ihn erraten, fuhr sie fort: „Sie können mich ruhig mitgehen lassen. Ich bin eine ganz sichere Läuferin und auch alt genug. Und nun kommen Sie, ich will heut noch sehen, wo Sie daheim sind."

„Woher wissen Sie?" fragte er überrascht.

Da erzählte sie, daß sie es gestern abend erfahren habe.

Sie gingen die weiße Gasse hinunter. Rechts und links Schneewälle, jenseit der gedeckten Brücke hielten die Schlitten. Schwarz und zäh fuhr der glatte Wasserschwall zwischen den weißen Ufern hin.

Der Schnee knirschte, rötliche Fünkchen tanzten über die Eiskruste, über den Bergen vertiefte sich der Himmel zu purpurner Bläue. Die Schellenbänder klirrten, die Pferde zogen an.

„Ich hasse den Sport", brach Vinzenz aus, als sie abfuhren, und maß die gelben Holzschienen mit bösen Blicken.

„Und ich weiß doch, daß Sie auch Sport treiben", erwiderte Lotte.

„Ja, aber wenn ich Sport treibe, muß ihn meine Frau auch treiben, und wenn sie nun einen Sport übt, den ich nicht kenne, das da zum Beispiel" — er wies auf die Skier, die Glenk vor ihnen neben dem Kutscher wie breite Speere aufgestemmt hielt — „so ist das gegen die Ordnung. Darum hasse ich das Skilaufen."

„Ihre Frau?" fragte sie unwillkürlich und fuhr dann hastig fort: „Ach so, Sie meinen, zusammen Radfahren und Schlittschuhlaufen oder Bergsteigen und Tennisspielen! Am End gar auch Fechten!"

Dabei lachte sie und schielte nach der glatten schönen Narbe, die die Backe des alten Burschenschafters färbte. Und sie spürte plötzlich ein eigentümliches süßes Vibrieren in den Lippen, als müßte sie diese Backe küssen, wurde blutrot und blickte weg.

„Nein, weder Fechten noch Skilaufen. Ich würde ihr zulieb auch aufs Fechten verzichten. In meinen Semestern plagt einen das nicht mehr, aber sie, sie müßte aufs Bretteln verzichten."

„So, darauf auch noch!" platzte sie heraus, und ihr Gesicht wandte sich ihm wieder zu, und ein großer, heißer, trotziger Blick traf ihn.

„Wie meinen Sie das? Darauf auch noch? Sie betonen das Auch so?" entgegnete er, aber über der Frage wurde er selbst verwirrt.

Ihr roter Mund brannte so dicht vor ihm in dem klaren Gesicht, daß er unwillkürlich in Versuchung kam, sie an sich zu reißen und sie zu küssen. Er bezwang sich. Schweigend fuhren sie durch den glitzernden Tag.

Es war zehn Uhr, als die Schlitten vor Ort ankamen. Wie in einem Tunnelbau arbeiteten die Soldaten. Langsam rückte der Weg vorwärts. Lotte ließ sich nicht zurückhalten. Sie wollte die Fahrt bis Hohenried mitmachen. Vinzenz stand finster dabei. Der alte Bezirksarzt gab dem jungen Assistenten des städtischen Spitals, der schon auf seinen Brettern stand, noch Anweisungen für seine Kranken. Die Sohnsfrau im „Österreicher" lag im Kindbettfieber. Hoffentlich war da nichts geschehen.

„Und was den Totenschein betrifft, Herr Kollege —" Er sprach angestrengt zu dem hageren, häßlichen, jungen Menschen hinauf, der aus seiner Wollkappe, mit der dunkeln Schneebrille auf der scharfen Nase, gespenstisch auf den alten Herrn herabnickte.

„Hören Sie auf, Doktor, wir dort oben sterben nicht so geschwind! Die schwarze Erde ist jetzt hart gefroren unter dem Schnee, und Ihr Augenschein trifft jeden Toten noch in der Sakristei."

Herrenrieder hatte die Worte unbekümmert um Lottens Nähe gesprochen. Aber sie merkte die Absicht. Er wollte ihr die Fahrt verleiden. Nun gerade!

Da zog er Glenk beiseite. „Also, bitte, Herr Assessor, nehmen Sie Fräulein Freivogel nicht weiter mit, als es verständigerweise geht. Und stellen Sie ihr Schutz und Begleitung, wenn sie umkehrt. Ich fühle mich verantwortlich auch für sie. Mein verdammtes Telegramm ist ja daran schuld."

Glenk versprach alles. Der Hauptmann trat Lotte noch seine Flasche mit heißem Tee ab als besonderes Labsal, und dann brachen sie auf.

Die Soldaten lehnten auf ihren Schaufeln. Neugierige säumten den ausgeschorrten Weg. Rechts von der Straße hob sich das Land in breiter Welle zur nächsten Höhenstufe. Die Skifahrer traversierten die weiße, gewölbte Fläche. Glenk voran, an dritter Stelle Lotte, zuletzt kam der junge Mediziner. Noch traten sie alle gleichmäßig. Lottens Röckchen wehte, ihre rote Pumphose leuchtete wie eine Mohnblume über das weiße Feld.

Es war ein wenig Schnee gefallen in der Nacht, der deckte die Eiskruste.

Der Wind war eingeschlafen. Klar der Tag, purpurblau der Himmel.

Vinzenz Herrenrieder hatte einen Augenblick den Kopf gewendet. Er stand auf dem Verdeck des großen Kastenschlittens, in dem die Offiziere Schutz suchten, wenn sie abgelöst wurden. Hoch aufgerichtet. Jetzt blickte er wieder hin. Die Fahrer hatten den First der Schneehöhe erreicht. Scharf zeichneten sich die Gestalten von dem farbigen Himmel ab. Lotte winkte, er sah, wie sie den Arm hob, und winkte zurück. Ein Hurra kam von der Höhe herab, ihre helle Stimme klang heraus, und da schrien die Leute, die sich schon seit einer Stunde die Augen ausguckten nach dem schönen Mädchen, und ohne Kommando „Hurra", daß die Schneewächten erzitterten.

Dann verschwanden die Skifahrer und ließen die glatten breiten Spurbänder als Verbindung zwischen sich und den andern im Schnee zurück. Auf den weißen, langen, hinrollenden Hügeln, über die Handvoll Neuschnee, der die gehärtete Kruste übergossen hatte, glitten die Schnabelbretter in leisem Summen dahin. In einem kristallenen Wölkchen sprühte der Atem der Fahrer in den klaren, leuchtenden Tag.

Keines Vogels Tritt im Schnee, unberührt die endlose, sanft steigende und fallende Fläche. Einmal klang's wie eine Glocke unter ihren Füßen, das war die Eisdecke eines

schlafenden Wassers. Von der Kuppe eines Hügels starrte ein Kieferngehölz, das langsam die schwarzen Äste aus der weißen Vermummung reckte, auf die sechsfach gegliederte Menschenkette, die dort über den mannstiefen Schnee ruderte. So zieht ein Volk Wildenten über den blitzenden See.

Drei Stunden rechnet ein Fußgänger, aber es war schwer, die Richtung einzuhalten, und Glenk mußte den Kompaß zu Hilfe nehmen. Außer einigen harmlosen Stürzen, einem Verrennen in eine Hecke, die sich erst als solche zu erkennen gab, als Glenk mit der Nase darauf lag, verlief die Fahrt ohne Hindernis. In gleichmäßigem, wundervollem Schweben flogen sie, bald Hand in Hand, dann wieder einzeln, über das Hohe Ried. Und es rollte seine Einsamkeit vor ihnen auf, ein schweigendes, schimmerndes Land.

Sie blieben stehen. Lotte spürte ein leises Zittern in den Knien. Aber sie lächelte, ließ sich nichts merken. Es war auf einer Hügelkuppe. Unten, dicht vor ihnen, ragte eine Telegraphenstange, schief geneigt, die Drähte verknäult, wie wenn sie im Zerreißen sich zu Spiralen aufgewickelt hätten, aus den Schneewächten. Sie waren auf dem richtigen Weg.

Weit in der Ferne, wo sie herkamen, lief die dunklere Linie hoher Berge, darüber leuchtete die Himmelsglocke. Die Sonne stand schon im absteigenden Bogen. Der Schrei eines Wanderfalken rief aus der blauen Höhe.

Glenk hielt Musterung. Außer einem erklärten alle, sie befänden sich frisch. „Wollen Sie lieber umkehren, Herr Kramer? Einer mehr oder weniger, es ist ja kein Muß, daß wir alle hinkommen. Wenn nur der Doktor hingelangt und einer, der Rapport bringt."

Aber Kramer schämte sich vor Lotte, und Lotte hatte versichert, sie wäre gar nicht müde. Weiter!

Eine Viertelstunde später knickte Lotte zum erstenmal beim Abwärtsfahren vor Müdigkeit in die Knie, und die Hölzer zogen unter ihr davon.

Zweimal schwang die Bewegung sie sanft im Kreise, dann lag sie still. Kramer benutzte das, um über ihren Stock zu stolpern, und schoß wie ein Insekt, mit gespreizten Beinen, als hätte er mindestens sechs Glieder, schneestäubend, die Arme eingewühlt, die Halde hinab. Verzweifelt wirbelte er die Bretter, um aufzukommen.

Lotte lag auf dem Rücken, die Beine seitwärts geschlagen. Es war ihr unbeschreiblich wohl. Sie lachte. Ach, so liegen bleiben können! Aber dann besann sie sich. Glenk ergriff ihre Hand. Sie setzte sich aufrecht.

„Fräulein Freivogel, wir haben noch mindestens eine Stunde, und dann bedenken Sie den Rückweg. Ich möchte dringend bitten, umzukehren. Es geht meist in sanfter Fahrt bergab. Einer der Herren wird sich anschließen, außer Kramer, denn dem allein vertrauen wir Sie nicht an."

Er sprach ernst. Lotte saß ganz still. Unschlüssig blickte sie um sich. Es war in einer Mulde, die sich rechts und links emporschwang.

„Aber bis da hinauf noch!" entgegnete sie und deutete auf die nächste Hügelwelle, die sich höher hob und auf dem Scheitel eine plumpe Erhöhung trug, als wäre dort eine Plattform oder ein gewaltiger Felsblock unter dem Schnee begraben.

„Ich kenne die Gegend einigermaßen, aber was das da oben ist, vermag ich mir bei der Auslöschung aller charakteristischen Merkmale nicht zu erklären. Also bis hinauf, nicht weiter! Vielleicht reicht der Blick dann bis Hohenried. Bedauere ja unendlich — aber ich habe Verantwortung übernommen — und Doktor Herrenrieder —

Im Aufstehen war sie wieder zurückgesunken.

„Was ist denn mit Doktor Herrenrieder?" fragte sie, aber dann biß sie sich auf die Lippen und rief in einem lustigen, übermütigen Durcheinander sämtliche Herren zu Hilfe, schnellte mit Anstrengung empor, ließ sich den Stock reichen und stützen und trieb, daß die Läufer nicht rasch genug den Anstieg beginnen konnten.

Der Anstieg erforderte Kraft und Gewandtheit. Als sie oben ankamen, floß die Hochebene in sanfter Steigung vor ihnen in die Weite und endete in einem starren, weißen Viereck, das von einem mächtigen Kirchturm überragt wurde.

„Hohenried, das muß es sein!" rief Lotte.

(Fortsetzung folgt.)

Riesen und Zwerge.

Von Dr. A. Guthmann.

Die Natur, die den animalischen Leib bildet, verfährt niemals streng mathematisch. Sie arbeitet weder mit Zirkel noch Senkblei, und wenn sie in ihr unerschöpfliches Füllhorn greift, um Gaben zu spenden, tut sie insgemein des Guten zu viel oder zu wenig. Es gibt gewiß unter den Menschen eine ganze Zahl wohlproportionierter Gestalten, aber eine wirkliche Normalfigur besteht nur in der Idee des Künstlers. Uns allen sitzt die Nase mehr oder minder schief im Gesicht. Selbst bei dem schönsten Menschenkind wird man bei aller Vollkommenheit hier und dort leichte Proportionslosigkeiten wahrnehmen. Solche kleinen Formlosigkeiten werden uns trotzdem nicht daran hindern, von einer harmonischen Gestalt zu sprechen. Größere Abweichungen von der Norm finden wir unschön, und wird ein bestimmtes Maß darin überschritten, so sprechen wir am Ende gar von einer — Mißbildung. Die letztere betrifft entweder nur einzelne Gliedmaßen, oder sie erstreckt sich über die ganze Form und erzeugt dadurch den „Riesen" oder den „Zwerg".

Menschen von 175—205 Zentimeter Höhe gibt es noch zu 5—6 Prozent in der Bevölkerung, die Riesen, deren Körperhöhe 205 Zentimeter überschreiten, sind Kuriositäten, deren Leib sich schon dadurch meist als Mißbildung präsentiert, daß die Proportionsgesetze bei ihm arg vernachlässigt erscheinen. Der Kopf des Riesen ist zu klein, die Wirbelsäule zu kurz, der Brustkorb zu lang, die Schulterbreite vermindert und Arme wie Beine verlängert. Die falsche Ansicht von der Degeneration, dem

Kleinerwerden des Menschengeschlechts, stammt von Plinius und dem heiligen Augustinus; sie ist noch jetzt volkstümlich. In Wirklichkeit gab es früher wie heute große und kleine Rassen. Nach der wissenschaftlichen Untersuchung sind die Rassen eher größer als kleiner geworden. Unter den historischen Riesen figuriert an einer der ersten Stellen der Schotte Friedrichs des Großen mit 8 Fuß 3 Zoll Körperhöhe. Ungefähr ebensoviel maß der Ire O'Brien, dessen Skelett sich in einem Londoner Museum befindet, während es unser Zeitgenosse, der Russe Machnow, auf zirka 9 Fuß gebracht hat. Im weiblichen Geschlecht ist der Riesenwuchs noch seltener als bei den Männern. Bei Frauen hat man Größen von 2 Meter 30 Zentimer und mehr gemessen.

Die Höhe der afrikanischen und asiatischen Zwergstämme beträgt durchschnittlich ungefähr 150 Zentimeter, demgemäß gibt es bei ihnen viele Individuen noch unter dem genannten Maß. Diese Zwerge sind wohlgebildet. Dagegen zeichnen sich die zwergartigen Abkömmlinge großer Stämme meist durch unproportionierte Glieder und einen zu großen Kopf aus. Doch gibt es auch noch heute überaus reizende Zwerglein. Da die Zwerge bei Fürsten und Reichen sehr beliebt waren, so fanden wir sie oft in der Geschichte erwähnt. Bereits die Pharaonen hielten sich Akkas, Abkömmlinge von Zwergrassen. Der Dichter und Grammatiker Philotas von Cos, der Erzieher eines Ptolemäers, mußte bleierne Socken tragen, um vom Wind nicht weggeweht zu werden. Coropas, der Zwerg von Julia, der Nichte des Augustus, war 2 Fuß 4 Zoll hoch. Einer der reizendsten Zwerge war der Engländer Jeffery Hudson, der als Neunjähriger nur 18 Zoll maß, leider aber infolge eines sehr bewegten Lebens auf 3 Fuß 9 Zoll emporwuchs. Auf einem Gastmahl von König Karl I. spazierte er aus einer Torte hervor und führte danach längere Zeit ein höfisches Leben. In den Cronswellschen Unruhen erwies er sich als ein so ausgezeichneter Offizier, daß man ihm den Namen „Schneidiger Jeffery" verlieh. Die Zwerge, die Philipp IV. von Spanien besaß, sind durch den Pinsel des Velasquez verewigt. Interessant ist noch das Leben des reizenden Franzosen Richebourg, der, 23 Zoll hoch, in Paris 1858 nach abenteuerreichem Dasein starb. In der Revolutionzeit hatte man ihn als Baby zur Stadt hinausgebracht. Dieser Säugling trug indes im Kleid sehr staatsgefährliche Depeschen. General Tom Thumb, 1837 geboren, 1883 gestorben, maß zu 25 Jahren 31 Zoll. Der Chinese Che-mah war 42 Jahre alt, als sein Körper eine Länge von nur 25 Zoll besaß.

Um das Wesen der Mißbildungen zu verstehen, bedarf es eines Einblicks in die Wachstumsverhältnisse des animalischen Leibes. Von dem Augenblick der Geburt an wird für den Menschen seine Existenz zur Magenfrage. Während des Lebensprozesses geht der alte Körperstoff dauernd zugrunde und will immerfort durch die in den Verdauungskanal eingeführte Nahrung ersetzt werden. Außerdem will das Kind — wachsen. Von seiner ursprünglichen Materie bleibt bald nichts mehr übrig, und wir dürfen getrost sagen: der Mensch ist — was er ißt. Das Wachstum hängt also in erster Reihe davon ab, wie ein Körper imstande ist, die zugeführte Nahrung in die verschiedenen Substanzen seiner Gewebe umzubilden. In der Jugend verfügt die tierische Zelle über einen glänzenden Appetit, und darum nimmt sie reichlich Speise in sich auf. Statt diese in Übermaß aufgenommene Nahrung wieder auszuscheiden, vergrößert das kleine Ding damit seinen Besitzstand, so weit dies irgend möglich ist. Dabei zeigt sich die Zelle mit der Vergrößerung des eigenen Ich noch nicht einmal zufrieden. Wie später der reife Mensch sich zu mehren trachtet, so tut es zur Zeit der Entwicklung bereits die junge Zelle. Mit dem wachsenden Leib des Individuums mehrt sich die Zahl der Bürger in den Zellenkolonien. Wohl gehen auch beim Kind im Kreislauf des Lebens Zellen zugrunde. Die oberen Schleimhautschichten werden abgestoßen, die Haare fallen aus. Aber die junge Zelle verfügt über eine mächtige Regenerationskraft, die im Nu Ersatz für die verlorene Materie schafft. Je älter die Zelle wird, desto mehr verliert sie leider von der Fähigkeit der Regeneration. Es kommt die Zeit, wo sie nicht mehr an Zahl und Größe zunimmt, sondern sich mit der Wahrung ihres Besitzstandes völlig zufrieden gibt. Das sind die Jahre der Kraft, der vollendeten Entwicklung der Person, wo sich die Einnahmen und Ausgaben im Lebenshaushalt decken. Am Ende wird die zur Greisin gewordene Zelle im Stoffwechselprozeß die Verlierende. Sie gibt mehr aus, als sie einnimmt, und das alte Lied schließt damit ab, daß sie — stirbt. Vielleicht behalten auch unsere Zellen während ihrer ganzen Existenz das innere Streben, zu wachsen und zu gedeihen, wie wir Menschen selbst es nie verlieren. Der Wille ist gut, aber das Fleisch ist schwach. Keiner ist verpflichtet, über sein Können hinauszugehen. Wir wissen, den Wachstumtrieb, der den Organismus bis in seine kleinsten Teilchen beseelt, nicht im geringsten zu erklären, weil sich überhaupt das Wesen jedes unkörperlichen Begriffes unserem Fassungsvermögen entzieht. Wir nehmen jede Kraft und jeden Trieb als etwas Gegebenes, in der Natur Bestehendes hin. Auch die Elektrizität können wir nicht erklären, und doch lassen sich ihre Taten studieren, lassen sich ihre Kräfte in eine uns wohlgefällige Bahn lenken. Überall sehen wir die Materie von einem Willen beseelt. Selbst das Atom des toten chemischen Körpers fühlt sich wahlverwandtschaftlich zu einem anderen Teilchen hingezogen. Wir selbst fühlen die unbegreifliche Kraft, die wärmend unser Inneres durchdringt und nie aufhört, nach Betätigung ihrer selbst zu drängen — bis zum letzten Atemzug.

Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft. Das gewöhnliche Steigen und Fallen des Barometers ändert nur unsere Laune, aber ein hochgradiges Absinken und Ansteigen des Luftdrucks bringt sogar unser Leben in Gefahr. Die Zelle in unserm Innern ist nicht immer nur vom äußeren Luftdruck, sondern noch von den besonderen Druckverhältnissen des umgebenden Gewebes abhängig. Setzen wir den Fall, daß durch irgendeinen gewaltsamen Vorgang plötzlich ein Hohlraum mitten im Körpergewebe entstände! Die auf der Oberfläche des Hohlraumes befindlichen Zellen fühlen nicht mehr den gewöhnlich auf ihnen lastenden Druck, und ihrem Bestreben, sich auszudehnen, ist keine Schranke gesetzt. Bei einer Verwundung trachtet junges Narbengewebe danach, die entstandene Lücke auszufüllen. Die Würdigung dieser einfachen mechanischen Verhältnisse führt auch zu dem Verständnis darüber, daß die Zellen sich bei den gewöhnlichen Wachstumvorgängen gegenseitig beeinflussen müssen. Wachsen die äußeren Schichten, so streben die inneren Lagen ihnen nach. Dehnt sich das innen liegende Gewebe, so übt es einen Reiz auf die peripherischen Schichten aus. Junge regenerationsfähige Zellen werden solchen Wachstumsreizen meist gehorchen, während altersschwaches Gewebe natürlich unfähig dazu ist. So kommt es, daß das sich mehrende Fettgewebe, das noch im späteren Alter wachsen kann, die Haut eines älteren Menschen nur dehnt, aber

nicht mehr zum Wachsen veranlaßt, während in der Jugend die um den schwellenden Muskel gelegte Haut wirklich wächst. Vielleicht sind die Bergbewohner so hochgewachsene Menschen, weil ihre Gestalt unter dem leichter zu überwindenden Druck der dünnen Höhenluft steht. Auf jeden Fall helfen ihnen diese besonderen Luftdruckverhältnisse zu einem geräumigeren Brustkorb.

Ein Organ, das Arbeit verrichtet, wächst besser, als ein müßiges Organ, wie es bei der Muskulatur sichtbar in Erscheinung tritt. Es kommt dabei oft zu erblichen Anlagen, weil sich im Laufe der Generationen bestimmte Merkmale den Rassen und Geschlechtern charakteristisch aufprägen. Der Abkömmling von Arbeitern verfügt über eine sehr große Hand. Nach Ludwig XIV. sind drei Generationen für die Erzeugung einer aristokratischen Hand nötig. Die Sprößlinge unserer Reitergeschlechter haben oft große Hände, da sie damit Zügel, Schwert und Lanze regierten, während die Füße, für die das Treten des Steigbügels keine hinreichende Übung darstellte, von kleiner Fasson sind. Das Gesetz der Arbeit gilt aber nicht nur für die Muskulatur, sondern für sämtliche Organe, für Magen, Darm, Stoffwechseldrüsen, selbst für das Nervensystem. Auch das Hirn wächst bei der Denkarbeit und gibt bis zu einem gewissen Grad der Schädelkapsel ihre Form, so daß Gall Talente und Charaktereigenschaften von der Oberfläche des Kopfes ablesen wollte.

Die tätigen Organe wachsen besser, weil sie einen reichlicheren Blutzufluß genießen. Ein alter Satz der Lebenslehre lautet: Nur was gut arbeitet, wird gut genährt. Manchmal sind es Krankheiten, die einen übermäßigen Säftestrom verursachen. Ein tropischer Wurm, der von Wunden aus ins Körperinnere dringt, verstopft die Lymphgefäße, führt zur Aufstauung des nährenden Saftes und infolgedessen zu dem sogenannten Elefantenwuchs des betroffenen Körperteils. Auch bei der einfachsten Entzündung tritt ein verstärkter Blutzufluß ein. Deshalb sind alle von Entzündungen häufig heimgesuchten Organe etwas vergrößert. Ein oft wiederkehrender Schnupfen bedingt nicht selten eine krankhafte Vergrößerung des das Naseninnere auskleidenden Gewebes.

Von dem Wachstumsreiz wissen wir übrigens doch noch etwas mehr, als daß es sich dabei nur um einen unbestimmten Trieb handelt. Wir kennen nicht nur das Pferd, das läuft, wir kennen auch seinen Kutscher, der es zum Laufen antreibt. Ein sehr schlimmes Leiden, das als „Akromegalie", „Riesenwuchs", bezeichnet wird, entsteht zuweilen im Anschluß an eine Verwundung, an einen Schreck oder an eine infektiöse Krankheit. Das Leiden zeichnet sich aus durch ein ungefüges Wachstum der Gliedmaßen sowie des Gesichtes, besonders der Kieferknochen. Man fand bei derartigen Patienten eine kleine, vom Hirngrund herunterhängende Drüse, die Hypophyse beträchtlich vergrößert. So lag der Schluß nahe, daß der Saft dieser Drüse auf die Zellen einen zum Wachstum reizenden Einfluß ausübt. Es werden demnach im Organismus Gärungstoffe oder Fermente erzeugt, die beim Wachstum eine Rolle spielen. Die Stoffe treten nicht etwa mit der Zelle in eine Verbindung, sondern wie bei allen Gärungstoffen genügt ihre bloße Anwesenheit zur Auslösung einer chemischen Reaktion.

Wenn es Fermente gibt, die das Wachstum hervorrufen, so gibt es wahrscheinlich auch solche, die das Gewebe in seinem Ausdehnungsbestreben lähmen. Beim Zwergwuchs haben wir solch ein Ferment noch nicht entdecken können. Dagegen kennen wir im Alkohol ein Mittel, um das Wachstum hintenanzuhalten. In der Jugend gereicht, ist der Weingeist ein gefährliches Gift, das zur Degeneration der Nerven und Verkümmerung der Gestalt führt. Wahrscheinlich werden die vom Körper gebildeten heilsamen Gärungstoffe, die in der Jugend die Zellen zur Vergrößerung anreizen, durch die gärungswidrige Wirkung des Alkohols gelähmt oder vernichtet.

Mangelndes Wachstum führt entweder zur teilweisen Gewebsverkümmerung im Organismus oder zum Zwergwuchs. Die Entwicklung der Zelle kann auf einfachem mechanischem Weg geschmälert werden, wie sie in gleicher Weise erhöht werden konnte. Die Chinesen schnüren ihren Mädchen die Füße ein und erzeugen auf diese Weise kleine verkrüppelte Dinger daraus. In gleicher Weise läßt sich durch Einschnüren der Taille eine Verkrüppelung der Rippen, der Leber und des Magens bewerkstelligen. Durch Zusammenbinden der Äste fabrizieren Japaner und Chinesen jene kleinen knorrigen Zwergbäume, aus denen sie reizende Miniaturlandschaften von Urwäldern aufbauen. Nebenbei wenden sie gewiß noch andere Mittel zu dieser künstlichen Verkrüppelung an: wie sparsames Düngen und Einwirkung niedriger Temperaturen. Da die Zwerge früher ein kostbarer Handelsartikel waren, dürfte man sie auf ähnliche Weise dargestellt haben. Magere Kost, geistiges Getränk, Einschnüren des Körpers waren gewiß wirksamere Mittel als das uns überlieferte alte Rezept der Zwergsalbe: „Einreiben des Rückgrats mit dem Fett von Fledermäusen, Maulwürfen und Siebenschläfern". Wie bereits angedeutet, hält mangelhafte Ernährung den Wuchs der organischen Geschöpfe auf. Nach Virchows Ansicht, die indes nicht allgemein geteilt wird, sind die afrikanischen und asiatischen Zwergvölker nur durch Mangel degenerierte Formen hochgewachsener Stämme.

Wir sind heutzutage zu human, um Zwerge künstlich zu erzeugen. Sollten solche Prozeduren, die mit dem Strafgesetzbuch kollidieren, gegenwärtig noch Anwendung finden, so werden sie jedenfalls nur von lichtscheuem Gesindel geübt. Vom hygienischen Standpunkt ist das Zwergentum nicht günstig, da die durchschnittliche Lebensdauer des verkümmerten, zu mancherlei Krankheiten disponierten Gewebes eine kurze ist. Ebensowenig soll unsere Nation zu einem Riesenvolk erzogen werden. Auch die zu groß gewachsene Zelle steht hinsichtlich ihrer Lebensdauer unter ungünstigen Aussichten, da die Lebenskraft nicht ausreicht, eine so bedeutende Flamme lange Zeit zu schüren. Am gesündesten ist immer das Mittelmaß, und körperliche Ausbildung dürfte gewiß imstande sein, das gegenwärtige Mittelmaß noch um einen gewissen Grad zu erhöhen, ohne daß die Zelle dadurch zu einer widernatürlichen Ausdehnung gebracht wird. Wie man zu diesem Zweck zu leben hat, darüber können uns die alten Spartaner belehren. Die Ernährung sei kräftig, aber mäßig. Als einem Fremden in Sparta die Blutsuppe nicht schmeckte, bemerkte ein Lakonier: „Dir fehlt das Bad im Eurotas." Wir wollen darum auch die Körperpflege nicht vernachlässigen und der stoffwechselhebenden Wirkung des kalten Bades stets eingedenk bleiben. Die Übung der Kräfte muß sich in vernünftigen Grenzen halten, um den Überreiz zu vermeiden. Die Kleidung soll dem Körper so locker anliegen, daß sie der Entfaltung der Form nicht hinderlich wird.



Deutschlands erster Schülerinnen-Ruderverein.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Hofphot. Eberth.

Mit zu den erfreulichsten Erscheinungen der Frauenbewegung gehört die zunehmende Beteiligung des schönen Geschlechts am Sport in jeglicher Gestalt. Was nützte es auch, der Frau neue Erwerbsmöglichkeiten schaffen zu wollen, ohne für einen gesunden Körper zu sorgen, der allein den Berufsaufgaben gewachsen sein kann. Selbst dem nicht eben kleinen Prozentsatz der Frauen, die früher oder später den selbstgewählten Beruf mit der Ehe eintauschen, bleibt die sportliche Betätigung der Jugendzeit nicht unverloren, und gesunde Mütter sind das Nötigste, was ein Volk braucht. Turnen und andere Sportarten sind, wie es schon Dubois-Reymond ausgesprochen hat, nicht nur Uebung der Muskeln, sondern zugleich auch Uebung der höheren Nervenzentren und müssen deshalb besonders auch in den Schulen gewürdigt werden. Diese haben sich denn auch der gewaltigen Aufwärtsbewegung des Sports keineswegs verschlossen, und neben anderen sportlichen Vereinigungen gehören auch die Rudervereine an den höheren Lehranstalten nicht zu den Seltenheiten.



Das Boot wird zu Wasser gebracht.

Der erste weibliche Ruderverein an höheren Schulen wurde im Herbst 1911 von Schülerinnen der Studienanstalt in Kassel gegründet. Er zählt rund 30 Mitglieder, die den Klassen Sekunda und



Die Taufe des Bootes.

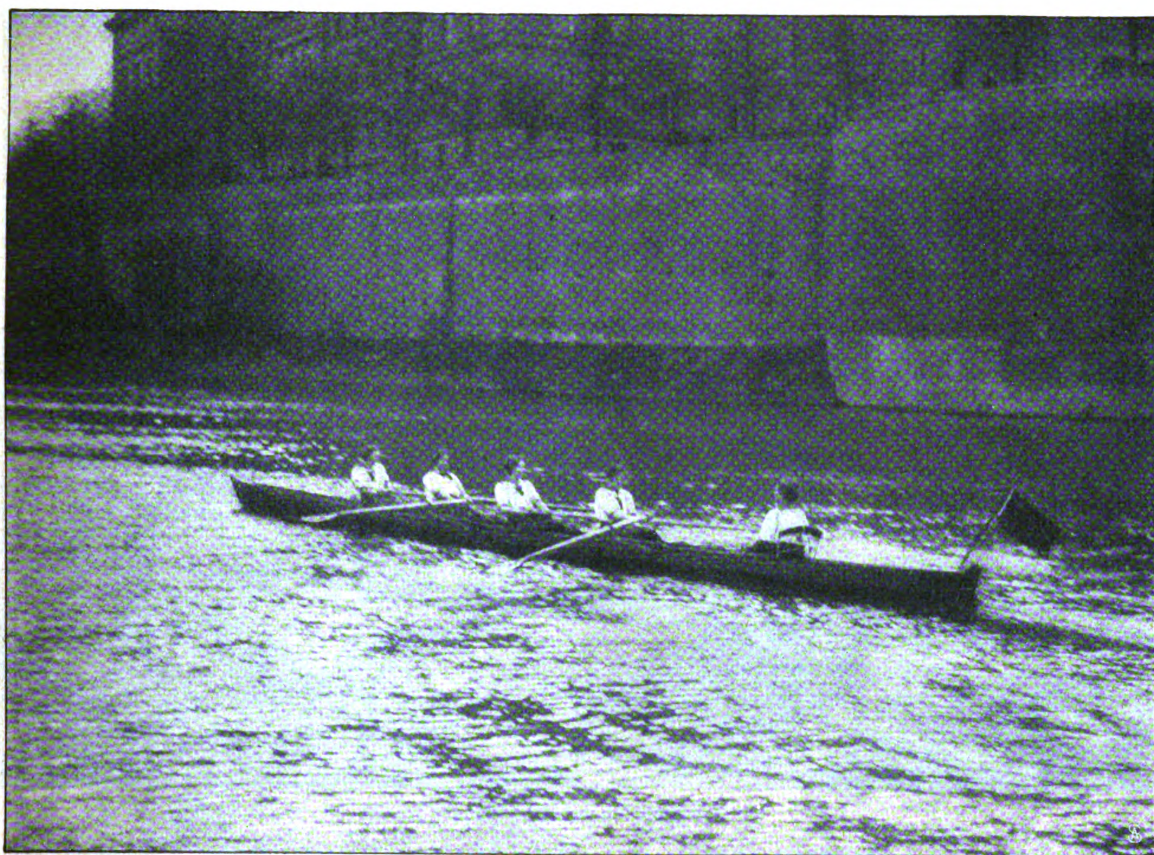
Prima angehören. Der Turn- und Ruderverein des Königl. Wilhelm-Gymnasiums stellte zunächst seine Boote zur Verfügung. Dann wurde der jungen Vereinigung ein Bootshaus gestiftet, und auch der erste eigene Vierer konnte auf den Namen „Gudrun" getauft werden. Damit kam erst das richtige fröhliche Sportleben in die Reihen der jungen Mädchen. Wie lustig gestaltet sich so eine Ausfahrt. Frisch und unbekümmert greift die Besatzung in ihrer außerordentlich kleidsamen Sporttracht bei der Bootschleppe zu. Knappe Befehle des Steuermanns — straffes Gehorchen. Kraft, Gewandtheit in den jungen Gliedern und helle Lebensfreude in den Augen. Kiel setzen! Der schmucke Vierer gleitet ins Wasser. Ein rasches Fertigmachen des Bootes, dann die Kommandos zum Einsteigen. Mit flatternden Fähnlein unter jubelndem „Hipp-hipp-hurra!" verläßt die „Gudrun" den malerischen Altstadtwinkel und gleitet unter der mit neugierigen Menschen besetzten Drahtbrücke ins offene lachende Fuldatal hinein. Schlag auf Schlag muß sitzen. Es ist auf gute Schule gesehen worden. Langsam vorrollen, dann ein kräftiger Einsatz, Kreuz hohl, und auch die Mädchenarme wissen die Riemen kräftig durchs Wasser zu ziehen. Das gibt feste Bänder und Sehnen, und die Brust wird weit und frei. Die rhythmische Bewegung, Schlag und Ruhepause in gleichem Wechsel, hält die Ermüdung fern. Wohlig ausgearbeitet, kehren die vier jungen Mädchen mit ihrem Steuermann wieder zum Steg zurück.

Man kann solchem gesunden Treiben gar nicht freudig genug zustimmen. Was schadet es den jungen Mädchen, wenn die kleinen Hände ein wenig kräftiger werden und an den Fingerchen sogar Schwielen von herzhafter Arbeit zeugen, wenn die bleichen Wangen — interessant nennt man solche ja wohl — braun und wetterfest werden. Was macht es, wenn nach der Rückkehr, natürlich erst nachdem kräftig das Wischtuch über dem „Kahn" geschwungen wurde, die weißen Zähne in die Eßvorräte fallen und Tisch und Teller blankputzen, bei alledem wird nichts Weibliches verloren und nichts vom Männerhandwerk töricht nachgeäfft. Vielmehr lernt der junge Mensch seine Glieder fest zu gebrauchen — und warum sollte das dem weiblichen Teil unserer Menschheit nicht auch zustatten kommen — lernt auf eigenen Füßen zu stehen, sich selbst und seiner jungen Kraft zu vertrauen und zuzupacken, wo es notwendig ist.



Die lustigen Ruderinnen vor der Arbeit.

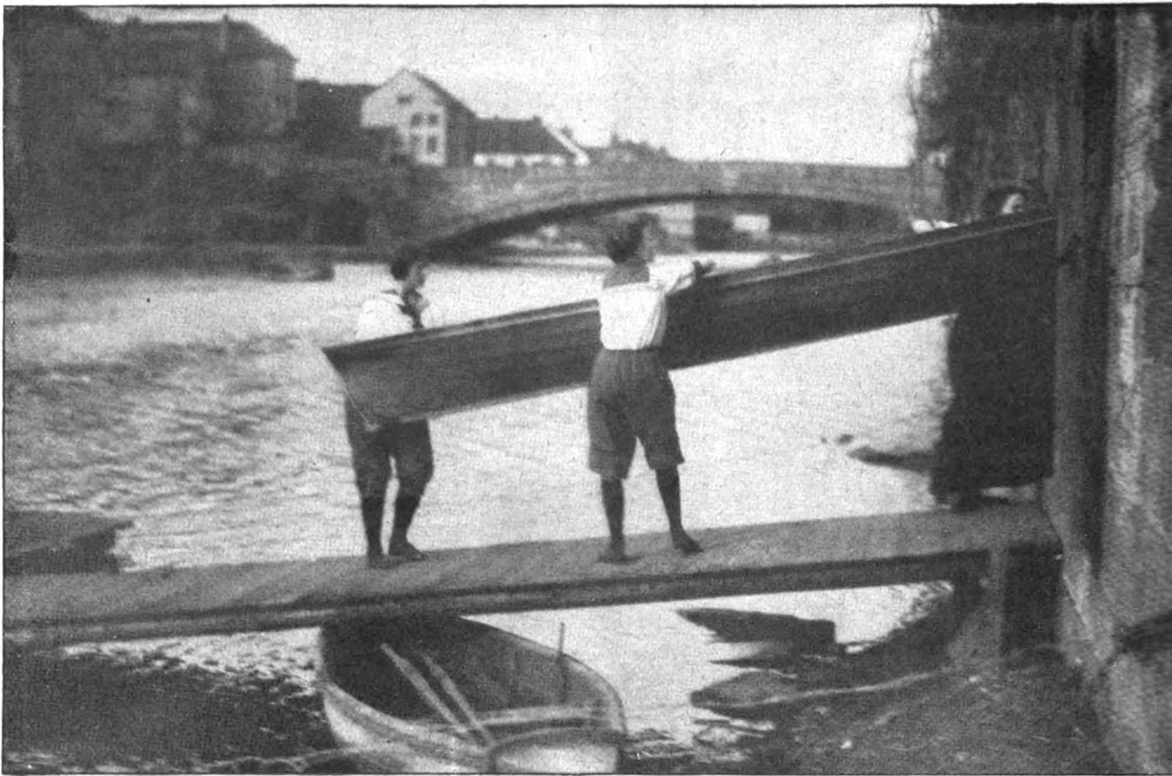
Ueber allen unseren deutschen Wassern liegt eine tiefe Poesie. Ob das die schlichten Ufer der Havel mit den verträumten märkischen Seen oder die romantischen der Saale oder des Rheins, die lieblichen der Fulda, des Neckars oder des Mains sind, überall spricht die Mutter Natur zu uns, und wenn diese Stimme in der aufnahmefreudigen Seele junger Mädchen auf Widerhall stößt, da gewinnt sie sich den ganzen Menschen für alle Zeit. Wollen wir uns nicht ein Geschlecht von zukünftigen Müttern sichern, in dem die Liebe zur Heimat, zur Natur, zu kräftigendem



In flotter Fahrt.



„Riemen ins Boot!“



Der Abschluß der Rudertour.

Körpersport Wurzel geschlagen hat. Gewiß, das Rudern junger Mädchen ist nur einer der vielen Wege zu diesem Ziel, ein Mittel, das nicht überall und gewiß nicht in allzu großer Verbreitung anzuwenden sein wird, aber es ist doch eins, und zwar ein gutes, und es sollte noch viel mehr als heute zur Anwendung kommen. Mögen sich zu den bestehenden Schülerinnen-Rudervereinigungen noch recht viele finden, auf unseren herrlichen deutschen Gewässern ist Platz genug, und die Sommersonne scheint allen Menschen gleichermaßen ins Herz.

Das Leben am Starkasten.

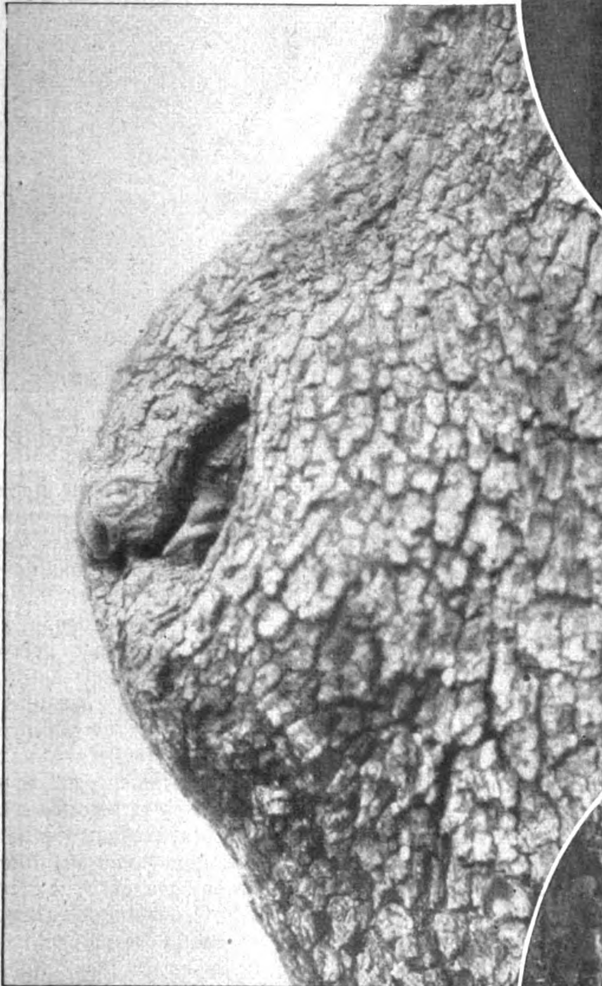
Von Richard Hilbert. Hierzu 8 Aufn. d. Verfassers.

Lenzahnen erfüllt die Erde, überall regt es sich in Feld, Wald und Flur. Die Natur belebt sich mehr von Tag zu Tag, und viele unserer gefiederten Sommergäste verließen die sonnigen Gestade des Mittelmeers oder die heißen Gegenden des schwarzen Erdteils, um zurückzukehren zu den Stätten ihrer alten Liebe, ihrer Heimat, deren Licht, Luft und Schatten Zeugen ihres Werdens waren, gleichviel ob ihre Wiege in einem ausgedienten Holzschuh, Blumentopf oder in der Hosentasche einer Vogelscheuche stand. — Sobald die ersten leisen Regungen der wiedererwachenden Natur sich bemerkbar machen, wird auch das Völkchen der Stare mobil. Von den Gipfeln der noch kahlen Bäume lassen sie ihr zwitscherndes Pfeifen hören. — Ja, man hat ihn gern, den zutraulichen, gelehrigen und lustigen Burschen. Ein Zugvogel in dem wahren Sinne des Wortes ist der Star aber längst nicht mehr. Man findet ihn fast in allen Teilen Deutschlands, und selbst in den strengen Wintern bleiben größere oder kleinere Flüge zurück, die sich in der unwirtlichen Zeit durchschlagen so gut oder schlecht, wie es eben geht.

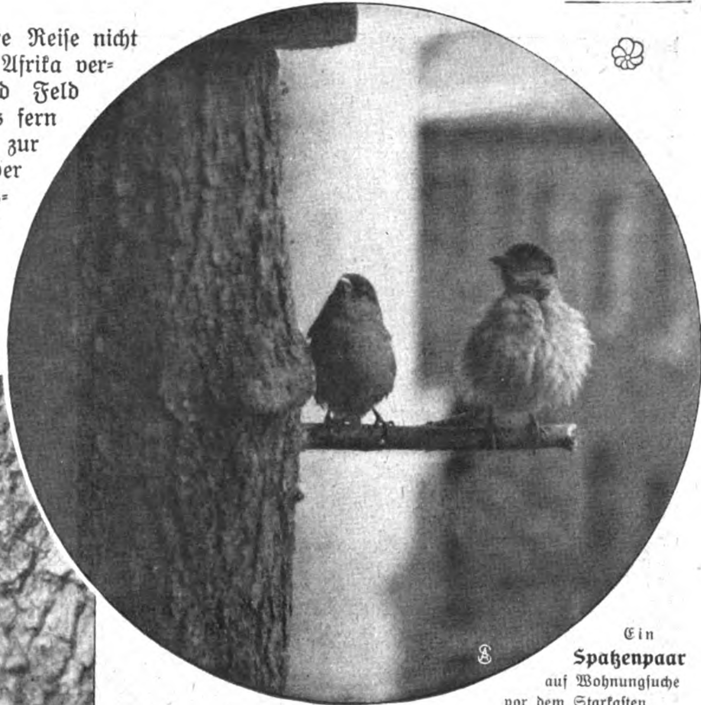


Das Leben am Starkasten: Morgenlied.

Aber auch die wandernden Stare dehnen ihre Reise nicht weit aus: Im südlichen Europa, im nördlichen Afrika verweilen unsere kleinen Freunde in Wald und Feld während der wenigen Wochen, die sie von uns fern sind, denn erst spät im Herbst schicken sie sich zur Reise an, und schon mit den ersten Strahlen der Februarsonne treffen sie wieder ein, um die Häuschen zu beziehen, die man ihnen allerorts angebracht hat. Es ist eine schöne Sitte, diesen außerordentlich nützlichen Vögeln künstliche Niststätten zu bieten, zumal der heutige Forstbetrieb hohle Stämme, die die natürlichen Nistplätze des Vogels bilden, nicht mehr duldet. Mancher Naturfreund wird eines schönen Morgens im Monat März durch lustiges Pfeifen überrascht, und helle Freude zieht in sein Herz ein, denn der Frühling muß nun doch kommen, seine ersten Vorboten, die Stare, sind ja da. Auf den höchsten Wipfeln der Bäume, auf den Spitzen der Türme, auf den Wetterfahnen hoher Gebäude sitzen die freundlich begrüßten schwarzen Gesellen und schmettern lustig ihr Lied, unbekümmert um Wetter und Wind, der sie da oben auf ihrer luftigen Höhe so recht zerzausen kann. Und wenn auch der Gesang nicht hervorragend ist, so erfreut er doch durch die fröhliche Art und Weise des Vortrags und ergötzt durch verschiedene Laute, die der Star irgendwo erlauscht und in sich aufgenommen hat und nun in drolligem Durcheinander wiedergibt. Oft hört man das Knarren einer rostigen Windfahne, das Kreischen einer Säge, den Ruf der Drossel, das Zwitschern der Schwalben, das durch die lebhaften Flügelschläge, das Drehen und Wenden des Vogels noch viel drolliger wird.



Ein scheuer Baumbrüter (Waldstar).



Ein **Spatzenpaar** auf Wohnungsuche vor dem Starkasten.

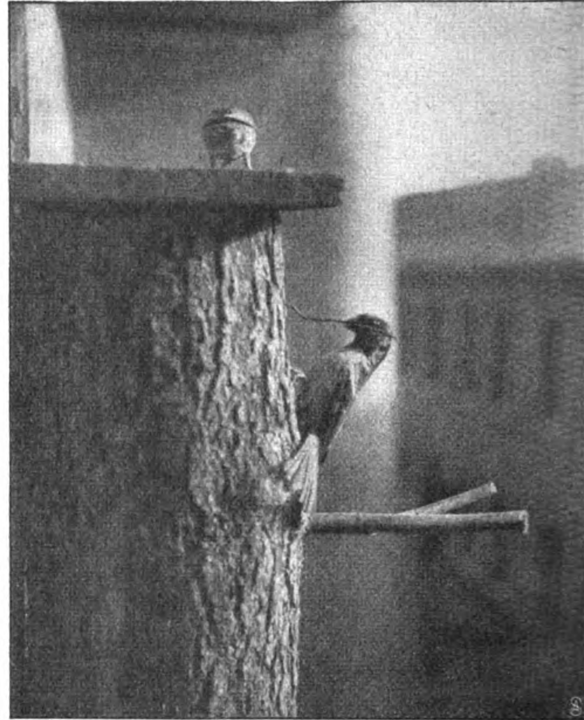
Aber nicht überall erweckt die Ankunft der Reisenden Freude. Wie ich von meinem Fenster aus beobachten kann, gibt es auch Zank und Streit, hat doch ein Spatzenpaar sofort



Ein **Spatzenpaar** als Besitzer des Starkastens.

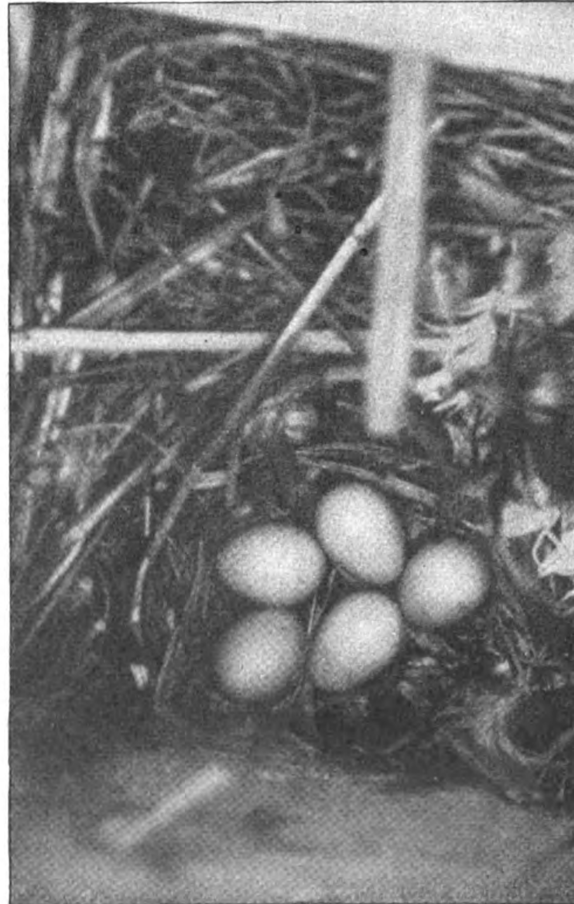


Junge Stare,
die 24 Stunden alt sind.



Der gefundene Zweig
paßt nicht in das Flugloch.

von der unserm Star zugedachten Wohnung Besitz ergriffen und begrüßt nun den eintreffenden eigentlichen Eigentümer mit heillosem Geschrei. Eigentlich gram kann ich darob dem dreisten Gesindel nicht sein. Wie es sich in allen Nöten behauptet, gegenseitig beschimpft, gewandt und schlau seinen Feinden begegnet, das imponiert beinah, und immer wieder übt man Nachsicht. Schließlich weichen sie ja doch dem Stärkeren, wenn auch schweren Herzens und nicht ohne Bosheiten. Hat der Star im wahrsten Sinn des Wortes ausgemistet und verläßt die Wohnung, um neues Material für das Nest heranzuholen, ist gewiß im selben Augenblick der Spatz da, um den Bau schnöde zu verunreinigen, während ein Genosse draußen Schmiere steht. Aber alles Wüten, alle Gehässigkeiten ziehen nicht mehr, der Star überrascht den Schlingel eines Morgens beim Verlassen



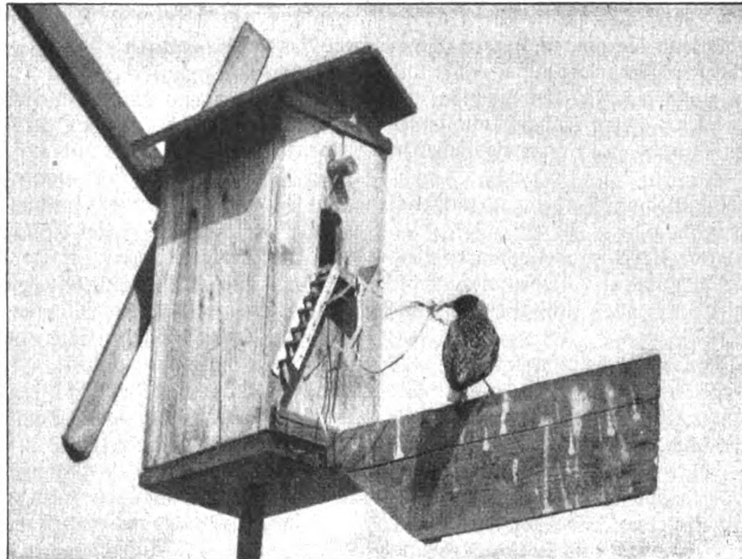
Das Gelege im Innern eines Starkastens.

der Wohnung und macht von seinem Hausrecht ausgiebigsten Gebrauch, so daß das Pärchen doch vorzieht, den strittigen Besitz dauernd aufzugeben.

Mit Feuereifer gehen die lustigen Sänger daran, die Wohnung auszubessern, den vorjährigen Schutt zu entfernen und Baumaterialien zu dem neuen Nest herbeizutragen. Mit dem Nestbau werden allerdings nicht viel Umstände gemacht. Stroh- und Grashalme, Blätter werden liederlich zusammengeworfen, die Mulde mit Federn und Wolle ausgepolstert. Im schillernden Hochzeitskleid geht das drollige Pärchen an das Nistgeschäft, und nicht lange dauert es, bis Frau Starin fünf bläuliche Eier gelegt hat, die von beiden Gatten abwechselnd fünfzehn Tage lang bebrütet werden.

Oft werden bereits Ende April Eier im Nest gefunden. Um seine Hausfrau während dieser Zeit bei guter Laune zu erhal-

ten, bringt der treusorgende Gatte und zukünftige Vater diesen oder jenen Leckerbissen von seinen Ausflügen mit. Mitunter aber hilft selbst eine solche Aufmerksamkeit von seiten des Eheherrn nicht über eine Gardinenpredigt hinweg, das gemaßregelte Herrchen zeigt ziemlich ausdrucksvoll die tiefgehende Wirkung dieser Strafpredigt. — Schon im Mai ist die erste Brut flügge, und im nächsten Monat bereitet sich die zweite Brut zum Ausfliegen vor. Groß ist die Sorgfalt, mit der die Alten für die Brut sorgen. Bald erscheinen die Jungen vor dem Nest und schließen sich den jugendlichen Gefährten an; in großen Schwärmen fliegt die Gesellschaft in der Gegend umher. Sind die Jungen in längerem Beisammensein mit den Alten in allen Künsten des Starlebens eingeweiht, so kehren letztere zu ihrem Nest zurück, um das Brutgeschäft von neuem zu beginnen. Die Jungen vereinigen sich währenddessen zu mitunter ganz enorm großen Schwärmen. Abends suchen sie gemeinsame Schlafstätten auf, die sich meistens in Laubwäldern und Rohrdickichten befinden. Hier sind die noch unerfahrenen Jungen zwar den Nachstellungen ihrer zahlreichen Feinde ausgesetzt; aber ihr geselliges Beisammensein und ihre Wachsamkeit lassen die Gefahr schneller erkennen. Ist auch die zweite Brut herangewachsen, so vereinigen sich die Vögel zu geradezu kolossalen Zügen, die beim Einfallen in Rohrdickichte oft sehr großen Schaden verursachen. Je näher der Herbst herankommt, desto weiter ziehen die Vögel nach Süden, um dann über das Mittelmeer die afrikanische Küste zu erreichen. — Für den Liebhaber sind die Stare sehr zu empfehlen, da sie anspruchslos sind; durch ihre Beweglichkeit machen sie viel Freude, und immer sind sie zu lustigen Neckereien aufgelegt. Als äußerst gelehriger Vogel wird der Star bei geeigneter Pflege bald sehr zahm, folgt auch gern auf Pfiff oder Ruf, lernt allerlei Lieder pfeifen und spricht sogar einige Worte gut nach. Ein gewisser Leichtsinn und die Freude am Leben sind der Grundzug seines liebenswürdigen Charakters, der ihn über diese und jene Unbilden in seinem beschwingten Dasein sehr leicht hinweghilft. Eine Eigenschaft, die unserm Starmatz besonders die Herzen von jung und alt gewonnen hat.



Der Herr Gemahl bringt der brütenden Gattin Leckerbissen.

Immerzu

Mein Herz geht seine Wege
Bei Tag und Nacht,
Ob ich mich schlafen lege,
Mein Herzschlag wacht.

Und ob ich in Gedanken
Weit oder nahe bin,
Mein Herz drängt ohne Wanken
Nach seinem Ziele hin.

Darum bist du die meine
Auch weit von hier,
Und ob mein Herz auch weine,
Es ist bei dir.

Hermann Hesse.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

22. Fortsetzung.

Seit langer Zeit war für den Bankdirektor Paulsin die von Peter Jell vorgeschlagene große Terrainspekulation die einzige gewesen, für die er sich wirklich interessierte.

Dieser „Mann“ schien denn doch eine Nase zu haben für wechselnde Konjunkturen! Was er selbst noch vor einem halben Jahr nicht für möglich gehalten hatte — jetzt ließ es sich verwirklichen.

Und es begab sich, daß er beim Verlassen des Restaurants seinen Weg an dem großen, etwas abseits stehenden Tisch Peter Jells vorbei nahm, ihn leicht auf die Schulter tippte und sagte: „Kommen Sie doch morgen vormittag zu mir herauf ins Chefkabinett, Herr Jell ...“

Peter Jell erhob sich, machte sich an seiner Brille zu schaffen, hinter deren Spiegelung sich das Aufblitzen seiner Augen verbarg.

Und sehr ruhig, beinah lässig antwortete er dem einflußreichen Bankdirektor: „Morgen ...? Ich hoffe, mich freimachen zu können....“

Kein Lächeln verriet seine innere Bewegung. Ein kurzer Händedruck, und mit eiserner Ruhe setzte er sich wieder an den Tisch zurück, wo das jugendliche Konsortium seine Besitzerfreude in französischen Sekt bekundete und von dem für einige Stunden später anberaumten notariellen Akt mit jener Leichtigkeit sprach, die man „reinen Formsachen“ entgegenzubringen pflegt.

Zäh und ruhig ging Peter Jell alle Paragraphen des Vertrages durch, während die jungen Herren Zigaretten rauchend im großen Notariatzimmer auf und ab gingen, sich Namen zuwarfen, Notizen machten, auf „gute Ideen" kamen. Wenn Peter Jell sich mit seiner durchdringenden, harten Stimme an sie wendete, lächelten sie liebenswürdig.

„Aber selbstverständlich, lieber Direktor . . . natürlich . . . das wissen wir doch schon."

„Ja . . . und daß Doktor Nebeling unkündbaren Vertrag hat, das wissen Sie doch auch —! Jedenfalls möchte ich den Paragraphen hier unter allen Umständen mitaufnehmen."

„Nebeling... Nebeling . . . ja, selbstverständlich . . . bitte sehr ... wenn es Sie beruhigt ... Ich möchte Sie nur aufmerksam machen, verehrter Herr Direktor: Gehalt und Titel — selbstverständlich, wie im Vertrag stipuliert, tja... aber de facto — wir meinen also — den spiritus rector, nicht wahr... den wählen wir!"

„Das können Sie machen, wie Sie wollen, meine Herren. Darüber werden Sie sich mit Doktor Nebeling selbst auseinandersetzen müssen . . . das geht mich nichts an."

Der Ton seiner Stimme war eisig kalt, nur mit Mühe beherrschte er sich. Wußten denn diese jungen Herrchen nicht, wen er ihnen da mitgab? Einen Nebeling gab er ihnen — einen Namen... eine Autorität! Sie sollten doch froh sein, sollten ihrem Herrgott danken! — Na, schön... wenn sie nicht wollten—! Wenn sie die Karre in den Dreck rollten, das war ihre Sache!

Er rückte an seiner Brille, faßte sich fest um die Mitte, unter seinem Schwalbenrock. Er mußte die Zähne aneinanderpressen, um ihnen keine Beleidigung ins Gesicht zu sagen, diesen Jüngelchen, die jetzt schon die Beute teilten, bevor sie sie noch hatten, die mit ererbtem Geld, mit dem Geld ihrer Väter so leichtfertig das Resultat fünfundzwanzigjähriger Arbeit übernahmen. Es zuckte ihm in den Händen, das große, gelbe Papier dort vom Notariatstisch zu reißen, es in Stücke zu fetzen, den Bengels da vor die Füße zu werfen, die mit feuchtfröhlichen Redensarten das Schicksal eines Lebenswerkes bestimmten, das Schweiß und Blut gekostet hatte....

Er bezwang sich.

Er wenigstens durfte nicht leichtfertig, nur aus der Stimmung des Augenblicks den Bau zerstören, den er mühsam, Schritt vor Schritt aufgebaut hatte. Er durfte das nicht.

„Da die Übergabe schon am ersten Juli erfolgen soll, wird es vielleicht das beste sein, wenn wir uns mit Doktor Nebeling recht bald vertraulich über die ganze Sache aussprechen", sagte einer der Herren, mit dem Versuch, den Ernst der Verhandlung zu retten.

Sie hatten ja alle einen dicken Kopf. . . . Und dieser Jell mit seiner verdammten Kühle!... Sie waren doch schließlich keine dummen Jungen mehr...! So ein Zeitungskauf war doch kein Studentenulk, zum Deubel...

Und sehr sachlich fügte er hinzu: „Ich meine, es bestehen wohl keine ernsten Bedenken dagegen, daß wir diesen Vertrag unterzeichnen.... Nicht wahr, meine Herren?..."

Sie waren alle einverstanden.

In dem Zimmer war es nicht auszuhalten vor Hitze — konnte man ja Krebse kochen!...

Nun las dieser Mensch von Notar einem auch noch sämtliche Paragraphen vor... kannte man ja auswendig... hatte ja zwei Monate lang nichts anderes getan, als den ganzen Quatsch immer wieder durchgesprochen.

Was war denn da auch weiter für ein Risiko? Das Blatt war eingeführt — alle Leute blieben an ihrem Platz, arbeiteten wie bisher — nur auf Nebeling und noch ein paar Redakteure verzichtete man — aus Prinzip, damit man sein eigener Herr sein konnte. So. Na....

Der Notar reichte Peter Jell den Federhalter.

„Darf ich bitten, Herr Direktor?"

Ohne aufzublicken, mit fest geschlossenen Lippen setzte er die Feder an. Alles Blut stieg ihm in die Schläfen, füllte die Ader, die seine Stirn durchquerte, daß sie wie ein blauer Balken heraustrat.

Peter Jell. Deutlich stand seine Unterschrift auf dem gelben Papier — klein, ohne Schnörkel, mit einem großen runden Punkt dahinter, wie es seine Eigentümlichkeit war, seitdem er seinen Namen in der Sakristei der Matthäikirche eingetragen hatte.

Dann kamen die anderen Herren an die Reihe.

Kaum zwei Minuten dauerte das Ganze.

„Das Geld würde dann wo deponiert werden?" fragte der Notar.

„Auf einer Bank im Zentrum der Stadt, bitte", antwortete Jell.

Er griff nach seinem schwarzen englischen Hut, verbeugte sich kurz.

„Meine Herren..."

Etwas verdutzt blickte man ihm nach.

Auf der Straße sagte der Herr, dem der Kopf zuerst klar geworden war: „Ich gehe mal gleich heute zu Nebeling rauf, fühle ihm ein bißchen auf den Zahn. Jetzt kann man ja reden...."

Peter Jell aber fuhr hinaus nach Dollin.

Als die Dämmerung sich auf das weite Feld senkte und die Reklameluftschiffe sich zum Aufstieg rüsteten, wurde er von Nebeling angeklingelt.

„Sie, Jell, kommen Sie augenblicklich her... augenblicklich."

Die knarrende Stimme hatte wieder das Imperatorische, Grobe, das er so gut kannte an ihr. Etwas verwundert antwortete er: „Gern. Aber vor einer halben Stunde können Sie nicht auf mich rechnen. Sie wissen ja, wo ich bin...."

„Ich weiß. Ich warte auf Sie." — —

Nebeling wartete.

Er hatte sich abgeschlossen in seinem großen, kahlen Zimmer, hatte die blauen Vorhänge zugezogen, die Lampe auf seinem Tisch angeknipst.

Er war leichenfahl. Seine großen, behaarten Tatzen zitterten, seine kurzen, schweren Augenlider zuckten wie von einem nervösen Tick.

„Der Hund... der Schuft...!"

Er ballte seine Hände, fuchtelte mit den großen Fäusten im Dunkel des Zimmers herum, als wenn um ihn herum Hunderte von Köpfen tanzten, mit scharfen, kantigen Zügen und rötlichem, schräggescheiteltem Haar, denen er seine Faust in die Stirn jagte, unter das Kinn stieß. Was hatte der Kerl mit seiner Zeitung gemacht? Verschachert hatte er sie... verschachert sein Kind, seine Geliebte... seine, seine Zeitung verschachert! An Idioten verschachert.... Wie hießen die Menschen... wie hießen die zwei Jüngelchen, die bei ihm oben waren?...

Er rannte zum Schreibtisch, stierte auf die zwei Visitenkarten, zwei durchsichtige, rosenblattdünne Kärt-

chen. Kurt Heppner stand auf der einen, Doktor Rolewski auf der andern. Kannte er nicht. Hatte nie die Namen gehört! Und die bekamen seine Zeitung, und die fragten, die fragten. . . .

Ein harter Griff auf die **Klinke**.... „Doktor, wollen Sie mich nicht herein lassen?"

Oh ja ... er sollte nur kommen, er sollte ihm nur unter die Augen treten ... aber hell mußte es im Zimmer sein, taghell! Jeden Zug mußte er sehen in diesem Gesicht, jedes Wimperzucken.

Da ... die Krone brannte ... fünf Birnen ... alle brannten. Sonnenhell war es jetzt ... sonnenhell....

„Donnerwetter," sagte Peter Jell — „Sie feiern ja Lichtorgien."

Er nahm den Hut ab, fuhr sich mit dem Taschentuch über das staubige Gesicht. Nebeling verschränkte mühsam die kurzen Arme über der Brust.

„Sie lieben ja das Licht.... Sie haben mir ja selbst die Vorhänge von den Fenstern gerissen, als ich Sie das erstemal über die Schwelle meines Zimmers ließ . . . Was wollen Sie denn da jetzt?"

Peter Jell blickte bestürzt auf.

„Was ist Ihnen denn, Doktor?"

Nebeling lachte höhnisch auf.

„Sie fragen noch, was mir ist? Da ... sehen Sie sich das an ... dann werden Sie's wissen."

Er warf die Karten Peter Jell vor die Füße, schlug mit dem Absatz gegen den Boden.

„Können Sie lesen, ja ...?"

Eine der Karten war so gefallen, daß der Name zu sehen war.

„Doktor Rolewski ... so ... der war bei Ihnen . . . heute schon bei Ihnen? Ja ..."

Peter Jell wendete sich ab, legte seinen Hut auf den nächsten Stuhl.

„Ich konnte nicht wissen, Doktor, daß die Leute wie kleine Kinder gleich heute zu Ihnen laufen würden ... das konnte ich nicht wissen. Es tut mir wirklich sehr leid."

„Was tut Ihnen leid ... was?"

Mühsam rang sich jeder Ton aus Nebelings Kehle. Peter Jell zog unwillkürlich die Brauen zusammen, als täte ihm dieser gepreßte Ton körperlich wehe.

„Hören Sie mal, Doktor, lassen Sie uns ruhig reden — morgen hätte ich ja ohnehin mit Ihnen darüber gesprochen...."

„Wirklich, Herr Jell ... hätten Sie das? Sie hätten mir morgen mit der selben Stirn ins Gesicht gesagt: Deine Zeitung ist verkauft, mach, daß du rauskommst — paschol!! Ja? Das hätten Sie mir gesagt?"

„Erstens, Doktor, kann da von keinem ‚Paschol!' die Rede sein. Sie wissen doch am besten, nicht wahr, daß Sie einen unkündbaren Vertrag haben ... ich begreife eigentlich Ihre Aufregung nicht."

Er gab sich Mühe, ruhig zu sprechen. Es war ja auch ein Unsinn, daß der Mann so außer sich geriet. An seiner Stellung veränderte sich doch nichts....

„Ich will Ihnen sagen, warum Sie nichts begreifen, Herr ... Weil Sie da ... hier ..." — er schlug auf seine linke Brustseite — „weil Sie hier nichts haben! Einen Stein haben Sie da, einen Goldklumpen oder ein Stück Dreck — suchen Sie sich's aus, was Ihnen lieber ist. Vielleicht ist's auch alles drei zusammen, weiß der Henker, woraus Sie zusammengesetzt sind!"

Peter Jell schwieg. Was sollte er dem Mann sagen, der mit keuchendem Atem, mit geballten Händen vor ihm stand, gar nicht hören wollte, was er ihm entgegnen konnte.

„Warum haben Sie das getan ... warum? So sagen Sie mir's doch? ... Ja ... ja, ich weiß ... weil Sie Geld brauchen für Ihr Terrain dort draußen, weil Paulsin Sie zappeln läßt, nicht wahr? Weil Sie an ihn ranwollen, wie Sie einst an mich ranwollten, weil Sie Ihren Namen an den seinen hängen wollen, wie Sie sich an meinen Namen gehängt haben, weil Ihnen Herr Spohnagel nicht genügt als Kompagnon ... deshalb! Was ist Nebeling heute für Sie? ... Gar nichts mehr ... Ihr Angestellter ... ein Kerl, dem Sie einen Tritt geben können, wenn Sie wollen! Der ‚Weltruf' hat seine Schuldigkeit getan, na und nun was anderes ... was mehr Geld bringt ... mehr Ansehen ... Ein neues Stadtviertel, was? Eine Peter-Jell-Straße, womöglich ein Denkmal.... Vielleicht können Sie sich das auch noch mal kaufen.... Warum denn nicht ... kommt ja bloß auf das Geld an! Zweifle gar nicht.... Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, Sie? Wie ein Dukatenmacher kommen Sie mir vor ... wie eine Maschine ... Da ... die dort drüben ... drüben, die Maschinen ... die fühlen mehr als Sie! Und ich Narr ... ich Narr! ... Bildete mir ein ..."

Seine Stimme kippte um, seine Arme schlugen auf den Schreibtisch, sein großer Kopf fiel auf die geballten Hände.

„Ich Narr . . . ich . . ."

So wie jetzt war Peter Jell zumute gewesen an jenem letzten Abend in der Linienstraße, als Siddy Scholz seine Knie umklammert hatte und alle seine Nerven zitterten, sein Herz ihm hinaufschlug bis an den Hals und er es nicht wagte, sie zu berühren.

Ausdruckslos sagte er: „Sie bleiben doch in Verbinbindung mit dem Blatt, Doktor . . . Sie haben doch Ihren Vertrag . . ."

Er fand nichts anderes. Immer nur kam ihm der gleiche Einwand, der gleiche Trost . . . der Vertrag!

Nebeling schnellte auf: „Wissen Sie, was ich damit mache . . . mit Ihrem gepriesenen Vertrag . . . ja . . . wissen Sie?"

Er stürzte hinter den Schreibtisch, zerrte eine Schublade heraus.

„Hier hab ich ihn ja . . . Ihren Vertrag . . . da ist er. Peter Jell. Punkt! Jawoll . . . Punkt . . . Streusand drauf! Da haben Sie ihn, Ihren Vertrag . . .!"

Und zweimal, dreimal, viermal riß er ihn entzwei, warf die Fetzen in die Luft, daß sie wie große Schneeflocken herumwirbelten, auf den dünnen Teppich herunterfielen.

„Das Geld? Ich spucke auf das Geld! Verstehen Sie das? Können Sie sich das vorstellen . . . ja? Daß man auf Geld spucken kann . . .? Sie, das gibt's noch . . . jawoll, Herr, das gibt's noch in unserm alten Berlin . . . Leute, die auf Geld spucken. Glauben Sie, ich lasse mir Almosen geben, glauben Sie, ich lasse mich für Nichtstun bezahlen? Glauben Sie, ich lasse mir von fremden Jüngelchen meinen guten Namen kaputt machen . . . glauben Sie, ich werde zusehen, wie sie mir mein Kind zugrunde richten.... Ja, glauben Sie das? . . . Warum bin ich denn mit Ihnen zusammengeblieben, Jell . . . was glauben Sie denn? Wegen der paar Groschen vielleicht? Ja . . .? Ich bin mit Ihnen zusammengeblieben, weil . . . weil Sie ein tüch-

tiger Kerl waren, weil ich wußte, daß Sie's schaffen würden, wenn Sie für Ihre eigene Tasche arbeiten, weil . . ."

Ein lächerliches, erschütterndes Schluchzen rang sich aus seiner Brust . . .

„Weil ich eitler Narr stolz darauf war, daß wir hunderttausend Abonnenten kriegen sollten, weil ich hinaufgucken wollte, wenn das Luftschiff über die Stadt segeln würde und man lesen könnte ‚Weltruf' — mein Weltruf, mein Geschöpf — ‚hunderttausend Abonnenten!' So kindisch war ich alter, dummer Narr . . . so kindisch! Und an dem Tag, da das zur Wahrheit wurde, da hab ich Ihnen vieles abgebeten, Jell . . . vieles! An dem Tag habe ich gewußt, daß wir nicht immer am Ruder bleiben können — wir Alten . . . daß ihr Neuen ran müßt, weil ihr's besser versteht, weil ihr mehr Kraft habt, mehr Mut . . . und hier, hier in diesem Zimmer, Jell, da hab ich's Ihrer Frau gesagt . . . ‚Still halten . . . damit er auf dem Posten ausharrt, damit er nicht plötzlich unruhig wird und abstürzt . . .' Das habe ich ihr gesagt . . . und Sie . . . Sie . . ."

Peter Jell hatte sich auf dem Stuhl vor dem mächtigen Schreibtisch niedergelassen. Er hatte schon längst seine Brille abgenommen, und jetzt saß er da . . . sehr bleich, mit tief herabgesenkten Lidern, klopfenden Schläfen und kalten Händen.

Das trockne, verzweifelte Schluchzen drang ihm durch Mark und Bein. Er hatte nie etwas so Quälendes, nie etwas so Furchtbares gehört. Und diese entsetzlichen, heiseren, unmenschlichen Laute rührten etwas auf in ihm — was so lange zurücklag, daß er kaum noch wußte, daß es in ihm schlummerte. Eine Ahnung überkam ihn von dem, was er im Leben an Schuld auf sich geladen hatte, eine Ahnung von dem ungeheuren Leid, das ein Mensch dem andern zufügen konnte — nur indem er nicht an ihn dachte.

Ob er hier noch etwas gut machen konnte — er wußte es nicht. Aber er fühlte, daß er in seinem ganzen Leben keine ruhige Stunde mehr finden würde, wenn er hier nicht versuchte, einen Ausgleich zu schaffen, nicht versuchte, den Mann, der ihm die Leiter gehalten hatte, auf der er emporgeklommen war, zu neuen Ausblicken emporzureißen, wenn er nicht versuchte, die Hand des Mannes, mit dem er jahrelang Schulter an Schulter gearbeitet hatte, versöhnend zu fassen.

Er erhob sich, ging langsam um den mächtigen Tisch und legte die Hand auf den breiten, zuckenden Rücken des andern.

„Hören Sie, Doktor . . . wenn Sie mir noch glauben, wenn Sie mir noch vertrauen wollen . . . dann . . . geben Sie mir Zeit . . . hören Sie, Doktor . . . nur wenige Monate, ein Jahr, ein einziges Jahr Zeit. Denken Sie sich's so . . . ein Kind haben Sie in die Welt hinausgeschickt . . . das müssen wir alle, die wir Kinder haben oder haben werden. . . . Sie sind noch nicht alt, Doktor . . . und mit mir zusammen . . . na . . . wir schaffen noch etwas Neues, glauben Sie mir. Sie haben mir böse Dinge gesagt, Doktor . . . ich will sie Ihnen nicht nachtragen. . . . Es ist ja möglich, daß das alles so aussieht. Es hat sich ja auch alles so zusammengedrängt, für mich . . . auf wenige Jahre zusammengedrängt. . . . Und gar so jung war ich auch nicht mehr, als ich anfing . . . hatte vieles hinter mir, Doktor. . . . Das macht dann eben hart . . . und rücksichtslos. Aber es ist nicht bloß das Geld, Doktor, das mich lockt. . . . Ich habe ja keine Bedürfnisse, Doktor . . . so wenig wie Sie. . . . Das Geld ist es nicht. Der Ehrgeiz . . . ja . . . der wird's eher sein, und dann . . . Sie müssen das verstehn, Doktor, es ist eine Unrast in uns . . . Neuen — wie Sie sagen — Wir müssen immer Neues schaffen. So geht's mir wenigstens, Doktor. . . . Ich habe kein Interesse mehr an dem, was steht . . . was fertig ist . . . das muß ich abstoßen. . . . Ich kann nicht anders. Was allein gehen kann, das muß laufen . . . ohne mich. Ich versteh es noch nicht, mich an dem zu freuen, was ich vollendet habe. . . . Vielleicht lerne ich es später. . . . Jetzt ist noch zu viel Kraft in mir, Doktor . . . die Schwierigkeiten reizen mich, der Ehrgeiz treibt mich. . . . Und darum, Doktor, bleiben Sie mit mir zusammen . . . ich schaffe es ihnen, das Neue, das Sie brauchen. . . . Und ich will's Ihnen dann auch nicht mehr fortnehmen . . . das verspreche ich Ihnen, Doktor — — meine Hand drauf . . ."

Nebeling schlug nicht ein. Beängstigend rot wurde sein großer Kopf mit dem angeklebten Haar — der mächtige Stiernacken. In seinen gelben Augen blitzte wieder etwas auf. Hoffnung oder Haß . . . Peter Jell wußte es nicht.

Die Telephonklingel schlug an. Jell, der dem Apparat zunächst stand, nahm das Hörrohr ab. Plötzlich verfärbte er sich, ließ das Hörrohr zurückfallen in die Gabel.

„Hören Sie, Doktor, Sie müssen verzeihen . . . meine Frau . . . wir erwarten ein Kind . . . es soll schwer sein, ich muß nach Hause —"

Nebeling wandte ihm seinen großen, roten Kopf zu, mit den jetzt blutunterlaufenen, gelben Augen. Mit schwerer Zunge, beinah lallend, sagte er: „So. . . . Ja. . . . Ihre Frau — gehen Sie nur . . . die arme kleine Frau! — — Ja . . . ja . . . jetzt werden Sie's verstehn, was das heißt, um ein Kind zittern, um eine Geliebte . . . jetzt werden Sie's verstehn. . . . Alles Gute, Jell, für Ihre Frau — so eine niedliche kleine Frau. . . . Aber das Kind, Jell . . . das kriegt unsern Stempel . . . denken Sie daran, Jell . . . denken Sie daran!"

Peter Jell war schon an der Tür. Da merkte er erst, daß er ohne Brille war. Er lief zurück zum Schreibtisch, stolperte über den Stuhl.

Nur undeutlich sah er Nebelings Züge; nur die breiten Schultern sah er, wie sie schwerfällig und tief über dem Schreibtisch lagen. Und großes Mitleid packte ihn für den einsamen, knorrigen Mann, dessen ganzes Leben sich an diesem Tisch abgespielt hatte.

„Hören Sie, Doktor . . . Wie lange bleiben Sie hier?"

Nebeling starrte vor sich hin.

„Eine Stunde oder zwei oder drei . . . ich weiß nicht — ich habe keine Eile. — Bis das Blatt fertig ist, denke ich."

„Also . . . wenn alles drüben gut geht, dann wollen wir weiter reden. Morgen, nicht wahr, Doktor? Na also . . . Auf Wiedersehn . . . Ja . . .? Geben Sie mir nun die Hand. . . . Sie können's ruhig wagen. So."

Peter Jell hielt fest die große Tatze umschlossen, die sich schlaff in seine rechte legte.

Dann stürzte er aus dem Zimmer, über die Wendeltreppe hinaus auf die Straße.

„Auto! . . ."

„Er kommt, er kommt!"

Es klang wie ein einziger Ruf.

Der Kommerzienrat, Agnes, Frauchen, zwei Dienstmädchen stolperten die zwei Treppen hinab, empfingen Peter Jell in dem marmornen Vestibül.

„Ein Junge . . ein Junge!"

Peter Jell übersprang immer zwei Stufen.

„Und meine Frau . . . und Dolly? . . ."

Aber er wendete sich gar nicht dabei.

Agnes rief ihm nach: „Alles gut . . . Alles glücklich vorüber."

Er warf den Hut in die Ecke, stieß mit einem der Ärzte zusammen. „Verzeihung . . . Na, Herr Professor?"

Aber der große Gelehrte war sehr freundlich.

„Gratulor . . . Gratulor . . . alles in schönster Ordnung. Die Mama natürlich ein bißchen schwach, aber das hat gar nichts zu sagen, sehr tapfre kleine Frau . . . alle Achtung . . . sehr tapfer. Sie können von Glück sagen, lieber Direktor . . . um ein Haar . . . na, reden wir nicht davon. . . . So gehen Sie nur hinein . . . hübsch leise, nicht wahr. . . . Der junge Mann wird wohl jetzt schon präsentabel sein."

Spohnagel zischte: „Ich muß auch mit rein . . . ich bin auch wer . . . ich habe sechs Stunden gewartet . . . ich bin fast umgekommen!"

Niemand gab eine Antwort, nur Agnes lachte leise.

„Aber du kannst ja hinein, Papa . . . Frauchen auch. Nur leise . . . leise."

Im Gänsemarsch, Peter Jell an der Spitze, traten alle vier in das große, luftige Schlafzimmer. Ganz weiß, ganz still, mit einem verklärten Lächeln um die Lippen, lag Dolly in schneeigen, spitzenbesetzten Kissen.

„Meine Dolly, meine kleine tapfre Dolly . . .!"

Peter Jell ließ sich vor dem Bett auf die Knie nieder, küßte andächtig die kleinen weißen Hände, die über der Bettdecke ineinander verschlungen waren.

Und der Chorus wiederholte pianissimo: „Dollyken, Dolly . . . tapfre, kleine Dolly."

Irgendwo in der Ecke quäkte das Kind.

„Hörst du?" fragte Peter Jell. — „Hörst du, kleine Dolly?"

Seine Stimme zitterte, nur mit Mühe konnte der sonst so beherrschte Mann seine Fassung bewahren.

Der Chorus wiederholte: „Hörst du, Dollyken . . . Hörst du?"

„Wo ist er . . . ich möchte ihn sehen . . . ich will ihn sehen . . ", flüsterte Dolly.

Die Frau mit den aufgekrempelten Ärmeln übergab der Wärterin das weiße, längliche Paket mit den blauen Schleifen.

Dann trat sie ans Bett und legte das Kind der Mutter in die Arme. (Fortsetzung folgt.)

Moderne Hausgewänder.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Koketterie hat sich des Hausgewandes bemächtigt. Mit dem Wechsel der Bezeichnung erklomm das einstige Negligé eine höhere Stufe. Früher gehörte es nur den Vormittagstunden, dem traulichen Abend allein mit dem Gatten — jetzt ist es ein Kind der Gesellschaft geworden. Seines Avancements vollbewußt, ein Produkt des five o' clock tea, dieser mondainen Einschiebung in das Tagesprogramm, gibt es sich halb leger, halb anspruchsvoll, in jedem Fall duftig und verführerisch. Es gilt als schick, in dem Gewand zu empfangen, das seine Bezeichnung nach den Stunden des Tages erhält. Ohne große Verschiedenheit in seiner Ausführung kann man es Morgenkleid, Déshabillé, Hausgewand oder Teagown nennen. Kein Gegenstand der Toilette eignet sich so restlos, die Individualität des Geschmacks, die Grazie der Gestalt und die Geschmeidigkeit der Glieder zum Ausdruck zu bringen. Die ungefesselten Linien, das Kapriziöse und Fließende der meist seidenweichen Stoffe werden von keiner Mode, nur von der eigenen Laune unterjocht, deshalb könnte eine Künstlerin der Nadel die phantastischsten Träume erdichten, denen begeisterte Aufnahme gewiß wäre. Den leuchtenden Farben des echten Kimonos, dessen kunstvolle Stickereien sich plastisch von der abweichend getönten Seide abheben, dem schlichten Schnitt mit den aparten Aermeln gehört die unveränderte Sympathie. Man schätzt die Echtheit, das Exotische seiner Abstammung und kennt den Wert, den diese Originalität bedingt. Meist sind es langbeinige Wandervögel, deren Flügel, wie zum Flug gespreizt, über der himmel-


Phot. Manuel.

1. Hauskleid aus heller weicher Seide.



Phot. Manuel.

2. Hausanzug aus weißer Seide
mit Spitzen und Bändern.

wänder, die, eng aneinandergepreßt, sich besonders gut für Reisen eignen. In ihrer Fügsamkeit ähneln sie jenen Sleeping-car-gowns, die, wie schon ihr Name verrät, eigens für Reisen erdacht sind und sich in seidenen Säckchen, die kaum eine Größe von 20 Zentimeter überschreiten, bequem transportieren lassen. In solchen winzigen Hüllen liegen diese geschmackvoll ausgestatteten Schlafwagengewänder, die zu den unerläßlichen Reiseutensilien einer mondainen Frau gehören.

Der wiederauftauchenden Mode der plissierten Kleider kommt das Teagown entgegen, das aus plissiertem aprikosenfarbenem Voile Ninon besteht (Abb. 3). In den Rock sind breite Valenciennesspitzen inkrustiert, die mit den Spitzen harmonieren, die das mantelartige Ueberkleid dieses reichwirkenden Hausgewandes zierten. In dichte Falten gelegt, deckt es die Schultern und fällt lang, von Spitzen umrieselt, über den Rücken, während die Aermel nur aus Spitzen bestehen.

In der Ausführung wesentlich einfacher steht das Gewand, das einem Büßerhemd ähnelt, an Originalität dem andern nichts nach (Abb. 7). Aus weißem Tuch ist es lose in weiche Falten drapiert. Eine dicke weiße Kordel umschlingt die Taille und hängt dann nochmals geknotet herab. Es ist ein Eigenkleid im besten Sinn, ein Gewand, das sich nicht für jeden eignet, aber der Dame, die sich diese Schlichtheit gestatten darf, zum reizvollsten Aussehen verhilft. — Sommerlich und duftig, kokett und



Phot. Manuel.

3. Plissiertes aprikosenfarbenes Hausgewand.

blauen Seide schwirren, rosenfarbige Flamingos zwischen langstieligen Irisblüten und goldenen Sonnen. Auf dem Kimono (Abb. 5) ist ein Reichtum von Rosen verstreut; auf veilchenfarbenem Grund erblühen Rosen in allen Nuancen, dunkle und helle in der Farbe der La France bis zu dem Glutrot der Samtrose. — Eigenartig ist das engplissierte Teagown, das nach dem Maler Delphos, der es entwarf, seinen Namen trägt (Abb. 1). Die weichste, köstlichste Seide ist zu einem Schlupfgewand verarbeitet, dessen Aermel mit ihm eins sind. Ein originelles Schnürsystem aus seidenen Schnüren, von fremdartigen Perlen und Gehängen unterbrochen, ermöglicht das Anziehen und das Befestigen; dann legt sich die Seide fest um die Gestalt, eng und doch den Bewegungen nicht hinderlich. Ein mit Gold bemaltes Band umgürtet dieses Kleid, dem man noch durch ein anderes farbiges, durchsichtiges Ueberteil raffiniertere Eleganz verleihen kann. In vielen besonders schönen Farben sieht man diese Delphos-Ge-



Phot. Reutlinger.

4. Hauskleid aus Chiffon mit Fransen.



Phot. Manuel.

5. Ein echter japanischer Kimono.

dennoch jedem theatralischen Einschlag fern ist der Hausanzug aus weißer Seide von einem tüllähnlichen Ueberrock bedeckt (Abb. 2). Spitzen entre-deux unterbrechen den Rock und wechseln mit breiten engplissierten Spitzenvolants ab. Die Taille selbst besteht nur aus Spitzen und Seidenbändern. Zarte Valenciennesspitzen wechseln mit cremefarbenen Bändern ab, die in unendlicher Fülle den Duft der Spitzen unterbrechen, sich zu Rosetten zusammenfinden, aus denen wiederum lange Enden herabhängen. Das kleine Schößchen aus Seide ist wieder dicht von breiten Spitzen umsäumt, und eine Schleife aus breitem Band fällt den Rücken herab. Dieses



Phot. Manuel.

7. Hauskleid aus weißem Tuch.

Modell ist eine komplizierte Kombination aus den schönsten Spitzen und weichglänzendsten Bändern. — Das fliederfarbene Déshabillé auf Abb. 4 trägt den Stempel des Empfangskleides; darauf deutet schon die kurze Schleppe hin. Ueber der Taille sind kostbare Spitzen gekreuzt, die im Rücken lose wie ein Tuch herabhängen; auch auf dem Rock ist ein breiter Spitzenvolant, der zum größten Teil von dem fließenden weißen Chiffon bedeckt ist, der fast das ganze seidene Unterkleid verhüllt. An den weißen Chiffon ist wiederum ein breiter Ansatz von Lila gesetzt, der mit seidenen Fransen abschließt. Der Gürtel, der sich lose um die Taille legt, ist aus dem gleichen fliederfarbenen Chiffon hergestellt und durch geschmackvolle silberne Stickerei unterbrochen. — Einen etwas schlichteren Charakter in seiner Verarbeitung wahrt das Hausgewand aus Seide in mannigfaltig buntschillernden Farben (Abb. 6). Von dem cremefarbigen Grund heben sich allerlei Tiere, Affen, Hirsche, Hunde, Wölfe und Füchse, ab, die zwischen grünem Baum- und Blattwerk ihr Spiel treiben. Dazwischen bemerkt man kleine Amoretten, die anscheinend die Jäger vorstellen sollen. Da schon die Seide so lebendig ist, brauchte man bei ihrer Verarbeitung nicht noch nach Eigenart zu suchen. Ein breiter, im Rücken zipfelig fallender Kragen, an dem eine lange Troddel hängt, hat einen breiten Ansatz von unifarbener Seide, der sich auch bei den Aermeln wiederholt; vorn fällt der Kragen weich und faltig. — Einfach und doch ansprechend ist das Hausgewand aus rosafarbenem Seidenkrepp, dessen Taille von einem breiten Seidenband durchzogen ist (Abb. 8). Die kurzen Aermel sind in Falten gelegt und von einer geschmackvollen Umrandung aus Points de Venise umgeben.



Phot. Manuel.

6. Teekleid aus aparter Seide.



Phot. Manuel.

8. Rosafarbenes Kleid aus Seidenkrepp.

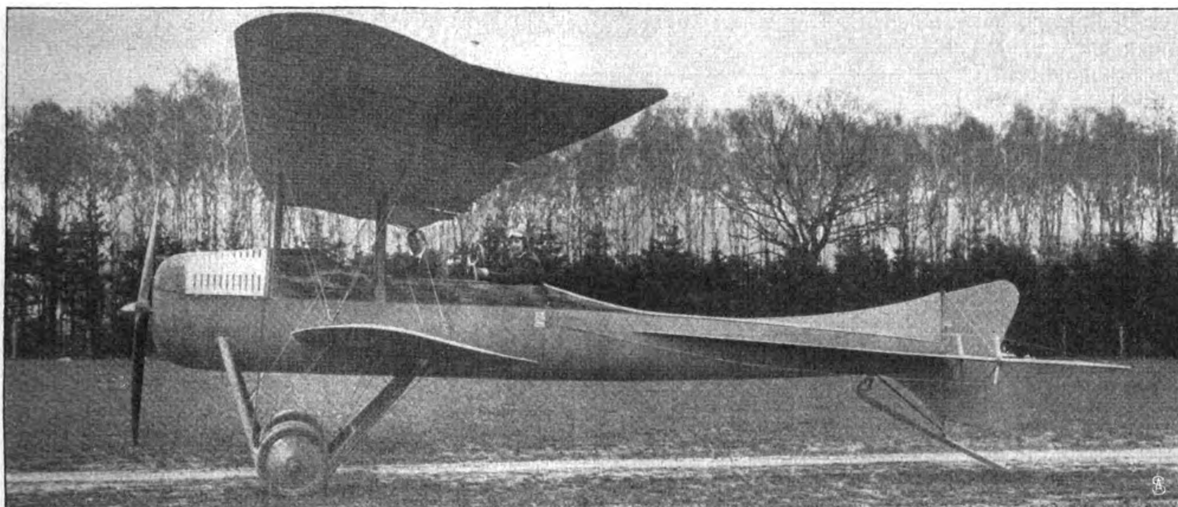
Neues vom deutschen Flugzeugbau.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. — Hierzu 4 Aufnahmen.

„Die Deutschen haben in der Flugtechnik riesige Fortschritte gemacht, die in Frankreich vollständig unbekannt sind", so sagte Oberst Bouttieaux, Kommandant der französischen Luftschiffer, dem Ingenieur Seekatz, der ihn in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten antraf. Dieses Urteil eines Franzosen ist sehr beachtenswert, da man uns ja den Vorwurf machen könnte, daß wir in eigener Sache ein zu optimistisches Urteil fällen. Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß wir im Flugwesen, in seiner Gesamtheit betrachtet, noch weit hinter Frankreich zurückstehen, auch können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß die Franzosen bereits gegen 900 anerkannte Flugführer besitzen, die Engländer über 200, während wir noch lange nicht einmal an 200 heranreichen. Dagegen können wir mit Stolz hervorheben, daß wir im Flugzeugbau keine Konkurrenz zu scheuen brauchen. Da sich unsere Industrie in der knappen Zeit von nur 2 Jahren entwickelt hat, so kann man eigentlich auch nicht von der viel getadelten Langsamkeit der Deutschen sprechen. Vor allen Dingen verdient es hervorgehoben zu werden, daß wir bei uns eine ganze Reihe von Instituten haben, die auf rein wissenschaftlicher Basis Untersuchungen in Luftfahrtfragen anstellen. Die Gründung der unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen stehenden „Wissenschaftlichen Gesellschaft für Flugtechnik", wobei unter Flugtechnik alles, was die Luftfahrt betrifft, zu verstehen ist, war eine Notwendigkeit, um die verschiedenen Bestrebungen in ein einheitliches Gleis zu führen. Auf aerodynamischem Gebiet sind wir den Franzosen zweifellos über, obwohl ihnen durch die Munifizenz eines Deutsch de la Meurthe außerordentlich reichliche Mittel für wissenschaftlich-technische Untersuchungen zur Verfügung standen, und obwohl der bekannte Ingenieur Eiffel seine große Erfahrung und Sachkenntnis diesem schwierigen Gebiet widmete.

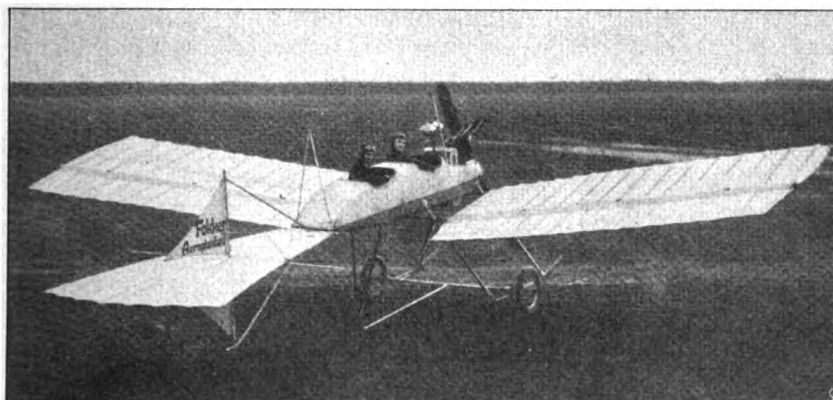


1. Doppeldecker der Luftverkehrsgesellschaft.



2. Kriegsdrachen der Deutschen Flugzeugwerke in Leipzig. Am Steuer der Flieger u. Erfinder Bruno Büchner, vorn Direktor Schmal.

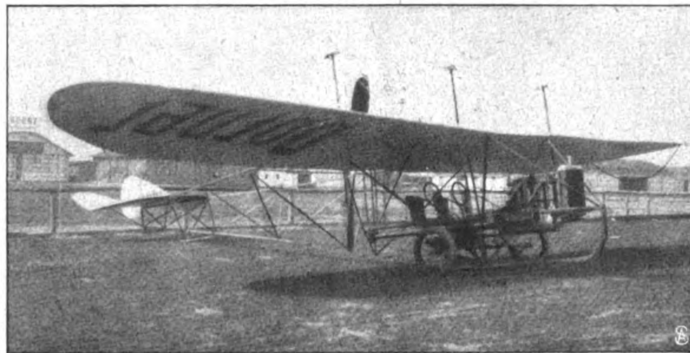
Unsere neuften deutschen Flugzeuge beweisen, daß unsere Ingenieure sich die jetzt schon vorhandenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen nutzbar zu machen verstanden. Für den Rumpf der Flugzeuge haben sie meist



Phot. Franz Fischer.

3. Fokker-Eindecker. Am Steuer (hinten) der Erfinder Fokker.

eine Form gefunden, die der Luft möglichst geringen Widerstand bietet. Am geeignetsten erscheint die Torpedoform, bei der der größte Querschnitt im vorderen Teil liegt, während das Boot des Flugzeugs nach hinten konisch zuläuft. Es ist also nicht so, wie man meinen könnte, daß sich nämlich der feste Körper mit seinem spitzen Teil in die Luft am besten einbohrt, sondern es kommt darauf an, wie schon vor vielen Jahren Oberst Renard und neuerdings Prandtl-Göttingen, Ahlborn-Hamburg und andere nachgewiesen haben, hauptsächlich dafür zu sorgen, daß die Luft an dem Körper wirbelfrei abfließen kann. Nicht der Luftdruck vorn, sondern die sich bildenden Wirbel weiter hinten üben den stärksten Widerstand gegen das Vorwärtsdringen eines Flugzeugs aus. Der Torpedo-Eindecker der Deutschen Flugzeugwerke in Leipzig, der von dem bekannten Flieger Büchner konstruiert ist (Abb. 2), zeigt diese Torpedoform. Die Firma Rumpler, die eine „Taube" des Oesterreichers Etrich übernommen und verbessert hat, bringt jetzt einen Eindecker auf den Markt, auf dem die Führersitze vollkommen umkleidet sind. Die nötige Aussicht wird durch Fenster nach allen Richtungen hin ermöglicht. Auf diese „Tauben" können wir, obwohl sie ursprünglich österreichisches Fabrikat sind, sehr stolz sein, da die so bewährte Form der Tragdecke auf Veranlassung des deutschen Professors Ahlborn dem Samenträger der javanischen Pflanze Zanonia macrocarpa nachgebildet ist. Es muß diese Tatsache besonders betont werden, da man hierüber selbst in fachmännischen Aufsätzen Falsches liest. Auch ein kleinerer Eindecker der Bayrischen Motoren- und Aerowerke zeigt einen gut gegen Luftzug geschützten Rumpf in Bootsform; eine mit Fenstern versehene gewölbte Umkleidung schützt hier die Flieger vor jedem Luftzug. Der Luftwiderstand ist demnach auf ein sehr geringes Maß herabgedrückt. Auch die Wrightgesellschaft umkleidet neuerdings ihre fast vollkommen aus Stahl hergestellten Drachen an den Sitzen mit einem Windschutz.



4. Neuer Dorner-Eindecker.

Die Form der Flügel und ihre Wölbung spielt fraglos eine große Rolle, namentlich in bezug auf die Erhaltung des Gleichgewichts. Wenn bei den „Tauben" die Form der Zanonia vorherrscht, so haben die Garudawerke auf Grund eingehender Untersuchungen, die mit Modellen in strömendem Wasser und auch in Luftkasten angestellt worden sind, eine eigenartig gekrümmte Flügelfläche geschaffen, bei der gerade das wirbelfreie Abströmen der Luft besonders gewährleistet ist. Diese Fabrik verdient noch deswegen genannt zu werden, weil es ihr gelungen ist, eine Luftschraube zu konstruieren, die an Wirkungsgrad den besten französischen nicht nachsteht. Diese Tatsache ist um so erfreulicher, als unsere deutschen Konstrukteure sich vielfach der französischen Propeller bedienen mußten. Immer ist es sehr wertvoll, wenn man alles Material im eigenen Land beziehen und herstellen kann. Dem Druck der öffentlichen Meinung leider nachgebend, baut die Wrightgesellschaft jetzt auch Maschinen mit einer einzigen Schraube, wodurch manche sehr wesentliche Vorzüge ihrer Maschine aufgegeben werden. Die Franzosen fangen umgekehrt an, Flugzeuge zu bauen, denen sie zwei, rechts und links von der Mittellinie des Drachens angebrachte Schrauben geben.

Die Anwendung der drahtlosen Telegraphie im Flugzeug gewinnt immer mehr Ausbreitung. Die Wrightgesellschaft und die Albatroswerke haben erfolgreiche Versuche angestellt; ein Wright-Doppeldecker mit funkentelegraphischen Empfangs- und Sendeapparaten mit einer Reichweite von 80 Kilometer war auf der „Ala" zu sehen. Die Albatrosfabrik und die Rumplerwerke sind ferner die ersten, die in Deutschland Scheinwerfer an ihren Drachen angebracht haben, in dem Bestreben, auch Nachtflüge mit hinreichender Sicherheit zu ermöglichen, die bislang nur den Luftschiffen und Ballonen vorbehalten sind. Zwei an den Seiten zwischen den Tragdecken des Albatros-Doppeldeckers befindliche Schweinwerfer haben eine Stärke von je 700 000 Kerzen. Sie dienen natürlich nicht zur Beleuchtung der Luftstraße, sondern des Landungsplatzes.

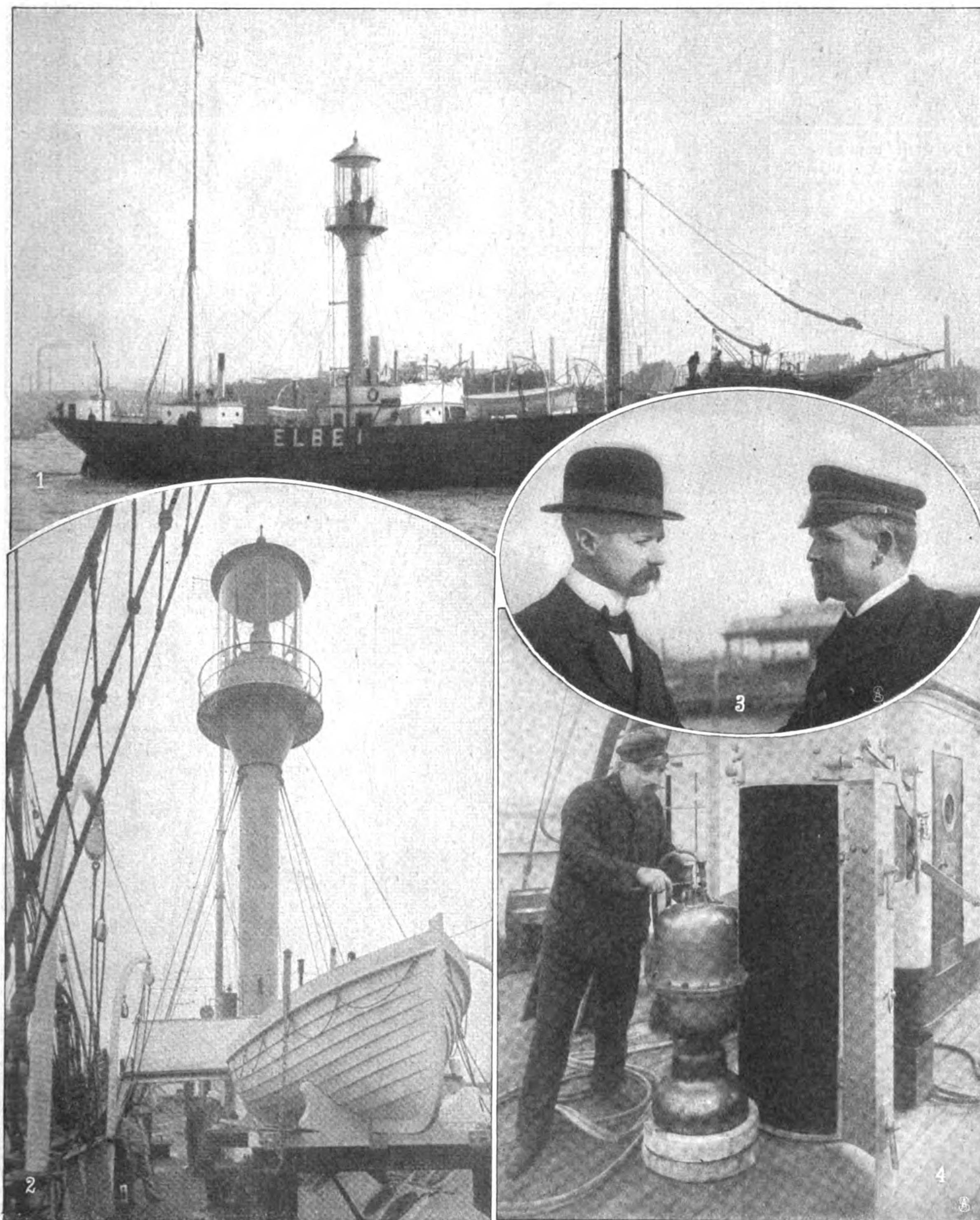
Die Marine studiert eifrig alle Fortschritte auf dem gesamten Luftfahrgebiet, demnach schenkt sie auch ihre Aufmerksamkeit den Flugzeugen. Kaum wird man erwarten können, daß bei sehr bewegter See ein Flugzeug sich längere Zeit auf der Wasseroberfläche halten kann; wenn jedoch die Maschinen mit Schwimmern versehen sind, so wird wenigstens der Flieger, der eine wichtige Aufklärungsmeldung übermitteln will, sich so lange auf dem Wasser halten können, bis er an Bord gebracht werden kann. Bei stürmischem Wetter wird vielleicht auch dies ausgeschlossen sein, aber dann wird überhaupt eine Erkundung unmöglich werden. August Euler, der bewährte Fluglehrer des Prinzen Heinrich v. Preußen, hat seine vortrefflichen Konstruktionen um eine vermehrt: den Wasserkriegsdrachen. Mit Hilfe zweier Schwimmer wird dieser Dreidecker, der einzige seiner Art in Deutschland, über Wasser gehalten. Die dritte Decke gestattet die Ausnutzung einer großen Tragfläche bei der nur geringen Klafterung von fünf Meter. Die unteren Flächen sind außerdem noch an ihren Enden durch besondere Schwimmer vor dem Eintauchen ins Wasser geschützt. Endlich verdient noch der Apparat des jungen Holländers Fokker Erwähnung (Abb. 3). Fokker ist zweifellos einer der kühnsten aller Flieger, die wir jetzt in Deutschland haben; er wagt Flüge bei Windstärken, bei denen man kaum noch einen sicheren Flug für möglich hält.

Es würde zu weit führen, auf all die andern deutschen Flugzeuge einzugehen, die noch einzelne Neuerungen aufweisen. Zu erwähnen ist noch, daß wir auch im Motorenbau erhebliche Fortschritte zu verzeichnen haben, so daß der Kaiserpreis sicher sehr umfochten werden wird.

Bilder aus aller Welt.

Zum Nutzen der die Elbmündung passierenden Ozeandampfer und Schiffe haben die Hamburger Behörden ein neues Feuerschiff erbauen lassen, das mit allen modernen Signalapparaten ausgestattet ist. Der elektrische Leuchtapparat und die geradezu geniale optische Einrichtung des Feuerschiffs „Bürgermeister O'Swald" (Elbe I) sind von dem Hamburger Oberlehrer Dr. Dammeyer konstruiert worden.

Emil Jannings, der bisher am Königsberger Stadttheater



1. „Elbe I". Phot. Hirsch. 2. Blick auf das Deck. Phot. Breuer. 3. Der Erfinder der Optik Dr. Dammeyer und Kapitän Köster. Phot. Breuer. 4. Unterwasserglockensignale. Phot. Breuer.

Ein schwimmender Leuchtturm: Das neue Feuerschiff „Elbe I".



Phot. Verlag M. Kiby.

Emil Jannings,

wurde an das Stadttheater in Nürnberg engagiert.



Hofrat Otto Beck,

Bonn, beging sein 40. Bühnenjubiläum.



Phot. Stolit. Frau Alwine Stern. Frau Kammersängerin Gutheil-Schoder.

„Aus galanter Zeit" Spieloper gedichtet von Frau Alwine Stern, Wien, komponiert von Rudolf Braun.



H. E. Anger, Karlsbad,

beging sein 50jähr. Jubiläum als Obmann des Wandererklubs.



Hofphot. Angerer.

Prof. Anton Hlavaček,

Wien, bekannter Landschafter, wird 70 Jahr.

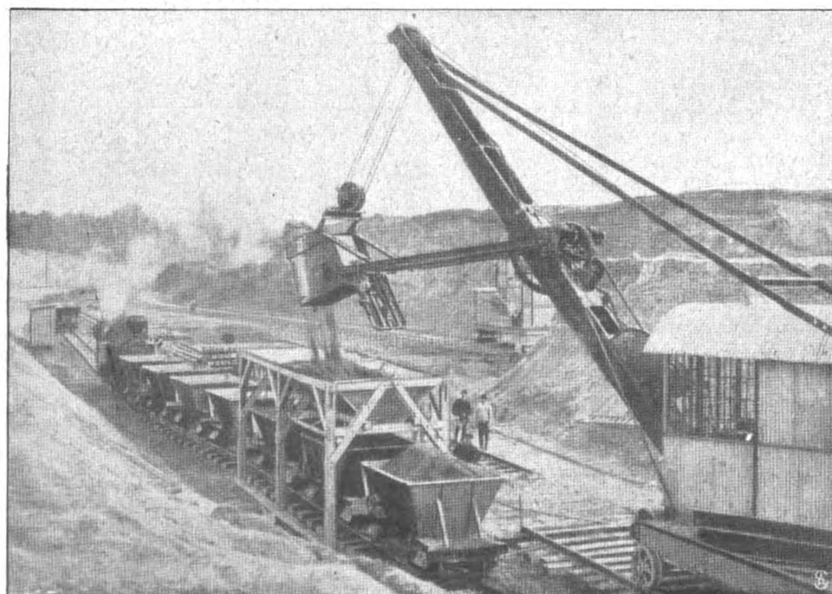
als Heldenvater wirkte und im Sommer das Kurtheater in Bad Wildungen leitet, ist nach einem erfolgreichen Gastspiel in den Verband des Stadttheaters in Nürnberg getreten.

Hofrat Otto Beck, der verdiente Leiter des Bonner Stadttheaters, feierte vor kurzem ein dreifaches Jubiläum. Es sind 40 Jahre verflossen, seitdem Otto Beck, ein geborener Münchner, die Bühne zum erstenmal betrat, 15 Jahre, seitdem er dem Bonner Theater angehört, und 10 Jahre, seitdem er diese Bühne, die ihm ihren vorzüglichen Ruf verdankt, selbständig leitet. Dem Jubilar wurden reiche Ehrungen zuteil.

Während einer Soiree in einem vornehmen Wiener Hause wurde zum erstenmal die hübsche Spieloper „Aus galanter Zeit" aufgeführt. Das Libretto stammt von Frau Alwine Stern, die Musik von Rudolf Braun, und die Hauptdarstellerin war Frau Gutheil-Schoder, das hervorragende Mitglied der Wiener Hofoper.

Der Wiener Maler Professor Anton Hlavaček, der berühmte Landschafter, dessen kraftvolle und feinsinnige Bilder aus den Alpen weit über die Grenzen seines österreichischen Vaterlandes hinaus bekannt geworden sind, feiert am 7. Mai in voller Frische seinen 70. Geburtstag.

Heinrich Eduard Anger, eine der bekanntesten Persönlichkeiten Karlsbads, feierte vor kurzem sein 50jähriges Jubiläum als Präsident des dortigen Wandererklubs.



Zum Artikel: Neuzeitige Fördermittel in Bergbaubetrieben.

Näheres in der anliegenden Nummer 18 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigefügt.

Aus dem Inhalt von Nr. 18 der „Export-Woche":

Schluß des redaktionellen Teils.

denarbeiter, sondern auch technisch geübte Leiter und Bediener von Maschinen. Denn die mechanische Kraft gewinnt bei der Bebauung der Felder mehr und mehr das Uebergewicht gegen die Handarbeit, und es ist angesichts dieser unbestreitbaren Tatsache an sich gleichgültig, ob die viel erörterte Leutenot die Maschine auf den Acker gebracht, oder umgekehrt, die Maschine den Feldarbeiter nach und nach vertreibt. Immer umfassender müssen sich die Leistungen der neuzeitlichen Maschine verwerten lassen — ein Anspruch, der bei ihren hohen Preisen verständlich wird — und immer vielfältiger muß deshalb ihre Betriebsfähigkeit sein. Auf einem Rittergut in der Provinz Posen wurde kürzlich ein Motorpflug in Tätigkeit gesetzt, dessen große Vorspannmaschine außer zum Ziehen auch zum Dreschen dienen kann, somit also von doppeltem Wert ist.



Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Marie Diers: „Die klugen Kinder des Schulmeisters von Zennersdorf“. Roman. 260 S. Geh. 3 M., geb. 4 M. Dresden 1912. Verlag von Max Seyfert.



Dr. P. Münz: „Die Ernährung des gesunden und kranken Magens". 123 S. 1.80 M. Nürnberg 1912. Verlag von Heerdegen-Barbeck (Bruno Hennings).

Julius Brieger: „Was muß ich von der Reichsversicherungsordnung vom Jahre 1911 wissen?" 79 S. 1 M. Berlin. Verlag von Hugo Steinitz.

Richard Huldschiner: „Narren der Liebe". Novellen. 244 S. Geh. 3 M., geb. 4.50 M. — Artur Hoerhammer: „Nessukarene und andere Geschichten von irgendeinem Planeten". 242 S. Geh. 3 M., geb. 4.50 M. — Otto Soyka: „Die Söhne der Macht". Roman. 205 S. Geh. 3 M., geb. 4.50 M. — Marie Baerting: „Haßkamps Anna". Roman. 247 S. Geh. 3 M., geb. 4.50 M. — Paul Enderling: „Am Fuß des Berges". Roman. 270 S. Geh. 3 M., geb. 4.50 M. — Robert Scheu: „Der letzte Abend". Ein Akt. 36 S. Geh. 60 Pf. Sämtlich im Verlage von Albert Langen in München erschienen.

Dr. Edmund Benedikt: „Die Advokatur unserer Zeit". 228 S. Geh. 3 M., geb. 4 M. 4. Aufl. Berlin 1912. Verlag von Otto Liebmann.

Elisabeth Förster-Nietzsche: „Der junge Nietzsche". 453 S. Geh. 4 M., geb. 4.80 M. Leipzig 1912. Verlag von Alfred Kröner.

Dr. Rudolf Kleinpaul: „Die Ortsnamen im Deutschen. Ihre Entwicklung und ihre Herkunft". 126 S. 80 Pf. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Konzert-Taschenbuch für die Saison 1912/1913. Herausgegeben von dem Konzertbureau Emil Gutmann, Berlin. 226 S. Berlin, Selbstverlag.

Josef Milkowitsch: „Der Unentbehrliche“. Auf Capri. 80 S. 1.50 Lire. Capri 1912. Verlag von G. Ruocco.

Dr. Paul Domsch: „Albert Christian Weinlig“. Ein Lebensbild nach Familienparien und Akten. 92 S. Chemnitz. Druck von J. C. F. Pickenhahn & Sohn. (Progr.)

Eduard v. Gebhardt. Sechszehn Bilder. Mit einem Geleitworte von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. 1 M. Mainz 1912. Verlag von Jos. Scholz.

Eduard Fuchs: „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“. Bd. 3. „Das bürgerliche Zeitalter“. 2.—6. Lief. München. Verlag von Albert Langen.

J. B. Mehler: „Gedenkblätter aus Kötztings Vergangenheit und der Pfingstritt“. 76 S. Kötzting. Verlag von Vitus Oexler und Joseph Weißenbach.

Dr. Max Kolben: „Der aussichtsreichste Schritt zur Beschränkung der Seerüstungsausgaben“. 52 S. Dresden und Leipzig. Verlag E. Pierson.

Ansbert Vorreiter: „Jahrbuch der Luftfahrt“. 2. Jahrgang 1912. 686 S. Geb. 12 M. München. J. F. Lehmanns Verlag.

Dr. Paul Lechler: „Geschäftserfolg und Lebenserfolg“. 123 S. Geh. 1.50 M., geb. 3.50 M. Stuttgart und Berlin 1912. Deutsche Verlags-Anstalt.

Verschiedene Mitteilungen.

— Jede Schlachterei, jedes Hotel, jede größere Haushaltung braucht täglich Eis- oder Kühlräume. So wird mehr und mehr der Wunsch rege, sich selbst eine Kühlanlage anzuschaffen, die sowohl die notwendigen Kühlräume als auch Eis liefert. Gute Vorteile haben sich für jene, die bereits Besitzer solcher Anlagen sind, ergeben, so daß der Kreis der Interessenten täglich größer wird. Welcher Nutzen bietet sich schon allein, nicht mehr von einem Eislieferanten abhängig zu sein. Die Maschinenfabrik Karges-Hammer, A.-G., Braunschweig, ist als erstklassig bekannt für den Bau derartiger Kühlanlagen, und gibt diese Firma gern jederzeit

ausgiebige Auskunft, in welcher Weise und in welcher Größe solche Anlagen am zweckmäßigsten herzustellen sind.

— „Das fürchtet sich auch vor der engen Stuben“, trifft wohl auf keinen Sportsmann mehr zu als auf den Automobilisten, zumal, wenn der Winter des Mißvergnügens endlich vorbei ist. Die ersten Fahrten sind doch stets die schönsten, und gerade zur rechten Zeit ist der Katalog einer der beliebtesten und verbreitetsten Marken der Welt, der der Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A.-G. zu Frankfurt a. M. erschienen. Wie stets repräsentiert sich auch diese jüngste Ausgabe in einer der Bedeutung der Adlerfabrikate auf dem Weltmarkt entsprechenden würdigen Ausstattung, die, der heutigen Geschmacksrichtung Rechnung tragend, einfach und gediegen gehalten ist und wohl gerade dadurch einen äußerst vornehmen Eindruck macht. Der Inhalt zeichnet sich zunächst durch große Uebersichtlichkeit aus, die es jedem Interessenten ermöglicht, sich leicht und schnell zu informieren. Beginnend mit den üblichen Beschreibungen der verschiedenen Typen-Konstruktionen und der wichtigsten Neuerungen, die zur besseren Verständlichkeit vorzüglich illustriert sind, folgen über jeden einzelnen Typ alle wissenswerten Angaben, deren wichtigste außerdem noch übersichtlich in Tabellen zusammengefaßt sind. Zur Ergänzung der Beschreibungen sind alle Typen in sehr guten Bildern wiedergegeben. Sodann enthält der Katalog eine Reihe guter Darstellungen, die die verschiedenen Konstruktionen von Ausrüstungsstücken, wie Klapp- und Umstecksitzen, Glasscheiben, Felgen u. dergl. veranschaulichen, denen kurze textliche Erläuterungen, Preise usw. beigefügt sind, womit dem Wunsch nach möglichster Vollständigkeit weitgehendst entsprochen ist. Die Lektüre dieses Katalogs wird jedermann davon überzeugen, daß die neuen Adlermodelle wiederum mustergültig sind und den Weltruf der Adlerfabrikate aufs neue bekräftigen.

— Gründliche Kenntnisse und richtige Behandlung des Stahls ist eine der Hauptbedingungen für die Herstellung erstklassiger Schreibfedern. Unter den Winkel-, Kugel-, Rundspitzfedern von Heintze & Blanckertz findet sich für jede Handstellung und Schreibgewohnheit eine passende Stahlfeder. Die erste deutsche

„Was 20 Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muss schon etwas sein.“

Goethe an Eckermann, 25. Oktober 1823.

Diese Worte des grossen Dichters und Gelehrten treffen in jeder Hinsicht auf **Dr. Hommel's Haematogen** zu. Seit über 20 Jahren hat es sich die Gunst der Aerzte und des Publikums in steigendem Masse errungen und bewahrt und sich von Familie zu Familie durch seine sichtbaren Erfolge selbst weiter empfohlen.

Täglich 1—2 Likörgläschen (Kinder die Hälfte), direkt vor dem Essen genommen, bewirken

rasche Kräftigung des Körpers und des Geistes



daher Frischwerden des Gesamtorganismus und Verschwinden von frühzeitigen Alterserscheinungen.

Beruhigung des Nervensystems

(das Lecithin ist in seinem organischen Naturzustand und nicht als künstlicher Zusatz darin enthalten).

Weckung des Appetites und Besserung der Verdauung.

Besonders empfehlenswert für zur Schule gehende Kinder, deren Lerntätigkeit erleichtert und ihre Auffassungsfähigkeit erhöht wird. Von sehr angenehmem Geschmack, kann es wie jedes Nahrungsmittel **unausgesetzt** genommen werden, ohne jemals die geringste Störung zu verursachen.

Da das Wort **„Haematogen“** als solches „Freizeichen“ geworden ist, so kann jedermann irgendein beliebiges Präparat, flüssig oder trocken, mit diesem Worte benennen. Deshalb verlange man **ausdrücklich** den Namen des Erfinders **„Dr. med. Hommel“** und lasse sich nichts anderes für das Verlangte als **gleichwertig** oder **ebenso gut** aufreden.

Verkauf in Apotheken u. Drogerien. Preis per Flasche Mk. 3.—.



DEUTSCHLANDS einziges Spezialgeschäft für **Matrosen-Knaben-Anzüge** u. **Bekleidungs-Gegenstände** genau n. Vorschrift der Kaiserl. Marine. **Gnutzmann & Sebelin** Hoflieferanten, **Kiel 1.** Neu aufgen.: **Mädchen-Anz.** **Zeichn. u. Preisliste gratis.**



Ideale Körperformen (Entwicklung, Festigung u. Wiederherstellung) durch preisgekrönes, garant. unschädlich., äusserl. Mittel: „Sinulin“ in ganz kurzer Zeit. Aerztl. empfohlen. Viele Dankschreib. Goldene Medaille. Preis M. 5.— ohne Porto. **Else W. Biedermann,** Diplom. Spezialistin, **Leipzig 12,** Thomasring und Barfussgasse.

Verlangen Sie jeden Stoffhandschuh mit seidenen „Petschow-Kuppen“ (D. R. Patent 165272) nur 15 Pfennig mehr. „unsichtbare“ geradlinig (a-b) Doppelspitzen. Garantie. Auskünfte: A. Petschow, Dresden-A., Mosenstr. 35.

Schlagsahne in Dosen schützt vor jedem Verlegenheitsfall. — Postkolli: 4 1/1-kg- od. 8 1/2-kg-Dos. Preis 1/1 kg 1.35, 1/2 kg 0.75 geg. Nchn. **Milchzentr. u. Rahmvertrieb Vreden i. W. 2.**

Louis Krause Leipzig-Gohlis 20.



Spezial-Fabrik f. **Handbetriebs-Fahrzeuge** all. Art; **Krankenfahrstühle** für Strasse u. Zimmer; ständiges Lager von ca. 300 diversen Fahrzeugen. — Illustrierter Katalog gratis und franko.

Cocosa

Feinste Pflanzen-Butter

MARGARINE

Holl. Marg. Werke, Jurgens & Prinzen G.m.b.H. Goch, Rhld.

Stahlfederfabrik Heintze & Blanckertz, Berlin, fabriziert Schreibfedern seit mehr als 50 Jahren, verfügt über die gründlichsten Erfahrungen und besitzt Kontrolleinrichtungen, die, nach wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben, die sicherste Gewähr für vollendete Arbeit bieten.

— Zum Ausbau der Feste Koburg wurde eine Geldlotterie genehmigt, deren Ziehung vom 13. bis 18. Mai dieses Jahres stattfindet. Außer drei größeren Hauptgewinnen von 100 000, 50 000 und 10 000 Mark kommen noch 17 550 kleinere Geldgewinne zur Verlosung, die in bar ohne jeden Abzug ausgezahlt werden. Der Preis des Loses beträgt 3 Mark. Sie sind zu haben in allen bekannten Lotteriegeschäften und Losverkaufsstellen, dem Preußischen Landeskrieger-Verband, Berlin, Geisbergstr. 2, und durch Lud. Müller & Co., Berlin C, Breitestr. 5, H. C. Kröger, Berlin W, Friedrichstraße 193a, sowie Ferd. Schäfer, Düsseldorf, Königsallee 52.

— Ein Teint wie Apfelblüte ist der größte Reiz einer jugendlichen Erscheinung. Kluge Mütter sollten deshalb ihre Kinder von klein auf an die Vorteile des täglichen Bades gewöhnen, da durch den erhöhten Blutkreislauf infolge des Bades das Allgemeinbefinden des Körpers günstig beeinflußt wird. Hauptsache aber ist, daß man zu allen Bädern und Waschungen nur eine milde, vollkommen neutrale Seife wählt, die wohl imstande ist, Schmutz und Fett von der Haut zu entfernen, die Poren öffnet und dabei doch nicht reizend wirkt. Die Anforderungen, die im Kreis der Aerzte und Hygieniker an ein erstklassiges Waschmittel gestellt werden, erfüllt im vollsten Maß die echte Steckenpferd-Lilienmilchseife, denn diese er-

Gegen bar oder erleichterte Zahlungen!

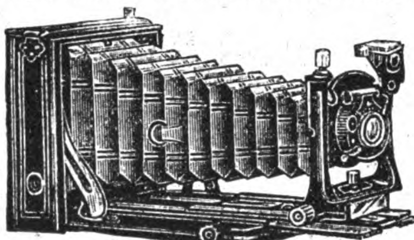


Photo-Apparate neueste Modelle renommiertester erster Fabriken mit Objektiven von Voigtländer, Goerz, Meyer, Rodenstock, Plaubel, u. andere. Verlangen Sie unsere **Camera-Preisliste gratis u. frei**

Ferner empfehlen wir Prismen-Binocles aller erster Fabriken für Sport, Reise, Jagd, Theater etc., insbesondere die in verschiedenen Armeen u. Marinen eingeführten berühmten Originalfabrikate



Hensoldt und **Voigtländer**

mit 6malig. Vergr. zu Original-Fabrikpreisen v. M. 120.— bzw. M. 127.—. Bei monatl. Zahlung von M. 6.— an mit 10% Aufschlag. Auswahlsendg. 6 Tage **zur Ansicht ohne Kaufzwang. Binocle-Preisliste kostenfrei.**

Köhler & Co., Breslau 5/24



Wundervolle Wellen-Frisur

erreicht schnell jede Dame durch den neuesten, gesetzlich geschützten **Haarweller „Carola“.** Keine Brennschere! Kein Haarersatz! Nur auf einfachem, kaltem Wege! Selbst das dünnste Haar wird voll und üppig! Beste Schonung der Haare. Jahrelang zu gebrauchen. Auch für **Kinderlocken** geeignet. **Dieser Apparat wird benutzt von Ihrer Kgl. Hoh. der Großh. von Mecklenburg-Schwerin,** Ihrer Kgl. Hoh. der Großh. v. Braunschweig. **Preis pro Apparat nur 1.75 Mark.** **Erfolg garantiert!** Geld zurück wenn erfolglos. **Neu! Trocken-Haarwasch-Pulver,** entfettet und reinigt die Haare auf **trockenem** Wege, stärkt die Haarwurzeln und verhindert den Haarausfall; das Haar erhält seidenartigen Glanz und gestattet leichte, luftige und haltbare Frisuren. Paket nur 50 Pfg. — Ferner: **„Veilchen-Hautcreme“, das beste Hautpflegemittel** für Hände und Gesicht, verleiht der Haut zarten Teint. Tube nur **50** Pf. Bei einer Gesamtbestellung von „Haarweller“, „Haarwasch-Pulver“ u. „Veilchen-Creme“ zusam. nur 2.50 M. Vers. p. Nachn. **Berliner Versandhaus L. DUKELSKY, Berlin O 34, Abt. 91.**

Dieser beider Meister Kompositionen bringen Sie tadellos zum Vortrag auf einem

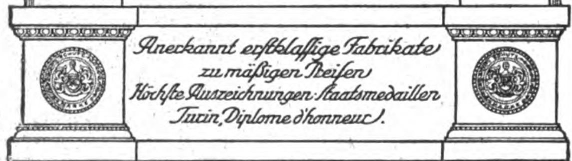


Weißbrod

Flügel oder Pianino

Hofpianofortefabrik R. Weißbrod Eisenberg S.-A.





Herz-Stiefel



mit dem Herz auf der Sohle

befriedigen die verwöhntesten Ansprüche

Neu Special-Stiefel zu **Herren u. Damen** 16.50

Erkenntlich an dem HERZ SPECIAL Zeichen auf der Sohle.

Wissenschaftlich erwiesen

ist die antiseptische und heilsame Wirkung von

„Ricqlès-Minzengeist“

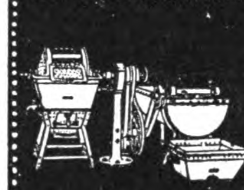
(Alcool de Menthe de Ricqlès)

bei allen **Verdauungsstörungen, Unwohlsein, Kopfschmerzen** und **Migräne, Katarrhen** und **Erkältungen** etc.

Erhältlich in Flakons à M. 3.65, M. 1.95, M. 1,35 und M. 1,10 in Drogerien, Delikatessenhandlungen, Parfümerien und Apotheken.

Illustrierte u. beschreibende Broschüre gratis d. **Ricqlès Depot, Frankfurt a. M.**

Johns Wäschereianlage



für Villen, Güter, Hotels usw.

Preis ca. 600 bis 800 Mark

einschließlich Elektromotor u. Montage

Größere Wäschereianlagen jeder Art nach besonderen Projekten.

J. A. John Akt.-Ges. Erfurt-Ilversgehofen

Ingenieure stets unterwegs.

Prospekte **Wä. 404** gratis.

Wenn ein Baby kommt Spezialratgeber für die werdende Mutter Von Frauenarzt Dr. med. Heinz Zikel. Geg. Einsendg. v. M. 2.70 in Briefm. frko. durch d. **Medizin. Verlag Dr. L. SCHWEIZER & Co., BERLIN NW 87c.**

Vervielfältiger „Thuringia“

vervielfältigt alles, ein-u. mehrfahrbig, Rundschreiben, Kostenanschläge, Einladungen, Noten, Exportfakturen, Zeichnungen, Preislisten usw., 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, vom Original nicht zu unterscheiden. **Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar.** Kein Hektograph, **tausendfach im Gebrauch.** Druckfläche 23×35 cm, mit altem Zubehör nur 10 M. **2 Jahre Garantie.** **Otto Henss Sohn, Weimar 11k.**

Prämiiert mit der „Königlich Sächsischen Staatsmedaille“,



Kauft Musikinstrumente von der Fabrik **Hermann Dölling jr. Markneukirchen i. S.** No. 410

Kataloge gratis und franko.

Über Ziehharmonika Extra-Katalog.







Kieler Knaben-Matrosen-Anzüge und Mädchen-Kleider

vorschriftsmäßig gearbeitet, aus echtem Marine-Molton für jedes Alter, sowie

Marine-Moltons und Tuche

empfiehlt

Rudolph Karstadt, Kiel 7.

Bitte verlangen Sie illustrierte Preisliste :: und Stoffproben gratis und franko. ::

zeugt eine weiße, samtweiche Haut, jugendfrisches, rosiges Aussehen und blendend schönen Teint.

— Original-Matrosenkleidung. Die in weitesten Kreisen der Bevölkerung gehegte Vorliebe für Matrosenkleidung ist völlig berechtigt. Darf man doch die Matrosenkleidung als die Bekleidung bezeichnen, die allen Anforderungen, die man in bezug auf Schutz vor schädigenden Witterungseinflüssen usw. stellen kann, in weitestgehendem Maß entspricht. Besonders ist es die von der rühmlichst bekannten Firma Peter Nissen, Kiel D, gelieferte Original-Matrosenkleidung, die die Vorzüge einer gediegenen Ausstattung mit Eleganz und Bequemlichkeit verbindet. Die Original-Matrosenkleidung ist sehr kleidsam und überaus dauerhaft, so daß sie in dieser Beziehung unübertroffen ist. Die vielen und schätzenswerten Vorzüge werden immer mehr gewürdigt, so daß die von der Firma Nissen angefertigten Matrosenanzüge, nach Vorschrift der Kaiserlichen Marine, für Knaben und Mädchen bereits nach allen Teilen der Erde in fortwährend steigendem Umsatz zum Versand gelangen. Eine weltbekannte Spezialität der Firma Nissen ist der „Standard-Jachtklub-Cheviot“ für dauerhafte und elegante Herrenanzüge. Sehr beliebt sind die fast unverwüstlichen Matrosenstoffe und Matrosenkleiderstoffe für Damen- und Kinderkleider. Die Farbe widersteht sogar der ätzenden Einwirkung des Seewassers und des während

des Glatteises zum Streuen verwendeten Salzes. Die Anfertigung der Anzüge und Kleider erfolgt sämtlich in eigenen Werkstätten, daher ist sie in keiner Weise mit Konfektionsware zu vergleichen. Die Firma erhielt für ihre Leistungen mehrfach hohe Auszeichnungen, so in Kiel die „Goldene Medaille“. Die Firma Nissen versendet Sto fproben und Preislisten mit Abbildungen nach dem In- und Ausland unentgeltlich und portofrei, so daß es den Interessenten sehr bequem gemacht wird, die richtige Auswahl zu treffen.

— Um dem Teint das so wertvolle Gut der Jugend zu erhalten sowie deren Frische und zartes Aussehen, gibt es kein besseres Rezept als den regelmäßigen Gebrauch von „Crème Simon“. Man muß eine leichte Schicht „Crème Simon“ auf die angefeuchtete Haut auflegen und sie durch leichte Massage in die Haut einreiben. Hierauf wird das, was sich von der Haut nicht aufnehmen läßt, mit einem zarten Tuch abgetupft. Es empfiehlt sich besonders, eine Schicht Poudre de Riz Simon (ohne Bismuth) nachher noch aufzutragen, worauf das Gesicht die entzückende Samtweiche erhält, die der Wunsch aller unserer Leserinnen ist.

— Kaufleute, Industrielle, Offiziere, Juristen, Beamte, hohe Behörden bevorzugten bereits stets bei Einholung von Auskünften jeder Art, z. B. geschäftlichen Charakters über Zahlungsfähigkeiten usw., bei Kreditgewährungen, Geschäftsvertragsabschlüssen, Beteili-

gungen p. p. oder in Privatsachen über Familien-, Vermögens-, Einkommensverhältnisse, Vorleben, Ruf, Charakter, Gesundheit usw. von Personen, nur die seit langen Jahren infolge ihrer hervorragenden Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit, korrekten und streng vertraulichen Bedienung in Deutschland und im Ausland als bestrenommiert bekannte Firma „Welt Detektiv" Auskunftei Preiß, Berlin W 8, Leipziger Straße 107.

— Welche Photomaterialien wähle ich für die Reise? Diese Frage drängt sich dem seriösen Amateur schon heute auf, denn sie ist von enormer Wichtigkeit, weil sie nach vielen Richtungen hin eingehend studiert werden muß. Um das Gepäck nicht unnötig schwer und umfangreich zu gestalten, müssen tunlichst wenige, aber recht vielseitig verwendbare Artikel gewählt werden. Da es sich häufig um Aufnahmen handelt, die zu wiederholen im Fall des Mißlingens keine Gelegenheit besteht, so muß die Wahl auf absolut erprobte und zuverlässige Materialien fallen, auch müssen alle Möglichkeiten bedacht werden, die vor Fehlaufnahmen schützen. Schließlich möchte man sich schon unterwegs davon überführen, ob auch richtig exponiert ist. Für jeden Interessenten dürfte es deshalb ratsam sein, „Chromo-Isorapid"-Platten unter Zuhilfenahme der „Agfa"-Belichtungs-Tabelle zu benutzen und sich mit den bekannten „Agfa"-Patronen auszurüsten. Diese Kombination ist leistungsfähig und zuverlässig wie alle „Agfa"-Artikel. Die „Chromo-Isorapid"-Platten besitzen höchste Lichtempfindlichkeit (Extrarapid = 30° W. oder 16/17° Sch.), sie sind ausgezeichnet farbenempfindlich (ohne Gelbscheibe) und vermeiden bei sauberster Be-



Reiseführer für Frühling und Sommer



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

Norddeutschland.

Am Fleesensee Malchow i. Mcklb. Kurh. Fleesensee. Eig. Jagdrev. El. Licht, Wasserleitg. Motorboot, Rud.-, Seg.- u. Angelsport. Mäss. Pr. Prosp. frei. **Paul Wuthenow.**

Augusta-Bad bei Neubrandenburg i. Mecklbg., herrlicher Luftkurort, Kurhaus m. all. Komf. Mäss. Pr., stets off. Prosp. d. Bes. **Walter Wuthenow.**

Bad Eilsen b. Bückeburg. Stärkstes Schwefel- und Schlammbad gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Terrain-Luftkur im Auetal. Waldreiche Höhen. Saison bis 15. September. Forellen-Fischerei. Prosp. frei durch die **Verwaltung.**

Bad Schwartau b. Lübeck, Sol-Moorbad. Heilanz.: Gicht, Rheuma, Frauenleid. Arterienverk. Luftkurort. Ruhesitz.

Freienwalde a. O. Sanatorium f. Nervenleidende. Gesunde Höhenl. 80 m ü. d. Stadt. Stets geöffnet. Geisteskranke ausgeschlossen. **Dr. Zenker,** früher Bergquell Stettin.

Fürstenberg i. Meckl. Luftkurort. Hotel Wegert, grosser Garten am See. Angel- u. Rudergelegenheit gratis. Bad i. H. Pension v. M. 4,— an.

Kgl. Bad Nenndorf Radioaktiv. Schwefelbad. Schlamm- u. Solbad, geg. Gicht, Rheumatismus, (bei Hannover) Ischias, Hautkrankheiten. Prosp. fr. d. d. **Kgl. Badeverwaltung.** Hotel Kgl. Kurhaus (glänzend umgebaut), Schlösschen. Gr. Badehaus. **F. Graness.** Hotel Hannover (neu erbaut), Deisterhaus, Galerie, Gr. Bau. **G. Förster.** Hotel Cassel (modern umgebaut), Esplanaden-Restaurant. **P. Dreschke.**

Kleinen (Mecklenburg) am Schweriner See. Sanatorium für innere und Nervenleiden. **Dr. Armin Steyerthal.**

Lindenbrunn b. Coppenbrügge a. Ithgeb. 1 Std. v. Hann. Mod. eingericht. Naturheilanstalt. Luft-, Sonnenbad. Mäss. Pr. Prosp. fr. **Dr. Netter.**

Lüneburg Sol- und Moorbad mit modern eingerichteten Badehäusern, Kurhaus und Logiervillen, 60 Morgen Kurpark. Ständige Kurkapelle. Prospekte gratis. Ausgangspunkt herrlicher Heidetouren. Hotel Deutsches Haus. Erstes am Platze; bekannt durch beste Verpflegung.

Malente-Gremsmühlen Norddeutschlands bedeutendster Luftkurort. Prospekt durch den **Verkehrsverein.**

Solbad Segeberg Stärkste Sole Deutschl. Moorbäder. Kurhaus. Herrl. Lage. Bahn Hagenow - Neumünster.

Stellingen b. Hamburg. Carl Hagenbeck's Tierpark. Weltbekannte Sehenswürdigkeit. Reichhalt. Tiersammlung. — Völkerschau. Konzerte etc. Prosp. frei.

Stettin Sanat. Kurh. Buchheide Stettin-Finkenw. für Nervöse, Erholungsbed., Herz- u. Stoffwechselkr., Entziehungskuren, Pension tägl. 7—12 M. Leit. Arzt: **Dr. Colla.**

Waren i. Meckl. — Hotel Warener Hof. — Bek. glänzend. Küche. Frdl. Zim., mäss. Pr. Nahe Bhf. u. See. Grosser schattiger Restaur.-Garten. Zentralhzg. Hausd. a. Bhf. **Hugo Dannenberger.**

Wilsnack Eisenmoorbad. — Berlin-Hamburger Bahn. Vorzügl. geg. Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenleiden. Prospekte durch die **Badeverwaltung.**

Ostseebäder.

Ahlbeck herrlichste Lage an der Ostsee, vornehmes zwangloses Badeleben. Bahnstation zwischen See und Wald. 6 Badeanstalten. Mässige Preise. Von Berlin 3½ Stunden.

Arendsee Kurhaus Hotel-Restaurant nebst Dépendance. Günst. Pensions-Arrang., Vor- und Nachsaison. Preisermäss. Wasserleit., Elektr. Licht. Näheres **P. Schulz.**

Brunshaupten Sanatorium f. Nerven- u. innere Kranke. Phys. diät. Behandlung, v. M. 5—7 pro Tag. Prosp. **Dr. Drost.**

Cranz Ostseebad b. Königsberg i. Pr. Stärkster Wellenschlag. Herrl. Waldungen. Elektr. u. Gasbeleuchtung. Wasserleitung. Kanalisation. Frequenz 1911: 14407 Kurgäste. Auskunft erteilt die **Badeverwaltung.**

Georgenswalde Ostseebad. — Saml. Steilküste. Post Rauschen. Ruhig, vorn. Erholungsort, Wald, Wasserleitung, solide Preise. Näh. **Badeverwaltg.**

Glücksburg Ostseebad. Strandhotel u. Logierhaus I. R. Prachtv. ruhig. Lage a. Strand u. Wald. 30 Min. v. d. Marine-Stat. Mürwik-Flensb. Nur Balkon-Zim. m. elektr. Licht, Wasserleitung etc. Prosp. frei. **S. Satz.**

Graal in Mecklbg. Waldluftkurort. An der Rostock-Stralsunder Bahn. Frequenz im Jahre 1911: 5300. Prosp. durch die **Badeverwaltung** und den Verband Deutscher Ostseebäder, Berlin, Unt. d. Linden.

Gravenstein Hotel u. Kurhaus. Herrlich an Wald u. Wasser geleg. Balkonzimmer. Gute Betten. Elektr. Licht. Gute Küche. **E. Litzenberg.**

Heiligendamm Vornehmstes Ostseebad, hundertjähriger Buchenwald bis ans Meer. Prospekte durch die **Direktion.**

Heringsdorf Vornehmstes Ostseebad, 3½ Std. v. Berlin. Kräftige Solquelle, Familienbäder, Rennbahn. Tennisplätze.

Horst Seebad. Hotel „Gesellschaftshaus" m. Dependance. Erstes u. grösstes Haus am Platze Vorz. Lage, renom. Küche, Tennis. Bes. **Otto Meier.**

Kiel Hotel Seebadeanstalt-Düsternbrook. I. R. Prachtvolle Lage an der Kieler Förde und Kriegshafen.

Kolberg See-Sol- und Moorbad, stärkste Solbäder, reinste Seeluft. Unübertroffen bei Frauen- und Kinderkrankheiten. Theater, Rennbahn. Ballonfahrten. Eichen-, Buchen-, Nadelwälder Quellwasserleitung, elektr. Licht, Kanalisation. 1911: 33000 Besucher. Hotel „Bellevue" I. R., direkt am Meer u. Kurpark. Solbäder in all. Etagen. **M. Goebel.** Neues Solbad, 50 Zimm. m. Pens. Beste Lage. Elektr. Licht. Dir. Verb. m. d. Bade

Kurhaus Brunshaupten a. d. Ostsee. Off. Kurhaus. Größtes, vornehmstes Haus a. Platze, m. allem Komfort. Prosp. frei. Neuer Bes.: **W. Schurich.**

Misdroy unmittelbar am Strand, v. Hochwald u. Bergen umgeben. Zentrale Wasserversorgung. Freiluft-Seebad mit Zeltlager (neu). Beginn der Sommersaison 26. Mai. Hot. Seeblick I. R. Dir. a. Meer. Dep. Seestern-Hs. Brandenburg. Autogar. **P. Brandenburg.** Genz' Hotel i. d. Mitte d. Ortes. Vorz. Küche. Mäss. Preise. Neuer Besitzer: **A. Pagels.**

Rauschen nahe Königsberg. Starker Wellenschlag. Drahtseilbahn vom Strande. Modernes Warmbad. Herrlicher Wald. Prospekt. **Badeverwaltung.**

Travemünde 25 Min. v. Lübeck, 1¼ Stunde v. Hamburg, 4½ Stunden v. Berlin. Kalt- und Warmbadeanstalt. Wasserleitung, Kanalisation.

Warnemünde Hotel Hübner, am Meer, m. Depend. 250 Bett., mod. Komf., Garage. Bill. Famil. Pens. v. M. 6.— an. Vor- u. Nachsais. bill. Pens. Jugendheim. Für erholgsbed. Kind. u. jg. Mädch., ganzjähr. geöffn. Priv.-Unterr. i. H.

Nordseebäder.

Borkum Hotel Kaiserhof, I. Haus am Strand, aller erdenklicher Komfort, wie Fahrstuhl etc. Pension von M. 6.— an. Prospekte. Köhlers Strandhotel. I. vornehmst. altren. einz. d. Fam. Köhler gehör. Hot. Pens. 42.—M. an. Hotel Inselhalle, Pens. v. M. 38.— an. Vorzgl. Küche. Man verlange Prospekt D.

Langeoog Meinens Hotel, altrenom. Haus, Kanalis. Prosp. grat. Hotel Ahrenholtz m. Villa Amalie, Kurhaus Hotel Falke. Haus Leiner. Prosp. grat.

Norderney grösstes deutsches Nordseebad. Besucherz.: 42000 Kanal., Wasserl., mild. Klima. Schiffsverb.: Hamburg Brem. via Norddeich 40 M. Seer. Prsp. **Bürgerm.-Amt** Strandhotel Kaiserhof, Grösst. vorn. Haus. 180 Zim. Elektr. Licht. **Kohlstedt & Gramberg**

Wangerooge Nordseebad. Strand-Hotel Gerken. Hoftraiteur. Direkt am Strande gelegen. Hotelprospekt gratis.

Nordwyk aan Zee Holland. Kurhaus Huis ter Duin. Schönste Lage der Nordseeküste. Ruhig und vornehmes Familienhotel. Geöffnet vom 15. Mai. Ansichten und Prospekte kostenfrei nur durch die Direktion **Tappenbeck.**

Brandenburg.

Bornim (Mark) nahe bei Potsdam u. Sanssouci. Laub- u. Kieferwald m. Ruhebänken. Halbstündl. Motoromnibusverbindung nach Potsdam. Auskunft durch das **Gemeindeamt.**

Buckow Kr. Lebus (Märk. Schweiz) — Erholungsh. u. Sanator. Waldfrieden. Pens. El. L., Bäd. i. Hause. Park a. See. Empf. vom D. Off.-Ver. Luftbad. Telephon Amt Buckow Nr. 55.

Eberswalde Sanatorium Drachenkopf, physikal.-diätetische Heilanstalt. Dr. med. Heidemann. Prospekte durch **Dir. A. Bellair.** Fernspr. 143.

handlungsweise Lichthöfe vollkommen. Zudem gestatten sie ohne Schädigung größere Schwankungen in der Belichtungszeit, ausgedehnte Entwicklung ohne Schleierbildung und sind hervorragend haltbar. Also Negativmaterial Nonplusulta! Der relativ hohe Preis, der schon angesichts dieser Vorzüge keine Rolle spielt, kann völlig außer Betracht bleiben, wenn man durch Benutzung der handlichen, leichten, keinerlei Berechnung erfordernden „Agfa"-Belichtungs-Tabelle Fehlexpositionen und damit Verluste an Material, Zeit und Mühe vermeidet. Für die Entwicklung auf der Reise sind die „Agfa"-Patronen das Ideal. Sie sind kompendiös, leicht, handlich und sauber in der Anwendung, absolut zuverlässig und enthalten sämtliche zum Ansetzen eines Entwickler-, Fixier-, Verstärker-, Abschwächer- oder Tonfixierbades erforderlichen Materialien, die nur in Wasser geschüttet zu werden brauchen. Zur näheren Information dient der „Agfa"-Prospekt 1912 (16seitig mit schlangenhautartigem Umschlag) sowie die Broschüre: „Ueber lichthoffreie und farbenempfindliche Platten" von Dr. M. Andresen, zwei vorzüglich illustrierte Drucksachen, die durch jede bessere Photo-Handlung gratis zu beziehen sind, aber auch gern von der „Agfa" (Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO 36) franko zugesandt werden.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.



„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**





DIE BESTE — Gütermann & Co. Gutach Breisgau — SCHAPPE-NÄH-SEIDE

VERLANGE AUSDRÜCKLICH „Gütermann's“ SCHAPPE NÄH SEIDE

NUR ECHT MIT FIRMA

„Die Frau“
das Buch von Frau Anna Hein, früher Oberhebamme an der geburtshilflichen Klinik der Königlichen Charité, Berlin. 30 Pfennig.
Frau Anna Hein,
Berlin 80, Oranienstr. 65.

Briefmarken aller Länder Preisl. gratis.

100	verschied. englische Kolonien	M. 1.50
50	„ französische „	„ 1.50
75	„ selt. Marken v. Afrika	„ 3.50
75	„ „ „ „ Asien	„ 3.50
20	Persien M. 1.—, 50 Spanien	„ 0.90

Ernst Waske, Berlin, Französischestr. 17b.

Gummistrümpfe und Artikel zur Gesundheitspflege.
Phil. Rümper, Frankfurt a. Main 7.

DUNLOP
Pneumatik
beschäftigt weit über
10 000 Personen!



Diese ges. gesch. Marke bürgt für Echtheit u. beste Qualität.

Ueber 200 höchste Auszeichnungen.
Weltausstellung BRÜSSEL 1910:
Ehrenpreis
(Diplome d'honneur).
Vertreter f. Uebersee:
Harder & de Voss Hamburg.

Versichern Sie Ihre Schönheit!

Durch die Schönheitskapsel **„Adora“**, **Syst. Dr. Harlan.**
D. R. G. M. 359 086.

Für Gesicht, Hals, Arm und Körper.

Keine Dame, welche diesen wunderbaren kleinen Apparat besitzt, hat den Verfall ihrer Schönheit zu befürchten. Die verblüffende Einfachheit dieses wissenschaftlichen Systems u. die erstaunliche Schnelligkeit, mit welcher ein herrlicher Teint erzielt wird, übertreffen Ihre höchsten Erwartungen. Eine einzige sanfte Anwendung der Schönheitskapsel erzielt überraschende Resultate. Mitesser verschwinden meist in 60 Sekunden. Unreinigkeiten des Blutes und der Haut werden **durch starken atmosphärischen Druck herausgesaugt.** Hohle Wangen, schlaffe Arme und Hals erhalten Fülle, Form und Festigkeit überraschend schnell. Die Adora-Kapsel wirkt direkt auf die Blutzirkulation, führt dem Zellgewebe neues, reines Blut zu, baut es auf und macht das Fleisch frisch und fest. Sie gibt der Haut einen blühend rosigen, klaren Teint, macht weich und geschmeidig, Pickeln, Falten, Runzeln, graue Haut verschwinden. Wirkung unfehlbar. Auch für Herren. Im Gebrauch in höchsten Kreisen. Mk. 2.50. Porto 20 Pf. extra (auch Briefmark.). Nachnahme Mk. 3.—.

Dannenberg's Laboratorium, Abt. 9, **Hamburg 36.**

Opernsängerin A. L., Berlin, *schreibt: Mit Ihrer Schönheitskapsel „Adora“ bin ich ganz ausserordentlich zufrieden und aufs höchste überrascht von dem Erfolge, den ich schon gleich nach den ersten Tagen aufzuweisen hatte.* — ***Baronin von F.-D., Wiesbaden:*** *Ich finde Ihr Mittel vorzüglich.* — ***Frl. M. St., Z.:*** *Ihre Adora-Kapsel ist von wunderbarer sicherer Wirkung.*

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstraße 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: [illegible], für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 18. **Berlin, den 4. Mai 1912.** **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Nachdem das Thema der Kreditbegrenzung etwas in den Hintergrund gerückt war, drängte sich die Syndikatsangelegenheit der Montanindustrie wieder an die Rampe. Der Stahlwerkverband muß bis Ende Juni erneuert sein, da der Vertrag abläuft. Die Gegensätze aber, die durch die großen Werkgemeinschaften verursacht wurden, haben sich noch nicht gemildert. Forderung steht gegen Forderung, und man weiß nicht, wie schließlich der Ausgleich gefunden werden soll. Durch die Einzeltrusts, die Produktion und Fabrikation vom Rohstoff bis zur letzten Verfeinerung umspannen, sind den Syndikaten Abnehmer entzogen; und die Konsequenz müßte sein, daß die Beteiligung der Werke in den Verbänden verringert wird. Das wollen die Mitglieder aber nicht, und so entstehen die Konflikte.

Der Stahlwerkverband

umschließt zwei Gruppen von Produkten-Halbzeug, Träger, Eisenbahnmaterial: die sogenannte A-Gruppe; und Stabeisen, Bleche, Röhren: die B-Gruppe. Die A-Produkte sind nicht nur in der Menge durch den Verband begrenzt, sondern werden auch durch ihn verkauft. Die B-Produkte sind nur kontingentiert, haben aber die Regelung des Absatzes frei. Die Konzerne, die große Mengen Halbzeug selbst verbrauchen und sie dem Stahlwerkverband entziehen, müßten natürlich in der Beteiligungsquote verkürzt werden. Dieser logischen Folgerung wollen sich aber nicht alle Gesellschaften unterwerfen. Das ist der eine Streitpunkt. Der andere betrifft die Kontingentierung der B-Produkte. Die kleineren Betriebe wollen die Begrenzung der Produktion abschaffen, um in der Bearbeitung des Marktes frei zu sein. Die großen Firmen aber, wie Gelsenkirchen und Thyssen, wünschen an den ursprünglichen Bestimmungen festzuhalten, da sie selbst außerhalb jeder Beschränkung stehen, durch die allgemeine Vorschrift jedoch einen Schutz vor allzu intensiver Konkurrenz erhalten. Wie wird man sich am Ende verständigen?

Eine syndikatlose Zeit

wäre kaum zu ersehnen. Die Erlebnisse der Eisenindustrie während des Interregnums, nach dem Zusammenbruch des Düsseldorfer Roheisensyndikats, waren keine erfreulichen. Als am 1. Januar 1909 die freie Konkurrenz Platz griff, war einer Preisschleuderei ohnegleichen die Bahn freigegeben. Dieser anarchistische Zustand dauerte fast 1½ Jahre. Erst mit dem Zustandekommen des Essener Roheisenverbandes änderten sich die Verhältnisse, und auch dann dauerte es ein weiteres Jahr, bis das allgemeine deutsche Roheisensyndikat geschlossen war.

Die engen Beziehungen zwischen

Industrie und Finanz

haben eine neue Note in die Beweggründe der industriellen Politik gebracht, die oft genug stark unterstrichen wird. Wären die Zusammenschlüsse unter den Montangesellschaften nur nach technischen und wirtschaftlichen Bedingungen erfolgt, so würde die Syndikatsfrage wahrscheinlich niemals ein schwieriges Problem geworden sein. Aber die Banken fragen nicht nach Notwendigkeiten, sondern nach der besten Methode, ihre Engagements sicherzustellen, und so werden Emissionen unternommen, die mit dem Nimbus wirtschaftlicher Transaktionen umgeben werden, damit der eigentliche, brutale Zweck nicht zu grell hervorsticht. Jede Fusion bringt die Ausgabe neuer Aktien und damit neue Anregungen für die Spekulation. Solange diese ihre Laune behält und nicht vor neuen Papieren oder der Sympathie für die schon vorhandenen Aktien zurückschreckt, sind die Chancen für die Durchführung von Gemeinschaften oder Verschmelzungen immer günstig. Das haben die Ereignisse von 1911 gezeigt. Damals sind mehr Veränderungen im Bereich der Montanindustrie vorgekommen als in der ganzen vergangenen Periode.

Aber die Investierung von Kapital hat sich in der Montanindustrie doch unter reelleren Bedingungen vollzogen wie im Kalibergbau. Dort ist in der Tat

Nationalvermögen vergeudet worden,

wie die Kaliwerke Aschersleben in ihrem Rechenschaftsbericht hervorheben. Die Millionen, die unnötigerweise in neue Schachtanlagen gesteckt worden sind, könnten dem Wirtschaftskörper gerade in diesen Tagen der Krediterschwerungen bessere Dienste leisten als an der Stelle, wo sie sich, infolge spekulativen Uebereifers, befinden. Das Reichskaligesetz hat der friedlichen Geschäftsentwicklung und

der Entwicklung der Preise Nutzen gebracht: Dieser Vorteil wird aber reichlich aufgewogen durch die Wirkung des Gesetzes auf die Gründungstätigkeit. Die neuen Schächte werden nur zu dem Zweck angelegt, den Gewerkschaften eine Quote im Kalisyndikat zu verschaffen oder alte Beteiligungen zu erhöhen. Ein schwerer Mißstand liegt darin, daß die Mittel zur Durchführung dieser Quotenjagd durch die Ausgabe von Obligationen aufgebracht werden. Das Publikum befindet sich über den Charakter dieser Papiere im unklaren. Es hält sie für sichere Anlagewerte, während sie in der Wirklichkeit kein glaubhaftes Fundament haben. Denn die hypothekarische Eintragung auf einem Kaligrundstück, das erst rentabel gemacht werden soll, ist eine ziemlich zweifelhafte Sicherheit. Man sieht auch an diesem Beispiel

die geringe Rücksicht gegen das Publikum.

Dem wird von der Gestaltung der Dinge so wenig wie möglich verraten. Es muß der Taktik der Unternehmer unbedingt vertrauen. Im übrigen hat man, um nicht enttäuscht zu werden, daran festzuhalten, daß es nur sehr wenige unbestrittene Monopole gibt, und daß jedes Unternehmen der Gefahr eines unerwarteten Angriffes durch irgendeinen Konkurrenten ausgesetzt ist. Ob dieser Angriff schließlich Erfolg hat, das ist die zweite Frage.

Unbestritten ist die Herrschaft keines wirtschaftlichen Unternehmens, selbst nicht des größten. Wer die Möglichkeit sieht, in die geschäftliche Sphäre irgendeines großen Betriebes einzudringen, nimmt natürlich die Chancen, die sich ihm bieten, wahr. Wichtig ist in dieser Beziehung das Projekt

eines Konkurrenzdienstes Emden—New York,

der die großen deutschen Reedereien, die den nordatlantischen Verkehr von Hamburg und Bremen aus leiten, treffen soll. Um die Konzession für die neue Linie hat sich die zum Fürstenkonzern gehörende Deutsche Reederei G. m. b. H. in Hamburg beworben. Diese Gesellschaft steht in engen Beziehungen zur Deutschen Levantelinie, die gleichfalls zur Hohenlohegruppe ressortiert. Der Rücktritt der Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd von ihren Aufsichtsratsposten bei der Levantelinie hing offenbar mit dem neuen Konkurrenzprojekt zusammen. Es hieß nun die Generaldirektoren der Hapag und des Lloyd hätten sich bemüht, die Erteilung der Konzession an die Konkurrenzgesellschaften zu verhindern. Daß dies geschehen sei, ist nicht anzunehmen, da zwei so bedeutende Unternehmen wie die beiden kaum Anlaß haben, eine Beeinträchtigung ihres Dienstes zu befürchten. Der Auswandererverkehr über Hamburg und Bremen vollzieht sich unter Bedingungen, die beiden Häfen einen bleibenden Vorsprung sichern. Eine andere Version ging dahin, daß die Hapag selbst sich ein großes Areal am Hafen in Emden gesichert habe, um jeder Konkurrenz zuvorzukommen.

Die Berliner Handelskammer.

Am 14. April 1912 feierte die Berliner Handelskammer die Vollendung ihres zehnten Lebensjahres. Daß diese wichtige Institution in der Reichshauptstadt zu den jüngsten Vertreterinnen ihrer Gattung gehört, hängt mit dem Bestehen der Korporation der Berliner Kaufmannschaft zusammen, die ursprünglich als alleinige Repräsentanz des Handels genügte. Im Streit um die Notwendigkeit einer Handelskammer standen sich die Vertreter des staatlichen Zwanges und der freien Organisation gegenüber. Schließlich siegte das moderne Prinzip, das der Handelskammer die unbedingte Existenzberechtigung zuspricht; und durch Ministerialverfügung vom 19. Dezember 1901 wurde die Errichtung einer Handelskammer für Berlin und Vororte genehmigt. Die Korporation der Kaufmannschaft, das sogenannte Aeltestenkollegium, blieb neben der Handelskammer bestehen, die aber ihre Ueberlegenheit dadurch befestigte, daß sie das amtliche Organ für die Interessen von Handel und Gewerbe darstellt. Sogar die Aufsicht über die Börse wurde ihr durch den Handelsminister übertragen, so daß der Korporation nur die Organisation des Börsenbetriebes, vor allem die Hingabe des Börsengebäudes für diesen Zweck verblieb. Die wirtschaftliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß die Berliner Handelskammer als beratendes Organ im Dienste der Gesetzgebung (Börsengesetz, Reichsfinanzreform) und bei der Erstattung von Gutachten eine hervorragende Stellung erlangte. Im Jahre 1911 wurden von der Kammer nicht weniger als 856 Gutachten erstattet. An Ursprungszeugnissen und Rechnungen wurden 11,121 gegen 212 im Jahre 1902 beglaubigt. Die Zahl der Fachausschüsse, die für die einzelnen Branchen eingerichtet worden sind, beträgt zurzeit 34 mit insgesamt 682 Mitgliedern. Für den Kleinhandel besteht ein besonderer Ausschuß. Ferner ist für die Fragen des Güterverkehrs ein eigenes Bureau vorhanden. Wenn die Berliner Handelskammer in der verhältnismäßig kurzen Dauer ihres Bestehens zu hohem Ansehen gelangte, so dankt sie das den Persönlichkeiten, die an ihrer Spitze standen und stehen, und dem tüchtigen Beamtenkörper. Der Präsident der Kammer Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz ist seit zehn Jahren auf diesem Posten und waltet, trotz seines hohen Alters, mit unermüdlicher Arbeitskraft und Initiative seines Amtes. Neben ihm sind im Präsidium Generalkonsul Franz von Mendelssohn und Geheimer Kommerzienrat Dr. Ravené vertreten.

Das Jubiläum wurde durch ein Festmahl im Marmorsaal des Zoologischen Gartens begangen, an dem 700 Personen teilnahmen. An der Ehrentafel saßen neben Geheimrat Herz der Erste Vizepräsident des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft Stadtrat Dr. Weigert und der Vertreter des Handelsministers Geheimer Oberregierungsrat v. Meyeren; ferner die Herren Geheimer Rat Huber vom Ministerium für Handel und Gewerbe, Geheimer Rat Dr. Ravené, Dr. Arthur Salomonsohn, der Zweite Staatskommissar an der Berliner Börse Assessor Heine, Dr. von Martius, das Börsenvorstandsmitglied Rittergutsbesitzer Graf von der Schulenburg, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Direktor Hemptenmacher, Geheimer Rat Max Steinthal, Kommerzienrat Albert Stäckel und Kommerzienrat Paul Gause. Der Präsident der Potsdamer Handelskammer Kommerzienrat Marggraff, der Erste Vizepräsident der Handelskammer zu Berlin Generalkonsul Franz von Mendelssohn, Geheimer Oberregierungsrat Goeppert vom Ministerium für Handel und Gewerbe, Geheimer Rat Dr. Rathenau, der Generalsekretär des Deutschen Handelstages Dr. Soetbeer, Geheimer Rat Kopetzky, Regierungsassessor Bürgersund, Kommerzienrat Pincus hatten auf der linken Seite ihren Platz. Von sonstigen Persönlichkeiten seien noch erwähnt: die Herren Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Zoepfl vom Reichskolonialamt, Gouverneur v. Bennigsen, Direktor H. Schipmann, Kommerzienrat Paul Boehme, Kommerzienrat Fromberg, Richard Riehl, Heinrich Grünfeldt, Dr. Ehlers und Kommerzienrat Arons.

Der Präsident Geheimer Rat Herz skizzierte in seiner Begrüßungsrede die Bedeutung der Handelskammer. Er wies darauf hin, daß die Kammer im ersten Jahre ihres Bestehens 3600 Ausgänge und 6000 Eingänge, 1911 dagegen 187,575 Eingänge und 262,178 Ausgänge hatte. Generalkonsul Franz von Mendelssohn gedachte des Entgegenkommens und der Förderung durch das Ministerium für Handel und Gewerbe und der kollegialen Beziehungen zum Deutschen Handelstag, zu den Aeltesten der Kaufmannschaft, zu den Börsenorganen und zur Potsdamer Handelskammer und hob ganz besonders die Tätigkeit der Zulassungsstelle für Wertpapiere und des Börsenvorstandes hervor.

Die Berliner Handelskammer darf mit der Sicherheit des Erfolges in das zweite Dezennium ihrer Geschichte hineingehen.



Die Linienführung der Bergbahn.

Die Heidelberger Bergbahn.

Heidelbergs Ruhm als altberühmte Universitätsstadt und einer der wundervollsten Punkte des deutschen Vaterlandes erfüllt die ganze Welt. Seine Lage ist unvergleichlich schön. Dort wo der Neckar das Gebirge verläßt, bevor sich die Ebene nach Mannheim hin öffnet, zwängt sich die Stadt zwischen die Ufer, so daß ein Landschaftsbild von überreicher Abwechslung das Auge des Beschauers erfreut. Ob der Blick von der Stadt aus auf den brausenden Fluß fällt oder über die lieblich bewaldeten Höhen schweift, ob vom Philosophenweg das alte Städtchen mit dem Schloß und dem Königstuhl sich als Augenweide darbietet, ob von der Terrasse des alten Schlosses die Stadt, die feine, die ehrenreiche, mit ihren Kirchen und den Giebeln ihrer Häuser, mit dem Silberband des Neckars uns froh aufatmen läßt ob der geschauten Schönheit, oder ob endlich vom hohen Königstuhl aus das Auge scheinbar grenzenlos über Berge und Täler, über Stadt und Land bis zum Rhein hin all die Pracht und Herrlichkeit des deutschen Landes in sich trinkt — überall, all überall wird unser Herz jauchzen, daß unsere Erde so viel Schönheit trägt.

Darum ist Heidelberg auch seit jeher das Ziel und die Sehnsucht unserer Jugend, die dort an der altehrwürdigen Ruperto-Karola ebenso eifrig ihren Studien obliegt, wie sie im Neckartal sich an der Schönheit der herrlichen Natur erfrischt und erfreut.

Die Universität wurde 1386 vom Kurfürsten Ruprecht I. begründet und 1803, nachdem sie infolge der französischen Kriege ihre Einkünfte aus den linksrheinischen Besitzungen verloren hatte, durch Karl Friedrich neu ausgestattet und eingerichtet.

Die reiche alte Bibliothek kam infolge des Dreißigjährigen Krieges 1623 durch Tilly nach Rom, wo sie als Bibliotheca palatina im Vatikan einen ehrenvollen Platz erhielt. Die wertvollsten Handschriften kamen durch Napoleon nach Paris und kehrten dann 1815 nach Heidelberg zurück. Der Heilige Stuhl gab freiwillig mehr als 800 altdeutsche Manuskripte wieder und auch die berühmteste aller Heidelberger Handschriften, die Manessische, kam durch Tausch und Kauf 1888 nach der alten Heimat.

Heidelberg war Residenz der Pfalzgrafen und Kurfürsten bei Rhein, bis diese ihren Sitz nach dem bequemen Mannheim verlegten. Seit 1803 gehört die Stadt zum Großherzogtum Baden und ist in erfreulichem Aufblühen begriffen. Die Bevölkerung ist seit 1890 von 31,739 bis 1910 auf 55,776 Personen gestiegen. Die Geschichte der Stadt oder besser gesagt, der Siedelung an dieser Stelle reicht bis in die



Aussicht von der Station Königstuhl.

vorgeschichtliche Zeit zurück, da bei Heidelberg Ueberreste des europäischen Urmenschen gefunden worden sind Im frühen Mittelalter traten die Alemannen und dann die Franken auf, mit denen die eigentliche Geschichte der Pfalz beginnt. Nach mancherlei Schicksalen fiel der Ort im Dreißigjährigen Kriege wiederholt in Feindeshand und mußte viel Drangsal erleiden. Tilly, die Schweden und die Kaiserlichen bemächtigten sich abwechselnd der ausgeplünderten Stadt. Am ärgsten aber trieben es die Mordbanden des allerchristlichsten Königs von Frankreich, die unter Melac 1689 und 1693 das Schloß zerstörten und die Stadt in eine Wüste verwandelten. War diese Tat auch an sich überflüssig und unerhört roh, so verdankt ihr das heutige Heidelberg doch seine intimsten Reize: die Schloßruine, deren malerische Trümmer für jeden Besucher der Stadt eine Hauptsehenswürdigkeit bilden.

Hoch über dem Schloß liegt die Höhe des Königstuhls, auf die jetzt eine elektrisch betriebene Bergbahn führt, deren technische Einrichtung wir unseren Lesern in Umrissen bekanntmachen wollen.

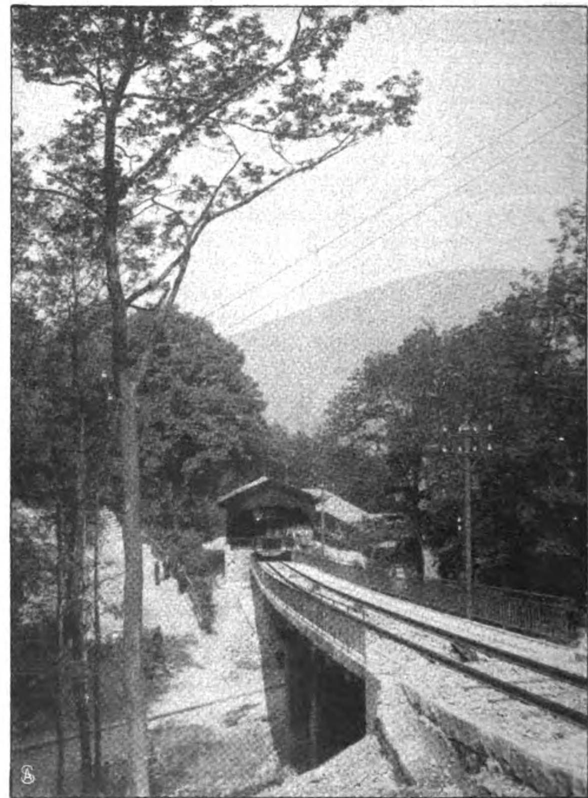
Die Bahn zerfällt in zwei Teile, den alten von der Stadt bis zu dem Aussichtspunkt Molkenkur und den neuen von dort nach dem Königstuhl. Daran schließt sich ein Aufzug, der die Besucher auf den Aussichtsturm führt.

Der erste Abschnitt von der Stadt bis Molkenkur bestand schon seit 1890 als Drahtseilbahn mit Wasserbelastung. Sie wurde 1906 umgebaut und mit elektrischem Betrieb im April des folgenden Jahres neu eröffnet. Der elektrische Betrieb ist nicht teurer, hat aber den großen Vorzug, unabhängig vom Frost zu sein. Die Kosten des Umbaues betrugen rund 120,000 Mark, von denen fast 64,000 M. auf das Stationsgebäude und etwa 31,000 M. auf die maschinelle Anlage entfielen. Es ist dabei gleichzeitig die Einrichtung getroffen worden, daß die Fahrgäste die Wagen auf der einen Seite besteigen und nach der anderen Seite verlassen, so daß beim Ein- und Aussteigen keine gegenseitige Behinderung eintreten kann.

Am 1. Juni 1907 wurde dann der zweite Teil der Bergbahn von der Molkenkur nach dem Königstuhl in Betrieb genommen. Die Verbindung beider Linien wird durch Umsteigen bewirkt, was ja eine gewisse Unbequemlichkeit für das Publikum bedeutet, aber zu Klagen keinen Anlaß gegeben hat. Technisch hat diese Trennung den Vorzug, daß der neue Teil der Bergbahn von vornherein billiger in der Anlage hergestellt werden konnte, da ein schmälerer Unterbau möglich wurde. Auch ist der Verkehr auf der unteren Strecke lebhafter, so daß für den ganzen Weg die häufige Zugfolge überflüssig ist.

Die Baukosten für die obere Strecke betrugen rund 330,000 M., von denen wieder 64,500 M. auf Stationsgebäude entfielen, 57,000 Mark auf maschinelle Anlagen und 158,400 M. auf die Bahnanlage. Das Personal besteht aus zwei Maschinisten, zwei Hilfsmaschinisten, sechs Wagenführern, zwei Streckenwärtern und vier Fahrkartenverkäuferinnen.

Die alte Strecke hat drei Schienen und zwei Zahnstangen, während die neue nur zwei Schienen und keine Zahnstangen besitzt. Auch jetzt, nach dem elektrischen Umbau, ist diese Strecke eine reine Seil-



Straßenkreuzung.

bahn. Es sind je zwei Wagen an einem Seil befestigt, das auf der oberen Station jeder Strecke unter Zuhilfenahme von Leitrollen mehreremal um eine Reiberolle geschlungen ist, die durch ein Windwerk angetrieben wird. Ein Elektromotor dient als Triebwerk. Das Windwerk wird von ihm mittels Riemen angetrieben. Die Länge der unteren Bahn beträgt nur 488 Meter bei einem überwundenen Höhenunterschied von rund 164 Meter.

Die neue Strecke hat eine Länge von 1022 Meter, in der Steigung gemessen, jedoch 974 Meter in der Horizontalen. Die geringste Steigung beträgt 22 v. H., die größte kurz vor der oberen Station 41 v. H. Der Höhenunterschied zwischen den Stationen beträgt 263,4 Meter. Die Spannweite ist wie bei den meisten Bergbahnen 1 Meter. Als Oberbau sind Schienen mit keilförmigem Kopf gewählt, die 125 Millimeter hoch sind und ein Gewicht von 26,8 Kilogramm für das laufende Meter haben. Sie dienen gleichzeitig als Bremsschiene für die Wagen. Der Schienenkopf wird von den Bremsklauen der Wagenbremsvorrichtung vollständig umfaßt, wodurch eine stete Verbindung mit dem Oberbau hergestellt wird. Die Schienen sind auf 1,8 Meter lange eiserne Schwellen von 12,3 Kilogramm für das laufende Meter Gewicht montiert. Die normale Schienenbaulänge in der Geraden beträgt 10 Meter. Auf eine Schienenlänge von 10 Meter kommen 11 Schwellen, 1 Stoß- und 2 Zwischenlaschenpaare. Zur weiteren Verankerung der Gleisanlage wurden alle 50 Meter Betonklötze im Erdboden angeordnet. Die Ausweiche in der Mitte der Bahn hat eine Länge von 95 Meter und besitzt einen Kurvenradius von 300 Meter. Die Wagen weichen sich selbsttätig aus. Die für Seiltragung und -führung notwendigen Rollen ermöglichen für den oberen Teil eine Auswechslung des Stückes, das der Abnutzung am meisten unterworfen ist, nämlich dessen, auf dem das Kabel läuft. Das Kabel besitzt eine etwa zwölffache Sicherheit gegen Bruch und hat ein Gewicht von 3,2 Kilogramm für das laufende Meter. Es stammt aus den Felten - Guilleaume - Lahmeyer-Werken.

Ueber das Wagenmaterial bemerken wir folgendes: Das Wagenuntergestell besteht aus einem starken aus [-Eisen gebildeten Rahmen, an dem ohne Federung die Achsbüchsen befestigt sind. Es trägt die Bremseinrichtung und den Oberkasten. Der Wagenkasten — von der Firma H. Fuchs, Waggonfabrik A.-G., in Heidelberg geliefert — ist treppenförmig gebaut, so daß die Sitze bei 36 v. H. Steigung wagerecht liegen. Er ist in zwei geschlossene Abteile für je 10 Sitzplätze und zwei offene für je 15 Stehplätze eingeteilt. In dem vorderen Stehabteil sind Klappsitze angebracht, so daß bei geringem Verkehr an Stelle der 15 Stehplätze 10 Sitzplätze geschaffen werden können. Demnach kann der Wagen 50 Personen aufnehmen.

Abgesehen von den Maschinenbremsen im Maschinenhaus wurde jeder Wagen mit zwei verschiedenen Bremsen versehen, und zwar mit einer Handbremse, die nur der Führer betätigen kann, und mit einer automatischen Notbremse, die bei Seilbruch selbsttätig arbeitet. Bei beiden Bremsen greifen Bremsklauen unter den keilförmig geformten Schienenkopf.

Eine Beschreibung des interessanten Windwerks, der Antriebstation und der elektrischen Einrichtung würde im Rahmen dieser kurzen Ausführungen zu weit führen.

Wir bemerken über das Betriebsergebnis noch folgendes: Im Jahre 1910 liefen auf der unteren Bahn 48,876 Wagen auf und nieder, auf der oberen 23,380. Die Anzahl der beförderten Personen betrug 575,396, von denen (nebst Gepäck und Hunden) 158,585 M. vereinnahmt wurden. Die Betriebsausgaben betrugen dagegen 61,581 M.

Die Ausführung der mechanischen und elektrischen Betriebsmittel war der Firma Brown, Boveri u. Co. in Mannheim übertragen.

Den Abschluß der Bahn nach oben bildet der elektrische Personenaufzug auf den Turm des Königstuhls. Er ist von der Firma Mohr & Federhoff in Mannheim in Verbindung mit den Siemens-Schuckert-Werken ausgeführt worden. Die Baukosten beliefen sich auf 18,000 M. Es wurden im Verlauf von sechs Monaten nicht weniger als 82,000 Personen befördert. Der Aufzug ist für eine Beförderung von 9 Personen einschließlich des Führers auf eine Turmhöhe von 28 Meter eingerichtet, während der Turm zurzeit nur 20 Meter Höhe hat. Die Antriebstation befindet sich in einem Blockhaus im Walde und besteht in der Hauptsache aus einem Elektromotor von 19 Pferdekräften, dem Anlasser und dem Windwerk. Die Kabine ist an doppelten Lastseilen von vielfacher Sicherheit aufgehängt. Außerdem ist eine sogenannte Fangvorrichtung eingerichtet, die die Kabine schon beim Lokerwerden der Seile absolut festhält.

Dr. J. D.

Handel und Verkehr.

Die deutsche Maschinenindustrie im Jahre 1911. Auf der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Maschinenbau-Anstalten hielt der Vorsitzende Herr Kommerzienrat Ernst Klein (Dahlbruch) wie alljährlich ein Referat über die Ergebnisse des abgelaufenen Geschäftsjahres. Die wirtschaftliche Lage des deutschen Maschinenbaues habe sich gegenüber den Vorjahren etwas gebessert, in bezug auf die Preisbildung aber müsse festgestellt werden, daß es nicht möglich gewesen sei, eine durchgreifende Besserung herbeizuführen, so daß heute die allgemeine wirtschaftliche Lage im Maschinenbau als eine „Hochkonjunktur in Aufträgen bei gedrückten Preisen" gekennzeichnet werden könne. Die Berichte über die Marktlage in den verschiedenen Sonderzweigen des Maschinenbaues bestätigen dieses Urteil durchaus. Fast überall werde eine Steigerung des Absatzes festgestellt unter gleichzeitigen Klagen über ungünstige Preise. In Dampfkraftmaschinen sei der Umsatz infolge des Wettbewerbes von Turbinen und Rohölmotoren weiter zurückgegangen. Dasselbe gelte für Dampfgebläse, die neuerdings durch Gasgebläse mehr und mehr verdrängt werden. In Großgasmaschinen habe sich der Gesamtumsatz weiter gehoben, ebenso in Kolbenpumpen- und Eis- und Kältemaschinen. Im deutschen Werkzeugmaschinenbau sei eine erfreuliche Steigerung der Nachfrage eingetreten, auch sei die Ausfuhr in ständiger Steigerung begriffen. Brauereimaschinen und Maschinen für die Landwirtschaft sowie für Mühlenbauanstalten fanden vermehrten Absatz, und auch im Dampfkesselbau haben sich die Verhältnisse etwas gebessert, wenngleich der Geschäftszweig unter der zunehmenden Verwendung von Gaskraftmaschinen und elektrischer Kraftübertragung im Anschluß an Ueberlandzentralen leide; letztere wirke besonders auch auf den Absatz von Dampflokomobilen ungünstig ein. Im Kran- und Aufzugbau habe die Beschäftigung zugenommen, jedoch werde stark über das Unwesen hoher Verzugsstrafen und

über den scharfen Wettbewerb ausländischer Firmen geklagt. Der Lokomotivbau leide unter der Einschränkung der Staatsaufträge und dem Mangel an Auslandaufträgen, während der Beschäftigungsgrad der Waggonfabriken sich gehoben habe. Die Gesamterzeugung der Eisenbauwerkstätten und Brückenbauanstalten habe sich gleichfalls erhöht. Kennzeichnend für das verflossene Jahr sei die wenig günstige Lage der Verkaufspreise, die durch die statistischen Aufzeichnungen des Vereins erwiesen sei. Wenn sich auch bei den verschiedenen Maschinengruppen außerordentliche Verschiedenheiten zeigten, so bestätige sich doch im ganzen, daß die Maschinenindustrie erst erheblich später als die Rohstoff- und Halbzeugindustrie aus einer günstigen Wirtschaftslage Vorteil zu ziehen vermöge. Der Redner betonte sodann die Klagen, die in letzter Zeit über die der Maschinenindustrie von ihren großen Abnehmern aufgezwungenen Lieferbedingungen mehr und mehr laut geworden sind. Die Verhältnisse auf dem Maschinenmarkt haben sich in neuester Zeit sehr ungünstig entwickelt, worin zum Teil der Grund zu suchen ist, daß der Maschinenbau nur in so geringem Maße an den Vorteilen der besseren wirtschaftlichen Lage teilnimmt. Von den zu verurteilenden Geschäftsgebräuchen sind neben den ungünstigen langfristigen Zahlungsbedingungen in erster Linie die Gegengeschäfte zu bezeichnen, die heute bereits als unumgängliche Voraussetzung seitens der Besteller angesehen werden. Hohe Verzugsstrafen schmälern den an sich geringen Verdienst, und die Verpflichtung der Preisgabe wertvoller Erfahrungen durch Mitlieferung von Detailzeichnungen gefährdet das geistige Eigentum des Lieferers. Der Verein werde bestrebt sein, dem schrankenlosen Wettbewerb innerhalb der Maschinenindustrie entgegenzutreten, der an der starken Verbreitung der Mißbräuche mit schuld sei, er erwarte aber zugleich von Verhandlungen mit den Organisationen der Abnehmer und von der Vermittlung der zentralen wirtschaftlichen Vereinigung ein größeres gegenseitiges Verständnis und größere gegenseitige Duldung; den Ruf nach Staatshilfe müsse er als ungeeignet verwerfen. Der Maschinenbau habe bislang gehofft, daß die Abnehmer sich seinen billigen Forderungen auf die Dauer nicht verschließen werden. Die Lieferbedingungen, die diese Abnehmerkreise, veranlaßt durch den starken Wettbewerb innerhalb der deutschen Maschinenindustrie, den Maschinenbauanstalten aufzwingen, müßten als außerordentlich drückend und unbillig bezeichnet werden. Verschärft werde ihre Wirkung noch dadurch, daß die Maschinenindustrie für den Bezug ihrer Rohstoffe auf die Verkaufsvereinigungen des Bergbaues und der Eisenindustrie angewiesen sei und sich so für sie zugleich mit den Verkaufsverhältnissen auch die Einkaufsverhältnisse zu ihren Ungunsten verschöben.

Die Entwicklung des deutschen Schiffbaus 1911. Der Beschäftigungsgrad der deutschen Privatwerften war in den Jahren 1908 und 1909 nicht unerheblich gesunken; die ungünstige Lage auf dem Frachtenmarkte hatte den Reedern, mehrfache Streiks hatten den Werftbesitzern die Flügel beschnitten. Erst im Jahre 1910 zeigte sich insofern eine Aufwärtsbewegung, als die Zahl der für deutsche Rechnung im Bau befindlichen Schiffe von 1071 auf 1106 und der Raumgehalt von 561,018 auf 730,333 Registertons stieg; allerdings waren an dieser Steigerung zu einem erheblichen Teil Kriegsschiffe beteiligt, deren Raumgehalt von 104,510 auf 174,360 Registertons anwuchs. Im letzten Jahre hat sich nun, wie die auf den Angaben der ersten deutschen Schiffsklassifikations - Gesellschaft „Germanischer Lloyd" beruhende neueste statistische Nachweisung ergibt, diese Entwicklung verstärkt. Wenn auch die Zahl der im Bau befindlichen Schiffe von 1106 auf 1072 herabgegangen ist, so ist doch der Raumgehalt von 730,333 auf 1,055,199 Registertons gestiegen, und die Kriegsschiffe waren hieran nur ganz geringfügig beteiligt (181,204 gegen 174,360 Registertons). Der Raumgehalt der im Bau befindlichen Kauffahrteischiffe ist von 540,563 auf 855,679 Registertons gestiegen. Unter diesen befanden sich immer noch 548 Segelschiffe mit einem Raumgehalt von 105,152 Registertons. — Auch die Beschäftigung der deutschen Privatwerften mit Arbeiten für fremde Rechnung ist im Jahre 1911 wieder stärker geworden, indem Schiffe mit 39,269 Registertons gebaut wurden, während die Zahl 1910 auf 21,557 Registertons gesunken war. Unter den deutschen Werften standen bisher die des Ostseegebietes an der Spitze; 1910 wurden in ersterem noch Schiffe mit 109,079 Registertons Raumgehalt fertiggestellt, während auf die Werften des Nordseegebiets nur 92,065 Registertons kamen. Im letzten Jahr hat sich das Bild zugunsten der Nordseewerften verschoben: Es wurden auf den letzteren 248 Schiffe mit 210,438 Registertons Raumgehalt gegen 173 mit 142,540 Registertons auf den Ostseewerften fertig. Mit der Steigerung der Inanspruchnahme der deutschen Werften ist auch die Beschäftigung der ausländischen Werften für deutsche Rechnung wieder stärker geworden. Es waren insgesamt 217 deutsche Schiffe mit 85,878 Registertons Raumgehalt gegen 176 mit 73,099 Registertons im Vorjahre dort im Bau. Deutsche Kriegsschiffe sind seit 1898 auf ausländischen Werften überhaupt nicht mehr gebaut worden.

Die große afrikanische Eisenbahn, die einst den ganzen schwarzen Erdteil vom Mittelländischen Meer bis zum Kap der Guten Hoffnung durchqueren wird, hat jetzt wieder, wie die Tägl. Rundschau berichtet, einen bedeutsamen Fortschritt zu verzeichnen. Während von Norden her der Eisenbahnverkehr bisher bei Khartum an der Stelle des Zusammenflusses des Blauen und Weißen Nils sein Ende fand, ist er jetzt aus dem Niltal heraus ein beträchtliches Stück weiter nach Süden vorgedrungen. Die Strecke nämlich von Khartum bis El Obeid, der Hauptstadt der Landschaft Kordofan, erst im Jahre 1909 begonnen, ist jetzt vollendet und auch bereits eröffnet worden. Am Ende dieses Jahres konnte man mit der Eisenbahn erst von Khartum bis Wad-Medani am Blauen Nil, in einer Entfernung von etwa 190 Kilometer von Khartum, gelangen. Die Bahn verläuft weiter in demselben Flußtal noch bis Sennar und biegt dann fast im rechten Winkel nach Westen um. Sie überschreitet den Weißen Nil bei Kosti, und bis hierher reichte der Verkehr im vorigen Jahr. Die jetzt eröffnete Endstrecke von Kosti nach El Obeid ist 290 Kilometer lang und hat einen besonderen wirtschaftlichen Wert, da sie die reichen Gummibezirke von Kordofan erschließt, deren Ausbeutung die Hauptstadt dieser Landschaft zu einem wichtigen Marktplatz gemacht hat. Bis nun auch das Mittelstück der enormen transafrikanischen Linie vollendet sein wird, muß freilich noch eine erkleckliche Zahl von Jahren vergehen, selbst wenn ein Dampferverkehr auf den im Wege liegenden großen Seen, dem Tanganjika- und Viktoriasee, in Aussicht genommen wird. Zwischen El Obeid und dem Nordende des Viktoriasees steht die Strecke noch nicht fest.

Bank für Chile und Deutschland in Hamburg. Dem Geschäftsbericht dieser zum Konzern der Disconto-Gesellschaft stehenden Bank entnehmen wir folgendes über die Geschäftslage in Chile: Ungeachtet der verschiedenen Kapitalzuflüsse ist der Wechselkurs von $10^{15}/_{16}$ Pence auf $10^{11}/_{32}$ Pence zurückgegangen. Vorübergehend fiel er im Oktober 1911 auf politische Besorgnisse hin bis auf 9½ Pence. Von der jetzt begonnenen Getreideernte erwartet man einen günstigen, die letztjährigen Resultate übersteigenden Ertrag. Die Viehzucht hat zeitweise durch Dürre, später strichweise durch ungewöhnlich starke Niederschläge gelitten. Die Salpeterindustrie konnte sich bei abermaliger erheblicher Zunahme des Weltkonsums im Jahre 1911 weiter kräftigen und befindet sich zurzeit in guter Lage, nur besteht im nördlichen Chile ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften. Der Salpeterexport stellte sich auf 50,8 Millionen spanische Zentner in 1910 und 53,2 Mill. Zentner in 1911. Der Durchschnittspreis war 6 Schilling 11 Pence per spanischen Zentner fob. in 1910 und 7 Schilling 4¼ Pence in 1911. Der Kupferexport hat auch im Jahre 1911 keine Fortschritte zu verzeichnen. Der Gesamtexportüberschuß des Landes betrug 1909 44,3 Millionen Dollar, 1910 31,3 Millionen Dollar; dagegen ergab sich 1911 ein Importüberschuß von 9 Millionen Dollar.

Export nach Amerika. Die Ausfuhr aus dem amerikanischen Generalkonsulat Hamburg nach den Vereinigten Staaten und deren Besitzungen repräsentierte im ersten Quartal 1912 einen Wert von 8,795,444 Dollar gegen 7,073,455 Dollar im ersten Quartal 1911 und 7,587,462 Dollar im ersten Quartal 1910. Das ansehnliche Plus gegenüber dem Vorjahre entfällt in der Hauptsache auf die Ausfuhr von Rohprodukten, deren Export nach den Vereinigten Staaten im ersten Quartal 1912 von 2,816,278 Dollar auf 4,231,224 Dollar stieg; dagegen wurden an Fertigerzeugnissen dem Werte nach weniger versandt als im Januar bis März 1911, nämlich nur für 2,240,710 Dollar gegen 2,471,234 Dollar.

Neuzeitige Fördermittel in Bergbaubetrieben.

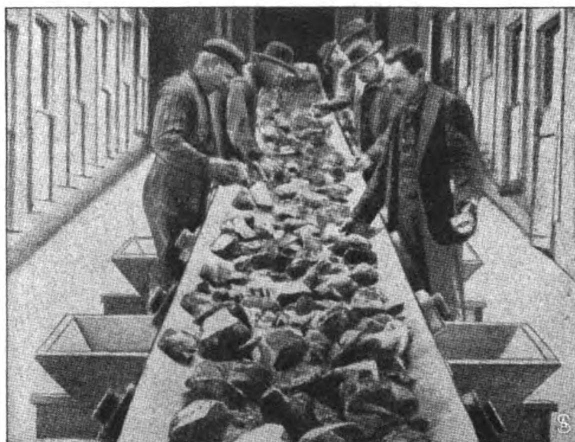
Von M. Buhle, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden.

Sowohl beim Nahtransport als auch bei der Beförderung über große Strecken, d. h. im Fernverkehr, haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten, insbesondere auch in bergbaulichen und verwandten Betrieben technische Neuerungen eingeführt, die vornehmlich in wirtschaftlicher, aber auch in hygienischer und sozialer Hinsicht ganz bedeutende Fortschritte zur Folge gehabt haben.

Von diesen Errungenschaften seien nachstehend von der ersten Gruppe die sogenannten „Gurtförderer", von den Ferntransportmitteln die „selbstentleerenden" Eisenbahnwagen oder „Schnellentlader" besprochen.

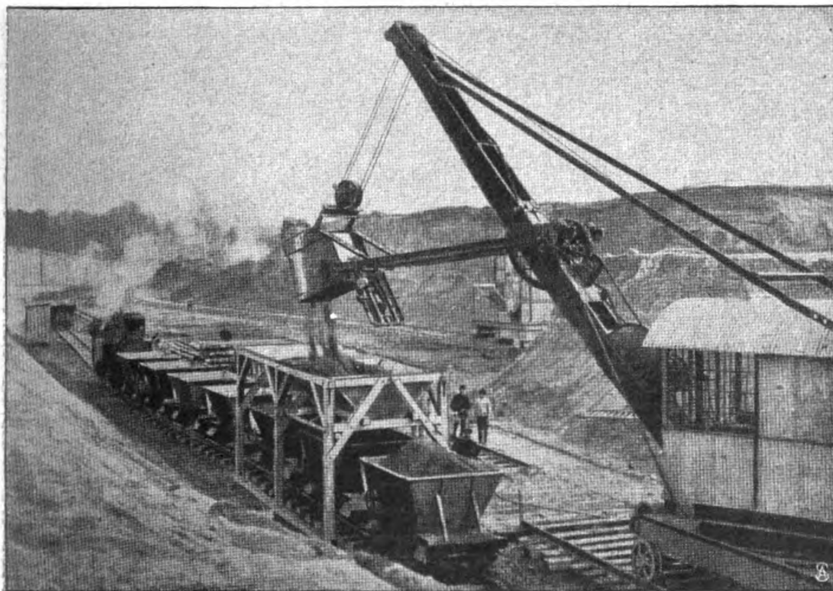
Nach Mitteilungen der Muth-Schmidt-G. m. b. H. in Berlin-Lichtenberg ist es erwiesen, daß schon die alten Ägypter sich der Gurte für die Beförderung von Ziegelplatten bedient haben. Ein zusammengenähtes Tuch führte über zwei Trommeln, von denen die eine mittels Handkurbeln von Sklaven in Drehung versetzt wurde, so daß sich das Tuch stetig bewegen mußte. Auf dieses Tuch wurden die zu befördernden Ziegelplatten gelegt. Damit das Tuch eine Zwischenunterstützung fand, schleifte es über eine flache Tischplatte hinweg. Erst Tausende von Jahren später ersetzte man diese Unterstützung des Tuches oder des Bandes durch flache Tragrollen zur Beförderung von Korn in Mühlenanlagen und Getreidespeichern, und erst dem Begründer der Robius Conveying Belt Co. in New York war es vorbehalten, am Ende des letzten Jahrhunderts mit Edisonschem Gelde die Ausbildung der Mulden-Gurtförderer für Schwergut bei der Anreicherung von örtlich armen Erzen in New Jersey zur Herstellung von Erzbriketten durchzuführen. Durch die Anfertigung eines entsprechend gebauten dauerhaften Gummigurtes ist man gegenwärtig in der Lage, Güter von 150 Kilogramm (!) Stückgewicht selbst bei großer Schärfe des Stoffes mit Erfolg durch derartige Gurte zu befördern.

Die Gurte werden unter einem Druck von 250 Atmosphären gepreßt und auseinandergezogen, um späteres Dehnen zu verhüten. Für weichere Fördermassen (Braunkohle, feines Salz und dergleichen) haben sich Bänder mit dünnerer Gummihülle als ausreichend erwiesen.



Lesegurt in einer Erzmine.

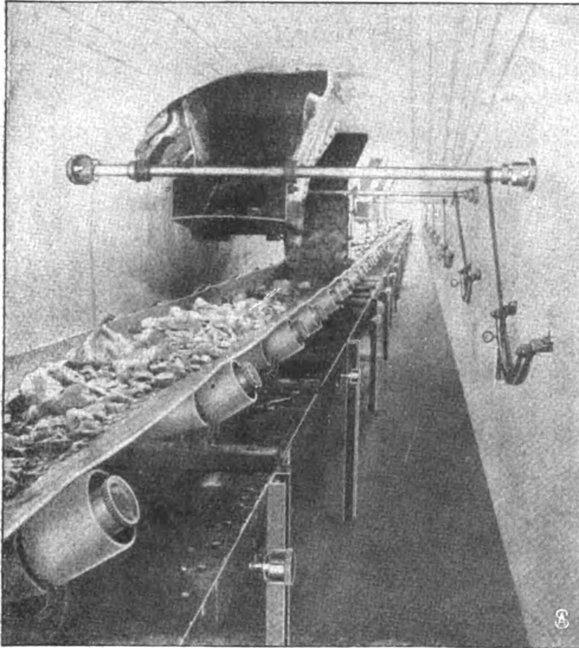
Großartige Bandtransportanlagen sind in letzter Zeit für die mannigfaltigsten Zwecke ausgeführt; unter anderen werden Gurtförderer beispielsweise auch bei der Goldgewinnung gebraucht. Nicht allein, daß die goldhaltigen, entsprechend zerkleinerten Rohstoffe sich für die Bandförderung gut eignen, auch die Abgänge werden auf Gurtförderern, die unter 23 Grad ansteigen, über hohe Türme auf die Halden gestürzt. Der in obiger Abbildung veranschaulichte Lesegurt vermag bei $1\frac{1}{4}$ Meter Breite und nur 6 bis 18 Meter minutlicher Geschwindigkeit Leistungen von 25 000 bis 100 000 Kilogramm Erz in der Stunde zu bewältigen. Sehr bemerkenswert ist auch die vor etwa Jahresfrist in Betrteb genommene Anlage, welche in den Abbildungen auf Seite 10 wiedergegeben ist. Der Gurtförderer besitzt eine Länge von 140 Meter und empfängt sein Fördergut von Drehrutschen, die an den Ausläufen eines in den Erzberg gehauenen Vorratsbehälters angebracht sind.



Beladung durch Schaufelbagger der Carlshütte in Altwasser O.-S.

Auch zur Beförderung von Säcken, Kisten, Ballen, Koffern (Bahnhöfe), Menschen (Steigebänder, in Ausstellungen, Warenhäusern, Untergrund- und Hochbahn-Haltestellen) usw. werden Gurte in stetig zunehmender Anzahl benutzt. Für sie gilt, was in

gleichem Maße und mit derselben Berechtigung von den Eisenbahn-Selbstentladern gesagt werden kann und muß: ihre Vorteile könnten noch besser ausgenutzt werden, als es bisher geschieht; sie verdienen größte Beachtung, da sie berufen erscheinen zur Abstellung von Uebelständen, die leider immer noch



Robins-Gurt
unter einem in den Erzberg eingehauenen Vorratsbunker.

wiederkehren, z. B. auf den Bahnhöfen zur Reisezeit bei der Gepäckbeförderung, im Weihnachtsverkehr usw. bzw. im Herbst in den Kohlenbezirken als „Wagenmangel" usf. Aber die Einsicht der Bahnverwaltungen wächst auch hier ständig, und die Zahl der Schnellentleerer auf den deutschen Bahnen nimmt ständig zu, wenn vielleicht auch nicht in dem Maße wie z. B. in den Vereinigten Staaten Nordamerikas oder in dem Maße, wie manche industriellen Betriebe es wünschen möchten.

Bekanntlich werden die Selbstentlader mit großem Vorteil verwendet zur Beförderung von Schuttstoffen, wie Steinkohlen, Braunkohlen, Briketten, Koks, Erzen, Steinen, Schlacken, Schotter, Kies, Sand sowie landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie Rüben, Kartoffeln und dergleichen. Sie bieten dabei den Vorteil großer Ersparnis an Zeit und Arbeitskräften insofern, als selbst die größten Wagen bis zu 50,000 Kilogramm Ladegewicht von nur einem Mann in wenigen Sekunden entladen werden können. Bei Verwendung mechanischer Kraft, wie zum Beispiel Druckluft, tritt dieser Vorteil noch schärfer hervor, da es auf diese Weise möglich ist, auch ganze Züge von der Lokomotive aus zu entleeren.

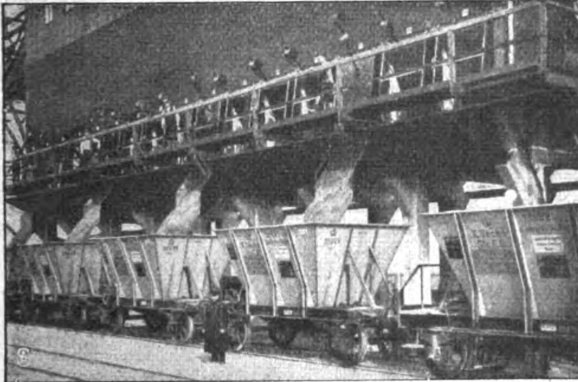
Nach dem Verwendungszweck lassen sich die Selbstentlader in Seitenentleerer und Bodenentleerer einteilen. Die ersteren entladen zur Seite des Gleises; sie kommen in Frage bei der Entladung von Rampen aus beziehungsweise beim Aufschütten seitlicher Haufen oder zum Beschottern einer Gleisstrecke vom fahrenden Zuge aus; die Bodenentleerer entladen zwischen den Schienen entweder in Behälter, die unter dem Gleis liegen, oder von besonderen Gerüsten (Hochbahnen) aus. Für Sonderfälle, in denen sowohl Entladung nach der Seite als auch zwischen den Schienen in Betracht kommt, werden auch vereinigte



Robins-Gurtförderer.
Erbaut von der Maschinenfabrik Muth-Schmidt G. m. b. H., Berlin-Lichtenberg.

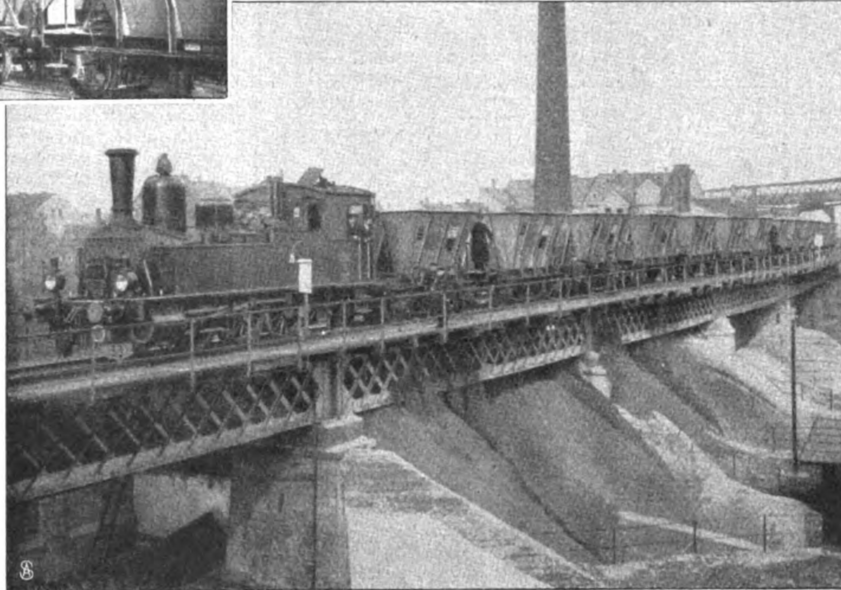
Seiten- und Bodenentleerer gebaut. Auch Verwandlungswagen gibt es, die z. B. für die Hinfahrt von Schuttgut als Selbstentlader eingerichtet sind und für die Rückfahrt Stückgut laden können wie gewöhnliche Güterwagen.

Namentlich für Spülversatzanlagen sind die Selbstentlader auch in Deutschland sehr beliebt. Unter Spülversatz wird verstanden das Einbringen von Versatzstoffen mittels Wassers zum Ausfüllen abgebauter unterirdischer Räume zur Abstellung von Bergschäden und der Bruchgefahr. Eine solche vor



Beladung regelspuriger Bodenentleerer
der Orenstein & Koppel A. G. in Berlin.

von mir durch die überaus sinnreiche Ausnutzung des Fließvermögens auch des „trocken-flüssigen" Gutes infolge hoher Lage ganz außerordentlich wirtschaftlich und arbeitet — dank dieser trefflichen Maßnahmen der Generaldirektion der Kgl. Sächsischen Staatsbahnen — technisch einwandfrei. In diese Sandberge wird nun ein hochgespannter Wasserstrahl hineingespritzt und der dickflüssige Brei fällt dann 500 Meter tief und mehr in den Schacht und wird hier



Schnellentladung von Sand zum Spülversatz in Zwickau.
Die Brücke dient auch dem durchgehenden Eisenbahnverkehr.

einigen Jahren von Herrn Bergdirektor Jobst in Zwickau unter Hinzuziehung des Verfassers geschaffene Anlage zeigt uns die nebenstehende Abbildung. Der Sand wird durch einen großen Schaufelbagger abgegraben und mit Lokomotivzügen in schmalspurigen Selbstentladerwagen, aus denen nach Öffnung von Klappen der Sand einfach unten ausfließt, zur Beladestation der stündlich 160,000 Kilogramm fördernden Drahtseilbahn gebracht. Ein Eimerbagger füllt die Seilbahnwagen, die zum größten Teil auf der letzten Entladestation in einen großen Verladesilo auskippen, aus dem der Sand in vollspurige Schnellentlader der Staatsbahn abgezapft wird, die nach den Zwickauer Schächten auf eine über der Einspülstelle des Bergwerkes befindliche Brücke fahren. Da letztere dem durchgehenden Eisenbahnverkehr dient, auf der diese Züge nur wenige Minuten halten dürfen, so mußten eben Selbstentlader gewählt werden, die einzig und allein eine so schnelle Entladung durch wenige Leute möglich machen. Der Betrieb ist

durch kostspielige Rohrleitungen nach den zu versetzenden Stellen geführt. Für viele Jahre ist durch diese Anlage die Kohlenförderung gesichert, die sich auf zahlreiche Millionen beziffert und dabei die Sicherheit der Erddecke beziehungsweise der Bewohner von Zwickau und seiner Umgebung peinlich berücksichtigt.

Ohne Selbstentlader wäre diese schwierige Aufgabe nicht in so einfacher und wirtschaftlicher Weise zu lösen gewesen.

Die Ausnutzung der Torfmoore zur Krafterzeugung.

Von C. Heinz, Görlitz.

Zur Krafterzeugung waren wir bisher fast ausschließlich auf die Kohle angewiesen. Die Windkraft wurde wohl von jeher schon ausgenutzt, eine besondere Bedeutung hat sie jedoch nie erlangt, wogegen die Ausnutzung der Wasserkraft mehr oder weniger an Ort und Stelle gebunden ist. Einen Fortschritt bedeutet in dieser Beziehung erst die Ausnutzung weiterer Sammler von Sonnenwärme.

Als erster kam der Torf in Betracht. Torflager sind fast über die ganze Erde verbreitet. Ihre Ausdehnung ist eine ganz gewaltige. Das Königreich Preußen hat beispielsweise eine Moorfläche, die so groß ist wie das Königreich Württemberg. Die größten Moore liegen jedoch, soweit Europa in Betracht kommt, in Rußland, Schweden, Norwegen und England. In den übrigen Erdteilen hat man seither dem Torf so wenig Interesse entgegengebracht, daß man an eine Feststellung der Ausdehnung der Torfmoore noch gar nicht gedacht hat. Sicher ist aber, daß auch in diesen ganz gewaltige Energievorräte in den Torfmooren aufgespeichert sind. Eine ganz besondere Bedeutung gewinnt diese Tatsache für die Länder, die über keine Kohle verfügen.

Der Ausnutzung des Torfs stand seither der hohe Wassergehalt, mit dem derselbe im Moor behaftet ist, im Wege. Die gewöhnlichen Feuerungsanlagen bedingen eine Austrocknung des Torfs bis auf 15 Prozent Wasser. Große Quantitäten solchen Torfs sind aber schwer zu beschaffen. Die indirekte Verwandlung der Torfenergie in Kraft, durch Verfeuerung unter Dampfkessel, hat daher auch keine große Bedeutung erlangt. Vollkommen anders gestalteten sich aber die Verhältnisse, als zur Vergasung des Torfs geschritten wurde, die gegen den Wassergehalt des Torfs wesentlich unempfindlicher ist. Daß in Gaskraftanlagen die

Wärmeenergie der Brennstoffe günstiger ausgenutzt wird als in Dampfkraftanlagen, war längst bekannt. Leider eignen sich aber nicht alle Brennstoffe zur Vergasung. Diejenigen, die geeignet waren, stiegen daher bald außerordentlich im Preise, so daß die rationellere Ausnutzung der Wärmeenergie in der Gaskraftanlage wieder hinfällig wurde. Im Torf steht aber den Gaskraftanlagen ein Brennstoff zur Verfügung, welcher billiger und zur Vergasung besser geeignet ist als alle andern, wodurch für diese eine ganz andere Verbreitung zu erwarten ist.

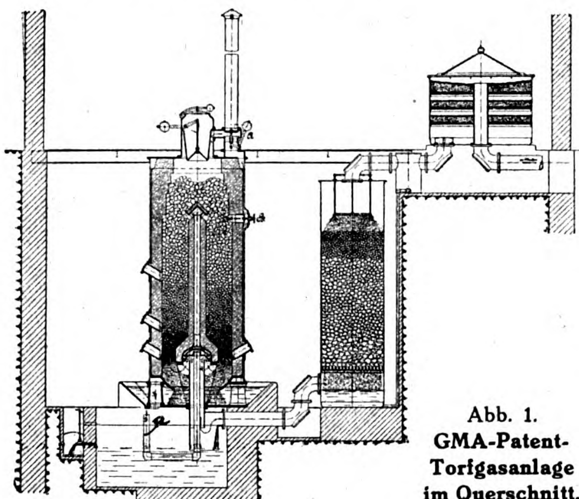


Abb. 1. **GMA-Patent-Torfgasanlage im Querschnitt.**

Nach Dr. Wielandt stellen sich die Gewinnungskosten pro Tonne lufttrockenen Torfes wie folgt:

Arbeitslöhne	pro Tonne Torf	0,26 M.
Kraftbetrieb	pro Tonne Torf	0,24 M.
Torftrocknung	pro Tonne Torf	0,70 M.
Materialien u. Reparatur	pro Tonne Torf	0,20 M.
Aufsicht	pro Tonne Torf	0,20 M.
Transport	pro Tonne Torf	0,40 M.
Abschreibungen	pro Tonne Torf	0,50 M.
Kosten pro Tonne lufttrockenen Torfes:		2,50 M.

Hinzu kommt unter Umständen noch die Belastung durch Ankauf des Moores. Zu beachten ist jedoch, daß durch das Abtorfen der Kultur neues Gelände erschlossen wird. Dort, wo Torfmoore technisch ausgenutzt werden sollen, ist ja Bedingung, daß Kraftabnehmer, also Gewerbe und Industrie, vorhanden sein oder angesiedelt werden müssen. Sobald diese aber am Platze sind, findet das abgetorfte Gelände von selbst seine Verwertung.

Hindernd im Wege standen der Torfvergasung einmal die im Torf enthaltenen Teerbildner, dann aber auch der hohe Wassergehalt des Torfs im Moor, der sich zuweilen bis zu 90 Prozent ergibt.

Diesen beiden Uebelständen bin ich durch die in Abb. 1 dargestellte Konstruktion des Patentgenerators der Görlitzer Maschinenbau-Anstalt und Eisengießerei, in dem auch Holz, Holzabfälle, Maiskolben, Abfälle von Zuckerrohr und Gummibäumen und dergleichen vergast werden können, begegnet. In diesem erfolgt nicht die Vergasung oder Verbrennung des Brennstoffs von unten nach oben, wie sonst in einem gewöhnlichen Ofen, sondern sie ist von oben nach unten gerichtet. Bei unseren normalen Öfen steht der Raum unter dem Rost mit der Atmosphäre in Verbindung, außerdem mündet der Schornstein, an den der Ofen angeschlossen ist, oben ebenfalls in die Atmosphäre. Da die Atmosphäre oben an der Schornsteinmündung dünner und leichter ist als in Höhe des Ofenrostes, entsteht der Schornsteinzug, der normal die Verbrennung von unten nach oben bewirkt.

Beim Vergasungsschacht des vorliegenden Torfgenerators hat während des Betriebes die atmosphärische Luft nur oben freien Zutritt. Unten steht der Vergasungsschacht mit der Gasmaschine in Verbindung. Sobald nun unten Gas abgesaugt wird, tritt oben Luft ein. Dieselbe ist dann gezwungen, von oben nach unten durch den Brennstoff hindurchzugehen und wird auf diesem Wege in bekannter Weise in Gas verwandelt.

Der Zweck der umgekehrten Verbrennung ist folgender: Oben wird das frische Brennmaterial, im vorliegenden Falle Torf, in den Vergasungsschacht eingefüllt. Die Teerbildner entweichen nun schon bei einer verhältnismäßig niedrigen Temperatur aus dem Torf. Würde das Gas nun auch oben abgeführt, so würden die teerigen Schwelgase die Gasreinigung und, da in dieser auch keine ausreichende Reinigung möglich ist, die Maschine derart verschmelzen, daß es in kurzer Zeit zu einer Betriebsstörung kommen müßte. Dadurch aber, daß das Gas unten aus dem Generatorschacht entnommen wird, sind die teerhaltigen Schwelgase gezwungen, nach unten durch den entgasten, glühenden Torfkoks zu gehen, auf welchem Wege sie in wirkliche, für den Maschinenbetrieb brauchbare Gase zersetzt werden.

Dem Wassergehalt kann nur durch Wärme begegnet werden. Bei dem Vergasungsprozeß wird nun bei der Verwandlung des Kohlenstoffs in Kohlenoxyd Wärme frei. Diese steht zur Nutzbarmachung, indem Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt wird, zur Verfügung. Eine andere Wärmequelle gibt es bei dem Generatorprozeß nicht; es ist daher darauf zu achten, daß die frei gewordene Wärme nicht verloren geht, sondern tatsächlich zur Zersetzung von Wasser zur Verfügung bleibt. Verloren gehen kann sie durch Ausstrahlung des Generators; dann verläßt das Gas auch den Generator mit einer verhältnismäßig hohen Temperatur, die bei Maschinenbetrieb demselben durch Kühlung entzogen werden muß. Bei dem vorliegenden Generator verwende ich nun die Verbrennungsluft als Kühlmittel. Dieselbe wird einmal schon aus dem unteren Kanal entnommen, in den die Gasleitungen verlegt sind. Ein Teil derselben wird dann in Rohr „a" durch den Wasserabschluß hindurch innerhalb des Gasabzugrohres hochgeführt. Die Luft bestreicht dann noch das Innere der über dem Gasabzug angeordneten Haube und tritt hocherhitzt oben in den Vergasungsschacht ein. Hierdurch wird einmal das Gas und die gußeiserne Haube gekühlt, die Wärme wird aber auf die Verbrennungsluft übertragen und so dem Generatorprozeß wieder zugeführt.

Der Generator besteht ferner aus zwei übereinandergesteckten Mänteln. Ein Teil der Verbrennungsluft tritt durch die Generatorfüße in den Doppelmantel, steigt in diesem hoch und tritt oben durch Ventil A in den Vergasungsschacht. Der Generator ist daher auf seinem ganzen Umfange von einem Luftfutter umgeben. Die sonst durch Ausstrahlung verloren gehende Wärme wird auf

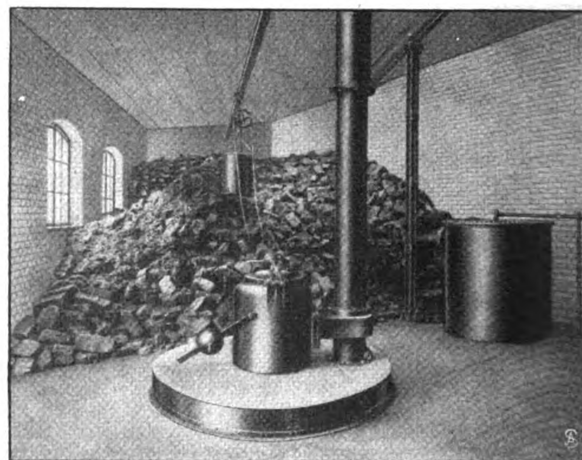


Abb. 2. **GMA-Patent-Torfgas-Kraftanlage** von 300 PS.

diese Weise ebenfalls auf die Luft im Doppelmantel übertragen und mit ihr dem Generatorprozeß wieder zugeführt.

Da aber die zur Verfügung stehende Wärme begrenzt ist, so ist selbstverständlich auch die zu zersetzende Wassermenge begrenzt.

Enthält der Torf mehr Wasser, als Wärme zur Zersetzung zur Verfügung steht, so würde der Generator durch das Hindurchgleiten des überschüssigen Wasserdampfes

durch die glühenden Schichten zum Erkalten kommen. Der überschüssige Wasserdampf muß daher aus dem Generatorprozeß ausgeschieden werden. Dies geschieht bei dem vorliegenden Generator auf folgende Weise: Ist zu viel Wasser im Torf enthalten, so schaltet der Heizer Ventil A um, so daß es nach unten abschließt und der obere Teil des Vergasungsschachtes mit dem Schornstein in Verbindung kommt. Außerdem werden die Ventile B geöffnet, so daß die im Doppelmantel vorgewärmte Luft durch diese in den Vergasungsschacht eintreten kann. In Höhe dieser Ventile entsteht jetzt durch das Saugen der Maschine eine nach unten gehende und durch den natürlichen Schornsteinzug eine nach oben gehende Verbrennung. Der aus dem oberen Brennstoff austretende Wasserdampf kann mit dem sich durch die nach oben gehende Verbrennung bildenden Rauch durch den Schornstein ins Freie entweichen, er wird also aus dem Generatorprozeß ausgeschieden. Der Schornsteinzug ist dabei vollständig regulierbar.

Die Bedienung der Generatoren ist äußerst bequem und einfach, was schon aus den Abbildungen 2 und 3 ersichtlich

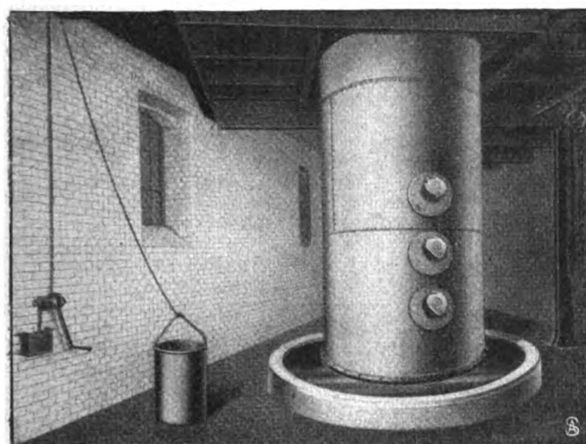


Abb. 3. **Im Kellerraum aufgestellter GMA-Patent-Torfgaserzeuger.**

ist. Da die Asche in den Wasserabschluß fällt, kann das Ascheziehen während des Betriebes ohne jede Staubentwicklung erfolgen.

Über die Wirtschaftlichkeit der Anlagen geben die nachfolgenden Versuchsergebnisse Aufschluß. Der erste Versuch wurde vom Dampfkessel-Revisionsverein an einer Anlage in der Zentrale der Erbauerin in Görlitz durchgeführt, und die beiden andern sind von Professor Dr.-Ing. Baer, Vorstand des Maschinenlaboratoriums der Königl. Technischen Hochschule Breslau, an der Anlage, die voriges Jahr von derselben Firma auf der Ostdeutschen Ausstellung in Posen ausgestellt war, durchgeführt.

Versuch		I	II	III
Datum		14. 7. 10	19. 7. 11	20. 7. 11
Versuchsdauer	Std.	8	8,3	8,3
Elektrische Leistung am Schaltbrett gemessen	KW	109,2	166,2	88,10
Effektive Leistung der Gasmaschine	PS	182,8	260	146
Gesamter Torfverbrauch	kg	1696	2074,45	1736,54
Torfverbrauch p. Stunde	kg	212	258	212,3
Torfverbrauch p. KW-Std.	kg	1,94	1,55	2,41
Torfverbrauch p. PS-Std.	kg	1,16	0,99	1,45

Bei dem Versuch II handelte es sich auch noch nicht um Vollbelastung. Bei dieser ist also unter allen Umständen die effektive Pferdekraftstunde mit 1 kg Torf zu erzeugen. Bei Versuch I betrug der Wassergehalt des Torfs 46 Prozent. Die Brennstoffkosten betragen nach der vorstehenden Aufstellung nur ¼ Pfennig pro effektive Pferdekraftstunde. Aus den Versuchsergebnissen geht weiter hervor, daß die Torfgaskraftanlage aus einem Kilogramm Torf so viel Kraft erzeugt, wie in einer Dampfanlage aus 1 kg Steinkohle gewonnen wird. Der Ausnutzungswert der beiden Brennstoffe wäre also in bezug auf Krafterzeugung gleich, und die Auffassung, der Torf ertrüge gegenüber der Kohle keinerlei Transportkosten, ist falsch. Die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Torfgaskraftanlage ist damit erwiesen. Dieselbe eröffnet für Gewerbe und Industrie ganz neue Perspektiven. Besonders wichtig ist dies für die Länder, denen die modernen Verkehrs- bzw. Transporteinrichtungen noch fehlen. Aber auch die Beschaffung von Verkehrseinrichtungen, besonders elektrischen Bahnen, wird durch die Torfgaskraftanlagen erleichtert. Ferner kann sich die Landbevölkerung, die bisher von der Verwendung der Naturkräfte mehr oder weniger ausgeschlossen war, dieselben jetzt mit verhältnismäßig geringen Mitteln dienstbar machen.

Die Ausnutzung der Torfmoore ist daher zurzeit eine der wichtigsten Kulturfragen. Die technische Möglichkeit wie auch ihre Wirtschaftlichkeit ist erwiesen. Es liegt daher jetzt an der Allgemeinheit, sich die Erfolge der Technik nutzbar zu machen.

Koloniales.

Eine Handelskammer für Deutsch-Ostafrika. Die Frage der Errichtung einer Handelskammer für Deutsch-Ostafrika wurde bekanntlich während der Verhandlungen des Reichstags im vorigen Jahre von mehreren Seiten aufgeworfen und durch den damaligen Staatssekretär v. Lindequist vorläufig dahin beantwortet, daß er dem Plane systematisch gegenüberstehe. Nachdem seither nichts Wesentliches in der Sache geschehen war, ist die Frage neuerdings wieder in Fluß gekommen, indem das Gouvernement an alle selbständigen Kaufleute ein Rundschreiben mit der Anfrage hat ergehen lassen, wie man sich zu der Einrichtung der Handelskammer stelle. Wie nicht anders zu erwarten war, sind die Meinungen über alle Für und Wider natürlich sehr geteilt; während ein Teil der Interessenten sich von der Tätigkeit einer Handelskammer manche Vorteile verspricht, halten andere wieder dafür, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse noch zu wenig entwickelt seien, als daß eine Handelskammer eine nutzbringende Wirksamkeit entfalten könne. Im Grunde genommen liegen die Widerstände gegen die gegenwärtige Gestalt des von der Schutzgebietregierung aufgestellten Projektes wie in so vielen andern Dingen wieder einmal in — gänzlich unberechtigten — rassenpolitischen Gefühlen, nämlich in der Abneigung dagegen, die indischen Firmen an der Handelskammer teilnehmen zu lassen. Ein derartiger Gedanke müsse, so wird argumentiert, insbesondere so lange als ganz indiskutabel erscheinen, als nicht die indischen Kaufleute ebenso wie die deutschen zu einer ordnungsmäßigen Buchführung im Sinne des deutschen Handelsrechts verpflichtet seien. Wir haben bereits früher einmal (bei der Besprechung der Inderfrage) darauf hingewiesen, daß die Behauptung, die indischen Kaufleute besäßen keine gehörige Buchführung, absolut irreführend ist. Es ist vielmehr ganz sicher, daß diejenigen Inder, die bei Anwendung des deutschen Rechts zur Führung von Büchern verpflichtet wären, heute schon ohne diesen Zwang eine absolut einwandfreie Buchführung besitzen. Sie unterscheidet sich von derjenigen der europäischen Kaufleute nur dadurch, daß sie vorwiegend in der Hindustani- oder der Gujeratisprache gehalten ist. Gewiß ist eine derartige Buchführung nicht für jedermann lesbar, sie wäre aber auch in Deutschland unstreitig zulässig, da man dem Gujerati oder dem Hindustani die Eigenschaften der lebenden Sprachen nicht gut wird absprechen können. Übrigens ist auch in Deutsch-Ostafrika noch niemand eingefallen, die in der Heimatsprache erfolgende Buchführung der griechischen Kaufleute lediglich unter dem linguistischen Gesichtspunkte zu bemängeln. Was den Einwand anlangt, daß die derzeitige Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse eine umfassende Tätigkeit der Handelskammer kaum zulassen werde, so ist ihm entgegenzuhalten, daß die Handelskammer naturgemäß die Gesamtinteressen der Handels- und Gewerbetreibenden der ganzen Kolonie, des Plantagenbaues und des, wenn auch noch in den Anfangsstadien der Entwicklung stehenden, Bergbaues wahrnehmen müßte. Bei jeder Gelegenheit wird sonst über die geringen Möglichkeiten der Beteiligung der Bevölkerung an der Verwaltung, über den dominierenden Einfluß der Konzerne der Großfirmen geklagt.

Da scheint es uns keineswegs am Platz zu sein, jetzt grade in der Frage der Einrichtung einer Handelskammer negierend zur Seite zu stehen.

Ein Paradies im deutschen Kongo. Unser neues vielgeschmähtes Kongogebiet besitzt eine Reihe von Ansiedlungen, deren Verlust den Franzosen sehr schmerzlich ist, und die erste Stelle nimmt unter ihnen der Posten Nola ein, der ein wirkliches paradiesisches Stück Erde darstellt. Einen Hymnus auf diesen schönsten Fleck des Kongogebietes und zugleich ein Klagelied über seinen Verlust stimmt ein langjähriger Ansiedler in einem Briefe an, den er an die französische Zeitschrift Illustration richtet. Wir entnehmen demselben folgende Ausführungen: Hat man die Bukudjo-Dörfer passiert, so erblickt man zur Rechten den fast 200 Meter breiten majestätischen Ekela-Fluß, den eine Insel in zwei Arme teilt und zur Linken den Kadeï mit seinen mächtigen schlammigen Fluten. Zwischen diesen beiden großen Wasserstraßen taucht nun, eingebettet in die dunkle Zier der Wälder, Nola auf mit seinen rechteckigen oder kegelförmigen Hütten und den imposanten portugiesischen und holländischen Faktoreien, die sich am Waldrand hindehnen. Dank der Kulturarbeit verschiedener Beamten und ihrer tapferen Frauen ist dieser kleine Winkel inmitten dieses prächtigen Landschaftsbildes zu einem lachenden Garten gemacht worden. Rings um die Häuschen der Beamten der französischen Verwaltung dehnen sich entzückende Blumenparterres; man züchtet hier alle die lieblichen Blumen, die ein wenig an das so ferne Heimatland erinnern: Rosen, Dahlien, Veilchen, Chrysanthemen vereinen sich zu einer Farbenpracht ohnegleichen, während Hyazinthen und Tuberosen die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllen. Von dem Mittelpunkt der Ansiedlung, einem schöngepflegten Rondell aus, ziehen sich Alleen von Palmen-, Feigen- und Lorbeerbäumen, die sorgsam mit rötlichem Kies bedeckt sind, und dann führt der Weg, von einer dichten Aloehecke umzäunt, an zahlreichen Mandarinenbäumen vorbei zur portugiesischen Faktorei. Welch entzückendes Schauspiel, wenn die feinen Kolibris am Morgen den Tau aus den Blüten dieses weiten Gartens trinken! Orangen-, Mandarinen-, Zitronenbäume, Gujavabäume, Melonenbäume, Wurzel- und Avogadobäume und noch viele andere, die köstliche Früchte tragen, bilden die anmutigen Haine dieses Gartens, und ihre Früchte schmecken nicht nur den Europäern, sondern sie sind auch ein Leckerbissen der Eingeborenen, die sich rasch mit diesen Früchten der Kultur befreundet haben. Eine Ananas- und eine ausgedehnte Bananenpflanzung sind den Gemüsegärten benachbart, in denen man mit einiger Mühe auch manche akklimatisierten europäischen Gemüse zieht. So vortrefflich aufgenommen in den geräumigen Häusern, die aus an Ort und Stelle fabrizierten Ziegelsteinen gebaut und mit einem dichten Strohdach bedeckt sind, inmitten dieser üppigen Vegetation bewahren die durchreisenden Europäer eine entzückende Erinnerung an Nola und tragen zu seinem im ganzen Kongogebiet verbreiteten Ruhme bei.

Errichtung einer Funkenstation in Kamerun. Anfang März ist in Duala (Kamerun) eine Funkentelegraphenstation (Küstenstation) für den allgemeinen öffentlichen Verkehr mit Schiffen in See eröffnet worden; sie hält von 9 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 6 Uhr nachmittags Dienst ab. Das Anrufzeichen ist „K D U". Die Normalwelle hat eine Länge von 600 m. Die Küstengebühr beträgt 30 Pfg. für das Wort, mindestens 3 M. für das Telegramm. Die Reichweite erstreckt sich vorbehaltlich näherer Feststellungen auf etwa 1100 km.

Aus der Tageschronik.

Berlin. Zum Gouverneur von Togo ist endgültig Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika der Direktor im Reichskolonialamt Dr. Schnee ernannt; als dessen Nachfolger ist der bisherige Gouverneur von Kamerun Dr. Gleim bestimmt worden.

— Am 19. April, seinem 75. Geburtstage, verstarb der bekannte Parlamentarier Graf Douglas.

— Sein 60jähriges Berufsjubiläum feierte Herr Kommerzienrat Max Krause, der Begründer der Weltfirma Max Krause, Papierausstattung, in Berlin. Aus diesem Grunde wurde eine Alters- und Invalidenkasse den schon bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen der Firma hinzugefügt.

— Frau Marie v. Bülow, die Witwe Hans v. Bülows, hat, wie berichtet, den größten Teil des musikalischen Nachlasses ihres Gatten der Musikabteilung der Königl. Bibliothek als Geschenk überwiesen.

— Geheimer Kommerzienrat Karl Funke ist am 15. April in Bad Ems an den Folgen einer Operation gestorben.

Bremen. Dem Königlich Belgischen Generalkonsul in Bremen I. van der Heyde ist namens des Reichs das Exequatur erteilt worden.

Breslau. Der Herzog von Ratibor, der Vorsitzende des Ehrenausschusses für die Ausstellung zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege, hatte vor kurzem Gelegenheit, dem Kaiser über die Fortschritte dieses großen vaterländischen Unternehmens der Stadt Breslau Bericht zu erstatten. Der Kaiser interessierte sich lebhaft für die Ausstellung, versprach, ihr aus seinem Besitze Gegenstände zur Verfügung zu stellen, und ermächtigte den Herzog, an den zuständigen Stellen zu erklären, daß er eine reiche Beschickung der Ausstellung wünsche.

Halle a. S. Der Saale-Zeitung zufolge hat das Königreich Schweden in Halle ein Wahlkonsulat errichtet, das die Regierungsbezirke Merseburg und Erfurt sowie die thüringischen Staaten umfaßt. Das Konsulat ist dem zweiten Sohne des Geheimen Kommerzienrats Dr. Heinrich Lehmann, Herrn Dr. jur. Hans Lehmann, Mitinhaber der Firma H. F. Lehmann, übertragen worden.

Kiel. Als erster der von der argentinischen Regierung in Deutschland, England und Frankreich bestellten zwölf Torpedobootszerstörer hat heute „Catamarca", eines der auf der Kruppschen Germaniawerft gebauten Boote, nach glatt verlaufener Uebergabe und Probefahrt, bei der eine Höchstgeschwindigkeit von 36 Knoten bei starker Dünung und Windstärke 4 bis 5 erreicht wurde, die Kriegsflagge der Republik gehißt. Das Schwesterschiff „Jujuy" wird am Montag in Dienst gestellt werden.

— Der Bürgermeister Lindemann-Kiel wurde zum Oberbürgermeister von Kiel gewählt. Die Oberbürgermeister Pohlmann-Kattowitz und Jockusch-Lüdenscheid blieben in der Minderheit.

Leipzig. Das älteste Gymnasium Deutschlands, die Thomasschule in Leipzig, begeht im Herbst dieses Jahres die Feier seines 700jährigen Bestehens, zu der alle noch lebenden ehemaligen Schüler eingeladen werden. Die Schule ist besonders berühmt geworden durch Johann Sebastian Bach, der hier lange Jahre als Kantor gewirkt hat und den Schülerchor leitete. Noch heute besteht bekanntlich dieser Thomanerchor, der, aus den Internatschülern des Thomasstifts zusammengestellt, wie zu Lebzeiten Bachs jeden Sonnabend die berühmte „Motette" in der Thomaskirche und Sonntags die in den Gottesdienst eingelegte Kirchenmusik singt.

— Die Leipziger Rauchwarenfirma Theodor Thorer, die am 1. April ihr fünfzigjähriges Bestehen feierte, übergab der Leipziger Handelshochschule ein Kapital von 100,000 Mark zur Errichtung einer Theodor-Thorer-Stiftung Von den Zinsen sollen deutschen Handelshochschülern Studienreisen ermöglicht werden.

München. Aus Anlaß der bayerischen Gewerbeschau wird in diesem Sommer in München eine ungewöhnlich große Anzahl von Kongressen tagen. Bis jetzt sind deren schon weit über 200 angemeldet. Den Reigen der wichtigsten Kongresse eröffnet die in der Zeit vom 21. bis 24. Mai hier stattfindende Tagung der Industriellen und Gewerbetreibenden Deutschlands und Oesterreichs.

Plauen i. Vogtl. Zum Oberbürgermeister von Plauen an Stelle des am 1. Februar verstorbenen Dr. Schmid wählten die städtischen Kollegien Stadtrat Dr. Dehne aus Dresden. Dr. Dehne steht im 39. Jahre und gehört seit 1908 dem Dresdner Ratskollegium an.

Stuttgart. Prof. Dr. Gmelin von der Tierärztlichen Hochschule in Stuttgart wurde zum Referenten für Tierzucht und Seuchenbekämpfung in Südwestafrika ernannt. Er hat die Auslandsreise bereits angetreten.

Wilhelmshaven. In Wilhelmshaven ist eine neue Marinefunkstation errichtet worden; der Betrieb der bisherigen in Cuxhaven ist auf die Reichspostverwaltung übergegangen.

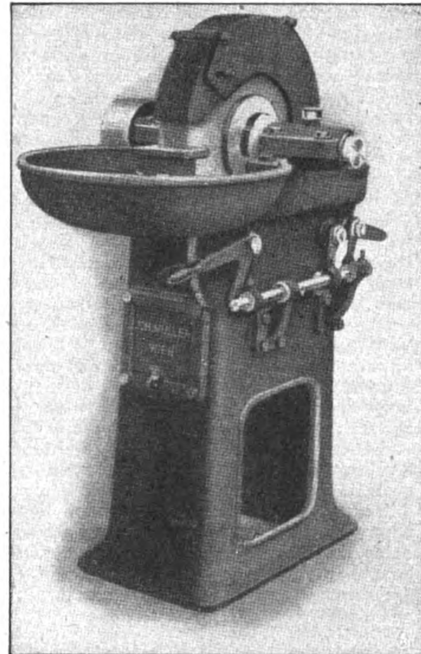
TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Neuere Rohölmotoren. Im Sommer vorigen Jahres brachte die Firma Diesel & Co. (München) eine fünfpferdige Klein-Diesel-Maschine auf den Markt, die nach einem Bericht von Dinglers Polytechnischem Journal sehr gute Resultate aufzuweisen hat. Der Zylinderdurchmesser beträgt 160 mm, der Hub 150 mm, die normale Tourenzahl 600. Die mit dem Arbeitszylinder einteilig gegossene Verbund-Einblasluftpumpe hat einen Hub von 60 mm und der Kolbendurchmesser 70/24 mm. Die Maschine wurde am 25. und 27. Juni 1910 von Prof. F. Romberg von der Technischen Hochschule Berlin einer eingehenden Prüfung unterworfen. Die bei dieser Prüfung erzielten Brennstoffverbräuche müssen als außerordentlich günstig bezeichnet werden. Der Motor führte einen achtstündigen Dauerbetrieb anstandslos durch und gestattete auch bei Ueberlastung um etwa 20 v. H. noch eine gleichzeitig beträchtliche Steigerung der Tourenzahl von 600/828 während eines längeren Zeitraums. Was die Konstruktion des Motors anbelangt, so ergeben sich manche erhebliche Abweichungen von der sonst üblichen Bauart. Als Kurbelwellenlager wurden trotz der verhältnismäßig sehr hohen Belastungen Kugellaufringe verwendet, wohl hauptsächlich deshalb, um einen einigermaßen annehmbaren mechanischen Wirkungsgrad zu erzielen. Tatsächlich hatte die Maschine einen mechanischen Wirkungsgrad von 65—66 v. H., was als sehr günstig bezeichnet werden muß, wenn man bedenkt, daß bei Diesel-Maschinen der Wirkungsgrad durch die Kompressorarbeit bedeutend herabgedrückt wird. Kolben, Kolbenzapfen und Treibstange sind außerordentlich leicht, wie bei Automobilmotoren üblich, ausgeführt. Eine Zylinderbüchse hat der Motor nicht; der Laufmantel ist vielmehr einteilig mit dem Kühlwassermantel gegossen. Der Zylinderkopf ist tief in den Zylinder eingelassen und an seinem unteren Ende konisch abgedichtet. Die technischen Schwierigkeiten, die sich der Ausbildung einer guten Zweitakt-Diesel-Maschine entgegenstellten, waren nicht besonders groß; jedenfalls mußte es leichter sein, auf eine nur mit Luftverdichtung arbeitende Maschine das Zweitaktprinzip anzuwenden wie auf eine Maschine mit Gemengeverdichtung. Die Hauptübelstände der letzteren Maschinengattung: Empfindlichkeit der Spülungseinrichtung wie Vorzündungen bei unrichtiger Wahl der Spülspannung, Gasverluste, Störung der Schichtung durch Wirbelbildung usw. fallen bei der Diesel-Maschine vollkommen fort. Die Hauptaufgabe des Konstrukteurs bestand also darin, eine möglichst günstige Anordnung der Maschine zu finden und die Triebwerksteile derart durchzubilden, daß die aus dem Zweitaktverfahren sich ergebende vermehrte Wärmeabfuhr ermöglicht wurde. Die Firma Gebr. Sulzer in Winterthur unterzog sich als erste dieser Aufgabe und gelangte zu einer glücklichen Lösung. Heute baut diese Firma bereits Zweitaktmotoren mit Einheitsleistungen von mehreren tausend Pferdestärken.

Werkstattechnik.

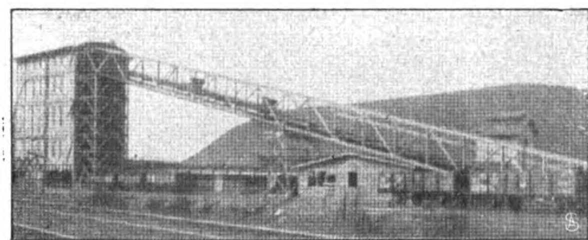
Eine neue Werkzeug-Schleifmaschine. Die beifolgende Abbildung zeigt eine von der „Ersten Wiener Werkzeugmaschinenfabrik und Eisengießerei Johann Müller, Wien X", auf den Markt gebrachte neue Werkzeug-Schleifmaschine. An dieser Maschine ist, wie die Zeitschrift für praktischen Maschinenbau schreibt, eine sehr sinnreiche Neuerung angebracht, die darin besteht, daß der Hebel zur Betätigung der Tauchgewichte mit der Abstellvorrichtung des Deckenvorgeleges durch ein dünnes Drahtseil verbunden ist. Durch diese Anordnung werden zuerst die Tauchgewichte gehoben und der Wasserspiegel gesenkt, wodurch die Schmirgelseite außerhalb des Wassers zu liegen kommt; erst dann ist es möglich, den Riemen mittels des Abstellers von der Vollscheibe auf die Leerlaufscheibe zu bringen und dadurch die Maschine abzustellen. Bei Inbetriebsetzung der Schleifmaschine ist der umgekehrte Vorgang notwendig, so daß durch diese Anordnung vermieden wird, daß die Schmirgelscheibe während des Stillstandes in das Wasser eintaucht. Ein Vollsaugen der Schmirgelscheibe mit Wasser ist also vollkommen ausgeschlossen. Der Vorgang des Hebens und Senkens des Wasserspiegels in Verbindung mit dem Anlassen resp. Abstellen der Maschine erfolgt durch einen einzigen Handgriff an nur einem Handhebel, der bequem vorn am Arbeiterstand der Maschine angeordnet ist und leicht betätigt werden kann. Eine ausgiebige Bewässerung der Schleifstelle ist dadurch gewährleistet, daß das von der Schmirgelscheibe mitgerissene und an die Wände der Schutzkappe geschleuderte Wasser nicht direkt in den Behälter zurückfließt, sondern durch Rinnen an der Innenseite der Schutzkappe in den Verteiler gelangt und erst durch diesen direkt der Schleifstelle zugeführt wird.



Neue Werkzeugschleifmaschine.

Hüttenwesen.

Eine neuere Brechanlage für Hochofenschlacke. Die Burbacher Hütte hat auf ihrer alten Schlackenhalde in Stieringen nach einem Bericht von Stahl und Eisen, um die Hochofenschlacke wieder zu verwenden, eine eigene Brechanlage errichtet. Diese Brechanlage zerfällt in einen Lagerplatz zur Kühlung und Vorzerkleinerung der Blöcke und in ein Brech- und Siebwerk zur weiteren Verarbeitung. An zugehörigen Förderanlagen war vorhanden eine schmalspurige Dampfeisenbahn von der Hütte zur Halde; neu angelegt wurden mechanische Kettenförderungen zur Abförderung vom Lagerplatz und zur Hochförderung auf das Brechhaus sowie eine Rangierseilanlage auf dem Bahnhof des Anschlußgleises. Die Hochführung der Wagen zur Plattform des Brechhauses übernimmt eine ansteigende

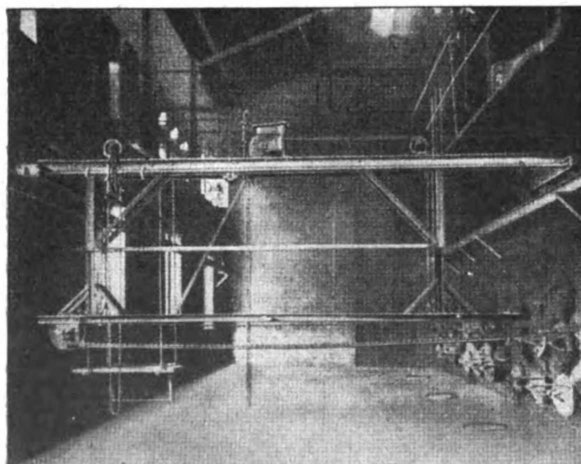


Brechhaus mit Schrägaufzug.

Kettenbahn, die gleichfalls mit unterlaufender Nasenkette arbeitet (siehe Abbildung). Sie ist verlegt innerhalb einer 72 m langen, 14 Grad ansteigenden Brücke in Eisenkonstruktion. Ihre Leistung ist naturgemäß die gleiche wie die der Lagerplatzbahn. Der Antrieb erfolgt am oberen Kopfende durch eine wagerechte Greiferscheibe, Bauart Heckel, die ihrerseits durch Riemen- und Kegelrädervorgelege von dem Motor des Brechhauses betätigt wird. Die mit einer Spannvorrichtung verbundene Gegenscheibe liegt am Fußende des Aufzuges unterhalb der Gleise. Der Wagenübergang zwischen der jeweils betriebenen Lagerplatzbahn und dem Aufzug erfolgt ohne Anwendung fortbewegender Kräfte, lediglich durch geeignete Anordnung von Steigung und Gefälle in den Gleisen. Wegen des verschieden leichten Laufes der Wagen ist allerdings eine Regelung des Betriebes durch einen überwachenden Arbeiter nicht zu vermeiden. An sich hätte man vielleicht die Verwendung eines einzigen Zugmittels für Lagerplatz und Aufzug in Betracht ziehen können; indes würde die dann erforderlich wechselnde Verbindung der Aufzugkette mit der jeweils laufenden Lagerplatzkette eine unverhältnismäßige Komplikation verursacht haben. Auf der Plattform des Brechhauses angelangt, werden die Wagen in die Trichter der Brecher gekippt und mittels Drehscheiben gewendet. Gleiskurven konnten wegen des beschränkten Raumes nicht angebracht werden. Das Brechhaus enthält zwei umlaufende Brecher, zwei Siebtrommeln und einen mehrteiligen Füllrumpf. Die Brecher liegen mit ihrem Einwurftrichter 16.5 m über Flur, eine Anordnung, die bei dem verhältnismäßig ruhigen Gang dieser Zerkleinerungsapparate unbedenklich ist. Jeder derselben setzt in der Stunde 30 To. Schotter durch. Das gebrochene Gut gelangt durch Schurren in die Siebtrommeln, deren Felder 10, 28, 48 und 70 mm Lochung haben. Für jede Korngröße weist der aus Eisenbeton hergestellte Füllrumpf eine besondere Abteilung auf. Der Boden ist sattelförmig und gestattet, nach der einen Seite mittels Klappschurren unmittelbar in Eisenbahnwagen, nach der anderen in kleine Kippwagen abzuziehen. Das Fassungsvermögen von 500 To. entspricht annähernd einer Tagesleistung. Der Motor des Brechhauses leistet 75 P.S. und treibt außer dem Aufzuge die Brecher sowie die Siebtrommeln an.

Gastechnik.

Retorten-Ziehmaschine für Handbetrieb. Zu den schwierigsten im Gasfach vorkommenden Arbeiten gehörte bisher das Herausziehen des Koks aus der Retorte nach beendigter Destillation. Die Arbeiter waren, der strahlenden Hitze ausgesetzt, gezwungen, dicht an die geöffnete Retorte heranzutreten, um sie mittels Haken stückweise zu

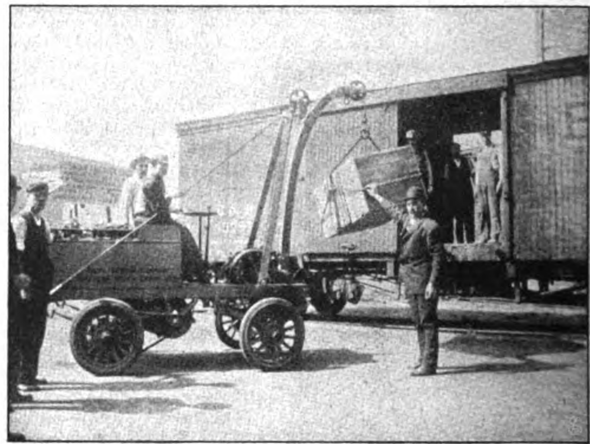


Retorten-Ziehmaschine.

entleeren. Wer diesen Vorgang aus eigener Praxis kennt, wird zugeben müssen, daß es hier, schon vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, dringend der Aenderung der bisherigen Arbeitsmethode bedarf. Außerdem wird durch dieses Verfahren der Koks unnötig zerkleinert. Diesen Uebelständen hilft die Retorten-Ziehmaschine mit Handbetrieb, „System Beuthner" (siehe Abbildung), ab. Die Maschine besteht aus einem Laufkrangestell, das auf Schienen vor den Oefen entlangfährt. An diesem hängt ein für jede Retortenhöhe einstellbarer Rahmen mit dem eigentlichen Zugorgan. Letzteres besteht aus einer Klappe, die mit Scharnier an einer Zugstange befestigt ist und sich beim Einführen in die zu entleerende Retorte an letztere anlegt. Die Handhabung der Maschine ist sehr einfach, zur Bedienung genügt ein Arbeiter, der imstande ist, jede Retorte in der Hälfte der bisherigen Zeit und ohne größere Kraftanwendung in einem Zuge zu entleeren. Die Maschine, die bei lebhafteren Betrieben für elektrischen Antrieb eingerichtet wird, arbeitet auch als Stoßmaschine, sobald die Ziehvorrichtung gegen eine solche zum Stoßen ausgewechselt wird. Gebaut wird die Maschine von Amme, Giesecke & Konegen, A.-G. zu Braunschweig.

Hebezeug- und Transportwesen.

Akkumulatoren-Kranwagen. Untenstehende Abbildung zeigt einen Lastkran, der auf einen Akkumulatorenwagen aufgebaut ist. Die Batterie speist den Wagenmotor und



Akkumulatoren-Kranwagen.

einen Hubmotor. Der Hub dieses Kranes beträgt 3 bis 3.7 m. In der Eisenbahnstation Bush Terminal in New York, wo mehrere solcher Kranwagen im Betriebe sind, wurden nach der Elektrotechnischen Zeitschrift in einer Minute drei Beförderungen von Gepäckstücken bewerkstelligt; das mittlere Gewicht eines Gepäckstücks betrug etwa 100 kg und die durchschnittlich zurückgelegte Strecke etwa 275 m. Die Beförderungskosten eines Tonnenkilometers belaufen sich auf rund 50 Pf. 60,000 Ballen Baumwolle von je 225 kg wurden auf einer Strecke von etwa 0.9 km in einem Zehnstundentag fortbewegt, die Rundfahrt dauerte rund 12 Minuten. Ein Kranwagen mit zwei Anhängewagen von je 3 To. Tragkraft beförderte 45,000 kg Konservenbüchsen auf einer Strecke von 183 m innerhalb 19 Stunden. Die Zugkraft dieses Kranwagens betrug 450 kg. Ein kleiner Achsstand befähigt die Fahrzeuge, sich in engen Fabrikhöfen oder Werkstätten ungehindert zu bewegen.

Marinewesen.

Kohlenübernahme auf hoher See. Die Versorgung mit Brennmaterial spielt bei unseren modernen Kriegsmarinen eine besonders große Rolle. Es wird im Kriegsfalle häufiger nötig sein, den Schiffen auf hoher See Kohlen zuzuführen. Nur bei ganz ruhiger See, mit der man nie rechnen kann, ist es möglich, diese Uebernahme durch Nebeneinanderlegen der Schiffe zu bewirken. Bei einigermaßen bewegtem Wasser muß zu anderen Hilfsmitteln gegriffen werden. Eine Einrichtung dafür hat schon vor Jahren die Lidgerwood Company geschaffen, die eine Drahtseilbahn zwischen dem Kriegs- und Transportschiff provisorisch einrichtete. Dem Umstand, daß sich beide Schiffe ständig bewegen, wo-

bei das ziemlich lange Seil bald straff ist, bald im Wasser liegt, wurde durch eine bewegliche, selbstspannende Aufhängung Rechnung getragen, und zwar so, daß das Seil beiderseits noch über die Schiffe hinweg bis an einen Schwimmer geführt und an diesem befestigt war. Eine neue Einrichtung bringt jetzt die Thames Iron Works Spipbuilding and Engineering Co. Diese versehen das Transportschiff mit einem beweglich schwingbar aufgehängten Turm, an dem Spannrollen mit großen Spanngewichten angebracht sind, so daß gewissermaßen der Turm durch die Spannung des Seiles stets in senkrechter Lage gehalten wird, während der Schiffsrumpf den Bewegungen der Wellen folgen kann.

Luftschiffahrt.

Nationalflugspende.

Mit Stolz dürfen wir Deutschen den Mann den unseren nennen, der die Sehnsucht von Jahrhunderten zuerst verwirklicht hat: Zeppelin. Die stürmische Vorwärtsentwicklung aber, die das Luftfahrwesen mit dem Auftreten der Flugmaschine genommen hat, zwingt uns, die äußersten Anstrengungen zu machen, um nicht durch die Opferwilligkeit anderer Nationen ins Hintertreffen gedrängt zu werden. Wenn irgendwo, so muß es hier allezeit heißen: „Deutsche vor die Front!" Nicht spielerischer Ehrgeiz heischt dies von uns, sondern hier gilt es, unseren Ruhm als erste Meister angewandter Wissenschaft zu wahren, hier geht es um Schaffung von Werten, die uns Deutschen einen Ehrenplatz in der Geschichte aller Zeiten sichern sollen.

Nicht jedem ist es vergönnt, seine körperlichen und geistigen Kräfte persönlich in den Dienst dieser nationalen Ehrenaufgabe zu stellen. Wohl aber kann ein jeder ein Scherflein beitragen, damit der Gesamtwille der deutschen Nation der machtvolle Motor sei, der der deutschen Flugmaschine zum Siege verhilft.

Es handelt sich um eine

Nationalspende,

bei der keiner fehlen will noch darf, um eine nationale Spende für das deutsche Flugwesen und die deutschen Flieger.

Denn den Männern, die als Pioniere einer neuen, großen Kulturaufgabe in dem patriotischen Bestreben, Deutschland auch auf diesem Gebiete einen ebenbürtigen Platz im Wettstreit der Nationen zu sichern, ihr Leben einsetzen, gebührt die werktätige Unterstützung der ganzen Nation.

Vor allem aber soll die Nationalspende die Mittel bieten, unaufhaltsam weiterzuarbeiten an der Vervollkommnung der Flugapparate, an der Ausbildung der Flieger, auf daß die Gefahren vermindert, die Leistungen erhöht werden. Mit Hilfe der Nationalspende soll auch die Entwicklung einer Technik gefördert werden, die immer neue Arbeits- und Erwerbsfelder erschließen wird. Häufige und ausgedehnte Wettkämpfe sollen Erfindungsgeist, Mut und Tatkraft anspornen und immer stolzere Leistungen von Mann und Maschine hervorrufen. Kurz: das deutsche Flugzeug soll, ob es in der Stunde nationaler Gefahr wachsam in den Lüften kreist, oder ob es in friedlichem Wettbewerb der Nationen als neuestes Mittel modernen Verkehrs und als geflügelter Bote vaterländischer Leistungsfähigkeit durch die Lande eilt, in jedem Augenblicke bereit und imstande sein, zu erfüllen, was das Gebot der Stunde von ihm fordert.

Als nach dem Unglück von Echterdingen eine stürmische nationale Begeisterung das deutsche Volk durchwehte und in wenigen Wochen Millionen aufgebracht wurden, da waren nicht die Millionen allein der greifbare Gewinn der nationalen Begeisterung. Daß das deutsche Volk

sich einmütig zu einer nationalen Tat aufraffte, das zeigte der Welt die elementare Wucht des deutschen Volkswillens.

Für das Volk — durch das Volk!

So beweise Deutschland auch jetzt, daß alle Unterschiede der Parteien, Konfessionen, der sozialen Schichtungen in dem Augenblicke verschwunden sind, wo das deutsche Volk vor eine große nationale Aufgabe gestellt wird.

Nachdem bereits in allen Teilen Deutschlands Sammlungen zu vorstehenden Zwecken begonnen haben, ist das

deutsche Reichskomitee

zusammengetreten, das einen Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen bilden und das Sammelwerk zusammenfassen und ergänzen will. Es bittet die bestehenden Komitees, Verbände, Vereinigungen und sonstige sammelnde Stellen, die bei ihnen eingehenden Spenden ihm zuzuführen und ihm jedenfalls fortlaufend Mitteilungen über die Gesamtsumme der eingegangenen Gaben zu Händen seines Präsidenten zukommen zu lassen.

Sammelstellen bilden: die Redaktionen der deutschen Zeitungen, die sämtlichen Reichspostanstalten, die Reichsbank in Berlin, die sämtlichen Reichsbank-Haupt- und Nebenstellen, die königlich preußische Seehandlung, die Bank für Handel und Industrie, die Berliner Handelsgesellschaft, S. Bleichröder, die Commerz und Discontobank, die Deutsche Bank, die Disconto-Gesellschaft, Mendelssohn u. Co., die Mitteldeutsche Creditbank, die Nationalbank für Deutschland, der Schaaffhausensche Bankverein, die Dresdner Bank, Georg Fromberg u. Co., Delbrück, Leo u. Co., F. W. Krause u. Co., Hardy u. Co., Gebr. Schickler, von der Heydt u. Co. und der Deutsche Offizierverein.

Die Geschäftsstelle des Reichskomitees unter Leitung des Regierungsassessors Dr. Haniel befindet sich Berlin NW. 6., Luisenstraße Nr. 33-34.

Heinrich, Prinz von Preußen,
Protektor.

Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner,
Präsident des Komitees.

Franz v. Mendelssohn,
Bankier, Schatzmeister.

Das Komitee.

Ihren Beitritt haben bisher erklärt:

Ernst Günther, Herzog zu Schleswig-Holstein, Präsident des Deutschen Flugverbandes. Max Prinz von Baden, Präsident der badischen I. Kammer. Adickes, Oberbürgermeister. Albert, Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat. Andreas, Geheimer Kommerzienrat, Frankfurt a. M. Dr. Arendt, Mitglied des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses. Dr. Asch, Geschäftsführer der Deutschen Kabelgramm-Gesellschaft. Eugen Aschaffenburg. Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Bassermann, Mitglied des Reichstages. Baumert, Vorwerksbesitzer. Geh. Rat Dr. Beutler, Oberbürgermeister. Freiherr v. Biegeleben, großherzoglich hessischer Gesandter. Boden, Wirklicher Geheimer Legationsrat. Dr. v. Boettinger, Geheimer Regierungsrat, Mitglied des Herrenhauses. Freiherr v. Brandenstein, großherzoglich mecklenburgischer Gesandter. Dr. Brentano, Professor. Dr. v. Brüning. Busley, Professor, Geheimer Regierungsrat. Ludwig Delbrück, in Firma Delbrück, Schickler & Co., Mitglied des Herrenhauses. Dr.-Ing. Delius, Geheimer Kommerzienrat, Mitglied des Herrenhauses. v. Dombois, Wirkl. Geh. Rat, Präsident der See-

handlungskasse. v. Eichborn, Geheimer Kommerzienrat. Engelhorn, Kommerzienrat. Erzberger, Mitglied des Reichstages. Dr. v. Eucken-Addenhausen, großherzogl. oldenburgischer Gesandter. Dr. Faber, Verleger der Magdeburgischen Zeitung. Ludwig Max Goldberger, Geheimer Kommerzienrat. Dr. de Gruyter. v. Guilleaume, Geheimer Kommerzienrat. Gutmann, Geheimer Kommerzienrat, Dresdner Bank. Arthur v. Gwinner, Deutsche Bank. Louis Hagen, Kommerzienrat. Rudolf Hauptner, Fabrikbesitzer. Havenstein, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums. Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd. Fürst Henckel v. Donnersmarck. Karl Henkell. Otto Henkell. Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein und Jagstberg, Präsident der württembergischen ersten Kammer. v. Hollmann, Staatssekretär a. D., Admiral à la suite. Hoesch, Geheimer Kommerzienrat. Kampf, Professor, Präsident der Königlichen Akademie der Künste. Dr. Kaempf, Präsident des Reichstages. Graf v. Kanitz, Mitglied des Reichstages. Dr. Kirschner, Oberbürgermeister. v. Klitzing, Geheimer Oberfinanzrat, Bank für Handel und Industrie. Dr. Klügmann, Gesandter der Hansastädte. Dr. A. Knittel. Wilhelm Kreis, Professor. Dr. Krumbhaar, Kommerzienrat. Dr. Hugo Lederer, Professor. Leeser, Geh. Kommerzienrat. Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, königl. bayerischer Gesandter. Dr. Lewald, Direktor im Reichsamt des Innern. Lueg, Geheimer Kommerzienrat. Dr. v. Meister, Regierungspräsident. Merten, Vizeadmiral z. D. Messing, Generalmajor, Mitglied des Präsidiums des Deutschen Flugverbandes. Rudolf Mosse. Dr. Ernst Müller, Mitglied des Reichstages. v. Nieber, Generalleutnant z. D., Vorsitzender des Deutschen Luftfahrerverbandes. v. Oechelhäuser, Generaldirektor. Ritter Rudolf v. Oldenbourg, Generalkonsul. S. A. Freiherr v. Oppenheim. v. Payer, Mitglied des Reichstags, Präsident der württembergischen zweiten Kammer. Dr. v. Petri, Geheimer Kommerzienrat. Plate, Mitglied des Herrenhauses. Dr. Rathenau Geheimer Baurat. Rampold, Konteradmiral a. D. Prinz Karl v. Ratibor und Corvey, Oberpräsident. Dr. Ravené, Geheimer Kommerzienrat. Dr. Richter, Wirklicher Geheimer Rat, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern. Dr. Rießer, Geheimer Justizrat, ordentlicher Honorarprofessor an der Universität. Rohrhurst, Präsident der badischen zweiten Kammer. Rötger, Landrat a. D. Dr. Salomonsohn, Disconto-Gesellschaft. Freiherr v. Salza und Lichtenau, königlich sächsischer Gesandter. Scheidt, Kommerzienrat. Freiherr v. Schele-Schelenburg, Mitglied des Reichstags. August Scherl. Schieß, Geheimer Kommerzienrat. Schmiedecke, Oberst und Abteilungsdirigent im Großen Generalstab. v. Schwartzkopff, Oberpräsident. Dr. Graf Schwerin-Loewitz. Emanuel v. Seidl, Professor. Gabriel v. Seidl, Professor. Selberg, Kommerzienrat. Semlinger, Geheimer Kommerzienrat. Siegismund, Kommerzienrat. Julius Stern, Nationalbank für Deutschland. Dr. Stresemann. Supf, Vorsitzender des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. Tischbein. Dr. Hans Ullstein. Dr. Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, königlich württembergischer Gesandter. Dr. Graf Vitzthum v. Eckstädt auf Lichtenwalde, Oberstmarschall, Präsident der ersten Ständekammer des Königreichs Sachsen. Dr. Vogel, Präsident der sächsischen zweiten Kammer. Vogel, Geheimer Kommerzienrat. v. Wedel-Piesdorf, Präsident des Herrenhauses. Anton v. Werner, Professor, Wirkl. Geheimer Rat. Wiethaus, Geheimer Kommerzienrat. Witscher, Deutsche Palästinabank. Dr. Wyneken, Chefredakteur. Hans Zanders, Kommerzienrat.

Geschäftliche Notizen.

Gaggenauer Blitzzünder. Die hohe Steuer auf Zündhölzer hat das Erscheinen einer großen Anzahl von Funkenzündern hervorgerufen, die bestimmt sind, einen Ersatz für das jetzt im Preise so sehr verteuerte Zündholz zu schaffen. Erforderlich ist, daß der Funkenzünder vollkommen gefahrlos sei, und daß, bei dauerhafter Konstruktion, sowohl dessen Anschaffungspreis ein niedriger sei, wie auch seine Unterhaltung nur geringe Kosten verursache. Ein Funkenzünder, der diesen Anforderungen sehr wohl entspricht, wird von der Firma Bergmanns Industriewerke, Gaggenau in Baden unter dem Namen „Gaggenauer Blitzzünder" auf den Markt gebracht.



Derselbe wird in verschiedenen Ausführungen sowohl für Benzin wie auch für Lunte hergestellt und kann wie ein gewöhnliches Streichholz gebraucht werden, indem man das daran befindliche Rädchen an irgendeiner beliebigen Fläche in Bewegung setzt. Eine Gefahr der Selbstzündung in der Tasche ist bei diesem Feuerzeug ausgeschlossen. Reserve-Zündstifte oder Reserve-Lunten für den Gaggenauer Blitzzünder sind sehr billig, so daß auch die Unterhaltungskosten für diesen praktischen Apparat auf ein Minimum zurückgeführt sind. Als ganz besonders interessant und vollständig neu bringt die Firma das System D, welches wohl als der Höhepunkt der Feuerzeuge betrachtet werden kann. Bei allen bis jetzt existierenden Deckelfeuerzeugen mußte der Deckel wieder nach Gebrauch geschlossen werden, was bei dem Zünd-Box wegfällt, indem sich der Deckel automatisch öffnet und schließt und somit das bequemste aller bis jetzt existierenden Feuerzeuge des Weltmarktes ist. Genannte Werke fabrizieren auf gleichem Prinzip beruhende auch äußerst praktische Tischfeuerzeuge und Gasanzünder in verschiedenen Ausführungen, unter denen der neueste Gasanzünder System E besondere Beachtung verdient.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

Abzeichen Plaketten, erstklassige Spezialfabrikation. **Preismedaillen** Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

Alkoholfreie Kräuterbrause „Prosalute" Wir exportieren nur den Urstoff. Prosalute-Stamm-Werke G.m.b.H., Lippspringe.

Alkoholfreie Natur-Weine Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte. Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest! **Friedrich Bechtel,** Kreuznach 10 (Rheinland).

Aluminium-Kochgeschirre in dauerhafter Ausführg. sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich Preisl grat. u. fr. Cöln-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meißen-R.

Ansichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen Glass & Tuscher, Leipzig 150

Autogene Schweiss- und Schneid-Apparate bewährter Konstruktion liefern: Künneth & Knöchel, G. m. b. H., Magdeburg 2

Automobile, Lloyd-Wagen Nor. deutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

Baumkuchen Spezial-geschaft Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71. à Pfund versandfert. (Blecheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Baumkuchen-Spitzen (D. R. W. 153 109). Feinstes Dessert-Gebäck! In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

Beiprodukte Koksöfen nach d. Verfahr Dr. Theodor v. Bauer, Tautenburg i. Th. Größte Vereinfach. Rationell. Ausnutzungsmöglichkeit.

Benzin-Gasolin-Glühlicht stehend u. hängend. Jllustr. Preisliste gratis Louis Runge, Berlin NO 18

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

Billardbälle. Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. Hilmar Kreher, Chemnitz.

Blumengefässe, Ton, antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. Eugen Taurat, Dresden 16.

Schaubeks Briefmarken-Album der neuen 34. Auflage 1912 in deutsch., englisch., französ. Sprache ist soeben erschienen. Tatsächlich die vollständigsten Albums der Welt. Ausgaben mit auswechselbaren Blättern von M. 18.- an. Viktoria-Alben m. Markenkatal. v. M. 1.75 bis M. 10.—. Gratis-Katal. sendet C. F. Lücke, G.m.b.H. Leipzig.

BRIEFMARKEN Preisliste gratis. Gebrüder Michel, Apolda.

Bronzefarben Blattmetalle Metallfolien M. Brünn & Co. Fürth i. Bayern.

Buchbinderei-, Buchdruckerei- und Kartonnagen-**Maschinen** Walterwerke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig-Pl. WW LEIPZIG

Buchdruck= Typen, Messing=Linien, Vignetten Schriftgiesserei Emil Gursch Berlin

Glas- Metall- Buchstaben R. Dittmeyer Berlin C 33 Firmenschilder :: Spiegel ::

Zelluloid-, Karton- und Metall-Buchstaben Otto Raabe, BERLIN N 54, Brunnenstr. 16. Schilder jeder Art.

Bücher: Fachm. Einricht., regelm. Ergänzg. jeder Geschäftsbiblioth. Kostenanschl. u. Prosp. frei. Albert Nauck, Berlin SW 68, Kochstr. 3

Bücher: Kataloge all. Wissenszweige grat Vorteilh. antiqu. Offerte: Adolf Friedr. Herzog zu Mecklenbg., Ins innerste Afrika. Reich illust. 1909. Eleg. Lbd (1 ,-)6,-. Bölsche, Entwick.-Geschichte d. Natur. 2 Bde. Geb. (18,-) 9,50. Alfred Lorentz, Antiqu. u. Sort., Leipzig 35.

Büsten u. Wachsköpfe in bester und billigster Ausführg. Katalog W frei und unberechnet. Erdmannsdorfer Büsten-Fabrik, G. m. b. H., Berlin C 21, Seydelstr. 29.

Butterfarbe, Käsefarbe Labextrakt (1: 10,000) und Labpulver (1: 100,000) u. Reinkulturen. Apoth. U. Wenckebach Nchf., Flensburg, Schl.-Hol.

Conserven Auserlesene, in allen Zonen haltbare Gemüse-, Frucht- Carl Säuberlich, Braunschweig.

Closetpapier Vertreter der British Paper Co. f. d. Export Armleder & Haugaard, Hamburg, Posthof.

Corona= Fahrradwerke u. Metall-Industrie A.G. - Brandenburg a. H.

Deutsche Confektion Berlin SW 19. 14. Jahrgang. Vornehm. deutsche Fachzeitschrift für die Textil- u. Modewarenbranche. Exporthefte nur an Wiederverkäuf. u. Import. gratis.

Diamant-Industrie W. Kruegel, Berlin W 57 Billigste Bezugsquelle für alle Glasschneider. Rohdiamanten. Carbone. Brillanten.

DOSEN für Zigarren, Zigaretten, Tabak, Seifen, Betel und Brillen, vernickelt, versilbert u. Aluminium Friedrich Turck, Lüdenscheid.

Elektrische und techn. Neuheiten Kataloge deut ch, engl., franz., span. gratis. Albert Hirsch, Berlin, Friedrichstraße 24.

ELEKTROMOTORE DYNAMOS, BOHRMASCHINEN Elektrizitäts-Gesellschaft SIRIUS m.b.H. LEIPZIG

Elemente jeder Art u. Größe. Unter Garantie exportbeständig und tropenfest. Dura-Elementbau - G. m. b. H. Berlin-Schöneberg, Belzigerstraße 22.

Emaille-Schilder — garantiert wetterfest — für Handel, Gewerbe, Industrie. P. HALLE Nchf., BERLIN S 14.

Erze, Bergwerks- u. Hüttenprodukte, Rückstände. Konsignationen erwünscht. Sorgfält. Preisermittl. auf Grund v. Analys. Bemust. Angeb. erbet. Louis Benzian, Hamburg. Gegr. 1880.

Etuis für Uhren, Bijouterien etc. Eisenberger Etuisfabrik Max Retsch Nachfolg., Eisenberg in Thüringen.

Falzmaschine ganzautom., bänderlos i. den Brüchen, Falzung steh., v. 1-4 Bruch verstellbar. Bogenzuführungs-Apparat „Universal". Papier-Sortier- und -Zählmaschine. Kleim & Ungerer, Maschinenfabrik, Leipzig-Leutzsch.

Feine Lederwaren, Portemonnaies, Zigarrentasch., Brieftaschen, ff. Damenhandtasch. etc. Adolf Rosenberg jr., Berlin SW 68. Exportkatalog gratis und franko. —

Feuerlösch-Apparate M. F. A. ersticken jed. Entstehungsfeuer oh. Wasserschaden m t ein. Schlag in wenig Sekund. Prosp. grat. „Matador" Feuerlösch-Apparate G.m.b.H., Köln/Rh.

FILTER. „Hansa-Filter" liefern bakterienfreies, kristallklares Trinkwasser: Filter-Abtl. der „Hansa", Haiger/Dillkr.

Filze für technische Zwecke. Schleif-, Polier-, Dichtungsfilze für hyg.enische und orthopädische Zwecke. — Carl Günther & Co., Berlin NO 43.

Filze jeder Art Filzfabrik Adlershof A. G. Adlershof b. Berlin. Alleinige Fabrikanten von „Eisenfilz". (Unterlagsfilz z. Stoß- u. Schalldämpfg.)

Filzfabrik Alf (Mosel) Dekorations-, Konfektions-, Schuh-, Hut-, Sattel-Filze.

Füllfederhalter, Füllfederstifte, Goldfüllfedern. Grösste Spezialfabrik des Kontinents, billigste Preise. — Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef bei Cöln a. Rh.

Gerberei-Maschinen Johs. Krause, Spezialfabrik Altona-Ottensen (Deutschl.)

Globen, Wandkarten, Atlanten in all. Sprachen Paul Oestergaard G.m.b.H., Berlin W 57.

Häute - Felle - Import Vertret. übersee. Firmen Konsignat. Kommission. — Uebersee. Rohprodukte. M. Haurwitz Sohn, Hamburg 8.

Jeder sein eigener Drucker! mit meinen Apparaten Hornig, Leipzig IX, Ranst. Steinweg 44



Jagdgewehre aller Art, auch Tropenwaffen. F. Jäger & Co., Gewehrfabrik, Suhl i. Thüringen. — Preisliste umsonst und portofrei. —

Kesselsteinverhüter Automat 600 Zeugnisse, für jeden Dampfkessel = M. 300. Fob. Seefest verpackt. Kasse voraus. H. I. Eggers, Lapbgs-Allee, Hamburg

KETTEN aller Art, in jeder Grösse u. Stärke Nohl & Cie. KÖLN-Ehrenfeld 9.

Kieler Matrosen-Anzüge in Woll- und Waschstoffen für Knaben und Mädchen. Eigene Anfertigung. Preisliste und Muster franko. Rud. Amsinck, Kiel E.

Kinematographen u. Films Berlin N. 4d. A. Schimmel

Kinematographen u. Films neue, gebrauchte aller Marken — Verkauf — Verleih — für Export. Henri Adolph Müller, Hamburg 36.

Kugellager für alle Zwecke Gebr. Wetzel, Leipzig.

Kunstblätter nach ersten Meistern in mustergült. Reprodukt. Gebd. Hauptkatal. (ca. 500 Abb.) M. 2.65, brosch. (ca. 200 Jll.) M. 1,50. — Einzigartig: Seestücke nach Prof. Schnars-Alquist. Jllustr. Brosch. m. erläut. Text 30 Pf., Einschreib. 20 Pf. mehr geg. Marken all. Länd. Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck B.

Lachs, geräuchert, in Seiten und Dosen, ist eine billige Delikatesse, im Kühlraum überallhin versendbar. — F. Klevenhusen & Co., Bremen.

Land- u. Seekabelwerke A. G., Cöln-Nippes, empfiehlt **Biegsames Kordelkabel** D. R. G. M. 302,503, äußerst dauerhaftes, biegsames Handlampenkabel für Werkstätten; Bohrkabel für Bergwerke.

Lederhandschuh-Export Karl Wolrab, Prag II, Austria. Reindeutsch. Unternehmen. Erzeug. all. Arten Lederhandschuhen. Marke „Nimrod" Herrenhandschuh ges. gesch. Weltberühmt.

Liebhaberkünste Holzbrand, Flachschnitt, Kerbschnitt, Tarso, Metalltreiben usw. Kata og mit 4000 Abb. geg. M. 1,50 portofr. W. Sobbe, Kassel.

LIKÖRE Carl Mampe BERLIN SW — HAMBURG Marke Elefant Ueber 10,000 Wiederverkäufer in Deutschland. — Lieferant des Norddeutschen Lloyd.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

Bezugsquellen-Register für die Export-Industrie

Erscheint in jeder ersten Monatsnummer der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: eine Zeile jährlich (12 maliges Erscheinen) 10 Mark.

A

Aal, geräuchert
F. Klevenhusen & Co., Bremen.
Abdrehdiamanten zum Abdrehen von Schmirgelscheiben etc.
Urbanek & Co., Berlin W 15, Uhlandstr. 52.
Zabusch & Franz, Frankfurt a. M. 3.
Abzeichen
L. Chr. Lauer, G. m. b. H., Nürnberg-Berlin, Ritterstr. 46.
Abzeichen und Medaillen
Ad. Schwerdt, Metallwarenf br., Stuttgart.
Abziehbi... nur für die Industrie
Carl S... mpf, Abziehbilderfab., Nürnberg.
Abziehst...
Pike & Escher, G. m. b. H., Hamburg.
Acetylenapparate
Keller & Knappich, G.m.b.H., Augsburg III.
Acetylen-Druckregler
Max Bessin & Co., Berlin NO 18.
Acetylen-Gasmesser
Max Bessin & Co., Berlin NO 18.
Ackerbaugeräte und Maschinen
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Agraffen und Oesen für Schuhe
Stock & Co., G.m.b.H., Elberfeld-Sonnborn.
Alkoholfreie Getränke
H. Hartmann, Lage in Lippe.
Ernst Reuschel & Co., Leipzig, Spezialität „Alsinageist“ (Grundstoff).
Allgemeiner Export und Import
Wilhelm H. Schwiecker, Hamburg I.
Aluminiumfolien
M. Brunn & Co., Fürth i. B.
Stanniolfabrik G. m. b. H., Eppstein i. Taun.
Aluminium-Irrigateure, zusammenschiebbar
Hygiene-Ges. m. b. H., Köln, Hansaring.
Aluminium-Kochgeschirre u. Sportartikel
Pötters & Grensenbach, Hamburg 31 F.
Aluminiumpulver
M Brünn & Co., Fürth i. B.
Ansichtspostkarten
Verein. Kunstanstalten A. G. Kaufbeuren.
Ansichtskarten in Autochrom
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Ansichtskarten in Lichtdruck
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Ansichtskarten in Naturfarbenlichtdruck,
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Ansichtspostkarten-Verlag und Anfertigung
Alfred Schulze, Berlin C 19, Wallstr. 17-18.
Antiquariat wissenschaftlicher Bücher
A. Lorentz, Universitätsbuchh., Leipzig 35.
Apothekerwaren
„Eda“ G. m. b. H., Berlin W. 50.
Asphaltlack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.
Ausrüstungen f. Tropen u. Uebersee
C. Hartmann, Hamburg 36, Gr. Bleichen 58.
Autogenes Schweißen u. Schneiden
Keller & Knappich, G.m.b.H., Augsburg III.
Automobile
Gebr. Windhoff, Rheine i. Westf.
Automobil-Beleuchtung und -Beschläge
C. Albert & Co., Barmen.
Automobil-Kühler
Gebr. Windhoff, Rheine i. Westf.
Automobil-Laternen
C. Erbschloe seelig Wittib, Elberfeld.

B

Bäckerei-Einrichtungen
Roelof, Berkenbosch-Hannover.
Backpulver
H. Steeb, Kgl. B. Hoflieferant, Würzburg. („Monopol“-Backpulver.)
Bade-Apparate, Klosett-Einrichtg.
Tobias Forster & Co., München.
Bagger, Trocken- und Naß-
C. Wolfheim, Werft u. Reederei, Breslau.
Bandwebstühle
Edm. Finkensieper, Barmen, gegr. 1870.
Bandwurm-Mittel
Laboratorium „Leo“, Dresden A. 3.
Basarartikel
Theodor Guckenheimer, Nürnberg 20.
Baubeschläge
Jacob Hansen, Kiel.
Baumschulen
Paul Huber, Spez. Formobstbäume, Halle/S.
Baumwollerntebereitungsmaschin.
Rittershaus & Blecher, Barmen-U.
Beleuchtungsgegenstände-Fabrik
Brendel & Loewig, Berlin SW 68.
C. Niemann & Co., Berlin SW 19.
Benzin-Glühlicht
Gebr. A. & O. Huff, Berlin SW 61.
Louis Runge, Berlin, Landsbergerstr. 9.
Benzin-Lampen
Gebr. A. & O. Huff, Berlin SW 61.
Beschläge f. Wagen u. Automobile
C. Erbschloe seelig Wittib, Elberfeld.
Bienenzuchtgeräte
Rob. Nitzsche Nchf., Sebnitz 85 i. Sachsen.
Bier
Karl Dürrwanger, München, Spatenbräu-Flaschenbier-Export.
Bierdruckapparate und Armaturen
Schneider & Seebom, Hamburg, Inh. J. Schneider.
Biersiphon-Fabrik
Roesler & Co., G. m. b. H., Leipzig.
Bijouterieexport
F. Mühlthaler, Pforzheim.
Bilder
Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck.
Aug. Uhl, Neu-Ulm, Bayern.
Bilder in Oelfarbendr., Aquarelle etc.
Kunstanstalten A.-G., Dresden 21 (nur an Wiederverkäufer).
Bilderrahmen, moderne
Gustav Rogosch, Berlin S. 42/62.
Bimssteine, künstliche
1. Bayr. Bimssteinfabrik H. P. Jaeger, Schwaben b. München.
Blattgold, echt und unecht
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Blattgoldfabriken
Ferdinand Müller, Dresden 26 W. Blattgold- u. Blattmetallrollen. Fabrik gegr. 1830.
Blechbearbeitungsmaschinen
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Blechscheren
Hagener Werkzeugfb. G.m.b.H., Hagen i. W.
Blei- und Zinn-Comp.-Folien
Stanniolfabrik G. m. b. H., Eppstein i. Taun.
Bleicherei- und Appreturmaschinen
Fr. Peyer & Zetzsche, Plauen i. V.
Bleidraht, Bleiprofile
Eduard Schwenn, Magdeburg.
Blumen für Dekoration
H. Schertz, Dresden A. 16.
Blumen- und Obstkörbe
Franz Birnstiel, Coburg 39 W.
Blutstillstifte
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Bonbongläser
Ladiges, Greiner & Co., Weißwasser O.-L.
Briefmarken
Ernst Hayn, Naumburg (Saale) 74.
Müller & Co., Hamburg. En gros.
Brillen, auch Schutz- u. Autobrillen
Hans Brendel, opt. Ind. Anst. Fürth 40, Bay.
Bronzefarben
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Bronzefarbenfabriken
H. Rosenhaupt, Fürth-Bayern 14.
Brunnenbohrapparate
Carl Petri, Straßburg i. E.
Buchbindereien
Berliner Buchbinderei Wübben & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 48.
Buchbinderei-Artikel
Eduard Th. Pape, Düsseldorf.
Buchbindereimaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Buchbinderei - Maschinen, -Werkzeuge und Materialien
Eduard Th. Pape, Düsseldorf.
Carl Thümecke jr., Berlin, Wallstr. 17 W.
Buchdruckereimaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Bücher und Zeitschriften
Heinr. Bardholdt, Hamburg, Alstertor 21.
Alfred Lorentz, Bücherexporth., Leipzig 35.
Buchhandlungen
Rudolf Lüdemann, Eßlingen b. Stuttgart.
Buchstaben aller Art
R. Dittmeyer, Berlin C 33.
Bürsten und Besen
Hartwig Groth & Co., Dessau 41.

C

Cartonnagen
Becker & Marxhausen, Cartonnagenfabr., Cassel.
Cartonnagen, gestanzt und geprägt
Friedrich Christian, Wächtersbach.
Cartonnagen, kleine, bessere
C. Oesterheld, Gotha.
Cartonnagen-Heftdraht
Heiner & Co., Hohenlimburg i. W.
Celluloidwaren
Theodor Guckenheimer, Nürnberg 20.
Cementwaren - Industriemaschinen
Otto Schüssler, Cottbus.
Chamoisleder (Fensterleder)
Julius Waliach, Köln a Rhein.
Chemische Untersuchungen und Rezepte
Dr. Ludwig Weil, Straßburg i. Els.
Christbaumschmuck
Christbaumschmuck-Fabrik, Worbis.
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Cichorien- und Kaffeesurrogate
J. G. Weiß, Cichorien u. Kaffeesurrogatfabrik, Stettin.
Cigarren
Ad Lührs, Cigarrfbr. u. Versandh., Bremen.
Cigarrenspitzen u. Pfeifen
Löwenstein & Co., Frankfurt a. Main.
Cigarettenhülsen-Maschinen
„Universelle“, Akt.-Ges., Dresden - A.
Cigaretten-Maschinen
Präzis.-Maschfbr. G.m.b.H., Dresden A. 21.
„Universelle“, Akt.-Ges., Dresden - A.
Conserven
Lübecker Conserven - Fabrik, vormals D. H. Carstens A. G., Lübeck.
Cotillon-Artikel
J. C. Schmidt, Hoflieferant, Erfurt 71.

D

Dachdeckung
Elliesen & Michaelis, Hamburg XII
Dachleinen (in allen Farben)
Weber-Falckenberg, Berlin.
Dachpappen
Spez. geruchlose Dachpappen, kein Teer, kein Asphalt, in all. Farben, „Elastique“. Dachpappen f. Tropen. Weber-Falckenberg, Berlin.
Damenbinden, hygienische
Paul Hartmann, Verbandstoff-Fabriken, Heidenheim a. Brenz.
Damenkonfektion
V. Manheimer, Berlin W 56, Oberwallst. 6-7.
Dampfer, Rad- und Schrauben-
C. Wolfheim, Werft u. Reederei, Breslau.
Dampfwäscherei-Einrichtungen
Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf-Ost.
Dekorationsblumen und -blätter
Imanuel Richter, Sebnitz i. Sa., gegr. 1837, Spezialitäten i. besseren Zweigen u. Jlex.
Dekorationslack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.
Destillier-Apparate
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Diamanten f. d. gesamte Diamantindustrie
Johann Schöninger, Nürnberg 7.
Urbanek & Co., Berlin W 15, Uhlandstr. 52.
Diamanten für Industriezwecke
Zabusch & Franz, Frankfurt a. M. 3.
Drahtgewebe-Fabriken etc.
Bockhardt, Endres & Käßmeyer, Ulm a. D.
Drahtwebstühle, Drahtflecht- und Spinnmaschinen
Caesar Schulz, Maschinenfabrik, Pössneck i. Thür.
Drehscheiben für Feldbahn „ve... legbar“
Klemp, Schultz & Co., G.m.b.H., Düsseldor...
Druckknöpfe für Handschuhe
Stock & Co., G.m.b.H., Elberfeld-Sonnbor...
Duftkissen
Faß & Co., Berlin SO 16.
Düngemittelfabrikationsmaschine...
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz ...
Durchschreibebücher
Eduard Rein, Chemnitz.
Fr. Werneburg, Lübbecke in Westfale...
Dynamobürsten, Kohlen
M. H. Kuppers, Krefeld.
Dynamobürsten, Metall
M. H. Küppers, Krefeld.

E

Edel- und Halbedelsteine
C. Giese, Islar a. d. N.
Eggen
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Eierkonservierungsmittel
Gar...ntol-Ges. m. b. H., Dresden 19.
Eierfarben
Gebr. Heitmann, Köln und Riga.
Eisenkonstruktionen jeder Art
J. Gollnow & Sohn, Stettin.
Eiserne Brücken
J. Gollnow & Sohn, Stettin.
Eis- u. Kühlmaschinen
A. Freundlich, Düsseldorf.
Metallwerke Nehe m. A.G., Neheim ; Ruh...
Elektrische Artikel
Oskar Böttcher, Berlin W. 57. Fabrik... Gebirge b. Pobershau i. S., Pobershau ... Ober-Röslau i Bayern, Klardorf i. Bay...
Elektr. Kabel
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Ni...
Elektr. Meßapparate, speziell fü... Kabelnetze
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Ni...
Elektrische Röhren nach Crool... Röntgen, Geissler
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür...
Elektrische Taschenlampen
Adolf Kripner, Spezialfab. i. ... Cölln i. ...
Elektromedizin. Apparate
R. Blänsdorf Nachfolger, Frankfurt a. ...
Elfenbein-Miniaturen
E. Wenzel, Steglitz, Mittelstraße 2.
Emaillack „Schwanenweiß“
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberf...
Emaille-Schilder u. Plakate
Emaillierwerk Halle Nfl., Berlin S 14
Emaillierwerk Peters, Elberfeld.
Essenzen für Brauselimonaden
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Essigsäure (Essigessenz)
Kausch & Co., Hamburg.
Etuis für Uhren und Bijouterie...
Eisenberger Etuisfabrik Max Retsch Eisenberg i. Thür.

F

Fahnen
Thüringer Fahnenfabrik, Coburg 38.
Fahnen und Flaggen
Max Gebauer, Schweidnitz i. Schl.
Farben aller Art
G. Siegle & Co., G. m. b. H., Stutt...
Heinrich Wiesel, Gehren (Thür.).
Farben, spez. Eisenoxyde
H. Haardt, Dillenburg (Deutschl.).
Farben in Päckchen z. Selbstfä... von Stoffen im Haushalt
Gebr. Heitmann, Köln und Riga.
Farbkasten
Koch & Schmidt, Coburg.
Federn (Import roher)
Rudolf Ley, Berlin SW, Zimmerst...
Feilen und Raspeln
Friedr. Dick, Eßlingen a. N. (6...0 ...
Feuerlöschapparat
Friedrich Christian, Wächtersbach.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Feuerlöschgeräte, Armaturen, Metallgießerei
August Hönig, G. m. b. H., Köln-Nippes, Geldernstr. 48.
Feuerspritzen
H.Koebe,Feuerwehrgerätfb.,Luckenwalde.
Feuerwerk
Gebrüder Weinrich, Worbis.
Filter
Berkefeld-Filter-Ges. m. b.H., Celle (Han.).
Filze
Filzfabrik Alf (Mosel).
Filz für techn. u. gewerbl. Zwecke
Filzindustr. Frank & Neuthal, Berlin SW.
Firmenschilder
R. Ditmeyer, Berlin C 33.
Fisch-Jagd-Netze, Angelgeräte
Hein. Blum, Netzfbr., Eichstätt 10, Bayern.
Fleischereiwerkzeuge
Friedr. Dick, Eßlingen a. N. (600 Arb.)
Fliesen für Fussböden
Mosaikplattenfabr.,Deutsch-Lissa, Schles.
Flügel, Pianos
Franz Liehr, Liegnitz.
Fräser aller Art
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.).
Fräsmaschinen
Paul Koch, Maschinenfabrik, Suhl 15.
Furniere und ausländische Hölzer
C.Küch'er, Frankfurt a.M., Bethmannst.50.
Fussböden
Mosaikplattenfabr.,Deutsch-Lissa, Schles.
Fußbodenlack
H. Wülfing, Lackfbr.,Vohwinkel-Elberfeld.

G

Gänseleber-Conserven
Georges Strohl, Straßburg i. E. P. O. B. 1.
Gardinen
Herm. Behn & Co., Lübeck.
Gartenmöbel und Schirme
Franz Birnstiel, Coburg 39 W.
Gartenscheren
Ernst Jäger, Hilgen bei Solingen.
Gasmesser
Max Bessin & Co., Berlin NO 18.
Gasoline-Lampen
Gebr. A. & O. Huff, Berlin SW 61.
Gelatine
Erste Deutsche Gelatinefabrik Wilh. Bang, Hanau a. Main.
Geldschränke, Wandgeldschränke
W. Houben, Duisburg.
Gewehre
O. H. Scherell, Gewehrfabrik, Berlin W. 35.
Gewehre aller Art
H. Bessel & Sohn, Hofgewehrfbr., Sagan 19.
Gewehrfabriken
Gebrüder Simon, Schmalkalden (Thür.).
Geweihkronleuchter
Curt Schicker, Regensburg.
Gewürze
Chemische Fabrik Seybold, München XII. (Spez. f. Wurstfabriken „Kaisergewürz".)
Glacéleder f. Tryphosahandschuhe
Louis Grässer, Zwickau in Sachsen.
Glasbläserei-Artikel und Glaswolle
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).
Glasbuchstaben-Schleiferei
Hubert Eickelberg, Berlin, Alte Jakobstr. 67.
Glaserdiamanten
Zabusch & Franz, Frankfurt a. M. 3.
Glaserdiamanten in allen Preislagen
Johann Schöninger, Nürnberg 7.
Urbanek & Co., Berlin W 15, Uhlandstr. 52.
Glaser-Diamanten, Spezialität
Louis Blättner & Co., Cassel.
Glasmessgeräte und Glas-Instrum.
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).
Glasröhren
Glasfbr. Sophienhütte, R. Bock, Ilmenau, Th.
Glaswaren, geschliffen u. dekoriert
Fritz Heckert, Petersdorf i. Rsgb.
Goldwaren u. Bijouterien
Uhren- u. Goldwaren-Industrie, Berlin 48/1. Export-Katalog gratis.
Gummiabsätze
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.
Gummiwaren und Bandagen
Versandhaus „Regina", Dresden 23, D.
Gummiwaren, Technische
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.
Gummiwaren, technisch u. nahtlos
Paragummiwerk m. b. H., Berlin-Steglitz.
Guttaperchafabrikate, Technische
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.

H

Haarnetze
D. Kahn fils, Straßburg i. Els. 25.
Hämatogen
Dr. A. Wolff, Bielefeld.
Handschuhe (Leder)
O. & C. Bauer, Johanngeorgenstadt 13.
Versandh. Parisiana, Straßburg i. E. Prsl. gr.
Hebezeuge
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Heftzwecken mit Cell.-Ueberzug
Hans Heißen & Co., Hamburg 36.
Hobelmaschinen
F. J. Dresch Söhne G. m. b. H., Chemnitz.
Hölzer (überseeisch) und Furniere
Werner & Co., Hamburg.
Holzriemscheiben
A. Fr. Flender & Co., Düsseldorf-Reisholz.
Honig
Carl Nitschke, Hamburg 8.

I

Isolierte Leitungen
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.

J

Joghurt-Präparate
Laboratorium Dr. E. Klebs, München E 33.
Juchtenschäfte, echt russ.
Aug. Höpfner Nachf., Hainichen i. Sa.

K

Kabel, elektr.
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Kaffeeröst- u. Veredelungsmaschin.
Thum-Maschinenges. m.b.H., Dresden A.3.
Kältemaschinen für Kleinbetrieb
Metallwerke Neheim, A.G., Neheim (Ruhr).
Kapseln, Metallkapseln f. Flaschen, Krüge etc.
Nackenh. Kapselfabr. A. G., Frankfurt a.M.
Kartonnagenmaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Karusselle
Jos. Hübner, Karussellfbr., Neustadt a. Orla.
Käse in Dosen
Gebr. Wiedemann, Wangen i. Allg.
Käse, tropenfest
Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.
Kellerei-Artikel
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Ketten
Nohl & Cie., Köln-Ehrenfeld 9.
Ketten, geknotete
Nollesche Werke, Weißenfels (Saale).
Kefyr-Anstalten
Erste kaukas. Kefyr-Anstalt, Breslau V.
Kleiderleinen-Weberei
Gebr. Weinberger, Nürnberg.
Knochenverarbeitungsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Knöpfe aus Porzellan-Agate
Ferd. Schmetz, Aachen.
Kohlensäure, natürliche
Hubertus-Sprudel, Hönningen a. Rh.
Kolonialwirtsch. Masch. u. Anlag.
Fr. Haake, Berlin NW 21, für Palmöl und Palmkerne, Baumwolle, Schrotmühlen, Reisschälmaschinen, Pressen.
Körbe aller Art
Gebr. Rießner, Korbfbr., Lichtenfels, Bayern.
Korb- u. Korbmöbelmanufaktur
J. C. Alwin Popp, Kleinschmalkalden.
Korbindustrie-Bedarfsartikel
L. Fogelberg & Co., Wickrath 16 (Rheinld.)
Korke, Korkwaren
Korkfabrik Wm. Merkel, Raschau, Erzgeb.
Korke und Korkspezialitäten
Hanseat. Korken-Import-Ges., Bremen.
Korkpapier für Cigaretten
Korkfabrik Wm. Merkel, Raschau, Erzgeb.
Kosmetische Präparate
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Krabbenkonserven (Shrimps, Crevettes)
Claus Siegfried, Büsum, Holstein.
Kragenglätter (Glättolin)
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Krane
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Kreissägeblätter aller Art
Fritz Claussner, Nürnberg-Doos.
Kugellager
Gebr. Wetzel, Leipzig.
Kunstblätter
Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck.
Kunstblätter jeder Art
A. Fils, Berlin, Rungestr. (Manolihaus).
Kupferfolien-Ersatz
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Kutschenlack
H. Wülfing, Lackfbr., Vohwinkel-Elberfeld.

L

Laboratoriumsapparate
Dr. Heinrich Göckel & Co., Berlin 6.
Lachs, geräuchert
F. Klevenhusen & Co., Bremen.
Landwirtschaftliche Maschinen
Akt.-Gesellsch. H. F. Eckert, Lichtenberg.
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Lastmagnete
Schenck & Liebe-Harkort, Düsseldorf 1.
Lecithin
Dr. A. Wolff, Bielefeld.
Leder
Joel Mayer, gegr. 1863, Berlin C. 2, Chamois-Fensterleder-Export.
Leder-Creams
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Lederkonservierungs-Oel
Rudolf Kessler, Mannheim 16, Collinistr.
Lehrmittel, naturgeschichtliche
Dr. Aug. Müller, Berlin-Charlottenburg, Leibnizstr. 85.
Linnaea, Naturh. Institut, Berlin NW. 21.
Wilh. Schlüter, Halle a. S.
Leimfabrikationsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Leitungsdrähte
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Liniiermaschinen
E. C. H. Will, Hamburg 20.
Lithographie-Steine
Mörnsheim. Lithographiestein-Genossenschaft, Solnhofen, Bayern. Eigene Brüche. Vertreter gesucht.
Löffel aller Art
H. A. Erbe, Schmalkalden i. Th.
Lötmaterialien
H. C. Schwenn, Magdeburg.
Lotterie-Kollekteure
Georg Dehne, Leipzig, Weststr. 34.
Luftkompressoren und Vacuumpumpen
A. Freundlich, Düsseldorf.

M

Malerwerkzeuge für neue Technik
A. Herm. Haase, Halle a. S.
Margarine-Herstellungsmaschinen
Ch. Zimmermann, Maschinenfabrik, Köln-Ehrenfeld, Venloerstr. 478.
Markisen und Zugehörteile
Gebrüder Fenners, Köln a. Rhein.
Maschinen f.d.chem.-techn.Branche
Fallnicht's Maschinen - G. m. b. H., Inzersdorf-Wien.
Maschinen für Sattler, Riemer und Tapezierer
Melzer & Feller, Zella St. Bl., Thüringen.
Maschinen-Oele und -Fette
J. & A. Homberg, Barmen.
Maschinen zur Herstellung von Flaschenkapseln
Carl Collin, Maschinenfabrik, Offenbach a. M., Domstr. 70.
Maßstäbe
Hörselwerke Eisenach.
Mause- und Rattenfallen
Gustav Wilmking, Gütersloh i. Westf.
Medaillen
L. Chr. Lauer, G. m. b. H., Nürnberg-Berlin, Ritterstr. 46.
Medaillen und Plaketten
Max Haseroth, Hofgraveur, Berlin SW. 68.
Messerputz-Maschinen
Hans Bühler & Co., Eßlingen a. N.
Messwerkzeuge
Breitwieser & Keller, Ober-Ramstadt.
Carl Mahr, Spezialfabrik, Esslingen a. N.
Messingschriften
L. Berens, Gravieranstalt, Hamburg.
Metallkurzwaren
Militäreffekten, Knöpfe aller Art, Reklameartikel, Julius Bergmann, Lüdenscheid.
Metallputzmittel Geolin
Chem.Fabrik Düsseldor A.-G.,Düsseldorf.
Metall- und Glasbuchstaben
Brillant-Letters-Co., Berlin C. 2.
Milchtransportkannen, nahtlos
T. Bartels & Co., Stanzwerk, Ostfriesische Molkereigerätefabrik, Emden 15.
Milch (trocken) u. Milchkonserven
Saliter, Obergünzburg, Bayern.
Mineralwasser-Apparate
Ferd. Fischer, vorm. Fischer & Kiefer, Karlsruhe i. B.
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.
Mineralwasser, natürliches
Hubertus-Sprudel, Hönningen a. Rh.
Möbel-Leder
R.C.Voit & Co., Berlin, Kurstr. 32, gegr. 1835.
Mosaikplatten
Mosaikplattenfabr., Deutsch-Lissa, Schles.
Musikalien-Handlungen
C. F. Schmidt, Heilbronn a. N.
Musterschutz
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Musterstechmaschinen
Carl Boettcher, München E. B. 16.
Musikinstrumente
August Dürrschmidt, Markneukirchen.
Herm. Oskar Otto, Markneukirchen.
Edmund Paulus, Markneukirchen.

N

Nachtlichterfabriken
J. H. Bayer, Nachtlichterfabrik, Nürnberg
Nadeln aller Art
Gebr. Queck, Würselen-Aachen.
Nägel, geschnittene
Nollesche Werke, Weißenfels (Saale).
Nagelpolier-Präparate
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a
Nähmaschinen
„Veritas", C. Müller, G.m.b.H., Dresden N

O

Oelreinigungsapparate für Tropföl
A. Koellner, Neumühlen bei Kiel, 33 In- und Auslandspatente seit 1879.
Optisch - Mechanische Industrie-Anstalt
Hugo Meyer & Co., Görlitz.

P

Papierschneidemaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Papier-Trinkbecher
Schmidt & Co., G. m. b. H., Elberfeld.
Papierverarbeitungsmaschinen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Papierwäsche
Max Jahn, Schmölln S.-A.
Pappteller
Schmidt & Co., G. m. b. H., Elberfeld.
Patentanmeldung
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Patent-Anwalt
O. Künzell, beh. verpfl. Anw., Düsseldorf.
Patentanwälte (Ing. Conseils)
Bayer-Ankener, ingén. dipl. Verviers (Belg.)
Patent-Bureaux
Ernst Friedlaender, Essen-Ruhr, Märkische Straße 36.
Patent-Hochglanz-Ledercreme
Kuki Ges. m. b. H., Köln-Nippes.
Patent-Ingenieur
Dipl.-Ingenieur J. Bayer, Karlsruhe-Basel.
Patentverwertung u. Fabrikation
„Akt.-Ges. Invention" Herbesthal (Rhld.)
Peitschen
Verein. Peitschenfbr., G. m. b. H., Isny i. W.
Pelzabfälle, Rauchwaren
M. Marmerstein, Leipzig.
Pergament (Haut-Pergament)
Karl Wildbrett, Augsburg 8.
Perlmutter-Knöpfe
Schultz & Klockmann, Hamburg u. Paris.
Perlmutterwaren
Louis Nicolai, Adorf i. V.
Pflüge
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.

Photographische Apparate
Bülter & Stammer, Hannover, Fabrik und Export.
Photogr.-Präzisions-Cameras
V. Linhof, München, Gabelsbergerstr. 76.
Photographie-Rahmen aus echten Hölzern
Gustav Rogosch, Berlin S. 42/62.
Pianofortefabriken
F. L. Neumann, Hoflieferant, Hamburg 11. Gegr. 1854. Anerkannt bestes Fabrikat.
Gebr. Perzina, Hofpianofortefbr., Schwerin.
Pianos und Flügel
Georg Weidig, Hofl., Regensburg.
Pillen
J. C. Redlinger & Cie., Augsburg.
Plakate aus Karton, Celluloid, Glas
Verein. Kunstanstalten A. G. Kaufbeuren.
Plakate in Steindruck
Schaar & Dathe, Kom.-Ges. a. Akt., Trier IX.
Pläne
Oscar Eckert, Berlin O., Holzmarktstr. 12. E. W.
Plissee-Maschinenfabrik
Hermann F. W. Seeger, Berlin S., Stallschreiberstr. 6.
Porträt-Vergrößerungen
Eduard Blum, Berlin, Wallstr. 31 IV.
Porzellanfiguren
Dressel, Kister & Co., Passau (Bayern).
Postkartenständer
Joseph Keller, Dresden, Borsbergstraße.
Privat - Real- und Handelsschulen
Dr. phil. O. Kramer, Harburg (Elbe).
Pressen, hydraulische
Rittershaus & Blecher, Barmen-U.
Puderpapier
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Pumpen
Jacob Hansen, Kiel.
Gustav Redlien, Kiel.
Putz-Extrakt (Putzpomade)
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.

R

Radium-Präparate
Radium-Gesellschaft m. b. H., Dresden A. 3.
Rad-, Trieb-, Schneckenfräsmasch.
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.).
Rasier-Apparate und -Garnituren
C. O. Weist, Boxhagen-Rummelsburg 2a.
Rasiersteine
Dr. Max Lehmann & Co., Berlin SW 47a.
Rechenmaschinen
Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing., Glashütte (Sa.)
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.)
Reit- und Fahrgeschirr-Beschläge
Husemann & Schultze, Iserlohn.
Reklame-Artikel
Theodor Guckenheimer, Nürnberg 20.
Karl Högg & Co., Nürnberg 4.
Reklamebänder
Konrad Unmuth, Lörrach.
Riemen-Verbinder
Hans Bühler & Co., Eßlingen a. N.
Rohrbiegemaschinen f. alle Zwecke
Emil Fröhlich, Köln-Bickendorf.
Rolladen (Rolljalousien)
F. Klett & Co., Hofl., München.
Rolladen aus Holz u. Stahlwellblech, Jalousien.
C. Leins & Cie., Stuttgart. Gegründet 1856.
Rolljalousien, eiserne und hölzerne
Gebr. Kimmich, Frankfurt a. M. 1.
Roßhaarstoffe
Hänsel & Co., Forst (Lausitz). (Ideal-Zwirnroßhaarstoff.)

S

Säemaschinen
Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz.
Sägen
J.D. Dominicus & Söhne, G. m. b. H., Berlin, Ritterstr. 71. Fab. Remsch.-Vieringhausen.
Samen von Blumen und Gemüse
Friedr. Römer, Quedlinburg.
Sattelböcke
H. Triebel, Lüben i. Schles.
Schablonenschneidemasccinen
Carl Boettcher, München E. B. 16.

Schallplatten-Alben
Berliner Buchbinderei Wübben & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 48.
Schaufenstergestelle und Ladeneinrichtungen
Schneider & Seebom, Hamburg, Inh. J. Schneider.
Scheren, Federmesser
C. Duisberg, Solingen W.
Scherz- und Jux-Artikel
A. Rosenhain & Co., München, Rosental 3.
Richard Zeumer, Dresden. Kat. gratis.
Schirme
Hofschirmfabrik Hugendubel, Stuttgart.
Gebrüder Nolte, Köln a. Rh. Gegr. 1865.
Schleifsteine
Pike & Escher, G. m. b. H., Hamburg.
Schmierkannen
Louis Kraus, Schwarzenberg.
Schrauben, Muttern, Gelenkketten
Schlüter & Forsbach, Barmen.
Schraubenschlüssel
„Knarr"-Schraubenschlüssel Rapid Theodor Boehm, Düsseldorf 3.
Schreibfedern
Schagen & Co., Aachen B.
Schreibmaschinen
Smith Premier Schreibmaschinen-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 8.
„Urania", C. Müller, G. m. b. H., Dresden N.
Schriften aus Rotguß für Buchbindereien
L. Berens, Hamburg 22 D. Fbr. gegr. 1848.
Schrot- und Backmehl-Mühle
Gmeinder & Co., Frankfurt a. M., Taunusst. 45
Schuhfabriken
Rumpf & Sohn, Butzbach, lief. prsw. dauerhafte Schuhe u. Safaristiefel. Preisl. grat.
Schuhmaschinen
Nollesche Werke, Weißenfels (Saale).
Schuhputzstein „Luise"
Bernhard Keilich, Berlin.
Schuhriemen in allen Genres
Kühler & Stock, Barmen.
Schuhwaren (Verk. a. Priv.)
Fritz Dönitz, Zwenkau.
Schulkreiden
Farbstiftfabrik B. Keilich, Berlin.
Schulwandtafeln
A. C. Lemke, Cassel.
Schulwandtafelfabrik
Gottfr. Glasmacher, Essen.
Schürzenfabriken
Richard Kachl, Goldberg, Schlesien.
Schutzmarken
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Seife, Ia., staubfein gepulvert
Emil Lötzsch, Seifenfabrik, Dresden A.
Seifenfabrik-Einrichtungen
Fallnicht's Maschinen - G. m. b. H., Inzersdorf-Wien.
Shapingmaschinen
F. J. Dresch Söhne G. m. b. H., Chemnitz.
Sicherheits-Kistenklammern
Ed. Glardon, Hamburg 36, Gerhofstr. 13-15. Bewährter Kistenverschluß vom Verein Hamburger Assecuradeure empfohlen.
Siegelmarken
Arno Scheunert, Leipzig 17, Lößnigerstr. 9. Präm. St. Louis, Brüssel, Turin 1911. Gold. Med.
Sitzmöbel
Friedr. Heger, Rabenau (Sachsen).
Spediteure
Gebr. von Eupen, Essen-Ruhr, Bahnhofstraße 39.
Ernst Espey, Duisburg.
Essener Möbeltransport Gesellsch. m. b. H. Essen-Ruhr, Zweigertstr. 2.
Carl Hartmann, Bremen (gegr. 1877).
Spedition
Moritz Merfeld, Leipzig. Gegründet 1863.
Spedition, Lagerg. u. Möbeltransport
Carl Wiegandt & Co., Düsseldorf.
Spedition-Uebersee
Otto G. Bertrand, Berlin C. 2, A. d. Schleuse 8.
Spielwaren
C. Horster, Zauberkasten und -Apparate, Berlin, Friedrichstr. 17.
Spiralbohrer
Richard Schubert, Velbert (Rhl.).
Steinhäger (Gin) echte Marke: Urgroßvater
E. F. Elmendorf, Isselhorst in Westfalen.
Steinzeugfussbodenplatten
Mosaikplattenfabr., Deutsch-Lissa, Schles.
Stockschirme
Stockschirmfabrik Hugendubel, Stuttgart.

Stopfbüchsen-Packungen
H. Schwieder, Dresden-N. 23. A.
Streich-Feuerzeuge
Faß & Co., Berlin SO 16.
Strickmaschinen
Ernst Boessneck, Chemnitz-Einsiedel.
Strumpfmaschinen
Ernst Boessneck, Chemnitz-Einsiedel.

T

Tafelsenf (Marke Küchenchef)
Paul Eisenhardt, Düsseldorf.
Taschen f. Damen, Kinder, Konfekt und Reklame
Oscar Liedstrand, Halensee-Berlin, Joh.-Georgstr. 5.
Technische Lehrbücher
Aug. Loss, Halle a. S.
Telephon- und Telegraphenkabel
Land- u. Seekabelwerke, A.-G., Köln-Nipp.
Termator-Isolier-Flasche
Friedrich Christian, Wächtersbach.
Terrazzomaterialien
Deutsche Terrazzo - Verkaufsstelle Ulm, G. m. b. H., Ulm a. D.
Thermometer aller Art
Höllein & Reinhardt, Neuhaus a. R. (Thür.).
Tiegeldruckpressen
Bautzener Industriewerk m. b. H., Bautzen.
Tintenpulver
Gebr. Heitmann, Köln und Riga.
Tintenpulver und Tinten
Chem. Fbr. Wevelinghoven, G. m. b. H., Köln.
Transporteinrichtungen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Treppen, schmiedeeiserne
Theodor Koch, Schw. Hall. Wendel- und andere Treppen.
Trinkwasserreiniger
Berkefeld-Filter-Ges. m. b. H., Celle (Han.).
Tropenbauten
Elliesen & Michaelis, Hamburg XII.
Turm-Uhren-Fabrik
Georg Richter, Berlin S 61. W. Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

U

Uebersee-Papiere
Emil Braun, Elberfeld, Königsplatz.
Uhren
Wilhelm Gerland, Triberg (Schwarzwald).
Uhrenfabrik
A. Mustroph, Berlin SW 68/1.
Uhrenfabrikation
Uhren- u. Goldwaren-Industrie, Berlin 48/1. Export-Katalog gratis.

V

Vanille-Im- u. Export
Carl Nitschke, Hamburg 8.
Verbandsstoffe
Paul Hartmann, Verbandstoff-Fabriken, Heidenheim a. Brenz.
Verbandstoffe, medizinische
Cosack & Cie, Düsseldorf.

W

Waffen
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak, Berlin SW. 48, Friedrichstr. 15.
Karl Weisbach, Waffenfabrik, Mehlis i. Th.
Pistor & Kost, Schmalkalden b. Suhl, Thür.
Waagen
M. M. Mollnau, Ammendorf b. Halle a. S.
Wagenlaternen
C. Erbschloe seelig Wittib, Elberfeld.
Warenzeichen
A. Kuhn, Patentanwalt, Berlin SW 61.
Wäsche
Herm. Behn & Co., Lübeck.
Wäschemangeln
„Satina" Wäscherollen, Berlin N., Oranienburgerstr. 17.
Seilers Maschinenfabrik, Liegnitz.

Wäscherei-Anlagen
Fr. Beyer & Zetzsche, Plauen i. V.
Wäschereimaschinen
Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf-Ost.
Wäsche-Stempel
Walter Schmidt, Berlin, Landsberger St. 102.
Waschmaschinen
Louis Kraus, Schwarzenberg.
Wasserdichtes Papier für Schmierseife etc.
C. W. Klanke G. m. b. H., Hilchenbach, Westf.
Wasserfilter
C. Bühring & Co., Hamburg.
Wasserreiniger
Berkefeld-Filter-Ges. m. b. H., Celle (Han.)
Werkzeuge
J.D. Dominicus & Söhne, G. m. b. H., Berlin, Ritterstr. 71. Fab. Remsch.-Vieringhausen
Werkzeuge für Elektrotechnik und Automobilbau
Friedr. Dick, Eßlingen a. N. (600 Arb.)
Werkzeuge für Sattler, Riemer und Tapezierer
Melzer & Feller, Zella St. Bl., Thüringen.
Werkzeuge für jedes Handwerk
Jacob Hansen, Kiel.
Wellpapier und Wellpappekartons
Carl Lampmann Söhne, Köln-Ehrenfeld.
Wetzsteine
Pike & Escher, G. m. b. H., Hamburg.
Wirkmaschinen
Ernst Boessneck, Chemnitz-Einsiedel.

Z

Zahnärztl. u. zahntechn. Maschinen und Instrumente
Ehrlich & Schnass, Düsseldorf.
Zahnräder, Triebe, Schnecken
Jos. Koepfer & Söhne, Furtwangen (Bad.)
Zauberapparate
Conradi Horster, Berlin, Friedrichstr. 17.
Zelte
Oscar Eckert, Berlin O., Holzmarktstr. 12. E. W.
Zerkleinerungsmaschinen
Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz A.
Ziehbänke für Stangen und Rohre
Ch. Zimmermann, Maschinenfabrik, Köln-Ehrenfeld, Venloerstr. 478.
Zinkplatten
E. Keyser & Co., Berlin S. 42.
Zinnfolien-Ersatz
M. Brünn & Co., Fürth i. B.
Zinn- und Bleikompositionsfolien
Metallindustriewerke G. m. b. H., Frankf. M.
Staniolfabrik G. m. b. H., Eppstein i. Taun.
Zollstöcke
Hörselwerke Eisenach.
Zuckerlös-Apparate
Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld 486.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW., Zimmerstraße 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Albrecht, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

DIE·WOCHE

Nummer 19. Berlin, den 11. Mai 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

1. Mai.

In der bayrischen Kammer der Abgeordneten beantwortet der Ministerpräsident Freiherr von Hertling eine Interpellation über den Jesuitenerlaß im Einklang mit den Erklärungen des Kanzlers im Reichstag.

Der türkische Ministerrat beschließt, die Dardanellen wieder für den Schiffsverkehr zu öffnen.

2. Mai.

Aus Windhuk wird gemeldet, daß der Kaiser in Deutsch-Südwestafrika zwei Farmen gekauft hat, auf denen Wollschafzucht betrieben werden soll (Abb. S. 776).

Der griechische Ministerpräsident Venizelos wird im Achilleion auf Korfu vom Kaiser in Audienz empfangen und zur Frühstückstafel geladen.

Die griechische Regierung bittet in einer Note an die Schutzmächte um Freilassung der bei der Abfahrt nach Athen festgenommenen kretischen Abgeordneten.

In den Dardanellen stößt der Schleppdampfer „Semender" auf eine Mine und geht unter. Ein Offizier und zwölf Mann der Besatzung kommen dabei ums Leben.

3. Mai.

Im Reichstag erklärt bei der Beratung von Anträgen auf Aenderung der Geschäftsordnung der Staatssekretär Dr. Delbrück, daß der Reichskanzler bereit sei, die in Aussicht genommenen kurzen Anfragen innerhalb gewisser Grenzen zu beantworten.

In Berlin stirbt, 53 Jahre alt, der frühere Gouverneur von Deutsch-Neuguinea Rudolf v. Bennigsen (Portr. S. 775).

Die türkische Regierung ordnet an, daß die im Hafen von Konstantinopel liegenden Schiffe sich bis auf weiteres der drahtlosen Telegraphie nicht bedienen dürfen.

Der mexikanische Kongreß setzt eine Friedenskommission ein, die direkt mit den Aufständischen verhandeln soll.

4. Mai.

In Berlin wird die vom Zentralverband der Städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands veranstaltete Ausstellung für Haus- und Wohnungsbau eröffnet (Abb. S. 774).

In dem Prozeß wegen Vergiftung der Berliner Asylisten durch Methylalkohol wird der Hauptangeklagte Drogist Scharmach zu 5 Jahren Gefängnis und 2000 Mark Geldstrafe verurteilt.

Auf der Insel Rhodos landet ein italienisches Besatzungskorps unter dem Kommando des Generals Ameglio.

Aus Udschda wird gemeldet, daß die marokkanischen Stämme der Ghiata und Beni Uarain den heiligen Krieg gegen die Franzosen erklärt haben.

5. Mai.

In Berlin wird der zweite Internationale Hausbesitzerkongreß eröffnet.

Ueber der Stadt Rhodos wird nach längeren Gefechten des italienischen Besatzungskorps mit der türkischen Garnison die italienische Flagge gehißt.

6. Mai.

Im Reichsamt des Innern tritt die auf Anregung des Kaisers einberufene Konferenz zur Beratung erhöhter Sicherheitsmaßregeln für den Passagierverkehr auf Schiffen unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Dr. Delbrück zusammen.

7. Mai.

Der deutsche Botschafter in Konstantinopel Freiherr Marschall von Bieberstein trifft in Berlin ein und stattet alsbald dem Reichskanzler einen Besuch ab.



Welche Anforderungen sind an moderne Kleinwohnungen in Großstädten zu stellen?

Von Magistratsbaurat Philipp Nitze.

Durch die Städtebauausstellung sowie die Bildung des Zweckverbandes Großberlin hat sich das Interesse der Öffentlichkeit mehr und mehr der Wohnungsfrage zugewendet, deren Behandlung bisher einem beschränkten Kreis von Fachleuten vorbehalten war. In den deutschen Großstädten wird der Mittelstand ja im allgemeinen stets eine seinen Wünschen und Verhältnissen angemessene Behandlung finden. Steigen die Mieten wieder einmal, ja, dann hilft's nichts, dann heißt es, sich etwas einschränken, und die nächste Wohnung wird um ein Zimmer kleiner gewählt. Anders ist es aber mit der minder bemittelten Bevölkerung. Die Löhne des Handwerkers haben sich zwar in den letzten Jahren wesentlich verbessert, aber Hand in Hand damit ging auch eine wesentliche Verteuerung der Lebensmittel und eine Erhöhung der Mietpreise. Gerade die Miete nimmt aber in einem kleinen Haushalt einen viel höheren Prozentsatz des Gesamteinkommens ein als bei den bessergestellten Klassen. Während man hier ein Fünftel und weniger auf die Wohnung rechnet, muß der Arbeiter schon ein Viertel und noch mehr seines Verdienstes zur Bezahlung der Miete zurücklegen. Das Bestreben, diese Last zu erleichtern, hat dazu geführt, Schlafgänger in die Wohnung aufzunehmen, und dieses Prinzip hat zu einer bereits recht bedenklichen Überfüllung eines großen Teiles der Kleinwohnungen geführt. Um so mehr muß man darauf bedacht sein, daß solche Wohnungen allen Ansprüchen in gesundheitlicher Hinsicht genügen.

Licht und Luft! Das sind die Grundbedingungen, unter welchen ein gesunder Mensch seine Gesundheit sich bewahren kann, und für diese muß in hervorragender Weise gerade in der Kleinwohnung gesorgt sein. Die Sonne übernimmt völlig kostenlos einen großen Teil Arbeit, deren Erledigung mit Zeit und Geld verknüpft wäre. Die Lage nach Süden bedeutet für die Kleinwohnung eine nicht unerhebliche Ersparnis an Heizungskosten, und aus diesem Grunde allein ist die reine Nordlage soweit als irgend möglich zu vermeiden. Weiter aber ist die „liebe" Sonne der beste Freund der Familie, da sie mit ihren Strahlen die verderbenbringenden Ansteckungserrreger, die nirgends fehlen können, schon durch kurze Bestrahlung tötet und so den Gesundheitzustand der Familie, der vielleicht sowieso durch mangelhafte oder ungeeignete Ernährung weniger widerstandsfähig ist, verbessert und die Kräfte, die zur Verarbeitung dieses Giftstoffes aufgebraucht werden, spart. Wenn aber auf der einen Seite die Fenster gar nicht groß genug gemacht werden sollten, so verbieten dies wieder die hiermit verknüpften höheren Kosten für die Beheizung, da der Wärmeverlust an der Fläche des einfachen Fensters wenigstens dreimal so groß ist als an der Außenwand. Als ein Mittelmaß, bei welchem beiden Forderungen in genügender Weise Rechnung getragen wird, hat die Erfahrung etwa ein Fünftel der Grundfläche als Fensterfläche gefunden. Sind Doppelfenster vorhanden, so beträgt der Wärmeverlust nur etwa das Doppelte gegenüber der gleichen Außenwandfläche. Die Verwendung von Doppelfenstern ist daher für die Zimmer der Kleinwohnung höchst erwünscht. Die im Hannöverschen übliche Anordnung, den unteren Teil des Fensters als Doppelfenster und den oberen als einfaches Fenster auszubilden, hat seine großen Vorzüge insofern, als der Fensterplatz warm und zugfrei bleibt, der einfache Teil des Fensters aber eine nicht zu unterschätzende selbsttätige Lüftung ausübt. Auch die Lage der Fenster in der Außenwand ist von Wichtigkeit. Das Fenster muß so dicht wie möglich unter der Decke liegen, um zu vermeiden, daß sich in der Höhe zwischen Fenstersturz und Decke ein Luftraum bildet, der, bei der Schwierigkeit, ihn zu wechseln, nur stagniert und zur Entwicklung von Keimen beiträgt. Außerdem ist wünschenswert, daß das Licht so tief wie möglich in die Stuben hineindringt, besonders gerade in die Teile, die durch ihre Entfernung vom Fenster der reinigenden Wirkung der frischen Luft weniger ausgesetzt sind. Wenn dadurch die Fensterbretter etwas höher als üblich angeordnet werden, so ist dies für die wohnliche Wirkung des Raumes nur von Vorteil. Die vorhandene Fensterfläche muß nun aber auch möglichst erhalten bleiben, also fort mit dichten Gardinen! Mit waschbaren Vorziehgardinen an Stangen, möglichst ohne faltige Lambrequins an Galerien, die nur Staub sammeln, muß die Hausfrau ihrerseits zur Besserung der Verhältnisse beitragen.

Aber das größte Fenster nutzt nichts, wenn in kurzem Abstand vor diesem sich eine hohe Giebelwand erhebt und alles Licht abschließt. Solche Wohnungen sind natürlich sehr bedenklich. Man hat die schwierigsten Formeln aufgestellt, um zu ermitteln, ob ein Zimmer genügend Licht erhält. Ein einfacher und nicht ungeschickter Maßstab zur Feststellung, ob eine genügende Beleuchtung vorhanden ist, ist der, daß man, an der Rückenwand des Zimmers stehend, nach dem Himmel sieht.

Ein weiterer, wesentlicher Punkt für die Güte einer Wohnung ist die Lüftungsmöglichkeit. In Berlin ist die Bauweise von Seitenflügeln und Quergebäuden die herrschende. Eine gründliche Lüftung dieser Räume mit Durchzug ist ausgeschlossen. Man kann die Lüftung durch Oeffnen der Ofentüren wohl unterstützen, aber zu diesem einfachen Hilfsmittel wird nicht gegriffen. Eine Änderung dieses Mangels herbeizuführen, ist nur möglich durch die Änderung der Baugewohnheiten. Der sogenannte Hamburger Mittelflügel fängt jetzt an, sich mehr und mehr durchzusetzen, und wenn seine Anlage durch die Bestimmungen der Bauordnung unterstützt wird, so werden hierin sich die Verhältnisse mit der Zeit ändern lassen. Da man sich in der Stadt mit den Fronten nach der Lage der Straßenzüge richten muß, so werden auch reine Nordlagen sich nie umgehen lassen. Wenn es aber möglich wird, die Wohnung nach zwei Fronten zu entwickeln, so ist der Nachteil der einen Nordfront durch den Vorteil der Südfront auf der anderen Seite wenigstens teilweise ausgeglichen. In Holland, wo die Anlage von Seitenflügeln und Hintergebäuden nicht üblich ist, liegen alle Wohnungen in Vorderhäusern, so daß überall eine gründliche Durchlüftung möglich ist. Ein weiterer Vorteil der Anlage von Mittelflügeln ist die Verringerung des unbenutzbaren Verkehrsraumes, des Flures, welcher etwa 18 Prozent der gesamten Wohnungsfläche für sich beansprucht, und dessen Herstellungskosten trotz seiner Unbenutzbarkeit mit der Miete verzinst werden müssen.

Ein weiterer Vorteil derart doppelfrontiger Wohnungsanlagen liegt in der Ersparnis, welche in der Höhe gemacht werden kann. Je leichter ein Luftwechsel möglich ist, um so geringer braucht der Vorrat zu sein, und es erscheint daher nicht unberechtigt, wenn man eine Ermäßigung der vorgeschriebenen Stockwerksmindesthöhe von der Möglichkeit einer Durchlüftung abhängig macht.

Daß bei einer gesunden Wohnung ein völliger Abschluß gegen Feuchtigkeit, die von außen eindringt, Vorbedingung ist, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Bei alten Kellerwohnungen ist die untere Isolierung gegen aufsteigendes Grundwasser und die seitliche gegen Regenwasser nicht immer ganz ernst genommen worden, und in manchen Fällen ist erst ein energisches Einschreiten der Baupolizei nötig gewesen, um die Mängel zu beseitigen. Kellerwohnungen, in welcher Form und unter welchem Namen sie auch jetzt zum Teil noch zugelassen sind, sind aus Gründen der Gesundheit ganz zu unterbinden, da die Zuführung von Licht und Luft immer nur beschränkt sein kann. Wohnungen im ausgebauten Dachgeschoß dagegen, sobald für eine genügende Isolierung gegen die Außentemperatur hinreichend Sorge getragen ist, sind wohl zulässig unter der strengen Voraussetzung allerdings, daß die Anzahl der bewohnbaren Geschosse hierdurch in keinem Falle vermehrt wird. Ein anderer Mangel, der sich wohl vermeiden läßt, ist die Isolierung dünner Außenwände gegen Wärmedurchlässigkeit. Nichtbalkentragende Außenwände wie freistehende Giebel können zum Teil nur 25 Zentimeter stark hergestellt werden. Bei Witterungswechsel schlägt sich an solchen schwachen Wänden das in der Zimmerluft in Dampfform enthaltene Wasser nieder und durchfeuchtet die Tapete. Auf dem zum Festkleben verwendeten Kleister bilden sich dann Schimmelpilze, die bei anhaltend schönem Wetter zwar vertrocknen und sich abfegen lassen, bei Witterungsumschlag aber um so sicherer wiederkehren. Eine Isolierung solcher Wände etwa durch eine vorgespannte Rabitzwand ist dringend erforderlich.

Daß in so kleinen Wohnungen, in denen jedes Zimmer, leider auch recht oft die Küchen zum Schlafen benutzt wird, jeder Raum unmittelbar zu erreichen ist, ist unabweislich. Im alten Berlin, bei Häusern, die vor Einführung der Kanalisation errichtet wurden, finden sich noch auf dem Hofe gemeinsame Klosetts für sämtliche Hausbewohner. Dieser Zustand hat sich für moderne Verhältnisse als unhaltbar erwiesen, und die Wirte waren gezwungen, in den Häusern selbst Klosetts anzulegen und an die Kanalisation anzuschließen. Um keine Wohnräume zu verlieren, wurden nun auf den Treppenpodesten nach Art von Schwalbennestern kleine Brettverschläge eingebaut, die von den Bewohnern eines Stockwerkes gemeinsam benutzt wurden. Diese Ausflucht ist leider auch bei Neubauten nachgeahmt worden; aber die Anlage von gemeinschaftlichen Podestklosetts ist aus Gründen der Gesundheit und der Sittlichkeit streng zu verbieten und die Anlage eines eigenen Klosetts für jede Wohnung eine unabweisbare Forderung. Die Anlage einer Badegelegenheit wird in letzter Zeit auch bei kleinen Wohnungen immer mehr vorgesehen, ein Zustand, der um so erwünschter ist, als damit die Hausfrau einen kleinen Arbeitsraum für ihre kleine Wäsche gewinnt, die sie sonst in der Küche erledigen muß, nicht zum Besten des Zustandes des Küchenraumes und seiner Einrichtung. Wenn daher die Badestube einen undurchlässigen Fußboden, wie Zementestrich, erhält, ist dies nur in beiderseitigem Interesse, des Wirtes wie des Mieters. Eine große Annehmlichkeit für die Kleinwohnung bedeutet die zentrale Warmwasserbereitung. Hierdurch wird der Hausfrau dauernde, aufhaltende Kleinarbeit abgenommen, und die Kosten für diese Bequemlichkeit sind infolge der billigeren Herstellung nicht so hohe, daß sie nicht in den meisten Fällen gern getragen würden. Im öffentlichen Interesse ist die möglichst weite Ausbreitung der zentralen Warmwasserversorgung jedenfalls sehr zu wünschen, da sie die Reinlichkeit wesentlich unterstützt. Und daß mehr gebadet wird, wenn nicht erst die Schwierigkeit mit dem wegen nicht allzu häufiger Benutzung meist rauchenden Badeofen überwunden werden muß, ist wohl einleuchtend. Nicht ganz so rein ist das Glück bei der Zentralheizung. Der Wirt läßt sich die Heizung bezahlen, als ob jedes Zimmer die ganze Kälteperiode voll durchheizt wird, d. h. also etwa 50 M. für den Raum. In den Übergangzeiten spart sich die Hausfrau, sobald es angängig, das Heizen des einen Zimmers, und die Küche ist durch die Benutzung des Herdes meist von selbst durchwärmt. Dazu kommt, daß in vielen Berufen dem Manne Abfälle zur Verfügung stehen, die als Heizmaterial Verwendung finden. So bedeutet die Zentralheizung in der Kleinwohnung bereits eine Aufwendung, die sich nicht bezahlt macht.

Einen anderen Luxus dagegen leistet sich der kleine Mann gern, das ist der Sitzplatz im Freien. Wer eine der großen Wohnstraßen im Norden oder Osten Berlins entlang geht, wird die Liebe bewundern können, mit der jeder seinen Balkon, so schön er eben kann, schmückt und pflegt. Die Liebe zur Natur ist für den Berliner durch die Steinwüste, in der er lebt, nur zurückgedrängt, nicht unterdrückt und bricht bei sich bietender Gelegenheit hell wieder hervor. Der Sitzplatz im Freien! Mit welchem Stolz mustert der Hausherr am Sonntagmorgen in sauberen Hemdsärmeln, die Hände in die Hosentaschen versenkt, die Fortschritte seiner Feuerbohnen und seines wilden Weines, welchen er in seitlichen Wänden hochzieht, um sich gegen nachbarliche Neugier zu schützen, und seine kühle Blonde schmeckt ihm doppelt so gut, wenn er sie behaglich auf seinem Balkon austrinken kann. Der Skat mit seinen Freunden ist schon schwieriger auf dem Balkon zu erledigen, denn dessen Breite gibt den Platz für einen Tisch und Stühle auf zwei Seiten nicht recht her, und die Gefahr, daß ihm in die Karten gesehen wird, ist bei der Enge groß. Die Baupolizei läßt aber Breiten über 1.30 Meter im allgemeinen nicht zu. Auch wenn ein Regenschauer aufzieht, kann nur eilige Flucht retten. Die Bestimmungen über die Anlage von Vorbauten können noch nicht als glücklich angesehen werden, denn ein Sitzplatz im Freien hat eigentlich nur Wert, wenn der Raum so groß ist, daß er während der Sommermonate wirklich bewohnt werden kann, d. h., wenn eine Familie auf ihm zu beiden Seiten des Tisches Platz hat. Weiter aber ist wünschenswert, daß wenigstens ein Teil so weit überdeckt ist, um die Benutzung auch bei Regenwetter zu ermöglichen. Dies wird bei loggiaartigen Anlagen der Fall sein sowie durch Zulassung auch nur schwacher Stützen, an denen sich seitlich Schutzwände aus Glas oder Stoff anbringen lassen. Schließlich ist nicht recht einzusehen, warum durch die Bauordnung an der Vorderfront Prämien für solche Sitzplätze gegeben werden, dadurch, daß man sie nicht zur bebaubaren Fläche zählt, an den Höfen dagegen werden sie unterbunden, indem sie hier als bebaute Fläche angerechnet werden. Hierdurch sind sie im allgemeinen unmöglich, da die bebaubare Fläche durch Mauerkörper voll auszunutzen ein Ehrgeiz für den entwerfenden Architekten ist. Dabei wohnten im Jahre 1900 in Hinterwohnungen 46 Prozent der Berliner Bevölkerung, der damit die bequeme Freude an einem kleinen Stück Natur so gut wie abgeschnitten ist.

Es muß zugegeben werden, daß bei den Wohnungen, die neuerdings errichtet werden, auf die bisher erwähnten Forderungen mehr und mehr eingegangen wird. Für die höheren Preise, die für neue Wohnungen gezahlt werden, sind dann eben die Bequemlichkeiten auch größere. So sind in Berlin-Wilmersdorf von den im Jahr 1911 hergestellten 1- und 2-Zimmerwohnungen bereits 76 % mit Zentralheizung versehen. Warmwasserversorgungen haben von den 1- und 2-Zimmerwohnungen 91 %, 3- und 4-Zimmerwohnungen 97 %, während die gleichen Zahlen für 1908 noch 29 % und 59 % waren. Wenn Wilmersdorf seiner gesellschaftlichen Zusammensetzung nach nicht als Maßstab für Groß-Berlin angenommen werden darf, so geht doch wenigstens aus den Zahlen hervor, daß das Bestreben, an den bisherigen Mängeln zu bessern, vorhanden ist. Auch die Stadtverwaltungen haben beim Aufschluß neuer Gelände die Möglichkeit, bei Abschluß der Regulierungsverträge einen Einfluß auf die Art der Bebauung auszuüben, und wenn sie diesen in der Richtung der sorgfältigeren und hygienischen Ausstattung geltend machen, so wird dies Bestreben dankbar anerkannt werden müssen.

Die Regierung ist sich der eminenten Bedeutung der Kleinwohnungsfrage für die Großstädte angesichts der immer fortschreitenden Verdichtung der Bevölkerung auf einzelne Mittelpunkte wohl bewußt und bereitet die Vorlage eines Reichswohnungsgesetzes vor. Sind doch unter den Landgeborenen des Korpsbezirks Brandenburg ohne Berlin 63 Prozent der Gestellungspflichtigen tauglich, in Berlin einschließlich der Vororte nur 36 Prozent. Das sind Zahlen, die ein Eintreten der Regierung für diese Fragen wohl erklärlich machen können.

Im Farmgebiet des Kaisers.

Von Major a. D. Kurd Schwabe. — Hierzu die Abbildungen auf S. 776.

Laut telegraphischer Nachricht aus Windhuk hat Seine Majestät der Kaiser durch den in Südwestafrika weilenden Hofkammerrat Heckel die Farmen Dickdorn und Kosis im Bezirk Gibeon ankaufen lassen. Der bisherige Besitzer Herr von Koenen wird Pächter der Farmen, auf denen Wollschafzucht betrieben werden soll.

Der Kaiser Farmbesitzer in Südwest! Diese Kunde legt auf's neue Zeugnis ab von dem hohen, tatkräftigen Interesse, das der Kaiserliche Schutzherr von jeher an dem Fortschreiten und Erblühen unseres kolonialen Besitzes genommen hat, und wird bei allen Südwestafrikanern — hier in der Heimat wie im Schutzgebiet — große, dankbare Freude erregen.

Es war am 18. und 19. Oktober 1910, als ich das heutige Farmgebiet des Kaisers durchritt. Wir kamen von weither. Etwa 2300 Kilometer auf Pferdesrücken lagen hinter uns. Von Windhuk über Rehoboth und Nauchas nach Westen ziehend, hatten wir die Kuiseb- und Namibwüsten durchquert und waren dem Lauf des sagenumwobenen Tsauchabflusses bis über die Sossus-Vley nach Westen gefolgt. Wir hatten fern im Süden an den westlichsten Ausläufern der Awasibberge gelagert und endlich — nach Osten drehend — über Keetmanshoop und Berseba den Großen Fischfluß erreicht. Hinter uns lag die Öde der Wüsten mit all ihren Unbilden: mit ihrem glühend-heißen, von unbarmherzigen Sonnenstrahlen gedörrten Boden und mit ihren bitterkalten nächtlichen Südweststürmen, die vom Ozean her ungeheure Nebelbänke bis weit in das Land hinein jagen.

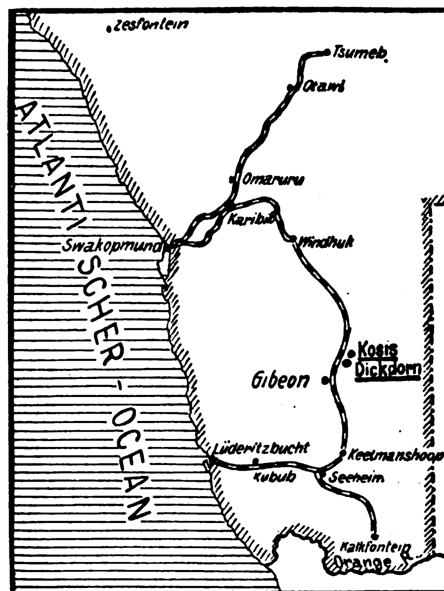
Anders hier im Osten! Die gewaltige Talsenke, die der Fischfluß in seinem vielfach gewundenen, 600 Kilometer langen Lauf durchzieht, ist von weither kenntlich am dunkeln Grün der Akazienwälder, die den Fluß umsäumen. Ein mildes Klima zeichnet diese Landschaften aus ohne die für viele Landesteile des Schutzgebiets charakteristischen, scharf ausgeprägten großen Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht, und saftig grüne Wiesen — ein seltener Anblick in Steppenländern! — tauchen hier und dort am Flußbett auf.

Bald in weitausgedehnten, oft kilometerlangen und von murmelnden Rinnsalen verbundenen fischreichen Bassins, bald in einzelnen schilfumstandenen Weihern, in Löchern, Tümpeln und in rieselnden Bächen zeigt sich das nie versiegende Naß des segenspendenden Stroms, der wohl, gleich vielen der „periodischen" Flüsse Südwestafrikas, dann auch wieder auf lange Strecken dem Auge nur den trockenen, weißen Sand seines Bettes zeigt, aber dicht unter dieser oberen Sandschicht doch stets starkfließende Wassermengen dem Oranje und dem Meer zuführt.

170 Kilometer in der Luftlinie nördlich von Keetmanshoop liegt am Fischfluß und an der alten Heerstraße nach Windhuk und dem Damaraland Gibeon, einst der Hauptort des mächtigen Witboistammes, und etwa 35 Kilometer nördlich von Gibeon befinden wir uns im Farmgebiet des Kaisers.

Zu den Zeiten der höchsten Machtentfaltung dieses kriegerischen Stammes unter der Führung des Häuptlings Hendrik Witboi gehörten die Landstriche um Gibeon zu den von den Hottentotten am dichtesten besiedelten des weiten Groß-Namalandes — und heute trifft das gleiche bezüglich der weißen Farmer zu. Rund 50 Kilometer südlich von Gibeon beginnt mit Hurugoais und Achterfontein an der Mündung des Leberflusses in den Fischfluß in reizvollster Gegend die Kette von Farmen, die sich über Gibeon hinaus weit nach Norden zieht. Wenn man an diesem Punkte von den Hängen des Kleinen Brukkaros-Berges aus Umschau hält, so erkennt man gegen Norden deutlich einzelne der weitverstreuten Farmgehöfte auf den Steilufern des Leberflusses. Und im Süden, über den fernen, langgestreckten Rücken der Kudduberge, erhebt sich der imposante Kegel des „Geitzigubib", des „Großen Brukkaros", jenes gewaltigen, längst erloschenen Porphyrvulkans, der mit seinem noch deutlich erkennbaren Riesenkrater und mit seinen steilen Abstürzen, von denen sich wildzerrissene Lavaströme, Schutthalden und Trümmerfelder zur Ebene herniederziehen, das Wahrzeichen des noch heute bestehenden freien Stammesgebiets der Berseba-Hottentotten bildet.

Um Gibeon, dessen Häuser auf einigen mäßig hohen Hügeln hart östlich des Fischflusses weit verstreut sind, lagern sich die Farmen in dichtem Kranz. Wenn man von Süden längs des Flusses gegen den Ort reitet, passiert man etwa 1½ Reitstunden vor ihm die mustergültigen Betriebe des Farmers Fritz Krieß bei Hanaus. In drei getrennten großen Anlagen werden hier Wein und Tabak, Kartoffeln, Mais, Hafer und alle Gemüse der gemäßigten und subtropischen Zone gebaut. Zwischen Orangen- und Zitronenbäumen grüßten uns mit Blüten übersäte Rosengebüsche.



Zum Farmerwerb des Deutschen Kaisers in Deutsch-Südwestafrika

Am 17. Oktober nachmittags verließen wir Gibeon, lagerten am nächsten Vormittag bei Sechskamelbaum und durchzogen dann, als die Mittagshitze nachgelassen hatte, das Gebiet der Farmen Dickdorn und Kosis, die früher zum Besitz der alteingesessenen Firma Krabbenhöft gehörten — ein Zeichen für ihren von jeher anerkannten Wert! Im Bereich der Farmen zieht sich die Straße dicht westlich einiger Zuflüsse des wasserreichen Leberflusses durch ein Gewirr welliger Hügel hin — den Ausblick gegen Osten und den Fischfluß hemmen langgestreckte Höhenrücken, so daß man nur ab und zu durch einen der sattelartigen Einschnitte einen Blick auf den sich als dunkle Linie darstellenden Uferwald erhascht. Die Kuppen und Hänge

des Hügellandes, die ebenen Flächen und die Senken der im Oktober trocken liegenden Bäche und Flüßchen sind dicht mit nahrhaften Gräsern bedeckt, die — soweit das Auge reicht — der Landschaft ihre für die Trockenzeit charakteristische gelbe Färbung geben. Und diese weite, sich bis zum Horizont ausdehnende Grasflur stellt eins der besten Kleinviehzucht-Gebiete des Schutzgebiets und vielleicht der Welt dar. Aber während die Eingeborenen, die einstigen Herren des Landes, nur die Zucht des einheimischen Fettschwanzschafes und die der Ziege kannten und ausübten, haben sich die weißen Einwanderer mehr und mehr der Zucht des Wollschafes zugewandt, das hier — ebenso wie die Angoraziege — die besten Vorbedingungen für ein gedeihliches Fortkommen findet. Wenn auch der südafrikanische Dornbusch, einer der größten Feinde der Wollschafzucht, in den Fischfluß-Landschaften nicht vollkommen fehlt, so bedeckt er doch hier nicht, wie in weiten Strecken des östlichen Damaralandes, in undurchdringlichem Gewirr das Land, sondern steht in großen Zwischenräumen vereinzelt in der grasigen Steppe. Auch fehlen die verderblichsten Arten, die mit gekrümmtem Dorn das Vlies des Schafes verletzen, gänzlich. Welche Entwicklungsmöglichkeiten hier vorliegen, ergeben die amtlichen Statistiken, die für den Bezirk Gibeon ein Anwachsen der Wollschafe von 832 in 1907 auf 8741 in 1910 nachweisen.

Dicht östlich der Kaiserlichen Farmen finden wir am Fischfluß bei Orab, Dassiefontein und weiter nordöstlich bei Narris und Dabib die Betriebe der 1901 gegründeten Südwestafrikanischen Schäferei-Gesellschaft.

Neben Wollschafen werden im Bezirk Gibeon Angoraziegen, Fettschwanzschafe und Ziegen, Rinder, Pferde und Kamele gezüchtet. Die amtlichen Berichte weisen über diese Zuchten folgende Zahlen für den Stand vom 1. April 1911 nach: Angoraziegen 1540, Fettschwanzschafe 38 300, Ziegen 41 700, Rinder 7100, Pferde 500 und Kamele 612.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Bezirk Gibeon, ebenso wie der im Westen angrenzende Distrikt Maltahöhe, dazu berufen ist, in der Wollproduktion des Schutzgebiets eine Rolle zu spielen, die sich hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit auf dem Weltmarkt Geltung verschaffen wird.

Ein wichtiger Faktor und eine Vorbedingung für diese in der Zukunft liegende Entwicklung ist der in diesem Jahre vollendete Bau der Nord-Südbahn Windhuk—Keetmanshoop, der diese in den vergangenen Jahren noch weltentlegenen Landstriche am mittleren Fischfluß durch die erfolgte Verbindung mit den Küstenplätzen Swakopmund und Lüderitzbucht dem Verkehr erschlossen hat. Auch der Landwirtschaft sind nun Absatzgebiete für ihre Feld- und Gartenfrüchte im Schutzgebiet selbst eröffnet, und die Farmer werden durch den Anschluß an die volkreicheren Hauptorte des Nordens und Südens einen mehr gesicherten Absatzmarkt für ihre Erzeugnisse finden. Die neuste, soeben in Deutschland eingetroffene Nummer des „Amtsblatts für das Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika“ vom 3. April trägt diesem Moment Rechnung durch die Veröffentlichung von Nachtragstarifen der Lüderitzbuchteisenbahn für Sendungen von frischen Gemüsen, Obst, anderen Feld- und Gartenfrüchten aller Art, Butter, Milch, Eiern und Fleisch. — Die neue Eisenbahn, deren Kilometerzeiger die gleiche Nummer des Amtsblattes enthält, biegt von Gibeon aus in weitem Bogen nach Osten und läuft dicht östlich des Fischflusses und der Farmen Dickdorn und Kosis nach Norden in der Richtung auf Rehoboth weiter.

Als Farmnachbarn des Kaisers finden wir im Bezirk Gibeon eine große Zahl altangesessener Besitzer, deren Betriebe zum Teil als vorbildliche und mustergültige bekannt sind. So sitzt in Voigtsgrund am Tsubrivier, knapp 30 Kilometer westlich von Dickdorn, der Farmer Albert Voigts, der durch seine Farm Awabes am Nordabsturz des durch die Kämpfe gegen Hendrik Witbooi in den Jahren 1893-94 bekannten Naukluftgebirges zugleich einer der größten Pferdezüchter des Schutzgebietes ist. Wir finden ferner die Farmen Hanaus, Hatzium und Korrakorabis der weitverzweigten Familie Krieß, die der Firmen Hesselmann und Krabbenhöft, die Farm Keinuchas, des früheren Hauptmanns in der Schutztruppe von Kleist, die Farm Gras des Herrn Woermann, eines Sohnes des bekannten verstorbenen Hamburger Reeders — und neben diesen deutschen auch eine große Zahl burischer Namen, von denen die Burger, Joubert, Maritz, van der Merve und de Wet hervorgehoben seien. Vor kurzem erst hat auch der bekannte Direktor der Kolonialen Bergbau-Gesellschaft Stauch, der im Jahre 1908 die ersten Diamantenfelder bei Lüderitzbucht belegte, die Farm Rietrivier nordwestlich des Kaiserlichen Besitzes erworben. Im ganzen ergibt die Farmliste des Bezirkes Gibeon 72 Namen.

Auch in bergbaulicher Hinsicht gehört der Bezirk zu den bekanntesten des Schutzgebiets. In ihm, dicht bei dem Orte Gibeon, und in dessen Umgebung bis weit hinunter nach Südosten bei Mukorob wurden die ersten Funde des Muttergesteins der Diamanten, des „Blaugrundes“, gemacht. Wenn nun auch durch die zudem vielfach nicht besonders eingehenden, bisherigen Arbeiten verschiedener Prospektoren und der Gibeon-Gesellschaft das Vorkommen von Diamanten im Blaugrund nicht festgestellt werden konnte, so dürfen doch die Untersuchungen in dieser Hinsicht keinesfalls als abgeschlossen gelten. Man kann im Gegenteil nur hoffen, daß sich unternehmungslustiges deutsches Kapital finden wird, um die Arbeiten im Blaugrund des Gibeon- und Bersebabezirks weiterzuführen. — Bei Mariental und Mukorob ist ferner infolge gewisser Anzeichen auf Kohle geschürft worden, aber bisher gleichfalls mit unzureichenden Mitteln. Die vorbereitenden Arbeiten für eine energische Weiterführung sind hier noch im Gange.

Reich an historischen Erinnerungen ist das Land um Gibeon. Sein Boden ist mit deutschem Blut gedüngt — vor allem in den heißen Kämpfen des letzten großen Aufstandes in den Jahren 1904-1906. In meinem Tagebuch finde ich in den Tagen des Rittes von Gibeon nach Kub die kurze Bemerkung: Am Wege viele Soldatengräber.

Endlich aber, zum Schlusse, noch den Wunsch: Möge der Kaiser Freude an seinem neuen Besitze haben! In diesem Wunsche werden sich alle Südwestafrikaner vereinigen!

Die Saatzeit.

Von Fritz Skowronnek.

Wenn wir die Verkündigung einer neuen Erkenntnis mit allen Hoffnungen, die sich an ihre Verbreitung und ihre Folgen knüpfen, schildern wollen, dann finden wir kein passenderes Bild als den Vergleich mit dem winzigen Samenkorn, aus dem ein stattlicher Baum ersprießt, der reiche Früchte trägt. Und genau denselben Vergleich finden wir in allen anderen Sprachen. Ein Beweis,

welchen Eindruck der geheimnisvolle Vorgang, der aus einem winzigen Keim ein mächtiges Pflanzengebilde sich entwickeln läßt, auf das Gemüt und die Phantasie der Menschen ausgeübt hat.

Bei uns spielt schon die Gewohnheit mit, die auch den merkwürdigsten Vorgang seiner Wirkung entkleidet. Aber gerade deshalb ist es gut, daran zu erinnern, daß wir trotz aller Fortschritte der Naturwissenschaften noch immer das Rätsel nicht gelöst haben, wie das Leben entsteht. Auch bei der Pflanze nicht.

Den Bau des Samenkorns kennen wir ganz genau und erkennen mit ehrfürchtigem Staunen, daß die Zweckmäßigkeit dieses Gebildes schlechterdings nicht zu übertreffen ist.... Es besteht aus einem harten Kern, der von einer zarten Haut und einer festeren Schale umhüllt ist. In dem Kern selbst ruht der Träger des zukünftigen Lebens, der winzige Keim, der im Frühjahr, nachdem er den Winter hindurch wohl behütet geschlummert hat, unter der Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme zu schwellen beginnt, bis er die Hülle sprengt. Die erste Nahrung bietet ihm der Kern, bis er die ersten Organe gebildet hat, die Keimblätter, die aus der Erde empor ans Licht steigen, und die Wurzeln, die nach unten in die Erde dringen.

Und weil der Mensch weiß, daß dieser Vorgang sich mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes ewig wiederholt, macht er ihn sich dienstbar und streut den Samen aus, um aus den Pflanzen, die daraus hervorwachsen, seine Nahrung zu gewinnen.

Es gibt nichts Selbstverständlicheres auf Erden als Säen und Ernten. Aber in den Uranfängen der Menschheit gab es nach der Gewinnung des Feuers und dem Erwerb der Haustiere keinen größeren Fortschritt als die Erfindung des Ackerbaues. Jede Kulturgeschichte müßte damit beginnen, auszumalen, wie ein Mann, der seine Zeitgenossen geistig weit überragte, die Beobachtung machte, daß das Samenkorn die Mutter der Pflanze ist, und wie er diese Erkenntnis in die Tat des Säens umsetzte....

Wie schnell sich der Ackerbau entwickelte, wissen wir nicht, aber wir können seine Entwicklung doch bis in seine ersten Stufen zurückverfolgen, als noch ein gekrümmter Ast, der von Menschenkraft gezogen wurde, zum Aufritzen des Erdbodens diente.

Die letzten großen Fortschritte gehören unserer Zeit an, denn sie konnten erst getan werden, als die Chemie die Zusammensetzung des Bodens erforscht und festgestellt hatte, welche Stoffe jeder Pflanze zur Nahrung dienen. Zum Teil bestätigte sie uralte Erfahrungen landwirtschaftlicher Praxis, zum Teil lehrte sie ganz neue Wege einschlagen.

Für die „gute alte Zeit" ist die Dreifelderwirtschaft mit der Brache charakteristisch. Ein Drittel des Feldes blieb als Brache liegen, um sich nach damaliger Anschauung auszuruhen. Gleichzeitig diente es mit dem Stoppelfeld zur Viehweide.

Jetzt wird das ganze Feld jahraus, jahrein bebaut, und die Stoppel wird sofort umgepflügt, während das geerntete Getreide noch in Hocken steht.... Die alten Stüßlers in Reuters „Stromtid" besäten zwanzigmal hintereinander den gleichen Schlag mit Roggen. Der moderne Landwirt arbeitet mit einem raffinierten Fruchtwechsel und künstlichem Dünger, der die jeder Fruchtart notwendigen Stoffe dem Erdboden zuführt. Er unterscheidet zwischen bodenzehrenden und bodenschonenden Pflanzen.

Zu den ersteren gehören die Getreide- und Gespinstpflanzen, die ihre Nahrung im wesentlichen aus der Ackerkrume ziehen, zu den zweiten gehören die Blatt- und Wurzelgewächse, die ihre Nahrung aus der Luft, dem Wasser und tief aus dem Untergrund holen. Viehweide ist auf dem Feld nicht mehr vorhanden, das Vieh wird im Stall gefüttert, deshalb muß bei der Fruchtfolge auch darauf Rücksicht genommen werden, daß in jedem Jahr die für das Vieh erforderlichen Futtermengen gebaut werden.

Der Ackerbau ist somit zu einer von der Wissenschaft aufgebauten Kunst geworden, die weder auf dem Kasernenhof noch auf dem Kontorschemel erlernt werden kann. Nein, jeder Landwirt, der in seinem Beruf etwas leisten will, muß nach harten Lehrjahren in der Praxis auch noch die Nase fleißig in sehr gelehrte Bücher stecken....

Jede Woche, jeder Tag des Jahres hat in der Landwirtschaft seine fest vorgeschriebene Arbeit, die sich verdoppelt, wenn sie durch die Ungunst der Witterung auf kürzere Zeit zusammengedrängt wird. Die Saatzeit z. B. kann durch einen langen Winter, durch große Nässe, ja sogar durch anhaltende Trockenheit verzögert werden. Die große Menge erfährt nichts von den schweren Sorgen, die dem Landmann durch ungünstige Witterung im Frühjahr bereitet werden. In diesem Jahr ist es der Regenmangel, der die Bestellung aufgehalten hat. Denn schwere Böden waren so hart geworden, daß der Pflug nicht eindringen konnte, und erzwang man es doch, dann mußten die großen Schollen, die der Pflug aufriß, noch zerschlagen werden.... Und die Saat ruht schlummernd im Boden, ihr fehlt auch der befruchtende Regen.

Die alte Kunst des Säens wird jetzt von der Maschine geleistet. Jetzt sieht man nur noch hier und dort in Bauerndörfern einen Mann in genau bemessenem Schritt über das Feld wandeln, der in einem auf dem Leib hängenden Laken das Saatkorn trägt. Bei jedem Schritt wirft er eine Handvoll Körner im Bogen vor sich auf die Erde. Seine Kunst bestand darin, daß er jede Getreideart genau so dicht oder so dünn, wie es ihrem Wachstum förderlich war, ausstreute.

Jetzt wird eine Maschine über den Acker gefahren oder geschoben, die so eingestellt werden kann, daß sie nicht mehr und auch nicht weniger Saat ausstreut, als erforderlich ist. Die höchste Vollkommenheit wird durch die Drillmaschine erreicht, die das Getreide in engeren oder weiteren Reihen aussät. Dadurch bleiben zwischen dem in Reihen aufwachsenden Getreide Zwischenräume, die dem Wind und der Sonne den Zutritt gestatten, wodurch es so gestärkt wird, daß es auch von schweren Regengüssen nicht umgelegt wird.

Daß jede Saat vor ihrer Verwendung auf ihre Keimfähigkeit geprüft wird, und daß jeder Landwirt von Zeit zu Zeit fremdes Saatgut statt des eignen verwendet, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt, um alle Faktoren aufzuzählen, die zu dem beispiellosen Aufschwung der Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten beigetragen haben.

....Es gibt keinen Stand, der so schwer arbeitet, wie der Bauer. Und zu keiner andern Zeit des Jahres drängt sich so viel Arbeit auf wenige Wochen zusammen wie im Frühjahr. Da muß der Acker noch zum letztenmal gepflügt und mehrmals geeggt werden. Dann kommt die Saat in den Boden, die auch geeggt und gewalzt werden muß. Daneben geht nicht nur die Hauswirtschaft ihren Gang, sondern auch die Gartenbestellung.

Auch in der Stadt macht sich die Saatzeit bemerkbar. Da werden die Kasten auf den Balkonen mit Kresse und schnellrankenden Bohnen besetzt und in den Vorgärten die Pflanzen zum Teppichbeet gesteckt. Am geschäftigsten geht's in den Laubenkolonien zu. Da kann man so recht erkennen, wie tief auch dem Städter die Liebe zur Natur im Herzen sitzt. Man sieht's ordentlich an den frohen Gesichtern, wie das Graben, Harken und Pflanzen den Menschen Spaß macht....

Vertrauensvoll hat der Landwirt die Saat dem dunkeln Schoß der Allmutter Erde anvertraut. Wünschen wir ihm, daß die Zeit der Erfüllung die Erntezeit ihm den Segen bringt, den er für seine treue Arbeit, seine Sorgen und Mühen erwarten darf.

Unsere Bilder

Prinz Ludwig von Bayern (Abb. S. 775), der in der letzten Zeit seinem Vater, dem Prinzregenten Luitpold, einen großen Teil seiner Repräsentationspflicht abnimmt, hat dem großherzoglichen Hof von Mecklenburg-Schwerin eine Visite abgestattet, um den letzten Besuch des Großherzogs Friedrich Franz IV. in München zu erwidern. Dem hohen Gast wurde in Schwerin ein überaus freundlicher Empfang bereitet. Ein schöner Punkt des Festprogramms war ein Ausflug nach Ludwigslust.

Ein fürstliches Brautpaar (Abb. S. 778) dessen Verlobung in der deutschen Aristokratie freudige Teilnahme erweckt hat, stellt eins unserer heutigen Bilder dar. Prinz Franz von Bayern, das fünfte Kind des Prinzen Ludwig, hat sich mit der Prinzessin Isabella von Croy verlobt. Der Bräutigam Prinz Karl von Bayern, der Oberstleutnant und Kommandeur des 1. Schweren Reiterregiments ist, steht im 37. Lebensjahre. Seine Braut ist die älteste Schwester des Herzogs Karl von Croy, Leutnants im Regiment der Gardedukorps.

Die drei leitenden Männer Chinas (Abb. S. 777) sind seit der Revolution Yuan-Shi-Kai, Sunjatsen und Tangschaoyi. Sunjatsen freilich lebt, seitdem er auf sein Amt als provisorischer Präsident verzichtet hat, nur als Privatmann in Nanking, ist aber tatsächlich das Haupt der südchinesischen Nebenregierung, die dem Pekinger Präsidenten Yuan-Shi-Kai viele Sorgen macht. Unter Yuan-Shi-Kai steht das Kabinett des Ministerpräsidenten Tangschaoyi. Dieser war bisher der vertrauteste Freund Yuan-Shi-Kais, gilt aber jetzt als sein Rivale.

Enver-Bei (Abb. S. 773), der Führer der Türken in der Cyrenaika, ist kürzlich totgesagt worden. Die Nachricht, er sei auf dem Schlachtfeld gefallen, wurde von den Italienern verbreitet und erregte in der Türkei heftige Bestürzung und in Berlin, wo der ottomanische Nationalheld bis zum vorigen Herbst als Militärattaché wirkte, die aufrichtigste Teilnahme. Zur allgemeinen Freude stellte es sich aber heraus, daß Enver sich sehr wohl befindet. In ausführlichen Briefen, die der „Berliner Lokal-Anzeiger" veröffentlicht hat, beruhigte der tapfere Major seine Freunde und erzählte ihnen, wie er bemüht ist, aus den wilden Araberhorden reguläre Truppen zu bilden, wie er die Zivilverwaltung organisiert, durch die Ausgabe von Papiergeld den Heeresfinanzen aufhilft, und wie schöne Erfolge diese rastlose Tätigkeit bisher gekrönt haben.

Der Kommandant der italienischen Flotte (Abb. Seite 776), die im Aegäischen Meer operiert und die Inseln des Archipels erobert, ist seit der Erkrankung des Admirals Faravelli der Vizeadmiral Viale.

Die Ausstellung „Haus- und Wohnungsbau" (Abb. Seite 774) ist dieser Tage in den Ausstellungshallen am Berliner Zoologischen Garten eröffnet worden. Der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands hat sich die Aufgabe gesetzt, zu zeigen, wie der Deutsche heute wohnt oder wohnen sollte. Viel Interesse findet eine Sonderausstellung der Firma August Scherl G. m. b. H. Es ist eine kleine Städtebaugruppe, deren meisterhaft ausgeführte Zeichnungen und Photographien einen guten Ueberblick über die Leistungen der modernen Architektur in Großberlin gewähren.

Der neue Stadtkämmerer von Berlin (Abb. S. 775) Gustav Boeß hat bis zum Jahr 1910 dem preußischen Eisenbahndienst angehört und seither im Stadtrat des Berliner Vororts Schöneberg das Verkehrsdezernat innegehabt. Berlin darf also von seinem neuen Finanzminister volles Verständnis für seine dringenden Verkehrsfragen erwarten.

Visitenfahrten über den Ozean (Portr. S. 776) sind in unsern Tagen keine seltene Sache mehr. Demnächst tritt der neue Linienschiffskreuzer „Moltke" seine erste Auslandsfahrt an, um den Amerikanern den Besuch zu erwidern, den ihre Schiffe im vorigen Jahr in Kiel abstatteten. Auch die Freundschaft zwischen Deutschland und Australien wird durch Besuche gepflegt. Der Generalkommissar für Australien Sir George Reid kommt nach Berlin und wird am 14. Mai im Reichstagsgebäude einen Vortrag halten.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig (Abb. S. 779) ist schon heute, 17 Monate vor der Enthüllung, ein ragendes Wahrzeichen der Stadt. Am 18. Oktober 1913, dem hundertsten Jahrestag der Befreiungschlacht, wird der 95 Meter hohe Riesenbau feierlichst eingeweiht werden. Jetzt arbeitet man eifrig an den $9^1/_2$ Meter hohen Figuren, die eine allegorische Verherrlichung der Haupttugenden des deutschen Volkes bedeuten.

Das Residenzschloß des Fürsten Salm-Salm (Abb. S. 780) in dem westfälischen Städtchen Anholt ist durch einen Brand zerstört worden. Die Einrichtung des Schlosses wurde vernichtet, doch gelang es, wertvolle Sammlungen zu retten.

Die Untersuchung über den Untergang der „Titanic" (Abb. S. 775), die eine Kommission des amerikanischen Senats gleich nach der Katastrophe begann, ist nun beendet und hat mit einem vernichtenden Urteil über die Ausrüstung und Führung des Unglückschiffes geschlossen. Auch in England wurde eine strenge Untersuchung eingeleitet. Sie wird von dem Attorney-General Rufus Isaacs, dem Rechtsrepräsentanten der Regierung im Hause der Gemeinen, und von dem Mitglied der Gerichtskammer der Lords Lord Mersey geleitet.

Die Karlsbader Frühlingsaison (Abb. S. 780) hat begonnen. Wie stets seit alten Zeiten sind die heilkräftigen Brunnen der Kurstadt in diesem Frühling von der Geistlichkeit neu geweiht worden. Die Vertreter der Behörden und viele aristokratische Kurgäste wohnten der religiösen Feier bei.

Todesfälle (Abb. S. 775). In Berlin verschied am 3. Mai Rudolf v. Bennigsen, der frühere Gouverneur von Deutsch-Neuguinea. Herr v. Bennigsen kam im Jahr 1859 als zweiter Sohn des berühmten Staatsmannes zur Welt. Nachdem er Landrat gewesen war, trat er in den Kolonialdienst ein. Im Jahr 1899 ging er als erster deutscher Gouverneur nach Neuguinea. Seit dem Jahr 1902 war er pensioniert und widmete sich privaten Kolonialbestrebungen, zuletzt war er Direktor der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.

Die Toten der Woche

Gouverneur a. D. Rudolf v. **Bennigsen**, Direktor der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, † in Berlin am 3. Mai im Alter von 52 Jahren (Portr. S. 775).

Direktor Emil Leopold **Boas**, Generalvertreter der „Hapag" in Amerika, † in Bonicrest bei Greenwich am 3. Mai im Alter von 58 Jahren.

Johannes **Burger**, bekannter Kupferstecher, † in München am 2. Mai im Alter von 83 Jahren.

Pater Vinzenz Maria **Gredler**, berühmter Tiroler Naturforscher, † in Bozen am 4. Mai im 90. Lebensjahr.

Schriftsteller A. J. **Mordtmann**, † in Darmstadt am 30. April im Alter von 72 Jahren.

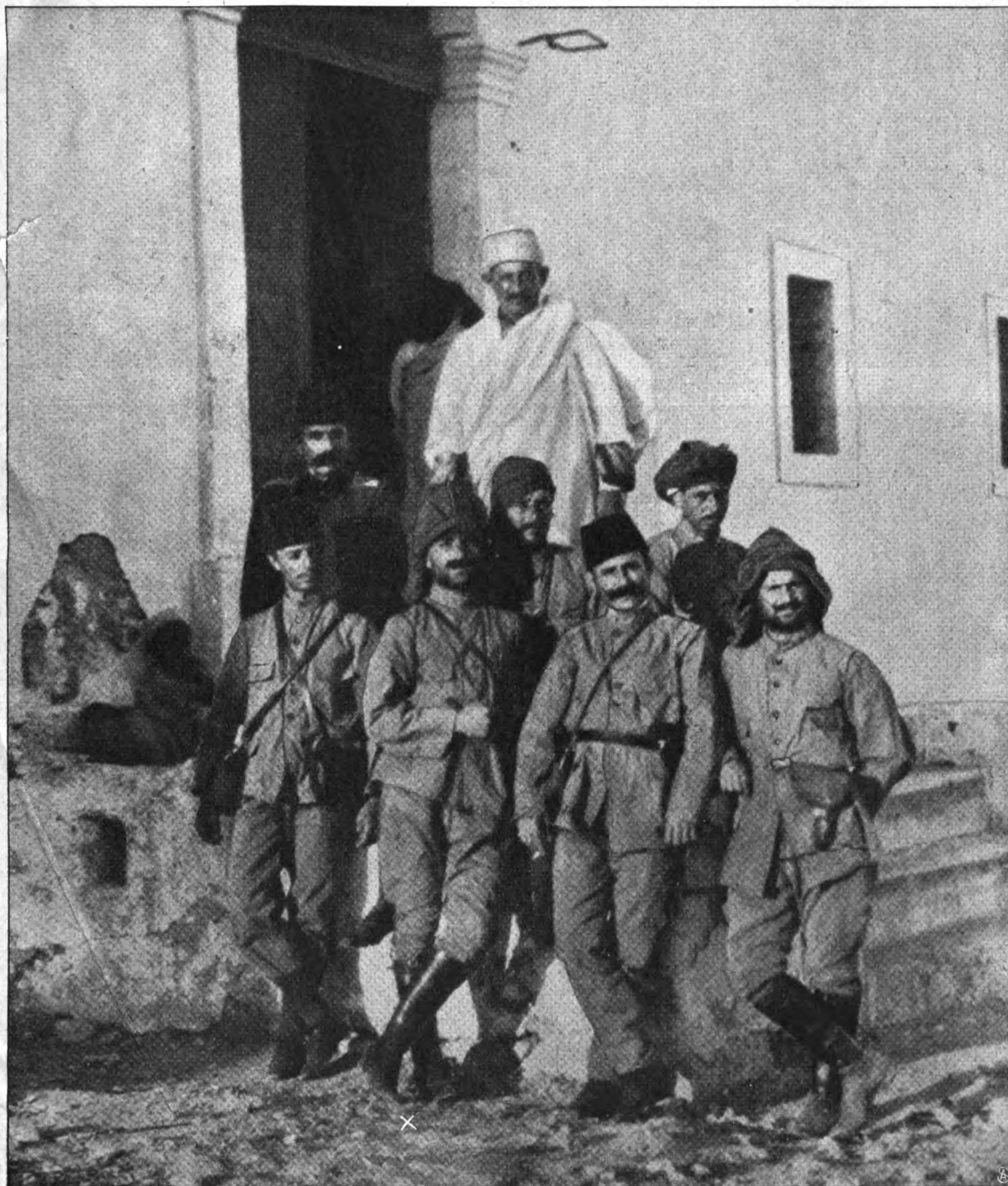
Professor Johann Rudolf **Rahn**, bekannter Kunsthistoriker, † in Zürich am 28. April im 72. Lebensjahr.

Woher kommt die Glatze?

Von Max Lesser.

Endlich beginnt man einzusehen, daß die Glatze unschön und unästhetisch ist, daß das Haar ebenso auf den Kopf gehört, wie eine elegante Robe auf den Körper einer schönen Frau. Leider aber kommt diese Einsicht meistens zu spät. Die ausgebildete Glatze kann nur noch die Kunst des Perückenmachers verdecken. Eben deshalb ist es Pflicht eines jeden Herrn, sich beizeiten, das heißt, so lange er noch Haar hat, mit den Ursachen der Glatze bekannt zu machen. Im allgemeinen muß gesagt werden, daß ihre Entstehung noch nicht völlig aufgeklärt ist. Wenn wir auch eine Reihe von Vorgängen kennen, die den Haarausfall begünstigen, so gibt es anderseits auf diesem Gebiete noch manche Rätsel. Sicher ist, daß Vererbung und Anlage eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Geistige Arbeit und Ueberanstrengung wirken ebenfalls mit, wenn auch nicht in dem Maße, wie man gern glauben machen will. Der beste Beweis für das Gegenteil ist, daß zahlreiche Gelehrte — es sei nur an Mommsen, Curtius, Treitschke usw. erinnert — sich einer ziemlich üppigen „Mähne" erfreuten. Dagegen ist die Glatze häufig eine Folge ausschweifender Lebensweise, besonders auf geschlechtlichem Gebiet. Ungeeignete Ernährung, das heißt solche, bei der es an kieselhaltigen Salzen fehlt, wie sie die meisten Gemüse enthalten, ist sehr oft die Ursache der Kahlheit. Schließlich kommen die verschiedenen Haarleiden in Frage, die wir auf Grund langer Erfahrung zu ihrem größten Teil als Folgen unhygienischer Behandlung der Haare ansehen. Die Hauptschuld liegt eben immer in der total verkehrten Pflege, sofern von solcher überhaupt gesprochen werden kann, und in den verschiedenen Kulturtorheiten, die wir alle, um nicht aufzufallen, getreulich und geduldig mitmachen. Aber „wie wir es heute als unästhetisch empfinden," schreibt Professor Lassar, „Menschen mit Zahnlücken zu begegnen, so wird es auch einst mit der Kahlheit gehen! Jetzt findet die Welt es ganz natürlich, daß die meisten Männer haarlos werden. Hier liegt ein Trugschluß vor. Derselbe wie beim Zahnverlust. Die große Verbreitung von enthaarenden Reizzuständen und die allgemein übliche Gleichgültigkeit ihnen gegenüber, die negative Betätigung der ärztlichen Welt, die hergebrachte Sorglosigkeit angesichts der ersten Anzeichen, alles dies führt dazu, daß die meisten Leute haarlos und allmählich kahl werden, wenn sie es nur erleben."

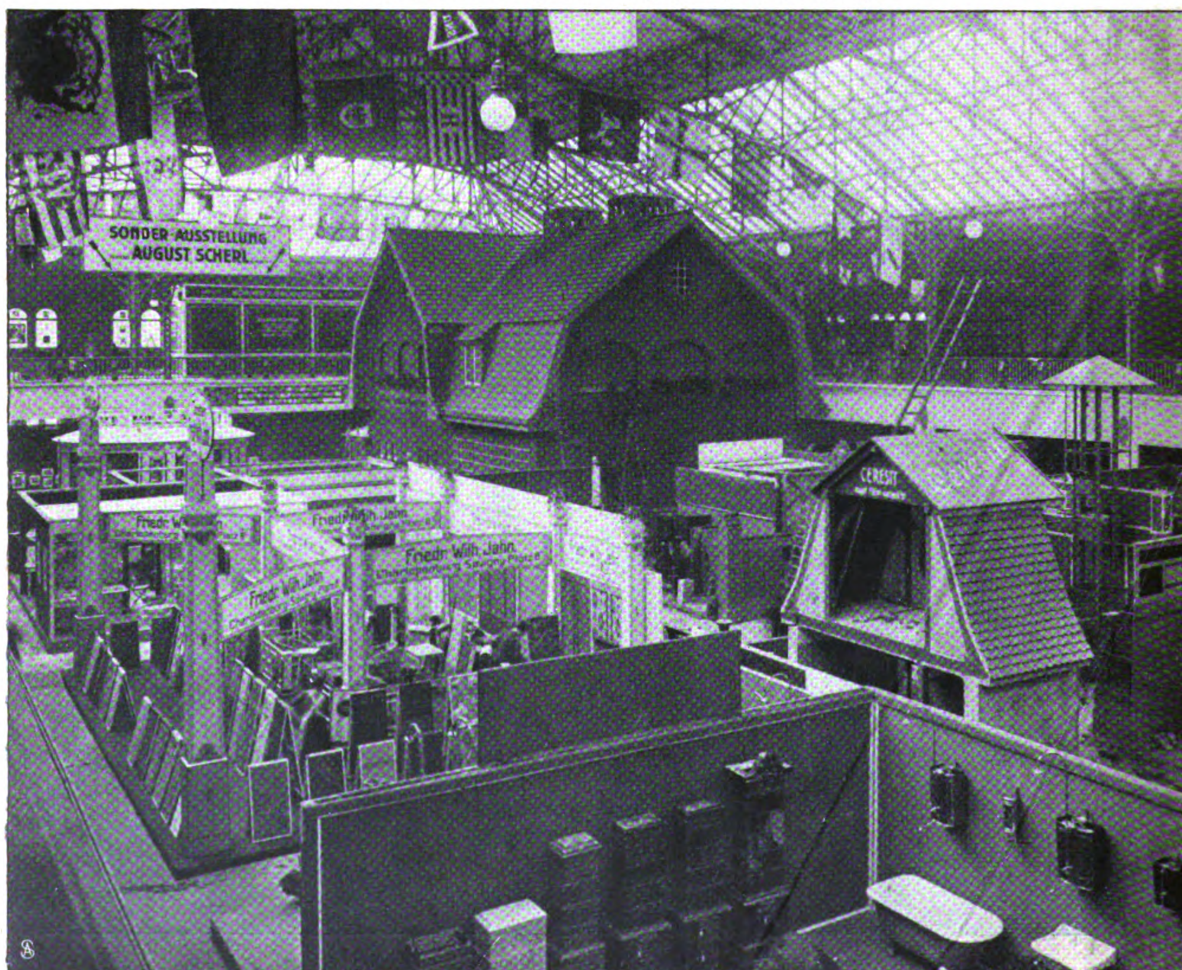
Von den Haarkrankheiten ist eine der häufigsten die scherende Flechte, als deren Urheber ein Pilz nachgewiesen ist. Unsere Haustiere sind oft damit behaftet und übertragen die Krankheit auf ihren Beschützer. Auch von Mensch zu Mensch ist die Krankheit außerordentlich leicht übertragbar. Vorsicht beim Friseur! Es ist selbstverständlich Pflicht jedes von dieser Krankheit Befallenen, öffentliche Barbierläden nicht mehr aufzusuchen, anderseits sofort den Spezialarzt in Anspruch zu nehmen. Die Haare sind bei dieser Krankheit kurz abgebrochen, als ob sie von ungeschickter Hand geschoren wären. Sie sind glanzlos, wie bestäubt, und nicht selten ragen nur noch geringe Haarreste aus den erkrankten Hautstellen hervor. Auf der Haut erzeugt die Flechte rote, mit Bläschen besetzte Ringe. Man sieht dann zuweilen mehrere, bis 4 cm große Scheiben mit spärlichem Haarwuchs. Der Haarboden ist an der erkrankten Stelle oft mit fest anhaftenden weißen Schuppen bedeckt und leicht empfindlich. Besonderes Waschgeschirr, eigene Handtücher, eigenes Kammzeug, das ständig desinfiziert werden muß, sind für den mit dem Leiden Behafteten unbedingt erforderlich. Wir warnen dringend vor eigener Behandlung dieser Krankheit. — Bekannt ist ferner der fleckenweise Haarschwund, ein nicht minder schweres Leiden als das vorstehend beschriebene. Kennzeichen sind rundliche, scheibenförmige, allmählich an Umfang zunehmende Stellen an denen eine Lockerung der Haare und weiterhin vollständiger Haarausfall eintreten, ohne daß die Haut selbst dabei irgendwelche auffällige Veränderung zeigt. Der Haarausfall kann so heftig sein, daß die befallenen Stellen innerhalb weniger Tage vollkommen kahl werden. Dies tritt gewöhnlich ohne jede Störung des Allgemeinbefindens, ohne Schmerz, Jucken oder dergleichen ein. Für diese Krankheit gelten ebenfalls die oben angedeuteten Vorsichtsmaßregeln, sowie ausschließliche Behandlung durch den Arzt. Nebenher wollen wir erwähnen, daß Eisenlichtbestrahlung gute Erfolge gehabt hat. — Das häufigste aller Haarleiden ist indessen der Haarschwund, der durch Schinnen oder Schuppenbildung entsteht. Dieses Leiden ist eins der langwierigsten, wenn es erst einmal zur vollen Entwicklung gekommen ist, weshalb wir dringend empfehlen sofort einzuschreiten, falls sich etwa seine Symptome bemerkbar machen. Schädliche „Haarwuchsmittel", Stahldrahtbürsten, kratzende Staubkämme sind Erreger oder zum mindesten Beförderer der Schuppenbildung. Die hygienische Pflege des Haares nach der bewährten Javol-Methode ist das Beste, was man tun kann, um seinen Krankheiten vorzubeugen. Die im Javol enthaltenen, in durch D.-R.-P. Nr. 179611 geschütztem Verfahren gewonnenen Kräuterauszüge führen dem Haarboden jene Stoffe zu, die zum Aufbau des Haares, ferner zur Anregung der Tätigkeit der Haarpapillen in besonders günstiger Weise beitragen, weil sie durch ihre organische Natur besonders leicht assimilierbar sind. Denn wie in der ganzen medizinischen Wissenschaft mehr als früher das Bestreben herrscht, nicht allein Krankheiten zu heilen, sondern auch zu verhüten, ist auch beim Haar das Bestreben jetzt vor allem darauf gerichtet, Erkrankungen, die zum Haarausfall führen, vorzubeugen! Ja, die so häufig als Familienkrankheit vorgeschobene, angeerbte, frühzeitige Kahlköpfigkeit, die in sehr vielen Fällen gar nicht auf Vererbung zurückzuführen ist, sondern auf Uebertragung in der Familie selbst, von einem zum andern, so daß sie zur Familienkrankheit wird, würde durch frühzeitige zweckmäßige Behandlung im Rahmen der Javol-Methode ihre angeblich angeborene Familieneigentümlichkeit sehr oft verlieren! Die Haare würden unter rationeller hygienischer Pflege bis ins hohe Alter hinein gesund und frisch erhalten werden können.



Der populärste Führer der türkischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz:
Major Enver-Bei (×) mit Kriegskameraden vor der Kaserne in Selum.



Der Pavillon der Firma August Scherl G. m. b. H.



Blick auf die Ausstellung in den Hallen am Zoologischen Garten.

Von der Ausstellung für „Haus- und Wohnungsbau“ in Berlin.



Phot. Atelier Strauß.

Gouverneur a. D. v. Bennigsen †
Der Direktor der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.

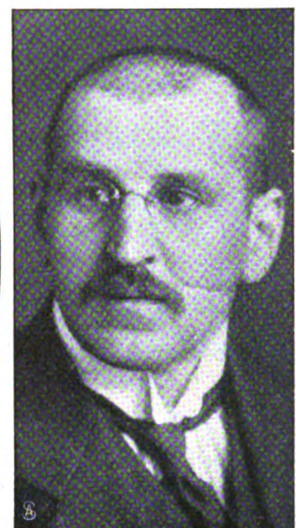


Phot. Russel & Sons.



Phot. Tresca.

Lord Mersey, Präsident. **Sir Rufus Isaacs,** Generalstaatsanwalt.
Von der englischen Kommission für die Klarstellung des Titanic-Unglücks.



Stadtrat Gustav Boeß.
Der neuerwählte Stadtkämmerer von Berlin.



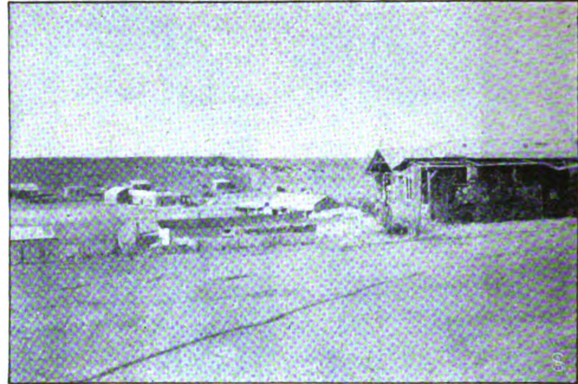
Hofphot. Esch.

Von links. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, Herzog Paul Friedrich zu Mecklenburg, Großherzogin Alexandra, Prinz Ludwig von Bayern, Herzogin Marie Antoinette zu Mecklenburg, Großherzog Friedrich Franz IV.

Prinz Ludwig von Bayern als Gast des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigslust.



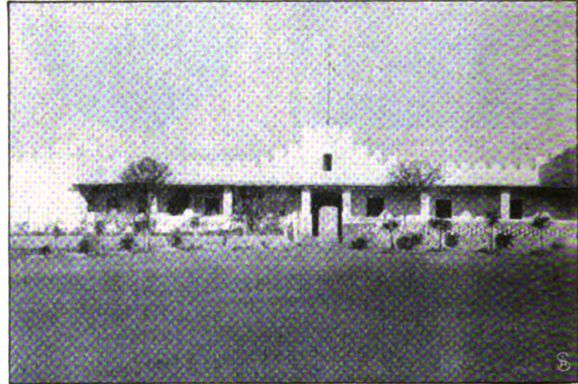
Auf der Gemarkung der Farm Dickdorn.



Blick auf Gibeon.



Das Farmhaus in Achterfontein.



Das Bezirksamt in Gibeon.

Zum Farmankauf des Kaisers in Deutsch-Südwestafrika. — Photo Centrale des Kolonialkriegerdank.
Hierzu der Aufsatz von Major a. D. Kurd Schwabe.



Phot. Renard.

Kapt. z. S. Ritter von Mann,
Kommandant des Kreuzers „Moltke“.
Zum Gegenbesuch deutscher Kriegsschiffe in Amerika.



Phot. Record Preß.

Sir George Reid.
Zum Besuch des englischen Oberkommissars für Australien in Berlin.

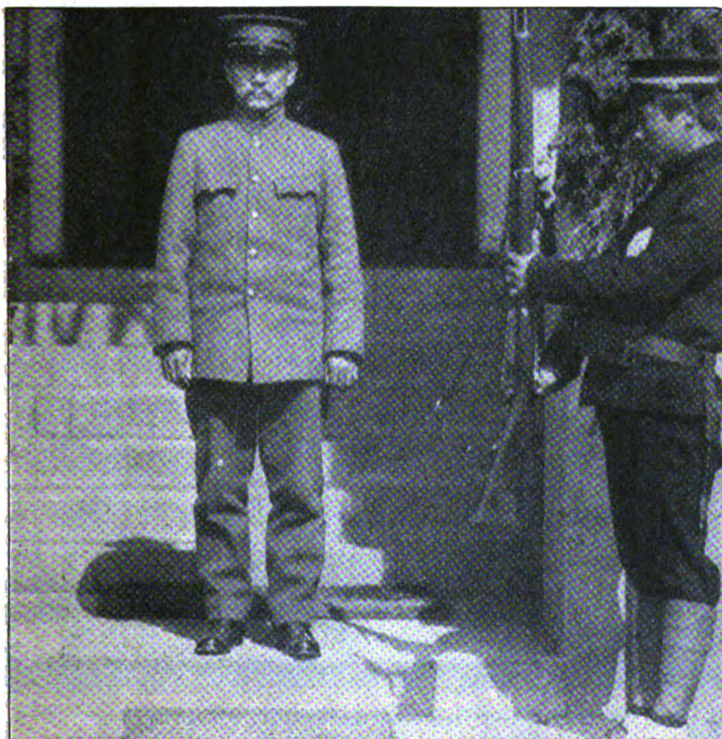


Phot. Trampus.

Admiral Viale,
der Kommandant der im Ägäischen Meer kreuzenden italienischen Flotte.
Vom Türkisch-Italienischen Krieg



Yuan-Shi-Kai, Präsident der chinesischen Republik.



Dr. Sunjatsen, Mitbegründer der Republik, vor seinem Haus.



Premierminister Tangschaoyi.

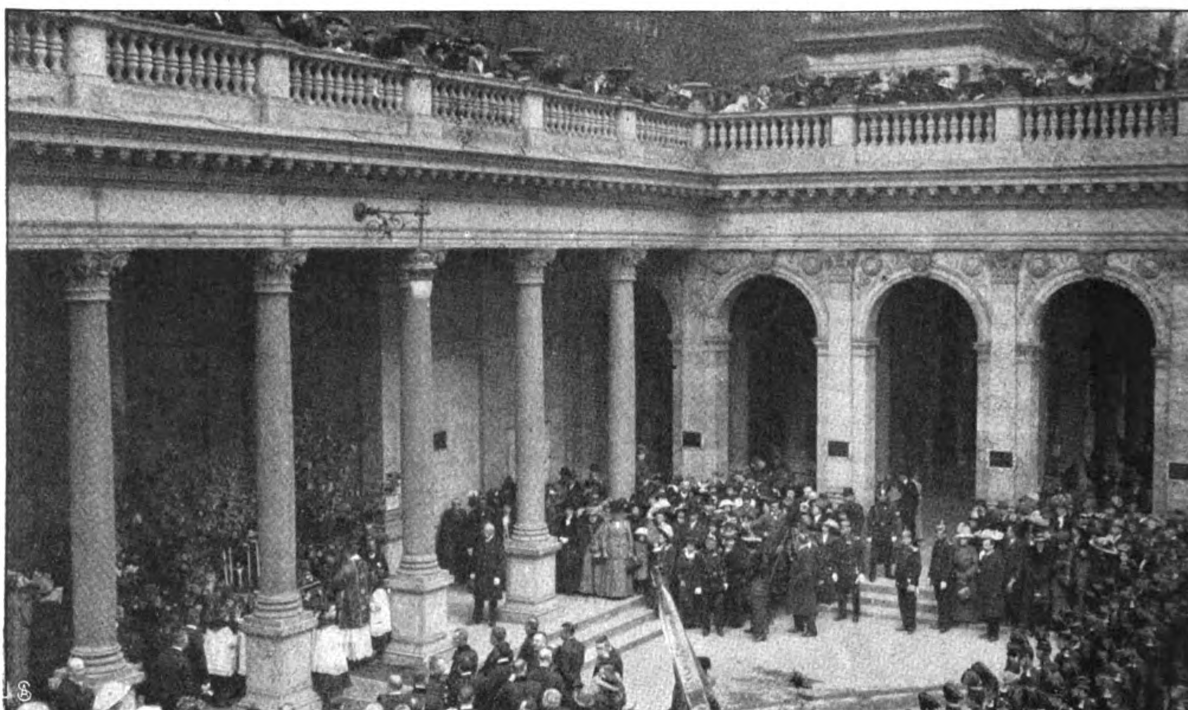
Führende Männer im republikanischen China.



Prinz Franz von Bayern und seine Braut Prinzessin Isabella von Croy.
Eine Verlobung im Hause Wittelsbach.
Originalphotographie aus Atelier Kosel, Wien. Copyright by Charles Trampus.



Blick auf das Denkmal vom Säulengang des Krematoriums aus.
Nebenstehend: Arbeiten an einer Kolossalfigur.
Vom Bau des Völkerschlacht-Denkmals bei Leipzig.
Phot. Boedecker.



Saisonbeginn in Karlsbad: Die feierliche Brunnenweihe.

Phot. Adler.



Phot. Knippenberg, Rees.

Vom Brand der Fürstl. Salm-Salm'schen Residenz: Schloß Anholt (Westfalen) in Flammen.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

5. Fortsetzung.

Alle stimmten Lotte bei, das müßte Hohenried sein. Aber nur die Kirche war's, nur die Friedhofsmauer auf dem felsigen Kern, den unterirdische Feuer vor undenklichen Zeiten emporgetrieben hatten. Der Ort lag hinter der Höhe in der Seemulde.

Milliarden goldener Funken sprühten auf den erstarrten Schneewogen dieses geheimnisvollen Riedes. Der feine Wind hatte sich wieder erhoben und sang in der klaren blauen Luft.

Der ungefüge Schneeklotz, neben dem sie standen, verbarg eine Kapelle, ein kleines, steinernes Gehäuse, eine Leidenstation, in der die Gottesmutter den Leichnam des Herrn hütete.

„Ich denk, es ist kein Frevel, wenn ich da hinaufklettere“, sagte Lotte.

Kaum mannshoch ragte die Gnadenstation empor. Sie halfen ihr hinauf, und Glenk reichte ihr den Feldstecher. Er hatte Bewegung gesehen an der Kirchhofsmauer, und Lotte suchte zu erkennen, was dort vorging. Das Glas brachte ihr den Kirchturm so nahe, daß sie die Schallöcher darin mit den Glocken erkennen konnte. Die saßen still auf ihren Stühlen. Und dann sah sie Menschen, die sich langsam bewegten, sah bunte Fahnen, die seltsam schwankten, und eine hohe Gestalt, die, wie eine Beterin anzuschauen, über den andern schwebte.

Kein Laut drang herüber, obgleich es Lotte war, als müßte sie den englischen Gruß hören, so täuschte das scharfe Glas. Aber nichts, auch die Glocken rührten sich nicht, nur die langsame feierliche Bewegung der Beter und das steife Bild der Maria, das im Bittgang rings um die Kirche getragen wurde.

„Die Glocken mußte man doch hören“, sagte Glenk. Aber Lotte sah ohne Zweifel, daß sie stumm und unbeweglich hingen.

So stieg sie herab, und sie hielten kurze Rast. Dann brach Glenk mit dem Arzt und einem dritten Läufer auf. Kramer war nun doch noch oben erschienen, und sie beschlossen, eine Stunde zu warten. Waren dann die Läufer bis Hohenried gekommen, so mußte es auch gelingen, sich durch ein verabredetes Zeichen über die Hauptfrage, die über Leben und Tod, zu verständigen. Glenk ließ das Glas zurück. In rasender Fahrt stießen die drei Herren von der Höhe in die Mulde. Dann glitten, liefen sie auf den sprühenden Skiern über das unendliche Ried.

Die Sonne schien noch. Warm strichen ihre Strahlen über Lottes Gesicht. Auch ihre Begleiter hatten abgeschnallt, und nun hockten sie, die Bretter an das weiße Dach gelehnt, auf der Sonnenseite des Gnadenhäusleins und wärmten sich. Zuweilen stand einer auf und schätzte die Entfernung. Die Läufer waren zu kleinen krabbelnden Punkten geworden, die sich jetzt in der Ferne verloren.

Lotte fühlte ihr Herz klopfen in der Einsamkeit. Es war ein großer Ernst über sie gekommen. Sie dachte an Vinzenz, und daß sie seine Heimat nun nur aus der Ferne gesehen habe, und von dieser Heimat schweiften ihre Gedanken zu ihrer eigenen, und sie wurde sich wieder einmal bewußt, daß sie keine eigentliche Heimat mehr hatte. Wie sie geflüchtet war zum Theater, so war sie auch geflüchtet aus ihrer Jugendheimat, denn diese hatte sie in einem schmerzlichen Augenblick ihres Lebens im Stich gelassen und ihr den Halt versagt, den sie von ihr erwartet hatte. Sie saß in die Knie gekauert und achtete kaum auf das, was ihre Begleiter sprachen. Der Schnee fiel von dem Gitter, das die steinerne Nische abschloß, in der die hölzerne Mutter Gottes saß.

Es wurde still. Niemand sprach. Der Wind sang über ihren Häuptern. Vom Rand des Kapellchens fielen die ersten Tropfen schmelzenden Schnees.

In dieser Stunde vergaß Lotte alles, was das unruhige, mühselige Theaterleben ihr gebracht hatte. Sie sah sich wieder zwischen ihren Lebensplänen, alle Bücher lesen, die ihr etwas sagen konnten, hörte sich von Leuten, die vom Wesen der Dinge wenig wußten, eine Künstlerin schelten und den Vater sagen: „Ich kann sie nicht halten. Kannst du es nicht, Mutter, so lassen wir sie ziehen. Besser, sie brennt mit unserm Wissen durch, als ohne.“

Drei Jahre! Vier Engagements, fünf Theater und überall wurzellos! Aber immer wieder aufschnellend im Lebensdrang, im Gefühl, daß doch noch einmal der große Erfolg und die volle Ausschöpfung dieses Daseins kommen mußte! Nicht wie die andern, die nur noch dem harten Tag lebten, morgens übernächtig, mit ungebärdigen Nerven aufstanden, auf der Probe froren, mühsam das Hirn in den Dienst ihrer Rolle zwingend und hinter den grauen verstaubten Kulissen die Bogen zerblätternd, die so sinnlos nur zerhackte Rollen waren. Bis er kam, der Abend, und das große Fieber brachte, das sie alle schüttelte, bis der Vorhang rollte und da draußen das dunkle vielköpfige Publikum auf sie wartete. Bis die Nerven sich spannten, das Herz klopfte und der Rausch der Szene sie erfaßte! Sie hatte immer für alle gespielt, die draußen saßen. Jetzt spielte sie auch noch für einen, nein, sie spielte nicht für ihn, aber sie sehnte sich nach ihm, wie sich Schwankes nach Aufrechtem sehnt. Er saß in der ersten Reihe rechts....

Sie war aufgefahren. Geblendet, die Augen vom verträumten Starren auf das weiße, flimmernde Land ohne Blick, so tastete sie blind umher. War nicht soeben ihr Stichwort gefallen?

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie heraufkommen wollen? Wir haben beide schlechtere Augen. Ich glaube, sie müssen eben angelangt sein.“

Lotte stand einen Augenblick verwirrt. Um sie her dehnte sich das eingeschneite, verwunschene Ried.

„Ich komm schon!“

Sie streckte ihnen die Hände entgegen und ließ sich hinaufziehen, dann sprangen die beiden Herren ab, denn der auf das Dächlein gehäufte Schnee drohte zu rutschen.

Lotte setzte den Feldstecher an. Dort drüben lag seine Heimat.

„Sehen Sie nichts?“

„Nein, nur die Gestalt, es muß doch ein Heiligenbild sein, das sie in der Prozession tragen. Es steht jetzt unbeweglich an einer Stelle, fast, als schaute es hierher.“

Auf einmal schrie sie: „Sie wird fortgetragen!“

Langsam bewegte sich das steife Bild vor ihren Augen an der weiß überschneiten Mauer hin und verschwand. Nun war nichts mehr zu sehen, und unwillkürlich richtete Lotte den Blick auf die Schallöcher des Glockenturms, wo die Glocken stumm auf ihren Stühlen saßen.

„Um Gottes willen, sie bewegen sich, die Glocken bewegen sich!“

Sie schrie, stammelte, schluchzte und sah die schwarzen Glocken schwerfällig hin und her schwanken.

„Also hat der Arzt recht gehabt mit seinen Befürchtungen, die Frau ist tot“, sagte Kramer.

Es währte eine Weile, da kam der Schall geflogen. Flog als eherne Stimme in einem müden, wie zerbrochenen Ton über das große, schweigende Ried.

Lotte hatte das Glas sinken lassen. Hoch aufgerichtet stand sie schlank und weiß auf dem Dach der Kapelle.

„Sie läuten nicht mehr“, sagte Kramer, der jetzt angestrengt durch den Feldstecher blickte.

Noch einmal griff Lotte zum Glas.

Da erschien eine rote Fahne hinter der Kirchhofsmauer. Sie wurde geschwenkt, und die sinkende Sonne brannte in dem schweren Kirchenbanner. Das war das andere Zeichen, das sie verabredet hatten, das Zeichen, daß sonst alles gut stand in Hohenried. Sonst alles! ...

Und da hob Lotte den Arm und winkte und löste den Schleier und schwenkte ihn, als könnten sie dort drüben es sehen.

Dann sprang sie hinunter, und sie schnallten die Bretter fest und fuhren auf ihren Spuren zurück nach Schlieren.

Die Sonne stand als ein stilles Feuer hinter den Bergen, und der Schnee schimmerte violett, wo die Hügel sich bäumten. Da glitten sie den letzten Hang entlang. Noch eine Kuppe, dann strich die Bahn hinunter zum ausgeschaufelten Weg.

„Bitte, fahren Sie nur voran“, bat Lotte, und sie taten ihr den Willen. Kramer glaubte abkürzen zu können und schlug sich seitwärts.

Jetzt war sie allein, aber da stand sie auch schon auf der letzten Kuppe. Rosig glühte vor ihr auf dem der Sonne zugekehrten Hang der Schnee.

Vinzenz Herrenrieder sah den ersten Läufer mit eingestemmtem Stock herabpflügen. Allein. Das Herz setzte ihm aus, und er hatte sich doch hundertmal gesagt, daß es eine ganz gefahrlose Spielerei war. Aber da, da tauchte oben eine Gestalt über den Hügelrand. Er stand unten, wo sich die Spuren verliefen. Hoch über ihm war sie erschienen, umstrahlt vom verglühenden Sonnenfeuer. Der Saum ihres roten Unterkleides leuchtete wie Blut. Nun stemmte sie sich fest und stieß ab. Ein heller Schrei, wie der Ruf eines Vogels, der Stock war ihren Händen entglitten. Aber sie blieb aufrecht und schwang sich herab in sausender Fahrt. Leicht in die Knie gebeugt, die Füße zusammengestellt, mit fliegendem Rock und glänzenden Augen fest vor sich hinblickend, ganz Spannung und Schwung, so kam sie wie ein schöner fremder Vogel, von dem man nicht weiß, ob er gleitet oder schwebt, den stäubenden Hügel herab, und ihr Schrei zitterte noch hell in seinem Ohr, da flog sie schon auf ihn zu.

„Lotte!“

Unwillkürlich streckte er die Arme aus.

Aber sie konnte nicht einhalten. Es blieb ihr nichts anderes übrig: rasch neigte sie sich seitwärts, ein anmutiger Ruck, und dicht neben ihm glitt sie in den aufgetürmten Schnee.

Sie lächelte ihn an.

„Ich bin nicht bis ans Ziel gekommen“, sagte sie, und ihr Atem ging schwer.

„Doch“, erwiderte Vinzenz, und seine Stimme klang stark und voll, und er zog sie sanft in die Höhe.

Da klangen ihr plötzlich die Glocken von Hohenried, und sie preßte seine Hand und flüsterte: „Ja, ich bin's doch.“

Darauf kamen die anderen, und sie waren nicht mehr allein.

Zwei Tage darauf war die Straße gebahnt, und Sabine Gorner führte das Frauenleid mit der Wirtin aus dem „Österreicher“. Die Tote lag noch klar wie Wachs in ihrem Sarg. Die Glocken klangen über das einsame Ried.

* * *

Die Weckuhr tickt. Ihr harter Gang hallt in Lottes Schlafstube störend wider. Lotte liegt noch friedlich in den Kissen, hat die Hände unter dem Kopf verschränkt und hält die Augen geschlossen. Sie lag schon so da, als der Wecker mit einem Höllenlärm herunterrasselte. Ein diebisches Vergnügen, wach zu sein und wach träumen zu können, den Regen im Kendel trommeln und den Wecker auf dem Marmor des Nachttisches knarren zu hören. So lag sie, und hinter ihren Lidern bewegten sich farbige Träume. Und je länger sie lag, je weiter die Zeiger rückten, desto tiefer sank sie in die Kissen. Nur nicht aufstehen müssen! Sie war nicht faul, war müde, aber dabei liefen ihre Gedanken, und die Rolle, die sie wie einst ihre Schulhefte unter das Kopfkissen geschoben hatte, war daran ganz unbeteiligt.

Nebenan klirrte das Kaffeegeschirr. Sie hörte es, und das vermehrte noch das unsägliche Behagen, mit dem sie die letzte Morgenstunde im Halbschlummer auskostete. Ein Scheit Holz knackte nebenan, ein kleines Sprühfeuer lustiger Funken hüpfte aus dem Schieber des Kachelofens. Sie hatte durch die Wimpern geblinzelt und den rötlichen Feuerschein aufgefangen. Es war neun Uhr geworden.

Ein Veilchenduft zog schüchtern durch die Tür des Wohnzimmers und bettelte um Aufnahme in ihre Träume. Da dachte sie an Vinzenz und daran, daß er schon um acht Uhr von seinem Morgenspaziergang heimgekehrt

war. Sie wußte jetzt um alle seine Gewohnheiten. Es hatte eine Zeit gegeben, da war sie auch eine Frühaufsteherin gewesen, aber das Theater hatte sie auch darin verwandelt. Müde lag sie, und ein zärtliches, frohes Lächeln flog über ihr Gesicht, die Veilchen waren von ihm. Und dann lösten sich ihre Hände, und sie nahm einen Anlauf, als gälte es, Übermenschliches zu vollbringen, und saß wirklich aufrecht im Bett. Um halb zehn Uhr begann die Probe. Nun aber raus!

Als sie im Frisiermantel war, lief sie rasch in die Wohnstube. Der Kaffee war schon wieder kalt geworden. Neben der Tasse lagen drei Briefe. Der erste kam von einer Kollegin, die ein fabelhaftes Engagement für sie wußte und sie zugleich um zwanzig Mark bat. Der zweite bestand in einem Gedicht und wies die Handschrift eines Sekundaners auf. Der dritte trug die Schrift der Mutter.

Lotte biß in ihr Brötchen, las zuerst den Brief der Konarska und dachte dabei an das Metzer Engagement und die vielen Offiziere, die sie damals hatte in Schranken halten müssen, und murmelte: „Armes Schaf", und meinte die Konarska, die immer fröhliche „polnische Hummel", wie sie die Leutnants getauft hatten, obwohl nichts Polnisches war an dem rheinischen Kind außer dem Bühnennamen. „Zwanzig Mark!" Sie galt also immer noch als die Tochter des Krösus mit ihren fünfzig Mark Zuschuß. Hundert Mark Gage und fünfzig Mark Zuschuß und das sechs Monate lang und dann die Sommerbühne mit achtzig Mark Gage oder das Stillsitzen daheim! Ein bitterer Zug krümmte ihre Mundwinkel.

Da fiel ihr Blick auf die Epistel des Gymnasiasten, und das befangene Lächeln, mit dem sie die Verse zu lesen begann, mündete in einem glücklichen lauten Lachen. Sie sprang auf und eilte in die Schlafstube, schleuderte die Jacke fort, fuhr in die Bluse und warf den Rock über und stand nun vor dem Spiegelschrank, um sich so rasch wie möglich fertig anzukleiden.

Hart, unbarmherzig schnell zerhackte die Weckuhr die letzten Minuten, die ihr blieben. Wie Kieselsteine prasselte der Regen an die Scheiben und sprang in klaren Graupen über das Gesims. Aber Lotte konnte die Bluse nicht einhaken, die auf dem Rücken geschlossen werden mußte. Sie rief nach dem Mädchen. Keine Antwort. Da zog sie mit dem schnellfertigen Entschluß des Theatermenschen den Mantel an, raffte den Brief der Mutter in den Muff und verließ das Haus.

Es regnete nicht mehr. Harte glänzende Glaskörner schlugen auf das Pflaster und hüpften um Lotte her. Durch enge Gassen eilte sie ins Theater und freute sich auf den Brief der Mutter, den sie als Bestes bis zuletzt aufgespart hatte. Schon bog sie um die Dreifaltigkeitskirche, da stieß sie einen kleinen Schrei aus und blieb wie angewurzelt stehen. Sie hatte ihre Rolle liegen lassen.

Und sie konnte sie ja kaum. Vom Turm schlug die zehnte Morgenstunde. Einen Augenblick schwankte sie, dann ging sie weiter. Da geschah's, daß sie der Gedanke befiel, der in den letzten Tagen immer wiederkehrte: Sie ging nur noch mit halbem Herzen diesen Weg.

Fröstelnd trat sie durch die Hintertür ins Theater, stieg die winkligen Trepplein empor und hörte, als sie die Hinterbühne erreicht hatte, die Worte kalt und ausdruckslos im leeren Saal widerhallen. Grau hing das Licht, wie aus Spinnweb geflochten und gegossen, in dem hohen kahlen Raum. Grau die Kulissen, verstaubt und abgeblaßt die Möbel, die in der Ecke aufgestapelt waren. Grau die Menschen, die herumstanden und hockten, die Rollen in den kalten Händen, in den abgetragenen Kleidern, mit müden, verdrießlichen, abgespannten Mienen.

„Bitte, die Szene noch einmal, Körner, Sie haben den Gang zum Tisch hinüber schon wieder vergessen! Und erschrecken müssen Sie doch, na ja, so ludern Sie doch nicht so! Glauben Sie, mir macht's Spaß, das ewige Wiederholen? Ist denn die Freivogel endlich da? Die pflastert natürlich wieder —"

„Hier bin ich, Herr Direktor! Sie meinten —?"

Mit einem Sprung war Lotte an der Mitteltür gewesen und hatte sie aufgerissen. Hoch aufgerichtet, das Kleid rücksichtslos über die Schwelle wirbelnd, stand sie auf der Bühne. Das fahle Lämpchen des Souffleurs stach ihr in das frische, schöne Gesicht.

„Donnerwetter, brillanter Auftritt!" rief Neumann rasch gefaßt. Lotte stand mitten im Zimmer, das aus vier leeren Wänden aufgebaut war.

Der dunkle Zuschauerraum gähnte sie an. Wie Leichentücher hingen die grauen Schutzhüllen über den Polsterreihen des Parketts und der Logenbrüstung herab. Der Heldenspieler lehnte an der ersten Kulisse und hatte einen spanischen Raufdegen zwischen die Enden der Hosenträger hindurchgestoßen. Sein abgetragener Gehrock stand schlecht zu den Lackschuhen. Er ließ sich nicht unterbrechen und fuhr in seiner Rolle fort; gleichgültig kamen die Worte aus seinem Mund. Es war etwas trostlos Müdes und Erzwungenes darin.

Einen Augenblick stand Lotte noch in fiebernder Empörung, im Bewußtsein, Neumann einen rohen Scherz aus den Zähnen gerissen zu haben. Dann fühlte sie, wie die bleierne Qual dieser Morgenproben und die Dürftigkeit dieser Existenz wieder auf sie drückte. Sie zog sich zurück.

Da fiel ihr ein, daß sie ihre Rolle vergessen hatte, und sie lief zur Naiven, die erst im nächsten Akt auftrat, und bat sie, ihr die Rolle zu holen.

„Ach nee, ich kann nicht über den Markt. Sonst herzlich gern, aber so nicht!" Und sie betrachtete sich mit einem nüchternen, klaren Blick und zuckte die Achseln.

„Ich werde sie dir holen, Vogel", sagte der Chargenspieler. „Einen Kognak finde ich dabei wohl, was?"

„Sie, Fanto? Nein, das geht doch nicht gut. Wenn niemand da wär —" Lotte brach in einem verlegenen Lächeln ab.

Fanto hustete und kroch noch tiefer in seinen großen, alten Havelock. Sein faltiges Gesicht war grau von Kälte und Schminke.

„Ich mause nicht, gib mir nur den Schlüssel. Und wo ich sie finde, das weiß ich doch."

Da gab sie ihm den Zimmerschlüssel.

„Kognak hab ich nicht, aber ein Fläschchen Rum, das steht im Wohnzimmer auf der Konsole."

„Rum! Recht hast du, Lotte Vogelfrei. Auch ich bin vom Ruhm auf den Rum gekomen. Also dies ist der Schlüssel, und wenn ich den nun einem anderen

gäbe! Für einen Beutel voll Dukaten dem gelehrten Doktor —"

„Fanto!" Blaß starrte sie ihn mit schwarzen Augen an.

Er knickte zusammen. „Ach Gott nein, nimm's mir nur nicht übel! Ich werde alles respektieren. Mir wachsen schon lange keine Wünsche mehr am Weg, und im übrigen ist man doch ein leidlich anständiger Kerl."

Er drückte den Hut auf den grauhaarigen Kopf und ging.

Lotte wartete auf ihr Stichwort. Aber alles klang hohl und leer, ein böser Zugwind kam vom Schnürboden herunter, und es roch nach entweichendem Leuchtgas und schlechtem Puder. Sie hörte die Naive mit einer anderen tuscheln. Von einem intimen Ausflug in die nächste Großstadt — und plötzlich packte sie ein furchtbarer Überdruß, eine Verzweiflung, die in einem Schluchzen aus ihrer Brust stieg und alle anderen Gedanken auslöschte.

Ihr Stichwort fiel, sie hörte es nicht. Neumann schrie nach ihr und tobte auf der Szene. Da fuhr sie auf und trat müde und zerschlagen hinaus vor die Rampe und sprach eintönig und ausdruckslos mit trockenem Mund die Worte, die der Souffleur mit heiserer Stimme aus dem zerlesenen Buch pflückte und heraufreichte.

Kurz darauf saß sie im Konversationzimmer. Der kleine eiserne Ofen, der am Abend rote Backen hatte, stand schwarz und kalt in der Ecke. Auf dem Klavier lag der Riesenhut ihrer Kollegin, der Boda.

Da schoß die Naive herein. „Vögelein, teuerstes, du mußt helfen!"

„Was ist Ihnen denn, Dieterle?"

„Ich halt's nicht mehr aus, ich muß fort!"

„Das sagen Sie ja manchmal so, aber nun geht's doch auf den März. Warum wollen Sie sich denn noch einen Kontraktbruch zuziehen!"

„Ach, das verstehen Sie nicht! Aber ich muß einfach fort! Ich kann ihm die Dienstmädchen nicht mehr spielen! Und er kann's auch nicht verlangen! Ich hab ihm alles gegeben, was ich habe — ich kann nicht mehr, und Sie werden mir doch helfen! Die Boda und der Körner und alle helfen mir, aber es kann keiner so viel tun für mich wie du!"

Nun lag sie vor ihr auf den Knien und drückte den mageren, geschmeidigen Leib an sie und streichelte ihr die Hände. Von dem zerzausten blonden Schopf hatten sich dicke Strähnen gelöst, und unter der abgetragenen Bluse schlug das Herz, daß Lotte seinen Schlag an ihren Knien spürte.

Sie beugte sich zu ihr. „Ist's deswegen, Dieterle?"

Ellen Dieterle schlug die Augen auf und antwortete mit ihrem großen naiven Bühnenausdruck in den blauen Sternen: „Ja, deswegen."

Und glaubte es selbst in diesem Augenblick und fand Glauben. Glaubte, daß sie nicht der unruhige, sie in jedem Engagement anfallende Drang forttrieb, sondern die kalt und trübe gewordenen Beziehungen zu Neumann.

Sie blieb vor Lotte liegen, und jetzt liefen ihr zwei Tränen über das schmale Gesicht, das immer noch die Jugend vortäuschte. „Ja, Vögelchen, ich muß fort. Im nächsten Jahr kommt eine Neue, achtzehn Jahre ist sie alt, du lieber Gott, mit so einem Grasaff stell ich mich nicht hinaus! Und mit Neumann ist's dann gar nichts mehr. Ich hab ihn doch schon vor elf Jahren gekannt. Da hat er noch gesungen, und wir haben damals zusammengewohnt. Jetzt spiel ich ihm die Dienstmädchen. Und nun hat er's mir für nächstes Jahr sogar in den Kontrakt geschrieben, daß ich ihm die Dienstmädchen spiele!"

Sie schluckte ein paarmal, und auf einmal wühlte sie den Kopf in Lottes Schoß, und diesmal weinte sie bitterlich. Ihre mageren Schultern bebten, die kleinen Füße in den hohen Schuhen zuckten, so schüttelte sie der Schmerz.

Da quollen auch Lotte die Tränen in die Augen. „Ich helf dir ja, Dieterle. Hör nur auf, hör auf, da kommt der Fanto!"

„Ach der — der weiß ja alles!" stieß Dieterle krampfhaft hervor.

Und Fanto sagte, indem er Lotte die Rolle reichte: „Ja, das große Kind kann ja den Rand nicht halten. Aber in dein Schlafgemach bin ich doch nicht gekommen. Da stand ein Engel mit dem Staubbesen davor. Aber ein guter Engel. Den Rum hat er genehmigt, und dann hab ich ihn mir genehmigt. Ich meine den Rum. Und dann, sieh mal, Lotte, es stand doch noch auf dem Tisch hier das schöne Brötchen und Butter, ich hab's mir mitgenommen für meinen Kanarienvogel."

Er wickelte das sauber in Zeitungspapier geschlagene, mit Butter bestrichene Brötchen aus, langsam, liebevoll, und Lotte spürte wieder das schöne, kameradschaftliche Rühren, das warme Gefühl, das sie alle trotz Eifersucht und Intrigen verband.

„Lieber Fanto, ein Kanarienvogel frißt doch keine Butter. Hätten Sie ihm lieber ein Stückchen Zucker mitgenommen!"

„Donner und Doria, Lotte, Sie haben recht, ich bin ein Esel. Was mach ich nur mit dem Butterbrötchen?"

Da hob Dieterle den Kopf, und es war eine kleine Szene, als sie sagte: „Gibst's mir, Fanto? Auf d' Reis', gelt?"

In Fantos beweglichen Zügen malte sich ein schwerer Kampf. Plötzlich brach er mit festen Fingern das Brötchen mitten durch. „Da, Dieterle, die Hälfte für dich, die Hälfte für mich. Ich hab' heute vergessen zum Bäcker zu gehen."

Draußen schrie Neumann: „Zweiter Akt! Freivogel, Fanto, Körner!"

Und Lotte eilte hinaus.

Die Naive rief ihr nach: „Den Korb krieg ich aber, packst mir meine Kostüm hinein, damit ich sie hinausbring. In deinen Korb schaut er nicht!"

Lotte sagte ja und griff in ihr Geldtäschchen. „Gibst mir's wieder, wenn du im Engagement bist."

Noch einmal rief Neumann, da entzog sie sich dem Dank der Kollegin, die das kleine Goldstück mit spitzen Fingern in die Höhe hielt und übermütig das Bein warf, daß der seidene Unterrock unter dem alten Kleidchen aufrauschte.

Dann bückte sich Dieterle und ließ das Zehnmarkstück unbefangen in den hohen Strumpf gleiten.

Sie biß herzhaft in das Brot und ging hinaus.

Ellen Dieterle nahm auch keinen Bissen mehr von Rudolf Fanto, denn am Abend brannte sie durch. Ihre Kostüme wurden in Lottes großem Korb aus der Garderobe geschmuggelt, und während Neumann nebenan die Kassé zählte, holte sie noch rasch das schöne, versilberte Teegeschirr, das sie vor neun Jahren in einer kleinen Garnison als Geschenk erhalten hatte, und das nun in Neumanns Bureau prangte, und barg es unter den Überwurf.

Sie hörte ihn nebenan mit dem Geld klirren, roch seine Zigarre und ballte die Faust und schüttelte sie, spreizte dann rasch die mageren Finger und schnitt ihm ungesehen eine lange Nase.

Einen Augenblick später tappte sie zwischen den Versatzstücken hindurch über die dunkle Hinterbühne und die Wendeltreppe hinunter auf die Gasse. Sie waren alle am Bahnhof. Im Dunkel konnten sie es wagen. Fanto hatte ihr schon die Fahrkarte besorgt.

„Adieu, Vögelchen, liebes! Und glaub mir —" sie flüsterte es Lotte ins Ohr — „ganz hinauf kommst du nicht. Nimm lieber deinen Rechtsanwalt!"

„Dieterle, wie abscheulich!"

Aber warm überlief es Lotte, und sie preßte die magere Gestalt so fest an sich, daß der Teekessel zwischen ihren Herzen in Gefahr kam, erdrückt zu werden.

Darauf gingen sie alle zu dem Übergang in der Nähe des Theaters und warteten, bis der Zug kam, der das Dieterle entführte.

Langsam schlich er vorüber, beinah leer. Ellen Dieterle ließ ihr Taschentuch aus dem Fenster flattern. Die dunklen Gestalten winkten, das vierschrötige Theatergebäude tauchte auf, eine Laterne blitzte, und dann verschwand der Zug in der dunstigen Finsternis, in die der grünliche Mond einen trüben Schein warf.

Lotte Vogel ging still nach Haus. In ihrer Tasche knisterte der Brief der Mutter. Ja, die Mutter hatte recht, es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen.

Als sie über den Markt schritt, begegnete ihr Vinzenz. Sie erkannte ihn an der Haltung und sah, daß er zögerte, als ob er sie auch erkannt hätte.

Er hatte sie erkannt.

„Gute Nacht, Fräulein Lotte!" sagte er leise, ohne den Hut zu berühren.

„Gute Nacht!" erwiderte sie noch leiser.

So strichen sie aneinander vorbei.

Zu Hause las Lotte den Brief der Mutter noch einmal, und als sie an die Stelle kam, die ihr heute mittag das Blut in wilden Schlägen durch die Adern getrieben hatte, da fühlte sie, wie ihr ein schneidender Schmerz durch die Brust ging.

„Heinz hat sich hier niedergelassen. Er war zuletzt in Freiburg. Er wollte es gar nicht glauben, daß Du wirklich zur Bühne bist, und weiß es doch schon lange. Du hast ihn einmal gut leiden mögen, den Heinerle, aber er ist jetzt furchtbar vernünftig geworden. Ein armes Mädel heiratet er gewiß nicht, das darf ich Dir ja ruhig schreiben, denn Du lachst ja heute auch über Eure schmachtende Liebe. Schön wär's freilich gewesen. Aber daß Du schon wieder an ein anderes Theater gehen willst, das verstehe ich nicht. Der Mensch muß doch irgendwo Wurzel haben, und viel größer ist das Würzburger Theater doch auch nicht, wo Du hinwillst. Du siehst jetzt, wie schwer es ist, eine Berühmtheit zu werden. Aber die Kinder wissen ja immer alles besser. Vater hat es Dir eigentlich noch nicht verziehen. Ich meine, so ganz verziehen. Er muckt jetzt viel. Der Rheumatismus, weißt Du! Aber wenn er eine Kritik findet, dann liest er sie zweimal von vorn bis hinten. Du hast gottlob guten Anschluß dort, und es freut mich, daß Du nur in Familien verkehrst. So mußt Du bleiben. Rechtsanwalt Mayer war dieser Tage bei uns, ein ziemlich seltener Besuch, und hat sich sehr nach Dir erkundigt. Er hat einen lieben Studienfreund dort, von dem er uns erzählt hat, einen Doktor Herrenritter, glaube ich. Kennst Du den?"

Der bittere Zug in Lottes Gesicht war gewichen. Ein versonnenes Lächeln lag um ihren Mund, und sie wiederholte leise: „Herrenritter, Herrenrieder", und fand, daß nur der richtige Name zu ihm paßte, der Name, der von dem Ried genommen war, aus dem er stammte.

Und sie saß am Tisch und nähte die Goldborte auf die grüne Samtschleppe, und die Nadel brannte ihr in der Hand wie ein glühender Draht, und die große Sehnsucht nach dem Besitz und der Liebe dieses Mannes ergriff sie mit ungeheurer Gewalt. Aber als ihr Gefühl so zu Vinzenz hinströmte, als sie aufsprang und die Arme ausbreitete, um seinen Namen zu flüstern, da geschah das Unbegreifliche, daß sie nicht seinen Namen aussprach, sondern den Kosenamen ins Leere raunte, mit dem Heinz Overbeck genannt worden war.

„Heinerle!" sprach sie leise und zärtlich und wurde sich dessen erst bewußt, als ihre Lippen das Wort schon geformt und der Schauer längst vergessener, längst erstorbener Sehnsucht sie überflogen hatte. Da stand sie, von einem gräßlichen Schrecken erfaßt, in ihrem Zimmer, starr, in einer Scham erglühend, die ihr neue fliegende Schauer über den Leib jagte, und ihr Mund wurde spröd und trocken, ihr Herz klopfte dumpf und schwer, und plötzlich stieß sie einen rauhen Schrei aus und schlug die Hände vor die Augen, als müßte sie das Erinnerungsbild vernichten, das sich in ihnen spiegelte, und glitt neben dem Tisch zu Boden, bis ihre Stirn auf dem Rand des Stuhles lag und ihre Knie hart auf die Diele trafen. So lag sie und atmete kurz und fand keine Tränen und biß die Zähne zusammen in Qual und Scham.

Sie hatte nie mehr zurückgedacht an jene erste Liebe, die die Achtzehnjährige heimgesucht hatte wie ein schweres Fieber. Keine Erinnerung war in ihr haften geblieben. Sie hatte eine Strecke Wegs zwischen sich und jene Zeit gelegt, in der sie blind in eine erste trügerische Leidenschaft verstrickt worden war, und hatte mit der Flucht aus der Welt, in der ihr Heinz nahegetreten war, auch alles gelöscht, was damals in ihr brannte. Ausgetreten hatte sie die letzten Erinerungen, wie man die Funken in der Asche zertritt. Und dann war sie hinausgewachsen über diese erste Wallung des Blutes und der Verliebtheit und hatte das Leben erfassen lernen, statt sich von ihm tragen zu lassen. Aus den engen Kreisen, die ihr ihr Bild aus immer gleichem Spiegel zurückwarfen, war sie hinaus, getrieben von ihrer aufgepeitschten Natur, und hatte eine

große Künstlerin werden wollen. Und jetzt war alles umsonst gewesen, alles umsonst!

Lotte stand schwerfällig auf. Als sie ihr Haar löste vor dem Spiegel, da betrachtete sie das starre Gesicht wie das einer Fremden. Dem Dieterle hatte sie mit zehn Mark und einem Korb geholfen. Der Korb stand dort in der Ecke, nachdem er seine Schuldigkeit getan hatte. Sie sah ihn im Spiegel. Das Dieterle hatte recht gehabt, als es davonlief. Noch sechs Wochen, dann war die Spielzeit zu Ende, und dann verließ auch sie die Stadt. Ja, sie auch! Ein gepreßter Atemzug hob ihre Brust. Ein letzter welker Veilchenduft — — jetzt erst recht! Ja, sie konnte auch einen Geliebten opfern, um frei zu sein! Sie mußte ihn opfern, weil sie ja nicht frei war, weil sie nicht frei zu ihm kam! Mußte sie das? War sie denn nicht frei, ganz frei, vogelfrei?

Und wieder kam ein Brief der Mutter. Unklar, vom Hundertsten ins Tausendste springend, voll Andeutungen, die sie nicht verstand. Als wüßte die Mutter etwas, das sie ihr verheimlichen wollte, und das sie doch an den Schreibtisch zwang. Vinzenz Herrenrieders Name stand auch in diesem Schreiben. Lotte hatte auch diesen Brief erst auf der Probe gelesen. In der zweiten Gasse versteckt, wo sie neben der Boda auf ihr Stichwort wartete.

Am Abend stand sie wieder dort. Im Fieber der Aufführung. Kühl strich der Luftzug vom Schnürboden über ihre nackten Schultern, erstickend quoll es aus dem Zuschauerraum. Sie standen abwesenden Geistes, alle Nerven gespannt, den Blick starr auf die Szene gerichtet. Das war nicht mehr die Boda, die träge ihre Rollen lernte, nicht mehr der alte Fanto, der trockene Brötchen kaute, nicht mehr der müde, von Nerven und Kopfschmerzen gequälte erste Held Erich Körner, der mit Tabletten und Kognak mühsam den Vormittag überwand und sich die Kanten des abgetragenen Gehrocks schwärzte, um abends als glänzender Kavalier auftreten zu können. Sie lebten drei Stunden in anderen Gestalten. Untadelhaft trug Fanto den Charakterkopf eines alten Marquis auf seinen Schultern. Körner zündete soeben auf der Szene mit der lässigen Eleganz eines Roués eine Zigarette an, und Lotte stand mit hochgerafftem Kleid, nervösen Füßen in der Kulisse, geschmeidig, zusammengerissen, jeden Augenblick bereit, hinauszueilen. Hinter ihr stand der Inspizient und trug schon die Pistole in der Tasche, um in der Kulisse den blinden Schuß abzufeuern, mit dem der Held der französischen Komödie sich im letzten Akt selbst richtete.

Da erblickte Lotte durch einen Spalt in der Kulisse Herrenrieders Gesicht. Er saß in der Loge des Stadtrats, im Proszenium, so nahe an der Bühne, daß sie jeden Zug in seinem Gesicht erkennen konnte. Und da verließen sie zum erstenmal Aufregung und Spannung, und sie vergaß, wer sie war, und wen sie darstellte, und sie lebte in ihm.

Jetzt fiel das Stichwort der Boda. An Lotte vorbei rauschte sie auf die Szene. Der Held hatte seinen Diener verabschiedet, legte die Zigarette weg und trat ihr entgegen. Schon stießen sie leidenschaftlich aufeinander, denn er wollte seine Geliebte verlassen, um sich zu rangieren und zu heiraten.

Lotte sieht nur Vinzenz.

In diesem Augenblick ruft die Boda mit ihrer größten Gebärde: „Wag es zu leugnen, daß du ihr geschrieben?" Und Lotte fühlt, wie ein kalter, seltsam süßer Schauer sie ergreift, und weiß plötzlich, wie Vinzenz Herrenrieders Name in den Brief ihrer Mutter gekommen ist, ahnt, daß er sich in Verbindung gesetzt hat mit denen daheim, daß er den Weg gesucht hat zu ihr!

Es kann nicht anders sein. Seine Zurückhaltung seit jener Heimfahrt aus dem verschneiten Ried kann ihren Grund nur darin haben. Und wie sie so in der Kulisse steht und sein ernstes Gesicht mit den ausgearbeiteten Zügen und dem gefestigten männlichen Ausdruck prüft und spürt, daß er sie nur an sich zu reißen braucht, nur zu sagen hat: „Komm", und weiß, daß sie gehen wird, trotz allem, da raunt der Inspizient: „Achtung, Sie kommen gleich!"

Schon hört sie die Boda dem Helden ihr Stichwort zuschleudern: „Du? Du bist ihrer nicht wert! Wir zwei gehören zueinander!" Hört's und steht wie gelähmt. Der Regisseur packt sie am Arm und stößt sie durch die Tür auf die Bühne, und sie muß als Lauscherin hintreten und rufen: „Du lügst! Das ist nicht wahr!" muß zu ihm hineilen und die Arme um ihn schlagen und den Kopf an seine Brust legen. Muß die Vorschrift erfüllen. Muß es leidenschaftlich, sieghaft tun und darf keinen Zweifel in sich aufkommen lassen an den Geliebten.

So steht es in ihrer Rolle, so hat sie es auch empfunden und geprobt. Aber jetzt steht sie draußen und stammelt die Worte mit erlöschender Stimme; blickt verstört, verzweifelt mit dem trotzigen Ausdruck ihrer dunklen Augen und dem angstvoll befangenen Lächeln ihres zuckenden Mundes um sich und wäre gefallen, wenn Körner sie nicht rasch umfaßt hätte. Sie gleitet auf den Stuhl, der am Tisch steht, und sieht die Zigarette, die Körner knapp auf die Schale gelegt hat, das Gleichgewicht verlieren und über den Tischrand auf den Boden fallen, ein winziges letztes Fünkchen auswerfen und in einem Spalt verschwinden. Krampfhaft konzentriert ihr verstörter Sinn sich auf diesen bedeutungslosen Zwischenfall. Sie hört die Worte der anderen nicht mehr, bis Körner ihr zuflüstert: „Sie verderben uns den ganzen Akt!"

Da rafft sie alles zusammen, was sie an Willen und Energie noch aufwenden kann, und hängt sich nach der Vorschrift ihrer Rolle an seinen Hals und fängt das Stichwort ihrer Nebenbuhlerin und sagt zu dem Geliebten: „Ich verzeihe dir."

Aber auch das nicht stolz und groß, sondern müde und resigniert.

Der Vorhang fällt. Körner und die Boda dringen auf sie ein, dumpf klingt der Beifall, der Vorhang geht in die Höhe, alle drei verbeugen sich, lächelnd, dann reißt Lotte sich los und geht ab.

In der Kulisse stößt sie auf Neumann.

„Sind Sie verrückt?" schreit er sie an, „geschmissen haben Sie mir die ganze Kiste, glauben Sie, ich zahle Ihnen etwas für Ihre Solidität, wenn Sie mir hier ludern! Machen Sie's umgekehrt, dann tragen Sie wenigstens flottere Kostüme! Aber so ein Beklämmern, das verbitt ich mir!"

Und dann kommt die Boda mit fliegendem Atem.

„Mir meine beste Szene ruinieren! Trinken Sie einen Kognak, ehe Sie auftreten, wenn Sie die Schwäche kriegen. Ich danke für so eine Schmiere!“

„Schmiere haben Sie gesagt!“ kreischt Neumann.

„Ich werde mich genieren“, erwidert die Boda. Da stürzt er davon, er darf es nicht mit ihr verderben. Körner ist, ohne ein Wort zu sagen, in die Garderobe gegangen. Er wird acht Tage lang krank sein und Tabletten schlucken.

Lotte ist totenblaß unter der Schminke. Es tut ihr ja so leid.

Das Blut braust ihr in den Ohren. Die Arbeiter stoßen sie bei dem Umbau zum letzen Akt.

Fanto zieht sie beiseite. „Laß sie quatschen, Lottchen. Aber nimm dich zusammen, es sieht ja jeder, wie es um dich steht.“

Da atmet sie auf einmal erleichtert und antwortet: „Jetzt quatschen Sie, lieber Fanto!“

Ihre Augen lächeln, ihre Stimme klingt ruhig und voll, sie geht in die Garderobe. Verblüfft blickt Fanto ihr nach.

Lotte hat im letzen Akt nichts mehr zu tun. Als sie allein ist, die Boda hinausgerauscht ist und die Kammerfrau ihr noch rasch das Kleid aufgehakt hat, da schlüpft sie aus den Röcken, als müßte sie sie für immer von sich werfen.

Die Mutter hat zu viel verraten. Vinzenz war den einzigen Weg gegangen, der auf Umwegen zu ihr führte, es gab noch einen, der hatte an ihrer Haustür geendet in jener weißen Winternacht. Aber den hatte er auch nicht gehen dürfen. Der längere führte zum Ziel. Führte er wirklich zum Ziel? Zu welchem Ziel?

Sie stand vor dem Spiegel, die Gasflammen sangen, ihre blanken Arme glänzten, als sie sich langsam das Haar aufsteckte. Unter den gefärbten Brauen blickten ihre Augen sie fremd an. Seine Frau! Das war's! Wäre es am Ende nicht doch besser gewesen, er hätte sie in die Arme genommen und gesagt: „Komm?“ Sie wäre mit ihm gegangen, nein, sie wäre nicht gegangen, aber sie hätte nicht die Kraft gehabt, zu widerstehen, wenn er sie damals an sich gerissen hätte. Sie hatte gedarbt, jahrelang gedarbt, anfangs noch aus Angst und Ekel, dann weil sie ihrer Sinne immer mächtig geblieben war und die Versuchung nicht so weit an sich hatte herankommen lassen, um ihr zu unterliegen. Und gerade das Theater hatte nicht an ihre Ehre gerührt, das Theater nicht. Sie war mit einundzwanzig Jahren zur Bühne gegangen.

„Seiner nicht wert?“ Ihre Arme sanken, sie wiederholte die Worte ihrer hohlen Rolle, und sie klangen leer und kalt in der muffigen Garderobe. Liebte sie ihn denn? Liebte sie ihn, und wollte sie auch seine Frau werden? Das war nicht das gleiche, das folgte auch nicht eines aus dem anderen.

Draußen fiel ein Schuß, ein Theaterschuß. Er knallte so laut wie ein Kanonenschlag. Ach, nur nicht mehr spielen, nicht mehr auftreten müssen! Spielen und fühlen, daß sie nur sich selbst spielte, spielen und wissen, daß sie nicht ganz hineintauchen könnte in all die Entbehrungen und die Demütigungen, um wie durch ein Fegfeuer zur Höhe zu schreiten! Liebte sie ihn? Sie konnte ja einmal vergleichen, ob ihr Gefühl jetzt das gleiche war, das sie damals zu Heinz hingezogen hatte! Aber wenn es dasselbe nicht war, wer sagte ihr dann, ob sie damals wirklich geliebt hatte? Aber wenn sie Heinz nicht geliebt hatte, dann war es ja noch viel schlimmer, denn er hatte sie in den Armen gehalten und geküßt bis zur Besinnungslosigkeit. Sie kam nicht weiter, ihre Gedanken zerbrachen, mit einem Klagelaut streckte sie die nackten Arme aus nach ihrem Spiegelbild, und diesem Bild liefen große klare Tropfen über die geschminkten Wangen.

Letztes dumpfes Beifallklatschen, das schwere Aufsetzen des eisernen Vorhanges, Poltern und Lachen, die Boda tritt ein, die Vorstellung ist zu Ende. Die Boda wirft nur ihren großen Theatermantel um und eilt hinaus. Sie schminkt sich zu Hause ab.

Die Tür bleibt offen. Mechanisch kleidet Lotte sich an.

(Fortsetzung folgt.)

Warum die Blumen duften.

Von P. Potonié.

Eines der Lieder Heinrich Heines beginnt:

„Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
Das, was sie duftet, — — — — — — — — —?“

und in dieser Frage steckt ahnungsvoll die Vermutung, daß der Duft der Blume mit dem zusammenhängt, was auch das Hauptempfinden des Menschen ausmacht, mit der Liebe. — Und in der Tat, wenn wir verstehen wollen, weshalb die Blumen duften, dann müssen wir zunächst wissen, wie die Pflanzen lieben.

Es ist die Lebensaufgabe einer jeden Blume, den Tag der Befruchtung recht bald herbeizuführen. Sie will verwelken und zur Frucht werden. Alle ihre Funktionen stehen in dem einen Dienst, ihre Narbe mit dem Blütenstaub einer fremden Blume in Berührung zu bringen.

Die Natur hat nun die mannigfachsten Mittel gespendet, um dies zu erreichen. Besonders einfach ist die bei den nichtduftenden, unscheinbaren Blumen vorkommende Blütenstaubübertragung durch den Wind, wie sie z. B. bei der Kiefer und der Haselnuß vorkommt. Die Pollenproduktion dieser beiden Pflanzen ist eine so bedeutende, daß zu ihrer Blütezeit große gelbe Wolken emporgewirbelt werden. Deshalb hat auch die Kiefer so oft Veranlassung dazu gegeben, daß man in den Zeitungen las, es sei hier oder dort ein „Schwefelregen“ vom Himmel gefallen. Solche Überproduktion an Blütenstaub ist aber bei der Primitivität der Windbestäubung nötig, denn sonst würde wohl kaum die Wahrscheinlichkeit bestehen, daß jemals ein

Pollenkörnchen auf die Narbe der weiblichen Blüte gelangt.

Viel weniger Blütenstaub brauchen solche Pflanzen, die mit schönen Blumenkronen und auffallenden Wohlgerüchen ausgestattet sind.

Es ist nicht mehr der Wind, der solchen herausfordernden Blumen als Kavalier dient; sie werben um die Gunst der Insektenwelt. — Namentlich die Bienen lassen sich durch die schöne Farbe und den süßen Duft herbeilocken, denn ihr unbewußter Liebesdienst bleibt nicht ohne Belohnung. Befinden sich doch in der Blume kleine Nektarien, die die Lieblingspeise dieser Tiere spenden, den Honigsaft. Allerdings ist es nicht immer ohne weiteres möglich, an die Honigquellen zu gelangen. Die Blüte ist so eingerichtet, daß das honigsuchende Tier die Staubbeutel berühren muß. Die hierin enthaltenen Pollenkörnchen sind etwas klebrig und bleiben deshalb an dem Insekt haften. Wenn es nun zur nächsten Blüte schwebt, erreicht diese durch oft sehr raffinierte Einrichtungen, daß der Blütenstaub auf die Narbe des Fruchtknotens gelangt. Hiermit ist der Lebenzweck der Blume erfüllt, sie hört auf zu duften und wirft ihre schönen Blütenblätter ab.

Aber nicht alle Pflanzen bieten ihren Gästen Honigsaft. Manche werden von den Insekten nur wegen ihres Blütenstaubs besucht. Aus dem Wachs der Pollenkörnchen bauen nämlich die Bienen ihre Zellen. Solche — in reicherem Maß Blütenstaub spendende Pflanzen sind unter andern die wilde Rose, der Mohn und die Klematis. Alle drei sind durch besonders viele Staubbeutel charakterisiert.

„Duft“ und „äußerliche Schönheit“ einer Blume pflegen häufig einander zu ergänzen. Die unscheinbare Resede und das kleine Veilchen, von dem der Volksmund schon lange die Bescheidenheit rühmt, bedürfen wegen ihres lieblichen Wohlgeruchs keiner grellen Blüten, denn sie werden auch ohnedies gern bemerkt.

Demgegenüber lassen uns oft die großen auffallenden Blumen, die wir in ihrem prächtigen Putz kaum übersehen können, jeden besonderen Geruch vermissen. Deshalb würde es wohl auch ein vergebliches Bemühen bleiben, wenn die Gärtner versuchten, der „stolzen Georgine“ einen Wohlgeruch anzuerziehen. — Das wäre gegen ihre Natur!

Die Lebewesen variieren nach allen möglichen Richtungen. Keins gleicht völlig dem andern. So ist es denn selbstverständlich, wenn unter einer großen Menge kaum oder wenig duftender Blüten stets eine die wohlriechendste ist. Diese eine wird natürlich für die Bienen verlockender sein als ihre weniger begabten Schwestern. Sie allein wird umschwärmt werden, während all die andern als „Mauerblümchen“ zusehen müssen, wie schnell die Bevorzugte das Ziel ihrer Wünsche erreicht. So treffen die Bienen ständig eine Auslese, immer befruchten sie zunächst nur solche Blumen, deren Wohlgeruch ihnen am besten behagt, und so kann sich dieser Wohlgeruch von Generation zu Generation durch natürliche Zuchtwahl erhöhen.

Wenn sich also ein Gärtner die Aufgabe stellte, einer Blume, die von Natur keinen Duft besitzt, Wohlgeruch zu verleihen, so würde ihm kaum ein anderes Mittel zu Gebote stehen als die künstliche Zuchtwahl. Er müßte die betreffende Blume in möglichst großen Mengen kultivieren und aus seinen Kulturen diejenigen Exemplare herausgreifen, bei denen er ein geringes Parfüm zu bemerken glaubt. Die wenigen Auserwählten müßte er weiterzüchten, und jedesmal zur Blütezeit hätte er unter seinen Zöglingen Umschau zu halten und herauszusuchen, was seiner Absicht am nächsten liegt. Theoretisch ist es sehr wohl möglich, daß er bei großer Geduld schließlich Erfolge hat, denn er macht es auf diese Weise ja genau wie die Bienen und verfolgt somit durch seine Kunst den gleichen Weg wie die Natur.

Wie schön wäre es zum Beispiel, wenn es trotz allem gelänge, der Georgine einen Fliederduft anzuerziehen; aber man versteht, warum sich für diese Sisyphus-Arbeit noch niemand gefunden hat. Man müßte auch hier nach den geschilderten Prinzipien verfahren und stets nur solche Pflanzen weiterzüchten, deren Blütenduft dem des Flieders zufällig am verwandtesten ist.

Trotzdem es also wohl noch nicht gelungen ist, einer nicht duftenden Blume Wohlgeruch anzuerziehen, hat sich das Umgekehrte schon einmal zugetragen. Das Alpenveilchen, diese ehemals duftende Pflanze, wurde nämlich während langer Zeiten immer nur in äußerlich schönen Exemplaren bevorzugt, und so hat es schließlich seinen Duft fast völlig verloren. Es brauchte ihn ja nicht, um sich zu vermehren, oder besser gesagt, um vermehrt zu werden.

Wenn man den Duft der Blume für ihre prinzipielle Eigenschaft hält, dann kann man sie im Licht Hegelscher Philosophie betrachten und einen Satz zitieren, nach dem ein Prinzip, bis auf eine gewisse Spitze getrieben, in das Gegenteil umschlägt: Die größte Blume der Erde, die Rafflesia Arnoldi, deren Durchmesser einen Meter beträgt, riecht nämlich nach Aas und ist obendrein eine Schmarotzerpflanze. Allerlei Schmeißfliegen sind ihre „perversen“ Kavaliere.

Diejenigen Blumen, die erst am Abend bei eintretender Dämmerung den Nachtschwärmern ihre Krone erschließen und am Tag nicht duften, besitzen des Nachts einen besonders intensiven, sich weit verbreitenden Geruch und leuchtend helle Farben. Sie würden sonst in der Dunkelheit nicht bemerkt werden.

Getrennt geschlechtliche Pflanzen, bei denen die Staubblättchen und die narbentragenden Fruchtknoten in verschiedenen Blumen stehen, haben in ihren männlichen pollenführenden Blüten den stärkeren Duft. Dies ist eine sehr praktische Einrichtung, denn so werden die Insekten zunächst auf die Staubbeutel gelockt und gelangen erst später, bereits mit Pollen beladen, an die Narben. Eine Pflanze zum Beispiel, bei der diese Vorkehrung besteht, ist die Weinrebe.

Viel weniger interessant sind für den Laien die physiologisch chemischen Ursachen des Blumenduftes. Meist werden die Duftstoffe in den Zellen der bunten Blumenkrone erzeugt; sie sind nur in äußerst geringen Mengen vorhanden, so daß z. B. 1000 Kilogramm frische Rosen nur 750 Gramm liefern und 1 Kilogramm Jasminblüten sogar nur 0,4—0,5 Gramm von diesen so intensiv duftenden ätherischen Ölen enthalten.

Wir sehen also, daß der Duft der Blumen in allen Fällen ihrem Liebeswerben dient, und bemerken auch, daß unter den Insekten viele sind, die einen sehr guten Geschmack haben, denn sie lassen sich nur durch die ausgezeichneten Wohlgerüche herbeilocken. Solche Tierchen reagieren ausschließlich auf Düfte, die selbst unsere Damenwelt so sehr begeistern können, daß die Taschentüchlein damit versehen werden und in kleinen Flakons eine alkoholische Lösung des duftspendenden Blumenöls auf Schritt und Tritt mitgeführt wird. — —

Schloß Marselisborg und seine Bewohner.

Von Paul Elsner. — Hierzu 5 Aufnahmen von J. Jensen, Aarhus.

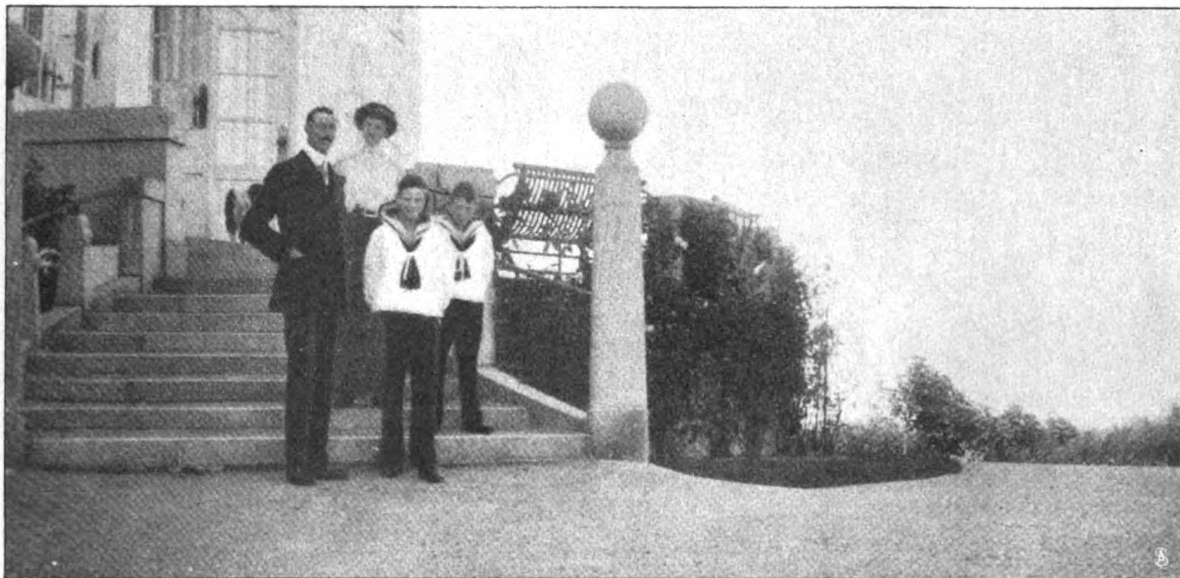
Es war der Wunsch der Aarhuser, mit dem Kronprinzen Christian von Dänemark, den sie von seiner Garnisonzeit her in Aarhus, Jütlands größter Stadt, liebgewonnen hatten, in dauernder Verbindung zu bleiben. Sie beauftragten daher den Architekten Kampmann, den gleichen, der den Schätzen nordischer und französischer Skulptur in der Glyptothek eine würdige Heimstätte errichtet hat, in der Umgebung ihrer Stadt ein elegantes, geschmackvolles Schloß aufzuführen, das sie dem Prinzen zum Geschenk machten.

Dieser heitere, während der Jahre 1900—1902 erbaute Fürstensitz, der nach einem ehemals im Besitz des Barons Marselis befindlich gewesenen Rittergut in der Nähe Marselisborg heißt, ist das Ideal einer Sommerresidenz. Groß und feierlich umbrandet das Schloß das Rauschen des Marselisborgwaldes, der mit seinen Buchen von majestätischem Wuchs, wahren Waldtempelsäulen, mit seinen herrlichen Fernblicken, mit seiner echten Waldmärchenpoesie von großartiger Schönheit ist. Besonders im Frühling, wenn in dem von den ersten zarten Laubschleiern geschaffenen Dämmerlicht die ersten Anemonen, diese Lieblingsblumen der Dänen, zitternd ihre bunten Schwingen ausbreiten. Oder im Herbst mit dem traumhaft tändelnden Spiel seiner sonnenmüden, niederwehenden Blätter, wenn die Buchen mit ihrem scharlachroten Laub wie mit flammenden Fackeln das einen Hügel krönende Schloß umlodern, das dann gleichsam verzaubert in all diesen bunten Glanz daliegt. Und wie eine glänzende Vision, wie ein unendlicher Traum von Licht und Freude lächelt zu dem Schloß der kristallene Spiegel des Meeres empor, von schimmernden Segeln langsam und schwanengleich durchzogen.



Ansicht des Schlosses Marselisborg bei Aarhus in Jütland.

Am fernen Horizont aber mit ihren Kirchtürmen wie auf leuchtenden Goldgrund gezeichnet mit den roten, im tiefen Wogenblau sich spiegelnden Dächern ihres Häuserschwarms die tausend Jahre alte Handels- und Seestadt Aarhus, die auf eine gleich ruhmvolle geschichtliche Vergangenheit wie die strahlende Nordlandsmetropole am Sund zurückblicken kann, die noch 1650 eine Handelsflotte von hundert Schiffen besaß. Diese



Kronprinz und Kronprinzessin von Dänemark mit ihren beiden Söhnen Friedrich und Knud im Schloßgarten.

weiße Stadt am Meer — der Schauplatz des auch in Deutschland viel gelesenen Romans von Sophus Bauditz: „Aus der Chronik eines Garnisonstädtchens“, hat dank der Rührigkeit ihrer Bewohner in den letzten Jahrzehnten einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen.

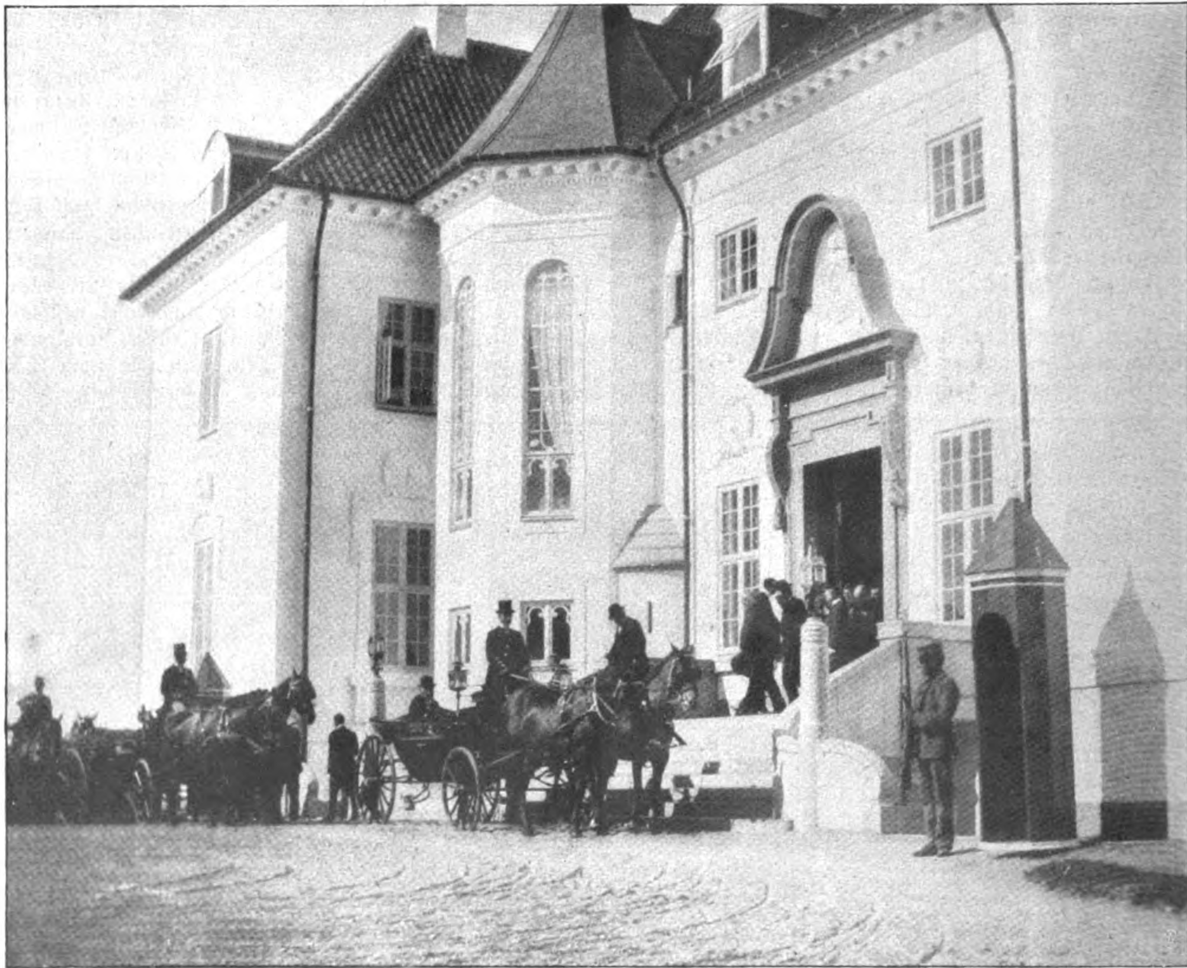
Alljährlich pflegt die kronprinzliche Familie in dem ihr ans Herz gewachsenen Schloß Marselisborg während einiger Monate zu wohnen. Und die Aarhuser freuen sich herzlich auf dieses jährliche Wiedersehen mit ihrem Kronprinzen, dessen Reckengestalt um Hauptes-länge selbst die hohen Gardisten mit ihren malerischen Bärenmützen überragt, deren Kommandeur der Kronprinz gegenwärtig ist.

Seit dem Jahr 1898 ist Kronprinz Christian mit der Prinzessin Alexandrine, einer Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, vermählt, die in Dänemark ebenso beliebt ist wie ihre Schwester, die deutsche Kronprinzessin, in den deutschen Landen. Die beiden Söhne des Kronprinzenpaares sind der zwölfjährige Prinz Frederik und der um ein Jahr jüngere Prinz Knud.

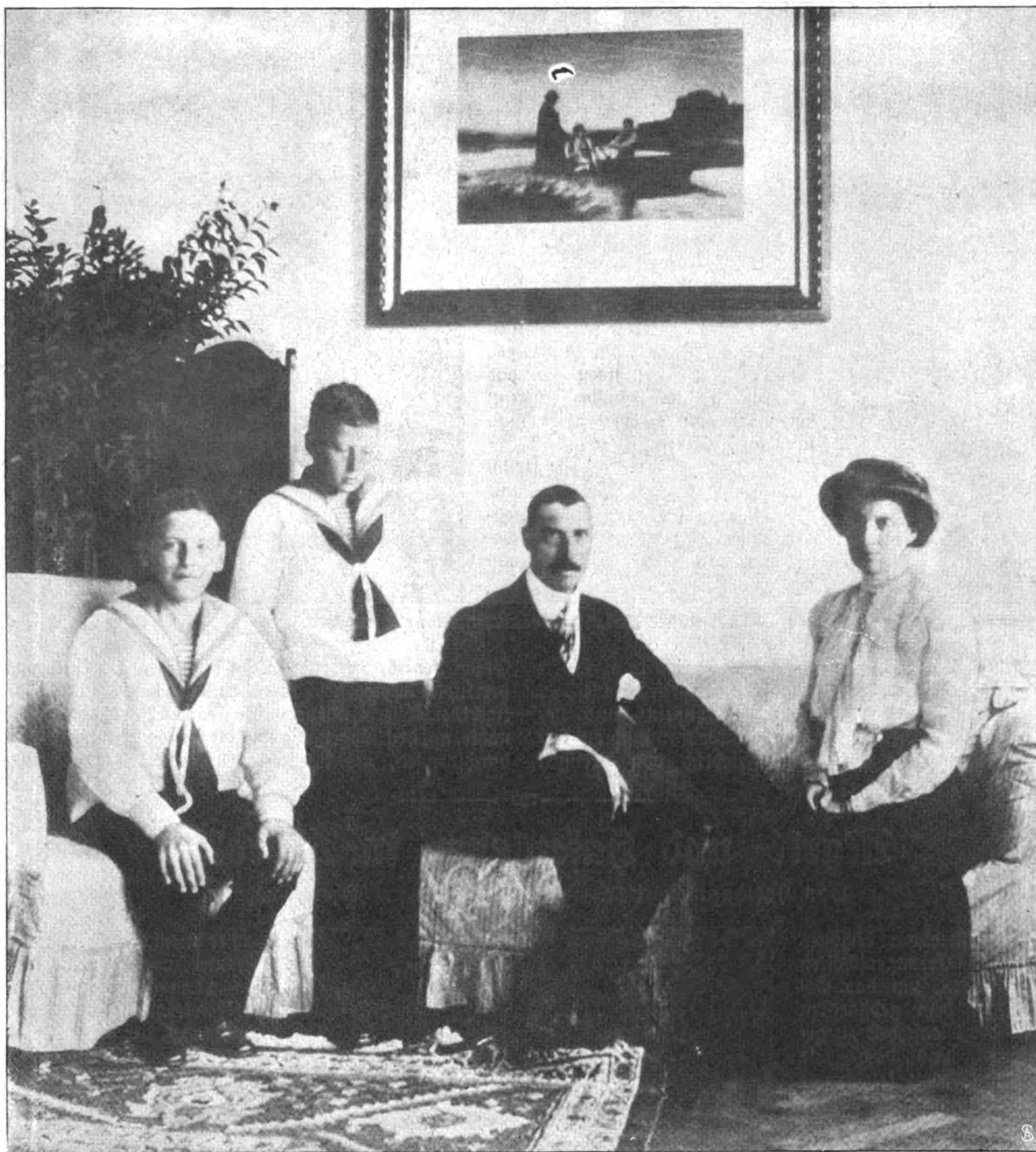
Das Kronprinzenpaar verfolgt natürlich mit lebhaftem Interesse die Entwicklung von Jütlands Hauptstadt, die stolz auf ihr Museum mit glänzend vertretener neuerer dänischer Malkunst und auf ihr stattliches Theater mit hervorragenden Kräften ist. Es ergeht sich gern in den Straßen der Stadt an der offenen See, wo alte Fachwerkbauten zu träumen scheinen von verschollenen Seefahrerjahrhunderten, wo die dem 13. Jahrhundert entstammende Domkirche, die größte des Landes, als erhabenes Wahrzeichen der Stadt neben dem Marktplatz aufragt, der das aarhuser Leben an Markttagen in allen seinen Tönen lebhaft widerspiegelt. Es ist eine monumentale Erinnerung an die Zeiten, als den Pforten der Dominikaner- und Karmeliterklöster noch die von Weihrauchduft umwallten Züge der Schwarz- und Graubrüder entströmten.

Der Kronprinz, eine echte Soldatennatur, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, der auch als Militärschriftsteller Glänzendes geleistet hat, ist dann auch häufiger Gast des Kommandierenden Generals von Jütland und Fyn, der gleich einem Bischof in Aarhus seinen Sitz hat.

Von Marselisborg aus führen genußreiche Spaziergänge in eine Natur hinein, auf der der weltentrückte Zauber holden Waldfriedens liegt, wo alles Schönheit, Einsamkeit und Schweigen atmet. Mag die in einen vollen Kranz schimmernder Laubwellen gebettete Thorsmühle, mag das gemütliche Waldrestaurant „Pavillonen“



Besuch aus der Stadt Aarhus auf Marselisborg:
Ankunft der Gäste vor dem Schloß.



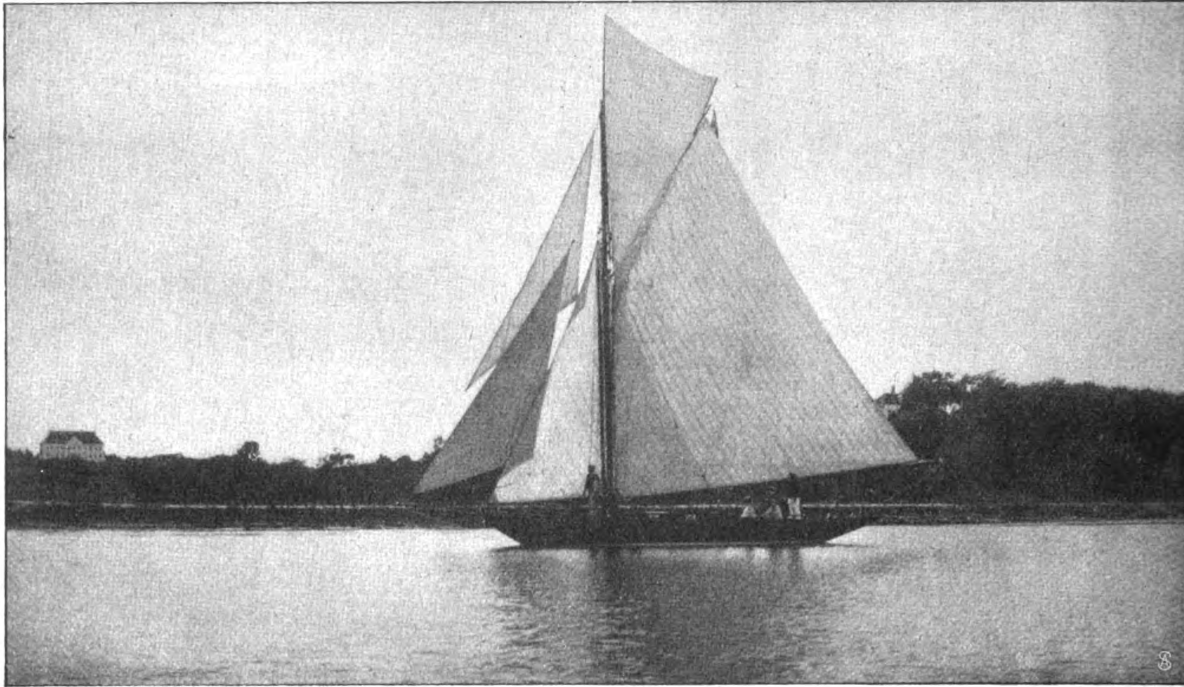
Von links: Prinz Friedrich, Prinz Knud, der Kronprinz, Kronprinzessin Alexandrine.
Kronprinz Christian von Dänemark im Kreise seiner Familie.

mit seinen Militärkonzerten, mag das liebliche Frederikshöj, der der Stadt von der Königin Margrete geschenkte Risskov mit seinen zum Meer sich senkenden Klüften oder das hoch und herrlich gelegene „Ornereden" — Adlerhorst — mit seinem überwältigend schönen Blick auf die von jedem richtigen Aarhuser dem Golf von Neapel gleichgestellte Bucht von Aarhus das Ziel des Ausflugs bilden.

Und in dem balsamisch durch die Lüfte wehenden Hauch des Meeres, wie köstlich wandert es sich da auf Marselisborgs Strand, wo die Wellen so melodisch murmelnd zerperlen, wo in das Gemurmel der Brandung die Schreie einsamer Möwen wie Geisterstimmen hineintönen. Besonders des Abends, wenn der zitternde Glutball mit ständig wechselndem Farbenspiel langsam versinkt, während auf der fernen Bucht leise Abendlichter sich träumerisch verlieren.

Wie köstlich auch, nach erfrischendem Bad in dem flutenden Element das Segelboot über diese von zierlichen „Walddampfern" und majestätischen Dampfschiffen belebte Bucht hinzusteuern fernen, duftverschleierten Zielen entgegen!

Aber auch Verwandte des dänischen Kronprinzenpaares haben in dem weißen Schloß am Meer und



Der Kutter „Rita" des dänischen Kronprinzenpaars.

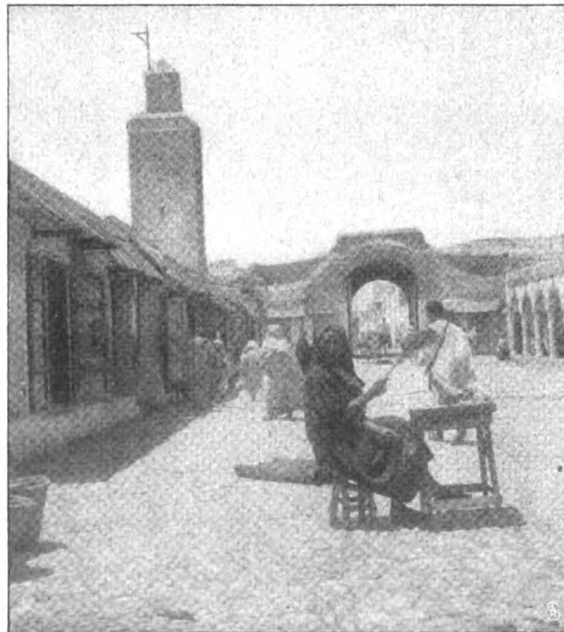
in seiner Umgebung Tage zugebracht, die in ihrer Erinnerung sicher in lebendigen Farben fortleben werden. Wiederholt waren der deutsche Kronprinz und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit ihren Gemahlinnen sowie Prinz Eitel-Friedrich von Preußen Gäste des Schloßherrn auf Marselisborg. Und nach der Kieler Woche geschah es einmal, daß „Iduna", die Jacht der Kaiserin, mit der hohen Frau an Bord, dem Schloß nahte, auf den Wogen, die einst die stolzen Wikinger Schiffe durchfurchten, als sie auszogen, die Welt zu erobern.



Markt- und Hafenleben in Marokko.

Von Hermann Walter. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Es ist etwas Schönes um die Errungenschaften des Geistes, um das Gefühl, zu dem gebildetsten Teil der Menschheit zu gegehören, und doch, wie leichten Herzens kehren wir den Segnungen der Kultur zuweilen den Rücken und reisen hinaus in Länder, wo der Mensch sanft in den Armen Schlendrians ruht, wo die Polizei in der Beschränkung der eigenen Pflichten Erstaunliches leistet und eine gütige Natur dem Erdenbürger die Muße reichlich zugemessen hat. Der viel gescholtene, viel bewunderte Orient — zieht er nicht den Europäer durch die Ungebundenheit des öffentlichen Lebens, durch seine malerische Unordnung, durch die Zwanglosigkeit aller menschlichen Tätigkeit immer von neuem an!?



Ein Zuckerbäcker auf dem Markt in Mogador.

Man glaubt gar nicht, wie tolerant und fatalistisch plötzlich der Okzidentale wird, wenn er nach der Landung an der Küste des vielgenannten Marokko in Tanger den steilen Engpaß zum kleinen und großen Markt, dem Socco chico und Socco grande, hinaufsteigt. Er findet es eigenartig und interessant, daß er auf jeden seiner Schritte achten muß, damit er nicht in etwas Unvorhergesehenes tritt. Bürgersteige gibt es nur, wo der Engpaß hier und da sich einige Zentimeter weitet, und die Esel, Maultiere, Pferde, die einträchtig mit und zwischen den Menschen, oft in überwiegender Majorität, die Straße be-

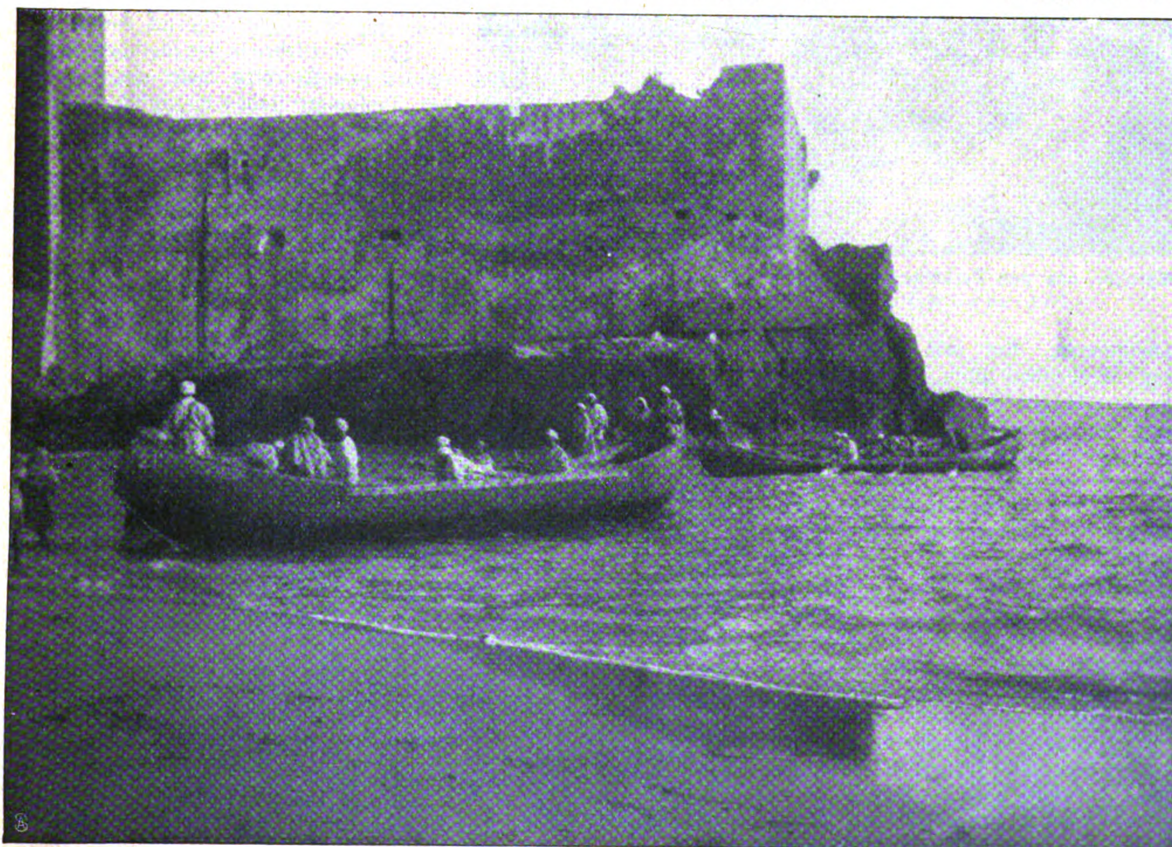
nutzen, erkennen das ausschließliche Recht des Homo sapiens auf dem eine Hand breiten Bürgersteig auch nicht immer an.

Auf dem Socco chico angelangt, flüchtet der um sein Körperheil besorgte Europäer auf das Trottoir vor der deutschen Post (Abbildung S. 794) oder in eins der zahlreichen Cafés, die den kleinen Platz umgeben. Dort wird man von keinem Tier angerempelt, freilich nur, soweit von Lasttieren die Rede ist. Die Tangerer Hunde, vierbeinige Symbole des Müßiggangs, sorgen auch zwischen den Stühlen des Cafés dafür, daß der stolpernde Mensch die Behutsamkeit nicht außer acht läßt. Wenn du Platz genommen hast, betteln sie mit sanftem Blick um den Zucker, den dir der Kellner zum Kaffee servierte.

Hast du sie verscheucht oder mit dem letzten Stückchen deiner Süßigkeit dem Interesse ein Ziel gesetzt, das sie an dir nehmen, so läßt du dir entweder von einem kleinen spanischen Jungen die Stiefel putzen, oder du machst mindestens einem halben Dutzend von ihnen pantomimisch deutlich, daß du persönlich die Reinigung deiner Fußbekleidung für überflüssig hältst. Nun-



Marokkanische Sackträger auf dem Wege zum Hafen.



Im Leichterhafen von Saffi.

mehr stehst du vor der Aufgabe, einige Bettler zu befriedigen oder den mit bunten Läppchen behangenen Tänzer zu verabschieden. Du vertröstest die Händler, die dir mit der Aufdringlichkeit liebenswürdiger Naturburschen maurische Flinten, Dolche, Teppiche, Ledertaschen, Stickereien, Postkarten, Lotterielose usw. zu erstaunlich hohen Preisen verkaufen möchten, und kannst dann einigermaßen ungestört dich der Betrachtung des Tangerer Marktverkehrs widmen.

Der Socce chico freilich, der etwa so viel Raum einnimmt wie ein mäßig großer Konzertsaal, ist vorzugsweise ein Knotenpunkt des Verkehrs und die Nachrichtenbörse von Marokko. Als Handelzentrum bietet er nur einigen Eis- und Waffelverkäufern Raum, um die herum die Tangerer Straßenjugend ihren Unfug treibt.

Auf dem Socco grande, den man erreicht, wenn man den Engpaß, der die Hauptstraße von Tanger darstellt, einige hundert Meter aufwärts verfolgt, spielt sich das eigentliche Marktleben ab. Da findet das Auge des Besuchers keine Ruhe in der Fülle der sich darbietenden Erscheinungen. Auf dem sehr großen, schräg abfallenden Platz, auf dem Europäer, eingeborene Juden, Araber, Berber, Neger und alle Arten von Halbblut in der verschwenderischen Lichtfülle der subtropischen Sonne sich aneinander vorbeischieben, Tiere mit Reitern und Traglasten durch das Menschengewühl schreiten, allerlei Gaukler, Musikanten und Märchenerzähler eine kreisförmig gruppierte Zuhörerschaft um sich versammeln, reihen sich Buden an Buden, eine die andere an primitiver Einrichtung überbietend. Verhältnismäßig anziehend präsentieren sich die mannigfaltigen Früchte und Gemüse, unter denen im Frühjahr die Tetuanapfelsinen prächtig hervorleuchten. Die Mehrzahl der schweigsamen Verkäufer und Verkäuferinnen sitzt auf der Erde vor einem Häuflein Waren, zuweilen von einem alten Regenschirm gegen die sengenden Strahlen der Sonne geschützt. Die Verkäufer von Zuckergebäck, die auf einem Stühlchen hinter ihrem Verkaufstisch sitzen, sind unablässig bemüht, die zahllosen Wespen und Fliegen von ihrer Ware fortzuscheuchen. In Mogador fand ich mitten auf dem Marktplatz einen solchen seinen Wedel schwingenden Händler (Abb. S. 792), ganz für sich allein, der einen fast komischen Eindruck machte.

Das Marktleben in den südlichen Küstenstädten von Marokko bietet ein von dem der Diplomatenstadt wesentlich verschiedenes Bild. Das getreidebeladene Kamel bildet hier die typische Staffage. Von der Bedeutung des Getreidehandels in Saffi, der zum größten Teil in deutschen Händen liegt, geben die im Hafen liegenden Berge



Marktszene in Saffi:
Die Zuhörer eines arabischen Märchenerzählers.



Getreide, das zum Verschiffen bereitliegt,
im Hafen von Saffi.



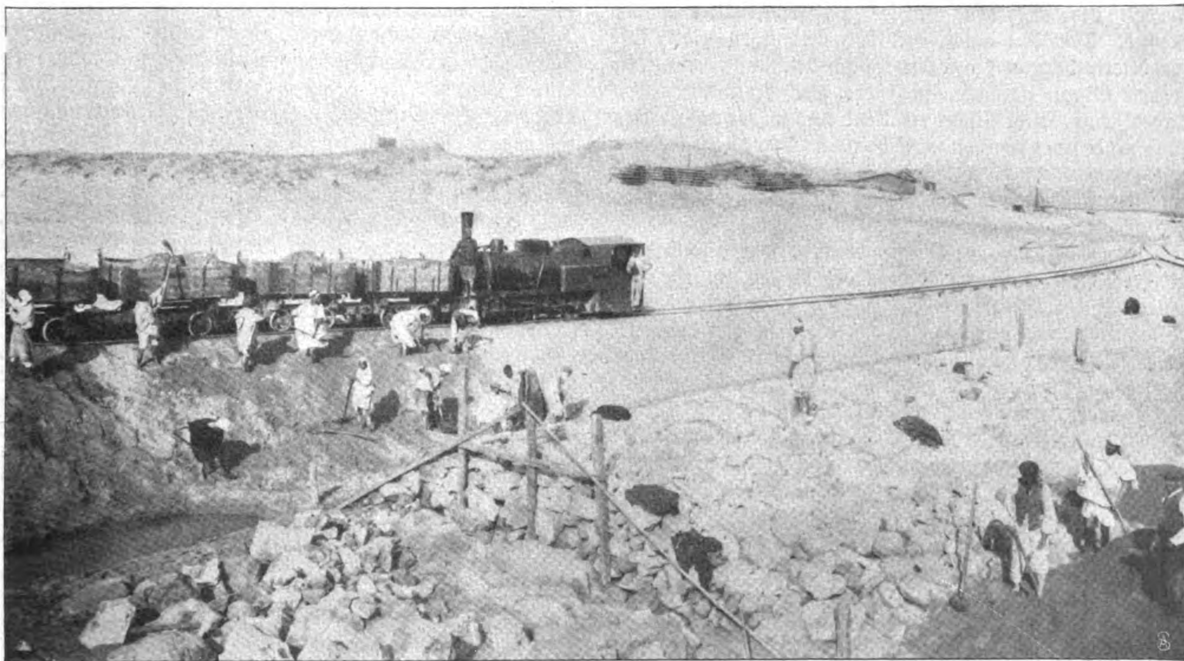
Vor der deutschen Post in Tanger.
Markt- und Hafenleben in Marokko.



Larrasch, von der Düne aus gesehen.
Rechts die Barre, links die Bucht der Mündung des Lukkosflusses.

von Säcken ein anschauliches Bild (Abb. S. 794). Der Transport der Getreidesäcke aus den Magazinen der Kaufleute zum Hafen geschieht auf Mannesnacken (Abb. S. 793). Es gewährt einen eigenartigen Anblick, diese nervigen, dunkelbraunen Sackträger in Kolonnen, laute Rufe ausstoßend, den Sack hoch aufgestülpt, im Dauerlauf herankommen zu sehen. Am Meer angelangt, werfen sie, in das Wasser watend, ihre Säcke über den Kopf hinweg in die Leichterschiffe, die, von geschwätzigen Ruderern getrieben, das Kaufmannsgut durch die schäumende Barre zu dem draußen in der See ankernden Dampfer bringen (Abb. S.793). — Die Hafenverhältnisse in Marokko entsprechen, wie oft genug betont worden ist, den Anforderungen des modernen Schiffsverkehrs in sehr geringem Maß. Der erste vollkommen geschützte Großhafen wird zurzeit in Larrasch von deutschen Unternehmern gebaut.

Das Städtchen Larrasch, hinter riesigen, aus der Zeit portugiesischer Herrschaft stammenden Befestigungsmauern an einem klippenreichen Gestade gelegen (Abb. obenst.), besitzt in der Mündung des Lukkosflusses ein natürliches Hafenbecken, das durch den Bau einer Mole



Die deutschen Hafenarbeiten auf der Düne bei Larrasch.
Im Hintergrund Werkstattschuppen und hölzerne Wohnhäuser für die Ingenieure.



Larrasch mit der Bucht der Lukkosmündung.

und durch umfangreiche Baggerarbeiten erweitert und vertieft wird. Auf der gegenüberliegenden großen Düne, deren Spitze weggebaggert werden soll (Abb. S. 795), haben deutsche Ingenieure ihr eisernes Rüstzeug entfaltet. Zum Bewegen der Erdmassen ist eine Kippwagenbahn gebaut, an der eingeborene Arbeiter gegen einen mäßigen Tagelohn (2,50 Peseten Hassani = 1,45 Mk.) Hacke und Schaufel schwingen (Abb. S. 795). Im Oktober 1910 begonnen, wird der Hafenbau Larrasch programmmäßig Ende des Jahres 1913 fertig sein und im Verein mit dem Leichterhafen von Tanger Zeugnis ablegen von der Leistungsfähigkeit deutscher Technik.

Der Pariser Polizeipräfekt Lépine.

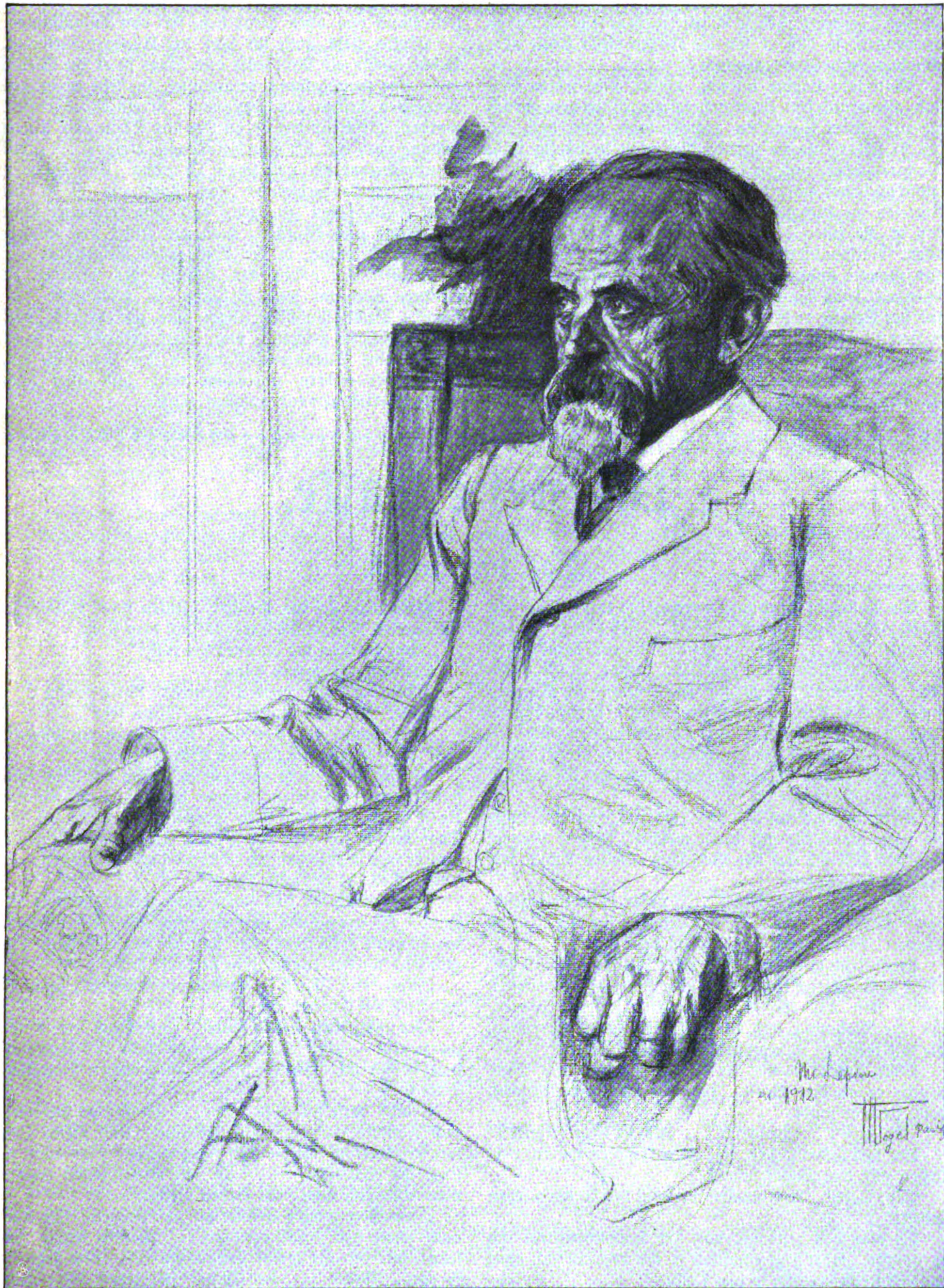
Hierzu das Porträt auf Seite 797.

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Wohl auf keinen zurzeit in der Oeffentlichkeit stehenden Franzosen kann dieses Wort mit größerer Berechtigung angewandt werden als auf den Pariser Polizeipräfekten Louis Lépine. Von den einen gelobt, gerühmt, gefeiert, fast vergöttert, von den andern täglich beschimpft, geläftert, in den Staub gezogen, steht der Präfekt inmitten des Tageslärms, seine Pflicht erfüllend und weder nach rechts noch nach links schauend. Scheinbar wenigstens! Denn im Grunde gibt Herr Lépine auf alles acht, was um ihn herum vor sich geht, auch gerade auf das, was ihn persönlich angeht.

Im Jahr 1846 zu Lyon geboren, jetzt also bereits 66 Jahre alt, studierte Lépine die Rechte, wurde „Licencié en droit“ und Advokat, was in Frankreich beinah obligatorisch für alle die ist, die es „zu etwas bringen“ wollen, und trat dann in die administrative Laufbahn ein. Zu seiner weiteren Ausbildung machte er eine Reise nach Deutschland, studierte in Heidelberg und in Berlin und lernte dabei das Deutsche so weit, daß er es noch jetzt, wenn auch nur gebrochen, spricht. Dann kam der Krieg, und Lépine griff als Freiwilliger der Mobilgarden des Rhône-Departements zur Flinte, um sich bei Nuits mutig zu schlagen. Doch erst im Jahr 1885 begann der eigentliche Aufstieg in seiner Laufbahn. Damals wurde er Präfekt des Indre-Departements, drei Jahre später Generalsekretär der Pariser Polizeipräfektur, 1891 wieder Präfekt des Departements Loire, dann des Departements Seine-et-Oise, um im folgenden Jahr abermals in die Pariser Polizeipräfektur einzuziehen. Der damalige Präfekt Lozé mußte seine Stelle infolge der studentischen Unruhen im Quartier Latin im Sommer 1893 mit dem Wiener Botschafterposten vertauschen, und nun war die Bahn für Lépine frei: aus dem Generalsekretär wurde ein Präfekt.

Man kann nicht sagen, daß Lépines Debüt an der Spitze der Pariser Polizeiverwaltung leicht war. Es haftete ihm der Ruf eines blinden, etwas rücksichtslosen Draufgängers an, und seine zahlreichen Gegner nannten ihn den Regenschirmpräfekten, weil er schon als Stellvertreter Lozés höchst eigenhändig bei einer Demonstration mit dem Regenschirm dreingeschlagen hatte. Doch bald änderte sich das Urteil über den Mann. Wie kaum je einer seiner Vorgänger wußte Lépine sich nicht nur die Achtung, sondern sogar bis zu einem gewissen Grad die Zuneigung seiner Pariser Bevölkerung zu gewinnen.

Freilich versteht es der Präfekt auch wie kein anderer, auf der Leier der Volkstümlichkeit zu spielen und das noch weit empfindlichere Instrument zu handhaben, das Macht und Einfluß verschafft. Die wenigsten nur kennen die geheimen Hebel, deren sich Lépine hierbei bedient. Liebenswürdig gegen jedermann, der selbst Einfluß besitzt oder dermaleinst besitzen könnte, überaus geschickt im Verkehr mit Ministern, Altministern und Zukunftsministern, ausgezeichnet über alle politischen, sozialen, administrativen, finanziellen und gesellschaftlichen Vorgänge orientiert, weiß sich der Präfekt geradezu unentbehrlich zu machen und seine ihrer Natur nach schon sehr einflußreiche Stellung noch mehr zu verstärken. Der Pariser Polizeigewaltige erhält z. B. von Amts



Louis Lépine, Polizeipräfekt von Paris.

Nach dem Leben gezeichnet von Herrmann Vogel, Paris.

wegen allmonatlich eine Reihe von Billetten für alle Pariser Theater, und diese Billette weiß er sehr geschickt zu verwenden, so daß er sich die Herzen vieler Leute aller Schichten und Kreise gewinnt.

Man täte Lépine unrecht, wollte man seinen Einfluß allein auf den Gebrauch solcher Mittelchen zurückführen. Zwei Tugenden rechnet man ihm hoch an, um so höher, als sie gerade hier nicht so häufig sind: Unparteilichkeit und persönlichen Mut. Lépine hat es während seiner langen Amtzeit fast mit allen politischen Parteien zu tun gehabt, aber man kann nicht sagen, daß er die einen den andern vorgezogen hätte. Royalisten, Nationalisten, Klerikale, Sozialisten, Anarchisten und manche andre haben, je nach Umständen und Gelegenheit, seine Hand zu fühlen bekommen, die zuweilen auf der Straße recht hart sein kann. Denn die Straße ist Herrn Lépines Heiligtum! Er hat stets den Grundsatz verfochten, daß die öffentlichen Verkehrswege für jedermann da seien und von niemand zum Schaden von Ordnung, Ruhe und Verkehr monopolisiert werden dürften. Und daher hielt er sie, wenn man ihm nur freie Hand von oben herab ließ, frei von Tumultanten.

Lépine steht auch im Ruf der Allgegenwärtigkeit. Bricht nachts ein Großfeuer aus, flugs ist er zur Stelle; wird eine Kundgebung veranstaltet, so steht er in den vordersten Reihen der Schutzleute; ist ein Mord verübt worden, gleich nimmt er an Ort und Stelle eine Untersuchung vor; hat sich eine Katastrophe ereignet, so greift er unmittelbar ein und schafft Ordnung. Und kommen fremde Staatsoberhäupter nach Paris, so ist er bei allen Festlichkeiten zugegen, halb als geladener Gast von Rang und Würden, halb als Hüter von Sicherheit und Ordnung, in der Stille alles dirigierend.

Bisher hat nichts den Einfluß des Mannes zu mindern oder gar seine Stellung zu erschüttern vermocht. Beim Publikum nach wie vor beliebt, von den Mächtigen geschätzt, von allen gefürchtet, nimmt Lépine eine Ausnahmestellung in der Republik ein, die keinem andern zugebilligt wird und auch nach ihm schwerlich jemand zufallen dürfte.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

23. Fortsetzung und Schluß.

Als Dolly ihr Kind sah, entrang sich ihrer Brust ein kurzer, schmerzlicher Laut. „Petrik ... sieh doch ... Petrik ... unser Kind ... o Gott, o Gott ... warum denn das?"

Peter Jell starrte auf das kleine, runde, runzlige Gesicht. Die Familie drängte sich heran, beugte sich über das weiße Paket, blinzelte verlegen, lächelte entschuldigend. Über dem rechten Auge des Knaben breitete sich ein rundes, talergroßes Feuermal aus — ein großer, blutroter Fleck, genau an der gleichen Stelle, wo bei Saliani die schreckliche Narbe saß.

Agnes nahm Peter Jell das Kind aus dem Arm, küßte die feuerrote Stelle mit ihren weichen, rosigen Lippen, während Jell sich auf das Bett setzte, Dollys Hände mit den seinen umschloß.

„Es ist gezeichnet, Petrik . . . unser Kind ist gezeichnet!" wiederholte sie, und ein Schauer lief durch ihren Körper. Sie verbarg den Kopf in dem Kissen.

Ernst strich er ihr über das Haar, beugte sich über sie: „Wir wollen dieses Zeichen als eine Mahnung betrachten, Dolly, daß wir ihn streng halten, unsern Jungen, als eine Mahnung, daß wir die bösen Keime ausrotten, die wir vielleicht unbewußt in ihn gelegt haben."

Dolly streckte wieder die Arme aus nach dem Kind, drückte es an ihre Brust. Dann schloß sie die Augen, denn sie war müde.

„Na also . . . Prooost . . . Wo ist denn Agnes?"

Auf den Zehenspitzen, wie sie gekommen waren, verließen alle das Schlafzimmer.

„So, Petrik. Nun wollen wir mal den Jungen leben lassen!"

Es war das erstemal, daß der Kommerzienrat ihn so nannte. Aber jetzt empfand er ihn erst wirklich ganz als Sohn, nannte ihn so wie Dolly.

Er schenkte mit geübter Hand den Sekt in die Gläser.

„Na also . . . Prooost . . . Wo ist denn Agnes?"

Von der Straße pfiff jemand herauf.

Spohnagel lief ans Fenster. Unten stand Labisch in hellgrauem Rock, einen Strohhut auf dem Kopf.

„Was ist denn los da oben bei euch?"

Spohnagel hob sein Glas.

„Mehr als bei andern Leuten! Mein Sohn . . . Jawohl . . .! Ein Junge! . . . Bitte sehr . . ."

„Na, dann gratulier ich. Kann man ein bißchen rauf, ja? Werft mir mal den Schlüssel runter!"

Er war heute nicht empfindlich, fühlte sich frisch und guter Laune. An diesem Morgen hatte er wieder einmal einen jener Theaterprozesse gewonnen, von denen die Tagesblätter auf ihrer ersten Seite Notiz nehmen. Heute war er mal wieder jemand — heute stand er wieder nach langer Zeit auf der alten Höhe.

Oben drückte er Jell sogar ganz freundschaftlich die Hand. Er imponierte ihm eigentlich schon ein bißchen, seit er heute erfahren hatte, daß er den „Weltruf" so glänzend an das Konsortium verkauft hatte.

„Man kann Ihnen ja zweifach gratulieren", sagte er und stieß mit ihm an.

„Na also bitte, lieber Sohn," unterbrach der Kommerzienrat — „ihr seid hier nicht bei Hofe . . . sagt euch mal hübsch du, wie es in den bürgerlichen Familien Sitte ist!"

Labisch hatte nichts dagegen. Geschäft war Geschäft, und Familie war schließlich Familie. Und wenn Jell nun erst wirklich mit Paulsin einig wurde — gar nicht so übel, der Schwager . . . An den alten Zeiten konnte man schließlich auch nicht kleben bleiben . . .

„Frauchen, mach's Fenster zu . . . es zieht. Du hast auch schon den Kopf verloren . . . würdest ruhig zusehen, wie ich mir meine Schmerzen hol! Und jetzt — Prosit, Kinder . . . der Junge soll leben . . . Alle Jungen sollen leben! . . . Dazu gehöre ick nämlich ooch . . . und überhaupt . . ."

Er war zu ergriffen. Diesmal ging's mit der Rede nicht.

Aus dem Arbeitzimmer her drang das Läuten des Telephons.

„Nanu," sagte Labisch, „wer kann denn das noch sein?"

Ihm wurde ein bißchen unbehaglich zumute. Vielleicht klingelte Siddy Vogt an ... die war ja in letzter Zeit öfters bei Dolly gewesen. War dort sogar wieder einmal mit Agnes zusammengetroffen — und die drei Damen hatten wirklich Tee zusammen getrunken und sich riesig nett unterhalten, wie Agnes sagte.... Schön ... mochten sie! Nur ihn sollte man noch ein bißchen verschonen....

Peter Jell zuckte ärgerlich die Achseln. Nicht einmal an einem solchen Abend konnte er Ruhe haben! Diesmal hätte er wirklich abhängen sollen.

„Nee, Petrik, nee ... im Gegenteil.... Wirf's den Leuten nur lieber gleich an den Kopf: ich hab 'n Sohn! Der erste Sohn in der Familie ... Kinder ... denkt doch, der erste Junge...."

Peter Jell winkte ab.

„Ruhig.... So sei doch ruhig!"

Er stampfte mit dem Fuß auf:

„Was ist mit dem Doktor ... was? Verstehe nicht ... sprechen Sie doch deutlich.... Der Arzt ist da ... wie? Zu spät ... ? Wieso zu spät? ..."

Er war bleich. Zum erstenmal sah Spohnagel, daß ihm die Hand zitterte. Das ernüchterte ihn.

„Du ... was is denn, Petrik?"

Peter Jell rang nach Atem.

„Ich glaube.... mir scheint.... ja ... also ... ich muß in die Zeitung ... Doktor Nebeling — —"

Labisch trat interessiert näher.

„Was ist mit ihm?"

„Ein Schlaganfall wahrscheinlich .. .ich bin da nicht recht klug geworden ... ich muß hin.... Ihr begreift — ich muß hin."

Er wartete keine Antwort ab, stürzte an den beiden Männern vorbei, riß den Hut vom Riegel, stürmte die Treppe hinab.

Warum hatte er Schlaganfall gesagt ...? „Ohnmacht" hatte man doch telephoniert! Nur eine Ohnmacht war es, die man zu spät bemerkt hatte. Wer weiß, wie lange der arme Kerl dort oben gelegen hatte — so ganz allein? Na — — jetzt war ja der Arzt bei ihm ... der würde schon alles machen. Und da kam er.... Er, der eine neue Zukunft aufgerollt hatte, ihm eine neue Hoffnung gegeben hatte! Ja ... ja, die Leute sollten nur alle mit ihm zusammengehen ... das würde keines Menschen Schaden sein.... Keines ...! Er hatte Kraft genug, er konnte noch eine ganze Menge mit sich hinaufziehen ... eine ganze Menge — —

Nein, nein ... zu kurz sollte niemand kommen, der zu ihm hielt ... nicht einmal die sommersprossige Berta Jell war zu kurz gekommen.... Saß jetzt mitten in Berlin, kommandierte tagsüber im Wäscheatelier, thronte abends mit weißem Pleureusenhut in einer Theaterloge, dankte ihm jedesmal mit himmelndem Augenaufschlag, daß er ihrem Mann das „himmlische Geschäft" zugeschanzt hatte.

Und da sollte er Nebeling im Stich lassen.... Warum denn? Wenn ihm innerlich einer nahestand trotz aller Differenzen, trotz aller Kämpfe, trotz aller verbissener Wut ... dann war es Nebeling!

Wenn er ihn nur noch antraf im Bureau, wenn er sich nur nicht verspätet hatte....

In den unteren Räumen war alles dunkel. Ein junger Mann saß an einem Tisch, redigierte die letzten Depeschen, und zwei Laufjungen drückten sich scheu im Gang herum, warteten auf das Klingelzeichen aus der Korrektorzelle oben.

Ohne sich aufzuhalten, raste Peter Jell die Treppe hinauf.

Die Tür zu Nebelings Zimmer stand weit auf. Der Nachtredakteur und ein fremder Herr standen vor dem großen Schreibtisch, starrten auf den mächtigen Satyrkopf mit dem schwarzen Haar, der vornübergebeugt auf der letzten Nummer des „Weltruf" lag, die Doktor Nebeling stets als Schreibunterlage zu dienen pflegte.

Beim Eintreten Peter Jells wendeten die Herren sich um.

„Denken Sie, Direktor ... vor einer halben Stunde komme ich, um den Doktor etwas zu fragen, da finde ich ihn in dem Sessel, ohnmächtig röchelnd.... Ich telephoniere sofort den Herrn Doktor hier an ... und ..."

„Ich kam schon zu spät", fiel der Arzt ein. — „Gehirnschlag — da war nichts mehr zu machen."

„Wir wollten ihn so liegen lassen, bis Sie kamen", sagte der Redakteur.

„Ich bin hier jetzt wohl überflüssig", meinte der Arzt. — „Den Totenschein werde ich dann zu Hause ausstellen. Wem soll ich ihn schicken?"

„Mir," sagte Peter Jell fest, „mir."

Der Totenschein! Da würde stehen: an Herzlähmung gestorben. Was sollte der Mann auch anderes schreiben? Nur Peter Jell wußte, woran er gestorben war ... nur er allein.

Der Redakteur geleitete den Arzt bis zur Tür.

Erschüttert starrte Jell in das fahle, große Gesicht mit den schwarzen, buschigen Brauen, mit den halbgeöffneten Lidern, zwischen denen die gelben Augen wie zwei kleine Kieselsteine hervorquollen. Dann drückte er langsam auf die zwei elektrischen Klingeln am Schreibtisch, die zu den Redaktionsräumen und zur Druckerei hinüberleiteten. Er klingelte so lange, bis Leben in das Haus kam, bis alles heraufstürzte, was noch an Leuten da war, die zu Nebeling zu kommen pflegten: der Korrektor, der Metteur, der Faktor ... die Laufjungen.

„Doktor Nebeling ist tot ..." rief Peter Jell ihnen dumpf entgegen.

Er ging an das breite Fenster, zog den blauen Vorhang zurück, riß das Fenster auf, rief hinüber in die Maschinensäle: „Doktor Nebeling ist tot! ..."

Wie eine Fanfare klang seine Stimme.

Doktor Nebeling ist tot.... Die Setzer liefen an den offenen Fenstern zusammen — die Luft füllte sich mit Stimmen, mit dumpfem Gemurmel.

Irgend jemand fragte, wie man den Toten nach Hause bringen sollte? ... Ueber die Wendeltreppe oder von vorn herum?

Peter Jell streckte den Arm aus.

„Was heißt nach Hause? Hier ist er zu Hause ... das hier ist sein Haus! Hier soll er aufgebahrt werden ... hier auf seinem hohen, großen Schreibtisch...."

Wer war abkömmlich in der Druckerei? Ein paar handfeste Männer genügten. So ... und jetzt sollten sie den Schreibtisch in die Mitte des Zimmers rücken. Er ergriff die Hand des Toten, hielt sie fest umschlungen, während die Männer schweigend den Schreibtisch in die Mitte des Zimmers rückten. Und wieder meinte jemand, er könnte doch nicht so auf dem kahlen, harten Tisch liegen — man müßte doch einen Pfühl darauf legen ... Kissen....

Peter Jell nickte.

Jawohl.... Einen Pfühl sollte er haben — wie er sich keinen besseren wünschen konnte.

Stöße vom „Weltruf" sollte man auf dem Tisch ausbreiten. Darauf sollte der Tote ruhen. — — Und Kissen? — Auch die waren im Hause. Den ersten gebundenen Jahrgang des „Weltrufs" sollte man zu seinen Häupten legen, den letzten — zu seinen Füßen.

Fieberhaft arbeiteten die Leute, in tiefem Schweigen; nur das Rascheln der Blätter erfüllte den Raum.

Und dann lag Doktor Nebeling auf dem hohen Schreibtisch, hinter dem er sich so viele Jahre verschanzt hatte, damit die Leute nicht sahen, auf wie gedrungenem, kurzem Körper der mächtige Schädel ruhte.

Er lag mit dem großen Satyrkopf dem offenen Fenster zugewendet, schien jetzt noch mit seinen erloschenen Augen hinüberzublicken in die weiten Säle seiner Druckerei.

„Die Fenster wollen wir auflassen," sagte Peter Jell, „der Doktor hat ihn immer gern gehört, den Lärm seiner Maschinen."

Die Setzer drängten sich drüben an den Fenstern, starrten auf den Toten, dessen Mund jetzt weit geöffnet war, als wollte er ihnen allen dort noch ein letztes Lebewohl zurufen.

„Bitte, setzen Sie die Todesanzeige auf", wendete sich Peter Jell an den Redakteur.

„Die Beerdigung findet natürlich von hier aus statt, vom ‚Weltruf' aus. Die Stunde werden wir noch bekanntgeben. Und dann suchen Sie, bitte, den Nekrolog hervor."

„Soll ich das letzte gleich hinzufügen?"

Peter Jell hob abwehrend die Hand: „Das mache ich."

Doktor Nebeling hatte ihm mal in einer bösen Stunde verächtlich die Worte ins Gesicht gerufen: „Sie sind kein Journalist", vielleicht war er es wirklich nicht. Die Zeitung füllte ihn nicht aus. Aber Nebelingsche Schule hatte er — das sollte jeder fühlen, der morgen las, was er jetzt über ihn sagen wollte.

Der Redakteur lächelte zaghaft: „Der Doktor pflegte von sich zu sagen, er wäre eine schöne Leiche...."

Peter Jell nickte.

Ja ... eine schöne Leiche, wie es im Journalistenjargon hieß, das war der Doktor Nebeling. Es ließ sich viel schreiben über ihn: über seine Laufbahn, über seine politische Richtung, seine Eigenart. Unzählige Anekdoten ließen sich über ihn erzählen. Nur das Beste ließ sich nicht sagen — weil die Leute es nicht glauben würden ... Die Neuen wenigstens. Jene, die waren wie er — Peter Jell! Das mußte ein Neuer selbst erlebt haben, um es zu glauben. Am besten war es — man rührte nicht daran.

„Und nun, meine Herren," sagte Peter Jell, „lassen Sie mich allein. In einer Stunde soll man kommen und die Blätter holen."

Still gingen alle aus dem Zimmer, still, in ehrfurchtsvollem Schweigen gingen sie auseinander. — — —

Und während von drüben die stampfenden Maschinen ihr nächtliches, ehernes Lied herüberklingen ließen, nahm Peter Jell Abschied von Doktor Nebeling mit Worten, die seltsam klingen mochten aus seinem Mund, nahm Abschied — „von einem Mann, wie es nur wenige gibt in dieser Zeit rücksichtslosen Strebens und kalter Pietätlosigkeit, die mit allem Alten endgültig aufräumt — — —"

* * *

Kopf an Kopf, Schulter an Schulter standen viele hundert Menschen in der Charlottenstraße, als drei Tage später die Beerdigung Doktor Nebelings stattfand.

In dem Augenblick, da der schwere, braune Eichensarg, von acht Setzern getragen, im Portal des „Weltrufs" sichtbar wurde, fielen gleichzeitig wie auf Kommando die Jalousien vor sämtlichen Fenstern herab. Und niemand war wohl in der Menge, der das Symbol nicht verstanden hätte, niemand, der nicht begriff, daß mit dem Toten alles Licht aus dem Hause schwand, in dem sein Geist fast ein Vierteljahrhundert geherrscht hatte.

Wie eine knatternde Gewehrsalve hörte sich das Aufschlagen der beweglichen Holzplatten auf das Metall der Fensterbretter an — wie ein letzter Salut, der einem toten Kameraden galt.

Peter Jell zuckte leicht zusammen, obwohl er selbst es war, der diese letzte Huldigung angeordnet hatte. Und wie das Haus Abschied nahm von seinem Toten, so nahm Peter Jell Abschied von dem Haus — mit geschlossenen Augen.

Als er aber auf dem Hügel stand an der offenen Gruft, der er den „Mann einer andern Zeit" überantworten sollte, als seine Stimme — durchdringend und leicht bewegt — in den schwülen Junitag hineintönte, um der lauteren Persönlichkeit zu gedenken, die ein leuchtendes Vorbild war für alle, die gleich ihm das Glück hatten, ihr nahezustehen —, da durchzuckte ein flammender Blitz die dichtgeballten Wolken am Horizont, und ein ohrenbetäubendes Donnerrollen verschlang die tönenden Worte, als wären sie eine Blasphemie an dieser Stätte und aus diesem Mund. . . .

Langsam und schwer fielen die ersten großen Tropfen, klatschten auf die schwarzen Zylinder, auf den Sarg unten im offenen, dunklen Grab. . . .

Weiße Taschentücher flatterten mit ihren Zipfeln von den Hüten der Herren herab, aufgespannte Regenschirme hakten ineinander ein . . . prasselnd stürzte der Regen herab.

Und so blieb Peter Jells Rede die einzige am Grabe des Doktors Nebeling, so blieben die drei Handvoll Erde die einzigen, die auf den Sarg geworfen wurden.

Kommerzienrat Spohnagel, in ewiger Besorgnis nahender Gichtschmerzen, drückte sich als erster nach der Rede seines Schwiegersohns, gab das Zeichen zur allgemeinen Flucht.

Nur Herr von Paulsin hielt standhaft aus, obwohl er ohne Schirm war und das Wasser rings von seinem Londoner Zylinder herabtropfte.

„Es gehört Ihre Rednergabe dazu, um die Leute so lange zusammenzuhalten", sagte er und drückte Peter Jell die Hand. — „Sie müssen in unsern Aufsichtsrat, lieber Jell. Na — erst wollen wir mal unsere Terraingesellschaft konsolidieren", setzte er lächelnd hinzu.

Und der große Finanzmann stützte sich leicht auf den Arm Peter Jells, wie ältere Fürsten sich auf den Arm junger Günstlinge zu stützen pflegen.

„Wenn es Ihnen recht ist, fahren Sie mit mir zusammen, lieber Jell."

„Gern", antwortete Peter Jell, während eine lebhaftere Färbung die fahle Blässe seiner Wangen ablöste.

Mit lauter Stimme gab er seinem Chauffeur die Weisung, vor dem Portal der Bank auf ihn zu warten.

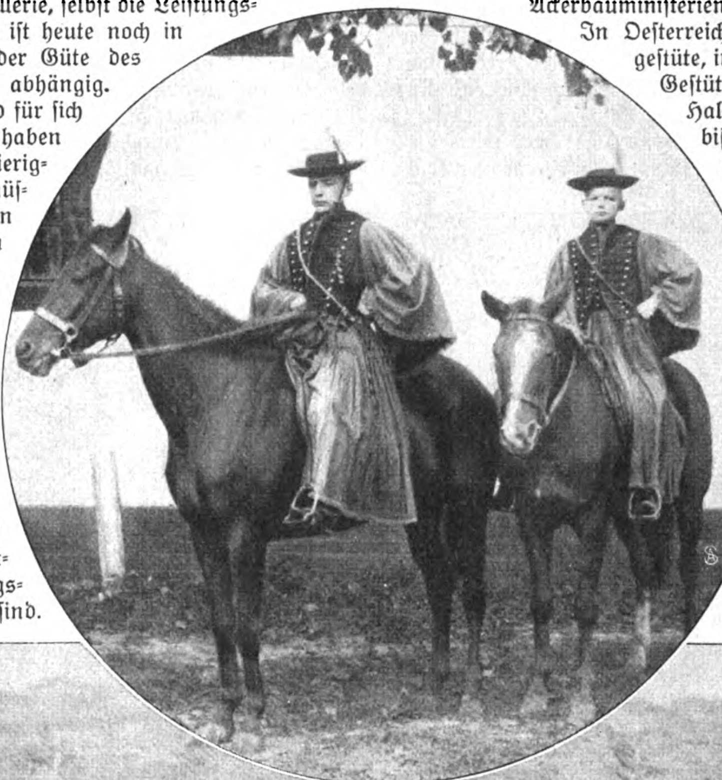
Dann strich er an der Bordschwelle die Sohlen seiner Stiefel ab, an denen noch etwas von der feuchten Erde des Nebelingschen Grabes klebte, und stieg in das Auto Paulsins, an die Seite des Mannes, den er ausersehen hatte, den Namen Jell zu adeln im Sinn der neuen Rasse, zu der sein Sohn gleich ihm gehörte.

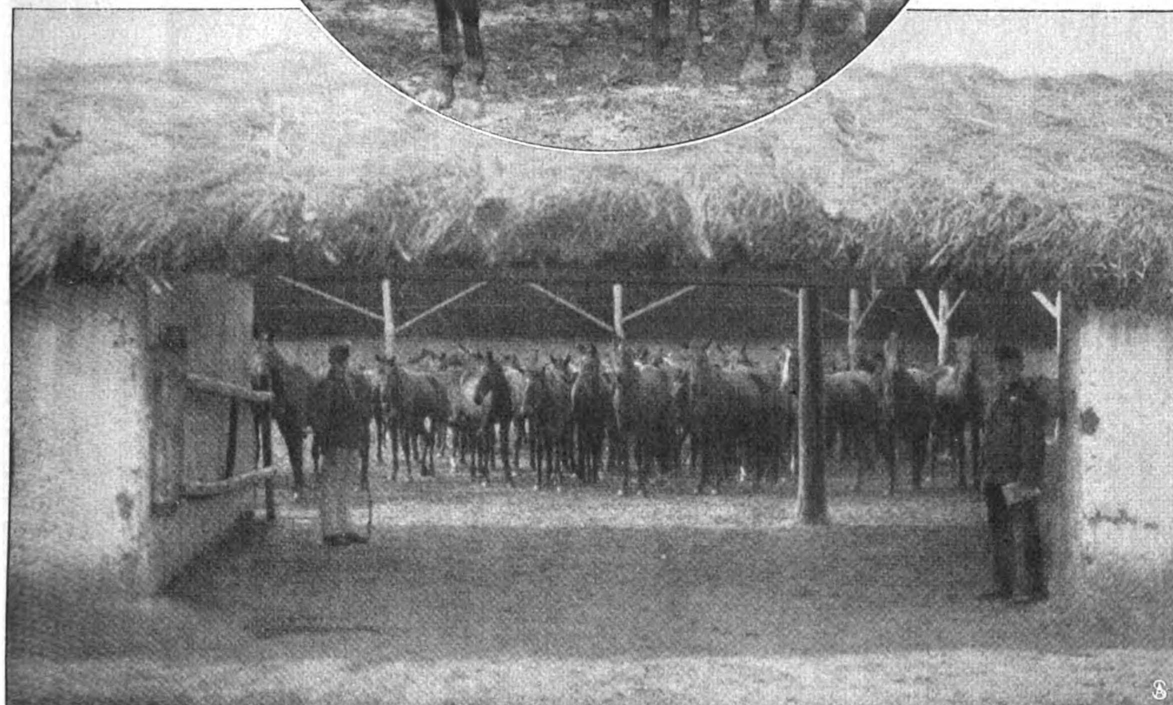
Ende.

Die Pferdebeschaffung in der österreichisch-ungarischen Armee.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Sorge um die Beschaffung von Pferden für das Heer gehört zu den wichtigsten Obliegenheiten der Kriegsverwaltungen aller Staaten. Der Wert der Reiterei und der Artillerie, selbst die Leistungsfähigkeit des Trains ist heute noch in hohem Maß von der Güte des Pferdematerials abhängig. Staaten, die an und für sich arm an Pferden sind, haben mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, müssen sich größere Lasten aufbürden, um zum Krieg gerüstet zu sein, als solche, die von Haus aus über ein gutes und zahlreiches Pferdematerial verfügen. — Günstig liegen in dieser Hinsicht die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn. Hier gibt es ungefähr 4 200 000 Pferde, von denen etwa 600 000 als kriegsbrauchbar klassifiziert sind.





Der Fohlenhof in Odalmand: Fohlen im Sommerstall. Oberes Bild: **Csikosbuben (Fohlenwärter).**

Die Pferdezucht steht auf hoher Stufe, wozu in nicht geringem Maß die Tätigkeit der Kriegsverwaltung im Verein mit den beiden Ackerbauministerien beiträgt.

Die staatlichen Gestüte Oesterreich-Ungarns wurden schon unter Josef II. militarisiert. Das Personal besteht aus Offizieren und Mannschaften der sogenannten „Gestütsbranche", doch unterstehen die Gestüte in mancher Beziehung den österreichischen bzw. den ungarischen Ackerbauministerien in Wien und Budapest. In Oesterreich bestehen zwei Staatsgestüte, in Ungarn vier. In diesen Gestüten werden Vollblut- und Halbblutpferde englischer, arabischer, englisch-orientalischer und spanisch-neapolitanischer Rasse gezüchtet. Außerdem gibt es in der ganzen Monarchie staatliche Hengstendepots, in denen Deckhengste zum Decken von Stuten im Privatbesitz gehalten werden. Von den Hengstendepots werden einzelne Posten aufgestellt, die im ganzen Land zerstreut sind. Die Hengstendepots mit den ihnen unterstehenden Posten werden Beschälstationen genannt. Im Jahr 1911 gab es in Oesterreich im ganzen 522 solche Stationen mit zusammen 2150 Hengsten, in Ungarn 1031 mit 2898 Hengsten. In Bosnien besteht ein Staatsgestüt in Gorazda, das — den Bedürfnissen des Landes entsprechend —

vorwiegend Gebirgspferde kleinen Schlages und Maultiere zieht, zu welch letzterem Zweck es außer 80 Pferden auch 12 Esel im Stand führt. Das Staatshengstendepot in Serajewo befaßt sich auch mit der Zucht von Pferden bosnisch-arabischen Blutes und von Maultieren.

Es seien hier noch die zwei kaiserlichen Hofgestüte erwähnt; jenes in Lippizza (bei Triest) zieht prächtige Pferde orientalisch-spanischen Blutes — die Pferde der berühmten Hofreitschule und die Hofreitpferde; das böhmische Hofgestüt in Kladrub zieht vorwiegend Karossiers spanisch-neapolitanischen Blutes.

Der Einkauf von Pferden für das Heer wird zum größten Teil von den ständigen Pferdeassentkommissionen, deren es in der Monarchie neun gibt, besorgt. Diese Kommissionen, denen je ein Oberst der Kavallerie präsidiert, bereisen im Herbst das Land und kaufen die notwendige Anzahl von Pferden entweder direkt beim Züchter oder auf Pferdemärkten, im Wege freier Konkurrenz oder in letzter Linie bei Händlern. Einige Truppenkörper ergänzen ihren Bedarf an Pferden auch durch Handkauf. Es werden meist 5—7-jährige Tiere gekauft.

Da die meisten Pferde im Privatbesitz zum Zug verwendet werden, so ist natürlich die Ergänzung des Standes an Zugpferden für den Fall eines Krieges mit viel weniger Schwierigkeiten verbunden als die Komplettierung des Standes an Reitpferden. In Oesterreich-Ungarn befinden sich die Kavallerie des Heeres und die reitende Artillerie schon im Frieden fast auf dem kompletten Kriegstand. Immerhin muß auch hier für den Mobilisierungsfall für eine Reserve an brauchbaren Pferden vorgesorgt werden. In hohem Maß ist dies aber bei der Landwehrkavallerie und bei der Artillerie der Fall. Zu diesem Zweck hat man in Oesterreich-Ungarn das System der sogenannten Urlauberpferde angenommen, das sich als außerordentlich praktisch erwiesen hat. Gut zugerittene Pferde werden jährlich von den Truppen an vertrauenswürdige Personen in Privatbenutzung abgegeben. Der Benutzer ist verpflichtet, das Pferd in tadellosem Zustand zu erhalten und es im Fall einer Mobilmachung binnen 24 Stunden dem Truppenkörper zurückzustellen. Außerdem werden diese Pferde alljährlich im Frühjahr einer Musterung unterzogen und müssen im Herbst eine Waffenübung mitmachen. Wird hierbei konstatiert, daß das Pferd vernachlässigt wurde, so kann der Benutzer mit einer Geldstrafe belegt, im äußersten Fall sogar zum Ersatz des Pferdes angehalten werden. Nach sechs Jahren geht das Pferd kostenlos in das volle Eigentum des Benutzers über. Wird eine andauernde vorzügliche Pflege konstatiert, so wird das Pferd prämiiert und geht schon nach fünf Jahren in des Benutzers Eigentum über. Infolge dieser Maßregel verfügt die Heeresverwaltung im Bedarfsfall binnen 24 Stunden über 30 000 vollkommen gerittene Pferde, deren Erhaltung im Frieden den Staat fast nichts kostet, und deren Arbeitskraft der Bevölkerung zugute kommt.



Auf dem Fohlenhof Odalmand: Vorklassifikation der Remonten.

Eine eigentümliche Einrichtung sind die sogenannten Fohlenhöfe. Von den Remonten-Assentkommissionen werden nämlich auch ganz junge, erst 3—3½ Jahre alte Tiere angekauft, die noch nicht für den Truppendienst geeignet sind. Diese werden vorerst in den Fohlenhöfen aufgezüchtet und erst nach Erreichung des vierten Lebensjahres an die Truppen abgegeben. Man



Die Tränke auf dem Fohlenhof.



Ein galoppierendes Rudel von Fohlen.

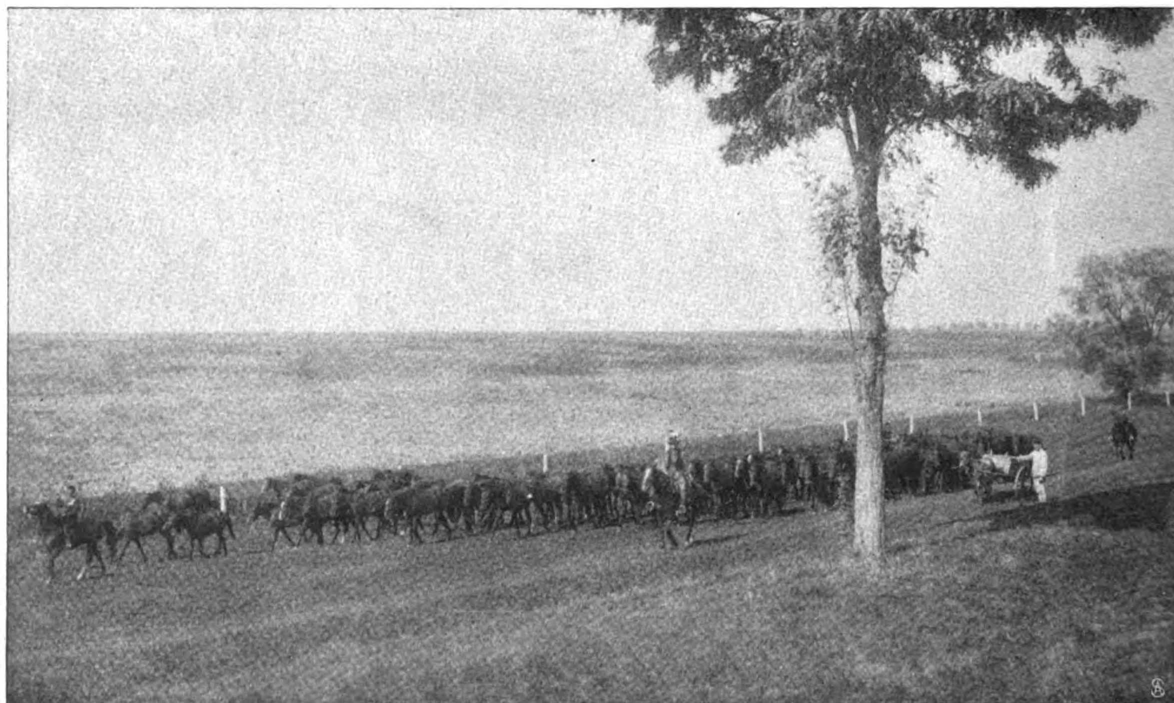
verfolgt damit einen doppelten Zweck: erstens werden diese ganz jungen Tiere zu einem billigeren Preis erstanden als völlig ausgewachsene; da aber die Aufzucht bedeutende Kosten verursacht, so kommt dieses Moment erst in zweiter Linie in Betracht. Der Hauptzweck ist, daß man durch rationelle Aufzucht ein kräftiges und abgehärtetes Pferdematerial zu erzielen trachtet.

Die Fohlenhöfe sind ausgedehnte Ländereien, die von der Heeresverwaltung gepachtet sind. Es sind dies meist natürliche, mitunter auch künstlich angelegte Weiden. Gegenwärtig gibt es in der Monarchie sieben Fohlenhöfe, und zwar zwei in Oesterreich und fünf in Ungarn. Dem Fohlenhof in Odalmand (Komitat Tolna, Ungarn), in dem die hier wiedergegebenen Bilder aufgenommen wurden, ist ein eigenes Versuchsgestüt für Halbblut in Sütvény angegliedert, das junge Stuten als Remonten zur Erprobung an die Truppen gibt und die als besonders geeignet befundenen zu Zuchtzwecken wieder einzieht.

Die Fohlenhöfe, die zur Aufnahme von 400 bis 1000 Fohlen bestimmt sind, stehen unter militärischem Kommando. Kommandanten sind Stabsoffiziere der Kavallerie, denen Offiziere, Rechnungsführer und Hilfsarbeiter beigegeben sind. Unteroffiziere und Soldaten der Kavallerie werden zur Pflege und zur Beaufsichtigung der Pferde verwendet. Für den Wirtschaftsdienst sind auch land- und forstwirtschaftliche Beamte eingestellt. Zur Aushilfe werden für die Wartung der Fohlen — als „Csikosse“ — auch halbwüchsige Jungen verwendet und für sonstige Arbeiten Arbeiter aus dem Zivilstand.

Die Fohlen werden im Frühjahr, in den Monaten Mai bis Juli, von den Remonten-Assentkommissionen direkt beim Züchter gekauft und nach den Höfen gebracht. Hier werden sie in Rudeln zu 50 bis 80 Stück in den Sommerunterständen untergebracht. Es sind dies halb offene, bedachte Schutzbauten, die den jungen Tieren Schutz gegen Regen und Wind bieten, und wo sie in der Nacht eine Streu zum Niederlegen finden. Sie bewegen sich hier frei umher. Vor jedem Unterstand befindet sich ein eingezäunter Raum, der sogenannte Nachtauslauf, damit die Fohlen auch bei Nacht nach Belieben aus und ein gehen können.

Ein Hauptgewicht wird auf die Einhaltung einer natürlichen Lebensweise gelegt. Tagsüber tummeln sich die munteren Tiere auf weiten Grasflächen umher und werden von berittenen Csikossen überwacht (Abb. S. 801). Sie bekommen nur ein wenig Rauhfutter und müssen sich ihre Nahrung auf den weiten Weideplätzen selbst suchen, wodurch sie in beständiger Bewegung erhalten werden. Mittags, zur Zeit der größten Hitze, und abends werden sie zur Tränke getrieben, die zumeist aus einem Feldbrunnen mit langem Trog aus Holz oder Blech besteht (Abb. S. 803).



Ein Rudel Fohlen wird auf die Weide geführt.

Im Winter werden die einzelnen Rudel in Winterstallungen untergebracht. Auch hier bewegen sich die Fohlen frei umher. Die Futterbarren und Tränktröge sind im Stall angebracht. Auch hier ist ein Nachtauslauf vorhanden.

Charakteristisch ist, daß eine Wartung wie bei der Truppe nicht stattfindet. Nur das Langhaar (Mähne und Schweif) und die Hufe werden gepflegt. Die Winterhaare werden belassen, wie sie von Natur sind, und auch bei Eintritt der wärmeren Witterung nicht ausgekämmt. Die Nahrung besteht jetzt aus Rauhfutter und etwas Hafer. Nur bei der Fütterung werden die Pferde angebunden. Selbstverständlich werden sie auch im Winter täglich ins Freie getrieben und durch die Csikosse in fortwährender Bewegung erhalten.

Von Zeit zu Zeit finden tierärztliche Visiten statt,

bei denen jedes einzelne Fohlen besichtigt wird. Für marode Tiere gibt es eigene Anstalten.

So naht die Zeit, wo an die bisher sorglosen Geschöpfe der Ernst des Lebens herantritt: sie werden im Monat April durch den Generalremontierungsinspektor gemustert, der mit einer Kommission ihre zukünftige Dienstverwendung bestimmt. Schon vorher haben sie größere Haferrationen erhalten und werden von den Csikossen in allen Gangarten intensiv bewegt. Nach der Ueberweisung an die einzelnen Truppenkörper werden sie von diesen abgeholt, und — die Zeit der ersten Jugend ist für immer entschwunden.

Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Atel. Gebr. Martin.

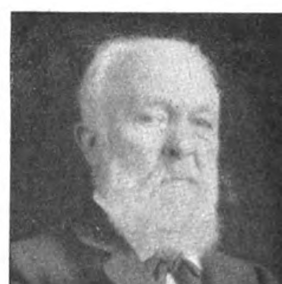
K. B. Kommerzienrat Brach, Oberkommand. der Augsburger Feuerwehren, beging s. 50jähr. Dienstjubiläum.

Kommerzienrat Brach, der Oberkommandant der freiwilligen und der städtischen Berufsfeuerwehr in Augsburg, beging am 27. April sein fünfzigjähriges Jubiläum als Angehöriger der Augsburger Feuerwehr, die er seit 40 Jahren selbständig leitet. Er ist seit 34 Jahren Magistratsrat und war 18 Jahr lang Mitglied des bayrischen Landtags.

Der bekannte mecklenburgische Theologe Pastor Dr. Schulz in Lüdershagen vollendete am 25. April sein 70. Lebensjahr.



Pastor Dr. Schulz, Lüdershagen i. M., wurde 70 Jahre.



Kommerzienrat Max Krause, Berlin, Begründer der Papierausstattungsindustrie, feierte s. 60jähr. Berufsjubiläum.



Phot. F. Reinhardt.

Konrad Burger † Leipzig, Bibliothekar des Buchhändler-Börsenvereins.



Phot. Ellinger.

Prof. Ed. Fugger, Salzburg, wurde von der Innsbrucker Universität zum Ehrendoktor ernannt.

Der Jubilar ist als Schriftsteller und als Dichter hervorgetreten.

Am 13. April feierte Kommerzienrat Krause, der Gründer und Leiter der ersten deutschen Papierausstattungsfabrik, das 60jährige Jubiläum seiner Zugehörigkeit zur Papierbranche. Der Jubilar hat der deutschen Industrie einen neuen Weg eröffnet. Gelegentlich des Jubiläums wurde eine Alters- und Invalidenkasse für die Angestellten der Firma Krause gestiftet.



Der deutsche Botschafter Graf Bernstorff (×) als Ehrengast.

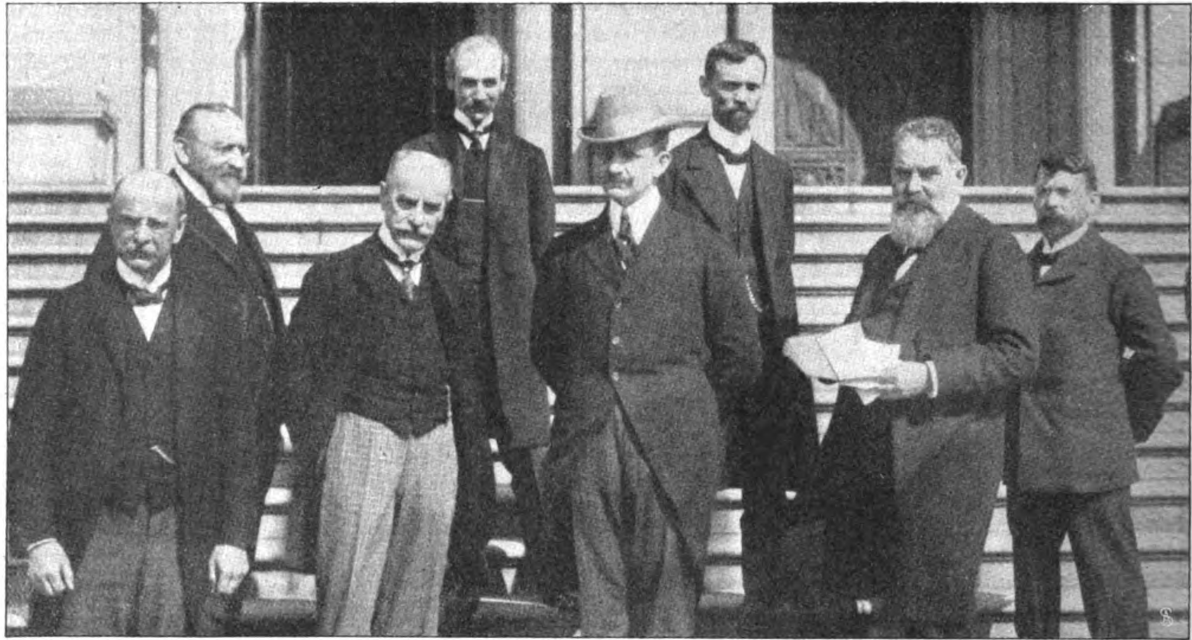
Zur Grundsteinlegung des Deutschen Spitals in Chikago.



Phot. Conrad Dührkoop.

Edith Walker, bekannte Opernsängerin, gab einen erfolgreichen Liederabend im Berliner Beethovensaal.

Mitte April verschied der langjährige hochverdiente Bibliothekar des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig Konrad Burger. Er war bis zum Jahr 1893 Kustos



Von links: Prof. v. Dyck, Oberbürgermeister v. Borscht, Graf Podewils, Bibliothekar Herbert Putman, Graf Bernstorff, Architekt Gelius, Dr. v. Miller, Bibliothekar Schirmann.

Die Kommission des Münchener Deutschen Museums bei ihrem Besuch in Washington.

des Buchgewerbemuseums in Leipzig und trat dann mit großem Erfolg in die Dienste des Börsenvereins. Er war einer der verdientesten Vertreter der deutschen Bibliothekwissenschaft.

Der hochgeschätzte Geologe Professor Eberhard Fugger, Direktor des Städtischen Museums in Salzburg, ist von der Innsbrucker Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

In Anwesenheit des deutschen Botschafters Grafen Bernstorff fand in Chikago die Grundsteinlegung des neuen Deutschen Hospitals statt. Die deutschen Vereine Chikagos feierten das Ereignis durch ein vielbesuchtes Festmahl.

Edith Walker, die hervorragende Bühnenkünstlerin, feiert auch als Liedersängerin Triumphe. Das bewies der Konzertabend, den die Diva Ende April im Berliner Beethovensaal mit außergewöhnlichem Erfolg veranstaltete.

Eine aus hervorragenden Persönlichkeiten bestehende Kommission hat Amerika bereist, um die Museen, Bibliotheken und Industrien in Neuyork, Boston, Philadelphia und Washington kennen zu lernen und die hier gemachten Erfahrungen bei dem Neubau des Deutschen Museums in München zu verwerten.

Die deutsche Kolonie in Teheran versammelte sich kürzlich,



Obere Reihe: Lowe, Gnüffky, Bergande, Scheer. Mittlere Reihe: Prius, Frau de Hoog, Frau Prius, Kuß, Fräulein Pfannenbecker, Litten, Frau Grosse, Frau Kuß, Wap, Dr. Schliebs. Untere Reihe (sitzend): de Hoog, von Schmidthals, Frau General Weth, General Weth, Frau Bontems, Stöckerhoff, Grosse.

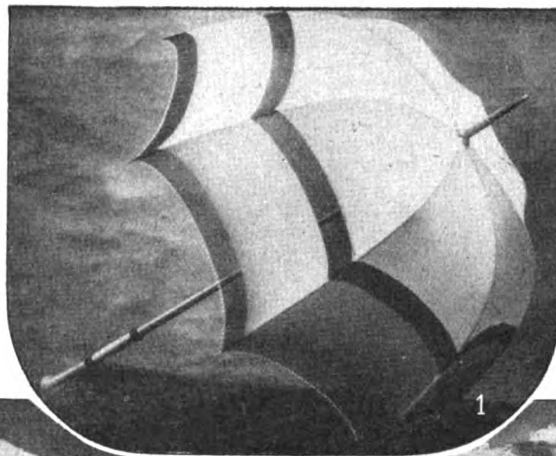
Die Abschiedsfeier des Deutschen Vereins in Teheran für den scheidenden General A. Weth.

um von ihrem verdienten Mitglied General A. Weth Abschied zu nehmen, der nach 31jähriger Tätigkeit als Instrukteur des persischen Militärschulwesens in die deutsche Heimat zurückkehrt.

Der neue Frühling bringt neue Moden. In diesem Jahr beschenkt Paris die elegante Welt mit ganz originellen glockenförmigen Sonnenschirmen von mäßigem Umfang. Die Modelle, die wir abbilden, bestehen aus Taft, Musselin und Satin.

Eine der angesehensten Firmen der deutschen Gummiindustrie, die Hannoverschen Gummiwerke „Excelsior" A. G., vorm. Hannov. Gummi-Kamm-Co. in Hannover-Linden, konnte ihr 50jähriges Geschäftsjubiläum und zugleich das 40jährige bzw. 25jährige Amtsjubiläum ihrer vier Direktoren begehen.

In Frankreich hat die Frauenbewegung einen großen Sieg zu verzeichnen. Die Bildhauerin Heuvelmanns ist die erste Frau, die den „Prix de Rome" erhielt und nun als Pensionärin des französischen Staates in die Villa Medici einzog. Seit



1. Rosaseidener Schirm mit dunklen Einsätzen. 2. Sonnenschirm in Glockenform. Phot. Reutlinger.
3. Flacher Schirm in Schwarzweiß. 4. Seidener Schirm mit Garnitur von schwarzer Seide und Straußfedern. Phot. Talbot.

Der moderne Sonnenschirm.



Generaldirektor G. Heise,
trat vor 40 Jahren in die Firma ein.



Direktor W. Siercke,
ist über 25 Jahre bei der Firma.



Techn. Direktor G. Bartl,
ist über 40 Jahre bei der Firma.



Direktor W. Breul,
Vorsitzender des Aufsichtsrats.

Zum 50jährigen Jubiläum der Hannoverschen Gummiwerke „Excelsior“ Aktien-Gesellschaft.



Phot. Abeniacar.

Die Bildhauerin Lucienne Heuvelmanns,
wurde mit dem Prix de Rome ausgezeichnet.
Die erste Frau in der Villa Medici in Rom.

dem Jahre 1666, in dem Ludwig XIV. den Rompreis gründete, der alljährlich vier Künstlern auf vier Jahre zuerkannt wird, hat noch nie eine Frau diese bedeutsame Auszeichnung erhalten.

Zum Artikel: Groß-Hamburg.

Näheres in der anliegenden Nummer 19 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 19 der „Export-Woche“:

Weltwirtschaft I. — Hamburgs nationale Bedeutung. — Direkter und indirekter Export. — Groß-Hamburg. — Der Hamburger Hafen. — Die Organisation des Hamburger Exportgeschäfts. — Die Hamburgische Industrie. — Gesamtansicht der Hamburger Hafenanlagen. — Eis- und Kältemaschinen I. — „Technische Woche“. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.



Schluß des redaktionellen Teils.



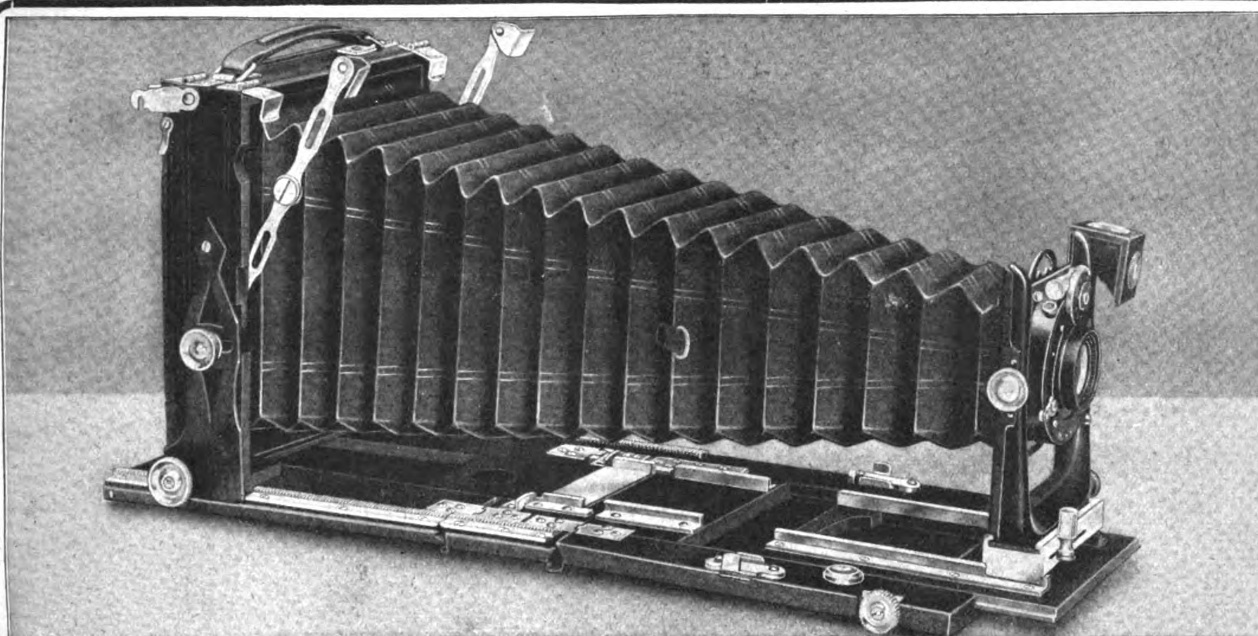
Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.

Dies und das.

Reklame am Wege. Gelegentlich eines Neubaues suchte man die Alleebäume am Bürgersteig des Wiener Kolowratringes nach Möglichkeit vor Beschädigungen zu schützen, indem man sie mit kastenartig gefügten Bretterverschlägen umgab. Diese kostenlos zur Verfügung stehenden Wandflächen ließ sich der moderne Geschäftsinn natürlich nicht entgehen, und schon nach wenigen Tagen prangten hier Plakate aller Art in leuchtenden Farben — eine karnevalistische



Verkleidung, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet. Es gibt da plötzlich eine Kollektivausstellung des Reklamebildes, und da jede Abwechslung des gewohnten, oft langweiligen Straßenbildes dem Großstädter Vergnügen bereitet, ist diese Prachtstraße in ihrer Art zum Korso geworden. Vielleicht findet diese „Naturdenkmalspflege“ auch in andern Städten Nachahmung. Leider wählt man oft das einfachere Verfahren, die Bäume entweder auszuroden oder sie dem Anfahren der Wagen preiszugeben.



Gegen bequeme Monatsraten

liefern wir

Photo-Apparate · Prismengläser

allererste Fabrikate zu vorgeschriebenen Fabrikpreisen.

Sie finden in unserem reich illustrierten Spezialkatalog die Original-Erzeugnisse von Firmen, wie Goerz, Ernemann, Goltz und Breutmann, Rodenstock, Laak, Meyer usw., und sind unsere Preise für Bar- und erleichterte Zahlung die von den Fabriken vorgeschriebenen. Wir bitten Sie, das Vorurteil, das man häufig gegen Firmen unserer Branche hegt, fallen zu lassen und sich vertrauensvoll an uns zu wenden. Vergleichen Sie unsere Preise mit denen reeller Spezialgeschäfte, und überzeugen Sie sich von unserer Leistungsfähigkeit. Denn dadurch, daß wir Apparate in jeder Preislage von **M. 12.—** an bis **M. 500.—** führen, haben wir für jeden Geschmack und Geldbeutel das Richtige.

Großes Preisausschreiben 1912

Als wir uns im vorigen Jahre entschlossen, unser erstes Preisausschreiben für die bestgelungenen photographischen Aufnahmen zu veranstalten, konnten wir kaum voraussehen, daß sich die Amateur-Photographen mit solcher Freude und solchem Eifer daran beteiligen würden. Zu Hunderten wurden uns teils mehr, teils minder gut gelungene Aufnahmen eingesandt, so daß die Jury bei der Preisverteilung einen sehr schweren Stand hatte. Es wurden im ganzen 40 Bilder prämiiert, die wir in unserem diesjährigen Spezialkatalog abgebildet haben. Auch die Bedingungen für das Preisausschreiben 1912 finden Sie in unserem Spezialkatalog. **Fordern Sie daher ohne jede Kaufverpflichtung umsonst und portofrei unseren reich illustrierten Spezialkatalog über Photo-Apparate, Prismengläser, photographische Bedarfsartikel, nebst Bedingungen für Zahlungserleichterung.**

JONASS & CO., BERLIN P.H. 67, Belle-Alliance-Straße 3.

HUPFELD-PHONOLA

Mosaik aus unserer Autographen-Mappe:

Mittels der Phonnla mit den Künstlerrollen vermag der Laie vollendet Klavier zu spielen (Eugen d'Albert). Die wunderbare Ausdrucksfähigkeit der Phonola (Dr. Max Bruch), ihre künstlerische Art, sich in den Dienst der persönlichen Auffassung zu stellen (Louis Diémer), die interessante Solodanteinrichtung, welche die Melodie selbsttätig hervorklingen läßt (Engelbert Humperdinck) und die genial einfache Spielweise (Felix von Weingartner), sind die Bürgschaft für ein absolut künstlerisches Spiel (Dr. Max Reger). Die Phonola begleitet ausgezeichnet zum Gesange (Elena Gerhardt) und gleicht einem lebenden Wesen (Germaine Schnitzer). Sie schärft das musikalische Verständnis (Ignaz Friedmann) und erweist sich als das vollkommenste Klavierspiel-Instrument (Leopold Godowsky und viele andere Künstler).



LUDWIG HUPFELD A·G

BERLIN W · LEIPZIGER STR. 123a, Ecke Wilhelmstr.
LEIPZIG · PETERSSTRASSE 4 · HUPFELDHAUS

Hamburg, Große Bleichen 21. Dresden, Waisenhausstr. 24. Frankfurt a. M., Zeil 102-104.
Wien VI, Mariahilfer Str. 3. Haag, Kneuterdijk 20. Amsterdam, Stadhouderskade 19-20.

Die Balalaika, ein russisches Musikinstrument, das jetzt auch bei uns zuweilen von Freunden slavischer Musik gespielt wird, ist eine Gitarre mit dreieckigem Schallkasten und sehr langem Hals. Die drei oder vier Metallsaiten, die ihr einen zitherähnlichen Ton verleihen, werden mit den Fingern „gerissen“. Trotz der Einfachheit der Handhabung ist das Instrument doch nicht ganz leicht zu spielen, d. h. gut zu spielen, denn der geringe Umfang des Tonregisters bedingt, um Melodien wiederzugeben, eine besondere Technik, die den russischen Bauern unbewußt eigen ist und den schwermütigen Nationalliedern einen Zauber verleiht, der vielleicht wirklich Kunst, wenn auch primitive, genannt werden kann. Ob das Musikinstrument bei uns mehr als nur gelegentliches Interesse hervorrufen wird, bleibt fraglich. Der Zweck der Balalaika ist aber weniger als selbständiges Instrument zu wirken, ihre eigentliche Aufgabe bleibt vielmehr den Gesang, namentlich die slavischen Volkslieder zu begleiten. Die meisten Balalaika-Instrumente haben sogar nur zwei Saiten, eine für die Melodie, während die andere unverändert als Baßton dient. Auch bei den Zigeunern findet man neben der Geige häufig die Balalaika.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Immanuel: „Was man vom englischen Heere wissen muß“. Nach den neuesten Quellen zusammengestellt, enthaltend eine Schilderung der Gliederung, Einrichtung, Bewaffnung und Kampfweise des englischen Heeres für die Zwecke deutscher Leser. Verlag der Liebelschen Buchhandlung, Berlin. Preis 0,70 M.

Manuel Schnitzer: „Käte und ich“. Ein Brevier für junge Eheleute. 40.—42. Tausend. 323 S. Berlin und Leipzig 1912, Verlag von Schuster & Loeffler.

Ludwig Hirschfeld: „Die plötzliche Insel". Novellen. 149 S. Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M. Leipzig 1912, Xenien-Verlag.

Carl Becker: „Vom geistigen Leben und Schaffen". 164 S. Berlin SW. 68, Verlag von Hugo Steinitz.

Wolfgang Eisenhart: „Deutsche Politik". 46 S. 60 Pf. — „Im demokratischen Jahrhundert". 39 S. Dresden 1911, Verlag von J. A. Nobis (G. Füllhorn).

Dr. B. Lindemann: „Geologie der deutschen Landschaften". 1. Lieferung. 80 Pf. Stuttgart, Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde Franckhsche Verlagshandlung.

Bengt Berg: „Genezareth". Roman. 297 S. Geh. 4 M., geb. 5 M. Leipzig und Stockholm 1912, Verlag von Albert Bonnier.

P. Ch. Martens: „Wie prüft man Kurszettel und Bilanzen?" 40 S. 1 M. Wiesbaden, Verlagsanstalt Emil Abigt.

Wilhelm Kleinsorgen: „Cellular-Ethik als moderne Nachfolge Christi". 200 S. 3 M. Leipzig 1912, Verlag von Alfred Kröner.

Dr. Alois Junker: „Die deutschen Kolonien". 282 S. 1 M. Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Anna Wahlenberg: „Aus der Tiefe rufe ich . . ." Roman. 176 S. Geh. 3 M., geb. 4 M. Leipzig, Verlag von Albert Bonnier.

François Bourgogne: „1812". Kriegserlebnisse. Uebersetzt von H. von Natzmer. 291 S. Geh. 2 M. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Luise Westkirch: „Der Todfeind". Kriminalroman. 316 S. Geh. 4 M., geb. 5 M. Dresden 1912, Verlag von Max Seyfert.

Fritz Sternhagen: „Die Selbstheilung der Neurasthenie“. 48 S. 2 M. Berlin SW 11, Verlag von F. Sternhagen.

Dr. Alexander Sokolowsky: „Der junge Kaufmann und die Weltwirtschaft.“ Winke und Anregungen für den Ueberseehandel. 31 S. 1 M. Hamburg, Verlag von Fr. W. Thaden.

Elfriede Beetz: „Moderne Fischküche für Privathaushalt und Restauration“. 78 S. 1 M. Wiesbaden, Verlagsanstalt von Emil Abigt.

Eva Gräfin von Baudissin: „Rittmeister von Dobbien“. Roman. 256 S. Geh. 3 M., geb. 4 M. Dresden, Verlag von Max Seyfert.

Hermann Lemke: „Die Kinomatographie der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft“. 56 S. 1 M. Leipzig, Verlag von Edmund Demme.

„Der deutsche Auswanderer“. Veröffentlichungen des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer. 10. Jahrgang. 1912. Nr. 1. 39 S. 75 Pf. Witzenhausen a. d. Werra.

Hans Fuchs: „Von Menschen, Geistern und Tieren“. Geschichten aus dem Paregebirge. 54 S. 50 Pf. Leipzig 1912. Verlag der Evangelisch-Lutherischen Mission.

Jürgen Jürgensen: „Kongo-Geschichten“. 131 S. Geb. 1 M. Hamburg-Großborstel 1912. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Dr. Paul Bergmann: „Die Heilung von Gicht und Rheumatismus“. 73 S. 1.80 M. Berlin NW. 87. Medizinischer Verlag Schweizer & Co.

Dr. Heinrich Schmidt: „Philosophisches Wörterbuch“. 106 S. 1 M. Leipzig 1912. Verlag von Alfred Kröner.

Verschiedene Mitteilungen.

— „Schon wieder ein neues Kopfwasser“, werden manche Leser ausrufen beim Lesen der Anzeige in der vorliegenden Nummer dieser Zeitschrift, betreffend Kopfwasser „El-Beda“, Haarnährstoff aus Hühnerei. Aber halt, es ist doch kein neues Präparat, es hat sich schon seit längerer Zeit bewährt und beim Verbraucher durchweg großen Beifall gefunden, weshalb die Firma Stephan Ketels,

G. m. b. H., Parfümeriefabrik in Bremen, dazu übergegangen ist, den Artikel weiter in den weitesten Kreisen bekannt zu machen. Dies beweist schon, daß es mit dem „El-Beda“ doch wohl eine gute Sache sein muß, die es verdient, allgemein eingeführt zu werden, und es dahin zu bringen, daß dieses Kopfwasser auf keinem Toilettentisch fehlt. Man soll eigentlich mit Lob kargen, wenn es aber eine gute Sache ist, dann kann man des Guten darin nie zuviel tun, dann muß man bei jeder sich bietenden Gelegenheit wieder darauf aufmerksam machen und sich immer wieder die Vorzüge der Sache vor Augen führen. Wenn wir nun von dem „El-Beda“ als von einer guten Sache sprechen, die soviel Lob verdient, so muß jedermann, der einmal selbst einen Versuch damit gemacht hat, unbedingt in dieses Lob einstimmen und sich berufen fühlen, die Vorzüge des Eikopfwassers „El-Beda“ überall bekannt zu machen. Jedem Laien sowohl, als auch jedem Fachmann ist es bekannt, daß Eigelb eins der wenigen Mittel ist, das einen überaus günstigen Einfluß auf den Haarboden hervorruft. Wenn der Haarboden gut gepflegt wird, dann erhalten die Haarwurzeln ständig neue Nahrung, und ein Ausfallen der Haare oder ein Aufhalten ihres Wachstums wird verhütet. — Dem „El-Beda“ ist so viel Eigelb wie nur möglich zugeführt, es ist eine schöne, gleichmäßige Emulsion, die nach einem besonderen Verfahren hergestellt wird. Seit nahezu zwei Jahren ist „El-Beda“ gründlich ausprobiert, und die glänzendsten Erfolge sind damit erzielt worden. „El-Beda“ ist unentbehrlich für jede Dame, für jeden Herrn, für jedes Kind, weshalb es auf keinem Toilettentisch fehlen darf. Der herabgesetzte mäßige Preis von 2 Mark die Flasche ermöglicht jedem die Anschaffung des Präparats; eine Flasche reicht für lange Zeit. Dieses Kopfwasser ist in jedem einschlägigen Geschäft zu haben, andernfalls ist die oben genannte Fabrikantin bereit, auf Anfrage Bezugsquellen nachzuweisen.

— Bis zu den Menschenfressern dringt die Ray-Seife, wie aus einem an die Compagnie Ray gelangten Bestellbrief zu ersehen ist. Der Besteller schreibt aus Puerto Mayro am Rio Palcazu (Peru): „Ich befinde mich hier am äußersten Vorposten der Zivilisation. Meine nächsten Nachbarn sind die menschenfressenden Cashibos, von denen ich nur durch einen Fluß getrennt bin." Bekanntlich gilt der Seifenverbrauch als vornehmster Maßstab für die Kultur, und darf sich die Compagnie Ray, die durch den Vertrieb ihrer ausgezeichneten Ray-Seife diesem Kulturzweck dient, rühmen, ihr Fabrikat bis an die Grenzen der Zivilisation verbreitet zu haben.

— Wie lernt man am leichtesten und schnellsten fremde Sprachen? Dieses in der Zeit des Weltverkehrs für jeden Kulturmenschen und zumal für Kaufleute, Industrielle und Ingenieure gestellte Problem hat unstreitig Dr. Rosenthals weltberühmt gewordenes Meisterschafts-System zur Erlernung moderner Sprachen am besten gelöst. Der Beweis dafür ist schon darin zu erblicken, daß Dr. Rosenthals Meisterschafts-System zur Erlernung der meisten in der Kulturwelt gebrauchten fremden Sprachen, wie Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch-Norwegisch, Schwedisch, Polnisch, Russisch, Böhmisch, Ungarisch sowie auch für Lateinisch, Griechisch und Deutsch, mit großem Erfolg angewandt wird. Worauf beruhen aber diese großen Erfolge? Dr. Rosenthals Meisterschafts-System vermeidet die Fehler der alten Lehrmethoden, pflegt seine Schüler nicht mit Grammatik und Syntax,

belastet das Gedächtnis nicht, paßt sich der Begabung des Lernenden an und führt am schnellsten zum Ziel, weil es die wissenschaftlich-praktische Nachahmung der natürlichen Lernmethode ist, und weil es durch die Gratisbeilage Separatausgabe des Meisterschafts-Systems der Gedächtniskunst das bei der Erlernung fremder Sprachen notwendige Gesichts- und Gehörgedächtnis sowie die Gedanken und Willenskonzentration derartig stärkt, daß leicht und gründlich gelernt werden muß. Durch die mit dem Meisterschafts-System verbundene Anwendung der praktischen Gedächtniskunst bietet Dr. Rosenthals Meisterschafts-System auch einen unstreitbaren Vorteil und Vorzug vor allen andern Sprachlehrmethoden und wird dadurch auch zur billigsten und praktischsten Methode überhaupt. Tausende von Anerkennungen erhielt Dr. Rosenthals Meisterschaftssystem. Ein Besteller desselben schrieb kürzlich: „Nach ihrem Meisterschafts-System lernte ich erst Englisch und dann Spanisch. Senden Sie mir nun auch Französisch und Italienisch. Ich habe bis jetzt nichts gesehen, das Ihren Werken zur praktischen Erlernung fremder Sprachen auch nur annähernd gleich käme." Probebriefe des Meisterschafts-Systems jeder Sprache liefert für 50 Pfennig jede Buchhandlung und die Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig 30.

— Dr. Zuckers Patent-Kohlensäurebäder „mit den Kissen" können ohne weiteres, ohne jeden Apparat oder eine sonstige umständliche Manipulation in jeder Badewanne genommen werden. Sie sind nachweisbar die einfachste, angenehmste und wirksamste Hauskur bei Nervosität, Herzleiden, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden, Mattigkeit, Erschöpfungszuständen. Täglich gehen bei der Fabrik Max Elb G. m. b. H. begeisterte Zuschriften der Aerzte aller Länder ein. So schreibt Herr Geh. Ober-Medizinalrat Professor Dr. B.: Ihre Kohlensäurebäder sind jedenfalls die bequemste, angenehmste und durch die allmählich regulierbare Entwicklung der

Kohlensäure die brauchbarste Form der Kohlensäurebäder. — Sanitätsrat Dr. H.: Ihre Kohlensäurebäder leisten dasselbe wie die von mir gebrauchten natürlichen Kohlensäurebäder in Franzensbad. — Dr. B.: Einem an chronisch deformierendem Gelenkrheumatismus leidenden Kranken, der zwei Jahre lang vollkommen unbeweglich unter den größten Schmerzen zu Bett gelegen hat, haben Ihre Kohlensäurebäder so ausgezeichnete Dienste geleistet, daß drei Viertel der früher vorhandenen Schmerzen geschwunden sind. — Zu haben in Apotheken, Drogerien, wo nicht, direkt durch die Fabrik Max Elb, G. m. b. H., Dresden.

— Für jeden sportliebenden Naturfreund ist es eine Freude, die jetzigen schönen Frühlingstage zu ländlichen Streifzügen in die Nähe und Ferne zu benützen. Gute Dienste leisten ihm hierbei die Germania-Fahrräder von Seidel & Naumann, Dresden, die selbst für beschwerliche, steile und anstrengende Tourenfahrten vorzüglich geeignet sind. Auch im täglichen Gebrauch als Verkehrsmittel, zur Gepäckbeförderung, im Heeresdienst u. a. hat sich das Germania-Markenrad bewährt, so daß die Fabrikation ständig vergrößert werden mußte, um nur den Lieferungsverpflichtungen genügen zu können. Die außergewöhnliche

Solidität und vollendete Präzision der Seidel & Naumannschen Fahrräder, die u. a. auch auf der Internation. Hygiene-Ausstellung zu Dresden 1911 mit dem Königl. Sächs. Staatspreis ausgezeichnet wurden, sichern ihnen immer steigenden Absatz. Bereits 780 000 Stück trugen den Namen „Germania" in alle Länder. Interessenten wird auf Wunsch der neue Prachtkatalog der Firma gratis und franko zugesandt.

— Die Herren Hermann Burgsmüller sen. und Karl Burgsmüller jun., Inhaber der Firma Deutsche Waffen- und Fahrradfabriken H. Burgsmüller & Söhne, Kreiensen (Harz) F 261a, die durch Lieferung erstklassiger Fabrikate bereits seit langen Jahren die besten Beziehungen zu in- und ausländischen Fürstenhäusern unterhalten, sind von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, dem regierenden Fürsten zur Lippe zu dessen Hoflieferanten ernannt worden. Die Firma Burgsmüller, die sich aus den bescheidensten Verhältnissen heraus zu einem Weltunternehmen emporgeschwungen hat und in weitesten Kreisen durch reelle Bedienung bestens bekannt ist, beschäftigt viele Hunderte Beamte und Arbeiter, unter denen sich wiederum eine große Anzahl Familienväter befinden, so daß von dieser Firma Tausende von Menschen direkt oder indirekt abhängig sind. Es ist daher im Interesse vieler zu wünschen, daß genannte Firma in ihrem Emporblühen auch für die Zukunft unterstützt und ihr in der bisherigen Weise Vertrauen entgegengebracht wird. Die Firma arbeitet bekanntlich direkt mit der Privatkund-

Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

Norddeutschland.

Bad Eilsen **b. Bückeburg.** Stärkstes Schwefel- und Schlammbad gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Terrain-Luftkur im Auetal. Waldreiche Höhen. Saison bis 15. September. Forellen-Fischerei. Prosp. frei durch die **Verwaltung.**

Bad Oldesloe **zw. Hamburg u. Lübeck.** Natürliche Sol-, Moor- u. Schwefelbäder. Hervorragende Heilerfolge. Pr. d. d. **Bade-Verw.**

Bad Schwartau **b. Lübeck,** Sol-Moorbad. Heilanz.: Gicht, Rheuma, Frauenleid. Arterienverk. Luftkurort. Ruhesitz.

Bremen **Hotel Schaper-Siedenburg.** Mod. Haus, ruh. vorn. Lage. Bahnhofstr. 34. Gute Küche.

Gesundbrunn **Sommerfrische am Plauer See b. Plau i. Mecklbg.** Herrl. Aufenth. a. See u. Wald, Angeln, See- u. Sonnenbäd. frei. Sol- u. Kohlensäurebäd. i. Hs. Vorzgl. Pension. Preise mäss. Prosp. fr. Bes. **F. Böse.**

Hamburg **Hotel Moser** am Alsterbassin u. Rathausmarkt. In zentralster u. schönster Lage. Moderner Komfort. **Mässige Preise.**

Kgl. Bad Nenndorf **Radioaktiv. Schwefelbad.** Schlamm- u. Solbad, geg. **Gicht, Rheumatismus,** **(bei Hannover) Ischias, Hautkrankheiten.** Prosp. fr. d. d. **Kgl. Badeverwaltung.**
Hotel Kgl. Kurhaus (glänzend umgebaut), Schlösschen. Gr. Badehaus. **F. Graness.**
Hotel Hannover (neu erbaut), Deisterhaus, Galerie, Gr. Bau. **G. Förster.**
Hotel Cassel (modern umgebaut), Esplanaden-Restaurant. **P. Dreschke.**

Kleinen (Mecklenburg) am Schweriner See. **Sanatorium** für innere und Nervenleiden. **Dr. Armin Steyerthal.**

Kleinflottbek bei Hamburg. **Parkhotel Teufelsbrücke,** dir. a. Elbe, 100 Z., gross. Park, Segel-, Ruder-, Tennissport, Golf- u. Poloplatz nahe. Eig. Landungsbr. **C. F. Möller.**

Lüneburg **Sol- und Moorbad** mit modern eingerichteten Badehäusern, Kurhaus und Logiervillen, 60 Morgen Kurpark. Ständige Kurkapelle. Prospekte gratis. Ausgangspunkt herrlicher Heidetouren.
Hotel Deutsches Haus. Erstes am Platze; bekannt durch beste Verpflegung.

Malente-Gremsmühlen Norddeutschlands bedeutendster Luftkurort. Prospekt durch den **Verkehrsverein.**

Penzlin i. M. best. Sommeraufenthalt für Sommerfrischler, Kunstmaler u. Tourist. **3 St. v. Berlin.** Berge, Wald, Wasser. Prosp. durch **Kurhotel Seehof** und **Verkehrsverein.**

Stellingen **b. Hamburg. Carl Hagenbeck's Tierpark.** Weltbekannte Sehenswürdigkeit. Reichhalt. Tiersammlung. — Völkerschau. Konzerte etc. Prosp. frei.

Wilsnack **Eisenmoorbad.** — Berlin-Hamburger Bahn. Vorzügl. geg. Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenleiden. Prospekte durch die **Badeverwaltung.**

Ostseebäder.

Ahlbeck herrlichste Lage an der **Ostsee,** vornehmes zwangloses Badeleben. Bahnstation zwischen See und Wald. 6 Badeanstalten. Mässige Preise. Von Berlin 3½ Stunden.

Arendsee **Kurhaus Hotel-Restaurant** nebst Dépendance. Günst. Pensions-Arrang., Vor- und Nachsaison. Preisermäss. Wasserleit., Elektr. Licht. Näheres **P. Schulz.**

Bansin **Seebad. „Der Seehof“** mit **„Haus Vineta“.** Vorn. Pension allerersten Ranges. Direkt am Strand gel. Beste Referenzen. Zivile Preise. Inhaberin **Frl. Marie Wirsieg.**

Berg-Dievenow **Franck's Hotel und Pension.** Schönste Lage. Volle Pension. Vor- und Nachsaison M. 4.50. Hauptsaison nach Uebereinkunft. Besitzer **Herm. Franck.**

Brunshaupten **Sanatorium f. Nerven- u. innere Kranke.** Phys. diät. Behandlung, v. M. 5—7 pro Tag. Prosp. **Dr. Drost.**

Brunshaupten-Westen **Hotel Dünenhaus,** idyll. a. See u. Wald gel. Komf. Z. Kräft. Verpfl. Warm. Seeb.

Cranz **Ostseebad b. Königsberg i. Pr.** Stärkster Wellenschlag. Herrl. Waldungen. Elektr. u. Gasbeleuchtung. Wasserleitung. Kanalisation. Frequenz **1911: 14407 Kurgäste.** Auskunft erteilt die **Badeverwaltung.**

Georgenswalde **Ostseebad.** — Saml. Steilküste. **Post Rauschen.** Ruhig, vorn. Erholungsort, Wald, Wasserleitung, solide Preise. Näh. **Badeverwaltg.**

Graal **in Mecklbg. Waldluftkurort. An der Rostock-Stralsunder Bahn. Frequenz** im Jahre **1911: 5300.** Prosp. durch die **Badeverwaltung** und den Verband Deutscher Ostseebäder, Berlin, Unt. d. Linden.

Grossmöllen **Ostseebad. Bez. Köslin.** Warme u. kalte Seebäder. Familienbad. Steinfreier Badegrund. Grosse Dünenwaldungen. Elekt. Licht. Arzt. Auskunft u. Prospekte: **Badeverwaltung.**

Heiligendamm Vornehmstes Ostseebad, hundertjähriger Buchenwald bis ans Meer. Prospekte durch die **Direktion.**

Henkenhagen **b. Kolberg. — Waldhaus Rodi,** gute **Pension,** nahe d. Strande. Wiener Kch., freie Seebäder. Prosp. **M. Hutter.**

Heringsdorf **Vornehmstes Ostseebad,** 3½ Std. v. Berlin. Kräftige Solquelle, Familienbäder, Rennbahn. Tennisplätze.
Lindemann's Hotel, das ganze Jahr geöffnet. Telephon 4. Autogarage.

Kahlberg Stat. **Elbing,** auf der Frischen Nehrung. **Ostseebad und Luftkurort.** Gegenüber der **Kaiserl. Herrsch. Cadinen.** Prospekt durch die **Badedirektion.**

Kiel **Hotel Seebadeanstalt-Düsternbrook.** I. R. Prachtvolle Lage an der Kieler Förde und Kriegshafen.
Hotel Europäischer Hof, a. Bahnh. Mit jed. Komf. **Hotel Berliner Hof.** I. R., Fernsp. 349 u. 350. Zim. v. M. 2,50, m. Bad M. 4.— an. Auto-Garage. Bes. **Heinr. Hamann.**

Kolberg **Neues Solbad.** 50 Zimmer mit Pension. Beste Lage. Elektr. Licht. Dir. Verbind. m. d. Bade.

Misdroy unmittelbar am Strand, v. Hochwald u. Bergen umgeben. Zentrale Wasserversorgung. Freiluft-Seebad mit Zeltlager (neu). Beginn der Sommersaison 26. Mai.
Hot. Seeblick I. R. Dir a. Meer. Dep. **Seestern-Hs. Brandenburg.** Autogar. **P. Brandenburg.**

Müritz **in Mecklenburg. Hotel-Pension Pusch. I. Ranges.** Bevorzugte Lage, billigste Pensionspreise, renommierte Küche, Vor- und Nachsaison Ermässigung. Prospekte frei.

Swinemünde **See- u. Solbad** **Ostseebad I. Ranges.** 5 % Solbäder im ganzen Jahr. Damen-, Herren-, Familienbad. Waldreiche Umgebung. — Kanalisation u. Wasserleitung. Zentralverkehr. **Über 20000 Kurgäste.**

Warnemünde Sandstrand, Familienbad. **Schwemm-Kanalisation** (W. Kl.) Vorz. Kurkonzerte. **Wildr. Hochwald** (elektr. Bahn 10 Min.). Tennisplätze, Tontaubenschiessen, Angelsport. Prosp. d. d. **Badeverwaltg.**

Insel Rügen.

Göhren a. Rügen, **Hotel zum Hövt,** höchst gelegen, direkt a. Wald und Strand. Seepanorama. E. d. schönst. Punkte Rügens. Kanalisation, Wasserleitung, Warmbad. Pens. 4—7 Mark.

Sellin **„Perle der Insel Rügen“.** Prachtvolle Hoch- und Niederwaldungen, staubfreier Badestrand, feste Landungsbrücke. Illustr. Prosp. d. d. **Badedirektion.**

Nordseebäder.

Borkum 1911: 29870 Besucher. Damen-, Herren- u. Familienbad. Neuerbaute grossartige Wandelhalle unmittelb. a. Strande. Tennisplätze u. Reitbahn. Tägl. Dampferverb. Prosp. grat.
Hotel Kaiserhof, I. Haus am Strand, aller erdenklicher Komfort, wie Fahrstuhl etc. Pension von M. 6.— an. Prospekte.
Köhlers Strandhotel. I. vornehmst. altren. einz. d. Fam. Köhler gehör. Hot. Pens. 42.—M. an.
Nordsee-Hotel, Haus allerersten Ranges, direkt am Meer. Prospekt gratis.

Langeoog **Meinens Hotel,** altrenommiertes Haus, Kanalisation. Prospekt gratis.
Hotel Ahrenholtz m. **Villa Amalie, Kurhaus Hotel Falke. Haus Leiner.** Prosp. grat.

Norderney **grösstes deutsches Nordseebad.** Besucherz.: 42000 Kanal., Wasserl., mild. Klima. Schiffsverb.: Hamburg Brem. via Norddeich 40M. Seer. Prsp. **Bürgerm.-Amt.**
Kurhotel Bellevue. Mod. Haus I. R. Neben Kurpark. Elektr. Licht. Prosp. d. den Besitzer **H. Kraack.**
Bremer Logierhäuser, direkt a. M., 200 Zim., Juni, Sept. ermäss. Preise. Tel. 6. Prosp.

Wangerooge **Nordseebad. Strand-Hotel Gerken.** Hoftraiteur. Direkt am Strande gelegen. Hotelprospekt gratis.

Katwyk aan Zee **Nordseebad, Holland. — Grand Hotel „Du Rhin“,** vornehmstes Familienhaus a. Strande, 80 Zim., renov., feinste Küche, Wasserleitg. Pensionsarrangement. Prosp. fr. Inh.: **J. Houtkamp.**

Nordwyk aan Zee **Holland. Kurhaus Huis ter Duin.** Schönste Lage der Nordseeküste. Ruhig. und vornehmes Familienhotel. Geöffnet vom 15. Mai. Ansichten und Prospekte kostenfrei nur durch die Direktion **Tappenbeck.**

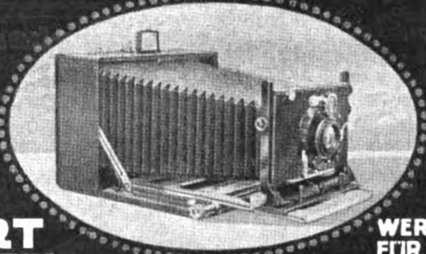
schaft ohne Zwischenhandel und sendet auf Wunsch Kataloge an jedermann.

— Warum soll man Suppen essen? In manchem kleineren Haushalt wird wegen des leidigen Zeitmangels oder wegen der nicht geringen Umstände und Ueberlegung, die das Bereiten einer guten Suppe verursacht, oftmals gar keine Suppe auf den Tisch gebracht. Dies ist sowohl vom Standpunkt einer richtigen Ernährung als auch vom Kostenstandpunkt zu bedauern. Es ist nämlich eine Tatsache, daß jede Mahlzeit mit Suppe sich billiger stellt und besser ernährt, als Mahlzeiten ohne Suppe, denn flüssige Nahrung wird vom Körper viel besser ausgenützt als feste, die meist auch viel teurer ist. Mit den bekannten Knorr-Suppenwürfeln stellt man übrigens die besten Suppen schnell und einfach her, nur durch Auflösen der Suppenmasse in Wasser und Kochenlassen. Knorr-Suppenwürfel sparen Zeit, Arbeit und Geld.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.













Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstraße 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: E. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 19. **Berlin, den 11. Mai 1912.** **14. Jahrgang.**

Weltwirtschaft.

Von Professor Dr. Bernhard Harms.

I.

Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts lieben die Schlagworte, besonders die politischen. Es mag das eine Folge der Demokratisierung unserer Zeit sein, denn wenn es gilt, die Massen für irgendeinen Zweck zu gewinnen, der ohne Anteilnahme der „öffentlichen Meinung" nicht zu erreichen ist, bedarf es hierfür der Suggestion durch das Mittel des konzentrischen Begriffes, der kurz und bündig das Problem den Herzen und Köpfen zugängig macht. Solcher Begriff, von einzelnen in Form gebracht, eilt alsdann von Mund zu Mund, wird zum täglichen Handwerkszeug in Zeitungen und Volksversammlungen, differenziert sich — und schließlich bedeutet er ein Programm, ohne das diejenigen, denen das neue Wort so geläufig geworden ist, recht wissen, welches nun eigentlich die exakte Grundlage seiner Formulierung sei. So steht's auch mit dem Begriff Weltwirtschaft, der dem deutschen Volke im letzten Jahrzehnt so geläufig geworden ist, daß man glauben könnte, er gehöre zu den ältesten Errungenschaften seines Sprach-Schatzes. Sieht man aber näher zu, so ergibt sich die verblüffende Tatsache, daß kaum zwei Menschen sich im gleichen Vorstellungskreis bewegen, wenn sie von „weltwirtschaftlichen Problemen" reden. Es ist deshalb nicht überflüssig, zunächst einmal festzustellen, was heute in wirtschaftswissenschaftlichem Sinne unter „Weltwirtschaft" zu verstehen ist. Der Zweckmäßigkeit halber soll dabei ein rein empirisches Verfahren eingeschlagen werden.

Ausgangspunkt aller organisierten wirtschaftlichen Tätigkeit auf dieser Erde ist die Einzelwirtschaft, möge sie die Form des „Erwerbsunternehmens" annehmen oder einen „Haushalt" darstellen, in welchem Erworbenes planmäßig verwendet wird. Diese Einzelwirtschaften stehen miteinander in Beziehungen, die sich letzten Endes im Nehmen und Geben von Gütern äußern, wobei wir unter „Gut" jedes „Ding" verstehen, das geeignet ist oder geeignet erscheint, den Interessen, Bedürfnissen, Wünschen, Absichten, Neigungen usw. jemandes zu entsprechen. „Ding" ist in diesem Sinne ein konkretes Sachgut. Also im Nehmen und Geben von Sachgütern äußern sich die Beziehungen der Einzelwirtschaften. Dabei wird, wenn den Einzelwirtschaften völlig freie Hand gelassen wird, die Entwicklung im allgemeinen so gehen, daß jedes „Wirtschaftssubjekt", d. i. der Leiter einer solchen Wirtschaft, dort verkauft, wo es zu höchsten Preisen möglich ist, und dort kauft, wo sich ihm die billigste Gelegenheit bietet. In Wirklichkeit stellen sich nun aber einer derartigen Ausbildung in den Beziehungen der Einzelwirtschaften mancherlei Hindernisse in den Weg: natürliche und künstliche.

Zu den natürlichen Hemmungen gehört vor allem die Weite der räumlichen Entfernung zwischen den Einzelwirtschaften. In der Regel (keineswegs immer) verringert die Intensität der Beziehungen zwischen den Einzelwirtschaften sich proportional dem Wachsen ihrer räumlichen Entfernung zueinander. In dem Maße, als es indessen gelingt, diese räumliche Trennung durch verbesserte Verkehrsmittel zu überwinden, verdichten die Beziehungen sich wieder. Und zwar sind hier ausschlaggebend die Transportkosten im Verhältnis zum Preise des Gutes, das dargeboten oder begehrt wird. Je mehr sich dieses Verhältnis zugunsten des Gutes verschiebt, desto größer ist der Versendungsradius des letzteren und demgemäß die räumliche Ausdehnung der Beziehungen der Wirtschaften, die eben jenes Gut geben oder nehmen.

Die einfachste Beobachtung lehrt uns aber, daß jene Verkehrshemmungen für die Intensität der Beziehungen zwischen den Einzelwirtschaften nicht allein maßgebend sind, sondern daß zu ihnen noch künstliche Hemmungen mancherlei Art hinzutreten, von denen hier zunächst nur eines hervorgehoben werden soll. Die Oberfläche der Erde ist mit einem Netz von „Staatsgrenzen" überzogen, welche die Einzelwirtschaften der Erde zu bestimmten Komplexen vereinigen und diese einander gegenüberstellen. Jede Einzelwirtschaft wird so Bestandteil eines politischen Gebildes, des „Staates". Dieser Staat greift in die Be-

ziehungen der Einzelwirtschaften, vor allem zum „Ausland", in der Regel in sehr erheblichem Umfange ein und gibt dadurch der Betätigung der Einzelwirtschaften, besonders den Unternehmungen, ganz bestimmte Richtung. Die „Wirtschaftspolitik" des Staates ist von dem Bestreben geleitet, die Bedarfsbefriedigung des „Volkes" als der Gesamtheit der Einwohner des Staates möglichst innerhalb seiner Grenzen vor sich gehen zu lassen. Durch ein ganzes System von Maßnahmen arbeitet der Staat darauf hin, daß die Produktivkräfte gerade seines Gebietes, auch wenn die Bedingungen an sich ungünstig sind, zur höchsten Entfaltung kommen. Die Beziehungen der Einzelwirtschaften zum Auslande werden durch die Mittel der Handels- und Zollpolitik so beeinflußt, daß das Nehmen von ausländischen Gütern sich auf das unbedingt nötige Maß reduziert — dieses aber andererseits auch sichergestellt wird — hingegen der aktive Verkehr mit dem Ausland, soweit dies ohne Schädigung der inländischen Bedarfsdeckung tunlich ist, nach Möglichkeit gefördert wird. Das gesamte Wirtschaftsleben des Staates steht zudem unter einheitlichen Gesetzen, die fördernd, vielfach auch hemmend, in die Wirksamkeit des einzelnen eingreifen. Dazu kommen weiter: einheitliches Maß-, Münz- und Gewichtswesen, einheitliches Handels- und Gewerberecht, Regelung des Zahlungsverkehrs durch Errichtung von Noteninstituten, öffentlichen Kreditanstalten u. dergl. Vor allem aber richtet der Staat sein Augenmerk auf die Ausbildung des Verkehrswesens zu Wasser und zu Lande: Post, Telegraphie, Eisenbahnen, Kanäle, Flußschiffahrt, Straßen- und Wegebau usw. usw.

So entstehen über die ganze Erde mehr oder weniger abgeschlossene Wirtschaftsgebiete bestimmter Völker, die in sich einen Komplex von Beziehungen darstellen: Beziehungen zwischen den Einzelwirtschaften unter sich und zur Staatsgewalt. Den Inbegriff aller dieser Beziehungen nennen wir die Volkswirtschaft. Wollen wir sie kurz definieren, so können wir sagen: Volkswirtschaft ist der gesamte Inbegriff der durch Verkehrsfreiheit und die technischen Verkehrverhältnisse ermöglichten, und durch Rechtsnormen geregelten sowie durch wirtschaftspolitische Maßnahmen geförderten Beziehungen und deren Wechselwirkungen zwischen den Einzelwirtschaften eines staatlich verbundenen Volkes.

Versuchen wir nunmehr zum Begriff der Weltwirtschaft zu kommen, so ist das verhältnismäßig einfach. Die Beobachtung lehrt nämlich, daß es Volkswirtschaften, deren Einzelwirtschaften sich in ihren wechselseitigen Beziehungen ausschließlich auf das Staatsgebiet beschränken, trotz aller „Volkswirtschaftspolitik" nicht gibt, sondern sich heute ein dichtes Netz von Beziehungen über die ganze Erde erstreckt. Dies braucht im einzelnen nicht näher dargelegt zu werden, denn die gewaltige Ausdehnung des „Welthandels" in den letzten Jahrzehnten ist jedermann geläufig. Weniger beachtet wird hingegen in der Regel, daß auch dieser internationale Güteraustausch unter bestimmten Normen vor sich geht, die international, das heißt durch staatliche Verträge aufgestellt werden. Es sei erinnert an die völkerrechtlichen Verträge, die sich auf Person, Besitz und Bewegungsfreiheit von Ausländern beziehen, an die Regelung des internationalen Verkehrswesens: Post und Telegraphie, Eisenbahnen und Schiffahrt usw., vor allem aber an die Handelsverträge. Mit Rücksicht darauf, daß die Einzelwirtschaften der Staaten je länger, desto mehr Ausfuhrinteressen haben, diese aber nur wahrgenommen werden können, wenn man auch den Passivverkehr einräumt, und im Hinblick darauf, daß durch die verschiedene Ausstattung der Erdoberfläche gewisse Austauschbeziehungen naturbedingt sind, entschließen die Staaten sich dazu, durch Vereinbarungen diese internationalen Beziehungen zu regeln. So ist eine große Fülle von Verträgen entstanden, die in die „Weltverkehrsgesellschaft" Regelung, Ordnung bringen und ihr damit eminente Förderung zuteil werden lassen. Die Summe dieser Beziehungen zwischen den Einzelwirtschaften der Erde unter sich und zu den kollektiv zur Durchführung bestimmter Zwecke verbundenen Staaten nennen wir die Weltwirtschaft. Für diese ergibt sich demnach die folgende Begriffsbestimmung: Weltwirtschaft ist der gesamte Inbegriff der durch hochentwickeltes Verkehrswesen ermöglichten und durch internationale Staatsverträge sowohl geregelten wie geförderten Beziehungen und deren Wechselwirkungen zwischen den Einzelwirtschaften der Erde.

Wir haben uns demnach zwei wirtschaftliche Verkehrsgesellschaften vorzustellen: die Volkswirtschaft als den Inbegriff des gesamten Wirtschaftslebens eines staatlich verbundenen Volkes und die Weltwirtschaft als den Inbegriff der Verkettung des Wirtschaftslebens über die ganze Erde, unbekümmert um Staatsgrenzen.

Es gibt viele Menschen, die meinen, die Weltwirtschaft sei im Grunde nichts Neues, denn Welthandel habe es immer gegeben oder doch seit dem Einsetzen der spanisch-portugiesischen Kolonialpolitik im 16. Jahrhundert. Dies ist ein großer Irrtum, denn der Welthandel früherer Zeiten war ein Handel mit hochwertigen „Kolonialwaren", während heute der Handel mit Massengütern für ihn charakteristisch ist. Von einer „Verflechtung" der einzelnen Volkswirtschaften in die Weltwirtschaft konnte selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch keine Rede sein — nicht einmal für England. Im Jahre 1799 belief der Außenhandel Großbritanniens sich auf 1 Milliarde Mark, im Jahre 1829 auf 2,1 Milliarden Mark. Heute sind 20 Milliarden längst überschritten. Unter den 846 Millionen Mark der englischen Einfuhr im Jahre 1829 sind nur 70 Millionen Mark für Getreide verzeichnet, gegen etwa 650 Millionen Mark im Jahre 1911. Damals deckte England seinen Weizenbedarf nur zu 4½ Prozent im Ausland, heute zu 80 Prozent. Fleischnahrung erhielt England im Jahre 1829 so gut wie gar nicht aus dem Ausland, während es heute 50 Prozent seines gesamten Bedarfs bezieht. Für Butter gab England im Jahre 1829: 4 Millionen Mark an das Ausland, gegen mehr als 450 Millionen Mark im Jahre 1910. Eine fünfköpfige Familie hat heute durchschnitt-



Se. Magnifizenz Bürgermeister Johann Heinrich Burchard, D. Dr. d. R. — Se. Magnifizenz Bürgermeister Carl August Schröder, Dr. d. R.

Präsidiat des Hamburger Senates für das Jahr 1912.

Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

lich für 441 Mark Nahrungsmittel aus dem Ausland zu beziehen, gegen 25 Mark im Jahre 1829. Die Abhängigkeit von fremdem Boden zeigt sich genau in derselben Weise auch für Rohstoffe, worauf hier aber im einzelnen nicht eingegangen werden kann*)! Wohl möge aber noch darauf hingewiesen werden, daß der englische Passivverkehr sich nicht nur quantitativ gewaltig verdichtete, sondern auch territorial enorm differenzierte. Dafür einige Beispiele. Argentinien allein exportiert heute mehr Güter nach England als im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts alle europäischen Staaten zusammengenommen. Aegypten übertrifft mit seinem derzeitigen Export die Ausfuhr ganz Afrikas im Jahre 1829. China, Indien und Australien exportierten Ende der 20er Jahre für 159 Millionen Mark nach England, einen Betrag, den heute nahezu die kleinen Straits-Settlements erreichen. Ganz Australien war damals an der englischen Einfuhr mit 2,5 Millionen Mark beteiligt, gegen mehr als 1100 Millionen Mark im Jahre 1910. Und genau in der derselben Weise vermehrte und differenzierte sich die englische Ausfuhr, die sich heute bis in die entferntesten Winkel der Erde erstreckt.

Eine ähnliche Entwicklung hat Deutschland genommen. Der Außenhandel des deutschen Gebietes betrug in Annäherungswerten:

1830	740 Mill. M.	=	25 M. auf den Kopf der Bevölkerung
1840	1320 „ „	„	41 „ „
1850	2100 „ „	„	60 „ „
1860	3200 Mill. M.	=	84 M. auf den Kopf der Bevölkerung
1870	4240 „ „	„	106 „ „
1910	17414 „ „	„	268 „ „

*) Vrgl. hierüber mein in Kürze bei Gustav Fischer in Jena erscheinendes Buch: „Volkswirtschaft und Weltwirtschaft“, das den ganzen Komplex weltwirtschaftlicher Erscheinungen darzulegen versucht.

Der deutsche Außenhandel differenziert sich seit 1872 wie folgt (Spezialhandel):

I. Nahrungs- und Genußmittel, Vieh

	Einfuhr in Mill. M.	pro Kopf	Ausfuhr in Mill. M.	pro Kopf
1872	871,6	21,1	504,0	12,2
1890	1397,0	28,3	470,7	9,5
1900	1762,8	31,3	517,6	9,2
1910	2482,9	38,3	761,0	11,7

II. Rohstoffe für Industriezwecke einschl. der Halbfabrikate

	Einfuhr in Mill. M.	pro Kopf	Ausfuhr in Mill. M.	pro Kopf
1872	675,6	40,5	786,6	19
1890	1767,4	35,8	708,3	14,3
1900	2803,1	49,7	1111,4	19,7
1910	5083,3	78,3	1918,2	29,6

III. Fabrikate

	Einfuhr in Mill. M.	pro Kopf	Ausfuhr in Mill. M.	pro Kopf
1872	709,6	17,1	1027,1	24,8
1890	981,1	19,9	2147,5	43,5
1900	1199,7	21,3	2982,4	52,9
1910	1367,9	21,1	4795,5	73,9

Also auch hier ein gewaltiges Ansteigen der Einfuhr von Nahrungmitteln und Rohstoffen auf der einen und eine starke Zunahme der Ausfuhr von Fabrikaten auf der anderen Seite. Hierbei ist von besonderem Interesse, daß die Einfuhr aus nichteuropäischen Ländern im Jahre 1889 nur 16,8 Mark auf den Kopf der Bevölkerung betrug gegen 50,3 Mark im Jahre 1910! Die Ausfuhr nach nichteuropäischen Ländern stieg von 15 Mark auf 28.4 Mark pro Kopf. Wohl gemerkt: in der kurzen Zeit seit 1889, für welches Jahr statistisch die Vergleichsmöglichkeit vorliegt. In absoluten

Zahlen sieht das Verhältnis so aus: Die Einfuhr aus Europa stieg

von 3239,9 Millionen Mark
auf 5196,8 „ „ = 60 Prozent.

Die Einfuhr aus nichteuropäischen Ländern hingegen stieg

von 838,3 Millionen Mark
auf 3730,0 „ „ = 345 Prozent!

In der Ausfuhr Deutschlands figurierte Europa im Jahre 1889 mit 71 Prozent gegen 67 Prozent im Jahre 1910. Also eine ganz andere Entwicklung, die zeigt, daß in der Ausfuhr der nichteuropäische Verkehr langsamer steigt als in der Einfuhr. **Deutschlands europäischer Absatz beruht je länger, desto mehr auf außereuropäischer Einfuhr.** Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Tatsache schon der Keim für starke Entwicklungstendenzen auch der außereuropäischen Ausfuhr enthalten ist, denn mehr als die europäischen Länder werden jene überseeischen Gebiete ihre Aufnahmefähigkeit steigern und dabei weniger imstande sein, sich mit industriellen Erzeugnissen selbst zu versorgen. Dies sieht man besonders deutlich, wenn die einschlägige Entwicklung der letzten 10 Jahre ins Auge gefaßt wird. Die Ausfuhr nach nichteuropäischen Ländern betrug nämlich:

1890 746 Millionen Mark.
1900 1052,5 „ „ = 40 Proz. Zunahme,
1910 1840,4 „ „ = 75 „ „

Diese Gegenüberstellung zeigt klar und deutlich, daß der außereuropäische Verkehr in der Ausfuhr im letzten Jahrzehnt wesentlich schneller gewachsen ist als im vorhergehenden, und deshalb in Verbindung mit der stark steigenden Einfuhr auch für die Zukunft mit der gleichen Entwicklung gerechnet werden darf. **Es liegt hier aber insofern ein ernstes Problem, als mit allen Mitteln versucht werden muß, diese Entwicklung zu unterstreichen, das heißt, dahin zu streben, der außereuropäischen Einfuhr eine dementsprechende Ausfuhr entgegenzusetzen.** Heute ist das Mißverhältnis noch gar zu groß. —

Auch in den übrigen Staaten zeigt sich ein enormes Anwachsen des Außenhandels, über das die nachstehende Tabelle, in welche der Uebersicht halber Deutschland und England wieder mitaufgenommen sind, Auskunft gibt:

Der Spezialhandel (einschließlich Edelmetalle) wichtigerer Länder 1830—1910.

Länder	1830		1850		1870		1882		1901		1910	
	in Mill. M.	pro Kopf in M.	in Mill. M.	pro Kopf in M.	in Mill. M.	pro Kopf in M.	in Mill. M.	pro Kopf in M.	in Mill. M.	pro Kopf in M.	in Mill. M.	pro Kopf in M.
Großbritannien und Irland.	1760	72	3380	122	9180	312	12 658	355	14 977,0	360	20 507,1	453
Frankreich	740	22	1500	43	4540	124	7 326	195	6 705,8	171,9	10 212,5	260
Deutschland	660	25	2100	63	4240	106	6 409	141	9 852,6	172,2	16,408,8	268
Rußland	400	9	640	11	2000	27	2 140	30	2 926,8	26,1	5 047,5	40,3
Österreich-Ungarn . . .	320	13	580	19	1660	47	3 015	75	3 007,3	65,7	4 450,4	88
Italien	220	13	520	26	1480	61	2 000	70	2 474,4	76,1	4 170,4	123
Spanien . . . . }	220	15	400	23	820	42	840 }	53	{ 1 386,8	74	1 566,2	80
Portugal . . . . }							280 }		{ 390,9	71,0	434,1	77,5
Niederlande	320	114	880	296	1420	388	2 520	602	6 391,0	1229	9 446,7	1657
Belgien	280	78	700	166	1280	252	3 380	421	3 239,4	476	6 137,9	841
Schweden-Norwegen . . .	160	32	340	57	840	115	1 080	131	1 407,7	190,2	1 891,5	242,5
Verein. Staaten von Amerika	500	40	1280	53	3420	98	6 150	120	9 526,5	122,5	13 578,7	149,9

Die Gegenüberstellung der Zahlen von 1830 und 1910 führt zu folgenden Ergebnissen. Es betrug der Außenhandel pro Kopf der Bevölkerung in:

	1830		1890	
England	72	Mark	453	Mark
Frankreich	22	„	200	„
Deutschland	25	„	268	„
Rußland	9	„	40,3	„
Oesterreich-Ungarn	13	„	88	„
Italien	13	„	123	„
Spanien und Portugal	15	„	157,5	„
Niederlande	114	„	1657	„
Belgien	78	„	841	„
Schweden-Norwegen	32	„	242	„
V. St. v. Amerika	40	„	150	„

Wenn für die Beurteilung der weltwirtschaftlichen Beziehungen gar kein anderes Material zur Verfügung stünde als lediglich die obigen Zahlen, so genügten diese allein schon, um zu dem Schluß zu kommen, daß die ihnen zugrunde liegenden internationalen Verkehrsakte sich enorm vermehrt haben. Die hier genannten Länder waren im Jahre 1910 am internationalen Güteraustausch in einem solchen Umfang beteiligt, daß die Zeit von 1830 damit überhaupt nicht verglichen werden kann. Die Intensität des internationalen Güterverkehrs hat sich in manchen Ländern mehr als verzehnfacht.

Endlich noch einige Zahlen über den **Gesamt-Außenhandel** der Erde, wobei es sich natürlich nur um Annäherungswerte handeln kann:

1800	6	Milliarden Mark
1867-68	44	„ „
1876	55	„ „
1910	150	„ „

Bei diesen Zahlen ist natürlich zu berücksichtigen, daß der wirkliche Wert nicht diesen umgesetzten Mengen entspricht, da ja jede Ware mindestens zweimal — in der Ausfuhr des einen und der Einfuhr des anderen Landes — häufig aber dreimal und öfter (Durchfuhr) angerechnet wird. —

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Jungfernstieg. Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Hamburgs nationale Bedeutung.

Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Hamburg . . . Es liegt ein ganz eigener Klang in diesem Namen. Es ist etwas darin, was sich nicht gleich und nicht leicht fassen läßt, etwas, das durch Tradition, schon aus den vergangenen Hansezeiten her, für uns Deutsche das enthält, was Größe und Weite ahnen macht. Wenn wir in den jetzigen Tagen unseres neuen, innerlich erstarkten Deutschland von Hamburg sprechen, so geschieht es wohl in den wenigsten Fällen, daß wir das Bild der zweitgrößten Stadt des Reiches vor den Augen haben, der Millionenstadt, die in den letzten Jahren so eifrig bemüht ist, sich aus dem Zustand eines äußerlich oft noch vorjahrhundertmäßigen Milieus geradezu krampfartig und ungestüm herauszuschälen. Nein, das Hamburg, das jetzt alte, schiefwinkelige, unhygienisch enge Straßenzüge kassiert, treppengiebelüberragte Stadtviertel schonungslos der Spitzhacke überantwortet und mit mächtigem, zielsicherem Zugreifen so vollkommen umgestaltet, daß das Angesicht der Stadt von Jahr zu Jahr neue, reinere Züge bekommt, das Hamburg meinen wir dann nicht, zumal drinnen im Reiche doch nur — prozentual genommen — verhältnismäßig wenig Menschen die Stadt selber kennen lernten und so von den oftmals erstaunlichen Leistungen der Veränderungen nichts wissen. Es ist etwas ganz anderes, das in dem Stadtnamen „Hamburg" gebannt lebt, etwas, das einen geistigen Wert darstellt, der uns verzweigte innere Zusammenhänge instinktiv fühlen läßt... Fühlen! das ist es. Dahinter liegt erst das Wissen, das Begreifen.

Ich gehe hier vom Geistigen aus, da es mir ganz besonders wichtig zu sein scheint, und da Hamburgs „Wirkung in die Ferne" dadurch aufgezeigt werden kann.



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

J. F. T. Engel,

Prädident der Bürgerschaft

Einem kleinen, lokalpatriotischen Hirn die Bedeutung einer andern Stadt gegenüber der der Väter klar machen, ist an sich eine wenig lohnende Sache. Man spreche z. B. einem Berliner, Frankfurter oder Münchener von den Vorzügen, die diese oder jene Stadt vor der seinen hat. Der Erfolg ist meistens gleich Null; denn man verschanzt sich gewöhnlich hinter scheuklappenartiger Liebe oder fürsorglichem Eigendünkel und fragt nicht danach, wie lächerlich das ist. Aber nun rede man diesen dreien von der Gewalt Hamburgs und staune, wie doch wohl sicher einer von ihnen den Gesichtsausdruck ändert. Dieser eine... auch er kannte Hamburg nicht! Aber er fühlt etwas: eine Stadt, die ihre Mauern, so als ob sie ihn für alle Zeiten belagern wollte, eng an einen mächtigen deutschen Strom gründete, und über diesen Strom geht der Weg offen und frei zum großen alle Weltteile verbindenden Meere! Und dann spricht man von Hamburgs Hafen; denn über den weiß jeder Mensch etwas, er ist in leichten Umrissen unterrichtet, und es gibt ein Ohrenspitzen, wenn jemand kommt, der ihn kennt und darüber reden kann.

Mehr als einmal habe ich schon beobachten können, in welchem ausgesprochenen Maße Hamburg in diesem Sinne eine Ausnahmestellung unter den deutschen Städten einnimmt, und ich fand, den Gründen nachdenkend, zwei Motive dafür; erstens: unsere alte deutsche Sehnsucht nach dem Neuen und Unbekannten, das Greifen nach den Möglichkeiten, in die fremde Welt ausschweifen zu können — Dinge, die Hamburg, die alte Seestadt, in so großer Überfülle bietet — und zweitens: die dem Deutschen seit Urväterzeit angestammte unbedingte Achtung vor den Leistungen ernster Arbeit — etwas, was Hamburg mit nur noch wenigen anderen Städten und Orten der Welt heute in so gewaltigem Maße aufzeigen kann.

Man kommt bei solchen Betrachtungen wirklich in die arge Versuchung von einer außerordentlichen Vormachtstellung Hamburgs unter den deutschen Städten zu sprechen. Das trifft naturlich einigen anderen deutschen Industriezentren gegenüber nicht zu, wo hingegen es auf den Hamburger Handel eine berechtigte Anwendung finden muß. Man muß einmal den Handel der Seestadt Hamburg mit nüchternen Augen zu überblicken trachten. Als eine Stadt der rastlosesten Arbeit, als eine große Kaufmannsburg stellt sich uns diese Millionengemeinschaft von Menschen dar. Unmöglich ist es, in Knappheit alle die Fäden zu erfassen, die von dort ausgehen und unseren ganzen Erdball umspannen. Gleich so unmöglich ist es aber auch, alle die Verbindungen aufzuzeigen, die von draußen kommen, sich in Hamburg konzentrieren und dann nicht nur binnenwärts über unser Deutschland, sondern über Europa ausfluten. Hamburg ist ein riesiger Kopf, dessen Hirn seine Energie



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Senator Dr. Max Predöhl,

Bürgermeister der letzten Amtsperiode.

in weitschlingenden Wellen zu immer neuer, rastloser Arbeit aussendet, der alle die ausgeschwärmten Schwingungen wieder einfängt, durch sich hindurchgehen läßt wie durch einen Stromverstärker, um sie weiter zu nutzen bis zu ihrer abermaligen erneuten Wiederkehr. In welchem Maße Hamburg durch dieses kolossale Einsetzen aller seiner Kräfte für unser Reich eine tiefgreifende nationale Bedeutung hat, das zeigen seine statistischen, von Jahr zu Jahr anwachsenden Verkehrsdaten. Und spiegelt sich heute in der Entwicklung Hamburgs der allgemein günstige Aufschwung des Welthandels, so drückt sich aber darin auch die Wertstellung Hamburgs gegenüber unserm Vaterlande aus, dessen größten, in seiner Ausdehnung wie gesamten Organisationen einzig dastehenden Umschlaghafen es besitzt. Hamburgs Hafen ist die Seele der Stadt, von der aus das Leben wie in machtvollen Rhythmen ausgeht.

Hamburgs Hafen!... Ich habe als Kenner seiner ungeheuren Bedeutung für unser Vaterland die Worte noch wie einen schönen lebensteigernden Impuls empfunden. Höre ich die Worte, wo es auch sei, sie verdichten sich mir zum reichen, innerlich bewegten Bilde. Ich fühle in all dem ungestümen, von Ordnung regierten, nur scheinbaren Durcheinander die Lebensschwingungen nicht nur Hamburgs, sondern Deutschlands und der ganzen Welt. Das brausende Wogen stellt sich mir als eine Sammlung zusammenfließender Kraftbündel dar. Auf den großen und kleinen Wasserstraßen des Reiches kommt es heran, flutet es ab. Aus West, aus Süd und Ost kommt es: Kräfte! — Kräfte unseres hochentwickelten blühenden Handelslebens! Auf ungezählten Dampferflotten schraubt es sich herbei, auf Hunderte von Meter langen Güterzügen rollt es bis auf die Kaimauern der unübersehbaren Hafenbecken, und über all dieses Gefühlsmäßige hinaus kenne ich den Stolz des Hamburgers — und teile ihn mit ihm — wenn er von den Tatsachen spricht: „Wir haben im Jahre 1911 17.965 ankommende und 17.828 abgehende Seeschiffe hier gehabt, und wir besitzen eine hamburgische Kauffahrteiflotte von 1228 Schiffen mit 1,328.350 Registertons."

Man sagt dem Hamburger Ueberhebung nach. — Nun, es muß festgestellt werden, daß er zum mindesten ein Recht hat, stolz zu sein, denn was kann die Handelsflotte, die unter hamburgischer Flagge den deutschen Namen durch die Welt trägt, nicht alles leisten! ... Das auszudenken, ist wunderbar, zumal sich das Bewußtsein dazugesellt, daß alles Erreichte sich über unser ganzes Land ergießt, daß es auf Tausenden von Wegen verteilt wird, von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, da die meisten Einfuhrwaren auf dem Wege über die Großkaufmannshäuser bis in die entlegensten Winkel des Kleinhandels abgeleitet werden. Man denke dabei nur an Güter, wie Kaffee, Zucker und Reis, an Getreide, Futtermittel und Früchte, die treffende Beispiele bieten.

Hamburgs Tüchtigkeit, sein Kampf um die eigene Weltmachtstellung, ist also ein fortdauernder Pionierdienst, den es draußen in allen Teilen der Erde für Deutschland leistet. Von der unteren Elbe geht ein großer Teil unseres heute Kraft besitzenden deutschen Namens aus. Unser wirtschaftlicher Aufschwung hängt mit der Ausfuhrfähigkeit unserer großen Reedereien eng zusammen, und Hamburgs Guthaben, dem ganzen Lande gegenüber, wächst mehr und mehr, wenn wir die neuen Entwicklungsdaten überschauen, die gerade die Hamburger Großreedereien betreffen. Wir stehen in einer Schiffsbauperiode, die vorher niemals ihresgleichen gehabt hat, weist doch das „Verzeichnis der Hamburger Schiffe von 1912" eine Neubauzahl von 51 Dampfern mit zusammen 412.040 Brutto-Registertons auf, wobei nur einer der für die „Hamburg-Amerika-Linie" bestellten drei Riesendampfer der „Imperator"-Klasse (50.000 Brutto-Registertons) in die Berechnung miteingestellt worden ist. Es liegt ein Sachverständigenurteil vor, nach dem die Kosten dieser im Bau befindlichen Schiffe die Summe von rund 200 Millionen Mark betragen. Das ist deutsche Schiffahrt, die, in nationalem Sinne mitschaffend, die Arbeit im Lande fördert; denn auch diese Arbeit muß sie an eine große Menge von zubereitenden Werken verteilen, da das ungeheure Arbeitsquantum an einer Stelle unmöglich geleistet werden könnte.



Otto Sager: Das Rathaus zu Hamburg (Originalradierung).
Mit Genehmigung von Werckmeisters Kunstverlag, Berlin W 8.

Also überall ein Fluten und Rückfluten der hamburgischen Kräfte. Machen wir uns noch klar, daß die Hälfte unserer gesamten Ausfuhr über Hamburg seinen Weg nimmt, und daß es im Auslande schon lange bekannt ist, daß Deutschland unter den wichtigsten Handelsstaaten bezüglich der Schnelligkeit der Steigerung seines Handels an der Spitze einherschreitet. Wir haben für uns nicht die

absolute Höhe des Aussenhandels, die bei England noch wesentlich größer ist, aber das Verhältnis stellt sich mit den aufsteigenden Zahlen für uns günstiger. An allen diesen Ueberseeerfolgen arbeitet die Elbestadt mit unermüdlichem Fleisse, mit Zähigkeit und bewusster Zielsicherheit mit. Sie übertrifft in ihren Leistungen alle anderen Seestädte unseres Vaterlandes — selbst die alte Hanse Bremen — um ein bedeutendes und schafft daneben durch den hochgesteigerten Verkehr ihrer Flussschiffahrtsreedereien Hand in Hand mit dem hinter ihr stehenden Lande — dem sie damit noch die denkbar wertvollsten Mittlerdienste leistet — unermüdlich am Nationalwohlstand Deutschlands.

Beim heutigen Stand der Dinge ist es nun aber nicht schwierig, dieses Bild von Hamburgs Regsamkeit zu entwerfen und das Gewordene, das oft in schlechten und harten Jahren und unter schweren, nicht immer glatt verlaufenen Kämpfen Erworbene als ein im nunmehrigen Besitz beglückendes Resultat aufzuzeigen. Viel Mühewalten, Geschicklichkeit, große und staunenswerte Kühnheit einzelner Männer waren wie immer neben unermüdlicher Ausdauer auch hier notwendig, um zum Erfolge zu kommen. Und nur ein vollkommenes Versenken in die Entwickelungsgeschichte des Hamburger Handels und der damit auf das allerengste verbundenen Schiffahrtsgesellschaften — die den Handel zum Teil selbst, zum andern Teil als Vermittler betrieben — könnte die Möglichkeit schaffen, restlos zu verstehen, was tatsächlich an geradezu undenkbarer Arbeit geleistet worden ist. Die Geschichte der Hamburger Reedereien enthält manches belebende Moment, manch ein Beispiel für deutsches, zielbewußtes Arbeiten und Streben; denn zwischen jeder Zeile spricht dort der den Welthandel leitende oder beeinflussende Geist der Zeit, den es entweder zu stützen oder zu befehden galt. Und da wir so an dem wichtigsten Kapitel der wirtschaftlichen Entwicklung Hamburgs nicht vorbeikönnen, so seien im Anschluß noch die vier größten Dampfschiffsgesellschaften Hamburgischer Flagge genannt und ihre Bedeutung durch einige Zahlen belegt.

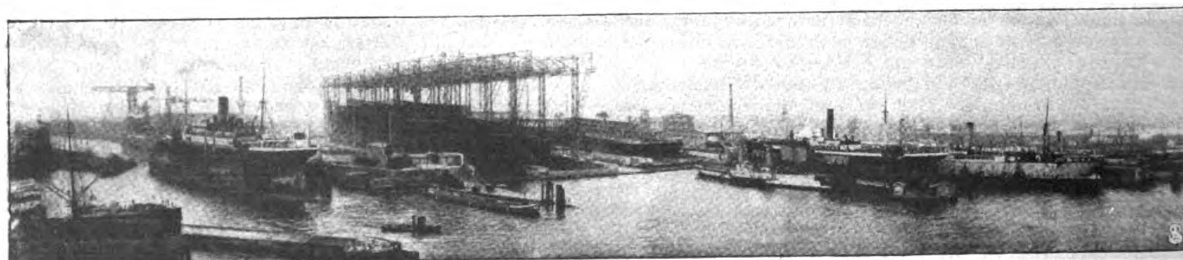
An der Spitze schreitet natürlich die „Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Gesellschaft" einher. Gleich im Passage- wie im Gütergeschäft bedeutend, nimmt diese Gesellschaft allein die Welt in ihre umspannenden Arme. Gerade in den jetzigen Tagen durch die vielbesprochenen drei drei Neubauten ihrer Riesendampfer der „Imperator"-Klasse überall genannt, besitzt die Reederei allein einen Schiffspark von 408 Fahrzeugen mit 1210.717 Brutto-Registertons. Es sind dabei 179 Ozeandampfer, die 1163.771 Brutto-Registertons enthalten. Die zweite Stelle nimmt dann unter den Hamburger Reedereien die „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft" ein, die Ende 1911 auf einen vierzigjährigen Betrieb zurückblicken konnte. Es ist ein Verdienst der Gesellschaft, den deutsch-südamerikanischen Handel in besonderer Weise gefördert zu haben. Mit der stattlichen Zahl von 51 Seedampfern — unter denen „Cap Finisterre" unter den „Hamburg-Süd"-Schiffen an Schönheit, Bequemlichkeit und Aufbietung von Reiseannehmlichkeiten es den überaus eleganten „Hapag"-Dampfern wohl gleichtut — und 134 Hilfsfahrzeugen auf dem Platze. Die dritte und vierte Stelle gebührt dann der „Woermann"- und der „Deutschen Levante Linie". Die „Deutsche Levante Linie" unterhält ihren Verkehr mit 52 eigenen Seedampfern, die eine Gesamttragfähigkeit von 220,000 Brutto-Registertons aufweisen. Daneben aber beschäftigt sie noch eine Reihe von fremden Dampfern in Zeitcharter, woraus ihrer Flotte nochmals ca. 20,000 Tons an weiterer Tragfähigkeit erwachsen. Die „Woermann-



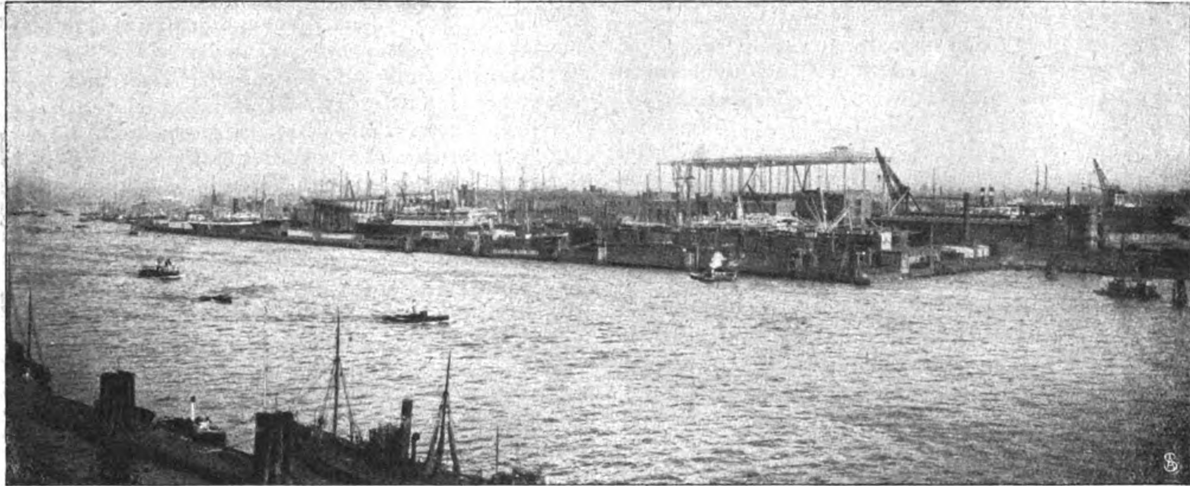
Hamburger Hafen. „Vom Abendlicht überflutet". Gemälde von Professor Fr. Kallmorgen.

Riesendampfer „Imperator" der Hamburg-Amerika Linie, das größte Schiff der Welt,
im Vergleich zum Niederwald am Rhein.

Linie", die den Kreis hier beschließt — es sind mit diesen vier Gesellschaften nur die ganz großen Reedereien namhaft gemacht — hat nun ihre ganz besonderen nationalen Verdienste. Woermann-Menschen und Woermann-Schiffe waren die Pioniere Deutschlands in Afrika! Auf Woermann-Faktoreien geht unser gesamter afrikanischer Kolonialbesitz zurück. Schon 1849 gründete das Hamburger Haus an der westafrikanischen Küste seine ersten Niederlassungen, auf deren Grundlage es sein mutvolles Vordringen begann. 1859 trieb man auf Woermann-Faktoreien bereits einen Handel vom Kamerunfluß bis zum Gabun. — Es dürfte zu weit führen, obgleich es ein überaus interessantes Kapitel in kolonialgeschichtlicher Beziehung hier einflechten würde, die kommende Entwicklung des Hauses noch mehr hier auszuführen, doch möge sich der Aufschwung der Woermann-Linie noch in einem Gegensatz von Einst und Jetzt charakteristisch zeigen: 1847 brachte das erste Woermannschiff Kaffee von den Westindischen Inseln nach Hamburg; es war die 200 Tons ladende Brigg „Eleonore". Heute gehören die Doppelschraubendampfer der Linie mit $6\frac{1}{2}$ und mehr tausend Brutto-Registertons zu den schönsten und stolzesten deutschen Kauffahrteischiffen, für die sich der Hamburger Hafen die Heimat nennt. Es erübrigt sich wohl, zum Schluß noch ein Zusammenfassen einzelner Momente zu geben; denn ohne jede Frage müssen sich dem Klarblickenden die Dinge ganz von allein in das rechte Licht rücken. Die gesamte kolonialkaufmännische Tätigkeit, Import und Export, die für unser Deutschland von heute eine so



Vulcan-Werke, Hamburg. Gesamtansicht.



Schiffswerft und Maschinenfabrik von Blohm & Voß in Hamburg-Steinwärder.

überaus wichtige Rolle spielt, empfing und empfängt fortgesetzt übermächtig ihre Hauptanregungen durch den Geist und die lebendige Tatkraft Hamburgs. Das Vorgehen des Hauses Woermann bildet für die Geschichte der deutschen Kolonialgründungen ein überaus wichtiges und interessantes Kapitel, aber heute keinen Einzelfall mehr; denn hundertfach haben sich jetzt schon deutsche Pioniere der Kolonisierung von Hamburg aus zugewandt, und die allgemeine Entwicklung der deutschen Ueberseeinteressen, die seit langen Jahren nicht mehr herabzudrücken ist, spricht da hunderttausendfältig und mit eindringlichen Zungen.

Direkter und indirekter Export.

Von Professor Robert Stern.

Es ist eine ganz natürliche Erscheinung, daß bei der rapiden Aufwärtsbestrebung im deutschen Ausfuhrhandel die Frage ununterbrochen im Vordergrunde der Diskussion steht, ob es denn der vermittelnden Tätigkeit des Exporteurs bezw. Exportkommissionärs in allen Fällen bedarf, und ob es nicht als Zeichen höherer Ausgestaltung des Handelsverkehrs angesehen werden könnte, wenn es mehr als bisher — vielleicht durch Schaffung zweckmäßiger Exportförderungseinrichtungen — gelingen würde, direkte Verbindungen zwischen den Fabrikanten und den ausländischen Kaufinteressenten bezw. den Exporteuren oder ihren Einkaufsvertretern herzustellen.

Diese Frage wird oft recht leidenschaftlich behandelt; zumeist wird bei ihrer Behandlung allzu sehr generalisiert; man macht zu wenig Unterschied zwischen den verschiedenartigen Branchen, Handelsgebieten und Richtungen.

Vor allem muß zwischen dem Export nach den benachbarten Ländergebieten, wie z. B. nach Belgien, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Holland und Italien, und dem Export nach weitergelegenen Ländern, insbesondere nach Uebersee, unterschieden werden.

Daß selbst kleinere Fabrikanten durch ihre Reisenden die benachbarten Ländergebiete besuchen lassen und somit direkt mit den dortigen Interessenten arbeiten, ist sattsam bekannt; die Reichsgrenze bietet hier kein Hindernis; die Form und Art der Geschäftsdurchführung ist die gleiche wie im Inlandsgeschäfte.

Anders aber ist es mit dem Export nach Ueberseegebieten.

Dieser erfordert das Vorhandensein einer gediegenen Organisation zur Durchführung des Geschäfts in seinen einzelnen Teilen; Sprachkenntnisse, Uebersicht über die Verhältnisse und Gebräuche des betr. Auslandsgebietes.

Nur in wenigen Branchen gibt es Industrielle, die diesen weitgehenden Anforderungen zu entsprechen in der Lage sind, die ihr Unternehmen nicht nur in technischer, sondern auch in kaufmännischer Hinsicht so weitgehend ausgebaut haben, daß sie neben ihrer Betriebsorganisation auch eine spezielle und geeignet gegliederte Exportorganisation unterhalten.

Solchen Unternehmungen begegnet man zurzeit in der Maschinenbranche, wo die Fabrikanten von gewissen Spezialmaschinen auf Ueberseegebiet ihre Ingenieure, Monteure, Verkaufsagenturen und Experten unterhalten und so — wie man sagt — direkt exportieren.

Diese Art des Exports unterscheidet sich aber, was den Kostenpunkt betrifft, von der Exporteurvermittlung durch nichts.

Dagegen zeigen sich diese Vorteile des direkten Exports deutlich, wenn z. B. ein nordamerikanischer Einkäufer zu einem deutschen Fabrikanten kommt und von diesem einkauft, oder wenn — um das Beispiel noch zu erweitern — ein nordamerikanisches Warenhaus an irgend einem Industrieplatze, z. B. in Chemnitz, einen Einkäufer unterhält, der bei dortigen Fabrikanten regelmäßig Einkäufe in Trikotagen besorgt.

In zahlreichen Artikeln aber, namentlich in denen, die aus Kleinbetrieben stammen, wie z. B. Spielwaren, Glas-, Leder- und Eisenkurzwaren, ist die Vermittlung des Exporteurs unerläßlich.

Man darf übrigens auch nie aus dem Auge verlieren, welchen großen und für den Fabrikanten hochwichtigen Vorteil der ständige Verkehr mit einer kapitalkräftigen und guteingeführten Exportfirma bietet.

Schon der Umstand allein, daß der Exporteur das Risiko des Versand- und Verladungsgeschäftes übernimmt und dem Fabrikanten häufig sofort Voraus-

zahlung für dessen Fakturen macht, sollte nicht aus dem Auge verloren werden.

Sie veröffentlichen monatlich Preislisten, geben Handelberichte heraus und versenden Abbildungen und Beschreibungen von den zu propagierenden Artikeln.

Fragen wir uns nun, was kann ein guteingeführtes und zielbewußt geleitetes Fachblatt sowohl dem Fabrikanten als auch dem Exporteur bezw. Exportkommissar zur Förderung seiner Interessen bieten?

Der Fabrikant soll auf die Bedeutung der Auslandsmärkte als Absatzzentren für seine Artikel aufmerksam gemacht werden; dabei sollen die verschiedenartigen Artikel deutscher Industrie und ihre Bedeutung für die ausländischen bezw. überseeischen Märkte der Reihe nach angeführt werden.

Die Bedeutung der Exportvermittlung soll gebührend gewürdigt werden, so daß der Industrielle, der exportieren will, alle Gesichtspunkte kennen leınt, die zur Betretung des richtigen Weges geeignet sind.

Nicht mit sogenannten Exportförderungs-Einrichtungen, die bloß theoretische Bedeutung haben können, wird er durch ein geeignetes Exportfachblatt vertraut gemacht, er erhält vielmehr praktische Ratschläge, und es wird zwischen dem Fabrikanten und dem berufsmäßigen Exporteur eine Verbindung geschaffen, die geeignet ist, beiden Teilen Nutzen zu bringen und der heimischen Produktion die Märkte der entferntesten Auslandsgebiete zu öffnen.

Für die richtige Beurteilung der Frage, inwieweit der Export durch geeignete Vermittelungsinstanzen in einzelnen Zweigen des Handels den direkten Export dauernd in engen Grenzen halten wird, ist die geschichtliche Entwickelung des Exporthandels von maßgebender Bedeutung.

Ursprünglich beschränkte sich der Ueberseeexport fast nur auf die Konsignation, d. h. auf Sendungen nach oft nicht genügend bekannten Gebieten in bona fide — auf gut Glück.

Nach und nach gingen überseeische Großhandelsfirmen dazu über, für feste Rechnung zu bestellen, wozu sie sich der Exportkommissionshändler bedienten.

Die natürliche Folge davon war, daß der Importeur auf Uebersee Waren aller Art führen mußte und sich zum sogenannten „Generalmerchand" herausentwickelte.

Die neuzeitliche Aenderung in den Formen des Handels aber, vielfach auch entstanden durch handelspolitische Einrichtungen, wie die Schaffung von Kartellen und Trusts in zahlreichen Industriebranchen, die schon wegen der Schwierigkeit in der Erlangung geeigneter Uebersicht immer mehr und mehr zur Spezialisierung drängte, brachte es mit sich, daß der überseeische Großhändler sich allmählich auf bestimmte Handelszweige konzentrierte und daher auch nicht mehr ein bestimmtes Exporthaus mit dem Gesamteinkaufe betraute, sondern verschiedene Exportkommissionäre, die selbst wieder gewisse Artikel zu ihrem Spezialgebiet gemacht hatten, oder daß ein solches Ueberseehaus sich entschloß, seine eigene Einkaufszentrale in Europa zu errichten.

Nach gewissen Ländergebieten jedoch verblieb die Einkaufsform des Generalmerchants, denen wir heute noch in Form der Indents aus Vorder- und Hinterindien, Java, China, Japan, Südafrika und Südamerika begegnen.

Dieser Indents haben sich aber nach und nach auch die Geschäfte zweiter Hand, größere Detaillisten und namentlich Warenhäuser bedient, die dadurch in direkten Verkehr mit Europa gelangten — also mit Ausschaltung der Vermittelungstätigkeit des Importeurs, und schließlich haben ganz bedeutende Warenhäuser auch direkten Verkehr mit Fabrikanten angebahnt, indem sie entweder Einkäufer nach Europa entsendeten oder, wie wir früher in einem Beispiel vorführten, ihre eigenen Einkaufszentralen auf großen Handelsplätzen errichteten.

Aber auch das Exportkommissionsgeschäft hat vielfach andere Formen angenommen; es ist nicht mehr das Kommissionsgeschäft im handelsrechtlichen Sinne, sondern mehr das Supergeschäft geworden; der Exporteur läßt oft für eigene Rechnung Ueberseegebiete bereisen. So haben z. B. deutsche Firmen nach Muster der amerikanischen Kommissionshäuser sich die Vertretung bedeutender Industriefirmen verschafft und nehmen auf Uebersee durch Reisende Bestellungen auf.

Groß-Hamburg.

Von Carl Mönckeberg.

Hamburgs Vorzüge zu bemerken, ist ebenso leicht wie gewisse Mängel und Unzulänglichkeiten an ihm zu entdecken. Uns kommt es aber weder auf Lob noch auf Tadel an. Es reizt uns, der Eigentümlichkeit seiner geographischen und politischen Lage nachzuspüren, die als gemeinsamer Grund großen Vermögens und mancherlei Unvermögens zugleich seine Leistungen erstaunlich und seine Unterlassungen begreiflich erscheinen läßt.

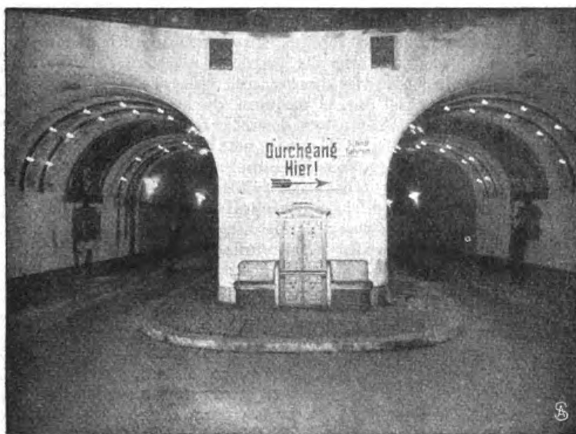
Hamburg heißt offiziell eine freie und Hansestadt. Als eine freie Stadt, die in der Eigenschaft eines Bundesstaats dem Deutschen Reiche angehört, wird es auch Stadtstaat genannt. Nun ist es richtig: die städtischen und die staatlichen Angelegenheiten sind in Hamburg nicht eigentlich getrennt; dieselben Behörden regieren den Staat und verwalten die Stadt. Aber damit ist nicht alles gesagt: gleichzeitig ist Hamburg die Hauptstadt eines kleinen, obendrein zersplitterten Landes, in dem noch zwei andere Städte liegen — Bergedorf und Cuxhaven — und das einstweilen noch eine Anzahl selbständiger, zum Teil umfangreicher Landgemeinden zählt.



Bismarckdenkmal.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Diese Hauptstadt umgibt als ihren Kern den überaus begünstigten Fleck Erde, wo Alster und Bille in die Elbe einmünden. Ihr Landgebiet hat sie im Lauf der Jahrhunderte mit kriegerischer Gewalt und kaufmännischer Diplomatie allmählich erweitert. Dabei ist

zweierlei zu beachten: die Erwerbungen in und an der Elbe (Land und Rechte stromaufwärts, stromabwärts und am jenseitigen südlichen Ufer) hängen mit ihren Handels- und Schiffahrtsinteressen unmittelbar zusammen. Die Ahnen haben sich wohl kaum eingebildet, daß die Häfen sich jemals in dieser kolossalen Weise ausdehnen würden, wie es neuerdings geschehen ist und weiter geschieht. Jedenfalls empfanden sie mit klarem Instinkt, daß jeder der Beherrschung der Unterelbe dienende Zuwachs, jedes die freie Benutzung des Fahrwassers verbürgende Vordringen der Entwicklung des hamburgischen Handels und damit der hamburgischen Macht unter allen Umständen Vorschub leisten würde. Anders verhält es sich mit der Erwerbung der nördlichen, von der Elbe abgekehrten Gebietsteile. Hier haben wir es zumeist mit Schenkungen oder mit dem Heimfall nicht eingelöster Pfänder zu tun und wittern keinen bestimmten politischen Hintergedanken, es



Elbtunnel. Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

sei denn den ganz allgemeinen Herrschaftsgedanken, der jede Mehrung des territorialen Besitzes als politische Kapitalsanlage willkommen heißt. Von einer planmäßigen Abrundung des vorhandenen Gebiets kann nur innerhalb sehr enger Grenzen die Rede sein. Hamburg konnte es wenigstens nicht hindern, daß sich ihm fremde Städte so recht tief in den Pelz setzten: im Westen Altona, im Osten Wandsbek, im Süden Harburg. Durch diese in seine Grenzen eingenisteten fremden Gemeinwesen ist seine Gestalt noch heute bedingt, an ihrem Widerstande vorbei ist es in das nördliche Geestgebiet vorgestoßen und hat zwischen den Pinneberger und den Stormarnschen Kreis einen Keil getrieben. In einer langen schmalen Zunge streckt es sich nordwärts; östlich davon, etwas abgesprengt wie weggeflatterte Fetzen, liegen einzeln die Walddörfer umher. Das Ganze hat die Form einer Inselgruppe oder einer Halbinsel mit mehreren vorgelagerten und hinausgeschobenen Inselchen. Aber dem Meer, aus dem die verschiedenen Landzipfel auftauchen, läßt sich mit allem Geld und aller List kein Boden mehr abgewinnen und der die Grenzen umbrandende Wellenschlag wird erzeugt von dem wirt-

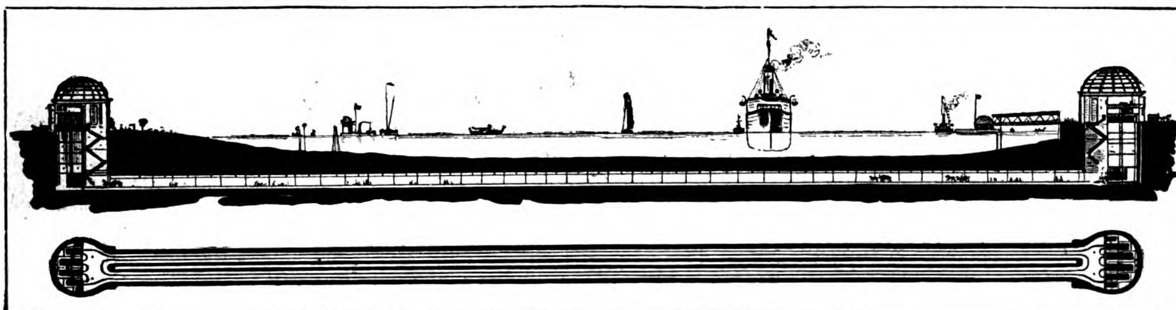


Eingang zum Elbtunnel. Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

schaftlichen und politischen Leben mehr oder weniger großer, städtischer und ländlicher Gemeinden, die ihre Kraft der Zugehörigkeit zu einem anderen, übermächtigen Bundesstaate verdanken.

Wie Hamburg im Dienste des Handels und der Schiffahrt sein Verhältnis zur Elbe ausgenutzt und verbessert hat, lehrt die Entstehungsgeschichte seiner riesenmäßig angewachsenen, immer noch fortwuchernden Hafenbauten. Die Reihe jener unverkennbaren Einschnitte, die mit den starken Krebsscheren und Fangarmen ihrer Kaianlagen die ganze Beute des Weltverkehrs an sich heranziehen, kerbt und buchtet das südliche Ufer immer phantastischer aus, weiter und weiter nach Westen vorschreitend, so daß Altona und die berühmten Dörfer bis nah an Blankenese in einigen Jahren nur noch auf das tausendfältige Getriebe der hamburgischen Häfen hinunterblicken werden, statt auf die idyllischen Wiesen und die anmutigen Fischerdörfer, in denen ihre Ländlichkeit sich vormals spiegelte. In diese dröhnende Werkstätte des internationalen Verkehrs (deren übermenschliche Lebendigkeit wir hier nicht zu schildern haben) sind während der letzten fünfzig Jahre Hunderte von Millionen investiert worden. Die Summe solcher finanziellen und technischen Kraftanstrengungen würde es für sich allein schon erklären, wenn sich an dem Organismus der Hansestadt eine gewisse Hypertrophie der Handelsorgane und eine Art Unregelmäßigkeit in der Funktion der übrigen Gliedmaßen bemerkbar macht. Aber die Gründe liegen tiefer. Die Hafenerweiterungen entsprechen einem allgemeinen Anschwellen des Handels, des Wohlstandes, der dadurch angezogenen oder davon lebenden Bevölkerung. Der unablässige Zustrom trifft zusammen mit den Umwälzungen, die der Zollanschluß und die Sanierung großer alter Stadtteile mit sich bringt. Es entsteht eine ruhelose Völkerwanderung, auf die niemand vorbereitet sein konnte und der sofort mit gesammelter Kraft zu begegnen die Fülle der schwebenden Unternehmungen verbot.

Waren die 80er Jahre der Vorbereitung des Zollanschlusses gewidmet, so hatte Hamburg in den 90er Jahren die Folgen des Zollanschlusses und zugleich die der Cholera zu verarbeiten, außerdem aber noch die großen Aufgaben zu



Hamburger Elbtunnel. Längsschnitt und Grundriß des Osttunnels.



Hochbahn am Rödingsmarkt. Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

lösen, die man notgedrungen durch Jahrzehnte hatte liegen lassen, und deren Erfüllung durch die Fortschritte der neueren Städtebauwissenschaft und durch die wachsenden Anforderungen einer großstädtischen Kommunalpolitik unaufschiebbar gemacht wurde. Gleichzeitig galt es, von den Vororten die einen einzugemeinden, für die anderen einen Bebauungsplan aufzustellen, die ungesunden Quartiere der alten Stadt niederzureißen und wieder aufzubauen, die gesamten Eisenbahnanlagen umzugestalten und nebenbei wichtige Reformen der Staatsverwaltung zu bewerkstelligen. Und als die Wende des Jahrhunderts mit der mühevollen Einführung der neuen Reichsgesetze überstanden war, traten zu den großen noch unvollendeten Aufgaben neue hinzu: Es wurde ein System von Hoch- und Untergrundbahnen beschlossen und vergeben, das, noch in der Ausführung begriffen, neuerdings durch etliche Abzweigungen ergänzt werden konnte, darunter Schnellbahnen, die das inselhaft verzettelte Landgebiet mit der Stadt verbinden und bald städtisch vereinigen sollen. Es wurden für Industriezwecke weit ausgedehnte Ländereien im Billgebiet nach und nach angekauft und teilweise schon für die Bebauung aufgehöht. Kaum ist das Riesenwerk des Elbtunnels glücklich vollendet, so plant man die Untertunnelung der Außenalster, damit die beiderseitigen dicht bevölkerten Stadtteile nicht länger durch die unantastbare Schönheit des lieblichen Wasserspiels unnatürlich voneinander abgeschnitten bleiben. Der nördliche Alsterlauf wird in einer Länge von vier Kilometern reguliert, und in seinem



Tale soll in absehbarer Zeit eine neue Villenstadt aus dem Boden wachsen, und zwar so verführerisch schön, daß es hinfort auch dem anspruchsvollsten der hamburgischen Steuerzahler nicht mehr einfällt, sich in den preußischen Elbgemeinden oder in der Nähe des Sachsenwaldes oder in der Heide, d. h. also in „fremdem" Lande, niederzulassen. Im Westen dieser nördlichen Alstergegend breitet sich neben der berühmten Borsteler Rennbahn seit einem Jahre ein unabsehbarer Flugplatz aus, im Osten verwandelt sich das Ackerland zwischen Winterhude und Barmbeck in einen Stadtpark, der künstlerisch die Höhe der heutigen Gartenkunst behauptet, und dessen Größe mit der des weltbekannten Ohlsdorfer Friedhofs wetteifert. Und schon tauchen neue, nicht minder kühne Projekte auf. Unmittelbar vor der innersten Stadt, am Rande der alten Umwallung, teilweise begrenzt von den Resten des alten Stadtgrabens, blieb eine 40 ha große Fläche bis auf den heutigen Tag fast unberührt liegen: das Gebiet des Zoologischen und des Botanischen Gartens und alter, verlassener Friedhöfe. Nicht lange, und es wird anderen, für Hamburg ganz neuen Zwecken nutzbar gemacht werden: denen der langsam, aber notwendig kommenden Universität. Während der letzten zwanzig Jahre nahmen die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten des Staats einen sehr erfreulichen Aufschwung. Die Museen wuchsen unter der Obhut ihrer erlesenen, in großer Freiheit waltenden Direktoren. Von dem Leiter der Oberschulbehörde ins Leben gerufen und energisch gefördert, entwickelte sich allmählich ein öffentliches Vorlesungswesen mit Einrichtungen, denen sich das neue Kolonialinstitut so organisch angliedern konnte, das beide in kurzer Frist miteinander verschmelzen und sich in der hanseatisch-kommerziellen Zuspitzung als eine moderne, spezifisch hamburgische Hochschulform darstellen werden. Private unterstützten den Staat in seinen Bildungsbestrebungen; der eine stiftete ein großes Vorlesungsgebäude, der andere eine stattliche Konzerthalle, noch andere brachten etliche Millionen zusammen als Grundstock eines Kapitals, dessen Zinsen die vom Staat jährlich für wissenschaftliche Zwecke aufgewendeten Beträge so weit ergänzen sollen, daß die Universitätsgründung aufhört, ein unübersehbares Wagnis zu sein. Neben der Wohnungspflege schuf Hamburg in jüngster Zeit eine eigene Baupflegebehörde, ein Erfolg, den es der Berufung eines bedeutenden Baudirektors, dem Drängen der Heimatschutzbewegung und den tiefen Anregungen der Berliner Städtebau-Ausstellung zu danken hat. In dem bunten Durcheinander all dieser hoffnungsvollen Gebilde soll auch die klassische Landwirtschaft nicht vergessen werden, die Hamburg in den südöstlichen Gemüse-, Obst- und Blumengärten seiner hochkultivierten Vierlande besitzt: ihr hat man einen umfangreichen neuen Zentralmarkt zur Verfügung gestellt, und man geht daran, ihre Waren durch Verbesserung der Land- und Wasserwege prompter ins Innere der Stadt zu bringen.

Die großartige Masse des hier Geschaffenen und Begonnenen imponiert um so mehr, je deutlicher man fühlt, welche fragwürdige Bewandtnis es mit dem Doppelgesicht



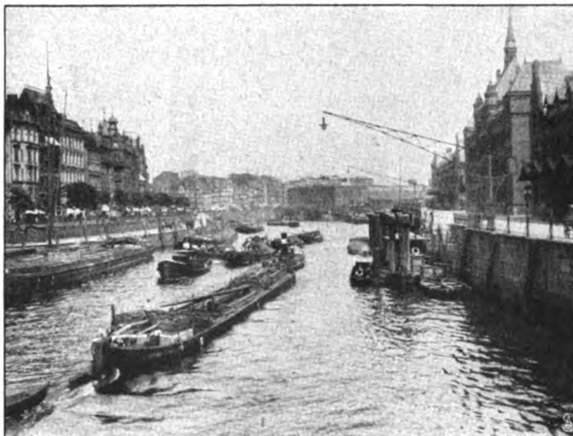
Die neue St. Pauli-Landungsbrücke in Hamburg. Phot. Atelier Hans Breuer, Hamburg.

des „Stadtstaats" hat. Daß Hamburg in der Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs und der Flottenpolitik seine Handels- und Schiffahrtsinteressen als Staat gegenüber Preußen und dem Reiche viel unmittelbarer und intensiver wahrnehmen konnte, als wenn es nur eine der vielen Gemeinden eines größeren Staats gewesen wäre, unterliegt keinem Zweifel. Es genügt, an die persönlichen Wechselbeziehungen zu erinnern, die in den letzten zwei Jahrzehnten zwischen dem Deutschen Kaiser, dem hamburgischen Senat und der Hamburg-Amerika Linie bestanden haben, und die ohne Hamburgs staatsrechtliche Stellung nicht zu denken sind. Umgekehrt gestaltet sich der kommunalpolitische Wettbewerb mit den anderen rasch aufblühenden deutschen Großstädten für Hamburg über die Maßen schwierig. Das liegt teils an der Organisation seiner Regierung, die innerhalb ihrer Kollegialverfassung von einer monarchischen Spitze grundsätzlich nichts wissen will, teils an der beklemmenden Nachbarschaft so vieler preußischer Städte und Dörfer, mit denen es sich weder auf dem Wege der Eingemeindung, noch auf dem des Zweckverbandes auseinanderzusetzen vermag, weil die offenbaren Bedürfnisse auch der vernünftigsten Kommunalpolitik die staatlichen Grenzen niemals überschreiten können.

Dabei fühlt sich das große und üppige Hamburg freilich einstweilen noch als der Stärkere, der es länger aushalten kann als die Vettern nebenan. Aber auch Hamburg wird über seine politischen Grenzen hinausgreifen und von dem Nachbar den Raum erkaufen müssen, den es auf dem eigenen Gebiete über kurz oder lang nicht mehr findet, wenn es nicht wieder in sanierungsbedürftige Zustände zurückfallen will.

Es muß sich beizeiten auf eine Zukunft einrichten, in der es mehr sein soll als die Hauptstadt seines eigenen kleinen Ländchens, nämlich die wirtschaftliche Hauptstadt Schleswig-Holsteins, die geistige Hauptstadt Nordwestdeutschlands.

Dazu braucht es ein natürliches, uneingezwängtes Wachstum in verträglichem Einverständnis mit seinen preußischen Nachbarn, einen klugen Austausch von hüben nach drüben, bei dem jeder seinen Vorteil wahrt und alle Teile besser gedeihen als bei der scharfen Rankûne einer diplomatischen Kleinstaaterei, wie man sie immer noch beobachten kann. Allerdings: das große Hamburg steht nicht nur den kleineren Nachbargemeinden, die kleine Republik steht auch dem großen Königreich gegenüber. Da liegt die anscheinend unüberwindliche Schwierigkeit der Lösung des auf gemeinschaftlichen Einrichtungen beruhenden Problems Weltstadt im Zwergstaat. Daß sie dennoch überwunden werde, ist zunächst weniger ein Interesse Hamburgs oder Preußens als ein auf der Hand liegendes Interesse des Deutschen Reichs.



Dovenflet mit Oberländerkähnen.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.



Hauptportal
am Eingang zum Schnelldampferhafen der Hamburg-Amerika-Linie in Cuxhaven.
Phot. Atelier Hans Breuer, Hamburg.

Der Hamburger Hafen.

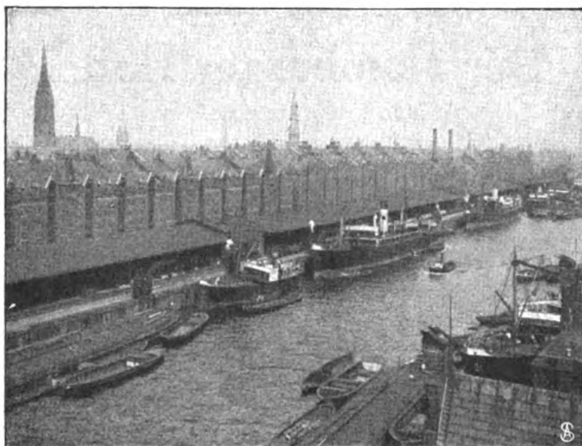
Von Iven Kruse.

Maler wie Dichter haben sich bisher vergebens abgemüht, der Großartigkeit des heutigen Hamburger Hafens irgendwie gerecht zu werden: er verhält sich allem ihren Liebeswerben gegenüber in ablehnender Widerspenstigkeit. Nicht das künstlerische, nur das mathemathische Symbol vermag sein Wesen erschöpfend zu verdeutlichen. Eichendorff sagt zwar: „Schläft ein Lied in allen Dingen, findst du nur das Zauberwort", aber der letzte Ritter der Romantik lebte in einer Zeit, die dem gewaltigen Erhöhungsprozeß der Technik noch mit naiver Arglosigkeit zusah, so unangenehm ihr auch der schrille Pfiff der ersten Eisenbahnen in ihre Postkutschenbehaglichkeit klang. Seitdem brach und bricht die alte Kultur überall zusammen, und ein neues, eisernes Zeitalter hat begonnen. Auch der alte Hamburger Hafen, den die hanseatische Hymne „Stadt Hamburg an der Elbe Auen" so behaglich schildert, ist längst verschwunden. Was an die Stelle des dichten Mastenwaldes unmittelbar an der Stadt getreten ist, ist von so überragender Großartigkeit, daß der Gegenwartsmensch, der die mit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende Wandlung noch erlebt hat — die bescheidenen Anfänge dieser Entwicklung gehen freilich noch um vierzig weitere Jahre zurück — sich in seinem Gefühle völlig verwirrt sieht. Jener Mastenwald war von so malerischer Schönheit! Diese Schönheit ist fast völlig verschwunden, aber die sie ersetzenden Erscheinungen fordern seine ungemessenste Bewunderung heraus. Daß diese Bewunderung oft mit einer instinktiven Beklemmung, einem seltsamen Unbehagen einhergeht, läßt sie ihm nur um so echter erscheinen. Größe bedrückt. Im übrigen steht er diesen Erscheinungen noch weit hilfloser als die Maler und Poeten gegenüber. Auch er muß, wenn er seinen Freunden am Stammtisch über seine Eindrücke berichtet, zu banalen Klischees und stammelnden Worten greifen.



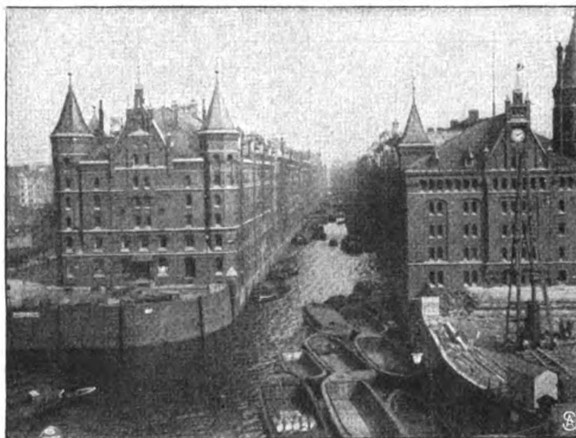
Leuchtturm in Brunshausen
Hans Breuer, Hamburg.

Nein, mit Symbolen künstlerischer Artung ist den Wunderwerken der modernen Technik nicht beizu-



Lagerhäuser am Freihafen.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

kommen. Sie sind schließlich nur eine Anhäufung organisierten Verstandes, und so groß die geistige Leistung sein mag, die ihren Errungenschaften zugrunde liegt, sie wurzelt in rein praktischen Erwägungen und denkt von allen anderen Seelenkräften gering. Die Technik will dem Menschen nichts als die Grundlagen für eine möglichst rationelle Ausnutzung des Daseins geben. Sie ist das Fundament der Zivilisation. Sie hatte in ferner Vergangenheit, weit vor aller Geschichte, bereits eine Weltepoche: als sie dem Menschen Sprache, Kleidung, Feuerherd, Haus gab, ihm Waffen und Werkzeuge schuf, ihn in Viehzucht und Ackerbau unterwies — alles das nur mit dem Endziel, ihm eine wirtschaftlich erträgliche Existenz zu bereiten. Jene Epoche stand im Zeichen des Geräts — und Gerät blieb auch noch das komplizierteste Segelschiff. Dann wurde der Nützlichkeitssinn von höheren Lebensansprüchen in die zweite Reihe gedrängt; die religiöse Sehnsucht, Schönheit und Kunst machten ihre Rechte geltend. An reinen technischen Erfindungen fallen in diese Blütezeit des menschlichen Geistes nur etwa die Erfindungen des Schießpulvers und des Buchdrucks. Aber mit der Auffindung der Steinkohle und mit der Erfindung der Dampfmaschine begann die Technik ihre alte Vormachtstellung im Menschendasein zu beanspruchen, und seit etwa fünfzig Jahren hat sie den Sieg an sich gerissen: heute befinden wir uns in der zweiten technischen Weltepoche. Sie steht im Zeichen der Maschine.



Freihafen Kehrwieder.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

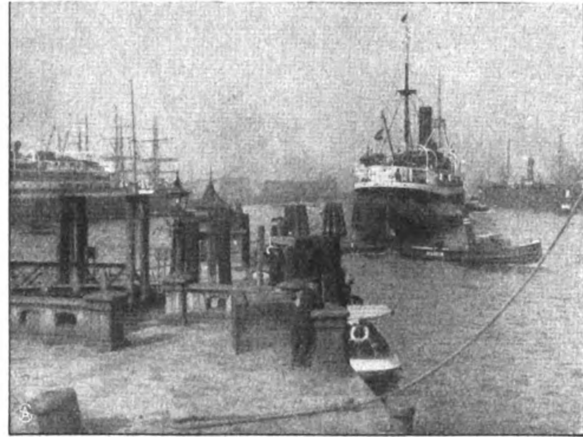
In diesen fünfzig Jahren, in denen auch das Dampfschiff das alte Segelschiff fast völlig verdrängte, ist in harter unablässiger Arbeit der jetzige Hamburger Hafen geschaffen, eine bewundernswerte Zentrale des Weltverkehrs, aber ein absolutes Erzeugnis der rein verstandesmäßigen Technik, deren großartige Dämonie sich gerade deshalb der Erfassung durch die künstlerischen Instinkte spottend und geringschätzig entzieht. Sie kann erschöpfend nur durch mathematische Symbole und rechnerische Formeln vergegenwärtigt werden. Kein Gedicht — und wäre es von Verhaeren oder Whitman — redet mit so gedrungener Ueberzeugungskraft wie der Riß des Ingenieurs; kein Bild vermittelt einen so unmittelbaren Eindruck von der Bedeutung des Hamburger Hafens wie irgend ein überseeischer Frachtbrief. Diese Dinge geben uns einen besseren Schlüssel für die verwickelten Mysterien des heutigen Welthandels als Eichendorffs Zauberwort oder als selbst Zolas gewaltige Gestaltungskraft und Schilderungskunst, obwohl sie durch den unermüdlichen Kerneifer und hartnäckigen Spürsinn dieses Autors zur guten Hälfte der Nüchternheit und Sachlichkeit unseres Zeitalters verpflichtet sind. Aber trotz — oder vielleicht gerade wegen — dieser Halbheit ist es dem naturalistischen Romantiker nur unbefriedigend gelungen, das gewaltige Epos der modernen Technik, des riesenhaft gesteigerten Verkehrs und des den Erdball in immer dichter gesponnene Netze ziehenden Welthandels lebendig zu machen. Was sie an Poesie und Kunst verlangen, ist in den Worten Reklame und Plakat ausgesprochen. Die armen Dichter, die bedauernswerten Maler! Sie sind so heilig überzeugt davon: was so groß und gewaltig ist, müsse auch poetisch sein. Aber so bereitwillig sie Handel und Schiffahrt als die Träger einer Weltmission betrachten — die Probleme dieser Erscheinungen bleiben ihnen unzugänglich. Die Leidenschaft der Technik und ihrer Vertreter, alles auf das Niveau des vernunftmäßig Verstehbaren zu ziehen, setzen Phantasie und Gemüt in ziellos schweifende Erregung, legen sie aber gleichzeitig lahm. Alle erfinderischen Kräfte gelten heute nur insoweit, als



Freihafen. Im Hintergrund die Michaeliskirche.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

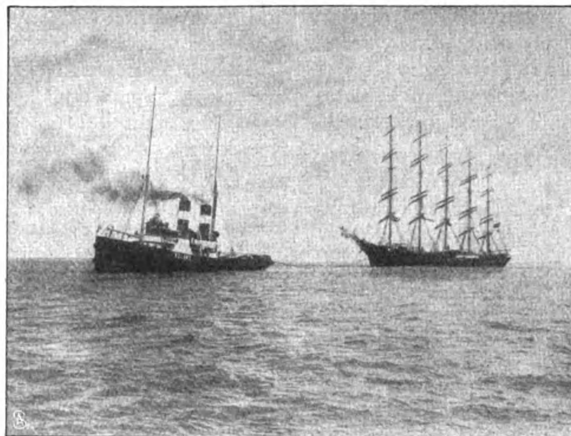
sie dem rein rationell denkenden Verstande dienstbar gemacht werden können.

Wer hat nicht Empfindungen dieser Art verspürt, der, von der Altstadt Hamburgs durch eine enge Gasse an den Hafen gekommen, sich plötzlich wie in eine neue Welt versetzt sah — eine Welt, die eher an den Mars als an die gute mütterliche Erde erinnerte! Von ihr ist am Hafentor nur noch die grüne Böschung des von der grämlichen Seewarte gekrönten Hügels übrig geblieben, und nur die ziehenden Wolken, die Morgen- und Abendröten erinnern an die Hafenromantik der alten Meerepik, wie sie von Homer bis zu Marryat in Geltung stand. Alles andere ist gestrenger und gedranger Ausdruck der modernen kommerziellen Metropole, die keine bisherige Geschichte voraussehen konnte. Die zielbewußte Größe ihrer Anlagen wächst dem Laien in eine nie erlebte Phantastik hinein, aber vergebens suchen sich seine Sinne in diesem streng regulierten Chaos zurechtzufinden. Uebrigens gibt es am Hamburger Hafen nirgendwo einen Platz, von dem aus er eine völlige Uebersicht über dessen gigantischen Betrieb gewinnen könnte. Ein gelegentlicher Besuch verschafft ihm nur zerflatternde und verwirrende Eindrücke. Wie irreführend ist bereits die Bezeichnung „Hamburger Hafen". Aber der Hamburger Hafen ist nicht mehr einfach ein Wasserbecken zu den Füßen der Stadt, in das die fernher kommenden Schiffe einlaufen, ihre Schätze austeilen und dann mit neuer Ladung wieder davondampfen. O nein, gerade der alte Hafen unmittelbar an der Stadt hat mit der neuen Entwickelung fast alle Bedeutung verloren. Was jetzt Hamburger Hafen heißt, ist vielmehr eine Vielzahl von Häfen, die eine Welt für sich bilden. Sie ziehen sich von Hamburg bis nach Finkenwärder hin — in vielfältiger Abwechselung, zusammen mit

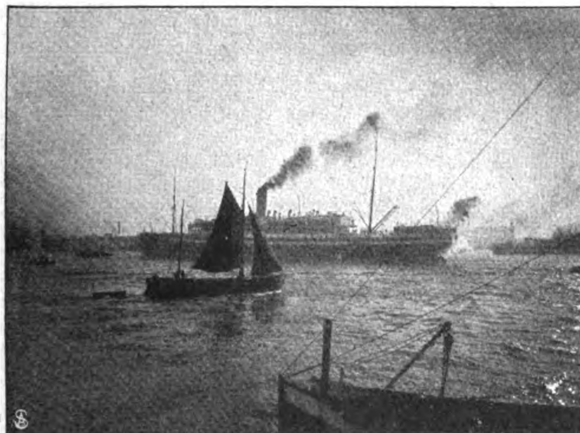


Hafenbild.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

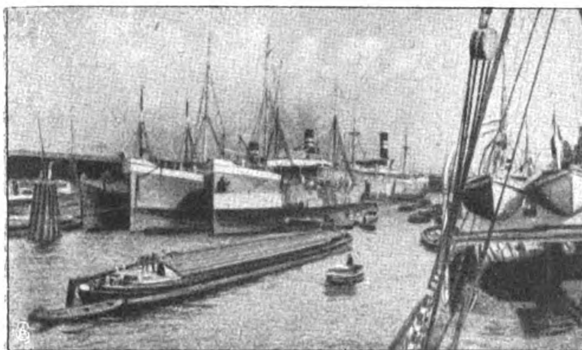
mannigfachen industriellen Anlagen, gigantischen Docks, gewaltigen Werften, immer zahlreicher werden Fabriken. Das alles hat sich Hamburg gegenüber auf einer Reihe von Marschinseln entwickelt, auf denen vor einem halben Jahrhundert noch friedliche Rinder grasten oder emsige Fischer wohnten, und deren letzte — Waltershof und Finkenwärder — gerade jetzt in eisernsteinerne Bollwerke für Hafenzwecke umgewandelt werden. Die Tragödie Finkenwärders, deren Bewohner deportiert werden sollen und sich von der alten Heimstätte nicht trennen wollen, hat schon mannigfache Vorgänger; dem jetzigen Freihafengebiet fielen zum Beispiel Tausende von Häusern zum Opfer, und ihre Bewohner — 24,000 an der Zahl — mußten in andere Stadtteile ziehen. Hamburg wird oft als Elbvenedig bezeichnet. Aber erst dieses Inselhamburg, das von der Stadt nur undeutlich erblickt werden kann, so aber, in den Nebeln des Morgens oder in den aufsteigenden Dünsten des Abends am malerischsten wirkt, ist wirklich eine Wasserstadt. Eine Romantik seltsamster Art, an Venedig erinnernd und doch weltweit von der Gondolier-Romantik unterschieden, kann man in dieses zweite und bedeutsamste Hamburg hineinträumen, wenn man es vom Bismarckhügel aus fern und verschwommen am Horizont liegen sieht und die Docks, die Helligen und riesigen Kräne in gespenstischen Umrissen aus dem Nebel hervorwachsen. Besonders am Abend ist das Bild von großer Wirkung: wenn der helle Westhimmel und die von Osten herankriechenden blaugrauen Dunkelheiten es mit Licht und Schatten umspielen und überhauchen. Aber diese balladeske Serenade verwandelt sich in eine wilde tausendchörige Symphonie unablässiger und unaufhaltsamer Arbeit, wenn man sie nicht aus der verschönernden Ferne hört und wenn man dies Venedig der Arbeit, die selbst in der



Fünfmastsegler Potosi im Schlepptau.
Phot. Atelier Hans Breuer, Hamburg.



Heimkehrender Südamerikadampfer im Hamburger Hafen.
Phot. Atelier Hans Breuer, Hamburg.



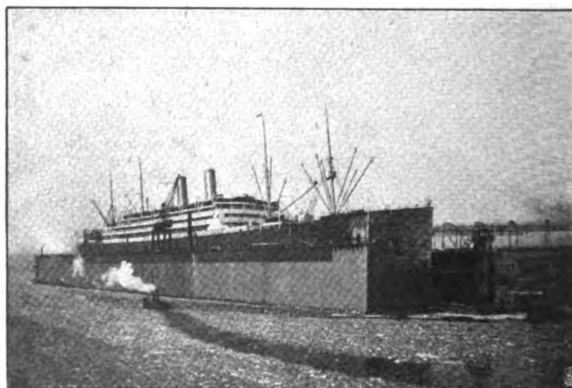
Woermanndampfer im Hafen.

Nacht nicht aufhört, ohne stimmungsvolle Verschleierung erblickt!

Wie entzieht sich doch schon das Stadtbild am Hafentor — an dem man erst an der Peripherie des eigentlichen Getriebes steht — aller Möglichkeit der Schilderung durch Vergleiche mit früheren Hafenbildungen! Kein Zweifel, der Anblick, der sich dem Auge hier auftut, gehört zu den denkwürdigsten Panoramen des Erdballs. Strom wie Ufer werden durch die eisernen und steinernen Riesenglieder des Stadt- und Seeverkehrs, in denen sich die rücksichtslosen Energien der modernen Technik verkörpern, umklammert. Wie mit tausend Schrauben, Hebeln und Zangen ist hier die Arbeit am Werk. Eine Unzahl sinnreicher Einrichtungen, von deren Organisation der Laie keine Ahnung hat, ist hier auf engem Raum vereinigt. Da ist die 200 Meter lange, von Schiffen umdrängte Landungsbrücke mit dem ebenso langen turmgekrönten Empfangsgebäude; da ist der Eisenpfeilerbau der kürzlich eröffneten Stadtbahn, die sich in ihrem kühnen Uebergange von der Hoch- zur Untergrundbahn an den Hügel der Seewarte anschmiegt; da ist vor allem die kuppelgekrönte Einfahrtshalle zum Elbtunnel, der seit kurzem Hamburg mit Steinwärder, das Zollinland mit dem Freihafen verbindet. Diese mit weißen Kacheln ausgekleideten Unterwassergänge, die zu einer Undinen-Solitüde zu führen scheinen, liegen 23 Meter unter dem Elbspiegel und haben einen Kostenaufwand von 11 Millionen Mark verursacht. Eine kurze Zeit bildete dies erstaunliche Meisterwerk der modernen Technik die Sensation Hamburgs, heute ist es beinahe schon eine Selbstverständlichkeit. Gerade durch die vielen technischen Wunderwerke wird der Gegenwartsmensch auf den „Nil-admirari"-Standpunkt gedrängt.

Aber eine Fahrt durch die Welt des Hafens hat auch für den abgebrühtesten Großstädter etwas Ueberwältigendes. Denn es ist in der Tat eine Welt, die sich seinem Staunen zwischen Harburg und Blankenese auftut: ein wahrer Kosmos, umrahmt von meilenlangen Kais und Speichergebäuden, die unersättlich Güter von aller Welt Enden aufnehmen, ihre Vorräte aber ebenso freigebig durch ingeniöse Vorrichtungen wieder in leere Schiffsbäuche und lange Züge harrender Güterwagen verladen. Die behäbige Marryat-Romantik ist freilich auch hier verschwunden: der Ingenieur hat das Gespenst des fliegenden Holländers so gut wie den Klabautermann verscheucht. Wohin das Auge auch schweift, überall diese gewaltigen Dampfer, die von winzigen Schleppern umschwärmt werden, über diese ragenden stählernen Segler und winzigen Motorboote, über die Leichter, die aussehen wie Hünensärge, und die Prähme, deren Deck zu umwandern man eine Viertelstunde braucht: nirgends hätte man für diese altmodischen Gesellen noch Verwendung oder ein Versteck. Alles sieht sachlich und geschäftseifrig aus, alles ist auf den Rekord bedacht. Gar erst die Werften, auf denen die Maschinen schüttern und stöhnen und über denen sich das Stahlnetz gewaltiger Hellinge mathematisch exakt in die Luft spinnt, die gigantischen Eisenwände der Docks, die sich geheimnisvoll ins Wasser senken und mit einem riesigen Schiff wieder auftauchen, die riesigen Schleusentore, die marabuernsten Greifhälse mächtiger Krananlagen, die Elevatoren, Getreidesauger und Tanks: auch sie wissen von solch altmodischer Romantik nichts mehr. Sie wissen nur von exakter Berechnung, vom Winkelmaß, vom Zirkel, vom Reißbrett des Ingenieurs und vom Frachtbrief des Kaufherrn. Und der Verkehr wächst und wächst: ewig ist diese Welt der Arbeit im Werden. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der die unaufhörlich tätigen Riesenbagger auch die schönen Ufer von Blankenese bis zur Unkenntlichkeit verunstalten müssen. Noch immer wächst der Hafen und noch immer muß sein Fahrwasser vertieft werden. Dort auf der mächtigen Vulkanwerft, die erst vor kurzer Zeit neu angelegt wurde, naht sich der neueste Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie der Vollendung, ein wahrer Goliath. Nicht mit Unrecht hat man ihn „Imperator" genannt; imperatorisch wird er über den Atlantic gehen: zur Stunde das größte Schiff der Welt. Sein Deck ist mehr als einen Viertelkilometer lang; eines der größten Warenhäuser der Welt, das neue Kaufhaus von Tietz am Alexanderplatz in Berlin, das seinerseits 40 Häuser vom Platz verdrängte, würde sich bequem in den Imperator hineinstellen lassen. Welch ein Fortschritt seit 1846, als der erste Pfiff eines regelmäßig nach Hamburg fahrenden Dampfers wie ein Weckruf in die alte Stadt hineinschrillte und damit das Signal einer neuen Entwickelungsepoche gab!

Seit jenem Jahre hat der eigentliche alte Hafen allmählich seine Bedeutung verloren. Der Verkehr wuchs und wuchs, und das Inseldelta im Süden der Stadt wurde in Hafenbollwerke verwandelt. Ueberall baute man sackartige Einschnitte in die Ufer, an deren Rand gemauerte Vorsetzen, Kräne, Schuppen



Schwimmdock der Werft Blohm & Voß.

und Eisenbahnanlagen hergestellt wurden. Man zählt etwa 15 solcher Becken, von denen jedes bereits an sich einen beträchtlichen Hafen bildet. Ungeheure Mengen von Erde und Sand wurden über die niedrigen Inseln gefahren und festgestampft, um den Baugrund für die Kais und Speicher zu gewinnen. Diese Anlagen gehören zu den größten und zweckmäßigsten der Welt. Eine halbe Million Kubikmeter Sand wurde allein für den Baugrund der Werft von Blohm u. Voß aus der Elbe herausgebaggert. Der Sandgewinn verbürgte übrigens zugleich eine außerordentliche Vertiefung des Fahrwassers vor der Werft.

Die genannten Häfen vermitteln den Warenüberschlag der kommenden und gehenden Schiffe. Der Verkehr im Freihafen ist ungeheuer. 32,000 Schiffe im Jahre, täglich kommen 40 Schiffe an und fahren 40 Schiffe ab. Seeschiffe! Wollte man die kleinen Dampfer, die Schlepper, die Fluß- und Küstenfahrzeuge hinzurechnen — die Fischerewer nicht zu vergessen, die die malerischsten aller Hafengäste sind — die Zahl würde sich verhundertfachen. Unmittelbar in die den Hafen umkreisenden Güterzüge werden von den Schiffen jährlich etwa 1½ Millionen Zentner verladen. 150 Güterzüge sind erforderlich, um diese Mengen zu befördern. Aber das ist nur ein sehr geringer Teil dessen, was die Schiffe bringen und fortführen. Die Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie allein löschen beispielsweise in der gleichen Zeit in die Kaischuppen dieser Reederei fünfundzwanzigmal so viel.

Hamburgs eigene Reedereien besitzen zusammen etwa 650 Ozeandampfer und 200 Ozeansegler, unter denen wahre Riesen sind. Wem wäre die Hamburg-Amerika-Linie unbekannt, die bedeutendste Schifffahrtsgesellschaft der Welt? Wer kennt nicht die Namen Laeisz, Woermann, Sloman, de Freitas — oder die Bezeichnungen Hapag, Hamburg-Südamerikanische Dampfergesellschaft, Kosmos-Linie, Deutsch-Ostafrika-Linie, Woermann-Linie, Deutsche Levante-Linie, Deutsch-Australische Dampfergesellschaft? Hier entwickeln die Zahlen ihre besonders eindrucksvolle Poesie. Der Dampfer „Pennsylvania" faßt 285,000 Zentner Fracht, so viel wie 40 Güterzüge oder 1425 Eisenbahnwagen von dannen schaffen. Der Schnelldampfer „Deutschland", der vor einem Jahrzehnt als ein Weltwunder galt, und dessen Baukosten sich auf 12 Millionen Mark beliefen, hat eine Wasserverdrängung von 16,500 Tonnen, aber was ist das gegen die Abmessungen des bereit erwähnten „Imperators"! Er wird eine Wasserverdrängung von 50,000 Tonnen haben; sein Gesamtrauminhalt beträgt 141,500 Kubikmeter, sein Gewicht ohne Maschinen 34 Millionen Kilogramm. 5000 Menschen kann er an Bord nehmen, die sich auf 11 Stockwerke verteilen. Eine wahre Stadt! Die Schiffskorridore haben infolgedessen Namen erhalten, damit man sich in dem Labyrinth leichter zurechtfindet.

Sehr wesentlich helfen die Werft- und Dockanlagen, die sich am linken Ufer des Stromes befinden, den Charakter des Hamburger Hafens bestimmen. Nur bei Stapelläufen wirft der Laie zuweilen einen erstaunten Blick in die vielseitige Welt dieser Anlagen, die eine Zusammenfassung aller Gewerbe und Gewerke bilden: vom Dampfhammerwerk bis zur zartesten Intarsientischlerei. Denn so ein moderner Ozeandampfer, der Waren, Menschen, Ideen verschiedener Weltteile zum Austausch bringt und während der Dauer der Überfahrt allen Lebensbedingungen einer entwickelten Gesellschaftlichkeit entsprechen muß, ist zugleich das Ergebnis einer ungeheuren Summe von Erfahrungen, Arbeiten, technischen Organisationen, von Stahlwerken, Maschinenfabriken, von Möbel-, Tuch-, Konservenindustrien, kurz, von zahllosen Arbeitskreisen. Die Werft von Blohm und Voss besitzt übrigens das größte Schwimmdock der Welt, für das ein eigener Dockhafen erbaut wurde; es hebt ein Gewicht von 400,000 Zentner. Und am Hafen dieses Riesendocks steht ein Mammutkran, der 3000 Zentner hebt und diese ungeheure Last mit Leichtigkeit 20 Meter weit über den Kai der Werft hinaus auf ein Schiff legt.



Hamburger Jungmatrose.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

So wächst alles ins Riesenhafte auf diesem Schauplatz immerwährender, die Nacht zum Tage machender Arbeit. Eine dämonischer Zauber wohnt dem Hafen inne, von dem diese Skizze nur eine schwache Vorstellung zu geben vermag. Hat es nicht etwas Überwältigendes, wenn man sich vergegenwärtigt, wie zahllose Fäden über diesem trüben schmutzigen Wasser zusammenlaufen — Fäden, die den deutschen Handel mit den fernsten und entlegensten Winkeln des Erdballs verbinden? Man spürt es, hier weht Luft aus allen Klimaten, hier werden Waren und Produkte aus allen Weltenden zusammengeschleift, hier erklingen Worte aus allen Sprachen; hier scheinen sich alle Geräusche der Welt zu vereinigen zu einer rollenden, surrenden, hämmernden, pfeifenden, stöhnenden, keuchenden Sinfonie der Arbeit, und das Heulen der Schiffssirenen klingt dahinein wie ein wild auffahrender, wahnsinniger Wutschrei der unterjochten Naturkraft.

Die Organisation des Hamburger Export-Handels.

Von Redakteur Paul Rudolf Singer.

Die gewaltige Entwicklung Hamburgs als Welthafen war die Vorbedingung dafür, daß es das Ausfallstor für die Exportindustrie Mitteleuropas, insbesondere Deutschlands nach den transatlantischen Ländern wurde. Das Streben, ein den Export vermittelnder Faktor zu werden, hat sich in Hamburg schon sehr früh geregt und kann bis ins 13. Jahrhundert hinab verfolgt werden. Mit der steigenden Notwendigkeit, die den heimischen Bedarf

überschießenden Fabrikate der deutschen Industrie zu exportieren, ist die Sicherung erworbener und die Gewinnung neuer Absatzgebiete auf dem Weltmarkt von immer größerer Bedeutung geworden. Diese Aufgabe der Absatzsicherung ruht zum überwiegenden Teil auf den Schultern Hamburgs. Beträgt doch der durch das hamburgische Exportgeschäft vermittelte Exportwert mehr als 3 Milliarden M. jährlich. Und um sie erfüllen zu können, hat Hamburg die Hilfsmittel des Exporthandels zu möglichst großer Vollendung ausgebildet und organisiert. — Die beiden Hauptfaktoren des Exporthandels sind die Exporteure und die Exportagenten.

Der Hamburger Exporthandel vermittelt den Absatz der Exportindusrie Deutschlands an die überseeischen Konsumenten, ohne die wirtschaftlichen Nachteile zu bieten, welche oft dem Zwischenhandel anhaften. Er ist fast ausnahmslos dem direkten Export der Produzenten vorzuziehen, und zwar deshalb, weil die Hamburger Exportkaufleute, Exporteure wie Exportagenten, die fremden Absatzgebiete auf das genaueste kennen, weil ferner die Exporteure in den Absatzländern entweder eigene Filialen haben oder mit befreundeten Firmen arbeiten, ferner eigene Reisende nach „drüben" (das heißt für den Hamburger: nach den überseeischen Absatzgebieten) schicken. Auf diese Weise sind die Hamburger Exportgeschäfte fortlaufend auf das genaueste über alle in Frage kommende Verhältnisse orientiert, kennen die Bedürfnisse, den Geschmack, die Mode, die Markt- und Zollverhältnisse, die politischen und wirtschaftlichen Zustände der Absatzländer und werden über alle Veränderungen prompt unterrichtet. Die amtliche Berichterstattung durch Konsuln und Handelssachverständige kann diese intensive Kenntnis nur ergänzen, nie aber ersetzen. — Dazu kommt die Organisation des Absatzes. Die Hamburger Exportfirmen haben Tausende von Reisenden und Agenten in Tätigkeit, welche — oft unter den größten persönlichen Entbehrungen und Gefahren — als Pioniere des Handels die entferntesten Gegenden der Welt aufsuchen und danach trachten, neue Absatzgebiete zu erschließen und neue Absatzmöglichkeiten zu schaffen.

Eine Exportfirma hat in der Regel mit Hunderten von Fabrikanten, welche exportieren wollen, zu tun, so daß ein unmittelbarer Verkehr mit ihnen unmöglich ist. Da greift der Exportagent ein als Vermittler zwischen dem Exporteur in Hamburg und dem Fabrikanten im Binnenlande. Die Exportagenten sind die Vertrauensleute der Fabrikanten, was schon daraus erhellt, daß vielfach eine Hamburger Agenturfirma jahrzehntelang einen und denselben Fabrikanten für den Export vertritt. So heißt auch mit vollem Recht der Exportagent: Exportvertreter. Aufgabe des Exportagenten ist es, die Exporteure fortgesetzt mit Neuheiten und Bemusterungen ihrer Fabrikanten zu versehen. Die Eigenart des Berufes erfordert bei den heute gestellten Anforderungen den Vollkaufmann im wahren Sinne des Wortes; denn er muß die von ihm vertretenen Artikel so genau kennen, daß er an Stelle seines Fabrikanten über die an ihn gerichteten, bis ins einzelne der Fabrikation gehenden Fragen sogleich fachmännisch Rede und Antwort stehen kann.

So konnten sich neben den Exporteurfirmen die Exportagenten, und zwar ganz besonders in Hamburg, zu einem Stande von nicht zu unterschätzender volkswirtschaftlicher Bedeutung entwickeln, vertritt dieser Stand doch die Interessen fast der gesamten deutschen Industrie.

Die fortgesetzte Fühlung, die der Exportagent mit dem Exporteur hat, setzt ihn in den Stand, für die durch ihn vertretenen Industrieunternehmungen immer neue Geschäfte anzubahnen, und gar mancher heutige Großindustrielle verdankt einen großen Teil der Blüte seines Unternehmens der Tüchtigkeit und Tatkraft seines Hamburger Exportagenten. Daher sind auch nicht nur die meisten Fabrikanten des Inlandes, sondern auch eine große Zahl solcher des Auslandes, besonders Oesterreichs, der Schweiz, Hollands und Englands, in Hamburg für den Export durch Agenten vertreten.

Der Geschäftsbetrieb wickelt sich in großen Zügen folgendermaßen ab: Der Hamburger Exporteur erhält von seinem überseeischen Hause bzw. von den dortigen Importeuren oder Grossisten, mit denen er regelmäßig arbeitet, Anfragen mit der Post, ob er diesen oder jenen Artikel, nach welchem gerade Nachfrage besteht, von den ihm bekannten Fabrikanten beschaffen kann. Daraufhin setzt sich der Exporteur mit dem für den betreffenden Artikel in Betracht kommenden Exportagenten in Verbindung. Diese Verbindung wird wesentlich erleichtert durch eine Einrichtung, welche der Verein Hamburger Exportagenten getroffen hat, in welchem weitaus die Majorität der Hamburger Exportagenten inkorporiert ist. Es ist dies das offizielle Organ des Vereins: „Der Exporthandel", in welchem eine Rubrik der Offerten-Gesuche der Exporteure zweimal wöchentlich erscheint und so auf schnellstem Wege den Exporteuren die gewünschten Offerten der Exportagenten zuführt. Zunächst wird in der Regel zwischen Exporteur und Exportagent alles mündlich besprochen: z. B. Wünsche der überseeischen Kundschaft in bezug auf neue Muster, Qualität, Farben usw. Der Exportagent korrespondiert nun mit einem seiner Fabrikanten, von dem er weiß, daß derselbe die betreffende Ware herstellt, über die speziellen Erfordernisse des Auftrages, den Preis und anderes mehr. Schließlich erfolgt der Auftrag und die Lieferung immer, ohne daß Exporteur und Fabrikant unmittelbar in Verbindung miteinander getreten sind.

Durch die geschilderte Arbeitsteilung aber, durch persönlichen Verkehr und Bemusterung wird allen Teilen gedient und deren Interesse gefördert, so daß die verursachten Zwischenspesen voll aufgewogen werden. Man hört vielfach noch von Theoretikern, die die Praxis des Exportgeschäfts nicht kennen, die Ansicht äußern, daß die Provision des Exportagenten mit der Vermehrung der Spesen eine Verteuerung des Geschäftes für den Fabrikanten bedeuten müsse. In der Praxis stellt sich aber gerade diese Vermittlertätigkeit des Exportvertreters als eine Ersparnis dar. Die Geschäftserfahrung nämlich und Arbeit des Agenten erspart sowohl dem Exporteur wie den Fabrikanten eine Unmenge Zeit und Mühe, die sie sonst mit unnötigen und vergeblichen Bemühungen, bestimmte Waren zu erhalten resp. abzusetzen, vergeuden würden. Da Zeitersparnis — schon wegen der scharfen Konkurrenz im Exportgeschäft — doppelt und dreifach eine Ersparnis von Geld bedeutet, so bietet dieser hamburgische Zwischenhandel tatsächlich eine Verbilligung des Geschäfts.

Wenden sich die Industriellen selbst an überseeische Importeure oder Verbraucher, um direkte Geschäfte abzuschließen, wie z. B. bei den Erzeugnissen der sogenannten Schwer-Industrie, bei manchen Branchen der Maschinen-Industrie und elektrotechnischen Artikeln, da diese einen ganz besonders fachmännischen Verkauf und umfangreiches Bemusterungs- und Verkaufsmaterial erfordern, so muß hier Voraussetzung sein, daß die Betriebe, die selbst exportieren wollen, finanziell so fundiert sind, daß sie langfristige Kredite nach draußen geben können und auch das mit verfehlten Versuchen verbundene Risiko zu tragen imstande sind. Groß-Industrielle dieser Art sind natürlich nur in geringerem Maße auf das hamburgische Exportgeschäft angewiesen. Bei direktem Arbeiten muß der Fabrikant folgende Posten in Rechnung stellen: 1. Die Kosten des vergrößerten kaufmännischen Betriebes, 2. die hohe Provision des überseeischen Agenten oder Reisespesen für event. hinauszuschickende Reisende, 3. Delcredere, 4. Spesen auf überseeische Musterlager, 5. Zins- und Kurs-Verlust bei unregelmäßigem Eingang der Rimessen. In vielen Fällen ist auch noch mit der Eventualität zu rechnen, daß durch Untreue des überseeischen Agenten oder unfaires Verhalten der Kunden drüben ein vollständiges Ausbleiben der ausstehenden Rimessen möglich ist. Neuerungen und zeitgemäße Abänderungen im Betriebe erfordern schon derartige Kosten für den Fabrikanten, besonders den kleineren und mittleren, daß er richtiger daran täte, sein Geld zum Gedeihen seines Unternehmens zu verwenden, als das Risiko in ihm unbekannten Ländern zu laufen und fremden Agenten vertrauensvoll Verkauf, Verzollung, Spedition und womöglich auch wohl noch Inkasso bei den Kunden in die Hände zu legen. In den meisten Fällen geht's dann, nach Bericht des überseeischen Agenten, nicht ohne Konsignation ab, und in diesem Falle ist „konsignieren" gleichbedeutend mit „ruinieren". Die Vermittlung des hamburgischen Exportgeschäftes bietet den binnenländischen Fabrikanten, die den direkten Export nicht pflegen können, obwohl Fabrikationsspezialität und Auslandspropaganda den Export

empfehlen, gar nicht hoch genug zu schätzende Vorteile. Neben der Vertrauenswürdigkeit und der Kenntnis der überseeischen Verhältnisse, welche die hamburgischen Export-Kaufleute erfahrungsgemäß in reichstem Maße besitzen, hat der Fabrikant in dem Exporteur auch noch einen höchst entgegenkommenden Bankier. Der Exporteur nämlich nimmt dem Fabrikanten das finanzielle Risiko vollständig ab, er bezahlt dem Fabrikanten die Lieferung per Kasse innerhalb 30 Tagen! Der Fabrikant kann also sein Geld hierdurch annähernd 12mal im Jahre umsetzen, während er bei direktem Export große Mittel auf lange Zeit hinaus festlegen müßte. Für die meisten Fabrikanten ist es eben unmöglich, zugleich Fabrikant und Exporteur zu sein. Die Resultate derartiger Bestrebungen haben schon manchem Fabrikanten trübe Erfahrungen gebracht. Fabrikation und Exportgeschäft sind zwei gänzlich eigenartige wirtschaftliche Betätigungen, deren jede eine volle Hingabe und spezielle Erfahrung beansprucht.

Ein wesentliches Mittel, durch welches das hamburgische Exportgeschäft sich besondere Vorteile vor anderen Exportplätzen gesichert hat, ist die Ausgestaltung der Exportmusterläger, welche von zahlreichen Exportagenten angelegt und zu hoher Vollkommenheit gebracht worden sind. Es gibt natürlich vielfach auch feststehende Geschäftsbeziehungen zwischen Exporteurfirmen und Exportagenten bzw. in der Weise, daß langfristige Lieferungsverträge für bestimmte Fabrikate abgeschlossen werden, wobei nur solche Waren in Betracht kommen können, von denen der Exporteur weiß, daß sie in bestimmten Absatzgebieten einer fortgesetzten Nachfrage begegnen. Zum Abschlusse solcher großen Geschäfte kommen gewöhnlich die Fabrikanten selbst nach Hamburg, um mit ihren Exportvertretern zusammen an der Hand reichhaltiger Musterkollektionen persönlich mit dem Exporteur das Geschäft abzuschließen.

In keiner Weise aber kann für das Exportgeschäft das Exportmusterlager ersetzt werden. Die Hamburger Musterläger können Musterausstellungen genannt werden. Alle zusammengenommen geben ein vollkommenes Spiegelbild der gesamten Produktion der inländischen Industrie. Die Exportmusterläger dienen zunächst den in Hamburg ansässigen Exporteurfirmen, deren Zahl von ca. 700 im Jahr 1895 auf rund 1250 gestiegen ist; sodann aber auch den überseeischen Klienten dieser Firmen. Ein Teil derselben pflegt von Zeit zu Zeit nach Europa zu kommen, um ihre Einkäufe zu machen und sich zu orientieren. Es geschehen diese Einkäufe stets für Rechnung der Hamburger Häuser. Gerade die Hamburger Exportmusterläger zeigen die hervorragende Organisation des Hamburger Exportmarktes, und weder die gleichartigen Einrichtungen in London, Paris, noch die in Wien und Berlin kommen ihnen gleich. Der Exporteur wird durch die Musterläger in die Lage gesetzt, wenn ihn überseeische Geschäftsfreunde zum Einkauf besuchen, sie sofort an die richtigen Stellen zu führen, wo die gesuchten Artikel zu sehen sind, so daß nicht erst mit großem Zeitverlust die oder jene Ware gesucht zu werden braucht. So ermöglichen es die Läger, daß der „Überseer" in wenigen Tagen ein zutreffendes Bild von der Entwicklung der Exportindustrien bekommt, die diese seit seiner letzten Anwesenheit genommen hat. Die Musterläger sind also letzten Endes für den Überseer da und für ihn geradezu unentbehrlich. Im Hamburger Musterlager kann er sich vollständig assortieren und seine Einkäufe mit dem Bewußtsein machen, dort ebenso gut bedient zu sein und vielleicht noch mehr Spezialfabrikate zu finden, als wenn er von Ort zu Ort reisend seine Kollektion sich erst mühsam zusammenstellen soll. Da er auf diese Weise die Reisespesen spart, gibt es für den Überseer keine billigere Art des Einkaufs als in den Hamburger Musterlägern. Doppelt billig, weil sie Geld spart. Der außerordentlich scharfe Wettbewerb am Hamburger Exportmarkt gewährleistet schon sehr billige Preise. Aber neben den billigsten Preisen bieten die Läger der Exportagenten auch in geschmackvoller Form die reichste Auswahl aller Exportartikel. Diese Tatsache ist den überseeischen Konsumenten meist aus langjähriger Erfahrung bekannt und einer der Hauptgründe, aus welchen dieselben ihre Einkaufsbestellungen gerade durch die Hamburger Exportfirmen ausführen lassen.

Die hamburgische Industrie.

Von Dr. Thilo Hampke, Rat z. D., Syndikus der Gewerbekammer zu Hamburg.

Hamburg ist als großer Seehandelsplatz weltbekannt, daß aber Hamburg allmählich sich auch zu einer ganz respektablen Industriestadt entwickelt hat, ist im allgemeinen noch unbekannt. Von einer Hamburger Industrie kann eigentlich erst seit dem Zollanschluß im Jahre 1888 die Rede sein. Vor dem Zollanschluß konnte sich die Industrie in Hamburg nicht entwickeln, denn durch die im Jahre 1879 eingeführten Schutzzölle war die damalige hamburgische Industrie zu einer Zollauslandsindustrie geworden und daher von ihrem natürlichen Absatzgebiet Deutschland durch Zollschranken getrennt. Durch die Zollschranken wurde die fabrikmäßige Herstellung einer großen Reihe von Artikeln fast unmöglich gemacht. Mit dem Zollanschluß im Jahre 1888 änderten sich aber die Verhältnisse in dieser Beziehung. Die Herstellung der besonders für den Export bestimmten Fabrikate, deren Rohmaterialien aus dem Ausland eingeführt wurden, konnte nach wie vor in dem neu geschaffenen Freihafengebiet betrieben werden, während der freie Verkehr mit dem Binnenlande nach dem Fallen der Zollschranken eine Menge von Fabrikationszweigen ins Leben rief, so daß sich von da ab Hamburg auch zu einer imposanten Fabrikstadt emporarbeiten konnte. Von wie bedeutendem Einfluß der Zollanschluß auf die Hamburger Industrie war, lehren folgende Zahlen:

Jahr	Zahl der Fabriken	Arbeiterzahl	Jahr	Zahl der Fabriken	Arbeiterzahl
1879	563	16369	1890	1199	30106
1880	685	18405	1891	1190	32173
1881	710	19826	1892	1201	31034
1882	728	20382	1893	1257	32571
1883	746	22239	1894	1292	31015
1884	765	20797	1895	1296	33676
1885	768	20350	1896	1441	36878
1886	779	21031	1897	1515	30519
1887	805	22556	1898	1530	41493
1888	867	24915	1899	1465	42403
1889	1101	28098	1900	1392	44952

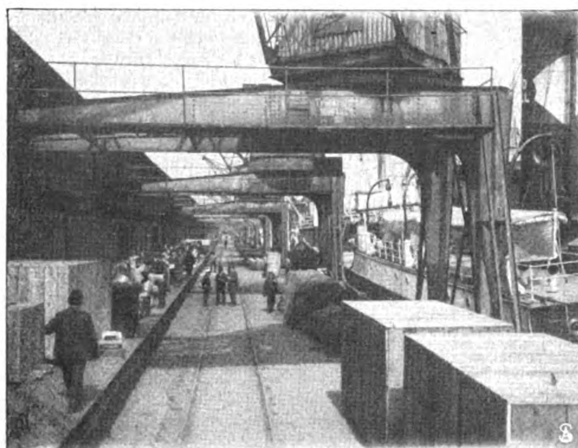
Aus obiger Statistik geht der riesige Aufschwung der Hamburger Industrie deutlich hervor. In den Jahren 1880 bis 1887 stagniert die Entwickelung der hamburgischen Industrie, aber nach dem Zollanschluß zeigt sich ein rapides Steigen nicht nur der Zahlen der Betriebe, sondern auch der beschäftigten Arbeiter. Die Zahlen aus dem Jahre 1910 zeigen uns, daß Hamburg wirklich bereits eine respektable Industriestadt geworden ist, denn in 5674 Betrieben werden bereits 84,374 Arbeiter beschäftigt. Die Zahl der industriellen Arbeiter hat also bald 100,000 erreicht. Im übrigen teilt sich die Industrie, wie aus folgender Statistik hervorgeht, in die Industriegruppen in folgender Weise:

Jahr	Fabrikbetriebe	Arbeiterzahl	Motorbetriebe	Arbeiterzahl	also Betriebe	mit Arbeitern
1901	1171	46137	683	2897	1854	49034
1902	1171	45213	894	3501	2065	48714
1903	1037	45468	1257	5857	2294	51325
1904	1033	47364	1455	6842	2488	54206
1905	1044	49825	1596	7623	2640	57448
1906	1062	51844	1814	8662	2876	60506
1907	1083	54558	2150	9732	3233	64290
1908	1072	53405	2267	11612	3339	65017
1909	1544	54478	2433	11981	3977	66459
1910	Fabrikartige Betriebe				5664	84374*)
1911	Fabrikartige Betriebe				6137	92497

Die Entwickelung der hamburgischen Industrie würde aber eine noch viel größere gewesen sein, wenn sich ihr nicht mancherlei Schwierigkeiten und ungünstige Momente entgegenstellten. Bekanntlich ist die Lebenshaltung in Hamburg verhältnismäßig hoch, und daher sind die Arbeitslöhne auch relativ hoch. Sodann hatte Hamburg nicht rechtzeitig Industriegebiete für die Entwickelung der In-

*) Die Zahlen für die Jahre 1910 und 1911 sind nicht vergleichbar mit den Zahlen der Vorjahre, da infolge der Novelle zur Gewerbeordnung von 1908 eine anderweitige Rubrizierung der Betriebe notwendig wurde. Die Zahlen für die Jahre 1910 und 1911 stellen alle Betriebe dar mit mindestens 10 Arbeitern. Es befinden sich also darin nicht nur Fabrikbetriebe, sondern auch Motorbetriebe und außerdem zahlreiche handwerksmäßige Betriebe, die in der Regel mindestens 10 Arbeiter beschäftigen.

dustrie bereit, so daß aus Mangel an geeigneten Plätzen mit Wasser- und Gleisanschluß vielfach Industrien, die mit Hamburger Kapital betrieben werden, sich im benachbarten preußischen Gebiete ansiedeln mußten; auf diese Weise ist die schnellere Entwickelung der Industrie in Altona, Ottensen, Harburg, Wandsbek, Eidelstedt usw. zu erklären. Hamburg hatte bisher eigentlich nur ein Industriegebiet in Steinwärder, und auf diesem Gebiete entwickelte sich vor allen Dingen die Industrie, die direkt mit dem Hafen zusammenhängt. Die Arbeiter, die in diesem Industriebezirk beschäftigt wurden, und die naturgemäß zum größten Teil in Hamburg-Altona wohnten, mußten, um zu ihrer Betriebsstätte zu kommen, stets die Fährdampfer



Kai der Levante-Linie.

benutzen, die aber im Winter des Eises wegen manchmal versagten und die auch wegen des großen Andrangs, der zu gewissen Zeiten beim Betriebsanfang und beim Fabrikschluß bei den Fährdampfern herrschte, eine Behinderung für den Verkehr der Arbeiter bildete, ihre Betriebsstätten zu erreichen. Um diesen ungünstigen Umständen entgegenzutreten, ist der Bau des berühmten Elbtunnels beschlossen worden, der eine direkte Kommunikation unter der Elbe nach Steinwärder gestattet. Dieser Tunnelbau ist bereits fertiggestellt mit über 11 Millionen Mark und ermöglicht es jetzt den Arbeitern, ihre Werften wie sonstigen Betriebe bequem und kostenlos zu erreichen. Ferner ist Hamburg jetzt im Begriff, große Industriegebiete in der Peute, Billwärder und Geesthacht zu erschließen, so daß, wenn diese Gebiete erst im wahrsten Sinne des Wortes der Industrie eine Ansiedelungsmöglichkeit gestatten, ein weiterer großer Aufschwung der hamburgischen Industrie sicher zu erwarten steht. Auch für Cuxhaven haben sich die Aussichten, ein Industrieplatz allmählich zu werden, erheblich gebessert. Der neue Fischereihafen hat in der kurzen Zeit seines Bestehens eine sehr erfreuliche Entwickelung genommen. In Verbindung mit diesem Fischereihafen beginnen allmählich sich Fischereiindustriebetriebe zu entwickeln, so daß auch dort sich neuerdings ein regerer Aufschwung im Handwerk und in der Industrie sich anbahnt.

Betrachten wir nun die Industrie im einzelnen nach den Industriegruppen, so kommt zunächst die Gruppe Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen in Betracht. Natürlich kann in Hamburg von einem eigentlichen Bergbau, Hütten- und Salinenwesen nicht die Rede sein. Es fallen in diese Gruppe 12 Betriebe mit 853 Arbeitern. Die wichtigsten Betriebe dieser Gruppe sind die 1881 erbaute Kupferhütte von Ertel, Bieber & Co., die Norddeutsche Affinerie, die Zinkhütte in Billwärder, die Norddeutschen Kohlen- und Kokswerke, das Anthrazitwerk und der Betrieb von H. W. Heidmann.

In der Industrie der Steine und Erden werden hier in Hamburg in 85 Betrieben 2270 Arbeiter beschäftigt. Zunächst kommen da die Marmorsägereien und Schleifereien in Betracht, hervorzuheben ist besonders der Betrieb der Société Anonyme de Merbesle-Château und der von R. Schönfeldt. Es werden in diesen Betrieben mit Dampfkraft Marmor-, Granit-, Syenitplatten hergestellt. Es gibt ferner auch große Steinhauereien, von denen die Firmen H. L. Norden & Sohn, I. Schünemann und Johann Reimer besonders zu erwähnen sind. Natürlich hat die in einer Großstadt stets vorhandene Bautätigkeit auch veranlaßt, daß eine Anzahl großer Ziegeleien vorhanden sind. In sieben derartigen Betrieben finden 191 Arbeiter Beschäftigung. Mit der Herstellung von Zementkunststeinen beschäftigt sich die Fabrik von C. W. Horst jun.

Eine besondere Art der Tonbrennerei ist die Herstellung von Ofenkacheln. Durch die Firma A. H. Wessely wurde dieser Zweig der Industrie für Hamburg neu belebt.

Auch die Glasfabrikation wird in Hamburg, allerdings in geringerem Umfange betrieben. In den hiesigen Glashütten wird in der Hauptsache die Fabrikation von Flaschen und Demijohns zu Exportzwecken gepflegt. Die beiden Betriebe sind die von Hein Dietrichs in Bergedorf, gegründet 1877, und Gebr. Meyer, gegründet 1850 in Geesthacht.

In der Gruppe der Metallverarbeitung gibt es zurzeit in Hamburg 598 Betriebe mit 7953 Arbeitern. In enger Verbindung mit dieser Gruppe steht die Gruppe der Industrie der Maschinen, Instrumente und Apparate, die 524 Betriebe mit 27,252 Arbeitern umfaßt. In dieser Gruppe befinden sich die Werften, die natürlich den größten Teil der hamburgischen Industrie ausmachen, in denen bei weitem der größte Teil der hamburgischen Arbeiterschaft Beschäftigung findet. In der Metallbearbeitung kommt zunächst die Verfertigung von Gold-, Silber- und Bijouteriewaren in Betracht. Der bekannteste Betrieb ist der von Aug. F. Richter mit ca. 600 Arbeitern.

Große Kupferschmiedereien, die in der Hauptsache für die Werften tätig sind, gibt es eine größere Anzahl in Hamburg. Der bekannteste Betrieb ist der von C. Aug. Schmidt Söhne, gegründet 1842. Gelbgießereien gibt es ca. 15 in Hamburg. Zu nennen sind die Fabriken von Gebr. Leser, außerdem die Betriebe von Ferdinand Müller, F. A. Senning, Albert Goldschmidt usw. Ein sehr hervordreherei sind die Metallwerke A.-G. vorm. Luvkau & Steffen. ist der von W. Fähndrich.

Eisengießereien und Emaillierwerke gibt es eine kleine Anzahl in Hamburg. Der größte Betrieb dieser Art ist der von J. N. Schmilinsky Söhne Nachf., bereits 1752 auf dem Großen Grasbrook errichtet.

Verschiedene Zinkpressereien decken vornehmlich den Bedarf für das Baugewerbe. Hervorzuheben sind: L. J. W. Ludolphi & Heyde und D. H. W. Schultz & Sohn.

Blechwarenfabrikation ist auch in einer Anzahl von Betrieben vertreten. Die hervorragendsten Betriebe dieser Branche sind die Hammonia-Metallwarenfabrik von N. Salomon, F. Cochu und H. W. A. Seitz & Co. Die letzteren stellen namentlich Herd- und Ofenrohre her.

Ein hervorragender Betrieb der Schrauben- und Fassondreherei sind die Metallwerke A.-G. vorm. Luvkau & Steffen.

Von größeren Schiffsschmiedereien sind zu nennen: Wetzel & Freytag.

Die Geldschrankfabrikation wird besonders gepflegt von H. C. Eggers & Co. G. m. b. H. und Emil May und Herrmann.

Von den Maschinenfabriken ist die bekannteste das Eisenwerk (vorm. Nagel & Kaemp) A.-G., ferner der Betrieb von Boldt & Vogel, die sich hauptsächlich mit der Fabrikation von Hilfsmaschinen und Geräten für Brauereien und Brennereien befaßt.

Die Herstellung von Fahrstühlen betreiben die Firmen Alfred Gutmann A.-G. vorm Wimmel und Landgraf.

Neuerdings hat auch die Zentralheizungsindustrie einen großen Aufschwung genommen; der älteste und größte Betrieb ist der von Rud. Otto Meyer, gegründet 1858.

Die Verfertigung von Eisenkonstruktionen wird von den Betrieben H. C. Eggers & Co., J. Jansen-Schüt und Döpler & Co. G. m. b. H. gepflegt. Bekannt ist auch in der Nähmaschinenfabrikation der Betrieb von Guhl & Harbeck.

Unter den Wagenbauanstalten tritt besonders die Straßeneisenbahngesellschaft mit ihrem Betrieb hervor. Gebr. Kruse widmen sich dem Automobilbau.

Die Fabrikation von chirurgischen Instrumenten und Bandagen betreibt besonders die Firma Bauer & Häselbarth.

Die Fabrikation von Röntgen-Röhren und -Apparaten betreibt die Firma Rich. Seifert & Co.

Der wichtigste Zweig der hamburgischen Industrie ist naturgemäß der Schiffbau. Mit dem riesigen Aufschwung des Hamburger Handels und Verkehrs hat auch der Aufschwung der Hamburger Werften Schritt gehalten. Neuerdings ist die Zahl der Hamburger Werften durch einen sehr bedeutenden Betrieb erweitert worden, indem nämlich der Vulkan in Stettin zunächst eine Zweigniederlassung hierher gelegt hat. Seit einiger Zeit hat er sich entschlossen, auch seine Direktion hierher zu verlegen, so daß der Vulkan speziell in Hamburg sich auch bald zu einer der hervorragendsten Werften Deutschlands entwickeln wird. Fast alle Hamburger Werften wurden zunächst als Holzschiffswerften gegründet und gingen erst Ende der sechziger Jahre nach und nach zum Eisenschiffsbau über.

Die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft erbaute das erste Trockendock auf dem Grasbrook. Diese Gesellschaft beschäftigt jetzt in ihren Werkstätten ca. 2000 Arbeiter. Neben diesen Anlagen befindet sich die im Jahre 1850 von J. C. Godelfroy gegründete jetzige Reiherstieg-Schiffswerft A.-G. Auf dieser Werft werden in der Regel ca. 2000 Arbeiter beschäftigt. Weiter elbabwärts befindet sich die Schiffswerft von H. C. Stülcken & Sohn, die bereits 1846 gegründet wurde. Neben der Stülckenschen Schiffswerft liegt die Schiffsbauanstalt von Heinrich Brandenburg, die 1845 gegründet wurde. Weiter elbabwärts liegt die Maschinenfabrik und Schiffswerft (vorm. Janßen & Schmilinsky) A.-G., die im Mai 1908 ihr 50jähriges Jubiläum feiern konnte. Die größte Werft in Hamburg ist die von Blohm & Voß, die ca. 8000 Arbeiter beschäftigt. Diese Werft wurde im Jahre 1877 von den Herren Blohm & Voß gegründet. Sie hat sich neuerdings auch dem Kriegsschiffbau gewidmet. Unsere modernsten und schnellfahrendsten Kreuzer sind hier vom Stapel gelaufen. Außer diesen genannten großen Werften besteht in Hamburg noch eine Anzahl kleinerer, von denen besonders die Werften von J. H. N. Wichhorst, J. P. B. Schwenn und Theodor Hitzler zu nennen sind. Wie die Hamburg-Amerika-Linie, so haben auch die Woermann-Linie, die Deutsch-Ostafrika-Linie und die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa" eigene große Schiffsreparaturwerkstätten eingerichtet. Ganz besondere Betriebe stellen dar die Werften von W. von Hacht, H. Heidtmann und Max Oertz, die sich mit der Bootsbauerei und mit der Erzeugung von Yachten zu Sportzwecken beschäftigen.

Die chemische Industrie umfaßt in Hamburg 79 Betriebe mit 2383 Arbeitern. Sie hat schon seit alters her für Hamburg eine große Bedeutung gehabt. In den großen chemischen Fabriken werden vornehmlich Salpeter, Kampfer, Farben, Zyanite, Borax, Borsäure, doppelt-chromsaures Kali, Aether und Benzin hergestellt. Zu den ältesten Fabriken dieser Branche gehört die Chemische Fabrik vorm. Hell & Stahmer in Billwärder. Die Firma Beit & Co. beschäftigt sich außer mit der Herstellung von Druckfarben besonders mit der Herstellung von Kali und Natronsalpeter. Mit der Borax-Fabrikation befaßt sich ferner die Fabrik von Morgenstern, Bigot & Co. in Billwärder, die 1870 gegründet wurde. Soda, Wasserglas und Benzin stellt ferner in größerem Umfange die Chemische Fabrik von Reher & Ramsden her. Mit der Verfertigung von sonstigen chemischen, pharmazeutischen und photographischen Präparaten beschäftigt sich vor allen Dingen der Betrieb Dietrich Bieber (Uhlenhorst). Weltbekannt ist der Betrieb von Dr. Ernst Sandow, in dem speziell künstliche Mineralwassersalze hergestellt werden. Neuerdings ist sehr bekannt die Firma P. Beiersdorff & Co., 1883 gegründet, die besonders Guttapercha-Pflaster-Mulle und die Johngest Peffeur herstellt. Eine ganz besondere Bedeutung hat in Hamburg die Kunstdünger-Industrie. Der älteste Betrieb ist die im Jahre 1861 gegründete Fabrik von Emil Güssefeld auf dem kleinen Grasbrook. Die größte Anlage dieser Art bildet die auf Steinwärder belegene Anglo-Continentale (vorm. Ohlendorffsche) Guano-Werke A.-G. Dieser Betrieb ist im Jahre 1864 gegründet und seit 1883 Aktiengesellschaft.

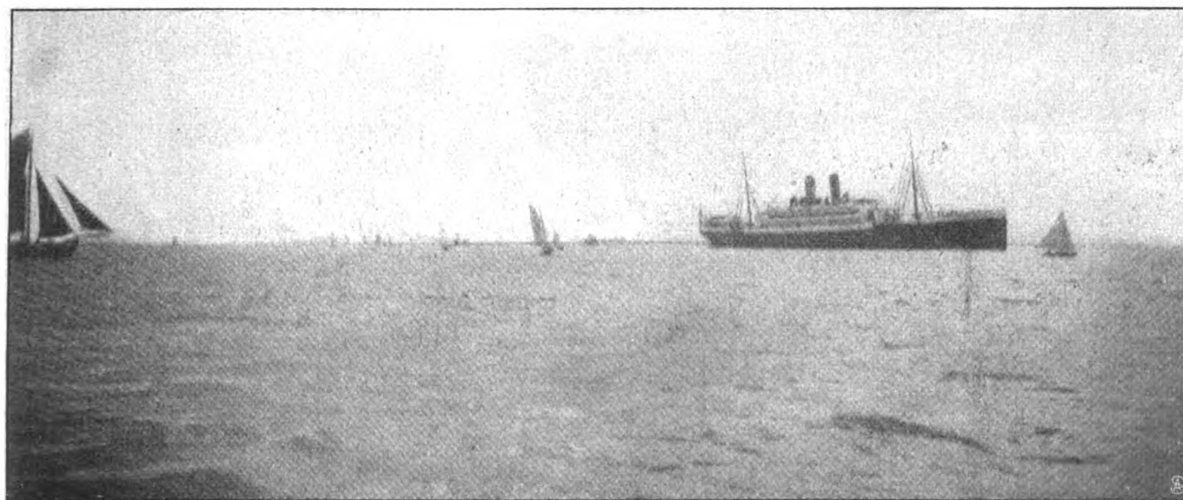
In der Industrie der Leuchtstoffe, Fette, Öle und Firnisse gibt es in Hamburg 95 Betriebe mit 2841 Arbeitern. Auch die Talg- und Seifensiederei hat in Hamburg einen beachtenswerten Umfang genommen. Hamburg besitzt eine größere Anzahl von Talgschmelzen. Die bekannteste ist die des Zentralschlachthofes, die sich im Besitz der Schlachterinnung befindet. Von den Seifenfabriken ist die älteste die von J. S. Douglas Söhne, gegründet 1821. Ferner kommen in Betracht George Heyer & Co., gegründet 1851, Friedrich Lynke, gegründet 1862, C. C. Puhlmann & Sohn, gegründet 1836, O. F. Hellberg, gegründet 1856.

Nahe verwandt mit dieser Industrie ist die Stearin-Industrie. Der wichtigste Betrieb ist die Hammonia-Stearin-Fabrik. Auch diese Industrie hat eine hohe Entwicklung in Hamburg genommen.

Eine ganze Reihe von Betrieben beschäftigen sich mit der Raffinerie von Ölen. Zunächst ist die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft zu nennen. Die größte Fabrik dieser Art ist das Mineralölwerk von Albrecht & Co. G. m. b. H., in dem namentlich russische Mineralöle raffiniert werden. Weiter hervorragend sind die Werke von Stern & Sonneborn A.-G. und Ernst Schliemanns Öl-Werke G. m. b. H.

Die Fabrikation von Parfümerien und ätherischen Ölen hat ebenfalls in Hamburg erhebliche Fortschritte gemacht. M. Epstein, Anton Deppe Söhne und Franz Fritzsche & Co. sind die bekanntesten Betriebe dieser Branche. In Hamburg werden auch viel Ölfarben für Schiffsbodenanstrich erzeugt. Außerdem gibt es eine Anzahl von Ölfarben- und Lackfabriken.

(Schluß folgt.)



Aufkommender Dampfer. „Prinzeß Alice" vom Nordd. Lloyd. Phot. Atelier Liebreich, Hamburg


Aus „Hamburgs Handel und Verkehr". Verlag der Hamburger Börsenhalle G. m. b. H., Hamburg.

Gesamtansicht der Hamburger Hafenanlagen.

Eis- und Kältemaschinen.

Von Dr.-Ing. Friedmann-Berlin.

I.

Eine große Anzahl von Gewerben bedarf bei Verarbeitung und Aufbewahrung ihrer Fabrikationsstoffe und Produkte der Kälte in irgendeiner Form. Diese erst setzt sie in den Stand, unabhängig von der Jahreszeit und den verschiedenen Witterungseinflüssen, nicht nur ein stets gleichmäßiges Produkt herzustellen und sich vor finanziellen Verlusten, entstanden durch Verderben der Stoffe, zu schützen, sondern gestattet auch, z. B. bei der Nahrungsmittelbranche, die bereits fertigen Erzeugnisse zu lagern und günstige Konjunkturen abzuwarten, die dem Unternehmen wirtschaftliche Vorteile versprechen.



Fig. 1. Kulturplatte aus einem mit Naturkühlung ausgestatteten Raum.

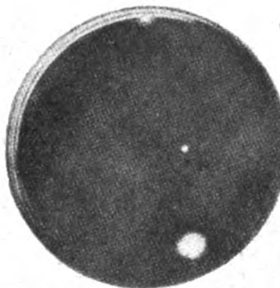


Fig. 2. Kulturplatte aus einem Raum mit künstlicher Kühlung.



Fig. 3. Kulturplatte aus ungereinigter Luft.

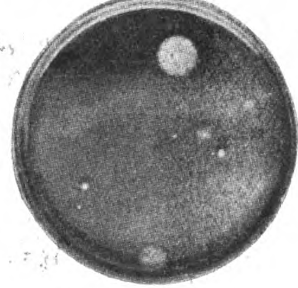
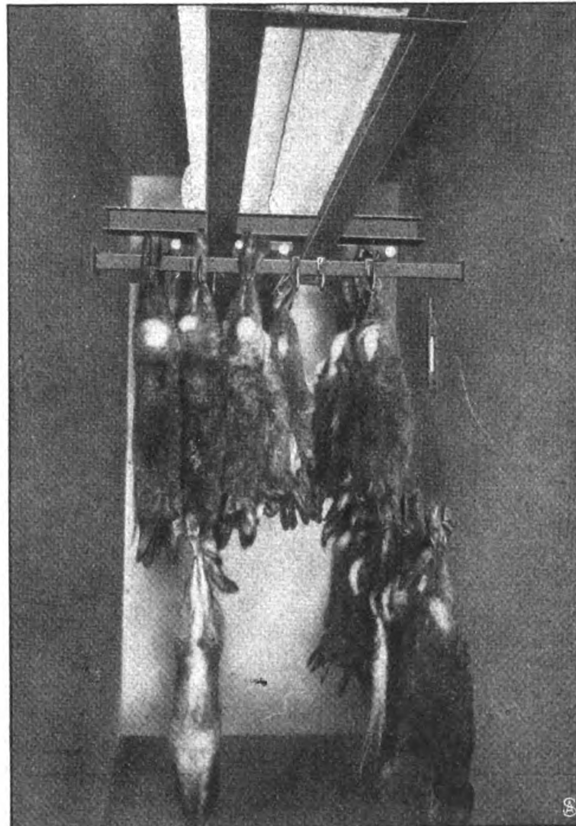


Fig. 4. Kulturplatte aus gereinigter Luft.

Die erste, zunächstliegende Kältequelle, welche der Mensch ausnutzte, stellt uns die Natur selbst während eines kleinen Teiles des Jahres zur Verfügung. Es war naheliegend, daß der Mensch, nachdem er die vorteilhaften Wirkungen der Kälte erkannt hatte, diese Wohltat der Natur in weitestgehender Weise für seine Zwecke nutzbar machte, indem er die von der Natur in Form von Wassereis aufgespeicherte Kälte mühsam erntete und in besonderen, zu diesem Zweck gebauten Eishäusern oft unter großen Schwierigkeiten und Kosten bis zur heißen Jahreszeit aufbewahrte und dann verwertete.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eintretende milde Winter mit nachfolgenden heißen Sommern den wirtschaftlichen Erfolg eines der Kälte benötigenden Unternehmens sehr in Frage stellen, ganz abgesehen davon, daß unsere fortgeschrittenen hygienischen Ansichten über den gesundheitlichen Wert des Natureises sich in den letzten Jahren gewaltig geändert haben. Wissenschaftlich ist es längst erwiesen, daß die im Wasser enthaltenen kleinen Lebewesen durch den Gefrierprozeß keineswegs getötet, sondern nur in ihrer Lebenstätigkeit behindert werden, um nach dem Schmelzen des Eises sich um so üppiger weiter zu entwickeln.

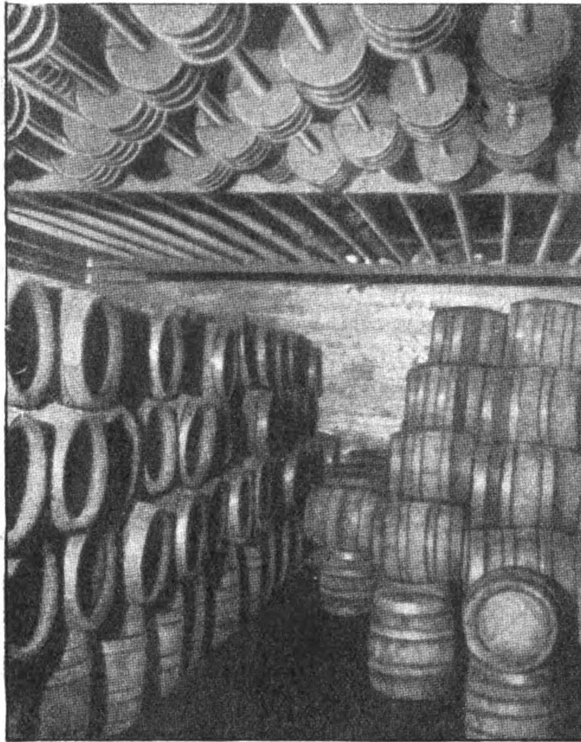
Die Herkunft des Natureises ist in den meisten Fällen eine fragwürdige, und eine genauere Prüfung der Rückstände, welche das Natureis trotz seines oft so klaren Aussehens nach dem Schmelzen hinterläßt, wird jeden von der Unreinlichkeit dieses Genußmittels überzeugen. Genügt es doch schon, einen nur kurze Zeit im Gebrauch gewesenen Eisschrank zu öffnen, um an dem demselben entströmenden üblen Geruch die Unsauberkeit der Eisrückstände zu erkennen, welche dort in der Tat ein vorzüglicher Herd für eine üppige Bakterien- und Pilzbildung sind.



Künstlich gekühlte Wildvorräte in einem Hotel.
Ausführung von Eduard Ahlborn in Hildesheim.

Mit Rücksicht darauf sahen sich dann auch unsere Sanitätsbehörden veranlaßt, sich etwas näher mit der Prüfung des Natureises zu beschäftigen, und die vorgenommenen Untersuchungen ergaben, daß das Mißtrauen gegenüber dem Natureis berechtigt war (s. oben Abb. 1—4).

Der bekannte Gerichtschemiker Dr. C. Bischoff in Berlin konstatierte bei der eingehenden sachgemäßen Untersuchung einer



Bierkeller.
Ausführung der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen A. G., Wiesbaden.

Anzahl verschiedenen Stellen entnommenen Proben von Natureis in einem Kubikzentimeter Eisschmelzwasser die Anwesenheit von 150,000 bis 880,000 lebensfähigen Bakterienkeimen, und eine auf Veranlassung des Deutschen Reichs-Gesundheitsamtes vorgenommene Untersuchung von Natureis, welches auf überschwemmten Wiesen geerntet war, ergab das Resultat, daß das Eis durchgehend mit giftigen Algen durchsetzt und daher für die Verwendung in Krankenhäusern sowie zur Konservierung von Lebensmitteln gänzlich ungeeignet war. Bedenkt man nun noch, daß das Natureis größtenteils stehenden Gewässern, die erfahrungsgemäß am meisten gesundheitschädliche Stoffe enthalten, entnommen wird, so erkennt man die Gefahr, welche mit der Verwendung von Natureis verbunden ist. Aber abgesehen von der Qualität des Natureises, ist es überhaupt nicht möglich, mit diesem eine einwandfreie Kühlraumluft zu erzeugen. Die in den Raum eintretende, durch die Oberfläche des Natureises gekühlte Luft wird mit Feuchtigkeit nahezu gesättigt sein, wodurch die Nahrungsmittel aber unansehnlich werden und bald in Zersetzung übergehen. Es ist daher erklärlich, daß man Mittel und Wege suchte, um sich von der Natur unabhängig zu machen, die Klima- und Witterungseinflüsse nicht nur abzuschwächen, sondern in wirksamster Weise auszuschalten. Daß dies Mittel in der mechanischen Kälteerzeugung gefunden ist, beweist uns die ungemeine Verbreitung von Kältemaschinen in den Gewerben, welche der tiefen Temperaturen benötigen, und wir können behaupten, daß der wirtschaftliche Aufschwung, welche alle diese Gewerbe in den letzten Jahren zu verzeichnen hatten, in erster Linie der mechanischen Kälte zu verdanken ist.

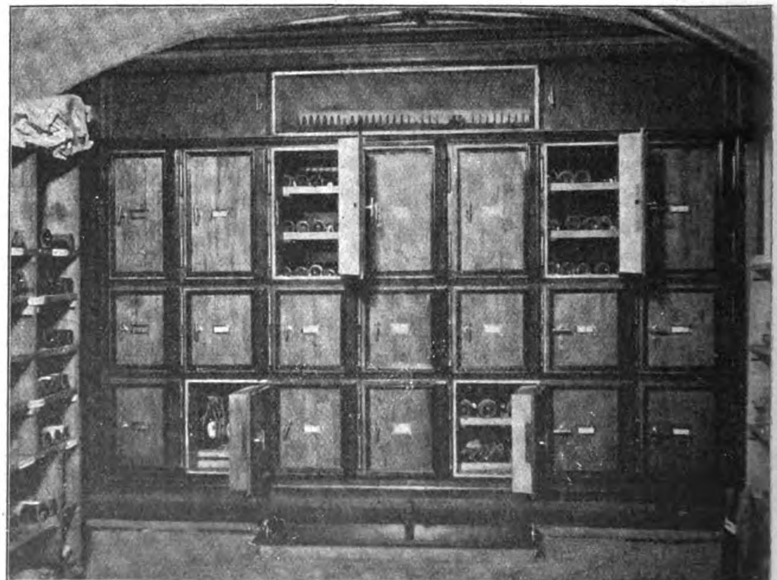
Wer in den letzten Jahren den Fortschritten der Kältemaschinen-Industrie einige Aufmerksamkeit zugewandt hat, muß erstaunt sein über den geradezu großartigen Aufschwung, welchen dieselbe in verhältnismäßig kurzer Zeit genommen, sowie über die große Anzahl von Industriezweigen, in denen die Kältemaschinen sich so ungewöhnlich schnell heimisch und unentbehrlich gemacht haben.

Während noch bis vor wenigen Jahren das Absatzgebiet für Eis- und Kältemaschinen auf diejenigen Betriebe beschränkt war, in denen die Anwendung der Kälte ein absolutes, die Lebensfähigkeit dieser Betriebe direkt in Frage stellendes Erfordernis war, hat sich im Laufe der letzten Jahre eine große Anzahl anderer Betriebszweige die Kälte dienstbar gemacht in richtiger Erkenntnis der großen Vorteile, welche auch ihnen deren Anwendung bietet.

In erster Linie sind es die Brauereien, welche die Einführung der Kältemaschinen mit Freuden begrüßten und diese in ihren Betrieben schnell heimisch gemacht haben.

Man hat in den Kühlmaschinen ein leichtes Mittel gefunden, nicht nur kalte, sondern auch reine und trockene Luft den Bierkellern zuzuführen, und hat damit nicht allein Sicherheit des Betriebes erzielt, sondern auch eine erhebliche qualitative Verbesserung des Bieres ermöglicht.

Aber nicht allein zur Kühlung des Bieres in den Gärungs- und Lagerkellern werden die Kälte-

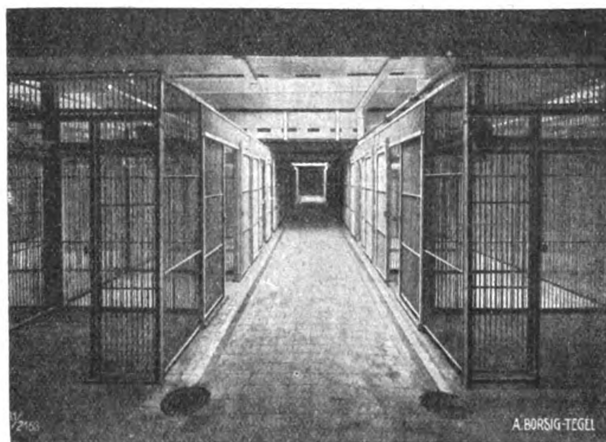


Weinschrank mit künstlicher Kühlung.
Gesellschaft für Lindes Eismaschinen A. G., Wiesbaden.

maschinen in den Brauereien verwandt; auch die Kühlung der Bierwürze und Speisung der Gärbottichkühler geschieht durch sie, und zwar in der Weise, daß in einem mit dem Refrigerator im Zusammenhang stehenden Kasten Süßwasser auf 0 Grad C. abgekühlt und durch eine besondere Leitung dem Bierkühler und den Gärbottichkühlern zugeführt wird. Auch zur Kühlung von Weinkellern und Weinschränken bedient man sich der künstlichen Kälte.

Endlich findet die Kältemaschine noch ausgedehnte Anwendung in Brauereibetrieben zur Kühlung von Malztennen und der Hopfenlagerräume, insbesondere der letzteren, wo es nicht nur auf die Erhaltung einer gleichmäßigen, ziemlich niedrigen Temperatur ankommt, sondern auch auf eine rege Zirkulation der entfeuchteten und gekühlten Luft.

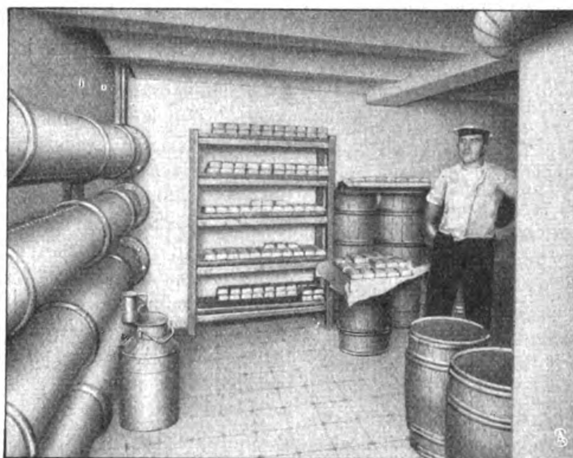
Direktor Franz Faßbender äußert sich dazu in seinem Werke „Die mechanische Technologie der Bierbrauerei und Malzfabrikation" wie folgt:



Kühlhalle auf dem städt. Schlachthof zu Offenbach a. M.
Ausführung von A. Borsig in Tegel.

„Offenbar ist die Wichtigkeit der Frage der künstlichen Kälteerzeugung von den Fachleuten noch viel zu wenig erkannt worden. Die Unabhängigkeit von Witterungs- und Temperaturverhältnissen ist das Ziel, welches jeder denkende Fachmann anstreben muß, wenn er der allgemeinen fortschrittlichen Strömung folgen will."

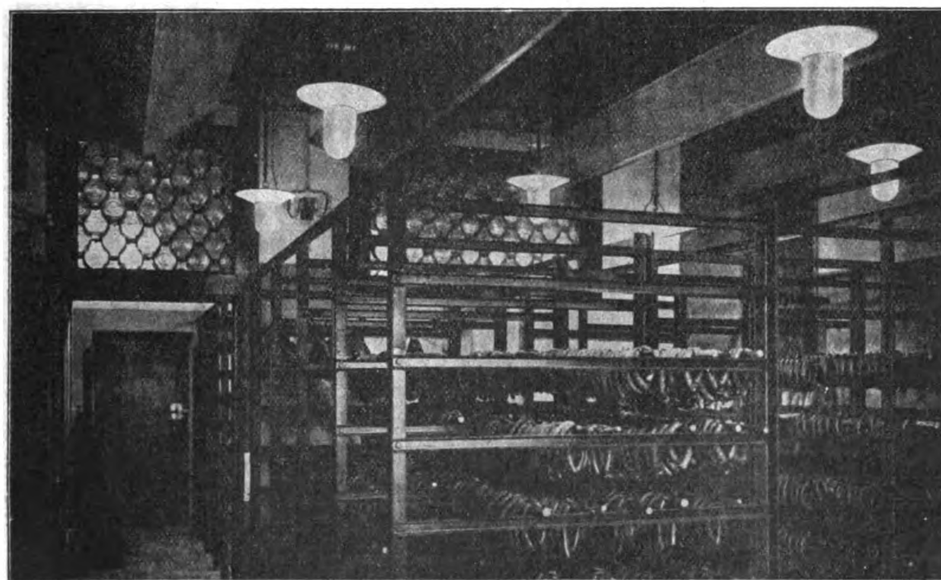
Der beste Beweis für die Billigkeit und Bequemlichkeit der Eiserzeugung mit Hilfe der Kältemaschine ist wohl die Einrichtung von Spezialfabriken zur Erzeugung künstlichen Eises. Anfangs wurden derartige Unternehmen vornehmlich in solchen Gegenden, deren klimatische Verhältnisse keine oder unzureichende Ausbeute an Natureis boten, ins Leben gerufen, mit der Zeit legte aber die Möglichkeit, Eis auf künstlichem Wege zu erzeugen, den Vergleich des Natureises mit dem Kunsteis nahe, wobei speziell die sanitäre Frage in den Vordergrund trat.



Kühlraum mittels Kälte-Speicher-Rohre für Butter u. Milch.
Ausführung vom Bergedorfer Eisenwerk A. G., Hamburg.

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß der Genuß und die Verwendung des unreinen Natureises die Gesundheit in hohem Grade gefährden kann, und man muß es deshalb als eine große Wohltat bezeichnen, daß die Einführung der Eismaschinen, in denen das Eis mittels reinen Wassers erzeugt wird, uns dieses unentbehrliche Genußmittel in reiner Beschaffenheit zugänglich gemacht hat.

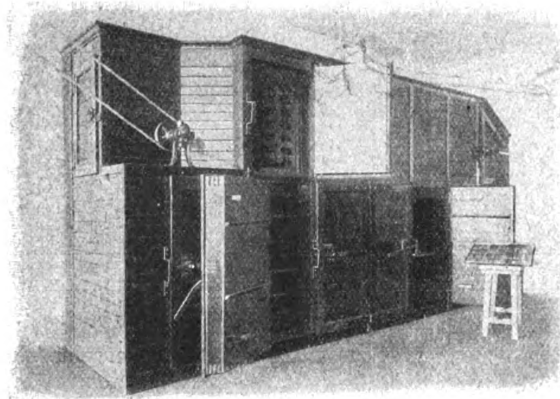
In vielen Fällen geht man heute so weit und stellt das Eis aus destilliertem Wasser, also in chemisch reiner und kristallklarer Beschaffenheit her. Große Spitäler wurden deshalb in neuerer Zeit durchweg mit Eismaschinen versehen,



Kühlraum für Wurst. Ausführung von der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen A. G., Wiesbaden.

um das für die Hygiene so hochwichtige Eis stets rein und ausreichend zur Verfügung zu haben.

Aber auch in unseren Haushaltungen hat sich das Kunsteis mehr und mehr Eingang verschafft und dürfte das Natureis, dessen gänzliche Abschaffung als Genußmittel schon von vielen hohen ärztlichen Autoritäten als ein erstrebenswerter hygienischer Fortschritt bezeichnet wurde, mit der Zeit dort gänzlich verdrängen.



Schokoladenkühlschrank. A. Borsig in Tegel.

Eine Errungenschaft der neueren Zeit ist die Einführung der Kältemaschinen in unsere Schlachthöfe und Markthallen, und man darf wohl behaupten, daß diese Einrichtung als ein großer Fortschritt in den auf die Verbesserung des Gemeinwohls gerichteten Bestrebungen der Stadtgemeinden betrachtet werden muß. Angeregt durch das Beispiel großer amerikanischer Exportschlächtereien, in denen bereits seit Jahren enorme Quantitäten frisch geschlachteten Fleisches in künstlich gekühlten Hallen aufbewahrt und vor dem Verderben geschützt werden, hat man die Einrichtung solcher Kühlhallen auch für unsere Schlachthäuser in Erwägung gezogen und, den hohen Wert derselben erkennend, solche in größeren Städten zur Ausführung gebracht.

In jüngster Zeit werden auch die Markthallen mit Kühleinrichtungen versehen, um Fleisch, Wild, Geflügel, Butter, Gemüse, Delikatessen usw. konservieren und frisch erhalten zu können.

Die innere Einrichtung dieser Kühlräume ist die gleiche wie diejenige der Schlachthauskühlräume, indem hier wie dort der Kühlraum in eine Anzahl einzeln verschließbarer Abteilungen eingeteilt ist, welche an die Händler bzw. Fleischer zu einem entsprechenden Preise vermietet werden.

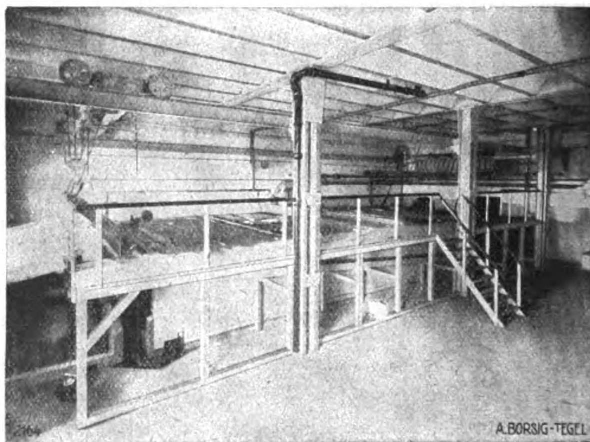
Auch in den kleinen Betrieben der Lebensmittelindustrie hat sich die Kältemaschine schnell Eingang verschafft. Die Schlächtereien und Wurstfabriken suchen sich durch die Aufstellung eigener Kältemaschinen von den großen öffentlichen Kühlhäusern wie auch von der unzweckmäßigen Eiskühlung unabhängig zu machen. Das gleiche gilt für die Butter- und Eierhändler. Die Kühlanlage ist für diese von unschätzbarem Werte, da sie mit ihrer Hilfe von der Jahreszeit unabhängig und in der Lage sind, günstige Konjunkturen auszunützen.

Aehnlich wie in vorgenannten Betrieben liegen die Verhältnisse in den Hotels, in den großen Restaurants und Cafés. Hier handelt es sich um die Kühlung der verschiedenartigsten Nahrungsmittel, wie Fleisch, Fische, Butter, Eier, Obst, Gemüse sowie um die Erzeugung von Gebrauchs- und Speiseeis.

In Molkereien benützt man die Kältemaschine allgemein zur Kühlung von Milch und Rahm, und zwar geschieht diese Kühlung mittels Berieselungskühler, die von gekühltem Süß- oder Salzwasser oder direkt von dem verdampfenden Kältemedium durchströmt werden. Auch die Aufbewahrungsräume für die verschiedenen Molkereiprodukte, wie Butter, Milch, Rahm, Käse usw., werden künstlich gekühlt.

Eine Vereinigung der vorgenannten Anlagen finden wir in den mehr und mehr entstehenden Kaltlager- oder Kühlhäusern. Solche Anlagen müssen mit allen erforderlichen, gut erprobten Kühleinrichtungen versehen sein, um den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Unter die Kaltlager- und Kühlhäuser kann man auch die oft sehr bedeutenden Kälteanlagen in Warenhäusern rechnen, da dieselben für die verschiedensten Waren Verwendung finden. Besonderes Interesse bringt man jetzt der Kaltlagerung von Pelzen entgegen. Die Konservierung der Pelze durch Kälte ist nicht nur das einfachste und billigste Verfahren, sondern es hat auch noch den Vorteil, daß der Pelz viel länger seinen Glanz und sein gutes Aussehen behält als bei jeder anderen Methode.

Mit Erfolg wendet auch die technische Wissenschaft die Kältemaschine an, so z. B. bei der Materialuntersuchung, insbesondere der Prüfung von Baumaterialien, um das Verhalten derselben bei wechselnder Temperatur, wiederholtem Gefrieren und wieder Auftauen festzustellen, oder um die Abnahme der Druckfestigkeit von Bausteinen und Beton, welche der Nässe ausgesetzt sind und wiederholt unter dem Gefrierpunkt abgekühlt werden, zu studieren.



Eisgenerator auf dem städt. Schlachthof zu Offenbach a. M.
Ausgeführt von A. Borsig in Tegel.

Zur Verwendung der Kältemaschine in der Industrie übergehend, müssen vor allen die Schokoladenfabriken erwähnt werden, da in diesen Kältemaschinen schon seit langer Zeit eingeführt sind.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

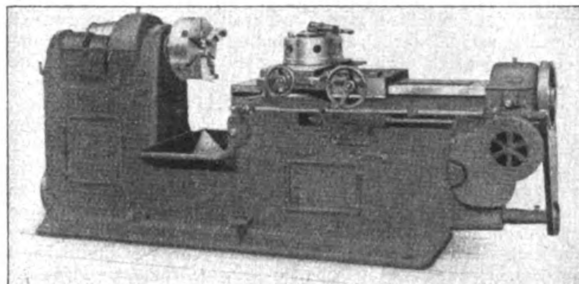
Technische Woche

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Die Vorzüge der Gleichstrom-Dampfmaschine. Die letzten zehn Jahre haben gezeigt, daß die Kolbendampfmaschine in den meisten Fällen noch immer die wirtschaftlichste Betriebsmaschine ist. Die Kolbenmaschine kann aber nur dann den Wettbewerb erfolgreich aufnehmen, wenn entweder ihr Dampfverbrauch oder ihr Platzbedarf und schließlich ihre Wartung zu verringern bzw. zu vereinfachen war. Vereinzelte Firmen bauten wieder wie früher speziell Einzylindermaschinen, jedoch für hohe Dampftemperaturen, hatten jedoch wieder mit den alten Schwierigkeiten zu rechnen. Es entstehen im Zylinder bei der großen Differenz der Temperaturen des einströmenden und des verbrauchten Dampfes so große Niederschläge, daß eben die Verbrauchsziffern nicht so günstige werden konnten wie bei Verbund- oder Dreifach-Expansionsmaschinen, da bei diesen Maschinen die erwähnte Temperaturdifferenz in jedem Zylinder etwa nur die Hälfte oder ein Drittel beträgt. Bei einer Einzylindermaschine, die mit Heißdampf von 300° C und Kondensation arbeitet, beträgt diese Temperaturdifferenz 250° C, da der Abdampf eine Temperatur von etwa 50° C hat. Wenn diese Maschine nun mit 150 Touren arbeitet, so werden also die Zylinderwände in einer Minute abwechselnd 150 mal von einem 300 Grad heißen und 150 mal von einem 250 Grad kälteren Dampfstrom bespült. Es ist also erklärlich, daß dadurch jedesmal eine beträchtliche Wärmemenge verloren geht. Da trat Professor Stumpf vor mehreren Jahren für eine Bauart ein, bei welcher der Richtungswechsel des Dampfes vermieden werden sollte, und welche man deshalb mit dem Namen „Gleichstrom-Dampfmaschine" bezeichnete. Die Anwendung des neuen Strömungsprinzipes soll den Hauptübelstand der „Wechselstrom"-Maschine, die großen Niederschläge, vermeiden und ferner einfachere Bauweise gestatten. Probemaschinen, die von ersten Maschinenfabriken ausgeführt wurden, ergaben tatsächlich Dampfverbrauchsziffern, die denen vorzüglicher Verbundmaschinen gleichkamen. Infolgedessen widmete bald die Mehrzahl der Dampfmaschinenfabriken dieser Neukonstruktion ihre Aufmerksamkeit. Heute betreiben etwa 40 Firmen in Europa deren Bau. Zurzeit befinden sich diese Maschinen mit etwa 1 Million Pferd im Betrieb bzw. im Bau.

Werkzeug und Maschinenbau.

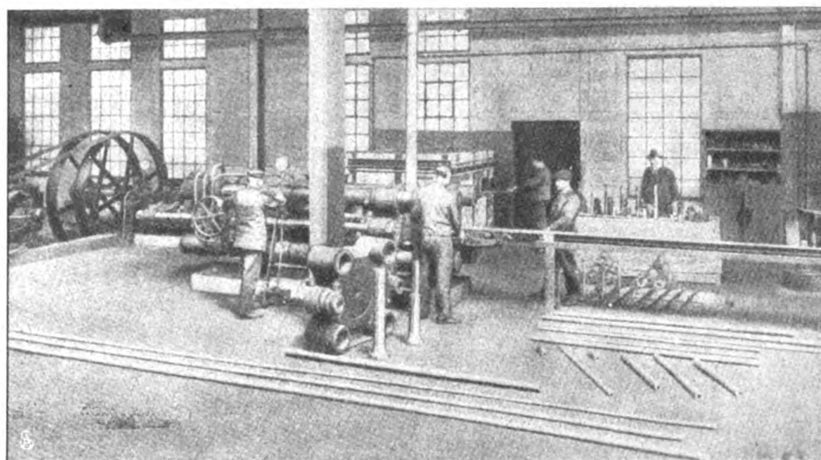
Bohrdrehbänke. Das Bedürfnis, Löcher bei größter Genauigkeit billig herzustellen, hat zur Konstruktion der Bohrdrehbänke geführt. Die Abbildung oben zeigt eine solche Maschine der Maschinenfabrik Schubert & Salzer, A.-G., Chemnitz, der größeren Bauart. Bei größter Genauigkeit (1 : 100 mm) werden die Löcher auf diesen Bohrdrehbänken außerordentlich billig, sauber und ohne Schönheitsfehler hergestellt. Die Bohrdrehbänke gehören darum zu den Maschinen, die bahnbrechend für moderne Arbeitsverfahren geworden sind. Die Bohrdrehbänke lassen sich aber nicht nur bei Herstellung größerer Posten gleicher Arbeitsstücke ausnützen. Selbst bei Bearbeitung einzelner Werkstücke und Anfertigung besonderer Aufspannvorrichtungen stellen sich in vielen Fällen die Herstellungskosten niedriger als auf den bekannten Hilfsmaschinen. Bei größeren Posten gleicher Arbeitsstücke erhöht sich naturgemäß die Rentabilität der Bohrdrehbänke wesentlich, da die Einrichtungskosten dieselben bleiben. Die Verwendung dieser Maschinen wird stets eine Normalisierung der Maschinenteile zur Folge haben und dadurch eine wirtschaftliche Ausnutzung der Werkzeuge gewährleisten.



Bohrdrehbank
von Schubert & Salzer, Maschinenfabrik A.-G., Chemnitz.

Metalltechnik.

Das Warmpressen bildsamer Metalle. Während man die weichen Metalle Blei und Zinn bereits am Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch Warmpressen vorteilhaft zu Stangen, Röhren und Leisten umformen konnte, war die Anwendung dieses Verfahrens auf die Verarbeitung der in der Rot- und Weißglut bildsamen Metalle, wie Kupfer, Messing, Deltametall usw. noch nicht gelungen. Erst die eingehenden Versuche, die Alexander Dick, der Erfinder des Deltametalls, über das Verhalten der genannten Stoffe unter einem hohen Druck und bei hoher Temperatur Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts anstellte, zeigten nach einem Bericht der Werkstatts-Technik, daß man auch diese Stoffe mittels des Warmpreßverfahrens behandeln könne, doch galt es noch, verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden. Bekanntlich besteht das Verfahren darin, daß das heiße bildsame Metall mittels sehr hohen Druckes durch eine entsprechende Form gepreßt und so zu dem gewünschten Gegenstand umgestaltet wird. Während nun aber Blei und Zinn bei verhältnismäßig niedriger Temperatur (120 Grad) gepreßt werden, sind zum Pressen von Kupfer und ähnlichen Metallen Temperaturen bis 950 Grad und 1000 Grad erforderlich. Nachdem einmal die Vorzüge des neuen

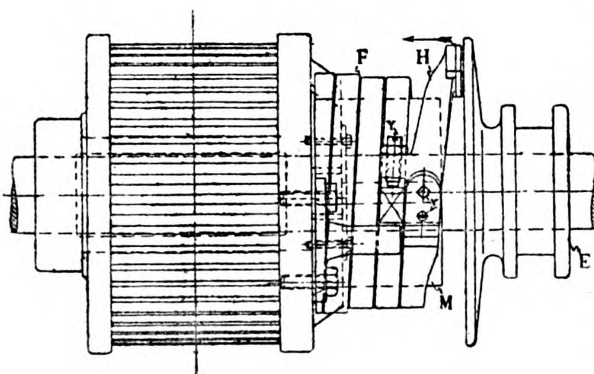


Metallpresse im Betrieb.

Verfahrens erkannt worden waren, wurde es bald weiter ausgestaltet. Anstatt das Metall flüssig in die Presse zu geben, wurde es in Blöcke gegossen, die hocherhitzt in die Presse eingesetzt wurden. Dadurch wird die zum Erstarren des Metalls in der Presse nötige Zeit gespart und die Leistungsfähigkeit der Presse beträchtlich erhöht. Die Pressen wurden bedeutend vervollkommnet; für die Widerstandsfähigkeit des Preßzylinders und Stempels wurde durch Verwendung zweckentsprechender Baustoffe gesorgt. Zum Erhalten der Temperatur des zu pressenden Metalls wurde der Preßzylinder mit einem Mantel umgeben und durch eine eigens für diesen Zweck vorgesehene Feuerung erwärmt. In kurzer Zeit bildeten sich verschiedene Pressenausführungen aus, doch trat bald neben der Dickschen Presse die von der Firma Friedr. Krupp A.-G. Grusonwerk in Magdeburg-Buckau ausgeführte Presse in den Vordergrund. Die Vorteile des Warmpressens im Vergleich zu dem vorher ausschließlich verwendeten Ziehverfahren, wie die genannte Zeitschrift schreibt, sind im wesentlichen folgende: Beim Ziehen hängt die zu erzielende Verjüngung des Metallblocks von der Ziehbarkeit des betreffenden Metalls ab, die bei den einzelnen Metallen verschieden und im allgemeinen nicht groß ist. Infolgedessen muß die Verjüngung des gegossenen Blockes durch Anwendung nacheinander folgender und immer kleiner werdender Ziehringe herbeigeführt werden, wodurch der Arbeitsvorgang entsprechend dem Verjüngungsverhältnis eine bestimmte Zeit dauert. Dies wird durch Pressen bedeutend abgekürzt, weil die Verschiebung des Werkstückes durch die Form (Ziehring-Preßring) mittels Druckes geschieht, wodurch es ermöglicht wird, die gesamte Verjüngung mittels einmaligen Durchganges zu erreichen. Der Kraftaufwand ist hierbei natürlich bedeutend höher als beim Ziehen, und das in Rede stehende Verfahren kann deshalb für weiche Metalle oder für durch starke Erhitzung bildsam gemachte Metalle und Legierungen zur Anwendung kommen. Das Warmpressen eignet sich für alle Metalle und Legierungen, die im heißen Zustande bildsam sind; nicht nur die bildsamsten, wie Aluminium, Messing, Zink usw., sondern auch weit härtere als diese können mit Vorteil auf diesen Pressen verarbeitet werden.

Werkstattechnik.

Zur Frage der Momentausrückung. Als eine zuverlässige Konstruktion für Momentausrückung an Werkzeugmaschinen und Transmissionen kann die Schrauben-Feder-Reibungs-Kuppelung „Triumph", die von der Firma Louis Schwarz & Co. A.-G. in Dortmund hergestellt wird, angesehen werden. Sie besteht in der Hauptsache aus einer starken spiralförmigen Stahlfeder F (siehe Abbild.), welche



beim Einrücken der Kuppelung sich so fest um die rotierende Welle legt, daß sie infolge der Reibung mitgenommen wird, wodurch dann auch das mit ihr verbundene Zahnrad (Riemenscheibe, Welle etc.) an der Drehung teilnimmt. Das Einrücken geschieht durch seitliche Verschiebung der Einrückscheibe E, wobei durch Vermittlung des um X drehbaren Hebels H der vordere Gewindegang der Feder sich spannt, d. h. fest um die Welle legt; bei weiterem Drehen legen sich dann auch die übrigen Windungen fest an, und die Verkuppelung ist hergestellt. Schon hier ist ersichtlich, daß das Aus- und Einrücken selbst bei großen und vollgeladenen Walzen vollständig stoßfrei erfolgt. Was das bedeuten will, weiß jeder Aufsichtsbeamte, der häufig die besorgte Miene der Betriebsleiter beobachten kann, wenn er diese bei den Betriebsrevisionen um die Vorführung der Ausrückvorrichtung ersucht; bei vielen minderwertigen Kupplungskonstruktionen ist das Aus- und Einrücken eben mit solchen Stößen verbunden, daß Brüche von Zähnen, Klinken, Hebeln an der Tagesordnung sind. Hiernach bedarf es keines weiteren Beweises dafür, daß die Schwarzsche Kuppelung für die Gummi- und Zelluloidindustrie eine wichtige Schutzvorrichtung darstellt, und daß es durchaus zu wünschen wäre, wenn sie dort mehr als bisher bekannt würde. Wegen ihres sehr geringen Raumbedarfes läßt sich die Kupplung übrigens fast überall an Stelle von alten Kupplungen einbauen.

Bohrtechnik.

Tiefbohrverfahren nach System Raky. Der Erforschung des Bodens, der an vielen Orten unserer Erde Naturschätze von großem Werte in sich birgt, bringt man schon seit vielen Jahrhunderten ein ganz besonderes Interesse entgegen; zu keiner Zeit entdeckte man an so zahlreichen Stellen Petroleum, Kohle oder sonstige Bodenschätze, als gerade in den letzten Jahrzehnten. Ueberall sind große Gesellschaften entstanden, welche sich mit dem Auffinden, Erschließen und mit der Ausbeutung neuer Bodenschätze beschäftigen. Eine derartige Entwicklung wäre aber ganz undenkbar gewesen, wenn in der Tiefbohrtechnik nicht so staunenswerte Erfolge zu verzeichnen gewesen wären. Mit verhältnismäßig einfachen Mitteln und mit nicht allzu hohen Kosten lassen sich heute zum Zweck der Bodenerforschung oder behufs Wassergewinnung Bohrlöcher von außerordentlicher Tiefe herstellen. Ganz besondere Verdienste um die Entwicklung der Bohrtechnik erwarb sich nach der Zeitschrift „Handel und Industrie" Anton R a k y, der zur Verwertung seiner wichtigsten Verbesserungen und Erfindungen im Jahre 1895 die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz (Rheinl.) ins Leben rief. Diese Gesellschaft ist heute das größte und bedeutendste Bohrunternehmen Europas und besitzt in allen Teilen der Welt Tochtergesellschaften, die mit großem Kapital arbeiten. Das von dem Gründer der Erkelenzer Bohrgesellschaft angegebene Bohrverfahren stellt ein kombiniertes System dar, und zwar wird dabei in den oberen Teufen im allgemeinen mit Spül-Schnellschlag, in den tieferen oder genauer zu untersuchenden Schichten dagegen mit Diamantbohrern gearbeitet. Das System Raky bietet außerdem noch den Vorteil, daß auch Freifall, Kernstoßbohrung oder Trockenbohrung angewendet werden können. Bei der von Raky konstruierten Spülschnellschlag-Vorrichtung wird ein federnd belagerter Bohrschwengel in der Weise angewandt, daß der ideale Drehpunkt des Schwengels bei der Aufwärtsbewegung nach dem Schwengelkopfe zu, bei der Abwärtsbewegung nach dem Ende zu wandert. Infolge der Wirkung der eingeschalteten Feder wird ein elastischer Schlag und ein Ausgleichen der im Gestänge auftretenden Schwingungen erzielt. Dabei ist der Schlag des Meißels kurz und scharf und der Bohrfortschritt äußerst groß. Auf diese Weise können im lockeren Gebirge Leistungen bis zu 200 m in 24 Stunden erreicht werden. Das Nachlassen des Gestänges erfolgt mittels patentierter Sprungschlüssel, die das Anbohren ganzer Gestängezüge ermöglichen.


Meißel für Spülbohrung.

Röhren-Technik.

Schutzhülsen für die Röhren von Rauchröhrenkesseln. In sehr vielen Dampfkesselbetrieben gibt das Undichtwerden der Rohre von Rauchrohrkesseln Veranlassung zu unaufhörlichen, mit Betriebsstörungen und großen Kosten verbundenen Reparaturarbeiten. Die Rohre der Rauchrohrkessel, kombinierten Flammenrohr- und Rauchrohrkessel, Fairbairnkessel, Lokomobilkessel, Schiffskessel usw. werden bekanntlich in den Kesselstirnwänden durch Einwalzen befestigt, und gerade an diesen Einwalzstellen treten Undichtigkeiten nur zu leicht auf. Das erklärt sich daraus, daß diese Stellen, an denen die dünnwandigen Rohre in den um das siebenfache stärkeren Stirnwänden (nach Abb. 1) befestigt sind, von den Flammen direkt getroffen werden, also recht hohen Temperaturen ausgesetzt sind. Während aber die dünnwandigen Rohre an den Stellen, an denen sie vom Wasser umspült sind, die ihnen durch Flammen und Heizgase zugeführte Wärme leicht an das Wasser abgeben, können sie das an den Einwalzstellen, an denen sie vom Material der Stirnwand umgeben sind, nicht in dem wünschenswerten Maße. Die Folge davon sind Wärmestauungen und Temperaturspannungen an den Einwalzstellen, Rohre und Stirnwand erleiden infolge ihrer stark verschiedenen Wandstärken verschieden starke Ausdehnungen und Zusammenziehungen durch die Wärme, das Rohr lockert sich in der Wand, „es fängt an zu arbeiten", wie der Ausdruck des Dampfkesselpraktikers lautet, und die Undichtigkeit ist fertig. Diese kann nur durch erneutes Einwalzen bzw. Nachwalzen der Rohre beseitigt werden. Einmal wird aber durch dieses Nachwalzen, wobei immer der Kessel außer Betrieb gesetzt werden muß, die Ursache des Übels nicht beseitigt, so daß bald wieder Undichtigkeiten auftreten, dann aber leiden die Rohrenden auch durch öfteres Nachwalzen derart, daß sie bald erneuert werden müssen. Die von der Firma Gustav Schlick, Dresden, hergestellten Schutzhülsen für Rauchrohre (Abb. 1) suchen nun die Ursache des Undichtwerdens der Einwalzstellen dadurch zu beseitigen, daß sie diese Stellen möglichst gegen die direkte Einwirkung der Flammen und Heizgase schützen, so daß größere Temperaturschwankungen an diesen Stellen vermieden werden und die dennoch auftretenden Spannungen zwischen Rohr und Stirnwand sich allmählich ausgleichen können, ohne zu einer Lockerung des Rohres zu führen. Die

Abb. 1.

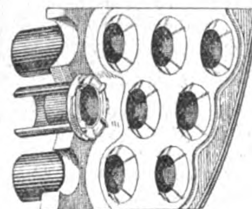


Abb. 2.

durch Deutsches Reichspatent geschützten Schutzhülsen, die sich in zahlreichen Kesselbetrieben schon bestens bewährt haben, bestehen aus hitzebeständigem Tiegelstahl. Ihr rohrförmiger Ansatz, dessen Durchmesser um einige Millimeter kleiner ist als der Rohrdurchmesser, wird außen mit einer dünnen Schicht von feuerfestem Mörtel bestrichen und dann in das Rohr eingeschoben, bis der Kopf der Hülse auf der Stirnwand aufsitzt. Dann wird der sich zwischen dem Stutzenende und der inneren Fläche des Rohres bildende Winkel mit feuerfestem Mörtel ausgeschmiert, und alle an den und zwischen den Hülsenköpfen befindlichen Hohlräume werden ebenfalls mit diesem Mörtel ausgefüllt, so daß eine glatte Fläche gebildet wird, wie Abb. 2 ver-

anschaulicht. Nach dem Trocknen des Mörtels kann der Kessel wieder in Betrieb genommen werden. Flammen und Heizgase kommen dann nicht mehr direkt mit den Rohrenden und den diese aufnehmenden Teilen der Stirnwand in Berührung und können ihre verderbliche Wirkung an dieser empfindlichen Stelle nicht mehr ausüben: das Lecken der Rohre hört auf. Der geringe Preis dieser Schutzhülsen kommt gegenüber den durch undichte Einwalzstellen entstehenden Reparaturkosten — ganz abgesehen von den Betriebsstörungen — gar nicht in Betracht.

Werkzeugmaschinenbau.

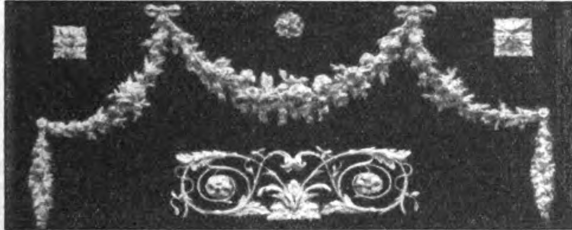
Nuten- und Langlöcher werden im Maschinenbau schon seit jeher verwendet, dieselben sind ebenso nötig wie die Schrauben u. dgl. Die Nuten wurden früher mit den unvorteilhaftesten Werkzeugen hergestellt. Mit der Zeit kamen auch einige Spezial-Maschinen auf den Markt. Diese Maschinen konnten jedoch nichts Bedeutendes leisten, da es keine richtigen Werkzeuge für dieselben gab. Der seit Jahren bekannte und inzwischen bedeutend verbesserte Hanseat-Nuten- und Keillochfräser, D. R. P. und Ausl. Pat. angem., hat diesem Übelstande mit einmal abgeholfen. Die Fa. Grosset & Co., Hamburg, die sich der Vervollkommnung und der einwandfreien Herstellung dieses Spezialwerkzeuges besonders gewidmet hat, erzielte infolgedessen auch ganz bedeutende Erfolge. Die gesammelten Erfahrungen werden den Interessenten bereitwilligst mitgeteilt. Es ist deshalb allen denjenigen zu empfehlen, die Nuten- und Keil- oder Landlöcher in ihrem Betriebe herstellen, die neuesten Drucksachen von genannter Firma einzufordern.

Stuckfabrikation.

Durchbrochener Stuck. Durch die Erfindung des durchbrochenen Stucks, das Verdienst des Herrn Professors Alb. Lauermann in Detmold, ist eine völlige Umwandlung in der Stuckfabrikation mit ungeahnten Verwendungsmöglichkeiten dieses bildsamen Materials hervorgerufen worden. Die Fabrikate der Firma Lauermann haben sich in den 21 Jahren des Bestehens der Firma einen unbestrittenen Weltruf erworben. Selbst in Frankreich, wo es kaum noch gelungen ist, einen deutschen kunstgewerblichen Artikel einzuführen, werden Stuccolindekorationen dem heimischen Fabrikat Carton-pierre vorgezogen und in großer Menge verwendet. Bei dem Erzeugnis Stuccolin ist das Relief von der fesselnden Grundplatte befreit und erscheint als etwas Selbständiges, Unabhängiges; die Putzfläche bleibt bei der Anbringung der Ornamente vollkommen unverletzt. Nehmen wir ein Stuccolinornament in die Hand, so erstaunen wir über die große Leichtigkeit und Biegsamkeit bei größter Widerstandsfähigkeit; schlankes Blatt- und Rankenwerk ist elastisch gearbeitet, so daß Beschädigungen selbst bei weiten Transporten ausgeschlossen sind; ebenso ist die Gußmasse widerstandsfähig gegen Feuchtigkeit und klimatische Einflüsse, so daß Stuccolindekorationen in hervorragender Weise für den Export geeignet sind. Stuccolinornamente werden zu den mannigfaltigsten Dekorationszwecken verwendet; in erster Linie als Schmuck für Decken und Wände, dann zur Ausstattung für Salondampfer, als Möbelverzierungen, als billiger Ersatz für Holzschnitzerei, zur Dekoration von Schaufenstern, als Zimmerschmuck (Vasen, Jardinieren, Heizkörperverkleidungen), als plastische Reklameplakate und als Ornamente in galvanoplastischer



Ausführung. In letzter Zeit ist es gelungen, die an sich schon harte und widerstandsfähige Stuccolinmasse noch bedeutend härter herzustellen und so eine Carton-pierre-Ersatzmasse zu schaffen, deren Anwendung sich für alle plastischen Ornamente empfiehlt, welche von denkbar größter Härte sein sollen, z.B. für Möbelverzierungen, kunstgewerbliche Gegenstände, und namentlich für Bilder- und Photographierahmen, welche die Firma Lauermann in allen gewünschten Größen nach eigenen und fremden Entwürfen in hervorragender Ausführung liefert. Auch auf dem Gebiete des Kunstsandsteins hat es die Firma Lauermann zu hervorragender Bedeutung gebracht. Der von ihr fabrizierte Kunstsandstein Pietranova ist durchaus wetter-



beständig und von enormer Härte. Dabei gestattet das Material die steinhauermäßige Bearbeitung, so daß das fertige Werkstück den Charakter einer aus dem Stein herausgehauenen Skulptur macht. Im übrigen unterscheidet sich Pietranova durch nichts von dem echten französischen Kalkstein; es kann jede beliebige Struktur und jede, dem Naturstein eigene Färbung ohne Anwendung irgendwelcher Farbmittel erreicht werden. Der Kunststein ist aber auch um 50 Prozent billiger als das natürliche Material und bedeutend leichter als dieses. Pietranova eignet sich vorzüglich zur Herstellung von Kaminen, Brunnen, Gartenskulpturen, Grabdenkmälern und Altar- und Kanzelanlagen, wie dies zahlreich bereits ausgeführte Arbeiten beweisen; auch werden ganze Fassaden in diesem Material zur Ausführung gebracht. Eine dem Kunstsandstein ähnliche Ausführungsart ist die Hartsteinmasse, welche jedoch nicht wetterfest ist und daher speziell nur für Innenarchitektur (Säulen, Vasen, Kamine usw. in Frage kommt. Die Dekorationsstücke werden in Steinimitation mit oder ohne Tönung geliefert. Die Kataloge der Firma Lauermann bieten eine große Auswahl geschmackvoller Muster, wobei erwähnt sein mag, daß besonders die französischen Stilarten gepflegt werden.



Geschäftliche Notizen.

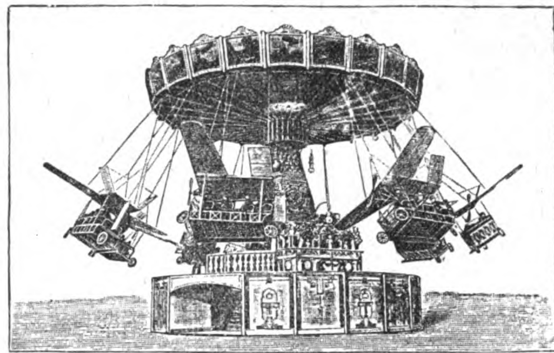
Unweit Hamburgs, an der Bahnstrecke nach Berlin, liegt die freundliche Stadt Bergedorf, inmitten einer reizenden, waldreichen Umgebung, aus welchem Grunde das Städtchen zu einem beliebten Ausflugsorte der Hamburger geworden ist. — Aber auch weiteren, vornehmlich landwirtschaftlichen Kreisen Deutschlands, ja der ganzen Welt, ist der Name Bergedorf bekannt. Diesen Ruf verdankt Bergedorf dem nach der Stadt benannten „Bergedorfer Eisenwerk", dessen Fabrikate, eingeführt unter dem Namen „Astra", in allen Milchwirtschaft treibenden Ländern infolge ihrer gutdurchdachten, technisch vollkommenen Konstruktion und solidesten Arbeitsausführung allgemein verwendet und hoch geschätzt sind. — Als älteste Spezialfabrik, im Jahre 1859 gegründet, — eng ver-



knüpft mit der Entwicklung der Milchwirtschaft — beschäftigt das Werk zurzeit über 1500 Personen und unterhält 11 eigene Filialen auf dem Kontinent, ist somit die weitaus größte Sonderfabrik der Branche. — Die weltbekannte Firma, deren Werkstätten mit allen bewährten technischen Neuheiten ausgerüstet sind, beschäftigt sich mit dem Bau und der Einrichtung milchwirtschaftlicher Betriebe aller Art, vom kleinsten Handbetriebe bis zu den Maschinenbetrieben größten Umfangs. Ein anderes Tätigkeitsfeld dieser erstklassigen Maschinenfabrik liegt auf kältetechnischem Gebiet. Die Astra-Eis- und Kühlmaschinen haben in der gemäßigten Zone sowohl als auch in den Tropen ihre Brauchbarkeit in jeder Hinsicht bewiesen. Nahezu 3000 komplette Molkereien nur für Kraftbetrieb, in allen Teilen der Welt sind aus den umfangreichen Bergedorfer Werkstätten hervorgegangen, darunter sämtliche Universitäts- und Hochschulanlagen Deutschlands, die Versuchsstationen in Kiel, Weihenstephan, Königsberg i. Pr. und Wangen, ferner die als vorbildlich anerkannten großen städtischen Milchversorgungsanstalten Chemnitz, Kassel, Lübeck, Königsberg i. Pr., Magdeburg, Helsingfors, Petersburg und Budapest, die Erzherzogliche Zentralmolkerei Pelmonostor in Ungarn usw., deren jede einzelne den Ruf der Astra-Fabrikate befestigte.

Ein Flugmaschinen-Karussell der Firma Josef Hübner, Neustadt a. Orla, Thür. In unserer nie rastenden Zeitepoche kommt alltäglich eine Erfindung nach der anderen, und ein unaufhaltsames Streben nach vorwärts bringt fortlaufend neue Ueberraschungen. Aber nicht nur auf den Gebieten der Industrie und des Alltagsbedarfs, sondern auch auf dem Gebiet der Volksbelustigungen werden immer Neuheiten auf den Markt gebracht, die, mit dem Geist der Zeit Hand in Hand gehend, dem Publikum immer neues Vergnügen bereiten und den Unternehmern neue Erwerbsquellen erschließen. Durch diesen nie ruhenden Fleiß ist der einstige Schaustellerstand zu einer Höhe gelangt, die auch große Unternehmer veranlaßte, sich an den Geschäften zu beteiligen. So gibt es heutzutage eine ganze Anzahl Aktiengesellschaften, die sich diesen neuen Erwerbszweig zunutze machen. Gegenstand unserer heutigen Betrachtung ist ein Flugmaschinen-Karussell von der weltbekannten Karussellfabrik Josef Hübner in Neustadt a. Orla, Thür. Dasselbe stellt ein Karussell mit Flugmaschinen vor, das gegenwärtig, da jedermann Interesse an dem Fliegen

findet, auf allen Vergnügungsplätzen, Parks usw. den größten Schlager bildet. Wie aus der Abbildung ersichtlich, haben die Fahrzeuge trotz der für die Besatzung nötigen großen Sitzfläche doch die einer Flugmaschine sehr ähnliche Form, und besonders die Tragflächen haben die den natürlichen Abmessungen entsprechende Größe. Dieser Anordnung stellten sich anfangs große Schwierigkeiten entgegen, da die Tragflächen der Passage des Publikums hinderlich waren. Der Firma Josef Hübner ist es aber gelungen, diesen Übelstand zu beseitigen, und durch ihre patentamtlich geschützte Erfindung war es möglich geworden, die heutige Type herzustellen. Ein solches Karussell faßt in voller Fahrt 80—90 Personen und kann in der Stunde 25—30 Touren fahren, bzw. soviel mal neu besetzt werden. Dadurch wird bei verhältnismäßig wenig Unkosten ein hoher Verdienst gesichert. Da auch der Anschaffungspreis nicht allzu hoch ist, so wird sich wohl selten ein Kapital derart hoch verzinsen wie bei einem solchen Unternehmen. Die Firma Josef Hübner in Neustadt a. Orla betreibt speziell die Fabrikation und den Export von Karussells jeder Art und Größe. So steht unter anderen ein Riesenrad von großen Dimensionen in dem Belustigungspark zu Buenos Aires, das anläßlich der dortigen Weltausstellung 1910 von ihr geliefert wurde, und auch den Besuchern der vorjährigen Hygiene-Ausstellung in Dresden dürften die von derselben Firma erbauten Teufelsräder, die



sie in großer Zahl auch anderwärts geliefert hat, sowie das erste Fliegerkarussell in Erinnerung sein. Auf der Berliner Fachausstellung 1911 für Schaustellungen und verwandte

Branchen stellte die Firma Karussellpferde und Zubehörteile in vollendetster Form und Ausführung aus und erhielt die goldene Medaille. Wir machen auf die Annonce dieser Firma im Inseratenteil aufmerksam.

Aus der Klavier-Industrie. Zu einer Zeit, da man in den heutigen Zentren der Klavier-Industrie Leipzig, Berlin, Stuttgart usw. noch kaum an den Bau von Klavieren dachte, wurden in dem damals eigentlich nur dem Handel ergebenen Hamburg schon Flügel und Pianos hergestellt. Noch heute trifft man Instrumente an, welche in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hier in Hamburg gebaut wurden, und zwar hauptsächlich die damals so sehr beliebten Tafel-Klaviere. Die meisten Werkstätten, aus denen diese Instrumente hervorgegangen sind, existieren jetzt nicht mehr. Eine der wenigen Firmen aus der damaligen Zeit, die auch heute noch Klaviere bauen, ist die Pianoforte-Fabrik M. F. Rachals & Co., die älteste am hiesigen Platze. Sie wurde im Jahre 1832 gegründet und beschäftigt heute über 100 Arbeiter. Infolge der eigenartigen Verhältnisse Hamburgs, welches erst vor relativ kurzer Zeit in das deutsche Zollgebiet aufgenommen wurde, war die Firma M. F. Rachals & Co. außer auf den Vertrieb in der eigenen Stadt hauptsächlich auf überseeische Absatzgebiete angewiesen. Ihre Instrumente, die speziell für überseeische Plätze konstruiert werden, haben sich heute Weltruf erworben. Es handelt sich hier nicht nur darum, daß die Klaviere durch ihre besondere Konstruktion des Gehäuses, des Resonanzbodens, der Mechanik, der Klaviatur usw. den schädlichen Einflüssen der tropischen Klimate erfolgreich Widerstand leisten können, sondern auch die Transportverhältnisse in derartigen Gebieten müssen berücksichtigt werden. So gehört es zu den Spezialitäten der Firma M. F. Rachals & Co., Pianos zu konstruieren, welche auseinandergenommen und in mehreren leichten Kisten, die sich für Maultier-Transport eignen, verpackt werden können. Ueberhaupt folgt das Haus M. F. Rachals & Co. dem speziell für den Übersee-verkehr zutreffenden Wahlspruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Die ungeheure Mannigfaltigkeit in den Erzeugnissen erstreckt sich nicht nur auf das Aeußere, sondern auch auf die Bauart des Instruments selbst. Wir erwähnen die Rachals-Kinder-Pianos, welche besonders zum Gebrauch für kleine schwache Kinderhände geeignet sind, und ferner die Rachals-Transponier-Pianos, mittels welcher das Transponieren eines Musikstückes von einer Tonart in eine andere auf mechanischem Wege mit Leichtigkeit ausgeführt werden kann. In neuester Zeit hat die Firma M. F. Rachals & Co. auch den Klavierspiel-Apparat aufgenommen. Die Rachals-Triumphola-Pianos (wie diese mit eingebautem Klavierspiel-Apparat versehenen Klaviere genannt werden) haben sich vermöge ihrer vorzüglichen Qualität und unübertrefflichen Haltbarkeit ebenfalls schnell in den verschiedensten überseeischen Ländern eingeführt."

Kohlensparer. Nichts als sparen und sparen hört man in der Küche; dieses Wort ist so geflügelt, daß man vor lauter Sparen gar nicht beobachtet, daß an der falschen Stelle gespart wird und es ist auch nicht so leicht, die richtigen Punkte stets zu treffen, wo die Sparsamkeit einsetzen muß. Am Feuer kann man nicht sparen, man muß es haben, heißt es allgemein und dies trifft ja auch zu, hier kann höchstens durch Unverstand oftmals natürlich sehr viel Brennmaterial verschleudert werden, aber gegen Dummheit da kämpfen ja schließlich die Götter vergebens, am Feuermaterial kann aber trotzdem sehr viel gespart werden und selbst gegenüber unverständiger Materialverschwendung gibt es immer noch Mittel und Wege, um dieser zu begegnen. Im Laufe der Jahre sind sowohl an den Oefen wie bei den Herdfeuerungen ganz bedeutende Verbesserungen eingeführt worden, welche auch vielfach eine Ersparnis des Brennmaterials herbeiführten, aber immerhin sind dieselben jedenfalls nicht so hervorragend, daß man direkt deren Ersparnis sofort beobachten kann, sondern erst in geraumer Zeit läßt sich solche erst fest-

(Fortsetzung siehe Seite 48.)

stellen. Eine sehr gute Erfindung, welche recht große Beachtung findet, ist der Kohlensparer „Heizteufel", welcher von **Bergmanns Industriewerken in Gaggenau** fabriziert wird, denn bei dieser Erfindung wird die Kohlenersparnis geradezu handgreiflich vorgeführt und es läßt sich auch nicht verkennen, daß, so einfach der Apparat aussieht, eine ganz außerordentliche Wirkung hervorgebracht wird, denn die Vorrichtung ist so einleuchtend, daß sie selbst jeder Nichtfachmann sofort erkennen muß. Der Heizteufel kann, wie die Firma mitteilt, sowohl bei jedem Herd, wie bei jedem Ofen ohne jede Montage angebracht werden, indem der Apparat nur unter die Herdplatte auf den Bratofen zu legen ist, und der Preis ist sehr billig, so daß dessen Anschaffung nur empfohlen werden kann.

Die Firma **Ilmenauer Glashüttenwerke, Möller, Jungwirth & Briebel in Ilmenau i. Thür.** liefert als Spezialität Konservengläser in sehr praktischer Ausführung in hoher und niedriger Form und sehr preiswert. Die Gläser können infolge ihrer zylindrischen Form bequem gefüllt und entleert sowie leicht und gründlich gereinigt werden. Außerdem eignen sich die Gläser zur Verwendung für jeden Sterilisier-Apparat und können im Vorratsraum aufeinander gestellt werden. Ferner liefert die genannte Firma Aquariengläser (Fischkasten) in allen Dimensionen, rund und eckig, sowie Hohlglasartikel für chemische, physikalische, photographische und technische Zwecke. Die Lieferungen erfolgen infolge großer Leistungsfähigkeit der Fabrik sehr prompt und wird auf Wunsch ausführliche Preisliste zugesandt.

Metallfadenlampen. Vor etwa acht Jahren begann der Kampf zwischen den sog. elektrischen Kohlefadenglühlampen und den Metallfadenlampen, der zum endgültigen Siege der letzteren geführt hat. Trotzdem die Glühfäden der sogenannten Metallfadenlampen, im allgemeinen aus dem schwerschmelzenden Wolframdraht bestehend, gegenüber den Kohlefadenglühlampen sehr zerbrechlich waren, so konnte der schließliche Erfolg der Metallfadenlampen nicht ausbleiben, da der Stromverbrauch der letzteren etwa nur der vierte Teil desjenigen der Kohlefadenlampen ist. Eine einfache Berechnung ergibt, daß nach etwa 2—300stündiger Brenndauer die teuerere Metallfadenlampe infolge der eintretenden Stromersparnis schon bezahlt war. Immerhin verursachte es vielen Ärger, wenn oft schon nach kurzer Brennzeit ein Defekt der Lampe zutage kam, oder wenn durch unsachgemäße Behandlung ein Zerbrechen der Metallglühfäden veranlaßt wurde. Oftmals war der Prozentsatz an zerbrochenen Lampen beim Versand ein bedeutender, so daß mit einer großen Ersparnis gegenüber den Kohlefadenlampen nicht mehr zu rechnen war. Es lag nun im ernstesten Bestreben der Glühlampentechnik, diese Mängel möglichst bald vollkommen abzustellen, und dies ist auch in glänzender Weise gelungen. Zwei verschiedene Wege führen zum Ziele. Der eine Weg besteht darin, daß man lernte, das an und für sich sehr harte und spröde Wolfram-Metall zur Drahtform umzuwandeln, und der zweite Weg ist der, daß der reine Wolframglühfaden in besonderer Weise bruchfest und stabil gemacht wird. Die Glühlampen mit gezogenem Wolfram-Draht haben im allgemeinen den Nachteil, daß der Draht in kurzer Zeit infolge der physikalischen und chemischen Veränderungen spröde und brüchig wird. Man hat also hier nur mit dem Vorteil zu rechnen, daß die Fäden während des Transportes fest sind, daß sie aber während des Brennens bald ebenso zerbrechlich werden wie die früheren Wolframfäden. Das zweite Verfahren, welches von der Deutschen Glühlampenfabrik, A.-G., in Plauen angewandt wird, beruht darauf, ihren Metallglühfaden, der keiner physikalischen und chemischen Veränderung während des Brennens unterliegt, so fest und bruchsicher zu machen,

daß ein Zerbrechen des Fadens nicht mehr eintreten kann. Das Unzerbrechlichmachen des Fadens geschieht in eigentümlicher und neuartiger Weise und ist zum Patentschutz angemeldet. Die Fabrik garantiert für vollkommen intaktes Ankommen der Lampe, längste Brenndauer und gesteigerte Festigkeit der Faden in der Lampe. Außerdem weist die Ostara-Metall-Draht-Lampe der Deutschen Glühlampenfabrik, A.-G. in Plauen, gegenüber den Metallfadenlampen eine Stromersparnis von 25 Prozent auf. Ein Zerbrechen auch nach mehrhundertstündiger Brennzeit ist unmöglich. Die Lampe bleibt während des Brennens absolut kalt, so daß ein Energieverlust durch strahlende Wärme nicht eintritt. Die Ostara-Draht-Lampe der Deutschen Glühlampenfabrik stellt demnach wohl die größte Errungenschaft und letzte Neuheit auf diesem Spezialgebiet dar.

Die Netzknüpfmaschine der Firma Heidenreich & Harbeck, Hamburg 6, Glashüttenstraße 38, die mehrfach durch deutsche und Auslandspatente geschützt ist, dient zur Herstellung von Fisch- und anderen Netzen respektive netzartiger Gewebe und erzeugt die Knoten reihenweise aus zwei Fadensystemen. Das Garn beider Fadensysteme wird zur Verknüpfung miteinander durch den Mechanismus gleichmäßig schonend in Anspruch genommen; die entstandenen Knoten lassen sich durch gewaltsames Ziehen an den Maschen nicht wieder auflösen oder verschieben. Die Knoten stehen in gleicher Entfernung voneinander und verlassen die Maschine in schnurgeraden Reihen. Durch ein besonderes Walzensystem wird erreicht, daß sämtliche Fäden mit stets gleichbleibender Kraft in gleichmäßiger Spannung gehalten werden. Naturgemäß erfordert der Abzug von den Schiffchenspulen je nach Größe des Radius, an dem der Faden zieht, veränderliche Kraft, denn je mehr der Faden abgewickelt wird, desto kleiner wird der Radius, an dem der Faden zur Drehung der Spule zieht, und desto größere Kraft oder Spannung ist hierzu erforderlich. Dieser Unterschied in der Beweglichkeit der Spulen wird bei den Maschinen von Heidenreich & Harbeck durch eine besondere patentierte Ausführungsform der Schiffchen ausgeglichen, so daß jeder Faden jede für ihn passende Stellung erhält. Durch eine besondere Ausführungsform der betreffenden Teile an der Maschine wird dann noch erreicht, daß das Reißen eines einzelnen Fadens keine weitere Störung für das gute Arbeiten der Maschine zur Folge hat. Die Fortbewegung des Fadens geschieht in der diagonalen Richtung der Maschinenvierecke, die dadurch entstehende Spannung in der Breitrichtung erfordert zur Arbeit der Maschine eine Haltung der Randmaschen. Diese Vorrichtung hat für das ungestörte Arbeiten und folglich für eine hohe Produktion große Bedeutung. Das Ein- und Ausrücken der Maschine geschieht in einfacher und leichter Weise und kann sowohl im Stehen als auch im Sitzen von jedem Stand vor der Maschine aus vorgenommen werden. Die Netzknüpfmaschine Modell 1911 ersetzt 200 bis 300 Handarbeiter. Der Spulrahmen läßt sich, wenn die Höhe des Raumes es gestattet, anstatt hinter der Maschine oberhalb derselben anbringen. Man gewinnt dadurch eine bessere Uebersicht vom Stand der Maschine aus und gewinnt an Raum. Die Maschine arbeitet derart, daß jede Umdrehung eine Knotenreihe erzeugt, und zwar erhält das Netz in der Breite immer doppelt soviel Knotenreihen, als Knüpfapparate vorhanden sind; die Fadenreihe kann beliebig unterbrochen oder eingeteilt werden, um eine Anzahl Netze von geringerer Breite auf der Maschine zu gleicher Zeit herzustellen. Die Teilung der Netzbreite entsteht dort, wo man in irgendeinem Knüpfapparat den Faden fehlen läßt oder abschneidet. Sobald dieser Faden wieder hineingezogen oder angeknüpft wird, ist hierdurch der Zusammenschluß wiederhergestellt. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß jede Netzbreite an den Rändern einen Saum erhält. Man kann diese auch verstärken, also die Knüpfapparate am Rande mit dickeren oder doppelten Fäden arbeiten lassen, wie man auch überall dickere oder doppelte Fäden in die Knüpfapparate einziehen kann. Man kann auch das fertige Netz durch Aufschneiden einer Knotenreihe in der Längsrichtung in beliebige Streifen teilen,

wodurch dann die entstandenenTeile dieselben vorerwähnten Säume erhalten; mehrere Netze können so mit einer gewöhnlichen Nadel schnell zu einer beliebigen Breite vereinigt werden. Die Länge der Netze ist endlos; ein Zählapparat zeigt die Knotenreihe an, so daß hieraus auch jederzeit das geleistete Quantum Netze kontrolliert werden kann. Spezialmaschinen zur Herstellung von Heringsnetzen sind den Wünschen der Heringsfischer entsprechend so eingerichtet, daß die halbe Länge des Heringsnetzes auf der ganzen Breitseite dieser Maschinen hergestellt werden kann, so daß zwei Breitseiten durch Zusammenfügen ein komplettes Heringsnetz ergeben. Gegenüber den schottischen, englischen und sonstigen Netzknüpfmaschinen weisen die Heidenreich & Harbeckschen Maschinen viele Vorteile auf, inbesondere, daß sie das vier- bis fünffache Quantum jener Maschinen produzieren, daß ferner die Arbeitsbreite zur Fabrikation mehrerer schmaler Streifen unterbrochen werden kann. Weitere Vorzüge sind die weitgehende Verstellbarkeit, so daß die verschiedensten Netzarten auf ein und derselben Maschine hergestellt werden können; besonders aber sei auf die völlig selbständige Arbeit der Maschinen und die äußerst einfache und solide Bauart der Knüpfapparate hingewiesen, welche alle einzeln abnehmbar und leicht zugänglich sind und jeder für sich aus der Gesamtheit auszuschalten ist, was alles bei den englischen und schottischen Maschinen nicht der Fall ist.

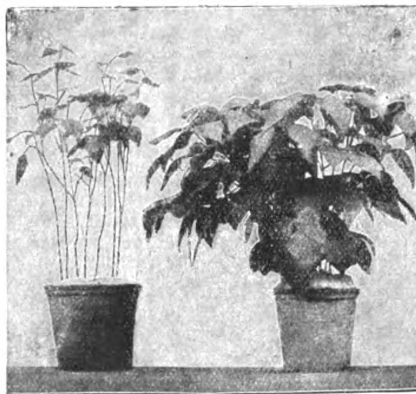
Die Firma A. Hch. Rietzschel G. m. b. H., Optische Fabrik, München, sendet uns ihren neuen deutschen Katalog, mit dessen Herausgabe sie die Saison in angemessener Weise einleitet. Wir finden in dem Kataloge wiederum die bewährten, best eingeführten Modelle wie Heli Clack hoch, Heli Clack quer, Universal Heli Clack 9/12 und 10/15 Multi Clack wurde durch Format 13/18 komplettiert. Diese Kamera bildet in quadratischer Konstruktion mit dreifachem Auszuge, extra langem neigbaren Laufboden eine Universal-Kamera, mit welcher man sowohl Objektive kürzester als auch längster Brennweite verwenden sowie Panorama- und Stereo-Aufnahmen in beliebiger Reihenfolge vornehmen kann. Ferner wurde Universal Heli Clack im Format 9/12 in die Fabrikation aufgenommen. Eine sehr gute Kamera dürfte Miniatur Clack 4½×6 werden, welche im Gegensatz zu den bis jetzt bekannten Taschen-Kameras des gleichen Formates Hoch- und Querverstellung, langen Auszug für die Hinterlinse sowie herausnehmbares Objektiv, um beliebige Brennweiten benützen zu können, besitzt. Bei dem Studium der neuen Preisliste finden wir auch, daß die Firma der metallischen Ausstattung ihrer Apparate den Vorzug gibt, indem Holzteile endgültig durch solche metallischer Konstruktion ersetzt sind. Angenehm berührt die Gleichmäßigkeit der Ausführung der verschiedenen Konstruktionen sowie deren Einfachheit. Das schwarze metallische U-Vorderteil sowie Doppeltrieb, Glockensockel gelangen in unveränderter Ausführung zur Anwendung. Die äußere Ausführung der Liste, welche mit einer Anzahl sehr schöner Kunstblätter sowie Autochromaufnahmen sehr bekannter Amateure ausgestattet ist, wird gleichfalls dazu beitragen, den bekannten Fabrikaten weitere Freunde zu gewinnen. Die Liste wird auf Anfrage der No. 281 gratis zugesandt; zugleich mit den deutschen Listen entstehen solche für die wichtigsten ausländischen Märkte.

Die Bettstelle, des Menschen Aufenthalt während eines dritten Teiles seines Lebens, sie elegant, praktisch, bequem, reinlich und gesund auszustatten, ist von jeher das Ideal der Nationen gewesen; man hat sie im Laufe der Jahrhunderte auf die verschiedenste Weise und aus dem verschiedensten Material hergestellt, dabei aber eine zweckentsprechende, den Körperformen sich anschmiegende elastische Lagerung vollständig außer acht gelassen, und es ist direkt unverständlich, wie man es noch heute fertigbringen kann, ein Bett zu benutzen, welches selbst bei äußerer Eleganz eine Lagerstatt enthält, die hart ist wie ein Brett. Hier hat, wie auf so vielen Gebieten, die deutsche Industrie Wandel geschaffen, und wir sind stolz darauf, aussprechen zu können, daß man auf der ganzen Welt keine so ausgezeichnete Bettstelle findet, wie sie seit einer Reihe

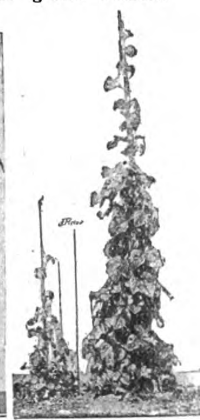
von Jahren in Hotels, Pensionen, Sanatorien usw. in Deutschland verwendet wird; nebenbei erwähnt, gilt es hier als selbstverständlich, daß in Privat-Haushaltungen nur noch derartige Bettstellen angeschafft werden. Die deutsche Metall-Bettstellen-Industrie ist ihre eigenen Wege gegangen, sie hat neue moderne Formen geschaffen, die von den althergebrachten vollständig abweichen. Besonders hervorzuheben sind die eleganten Messing-Bettstellen und ihre neuartigen federnden Bettböden „Primissima". Aber auch im Auslande beginnt man den großen Wert eines guten Bettes zu erkennen und zu schätzen, und man wird uns Dank wissen, wenn wir unsere geschätzten Leser darauf hinweisen daß der Erzeuger dieser Bettstellen die Firma Patent-Möbel-Fabrik „Primissima" Hermann Reinhold, Berlin N 39, ist.

Wir wollen nicht verfehlen, auch an dieser Stelle auf die in der heutigen Ausgabe der „Export-Woche" durch Inserat vertretenen Farben-Fabriken von Gebr. Jänecke & Fr. Schneemann, G. m. b. H. Hannover hinzuweisen. Im Jahre 1843 mit einem den damaligen Verhältnissen entsprechenden kleinen Kapital gegründet, dehnte sich dieses Unternehmen dank seiner soliden Prinzipien und der Güte seiner Fabrikate schnell aus und sendet heute seine Produkte über den ganzen Erdball. An fast allen Plätzen des Auslandes unterhält die Firma Vertretungen und hat in Berlin, Düsseldorf, Stuttgart, Wien, London, Brüssel, Buenos Aires und Montevideo eigene Häuser. Bei der Herstellung ihrer Waren hat sich die Firma Gebr. Jänecke & Fr. Scheemann, G. m. b. H. Hannover alle technischen Vervollkommnungen und Neuerungen zunutze gemacht und ist in der Lage, ihre Fabrikate, die unter der umsichtigen und sorgfältigsten Leitung von Fachleuten angefertigt werden, den klimatischen Verhältnissen der einzelnen Länder genau angepaßt in den Handel zu bringen.

Knöllchenbakterien (Nitragin). Wenn man eine Pflanze aus der Klasse der Leguminosen, z. B. eine Erbse, Bohne, Kleeart, Luzerne, Seradella aus der Erde zieht, so findet man an den Wurzeln zuweilen knotenartige Verdickungen. In diesen Knöllchen leben, wie die deutsche Wissenschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts feststellte, Bakterien, die imstande sind, den Stickstoff der Luft zu assimilieren und in einen für die Pflanze außrordentlich wichtigen, eiweißähnlichen Nährstoff überzuführen. Nachdem man den Wert der Knöllchenbakterien erkannt hatte, ging man dazu über, dem Samen bei der Aussaat eine große Anzahl



Topfversuch mit Nitagrin.
Ungeimpft. Geimpft.

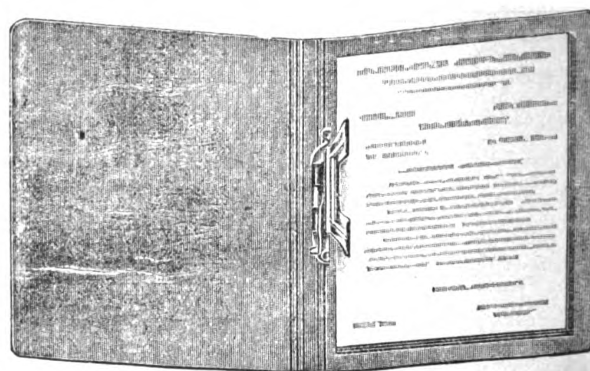


Nitraginwirkung
bei Bohnen.

solcher Bakterien zuzuführen. Nach der Keimung entstanden nun an den jungen Pflänzchen stets Knöllchen in bedeutend größerer Menge, und die Pfanze wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich besser mit dem oft im Boden fehlenden Stickstoff zu ernähren. Durch die sogenannte „Impfung" gedeihen die Pflanzen üppiger und wachsen freudiger, sie erscheinen in kräftigerem Grün und bringen eine Ernte hervor, die die ungeimpften oft um das Doppelte

und Mehrfache übertrifft. Das im Laboratorium außerordentlich virulent (wirksam) hergestellte Bakterien-Präparat, wie es seit mehreren Jahren von den Agrikulturwerken Dr. A. Kühn in Bonn a. Rh. in den Handel gebracht wird und außerordentlich große Erfolge in der Landwirtschaft erzielt hat, heißt „Nitragin". Es kommt entweder in erdiger oder flüssiger Form zum Versand und wird in der Weise angewandt, daß man das Saatgut damit benetzt oder Erde damit versetzt und diese auf dem Felde ausstreut. Besonders wichtig ist das Nitragin geworden beim Neuanbau von verschiedenen Pflanzenarten, z. B. bei Seradella, Lupine, Luzerne, Sojabohne. Der Anbau mancher Leguminosen, die auf unkultiviertem Boden nicht recht gedeihen wollten, wurde erst durch die Impfung ermöglicht. Die Kosten sind derart gering, daß sie überhaupt nicht ins Gewicht fallen; jedenfalls ist das Nitragin der billigste Dünger, der zurzeit existiert. Der beste Beweis für den großen Wert des Nitragin ist die Tatsache, daß in Deutschland schon mehr als 10,000 Landwirte den neuen Impfstoff anwenden und mit seinen Wirkungen außerordentlich zufrieden sind. Die Nitraginimpfung ist bereits aus dem Versuchsstadium herausgetreten und darf einem fortschrittlich denkenden Landwirt nicht fehlen.

Die Firma „Kismet" Registratur Ges. m. b. H. Berlin SO. 36, Reichenberger Straße 121 G. fabriziert als Spezialität Registraturmappen zur Aufbewahrung von Schriftstücken, ohne diese vorher lochen zu müssen, insbesondere Briefordner, Registratoren, Schnellhefter sowie Umlaufordner, Offertmappen ohne Lochung usw. Die Auswahl, die der reich illustierte Katalog bietet, der jedem Interessenten auf Wunsch gern kostenfrei zugesandt wird, ist eine außerordentlich große, und wir können nicht warm genug das Einfordern desselben empfehlen. Wie wir uns überzeugen konnten, ist durch das „Kismet-System" das Prinzip der Registratur ohne Lochung in ganz hervorragender Weise gelöst, und ein Versuch zeigt, daß die Mechanik in jeder Beziehung solid und wohldurchdacht konstruiert ist. Die Schnellhefter weisen bei ganz geringer Rückenbreite dieselbe Aufnahmefähigkeit auf wie die normalen Schnellhefter mit Lochung, und die Preise sind durchweg niedrig gehalten. Besonders sei auf einen Artikel hingewiesen, den die Firma Umlaufordner nennt, und der dazu dient, unerledigte Sachen und Belege zusammenzuhalten oder aber zur Verteilung der Tagespost bzw. zum Umlauf derselben von Rayon zu Rayon. Mit Verschluß versehen, eignen sie sich für den Postversand und, mit entsprechendem Aufdruck, als sehr ansprechende Reklamemappen. Die Fabrikate der Firma haben sich überraschend schnell die Gunst der Konsumenten erworben, und die ständig wachsende Nachfrage hat dazu geführt, daß die Firma innerhalb kurzer Zeit zweimal den Betrieb bedeutend vergrößern mußte. Verschiedene Behörden des In- und Auslandes haben hauptsächlich die Schnellhefter eingeführt und so unter anderen das Ministerium des Innern innerhalb kurzer Zeit mehrmals in immer größeren Quanten nachbestellt.



Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Halsentzündung, Verschleimung.

Wunderbare Erfolge in veralteten Fällen. — Keine Erkältung, sondern Ansteckung. — Gefahren veralteter Katarrhe. — Drei typische Fälle. — Fünfjähriger Bronchialkatarrh. — Chronischer Rachen- und Kehlkopfkatarrh, hartnäckiger Stockschnupfen, Katarrhe der Luftwege, Mittelohrentzündung. — Ueber 3000 erfolgreiche Behandlungen mit einem neuen Apparat. — Die Kosten und die Gefahren eines Katarrhes. — Was man tun sollte.

Ziemlich allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß ein heftiger Katarrh der Nase, des Halses oder der Lunge seine Zeit haben müsse, daß er nach einigen Wochen von selbst vergehe und daß außer Vorsicht gegenüber Erkältungen nichts dagegen zu machen sei. Diese Ansicht ist total falsch! Erstens vergeht der Katarrh keineswegs so bestimmt nach einigen Wochen, sondern kann jahrelang bestehen bleiben und jahrelang die Atmungsorgane besonders empfänglich für Ansteckung mit Tuberkulose, Diphtheritis, Lungenentzündung usw. machen, zweitens gibt es ein Mittel, einen Katarrh in jedem Stadium mit Erfolg zu bekämpfen, selbst in veralteten Fällen, drittens spielt die Erkältung bei Katarrhen überhaupt nur eine nebensächliche Rolle. Man kann die ärgsten Unvorsichtigkeiten begehen, ohne Katarrh zu bekommen, und man kann ihn sich trotz aller Vorsicht holen.

Die Erkältung bereitet nur den Boden vor, die direkte Ursache des Katarrhes ist die mit Ansteckungsstoffen geschwängerte Luft.

Wir greifen aus Tausenden von Fällen, über deren erfolgreiche Behandlung ausführlichere Berichte vorliegen, einige heraus und geben auch zur Kontrolle für etwaige Zweifler die vollen Adressen dabei an.

Der erste Fall betrifft den hartnäckigsten aller Katarrhe, den Bronchialkatarrh, und zwar einen, der seit fünf Jahren bestanden hatte. Herr Arthur Vilain in Straßburg-Neudorf, Spitalstraße 4, schreibt hierüber:

„Mit erfreulichem Erfolg möchte ich Ihnen hiermit meinen Dank aussprechen. Meine Frau litt seit fünf Jahren an Bronchialkatarrh, daß es mir manchmal bei ihren schweren Atmungen leid tat. Ich habe sie schon mehrfach behandeln lassen, doch ohne Erfolg. Da wandte ich mich an Sie um Zusendung Ihres Inhalators. Schon nach vierzehn Tagen sah man eine kleine Besserung und heute nach fünf resp. sechs Wochen die vollständige Heilung. Nochmals meinen aufrichtigsten Dank für Ihre menschenfreundliche Erfindung."

Der zweite Fall ist dadurch interessant, daß er einen Patienten betrifft, der sich infolge seines Berufes nicht schonen konnte. Es handelt sich dabei um eine zweite Form, Rachen- und Kehlkopfkatarrh, ebenfalls veraltet.

Herr Hauptlehrer Th. Spickermann, Frintop bei Oberhausen, schreibt: „Mit dem mir zugesandten Inhalator bin ich sehr zufrieden. Seit einem Jahre leide ich an einem schweren chronischen Rachen- und Kehlkopfkatarrh. Nach vierzehntägigem Gebrauch Ihres Inhalators konstatierte mein Arzt (Spezialarzt für Hals-, Ohren- und Nasenleiden) eine bedeutende Besserung und verordnete mir die Weiterbenutzung Ihres Apparates. Es freut mich, daß ich durch Ihre Zeitungsanzeige auf diesen Inhalator aufmerksam gemacht worden bin. Allen, welche an ähnlichen Katarrhen leiden, kann ich denselben bestens empfehlen."

Eine weitere höchst lästige Form des Katarrhs ist der der Nase, von der aus er öfter auch das innere Ohr angreift. Herr Professor Dr. Reuther vom Königl. Lehrerseminar Auerbach i. V. hat den Tancréschen Inhalator mehrfach auch für Bekannte bestellt und schreibt dafür:

„Daß ich heute das achte Exemplar Ihres Inhalators bestelle, dürte für die Brauchbarkeit desselben wohl das beste Zeugnis sein. Indessen muß ich auf Grund der gemachten Erfahrungen noch besonders hervorheben, wie die Anwendung Ihres Apparates nicht nur hartnäckigen Stockschnupfen und chronische Katarrhe der sonstigen Luftwege (Rachenhöhle, Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien) beseitigt hat, sondern daß in einem Falle sogar eine Mittelohrentzündung mit verbundener Schwerhörigkeit und in einem anderen Falle eine Stirnhöhlenvereiterung zu weichen beginnen. Auch empfiehlt sich die Anwendung Ihres Apparates zur Pflege und Kräftigung der Sprechwerkzeuge für Lehrer, Pastoren, überhaupt für Redner und Sänger. Ich danke Ihnen deshalb zugleich in Vertretung meiner Auftraggeber herzlich für Ihre Erfindung."

Wir können noch mehrere Tausende ähnlicher Berichte, darunter zahlreiche von Aerzten, abdrucken, die obigen zeigen aber schon zur Genüge, daß Tancrés Inhalator bei jeder Form des Katarrhs hervorragende Erfolge bringt.

Tancrés Inhalator kostet komplett mit sämtlichem Zubehör und Gebrauchsanweisung (sofort gebrauchsfertig) gegen Voreinsendung M. 9.00, ohne Paketporto. Keine weiteren Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

An minderbemittelte vertrauenswürdige Personen wird der Apparat laut unseren Bedingungen auch gegen bequeme Ratenzahlung ohne Preisaufschlag abgegeben. Nähere Auskunft über Tancrés Inhalator wird von Tancrés Inhalatorium, Wiesbaden G. 33, gerne kostenlos erteilt. Verlangen Sie noch heute gratis interessante Broschüre.

Wie lernt man am leichtesten und schnellsten fremde Sprachen? Dieses in der Zeit des Weltverkehrs für jeden Kulturmenschen und zumal für Kaufleute, Industrielle und Ingenieure gestellte Problem hat unstreitig Dr. Rosenthals weltberühmt gewordenes Meisterschafts-System zur Erlernung moderner Sprachen am besten gelöst. Der Beweis dafür ist schon darin zu erblicken, daß Dr. Rosenthals Meisterschafts-System zur Erlernung der meisten in der Kulturwelt gebrauchten fremden Sprachen, wie Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch-Norwegisch, Schwedisch, Polnisch, Russisch, Böhmisch, Ungarisch sowie auch für Lateinisch, Griechisch und Deutsch mit großem Erfolge angewandt wird. Worauf beruhen aber diese großen Erfolge? Dr. Rosenthals Meisterschafts-System vermeidet die Fehler der alten Lehrmethoden, pflegt seine Schüler nicht mit Grammatik und Syntax zu belästigen, belastet das Gedächtnis nicht, paßt sich der Begabung des Lernenden an und führt am schnellsten zum Ziele, weil es die wissenschaftlich-praktische Nachahmung der natürlichen Lernmethode ist, und weil es durch die Gratisbeilage Separatausgabe des Meisterschaftssystems der Gedächtniskunst das bei der Erlernung fremder Sprachen notwendige Gesichts- und Gehörgedächtnis sowie die Gedanken- und Willenskonzentration derartig stärkt, daß leicht und gründlich gelernt werden muß. Probebriefe des Meisterschafts-Systems jeder Sprache liefert für 50 Pf. jede Buchhandlung und die Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig 30.

Neue deutsche Bücher.

Die Exportbuchhandlung Walter Bangert, Hamburg 8 Dovenhof hat uns das neueste Heft ihres vierteljährlich zur Versendung gelangenden „Bangerts Bücher-Bericht", ein Verzeichnis neuer Bücher, Bilder und Musikalien aller Art, zugesandt. Auch dieses Heft enthält wieder eine Zusammenstellung der besten literarischen Neuerscheinungen der letzten Zeit, und wir empfehlen unseren Lesern, sich das Heft, das kostenlos abgegeben wird, kommen zu lassen.

Export-Praxis. Winke und Ratschläge. Mit einem Verzeichnis der deutschen Konsulate im Auslande und der bedeutendsten Übersee-Banken. Von J. Witthöft (Antwerpen). M. 2.40. Verlag der modernen kaufmännischen Bibliothek, G. m. b. H., Leipzig-R. — Mehr denn je sollte jeder Interessent am Exportgeschäft darauf bedacht sein, im schweren Ringen um die Leistungsfähigkeit und um die Bewahrung der Absatzgebiete nicht ins Hintertreffen zu geraten und sich zu wappnen gegen alle unvorhergesehenen Zwischenfälle, wie völligen oder teilweisen Ausfall ganzer Märkte, durch Aufrichtung von Zollschranken usw.

Im gleichen Verlage erschienen ferner:

A. Bergmann, Münzen, Maße und Gewichte aller Staaten. Preis geb. M. 2.75.

Prof. Dr. Marzell, Warenkunde. Grundzüge der Warenkunde für Handelshochschulen und verwandte Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Mit 36 Abbildungen nach Originalzeichnungen. Preis geb. M. 2.75.

Tony Kellen, Lehrbuch der Kaufmännischen Propaganda, im besonderen der Anzeige- und Reklame-Kunst. Praktischer Ratgeber von T. Kellen, Redakteur der Essener Volkszeitung. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 13 Bg. 8°. Preis geb. M. 2.75. — Dieses Werk war das erste, das schon vor einer Reihe von Jahren den deutschen Kaufmann in das gesamte Gebiet der Propaganda einführte. Es hat vielen jüngeren und älteren Kaufleuten große Dienste geleistet, weil es sie über

das Wesen der Reklamekunst unterrichtete und ihnen zugleich zahlreiche praktische Winke erteilte.

Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie. Bericht der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin. Jahrgang 1911, Band II. Verlag von Georg Reimer.

Die Sprache des Kaufmanns. Von L. Wendelstein. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Geh. M. 1.80, in Lwd. geb. M. 2.40.

Die kaufmännische Organisation im Fabrikbetriebe. Von Professor Robert Stern, Dozent an der Handelshochschule zu Leipzig. Mit 30 Abbildungen und vielen Beispielen. Leipzig, J. J. Weber. In Originalleinenband M. 4.50. — Die vorliegende Arbeit bildet eine Ergänzung der zahlreichen, in der Sammlung von Webers Illustrierten Handbüchern erschienenen handelswissenschaftlichen Bände. Professor Robert Stern, von dessen Feder in der gleichen Sammlung bereits anerkannte Arbeiten über die kaufmännische Bilanz und das kaufmännische Rechnen erschienen sind, behandelt in klarer und leichtfaßlicher Form die ganze kaufmännische Organisation des Fabrikbetriebes in gedrängter Kürze.

Handbuch für den deutschen Außenhandel. Im Reichsamt des Innern ist eine neue Publikation unter dem Titel: Handbuch für den deutschen Außenhandel zusammengestellt worden und im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin (Preis 1 M.) erschienen. Das Handbuch soll den mit dem Außenhandel befaßten Kreisen des deutschen Erwerbslebens die Kenntnis der Tatsachen vermitteln, die erfahrungsgemäß Gegenstand vielfacher Anfragen bei amtlichen Stellen sind. Die einzelnen Abschnitte: Verkehr mit den Kaiserlich deutschen Konsulaten und Winke für den Handel in deren Bezirken, Erteilung von Zolltarifauskünften in den einzelnen Ländern, Zoll-, Beschwerde- und Streitverfahren in europäischen Ländern, Quellennachweis für die Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches mit dem Auslande, Informationstätigkeit der Reichsverwaltung (Reichsamt des Innern) zur Förderung des deutschen Außenhandels, Veröffentlichungen über die deutsche Handelsstatistik, ausländische, für den Außenhandel wichtige Veröffentlichungen sollen die Kenntnis dieser im gegebenen Falle wertvollen Informationsmittel verbreiten.

Die Schwereisenindustrie im deutschen Zollgebiet, ihre Entwicklung und ihre Arbeiter. Nach vorgenommenen Erhebungen im Jahre

Buntes Allerlei.

Ein moderner Dichter war bekannt wegen seines saloppen Aussehens, und besonders auf die Pflege seines Körpers legte er sehr wenig Gewicht. Zum Barbier ging er nur am Sonntag, und während der übrigen Wochentage glich sein holdes Antlitz mehr einem Stachelschwein als einem menschlichen Gesicht. Als nun sein Geburtstag herankam, wollten ihm einige seiner Freunde einen Denkzettel geben und sandten ihm anonym einen Imperator-Rasier-Apparat. Der Dichter merkte die Absicht, aber weit entfernt, sich darüber beleidigt zu fühlen, ließ er am nächsten Tage in der bekanntesten Tageszeitung das folgende Inserat erscheinen:

Warum wollt Ihr mir meinen Bart
denn nicht gönnen?
Mein Bart hätt' ein Prachtbart noch
werden können.
Doch will Eurem Wunsche gern Rechnung
ich tragen
Und herzlichen Dank noch dem Geber
sagen.
Ich haß't das Rasieren, es ist nicht zu
lügen;
Doch mit dem Imperator macht es mir
Vergnügen.

Der Imperator ist überall zu haben und wird sonst direkt von dem Hamburger General-Vertrieb gegen Einsendung des Betrages portofrei nach jedem Platze der Welt gesandt. Lesen Sie bitte das nebenstehende Inserat.

1910 bearbeitet und herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Verlag Alexander Schlicke & Cie. in Stuttgart.

Dr. Rich. Hennig, Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits und Gründer der Nobelstiftung. Eine biographische Skizze. Mit 12 Abbildungen. Geh. M. 1.—, in Leinenband M. 1.80. Stuttgart 1912. Verlag der Technischen Monatshefte (Franckhsche Verlagshandlung).

Der deutsche Staatsbürger. Herausgegeben von Arthur Schröter. Zweite vermehrte Auflage. Verlag Carl Ernst Poeschel, Leipzig. Preis M. 4.80. — Das Werk ist zunächst den Abiturienten der Handels-, Gewerbe- und anderer Fortbildungsschulen, der Realschulen und verwandter Anstalten sowie den Schülern der oberen Klassen der Gymnasien gewidmet. Es will aber auch jedem, der politisch interessiert ist oder um politische Bildung sich bemüht, Anregung bieten, sich mit Dingen zu beschäftigen, auf die er schon oft gestoßen, Fragen näherzutreten, wie sie unsere Tageszeitungen ständig erörtern, wie sie das öffentliche Leben von heute bewegen.

Schaffsteins Grüne Bändchen. Heft 19. Im Lande der deutschen Diamanten. Herausgegeben von Nicolaus Henningsen. Verlag Hermann & Friedrich Schaffstein, Köln a. Rh.

Wie illustriere ich? Die Technik des modernen Illustrationsverfahrens. Verlag Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund.

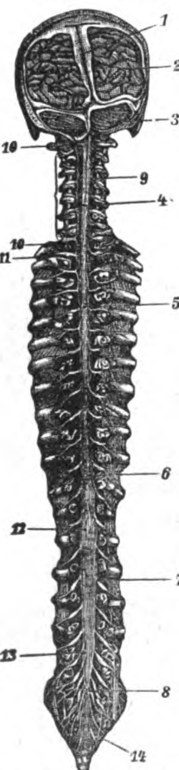
Eine Akademische Studienfahrt nach Ostafrika. Von Dr. Hubert Winkler und Prof. Dr. Carl Zimmer. Verlag Ferdinand Hirt in Breslau. Preis geheftet M. 3.—. — Das interessante Werk schildert in lebhaften Farben eine Studienfahrt, die die Verfasser im Januar 1910 mit einer Anzahl jüngerer Biologen nach den Tropen unternahmen.

„Dein Reich komme!" Roman aus der Gegenwart von Peter Zorr. Literarischer Verlag Frankfurt (Oder). Preis 3.50 M., geb. 4.50 M.

Aus einem lesenswerten Buche.

— 127 —

gesund zu erhalten. Die im Körper verzweigten Nerven münden, zu Bündeln vereint, im Rückenmark, das mit dem Hirn in direkter Verbindung steht. Dieses erhält Berichte und erteilt Befehle, deren Zuverlässigkeit vom Kräftezustand der beteiligten Organe abhängt. Abgestorbene Gefühlsnerven können keine Schmerzen zum Bewußtsein bringen; überreizte Gehörnerven vermitteln übertriebene Lärmvorstellnngen; tote Befehlsnerven bedeuten Lähmung usw. Gesundheit ohne normale Nerven ist unmöglich, und wer gesund werden oder bleiben will, muß für seine Nerven sorgen. Das geschieht durch Ruhe und richtige Ernährung. Das Kulturleben mit seinem Zuviel an Kampf und Genuß überanstrengt uns, und falsche Ernährung raubt dem Blut, der Quelle alles Lebens, die Fähigkeit, den Energieverlust zu ersetzen. Daher die Nervosität als „Krankheit der Kulturwelt". — Die Wissenschaft belehrt uns, daß der geschwächte Organismus, um zu erstarken, neben frischer Luft und Ruhe Nährsalze, Eiweiß und Nervensubstanz, d. i. Lecithin in richtiger Mischung und verdaulicher Form, benötigt. Die meisten Nahrungsmittel aber enthalten diese Stoffe in so geringen Mengen, daß schon die Grenzen der Verdauungsfähigkeit den Ersatz von Verlusten an Kraft durch normale Ernährung ausschließen. Daher die zunehmende Vorliebe der Aerzte für konzentrierte Nährmittel, die, wie * Dr. med. Franks Nervennahrung nach wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut, in leicht verdaulicher Form alles enthalten, was das Blut bereichern und die Nerven kräftigen kann. Daher auch Zeugnisse, wie das folgende: „Ich kann wieder schlafen und habe guten Appetit. Ueberhaupt scheint mein Körper wieder ein anderes Fundament zu bekommen." — Das klingt unwissenschaftlich, ist aber richtig beobachtet, denn Dr. med. Franks Nervennahrung schafft wirklich durch Bereicherung des Blutes mit aufbauenden Stoffen und Ausscheidung der Verdauungsschlacken und Selbstgifte ein neues „Fundament" für den Aufbau eines gesunden Körpers. Das Präparat ist daher allen zu empfehlen, die unter vorzeitiger Kräfteabnahme, Hinfälligkeit, Schlaflosigkeit, Gedächtnisschwäche, nervösen Schmerzen und Beschwerden, Angstzuständen usw. leiden und äußere Zeichen des Verfalls: Magerkeit, Blässe, Runzeln, Haar-



Gehirn u. Rückenmark.

* Kostenlose Probeschachtel v. Dr. med. Franks Nervennahrung sowie interessante Broschüre „Nervenkultur", ebenfalls gratis, erhält man vom Chemisch pharmazeutischen Laboratorium G. m. b. H., Wiesbaden H 33.

Behandlung chronischer Leiden durch Ozetbäder.

Von Dr. med. Cormak.

Wenn man jetzt die großen Weltbäder, wie Karlsbad, Meran, Baden-Baden, besucht, wenn man in ein Sanatorium oder auch nur in eine der gewöhnlichen Warmbadeanstalten kommt, an denen Deutschland so reich ist — überall leuchtet einem das bekannte, von Klingers Meisterhand geschaffene Wahrzeichen des Ozetbades entgegen, eine rote Badewanne auf schwarzem Grunde, aus der in mystischem Wirbel zahllose Bläschen emporsteigen, und in der grellweiß das eine Wort „Ozet" herausleuchtet. Was ist Ozet? Ozet ist eine Zwischenstufe zwischen dem gewöhnlichen inaktiven Sauerstoff der Atmosphäre (Oxygen) und dem Ozon, ist die Bezeichnung für den Sauerstoff im Zustande seiner Entstehung, sozusagen den „neugeborenen" Sauerstoff, als der er, wie schon die Chemiker wußten, einen besonders hohen Grad der Aktivität besitzt. Es war daher ein überaus glücklicher Gedanke des deutschen Arztes Dr. L. Sarason, als er vor sechs Jahren das Ozet in Gestalt der sogenannten Ozetbäder in die Heilkunde einführte. Was die Ozetbäder so populär gemacht hat, ist neben ihren anerkannten Heilwirkungen bei vielen chronischen Leiden, insbesondere bei denen des Herzens, des Nervensystems, der Nieren, vor allem die Einfachheit ihrer Zubereitung. Ozetbäder können in jeder Badewanne durch Hineinschütten zweier Pulver ins Wasser ganz leicht hergerichtet und vermöge ihres geringen Gewichtes (10 Stück gehen auf 1 Postpaket von 5 kg) und ihrer Haltbarkeit von der fabrizierenden Firma L. Elkan Erben, Berlin-Westend H, jederzeit an alle Enden der Welt versandt werden; dabei ist der Preis des einzelnen Ozetbades (M. 2.50 pro Stück) ein sehr mäßiger. *)

Ozetbäder gehören in die Kategorie der moussierenden Bäder, wie die Kohlensäurebäder, nur mit dem Unterschiede, daß an Stelle der immerhin giftigen Kohlensäure das belebende und Blut, Atmungsorgane und Nerven kräftigende Ozetgas das wirksame Agens bildet. In der Tat ist die allgemeine Erfrischung des Körpers, das Gefühl des „Neugeborenseins" nach einem Ozetbade, welches sich in der Regel in einem erquickenden Schlafe und daran anschließender Energiesteigerung äußert, für denjenigen, der diese Erscheinung zum ersten Male wahrnimmt, direkt frappierend. Aus diesem Grunde findet neuerdings das Ozetbad auch vielfach Aufnahme in Sportkreisen für Training und zur Erholung nach maximalen Anstrengungen; so wird das Training vieler deutscher Gruppen zu den Stockholmer Olympischen Spielen in Verbindung mit Ozetbädern vorgenommen.

Selbstverständlich bildet die Verwendung der Ozetbäder als Kurmittel für Kranke ihre hauptsächlichste Bestimmung. Es war der berühmte Altmeister der Bäderbehandlung in Wien Professor Wilhelm Winternitz, der die große Bedeutung dieser grundsätzlich neuen Bäderform für die leidende Menschheit zuerst erkannt und ihr im Verein mit seinen Schülern eingehende Untersuchungen in seiner Klinik gewidmet hat. Ihm folgten zahlreiche andere berühmte medizinische Autoritäten, wie die Professoren H. Rieder (München), Ziehen, Brieger, Jochmann, Bickel, Senator (Berlin), E. Sommer (Zürich), von Kétly (Budapest). Alle aber stimmten darin überein, daß das Ozetbad für den gesamten Organismus ein höchst wertvolles Stärkungsmittel ist, daß es die Energie des Herzens und der Muskeln steigert, den Schlaf befördert, den Stoffwechsel regelt, die Nierentätigkeit in günstigem Sinne beeinflußt, das Nervensystem beruhigt, das Blut verbessert. Es sind daher nach der Zusammenstellung von Professor Sommer im wesentlichen folgende Krankheitszustände, bei denen eine Kur mit Ozetbädern (eine Kur dauert etwa sechs Wochen und erfordert 20—30 Ozetbäder) zu empfehlen ist: Herzleiden aller Art, Arterienverkalkung, Nervenleiden (z. B. Neurasthenie, Hysterie, Basedowsche Krankheit, Rückenmarks- und Gehirnleiden, Lähmungen, Neuralgie, Ischias, Migräne, Krampfzustände) Muskelschwäche, Rheumatismus, Gicht, Zuckerkrankheit, Fettleibigkeit, Asthma, Erkrankungen der Lungen, Blutarmut, juckende Hautleiden, Syphilis (in Verbindung mit Jod oder Quecksilber oder Salvarsan), Frauenleiden, besonders die Beschwerden der Periode, der Wechseljahre und der Schwangerschaft, akute Infektionskrankheiten sowie die Rekonvaleszenz nach innen sowie überhaupt die Zustände allgemeiner Körperschwäche. Da die Angriffspunkte des Ozetbades an den wichtigsten Stellen des Lebens (Herz, Blut, Nerven) gelegen sind, ist die Vielseitigkeit ihrer Wirkungen durchaus verständlich und man kann ihnen auch vom ärztlichen Standpunkte aus eine immer weitere Popularisierung nur wünschen und prophezeien.

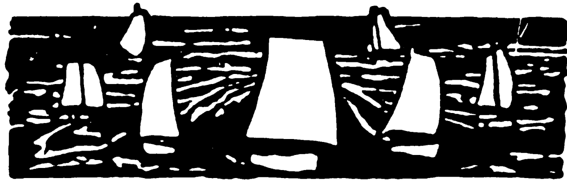
*) Wer sich des Näheren über Ozetbäder informieren will, lasse sich die Broschüre „Ueber das Ozetbad" kommen, die von obengenanntner Firma gratis versandt wird.

DIE·WOCHE

Nummer 20. | Berlin, den 18. Mai 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

8. Mai.

Der Kaiser beendet seinen Aufenthalt im Achilleion auf Korfu und begibt sich an Bord der „Hohenzollern" nach Genua.

Der Reichstag beschließt mit 265 gegen 67 Stimmen bei drei Enthaltungen, in die Geschäftsordnung die Bestimmung aufzunehmen, nach der an die Besprechung von Interpellationen Anträge geknüpft werden dürfen, in denen das Haus erklärt, daß es mit der Antwort der Regierung einverstanden ist oder nicht.

Der Berliner Oberbürgermeister Martin Kirschner (Portr. S. 818) überreicht dem Stadtverordnetenvorsteher das Gesuch um Entlassung aus dem Amt zum 1. September.

In La Paz wird ein Vertrag zur Beilegung von Grenzstreitigkeiten zwischen Peru und Bolivia unterzeichnet.

9. Mai.

Im preußischen Abgeordnetenhause schließt der Präsident Dr. Freiherr von Erffa den sozialdemokratischen Abgeordneten Borchardt, der sich dauernd seinen Anordnungen widersetzt, für den Rest der Sitzung aus und unterbricht diese, da Herr Borchardt sich nicht entfernt. Da er nach Wiederaufnahme der Verhandlungen noch im Saal ist, läßt der Präsident Polizei holen, und der renitente Abgeordnete wird durch Schutzleute gewaltsam aus dem Saal geschleppt.

Halbamtlich wird bekanntgegeben, daß der Kaiser das Entlassungsgesuch des deutschen Botschafters in London Grafen Wolff-Metternich (Portr. S. 818) genehmigt hat.

Bei der Stichwahl im Reichstagswahlkreis Varel-Jever wird für den verstorbenen Abgeordneten Traeger der Freisinnige Dr. Wiemer gegen den Sozialdemokraten Hug gewählt.

Die Zweite Badische Kammer nimmt einen Antrag auf Aufhebung der Gesandtschaft in München mit 40 gegen 24 Stimmen an.

Das englische Unterhaus nimmt die Home Rule-Bill für Irland in zweiter Lesung mit 372 gegen 371 Stimmen an.

Wegen neuer Unruhen in Albanien verhängt der Mutessarif über Ipek den Belagerungzustand.

10. Mai.

Der Reichstag nimmt die zur Verstärkung des Landheeres dienenden Vorlagen in zweiter Lesung nach kurzen Erörterungen mit großer Mehrheit an.

In England beschließen die konservativen und die liberalen Unionisten, die beiden Parteigruppen zu einer zu vereinigen.

Der holländische Marineminister Wentholt gibt seine Entlassung, da die Zweite Kammer den Bau eines von ihm für die ostindische Station geforderten Panzerschiffes abgelehnt hat.

11. Mai.

Der Kaiser trifft von Genua in Karlsruhe ein, wo ihm der Reichskanzler von Bethmann Hollweg, der Staatssekretär des Auswärtigen von Kiderlen-Waechter und der deutsche Botschafter in Konstantinopel Freiherr Marschall von Bieberstein Vortrag halten.

12. Mai.

Die nationalliberale Partei hält in Berlin ihren Vertretertag ab.

13. Mai.

Das preußische Abgeordnetenhaus erklärt mit 319 gegen 8 Stimmen bei 8 Enthaltungen die Beschwerde des Abgeordneten Borchardt gegen seine Ausschließung am 9. Mai für unbegründet.

14. Mai.

Der preußische Justizminister ersucht das Abgeordnetenhaus um die Genehmigung zur Einleitung eines Verfahrens gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten Borchardt und Leinert wegen Hausfriedensbruchs und Widerstands gegen die Staatsgewalt.

Die Nationalflugspende.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Die gewaltigen, fast sprunghaften Fortschritte, die wir innerhalb der letzten 5 Jahre in der Flugtechnik gemacht haben, sind wohl keinem Kulturmenschen, mag er in noch so großer Einsamkeit wohnen, verborgen geblieben. Wie vielseitig aber das Flugwesen ist, wieviel jetzt noch in Kleinarbeit zur Vervollkommnung der Drachen getan werden muß, darüber sind sich viele Laien noch nicht klar. Man ist befriedigt, wenn von Zeit zu Zeit eine neue Leistung gezeigt und durch die Blätter nach wenigen Stunden bekannt gegeben wird, und wenn wieder mal einer der Pioniere am dornenvollen Weg des Fortschrittes geblieben ist, beruhigt man sich damit, daß man sagt, das neue Verkehrsmittel hat noch viele Unsicherheiten an sich, und die Konstrukteure haben dafür zu sorgen, daß durch besondere Einrichtungen, wie beispielsweise durch selbsttätige Stabilisierungsmittel, ein Absturz des Fahrzeuges möglichst ausgeschlossen wird. Kaum einer denkt darüber nach, wie schwierig jetzt die Weiterarbeit ist, und wie außerordentliche Kosten die vielen Versuche machen. Probieren geht über Studieren! Beides aber kostet sehr viel Geld. Es gibt noch viel zu studieren, denn alles, was mit der Atmosphäre zusammenhängt, ist noch sehr wenig erforscht. Obwohl man schon jahrtausendelang den Flug der Vögel studiert hat, ist man sich immer noch nicht vollkommen über das Wesen des Vogelfluges klar; immer neue Theorien tauchen auf.

Die Luftwiderstandsgesetze bedürfen noch eingehender Forschungen. Sehr verwickelt sind die Einrichtungen, deren man hierzu bedarf. Der Staat gewährt schon

einer Anzahl von Universitäten und technischen Hochschulen die Mittel, Laboratorien zum Messen des Luftwiderstandes einzurichten. Je schwieriger ein Problem ist, desto mehr Kräfte müssen sich ihm widmen. Es ist nun unmöglich, daß der Staat eine große Reihe von Instituten eigens für solche Zwecke ins Leben ruft; es würden zu ungeheure Mittel hierfür erforderlich sein. Aus diesem Grund ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß es, ebenso wie in Frankreich, bei uns Privatleute gibt, die sich in ihren Mußestunden mit Erfolg dem Studium der Luftwiderstandsgesetze hingeben. Manche von ihnen haben ihre Arbeiten wegen Geldmangels wieder einstellen müssen. Solche Leute, deren Erfolge schon anerkannt sind, werden zweckmäßigerweise aus den privaten Mitteln der vom Volk gegebenen Spende unterstützt. Materielle Mittel müssen die persönliche Arbeit privater Forscher unterstützen.

Auch der Wirkungsgrad von Luftschrauben und die theoretischen Grundlagen hierfür stehen ebensowenig fest wie unsere Kenntnisse von Schiffsschrauben, die man doch schon Jahrzehnte hindurch systematisch untersucht. Mit dem Erproben von Luftschrauben muß sich hauptsächlich die Industrie beschäftigen, die sich bemüht, gute Propeller herzustellen, um die ausländische Konkurrenz in Deutschland auszuschalten. Ein großer Beamtenapparat würde dazu gehören, wenn staatlicherseits geprüft werden sollte, welcher Erfinder hier im nationalen Interesse etwa einer Unterstützung würdig ist. Die ehrenamtliche Arbeit von Fachleuten, die sich aus Lust und Liebe der Luftfahrt gewidmet haben, muß einsetzen; durch die vom Volk gegebene Spende können sie in die Lage gesetzt werden, manche aussichtsreiche Arbeiten zu fördern.

Bekannt ist es, daß wir in der Motorentechnik noch viel weiter kommen müssen, wenn wir uns vom Ausland unabhängig machen wollen. Versuche im Motorenbau sind besonders kostspielig; Lohn winkt den Fabriken nur dann, wenn sie in Wettbewerben infolge der Sicherheit ihrer Motoren den Sieg erringen. Nur in Ausnahmefällen kann der Staat seine Kräfte zur Durchführung von Wettbewerben aller Art zur Verfügung stellen, viel zweckmäßiger ist es, wenn solche Veranstaltungen von privater Seite organisiert werden. Die deutschen Luftfahrvereine haben schon Erhebliches geleistet, aber jetzt beginnt sich ein Mangel an Geld für die Durchführung von Wettbewerben zu zeigen, bei denen doch erst das Material seine Feuerprobe bestehen muß.

So viel hat der Feldzug in Tripolis schon gezeigt, daß im Ernstfall die Flugzeuge eine wichtige Rolle spielen werden. Völlig unmöglich ist es, daß sich die Militärverwaltung schon im Frieden so viel Flugzeuge anschafft, wie im Kriege erforderlich sind. Man muß unbedingt dafür sorgen, daß auch Privatleute imstande sind, sich die teuren Drachen anzuschaffen und zu unterhalten. Dies ist nur möglich, wenn sie eine Unterstützung erhalten. Die Unterhaltung eines Rennstalles ist schon sehr kostspielig, aber die Unterhaltung nur eines einzigen Flugzeuges erfordert noch weit höhere Mittel. Dabei setzen die Flieger andauernd im Kampf mit den Lüften ihr Leben aufs Spiel! Wir haben genug junge Leute, die aus Liebe zum Sport, aus Wagemut, von Unternehmungsgeist getrieben und infolge technischer Veranlagung die Laufbahn eines Fliegers ergreifen möchten. Aus allen Schichten der Bevölkerung melden sich junge Leute mit der Bitte um Unterstützung, um ihnen das Fliegenlernen zu ermöglichen. Aus dem Volk für das Volk käme hier die Unterstützung!

Schon manche Witwe und eine Reihe unmündiger Kinder beklagen den infolge Absturzes erfolgten Tod ihres Ernährers. Ehrenpflicht der Nation ist es, die Not der Zurückgebliebenen zu lindern. Keine sympathischere Verwendung der nationalen Flugspende könnte man sich denken als für die in Not geratenen Angehörigen verunglückter Flieger oder für solche Flieger, die nicht mehr den vollen Gebrauch ihrer Glieder nach einem verhängnisvollen Flug wiedererhalten haben. Hier vermag der Staat nicht viel zu tun, denn es gibt noch eine Reihe anderer, wenn auch weniger gefährlicherer Berufe, für die man auch die Hilfe des Staates verlangen würde.

Wir müssen auch daran denken, die Flugzeuge in den Kolonien und im Dienst der Marine zu gebrauchen. Nicht ohne weiteres sind die bisher konstruierten Maschinen hierzu geeignet. Der Staat, insbesondere die Kolonial-, Militär- und Marinebehörden müssen Drachen für ihre Zwecke ankaufen, aber vorläufig muß die Vervollkommnung noch viel weiter fortschreiten, noch manches Opfer muß für Versuche gebracht werden, ehe der Lohn in Aufträgen des Staates kommt. An allen Ecken und Enden fehlt es also! Die Nationalspende ist entstanden im Schoß des Volkes; jetzt hat eine zielbewußte Zentralstelle dafür zu sorgen, daß keine Zersplitterung der Kräfte eintritt, daß die verschiedenen Interessen unter einen Hut kommen, wie man zu sagen pflegt, und endlich dafür, daß die Sammlungen in Fluß bleiben. Die Franzosen haben uns unsere Zeppelinspende nachgemacht, nicht wir machen ihnen etwas nach. Jetzt gilt es, zu zeigen, daß wir zum zweitenmal große Opfer zu bringen fähig sind.

Beruf und Ausbildung des Museumsbeamten.

Von Wirkl. Geh. Rat Dr. Wilhelm Bode.

Kunst und Kunstsammlungen stehen heute im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses; nicht nur die Preise für Kunstwerke, neue wie alte, beweisen dies, es zeigt sich vor allem auch in der Zunahme der öffentlichen Kunstsammlungen und der Mittel, die dafür aufgewendet werden. Während überall, zumal gerade in Deutschland, jährlich eine nicht kleine Zahl neuer Museen entsteht und teilweise große Mittel für ihre Bauten und für die Erwerbungen, namentlich seitens der Städte, ausgegeben werden, macht sich ein auffallender Mangel an geeigneten Kräften für die Verwaltung dieser Sammlungen geltend. Man klagt darüber, daß die Vorbildung der Kunsthistoriker eine ungenügende sei; neben der Zahl der Studierenden und selbst neben der Zahl von denen, die den kunsthistorischen Doktor machen, sei die Zahl geeigneter Kandidaten für die kunsthistorischen Lehrstühle sowohl als für die Museumskarriere eine auffallend kleine. Auch unsere Berliner Museen haben diese Er-

fahrung machen müssen trotz des Andrangs junger Kunsthistoriker zu der Mitarbeit an unseren Sammlungen. Die Erkenntnis, daß ihre Ausbildung auf der Universität nach manchen Richtungen keine genügende Vorbereitung für den Museumsdienst bietet und bieten kann, hat die Berliner Museumsverwaltung daher vor einigen Jahren bestimmt, einen Kursus für Volontäre, die sich zum Museumsberuf vorbereiten wollen, einzurichten. Ohne Rücksicht darauf, ob sie später einmal in den Dienst der Berliner Museen eintreten oder nicht, haben diese Volontäre zwei Jahre hindurch an verschiedenen Abteilungen unserer Museen den Verwaltungsdienst durchzumachen; regelmäßig an der Gemäldegalerie und der Abteilung der Bildwerke christlicher Epoche, am Kupferstichkabinett oder an der Bibliothek und Ornamentstichsammlung des Kunstgewerbemuseums und schließlich am Kunstgewerbe-

Verständnis und Interesse für alle Gattungen der Kunst zu wecken, sie auf ihre Zusammenhänge aufmerksam zu machen und dadurch in den Geist der verschiedenen Kunstepochen eindringen zu lassen, damit sie später als selbständige Leiter von Sammlungen alter Kunst die Anordnung und Vervollständigung derselben nicht nur mit gutem Geschmack und Qualitätsinn, sondern aus vollem Verständnis der Kunstepochen heraus zu machen imstande sind. Daß ein wirkliches Bedürfnis solcher Vorbereitungskurse vorhanden ist, und daß diese in richtiger Weise in Angriff genommen sind, beweist ihr Erfolg; die Anmeldungen dazu mehren sich in einer Weise, daß sie leider vielfach ablehnend beantwortet werden müssen, damit nicht durch Überzahl der Teilnehmer die notwendige persönliche Einwirkung auf diese beeinträchtigt und der Dienst der Beamten behindert wird.

museum selbst. Neben dem praktischen Dienst, der Beihilfe bei der Aufstellung der Kunstwerke, bei ihrer Katalogisierung, Etikettierung usf., geht eine theoretische, mit Übungen verbundene und besonders auch auf provinzielle Bedürfnisse Rücksicht nehmende Unterweisung nebenher, die über alle möglichen für den Museumsbeamten wichtigen Fragen Auskunft geben soll: über die Prüfung der Echtheit der Kunstwerke, über Fälscherkünste, über die verschiedenen Arten der Aufstellung, über Bau und Einrichtung der Museen, über ihre Belichtung, über Schränke und Schautische, Material und Farbe der Stoffe zu ihrem Bezug und zur Wandbekleidung, über Rahmen und Sockel, über Konservierung und über Photographieren der Kunstwerke, wissenschaftliche Grabungen u. a. m. Diesen Unterricht erteilen die Direktoren der verschiedenen, für den Unterricht besonders wichtigen Abteilungen sowie der Chemiker der Königl. Museen und ein Lehrer für Photographie an der Technischen Hochschule. Neben der Einübung der mannigfachen praktischen Dinge, die der Museumsbeamte wissen muß, suchen wir durch diese gemeinsame Arbeit an den verschiedenen Abteilungen bei den Kunstjüngern zugleich

Nun ist in neuester Zeit, und zwar von gewichtiger Seite, diese Art der Ausbildung als rückständig verworfen und gerade der entgegengesetzte Weg kategorisch verlangt worden. Der Galeriedirektor des 20. Jahrhunderts, so hat sich Hugo von Tschudi in seinem Vorwort zum Nemes-Katalog ausgesprochen, soll sich zunächst und vor allem in die modernste Kunst einleben und soll bei den Ankäufen ihrer Werke für die ihm unterstellte Sammlung sein Verständnis für Kunst überhaupt ausbilden; erst wenn er sich darin bewährt hat, soll er „mit der daraus gewonnenen Wissenschaft" die Vermehrung auch der Sammlung alter Meister „in organischer Entwicklung nach der Richtung moderner Tendenzen" anstreben und die Anordnung der Sammlung und die Ausstattung der Räume im gleichen modernsten Sinn seine Sorge sein lassen; selbst „Galerien von ältestem Adel" sollen dadurch eine „aufregende Aktualität gewinnen". Wenn die Sammlungen alter Kunstwerke wirklich, wie dadurch verlangt wird, in erster Linie im Sinn der modernen Kunst verwaltet werden sollten, so wäre der Kunsthistoriker ganz überflüssig, da ja dann der Künstler der berufene Leiter der Kunstsammlungen sein würde; wir müßten zu der

alten Praxis zurückkehren, die nach bisheriger unbestrittener Anschauung sich als unzulänglich erwiesen hat und daher seit mehr als einem Menschenalter fast überall aufgegeben ist. Wo dies ausnahmsweise noch nicht der Fall ist, wie in der Londoner National Gallery und im Metropolitan Museum zu Neuyork, bestätigt es nur die Regel, da hier nicht der Künstler-Direktor, sondern die „Sachverständigen" oder „Experten" das Regiment in der Hand haben. Nicht zu der Kunst seiner Zeit braucht der junge Kunsthistoriker erzogen zu werden, sondern für die Kunst überhaupt soll er Verständnis gewinnen und sich in die Kunst der vergangenen Epoche hineinleben, soll sie aus der Kultur und dem Standpunkt der Entstehungzeit unter möglichster Ausschaltung seiner modernen Empfindung sehen und beurteilen lernen, um einen gesicherten Maßstab für seine Anschauungen zu gewinnen, der durch keine Mode verschoben werden kann. Auch der angehende Kunsthistoriker ist mit der Kunst verwachsen, mit der er groß geworden ist, in der er lebt, und mit der er fühlt. Wie es auch bei größter Gewissenhaftigkeit nur bis zu einem gewissen Grad möglich ist, die Kunst der Vergangenheit ganz losgelöst von der der Gegenwart zu betrachten, das beweisen selbst die Kunsturteile eines Lessing, Winkelmann und Goethe, die ihrer Zeit dadurch die Wege wiesen und heute doch in ihr befangen erscheinen.

Unsere Vorliebe für Meister wie Vermeer, Velasquez, Goya beruht darauf, daß unser künstlerisches Auge heute einseitig eingestellt ist auf die Reize der Erscheinung unserer Umgebung im Licht und die Veränderung ihrer festen Formen in der sie umgebenden Luft. Aber diese Anschauung des Impressionismus ist schon längst überholt durch die neuesten Strömungen der Kunst, die die malerische Erscheinung der Natur gewissermaßen auf künstlerische Formeln bringen wollen: wie die farbige Erscheinung sich in die Farbenskala des Prisma zerlegt, wie sie sich in ihren kristallischen Zellenformen oder gar, gewissermaßen kinematographisch, in ihrer ununterbrochenen Bewegung darstellt usf. Von welcher dieser Richtungen der modernsten Kunst soll nun der junge Kunsthistoriker ausgehen, um zum richtigen Verständnis der alten Kunst zu kommen? Soll er sich zuerst auf die Neuimpressionisten oder auf die Kubisten oder die Futuristen oder gar auf die wild umherjagenden „blauen Reiter" und andere „Sturm"-Gesellen einschwören? Welche verhängnisvollen Folgen würde es haben, wenn der Leiter einer Galerie alter Meister seine Erwerbungen aus der Empfindung dieser modernsten Kunstrichtungen machen würde, wenn er die Aufstellung der alten Meister, die Färbung der Wände, die Einrichtung der Räume im Sinn solcher Kunstanschauungen herrichten würde! Die Kämpfe um Grecos „Wunderwerke", die grasgrünen oder violetten Farben der Wandstoffe, die Paneele und Rahmen im Jugendstil u. a. m. sind abschreckende Beispiele, wohin der Modernismus des Galeriedirektors führen kann. Auch der „Galeriedirektor des 20. Jahrhunderts" wird es hoffentlich seine vornehmlichste Sorge sein lassen, die Werke der alten Meister so zu sammeln und aufzustellen, daß er dadurch das Bild der Kunst ihrer Zeit möglichst treu und vorteilhaft zur Anschauung bringt. Möge er es dagegen getrost den Künstlern überlassen, daß sie selbst in den alten Meisterwerken suchen, was sie interessiert und ihnen nützt; das kann ja nur der Künstler selbst empfinden. Der Direktor einer Galerie alter Meister soll und kann den Geschmack und das Verständnis für Kunst fördern, sowohl durch sein Sammeln wie durch sein Aufstellen der Kunstwerke, durch vorübergehende Ausstellungen aus besonderen Rücksichten u. a. m., aber er ist weder berufen noch imstande, direkt in die moderne Kunstbewegung einzugreifen.

Der künftige deutsche Botschafter in London.

Von ***. — Hierzu das Porträt von Freiherrn Marschall von Bieberstein auf Seite 817.

Intimer lernte ich Baron Marschall eigentlich erst auf seinem badischen Landsitz kennen. Neuershausen, das kleine Marschallsche Majorat, liegt nur eine Stunde von der fröhlichen Münsterstadt Freiburg entfernt. Man verläßt daselbst den Hauptzug, der von Berlin über Basel dem Gotthard zueilt. Die Nebenbahn nach Kolmar, die man besteigt, hält schon zwanzig Minuten später in Hugstetten. Vorbei an dem von einem weitläufigen Park umgebenen Schloß des Freiherrn v. Menzingen, unseres früheren Gesandten in Tanger, geht es in kurzer Wagenfahrt durch freundliche Dörfer und wohlbestellte Aecker nach Neuershausen. Es liegt ruhig und idyllisch in der sogenannten Rheinebene. Aus der Ferne winken vom Schwarzwald der „Schauinsland" und der „Blauen" freundlich hinüber, während sich unmittelbar westwärts der massige „Kaiserstuhl" erhebt. Das Herrenhaus, ein französischer Spätrenaissancebau aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, atmet vornehme Behaglichkeit. Ich hatte die Stunde meiner Ankunft nicht angemeldet und traf den Schloßherrn im schattigen Park, wie er, von seinem Gärtner begleitet, mit einer Gartenschere ausgerüstet, überall rüstig selbst Hand anlegte. Baron Marschall besitzt eine ausgesprochene Liebe zur Natur. Und in dieser wieder erreichen seine herrlichen Rosenbeete und seine sehenswerten Obstkulturen den Höhepunkt. Er züchtet Hunderte von Rosenarten und eine Reihe der seltensten Obstsorten. Seine Kenntnis auf dem Gebiet der Hortikultur ist staunenswert. Während seines Urlaubs widmet er fast den ganzen Vormittag den Blumenanlagen und der Obstpflege. Es bereitet ihm sichtbare Freude, mit seinen Gästen, wenn sie nur einiges Interesse an den Tag legen, im Park zu wandern und ihnen Aufschlüsse zu geben. Zwischendurch pflegt er bald da und dort Unkraut auszujäten oder Anordnungen zu treffen. Bei meinen wiederholten Besuchen in Neuershausen packte mich am meisten das Verhältnis Baron Marschalls zu seinen Blumen. Es schien mir, wie wenn eine geheime, aber verständnisvolle Sprache zwischen ihnen bestände. Die Mittagstafel vereinigt die Familie mit den Gästen. Baronin Marschall, die ebenso feingesinnte wie vornehme Gattin des Botschafters, führt da das Zepter. Sie macht es den Gästen leicht, sich bald heimisch zu fühlen. Man spricht von nahen und fernen Dingen, und auch die Politik wird nicht stiefmütterlich behandelt. Am Nachmittag gelangt das Tennis zu seinem Recht, oder es werden Ausflüge in die schöne Umgebung unternommen. Oefters führen

diese nach dem benachbarten Umkirch, einer Besitzung des rumänischen Königs. Ein prächtiger Waldweg windet sich bis zu dem alten Schloß, das die Königin von ihrer Mutter, einer geborenen Prinzessin von Hohenzollern, erbte. Doch beherbergt Neuershausen oft interessante Besuche. Das badische Großherzogpaar und die verwitwete Großherzin Luise, die Tochter Kaiser Wilhelms I., lassen es sich nie nehmen, während des Urlaubs des Botschafterpaares in Neuershausen haltzumachen. Für den konservativen Sinn Baron Marschalls spricht es, daß er seit 35 Jahren sich immer Ende Juli für einige Wochen nach dem Rigi-First begibt. Ebenso wie in Neuershausen, wo Baron Marschall jeden Bauern mit dem Vornamen kennt, erfreut er sich auf dem ganzen Rigi großer Volkstümlichkeit. Der „Herr Marschall“ ist jedem Rigibewohner vertraut. Das Feuerwerk, das er so lange, als er den Rigi besucht, am Schweizer Bundestag zusammen mit dem Stationschef von Rigi-Kaltbad abzubrennen pflegt, ist berühmt und lockt stets eine große Zahl von Zuschauern auf die Höhen des First.

Nicht ganz so einfach spielt sich sein offizielles Leben am Bosporus ab. Das Palais am Boulevard Ayaz-Pascha und die einzig schöne Sommerresidenz in Therapia werden den Staatsmann, den sie fünfzehn Jahre beherbergten, mit aufrichtigstem Bedauern an die Themse ziehen sehen. Was Baron Marschall für die Deutschen und das Deutschtum hier bedeutete, läßt sich in einem skizzenhaften Artikel nicht annähernd festhalten. Noch weniger seine Stellung auf dem Gebiet der internationalen Politik. Man darf ohne jede Uebertreibung sagen, daß bei Freund und Feind der höchste Respekt vor der Persönlichkeit des Botschafters zum Ausdruck kam. Das Vertrauen, das er allseits einzuflößen verstand, zählte mit zu den stärksten Imponderabilien seiner hiesigen Wirksamkeit.

Baron Marschall ist ein Frühaufsteher. Die Morgenstunden waren die einzigen, die ihm die ungestörte Arbeit seines schwierigen Berufes ließen. Von 10 Uhr ab gehörte er nicht mehr sich selbst an. Er war unermüdlich in Empfängen. Ob es Kollegen im diplomatischen Beruf, türkische oder fremde Journalisten, Offiziere, Kaufleute, Industrielle oder schlichte Handwerker sein mochten, er lieh allen sein Ohr. Niemand war ihm zu gering, um nicht von ihm aufmerksam angehört zu werden. Er zögerte weder mit Rat noch mit sofortiger Hilfe, sobald er die Ueberzeugung der Gerechtigkeit einer ihm vorgetragenen Angelegenheit gewann. Doch blieb er auch unerbittlich ablehnend bei einer gegenteiligen Auffassung. Sein Gerechtigkeitsgefühl ging ihm über alles. Konzessionen zum Nachteil desselben waren ausgeschlossen. Jeder bureaukratische Zug liegt Baron Marschall fern. Nicht selten zum Schrecken seiner zünftigen diplomatischen Kollegen. Das äußerte sich oft in seinen Beziehungen zur Presse. Während andere Botschafter mit ängstlicher Peinlichkeit gewisse politische Vorgänge hüteten, durfte man sicher sein, daß Baron Marschall einer Erörterung nicht auswich. Nur forderte er, daß man in der Verwertung mit der gleichen Loyalität vorging. Ob der fremde Pressemann aus Paris, Neuyork, London oder Berlin kam — er zeigte immer das Bestreben, so schnell wie möglich mit Baron Marschall Fühlung zu erhalten. Ein „Standard“-Artikel vor einigen Jahren benannte ihn als eigentlichen türkischen Großwesir. Das mag schmeichelhaft gewesen sein, war aber sicherlich zu weit gegriffen. Sicher ist, daß von ihm eine geheimnisvolle Kraft ausging, die bewirkt, daß selbst Antipoden, wenn sie zur Macht gelangten, sich seinem Einfluß hingaben.

Aber auch in amtlicher Stellung zeichnete sich Baron Marschall durch eine geradezu patriarchalische Gastfreundschaft aus. Täglich fand große Mittagstafel statt, zu der die Mitglieder der Botschaft stets zugezogen wurden. Es galt als besondere Auszeichnung, wenn Nichtmitglieder der Botschaft hierzu aufgefordert wurden. Die angeregte Konversation, die der Botschafter bei dieser Gelegenheit entfaltete, erinnert nach Versicherung von Kennern lebhaft an die Art des Fürsten Bismarck. Wie überhaupt manches an Baron Marschall an den großen Staatsmann, vielleicht ins Süddeutsche übertragen, wachrufen mag. Küche und Keller mögen gleichfalls beitragen, diesen Eindruck hervorzurufen. Die offizielle Repräsentation, die in großen und kleinen Diners, großen und kleinen Bällen zum Ausdruck kommt, stand in der Botschaftzeit Marschalls auf voller Höhe. Wenn die Bälle gegen zwei Uhr morgens ihr Ende fanden, dann setzte erst die Fidelitas ein. Ein Kreis von Intimen erhielt die persönliche Aufforderung vom Botschafter ins Ohr geraunt, dazubleiben. Man gruppierte sich dann zwanglos sitzend zum „Gelage“, wie es genannt wurde, ums Büfett. Bei diesen „Gelagen“ amüsierten den Botschafter die einzelnen Beobachtungen köstlich. Am meisten trug jedoch er zur Animierung bei, besonders wenn er mit seinem leichten badischen Tonfall aus seinem reichen Erinnerungschatz heitere Geschichten herausholte.

Wenn die politische Arbeit ihn nicht zu sehr in Anspruch nimmt, verbringt Baron Marschall einen Teil der Muße am Klavier. Für seine Energie und Zähigkeit zeugt es, daß er erst in vorgerückten Jahren dem Studium der Musik sich widmete. Trotzdem vermochte er es weit über den Dilettantismus hinaus zu einer gewissen Meisterschaft zu bringen. Schumann und Chopin sind seine Lieblingskomponisten. Er beherrscht die Musikliteratur in einer Weise, die manchem Berufsmusiker Ehre bereiten würde. Ich sehe noch das erstaunte Gesicht Marteaus, der kürzlich bei Baron Marschall zur Tafel geladen war. Er entwickelte dem auf deutschem Boden heimisch gewordenen französischen Künstler Ansichten über Komponisten, Harmonielehre und Kontrapunkt, wie es packender nicht gedacht werden konnte. Eine andere der Nebenbeschäftigungen Baron Marschalls ist das Schachspiel. Er huldigt ihm in ernster Weise. Unter seiner Aegide entstand in Konstantinopel ein Schachklub, dessen Sitzungen er regelmäßig besuchte.

Bis vor kurzem noch war Baron Marschall auch ein leidenschaftlicher Kettenraucher. Die Zigarette wich nie dem Gehege seiner Zähne. Die Aerzte verordneten ihm aber einige Diät. Sie wollten ihm nur noch gestatten, zwölf Stück des köstlichen Giftes im Tage zu verbrauchen. „Ein Botschafter raucht oder raucht nicht“, war die Antwort Baron Marschalls. Er hat seitdem nie mehr eine Zigarette angerührt. Das Verhältnis des Botschafters zur deutschen Kolonie muß ein geradezu ideales genannt werden. Mit größter Verehrung hängt die Kolonie, die in den letzten 15 Jahren einen ungeheuren Aufschwung fand, an ihm. An keiner ihrer Veranstaltungen, mochte er mit Arbeiten auch noch so überhäuft sein,

wollte er fehlen. Es war bei ihm nicht nur Pflichtgefühl, sondern immer Bedürfnis, mit gutem Beispiel voranzugehen. Der Höhepunkt des Verhältnisses zwischen Botschafter und Kolonien zeigte sich immer am Abend der Feier von Kaisers Geburtstag. Die großen Räume der „Teutonia" füllten sich stets bis auf den letzten Platz. Mit dem Kaisertoast verband Baron Marschall jedesmal eine gediegene formvollendete Rede, die in einem Rückblick und einem Ausblick der politischen Lage gipfelten. Doch wollte er nie, daß diese Reden in die Oeffentlichkeit gelangten. Von der „Teutonia" begab der Botschafter mit seinem Stab sich immer noch in den Klub des deutschen Handwerkervereins, um dort gleichfalls den Kaiser zu feiern. Es ist nicht leicht, die Gefühle zu schildern, die die Deutschen bei seinem Weggang bewegen. Es war ein echtes deutsches Haus im besten Sinn des Wortes, das in seiner Botschafterzeit am Goldenen Horn waltete.

Kasinofeste.

Plauderei von A. von Wartenberg.

Sommer ringsum. Über Büsche und Sträucher hinweg, über Kieswege und Rasenflecke im gutgehaltenen Garten zieht es den Blick hin zu silbrigem Wasserblinken. Der Wind kommt vom Strom her. Er kühlt die Luft mit seinem Hauch von Frische. Es sitzt sich gut auf der Terrasse des Offizierkasinos. Gut nach anstrengendem Tagesdienst im ersten heraufdämmernden Abendschatten, wenn die Kasinoordonnanz noch nicht das Windlicht auf den weißgedeckten Tisch stellte und schon der Ökonom seine Spezialität — vielleicht ein saftiges Schnitzel, vielleicht eine leichte Eierspeise zur Abendmahlzeit geliefert hat.

Es sitzt sich gut da, wenn Bogenstrich und Geige, Walzerklang und das Schurren und Schleifen tanzender Füße, wenn Lachen, Sprechen, Stimmgewirr aus den weit offenen breiten Flügeltüren herausdringen. Wenn laue Sommerluft um den einsamen Träumer ist, der gemächlich im Korbsessel sitzt, ein Weilchen die Füße von sich strecken und stille Rast halten kann mit seiner Zigarre. Drunten vom Dunkel der Gartenwege klingt Lachen auf, der helle Klang einer Frauenstimme. Im fast schwarz scheinenden Laubwerk der Bäume schaukelt sich im leisen Luftzug die Buntheit papierner, vom zuckenden Lichtchen erhellter Lampions. Aus der Helle des Saals tritt die Ordonnanz, das mit Gläsern voll besetzte Tablett in Händen. Ein Blick genügt, um im Lichtschein, der durch den Türrahmen fällt, den dicken weißen Schaumrand auf dem Goldbraun des Biers zu erkennen. Die Hand greift nach dem Trunk. Ein Schluck nur. Die Geigen mahnen. Damen läßt man nicht warten. Die Zigarre fliegt in den Aschenbecher, und unter der Tür schon sucht man in der Schar der Damen seine Tänzerin. Es ist doch Kasinofest heute, und das legt Verpflichtung auf. Jedem. Denn jeder der Offiziere des Regiments fühlt sich heute als Wirt allen denen gegenüber, die hier Gastrecht genießen unter dem Dach des Heims der Offiziere — des Kasinos. Die Verpflichtung fühlt auch ein jeder. Nicht nur der Kommandeur, dem die Gattin hilft die Honneurs zu machen. Umdrängt von den Kommenden steht sie da mitten im Saal und begrüßt die Gäste. Sie müht sich um die Damen, die vom Land, von Rittergut und Edelsitz hereinkamen, um das Töchterchen tanzen zu sehen. Sie widmet sich den Gattinnen der „Spitzen" vom Zivil und hat dabei noch Gruß und Frage und Erkundigung für die Damen vom Regiment, für die ihrem Gatten unterstellten Offiziere bereit. Sie hat Zeit für die Begrüßung des jüngsten Leutnants ebenso wie für die des Herrn Regierungspräsidenten, findet ein Scherzwort für den jovialen Baron soundso auf Schloß soundso, der ihr gleich drei seiner „flügge gewordenen Küken" präsentiert, und ermunternde, das Ballfieber wirksam zerstreuende Herzlichkeit für diese drei schüchternen, kichernden Ballnovizen. Regimentsadjutant, Kasinovorstand, der Festordner, sie tragen heute die volle Schwere der Verantwortung am Gelingen des Festes, zu dem jeder andere Angehörige des Regiments ja nur das bescheidenere Anteil eigener glänzender Liebenswürdigkeit und gesellschaftlicher Gewandtheit zu fügen vermag. Wie da die Herren an der Saaltür der erscheinenden Gäste harren und den Damen den Arm reichen, um sie der Kommandeuse zuführen zu können, das ist nur letztes Werk des Tages. Festordner und Vortänzer haben ganz besonders viel zu tun. Da gilt's, für das fehlende „vierte Paar" noch geschickt einen der älteren Herren aus dem Rauchzimmer frei zu bekommen, und zwar so, daß es die Dame nicht merkt, wie ungern ihr Partner, der ihr zu vornehm höfischem Gehtanz ersonnen wurde, sich losriß vom interessanten Männergespräch. Da gilt's, den Ansturm auf die für die Damen bestimmten Blumen beim Blumenwalzer zu mildern und die Kissen mit ihrem Glittergold an Ordenssternen und der Buntartigkeit der Schleifen mit scherzhafter Energie vor allzu eifrig zufassenden Damenhänden zu verteidigen. Vexier- und Schneeballtour des Kotillons — ihr Werk. Die Polonäse mit ihren vielartigen Windungen und Wendungen im Saal hin und her, im Garten über Rasen und Kieswege und zurück zu dem zum Tanz bereiteten Parkett, zu den an der Wand aufgebauten Stuhlreihen und dem Hautpas für zuschauende Mütter — „Drachenfels!" — betitelt — auch der große Schlußreigen mit der wie als Dank vor dem Kommandeurspaar ausgeführten Komplimenttour — ihr Werk. Doch immer nur letztes Werk. Denn die Hauptarbeit ist Vorarbeit, ob da nun das winterliche Ballfest arrangiert werden soll oder ein Nachmittagstee am Tennisplatz im Kasinogarten oder ein stimmungsvolles Sommerfest mit Feuerwerk und Gartenbeleuchtung oder ein anderes mit ländlicherem Anstrich, das die Gäste hinauslockt zum baumbestandenen Schießstand. Da sind die materiellen Sorgen, die Kasinovorstand und der Ökonom zu bewältigen haben, Verpflegungsorgen, bei denen Kriegsbrauch: „Requirieren" kläglich versagen würde. Da finden Konferenzen der weiteren und innerhalb der engeren Vergnügungskommission statt. Denn da ist eine Unzahl von Wünschen und Vorschlägen zu prüfen und zu berücksichtigen.

Selbst der jüngste Offizier, der Fähnrich sogar hat Schwestern, Cousinen, hat Mutter, Tanten und Bekannte, in deren Hause er viel verkehrt, und die ein Hinzugezogenwerden zum Fest des Regiments erwarten, denen mit der Einladung zum Regimentsball die große Freude bereitet werden würde, und die vielleicht ein Ausbleiben dieser Einladung recht übel vermerken könn-

ten. Nun aber all diese Wünsche, Erwartungen und Forderungen in Einklang mit dem verfügbaren Raum und Platz bringen zu sollen, das ist wahrhaftig keine kleine Aufgabe. Da können um die „zweite“ Schwester, die ein junger Leutnant einzuschmuggeln gedachte, obgleich vielleicht gerade zur Vermeidung von Herrenmangel jedem der Offiziere nicht mehr als das Recht auf eine „Damen“-einladung zugestanden worden war, Meinungsverschiedenheit entstehen.

Und dann die Tischordnung! Ein wandlungsfähiges Ding, das vom ersten Entwurf bis zur letzten Minute, in der es „zu Tische geht“, nicht auf Bestand rechnen kann.

Zwar spielt im militärischen Gesellschaftskreis und zumal im Kasino auch bei der Tischordnung die Anciennität die große Rolle, und mit den „Spitzen“ ist verhältnismäßig leicht fertig werden, wenn nicht unerwartet Absagen dazwischenkommen. Rang gehört da zu Rang. Keine kleine Leutnantsfrau, die ehrfürchtig nach oben hin blickt, wo an der Tafel die „höheren Chargen“ ihren Platz fanden, würde von einer würdigen Exzellenz zur Tafel geleitet werden, und der Frau Hauptmann würde wohl kaum der Leutnant als Tischherr zuerteilt werden, solange noch ein Vertreter der Charge ihres Gatten verfügbar wäre, um ihr als ritterliches Tafelgeleit dienen zu können.

Aber all die Wünsche, die das „junge Volk“ plötzlich hegt! Manch einer nimmt den Festordner vertraulich beiseite, um ihm eindringlich klarzumachen, daß aus der Fülle von Namen der „tanzenden jungen Damen“ nur gerade dieser eine auf der Tischkarte stehen dürfe, die das Gedeck neben seinem eigenen Teller näher kennzeichnet. Was alles da an still getragenem Geheimnis, an Wünschen, Hoffen des Herzens offenbar werden kann — höchst interessant für den tiefste Verschwiegenheit gelobenden Festarrangeur!

Und nun die große Frage: Was fängt man mit den Leuten an? — Tanzen! Das beschäftigt die Jugend, da haben die Mütter ihr Teil, die eine Tochter im lichten Kleid durch den Saal chassieren sehen beim gleitenden Schreiten und dem gemächlichen Drehen von Twostep und modischem Walzer. Bei Bier und Zigarre und dem Gespräch über Politik, Jagd und Kriegsaussicht findet sich auch wohl im Rauchzimmer gemütlich die Runde zusammen. Herren natürlich, ältere Jahrgänge, die Würde und Rang zu betonen haben, von denen dann dieser oder jener doch wohl einmal, vom lustigen Klang der Walzermelodien angelockt, in den Tanzsaal tritt und sich frischweg sein Töchterchen holt und mit ihm tanzt. Das ist dann das Tanzen von „Dazumal“. Aber die Damen auf dem Hautpas und auf den Stuhlreihen an der Wand, die haben so ein weiches Lächeln in den Augen und um die Lippen, mit dem sie dem General nachschauen, dessen breite rote Streifen am Beinkleid sich deutlich herausheben. Das ist ihre Jugend, und wie sie da tanzte! Trotz alledem, Tanz allein, das will den wenigsten behagen. So bekommt denn die engere Vergnügungskommission zu tun. Der „überzählige“ Major bekundet zum Glück künstlerische Neigungen. Er ist die geeignete Persönlichkeit, um ein kleines feines Salonstück ausfindig zu machen, und unter seiner Führung entwickelt der Herr Hauptmann, dem erst der Charakter — der Titel — verliehen, doch mit dem Titel noch nicht Last und Pflicht des geplagten, viel verantwortlichen Kompagniechefs auferlegt wurde, großartige Regisseurtalente. Ein, zwei ältere Damen bilden die Ehrengarde für den Schauspielertrupp von Offizieren und jungen Damen. Sie wachen über die unbedingte Unverfänglichkeit der Liebesszene im Stück, sind überhaupt Beraterinnen in allen anläßlich der Leseprobe und der weiteren Proben an Ort und Stelle sich ergebenden „Fragen“. Inzwischen wächst im Kasinosaal die Bühne auf. Handwerker und Zimmerleute liefert natürlich der Soldatenstand. Der Prolog ist gedichtet und einstudiert. Frau Major soundso hat sich bereitgefunden, ein paar Liedchen zu singen. Im Kasino werden Stühle geschleppt und reihenweis vor der Bühne aufgebaut. Der Festtag bricht an und macht in seinem glänzenden Verlauf den Ärger vergessen, den er zuvor heraufbeschwor. Denn Ärger vorher, das gehört als typisch mit zum Kasinofest eigentlich gerade so wie der Krümperwagen oder der große Regimentsomnibus, der für die Heimfahrt unter seinem Verdeck eine stattliche Zahl Insassen beherbergen kann, als Schluß. Autos sind Großstadtgefährte. Die schieben sich tutend eilfertig mit heran, wenn in der großen und größeren Stadt das Kasino Gäste sieht. Für die kleine Garnison aber ist das Auto noch die Einzelerscheinung. Da halten Droschken, oft vorsintflutlich im Bau, und Herrschaftswagen vor dem Kasinoportal, und Krümperwagen und Regimentsomnibus helfen die Gäste heimbefördern. Als Abschluß des Festes dann die gemeinsame Fahrt durch nachtstille Straßen, der Mond am Himmel, Festfreude im Herzen, im Ohr noch der Ton der Geigen, der wie haften blieb. Das Lachen und Plaudern wird stiller, wie der Wagen über das Pflaster rattert. Sorglich schlägt Mutter den Mantelkragen hoch und fühlt nach den Wangen des Töchterchens, die so heiß noch brennen, fühlt, ob der Schal auch warm schließt über der jungen, rasch atmenden Brust.

Und die kleinen Hände halten Blumen, Blumen die Fülle, Trophäen vom Kasinofest. —

Unsere Bilder

Die Karlsruher Kaisertage (Abb. S. 819). Nach der Heimkehr aus Korfu hat sich der Kaiser mit dem Prinzenpaar August Wilhelm und der Prinzessin Viktoria Luise nach Karlsruhe begeben. Auf dem Bahnhofe hatten sich das badische Großherzogspaar, Prinz und Prinzessin Max von Baden und der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg zum Empfang eingefunden. Der Aufenthalt des Kaisers, der vom 11. bis zum 13. Mai währte, erhielt seine Signatur durch wichtige politische Konferenzen, zu denen außer dem Reichskanzler auch der Staatssekretär im Auswärtigen Amt Herr v. Kiderlen-Waechter und der Botschafter Freiherr Marschall v. Bieberstein aus Berlin gekommen waren.

Die Ausgrabungen auf Korfu (Abb. S. 819) sind während des Aufenthalts der Kaiserfamilie auf der herrlichen Insel von Professor Dörpfeld mächtig gefördert worden. Im königlichen Park von Mon Repos wurden die Reste eines sehr interessanten dorischen Tempels der archaischen Epoche zutage gefördert, der einst dem Asklepios oder Apollon geweiht war. Der Kaiser hat über diesen wichtigen Fund dem Kaiserlichen Archäologischen Institut in Berlin telegraphisch Bericht erstattet.

Der Botschafterwechsel in London (Abb. S. 817 u. 818) dürfte für die deutsche Auslandspolitik die größte Bedeutung besitzen. Graf Paul Wolff-Metternich scheidet nach elfjähriger Tätigkeit als Vertreter des Deutschen Reiches in London von diesem Posten und verläßt den diplomatischen Dienst, dem er seit vierzig Jahren angehört. An seine Stelle tritt voraussichtlich Freiherr Marschall v. Bieberstein, bisher Botschafter in Konstantinopel, dem Deutschland die Erbauung der Bagdadbahn und viele andere wirtschaftliche und politische Erfolge im Orient verdankt. Bekanntlich war Herr v. Marschall in den neunziger Jahren auch Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Nach dem Urteil aller Zeitgenossen darf man sich von seiner

Versetzung nach London großen Nutzen versprechen, nämlich eine friedliche Lösung gewisser brennender Fragen der Weltpolitik.

Die Flottenparade in Weymouth (Abb. S. 820 u. 821), die König Georg V. kürzlich an Bord seiner Jacht „Victoria and Albert" abgenommen hat, zeichnete sich vor allen früheren Flottenparaden dadurch aus, daß zum erstenmal ein für die Marine neuer Faktor in Erscheinung trat: das Flottenflugwesen. An Bord des zum Aeroplanschiff umgestalteten Schlachtschiffes „Hibernia" waren vier Hydroplane verschiedener Systeme in die Bucht von Weymouth transportiert worden. Mehrere Flieger, unter denen sich Commander Samson besonders auszeichnete, führten dem König und den an Bord der Admiralitätsjacht „Enchantreß" und dem Flaggschiff „Neptun" versammelten Ministern und Admiralen eine Reihe gelungener Flüge vor. Wie Seevögel ließen sich die Hydroplane auf dem Wasser nieder und erhoben sich wieder. Vielleicht bezeichnen die Aeroplanmanöver von Weymouth einen Wendepunkt in der ganzen britischen Flottenstrategie.

Der Oberbürgermeister von Berlin (Portr. S. 818, 823) wird nach dem 1. September nicht mehr Dr. Kirschner heißen. Das Oberhaupt der Reichshauptstadt hat sich nach einigem Schwanken entschlossen, aus dem schweren Amt zu scheiden, das der nun fast Siebzigjährige seit dem Jahr 1899 verwaltet. Sein Nachfolger wird der frühere Staatssekretär Adolf Wermuth, der Mann der Reichsfinanzreform. Berlin begrüßt in ihm den erfahrenen Administrator, den vorsichtigen und doch großzügigen Finanzpolitiker, den es braucht. Als Exzellenz Wermuth vor wenigen Wochen plötzlich vom Reichsschatzamt Abschied nahm, urteilten die Parteien verschieden über die politischen Gründe seines Rücktritts, aber im Lobe seiner Verdienste und seiner Tüchtigkeit waren sie einig. So wird denn Adolf Wermuth als der Vertrauensmann sämtlicher bürgerlichen Parteien in das Rote Haus einziehen.

Ein Wohltätigkeitsportfest (Abb. S. 824) hat der Berliner Fußballklub „Preußen" am 12. Mai in Gegenwart des Protektors, des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz, und von etwa 1000 Zuschauern auf dem Akademischen Sportplatz am Kurfürstendamm veranstaltet. Das Programm umfaßte einen Fußballwettkampf, zwei Stafettenkonkurrenzen, ein Hockeywettspiel zweier Damenmannschaften und ein Hindernislaufen für Militärmannschaften über 1000 Meter mit Eskaladierwand und Wassergraben. Die wackere Mannschaft des Garde-Pionier-Bataillons errang sich in dieser Konkurrenz den Preis des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Die Nationalflugspende (Portr. S. 823), das großartige Geschenk, das das deutsche Volk dem Reich für die Förderung der Flugtechnik zu geben beabsichtigt, dürfte, wenn nicht alles trügt, die glänzende Opferwilligkeit der Deutschen von neuem erweisen, die vor einigen Jahren in der Zeppelinspende einen so imposanten Ausdruck fand. An die Spitze des Reichskomitees, das die Sammlung leitet, und mit dem die vielen bereits gebildeten Provinzialkomitees korrespondieren, hat sich bekanntlich der von allen Parteien gleich geschätzte Staatsmann Graf Posadowsky gestellt. Das Protektorat hat Prinz Heinrich von Preußen übernommen, dem unsere Seemacht so viel verdankt, und der sich nun auch für die neue Waffe und für das nationale Flugwesen mit seiner ganzen Persönlichkeit einsetzt. Im Vertrauen auf diese Männer wird die Bevölkerung gewiß Opfer für eine große Sache bringen.

Die Panamakommission (Abb. S. 818), die die europäischen Staaten bereist, um die Einladungen zu der Eröffnung des Panamakanals und zu der damit zusammenhängenden Weltausstellung in San Franzisko zu überbringen, hat Berlin besucht und ist hier nach Gebühr gefeiert worden. Die Kommission stand unter der Führung des berühmten Ingenieurs John Hays Hammond. Die amerikanische Marine war durch Admiral Stanton, die Armee durch Brigadegeneral Edwards vertreten.

Die Kölner Blumenspiele (Portr. S. 824), diese anmutige Verdeutschung der spanischen Juegos florales, die der verstorbene Dr. Johannes Fastenrath im Jahr 1898 ins Leben gerufen hat, wurden wie alljährlich wieder an einem schönen Maitag in der Halle des Gürzenich abgehalten. Die Blumenkönigin, der diesmal für die beste poetische Leistung die Krone verliehen wurde, ist die schlesische Dichterin Martha Grosse, die mit einem Buch „Wir Mädchen" und vielen Gedichten, die hier und dort erscheinen, bereits mehrfach in die Oeffentlichkeit getreten ist.

Aus der Bühnenwelt (Abb. S. 822 u. 824). Die Dresdner Hofbühne verliert eines ihrer beliebtesten Mitglieder, die Hofschauspielerin Frau Charlotte Basté. Die Künstlerin hat dem Hoftheater, von dem sie jetzt scheidet, seit dem Jahr 1886 angehört. Ihre Leistungen als Nora, Ophelia, Rautendelein, Salome werden dem Publikum in bester Erinnerung bleiben. — Die russische Tänzerin Anna Pavlova ist eine der schönsten und anmutigsten Frauen unserer Zeit. Kein Wunder, daß die berühmten Tänze dieser Künstlerin auch bildende Künstler begeistern. John Lavery von der Königlichen Akademie in London hat die Pavlova in einer ihrer schönsten Posen gemalt. Der Tanz, den das meisterhafte Bild darstellt, symbolisiert den Tod eines Schwanes

Personalien (Port. S. 823). Der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller, bekanntlich eine der ersten Standesvertretungen unserer Wirtschaftswelt, hat an Stelle des verstorbenen Geheimrats Emil Jacob den bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Waldschmidt, Direktor der Ludwig Loewe & Co. Aktiengesellschaft, zum Vorsitzenden gewählt.

Die Toten der Woche

Geh. Rat Prof. Dr. Josef von Bauer, stellvertretender Leibarzt des Prinzregenten, † in München am 9. Mai im Alter von 65 Jahren.

Abbé Emile Duploye, Erfinder einer französischen Stenographie, † in Saint-Maur-les-Fosses am 10. Mai im Alter von 79 Jahren.

Schauspieler Karl Friese, bekannter Komiker, † in Dresden am 10. Mai im Alter von 54 Jahren.

Emma Gräfin Henckel von Donnersmarck, † in Dresden am 9. Mai im 78. Lebensjahr.

Benno Jacobson, bekannter Feuilletonist und Dramatiker, † in Berlin am 9. Mai im Alter von 53 Jahren.

Abt Benedikt Korcian, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † in Raigern (Mähren) am 9. Mai im 72. Lebensjahr.

Professor Gabriel Schachinger, bekannter Maler, † in München am 9. Mai im Alter von 62 Jahren.

Geh. Hofrat Adolf Varena, Direktor des Königsberger Stadttheaters, † in Königsberg i. Pr. am 8. Mai im Alter von 70 Jahren.



Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein,
ist zum deutschen Botschafter in London ausersehen.
Spezialaufnahme für die „Woche".



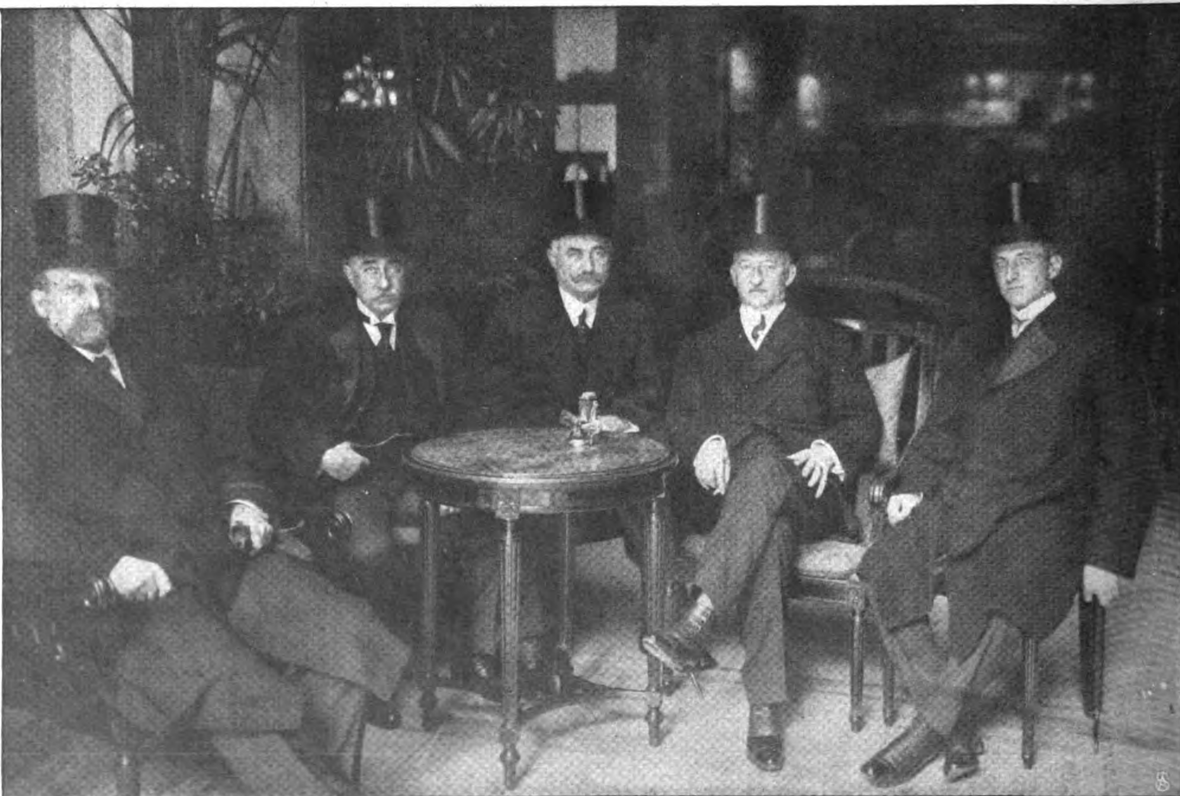
Hofphot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Graf Wolff-Metternich zur Gracht.
Der bisherige deutsche Botschafter in London.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Martin Kirschner,
legte sein Amt als Oberbürgermeister von Berlin nieder.



Deutsche Illustrations-Ges.

Von links: Admiral Stanton; Mr. Hammond; Mr. Lesmore; General Edwards; Mr. Hale, Vizepräs. der nächsten Weltausstellung in S. Franzisko.

Amerikas Einladung zur Eröffnung des Panamakanals: Die Kommission in Berlin.



Phot. Geschwister Moos, Karlsruhe.

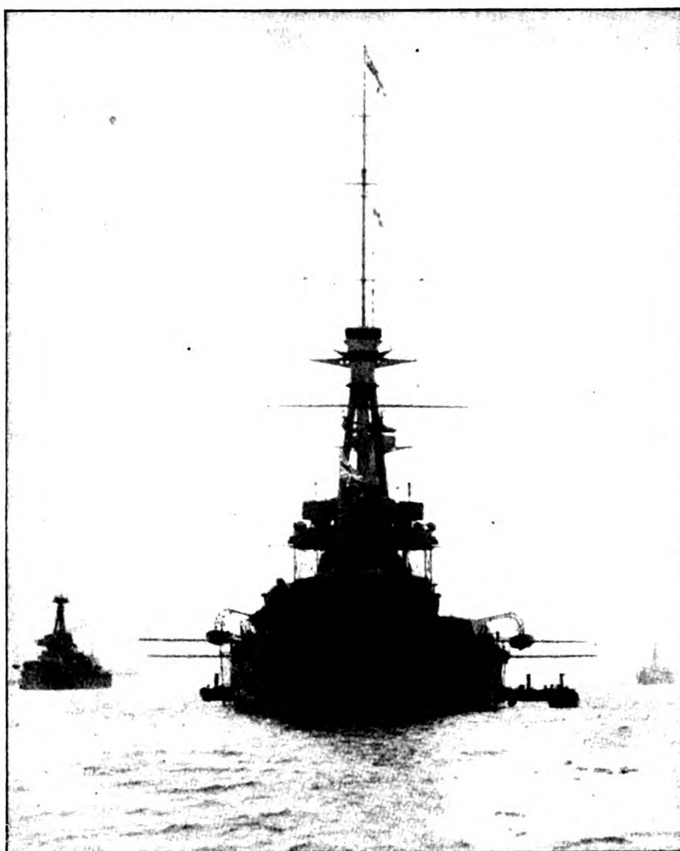
Vom Kaiserbesuch in Karlsruhe: Der Kaiser und der Großherzog auf der Fahrt zum Großherzoglichen Schloß.



Professor Dörpfeld (×) leitet die Ausgrabungen.

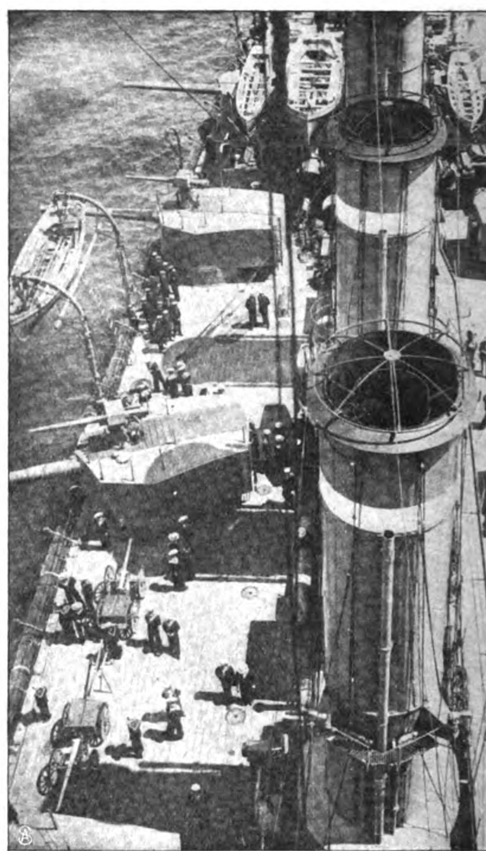
Von den neusten Tempelfunden im Park von Mon Repos auf Korfu.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern“



Intern. Publication Co.

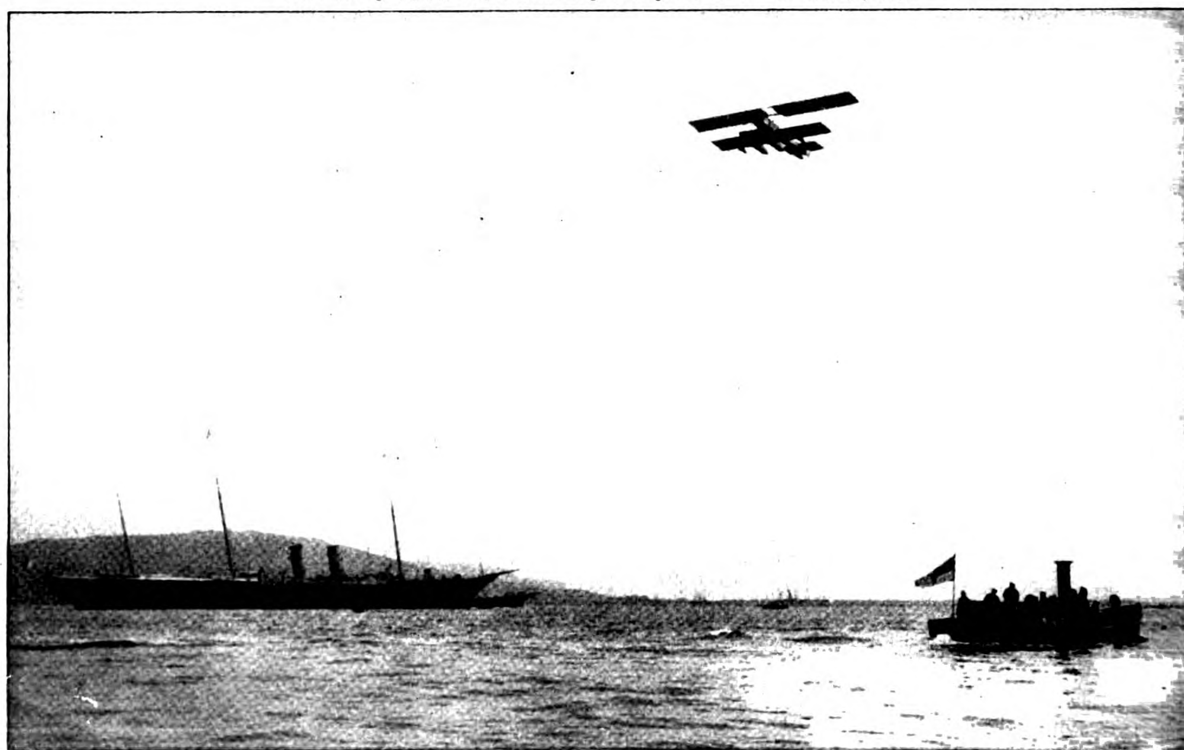
Das Kriegsschiff „Neptun" an der Spitze einer Gefechtslinie.



Phot. Delius.

Das Deck des Über-Dreadnought „Neptun".

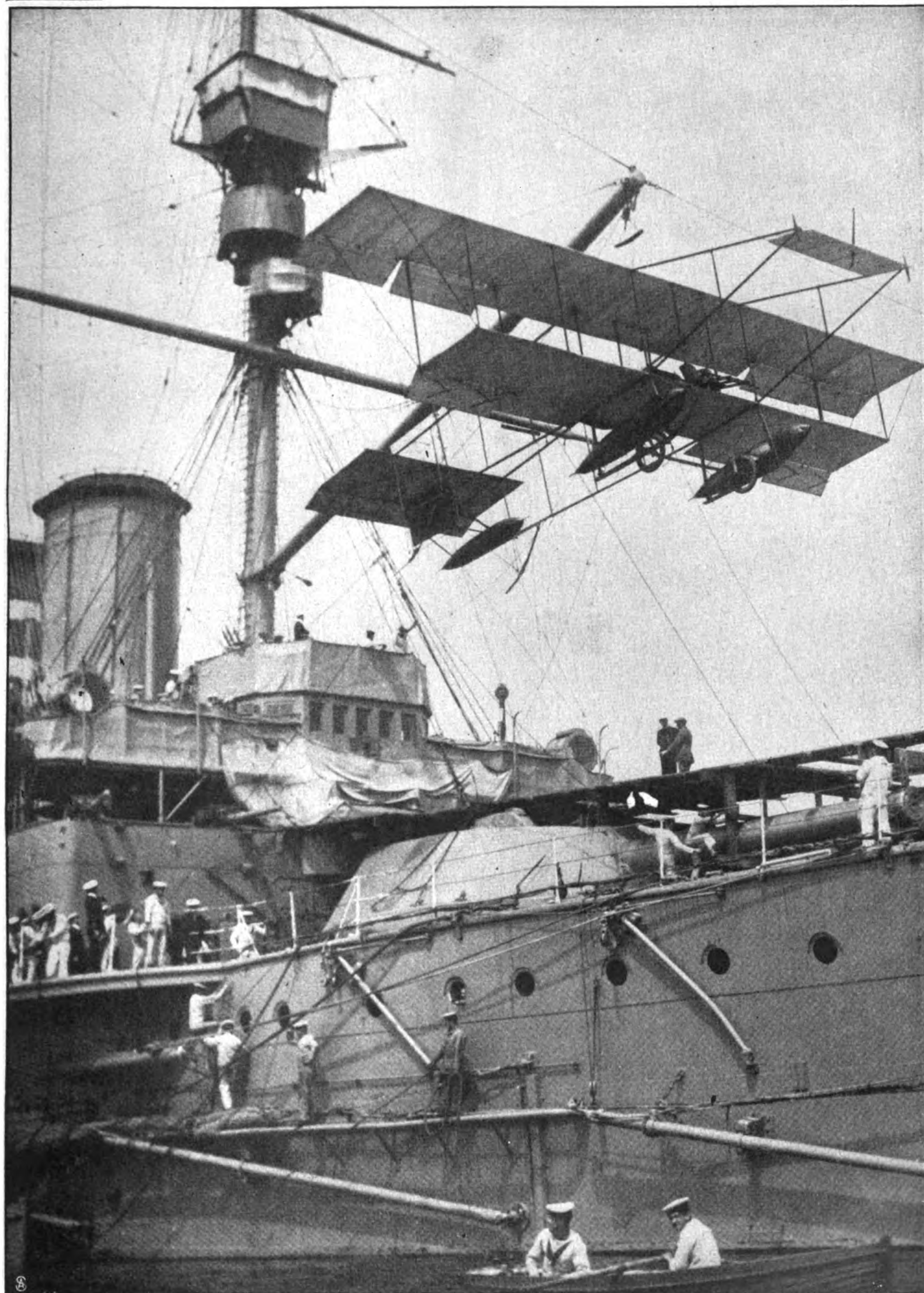
Das Kriegsschiff, auf dem König Georg die Manöver beobachtete.



Phot. Newspaper Illustrations.

Ein von Marineoffizieren gesteuerter Zweidecker über der Königl. Jacht „Viktoria u. Albert".

Von den großen Flottenmanövern vor dem König von England in Weymouth.

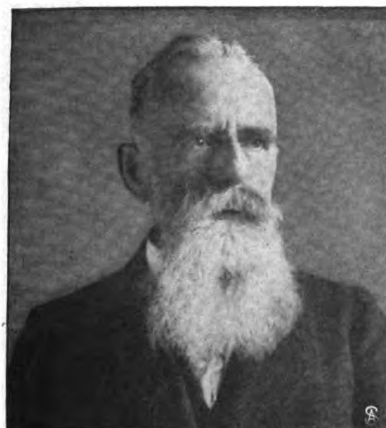


Phot. Newspaper Illustrations.

Das Kriegsschiff „Hibernia“ mit einem zum Start bereiten Flugzeug an Bord.
Von den englischen Flottenmanövern bei Weymouth.



Die russische Tänzerin Anna Pavlova als „sterbender Schwan. Nach dem Gemälde von John Lavery.
Von der diesjährigen Ausstellung der Royal Academy in London.
Mit Erlaubnis der Fine Art Publishing Co.



Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner.

Präsident d. Komitees u. Protektor d. National-Flugspende. — Hierz. d. Art. v. Hptm. a. D. Dr. Hildebrandt.



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Prinz Heinrich von Preußen.



Dr. W. Waldschmidt,

der neue Vors. des Vereins Berl. Kaufleute u. Industrieller.

Wirkl. Geh. Rat Staatssekretär a. D. Adolf Wermuth.

Der neue Oberbürgermeister von Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche"



Phot. Grete Back.

Hofschauspielerin Charlotte Basté, Dresden.
Zu ihrem bevorstehenden Abschied vom Dresdner Hoftheater.



Phot. Atelier Westendorp.

Frl. Martha Grosse, Breslau.
Die diesjährige Kölner Blumenkönigin.



Aus dem 1000-Meter-Hindernislaufen für Militär: Der Sprung durchs Wasser.



Vom Damen-Hockey-Spiel: Momentbild aus dem Wettkampf.
Vom großen Wohltätigkeitsportfest in Berlin. — Phot. Gebr. Haeckel.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

6. Fortsetzung.

Da poltert's und lärmt's plötzlich im Theater, heiseres Schreien, eine gellende Frauenstimme und nun ein Brausen und Prasseln, eine schwarze Wolke schießt herein, wie ein Wurm wälzt sie sich über die Schwelle — „Feuer!" schreit's draußen, „Feuer!" und schon reißt mit einem seltsamen Trompetenton der aufgehängte Prospekt in einem Flammenwirbel mitten auseinander, und tausend Feuerzungen laufen an Stricken und Stangen, an Kulissen und Soffitten entlang, und hundert schwarze, rotgefleckte Rauchdrachen ringeln sich über die Bühne und durch die engen Gänge, und Myriaden goldener Funken rasen als feurige Hornissenschwärme durch den winkligen Bau.

„Nun brennt es, das Theater!"

Kalt und klar fuhr's Lotte durch die Seele. Dann ging's um das Leben. Im kurzen Rock, in ein rotes Seidenmäntelchen gehüllt, das sie blind vom nächsten Haken riß, stürzte sie aus der Garderobe. War nichts mehr als ein Stück Leben, das nicht verderben will, nichts mehr als Leben, das leben will! Sie strauchelt, sie gerät in glühenden Zunder, über ihr, neben ihr glüht's und berstet und qualmt und brüllt und jagt hinter ihr her mit spitzen Stichflammen, als reckten Feuerschlangen die giftigen Zungen und wollen ihr ans Leben. Sie sieht rote Finsternis, sieht gar nichts mehr, findet das Mauerloch, das von der Hinterbühne in den Treppenturm führt, und stürzt die steinerne Wendel hinab und hinaus auf die Straße.

Einen Augenblick später schlägt das Feuer zu den Fenstern hinaus, und im Innern donnert der eiserne Vorhang aus dem Hängegerüst in die Tiefe. Die ersten Feuerflocken steigen in die Nacht und ziehen langsam über die aufgestörte Stadt.

Die Menschen fluten zur Brandstätte.

Vinzenz Herrenrieder wurde durch den Feuerlärm aufgeschreckt, als er gerade über den Markt ging. Schon taumelten feurige Schmetterlinge, aus Kulissenresten geboren, über ihm durch die Nacht. Das Theater brannte? Lotte!

Er lief geradeswegs nach ihrer Wohnung. Sie war nicht zu Hause. Er stürmte zur Brandstätte. In der Greifengasse ging der erste Feuerregen auf ihn nieder. Glühende Holzkohlen und brennende Schindeln — er rannte weiter. Die Hörner riefen, die Spritzen rasselten, vom Turm der Stadtkirche gellte das Brandglöcklein.

Schon schlugen die Flammen aus dem Dach des Theaters, Blei tropfte herab, breitströmende rote Lohe stieg in die windstille Nacht.

An der Dreifaltigkeitskirche stand die Menge dichtgedrängt hinter dem Kordon. Stumm, wie gebannt. Das Theater warf die Glut aus allen Fenstern. Die Scheiben sprangen, das Dach wuchs, zum Skelett genagt, aus dem Gewimmel der roten Nager, die an dem starken Balken auf und ab liefen. Ohnmächtig verdampften die Wasserstrahlen, müde klopften die Pumpen.

Vinzenz hatte sich bis zur Sperre Bahn gebrochen. Da standen zwischen den Schutzleuten ein paar Schauspieler. Fanto noch mit eisgrauen Koteletten und weißer Hemdbrust.

Vinzenz griff ihn am Arm. „Alle gerettet? Wo ist Fräulein Vogel?"

„Wie das brennt, wie das brennt!" antwortete der Alte und starrte entgeistert in die Glut.

Plötzlich stand Vinzenz das Herz still. Ein Feuerwehrmann führte ein Frau an den Häusern hin. Sie ging aufrecht, der Gang, die Gestalt! Ein rotes Gewebe leuchtete im Feuerschein von ihren Schultern, nackte Arme glänzten. Mit einem Ruck sprengte er die letzte Menschenkette. Der Schutzmann kam zu spät, er stand schon neben ihr. Sie hielt das venezianische Mäntelchen mit einer Hand unter dem Kinn zusammen. Die weißen Schuhe waren verkohlt.

„Lotte, liebe Lotte!"

Sie war jetzt gefaßter als er, legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Ja, Vinzenz, nun brennt das Theater."

Aber dann brach sie plötzlich in ein fassungsloses Weinen aus, und eine Frau aus dem Volk griff beherzt zu und trug die Schwankende mehr, als daß sie sie führte, durch die Menge, die stumm beiseite wich.

Vinzenz folgte ihnen mit schweren Schritten.

Die Frau drehte sich um. „Geben Sie ihr doch den Mantel, sie friert sich ja zu Tode."

Da streifte er beschämt seinen Mantel ab und hing ihn um ihre Schultern.

Die Gassen, über die der Funkenschwarm zog, waren gesperrt. Im Bogen schlugen sie sich durch die Stadt.

Lotte ließ sich von ihrer Führerin leiten. Vinzenz hatte ihre Wohnung angegeben, sonst war er zu nichts zu gebrauchen.

Auf dem Markt blieb Lotte stehen. „Ich kann jetzt allein gehen. Und morgen kommen Sie zu mir, liebe Frau."

„Lassen Sie mich lieber mitgehen, und schicken Sie den Herrn fort. Seinen Mantel kann er sich morgen holen."

Und mit ihren derben roten Händen zog sie Lotte Herrnrieders Havelock fester um die Schultern. Die Kapuze des roten Seidenmäntelchens schmiegte sich um ihre blassen Wangen.

Der Markt lag im hellen Widerschein der Feuersbrunst. Kein Lärm drang bis hierher, ruhig stieg eine gewaltige rote Lohe aus dem Theaterbau, das Dach war eingestürzt,

eine breite Funkenbahn zog langsam über die schwarzen Dächer den Hügeln zu. Wie ein feierliches Brandopfer wallte die Brunst in die klare Nacht.

Eine Weile standen sie in den gewaltigen Anblick versunken. Das Gefühl, daß eine Katastrophe eingetreten war und eine furchtbare Gefahr über der Stadt hing, solange die feurigen Hornissen schwärmten, war ihnen abhanden gekommen über der überwältigenden Größe dieses letzten Schauspiels.

Dann sprach Vinzenz Herrenrieder: „Die Frau hat recht, Lotte. Aber plag dich nicht, ich telegraphier gleich deinen Eltern."

Und dann preßte er sie an sich, wie sie vor ihm stand, eingehüllt in seinen Mantel, daß sie keine Hand rühren konnte, und küßte sie auf den Mund.

„Bringen Sie meine Braut gut heim", sagte er zu der Helferin und schob ihr die Willenlose in die Arme.

Da wehrte sich die Frau. „Ja, wenn's so ist, geht sie am End lieber mit Ihnen, Herr", antwortete sie, und es war kein Arg in den redlichen Worten.

Aber Vinzenz küßte Lotte noch einmal, und diesmal schlang sie die nackten Arme um seinen Hals und preßte sich an ihn, und der Mantel des Geliebten und das Mäntelchen aus roter Seide entglitten ihr.

Lautlos stieg die Riesenlohe in die Nacht.

* * *

In der Nacht nach dem Brand des Theaters heulte der Föhn über die Sadt und blies in die Asche. Aber zwischen den ausgebrannten Mauern lag im Schutt kein Funken mehr begraben. Nur dünne Rauchsäulen drehten sich noch über dem zersplitterten, verborgenen Eisenwerk und den verkohlten Balken. Wie zerknittertes Stanniolpapier lag der eiserne Vorhang im dampfenden Chaos. Die Eisenbahnzüge schlichen langsam vorüber, als könnten sie sich nicht trennen von dem Anblick. In der Nacht stierten sie aus erleuchteten Fenstern auf die schwärzliche Brandstätte. Heulend fuhr der Föhn über die Dächer, violette Wolkenberge wälzten sich über die Hügel. Warme Schwaden quollen aus der Erde, die letzte Frostrinde barst, der erste Frühlingstrieb stieß ans Licht.

„Es hat ihnen gut gesorgt. Wär der Föhn gestern aufgestanden, so läg die halbe Stadt unter einem Aschenkegel." So sprach einer, der zur Stadt fuhr, als der Zug im Morgengrauen an der Brandstätte vorüberfockte.

Gebhard Gorner beugte sich vor. Sein Nachbar hatte recht. Im heißen Schutt wühlte der Föhn und warf schwarze Rauchtrichter in die Luft, die beizend einherfuhren. Gewaltig reckten sich die geschwärzten, nackten Mauern in die Morgendünste.

Gebhard hatte nichts zu versäumen. Die Sparkasse, auf die er den Zins zu tragen hatte, war noch nicht geöffnet. Langsam umschritt er die Brandruinen.

Es wollte nicht tagen. Die Wolken schwollen zu dunkelfarbigen Ungetümen an, die in Herden über die Hügel zogen, mit blauem Rist und schmutzigroten Bäuchen. Es war, als stöhnten sie, wenn der Föhn ihre schwerfälligen Reihen mit pfeifendem Geißelschwung nach Norden trieb.

Wie Gebhard strichen noch andere um die Ruinen. Über dem eisernen Geländer, das den Vorplatz des Theaters einzäunte, hingen ein paar Garderobenreste, angesengte, durchnäßte, bunte Kostümfetzen, das einzige, was gerettet worden war.

Dumpfe Neugier, scheue Furcht und blöder Witz versuchten sich in Schilderungen des Brandes. Gebhard gab nicht darauf acht. Es war acht Uhr geworden. Da erschien ein Trüpplein Schauspieler und starrte, ängstlich zusammengedrückt, auf die Trümmer. Sie sprachen leise wie in einem Sterbezimmer, mancher hatte rote Augen.

Gebhard fing im Vorübergehen ein Wort auf, es war Herrenrieders Name gewesen. Er wandte sich um. Richtig, da ist der Gebhard aus Hohenried."

Herrenrieder hatte Gebhard erkannt. „Komm, Lotte, da ist der Gebhard aus Hohenried."

Er ging schnell voran und stand schon vor dem Bauer, und sie reichten einander die Hände.

Da war's Lotte, die langsam folgte, als wäre alles ein böser Traum, die letzten Wochen nicht gewesen, der Brand ein gräßlicher Alp und der gestrige Tag ein Fieberschlaf. Sie sah das weiße schweigende Ried vor sich und hörte den Höhenwind singen, sie hörte eine Glocke läuten und sah eine rote Fahne winken.

Aber jäh zerrann das Gesicht, als Fanto auf sie zutrat und zu ihr sagte: „Weißt du schon, sie sammeln in der Bürgerschaft. Unsere Gagen sollen aufgebracht werden und für euch noch die verbrannten Kostüme."

Es war keine Freude in seinen Worten, er hüstelte, und kleine Flecken brannten auf seinen Backenknochen.

„Ich verzichte auf meinen Anteil, Fanto," erwiderte Lotte, „ich reise morgen ab."

„Die letzte, die aus dem Brand kam, läuft als die erste davon. Laß dir's gut gehen, Vögelchen. Wenn du in einem neuen Theater hier Logen- oder Sperrsitz-Abonnement zahlst, sitz ich am End im Soffleurkasten."

Er nickte ihr noch einmal zu und ging wieder zu den anderen. Und dann blickten diese fremd herüber, und Lotte, die schon in Versuchung gekommen war, sich zu ihnen zu gesellen, die dort wie Verirrte und Heimatlose vor den Ruinen standen, als könnten sie es immer noch nicht fassen, daß heute keine Probe war, Lotte Vogel blieb trotzig stehen. Sie gehörte schon nicht mehr zu ihnen.

Da befiel auch sie ein Gefühl der Heimatlosigkeit.

Vinzenz trat auf sie zu, Gebhard war gegangen.

„Es ist mein Milchbruder. Er sitzt auf dem Riedhof. Weißt du, am Fuß der Höhe, auf der die Wallfahrtskirche steht, du hast sie ja gesehen. Ich erzählte dir ja von meiner Heimat."

Seine Heimat! Die Glocken, die über das verschneite Ried geflogen waren, klangen in dem Wort und läuteten ihr in die verstörte Seele. Sie sah sich wieder auf dem Dach der Kapelle stehen, aber braun und grün und rot und blau und gelb und schwarz, in allen Farben liefen die Äcker gerodet und gepflügt, angesät und von blühenden Kräutern bedeckt. Quer über die Hügel, hinauf und hinab, soweit das Auge reichte. Und in den gestreckten Mulden glänzten giftgrüne Moore und dunkle Wasser, und der Himmel war licht und weiß, und eine große Stille um sie her. Wie der Mann dort still und wortkarg, in gesammelter Ruhe von den rauchenden Trüm-

mern, die ihm nichts begraben halten, in den dunklen Tag ging, so wurde dort oben im Ried alles still und alles gestillt.

„Komm, Lotte, den Bürgermeister und den Direktor, die will ich mir ersparen. Dir auch. Dort drüben kommen sie."

Er wandte sich zum Gehen.

Da schoß ihr das Blut ins Gesicht. „Schämst du dich meiner, oder —"

Sie kam nicht weiter.

„Lotte, plag mich nicht! Das redet ein Kind."

In seiner vollen Größe stand er vor ihr. Sie sah, wie sich die Äderchen in seinen Augen füllten.

Da vertiefte sich ihr Blick zu stärkerem Trotz, aber daß ihr Mund zu einem bittenden Lächeln sich bog, das konnte sie nicht hindern. Das wußte sie nicht einmal.

Und als er so vor ihr stand, fiel sein Blick auf die Brandspur, die ein Funke auf ihrer Backe zurückgelassen hatte. Ein einziger verharschter Fleck. Das rührte ihn.

Da streckte sie ihm die Hand hin. „Adieu, Vinzenz. Es ist besser so. Ich sag dir hier jetzt gleich ganz Adieu. Du darfst mich nicht mehr besuchen, auch nicht an den Bahnhof kommen. Ich fahr allein."

„Aber Lotte, ich versteh dich nicht!"

Soeben noch fürchtete sie, er möchte sich ihrer schämen, und jetzt gab sie ihm vor den Leuten den Abschied. Verständnislos blickte er sie an. Aber schon hatte er ihr unwillkürlich gehorcht und umschloß ihre kalten Finger.

„Zieh den Hut, Vinzenz, mach's für die andern, so ein bißchen Komödie. Mir zulieb. Und leb wohl bis —"

Ihre Finger zuckten. Er hielt sie fest umspannt.

„Verdammt noch mal, ich will meinen Abschied haben von dir allein. Was schert mich das Volk da!"

Kaum hielt er noch an sich. Seine Arme wollten sie umfassen, der Föhn trieb ihm eine feine Strähne ihres Haars ins Gesicht, gewaltig fuhr der Sturm über sie hin, ein Ziegel zersprang neben ihm auf dem Pflaster, wirbelnd stieg ein Aschentrichter aus den Brandruinen.

„Vinzenz, sei vernünftig!" stieß sie hervor, aber ihre Augen wurden schwarz, ein zärtliches Licht verglomm darin, zwischen ihren roten Lippen schimmerte die feuchte Luft. Griff er zu, so riß er sie an sich.

Da trat er einen Schritt zurück und gab sie frei. „Ich laß dich nach deinem Willen. Aber in zwei Monaten richten wir die Hochzeit daheim bei den Eltern Dann —"

Diesmal war er es, der abbrach.

Die Herren kamen näher.

Lotte sah ihn noch einmal mit einem langen Blick an, ein eigentümlicher, aus Angst und Liebe gemischter Ausdruck irrte in einem Lächeln über ihr Gesicht, gleich darauf ging sie hastig über den Platz, vorbei an den rauchenden Trümmern, die Röcke vom Sturm an die Glieder gepreßt, und er sah sie in die dunklen Gassen tauchen und wußte, daß er sie nicht wieder sehen würde, bis er sie aus dem Haus ihrer Eltern heimholte. Sie hatte die Oberhand behalten. Aber Vinzenz Herrenrieder schaute ihr nach, glücklicher als ein Sieger. Herrgott, er hatte es lieb, unbändig lieb, das Mädel mit dem Blick des Weibes und dem Lächeln eines Kindes, und er war versucht, den Brand zu segnen, der es noch vor der Zeit für ihn frei gemacht hatte, mochte auch sein Nest dabei zugrunde gegangen sein und es wie ein heimatloser Vogel zwischen Himmel und Erde flattern.

Es lebte und klopfte in Lottes Brust, dieses Gefühl der Heimatlosigkeit, als flöge sie über einem tiefen, unendlichen Meer mit schweren, müden Flügeln und sähe in der Ferne das Land als Duftgebild am Horizont und wüßte nicht, ob sie es noch erreichte. Aber diese Müdigkeit machte sie nicht mutlos, und wie sie so durch die Gassen ging, da war doch auch etwas vom fröhlichen Lebenschwung in ihr. Als wäre ihr das Theater zum Heil niedergebrannt, ja, als hätte sie selbst den Brand hineingeworfen und ihre Vergangenheit darin in Glut gesetzt und vernichtet.

Zu Hause warteten die Eltern. Sie spürte ein Heimverlangen, aber trotzdem saß eine Befangenheit, beinah eine Scham in ihr, nach Hause zurückzukehren. Sie hörte die Mutter sagen: „Siehst du, nun bist du von deinem Eine-große-Künstlerin-werden-wollen geheilt! Das hab ich ja gleich gesagt, ein richtiger Mann fehlt dem Mädchen", und der Vater würde es schweigend bestätigen. Sie hatte eine große Künstlerin werden wollen, hatte sie das wirklich werden wollen? War dieser Wunsch als ein unüberwindlicher Wille und Vorsatz in ihr mächtig gewesen? War sie diesem Ziel zugerannt als atemlose Läuferin, oder war sie vielleicht vor etwas davongelaufen, das hinter ihr bleiben sollte, bleiben mußte, um sie nie mehr einzuholen, das immer kleiner wurde und immer mehr an Bedeutung verlor, bis es hinter den Horizont sank und nie gewesen war? Nein, sie kehrte morgen noch nicht nach Hause zurück. Morgen noch nicht! Abreisen, ja, das wollte, das mußte sie, aber nicht in langer, rüttelnder Fahrt in die Ecke des Coupés gedrückt sitzen, bis sie abends die Lichter der Vaterstadt vorüberfliegen und langsam sich um sie versammeln sah und der tosende, donnernde Hauptbahnhof sie aufnahm. Mit gesenktem Kopf, den Föhn im Gesicht, bog sie um die Straßenecke. Da wäre sie beinah mit Gebhard Gorner zusammengeprallt. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick. Er rückte mit einem kurzen Wort den Hut, dann traten sie voneinander weg. Und da nistete sich der Gedanke, der sie früher schon beschäftigt hatte, in ihr unruhiges Gemüt. Schoß aus vielen Fäden das Gewebe eines Plans zusammen, den sie mit der ganzen Glut ihrer leidenschaftlichen Natur ergriff. Wenn sie morgen nach Hohenried fuhr! Dorthin hatte sie im Winter vergeblich getrachtet und war umgekehrt, als sie die erste Botschaft zurückbringen konnte. Dort war Vinzenz daheim. Zwischen sie und das Elternhaus schob sich das Ried. Es lockte ihre Natur, es lag als willkommenes Hindernis auf ihrem Weg, als letzte Etappe ihrer Selbständigkeit forderte es noch einmal ihren Hang zur Freiheit heraus.

Es war seine Heimat. Er hatte ihr erzählt von der Kirche und der hölzernen Mutter Gottes, die damals als seltsame Erscheinung an ihr vorübergetragen worden war. Sein Vater lag dort, seine Geschwister, und von seiner Mutter wußte sie, daß er sie vor drei Jahren dort begraben hatte. Als müßte sie den Toten einen Besuch machen, so kam es ihr vor. Als hätte sie schon längst einmal hingehen sollen! So machte sie ihre Wünsche zu

Pflichten, um sie leichter erfüllen zu können. Hingehen, allein, ohne ihn! Die Kette ihrer Gedanken schloß sich: ohne ihn, das wollte sie! Und sie fuhr nach Hohenried.

Es war ein windstiller Tag. Glasklar war der Himmel und von einer seltsamen farbigen Leuchtkraft, als wäre die Sonne in ihm zerflossen. Die Berge violett und nah zum Greifen, letzter Schnee wie weiße Adern in den Runsen. Darüber stand weinrotes, in schlanke Spindeln aufgelöstes Gewölk, das schwamm regungslos auf tiefblauem Grund. Schwarz brannte der Tannenwald und schlohweiß jeder Hof, smaragden funkelten die moosbewachsenen Strohdächer. Die Saatkrähen schrien, unhörbar mahlten die Räder der Postkutsche im mulmigen Erdreich. Lotte saß neben dem Postillion. Im leeren Wagen klirrten leise die Fensterscheiben. Das verwitterte Gesicht des Postillions erschien unter dem großen, schwarzen Hut klein und runzlig wie ein überwinterter Apfel. Er schielte nach dem schönen fremden Frauenzimmer, das er im März durch das einsame Ried fuhr. Sie wärmte ihm das Herz. Nur seine Stumpenzigarre reute ihn, aber er konnte sie nicht in den Mund stecken, denn sonst blies er ihr das klare Gesicht voll Rauch. Kreuztürken, nur vierzig Jahre jünger sein! Er zupfte mit den gekrümmten Händen an den Zügeln, und die Gäule taten, als liefen sie schneller.

Bis Höllengrund und Schlieren kannte Lotte den Weg. Dann stiegen die Erdwellen höher, und die Straße schlug größere Bogen, bis sie die Seenplatte erreichte. Die Sonne wärmte schon. In einem Schilfbruch schrie Wasservolk, ein Reiher stieg in die Luft. Auf einem Hügelrand erschien ein dampfendes Ochsengespann, das schwer vor dem Pflug ging, und verschwand wieder. Dort der weiße, blau ausgemalte Steinklotz, das war die Station, an der sie damals umgekehrt waren, heute spielte der Frühlingshauch um die Gottesmutter mit dem Leichnam.

Der Postknecht weist mit der Peitsche in die Ferne: „Hohenried." Ein Blitz springt ihr ins Auge, das Kreuz auf dem Glockenturm hat ihn geschleudert. Langsam erklimmen die Gäule die letzte Steigung. Ein Lufthauch fährt in ihre Mähnen, sie schaudern im dichten Winterhaar.

Lotte hört den Wind singen. Das Hohe Ried rollt seine nackte Fläche vor ihr auf. Ein Schäfer grüßt vom Wegrand, ein Hund kläfft, braunrote Schafe drängen sich in die erste Grasnarbe. Jetzt wächst die Kirche empor und wirft den Schlagschatten des Turms auf die Straße herab. Der Kutscher zieht die Bremse. Vor Lotte liegt Hohenried am dunkelklaren See, den der Höhenwind rippt. Sie steigt aus.

Der Postillion zeigt ihr mit der Peitsche den Treppengiebel des „Österreicher". Dort wendet er in drei Stunden die Gäule zur Rückfahrt.

„Wo ist denn der Riedhof? Ich meine das Haus, in dem der Doktor Herrenrieder gewohnt hat?"

Da betrachtet sie der Alte eine Weile mit neugierig prüfenden Augen. Sie steht schon auf der Straße. Er nickt und blinzelt, er besinnt sich, mustert sie noch einmal, schaut mit verkniffenen Äuglein ins Dorf hinunter, reibt sich das geschorene Kinn und spricht endlich: „Ja so, der Riedhof! Den hat der Gorner, und der alte Gorner lebt ihnen zuleid, dem Gebhard und der Sabine. Es hätt besser ihn gelegt als den Doktor. Aber der Vinzenz Herrenrieder hat seine Verwandtschaft jetzt auf dem Gottesacker. Es leidet keinen Doktor mehr hier oben."

Sie verstand nur mit Mühe, was aus seinem zahnlosen Mund kam.

Da fuhr er langsam fort, indem er sie mit kritischen Blicken maß: „Wenn ihr nicht allein wärt, und der Vinzenz wär bei euch, so meint ich, er gehörte zu euch!"

Lotte spürte, daß sie blutrot wurde, und wandte sich hastig ab. Aber der Alte blieb gleichmütig. „Der erste Hof dem Gottesacker zu, das ist der Riedhof."

Er sah sie noch einmal forschend an und prüfte sie in allen Gelenken, als müßte er sie vom Roßkamm kaufen und vor den Wagen spannen, wartete, bis sie ein paar Schritte gegangen war, um zu sehen, ob sie frisch und schlank ausschritt, wartete, ob sie sonst keine andere Adresse begehrte, und fuhr dann kopfschüttelnd davon.

Lotte war am Eingang des Kirchhofs angelangt. In drei Terrassen stieg er zur Kirche empor. Nun sie in Hohenried angekommen war, wußte Lotte eigentlich nicht recht, was beginnen. Allerseelenstimmung lag nicht auf dem Grund ihres Herzens. Langsam stieg sie die Erdstufen empor. Vom ersten Treppenabsatz blickte sie zurück. Die gelbe Postkutsche hielt schon vor dem Haus mit dem mächtigen Giebel. Nirgends Bewegung, nur ein Trupp Gänse, der fadengerade über die Gasse zog. Der See schien jetzt schwarzgrün, goldene Lichter schossen durch die Flut. Aus dem Schulhaus klang eintöniges, plärrendes Lesen im Chor.

Auf der zweiten Terrasse hob sich Lotte schon über das Dorf, und als sie vor der Kirche stand, wo die Gräber endeten, da war Hohenried in die Seemulde gesunken, und in breiten Wogen floß alles Land gen Abend. Im Süden blinkten die Schneeberge. Ein rosenroter Schein lag auf ihren Gipfeln.

Lotte trat an die Mauer, von der sie damals die Mutter Gottes hatte ragen sehen. Dort drüben kauerte die Kapelle, kaum erkennbar, denn die Hecken begannen zu grünen. Sie mußte an den Tod der jungen Frau aus dem „Österreicher" denken.

Da schlurft's hinter ihr. Sie kehrt sich um, und der triefäugige Alte läßt die Hacke fallen und starrt sie verwundert an.

„Sind Sie vielleicht der Totengräber?" fragte sie ihn.

Er gluckst in sich hinein. Auf einmal bricht er ab und giftet: „Der Totengräber! Den zahl ich samt dem Pfarrer. Ja, alle zwei!"

Lotte mustert seine abgetragene Kleidung und das Handwerkzeug noch einmal, aber sie wollte sich entschuldigen.

„Ich dachte nur —"

„Ja, weil sie mich angestellt hat, daß ich zu dem Grab der Frau lug, aber das macht noch lang keinen Totenwurm aus dem Gorner. Sie meint, er käm mit dem ersten Ostertag, um nach der Mutter zu schauen, da braucht sie den Vater zum Grabrüsten."

Er war dicht zu Lotte hingetreten. Sein Greisenschädel lag kahl, mit aufgelaufenen Adern unter den

letzten grauen Haaren. Lotte verstand ihn kaum und wich unwillkürlich zurück. Sie wollte ihn von dem Gegenstand ablenken, der ihn so erregt hatte, daß er gräßlich zu fluchen begann und mit der Hacke auf den feuchten Boden schlug.

„Nicht wahr, das ist der Herrenriederhof!" sagte sie hastig, um ihn zu beschäftigen, und wies auf das Dorf hinunter.

Aber wie ein Toller fuhr der Alte auf. „Dem Herrenrieder ist der Hof! Wer hat dir das gesteckt! Mein ist der Hof, du welsches Huhn! Sag's noch einmal, daß er dem Doktorsbub ist und der Sabine, sag's, und ich schlag dich zu Grab, wie du bist!"

Und torkelnd, den Atem in einer Dunstwolke von sich stoßend, hob er die schwere Hacke, und in seinen roten Augen saß die sinnlose Wut zur blinden Tat.

Mit einem Schrei fuhr Lotte zurück. Ein Schrei, so laut und hell, daß er über den ganzen Kirchhof flog.

Aber da sie unwillkürlich die Hände erhoben hatte, so brachte ihn die Abwehrbewegung in noch größere Wut. Er triumphierte, denn sie fürchtete sich, und er lachte und geiferte und folgte ihr nach, als sie, rückwärts schreitend, immer weiter von ihm zurückwich.

„Ja, schrei nur, hin mach ich dich, die Sabin mach ich hin, daß du's weißt. Ich bin der Gorn, und verrecken muß alles!"

Schon war Lotte an die Kirchenmauer gedrängt. Ohne den Blick von ihm zu wenden, tastete sie daran entlang und rief ihm begütigende Worte zu, aber jedes Wort reizte ihn. Er fuchtelte mit der Hacke in der Luft, schon hatte er versucht, den Schlag zu tun, jetzt hieb er zu.

Eine Bewegung des Kopfes im letzten Augenblick, und hart neben ihr fuhren die Zinken der Hacke in die Mauer, daß der Kalk spritzte. Mit einer wilden Bewegung warf sie sich zur Seite.

Dann tastete sie stumm, mit weißen Lippen, die Augen starr auf ihn geheftet, weiter und fühlte sich mit gespreizten Händen an der rauhen Mauer der Tür zu. Wenn sie ihm den Rücken wandte, schlug er zu und traf. Das wußte sie.

Jetzt spürte sie hinter sich die Tür. Sie drückt dagegen. Der Alte steht vor ihr, ein blödes Grinsen im Gesicht. Nur noch von dem einen fixen Vorsatz getrieben: zuzuschlagen und zu treffen.

Aber die Tür gibt nicht nach. Und Lotte sieht sich verloren. In einem einzigen Herzschlag ballt sich noch einmal ihr ganzes Leben und springt mit dem Namen des Mannes aus ihrem Mund, in dem ihr Leben geendet hat.

„Vinzenz!" schreit sie so schrill und gell, daß es keine menschliche Stimme mehr ist, aus der ihre Todesangst ruft. Das gellt und klirrt, daß der alte Gorner wie auf einen Peitschenhieb aus seinem Wahn schreckt.

Er weicht unwillkürlich zurück, unsicher schwankt die erhobene Hacke in seinen Händen.

Da spürt Lotte den Türspalt unter den kalten Fingern und drückt und klemmt sich hinein. Mit einem letzten verzweifelten Willen. Aber ihre Bewegung stachelt die Mordgier wieder an ihm, dem Unzurechnungsfähigen, und er schwingt die Hacke zum Schlag.

„Vater!" klingt's gewaltig vom Gottesacker her.

Abirrend kracht das Eisen an die Tür, dicht neben Lottes Schulter, und ein furchtbarer Hall dröhnt durch das leere Gotteshaus.

Ehe der Gorner sich gefaßt hatte, entriß ihm Sabine das Werkzeug und schleuderte ihn zurück, daß er stolperte und schwer zu Boden schlug. Sie läßt ihn liegen.

Als sie sich zu Lotte bückte, pfiff der Atem noch in ihrer Brust vom wilden Lauf über die Friedhofstreppen.

„Es ist vorbei. Er tut Ihnen nichts mehr."

Sie hielt das Mädchen im Arm, in der anderen Hand die Hacke. Die Sonne blitzte in der silbernen Haarplatte, die ihre Zöpfe zusammenhielt.

Lottes Gesicht lag an ihrer Schulter. Sie schluchzte herzbrechend.

Langsam und schwerfällig richtete sich der Alte auf und stierte eine Weile ins Leere. Dann strebte er hastig, aber mit unsicheren Schritten dem Ausgang zu.

Da das Mädchen sich noch nicht gefaßt hatte, lehnte Sabine die Hacke an die Wand und umschlang sie mit beiden Armen. So führte sie die Fremde langsam auf und ab.

„Er ist halb verkindet. Aber wer denkt auch, es sei ein Fremdes auf dem Gottesacker! Es wäre ihm und uns wohler, er läg unterm Boden."

Widerstrebend, in Absätzen war es über Sabines Lippen gekommen. Dabei streichelte sie unwillkürlich Lottes Schulter und drückte sie fest an sich. Über ihnen im Glockenturm summte der Wind, und um sie her war die Frühlingsonne.

Nach einer Weile hob Lotte den Kopf. „Ich hab ihm gewiß nichts getan", schluchzte sie.

Da lächelte die Frau.

„Ich hab ihn gefragt, ob das der Herrenriederhof ist. Da ging er mit der Hacke auf mich los!"

Sabine war stehengeblieben. Langsam löste sie den Arm, der Lotte umfaßt hielt.

Lotte aber kam in ein fieberhaftes Schwatzen. „Ich hatte ja den Postillion schon danach gefragt. Und ich will doch die Gräber besuchen. Und da hab ich geglaubt, es ist der Totengräber, der hier am Arbeiten ist. Und wenn er mich erschlagen hätte, und dann wär ich auch hier begraben worden in Hohenried. Er hätte am Ende nicht einmal erfahren, wo ich geblieben bin. Es weiß ja niemand, daß ich ins Ried gefahren bin. Und die Hacke hätte mich ganz sicher getroffen das zweitemal. Denken Sie, dann wäre ich jetzt schon tot."

Sabine sah ihr forschend ins Gesicht, auf dem Röte und Blässe sich jagten. Bei den letzten Worten erschien ein Lächeln, das war wie das eines Kindes, aber in den tiefen Augen saß ein großer, schmerzlicher Ernst.

Und plötzlich schlang sie die Arme um die Frau und stammelte: „Was wird Vinzenz sagen? O Gott, er darf es ja gar nicht wissen!"

Lief eine Erschütterung durch Sabines Gestalt? Mit starken Händen löste sie langsam die Arme, die ihren Leib umspannten, und blickte Lotte ins Gesicht.

„Wie heißen Sie? Wer sind Sie?"

Lotte stutzte einen Augenblick, und so fanden sie Zeit, sich gegenseitig zu messen. Im schwarzen Kleid stand

Sabine vor dem Mädchen, das in den Augen der Frau ein seltsames Feuer brennen sah. Um ihre vollen Lippen lag ein leidenschaftlicher Zug, aber ihre Stimme klang ruhig, und die Farbe ging nicht in ihrem klaren Gesicht.

Da nannte Lotte ihren Namen. Sonst nichts.

„Das ist ein Name," antwortete Sabine. „Was ist mit dem anderen Namen, den Sie genannt haben?"

„Welcher andere Name? Ach so!" Lotte spürte, daß sie rot wurde. Aber sie hob tapfer den Blick zu der Frau, die größer war als sie.

„Warum fragen Sie?"

Da schlossen sich Sabines Finger noch fester um ihre Arme. „Darf ich nicht fragen, wer den Namen hierherträgt und damit unter die Toten läuft und selbst schier zu Tod fällt?"

„Ja, Sie haben mich vor dem Wahnsinnigen gerettet, aber mit welchem Recht fragen Sie mich jetzt aus?" entgegnete Lotte und machte sich frei.

Es gelang ihr leicht, denn bei ihrer ersten Bewegung ließ Sabine ihre Arme los und trat zurück. Lotte sah sie jetzt zum erstenmal in ihrer ganzen Erscheinung. Kraftvoll und doch schlank, größer als sie selbst, halb Bäuerin, halb Bürgersfrau, so stand sie vor ihr in dem schwarzen Kleid, das abgetragen war und die Spuren der Arbeit aufwies.

Sabines Augen verdunkelten sich. „Mit welchem Recht? Ich hab keins an Sie. Daß ich dem Vater den Schlag gewehrt habe, ist kein Recht, ist Christenpflicht. Ich kauf mir nichts dafür. Aber ich darf dem Vinzenz noch nachfragen, wenn ein Fremdes daherkommt und wie ein Engel vom Himmel fällt und seinen Namen über das ganze Dorf schreit."

„Ich! Geschrien!" fuhr Lotte auf, und da erst kam es ihr zum Bewußtsein, daß die Frau recht hatte, daß es sein Name gewesen war, den sie unter dem letzten Schlag der Hacke mit der Todesangst hinausgeschrien hatte.

„Ja, geschrien!" erwiderte Sabine mit leiser Stimme. „Jetzt, wo Sie ihn mir ins Ohr gesagt haben, da hab ich gewußt, daß der Name in dem Schrei gewesen ist, der mich aus dem Hof und über den Gottesacker hier heraufgesprengt hat."

Es war keine Drohung, nichts Feindseliges mehr in ihren Worten. Wie ein Geständnis kam es klar und ruhig aus ihrem Mund.

Da zwang Lotte etwas, eine Antwort zu geben, die nun auch wie ein Bekenntnis, beinah wie eine Entschuldigung über ihre Lippen trat. Und ihr tiefer Blick und ihr trotziges, befangenes Lächeln begleiteten die leisen Worte, die Sabine mit abgewandtem Gesicht anhörte, als stritten Trotz und Liebe immer noch in ihr.

„Ja, ich habe an Vinzenz gedacht. Jetzt weiß ich's. An wen soll ich denn sonst denken? Er weiß nicht, daß ich nach Hohenried gefahren bin. Er meint, ich wäre nach Hause nach dem Brand. Aber ich habe sehen wollen, wo seine Heimat ist. Seit damals schon, als ich mit über den Schnee geschuht bin bis zur Kapelle. Und damals hab ich ja noch nicht gewußt, daß es so kommen würde. Heute bin ich seine Braut."

Sabine hat die Kapelle mit den Blicken erfaßt, wo die Gottesmutter mit den sieben Schwertern im Herzen den Leib des Herrn hütet. Unverwandt blickt sie darauf hin, vorbei an der schlanken Gestalt des schönen Mädchens mit den bebenden Lippen und dem scheuen, trotzigen Lächeln, über die Gräber weg, die nackt und bloß in der Sonne liegen. Und es ist ihr, als hätte das Ried seine starre Einsamkeit verloren, als lägen seine Hügelwellen, die Hänge und Mulden, die gestreckten Moore und die krausen Wäldchen nicht in unbeweglicher Ruhe, sondern wallten langsam auf und nieder, immer weiter, immer ferner sich entrollend unter dem klaren Himmel. Und ganz hinten, weit weg erscheint plötzlich ein kleiner heller Fleck, ein weißes Pferd, ein pflügender Bauer und versinkt wieder.

Sabine kehrte sich ab und hob die Hacke auf, die wenige Schritte entfernt an der Wand lehnte.

„Ja, dem Vinzenz Herrenrieder seine Heimat. Ich halt ihm die Gräber in Stand. Und wenn Sie mit mir auf den Hof gehen wollen — der Vater ist jetzt wie ein Kind und den Gebhard, den wird's freuen."

„Sie sind — Frau Gorner?" fragte Lotte unsicher. Und als Sabine nickte, fuhr sie hastig fort: „Ich hätte es ja schon lange erraten müssen. Aber ich war so in Angst, verzeihen Sie! Jetzt versteh ich auch Ihre Frage. Aber Vinzenz weiß ja von nichts, sonst hätte er mir sicher auch von Ihnen erzählt."

„Von mir erzählt!" lachte die Frau plötzlich rauh und verstummte. Dann schulterte sie die Hacke.

„Ich will nur der Frau Doktor das Grab rüsten. Die Stöcke treiben schon."

Als Lotte nach einer Weile aus der Kirche kam, wo sie die Bildsäule der Mutter Gottes wiedergefunden hatte, die damals im Bittgang getragen worden war, kauerte Sabine zwischen den Gräbern.

Lotte ging an der Grabstätte des Doktors Herrenrieder und der Mutter des Vinzenz vorüber. Sie waren frisch geharkt.

Sabine kniete weiter unten, wo die Reihen enger liefen. Der Stein auf dem Grab der Mutter des Vinzenz glänzte neu, aus der Erde stießen die ersten Primeln.

Sabine blickte nicht auf und grub die Hände tiefer in die Erde, als Lotte neben sie trat. Ein geschnitztes Holzbrett stand am Kopfende des Hügels. Kaum zum Kreuz geformt, aber Blumen hineingegraben, die schön ausgemalt in bunten Farben glänzten. Das Schnitzmesser hatte auch ein Schäflein aus dem blanken Holz gemeißelt und ihm eine rote Fahne zu halten gegeben. Aber kein Name stand auf dem Brett, das so liebevoll geschnitzt und gemalt war und in der Sonne lustig glänzte. Da fragte Lotte, um das Schweigen zu brechen, mit leiser Stimme: „Für wen ist das Grab?"

Und Sabine antwortete, ohne aufzublicken: „Das ist dem Luisle sein Grab."

Es war ein seltsamer Ton. Lotte wagte nicht weiter zu fragen. Doch als sie um das kleine Grab, das wie alle ringsumher für ein Kind zu sein schien, herumging, entdeckte sie an der Rückseite des Kreuzbretts ein Blechtäfelchen. Darauf stand mit einer wetterbeständigen Tinte geschrieben: „Nikolaus Gorner, geboren 3. Mai 1904, gest. am 11. Jänner 1908."

(Fortsetzung folgt.)

Auf Schmetterlingsjagd in Asien.

Von Alexander Neuschild.

Tiflis, dem Zentrum Transkaukasiens, entrückt, ziehen wir, von frischer grusinischer Luft umfächelt, den Kuhrafluß aufwärts. Stunde um Stunde und Tage verfließen, bis wir am Fuß himmelwärts ragender Bergriesen angelangt sind. Unförmig bepackt mit allerhand Getränk und Mundvorrat, Zelt und Geräten zur Jagd, schreitet unser Maultier behutsam des Weges. Es ist Juli und das Wetter von Zweifel nicht frei. Klar zwar läßt des Himmels Gebläu prächtigsten Sonnenschein auf uns nieder, doch wenig abseits wie finstere Geister in grausigstem Dunkel brechen sich Unwetterwolken an hohen Bergesspitzen. — Allerhand Volk zieht mit uns des Weges, Grusiner und Imeretiner und auch Tataren finden viel Zeit, um Neugier an uns zu üben. —

Immer mehr urwalderfüllte Schluchten zeigen uns die Wildheit des Kaukasus und des gigantischen Elbrus und Kasbeck.

Wie majestätisch doch diese Waldzone ist mit ihren Kirschlorbeeren und Rhododendren, vermengt mit prächtigen Anemonen und einem Wilddurcheinander von Efeu und Schlingpflanzen. — Die ersten Weideplätze, mit Hammel und Ziegenherden erfüllt, werden sichtbar, und zwischendurch brechen die Hunde sich Bahn, um sich auf uns zu stürzen. Wohl sieben, acht an der Zahl, wehren sie uns Fremdlingen das Vorwärts, wodurch selbst des Maultieres Ruhe in Erschütterung gerät. — Die Hirten sind im Tal, doch sie wissen, daß ihre vierbeinigen Wächter ihre Pflicht tun. Je mehr wir der Herde uns nähern, um so wütender das Gegeifer der Hunde, und nur durch seitliche Richtung können wir unserm Ziel weiter zustreben. —

Bei zweitausend Meter etwa beginnt unser eigentliches Jagdgebiet, in einer Welt Oben „au grand air“, wo die prächtigen Apollofalter ihr einsames Leben von Blüte zu Blüte gaukelnd verbringen. Eine lauschige Felsenecke, gegen Nord und West geschützt, ladet uns ein, unser Zeltlager aufzuschlagen. Ein freudiger Moment fürwahr. Zwölf Tage immer vorwärts von der Spree zu den Kuhrabergen und endlich das ersehnte Halt, und nur, um Schmetterlinge zu jagen. Selbst unser Esel zeigt Stimmung und „iat“ kräftig in die Berge hinein. Fanggeräte und alles für Leibes Nahrung und Notdurft werden den sorgfältigen Packhüllen entnommen. Von Heiterkeit gepackt, lassen wir einige kräftige Jodler gegen die nackten Felsenwände prallen, und ein prächtiges Echo antwortet uns. Ein Daheim in kaukasischer Wildnis wird installiert und der zünftige Samowar unter Dampf gesetzt. — Bezaubernd schöne Alpenblumen senden uns ihren Duft in Hülle und Fülle, aber schon hebt ein Teil der Glockenblumen an, sich zu schließen, denn es will Abend werden, und immer schräger und schwächer sendet die Sonne ihre güldenen Strahlen zu uns herab. Drüben in den Tälern des sagenhaften Ingurflusses erscheint der Tag schon völlig in Nacht versunken. Trockenes Holz ist zur Genüge vorhanden, und das erste Abendessen in diesem gloriosen Hochkaukasus schmort am Spieß, und auch die zwei ersten Glas grusinischen Weines werden dem Weinschlauch entzapft. Ein feierliches Prosit und ein Frischauf der Felseneinsamkeit; wieder beteiligt sich unser Maultier, es schießt neckisch Kobolz, jedenfalls um sich die kleinen Tierchen, denen die Sonne in den letzten Tagen so rechte Vermehrungsgelegenheit bot, durch ein Sandbad vom Leibe zu schaffen. — Stockdunkle Nacht ist's, ohne jedwede Besternung oder Mondlicht. Die Blumen der Nacht mit ihren kräftigen, würzigen Gerüchen und allerart blühendes Strauchwerk machen sich angenehm bemerkbar, indem das unzählbare Heer der Insekten dadurch belebt wird. Die Luft bis zum Äußersten mit Elektrizität geschwängert, also etwas schwül. Nordwärts unseres Zeltlagers im Elbrusgebiet zucken Blitze unaufhörlich, und dröhnender Donner löst die Wucht der Elemente aus. Kleine und große Nachtschmetterlinge umschwärmen unsere kultivierte Preßlichtlampe, deren Strahlung wir durch einen Scheinwerfer gegen die blumigen Abhänge und Blütensträucher werfen. Alles, was diese Felseneinsamkeit an Nachtfaltern und lichthungerigen Insekten belebt, stattet uns einen Besuch ab. So manches kostbare Tier fliegt schnurstracks in unser Lagerfeuer, wenige nur können rechtzeitig der Feuerbestattung entflüchten. Einige Dutzend Giftgläser sind zur Aufnahme der besseren Arten bereit, und Chloroform und Zyankali können nicht giftig genug sein, um diese reichliche Beute recht schnell und möglichst unversehrt ins Jenseits zu befördern. Dieses Anfliegen von Schmetterlingen und andern Insekten währt bis gegen Mitternacht, dann tritt ein allmähliches Abflauen ein. — Bisweilen flattert ein irrender Vogel zu uns, und Vorsicht bedarf es, daß nicht irgendeine ungestüme Eule in Irrlichtblendung unsere Lampe zerschmettert; auch Schlangen und andere Kaltblütler kommen uns kriechend und hüpfend näher, unser seltsames Treiben zu schauen. Einige Dutzend Hände wären nötig, um diesem Anflug begegnen zu können, doch immerhin sind's einige hundert kleinere Nachtfalter und viele dickleibige Schwärmer, die um zwei Uhr morgens unsere Sammelkasten schmücken und diesen gewitterlichen Nachtfang zu einem besonders erfolgreichen gestalteten. —

Allmählich werden wir müde. Die Vorboten eines nahenden Regens stellen sich ein. Auch mit der Möglichkeit, daß uns der Elbrus einen Ableger seiner Gewitter zum Adharagebirge schickt, ist zu rechnen. Alles wird regensicher unter Zeltdachung verborgen, und die letzten glimmenden Köhlchen unseres Lagerfeuers helfen uns unsere Knasterpfeifen in Brand stecken. —

Acht Tage weiter, und nicht einmal hat uns inzwischen die Sonne auch nur einen Strahl gesandt. Kühle Tage und kühle Nächte. Immer und immer gräuliches Gewölk um uns. Der Regengott hat es zu gut gemeint; Zelt, Schlafsäcke und vieles andere hat er gewissenhaft durchfeuchtet, doch auch unser tägliches Brot hat er vor dem Hartwerden geschützt. Jedes Weiterentfernen vom Zelt erscheint lebensgefährlich. Wie brütend sitzen wir am Lagerfeuer und suchen unsere Stimmung durch mächtiges Emporschüren unseres Feuers zu heben. Reisige und holzreiche Äste, hie und da auch mal ein ganzer Knieholzbaum werden herbeigeschleppt. Wir hoffen voll Zuversicht auf Sonnentage.

Sonnenschmetterlinge zu fangen, krakelten wir doch hier hinan. Die bunten, flüchtigen Apollos, bei deren Erblicken die himmelstürmenden Entomologen heißes Blut bekommen. Man fliegt förmlich hinter dem Schmetterling her wie ein Wilder, über Stock und Stein geht's, unter Anwendung aller Impulsivität. Ein Hochgenuß ist es, sobald ein glücklicher Schlag mit dem Netz uns ein

Stück von diesen kostbaren Tieren zum Gefangenen macht, besonders wenn es ein Weibchen ist. — Ein Fehlschlag bedeutet ein sicherers Entkommen des Apollos; in Windeseile entfliegt er unserem Gesichtskreis auf Nimmerwiedersehen.

Die Intensivität der Jagd bringt es mit sich, daß der Sammler infolge der Unebenheit des Terrains in seiner ganzen Größe mehr wie einmal zu Boden gestreckt wird. Hat man aber ein günstiges Fanggebiet entdeckt, so sind alle Mühen und Strapazen des forschenden Reisenden schnell vergessen. —

Sonnenwetter wurd's nun endlich, nachdem etwa zwei Wochen verstrichen, und da mittlerweile August herangerückt war, so sprühte der Sonnengott all sein südliches Feuer auf uns nieder. Eine prächtige, tiefblaue Himmelsglocke lag über der kaukasischen Alpenwelt. In diese sonnigen Welten versetzt, erkennt der Kulturmensch so recht, wie zweifelvoll er seinen Lebenskampf im Lauf der Jahrhunderte gestaltet hat, wie er diese herrliche Erdkruste zu Wasser und zu Lande unterjocht hat und sich dabei zum Sklaven seiner selbst gemacht.

Die Regentage haben das Volk der Insekten tief zwischen Felsgeröll und Gestrüpp verkriechen lassen, so daß sich unser Jagdrevier erst am übernächsten Tag zu beleben beginnt. — Die Morgensonne treibt unser edles Wild aus den Verstecken, und die goldenen Stunden der Ernte nehmen ihren Anfang. Zunächst wird den Pflanzen nachgegangen, die unsern Apolloraupen zur Nahrung dienen. Plötzlich fliegt einer der seltenen Nordmann-Apollos vor uns auf, ein frisch geschlüpftes Stück in schönster Entfaltung. Noch ungeübt und schwerfällig im Flug, fällt er uns leicht zur Beute. Ein anderes Exemplar ist schon flüchtiger, es beginnt ein hastiges Netzschwingen danach. Er muß unser werden; doch er entweicht. Über störriges Felsgeröll flüchtet er dem Tal zu. Eine prächtige Distelblüte hat ihn zu einem süßen Trunk einladen, doch die Steilheit der Felsen macht es uns unmöglich, schnell genug zu folgen. Schon fliegt er weiter. Fast eine halbe Stunde sind wir hinterdran. Einer Wiese fliegt er nun zu, und dort hoffen wir, ihn mit verdoppelter Schnelligkeit zur Beute zu machen. Wir rennen, was wir können. Aber es kommt anders.

Ein Hirt hat sich mit seiner Schafherde am Wiesenrand häuslich eingerichtet und sperrt uns den Weg...

Auf der Höhe war nun vollauf Arbeit, und zeigten unsere Falter einmal gar zu große Flugkraft, so ließen wir sie Reißaus nehmen. Ein unscheinbarer Flecken Erde dicht bei unserm Standquartier erwies sich als ein glänzender Fangplatz. Allerlei honigreiche Blüten, in schönstem Farbenschmuck prangend, wirkten geradezu magnetisch auf unsere Sonnenvögel; manchmal kämpften vier bis sechs um einer Blüte Honig. So vergingen eine Reihe köstlichster Jagdtage, und allmählich kamen auch die viel selteneren Apollo-Weibchen zum Vorschein. Die Natur läßt sie immer erst 1—2 Wochen später als die Männchen der Puppe entschlüpfen, so daß die Armen Apollo-Herren tagelang vergeblich nach ihren Spuren suchen. Als nun die Schlüpfzeit der Apollo-Weibchen recht im Flor war, beobachteten wir oft ein halbes Dutzend Männchen, vom Trieb zur Erhaltung der Art beseelt, hinter einer Madonna herfliegen. In solchen Momenten gelingt es dem Zoologen mit einem Schlag, ein halbes Dutzend dieser kostbaren Alpenbewohner in sein Netz zu bekommen, doch alle Geschicklichkeit muß angewandt werden, um das Beflattern und Zerschlagen der Flügel im Netz zu verhüten. — Für unsere wissenschaftlichen Notizen hatten wir zuverlässige Zeitmesser nötig, doch unsere beiden Taschenuhren waren stehengeblieben. War es die Höhenluft, oder hatten sie die Bergkrankheit bekommen? Jedenfalls konstruierten wir am Felsen hinterm Zelt eine Sonnenuhr, die uns recht nützlich war und von dem allmächtigen Sonnengott ebenso genau wie lautlos reguliert wurde. — Unsere Büchsen und Kasten sind mittlerweile voll geworden. Ein bezaubernder Anblick fürwahr. 100 Weibchen des Nordmann-Apollos beieinandergesteckt zu sehen und die herrlichsten Varianten darunter, wie sie kein Museum der Welt besitzt und auch der reichste Privatsammler nicht einmal gesehen hat. —

Der August geht zur Neige. In den Tälern hat die hitzige Südsonne bereits alles Grüne verschwinden lassen, und gelassen verdorrt auch der alpine Sommer hier oben. Und kühle Nächte melden den nahenden Herbst an. — Die kaltblütigen Felsenechsen, die alte wie auch die neue Generation des Sommers, treiben jetzt ihr munteres Spiel, huschen blitzschnell über die starkbesonnten Felsen, und die geringste Annäherung des Menschen läßt sie wie ein Pfeil in den Felsspalten verschwinden. Doch da ich ihre Vettern in andern Erdteilen erbeutete, so entgehen auch diese kaukasischen nicht meinen Schlingfallen, so daß ich eine ganze Gesellschaft davon mit nach Berlin nehmen konnte. Hier und da flattert noch ein abgeflogenes Apollo-Weiberl. Sie interessieren uns nun aber nicht mehr als Schmetterling, doch ihrer Eier wegen fangen wir sie ein. Eier im 10fachen Goldwert und neu für die entomologische Wissenschaft; es gilt, eine Entdeckung zu machen. Mit allerlei Kniffen gelangen wir zu einem prächtigen Resultat, zu einem ganzen Fingerhut voll Eier. Mittels subtilster Pinzette werden die Stecknadelkopf großen Eierchen weich auf Watte gebettet, damit sie auf dem Transport nicht leiden. Auch ein gehöriges Quantum Futterpflanzen für die zukünftigen Räupchen wird mitgenommen. Unser Maultier tritt nun wieder in Aktion. Das Volumen unserer Bagage ist ein weit größeres geworden, so daß wir auf dem Rücken des Tieres einen turmförmigen Bau mit unsern Kasten konstruieren müssen, um nicht beim Abstieg auf den schmalen Gebirgsteigen seitwärts anzurempeln. — Erfreut über den wissenschaftlichen Erfolg unserer Gebirgstour, aber gleichzeitig auch in trauriger Stimmung, von dieser hehren Alpenwelt vielleicht auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen zu müssen, lassen wir unsere Blicke noch einmal über den herrlichen Kaukasus schweifen, und unter Beihilfe unseres trefflichen Glases stellen wir fest, daß fast sämtliche Hochgipfel, vor allen der Kasbeck, sich eine frische, prächtig glitzernde Neuschneemütze aufgesetzt haben. Westwärts, ganz in der Tiefe, erblicken wir den Dunstschleier des Schwarzen Meeres, in dessen Fluten wir einige Tage später erfrischende Bäder haben werden.

Nur noch Talwanderungen haben wir zu bewältigen und immer abwärts dem Schwarzen Meer zu. Endlich winkt uns eine Küstenstadt, die reichen Kuppeln glänzen massiv goldig und weisen uns den besseren Weg. Links und rechts Maisplantagen, der Pfiff einer Lokomotive, und nur ein Stündchen noch, und angelangt sind wir in dem gastlichen Haus eines alten Berliner Freundes. „Junge, wie jeht's," sagt er und sie aus der Krausenstraße, „Kinder kommt, der Kaffee is fertich." — Also begann der Kaffeeklatsch am Tscherno-Moore.

Damen der Wiener Gesellschaft.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Die Welt hat sich vom gesellschaftlichen Standpunkt in den letzten 25 Jahren beinah ebenso sehr verändert wie in allen anderen weit mehr ins Auge fallenden Beziehungen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser Hinsicht ist, daß man sich — in der Alten Welt wenigstens — beinah schämt, Feste zu feiern, die nur zum Zweck der Unterhaltung ausgedacht und durchgeführt werden. Bälle, Theatervorstellungen, Mummenschanz, Gartenfeste, sie begeistern die, die berufen sind, an ihnen teilzunehmen, noch ebenso sehr wie die vorhergehende Generation, aber die Unbefangenheit, nur um des Vergnügens halber ein großes Fest in Szene zu setzen, ist ihnen abhanden gekommen.

Beinah jede festliche Veranstaltung hat einen wohltätigen Hintergrund, beinah jedes des Erfolges sichere Unternehmen bedarf sozusagen einer Ausrede, die ihm den Vorwurf erspart, es sei nur ums Vergnügen ins Werk gesetzt. Aus den Wirtinnen von einst, die ihr Haus der Gesellschaft öffneten, damit sie sich in Lustbarkeit darin zusammenfinde, sind Wohltäterinnen geworden, deren Sinn darauf gerichtet ist, ihren Gästen recht viel zu bieten, damit sie ihnen den Obolus, der ein gutes Werk fördern soll, in barer Münze ohne irgendwelche Gewissensbisse abnehmen können.

In Wien läßt sich diese Tatsache ganz besonders gut feststellen, und man kann, wenn man von Führerinnen der Gesellschaft spricht, immer nur solche im Auge behalten, die ihren sozialen Rang in den Dienst der Wohltätigkeit stellen und Jahr um Jahr die Mittel aufbringen, um die notwendigsten, der Fürsorge des Staats entrückten Institute zu erhalten und zu fördern. — Nicht alle dienen dem guten Zweck in gleicher Weise. Einige haben organisatorisches Talent, andere wissen ihren Einfluß auf die Menschen zu schönster Anwendung zu bringen, wieder andere stellen ihre Kunst, ihre Talente oder nur ihre Erscheinung zur Verfügung, aber alle wollen sie für eine gute Sache arbeiten und nur nebenbei dem Vergnügen frönen. — In der Wiener Gesellschaft ist die Zahl der Damen, die den Trieb haben, gegenüber dem weitverbreiteten Elend der







Hofphot. Pietzner. Phot. Schöfer.

Markgräfin Crescence Pallavicini. Fürstin Pauline Metternich-Sándor. Frau Frida Versbach von Hadamar.



Phot. Langhans.

Fürstin Montenuovo.

Welt ihr Gewissen zu beruhigen, Legion. Es wäre unmöglich, sie im Rahmen eines Artikels auch nur aufzuzählen, aber einige, die als typisch gelten können, vorzuführen, kann als Pflicht der Dankbarkeit aufgefaßt werden.

Als oberste Heerführerin im gesellschaftlichen Kampf gegen die Not kann nur Fürstin Pauline Metternich-Sándor gelten (Portr. S. 833). Eine Aufstellung der Summen, die sie durch ihre Initiative für wissenschaftliche und wohltätige Zwecke aufgebracht hat, müßte eine große Überraschung geben, aber ganz von selbst hat ihr menschenfreundliches Walten ihr eine Position verschafft, wie sie in keinem anderen Land einer Dame, wenn auch von



Hofphot. Pietzn r.

Baronin Hella Waldberg.



Phot. d'Ora.

Komtesse Gabriele Bellegarde. Baronin Marie von Bronn, geb. Gräfin Czernin, vom Kaiser zur Fürstin Weitersheim erhoben. Komtesse Wilhelmine Kinsky.



Phot. d'Ora.

Komtesse Wilhelmine Kinsky.

noch so hohem sozialem Rang, zusteht. Ein Wink von ihr, und hundert Persönlichkeiten stehen bereit, um ihre Garde zu bilden und das ins Werk zu setzen, was ihr erfinderischer Kopf erfunden. In der Verehrung für sie berühren sich die Extreme. Der Kaiser, von ritterlicher Höflichkeit für alle Damen seines Hofes, spricht ganz besonders angeregt und verbindlich mit der Fürstin Metternich; das Volk, das im Prater bei Blumenkorso oder Maifahrt ihre schwarzgelbe Equipage nahen sieht, begrüßt sie mit einem: Hoch, die Fürstin Pauline! — Eine in der großen Oeffentlichkeit kaum weniger bekannte, von tausend Beglückten verehrte Dame der Gesellschaft ist die Fürstin Lubomirska, geborene Gräfin Marie Zamoiska (Portr. untenst.), eine Frau von regstem Geist und unendlicher Güte, die den großen Einfluß, den sie bei maßgebenden Persönlichkeiten besitzt, ausübt, um die zahllosen Bitten, die an sie gerichtet werden, zu erfüllen. Seit dem schon im Jahr 1893 erfolgten Tod des Fürsten Adam bewirtschaftet sie ihre Güter in Galizien selbst und hat trotz der hingebenden Liebe, die sie ihren drei Töchtern und ihren greisen Eltern widmet, noch immer Zeit genug, um sich für jede neue Be-



Phot. d'Ora.

Frau von Bukovics mit ihrem Töchterchen.



Phot. d'Ora

Fürstin Lubomirska,
geborene Gräfin Marie Zamoiska.



K. u. K. Hofphot. Kosel.

Gräfin Elvira Wrbna, geb. Prinzessin von Bayern.

wegung aufs wärmste zu interessieren. Sie wäre die berufene Vertreterin der Frauenrechte, wenn deren Geltendmachung in Oesterreich einmal so weit gedeiht, daß von einer allgemeinen Bewegung die Rede sein kann. Ein freundlicher Blick aus den Rehaugen der Fürstin Lubomirska hat schon oft mehr Trost gespendet, als viele rührende Worte es hätten tun können.

Eine andere hervorragende Dame der Wiener Gesellschaft ist die Gräfin Elvira Wrbna, geb. Prinzessin von Bayern. (Portr. S. 836). Über das Außergewöhnliche der Rolle, die sie als königliche Prinzessin in der Gesellschaft spielt, weiß sie durch eine herzgewinnende Natürlichkeit und Einfachheit hinwegzugleiten, die übrigens beinah alle Prinzessinnen des bayrischen Königshauses besitzen. Sie ist eine überaus vornehme schlanke Erscheinung mit rotem Haar, das Lenbach auf mehreren Bildern in seiner unvergleichlichen Weise gemalt hat.



K. u. K. Hofphot. Kosel.

Prinzessin Hanna Liechtenstein.

Eine Persönlichkeit, die durch ihre Erscheinung und durch ihren regen Geist stets allgemeines Interesse erweckt, ist die Prinzessin Hanna Liechtenstein (Portr. nebenst.), die Gattin des Führers der christlich-sozialen Partei, Prinzen Alois Liechtenstein. In ihrer Mädchenzeit eine berühmte Schönheit, hat sie auch Hans Makart, der bekannte Maler der Wiener Gesellschaft, verewigt. Prinzessin Hanna, die sich für alles Schöne und Gute begeistert, löst Jahr für Jahr eine schwierige Aufgabe, indem sie die Gegensätze, die durch die scharf hervortretende Stellung ihres Gatten in der Politik entstehen, mit unermüdlichem Takt auszugleichen weiß und jedes wohltätige Werk zu fördern versteht, ohne ihm eine Parteifärbung zu verleihen. Sie übertrifft auch heute noch in der klassischen Form des Gesichts und in der unvergänglichen Anmut der Gestalt den Nachwuchs an schönen Frauen Wiens und hat gewiß viel zu deren weitverbreitetem, unbestrittenem Ruf beigetragen. Einer Mutter, der sie das zärtlichste Andenken weiht, verdankt sie eine außerordentlich vielseitige Erziehung. Sie stammt aus dem Haus der in Wien von alters her hochangesehenen Goldschmiede Klinkosch.

Die Fürstin Montenuovo (Portr. S. 834) ist, trotzdem sie seit 1904 die Würde einer Großmama bekleidet, eine der schönsten Erscheinungen in der Wiener Gesellschaft. Eine geborene Gräfin Franziska Kinsky, bildete sie Anfang der achziger Jahre mit ihren drei Schwestern, Wilhelmine (Prinzessin Auersperg), Elisabeth (Gräfin Wilczek), Marie (Gräfin Czernin) das berühmte vier-

blättrige Kleeblatt, das damals alle Herzen der Kaiserstadt eroberte. Als Gattin des ersten Obersthofmeisters spielt sie notgedrungen eine große Rolle und steht an der Spitze aller gesellschaftlichen Veranstaltungen, was jedoch ihrem stillen, in sich gekehrten Wesen nicht immer entspricht. Sie ist eine kühne Reiterin und wurde beim vielbesprochenen, noch in frischer Erinnerung stehenden Karussell in der



Gräfin Wydenbruck-Esterházy.



Hofphot. Mertens, Mai & Co.

Baronin Dina Buschmann.

Spanischen Reitschule vor allen anderen Damen ausgezeichnet. Mit Vorliebe zieht sich die Fürstin auf den Besitz des Obersthofmeisters, Margarethen am Moos, zurück. Außer der ältesten, mit 20 Jahren zur Witwe gewordenen Tochter, der Gräfin Dionys Draskovich, hat die Fürstin noch zwei jüngere Töchter und einen Sohn, den Erbprinzen Ferdinand.

Die rechte Hand der dem sächsischen Königshaus entstammenden Erzherzogin Maria Josefa ist ihre erste Hofdame Markgräfin Crescence Pallavicini (Portr. S. 833). Im Laufe des Jahres appelliert eine große Anzahl von Wohltätigkeitsveranstaltungen an die bewährte Herzensgüte der Erzherzogin, von der man weiß, daß sie nicht nein sagen kann, wo es sich darum handelt, Bedürftigen zu helfen. Selbstverständlich kann die Erzherzogin die Pläne nicht selbst ausarbeiten und durchführen und betraut damit ihren getreuen, aufopfernden Adjutanten, die Markgräfin Pallavicini. Diese weiß mit feinstem Takt sich in den verschiedensten Milieus, in denen die Veranstaltungen getroffen werden, zurechtzufinden und hat schon sehr schöne Erfolge aufzuweisen. Markgräfin Crescence ist eine Dame von bestrickender Liebenswürdigkeit, unverheiratet und Tochter des jüngsten der sechs Söhne des ersten österreichischen Markgrafen, also eine Cousine des gegenwärtigen Chefs des Hauses. — Eine Wohltäterin im großen Stil ist Baronin Dina Buschmann (Portr. obenst.). „Wenn man keine Kinder hat," sagt sie in ihrem allerliebsten italienisch angehauchten Wienerisch, „muß man sich um die Kinder der Armen kümmern." Das tut sie denn auch unablässig und mit einer Energie, die die Hilfsbereitschaft anderer zur Begeisterung anfacht. Sie hat in diesem Jahr zwei große Erfolge erzielt, die Poiret-Abende erfunden und durchgeführt und Eisfeste mit erträgnisreichen Konkurrenzen zu hocheleganten Veranstaltungen erhoben. Sie ist Dalmatinerin, aus der Familie Marcaini Dall' Acqua in Zara.

Immer zur Seite der Fürstin Pauline Metternich steht die Gräfin Wydenbruck-Esterházy (Portr. linksst.), die Vizepräsidentin der Poliklinik und eifrigste Förderin aller Werke, die die Fürstin in Szene setzt. Dabei ist die Gräfin begeisterte Musikerin und bildet eigentlich den Mittelpunkt der musikalischen Welt von Wien. Sie ist ihrem Enthusiasmus für Richard



Phot. Contarini.

Bildhauerin Teresa Feodorowna Ries.

Wagner getreu geblieben und versäumt keine Aufführung in Baireuth, wie auch ein großes Konzert in Wien ohne sie undenkbar ist. Ihrer Verehrung für den verstorbenen Mahler gibt sie dadurch Ausdruck, daß sie eifriger als irgend jemand für die Mahlerstiftung sammelt, die armen Musikern zugedacht ist. Die Gräfin hat sich ihre überaus graziöse Schönheit zu bewahren verstanden und wird heute noch für die Schwester ihrer erwachsenen Töchter gehalten.

Die Gattin des Herrenhausmitglieds Anton Ritter von Bukovics (Portr. S. 836) entstammt einer Musikerfamilie und macht ihrem Vater, der Professor am Konservatorium war, alle Ehre. Sie stellt ihre Kunst in den Dienst der Wohltätigkeit, so oft nur ein Appell an sie gerichtet wird, und weiß ihrem gastfreien Haus sowohl in Wien als in Baden einen künstlerischen Anstrich zu geben, der ihren Festen große Beliebtheit verschafft. Ihr Töchterchen Yolande zeigt schon früh, daß es ihre Schönheit wie ihre Talente geerbt hat.

Baronin Hella Waldberg (Abb. S. 834), geborene Baronin Kubinsky, ist sowohl durch ihre Geburt als ihre Ehe eine Vertreterin des Patriziertums in der Industrie. Früh verwitwet, hat sie sich durch ihre Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit selbständig eine Stellung in der Gesellschaft schaffen müssen. Sie führt ein sehr elegantes Haus, und ihre reizenden Feste gehören zu den besuchtesten Wiens. Ihre gesellschaftlichen und der Wohltätigkeit gewidmeten Pflichten nehmen sie nicht so sehr in Anspruch, daß sie sich nicht mit vollen Kräften der Erziehung eines Sohnes und einer Tochter widmen könnte.

Frau Frida Versbach von Hadamar (Portr. S. 833), deren Gatte viele Jahre hindurch der Korpskommandant von Wien war, ist eine hochgebildete, vielseitige Frau, deren internationale Erziehung ihr pikanten Reiz verleiht. In Rußland geboren, ist sie als Tochter des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls in London, Krapf von Liverhof, in England aufgewachsen und bewahrt auch heute noch ein wenig den Charakter der Engländerin. Die Stellung ihres Mannes bringt es mit sich, daß sie sich hauptsächlich mit militärischer Fürsorge befaßt. Sie ist Vizepräsidentin des Weißen Kreuzes und hat zur Zeit der Annexion von Bosnien den ganzen Apparat geleitet, mit dessen Hilfe die den Winter über in Bosnien Einberufenen und ihre Angehörigen in ausgiebigster Weise versorgt wurden. Der Kaiser hat sie dafür mit dem Elisabethorden 1. Klasse ausgezeichnet.

Aus der großen Zahl der jungen Damen, die den Glanz der Wohltätigkeitsfeste durch ihre Schönheit und durch ihr Talent erhöhen, seien nur einige herausgegriffen. Es sind dies die Komtesse Wilhelmine Kinsky, die Fürstin Weikersheim, die Komtesse Gabriele Bellegarde (Portr. S. 834), deren Erscheinungen allein den Beweis liefern, daß sie durch ihr Mitwirken jedes verdienstliche Werk fördern und mit gutem Gewissen sagen können: Auch wir haben das Unsere getan.

Im Kreise der schönen und wohltätigen Damen Wiens würde eine Lücke entstehen, wollte man nicht einer Künstlerin gedenken, die, obgleich eine gebürtige Russin, sich in der Gesellschaft eine Stellung erobert hat. Es ist dies die Bildhauerin Teresa Feodorowna Ries, deren Werke seit einigen Jahren die allgemeine Bewunderung erregen. Von ihrem großen Talent durchdrungen, hat der Mäzen Fürst Johann Liechtenstein ihr Gastfreundschaft in einem Pavillon seines Parks geboten, wo sie in ihrem Atelier und in Salons mit echten Empire- und Rokokomöbeln jeden Sonntag um die Mittagstunde die Wiener Gesellschaft willkommen heißt.

Die Perlenhäkelei im Spessart.

Von G. S. Urff. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die großen Fabrikbetriebe haben vielfach die Hausindustrien, die früher in einer Gegend heimisch waren, zum Verschwinden gebracht. Dennoch haben sich in manchen entlegenen deutschen Landschaften eigenartige Heimbetriebe erhalten und ihre Unabhängigkeit von den großen Werkstätten in vollem Maße gewahrt. Zu ihnen gehört die Perlenhäkelei im oberen Kahlgrund im Spessart.

Es ist ein altes Gewerbe, das nachweislich schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in jener Gegend betrieben wurde. Früher diente es hauptsächlich zur Verzierung der bäuerlichen Kleidungstücke. Man fertigte Borten an Rock und Jacke, häkelte Muster in die Hauben und Bänder. Später, als die Volkstracht aus der Mode kam und man sich mehr und mehr nach städtischer Sitte kleidete, verschwand auch allmählich die Perlenhäkelei. Um das Jahr 1866, als die Grenzregulierungen zwischen Preußen und Bayern stattfanden, war sie so gut wie völlig erloschen.


Das Einfädeln des Flitters.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versuchte es ein Bürgermeister in Geiselbach im Spessart, die Perlenarbeiten seiner

Töchter wieder auf den Markt zu bringen. Es gelang ihm, einen Käufer in Frankfurt a. M. zu finden. Bald wurde die Nachfrage größer. Immer mehr Arbeiterinnen wurden zugezogen, und heute sind im oberen Kahlgrund über tausend Perlenhäklerinnen beschäftigt.

Was das für die Bevölkerung bedeutet, versteht man erst recht, wenn man das Verhältnis der Häklerinnen zu der übrigen Bevölkerung in Betracht zieht. Es gibt Ortschaften, in denen ein Fünftel aller Bewohner Häklerinnen sind, und dabei sind nur solche gerechnet, die auf diese Industrie mehr als zweihundert Tage im Jahre verwenden. Allerdings Arbeiterinnen, die sich nicht nebenher noch anderen Beschäftigungen zuwenden müßten, gibt es kaum. Da es sich ausschließlich um ländliche Bevölkerung handelt, so muß den Leuten die Zeit bleiben, ihre Felder zu bestellen oder die Ernte einzubringen.



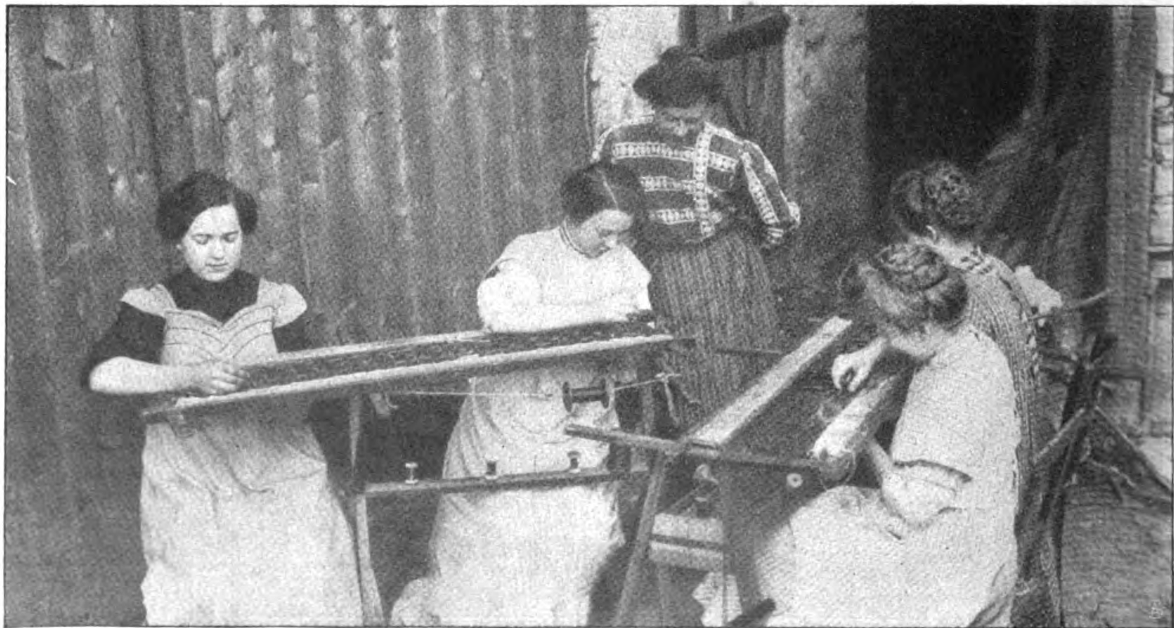
Einspannen des Tülls in den Rahmen.

So erscheint den Arbeiterinnen die Freiheit, die sie sich wahren können, gewiß als ein großer Vorteil. Sie können „schaffen", für wen sie wollen, auch so lange sie wollen. Wohl müssen sie eine bestimmte Lieferfrist innehalten, aber doch können sie, für den Fall, daß es ihnen einmal an Zeit mangelt, die Arbeit ein paar Tage liegen lassen.

Anderseits aber birgt die Freiheit für die Arbeiterinnen auch mancherlei Gefahren in sich. Gefällt ihre Leistung dem Arbeitgeber nicht, so kann er ihnen die Arbeit jederzeit ohne Kündigung entziehen. Und das ist ja immer die größte Sorge der in dieser Industrie Beschäftigten, daß sie eines Tages ohne Aufträge sein könnten.

Der Verdienst ist sehr verschieden. Er hängt ab von der Geschicklichkeit der Häklerin und natürlich auch von der Zeit, die sie auf ihre Arbeit verwenden kann. Die durchschnittliche Tageseinnahme beträgt bei elfstündiger Arbeitzeit 1,70 M. bis 2,50 M. Sie kann aber auch auf drei, ja vier Mark pro Tag steigen und auf siebzig Pfennig sinken bei gleicher Arbeitzeit. Das richtet sich nicht nur nach der Meterzahl, die geleistet wird, sondern auch nach der Schwierigkeit der Muster. Moderne Muster werden sehr viel besser bezahlt als ältere, obgleich alle, auch die einfachsten, mit der Hand gearbeitet werden müssen. Passende Maschinen sind noch nicht erfunden. — Eine gewisse Stetigkeit ist erst in den Erwerb gekommen, seitdem man sich bemüht hat, die Richtung, die die Mode einschlagen wird, rechtzeitig zu erkennen. Jetzt schicken die großen Geschäfte in Offenbach, Frankfurt a. M., Berlin usw., für die hauptsächlich gearbeitet wird, alljährlich ihre Vertreter nach Paris, um sich über die kommende Mode zu unterrichten. Nach ihren Angaben werden dann die Zeichnungen entworfen, die Muster gearbeitet und weiter gegeben.

Eine fachliche Vorbildung genießen die Häklerinnen nicht. Sie finden sich eine Zeitlang bei einer als ge-



Gesellige Arbeit.

schickt bekannten Freundin ein und sehen ihr die wichtigsten Handgriffe ab. Die eigne Uebung muß dann die Meisterschaft bringen. Ein Vorteil ist es auch, daß das Werkzeug nicht viel kostet. Den „Perlenbock" (Abbild. nebenst.) fertigt der Dorfschreiner für 2,50 bis 3 Mark, ein paar Häkelnadeln zu 25 Pfennig das Stück vervollständigen das Handwerkzeug, alles andere liefert das Geschäft, für das die Arbeit bestimmt ist. Früher mußten die Perlen und der Flitter von den Leuten selbst eingefädelt werden. Alte Frauen und Kinder bis zu fünf Jahren herab wurden damit beschäftigt. Heute liefert der Arbeitgeber das Material arbeitsfertig. Nur eine bestimmte Art von Flitter, der sogenannte Schüsselflitter, muß noch heute mit der Hand eingefädelt werden. Den Mittelpunkt der Perlenstickerei bildet der Ort Schöllkrippen im oberen Kahlgrund (Abb. nebenstehend). Dort befinden sich nicht nur die meisten Häklerinnen, sondern auch mehrere Geschäfte, die wohl ausnahmsweise auch selbständig verkaufen. Meist aber geben auch sie die Waren weiter an Großhandlungen in Berlin, Frankfurt a. M., Offenbach usw. Von diesen Städten aus wird dann auch das Ausland versorgt, Frankreich, England, Spanien, Nord- und Südamerika usw. Weil sich der Bedarf auf die verschiedensten Klimate verteilt, so gleicht sich die Arbeit in den verschiedenen Jahreszeiten ziemlich aus. Immerhin werden im Sommer



Häkeln am Perlenbock.



Die Schwestern.



Feldweg bei Schöllkrippen, dem Mittelpunkt der Perlenhäkelei.

vorwiegend Wintersachen, im Winter dagegen Sommersachen gearbeitet. — Der Vorteil, den diese Industrie dem Nordspessart bringt, ist offensichtlich. Viele Arbeitskräfte, die sonst völlig brachliegen würden, finden lohnende Beschäftigung. Und wenn der Verdienst auch oft recht schwer und nur kärglich ist, so bringt die Arbeit doch Geld ins Haus, und bei der der bäuerlichen Bevölkerung selbstverständlichen Sparsamkeit läßt sich doch schon etwas erübrigen.

Der obere Kahlgrund, der früher durchaus nicht besser war als irgendein anderes Gebiet im armen Hochspessart, macht durch seine Sauberkeit und seine Wohlhabenheit einen sehr angenehmen Eindruck. Diesen Aufschwung verdankt die Gegend in erster Linie der Perlenstickerei.



Die Unterrichtsstunde.

Die Katzenmumie.

Skizze von Heinrich C. Nebel.

Als ich das längliche, zartgraue, mit der geschlossenen Krone geprägte Billett überflogen, in dem Nadjäschda Petrowna mich dringlich bat, sie doch gleich in ihrem Hotel aufzusuchen, war ich mir sofort darüber klar, daß sie in irgendeiner sehr bedeutsamen Angelegenheit meines Beistandes bedurfte. Vielleicht hatte das neue „tailor made" auch bei der letzten Probe noch nicht gesessen, vielleicht war die Pralinésendung aus Paris in verdorbenem Zustand angekommen, möglich sogar, daß der Toy-Terrier wieder einmal hustete.

Jedenfalls war irgend etwas Entsetzliches geschehen, das auch diese stark geistige, moderne Frau ein mitfühlendes Männerherz herbeiwünschen ließ. Das Gefühl der Beklemmung, mit dem ich den Wagen bestiegen, verflog indes rasch, als ich in das strahlende Gesichtchen meiner schönen Freundin blickte. „Die Katzenmumie ist da!" rief sie mir schon im Vestibül entgegen: „wir müssen gleich aufs Zollamt, sie auslösen! Ach, seit jener Stunde, in der dieser greuliche Iwan Arkadiewitsch mich so furchtbar erschreckte, daß es noch heute in allen meinen Nerven nachzittert, ist das die erste richtige Freude, die ich erlebe!"

Iwan Arkadiewitsch war Nadjäschdas verflossener Gatte. Das heißt: die Scheidung war noch nicht ausgesprochen, und Madame erwartete nun hier in Konstantinopel den Beschluß des Odessaer Gerichts, der sie von einem Mann befreien sollte, der taktlos genug gewesen, seine junge Frau durch vorzeitige Heimkehr aus dem Klub so zu erschrecken, daß sie aus den Armen des berückenden Gardekapitäns ohnmächtig auf den Teppich ihres Schlafzimmers sank.

Da war dann eine trostlose Zeit gekommen, in der diese unbegreifliche Odessaer Gesellschaft die reizende kleine Prinzessin, der man bisher zu Füßen gelegen, mit so hartnäckiger Rücksicht sich selbst überlassen, daß Nadjäschda ihre Zuflucht bei der Wissenschaft gesucht und schließlich merkwürdigerweise gerade bei der Archäologie ein Asyl für ihr obdachloses Bedürfnis nach Unterhaltung und Zerstreuung gefunden hatte.

Sie wollte der Welt beweisen, daß sie zu den großen Geistern gehörte, die nicht mit dem Maßstab engherziger Salonmoral gemessen werden durften. Ein „weiblicher Schliemann", wollte sie die beträchtlichen Mittel, die ihr zur Verfügung standen, auf Ausgrabungen großen Stils verwenden. Wenn es schon so verführerisch war, ein Pariser Antiquitätenmagazin zu durchstöbern, wie unsagbar reizvoll mußte es sein, einen Tempelbezirk, eine ganze Insel zu durchwühlen.

Mit der unbekümmerten Grazie der großen Dame trug Nadjäschda Petrowna die amüsante Technik des „Shopping" in das ernste Reich der Altertumswissenschaft, in ihren Folianten stets nach Besonderem, Sensationellem forschend, das ihre bewegliche Phantasie fesseln oder gar eine archäologische Bedeutung gewinnen könnte.

Bei einer dieser archäologischen Promenaden, die sie vorerst nur in ihrem Hotelzimmer unternehmen konnte, führte sie der alte Ebers, dessen Romane zu ihren Hauptquellenwerken gehörten, nach Bubastis im Nildelta, zum Heiligtum der Göttin Sechet, der Tochter des Sonnengottes Re, die mit dem Katzenkopf als Herrin der Liebe den Frauen die Leidenschaft, Lust und festlichen Rausch ins Herz gießt. Männer und Weiber aus ganz Ägypten strömten in toller Ausgelassenheit zu diesem Tempel, siebenhunderttausend Menschen kamen alljährlich nach Bubastis, um die verstorbenen und mumifizierten heiligen Katzen dort zu bestatten.

„Ich werde diese Katzen ausgraben!" erklärte mir Nadjäschda Petrowna, als sie die Stelle gelesen. Sie war „Feuer und Flamme" für die Göttin Sechet, und ihr — archäologischer Eifer gab mir keine Ruhe, ehe ich an der Hand meines ägyptischen Tagebuches alle meine Reminiszenzen an Bubastis und an Tandtah ausgekramt, wo noch bis zum heutigen Tag ein ähnliches Pilgerfest gefeiert wird wie an dem schon Herodot bekannten Heiligtum der Göttin mit dem Katzenkopf.

Sie wurde nicht müde, mir zuzuhören, wenn ich mich bestrebte, möglichst dezente Wendungen für die Schilde-

rungen des unbändigen Liebestaumels zu finden, der die Messe der Deltastadt Tandtah beherrscht am großen „Mulid“, dem Gedenkfest des mohammedanischen Ortsheiligen Sayid Ahmed-el-Bédawi, von dessen Grabmal an diesem Tag befruchtende Wunderkraft ausströmen soll. Wir erörterten die unzweifelhaften Zusammenhänge zwischen den Massenwallfahrten nach Tandtah und den grandiosen Festen, die einst im nahen Bubastis das alte Ägypten seiner Liebesgöttin bereitete, und als ich Nadjäschda Petrowna dann überzeugt hatte, daß die heiligen Katzen vor ein paar Jahren schon aus dem Trümmerhaufen ausgegraben worden, der als einziger Rest des uralten Wallfahrtsortes bei Zakazik aus der Erde hervorragt, da stand es bei ihr fest, daß sie wenigstens eine solche Katzenmumie besitzen müsse.

Sie sandte alsbald ein langes Schreiben an John Michailowitsch, einen alten Verehrer, der jetzt am russischen Generalkonsulat in Kairo tätig war und sicher nicht säumen würde, eine Katzenmumie zu beschaffen. „Er ist so galant!“ versicherte Nadjäschda, „und er vermag alles, was er will.“

Seitdem wartete sie auf die Katzenmumie aus Zakazik fast mit der gleichen Ungeduld, wie auf den Gerichtsbeschluß aus Odessa. John Michailowitsch hatte versprochen, sein Bestes zu tun. In einem allerliebsten Briefchen, das Nadjäschda mir zeigte, erklärte er sich für den begeistertsten aller Sechet-Gläubigen, dem schon die Zeilen der Angebeteten „festlichen Rausch ins Herz gegossen“ und der den Kater eines greulichen Junggesellendaseins nirgends lieber als zu ihren kleinen Füßen — bestatten möchte.

Nun war also die Mumie angekommen. Ich hüllte Nadjäschda behutsam in ihren imposanten Skunkspelz. Der Kawaß sprang auf den Bock, und in gehobener Stimmung fuhren wir los.

Wer die „Usancen“ des Zollamts von Stambul kennt, wird begreifen, daß sich diese gehobene Stimmung dort nicht lange konservieren ließ. Schon einen Korb Sekt dort auszulösen, gehört nicht zu den Freuden des Lebens. Und nun gar erst eine Katzenmumie! Nachdem wir zwei Stunden lang von Instanz zu Instanz gezogen waren, hatten wir wenigstens unsere Kiste ausfindig gemacht. Nadjäschda bebte vor Aufregung, als die groben Hände des Zoll-Hamals daran herumhantierten. „Wenn das so weiter geht, wird die Mumie in Staub zerfallen, ehe sie noch ausgepackt ist!“

Ganz erschüttert von der Tragik der Empfindungen, die sich in ihren ausdrucksvollen Augen spiegelten, griff ich selbst zum Meißel, um die Kiste mit der größten Sorgfalt zu öffnen. Ein dankbarer Blick Nadjäschdas belohnte mich, als ich den mumifizierten Kater endlich von all seinen Hüllen befreit hatte.

Mit sachverständigen Fingerchen betastete sie das Vieh: „Wundervoll!“ — „Bildschön!“ bekräftigte ich, ohne auch nur recht hinzusehen. Es war eine kleine Katzenmumie, wie man sie in hundert Museen bewundern kann. „Sie sieht so sanft aus!“ — „Warum soll sie nicht! Ich würde auch ganz sanft aussehen, wenn Sie mich nur einmal so nett streicheln wollten, Nadjäschda Petrowna!“

„Zu denken, daß sie so viele Jahrtausende unter der Erde gelegen hat!“ Der Zollbeamte bereitete allen Betrachtungen ein vorläufiges Ende, indem er nach dem Kater greifen wollte. Nadjäschda hob beschwörend die Hände: „Bitte nicht anfassen, mein Herr, es ist eine Mumie!“

„Als was soll sie verzollt werden?“

„Nun, als Mumie!“ meinte Nadjäschda.

„Das gibt's nicht in unserem Zolltarif!“ erklärte der Beamte.

„Als tote Katze!“ schlug ich vor. Der Beamte warf mir einen drohenden Blick zu: „Wir haben keine Zeit für Ihre Witze hier!“ fauchte er. Dabei hatte er sich eben noch in höchster Seelenruhe die zehnte Zigarette gedreht.

„Vielleicht als Spielzeug!“ murmelte ich eingeschüchtert. Dem Beamten schien das eine gute Lösung, Nadjäschdas Augen funkelten indes so bitterbös auf, daß ich nicht auf meinem Rat zu bestehen wagte.

Nach einer endlosen Debatte, bei der der Zolltarif bis zur Erschlaffung hin und her gewälzt wurde, einigten wir uns schließlich darauf, daß die Mumie als „Räucherware“ zu klassifizieren sei. Ich sehe den unglücklichen Kater noch auf der Wage, auf die ihn Nadjäschda selbst gestellt. Dann schickten wir ihn mit dem Kawaß ins Hotel, um uns erst bei einem kleinen Frühstück von den überstandenen Strapazen zu erholen.

„Nachher werden wir sie mit aller Muße studieren!“ Da Nadjäschda von der Katzenmumie heute durch kein anderes Thema mehr abzulenken sein würde, verzichteten wir auf die Antiquitäten Stambuls, zu denen uns der herrliche Frühlingstag noch locken konnte, um möglichst schnell zu unserm Kater zurückzukehren. Durch das, was ich am Zollamt für ihn durchgemacht, war er ein wenig auch „mein“ Kater geworden.

Ohne den Lift abzuwarten, stürmte Nadjäschda die Hoteltreppe hinauf. Aber an der offenen Tür ihres Apartements blieb sie wie entgeistert stehen. Ich kam gerade noch recht, sie in meinen Armen aufzufangen. Leichenblaß, mit vollen Backen kauend, stand das niedliche Zöfchen vor seiner Herrin: „Pardon, Madame!“ stammelte sie: „ich hatte nur nachsehen wollen, was drin ist.“

„Sie hat nachsehen wollen, was drin ist! Sie hat meine Katzenmumie in zwei Teile geschnitten!“ wimmerte Nadjäschda.

Jetzt sah auch ich auf dem Tisch den enthaupteten Kater, den sanften Kopf friedlich neben dem runzligen Körper aufgestellt.

„Ich habe nichts geschnitten, Madame! Die Bonbonniere ging ganz leicht auf!“ verteidigte sich die Zofe, immer noch mit vollen Backen.

Wie eine Löwin, mit einem einzigen Sprung, war Nadjäschda bei ihrer Mumie. Einen Augenblick später sank sie aufweinend in den nächsten Fauteuil: „Er hat mich nicht ernst genommen, der Elende. Es ist eine Bonbonniere!“

„Räucherware!“ murmelte ich vor mich hin, als ich das kleine, wunderbar nach einem Museumsvorbild ausgeführte Kunstwerk in der Hand hielt, das, mit französischen „Katzenzungen“ gefüllt, der genäschigen, von allen archäologischen „Hemmungen“ freien Zofe so ohne weiteres seinen wahren Charakter enthüllt hatte.

„Was wollen Sie, Nadjäschda Petrowna — die neuzeitliche Form des Sechet-Kultes!“ suchte ich zu trösten, indem ich ihre schöne Hand streichelte.

„Lassen Sie die Faxen! Ihr seid einer wie der andere. Keiner nimmt uns arme Frauen ernst. Mit der Wissenschaft treibt man keinen Scherz!“

Und um ihren reizenden Mund lag ein Zug tiefer Bitterkeit, als sie nervös nach der Mumie griff, um eine Katzenzunge zwischen die korallenroten Lippen zu schieben.

Die indische Strafkolonie auf den Andamanen.

Von Dr. Robert Heindl. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Nachdem ich bereits in Neukaledonien, der französischen Verbrecherinsel in der Südsee, die Mysterien jenes düsteren Lebens kennen gelernt hatte (vergl. „Woche" Nr. 17, S. 715), das mit dem bürgerlichen Tod beginnt, war ich äußerst gespannt, das englische System der Deportation auf den Andamanen an Ort und Stelle studieren zu dürfen.

Wie in Neukaledonien sollte ich auch hier Gelegenheit haben, unter der Elite der Verbrecherwelt, unter Räubern und vom Schafott verschmähten Mördern ein paar Wochen zu verleben und mit Gerichtsaalzelebritäten ein gewissermaßen posthumes Stelldichein zu feiern. Der einzige Unterschied war, daß es sich in der Südsee um europäische Verbannte handelte, während auf den Andamanen nur indische (eingeborene) Verbrecher festgehalten wurden. Wenn ich an das kolonisatorische Fiasko der französischen Verbrecherbesiedlung dachte, zweifelte ich, ob es der britischen Regierung gelungen sein könne, mit einem aus zügellosen, halbwilden Asiaten bestehenden Kolonistenmaterial andere befriedigende Resultate zu erzielen.



Ein Unverbesserlicher.

Wie war ich deshalb überrascht, als ich auf den Andamanen eine viel straffere Disziplin, eine viel zielbewußtere Kolonisationstätigkeit fand als in Neukaledonien. Vor allem sah ich hier, was ich auf der französischen Strafinsel durchweg vermißte: arbeitende Sträflinge. Sobald die Deportierten aus den indischen Festlandgefängnissen übers blaue Meer nach den Andamanen hinüberkommen, beginnt für sie der lange, harte Werktag, dessen Feierabend erst nach zehn Jahren dämmert. Die Verbannten sind während dieses Dezenniums weiter nichts als Arbeitsmaschinen.



Eine Selfsupporter- (Selbsterhalter-) Hütte auf den Andamanen.



Das Innere einer Sträflingsbaracke.



In einem Sträflingsdorf. Links: Der Verfasser.

Die erste Station ihrer Via dolorosa ist das Zellengefängnis in Aberdeen (Abb. S. 847). In einer der 700 Zellen dieser Goals hat jeder Neuangekommene die ersten sechs Monate seiner Strafzeit zu verbringen. Die Arbeit ist hier verhältnismäßig noch nicht so hart wie im späteren Verlauf des Strafvollzugs, aber die Disziplin und die Ueberwachung werden während des ersten halben Jahres am strengsten gehandhabt. Die Sträflinge sind meist Tag und Nacht isoliert und erhalten Arbeiten, die zwar die Arme, nicht aber das Gehirn beschäftigen. In jeder Zellenwand ist — wie in alten englischen Gefängnissen — ein Crank eingemauert, eine eiserne Kurbel, mit der der Häftling täglich 45 Pfund Kopra (Kokosnußkern) zu mahlen hat. In den Gefängnishöfen stehen große Oelpressen, und halbnackte schweißtriefende Menschen betreiben sie, wie Pferde am Göpel im Kreis herumgetrieben werden. Bei den Reismühlen wird ebenfalls die Menschenkraft als Motor benützt. Eine weitere, in Aberdeen geübte Gefängnisarbeit ist das Zerhämmern der Kokosnußschalen zu Fasern, die dann bei der Mattenfabrikation Verwendung finden. Die Tretmühle, die ich in indischen Gefängnissen öfters in Betrieb sah, fehlt auf den Andamanen. Aber alle die soeben aufgezählten Beschäftigungen sind ja eigentlich nichts anderes als umfrisierte Tretmühlen, deren grausamste Folter bekanntlich nicht in der Anstrengung selbst, sondern in der Eintönigkeit der Anstrengung liegt.



Verbannte als Zimmerleute.
Links ein ebenfalls aus den Reihen der Sträflinge gewählter Aufseher

Mit allen den genannten Gefängnisarbeiten wird der gleiche Zweck verfolgt: Sie sollen psychologisch wirken. Sie sind monoton und machen die Minute zur Stunde und den Tag zur Ewigkeit. Sie erinnern an die raffinierte Folter des Wassertropfens, der, an sich so klein und schmerzlos, zur Höllenqual, zum Dolchstich, zum Keulenschlag wird, wenn er stundenlang auf das Haupt des Gefolterten niederfällt. So soll der Sträfling im Gefängnis zu Aberdeen mürbe gemacht und der verstockteste Sünder zur inneren Einkehr gezwungen werden.

Politische Verbrecher, indische Rechtsanwälte und Studenten, sah ich hier, Tag für Tag an den Göpel gespannt, im Kreis trotten und die langen Nächte einsam in der Zelle hocken. Dacoits (Bandenräuber), die sicher ihr Leben lang keine weiche Regung gekannt, fand ich in der düsteren Zelle weinend.

In dieser Weise wirkt das erste Halbjahr auf den Andamanen, ohne dabei — und das ist meines Erachtens der Hauptvorzug des Systems — die Arbeitskraft des Sträflings zu brechen. Im Gegenteil, die Muskeln werden trainiert, und das körperliche Wohlbefinden wird durch das regelmäßige Leben und die kräftige Gefängniskost bei Sträflingen, die ein unstetes entbehrungsreiches Verbrecherdasein hinter sich haben, sogar gehoben, und dazu gibt dies erste Strafstudium, das eine strenge Aufsicht ermöglicht, den Gefängnisbeamten auch Gelegenheit, den Charakter und die Arbeitsfähigkeit der Novizen zu studieren.

Kostentziehung, Prügelapparat und Galgen sind pädagogische Hilfsmittel, die nur in den verzweifeltsten Fällen angewandt werden, wenn an Stelle der psychologischen die physiologische Einwirkung treten muß. Immerhin sind sie nicht zu entbehren, wie die Geschichte des Galgens zeigt, der einst vor langer Zeit 87 Sträflinge an einem einzigen Tag in ein besseres Jenseits deportierte.

Nach einem halbjährigen Noviziat verläßt der Verbannte das Gefängnis und tritt nun in das zweite Strafstadium über, das ihm zwar härtere Arbeit, dafür aber mehr persönliche Freiheit bringt.

Die Sträflinge dieses zweiten Strafstadiums sind


Auf dem Wege zur Strafkolonie: Die Verbannten kommen an Bord.

es, die vor allem jene öffentlichen Kolonisations- und Sanierungsarbeiten ausführen, von denen die französischen Gesetze, Dekrete, Rapporte und Ausführungsbestimmungen so viel zu sagen wissen, und die auf den Andamanen ohne Gesetze, Dekrete, Rapporte und Ausführungsbestimmungen von Jahr zu Jahr rüstiger vorwärts schreiten.

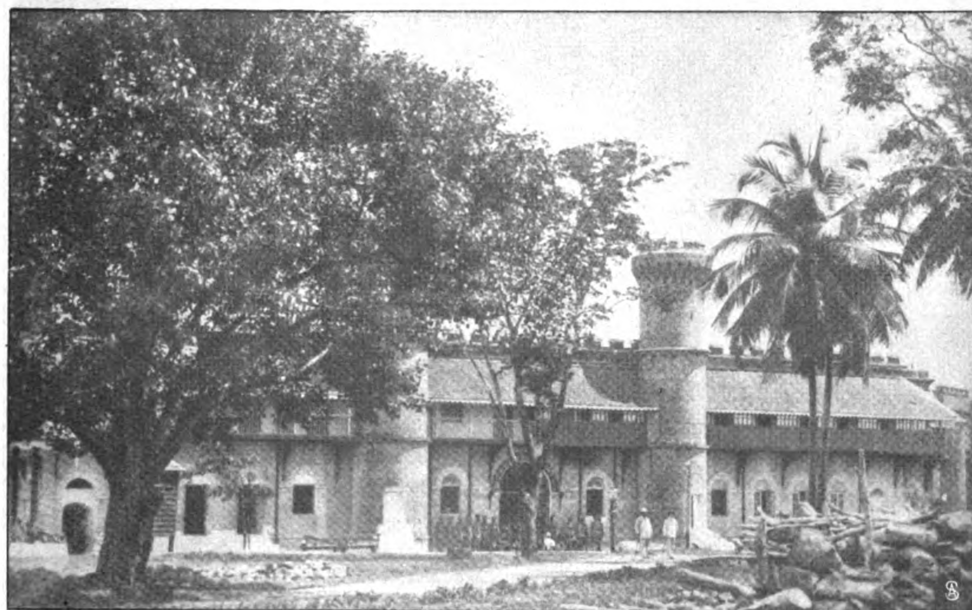
Als vor 130 Jahren die ostindische Handelskompagnie die Andamanen zuerst zu kolonisieren versuchte und einen Gefangenentransport dorthin sandte, war die Inselgruppe noch eine der ungesundesten Punkte auf dem Globus. Skorbut und Malaria versahen den Dienst der Guillotine und rafften nicht nur die Verbannten, sondern auch ihre Wächter hin, so daß die Kolonie schon nach drei Jahren wieder aufgegeben werden mußte. Und was ist aus dieser Inselgruppe geworden, seit zur Zeit des großen indischen Aufstandes die britische Regierung die Sträflingsverschickung wieder aufnahm? Wo früher Mangroven wucherten, sind jetzt Kais und Landeplätze errichtet und Anlagen geschaffen worden. Wo früher die Anopheles summte, plündert jetzt der Kohlweißling die Gemüsegärten.

Das ist das Werk der Sträflinge. Was sie jenseit der blauen Wellen des Indischen Ozeans an der Allgemeinheit sündigten, haben sie hier teilweise wieder gutgemacht. Sie haben Wege gebaut, Häfen angelegt, Sümpfe getrocknet und den Urwald gelichtet. Eine Ziegelei, eine Sägemühle, Schmiede, Schreiner- und Schneiderwerkstätte beschäftigen die Verbannten. Kein Stein, kein Balken steckt in den Häusern der Kolonie, der nicht von den Sträflingen verarbeitet ist. Alle Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände, alle Rohmaterialien werden fast ausschließlich auf der Insel gewonnen.

In Rotten von zehn Köpfen, von einem Aufseher geführt, sieht man die Verbannten an allen Ecken und Enden der Ansiedlung am Werk. Ueberall klingt das Klirren der Fußfesseln: am Hafen und im Hinterland.

Am traurigsten sind jene Sträflinge daran, die zu Rodungsarbeiten verwendet werden. Die Hitze, die in diesen Dschungellichtungen während des ganzen Tages brütet, ist geradezu fürchterlich. Nur das Feuerordal der hochnotpeinlichen Gerichtsordnung Karls V. braucht den Vergleich mit dieser Rodungsarbeit nicht zu scheuen.

Die Strafverwaltung ist menschlich genug, jeden Sträfling nur 150 Tage lang als Waldarbeiter zu beschäftigen und nur die kräftigsten Verbannten zum Baumfällen zu verwenden. Ganz ersparen kann sie das Rodungsgeschäft ihren Pensionären nicht, denn der Export des Padukholzes ist die größte Einnahmequelle der Kolonie und wird, wie mir der Gouverneur mitteilte, die Andamanen finanziell unabhängig machen, während die übrigen Sträflingsarbeiten vorläufig keine Einnahmen, sondern nur einen Wegfall von Ausgaben bedeuten. —


Eingang des Aberdeengefängnisses.

Während die Deportierten so tagsüber im Freien

tätig sind, werden sie nachts in Baracken gesperrt, in hohe, luftige Holzhäuser (Abb. S. 845), die mir bedeutend zweckmäßiger und sauberer erschienen als die Neukaledoniens. Das „Mobiliar" besteht nur aus Matten und Decken, die, auf den Holzboden gebreitet, als Nachtlager dienen. Die neukaledonische „Hamac" (Hängematte) wäre hier Sybaritismus.

Wer zehn Jahre dies Leben geführt hat, ohne an der Szylla des Klimafiebers zu scheitern oder an der Charybdis des Galgens hängenzubleiben, tritt ins dritte Strafstadium, er wird Selfsupporter (Selbsterhalter), lebt völlig frei und untersteht nur dem einzigen Zwang, daß er die Kolonie nicht verlassen darf.

Die Regierung gibt ihm ein Stück Ackerland, drückt ihm eine Schaufel in die eine Hand und eine Hacke und einen Sack mit Saatkorn in die andere. So wird aus dem Sträfling ein Farmer. Wenn er eine genügende Dosis Unerschrockenheit besitzt — die blutrünstigsten Straßenräuber und tollkühnsten Korsaren sollen vor dieser letzten Prüfung zurückgeschreckt sein — wählt sich der frischgebackene Grundbesitzer aus dem Weiberdepot, in dem meist verbannte Kinds- und Gattenmörderinnen interniert sind, ein „Hausmütterchen". Die Regierung fördert solche Eheschließungen der männlichen und weiblichen Deportierten in jeder Weise, um einen festen Stamm von seßhaften Kolonisten zu gewinnen.

Der Kinderreichtum dieser vom neckischen Cupido, der hier mit einem Revolver statt mit einem Pfeilköcher umgürtet ist, gestifteten Ehen, ist aber selten groß. Ich kam in Selfsupporterdörfer, in deren Gassen kaum ein halbes Dutzend Kinder spielten.

Der Ertrag der Dörfer in sonstigen Produkten ist besser. Die gesamten Lebensmittel der Kolonie: Fleisch, Milch, Gemüse usw., werden hier gewonnen, und während man, wie gesagt, hofft, die Kolonie durch den Holzexport finanziell unabhängig zu machen, will man sie durch die Begünstigung der Sträflingsansiedlung wirtschaftlich selbständig werden lassen.

Jene Sträflinge des dritten Stadiums, die nicht genügend Lust und Liebe zur Scholle und zu Weib und Kind besitzen, um Farmer zu werden, treten gegen Entgelt in den Dienst der Beamten und Offiziere. Giftmischer werden hier zu Herrschaftsköchen, Kindsmörderinnen zu „Ajas" (Kinderfräulein). Bankräuber werden Kassenboten, und die Piraten besorgen, um beim nassen Element zu bleiben, die große Wäsche.

Mehr kann man wirklich von der bessernden Wirkung einer Strafe nicht verlangen! Da die Verbannung nach den Andamanen bei der großen Heimatliebe des Inders auch den Forderungen der „Spezialpräventive", und wie die Strafrechtstheorien alle heißen, genügt, so kann man die Einführung der Deportation nach britischem Muster dem Deutschen Reich mit bestem Gewissen empfehlen, sobald wir — tropenfeste Farbige zu verschicken haben werden. Den blondgelockten, blauäugigen Teutonen behalten wir aber besser in unsern Inlandgefängnissen.

Bilder aus aller Welt.

Professor Dr. J. R. Rahn, der im Alter von 71 Jahren in Zürich starb, gehörte seit 1869 der dortigen Universität und seit 1883 dem Polytechnikum als Lehrer der Kunstgeschichte an.

Frau Therese Breitbach, die am 16. Mai den 75. Geburtstag feierte, war schon unter ihrem Mädchennamen Döllinger einst eine



Phot. Meiner.

Prof. Dr. J. R. Rahn †
Zürich, Lehrer der Kunstgeschichte.



Adam Reinhardt †
Oberbrandinspektor von Berlin.



Frl. Wera Pawlowska,
Petersburg, wurde an die Hamburger Oper engagiert.

Frau Therese Breilbach,
geb. Döllinger, wurde 75 Jahr.



Kammersänger M. Pichler †
früher lyr. Tenor der Frankfurter Oper.



Katarina Holm,
Stuttgart, wurde zur oldenburgischen Kammersängerin ernannt.



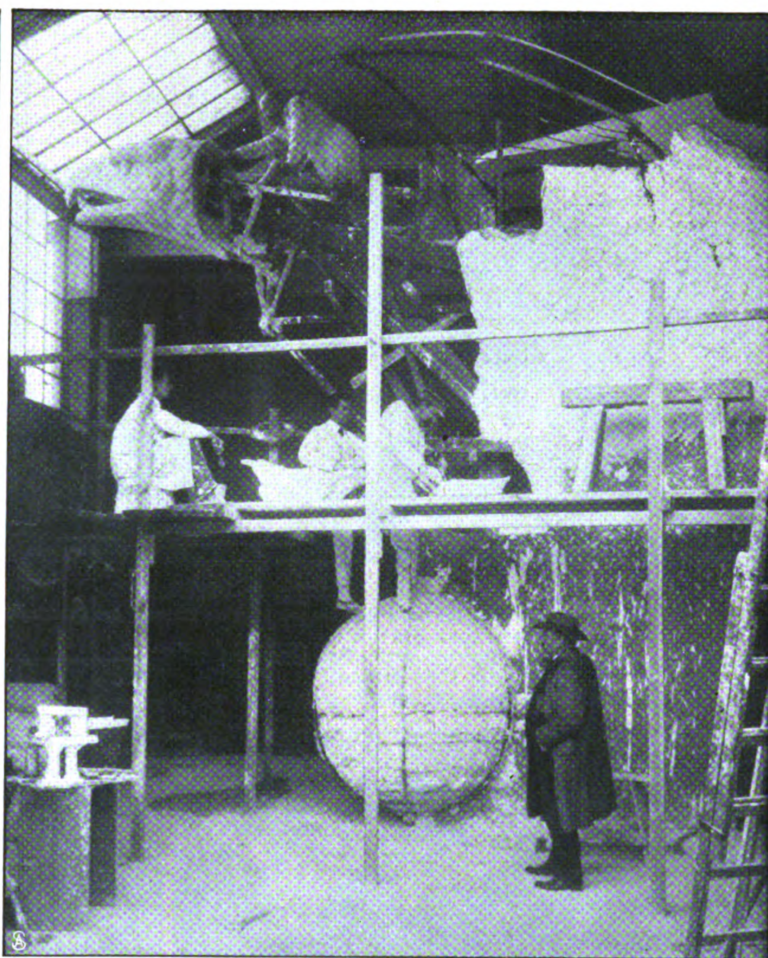
Phot. Gottheil & Sohn.

Fritz Binder,
Festdirigent des 48. Tonkünstlerfestes in Danzig.

der bedeutendsten Darstellerinnen des Berliner Königl. Schauspielhauses.

In Berlin verschied der um die Organisation des Feuerwehrwesens hochverdiente langjährige Oberbrandinspektor Reinhardt.

In der nächsten Spielsaison wird dem Hamburger



Das zukünftige Galion des Hapag-Schnelldampfers „Imperator“:
Der von Prof. Bruno Kruse modellierte Reichsadler im Modellaufbau.



Phot. Scholz.

Stehend von links: Frhr. v. Rehlingen u. Haltenberg, Frl. v. Voigts-Rhetz, Fr. Herrmann, Fr. Dihm, Fr. Lange, Ltn. Wienholt, Fr. v. Stockhausen, Obltn. Lange, Frfr. v. Rössing, Ltn. Göldner, Obltn. Dihm, Hptm. v. Rössing, Frl. v. Kleinschmit, Ltn. Backhaus, Hptm. Herrmann. Sitzend von links: Ltn. Sommer, Ltn. Wintzer, Fr. Kathe, Ltn. v. Duisburg, Ltn. Peltzer, Hptm. Mund.

Von den Festaufführungen zum Besuch der Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe beim 5. Westf. Inf.-Rgt. Nr. 53 in Köln.



Phot. Lölgen.

Schloß Jaegerhof in Düsseldorf

wurde aus dem Besitz der Krone erworben und dient als Wohnung des Oberbürgermeisters

Die Sopranistin Katarina Holm, eine geb. Oldenburgerin, wurde von ihrem Landesherrn zur Kammersängerin ernannt.

Anläßlich des Besuches der Prinzessin Viktoria Luise zu Schaumburg-Lippe beim 5. Westfälischen Inf.-Rgt. veranstalteten die Offiziere Theateraufführungen.

Der Riesendampfer „Imperator" wird mit einem Reichsadler geschmückt, den der Bildhauer B. Kruse meisterhaft modelliert hat.

Der Dirigent des diesjährigen 48. Tonkünstlerfestes in Danzig ist der Kapellmeister Fr. Binder.

Die Stadt Düsseldorf hat von der preußischen Krone das herrliche alte Schloß Jaegerhof gekauft und dem Oberbürgermeister als Dienstwohnung eingeräumt.

Stadttheater eine russische Opernsängerin Frl. Pawlowska angehören. — Die Frankfurter Oper betrauert den Verlust eines ihrer früheren Mitglieder, des Kammersängers M. Pichler.



Eigentum des Erler Passionspielvereins.

Von links: Prof. Fugel, Pater Exp. Schmidt, Bauer Rainer, Spielleiter Dörrer.

Von den Passionspielen in Erl bei Kufstein.

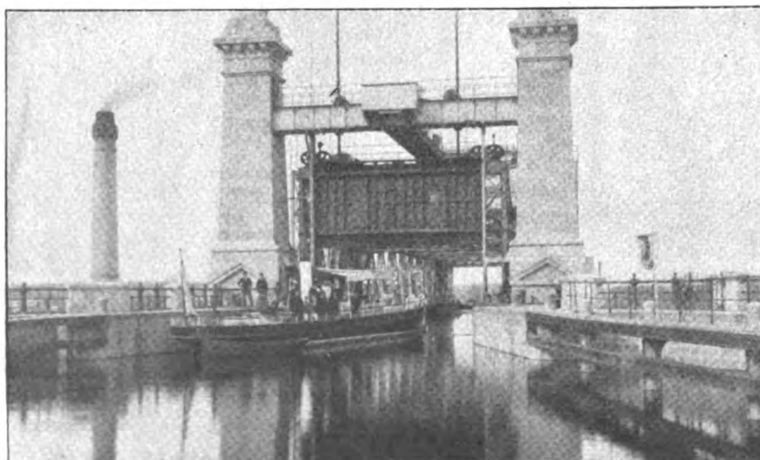


Eigentum des Erler Passionspielvereins.

Magdalena und Veronika bei Klaudia, der Frau des Pilatus.

Von den Passionspielen in Erl bei Kufstein.

In dem Tiroler Dorfe Erl bei Kufstein finden in diesem Jahre nach langer Pause wieder die althergebrachten Passionspiele statt.



Zum Artikel: Dortmund.

Näheres in der anliegenden Nummer 20 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.



Aus dem Inhalt von Nummer 20 der „Export-Woche":

Weltwirtschaft II. — Börsenkurs. — Dortmund. — Eis- und Kältemaschinen II. — Deutschtum im Auslande. — Wirtschaft und Kapital. — Technische Woche.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

Fremde Sprachen zu beherrschen, ist heutigestags zur Notwendigkeit geworden — nicht nur für die Jugend, die Austausch- und Prämienreisen ins Ausland unternehmen darf, sondern vor allem für den Erwachsenen, der im internationalen Verkehr steht oder sich für die Literatur anderer Sprachgebiete interessiert. Die Zeit des Auswendiglernens von Vokabeln ist vorüber und das Einprägen von „brauchbaren" Sätzen nicht gerade der richtige Weg, Interesse an einer fremden Sprache zu erwecken. Auch soll sich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und der lehrhafte Ton nicht unliebsame Erinnerungen an die Schulstunden erwecken, auch das dickleibige Wörterbuch mögen wir nicht beständig durchblättern: schmeckt doch das Lesen fremdsprachlicher Werke dann gleich bedenklich nach anstrengender Arbeit, die nach des Tages Mühen gern vermieden wird. So ist es denn wirklich freudig zu begrüßen, daß die Methode der Sprachenpflege System August Scherl in all diesen Schwierigkeiten einen Ausweg gefunden hat. In handlichen und hübsch ausgestatteten Leinenbändchen (die vierzehntägig erscheinen), werden die besten Romane und Novellen namhafter englischer und französischer Verfasser unter gleichzeitig gegenübergestellter Übersetzung dem Leser zugänglich gemacht und auf diese Weise ein Sichvertiefen in den Inhalt und ein Verstehen der Feinheit des Stils und des Worts ermöglicht, ein Genuß, der bisher bei öfterem Unterbrechen und Suchen nach Verdeutschung verloren ging. Jedes Bändchen kostet 50 Pf. und ist von der Bibliothek August Scherl, G. m. b. H., Berlin S.W., zu beziehen oder gegen eine wöchentliche Gebühr von 10 Pf. zu entleihen. Auf Wunsch werden auch Probehefte versandt.

Die Schildkröte ist, soweit sie als Leckerbissen in Betracht kommt, ein sorgfältig gepflegter Handelsartikel, denn echte Feinschmecker erachten nur das frische Schildkrötenfleisch als ihres Gaumens würdig. Deshalb werden alle paar Monate große Schiffsladungen dieser lebenden Tiere in Kingston, Jamaika, verfrachtet und in Southampton ausgeladen. Nur etwa ein Drittel dieser Tiere überdauert die

lange Seereise, da die Schildkröte in der dumpfen Luft der Schiffsräume jegliche Nahrungsaufnahme verweigert. Sie zehrt dann von ihrem eigenen Fett, dessen hellgrüne Farbe und fein Wohlgeschmack von einer bestimmten Grassorte, die zwischen den Korallenriffen in ihrer Heimat wächst, herrührt. Es heißt, daß die infolge von Abzehrung verendeten Schildkröten wertlos sind, da ihr Fleisch jeglichen Geschmacks entbehre. Ebenso gilt das Büchsenfleisch der Schildkröte, das an der Fangstelle gleich präpariert, d. h. an der Sonne getrocknet wird, als ein sehr zweifelhafter Ersatz für frische Ware, da es schon nach kurzer Zeit steinhart wird und beim Aufkochen keinen sehr appetitlichen Geruch verbreitet. Die meisten Schildkröten werden in London gegessen, wo sie auch am teuersten bezahlt werden. Von Southampton nach London werden die Schildkröten, deren Widerstandskraft meistens schon sehr gelitten hat, in geheizten Waggons übergeführt; auch dürfen die Tiere nicht hin und her geworfen werden, stellt doch jedes einzelne ein Wertobjekt dar.

Verschiedene Mitteilungen.

— Dr. Oetkers Pfingstkuchen nach folgendem Rezept ist seit Jahren bewährt. Zutaten: 250 g Butter, 200 g Zucker, 7 Eier, das Weiße zu Schnee geschlagen, 500 g Weizenmehl, ein Päckchen von Dr. Oetkers Backpulver, 100 g Korinthen, 100 g Rosinen, 50 g Sukkade, das abgeriebene Gelbe einer halben Zitrone, $^1/_8$ bis $^1/_4$ Liter Milch. Zubereitung: Die Butter rühre schaumig, gib Zucker, Eigelb, Milch, Mehl, dieses mit dem Backpulver gemischt, hinzu und zuletzt die Korinthen und Rosinen, die Sukkade, das Zitronengelb und den Eierschnee. Fülle die Masse in die gefettete und mit Mandeln ausgestreute Form und backe den Kuchen rund $1^1/_2$ Stunden. Anmerkung: Man gibt zu dem Teig so viel Milch, daß er dick vom Löffel fließt.

— München. (Bayrische Gewerbeschau 1912.) Noch steht die Ausstellung München 1908 nicht nur bei den in Bayern Lebenden,

sondern auch bei den Hunderttausenden, die alljährlich auf kürzere oder längere Zeit die bayrische Hauptstadt besuchen, in bestem Andenken. Ihr wird im Sommer 1912 (Mai bis Oktober) eine würdige Nachfolgerin erwachsen in der Bayrischen Gewerbeschau, die auf dem nämlichen Gelände wie die Ausstellung 1908, auf der Theresienhöhe, in den parkumrauschten Prinz-Ludwig-Hallen, stattfinden wird. Die Gewerbeschau verspricht eine stolze Ueberschau zu werden über das, was Bayern an handwerklicher Tüchtigkeit und an industrieller Leistungsfähigkeit darzubieten vermag. Der tief im bayrischen Volk wurzelnde Drang nach künstlerischer Betätigung wird durch eine Ausstellung von Erzeugnissen der „Volkskunst“ illustriert. Technische Betriebe, Buchbinderwerkstätten, eine Glasbläserei, wie man sie im Bayrischen Wald findet, eine Töpferei, eine Handschuhfabrik u. a. werden im Betrieb vorgeführt. An besonderen Verkaufsstellen kann man die schönen Dinge, die man mit eigenen Augen entstehen sah, als Andenken gleich einkaufen und mitnehmen. Das im Ausstellungspark liegende weltberühmte „Künstlertheater“ wird während der ganzen Dauer der Gewerbeschau Vorstellungen geben, ebenso das Marionettentheater Münchner Künstler, das durch seine Gastspielreisen in ganz Deutschland bekannt geworden ist. Sportliche Veranstaltungen und bunte Vergnügungen, echte Münchner Feste fügen zu Ernst und Belehrung lustsame Unterhaltung. Da gleichzeitig im Residenztheater die Mozartfestspiele, im Prinzregententheater die Wagnerfestspiele

stattfinden, wird München auch im Sommer 1912 wieder „große Saison“ haben.

— Noch vor wenigen Jahren bezeichnete man als Nahrungsmittel diejenigen Stoffe, die die Wissenschaft in drei Gruppen, „Eiweißarten, Kohlehydrate und Fette“, zusammenfaßt. Einer vierten Gruppe, den Mineralsalzen, schenkte man wenig Aufmerksamkeit, da man ihre Bedeutung für die Gesunderhaltung des menschlichen Organismus völlig unterschätzte. Heute weiß nicht nur der Arzt, sondern auch fast jeder Laie, daß Nährsalze unersetzlich und unentbehrlich sind, und daß den meisten Nahrungsmitteln Beifügung von Mineralsalzen not tut. Dr. Rud. Weils Nährsalz-Bananenkakao enthält außer feinstem Kakaopulver und den Bestandteilen der so nahrhaften und wohlschmeckenden Banane noch einen erheblichen Zusatz von Nährsalzen und ist somit eins der vorzüglichsten Kakaopräparate. Es ist zu haben in Paketen à 1/2 Pfund 1 M., 5 Pakete 4,75 M., 10 Pakete 9 M., 16 Pakete (= 1 Postpaket) 15 M. franko direkt vom alleinigen Hersteller D. Mader, Berlin S. 166, Prinzenstraße 86. Probepaket gegen Einsendung von 60 Pfg. franko.

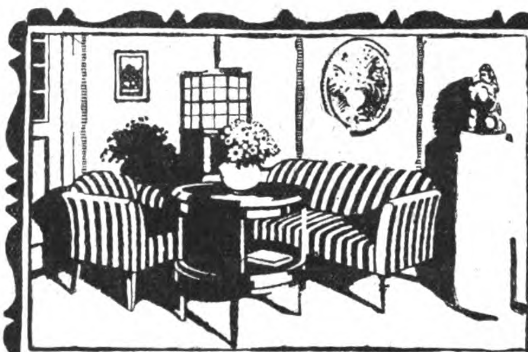
— Ein Führer durch die neue Mode ist der soeben erschienene Prachtkatalog Nr. 7 des bestbekannten Spezial-Hauses für Sport und Mode F. Hirschberg & Co., München E. Das Pracht-Album, zu dem Professor Diez das Deckelbild gezeichnet hat, enthält in übersichtlicher Zusammenstellung die neusten Modeschöpfungen von der apartesten elegantesten Konfektion bis zum

einfachen Jackettkostüm. Besonders hervorzuheben sind die bewährten eigenen Modelle der Firma Hirschberg in praktischer, wetterfester, dabei aber schicker und eleganter Reise-, Sport- und Straßenkleidung für Damen und Herren. Den Katalog Nr. 7 gibt die Firma allen Interessenten gratis ab, sendet auch auf Wunsch nach allen Ländern der Erde Proben sowohl von regendichten, echten Loden und Sportstoffen wie auch von allen neuen Modestoffen in Wolle und Seide.

— Eine Abwechslung in der Auswahl von wohlschmeckenden Zwischen- und Frühstücksspeisen bringen, ist für die Hausfrau oft recht schwer; ein willkommener, praktischer Ratgeber hierfür sind Türk & Pabst's Kochrezepte für die feine und bürgerliche Küche, die die Firma Türk & Papst in Frankfurt a. M. jeder unserer Leserinnen auf Wunsch kostenlos zusendet.

— Fußleidende und Gelähmte sind jetzt nicht mehr an das Zimmer gefesselt, sondern können sich, unabhängig von andern Personen, mit Hilfe der „Felicitas"-Fahrzeuge selbst fortbewegen. Diese Fahrzeuge aus der Fabrik von Louis Krause in Leipzig-Gohlis besitzen einen Weltruf, weil sie in bezug auf Spezialkonstruktionen und Hygiene das Vollkommenste darstellen, was auf diesem Gebiet bisher erreicht worden ist. Der Antrieb erfolgt bei den meisten Selbstfahrern durch fast horizontale, wechselweise Hebelbewegung. Die Fahrzeuge laufen auf Pneumatikbereifung geräuschlos und außerordentlich leicht. Die Originalkonstruktionen der Fahrzeuge sind technisch hervorragend, wobei die Verstellbarkeit einzelner Teile besondere Beachtung verdient. Die Maschinen sind durchweg stabil gebaut, aus bestem Material und von höchster Eleganz. Für jedes Fahrzeug, das aus der Fabrik hervorgeht, leistet die Firma weitestgehende Garantie. Der illustrierte Katalog wird von der Firma Louis Krause, Leipzig-Gohlis, an Interessenten gratis versandt.

— Die Vereinsbrauerei Herrenhausen-Hannover, in Norddeutschland allgemein bekannt wegen ihrer äußerst bekömmlichen Qualitätsbiere, braut seit vielen Jahren als Spezialität ein



Passt genau. Anerkannt als Ersatz für

Massarbeit

Elegante Damen- und Herren-Schnürstiefel: M 14.50 17.50 aufwärts

Kinderfüße bedürfen besonderer Pflege; auch die Jugend sollte deshalb nur Chasalla-Normalstiefel tragen.

‚Chasalla‘

Schuhgesellschaft m. b. H. Gratisbroschüren auf Verlangen







BERLIN, Leipziger Str. 19, Königstr. 22-24, Tauentzienstr. 18a, Potsdamer Str. 56 – AACHEN, Holzgraben 4 – BRAUNSCHWEIG, Münzstr. 12 – BREMEN, Obernstr. 56 – BRESLAU, Schweidn. Str. 51 – CASSEL, Ob. Königsstr. 16 – CELLE, Westcellertorstr. 15a – DANZIG, Langgasse 11 – DARMSTADT, Rheinstr. 12½ – DORTMUND, Westenhellw. 24 – DRESDEN, Prager Str. 21 – DUISBURG, Königstrasse – DÜSSELDORF, Schadowstr. 21 – ESSEN, Limbecker Str. 46 – FRANKFURT a. M., Schillerstr. 1 – HAMBURG, Gr. Burstah 5 – HILDESHEIM, Hoher Weg 1 – HANNOVER, Karmarschstr. 9 – KIEL, Holstenbrücke 8-10 – KÖLN, Hohe Str. 60 – MAINZ, Schöfferstr. 8 – STETTIN, Kl. Domstr. 21 – MÜNCHEN, Kaufingerstr. 10

Für nervöse und blutarme Frauen und Mädchen:

WINCARNIS

Der vortreffliche Kräftigungswein



Die appetitanregenden, kräftigenden, nervenstärkenden und blutbildenden Eigenschaften des „Wincarnis“ sowie sein angenehmer Geschmack machen „Wincarnis“ zu einem Lieblingsgetränk der Damen. — „Wincarnis“ ersetzt die durch Ueberanstrengung, Krankheit, Gemütserregungen usw. aufgebrauchten Blut- und Nervensubstanzen, regt den Appetit an, bewirkt gesunden Schlaf, erzeugt rosige Wangen und jenes Gefühl gesunden Wohlbehagens, das Niedergeschlagenheit und Unmut in Lebensfreude umwandelt. „Wincarnis“ ist ein ausgezeichnetes Getränk für Rekonvaleszenten und geistig angestrengt Arbeitende.

„Wincarnis“ ist in Apotheken, Drogerien, Delikatessen- und Kolonialwaren-Handlungen zu haben. Preis 3,— Mark die Flasche. Große Sektflasche 5,— Mark.

Haupt-Niederlage (nur engros) **Fassett & Johnson G. m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstr. 16.**

Sommersprossen



entfernt nur **Crême Any** in **wenigen** Tagen **garantiert!** Machen Sie einen **letzten** Versuch: es wird Sie nicht reuen! frko. M. 2.70 (Nachn. 2.95). Gold. Medaille London, Berlin, Paris, **1882** notariell beglaubigte Dankschr. besitzt hierfür **nur d. Apotheke zum eisernen Mann, Straßburg 64 (Els.).** Depot in Berlin bei Max Schwarzlose, Kgl. Hofl., Königstr. 59 und Potsdamer Str. 7a

---

Arcona Fahrräder

weltbekannt, 100000 im Gebrauch



Die bedeutendsten Rennfahrer der Welt fahren **„Arcona-Räder“** weil elegant, stabil, leicht laufend. Beim diesjährigen Berliner bzw. Dresdner 6-Tage-Rennen 1., 2., 3., 4., 5. Preis auf **„Arcona-Rad“** gewonnen. Kein anderes Fabrikat der Welt kann diesen Erfolg aufweisen.

Neue Fahrräder 35,— M. an.

2000 M. Gratis-Versicherung gegen Unfall.

Prachtkatalog gratis und franko. — Vertreter überall gesucht. —

Ernst Machnow, Berlin C, Weinmeisterstraße 14.

Photographische Apparate

aller Systeme. Photographische **Zubehörteile** beste Fabrikate **liefert zu unerreicht billigen Preisen.** Katalog P umsonst und portofrei.

Versandhaus M. Liemann, Berlin C 25, Prenzlauer Str. 152. Warenlager 1 Million Mark Wert.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle liefert die Spezialfabrik **Rich. Maune** Dresden-Löbtau 9. Katalog gratis.





MAX SELLGE, Spezialgeschäft für

Baumkuchen

Berlin W., Kurfürstenstraße 71 d.

Versand nach **außerhalb** à Pfund 2.20 Mark exkl. Porto. Für Verpackung wird pro Pfund ca. 10 Pfennig berechnet.



Dr. Ernst Sandow's

Kohlensäure-Bäder

besitzen alle Vorteile anderer Systeme ohne deren Nachteile und sind die **billigsten.**

Langsame, starke Gasentwicklung. Keine flüssigen Säuren. Kein unangenehmer Geruch. Keine Apparate oder dergl.

1 Bad im Einzelkarton	M. 1.—	unfrankiert ab Hamburg,
10 Bäder in „loser“ Packung	„ 9.65	
1 Schutzeinlage für die Badewanne	„ 3.—	
Sauerstoff-Bäder	„ 2.—	franko.

Dr. Ernst Sandow, Chemische Fabrik, Hamburg.

lichtes Bier nach durchaus Pilsener Charakter; nur die besten Malze und Hopfen gelangen zur Verwendung. Verbunden mit der langjährigen Praxis und den vorzüglichen Einrichtungen der Brauerei ist es ihr gelungen, ein wirklich dem echten Pilsner gleichwertiges Produkt auf den Markt zu bringen. Wegen des ausgezeichneten Brauwassers sowie der hervorragenden Bekömmlichkeit des Bieres wird Herrenhäuser Pilsener ärztlich empfohlen.

— Wie entsteht eine Glatze? Jeder Mensch verliert täglich eine kleine Anzahl Haare, und zwar erfolgt dieses Ausfallen nach einer ganz bestimmten Regel. In der Kopfhaut stehen je drei Haare zu einer Gruppe vereinigt. Von diesen ist eins in der Entwicklung begriffen, das zweite ist im vollen Wachstum, das dritte hat seine Lebenskraft schon nahezu erschöpft und fällt nach einiger Zeit aus. An seiner Stelle wächst aus der Wurzel ein neues Flaumhärchen hervor, wird stärker und entwickelt sich zum vollen Haar. Wenn nun diesem neuen Härchen die Lebenskraft fehlt, so bleibt es in der Entwicklung zurück und fällt schon wieder aus, ehe es die normale Stärke erlangt hat. Wenn infolge Ernährungsstörungen der Kopfhaut allen nachwachsenden Haaren die nötige Lebenskraft mangelt, so fallen zwar die alten regelmäßig weiter aus, es fehlt aber an Nachwuchs, und so entsteht allmählich die Glatze. In der dünnen, über eine große Knochenfläche ausgespannten Kopfhaut ent-



Prismen-Binocles, Marken aller renommierten Fabriken zu Original-Fabrikpreisen. Für Sport, Reise, Jagd etc. empfehlen wir insbesondere die in verschiedenen Armeen und Marinen eingeführten berühmten Originalfabrikate mit 6 mal. Vergrößerung

Hensoldts Prismen-Binocle 120 Mk.

Im Gebrauch Sr. Exz. des Grafen Zeppelin bei seinen Fahrten.

Voigtländers Prismen-Binocle 127 Mk.

Preise inkl. festem Rindleder-Etui mit Umhängeriemen.

Beide Gläser sind modernster Konstruktion, **keine veralteten Modelle,** mit Mitteltrieb zum gleichzeitigen Einstellen für beide Augen, mit **großen 24-mm-**Objektiven. Großes Gesichtsfeld **(auf 1000 m = ca. 130 m),** wirklich große Lichtstärke = 16 und vor allen Dingen eine brillante Sehschärfe bei relativ leichtem Gewicht sind besondere Vorzüge beider Gläser, welche deren Beliebtheit in weitesten Kreisen begreiflich machen.

Wir liefern zu **Original-Fabrikpreisen** von Mk. **120.—** bzw. Mk. **127.—** bei Teilzahlung mit 10 % Aufschlag gegen Monatszahlungen von **6 Mk.**

Da die Qualität unserer Gläser über jeden Zweifel erhaben ist, liegt für uns kein Risiko vor, wenn wir solvent. Interessenten beide Gläser

6 Tage zur Ansicht, ohne Kaufzwang

und ohne Anzahlung zusenden. Auch der Interessent hat kein Risiko, denn keines der beiden Gläser braucht man zu behalten. Man fordere unsere Ansichtssendung.

Prospekte über andere, auch billigere Gläser kostenlos.

Köhler & Co., Breslau 5/24.



Kaiser-Borax SEIFE

Mit köstlichem Veilchenduft, macht die Haut zart, rein und weiss. Preis 50 Pfg.

Vorrätig in den Niederlagen von Kaiser-Borax.

Spezialitäten der Firma **Heinrich Mack,** Ulm a. D.

Dialith Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit!

Geg. **Schlaflosigkeit** u. **Magenbeschwerden.**

Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, die Verdauung wird ohne Abführmittel beschleunigt, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— Mark.

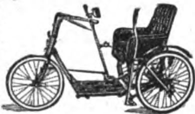
Rudolf Hoffers, Apotheker, Berlin 6, Koppenstr. 9.



Petri & Lehr Offenbach a. M. 3 Fabr. f. **Invalidenräder, Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Klosett-, Zimmerrollst., Ruhemöbel. Kat. 1912 ca. 125 Abb. grat.

Louis Krause

Leipzig-Gohlis 20.



Spezial-Fabrik f. **Handbetriebs-Fahrzeuge** all. Art; **Krankenfahrstühle** für Strasse u. Zimmer; ständiges Lager von ca. 300 diversen Fahrzeugen. — Jllustrierter Katalog gratis und franko.

Echte Briefmarken Europa-Katalog = 1 = Mark

40 altdeutsche **2.75**, 100 Übersee **1.50**
40 deutsche Kol. **3.—**, 200 engl. Kol. **4.50**.

Zeitung und Liste gratis. Albert Friedemann Briefmarkenhandlung. LEIPZIG 18.

Hygienische Leibbinden



Universal-Leibbinde aus **grauem Drell** 7 M. aus **ff grau Satin** 8 M. **Wochenbett-Binde** aus **weiß. Köper** 3.50 M. **Flanell-Binde** 2 Mark. **Umstands Leibbinden** in versch. Ausf. v. 5,- M. an. **Alle anderen Arten gediegen u. preiswert. Hauptkatalog gratis.**

Versandhaus COLONIA, G.m.b.H., **Köln a. Rh. 35, Kamekestr. 14.**



Cosmocoton Bryot

(präpar. Seidenumschlag) — **wirkt über Nacht.** —

Entfernt sofortalle **Hautpickel, Sommersprossen, Blüten, Mitesser** und erzeugt **blendend weisse** Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Dose 3 Mark.

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

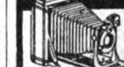
☞ Verlangen Sie gratis unsere Liste über **Gummistrümpfe** und **neue** Gesundheitspflegeartikel. **Josef Maas & Co., Berlin 82, Oranienstr. 108.**

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen erreichen Sie durch unser Orient. Kraftpulver **„Büsteria", ges. gesch., preisgekrönt mit gold. Medaill.** In 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädlich. **Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschrb.** Karton mit Gebrauchsanweis. 2 M., Postanw. od. Nachn. exkl. Porto. **D. Franz Steiner & Co., Berlin 22, Königgrätzer Straße 85.**

Chr. Tauber

Photo-Haus Wiesbaden W.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. **Direkter Versand nach allen Weltteilen**

ROSENCAVALIER-TAPETEN

Eine Sammlung neuartiger, künstlerisch vollendeter Ober- und Untertapeten von aparter Raumwirkung. Tonangebende Meisterleistung in Zeichnung. Kolorit u. Lichtbeständigkeit. Echter u. hygienischer als Stoffe. Ständige Kontrolle, da eigene



Fabrik lichtechter Farben. Verlangen Sie in besseren Tapetengeschäften Vorlage der echten Rosencavalier-Tapeten. Erläuternde Broschüre gratis. Tapetenfabrik Coswig, G.m.b.H. Coswig bei Dresden. Verkauf nur durch Händler.

Eine Besichtigung ist lohnend u. anregend.

stehen im höheren Alter infolge mangelhafter Blutzirkulation sehr leicht solche Ernährungsstörungen. Verbessert man die Blutzirkulation, was durch geeignete Einreibungen, Massage usw. geschehen kann, und stärkt man die erschlaffenden Haardrüsen durch geeignete Mittel, so werden oft die nachwachsenden Härchen wieder genügend ernährt, sie fallen nicht mehr aus, bevor sie sich genügend entwickelt haben, die Glatze bekommt neuen Haarwuchs. Auf diesem ganz natürlichen Vorgang beruht die oft überraschende Wirkung des echten Peru-Tannin-Wassers (kenntlich an der Schutzmarke: „Die Töchter des Erfinders") von E. A. Uhlmann & Co., Reichenbach i. V. Es ist in allen besseren Geschäften zu haben.

— Die orthopädische Behandlung von Rückgratverkrümmungen jeder Art nach der Methode „System Haas" hat Herr F. Menzel in einer soeben erschienenen interessanten Broschüre mit zirka 70 Abbildungen ausführlich geschildert. Jedem an Rückgratverkrümmung Leidenden kann die Anschaffung dieses Buches nur empfohlen werden. Die Broschüre ist gegen Voreinsendung von M. 1.00 in Briefmarken zu beziehen von Zentrale F. Menzel, Dresden-Blasewitz A.

— Bad Soden am Taunus. Der Frühling hat mit Macht seinen Einzug gehalten. Bäume und Sträucher in vollster Blütenpracht und im herrlich lichtgrünen Laubschmuck locken jeden Besucher hinaus in die malerische Umgebung und den idyllischen

Orig.-Browning-Pistole

Neuestes Modell, Kaliber 6,35. Höchste Fabrikationsnummern, mit dreifacher mechan. Sicherung. Auf Wunsch **6 Tage zur Ansicht** ohne Kaufzwang. **Original-Fabrikpreise Mk. 36.—,** bei Teilzahlung mit 10% Aufschlag. **Monatsrate**

Als Polizei- und Armeepistole eingeführt!

3.—Mark

Ueber 500 000 Stück verkauft!

Preisliste über Jagdgewehre, Doppelflinten, Drillinge etc. kostenlos.

KÖHLER & Co
BRESLAU 5, Postfach 24/33

Corset-Ersatz JOHANNA

D. R. P.





vollendet praktisch, anschmiegend, zeitgemäß.

Von M. 3.50 an überall zu haben.

Prospekte versendet

J. G. von der Linde, Hoflieferant Sr. Maj. d. Kais.
HANNOVER C.

Jaedickes BAUMKUCHEN



sind unerreicht im Geschmack, pro Pfd. M. 2,20. Versand prompt n. ausserhalb. **C. JAEDICKE,** Backmeister u. Mundkoch a. D. **Hoflieferant Sr. Majestät d. Kaisers Wilhelm II. Berlin SW. III, Kochstr. 58.** Neu aufgen.: Sämtl. Torten in ff. Ausführg.

Wie Riesen-Zöpfe

samtweiche Haarpracht zu erlangen gegen 20 Pfennig-Marke franko mitteilt **Marie Löffler, LEIPZIG 14,** Hardenbergstr. 37.

✚ Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5,— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln 24a,** Blumenthalstr. 99.

Ein Triumph der Wissenschaft!

Eine sensationelle Erfindung.

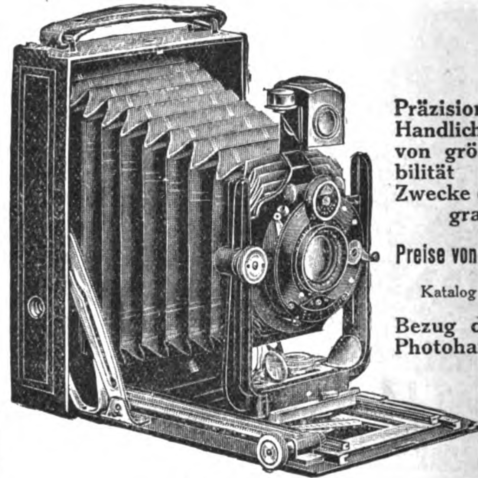
Tausende von dankbaren Damen und Herren.



Nur Dr. Hentschel's Wikö-Apparat D. R. G. M. beseitigt schnell und sicher alle Hautunreinheiten, wie Mitesser, Pickel, Pusteln, fleckige Haut, Hautgries, blassen, grauen Teint, ferner Runzeln, Falten, Krähenfüsse, Doppelkinn. Die Haut wird zart und sammetweich, der Teint rein, blütenweiss und von schimmernder Durchsichtigkeit. Hohle Wangen, magere Körperteile erhalten Fülle, Form und Festigkeit. Alle Unreinheiten des Blutes und der Haut werden **durch starken atmosphärischen Druck herausgesaugt,** und ein starker beständiger Strom frischer Lebenssäfte und neuen Blutes wird nach den Zellen der Haut gezogen. *Diese neue Methode geht direkt auf die Ursache des Uebels, erweckt frisches Leben in der entkräfteten Haut, in den verfallenden Zellen, pflegt die Haut sowohl innerlich als auch äusserlich, spornt die erschlafften Hautgefässe zu neuer Tätigkeit an, saugt die Poren aus, entzieht ihnen alle darin angesammelten Unreinheiten, Staub etc., erhöht die Blut- und Säftezirkulation, verhindert dadurch das Ergrauen und Altern der Haut und füllt alle hohlen Stellen (hohle Wangen) aus, so dass ein müde und alt erscheinendes Gesicht durch sachgemässe Anwendung von Dr. Hentschel's Wikö-Apparat unbedingt wieder frisch, voll und jugendlich aussehen muss. Nicht zu verwechseln mit wertlosen Nachahmungen. Dr. Hentschel's Wikö-Apparat ist der modernste und beste Apparat zur Erlangung und Erhaltung von Schönheit, Jugend, Eleganz. Er ist der einzige, auf wissenschaftlicher Basis beruhende Apparat, der die von ihm behaupteten Eigenschaften tatsächlich besitzt.* Fix und fertig zum Gebrauch: Einfache Ausstattung: M. 2,50. Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 3.—. Elegante Ausstattung M. 4.—. Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 4,50. Wikö-Apparat mit Doppel-Saugkraft für veraltete, hartnäckige Fälle, M. 5,50, Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 6.—. Einmalige Ausgabe. Absolut unschädlich. Zusendung diskret.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Hamburg E. 21, Merkurstrasse 38.

Goerz Tenax



Präzisions-Arbeit Handliche Cameras von grösster Stabilität für alle Zwecke der Photographie.

Preise von M. 115.— an.

Katalog kostenfrei.

Bezug durch alle Photohandlungen.

mit Goerz Doppel-Anastigmaten Dagor, Celor oder Syntor

Opt. Anstalt **C. P. Goerz** Akt.-Ges.
BERLIN-FRIEDENAU 10.
Wien Paris London New York

Strahlende Schönheit bewirkt

Lilienmilch-Seife Südstern



von **Bergmann & Co., Berlin** vorm. **Frankfurt a. M.**

seit mehr als 30 Jahren anerkannt unübertroffen und ohnegleichen zur Erlangung eines blendendweissen, zarten, rosigen Teints und jugendfrischer Gesichtsfarbe. Bestes Mittel gegen Sommersprossen.

Käuflich zu 50 Pf. per Stück in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Herz-Stiefel

befriedigen die verwöhntesten Ansprüche

NEU Special-Stiefel für Herren u. Damen zu 16.50

Erkenntlich an dem Zeichen auf der Sohle

mit dem Herz auf der Sohle

Kurpark, in dem auch die Kurkapelle schon zu den verschiedensten Tageszeiten regelmäßig konzertiert und den zahlreichen Kurgästen eine angenehme Unterhaltung bietet. Drei Militärkapellen sind zu größeren Konzerten für den Monat Mai gewonnen, Theatervorstellungen und andere künstlerische Darbietungen sowie Reunions sind im Vergnügungsprogramm vorgesehen.

— Makkaroni-Suppe. Man gibt ein Stückchen Butter in eine Pfanne, stäubt diese mit etwas Mehl aus und gießt unter stetem Umrühren gute Fleischbrühe dazu, bis eine sämige Masse entsteht. Diese läßt man ungefähr eine Stunde lang kochen, schäumt sie öfters ab, gießt sie durch ein feines Sieb und rührt schließlich zwei Eigelb und eine halbe Tasse Rahm dazu. — Inzwischen werden Knorr-Hörnle oder in kleine Stücke gebrochene Knorr-Makkaroni in Salzwasser weich gekocht und als Einlage in die Suppe gegeben.

— Für Radler und solche, die es werden wollen, wird die Nachricht von Interesse sein, daß sich jetzt immer mehr Firmen dazu entschließen, den weitesten Kreisen die Anschaffung eines guten Rades auf bequeme Teilzahlung zu ermöglichen. Dies tut auch jetzt die Roland-Maschinen-Gesellschaft, G. m. b. H., zu Köln, auf deren heutiges Inserat wir hinweisen. Die interessante Preisliste Nr. 115, in der auch Motorräder, Motorwagen, Näh-, Schreib-, landwirtschaftliche und Sprechmaschinen, Musikinstrumente, photographische Apparate, Waffen und Uhren abgebildet und beschrieben sind, und die gleichfalls zu den günstigsten Bedingungen geliefert werden, erhalten unsere Leser kostenfrei.

Ein Volksnahrungsmittel von immer wachsender Bedeutung ist jetzt auch in Deutschland die Marmelade geworden. Als Ersatz für Butter oder mit dieser auf Brot genossen, als Füllung und Sauce sowie Kompott hat sie sich in jedes gutgeführte Haus Eingang ver-

schafft. Daß bei der Auswahl eines namentlich auch Kindern verabreichten Nahrungsmittels die größte Vorsicht geboten ist, bedarf keines weiteren Beweises. Wir empfehlen daher den Leserinnen den Gebrauch der erprobten, allseitig anerkannten Marmelade „Aprikosa“, die von der Firma L. C. Oetker in Bahrenfeld 54 in den Handel gebracht ist, als für die Kinderernährung besonders geeignet. Sie ist schmackhaft, wohlbekömmlich und gelangt in überaus praktischer Verpackung zum Versand. Dieser erfolgt direkt von der Fabrik an Private, wodurch sich der billige Preis dieses erstklassigen Fabrikats erklärt und die Frische der Ware gewährleistet wird.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68,** Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

Norddeutschland.

Am Fleesensee Malchow i. Mcklb. Kurh. Fleesensee. Eig. Jagdrev. El. Licht, Wasserleitg. Motorboot, Rud.-, Seg.- u. Angelsport. Mäss. Pr. Prosp. frei. Paul Wuthenow.

Augusta-Bad bei Neubrandenburg i. Mecklbg., herrlicher Luftkurort, Kurhaus m. all. Komf. Mäss. Pr., stets off. Prosp. d. Bes. Walter Wuthenow.

Bad Eilsen b. Bückeburg. Stärkstes Schwefel- und Schlammbad gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Terrain-Luftkur im Auetal. Waldreiche Höhen. Saison bis 15. September. Forellen-Fischerei. Prosp. frei durch die Verwaltung.

Bad Oldesloe zw. Hamburg u. Lübeck. Natürliche Sol-, Moor- u. Schwefelbäder. Hervorragende Heilerfolge. Pr. d. d. Bade-Verw.

Bad Schwartau b. Lübeck, Sol-Moorbad. Heilanz.: Gicht, Rheuma, Frauenleid. Arterienverk. Luftkurort. Ruhesitz.

Bremen Hotel Schaper-Siedenburg. Mod. Haus, ruh. vorn. Lage. Bahnhofstr. 34. Gute Küche.

Fürstenberg i. Meckl. Luftkurort. Hotel Wegert, grosser Garten am See. Angel- u. Rudergelegenheit gratis. Bad i. H. Pension v. M. 4,— an.

Gesundbrunn Sommerfrische am Plauer See b. Plau i. Mecklbg. Herrl. Aufenth. a. See u. Wald, Angeln, See- u. Sonnenbäd. frei. Sol- u. Kohlensäurebäd. i. Hs. Vorzgl. Pension. Preise mäss. Prosp. fr. Bes. F. Böse.

Hamburg Hotel Moser, I. Rgs., am Alsterbassin u. Rathausmarkt. In zentralster u. schönster Lage. Moderner Komfort. Mässige Preise.

Hannover Kgl. Residenz, 1054 ha Stadtwald, Herrenhäuser-Schlossanlagen, Kgl. Theater. Deutsche Kunst-Ausstellung 1912 (Mai bis Oktober). Billige Wohnpreise, niedrige Steuern. Prospekt frei. Fremdenverein, Schillerstrasse 29, I.

Kgl. Bad Nenndorf Radioaktiv. Schwefelbad. Schlamm- u. Solbad, geg. Gicht, Rheumatismus, (bei Hannover) Ischias, Hautkrankheiten. Prosp. fr. d. d. Kgl. Badeverwaltung.
Hotel Kgl. Kurhaus (glänzend umgebaut), Schlösschen. Gr. Badehaus. F. Graness.
Hotel Hannover (neu erbaut), Deisterhaus, Galerie, Gr. Bau. G. Förster.
Hotel Cassel (modern umgebaut), Esplanaden-Restaurant. P. Dreschke.

Kleinen (Mecklenburg) am Schweriner See. Sanatorium für innere und Nervenleiden. Sanitätsrat Dr. Armin Steyerthal.

Kleinflottbek bei Hamburg. Parkhotel Teufelsbrücke, dir. a. Elbe, 100 Z., gross. Park, Segel-, Ruder-, Tennissport, Golf- u. Poloplatz nahe. Eig. Landungsbr. C. F. Möller.

Lindenbrunn b. Coppenbrügge a. Ithgeb. 1 Std. v. Hann. Mod. eingericht. Naturheilanstalt. Luft-, Sonnenbad. Mäss. Pr. Prosp. fr. Dr. Netter.

Lüneburg Sol- und Moorbad mit modern eingerichteten Badehäusern, Kurhaus und Logiervillen, 60 Morgen Kurpark. Ständige Kurkapelle. Prospekte gratis. Ausgangspunkt herrlicher Heidetouren.
Hotel Deutsches Haus. Erstes am Platze; bekannt durch beste Verpflegung.

Malente-Gremsmühlen Norddeutschlands bedeutendster Luftkurort. Prospekt durch den Verkehrsverein.

Solbad Segeberg Stärkste Sole Deutschl. Moorbäder. Kurhaus. Herrl. Lage. Bahn: Hagenow - Neumünster.

Stellingen b. Hamburg. Carl Hagenbeck's Tierpark. Weltbekannte Sehenswürdigkeit. Reichhalt. Tiersammlung. — Völkerschau. Konzerte etc. Prosp. frei.

Stettin Sanat. Kurh. Buchheide Stettin-Finkenw. für Nervöse, Erholungsbed., Herz- u. Stoffwechselkr., Entziehungskuren. Pension tägl. 7—12 M. Leit. Arzt: Dr. Colla.

Waren i. Meckl. — Hotel Warener Hof. — Bek. glänzend. Küche. Frdl. Zim., mäss. Pr. Nahe Bhf. u. See. Grosser schattiger Restaur.-Garten. Zentralhzg. Hausd. a. Bhf. Hugo Dannenberger.

Wilsnack Eisenmoorbad. — Berlin-Hamburger Bahn. Vorzügl. geg. Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenleiden. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Ostseebäder.

Ahlbeck herrlichste Lage an der Ostsee, vornehmes zwangloses Badeleben. Bahnstation zwischen See und Wald. 6 Badeanstalten. Mässige Preise. Von Berlin 3½ Stunden.

Arendsee Kurhaus Hotel-Restaurant nebst Dépendance. Günst. Pensions-Arrang., Vor- und Nachsaison. Preisermäss. Wasserleit., Elektr. Licht. Näheres P. Schulz.

Berg-Dievenow Franck's Hotel und Pension. Schönste Lage. Volle Pension. Vor- und Nachsaison M. 4.50. Hauptsaison nach Uebereinkunft. Besitzer Herm. Franck.

Brunshaupten Sanatorium f. Nerven- u. innere Kranke. Phys. diät. Behandlung, v. M. 5—7 pro Tag. Prosp. Dr. Drost.

Brunshaupten-Westen Hotel Dünenhaus, idyll. a. See u. Wald gel. Komf. Z. Kräft. Verpfl. Warm. Seeb.

Cranz Ostseebad b. Königsberg i. Pr. Stärkster Wellenschlag. Herrl. Waldungen. Elektr. u. Gasbeleuchtung. Wasserleitung. Kanalisation. Frequenz 1911: 14407 Kurgäste. Auskunft erteilt die Badeverwaltung.

Georgenswalde Ostseebad. — Saml. Steilküste. Post Rauschen. Ruhig. vorn. Erholungsort, Wald, Wasserleitung, solide Preise. Näh. Badeverwaltg.

Graal in Mecklbg. Waldluftkurort. An der Rostock-Stralsunder Bahn. Frequenz im Jahre 1911: 5300. Prosp. durch die Badeverwaltung und den Verband Deutscher Ostseebäder, Berlin, Unt. d. Linden.

Gravenstein Hotel u. Kurhaus. Herrlich an Wald u. Wasser geleg. Balkonzimmer. Gute Betten. Elektr. Licht. Gute Küche. E. Litzenberg.

Grossmöllen Ostseebad. Bez. Köslin. Warme u. kalte Seebäder. Familienbad. Steinfreier Badegrund. Grosse Dünenwaldungen. Elekt. Licht. Arzt. Auskunft u. Prospekte: Badeverwaltung.

Heiligendamm Vornehmstes Ostseebad, hundertjähriger Buchenwald bis ans Meer. Prospekte durch die Direktion.

Henkenhagen b. Kolberg. — Waldhaus Rodi, gute Pension, nahe d. Strande. Wiener Kch., freie Seebäder. Prosp. M. Hutter.

Heringsdorf Vornehmstes Ostseebad, 3½ Std. v. Berlin. Kräftige Solquelle, Familienbäder, Rennbahn. Tennisplätze.

Horst Seebad. Hotel „Gesellschaftshaus" m. Dependance. Erstes u. grösstes Haus am Platze. Vorz. Lage, renom. Küche. Tennis. Bes. Otto Meier.

Kolberg See-Sol- und Moorbad, stärkste Solbäder, reinste Seeluft. Unübertroffen bei Frauen- und Kinderkrankheiten. Theater, Rennbahn. Ballonfahrten, Eichen-, Buchen-, Nadelwälder. Quellwasserleitung, elektr. Licht, Kanalisation. 1911: 33000 Besucher.
Hotel „Bellevue" I. R., direkt am Meer u. Kurpark. Solbäder in all. Etagen. M. Goebel.
Neues Solbad, 50 Zimm. m. Pens. Beste Lage. Elektr. Licht. Dir. Verb. m. d. Bade.

Kurhaus Brunshaupten a. d. Ostsee. Off. Kurhaus. Größtes, vornehmstes Haus a. Platze, m. allem Komfort. Prosp. frei. Neuer Bes.: W. Schurich.

Misdroy unmittelbar am Strand, v. Hochwald u. Bergen umgeben. Zentrale Wasserversorgung, Freiluft - Seebad mit Zeltlager (neu). Beginn der Sommersaison 26. Mai.
Hot. Seeblick I. R. Dir a. Meer. Dep. Seestern-Hs. Brandenburg. Autogar. P. Brandenburg.
Genz' Hotel i. d. Mitte d. Ortes. Vorz. Küche. Mäss. Preise. Neuer Besitzer: A. Pagels.

Rauschen nahe Königsberg. Starker Wellenschlag. Drahtseilbahn vom Strande. Modernes Warmbad. Herrlicher Wald. Prospekt. Badeverwaltung.

Swinemünde See- u. Solbad Ostseebad I. Ranges. 5% Solbäder im ganzen Jahr. Damen-, Herren-, Familienbad. Waldreiche Umgebung. — Kanalisation u. Wasserleitung. Zentralverkehr. Über 20000 Kurgäste.

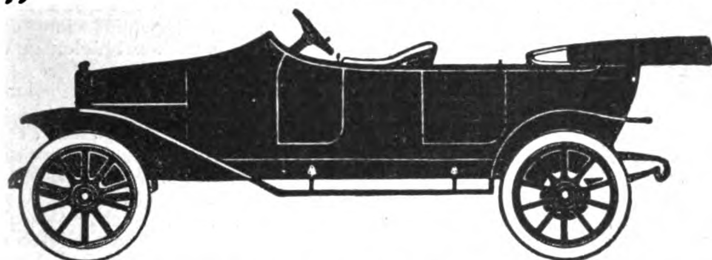
Travemünde 25 Min. v. Lübeck, 1¼ Stunde v. Hamburg, 4½ Stunden v. Berlin. Kalt- und Warmbadeanstalt. Wasserleitung, Kanalisation.

Warnemünde Sandstrand, Familienbad. Schwemm-Kanalisation (W. Kl.) Vorz. Kurkonzerte. Wildr. Hochwald (elektr. Bahn 10 Min.). Tennisplätze, Tontaubenschiessen, Angelsport. Prosp. d. d. Badeverwaltg.
Hotel Hübner, am Meer, m. Depend. 250 Betten, mod. Komf., Garage. Bill. Familienheim. Pension von M. 6,— an. Vor- und Nachsaison billiger.
Pens. Jugendheim. Für erholgsbed. Kind. u. jg. Mädch., ganzjähr. geöffn. Priv.-Unterr. i. H.

Insel Rügen.

Göhren a. Rügen, Hotel zum Hövt, höchst gelegen, direkt a. Wald und Strand. Seepanorama. E. d. schönst. Punkte Rügens. Kanalisation, Wasserleitung, Warmbad. Pens. 4—7 Mark.

„SPERBER"-Motorwagen 6/18 PS.



Hochmodern, erstklassig, von mustergültiger Konstruktion und Ausführung, mit allen Neuerungen ausgestattet, absolut geräuschlos, billig in der Unterhaltung, ohne Chauffeur zu handhaben.

Mäßig im Preis.

Katalog gratis. Weitgehendste Garantie.

Norddeutsche Automobil-Werke G.m.b.H., Hameln, 77.



KISMET Schnellhefter, Briefordner, Umlaufordner, Offertmappen etc.

ohne Lochung (D. R. P. a. und Auslandspatente).

Von städtischen u. staatlichen In- u. ausländischen Behörden glänzend begutachtet. Vorzüglicher Exportartikel bei höchsten Rabattsätzen. Verlangen Sie sofort Preisliste III a. **Kismet Registratur G. m. b. H, Berlin SO 36.**

Personen- u. Gepäckwage

„Bekah"

(auch Geschäfts- und Wirtschaftswage)

in Größe einer Fußbank, mit abklappbarem Zifferblatt, Ladenpreis **18.**— M.

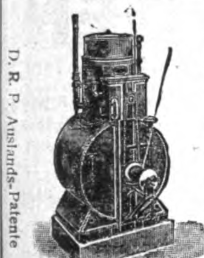
Lieferbar für alle fremdländischen Gewichtsarten

Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure



Hermann Schadrack

Berlin S 42, Brandenburgstr. 72-73.



D. R. P. Auslands-Patente

„AUTOGEN"-Luftgasapparat

einfachster, bester u. zuverlässigster Gasselbsterzeuger.

Bequemste Beleuchtung für Einzeletablissements jeglicher Art bei äußerst billigem Verbrauch.

50-60 H. Kerzen stündl. ca. 1¼ Pf. Viele Hund. i. all. Weltteil. i. Gebr. **AUTOGEN-GAS kann auch z. Kochen, Heizen, Kleinmotorenbetr. u. allen gewerbl. Zwecken verwendet werden.** Keine Explosionsgefahr! Nicht giftig! Man verlange Prospekte! Vertreter gesucht.

J. WALTER, Speyer-DUDENHOFEN 24.

Spezialmodell C f. Export **FABRIK DER „AUTOGEN"-GASAPPARATE.**

Duftende

Nelken u. Rosen aus Japan-

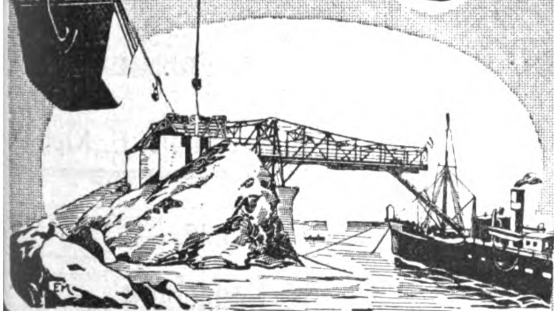
ischem Pflanzenmark

von frischen Blumen kaum zu unterscheiden.

Dr. Herzfeld & Co., Cöln-Sülz 31

Fabrik präparierter Pflanzen.

J. Pohlig Akt.Ges. Cöln

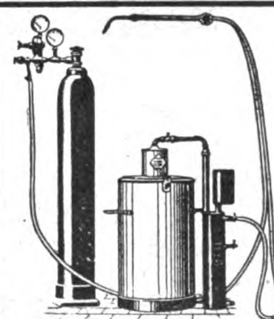


Mehr als 2000 Anlagen in allen Teilen der Welt gebaut

Brüssel 1910: 2 Grand Prix

Turin 1911: 4 Grand Prix

Man verlange Kataloge



Brüning & Co., Essen-R.

Tragbare, fahrbare und ortsfeste

autogene Schweißapparate

in höchster Vollkommenheit.

Sämtliche Zubehörteile u. Materialien wie **Schweißmaschinen, Ventile, Schweißtische, Schutzbrillen, Asbesthandschuhe, Transportbüchsen, Acetylenlampen, Acetylen-Beleuchtungsapparate.**

Behandlung chronischer Leiden durch Ozetbäder.

Von Dr. med. Cormak.

Wenn man jetzt die großen Weltbäder, wie Karlsbad, Meran, Baden-Baden, besucht, wenn man in ein Sanatorium oder auch nur in eine der gewöhnlichen Warmbadeanstalten kommt, an denen Deutschland so reich ist — überall leuchtet einem das bekannte, von Klingers Meisterhand geschaffene Wahrzeichen des Ozetbades entgegen, eine rote Badewanne auf schwarzem Grunde, aus der in mystischem Wirbel zahllose Bläschen emporsteigen, und in der grellweiß das eine Wort „Ozet" herausleuchtet. Was ist Ozet? Ozet ist eine Zwischenstufe zwischen dem gewöhnlichen inaktiven Sauerstoff der Atmosphäre (Oxygen) und dem Ozon, ist die Bezeichnung für den Sauerstoff im Zustande seiner Entstehung, sozusagen den „neugeborenen" Sauerstoff, als der er, wie schon die Chemiker wußten, einen besonders hohen Grad der Aktivität besitzt. Es war daher ein überaus glücklicher Gedanke des deutschen Arztes Dr. L. Sarason, als er vor sechs Jahren das Ozet in Gestalt der sogenannten Ozetbäder in die Heilkunde einführte. Was die Ozetbäder so populär gemacht hat, ist neben ihren anerkannten Heilwirkungen bei vielen chronischen Leiden, insbesondere bei denen des Herzens, des Nervensystems, der Nieren, vor allem die Einfachheit ihrer Zubereitung. Ozetbäder können in jeder Badewanne durch Hineinschütten zweier Pulver ins Wasser ganz leicht hergerichtet und vermöge ihres geringen Gewichtes (10 Stück gehen auf 1 Postpaket von 5 kg) und ihrer Haltbarkeit von der fabrizierenden Firma L. Elkan Erben, Berlin-Westend H, jederzeit an alle Enden der Welt versandt werden; dabei ist der Preis des einzelnen Ozetbades (M. 2.50 pro Stück) ein sehr mäßiger. *)

Ozetbäder gehören in die Kategorie der moussierenden Bäder, wie die Kohlensäurebäder, nur mit dem Unterschiede, daß an Stelle der immerhin giftigen Kohlensäure das belebende und Blut, Atmungsorgane und Nerven kräftigende Ozetgas das wirksame Agens bildet. In der Tat ist die allgemeine Erfrischung des Körpers, das Gefühl des „Neugeborenseins" nach einem Ozetbade, welches sich in der Regel in einem erquickenden Schlafe und daran anschließender Energiesteigerung äußert, für denjenigen, der diese Erscheinung zum ersten Male wahrnimmt, direkt frappierend. Aus diesem Grunde findet neuerdings das Ozetbad auch vielfach Aufnahme in Sportkreisen für Training und zur Erholung nach maximalen Anstrengungen; so wird das Training vieler deutscher Gruppen zu den Stockholmer Olympischen Spielen in Verbindung mit Ozetbädern vorgenommen.

Selbstverständlich bildet die Verwendung der Ozetbäder als Kurmittel für Kranke ihre hauptsächlichste Bestimmung. Es war der berühmte Altmeister der Bäderbehandlung in Wien Professor Wilhelm Winternitz, der die große Bedeutung dieser grundsätzlich neuen Bäderform für die leidende Menschheit zuerst erkannt und ihr im Verein mit seinen Schülern eingehende Untersuchungen in seiner Klinik gewidmet hat. Ihm folgten zahlreiche andere berühmte medizinische Autoritäten, wie die Professoren H. Rieder (München), Ziehen, Brieger, Jochmann, Bickel, Senator (Berlin), E. Sommer (Zürich), von Kétly (Budapest). Alle aber stimmten darin überein, daß das Ozetbad für den gesamten Organismus ein höchst wertvolles Stärkungsmittel ist, daß es die Energie des Herzens und der Muskeln steigert, den Schlaf befördert, den Stoffwechsel regelt, die Nierentätigkeit in günstigem Sinne beeinflußt, das Nervensystem beruhigt, das Blut verbessert. Es sind daher nach der Zusammenstellung von Professor Sommer im wesentlichen folgende Krankheitszustände, bei denen eine Kur mit Ozetbädern (eine Kur dauert etwa sechs Wochen und erfordert 20—30 Ozetbäder) zu empfehlen ist: Herzleiden aller Art, Arterienverkalkung, Nervenleiden (z. B. Neurasthenie, Hysterie, Basedowsche Krankheit, Rückenmarks- und Gehirnleiden, Lähmungen, Neuralgie, Ischias, Migräne, Krampfzustände) Muskelschwäche, Rheumatismus, Gicht, Zuckerkrankheit, Fettleibigkeit, Asthma, Erkrankungen der Lungen, Blutarmut, juckende Hautleiden, Syphilis (in Verbindung mit Jod oder Quecksilber oder Salvarsan), Frauenleiden, besonders die Beschwerden der Periode, der Wechseljahre und der Schwangerschaft, akute Infektionskrankheiten sowie die Rekonvaleszenz nach ihnen sowie überhaupt die Zustände allgemeiner Körperschwäche. Da die Angriffspunkte des Ozetbades an den wichtigsten Stellen des Lebens (Herz, Blut, Nerven) gelegen sind, ist die Vielseitigkeit ihrer Wirkungen durchaus verständlich und man kann ihnen auch vom ärztlichen Standpunkte aus eine immer weitere Popularisierung nur wünschen und prophezeien.

*) Wer sich des Näheren über Ozetbäder informieren will, lasse sich die Broschüre „Ueber das Ozetbad" kommen, die von obengenannter Firma gratis versandt wird.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 20. **Berlin, den 18. Mai 1912.** **14. Jahrgang.**

Weltwirtschaft.

Von Professor Dr. Bernhard Harms.

II.

Unterliegt es nach den vorhergehenden Ausführungen*) somit keinem Zweifel, daß der internationale Güteraustausch heute trotz aller neuzeitlichen Schutzzollbestrebungen früher niemals gekannte Dimensionen angenommen hat, so ergibt sich daraus als selbstverständliche Folge auch manches andere, das hier freilich nur angedeutet werden kann. Von allem ist auf die Organisation des Welthandels hinzuweisen. Gemessen an früheren Zuständen ist in die kaufmännische Leitung des internationalen Güteraustausches mehr System und Stetigkeit hineingekommen. Das ganze Getriebe hat heute viel weniger den Zug des Planlosen und Willkürlichen als früher. Vor allem ist der Handel mit den großen Welthandelsgütern in durchaus geregelte Bahnen übergeleitet. Für jeden Artikel haben sich bestimmte Handelsbräuche herausgebildet, die, international anerkannt, zu feststehenden Regeln und Normen geführt haben. Wohl liegen die Anfänge dieser Entwicklung schon im 18. Jahrhundert, zur dominierenden Stellung der modernen Zentralproduktenbörsen, die heute den internationalen Handel vollständig beherrschen, ist es aber erst im letzten halben Jahrhundert gekommen. Getreide, Baumwolle, Wolle, Kohle, Erze, Zucker, Kaffee usw. haben heute ihre bestimmten „Märkte", an denen der Handel in derlei Produkten zentralisiert ist. Effektiv- und Terminhandel, Usancen und Notierungen, Arbitrage, Maß und Gewicht usw. haben hier eine für alle Beteiligten gleichmäßige Regelung gefunden. An diesen Börsen ist zudem ein umfangreicher und präzis wirkender Nachrichtendienst organisiert, der die Interessenten sozusagen stündlich auf dem laufenden hält und ihnen das Disponieren erleichtert. Ein großer Personenkreis des Erdballs steht auf diese Weise ganz regelmäßig miteinander in Beziehung und stellt so in sich eine Welthandelsgemeinde dar, die früher schon deshalb nicht möglich war, weil das Mittel rascher Verständigung — der Telegraph — fehlte.

Dazu kommt, daß das ganze Import- und Exportgeschäft auch sonst an Stetigkeit gewonnen hat. Die Trennung von Reederei und kaufmännischer Unternehmung, die heute ziemlich allgemein durchgeführt ist (wenngleich die Kombination hie und da noch eine gewisse Rolle spielt), hat den Großkaufleuten zu größerer Ausnutzung ihrer Kapitalien im reinen Handel verholfen und das Risiko des Ueberseegeschäfts verringert. Bedeutsam ist ferner, daß an die Stelle des Eigenhandels überwiegend der Kommissionshandel getreten ist, der dem internationalen Geschäft den rein spekulativen Charakter mehr und mehr genommen hat. In der gleichen Richtung wirkt das Versicherungswesen, das im internationalen Frachtgeschäft zur glänzenden Entwicklung gebracht ist. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist ferner die Vereinfachung des internationalen Zahlungsverkehrs durch die Ausbildung des überseeischen Bankwesens. Nicht zu vergessen ist schließlich, daß der erleichterte Personenverkehr das Maß der Abhängigkeit des Mutterhauses von den überseeischen Filialleitern vermindert, indem die Möglichkeit persönlicher Kontrolle vorliegt und anderseits vor wichtigen Entschließungen mündliche Beratungen gepflogen werden können. Die Verbesserungen im Verkehrswesen erleichtern das internationale Geschäft auch insofern, als es den großen Firmen gestattet, Reisende über die ganze Erde zu schicken. Der Typ des „Weltreisenden" ist heute auf allen großen Linien des Weltverkehrs eine „altgewohnte" Erscheinung. Gar nicht selten werden diesen reisenden Vertretern von ihren Häusern Kreditbriefe in Höhe von 25,000 bis 50,000 Mark ausgestellt — ein Beweis, daß die Methode trotz großer Kosten sich lohnt. Wie man früher auf deutschen Landstraßen die Reisewagen größerer Handlungshäuser sah, so passiert es einem heute, daß man im Innern Sumatras dem „Wohnwagen" einer deutschen Farbenfabrik begegnet, dessen Bewohner, von Dorf zu Dorf ziehend,

*) Siehe Artikel „Weltwirtschaft" in Nr. 19 der „Export-Woche".

den Batakkern die Vorzüge des künstlichen Indigo demonstriert. Regelmäßige Geschäfts„touren", die in anderthalb Jahren zweimal „herum"führen, das heißt die Erde umkreisen, sind alltägliche Erscheinungen. Periodisch die „Kundschaft" irgendeines Erdkreises besuchen zu lassen, ist heute stehende Praxis. Kurzum, das Ueberseegeschäft und erst recht das transkontinentale Geschäft hat vielfach Formen angenommen, die vor einem Menschenalter in Europa aufkamen, als die Eisenbahnen die Voraussetzungen dafür schufen. Je mehr die Entfernungen im Weltverkehr sich kürzen, um so intensiver der persönliche Verkehr als Folge und Ursache des Güteraustausches — wie vormals in den Staaten Europas.

Auf diese mehr technischen Seiten des Welthandels soll aber — so sehr sie gerade dem Nationalökonomen den Gesichtskreis erweitern — nicht eingegangen werden. Meine Absicht ist vielmehr, mit ein paar Worten auf die großen volkswirtschaftlichen Folge- und Wechselwirkungen dieses internationalen Güteraustausches einzugehen. Ich verzichte dabei aber darauf, oft betonte Dinge zu wiederholen. Daß z. B. mit der Intensität des Welthandels die Wohlfeilheit der Güter des Massenkonsums in der Regel Hand in Hand geht, indem über die ganze Erde die Tendenz zur Preisnivellierung besteht, daß der Welthandel in vielen Beziehungen krisenmildernd wirkt, indem er territoriale Ernte- und Produktionsschwankungen ausgleicht, daß ferner durch den Anschluß bisher abseits gelegener Länder an den Weltverkehr dem Wirtschaftsleben nicht selten neue und wertvolle Produktivkräfte zugeführt werden, das alles ist, wie gesagt, oft dargelegt worden. Ich will an dieser Stelle deshalb einige andere, bisher weniger beachtete Dinge hervorheben.

Es fällt da zunächst in die Augen, daß heute ganze Länder ihre Existenz mehr oder weniger in der Beschickung des Weltmarktes mit einem oder wenigen Artikeln finden, also auf Gedeih und Verderb mit dem Weltmarkt verbunden sind, ohne im „nationalen" Wirtschaftsleben sonstigen Rückhalt zu haben. Dies gilt für die Ostküste Sumatras im Hinblick auf Tabak, für Ceylon mit seiner Produktion von Tee, Kakao und Kopra, für die malaiische Halbinsel mit ihrer enormen Kautschukkultur. Java „lebt" von der Zucker-, Tee- und Kautschukausfuhr. In Birma und Siam hängt das Wohlbefinden großer Bevölkerungsteile von dem Reisexport ab. Ganze Provinzen Indiens verfolgen ängstlich die Baumwollpreise in Bombay und Karatschi, wohin sie jeden Morgen aus Liverpool telegraphiert werden, nachdem man sie dort kurz vorher aus New York und New Orleans bezogen hat. Das ganze Wirtschaftsleben in den Südstaaten der Union gerät in Stockung, wenn die Baumwollpreise daniederliegen. Der Westen Canadas hängt wie Argentinien mit wichtigen Lebensinteressen vom Weizenpreis auf dem Weltmarkt ab. Brasilien sieht sich mit Rücksicht auf seine Kaffeeproduktion gezwungen, zu den gewagtesten Experimenten zur Stabilisierung der Preise vorzugehen. In großen Gebieten Australiens „jauchzt und weint" man mit dem Steigen und Fallen der Wollpreise usw. usw.

Aber auch wo diese absolute Abhängigkeit vom Weltmarkt nicht vorhanden ist, wirkt sie in ihrer Relativität immer noch stark genug. Man denke an die englische Baumwollindustrie, deren Weltmarktinteressen Millionen von Menschen teilen, an die englische und deutsche Metallwaren- und Textilindustrie, an die vogtländische Spitzenindustrie und an die Sonneberger Spielwarenindustrie mit ihren Absatzgebieten in den Vereinigten Staaten von Amerika, an die Weine und Früchte Südfrankreichs, Italiens, Griechenlands und Portugals, an das Getreide Rumäniens und Rußlands, an die Ausfuhr von tierischen Produkten in Dänemark, an die Saaten Nordindiens, an Seide und Tee in China und Japan, an die Straußenzucht in Südafrika, nicht zu vergessen die dortige Diamantgewinnung, an den Salpeter Chiles, an die Silberproduktion Mexikos und Kanadas, die Zinngewinnung an der Küste von Malakka und so in langer Reihe fort. Es gibt kaum eine Volkswirtschaft, die nicht mit für sie ungemein bedeutsamen Lebensinteressen in irgendeiner Weise vom Weltmarkt abhängig ist. Gerade diese Tatsache aber, die sich längst auch dem Bewußtsein der breiteren Massen eingeprägt hat, trägt außerordentlich dazu bei, die Gedankenwelt der gegenwärtig lebenden Generation über den Horizont des nationalen oder gar territorialen Gesichtskreises hinaus fortzuführen und zu Reflexionen über den Zusammenhang des einzelnen mit der „Welt" anzuregen.

Hierzu drängen nicht selten gebieterisch auch andere Ereignisse des Weltmarkts. In dem Maße nämlich als die internationalen Verkehrsmöglichkeiten zunehmen, wachsen auch die Konkurrenzverhältnisse. Wer dächte da nicht an den Einbruch überseeischen und russischen Getreides in die alten Kulturländer Europas mit den schwerwiegenden Wirkungen für deren Landwirtschaft. Welch eine Fülle von Problemen und inneren politischen Kämpfen allein infolge dieser Tatsache! Oder: Millionen von indischen Handwebern gerieten in die furchtbarste Not, als Lancashire seine maschinell gefertigten Piecegoods dorthin sandte. Heute, nach zwei Menschenaltern, droht sich das Blatt zu wenden. Spinnerei und Weberei in Bombay verdrängen schon jetzt den englischen Export nach Indien so sehr, daß die Folgen gar nicht abzusehen sind, wenn es einmal gelingen sollte, in Indien einen Schutzzoll als Erziehungszoll einzuführen, der auch gegen England gälte. Die Tatsache, daß bisherige Importländer zur eigenen Industrialisierung übergehen, sehen wir auch sonst. Bengalen verarbeitet einen immer größeren Teil seiner Jute, die früher ausnahmslos exportiert wurde, selbst. Schon heute besitzt Kalkutta mehr als 50 Jutefabriken. Dafür aber ist Indien in einem anderen Teile seines großen Gebietes in den letzten Jahrzehnten schwer heimgesucht worden. Der synthetische Indigo hat in der Präsidentschaft Madras den Anbau der Indigopflanze so gut wie ganz ausgerottet und namenloses Elend über die dortige Bevölkerung gebracht. Man muß solche Wirkungen mit eigenen Augen beobachtet haben, um für ihre Tragweite das richtige Verständnis zu bekommen. Und schon naht der synthetische Kautschuk, um vielleicht noch viel größeres „Unheil" anzurichten.

Japan hat in den letzten Jahrzehnten seine Textilindustrie mächtig entwickelt und bedroht den ostasiatischen Markt. Die Vereinigten Staaten, früher

das große Absatzgebiet Englands, konkurrieren heute über die ganze Erde und haben vor allem in der Baumwollindustrie ein natürliches Uebergewicht. Die Möglichkeit der Verkümmerung von Ausfuhrinteressen an irgendeiner Stelle der Erde durch technische und wirtschaftliche Fortschritte daselbst oder gar die Bedrohung eigener Erwerbstätigkeit durch ausländische Konkurrenz ist heute etwas so Naheliegendes geworden, daß gewissermaßen jedermann im praktischen Erwerbsleben Anlaß hat, die Augen offenzuhalten und die Entwicklung des Weltmarktes zu beobachten. Der einfachste Bauer Hinterpommerns weiß heute etwas von der „überseeischen Konkurrenz", wie auch unsere Industriearbeiter längst gelernt haben, die „Lage des Weltmarktes" bei ihren Arbeitskämpfen gebührend zu berücksichtigen. . . . .

So sehen wir denn in der Tat, daß der internationale Güteraustausch mit seinen Folge- und Wechselwirkungen heute ein Gewebe von Beziehungen der Einzelwirtschaften über die ganze Erde darstellt, auf das die Bezeichnung „Weltwirtschaft" mit gutem Recht angewendet werden darf. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß im Hinblick auf diese Weltwirtschaft den einzelnen Volkswirtschaften gewaltige Aufgaben erwachsen. Davon möge aber bei anderer Gelegenheit die Rede sein.

Der Börsenkurs.

Das Maß des Einflusses großer wirtschaftlicher Zusammenhänge auf die Börsen läßt sich nicht auf eine bestimmte Formel bringen. Die Abhängigkeit der Effektenmärkte von äußeren Ereignissen hängt von dem Temperament der Börsenkreise und der Ueberzeugungskraft der Tatsachen ab. Als drittes Moment kommt die Größe des an der Börse herrschenden Kapitals in Betracht. Die Ueberlegenheit der New Yorker Spekulationsmärkte ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Dimensionen des Wirtschaftskörpers und der herrschenden Vermögen. Obwohl die europäischen Geschäftsleute und auch das Publikum die Mängel der amerikanischen Initiative kennen, lassen sie sich von Weisungen, die in New York irgendeine Spekulantengruppe ausgibt, gefangen nehmen. So stark ist der Respekt, den die amerikanische Milliarde genießt. Viel weniger drastisch als dieser Zusammenhang ist die Abhängigkeit der Effektenmärkte von der industriellen Konjunktur. In London und Paris spielt dieser Begriff überhaupt keine Rolle. Die englische Börse steht ganz unter dem Bann einzelner Spekulationsgebiete, die je nach dem Wetter, das in ihnen herrscht, den Ton angeben. Aber immer sind es ausgesprochen spekulative Regungen, die die Börsentendenz bestimmen. Nach den Westaustraliern und Südafrikanern kamen Gummishares und Petroleumaktien. Stets drehte sich der „Boom" an der Londoner Börse um irgendwelche Veranstaltungen einer erfindungsreichen Spekulation. In Paris spielen ein paar große Industrie- und Eisenbahnpapiere eine Rolle, während die Reize der Londoner Börse das französische Spekulationsbedürfnis versorgen. Berlin ist anders konstruiert wie die großen ausländischen Effektenmärkte. Hier besitzt die kräftige industrielle Tätigkeit eine Resonanz. Wenn auch die Beziehungen zwischen Börse und Wirtschaftsleben zuzeiten gelockert sind, so kann das Wertpapier, das ja einen großen Teil der wirtschaftlichen Kraft repräsentiert, dem Bereich der gewerblichen Konjunktur nicht ganz entzogen werden. Allerdings darf man nicht vergessen, daß dieses Verhältnis nur die allgemeine Grundlage des Verkehrs bildet. Die besonderen Motive für die Kursbewegung entspringen oft Quellen, die nicht im Gebiet der Wirtschaft zu suchen sind. Die Börsentendenz spiegelt häufig das Bild der politischen und geschäftlichen Erscheinungen wider, ist aber auch gelegentlich das Werk irgendeiner besonderen Veranstaltung, die sich um ein begünstigtes Papier dreht. In früheren Tagen bildeten die alten österreichischen Favoriten (Kreditaktien, Lombarden, Franzosen) das Schicksal der Börse. Heute haben diese Papiere nur noch eine Vergangenheit. An ihrer Stelle regiert das Industriepapier. Das ist zeitgemäß. So füllten Phönixaktien eine ganze Episode des Börsengeschäftes aus. In letzter Zeit ist die Canada-Aktie zum beliebten Objekt des Börsenspiels avanciert. Unter den Schiffahrtswerten stellt seit geraumer Weile die Hansa-Aktie die Sammellinse für die Wünsche und Hoffnungen der Spekulation dar.

Das Publikum erfährt nur selten von den wahren Gründen, die für eine Kursbewegung ausschlaggebend sind. Schon der Umstand, daß der Nichtkenner die beiden wichtigen Gruppen von Kursen nicht trennt, daß er die Zusammenhänge, die für den Kassakurs und die Ultimonotiz ausschlaggebend sind, nicht beachtet, zeigt, wie weit das Publikum von unkontrollierbaren Mächten abhängt. Daß der Kurs kein wahres Bild der Geschäftslage gibt, ist längst bekannt. Für den Käufer und Verkäufer von Wertpapieren kommt allein der Kassakurs in Frage, der Preis also, zu dem an jedem Tage greifbare Geschäfte zustande gekommen sind. Der Makler setzt auf Grund der ihm vorliegenden Kauf- und Verkauforders den Preis fest, zu dem er beide Gruppen von Aufträgen am besten erledigen kann. Nun wäre die Notiz, die der amtliche Kurszettel nennt, eine absolut richtige, wenn das Angebot und die Nachfrage, die sie bedingten, der Wirklichkeit entsprächen. Beide Willensakte setzen sich jedoch nicht selten aus komplizierten Absichten zusammen. Will z. B. eine bestimmte Gruppe aus nur ihr wichtigen Gründen die Majorität in einer Gesellschaft erlangen, so werden systematisch Aktienkäufe erfolgen, bis das gewünschte Ziel erreicht ist. Das Publikum glaubt, der Kurs steige, weil die Situation der Gesellschaft eine besonders günstige sei. Wer nun in dieser Meinung kauft, kann enttäuscht werden, wenn die Kursbewegung die ihr erteilte motorische Kraft verloren hat und der Kurs sich später der Situation des Unternehmens wieder anpaßt. Häufig geklagt wird über Verkäufe, die von informierten Personen vorgenommen werden. Es kann sich ereignen, daß bei einer Gesellschaft die Gefahr eines Dividendenrückganges droht. Von diesem Risiko hat die Verwaltung zuerst Kenntnis. Um nun in Ruhe die Aktien, die sich in ihrem Besitz befinden, verkaufen zu können, läßt sie ungünstige Gerüchte über die Dividendenaussichten dementieren. Dadurch werden die nicht eingeweihten Aktionäre sicher gemacht und halten ihre Papiere fest. Das erleichtert den „Kennern" den Verkauf und schützt sie vor Verlusten. Gewöhnlich sind sie ihre Aktien ohne Schwierigkeit, vielleicht sogar mit Gewinn losgeworden, wenn das schlechte Jahresergebnis bekannt gegeben werden muß. Bei Papieren, die keinen breiten Markt haben, ist es schwer, Käufe oder Verkäufe zu den Preisen, die der Kurszettel angibt, vorzunehmen; denn die Gruppe, die über den Markt verfügt, kann mit den Kursen, zu denen sie gibt oder nimmt, so lange ausweichen, wie es ihr beliebt.

Kursanomalien werden oft dadurch hervorgerufen, daß bei der Einführung neuer Papiere an die Börse (ohne vorherige Subskription) nicht genügendes Material bereitgehalten wird, um die Notierung eines Kurses zu ermöglichen. Wenn die Emissionshäuser sich daran gewöhnen würden, die Summe bekanntzugeben, über die sie zur Feststellung eines ersten Börsenkurses verfügen, so ließe sich ein Markt meist ohne Schwierigkeit organisieren. In der Praxis ist das häufig gar nicht möglich, weil bei besonders chancenreichen Aktien eine so starke erste Nachfrage aufzutreten pflegt, daß es an Stücken mangelt, ihr zu genügen. Die Emissionsbanken haben oft schon einen Teil der neuen Werte unter der Hand verkauft, bevor das offizielle erste Auftreten an der Börse erfolgt. Daß das ein Mißstand ist, wird stets laut beklagt, wenn sich bei derartigen Debüts der Herstellung eines ersten Kurses Hindernisse entgegenstemmen. Die Notiz an sich ist natürlich möglich. Sie würde aber in einem so groben Mißverhältnis zum wirklichen Werte des Papieres stehen, daß das Publikum durch irrige Auffassung der Situation benachteiligt werden könnte. Um das zu vermeiden, läßt die Börsenbehörde den Kurs streichen, und es wird bekanntgemacht, daß aus den erwähnten Gründen die Notierung eine Börsenpreises unterbleiben mußte. Dieses Mittels be-

dient sich der Makler in allen Fällen, wo der Kurs keine Beziehungen mehr zu den wirklich erfolgten Umsätzen haben würde, ganz gleich, ob es sich um Kauf oder Verkauf handelt.

Die Kursentwicklung vollzieht sich in einer Atmosphäre von Gerüchten und Kombinationen. Wie sehr, sieht man an praktischen Beispielen. Kürzlich fiel der Rückgang eines bekannten Montanpapieres auf. Man suchte die Ursache der sonst unverständlichen Erscheinung in dem angeblichen Projekt einer Kapitalserhöhung. In der Wirklichkeit bestand ein solcher Plan nicht; das Sinken des Kurses fand vielmehr eine ebenso einfache wie drastische Erklärung. Eine Aktiengesellschaft, die einen Posten des erwähnten Montanpapieres besaß, verkaufte ihn allmählich, um die Mittel zur Auszahlung ihrer eigenen Dividende zu gewinnen. Gegen diese Transaktion war nicht das mindeste einzuwenden; sie gewann erst eine über ihren wirklichen Charakter hinausgehende Bedeutung durch die Auslegung der Spekulation. In diesem Falle hatte die Entwertung der Aktie keine Beziehung zum Geschäftsgange bei dem Unternehmen. Der Kurs sprach also nicht die Wahrheit.

Das Eingreifen der Emissionshäuser zugunsten der von ihnen herausgebrachten Papiere wird zwar als eine notwendige Pflicht empfunden, ist aber doch nur eine Irreführung, da der Eingriff die wirkliche Situation des Marktes künstlich verbessert. Die Nachfrage, die dem Publikum durch die Interventionen vorgetäuscht wird, ist eben keine wirkliche. Man sieht, daß die Technik, die sich schließlich das Vorrecht erobert hat, den Kurs oft von der breiten Straße in dunkle Seitenpfade drängt.

Dortmund.

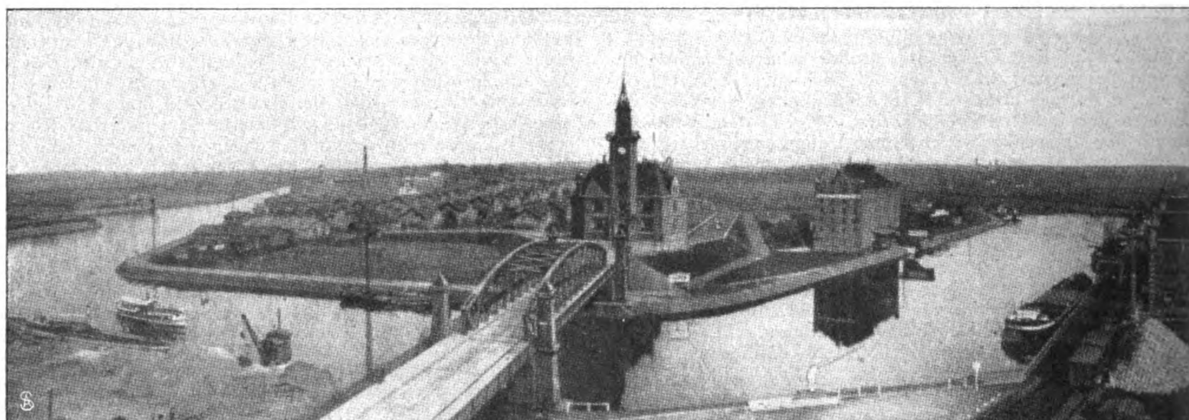
Von Dr. Wiese.

Unter allen Städten Deutschlands nimmt Dortmund nach Alter und Entwickelung eine der ersten Stellen ein. Seine Entstehungsgeschichte ist reich von der Sage und Dichtung umwoben, und bereits der Sagenkreis, der sich an die Person Karls des Großen knüpft, kennt Dortmund. Urkundlich wird dieses uralte Gemeinwesen zuerst im neunten Jahrhundert erwähnt. Schon im Jahre 1000 wird es als wichtige Handelsstadt genannt; sie hatte um diese Zeit schon eine königliche Zoll- und Münzstätte, in der viele Könige Geld prägen ließen. 1220 verlieh der König Friedrich II. der inzwischen befestigten, von hohen Wällen und mächtigen Stadtmauern umgebenen Stadt die Reichsunmittelbarkeit, und stolz prangten von nun ab an der Ostenpforte Dortmunds die Worte:

„Dus Stat is vry, dem ryke holt;
Verkoept des nicht um alles golt."

Wiederholt hat Dortmund diese Unabhängigkeit mit starkem Arm zu wahren gewußt, besonders in der berühmten Dortmunder Fehde, die es gegen Graf Engelbert von der Mark (1389) ausfechten mußte. In achtzehnmonatiger Verteidigung setzten sich die Dortmunder auf das entschlossenste zur Wehr, und die Stadt blieb Siegerin, wenn sie auch dem Feinde ein „freies Geschenk" von 14,000 Gulden machen mußte.

In der Folgezeit ist Dortmund besonders berühmt geworden durch sein Stadtrecht. Wie wir gerade im westfälischen Volke ein vorzugsweise ausgebildetes Rechtsgefühl, ein überlegenes Rechtsbewußtsein finden und das zähe Volk „der roten Erde" noch heute diese Eigenschaften nicht verloren hat, so war auch das altsächsische Stadtrecht weit und breit berühmt; zumal in Dortmund war es vorzüglich ausgebildet und wurde von dessen Kolonisten in die Ordensländer, u. a. bis Dorpat, verpflanzt. Auch besaß Dortmund schon frühzeitig das Marktrecht, und eine Handelsstraße führte von Dortmund in das Herz von Sachsen, wo sich die alten Bergwerke befinden. Die reichen Dortmunder Kaufleute schlossen sich in einer Gilde zusammen, der „großen Gilde" der „Reinoldsgilde" und übten nach außen hin eine ganz gewaltige Macht aus.



Phot. Atelier Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund.

Dortmunder Stadthafen.

Eine bedeutsame Rolle spielte die Stadt im Mittelalter als Sitz der Feme. Der Freistuhl von Dortmund war ein Hauptstuhl, d. h. er hatte das Vorrecht, die Freigrafen, Schöffen und Wissenden zu Kapiteln zu berufen und zu gemeinsamer Beschlußfassung zu veranlassen.

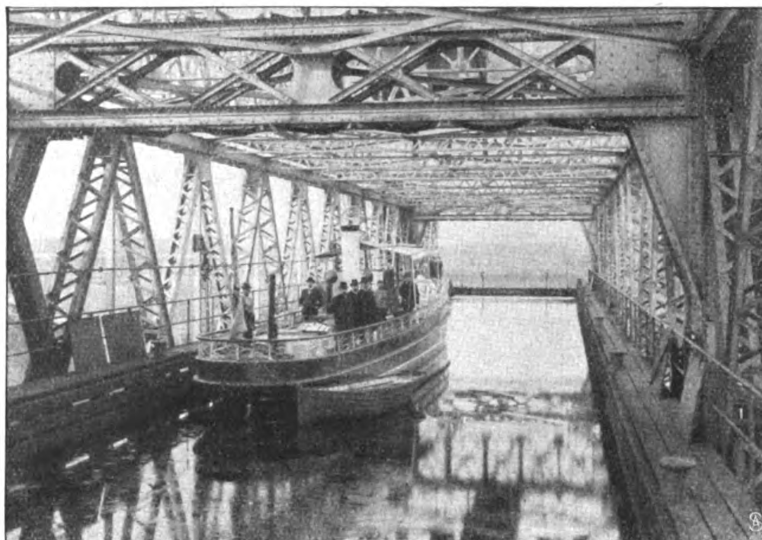
Zwar verlor Dortmund durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) seine Selbständigkeit als freie Reichsstadt, aber wenige Jahre darauf, im Jahre 1815, kam es durch den Beschluß des Wiener Kongresses an den preußischen Staat, und nunmehr beginnt die großartige Entwickelung der Stadt zu einem deutschen Manchester.

Dortmund, das im Jahre 1800 noch nicht ganz 4000 Einwohner, im Jahre 1880 66,544 Einwohner zählte,

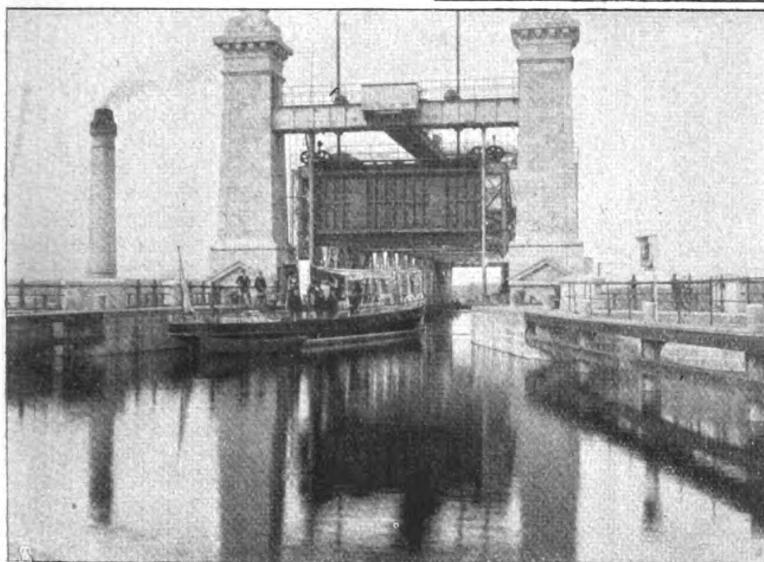
hat heute eine Einwohnerzahl von 221,000 Köpfen. Das ist hauptsächlich dem siegreichen Einzug der Industrie zu verdanken, und diese wiederum konnte nur einen solchen Aufschwung nehmen, wo die Gewinnung von Eisen und Kohlen die Errichtung von Fabriken aller Art so außerordentlich begünstigt hat. In der Tat haben die Kohlenindustrie, die Eisenindustrie und nicht zuletzt die Bierindustrie in erster Linie das schnelle Wachstum dieser modernen Industriestadt hervorgehoben und gewaltige Umwälzungen im Geschäfts- und Erwerbsleben hervorgebracht.

In einem der letzten Jahre wurden nach den Berichten der Handelskammer zu Dortmund im Oberbergamtbezirk Dortmund 65,382,522 Tonnen Kohlen gefördert. Da ein Teil davon für Betriebszwecke der eigenen Zechen und eigenen Hüttenwerke verwandt wird, ohne daß er einen Bahntransport nötig hat, ein anderer Teil als Landabsatz und wieder ein anderer, allerdings nicht beträchtlicher Teil durch direkte Verladung ins Schiff die Beförderung durch die Bahn vermeidet, so umfaßt die Eisenbahnstatistik nicht den totalen Verbrauch bzw. Verbleib der Kohle, aber immerhin 55,035,105 Tonnen. Von diesen blieben 29,308,216 Tonnen = 53,3 Prozent in den fünf Verkehrsbezirken: Westfalen, Ruhrrevier-Westfalen, Ruhrrevier-Rheinprovinz, Rheinhäfen und Rheinprovinz rechts des Rheines. Gut die Hälfte der Ruhrkohle bleibt also „nah beim Hause" und deckt hier den Kohlenbedarf so gut wie ausschließlich. Der Verkehrsbezirk Rheinprovinz links des Rheines muß schon gesondert betrachtet werden, weil hier die Ruhrkohle mit über 4 Millionen Tonnen nur 74 Prozent des Kohlenverbrauches deckt. In den Rest teilt sich die Kohle des Aachener Bezirks (19 Prozent) und die Saarkohle (7 Prozent). Auf die gleichen Konkurrenten stößt die Ruhrkohle in Lothringen, wo 1,7 Millionen Tonnen dieser Kohle 64 Prozent und die Saarkohle bereits 28 Prozent des Verbrauches decken. Aehnliche Konkurrenzverhältnisse finden wir im Großherzogtum Hessen, wo die rheinisch-westfälische Kohle und die Saarkohle zu einem gleichen Prozentsatz (47 Prozent) verbraucht werden, während wiederum in Hessen-Nassau 63 Prozent Ruhrkohle und nur 16 Prozent Saarkohle empfangen und verbrannt werden. Im Saarrevier selbst nominiert, wie natürlich, die Saarkohle, währen die Ruhrkohle nur 3 Prozent des Verbrauches deckt. Vornehmlich der Saarkohle ist es ebenfalls zuzuschreiben, daß die Kohle des Ruhrgebietes im Elsaß, das übrigens mit Lothringen zusammen schon selbt 1,824,000 Tonnen Kohlen förderte, und in der Bayrischen Pfalz nur auf 4 Prozent, in Baden nur auf 9 Prozent, im Verkehrsbezirk Mannheim-Ludwigshafen auf 10 Prozent und in Württemberg auf 16 Prozent des Eisenbahnempfangs kommt. In Bayern, das ebenfalls eine eigene Förderung von 1,318,000 Tonnen hatte, gestaltet sich das Verhältnis für die Ruhrkohle wieder etwas besser. In Südbayern hält der Verbrauch der Kohle aus dem Oberbergamtsbezirk Dortmund (40 Prozent) dem von der Saar die Wage, während der Rest nebst geringfügigen Mengen aus dem Aachener Bezirk durch die schlesische Kohle gedeckt wird; in Nordbayern hat die Ruhrkohle mit 384,475 Tonnen = 69 Prozent des dortigen Verbrauchs an preußischer Kohle sogar das Uebergewicht.

Gehen wir dann weiter durch Böhmen, dessen wir beim Auslandsverbrauch zu erwähnen gedenken, nach Schlesien, so kommen wir in die ausschließliche



Das Schiff in dem Trog.



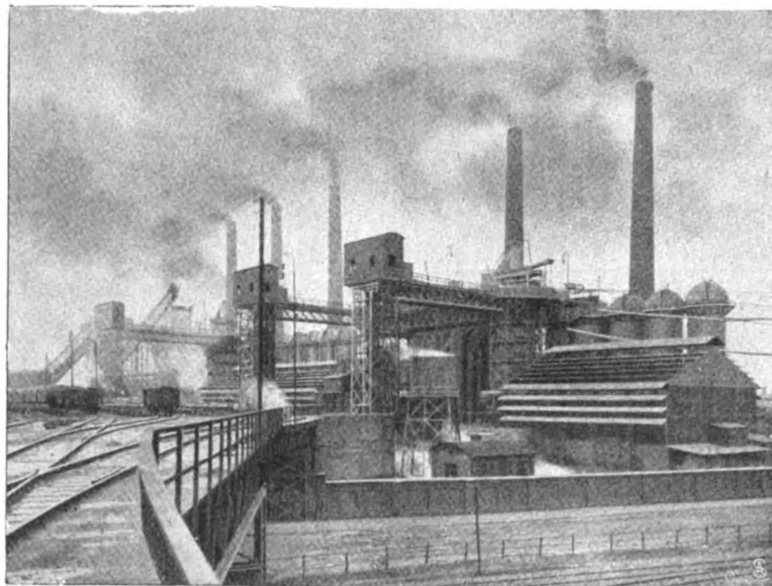
Das Schiffshebewerk des Dortmund-Ems-Kanals.
Einfahrt eines Schiffes in den Trog der oberen Kanalhaltung.

Domäne der schlesischen Kohle. In Schlesien, Posen, Ostpreußen und Pommern finden wir fast ausschließlich die schlesische Kohle. Die Ruhrkohle ist hier nur in sehr kleinen, sogenannten „versprengten Mengen" anzutreffen. Allerdings muß dabei erwähnt werden, daß an der Ostküste die Konkurrenz der englischen Kohle sich bemerkbar macht; wurden doch 1905 nach Königsberg u. Pillau 364,000 Tonnen, nach Danzig und Neufahrwasser 282,000 Tonnen und nach Stettin und Swinemünde gar 1,071,000 Tonnen englischer Kohle eingeführt. In Mecklenburg hingegen stoßen wir wieder auf die Ruhrkohle, die in diesem Verkehrsgebiet 52 Prozent des Verbrauchs preußischer Kohle deckt und somit vor ihrem dortigen Konkurrenten, der schlesischen Kohle, einen kleinen Vorsprung hat. Mecklenburg bildet nun gewissermaßen die Brücke zu den Verkehrsgebieten, in denen die rheinisch-westfälische Kohle, abgesehen von ihren vorher erwähnten Heimatsgebieten, die unbestrittene Vorherrschaft hat.

Es bleiben noch fünf mehr im Zentrum Deutschlands liegende Verkehrsbezirke übrig. Davon sind es zwei, in denen die Ruhrkohle ebenfalls noch das Übergewicht hat, nämlich der Bezirk Magdeburg und der Bezirk Merseburg und Erfurt. Im ersten deckt sie mit 641,251 Tonnen 87 Prozent, im zweiten mit 1,150,371 Tonnen 78 Prozent des Verbrauchs preußischer Kohlen. In Brandenburg und Berlin dagegen kann die Kohle des Ruhrbezirkes gegen die schlesische Kohle nicht aufkommen, sie deckt in Brandenburg nur 15 Prozent, in Berlin gar nur 11 Prozent des Verbrauchs der preußischen Kohle. Bedauerlich ist dabei, daß unsere Reichshauptstadt einen jährlichen Kohlenverbrauch von 3,451,000 Tonnen (!) aufnimmt. Im Königreich Sachsen endlich findet sich Kohle der verschiedensten Herkunft zusammen. 4,943,000 Tonnen Steinkohlen werden in Sachsen selbst gefördert, und von den 591,129 Tonnen preußischer Kohle, die dort 1905 verbraucht wurden, stammten 41,85 Prozent aus Oberschlesien, 33,32 Prozent aus dem Waldenburger und Neuroder Grubenrevier, 0,12 Prozent aus dem Aachener Bezirk und 24,80 Prozent aus dem Oberamtsbezirk Dortmund.

Was das Ausland anbetrifft, so gingen von der Ruhrkohle durch Bahnversand 3,426,957 Tonnen (6,2 Prozent dieses Bahnversandes) nach den Niederlanden, 1,508,700 Tonnen (2,7 Prozent) nach Luxemburg, 1,289,942 Tonnen (2,3 Prozent) nach Frankreich, 1,233,135 Tonnen (2,2 Prozent) nach Belgien; dann gingen geringere Quantitäten nach der Schweiz, nach Böhmen und dem übrigen Oesterreich, nach Italien, Dänemark, Schweden und Norwegen und schließlich Mengen, die unter 500 Tonnen bleiben, auch nach Ungarn, Rumänien, Galizien, Bukowina, Polen und dem übrigen Rußland. Daß schließlich die Ruhrkohle auch an der Ausfuhr nach überseeischen, außereuropäischen Ländern beteiligt ist (1904 143,000 Tonnen), daran sei hier nur der Vollständigkeit halber erinnert.

Auf den Schultern der Kohlenindustrie steht in Dortmund wie auch anderwärts die zum ebenbürtigen Recken ausgewachsene Eisenindustrie. An der Spitze dieser Industrie stehen in Dortmund die drei weltbekannten, sogenannten „gemischten" Werke, nämlich die „Union, Aktiengesellschaft für Bergbau, Eisen- und Stahlindustrie zu Dortmund", der „Phönix, Aktiengesellschaft für Bergbau- und Hüttenbaubetrieb, Abteilung Hörder Verein zu Hörde" und das „Eisen- und Stahlwerk Hoesch, Aktiengesellschaft zu Dortmund". Eine Beschreibung jedes einzelnen dieser Werke würde ein Buch füllen, ja auch nur die lakonische Aufzählnng der Betriebsvorrichtungen, Maschinen und Apparate Seiten beanspruchen. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als durch einige charakteristischen Sätze und Angaben die Größe und Bedeutung dieser Werke sozusagen blitzlichtartig zu beleuchten. Von der „Union" sei mitgeteilt, daß sie 1908 bereits 11,915 Beamte und Arbeiter beschäftigte, 17,784,115,57 Mark an Löhnen und Gehälter zahlte und innerhalb ihrer Betriebe 45 Lokomotiven auf 86 Kilometer Gleisanlagen laufen ließ. Das Schienengleis der „Union" würde also ausreichen, um einen Strang von Köln nach Düsseldorf und zurück zu legen, oder für eine Strecke genügen, die dreimal so lang ist wie die von Berlin nach Potsdam. Der Verkaufswert der Produktion des Eisen- und Stahlwerks Hoesch belief sich 1908 auf die imposante Summe von 76,077,581 Mark, eine Summe, die hinreicht, um damit unseren ganzen Roggenimport (1908: 52,3 Millionen Mark) mitsamt der ganzen Einfuhr von Heringen (1908: 27,2 Millionen Mark) zu bezahlen. Die Produktionsmenge der Hörder Abteilung des „Phönix", Aktiengesellschaft für Bergbau- und Hüttenbetrieb, hatte in demselben Jahr das gewaltige Gewicht von 1,417,097 Tonnen à 1000 Kilogramm. Das sind 141,710 vollbeladene Eisenbahnwagen von 10 Tonnen oder

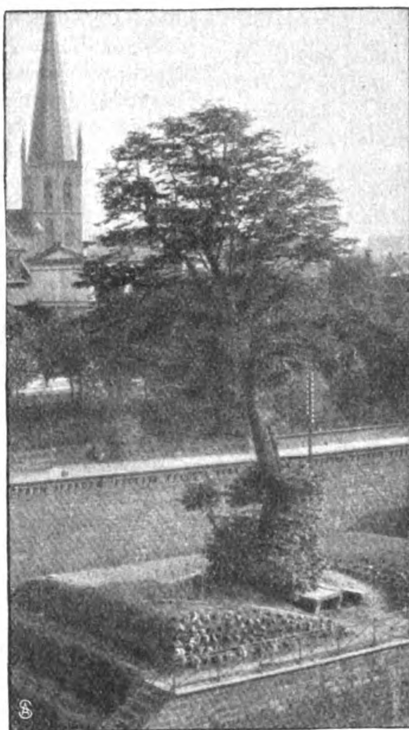


Teilansicht des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch.
Phot. Atel. Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund.

2834 Eisenbahnzüge zu 50 Wagen. Es müssen also durchschnittlich dieses Werk, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, jeden Arbeitstag mehr als 9 lange, vollbeladene Züge verlassen, um die ununterbrochen sich mehrende Erzeugung ihren Bestimmungsorten zuzuführen. — An diese Riesenwerke reihen sich eine Menge von Maschinenfabriken (Schüchtermann & Kremer mit 1325 Arbeitern, Maschinenfabrik „Deutschland" mit 437 Arbeitern), Brückenbauanstalten (Aug. Klönne mit 1581 Arbeitern, C. H. Jucho mit 1220 Arbeitern), Hammer- und Eisenwerke, Signalbauanstalten, Schrauben-, Geldschrank-, Drahtseil-, Gitter-, Wagen- und Weichbaufabriken, Feld- und Industriebahnwerke, Kesselschmieden, Gießereien und vieles mehr. Etwa 60,000 schwieliger Fäuste regen sich ohne Ende allein in der Dortmunder Eisenindustrie, und viele Hunderte von Schornsteinen (westfälische Palmen) senden unaufhörlich, mächtigen Wimpeln gleich, ihre Rauchsäulen in die Luft, schon von weitem verkündend: hier liegt eine der Hauptwerkstätten der deutschen Volkswirtschaft, deren Absatzgebiet mit Fug und Recht die ganze weite Welt genannt werden kann. Die Erzeugnisse der Dortmunder Eisenindustrie erfreuen sich nicht nur einer regen Nachfrage innerhalb des Reiches, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus. So finden wir in den verschiedensten Ländern und Erdteilen rühmliche Denkmäler der Dortmunder Industrie. In Niederländisch-Indien finden wir einen Zollschuppen und mehrere Fachwerkbrücken, deren Erbauer die Firma C. H. Jucho ist. Aug. Klönne hatte umfangreiche Lieferungen nach Chile, nach Südwest- und Südostafrika und nach Sumatra und Siam, wie er auch eine Brücke für Rumänien in einem Gewicht von 2 Millionen Kilogramm gebaut hat. Die Maschinenfabrik „Deutschland" fand Abnahme ihrer Erzeugnisse an Eisenwerkstätten in Italien, Rumänien, Türkei und China.

Neben der Eisenindustrie steht in Dortmund die Brauindustrie in hohem Ansehen. Außer Dortmund dürfte es wohl kaum eine zweite Stadt im Deutschen Reiche geben, die erfolgreich auf dem Gebiete der Brauindustrie der weltbekannten Residenz-, Kunst- und Bierstadt München Konkurrenz bieten könnte. Der Gerstensaft der roten Erde stellt sich sowohl seiner Güte als auch seines Wohlgeschmackes wegen ebenbürtig den Münchener Bieren zur Seite. Dieses beweist zur Genüge der starke Absatz ihres Bieres, den die 31 Brauereien, die sich im Stadtkreise Dortmund befinden, zu verzeichnen haben. Ihr jährlicher Getreideverbrauch beziffert sich auf rund 32 Millionen Kilogramm, der 8500 Hektoliter obergäriges und 1,590,000 Hektoliter untergäriges Bier ergibt. An dieser Gesamtproduktion ist die Dortmunder Unionbrauerei allein mit 250,000 Hektoliter im Verkaufswert von 3,8 Millionen Mark beteiligt. Das Dortmunder Bier erfreut sich nicht nur einer großen Beliebtheit innerhalb der deutschen Landesgrenzen, sondern sein Export nach Holland, Frankreich und England beweist zur Genüge, daß auch das Ausland seine Vortrefflichkeit zu schätzen weiß.

„Hopfen und Malz
Gott erhalt's!"


Die Femlinde mit dem Freistuhl

Zur wirtschaftlichen Entwicklung und zur Hebung des Verkehrs hat in hohem Maße der Dortmunder Hafen beigetragen, der im Jahre 1899 vollendet und eingeweiht wurde. Das Hafengebiet der Stadt liegt im Norden, und etwa ein halbes Kilometer von der Stadt entfernt geht der Dortmund-Ems-Kanal in den Hafen über, dessen ganzes Gelände von einer Eisenbahn durchzogen ist. Von dem sogenannten Kanalhafen breiten sich verschiedene Stichhäfen nach Osten und Westen aus. Die sämtlichen Stichhäfen haben eine Wasserspiegelbreite von 60 Meter und der Kanal eine Tiefe von 2 bis 2½ Meter. An den beiden Ufern des Stadthafens sind große Lagerhäuser erbaut worden. Dortmund hat für den Hafen und seine Nebenanlagen bedeutende Opfer gebracht, aber die Entwicklung des Verkehrs auf dem Dortmund-Ems-Kanal hat auch alle Hoffnungen weit überschritten, so daß sogar die von vornherein umfangreiche Anlage schon jetzt einer Erweiterung bedarf, um die Massengüter, die hier zusammenströmen, noch schneller als bisher auf den Kanal und von da auf das Weltmeer befördern zu können. Bei weitem die größte Gütermenge bringt das Erz, das die drei industriellen Werke Union, Hoesch und Phönix (Hörde) über den Kanal beziehen (im letzten Jahr 573,305 Tonnen); nach dem Erzverkehr kommt der Sand, auf diesen folgt das Hauptausfuhrgut: die Kohle, dann verarbeitetes Eisen aller Art, schließlich Produkte der Landwirtschaft. Im übrigen ist hier am Hafen aus Ackerland und Wiesengrund, weitab von der See, mitten im Binnenlande durch den Unternehmungsgeist einer aufblühenden Stadt eine Landschaft geschaffen worden, die auch ganz besonders von Naturfreunden gebührend gewürdigt wird.

Wer längere Zeit Dortmund nicht betreten hat und heute auf einer der zahlreichen Eisenbahnlinien, die das weite Industriegebiet durchziehen und umspannen, die altehrwürdige Tremonia betritt, wird es mit besonderer Freude begrüßen, daß an Stelle des alten Bahnhofes, der früher die Stadt in zwei Teile teilte, ein neuer entstanden ist, der ein Musterbeispiel technischer Kunst darstellt. Dieser mit ungeheuer großen Kosten aufgeführte Monumentalbau hat eine vorzügliche und sehr bequeme Verbindung zwischen den einzelnen Stadtteilen bewirkt und die weit ausgedehnte Stadt erst zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt.

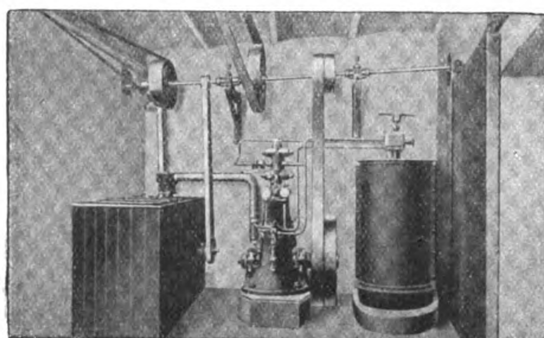
Eis- und Kältemaschinen.

Von Dr.-Ing. Friedmann-Berlin.

II.*)

In den Schokoladenfabriken dienen die Kältemaschinen dazu, die in Formen heiß den Erstarrungsräumen zugeführte Schokolade rasch abzukühlen und auszutrocknen. Aehnlich ist die Anwendung dieser Maschinen in den Stearinfabriken sowie in den Kunstbutter- bzw. Margarinefabriken, wo es sich neben der Raum- und Milchkühlung hauptsächlich darum handelt, kaltes Wasser herzustellen, welches für die Granulation und Waschung der aus der Kirne kommenden Rohmargarine erforderlich ist.

In chemischen Fabriken verschiedener Art werden die Kältemaschinen mit großem Vorteile angewendet, indem man hier die Trennung gewisser Körper anstatt



Ahlbornsche Kohlensäurekältemaschine
mit stehendem Kompressor, Tauchrefrigerator und Kondensator.

durch das umständliche Destillationsverfahren einfach durch Erstarrung des einen Körpers bewirkt.

Oelwerke benutzen die Kältemaschinen dazu, um für Eisenbahnen oder Kältemaschinen geeignetes Oel herzustellen, das auch bei den tiefsten Temperaturen flüssig bleibt und seine Schmierfähigkeit behält.

Zuckerfabriken verwenden die Kältemaschinen zur vollständigen und rationellen Entzuckerung der Melasse und gleichzeitig zur Kühlung der Lagerräume für Rüben.

In Färbereien kühlt man die Laugen, durch welche die gefärbten Stoffe gezogen werden. Es werden auch gewisse Farben auf bestimmten Temperaturen gehalten, um ganz bestimmte Nuancen hervorzubringen.

Gelatine- und Leimfabriken benutzen künstliche Kühlung, um ihre Produkte rasch zum Erstarren zu bringen. Aehnlichen Zwecken dient die Kältemaschine in der photographischen Industrie.

Eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit ist die Anwendung der Kältemaschine im Bergbaubetriebe. Erwähnt sei hier das Poetsch'sche Gefrierverfahren, eine Erfindung des deutschen Bergwerks- und Hüttenbaumeisters F. H. Poetsch, welche bei ihrem Bekanntwerden berechtigtes Aufsehen hervorrief.

Das Verfahren besteht darin, die sogenannten schwimmenden Gebirge (loser, in steter Bewegung befindlicher, nasser Sand), auf welche die Bergleute beim Abteufen der Schächte stoßen, dadurch hart und abbaufähig zu machen, daß man Rohre in die Erde und durch das schwimmende Gebirge durchführt, durch diese mittels Pumpen eine durch die Kältemaschine tief unter Null Grad abgekühlte Salzlösung ununterbrochen zirkulieren läßt und so den feuchten Sand zum Gefrieren bringt. Man hat auch in neuester Zeit den Vorschlag gemacht, in Bergwerken mit sehr tiefen Sohlen die Wetterströme zu kühlen, um die Schichtzeit verlängern zu können, die jetzt bei den hohen Temperaturen vor Ort naturgemäß äußerst kurz bemessen ist.

In ausgedehnter Weise macht die Schiffahrt, Passagierdampfer, Kriegsschiffe zur Kühlung der Munitionskammern, Fisch- und Fleischtransportschiffe, von den Kältemaschinen Anwendung. Künstliche Kälte dient auch zur Konservierung von Leichen in Leichenschauhäusern, Kliniken usw.

Lebhaftes Interesse haben in jüngster Zeit erfolgreiche Versuche mit der Trocknung der Gebläseluft für metallurgische Zwecke durch Abkühlung hervorgerufen.

Bekanntlich übt der im Sommer verhältnismäßig hohe und stark wechselnde Feuchtigkeitsgehalt der Außenluft einen ungünstigen Einfluß auf den Hochofenbetrieb aus. Diesem Uebelstand kann man jedoch dadurch abhelfen, daß man die Gebläseluft wenige Grade unter Null abkühlt und dadurch den Wassergehalt derselben auf ein Minimum verringert. Bei Verwendung derartig getrockneter Luft wird bei wesentlicher Koksersparnis eine höhere Tagesproduktion erzielt.

Wenn nun zum Schluß noch die Einrichtung künstlicher Eisbahnen erwähnt wird, welche den Freunden des Eissports die Annehmlichkeit bietet, sich zu jeder Jahreszeit dem Vergnügen des Eislaufens in gedeckten, gut ventilierten Räumen hingeben zu können, so dürfte in kurzen Zügen ein Bild von der hohen Bedeutung der Kältemaschinen für die verschiedensten Verwendungsgebiete gegeben sein.

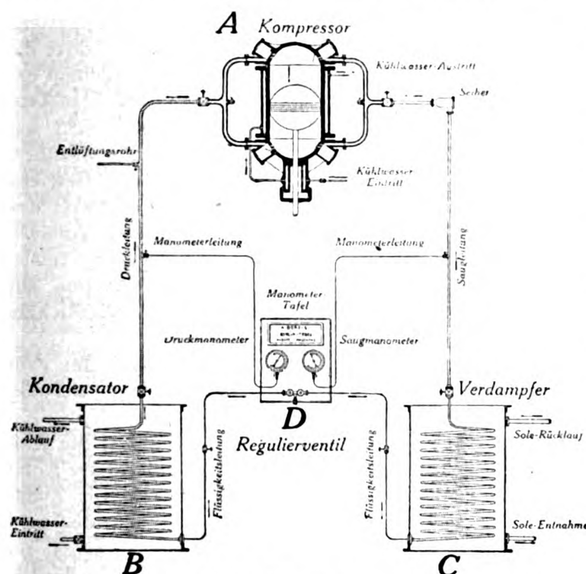
Bei der in vorhergehendem beschriebenen großen Wichtigkeit, welche die Kälteerzeugungsmaschinen für die Industrie haben, ist es nicht zu verwundern, daß Wissenschaft und Technik sich, zumal in neuerer Zeit, mit ganz besonderem Interesse der Aufgabe der Herstellung möglichst vollkommener Maschinen gewidmet haben und demgemäß eine ganze Reihe mehr oder minder gut arbeitender Systeme von Kältemaschinen entstanden ist.

Man unterscheidet zwei Hauptklassen von Kältemaschinen: erstens die sogenannten Luftexpansions- und zweitens die Verdampfungsmaschinen, von denen jedoch die ersteren wegen ihres geringen Wirkungsgrades in der Industrie nur ganz vereinzelt Eingang gefunden haben.

Die Verdampfungs-Kältemaschinen zerfallen wiederum in zwei Klassen: Verdampfungsmaschinen mit Absorptionsapparat und Verdampfungsmaschinen mit Kompressionspumpen, erstere kurz Absorptions-, letztere Kompressions-Kältemaschinen genannt.

*) Siehe den Artikel in Nr. 19 der „Export-Woche".

Die zuerst entstandenen, jetzt nur noch in wenigen Fabriken gebauten Absorptionsmaschinen sind sowohl in bezug auf die Leistungsfähigkeit als auch bezüglich der Billigkeit und Sicherheit des Betriebes von den Kompressionsmaschinen weit überflügelt worden, und letztere sind als diejenigen anzusehen, welche allein für die Verwendung in der Industrie geeignet sind.



Schematische Darstellung einer Kompressions-Kältemaschine.

Von Kompressionsmaschinen gibt es nun auch verschiedene Arten, die sich hauptsächlich durch die kälteerzeugenden Flüssigkeiten, dagegen nur wenig durch die Konstruktion unterscheiden. Es gibt Kompressionsmaschinen, welche mit Aether, Methyläther, Ammoniak, Kohlensäure und schwefliger Säure arbeiten, und zwar sind es zurzeit hauptsächlich die drei letztgenannten Flüssigkeiten, welche zur kälteerzeugenden Wirkung in Kältemaschinen verwandt werden.

Obenstehendes Schema läßt den Zusammenhang der Hauptapparate erkennen, aus denen jede Kompressions-Kältemaschine besteht, die mit einer der genannten Kälteflüssigkeiten arbeitet.

Es sind dies:

der Kompressor, A,
der Kondensator, B,
der Verdampfer, C,
das Regulierventil, D.

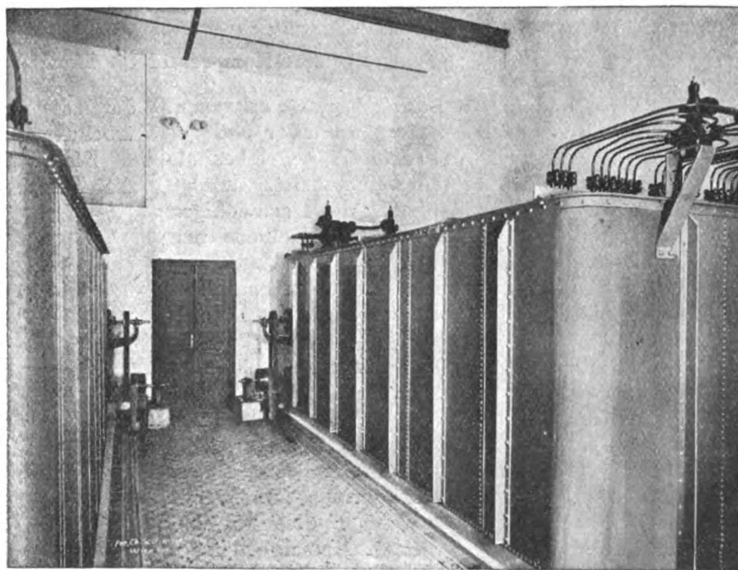
Der Kompressor A ist im wesentlichen eine mit selbsttätigen Ventilen versehene Luftpumpe. Er saugt das dampfförmige Kältemedium, also die schweflige Säure, das Ammoniak oder die Kohlensäure aus dem Rohrsystem des Verdampfers C ab, verdichtet das Kältemedium und drückt es in die Rohrsysteme des Kondensators B. Der Antrieb erfolgt entweder durch Riemen von einem Motor oder einer Lokomobile oder durch direkte Kuppelung mit der Kurbelwelle der Dampfmaschine. Rasch laufende Kompressoren können mit langsam laufenden Elektromotoren durch eine elastische Kuppelung direkt verbunden werden. Die Ventile sind aus Stahl ausgeführt.

In den Rohrschlangen dieses Apparates findet die Verflüssigung des Kältemediums unter dem Einfluß des Druckes und des Kühlwassers statt. Letzteres durchfließt den Apparat von unten nach oben im Gegenstrom zu dem in dem Rohrsystem befindlichen Kältemedium. Der Uebertritt des verflüssigten, unter Druck stehenden Kältemediums in die Rohrsysteme des Verdampfers vollzieht sich unter Vermittelung des Regulierventils D.

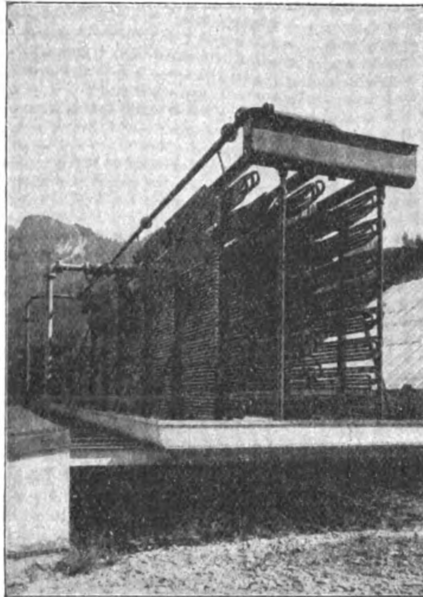
Der Kondensator ist ein Röhrenapparat, welcher, je nach der Art der Wasserführung, Tauch-, Berieselungs- oder Doppelröhren-Kondensator genannt wird. Die Abbildung unten zeigt einen Tauch-Kondensator der Firma A. L. Riedinger, Augsburg, bei welchem analog den Solekühlern eine Anzahl schmiedeeiserner Rohrspiralen in ein schmiedeeisernes Gefäß eingebaut ist, durch welches das Kühlwasser durchgeführt wird.

In besonderen Fällen, wenn das zur Verfügung stehende Kühlwasser knapp ist oder des Preises wegen damit gespart werden muß, verwendet man Kondensatoren mit freistehenden, unter stetigem Gefälle langgewickelten Spiralen, bei welchen das Kühlwasser frei über die Rohre herabrieselt. Liegt starker Wassermangel oder besonders hoher Wasserpreis vor, so kann man das Kühlwasser fortwährend wieder verwenden, indem man es etwa mittels Zentrifugalpumpe im Kreislauf bewegt und immer wieder zur Berieselung der Spiralen benutzt, so daß lediglich die durch Verdunsten und Zerstäuben verloren gehende Kühlwassermengen (etwa 7 Prozent der normalen) zu ersetzen ist. Unsere Abbildung auf S. 12 zeigt einen solchen Berieselungs-Kondensator der Gesellschaft für Linde's Eismaschinen, A.-G., Wiesbaden.

Der Verdampfer ist gleichfalls ein Röhrenapparat. Je nach Verwendungszweck bezeichnet man diesen



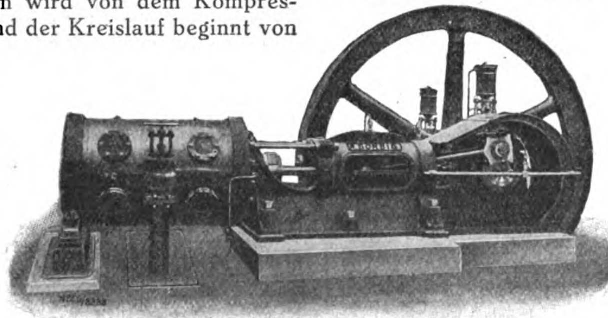
Tauch-Kondensator der Firma L. A. Riedinger, Augsburg.



Berieselungs-Kondensator
der Firma Gesellschaft für Linde's Eismaschinen, A. G., Wiesbaden.

auch als Süßwasserkühler, wenn er lediglich zum Abkühlen von Süßwasser dient, oder als Generator, Refrigerator oder Eiserzeuger, wenn er ihm die Erzeugung von Eis gestattet, ferner als direkter Verdampfer, wenn er direkt von den zu kühlenden Stoffen berieselt oder umgeben ist. In dem Verdampfer herrscht ein weit niedrigerer Druck als im Kondensator; das flüssige Kältemedium verdampft darin bei tiefer Temperatur, wobei es seiner Umgebung, in den meisten Fällen dem Salzwasser, Wärme entzieht und dieses abkühlt. Das dampfförmige Kältemedium wird von dem Kompressor A wieder angesaugt, und der Kreislauf beginnt von neuem.

Im folgenden sollen die drei wichtigsten Systeme der Kompressionskältemaschinen an Hand von charakteristischen Beispielen erläutert werwerden. Gutarbeitende Schwefelsäurekompressoren, wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt, werden von der Firma A. Borsig, Berlin-Tegel, gebaut. Dieses System läßt gewisse Vorzüge erkennen.



Schwefligsäure-Kompressor der Firma A. Borsig, Tegel.

Die schweflige Säure ist nicht brennbar und gestattet die Anwendung des Kupfers, welches als bestes wärmeleitendes Metall bekannt ist. Infolge der schlüpfrigen Beschaffenheit der schwefligen Säure kann auf eine Schmierung des Kolbens und der Kolbenstange verzichtet werden. Undichtigkeiten an der Maschine können durch den charakteristischen Geruch der schwefligen Säure leicht entdeckt werden.

Die Schwefligsäure-Kältemaschinen zeichnen sich durch Einfachheit der Konstruktion und leichte Bedienung aus, denn sie bestehen im allgemeinen nur aus Kompressor, Kondensator und Refrigerator.

Neben der Einfachheit der Maschine ist es aber auch nicht zum mindesten der geringe Druck, mit dem dieselbe arbeitet, und welcher die Betriebssicherheit der Maschine begründet. Derselbe beträgt bei Anwendung normaler Kühlwassermengen nur 2½ bis 3 Atmosphären.

Selbst bei bedeutend reduziertem Kühlwasserquantum oder bei unverhältnismäßig hoher Temperatur desselben, z. B. in den Tropen, steigt der Druck nur etwa auf 4—5 Atmosphären. Infolge dieses Vorzuges eignet sich die Schwefligsäure-Kältemaschine besonders gut für heiße Klimate und wasserarme Gegenden.

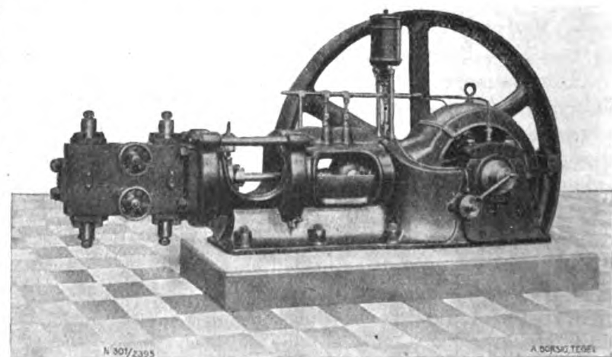
Das Ammoniak- und Kohlensäuresystem werden häufiger angewendet als das Schwefligsäure-System, und es bestehen recht geteilte Auffassungen über die Vorzüge und Nachteile der beiden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Ammoniak und Kohlensäure schließlich derartige Stoffe sind, die eine recht ungünstige Wirksamkeit auf den Organismus ausüben. Eine große Anzahl von Unglücksfällen beim Betriebe von Ammoniak-Kompressionsmaschinen liefert den Beweis dafür. Andererseits arbeiten diese Anlagen ökonomischer, indem Kohlensäureanlagen einen sicherlich größeren Kraftbetrieb haben, schon mit Rücksicht darauf, daß die Kohlensäure erheblichere Drücke zum Verdichten braucht.

Das Prinzip der Kälteerzeugung ist bei der Ammoniakmaschine genau das gleiche wie bei der Schweflig-Säure-Maschine.

Abweichend von letzterer jedoch braucht die Ammoniakmaschine zur Erzielung eines tadellosen Kompressorganges eine geringe Oelschmierung für Zylinder und Stopfbüchse. Infolge dieses Umstandes wird bei diesem System der Einbau eines sich selbst regulierenden Oelabschneiders unbedingt erforderlich.

Die Ammoniakmaschinen von A. Borsig, Berlin-Tegel, für größere Leistungen arbeiten ebenso wie die Schwefligsäure-Maschinen mit Ueberhitzung, d. h., es werden nur trockene Dämpfe vom Kompressor angesaugt, wodurch hohe Leistungsfäigkeit erzielt wird. Die Verdampfer besitzen eine besondere patentamtlich geschützte Ueberhitzungseinrichtung, durch die ein nasses Arbeiten in diesem Apparat und ein trocknes Arbeiten im Kompressor ermöglicht wird.

Dieser neuen Arbeitsmethode entsprechend sind die Kompressoren konstruiert und mit Kühlwasser-

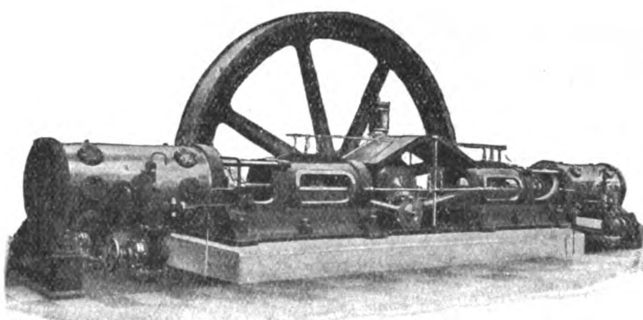


Kohlensäure-Kompressor der Firma A. Borsig, Tegel.

mantel um Kompressorzylinder und Stopfbüchse versehen.

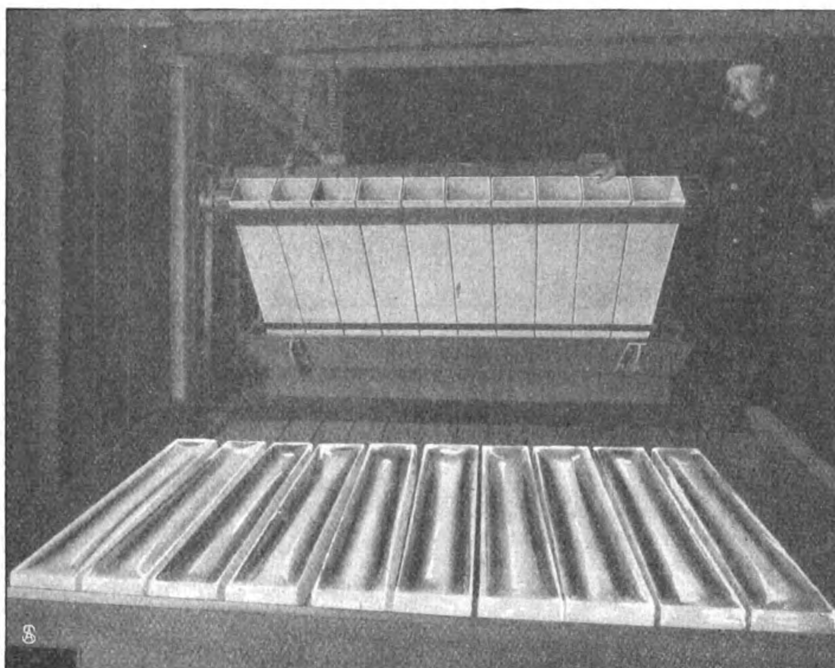
Die Ammoniakkompressoren genannter Firma besitzen keinerlei Hobelflächen, sondern nur Drehflächen. Hierdurch wird ein absolut genaues Zusammenpassen sämtlicher Teile erzielt und die Montage erleichtert.

Eine weitere Neuerung bei diesen Kompressoren besteht darin, daß die Ventile nicht mehr in die Zylinderdeckel, sondern in den Zylindermantel eingebaut und die sogenannten Saug- und Druckbogen gänzlich vermieden sind.

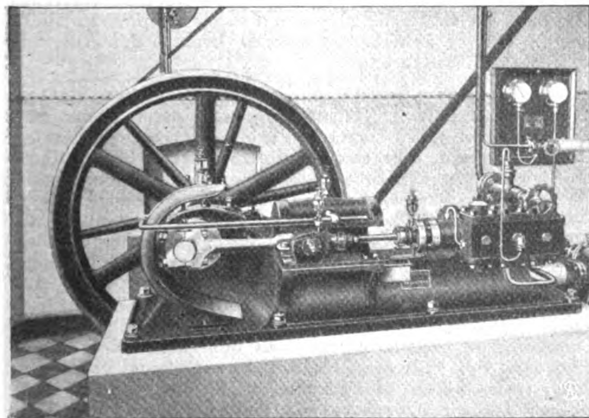


Ammoniak-Doppelkompressor der Firma A. Borsig, Tegel.

Infolge dieser Konstruktion fallen die Zylinderdeckel außerordentlich leicht aus und können jederzeit zwecks Kontrolle des Zylinderinnern leicht weggenommen werden. Die Ammoniakmaschinen arbeiten mit einem wesentlich höheren Betriebsdruck als die Schwefligsäure - Maschinen, und zwar mit acht bis zwölf Atmosphären. Infolgedessen muß die ganze Maschine entsprechend kräftiger konstruiert sein als die Schwefligsäure - Maschine, auch ist aus Gründen der Sicherheit jeder Kompressor mit einem Sicherheitsventil versehen. — Das Kohlensäure-Kältemaschinen-System hat wohl neuerdings trotz des höheren Kraftbedarfs die ausgedehnteste Anwendung gefunden. So wird z. B. für Schiffszwecke nach dem Vorbild der kaiserlichen Marine vielfach das Kohlensäuresystem vorgezogen, obwohl gerade da, speziell bei den Fahrten durch die Tropen und den dabei auftretenden hohen Kühlwassertemperaturen jedes andere System weit besser geeignet wäre. Auch bei ortsfesten Anlagen können lokale Verhältnisse, so z. B. die Notwendigkeit, die Kältemaschine in Ermangelung eines geeigneten Maschinenraumes innerhalb eines Geschäfts- oder Fabrikraumes aufzustellen, zur Wahl einer Kohlensäuremaschine führen. Selbstverständlich muß in solchen Fällen eine sehr gute Entlüftung der Räume vorhanden sein, da sich infolge der Geruchlosigkeit der Kohlensäure Ausströmungen nicht bemerkbar machen.



Kunsteisbereitung der Firma Eduard Ahlborn, Hildesheim.
Die aus einer Reihe von 10 Zellen auf die Erdrutsche gekippten Kunsteisbarren.

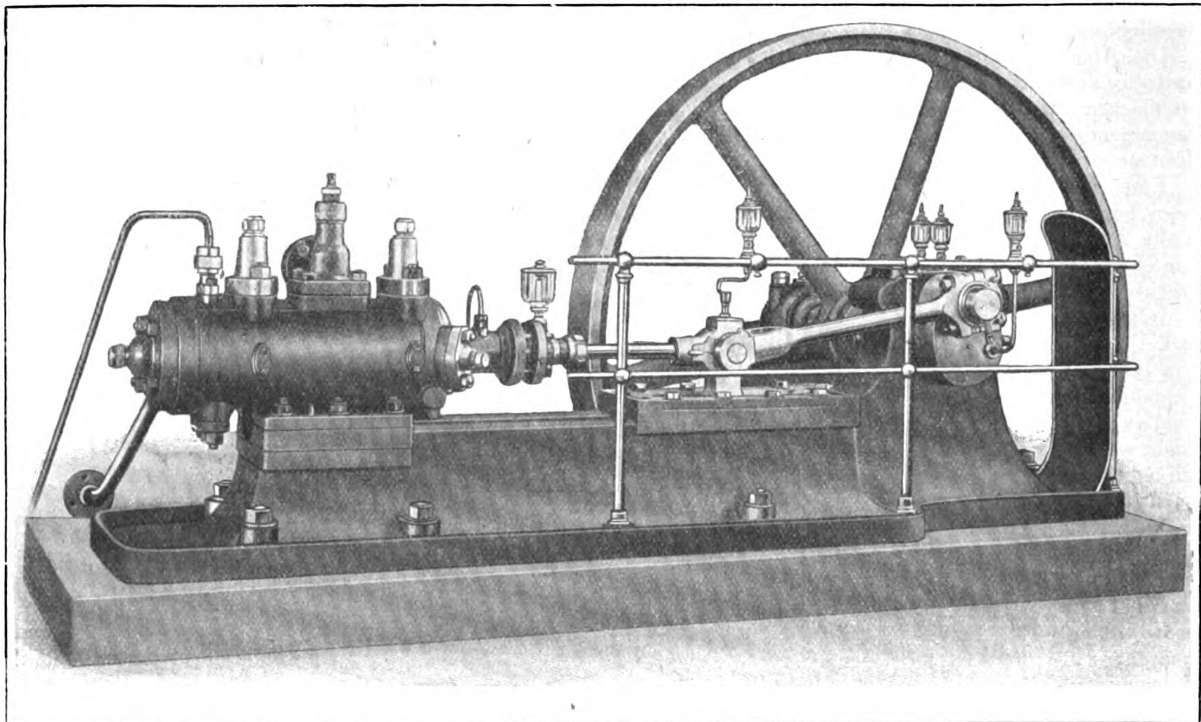


Astra-Kompressor. Bergedorfer Eisenwerk A. G., Bergedorf.

Unsere Abbildungen zeigen Kohlensäurekompressoren der Firmen A. Borsig, Berlin-Tegel, L. A. Riedinger, Augsburg, und der Bergedorfer Eisenwerke, Aktiengesellschaft, Hamburg.

A. Borsig verwendet für die Schmierung der Kolbenstange und des Zylinders reines, wasserfreies Glyzerin, für dessen Zuführung bei jeder Maschine eine besondere Glyzerinpumpe und für dessen Abführung ein Glyzerinabschneider vorgesehen wird.

Bei den Apparaten, dem Kondensator und Verdampfer können die Rohrschlangen ebenso wie bei den Schwefligsäuremaschinen aus Kupfer hergestellt werden. Von dieser Möglichkeit macht man jedoch nur selten Gebrauch, da die Schlangen infolge des hohen Druckes bedeutende Wandstärken erhalten müssen und daher sehr schwer und teuer werden.



Kohlensäure-Kompressor der Firma L. A. Riedinger in Augsburg.

Für alle Kompressions-Kältemaschinen, ganz gleich mit welchem Kältemittel sie arbeiten, besteht eine Explosionsgefahr in dem Fall, daß der Kompressor bei geschlossenem Druckabsperrventil angelassen wird. Diese Gefahr wird bei den Astra-Maschinen der Bergedorfer Eisenwerke, Aktiengesellschaft durch eine Sicherheitsvorrichtung beseitigt.

Die beim fehlerhaften Anlassen eintretende Wirkung dieses Sicherheitsventiles läßt die Kohlensäure nicht etwa in das Freie ausströmen, sondern diese wird durch eine besondere Kupferrohrleitung in den Saugraum der Maschine zurückgeleitet, so daß auch in diesem Fall nur ein sehr geringer Verlust an Kohlensäure eintritt.

Die Arbeitsweise der Kohlensäure-Maschine ist genau dieselbe wie die der Schwefligsäure- und Ammoniak-Maschine; der Betriebsdruck ist jedoch der höchste und beträgt je nach der Kühlwassertemperatur 60—80 Atmosphären. Sämtliche Teile einer Kohlensäuremaschine müssen daher besonders stark konstruiert werden, um dem gewaltigen Druck zu widerstehen.

Deutschtum im Auslande.

Die deutsche Frau im Auslande. Die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" zu Berlin hat zum erstenmal in Wort und Bild Statistiken, Berichte usw. vor der Öffentlichkeit vereinigt, was die deutsche Frau im Auslande bisher als einzelne oder im Dienst einer Organisation geleistet hat. Die Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland machen mit Recht auf die Bedeutung gerade dieser lehrreichen Zusammenstellung innerhalb der erfolgreichen Ausstellung aufmerksam. Es ist zweifellos von größter Wichtigkeit für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande, wenn die dortige deutsche Frau sich mit in den Dienst der Sammlung und Erhaltung aller der deutschen Kräfte stellt, die das nach Millionen zählende Auslanddeutschtum auf dem Boden der Kultur und des Wirtschaftslebens entfaltet. Gewiß wird die Aufgabe, die die deutsche Frau im Auslande als Mutter in der Erziehung ihrer Kinder zu deutschem Bewußtsein und in der Pflege der deutschen Muttersprache zu lösen hat, allem anderen voranstehen, andererseits ist aber gerade im Ausland für die Deutscherhaltung, die Organisierung des Gemeindelebens in Erziehung, Wohlfahrtspflege und Geselligkeit auf nationaler Grundlage der Einfluß der Frau von entscheidender Bedeutung. Auf allen diesen Gebieten kann die Ausstellung zu einer Erweiterung und Vertiefung der Arbeit und des Wirkens der deutschen Frau im Auslande im nationalen Sinne führen. Sie wird das um so mehr tun, je mehr Widerhall sie bei den deutschen Frauen in der Heimat findet, je mehr werktägige Unterstützung von diesen geleistet wird. Unter diesem Gesichtspunkt ist es zweifellos von allergrößter Bedeutung, daß gerade die Frauen-Ortsgruppen des Vereins für das Deutschtum im Ausland in den letzten Jahren ein besonders lebhaftes Wachstum zeigen, und daß der Verein infolgedessen sich bereits mit dem Plane trägt, in einer gemeinsamen Konkurrenz aller seiner Frauengruppen für diese ein besonderes Arbeitsprogramm im Dienste des Auslanddeutschtums auszuarbeiten.

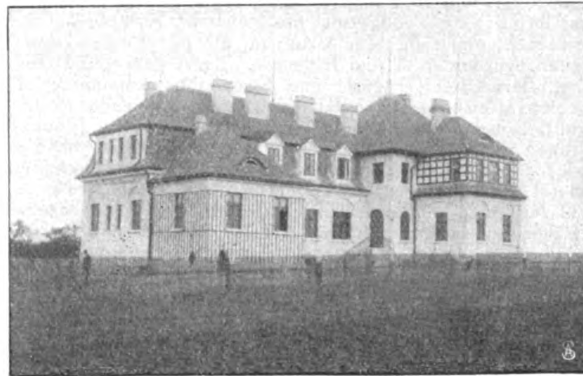
Ein deutscher Schulverein in den Vereinigten Staaten. Die unleugbare umfangreiche Erweckungs- und Sammlungsbewegung unter den Deutschen in den Vereinigten Staaten wird um so mehr Bürgschaften für die Nachhaltigkeit ihrer Wirkungen bieten, je mehr sie aus dem Zustand der Tagungen, Entschließungen und Eingaben herauswächst zu sachlicher fruchtbarer Arbeit, je mehr sie das Wort durch die Tat ergänzt und ersetzt. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Bericht freudig zu begrüßen, den der „Deutsch-Amerikanische Schulverein" erstattet hat. Wir entnehmen ihm folgende von schlichter, aber tatkräftiger und erfolgreicher Arbeit zeugende Stelle: „Die vier Schulen des Vereins arbeiten an dem edlen Werke der Erziehung des deutschen Nachwuchses still und ohne Aufsehen rüstig weiter. 473 Kinder: 201 Knaben und 272 Mädchen, genießen dadurch wieder die Wohltat der Erlernung der deutschen Sprache, und zwar unentgeltlich. Leider mußte eine große Anzahl Namen auf der Warteliste bleiben.

Das Publikum wird darauf aufmerksam gemacht, daß jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau herzlich willkommen und eingeladen sind, dem Deutsch-Amerikanischen Schulverein mit einem beliebigen Jahresbeitrage beizutreten."

Der Weiterbau der Sa. Catharina-Eisenbahn. Aus Blumenau, von wo in den letzten Monaten so viele trübe und sorgenvolle Nachrichten gekommen sind, ist diesmal etwas ebenso Wichtiges wie Erfreuliches zu berichten. Der Weiterbau der Santa Catharina-Eisenbahn ist beschlossen! Nach jahrelangen Verhandlungen, die dem wichtigsten deutschen Verkehrsprojekt immer neue Hindernisse in den Weg stellten, ist es den unausgesetzten Bemühungen des hochverdienten deutsch-brasilianischen Senators und früheren Gouverneurs des Staates Sa. Catharina, Dr. Lauro Müller, und der geschickten Diplomatie des Direktors der Sa. Catharina-Eisenbahn, Dr. Goes, gelungen, alle Widerstände zu überwinden. Damit ist fast in letzter Stunde deutscher Unternehmung und deutschem Kapital eine Arbeit gesichert, die nicht nur deren Ansehen und Einfluß in Südbrasilien bedeutsam steigern, sondern auch dem dortigen ansässigen Kolonistendeutschtum neue große Entwicklungsmöglichkeiten erschließen wird. Die Bahn ist bestimmt, eine der wichtigsten Verkehrsadern Brasiliens zu werden. In einer Länge von 1000 Kilometer wird sie bis zur argentinischen Grenze führen und von dort weiter Anschluß bis nach Paraguay erhalten. Man wird nach dem völligen Ausbau auf direktem Landwege von Blumenau nach Asuncion fahren können. Dem durch die letzten Wetterkatastrophen so hart getroffenen Blumenauer Gebiet werden als Ausgangspunkt dieser wichtigen Verbindung neue Verdienstquellen erschlossen, das bisher durch seine Abgeschlossenheit in der Entwicklung gehemmte, von Deutschen besiedelte Itajahytal erhält Anschluß an den Weltverkehr, und ein reiches, gesundes Hinterland wird der Kolonisation neu eröffnet, der Handel wird erstarken, die Landwirtschaft aufblühen, und das alles kommt in erster Linie dem dortigen Deutschtum zugute. Die Baukosten sind auf 100 Millionen veranschlagt. Das Kapital wird gegen zinstragende Obligationen der brasilianischen Bundesregierung in Deutschland beschafft werden. Deutsche Ingenieure werden den Bau führen, deutsche Materialien Verwendung finden. Die Bahn selbst wird der ganzen Länge nach von der brasilischen Bundesregierung übernommen, aber auf lange Frist — 60 oder 90 Jahre — an die deutsche Sa. Catharina-Bahngesellschaft verpachtet werden. Wir haben allen Anlaß, uns dieses deutschen Erfolges zu freuen, und sind gewiß, daß seine Durchführung das Ansehen des deutschen Namens in Brasilien weiter steigern und dem brasilischen Staate selbst reichen Nutzen bringen wird.

Der Hilfsverein deutscher Reichsangehöriger zu Prag versendet seinen 26. Jahresbericht, aus dem folgende Angaben von allgemeinem Interesse sind. Der Verein umfaßt gegenwärtig 315 Mitglieder. Die von ihm im Berichtsjahre gewährten Unterstützungen betrugen 6544.62 Kr. Insgesamt hat der Verein seit seiner Begründung 108,530.55 Kr. für notleidende Landsleute aufbringen können. Die meisten der Unterstützungsuchenden gehörten dem Handwerkerstande an, aber auch Stellung suchende Kaufleute, Techniker und Künstler nahmen die Hilfe des Vereins in Anspruch. Der Bericht tadelt mit Recht, daß erschreckend häufig junge Leute, ja ganze Familien in der sicheren Erwartung, sofort entsprechendes Unterkommen zu finden, ohne jede Kenntnis der Verhältnisse nach Prag kommen, die fast ausnahmslos schon in kürzester Zeit dem Verein zur Last fallen und in die Heimat zurückbefördert werden müssen. Bei der deutschfeindlichen Strömung, die in Prag vorherrscht, und dem starken tschechischen Arbeitsangebot, das der Landeshauptstadt zuströmt, können Reichsdeutsche nicht dringlich genug gewarnt werden, ohne sichere Unterlagen sich Prag zuzuwenden. Der deutsche Hilfsverein in Prag besitzt ein eigenes Heim, das als Sammelpunkt der Reichsdeutschen auch Durchreisenden offen steht, und verfügt über einen dauernden Stiftungsplatz im evangelischen Hospital. Er erhält von verschiedenen deutschen Landesfürsten und Regierungen laufende Beiträge. Der Bericht klagt darüber, daß seine Gesuche um Beihilfe für seine Arbeit häufig mit der Begründung abgelehnt werden, man unterstütze bereits einen der in oder für Deutsch-Österreich arbeitenden deutschen Schutzvereine. Er weist nicht mit Unrecht darauf hin, daß deren nationale Arbeit zur Erhaltung deutscher Sprache und Art auf ganz anderem Boden liegt als seine charitative Tätigkeit zur Unterstützung erkrankter und notleidender Reichsdeutscher. Zweifellos verdient auch diese Arbeit besondere Unterstützung, da es für den deutschen Namen nicht besonders rühmlich wäre, wenn gerade in Prag, dem Zentrum aller deutsch-feindlichen tschechischen Strömungen, deutsche Reichsangehörige der tschechischen Stadtverwaltung zur Last fielen und von dieser abgeschoben werden müßten.

Deutschtum an der tschechischen Sprachgrenze in Böhmen. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, wie arg bedroht, ja wie schmachvoll vergewaltigt das Deutschtum in Böhmen ist. Die Tatsache, daß die Deutschen nahezu ein Drittel mehr Steuern zahlen als die Tschechen, daß aber das Geld zu gleichen Teilen für beide Nationen zur Verausgabung gelangt, ja daß vielmehr die Tschechen bei Verleihung von Landessubventionen es verstehen, immer wieder



Landwirtschaftliche Schule in Königinhof.

den Deutschen die besten Bissen vor der Nase wegzuschnappen, schreit allein schon zum Himmel und rechtfertigt den allgemeinen und dringenden Wunsch der Deutschen nach Zweiteilung der Landesverwaltung. Die Tschechen arbeiten besonders in den letzten Jahrzehnten mit Hochdruck, um sich in den ausschließlichen Besitz des Landes zu setzen, und leisten auf dem Gebiete des Schulwesens und der Schaffung künstlicher Minderheiten in bisher rein deutschen Gegenden geradezu Staunenswertes. Sie entwickeln einen Chauvinismus, der sehr oft bis zum blindwütigen Fanatismus ausartet und bekanntlich für uns Deutsche schon die traurigsten Früchte zeitigte. Ich erinnere nur an die Ausschreitungen des durch tschechische Abgeordnete aufgereizten Pöbels in der Stadt Königinhof an der Elbe, wo vor drei Jahren das „Deutsche Haus" durch Steinwürfe nächtlicherweile demoliert wurde und die Deutschen heute noch auf die Bezahlung des erlittenen Schadens harren, während in deutschen Gegenden, wo zu politischen aufgeregten Zeiten tschechische Minderheiten bedrängt wurden, viel geringfügigere Schäden auf höheren Auftrag durch die Gemeindeverwaltung bezahlt werden mußten. Ein kerndeutsches Bauernvolk, das hier im Ringen ums tägliche Brot auch noch den Kampf gegen den Erbfeind um jede Handbreit Boden zu bestehen hat, und das dennoch zäh und hart und unnachgiebig geblieben ist und mit festem Fuß auf der angestammten Scholle steht. Unser Bild zeigt die landwirtschaftliche Schule, die die deutschen Bauern des Königinhofer Bezirkes ins Leben gerufen haben, und die mit Aufbietung aller Kräfte endlich so weit gelangte, dieses schmucke Haus als Heimstätte zu erhalten. Durch allerhand Klausulierungen und Winkelzüge machte es der der Mehrzahl nach aus tschechischen Beisitzern bestehende Landesausschuß möglich, daß die Schule auch nicht einen roten Heller Landessubvention erhielt und infolgedessen auch keine Staatssubvention. Lediglich deutschem Bauernschweiß und -fleiß verdankt sie ihr Entstehen und der eisernen Energie des Direktor Windirsch, der das Wollen und Wünschen der deutschen Landbevölkerung in die Tat umsetzte und in das berufliche wie nationale Vereinsleben unserer Bauern einen frischen und kräftigen Zug brachte.

Wirtschaft und Kapital.

Ein Ereignis, dessen Bedeutung vielleicht weniger im Gegenstand selbst als in den Beziehungen zur allgemeinen wirtschaftlichen Lage und zur Börsentendenz zu suchen war, war

die Erneuerung des Stahlwerkverbandes,

die in den ersten Stunden des ersten Maitages, nach langwierigen Kämpfen, vor sich ging. Seit Jahr und Tag spukte das Schicksal des wichtigsten Kartells der deutschen Eisenindustrie in Situationsberichten und Dispositionen. Man wußte, daß die Gunst der Konjunktur nicht eher voll zur Geltung kommen könne, als bis die Zukunft des Stahlwerkverbandes entschieden sei. Nun ist die Entscheidung erfolgt, ohne daß man von einem Sieg sprechen darf. Der Verband wurde bis zum 30. Juni 1917 in einer Form erneuert, die von seinem ursprünglichen Aussehen wesentlich abweicht und keinesfalls eine Erweiterung der Kompetenzen des Syndikats enthält. Als der Stahlwerkverband am 1. Mai 1904 in Kraft trat, sollte er eine Kontrollinstanz über die Produktion von Rohstahl, Halbzeug, Trägern, Schienen sein. Die Gruppen, die der Verband umschloß, wurden in A und B geteilt. Zu A gehörten Halbzeug, Formeisen (Träger) und Eisenbahnoberbaumaterial (Schienen, eiserne Schwellen usw.), zu B Stabeisen, Walzdraht, Röhren, Bleche, Guß- und Schmiedestücke (Räder, Luppen usw.). Die Beteiligung, das heißt die Mengen, die jedes Mitglied des Verbandes (es waren ursprünglich 27, zuletzt 31 Werke) zu liefern hatte, betrug anfangs für A 4.38 Millionen Tonnen, für B 3.01 Millionen. Die gegenwärtige Quotensumme ist für A 6.29 Millionen, für B 6.21 Millionen Tonnen. Der Stahlwerkverband kontrollierte also zu letzt ein Quantum von

mehr als 12½ Millionen Tonnen.

Zwischen A- und B-Produkten bestand aber insofern ein wesentlicher Unterschied, als jene völlig unter dem Einfluß des Verbandes waren (er kontrollierte Produktion und Verkauf), diese dagegen nur in der Produktion den Bestimmungen des Syndikats unterstanden, während der Verkauf von den Werken selbst oder durch besondere Konventionen besorgt wurde. Diese verschiedenartige Behandlung, besonders die stärkere Bindung der A-Produkte, rechtfertigt sich durch das Uebergewicht, das Halbzeug, Träger und Schienen vor Stabeisen, Blechen, Röhren hatten. Der Nachdruck der Produktion lag, als der Stahlwerkverband die Nachfolge des Halbzeug- und Trägersyndikats übernahm, bei A. So blieb es jedoch nicht. Schon als der Vertrag zum erstenmal erneuert wurde (30. Juni 1907), hatte sich das Verhältnis zwischen A und B sichtbar geändert. Die A-Beteiligung war auf rund 6 Millionen Tonnen gestiegen, B aber hatte sich, mit 5.82 Millionen Tonnen, gegen 1904 fast verdoppelt. Damals hätten die Bestimmungen über B geändert werden müssen. Der Widerstand der großen Hochofen- und Stahlwerke war jedoch so zähe, daß der Verband gescheitert wäre, wenn man auf einer erweiterten Kontrolle über die B-Produkte bestanden hätte. Die Eigenwilligkeit der Produzenten ist im Laufe der Jahre gewachsen.

Große Universalkonzerne

von Hochöfen, Walzwerken, Drahtziehereien, Kohlen- und Erzgruben erstanden, die Produzenten und Abnehmer in einer Gestalt waren und dem Markt an Quantitäten entzogen, was sie selbst verbrauchten. Man hatte eigene Walzwerke, die Abnehmer für Halbzeug waren und dem Stahlwerkverband den Einfluß über erhebliche Mengen der seiner Kontrolle unterworfenen Produkte raubten. Je unsicherer das Schicksal des Syndikats sich gestaltete, desto mehr waren die Mitglieder des Verbandes bedacht, sich durch Erweiterung ihrer Leistungs- und Abnahmefähigkeit vom Verband unabhängig zu machen. Die großen Konzerne, wie Gelsenkirchen, Phoenix, Deutsch-Luxemburg, Thyssen, sind Trusts für sich, die keine Syndikatskrücken mehr brauchen. Man hat gesagt, die industriellen Kartelle seien

Kinder Not.

Wenn das zutrifft, so sind sie für die stärksten Unternehmen der Montanindustrie überflüssig, da die so gut gerüstet sind, daß sie sich selbst gegen Not schützen können. Man glaubte deshalb, daß der Stahlwerkverband mit dem 30 Juni 1912 sein Ende erreichen werde. Die genannten Firmen und eine Reihe weiterer Gesellschaften (Rheinische Stahlwerke, Gebr. Röchling, Burbach-Düdelingen, Gebr. Stumm) hatten wiederholt Anträge auf reichlichere Bemessung ihrer Quoten im Verband eingereicht und damit die Schwierigkeiten einer Erneuerung in der alten Form vermehrt. Im Südwesten, in Luxemburg-Lothringen, sind neue Stahl- und Walzwerke entstanden, die zu den großen Konzernen gehören und deren Schlagkraft erhöhen. Diese Bewegung hat sich unaufhaltsam fortgesetzt und dem Syndikatsgedanken schwere Wunden beigebracht. Schließlich kam es so weit, daß die B-Produkte aus dem Verbande gelöst wurden und nur noch A in den Schranken des Syndikats verblieb. Das ist das Ergebnis der Bemühungen um die Erneuerung des Stahlwerkverbandes. Wer in der Erhaltung des Kartells an sich schon einen Erfolg sieht, der mag den Entschluß als Sieg preisen. Wer weniger leicht begeistert ist, wird sagen, daß die Situation nicht ungünstiger gewesen wäre als sie ist, wenn man

einen Strich unter den Stahlwerkverband

gemacht hätte. Unter den sonderbaren Begleiterscheinungen ist wohl die komischste der biedere Glaube an eine Syndizierung der B-Produkte auf ferne Sicht. Nie erlebte die Syndikatsidee ein ärgeres Fiasko als mit Stabeisen. Mit staunenswerter Ausdauer wurde das Problem der Kartellierung immer wieder gewälzt, bis schließlich die berühmte Preiskonvention zustande kam, die den Schild für die tollsten Preisdrückereien abgab. Blech und Walzdraht hatten mit ihren Verbänden nicht viel andere Ergebnisse. Was sollte also zu der Hoffnung berechtigen, daß die B-Gruppe sich in Zukunft syndikatswilliger zeigen werde, als sie sich in der Vergangenheit gegeben hat? Die Gruppenwerke haben den Sieg davongetragen. Ihre Taktik ist anerkannt worden, und nun wird sich zeigen, wie die Spezialbetriebe den verstärkten Druck aushalten werden. Wahrscheinlich wird seine Wirkung eine zentripetale sein, und die Konzerne werden sich ausdehnen, bis sie dem amerikanischen Trust so nahe wie möglich gekommen sind. Vor dieser Perspektive hat der Stahlverkverband kapituliert.

Ein Glück, daß

die günstige Konjunktur des Eisenmarktes

die Gefahr einer Ueberproduktion in B-Produkten und eines starken Preisdruckes mildert. So lange wie der Verkauf flott vor sich geht, wird eine Zunahme der Produktion nicht fühlbar werden. Die Folgen des neuen Syndikats-Vertrages werden sich erst zeigen, wenn der Markt an Aufnahmefähigkeit eingebüßt hat. Daß die Werke, die selbst Halbzeug verarbeiten, ihren Konsum steigern werden, um sich noch weiter aus dem Stahlwerkverband zu entfernen, ist selbstverständlich. Die Herstellung breiter Gemeinschaften im Montangewerbe liegt in der Tendenz. Daß sie nicht aufgehalten werden kann, ist durch die Entscheidung über den Stahlwerkverband anerkannt worden. Sonderbarerweise wurde die Angelegenheit des

Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats,

die ursprünglich vom Schicksal des Stahlwerkverbandes nicht getrennt werden sollte, in der letzten Zeit der Erneuerungsverhandlungen nicht mehr erwähnt. Allerdings läuft der Kohlenvertrag erst Ende 1915 ab. Es hieß jedoch, daß Stahlwerkverband und Kohlensyndikat so eng zusammenhängen, daß eins ohne das andere nicht denkbar sei. Fraglich ist nun, ob man an den Beschluß über den Stahlwerkverband günstige oder nachteilige Folgerungen für das Kohlenkartell knüpfen soll. Sicher ist, daß das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat andere Voraussetzungen besitzt wie sie der Stahlwerkverband hatte. Kohle ist ein Rohmaterial, dessen Vorhandensein zu einer Kartellierung drängt. Schon die Tatsache, daß Deutschland reichlich soviel Kohle produzieren könnte, um allen Ansprüchen zu befriedigen, zwingt zu einer Organisation, die ein rapides Sinken des Preises und damit eine Entwertung des im Kohlenbergbau steckenden Kapitals verhütet. Die Industrie, die Kohle verbraucht, würde natürlich gegen eine starke Herabsetzung der Preise nichts einzuwenden haben. Aber die Zechen, die ein Kapital von Hunderten von Millionen repräsentieren, hätten allen Anlaß, sich gegen eine Entwertung ihrer Rentabilität aufzulehnen. Schwierigkeiten bestehen in der feindlichen Haltung der beiden Zechengruppen, reinen Zechen und Hüttenzechen, die sich vorderhand noch nicht zu irgendeinem Kompromiß bereit finden wollen. Aber dem Syndikat droht trotzdem keine ernsthafte Gefahr.

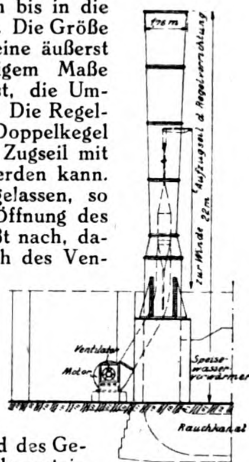
TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Leistungssteigerung bei Großgasmaschinen. Die Aufgabe, die Leistung von Großgasmaschinen durch Ausspülen des Zylinders mittels Druckluft zu steigern, ist jüngst von Wilhelm Hellmann, Hörde in Westfalen, mit großem Erfolg gelöst worden. Es werden in der Zeitschrift für praktischen Maschinenbau die Ergebnisse seiner Versuche behandelt. Das Hellmannsche Verfahren bewirkt eine bemerkenswerte Steigerung der Leistung bei geringen zusätzlichen Kosten. Die durchschnittlichen Temperaturen und Drucke sind nicht höher wie bei gewöhnlichen Maschinen, dagegen ist die Leistung um 25 Prozent höher. Die Gefahr der Frühzündung ist fast ausgeschlossen, die Wärmeausnutzung wird verbessert. Durch Wahl einer kleineren Maschine wird der Raumbedarf für eine bestimmte Leistung geringer, das Verhältnis zwischen Leistung und Anschaffungskosten wird günstiger. Nach Absperren der Spülluftleitung läuft die Maschine als normale Gasmaschine weiter. Das Verfahren ist nach geringfügigen Aenderungen an jeder ausgeführten Maschine anwendbar.

Dampfkessel- und Feuerungsanlagen.

Schrägrostvorfeuerungsanlage in Verbindung mit einer künstlichen Saugzuganlage. Auf der Zeche Admiral bei Hörde sind sechs Zweiflammrohrkessel von je etwa 100 qm Heizfläche mit Schrägrostvorfeuerung ausgerüstet. Die Feuerungen sind den Kesseln vorgebaut, der Feuerherd liegt also außerhalb der Flammrohre im Gegensatz zu den zahlreichen übrigen Feuerungsarten, die meist unmittelbar in die Flammrohre eingebaut sind. Der Grundgedanke der Saugzuganlage, System Schwabach (Gesellschaft für künstlichen Zug, G. m. b. H., Charlottenburg), besteht, wie wir der Zeitschrift Glückauf entnehmen, darin, daß atmosphärische Luft mittels eines Ventilators, der mit einem Drehstrommotor unmittelbar gekuppelt ist, durch ein düsenförmiges Rohr in das Innere des Blechkamins geblasen wird. Hierdurch wird ein Unterdruck im Schornsteinsockel erzeugt, der sich bis in die Kesselfeuerungen hinein fortpflanzt. Die Größe des Unterdrucks läßt sich durch eine äußerst einfache Vorrichtung in beliebigem Maße regeln, ohne daß es notwendig ist, die Umlaufzahl des Ventilators zu ändern. Die Regelvorrichtung besteht aus einem Doppelkegel (s. nebenst. Abb.), der durch ein Zugseil mit Winde auf- und abwärts bewegt werden kann. Wird der Kegel allmählich herabgelassen, so schließt er nach und nach die Öffnung des Düsenrohres, und die Zugstärke läßt nach, dabei wird auch der Kraftverbrauch des Ventilators entsprechend vermindert. Zieht man den Kegel herauf, so findet der umgekehrte Vorgang statt. Die künstliche Saugzuganlage hat gegenüber dem natürlichen Zug in einem gemauerten Schornstein mannigfache Vorteile. Beim gewöhnlichen Schornstein wird die Zugstärke erzeugt auf Grund des Gewichtsunterschiedes der Gase im Schornstein und dem eines gleich großen Volumens der Außenluft. Da nun bekanntlich Gase von gleicher Spannung um so leichter sind, je höher ihre Temperatur ist, so ergibt sich hieraus, daß zur Hervorbringung eines bestimmten Zuges auch ein bestimmter Unterschied zwischen der Temperatur der Abgase im Kamin und der Außenluft erforderlich ist. Sowohl durch die Verminderung der Temperatur als auch durch die Erhöhung des Fuchswiderstandes wird die Zugstärke des Kamins vermindert, und zwar je nach der Größe der Kesselanlage, des Schornsteins und der Temperatur der Außenluft so stark, daß unter Umständen die Kesselfeuerung nicht mehr den zur Verbrennung der Kohle nötigen Luftüberschuß erhält, wodurch die Gesamtleistung der Kesselanlage herabgedrückt wird. Die künstliche Saugzuganlage beseitigt diese Nachteile, indem der Ventilator unabhängig von der Temperatur der Abgase den zur Verbrennung der Kohle nötigen Unterdruck hervorruft. Die Zunahme der Temperatur des Kesselspeisewassers im Vorwärmer beträgt auf der Zeche Admiral 60—100 Grad C., so daß je nach der Belastung der Anlage das Speisewasser mit einer Temperatur bis zu 140 Grad C. in die Kessel eintritt. In Verbindung mit der Schrägrostvorfeuerung hat die Saugzuganlage ferner den großen Vorteil, daß die Brennstoffschicht auf dem verhältnismäßig großen Rost je nach der Art des Brennmaterials eine verschiedene Dicke erhalten kann. Die hierzu nötige Zugstärke kann jedesmal durch den künstlichen Zug eingestellt werden.



Elektrotechnik.

Elektrische Grubenlokomotiven. Unabhängig von den Bestrebungen zur Einführung elektrischen Betriebes auf Vollbahnen hat die Privatindustrie im letzten Jahrzehnt elektrische Lokomotiven auf den verschiedensten Gebieten ihrem Zweck nutzbar gemacht. Nach den Arbeitsgebieten mag man unterscheiden zwischen regelspurigen Anschlußbahnen, schmalspurigen Abraum-, Kies- und Feldbahnen und endlich Grubenbahnen. Die Grubenlokomotiven arbeiten unter so gänzlich anderen Bedingungen als alle sonstigen Lokomotiven, daß nach den ersten Versuchen klar die Notwendigkeit erkannt wurde, für die unterirdische Förderung eine ganz besondere Lokomotive zu entwickeln. Die auf Abb. 1 dargestellte Lokomotive der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin darf als vorbildliche Grubenlokomotive gelten, nach der Hunderte von der A. E. G. gebaut wurden. Der aus armiertem Gußeisen oder starkem Flußeisenblech hergestellte Rahmen ist aus den Seitenwangen und Kopfstücken zusammengesetzt. Alle Teile liegen innerhalb der Fläche und sind dadurch vor Beschädigung durch zufällig in das Profil hineinragende Gegenstände geschützt. Die Stromzuführung erfolgt in weitaus den meisten Gruben durch Oberleitung, die Stromrückleitung durch die Schienen. Da in den Zechenzentralen zumeist Drehstrom erzeugt wird, findet unter Tage eine Umformung in Gleichstrom statt, der dann der Fahrleitung mit 250 oder 500 Volt zugeführt wird. Als Stromabnehmer dienen kleine Bügel (Abb. 1), die sich bei Fahrtrichtungswechsel selbsttätig umlegen, wenn der Fahrdraht in annähernd gleicher Höhe verlegt

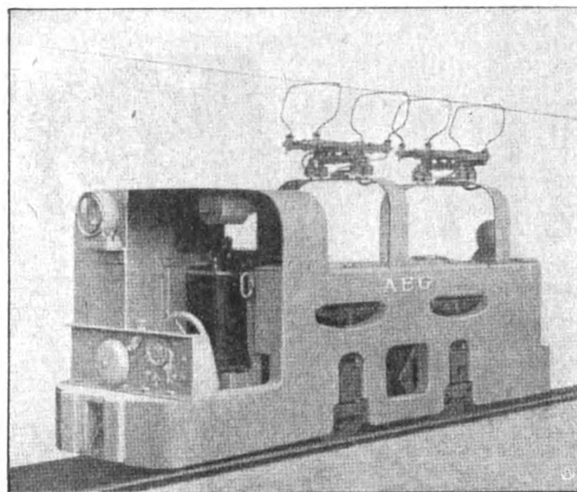


Abb. 1.

wird. Wechselt die Höhe stark, oder muß der Fahrdraht an besonders niedrigen Stellen durch Holzlutten eingekleidet werden (Abb. 2), so sind Rollenstromabnehmer am Platz, die auch bei doppelpoliger Oberleitung nötig sind.

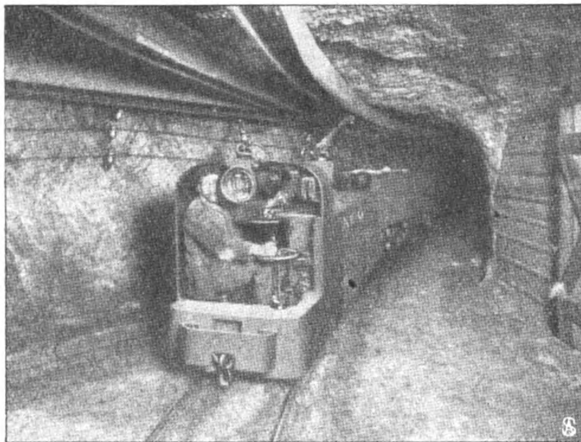


Abb. 2.

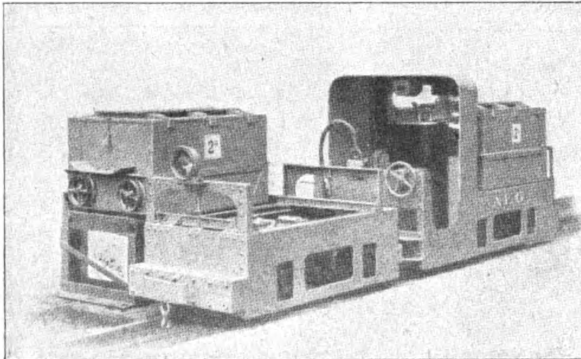


Abb. 3.

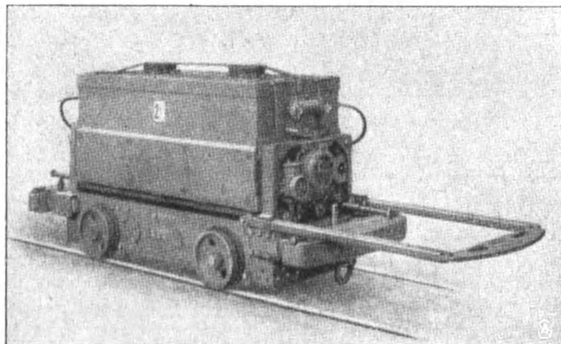
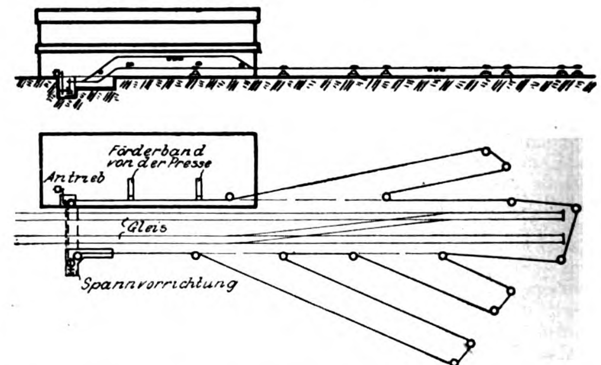


Abb. 4.

Wo aus irgendeinem Grunde Oberleitung nicht verlegt werden soll, kann die Beschaffung von Akkumulatorenlokomotiven in Frage kommen. Seitdem man darauf verzichtet hat, die Batterien auf Oberleitungsstrecken zu laden, die Ladung vielmehr an besonderen Ladestationen vornimmt, sind mit transportablen Batterien recht gute Erfolge erzielt worden. Die Ausrüstung besteht aus der Ladestation und den Lokomotiven. Da nur in den seltensten Fällen die Lokomotive so lange Betriebspausen hat, daß eine feste Batterie wieder aufgeladen werden kann, so werden die Batterien auswechselbar gemacht und im allgemeinen für jede Lokomotive zwei oder mehr Batterien beschafft (Abb. 3). Um die besonders bei schwacher Förderung recht ins Gewicht fallenden Führerlöhne zu sparen, hat die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft neuerdings führerlose Akkumulatoren-Lokomotiven ausgeführt (Abb. 4). Wie der Name besagt, fährt die Lokomotive ohne Führer. Der Fahrschalter wird von einem langen Holzbügel betätigt, den die Lokomotive etwa 1 m vorstreckt. Trifft der Bügel auf irgendein Hindernis in der Bahn, so schiebt er sich ein, schaltet den Motor dadurch aus und bremst ihn. Zur Umkehrung der Fahrtrichtung ist der Bügel umzulegen. Da sinnreiche, recht einfache Vorrichtungen zur Umstellung von Weichen durch die Lokomotive und zur gegenseitigen Sicherung sich gefährdender Züge es ermöglichen, daß die Lokomotive. nach Einschaltung des Stromes vollkommen sich selbst überlassen, nach einem bestimmten Punkt fährt, ist der Betrieb tatsächlich selbsttätig. Die vorläufig gebauten Lokomotiven wiegen 1.5—2,5 t und fördern in Kohlengruben Züge von 10—15 Wagen bei 1 m Geschwindigkeit.

Hebezeug- und Transportwesen.

Anlage zur Beschickung eines Brikettlagerplatzes. Die Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure berichtet von einem in neuerer Zeit ausgeführten Schaukelförderer von A. Stotz in Stuttgart zur Beförderung von Steinkohlenbriketts zum Lagerplatz und zur Rückförderung nach den Eisenbahnwagen. Der unten abgebildete Schaukelförderer hat eine Gesamtlänge von 640 m und vermag in der Stunde 2250 große oder 4500 kleine Steinkohlenbriketts je vor- und rückwärts zu befördern. Das eigentliche Fördermittel ist eine Kreuzgelenkkette aus Stahlguß, deren ineinandergreifende Gelenke sehr breit sind, so daß der Flächendruck auf die Bolzen äußerst gering ausfällt, wodurch eine lange Lebensdauer dieser Ketten gegenüber Schiffsketten erreicht wird. Die Kreuzgelenkkette kann in jeder wagrechten und schräg ansteigenden Richtung abgelenkt werden; hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, jede abgelegene Lagerstelle zu bestreichen. In bestimmten Abständen sind im Kettenstrang besondere Glieder angeordnet, die seitliche Laufrollen zur Führung in Profileisen tragen und an denen gleichzeitig in der Förderrichtung pendelnd aufgehängte Schaukeln befestigt sind. Die Lauf-

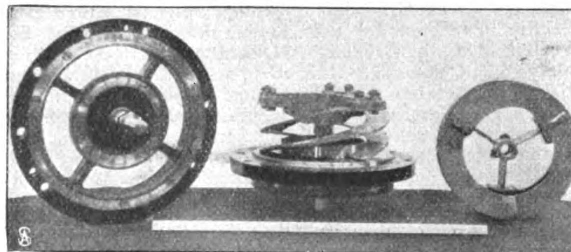


rollen haben große Durchmesser, um die Zugkraft möglichst zu beschränken. Der aus obiger Abbildung ersichtliche Schaukelförderer besteht aus einem Hauptstrang in einer Länge von 300 m mit fünf wagerechten Ablenkungen, einem linksseitigen und einem rechtsseitigen Nebenstrang in Längen von 80, 100 und 160 mit je vier Ablenkrädern. Der Hauptstrang geht vom links liegenden Brikettgebäude aus an den Pressen vorbei zum Lager hinab und durch dieses zu seinem Ausgangspunkt zurück. Die von den Pressen auf die Schaukeln gelegten Briketts können an jeder gewünschten Stelle des Lagers abgenommen werden. Ein Hauptvorzug der Stotzschen Kreuzgelenkkette besteht in ihrer leichten Zerlegbarkeit. Dieser Vorzug ist nicht hoch genug anzuschlagen, da man es in der Hand hat, von einem Hauptstrang abzweigend beliebig viele Nebenstränge anzuordnen, von denen jedoch immer nur einer im Betrieb ist.

Wirtschaftstechnik.

Der Stand der deutschen Pumpen-Industrie. Die Pumpenbranche berechtigt, wie die Zeitschrift Handel und Industrie mitteilt, zurzeit zu guten Hoffnungen; es macht sich besonders in den letzten Jahren ein erfreuliches Aufsteigen der Konjunktur bemerkbar. Mit der fortschreitenden landwirtschaftlichen Kulturentwicklung nimmt das Errichten von Be- und Entwässerungsanlagen zur Vorbeugung für wasserarme Zeiten und Gegenden, die Legung von Kanalisationsanlagen usw. ständig zu, was wiederum den Bedarf an Pumpen und Wasserleitungen steigert. Große Pumpenfabriken, die für das In- und Ausland fabrizieren, haben wir in Deutschland etwa ein halbes Dutzend. Ferner befinden sich Konkurrenzbetriebe in der Schweiz, in Holland, Belgien, England und in den Vereinigten Staaten von Amerika. In diesen Staaten sind es jedoch nur vereinzelte Betriebe, die in Betracht kommen. Die führende Rolle auf dem Weltmarkt haben die deutschen Werke. Von ihnen haben einzelne der größten etwa ein Drittel ihrer Produktionen nach dem Auslande, zwei Drittel nach dem Inland zu liefern. Die Ausfuhr bewegt sich in erster Linie nach England, Rußland, Norwegen, Dänemark, Mexiko, Argentinien, Österreich, Rumänien, Ägypten, dem Orient usw., wo die Pumpen, besonders wenn sie zu landwirtschaftlichen Bewässerungszwecken dienen, große Dienste leisten, z. B. im Nildelta, wohin von Deutschland in letzter Zeit lebhaft geliefert wurde. In Betracht kommen dabei hauptsächlich die in den letzten Jahren zu großer technischer Vollkommenheit gebrachten Zentrifugalpumpen. Sie sind sehr viel billiger als die Kolbenpumpen und auch mit verhältnismäßig geringerem Nutzungswert als diese dennoch leistungsfähiger. So stellen die großen, jetzt auf den Markt gebrachten Zentrifugalpumpen, die 75—120 cbm Wasser in der Minute pumpen, eine erstaunliche Leistungsfähigkeit dar.

Federbelastetes Ventil für Kanalisationspumpen. Die meisten Kanalisationskolbenpumpen sind mit gesteuerten Klappenventilen ausgerüstet; zwischen Ventil und Steuerungsantrieb wird ein nachgiebiges Element (Spiralfeder oder dergleichen) geschaltet, damit ein fester Fremdkörper, der zwischen Ventilklappe und Sitz gelangt, keine Zerstörung des Steuermechanismus verursachen kann. Die Berliner Aktiengesellschaft für Eisengießerei und Maschinenfabrikation vorm. J. C. Freund in Charlottenburg hat nun kürzlich in eine große Kanalisationspumpe der Stadt Brandenburg a. H. federbelastete Ringventile nach Patent Schoene eingebaut und die früher benutzten gesteuerten Klappenventile entfernt. Die Pumpe ist eine doppeltwirkende Plungerpumpe von 387 mm Durchmesser und 700 mm Hub. Die eingebauten Schoeneventile haben 80 mm Spaltweite und 382 mm mittleren Spaltdurchmesser und sind in der Abbildung veranschaulicht (zum Vergleich ist ein Maßstab von 1 m Länge beigelegt). Das Ventil besteht aus einem leichten Bronzering, der durch einen ringförmigen



Federbelastetes Ventil.

Hals verstärkt ist, und wird von drei Federn aus Spezialbronze gleichmäßig belastet. Die Federn sind nur mit ihrem oberen Ende fest eingespannt und liegen auf dem Ventilteller frei auf. Dadurch werden sie mäßig beansprucht und das Ventil wird von ihnen beim Arbeiten etwas gedreht, weshalb es selbsttätig nachgeschliffen wird und deshalb dauernd gut dichtet. Der Hals des Ventiltellers wird von den drei freien Federenden gefaßt und sicher geführt. Die Schoeneventile, die sich schon bei vielen Wasserwerkspumpen gut bewährten, haben jetzt auch bei der Brandenburger Kanalisationspumpe den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen, da sie nur wenig Unterhaltung erfordern, und da sie eine Erhöhung der Umdrehungszahl der Pumpe von 60 auf 75 zuließen, ohne daß irgendwelche Anstände aufgetreten wären.

Flugtechnik.

Zur Luftschiffhallenfrage. Der Hauptübelstand in der Form unserer Luftschiffhallen ist dem „Motorwagen" zu-

folge darin zu suchen, daß sie mit Ausnahme der in Biesdorf bei Berlin stehenden drehbaren Halle der Firma Siemens-Schuckert sämtlich als feststehende Längshallen gebaut sind. Die Stellung des langgestreckten Luftschiffes in der Himmelsrichtung kann bei dem Verlassen und Beziehen einer feststehenden Längshalle nur so sein wie die Halle selbst. Abweichungen hiervon sind möglich, wenn die Halle so breit gebaut ist, daß das Luftschiff um einen gewissen Winkel aus der Längsachse der Halle gedreht werden kann. Diejenigen Längshallen aber, die breiter sind, als für ein Luftschiff unbedingt nötig ist, sollen zwei Schiffe nebeneinander beherbergen können, also ist der Vorteil, den die Drehung des Schiffes bei Seitenwind bieten kann, nur dann vorhanden, wenn die Halle nur zur Hälfte besetzt ist. Gründliche und dauernde Abhilfe ist aber nur mit großen Mitteln möglich, denn sie besteht im Umbau der bestehenden Längshallen zu Rundhallen, sternenförmigen oder drehbaren Hallen. Der Bau von Windschutzwänden vor den Hallen, komplizierten Ausfahrvorrichtungen oder sonstigen Hilfs- oder Schutzeinrichtungen, wie man solche schon hier und da zu sehen bekommt, bleibt ein kostspieliges Stückwerk von nur geringem praktischem Wert.

Briefkasten der Redaktion.

Fuselöl. Es interessiert mich der Artikel Fuselöl, ein Nebenprodukt bei der Spiritusrektifikation. Ich möchte gern wissen: 1. was daraus gemacht, oder wozu der Artikel verwandt wird; 2. in welchem Land derselbe die größte Verwendung findet; 3. welch höchster Preis dafür zu erzielen ist. Nachricht erbeten unter B. 201 an die Redaktion der „Export-Woche".

Bayrum, Eau de Quinine. Um Angabe von Rezepten zur Zubereitung des Vorstehenden wird höflichst gebeten. Nachricht erbitte unter K. 202 an die Redaktion der „Export-Woche".

Ansichtskarten-Austausch. Eugenio Kohn, Inspektor calle, B. Mitre 478 Buenos Aires Republica Argentina, wünscht regen Ansichtskartenaustausch mit dem Auslande. Deutschland nicht mit einbegriffen.

Haushalt. Wie kann feingebildete deutsche Dame, jetzt Hausdame bei einem Arzt in Mexiko, ähnliche Stellung in gutem, frauenlosen Haushalt im Auslande bekommen? Am liebsten in Uruguay, Argentinien oder sonst Subtropen. Gefällige Nachrichten unter M. Krueger, Deutsches Consulat, Mexico D. F. Mexico.

Aufruf. Der „Ausschuß zur Errichtung einer Arnold - Stiftung" erließ einen Aufruf für eine „Arnold-Stiftung zur Förderung elektrotechnischer Forschungsarbeiten". Zur Annahme von Beiträgen hat sich die Verwaltung der Technischen Hochschule Karlsruhe bereiterklärt. Zuwendungen bittet man „Arnoldstiftung" zu bezeichnen. Anfragen werden an den Elektrotechnischen Verein, Karlsruhe, erbeten.

Geschäftliche Notizen.

Personen- und Gepäckwage. Die Firma Hermann Schadrack, Berlin S 42, Brandenburgstraße 72-73, hat eine kleine Personen- und Gepäckwage neuer Art auf den Markt gebracht. Diese Wage hat eine Tragfähigkeit von 125 kg, ist sehr solide gebaut nur in der Größe einer Fußbank. Für das Ausland wird die Wage in jeder beliebigen Gewichtsart geliefert. — Der Vorgang des Wiegens ist äußerst einfach. Man tritt auf die Platte der Wage und kann im Augenblick das Gewicht von dem herabgeklappten Zifferblatt ablesen; also keine Spiegelwage. — Die Wage ist unentbehrlich für Ärzte, Krankenhäuser, Lazarette, Sanatorien, Krankenstuben und Badeanstalten sowie für alle Geschäftsleute und für einen jeden Haushalt, da sie gleichzeitig als Paket- und Tischwage dienen kann. — Der Artikel eignet sich besonders für Warenhäuser, Basare, Haushaltungsartikel- und Eisenwarengeschäfte sowie für solche Geschäfte, welche ärztliche Artikel etc. führen. — Ein ganz besonderer Schlager ist die Wage für Versand- und Reisegeschäfte. — Der Verkaufspreis ist auf 18.00 M. festgesetzt, und Wiederverkäufer erhalten auf diesen Preis hohen Rabatt. Exporteure und Grossisten wollen Vorzugspreise einfordern. Beachten Sie, bitte, das heutige Inserat in der vorliegenden Nummer.

Die Blickensderfer. Zu den bewährtesten und erfolgreichsten Schreibmaschinensystemen gehört bekanntlich die Blickensderfer-Schreibmaschine, wofür am besten der Umstand spricht, daß diese auf 16 Welt- und Fach-

ausstellungen preisgekrönte Maschine heute bereits in über 155,000 Exemplaren in der ganzen Welt und in allen Kreisen verbreitet ist. Eine Reihe wesentlicher Vorzüge hat der Blickensderfer diesen ungewöhnlichen Erfolg gesichert. Die Blickensderfer ist keine Typenhebel-, sondern eine Typenradmaschine, d. h., sämtliche Typen befinden sich auf einem einzigen, kompakten Typenrade, wodurch der gesamte Mechanismus außerordentlich vereinfacht und erleichtert wird. Der größte Vorteil dieses Systems besteht neben der durchaus unveränderlichen Zeilengeradheit in der leichten Auswechselbarkeit der Schrift, wodurch der Besitzer einer einzigen Maschine in der Lage ist, je nach Erfordernis oder Geschmack in den verschiedensten Schriftarten zu schreiben. Weitere Vorteile der Maschine bestehen in der Sichtbarkeit der Schrift, der großen Durchschlagskraft, dem fast geräuschlosen Gange, dem handlichen Format und der leicht verständlichen Konstruktion sowie der direkten, ohne Farbband erfolgenden Färbung, wodurch nicht nur eine außerordentlich schöne und klare Schrift erzielt wird, sondern auch die Unterhaltungskosten auf ein Minimum reduziert werden. Ferner besitzt die Maschine automatische Zeilenbeförderung, Rücklauftaste, Tabulator und Verstellbarkeit der beiderseitigen Randbreiten. Von Sondermodellen ist besonders das hebräisch-deutsche mit vorwärts und rückwärts laufendem Wagen sowie das Aluminium-Reisemodell im Gewichte von nur 3½ kg zu erwähnen. Interessenten erhalten den ausführlichen Katalog von der Firma Groyen & Richtmann in Köln oder deren Filiale in Berlin, Leipziger Straße 112.

Druck- und Scheuerstellen bei Pferden. Bei vielen Pferden, sowohl Arbeits- als Luxuspferden, entstehen oft sehr schmerzhafte und schlecht heilende Druck- und Scheuerstellen, ja sogar eiternde Wunden, welche die Arbeitslust und vielfach die Verwendbarkeit der Tiere beeinflussen; meist rühren diese Wunden von schlecht sitzenden und drückenden Geschirrteilen her. Andere Pferde sind von Natur aus so empfindlich, daß ihnen die besten Geschirre Druck verursachen. Diesem Uebelstand, der den Pferdebesitzern viel Aerger und Unkosten bereitet, helfen die Patent-Unterlagen, die seit einiger Zeit von der Patent-Sattel- und Geschirr-Unterlagen-Fabrik, Bonn, in den Handel gebracht werden, ab. Diese Unterlagen, welche für jeden Sattel und für jedes Geschirr geliefert werden, bestehen aus einem besonders präparierten Schwammgummi, der auf Leder oder Filz aufvulkanisiert ist und direkt auf den Tierkörper zu liegen kommt. Der Schweiß wird infolge der großen Porosität des Schwammgummis aufgesogen und verdunstet, wodurch die Stellen, wo die Unterlagen aufliegen, stets trocken bleiben. Bei Anwendung unserer Fabrikate werden Druck- und Scheuerstellen nicht nur für die Zukunft unmöglich gemacht, sondern bereits vorhandene Wunden heilen rasch, ohne daß die Pferde besonders geschont zu werden brauchen. Die Unterlagen lassen sich auch mittels Wassers und Seife bequem reinigen, ohne an den Vorzügen das geringste einzubüßen. Es ist im eigenen Interesse jedes Pferdebesitzers, mit den Patent-Unterlagen einen Versuch zu machen. Näheres ist aus dem Inserat in voriger Nummer ersichtlich.

Neu erschienene Kataloge.

In dieser Rubrik veröffentlichen wir Mitteilungen über die Herausgabe neuer deutscher Industriekataloge, die für die Deutschen im Ausland von Interesse sind. Einsendungen sind zu richten an die Adresse August Scherl G. m. b. H., Abteilung „Export-Woche".

Otto Püschel, Maschinenfabrik, Gr.-Lichterfelde-W. Elektrische Gestein-Bohr-Maschinen. Elektrisch angetriebene Bohrhammer, elektrisch angetriebene Stoßbohrmaschine.

Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz. Geräte und Maschinen zur Bodenbearbeitung und Reihenkultur. Neue Geräte für Gespann- und Motorbetrieb.

Maschinenfabrik Geislingen, Geislingen a. St. Maschinen und Werkzeuge für Blech- und Metallbearbeitung, Turbinen-Katalog. Neue Pendelmühle, vorzüglichste Zerkleinerungsmaschine der Neuzeit.

„Union" Elektrizitätsgesellschaft, Hamburg. General Catalogue of Electrical Supplies.

Gustav Schlick, Dresden N. Schlicksche Streudüse „Turbo" (Zerstäuber). Schutzhülsen aus Tiegelstahl. Nahtlose biegsame Metallrohre (Schläuche). Rauchgas-Geschwindigkeits- und Differenz-Zug-Anzeiger.

Georg Kühnrich, Waldheim i. Sa. Waldheimer Blech- und Spielwaren-Fabrik. Lackierte Blechspielwaren in mittelfeiner solider Ausführung.

E. H. Petzold. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, Bischofswerda i. Sa. Preisliste über Durchschreibbücher jeder Art.

Rheydter Lack-, Spachtel- und Kittfabrik Robert Schulz, Rheydt. Alleiniger Fabrikant von Eisen-Zement Marke „Adler". — „Schulz" Polier-Zement für Stahl und bearbeitetes Eisen. — Riemen-Adhäsionsfett „Gleite nicht".

„Hydro" Apparate-Bauanstalt (J. v. Geldern & Co.), Düsseldorf. Spezialfabrik für Betriebskontrollapparate.

Caesar Wollheim, Werft und Reederei Breslau.

Eisen- und Hartgußwerk Concordia G. m. b. H., Hameln a. W. Spezialfabrik für moderne und komplette Ziegelei-Anlagen — Dampfstraßenwalzen — Dampfwalzenräder — Chausseeaufreißer — Straßenlokomotiven.

August Kind, Weidenau a. d. Sieg (Westf.). Moderne Einrichtungs-Gegenstände für Magazine, Vorratsräume, Kirchen usw..

Nitragin, Bakterien-Impfstoff für Klee und Hülsenfrüchte. Agrikulturwerke Dr. A. Kühn, Bonn a. Rh.

Gutehoffnungshütte, Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb, Oberhausen (Rheinland) Abteilung Brückenbau. — Großgasmaschinen.

G. Siegle & Co., G. m. b. H., Stuttgart, Farbenfabrik. Die Preislage enthält in sehr übersichtlicher Form ein außerordentlich reichhaltiges Sortiment trockener Farben für die verschiedenen Branchen. Ferner giftfreie Farben für Nahrungs- und Genußmittel sowie Fettfarben. Laut einer Notiz in der Liste werden Speziallisten für die verschiedenen Branchen zur Verfügung gestellt.

G. Hornemann, Zürich V. Kühlschrank „Nordlicht". Speiseschrank mit Wasserkühlung (ohne Eis).

Otto Herberg & Co., Frankfurt a. O. Transportables Gasstoff-Glühlicht ohne Röhrenleitung. Original Herbergs Lötapparate. Gasstoff-Lampen.

Jacob Hansen, Kiel. Spezial-Preisliste über eiserne, Messing- und Rotguß-Armaturen für Gas, Wasser und Dampf. — Feilen — Pumpen und Zubehörteile verschiedener Systeme.

DIE·WOCHE

Nummer 21. | Berlin, den 25. Mai 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

15. Mai.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung wählt den Staatssekretär a. D. Wermuth auf 12 Jahre an Stelle des aus dem Amt scheidenden Oberbürgermeisters Kirschner zum Ersten Bürgermeister.

In Kopenhagen wird der bisherige dänische Kronprinz als Christian X. zum König von Dänemark proklamiert (Abb. S. 860).

Die türkische Kammer wählt mit 163 gegen 12 Stimmen den früheren Minister Halil zum Präsidenten.

16. Mai.

Der Kaiser trifft von Metz in Homburg v. d. H. ein.

Der russische Botschafter in Konstantinopel überreicht der Pforte eine Note, in der von der türkischen Regierung die Regelung aller Forderungen russischer Staatsangehöriger verlangt wird.

17. Mai.

Im Reichstag beschwört bei der Besprechung der inneren Politik der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann durch heftige Schmähungen Preußens turbulente Szenen herauf. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg verläßt mit sämtlichen Regierungsvertretern den Sitzungssaal und kehrt erst zurück, nachdem der Präsident den Redner nachträglich zur Ordnung gerufen hat.

In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses erliegt der 60 Jahre alte konservative Abgeordnete v. Baumbach, während er eine Rede hält, einem Schlaganfall.

In der italienischen Deputiertenkammer teilt der Ministerpräsident Giolitti mit, daß sich auf der Insel Rhodos die türkischen Truppen den Italienern ergeben haben.

18. Mai.

Die Dardanellen werden laut amtlicher Bekanntmachung der türkischen Regierung für die Durchfahrt neutraler Handelsschiffe wieder freigegeben.

Auf der französischen Nordbahn stoßen in der Nähe von Paris zwei Züge zusammen. Dabei werden 11 Personen getötet und 39 verwundet.

In Schweden nimmt die zweite Kammer das Gesetz über die Einführung des Frauenstimmrechts mit 140 gegen 60 Stimmen an.

19. Mai.

In Berlin hält der Verband kaufmännischer Vereine seine Hauptversammlung ab.

Vom Persischen Golf wird gemeldet, daß die Engländer wegen des Ausbruchs von Unruhen in Bender Abbas 150 Matrosen gelandet haben.

20. Mai.

Herzog Georg Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg fährt auf dem Weg nach Schwerin unweit des Bahnhofs Friesack mit seinem Automobil gegen einen Baum und wird tödlich verletzt. (Portr. S. 858.)

Freiherr von Wangenheim, der zum deutschen Botschafter in Konstantinopel berufen ist, erhält von der ottomanischen Regierung das Agrement.

Die türkische Regierung entsendet eine Division von Konstantinopel nach Mazedonien zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

21. Mai.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß das Ministerium des Aeußeren der deutschen Botschaft eine Liste von 96 Italienern einreichte, die im Verlauf einer Woche die Türkei verlassen müssen.



Zum Thronwechsel in Dänemark.

Von Sophus Bauditz.

Wie alle Leser der „Woche" wissen, ist König Frederik VIII. am Abend des 14. Mai in Hamburg unbekannt auf der Straße gestorben. Einmal schon früher ist es geschehen, daß ein Dänenkönig im Ausland starb, nämlich Erik Ejegod — der Gütige — der, auf einer Wallfahrt nach dem Heiligen Lande begriffen, 1103 in Cypern verschied.

Zum zweitenmal in jüngster Zeit aber hinterläßt ein dänischer König zwei Söhne als Regenten in zwei verschiedenen Ländern. Bei dem Tode Königs Christian IX. bestieg sein ältester Sohn, der jetzt verblichene König Frederik VIII., den Thron Dänemarks, nachdem sein jüngerer Sohn schon seit 1863 als König Georg in Griechenland herrscht, und dem König Frederik VIII. ist sein ältester Sohn als Christian X. auf dem Thron gefolgt, nachdem sein jüngerer Sohn, wie bekannt, vor einigen Jahren als Haakon VII. von Norwegen in Christiania seinen festlichen Einzug gehalten hatte.

Seltsam und tragisch, fast wie ein Märchen klingt es, daß in unseren Tagen ein König unbekannt auf der Straße sterben kann. Wer aber die Gewohnheiten und die Krankheitsgeschichte Frederiks VIII. gekannt hat, der wird dies leichter verstehen. Denn es gehörte zu den festen Lebensregeln dieses anspruchslosen Monarchen, daß er gleich seinem verewigten Vater Christian IX. regelmäßig zwischen 10 und 11 Uhr abends ohne jede Begleitung einen kurzen Spaziergang in der Stadt unternahm. Offenbar hat der König auch nach seiner Erkrankung hieran festgehalten, so daß etwaige Einwendungen seiner Umgebung vergebens gewesen sein mögen.

Am frühen Morgen des 15. Mai erreichte die Trauerkunde von dem erfolgten Ableben des Königs seine Residenzstadt. Im ersten Augenblick wollte man nicht daran glauben, waren doch soeben die günstigsten Nachrichten vom Befinden des Königs nach seinem Aufenthalt in Nizza hier eingetroffen. Nachdem sich dann aber die Meldung bestätigt hatte, rief sie in allen Kreisen der Bevölkerung Bestürzung und die tiefste Anteilnahme hervor. Das ewig festliche Kopenhagen zeigte da ein geradezu tragisches Stimmungskolorit, und schmerzliche Ergriffenheit malte sich auf allen Mienen. Es erfolgte ein wahrer Ansturm auf die unablässig läutenden Telephone, und nur allmählich legte sich die Aufregung in den Bureaus der Militär- und Zivilbehörden, die in aller Eile die durch die neue Lage der Dinge gebotenen Maßnahmen zu treffen hatten.

Sechs Jahre nur war es König Frederik VIII. vergönnt, die Geschicke Dänemarks zu lenken, lange genug aber hat er mit seinem Volk zusammengelebt, um sich durch seine leuchtenden Eigenschaften ein Anrecht auf dessen Liebe und Verehrung zu erwerben. Lange genug hat er sich ja zu seinem Herrscherberuf vorbereiten dürfen, da er als Kronprinz bis zu seiner Thronbesteigung 43 Jahre lang im dänischen Staatsrat gesessen hat. Und wenn Dänemark in den letzten Jahrzehnten eine so hohe Stufe der Kultur erstiegen, so hat auch König Frederik VIII. mit seinem Vater und dessen Mitarbeitern diese Fortschritte auf den verschiedenen kulturellen Gebieten nach seinem besten Vermögen gefördert.

Schlicht und einfach war seine Erziehung im elterlichen Hause, und eins mußte er schon als Knabe vor allem lernen: die äußerste Pflichttreue im großen und im kleinen. Seine praktische militärische Ausbildung hat er bei der Infanterie in Nyborg auf Fyn und als Dragoner in Naestved auf Seeland erhalten. Sein Dienst in der Armee erfuhr eine vorübergehende Unterbrechung durch staatswissenschaftliche Studien, denen er seit 1863 in Oxford oblag. Beim Ausbruch des Krieges 1864 in die Heimat zurückgekehrt, erhielt der damalige jugendliche Kronprinz von seinem Vater die Erlaubnis, den Feldzug im Stabe des Generals Hegermann-Lindencrone, des Vaters des jetzigen dänischen Gesandten in Berlin, mitzumachen. Im Jahre 1869 erfolgte in Stockholm seine Vermählung mit der einzigen, vom ganzen schwedischen Volk schwärmerisch geliebten Tochter des Königs Karl XV. von Schweden und Norwegen, ein Ereignis, das als ein neues Band zwischen den sprach- und stammverwandten Völkern Skandinaviens allenthalben große Freude hervorrief. Der edlen Königin, die von dem festlichen Tag ihres Einzugs in Kopenhagen an ihr ganzes Leben dem Wohl ihres Volkes geweiht hat, die auf allen Gebieten der Wohltätigkeit und der Krankenpflege die aufopferndste Tätigkeit entfaltet, haben sich die Herzen der Dänen in inniger Liebe zugewandt, wovon die rührenden Beweise warmer Anteilnahme jetzt ein besonders beredtes Zeugnis ablegen.

Der außerordentlich glücklichen Ehe des Königspaars sind acht Prinzen und Prinzessinnen entsprossen. Der zweite Sohn, Prinz Karl, jetziger König Haakon VII. von Norwegen, ist mit der Prinzessin Maud von England, Prinz Harald mit Prinzessin Helene von Glücksburg, einer Schwester der Prinzessin August Wilhelm von Preußen, und Prinzessin Ingeborg mit dem Prinzen Karl von Schweden vermählt, während Prinz Gustav und die Prinzessinnen Dagmar und Thyra noch unvermählt sind und die mit dem Prinzen Friedrich zu Schaumburg-Lippe vermählt gewesene Prinzessin Luise gestorben ist.

König Frederik VIII. war in erster Linie ein leutseliger Herr und ein wahrhaft guter Mensch. Er liebte die Menschen, und er liebte die Menschen, um sich vergnügt und glücklich zu sehen. Es war ihm ein unabweiswahres Bedürfnis, mit Angehörigen der verschiedensten Gesellschaftsklassen zu verkehren, er interessierte sich für das Wohl und Wehe eines jeden und nahm fast persönlichen Anteil an ihren Sorgen und Bekümmernissen, denen er nach Kräften abzuhelfen sich bemühte. Oft wurde natürlich sein Vertrauen mißbraucht, aber wie er einmal selbst gesagt hat: „Es tut nichts, daß ich in neunundneunzig Fällen Unwürdigen helfe, vermag ich nur einmal einem Würdigen zu helfen, dem andere keine Hilfe bringen wollten.“ Mit dieser seiner reinen, tiefen Menschenliebe stand es auch in Verbindung, daß ihm die Repräsentationspflicht nicht als eine drückende Pflicht erschien, sondern daß es ihm eine wirkliche Freude bereitete, Gäste an seiner Tafel empfangen und sich mit ihnen unterhalten zu dürfen, wovon jeder Gast des Königs stets den wohltuendsten Eindruck erhielt. Und wenn der König mit solch erstaunlicher Sicherheit und Leichtigkeit bei den verschiedensten Anlässen — nicht zuletzt als Ordensherr der dänischen Freimaurer — aufzutreten, wenn er, wie bei seiner denkwürdigen Fahrt nach der Sagainsel Island, so von Herzen kommende Reden zu halten vermochte, wie man dies nun einmal von einem modernen Fürsten verlangt, so hatte er dies seiner ständigen Berührung mit dem Volk zu danken.

Sicher schlug kein Herz wärmer für Dänemark und das dänische Volk als das König Frederiks VIII., der sich in Wahrheit als echter Kopenhagener fühlte. Jeden Morgen früh, bevor er sich mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit seinem Tagewerk widmete, machte er mit seinen Töchtern einen längeren Spaziergang in den verschiedensten Teilen der Stadt, wo er dann oft unangemeldet Schulen, industrielle Etablissements, Hospitäler und Gefängnisse besuchte, überall lebhaft interessiert, überall voller Wohlwollen und Güte. Charakteristisch hierfür ist es auch, daß sein Lieblingsitz im Sommer stets das Schloß Charlottenlund gewesen ist. Dies schlichte, idyllische Schloß, das beinah in einem Vorort Kopenhagens gelegen ist, so daß der König auch im Sommer nicht die Fühlung mit seiner lieben Hauptstadt verlieren und Sonntags sich an dem heiteren Leben erfreuen konnte, das sich dann in den Wäldern und am Meeresstrand entfaltete.

Dänemarks verstorbener König war bekanntlich verwandt mit den meisten Fürstenfamilien der Gegenwart. Am stärksten fühlte er sich naturgemäß zu seinen Geschwistern hingezogen. Bezeichnend für die innige Liebe, die ihn mit diesen sein Leben lang verband, ist es, daß sie auch nach dem Tode Christians IX. alljährlich den dänischen Hof besuchten. Ja, seine beiden Schwestern, die Kaiserinwitwe Dagmar von Rußland und die Königinwitwe Alexandra von England, haben sich in unmittelbarer Nähe von Charlottenlund ein eigenes „Dänemarkheim“, Schloß Hvidöre, eingerichtet, wo sie allsommerlich einige Monate zu verweilen pflegen und sich sehr glücklich fühlen.

Ein guter Mensch, der nur das Beste wollte, ein Mann, der vielleicht wegen seiner angeborenen großen Bescheidenheit unter Umständen auf Fremde einen weniger bedeutenden Eindruck hervorrufen konnte, als er es verdiente, dessen Inneres aber einen Reichtum von Erfahrung und treffendem Urteil barg, der ein tief religiöses

Gefühl mit einer natürlichen Freude am Dasein verband, ist von uns gegangen, und jeder, der das Glück gehabt hat, ihn persönlich zu kennen, wird sein Andenken in dankbarer Erinnerung verehrungsvoll bewahren.

„Der König ist tot, es lebe der König." An dem Tag, an dem die Todesbotschaft Kopenhagen erreichte, wurde um drei Uhr auf dem Amalienborgplatz dem neuen König Christian X. gehuldigt. Es war ein ergreifender Augenblick, als die schlanke Reckengestalt des neuen Königs auf dem Schloßbalkon erschien, um die Huldigung seines Volks entgegenzunehmen, das den ganzen weiten Platz dichtgedrängt erfüllte.

Ersichtlich tief bewegt, aber mit mächtiger Stimme, die über den Platz deutlich vernehmbar hinschallte, hielt er eine kurze Rede, die mit den Worten schloß: „Dänemarks Glück, Dänemarks Selbständigkeit und Freiheit ist das Erbe, das ich schirmen werde. So wahr mir Gott helfe, setze ich wie alle anderen dänischen Männer meine Ehre dafür ein. Dänemark lebe!"

In dem gleichen Augenblick erdröhnte der Königsalut von allen Seeforts und Kriegsschiffen, stimmte das Volk unten auf dem Platz von selbst die alte, machtvolle Königshymne an: „König Christian stand am hohen Mast." Wieder und wieder mußte sich der König an der Seite der anmutigen Königin und des Kronprinzen dem jubelnden Volk zeigen.

Der jetzt im zweiundvierzigsten Lebensjahr stehende König Christian X. ist seit dem 26. April 1898 mit Herzogin Alexandrine von Mecklenburg, einer Schwester der deutschen Kronprinzessin, vermählt, die sich in dänischen Landen der gleichen Beliebtheit erfreut wie in ihrer Heimat, und Vater zweier Söhne, des dreizehnjährigen Kronprinzen Frederik und des zwölfjährigen Prinzen Knud. Christian X. genießt von vornherein eine fast einzig dastehende Popularität. Soldat mit Leib und Seele, ist er geradezu vergöttert nicht nur von seinen früheren Kameraden, den Offizieren, sondern auch von den Mannschaften. Als Student hat er ständig am akademischen Leben teilgenommen und versäumt nie die vom Studentenverein veranstalteten größeren Feste. Und alljährlich versammelt er draußen auf seinem Sommerschloß Sorgenfri, wo er mit seiner Familie das glücklichste Familienleben führt, die Mitglieder des akademischen Sängerchors zu zwangfreiem Zusammensein. —

Möchte die spontane und ergreifende Kundgebung der Liebe und Begeisterung, die das Dänenvolk Christian X. bei seiner Huldigung dargebracht hat, die Verheißung einer langen und lichten Regierungzeit sein!

Ein Jubiläumswunsch zum Wagnergesang.

Von August Spanuth.

Das große Wagner-Jubiläum naht heran, vorgestern waren wir nur noch ein Jahr von Richard Wagners hundertstem Geburtstag entfernt. Überall rüstet man sich, den 22. Mai 1913 in einer Weise zu feiern, die womöglich beispiellos sein soll wie der Eindruck, den Wagners Bühnenwerke auf uns gemacht, wie der Einfluß, den sie ausgeübt haben. Zumal in Deutschland werden die Ehrungen seines Namens, wird der Jubel über sein Werk riesengroß und allgemein sein; denn nachdem es Jahrzehnte gezögert, hat das deutsche Volk nun längst begriffen, daß Richard Wagner ihm darbot, wonach es sich unbewußt gesehnt hatte. Jetzt ist ihm Wagner Bedürfnis geworden und wird es noch lange bleiben.

Die beste, fruchtbarste Form der Ehrung wird natürlich in mustergültigen Aufführungen seiner Werke bestehen. Mustergültig ist freilich ein Wort, dessen Begriff nicht so leicht erfüllt wird, wie man bei der häufigen Anwendung des Ausdrucks sich vorstellen mag; und wenn es sich gar um die Darstellung eines so komplizierten Organismus handelt, wie das Wagnersche Musikdrama einer ist, dann wird die Mustergültigkeit des Ganzen und aller Einzelheiten ewig ein schöner Traum bleiben. Entsprechen also nur die Hauptsachen ganz und gar den Intentionen des Dichterkomponisten, dann darf man getrost von einer Musteraufführung reden.

Werden wir solche Musteraufführungen nun im nächsten Jahre erhalten? Oder haben wir sie schon in der Vergangenheit, etwa im Baireuther Festspielhaus oder im Münchener Prinzregenten-Theater gehabt? Ein brüskes „Nein" auf diese Frage wird vielleicht ungerechter klingen, als es tatsächlich ist; auf keinen Fall darf aber die Anerkennung bisheriger Bestrebungen und Bemühungen bis zu einer konventionellen Lüge, nämlich bis zu einer schüchternen Bejahung der Frage getrieben werden. Viel ist bereits geschehen. Mit echt deutscher, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit hat man sich während der letzten Jahrzehnte an die Kostümierungsprobleme gemacht, die in den Wagnerschen Musikdramen dargeboten werden, und der Szenerie ist man nicht bloß von der historisch positiven, sondern auch von der poetischen und malerischen Seite aus beigekommen. Wer sich noch aus früheren „Parsifal"-Aufführungen in Baireuth an den Klatschrosen-Garten Klingsors und an die Röckchen à la Tintenwischer erinnert, mit denen die zauberhaften Blumenmädchen angetan waren, wird den wesentlichen Fortschritt, der in diesen Dingen bis auf den heutigen Tag gemacht worden ist, nicht gering anschlagen können.

Auch was das Geistige, das Gedankliche der Interpretation anlangt, darf man im ganzen sicherlich von Fortschritt reden; daß sich in Einzelheiten leider auch Eigenmächtigkeiten eingeschlichen haben, wie z. B. in der letztjährigen Baireuther Neueinrichtung der „Meistersinger", ist zu bedauern, läßt sich aber, da die Autorität des lebendigen Richard Wagner fehlt, nicht von heute bis morgen ändern. Allzu tief werden solche Irrtümer auch wohl nicht Wurzel schlagen, denn was sich nicht aus dem Geist des Werkes heraus motivieren läßt, wird vom Publikum schließlich doch als willkürliche, fremdgeistige Zutat empfunden werden.

In bezug auf das rein Dramatische und das Plastisch-Malerische kann man also beruhigt sein; bleibt nur noch die Hauptsache, das Musikalische. Allerdings würde Wagner selbst hier vielleicht einwenden, daß in seinem „Gesamtkunstwerk" die Musik keine solche Überordnung beanspruchen dürfe, aber deshalb bleibt es doch Tatsache, daß Musiker wie Laien in Richard Wagner zuerst wie zuletzt den Musiker verehren — ohne freilich den Dichter Wagner zu mißachten. Wagners Partituren können ohne Text so viel besser bestehen als seine Dichtungen ohne Musik. Ist doch sogar im Konzertsaal ein instrumentales Wagner-Programm meist zugkräftiger als irgendein anderes; wer würde dagegen geschenkte Billette an-

nehmen, wenn jemand auf die Idee käme, einen Vortragsabend mit dem rezitierten „Tristan" als Programm anzusetzen?

Und ganz im Einklang mit der überwiegenden musikalischen Bedeutung des Wagnerschen Kunstwerks ist nun auch der Fortschritt in der musikalischen Interpretation der bedeutendste gewesen. Das muß man allerdings cum grano salis nehmen, denn mit diesem Fortschritt kann nur die außerordentliche technische Vervollkommnung und die geradezu fabelhafte Ausbreitung der verständigen Wagner-Interpretation gemeint sein. Vorauszusetzen, daß denen um die Person des Meisters, den Liszt, Hans von Bülow, Hans Richter, Anton Seidl, Hermann Levi, Franz Fischer, Felix Mottl, noch Geheimnisse seines Geistes und Stils verborgen geblieben wären, die zu entdecken erst ihren Schülern und Nachfahren vorbehalten geblieben sei, wäre zwar absurd. Dagegen hat die allgemeine intensive Beschäftigung mit Wagnerscher Musik dazu geführt, daß unsere Orchestermusiker längst nicht mehr diese und jene Stelle der Partituren für unausführbar halten, daß sie alles mit so viel größerer Sicherheit, also leichter und daher schöner spielen; vor allem aber, daß unsere Dirigenten gelernt haben, die Elastizität des Wagnerschen Tempos zu erfassen und damit das Hauptgeheimnis seines Stils. Wie gewaltig und wie wichtig dieser musikalische Fortschritt ist, wird einem erst bewußt, wenn man in Wagners Schriften nachliest, welche Erfahrungen er selbst in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit so manchem tüchtigen Kapellmeister gemacht hat.

Der Kapellmeister und das Orchester sind bekanntlich beim Wagnerschen Musikdrama so viel wichtiger, als sie bei der Vor-Wagnerschen Oper gewesen. Wagners Orchester soll uns ja erzählen, was in der Seele der handelnden Personen vorgeht. Das ist freilich auch durchaus nötig, denn selbst im Baireuther Haus, dessen Akustik wundervoll ist, wird es trotz des verdeckten Orchesters nie möglich sein, jedes Wort zu verstehen. Muß also dies sinfonisch behandelte Orchester in Momenten der Steigerung über die menschlichen Stimmen hinausschallen, so gibt es auch wieder „psychologische" Erörterungen von solcher Feinheit zu den Vorgängen auf der Bühne, wie die schönsten gesungenen Worte sie nicht vermitteln könnten.

Was auf der einen Seite also naturgemäß durch die reichliche Orchesterbeteiligung im Musikdrama verloren gehen mag, wird auf der andern Seite dadurch wieder eingebracht.

Aber diese mächtig gesteigerte Bedeutung, die Wagner dem Orchester im Musikdrama zugewiesen, hat dazu beigetragen, jenes musikalische Element, das ehemals in der Oper allzu sehr dominierte, derart zurückzudrängen, daß man von einer Verkümmerung des Gesanges reden darf. Man sträube sich, wie man will, man wird das Faktum nicht aus der Welt bringen können, daß der Gesang in unsern Wagner-Aufführungen sich weit genug dem Sprechen, dem Deklamieren genähert hat, um dem eigentlichen Begriff des Singens nur noch ganz sporadisch zu genügen. Da nun aber die menschliche Singstimme das schönste aller musikalischen Instrumente ist, da kein mechanisches Instrument den zartesten Gefühlsregungen einen solch unmittelbaren, „menschlichen" Ausdruck zu geben vermag wie die geschulte menschliche Stimme, deshalb ist die Frage eine brennende, ob dem so sein muß, ob das Kunstwerk des Wagnerschen Musikdramas denn nur für den Preis zu haben ist, daß man aufhört zu „singen"?

Natürlich wird die gegenwärtige Wagnersängerschaft ihre geräuschvollen Stimmen zu einem mächtigen Fortissimo-Protest erheben und behaupten: wir singen ja, wir singen, wie Wagner es gewollt, wir pflegen eben den Sprechgesang! Mit Verlaub; es gibt immerhin noch Leute, die uns erzählen können, wie im Nibelungenjahre 1876 eine Materna, eine Lilli Lehmann usw. in Baireuth gesungen haben, und wie Wagner sie darob gepriesen hat. Daß jene weit mehr „sangen", während die heutigen Wagnersänger so viel mehr deklamieren, wird kein sachverständiger und unparteiischer Mensch abstreiten können, selbst nicht auf die Gefahr hin, daß er es mit der angeblich auch singenden Gegenwart ein für allemal verdirbt. Wer aber hätte den Mut, den Unterschied zwischen damals und jetzt einzuräumen, aber dennoch einen Fortschritt im Sinne Wagners darin zu sehen? Zu solcher Behauptung könnte sich überhaupt nur jemand aufschwingen, der Wagner nie gesungen gehört hat, der also die ganze Situation nicht übersieht. Leider fehlt tatsächlich so vielen von der jüngeren Generation eine auf praktischer Erfahrung beruhende Vorstellung davon, wie der gesungene Wagner klingt.

Natürlich wird keiner widersprechen, wenn zwischen der Gesangsart, die sich vom „bel canto" der Italiener herschreibt, und dem Stil unserer modernen Wagnerinterpretation ein wesentlicher Unterschied konstatiert wird; Uneinigkeit kann ja nur über die Frage herrschen, ob das Aufgeben jener intimeren Reize eigentlicher Gesangskunst notwendig ist, wenn man den richtigen Wagner zu haben wünscht. Und da ist man nun in Deutschland gegenwärtig etwas gar zu schnell bereit, mit einem siegesgewissen Ja zu antworten. Natürlich haben wir bei Wagner für den italienischen Ziergesang keine Verwendung, denn außer dem Doppelschlag verschmäht er ja die Ornamente. Aber die Ornamente an sich machen ja auch gar nicht das Wesen des bel canto aus, sie sind ja auch da nur Zutaten, eben Verzierungen. Ihre saubere Ausführung gelernt zu haben, wird indessen die Gebrauchsfähigkeit der menschlichen Stimme für keinerlei gesangliche Aufgaben herabmindern, also auch nicht für den Wagnergesang; wohl aber wird es dazu dienen, die Stimme geschmeidiger und adaptionsfähiger zu machen. Den Waldvogel im „Siegfried" so recht im Wagnerschen Sinne herauszubringen, wird z. B. der Sopranistin am ehesten gelingen, wenn sie sich Koloraturfertigkeit angeeignet hat. Gänzlich verlorene Liebesmühe wäre also auch der Koloraturgesang nicht. Zu fordern dagegen ist unbedingt die Fähigkeit, mit Kehlkopf, Mundhöhle, Lippen und Atem einen Ton bilden zu können, der nicht nur ohne physische Schwierigkeiten anspricht, sondern auch von erheblichen Nebengeräuschen frei bleibt, kurz, dem keine Erdenschwere mehr anhängt, der nicht von physischer Anstrengung so oder so beeinträchtigt wird. Und diese Forderungen erfüllen unsere jüngeren deutschen Wagnersänger fast niemals, wenn sie ihre Karriere beginnen. Sie bringen kein fertiges Instrument mit, glauben aber, mit der „richtigen Empfindung" alles machen zu können. Diese Empfindung mag noch so tief, noch so musikalisch korrekt sein: wenn der mechanische Apparat versagt, der sie in positiv-musikalischen Ausdruck umsetzen soll, dann wird das wahrhaft Künstlerische vielleicht gestreift, aber nicht erreicht.

Soll das Gras auf einem Bilde recht natürlich aussehen, dann muß es eben eine andere Färbung erhalten als das wirkliche Gras, das man daneben hält. Wagner verlangt gewiß mehr charakterisierenden Gesang als



Pfingstfeier

Von Max Stempel

„Pfingsten!“ jauchzt es in den Tälern, „Pfingsten!“ jauchzt es von den Bergen;
Alles reckt sich, was verschlafen jüngst noch lag in Wintersärgen.

Reckt und streckt sich, keimt und sprudelt, daß die Gräser lustig sprießen
Blätter schwellen, Knospen springen, daß befreit die Bäche fließen.

Seht: Kastanie, Rotdorn, Flieder blühn in Kerzen, Büscheln, Dolden!
Und darüber, flimmernd, schimmernd, strahlt der Himmel blau-weiß-golden.

Blütenflocken flattern, fallen, duftger Frühlingschnee im Garten,
Junge Rosen wehn und winken, purpurfarben, gleich Standarten.

Schlanke Mädchen, schmiegsam scheue, wandeln licht, wie Lenzpropheten,
In Gewändern, schwanenweißen, zwischen unten Blumenbeeten.

Kaum berührt der Saum des Kleides, kaum ihr Fuß, der zierlich feine,
Leis den gelben Kies der Wege, überglänzt vom Frührotscheine.

Kaum umspielt die weichen Lippen, die der Windhauch küßt und streichelt,
Schüchtern ein verschämtes Lächeln, nur ihr Auge lockt und schmeichelt.

Nur ein Sehnen zuckt, ein heißes, zitternd hell, wie Wetterleuchten,
Unter seidig zarten Wimpern, die verstohlne Tränen feuchten.

Und herein zum Tore stürmen stolze Knaben, kecke, kühne,
In den Fäusten sieghaft schwingend Birkenzweige, maiengrüne.

Frischer Tau tropft noch im Laube, und die Tropfen sprühn und blinken;
Heil der Jungfrau, heil dem Jüngling, die im Maitau Minne trinken!

Treu vereint zu engem Bunde werden noch im selben Jahre,
Die mit gläubger Andacht schlürfen dies Getränk, das zauberklare.

Ist nicht Pfingsten? Lacht der Lenz nicht? Heute gilt kein Zagen, Zaudern.
Laßt sie schlürfen, laßt sie schwärmen und vom Glück der Liebe plaudern.

Horch: vom Turme, silbertönig, schallen frohgemut die Glocken.
„Heut ist Pfingsten!“ tönt ihr Jubel. Alle Werktagspulse stocken.

Aus den Hütten, den Palästen, aus der Stuben dunstger Enge
Strömt herbei in dichten Haufen, strömt im Sonntagsputz die Menge.

Greise nahn gebückt am Stabe, Kinder hüpfend, wie zum Reigen;
Heut sind alle Menschen Brüder! Groll und Neid und Hader schweigen.

Jauchzend ziehn sie ihre Pfade! Nur ein Weilchen noch, ein kleines:
Und sie reden freudetrunken, Hirn und Herz voll süßen Weines.

Pflanzen als Symbol die Birke ragend auf, geschmückt mit Kränzen,
Flechten Hand in Hand zur Kette und umkreisen sie in Tänzen!



Schön-Gesang, er verlangt sogar zuweilen sogenannte unmittelbare Gefühlsäußerungen, also den Schrei, das Seufzen, das Stöhnen usw. Die Ausdrucksfanatiker werden sagen, das könne man doch nicht auf dem Wege des richtigen Gesanges erreichen. Nun, wenn Lilli Lehmann zu der Begegnung mit Tristan im zweiten Akt kam und ihr „Endlich, endlich fühl ich dich wirklich" hinausjauchzte, war es zugleich ein wirkliches Jauchzen und dennoch Gesang. Bei allem, was uns auf der Bühne dargeboten wird, ist nun einmal eine Modifikation, ein Stilisieren des „Wirklichen" unerläßlich, und desto stärker wird der Wirklichkeitseindruck sein, je feiner die Stilisierung gradiert ist. Ein gesungenes Drama ist ja vollends eine geradezu verwegene Modifikation der Wirklichkeit, und der ganze Zauber dieser musikalischen Stilisierung wird gefährdet, wenn das zu singende Wort zu sehr an das bloß gesprochene erinnert. —

In Deutschland ist im Laufe der letzten drei Jahrzehnte der Wagner-Gesang immer mehr zu einer Deklamation geworden; der intensive dramatische Ausdruck gilt als das höchste Gebot, und da man ihn, aus Mangel an vokaler Technik, nicht auf gesanglichem Wege erreichen kann, überakzentuiert man das Wort selbst und im Worte wiederum die Konsonanten. Das ist der Weg, der zur gänzlichen Entfremdung vom Gesang führt. Aber die deutsche Sprache, heißt es, lasse keine andere Behandlung zu. Ob dem wirklich so ist? Von wem hat denn einst Deutschland und die ganze übrige Welt überhaupt das Singen gelernt? Von Italien! Wie wär's, wenn man auch jetzt einmal wieder die Augen auf Italien richtete? Auch dort ist zwar der Bühnengesang ein anderer geworden, auch dort hat das überwältigende Beispiel Wagners revolutionierend gewirkt. Sogar zum Teil korrumpierend, darf man hinzufügen. Man singt in Italien im allgemeinen heute nicht mehr so gut wie vor drei Jahrzehnten, aber die besten italienischen Sänger sind immer noch imstande, selbst bei ihren so viel leidenschaftlicheren Gefühlsausbrüchen die Grundform des Singens beizubehalten. Man nehme als Beispiel nur Gemma Bellincioni. Sie ist nicht einmal vor der Richard Straußschen Salome zurückgeschreckt, die doch so viel weniger „sangbar" ist als irgendeine Wagnersche Rolle; und sie bleibt dabei doch immer Sängerin im eigentlichen Wortsinne! Wenn ihr das möglich ist, so liegt der Grund darin, daß dem Italiener eben der Begriff des Singens so viel tiefer in Fleisch und Blut übergegangen ist als dem Deutschen. Wie wär's also, wenn wir uns daran erinnerten, daß wir das Singen von den Italienern gelernt haben, und daß wir nun auch in dieser neuen Phase des singenden Menschendarstellertums möglicherweise von ihnen profitieren könnten! —

Wer von dem Dramatiker und Instrumentalisten Wagner nicht vollständig hypnotisiert ist, wird in der Entwicklung des Wagnergesanges während der letzten drei Jahrzehnte die aufsteigende Linie vermissen, wird um die Zukunft des Wagnergesanges besorgt sein müssen, da er schon mit seinem gegenwärtigen Zustand unzufrieden sein wird. Es ist mehr als ein bloßer Tropfen Wermut in dem Freudenbecher, den wir übers Jahr zu Ehren Wagners zu leeren gedenken, daß wir das Glück, ihn zu besitzen, doch mit dem Verlust oder mit der Verkümmerung einer edeln Kunst bezahlen sollen. Da es aber wirkliche Wagner-Sänger einst gegeben hat und hier und da auch heute noch gibt, wird es sich schon lohnen, wird es des Schweißes der Edeln wert sein, einen Rettungsdienst zu organisieren und mit Energie darauf zu halten, daß der Wagnerinterpret als Sänger beginne und immerdar ein Sänger bleibe.

Obermosel.

Plauderei von R. Gerard.

Der Name Mosel erweckt die Vorstellung: Wein. „Ein leichter Mosel" ist das Wort, an das noch heute die Gichtiker und Arterienverkalkungskandidaten sich klammern, wenn sie vor die Alternative gestellt werden:

stirb oder entsage dem Wein,
dem weißen sowohl wie dem roten;
sonst wird es dein Untergang sein.

Unter-, Mittel- und Obermosel sind drei Vokabeln, die als Heimatbezeichnungen für die verschiedenen Sorten von Moselweinen aufgefaßt werden. Wenn daher von Obermosel die Rede ist, denkt wohl kaum jemand an die Gegend, die sich von Bussang, der Moselquelle, bis zur lothringischen Grenze bei Novéant erstreckt. Niemand denkt an eine Obermosel, die sich Moselle nennt und mit der Meurthe ein geographisches Kompagniegeschäft betreibt. Erst von Metz und Diedenhofen an bekommt der Name Obermosel seinen herb würzigen Weingeschmack. Und da erst wandert sich's gut.

Breit laden zu beiden Seiten die Ufer aus — links sanft ansteigend, mit unübersehbaren Obstgärten, die zur Maienzeit in blendendem Blütenschnee prangen; rechts eine fruchtbare Ebene, in der im Sommer ein Ozean von Kornfeldern jene schlichten Kreuze umwogt, auf denen geschrieben steht: Hier ruhen zwei oder drei oder zehn tapfere Krieger ... in vielen dieser Gräber schlafen Deutsche und Franzosen friedfertig beieinander.

Zwischen Metz und Diedenhofen haben die Dörfer in der Anordnung und Bauart der Häuser noch ganz französischen Charakter, und hie und da sieht man durch eine vierzig Jahre alte Tünche unter der Aufschrift „Schulhaus" die „Maison d'école" von vor 1870 durchschimmern. Die alten Ziehbrunnen mit dem hochragenden Hebebaum, die in Deutschland in den weltverlorensten Dörfern wohl schon abgekommen sind, finden sich hier noch überall in den Höfen und Gärten. Die Ziegeldächer haben die graubraune Patina des Alters. Und es ist ein prachtvoller Menschenschlag, der hier haust. Stämmige, gebräunte Gestalten in den lose hängenden französischen Kitteln und den weiten, unten spitz zulaufenden Pluderhosen. Gesprochen wird nur Französisch. Der Wirt, bei dem wir Rast machen am Wege, und der hemdärmlig seinen Gästen den unvermeidlichen „Mar" — einen aus Trester gebrannten Schnaps — serviert, spricht auch nur Französisch, aber er erzählt in dieser Sprache mit Stolz, daß er bei den Deutzer Kürassieren gedient. Dabei labt man sich an einer Friture — gebackenem Fisch — oder an der köstlichen Matelotte, einem Fischragout mit brauner Sauce. Wer den Mar nicht liebt — und um ihn zu lieben, muß man geborener Lothringer sein — der genehmigt ein Glas vin gris. Der Wein trägt seinen Namen zu Unrecht, da er nicht grau ist, sondern eine rosige Färbung hat. Es ist ein Weißwein aus roten

Trauben, der nur deshalb nicht Rotwein geworden ist, da er vor der Gärung von dem den Farbstoff enthaltenden Trester abgelassen wurde. Hier sei in Parenthese bemerkt, daß auch der luxemburgische Obermosel der Graue oder in der Landessprache „Grächen“ genannt wird. Ursprünglich galt das nur für den trüben Most; nach und nach aber hat sich die Bezeichnung auch für den goldklaren reifen Wein erhalten.

Bei Hagendingen kommt man in die industrielle Zone. Der gigantisch aufragenden Schlote der Hochöfen und Stahlwerke werden immer mehr und mehr, und in der Gegend von Diedenhofen starren diese „Dolomiten der Kultur“ wie eine Art Wald auf. Bei Sierck verengt sich das Tal, und bei dem Ort Schengen beginnt die Mosel die Grenze zu bilden zwischen der Rheinprovinz und Luxemburg. Hier hat der inzwischen allmählich abgeblaßte französische Charakter der Ortschaften und Menschen vollends aufgehört — und der Schiffer, der uns nach kurzem Parlamentieren an Bord seines zu Tal fahrenden Steinkahns nimmt, heißt nicht mehr Jean, sondern Hanni.

Er führt einen stolzen Kahn, der Hanni. Trotz der schweren Ladung wölbt sich der Bug breit aus dem grünen Moselwasser, und dieser Bug ist goldbraun geteert, in der appetitlichen Farbe eines richtiggehenden Kalbsbratens. Bloß der Teerduft! Aber der gehört hier in die Stimmung. Wer einen Sonnentag lang die Mosel erlebt hat, wird den Geruch von Teer und trocknendem Tang nicht los. Der Tang hängt wie langes, grünes Nixenhaar am Boden des Flußbettes und läßt sich von der Strömung kämmen.

Von der Flut langsam getragen, gleiten wir talab. Rechts steigt das Gelände hinan bis zur Wasserscheide zwischen Mosel und Saar, die in spitzem Winkel aufeinanderzufließen. Links die schroff getürmten Kalkfelsen des Strombergs und dann wieder Rebgelände, das sich sieben Wegstunden weit am luxemburgischen Ufer hinzieht. Die Luxemburger haben hier den Vorzug der sonnigen Uferlage. Ihre Hänge gehen nach Südosten, und viele Taleinbuchtungen breiten die Weinberge ganz der Sonne entgegen. Das preußische Ufer liegt viel weniger günstig.

Im Hintergrund schreitet die Brücke von Remich mit ihren massigen Bogenpfeilern über den Strom. Rechts im Tal liegt Nennig mit den berühmten Trümmern einer altrömischen Villa; links Remich, dessen Häusergewirr den Abhang hinan amphitheatralisch sich aufbaut. Ein uralter Turm ragt am obersten Ende des Fleckens trotzig auf. Da er schon als römischer Wachtturm gedient, wüßte er gar viel zu erzählen von der Zeiten Wechsel und Wandel. Daß übrigens der römische Patrizier, der sich bei Remich seine Villa gebaut, keinen üblen Geschmack gehabt, ist schon daraus zu ersehen, daß er Schule gemacht hat. Eine Volkslegende sagt: als der Teufel die Schlösser säte, ist ihm bei Remich der Sack aufgegangen. Überall lugt dort aus dem satten Grün alter Park- und Obstbäume das grade Gemäuer eines Herrensitzes hervor.

Von hier an schieben sich waldige Ufer vor und beschatten den Strom, weiten sich dann wieder zu einem herrlichen Blick talab, wo rechts oben auf malerischem Kalkfelsen ein preußisches, links im Tal ein luxemburgisches Dorf liegt; aus den Weinbergen leuchtet es von den weißen und bunten Gewändern der Winzer und Winzerinnen, die im Sonnenbrand ihre schwere Arbeit verrichten.

Ein dumpfer Schall kommt übers Wasser ... ein „Ferge“ — Fährmann — hat den Nachenbaum hingeworfen, mit dem er sein Fahrzeug geschickt durch die Strömung „gedaut“ hat. Fischer entleeren die Netze, deren Bleikugeln grollend auf den Nachenboden fallen. Das Mariechen — Hannis ranke, kornblonde Schwester — grüßt mit dem Taschentuch einen vorbeifahrenden Zug der Moselbahn Metz—Trier, und aus einem Wagenfenster weht lange ein weißes, windgepeitschtes Tüchlein Antwort ... „und keiner kennt den andern.“

Freund Hanni hat sich eine frische Pfeife gestopft, aber er vergißt das Ziehen, denn jetzt heißt es aufpassen! Dort liegt Ehnen, und gleich kommt die schlimme Stelle, wo der Strom schmal wird wie ein Bach und reißend dazu, und wo in einer Kapelle am Ufer der „heilige Sankt Nikolaus“ steht. Diese pleonastische Bezeichnung des Schutzpatrons der Schiffer erinnert stark an „Louis quatorze, den vierzehnten“, ist aber im Volksmund durchaus gang und gäbe.

Bei der Talfahrt muß der Mann am Steuer die Augen offen haben, bergauf aber ist es an der gefährlichen Stelle noch schlimmer. Da hauen die „Halfen“ — die Helfer, Bauern aus den Uferdörfern, die der Schiffer dingt, damit sie ihm mit ihren Pferden an langem Drahtseil den Kahn moselauf bis zu den Kalksteinbrüchen schleppen — grausig fluchend auf ihre Gäule ein, die, den Bauch fast auf dem Boden, in ihren Strängen liegen. Wenn das Seil reißt — o weh! Dann bekommt der heilige Sankt Nikolaus, dort wo die Strömung beginnt, in aller Geschwindigkeit eine Kerze versprochen, so dick wie ein Bein. Hat der Schiffer wieder Fühlung mit seinen Halfen, dann ist die Kerze nur noch armdick, und ist er glücklich über die gefährliche Stelle hinweg, gerät der Schutzpatron meist ganz in Vergessenheit, und der listige Schiffer setzt das für das Dankopfer bestimmte Geld zu eigener Stärkung in etliche Liter Grächen um.

Nun grüßt links das stattliche Wormeldingen, der renommierteste Weinbauort der luxemburgischen Mosel. „Vinum Mosellanum — omni tempore sanum“ hat schon der römische Poet Ansonius versichert, der an der Obermosel zu Hause und ein trinkfester Knabe war. Und in der Tat — ein Schoppen Wormeldinger ist ein Labsal, dem man zusprechen darf, ohne die schlimmen Wirkungen der schweren Qualitätsweine befürchten zu müssen. Freilich sorgt er, als milder Säuerling, schon selbst dafür, daß man keinen Mißbrauch mit ihm treibt und der Schoppen nicht mehr in sich hineinzählt, als gut und heilsam ist; denn wer hier über den Durst trinkt, muß schon auf das lokale Gewächs trainiert sein.

Rechts fängt das Ufer an, unwirtlich zu werden: es zeigen sich Drieschäcker und Steingeröll, während die luxemburgische Seite ihr freundlich sonniges Gesicht behält. Die Schwesterstadt Remichs, das schmucke Grevenmacher, breitet sich behäbig am Ufer aus. Auch dort wächst ein Grächen, bei dem das Herz aufgeht und der Mund.

Nun mündet links, bei Wasserbillig, die Sauer, an der trotz ihres ominösen Namens auch noch eine Strecke die Rebe gedeiht. In Wasserbillig haben die Hausdächer plötzlich die deutsche Schuppendeckung, und sowie wir Sauerwasser unter dem Kiel haben, ist rechts und links das Moselufer preußische Erde. Hanni erzählt aus heiler Haut, daß er schon mal in Berlin gewesen sei. Er wirkt jetzt ordentlich harmonisch in der preußischen Landschaft — mit seiner Schiffermütze, seinem marineblauen Zeug und den Kommißstiefeln, deren Schäfte unter dem Hosenbein wackeln, wenn er dröhnend über das Deck schreitet. Beiläufig bemerkt, trägt er auch kleine goldene Anker auf den Ohrläppchen.

Die Kalksteinfelsen haben aufgehört, und an der Straße entlang zeigt sich der rotbraune Trierer Sand-

stein. Die Spitze des merkwürdigen Römerdenkmals sieht uns nach, das mit der Porta nigra und den Nenniger Mosaiken zu den kostbarsten Überbleibseln des alten Rom diesseit der Alpen gehört. Die Uferberge treten zurück, der Spiegel des Stroms weitet sich dort, wo links auf der Höhe die Mariensäule, das Wahrzeichen Triers, aufragt. Hier liegt die alte Augusta Trevirorum, wo wir von Hanni Abschied nehmen und ihn weiter fahren lassen, die Mittel- und Untermosel hinab an all den gesegneten Orten vorbei: Piesport, Erden, Lieser, Uerzig, Bernkastel, Graach, Wehlen, Zeltingen, deren Namen Moselduft ausströmen und Erinnerungen wecken an schöne Stunden, da die Becher klangen zu dem feuchtfrohen Lied mit dem Kehrreim: „O Moselstrand, o selig Land!“

Unsere Bilder

Der Thronwechsel in Dänemark (Abb. S. 859 bis 861). Deutschlands Nachbarland Dänemark hat am 14. Mai d. J. seinen König verloren. König Frederik VIII. war eben im Begriff gewesen, aus dem Süden heimzukehren, wo er sich von einem Leiden erholt zu haben glaubte. In Hamburg, wo der König mit seiner Gemahlin Station gemacht hatte, wurde er auf offener Straße vom Schlag getroffen und starb in den Armen der Leute, die dem unbekannten Herrn zu Hilfe kamen. Die Dänen betrauern in diesem Monarchen, der 69 Jahre alt wurde, aber kaum sechs Jahre lang auf dem Thron saß, einen hochgebildeten und kunstsinnigen Regenten, der stets redlich für sein Land gearbeitet hat. Die Deutschen wußten, daß dieser Dänenkönig sich bemühte, das Jahr 1864 zu vergessen. So gab es in Hamburg aufrichtige Kundgebungen der allgemeinen Trauer. Die Königsleiche wurde in feierlichem Zug unter hohen militärischen Ehren zum Bahnhof geleitet und im Sonderzug nach Travemünde übergeführt, von wo sie an Bord der Jacht „Danebrog“ nach Kopenhagen gebracht wurde. Bevor noch der tote König heimkehrte, war aber bereits der neue proklamiert worden. Auf dem Amalienborger Schloßplatz in Kopenhagen brach eine Menge von Zehntausenden in laute Hurrarufe aus, als der Ministerpräsident Berntsen vom Balkon des Schlosses aus zum erstenmal den König Christian X. hochleben ließ. Umgeben von seiner Gemahlin Alexandrine und seinen Söhnen Frederik und Knud zeigte sich der neue Herrscher Dänemarks dem Volk, während der Königsalut donnerte und die Danebrog-Fahne auf dem Palais hochging.

Von der diesjährigen Mittelmeerfahrt der Kaiserfamilie (Abb. S. 862 u. 863) berichten zwei unserer Bilder nachträglich noch einige Einzelheiten. Prinzessin Viktoria Luise, die den Bewohnern Korfus so lieb geworden ist, hat auch ihre Tracht versucht, die bekanntlich sehr malerisch ist. — Das zweite Bild zeigt den Epilog der Kaiserreise, die Heimfahrt an Bord der „Hohenzollern“ von Korfu nach Genua.

Der Schlußstein zum Völkerschlachtdenkmal (Abb. S. 864) bei Leipzig wurde am 13. Mai gelegt. Man hatte dieses Datum gewählt, weil es den Geburtstag des Kammerrats Thieme, des Urhebers des Denkmalsgedankens und seiner Verwirklichung, bezeichnet. Die Feier der Schlußsteinlegung verlief sehr imposant. Tausende von Gästen hörten die Festreden an, der Leipziger Männerchor sang patriotische Lieder. Dann wurde eine Urkunde in dem Schlußstein verborgen. Die Einweihung des Denkmals findet bekanntlich erst am 18. Oktober 1913 statt.

Prinzessin Juliana (Abb. S. 865), die kleine Tochter der Königin der Niederlande, genießt entgegen dem ursprünglichen Programm auch den diesjährigen vierten Frühling ihres Lebens in der Heimat. Die geplante Reise der Königsfamilie nach Mecklenburg wurde wegen eines Unwohlseins des Prinzgemahls aufgeschoben.

Gustav Mahlers Achte Sinfonie (Abb. S. 866), die man wegen der Zahl der Mitwirkenden die „Sinfonie der Tausend“ nennt, wurde den Berliner Musikfreunden zum erstenmal im Zirkus Schumann vorgetragen. Kapellmeister Wilhelm Mengelberg aus Amsterdam leitete die grandiose Aufführung, an der auch der Riedelverein mitwirkte.

Personalien (Abb. S. 864). An Stelle des Herrn Crozier geht der frühere Gesandte in München Alfred Dumaine als neuer französischer Botschafter nach Wien. Dumaine wurde im Jahr 1907 plötzlich aus München abberufen, weil er durch seine Verbindung mit dem päpstlichen Uditore Montagnini und dem Münchner Nuntius als politisch kompromittiert galt. — Baron J. Greindl, der belgische Gesandte in Berlin, ist von seinem Amt zurückgetreten. Der ausgezeichnete Diplomat, der bereits seit dem Jahr 1855 im Dienst seines Landes steht, ist in seinen Mußestunden ein feinsinniger Bildhauer.


Nach einer Photographie von C. Jagerspacher, Gmunden.
Georg Wilhelm Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg †

Herzog Georg Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg (Abb. nebenst.), der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland, ist bei einem Automobilunfall um sein Leben gekommen. Auf der Fahrt nach Schwerin fuhr das Auto des Prinzen in der Nähe des Bahnhofs Friesack gegen einen Baum. Der Prinz blieb auf der Stelle tot.

Todesfälle (Abb. S. 864). Schweden oder vielmehr das zivilisierte Europa hat einen seiner größten Dichter verloren. Vor wenigen Tagen starb August Strindberg, der ruhelose, aber auch rastlose Mensch, der kraftvolle Dramatiker, der mächtige Erzähler. Strindberg war am 22. Januar 1849 zu Stockholm geboren. Den Rest seines Lebens kennt man aus seinen Schriften, die besonders das Eheleben ihres Autors ohne Rücksicht entschleierten. Alle diese Schriften sind ins Deutsche übersetzt worden. „Fräulein Julie“, „Kameraden“, „Königin Christine“, „Gläubiger“, „Totentanz“ sind deutsche Bühnenwerke geworden, die erzählenden Schriften Strindbergs werden bei uns von Tausenden gelesen. — In München verschied der bekannte Afrikareisende Eugen Wolf am Typhus. Wolf hat Afrika und Ostasien mehrmals bereist und seine Erlebnisse in ausgezeichneten Schriften geschildert. Er ist 62 Jahre alt geworden. — Der in Stuttgart verstorbene hochverdiente Vorsitzende des Turnausschusses der Deutschen Turnerschaft Prof. Fritz Keßler hatte sein ganzes Leben der Turnsache gewidmet.

Die Toten der Woche

König Friedrich VIII. von Dänemark, † in Hamburg am 14. Mai im 69. Lebensjahr (Abb. S. 860).

Landtagsabgeordneter Ferdinand v. Baumbach, † in Berlin am 17. Mai im Alter von 60 Jahren.

Sophus Jacobsen, bekannter Landschaftsmaler, † in Düsseldorf im Alter von 78 Jahren.

Prof. Friedrich Keßler, Landesturninspektor, † in Stuttgart im Alter von 58 Jahren (Portr. S. 864).

Musikdirektor Adolf Lang, † in Oliva am 13. Mai im 82. Lebensjahr.

Wirkl. Geh. Reg.-Rat Dr. Paul Micke, Direktor der Großen Berliner Straßenbahn, † in Berlin am 15. Mai.

Prinz Heinrich XLIII. Reuß j. L., † auf Schloß Oberstein am 13. Mai im Alter von 18 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Georg Sombart, ehem. Eisenbahndirektionspräsident, † in Berlin am 12. Mai.

Geh. Rat Prof. Dr. Eduard Straßburger, berühmter Botaniker, † in Bonn am 19. Mai im Alter von 68 Jahren.

August Strindberg, berühmter schwedischer Dichter, † in Stockholm am 14. Mai im Alter von 63 Jahren (Portr. S. 864).

Professor Heinrich Struve, berühmter Philosoph und Aesthetiker, † in Etham (England) im Alter von 72 Jahren.

Lecina-Seife

"Wieso ich so zarte, weiche Haut habe?"
fragte sie lachend.

"Ja, Haut so sammetweich, so köstlich durchduftet — zum Küssen verführend", erwiderte er, ihren Arm leise streichelnd.

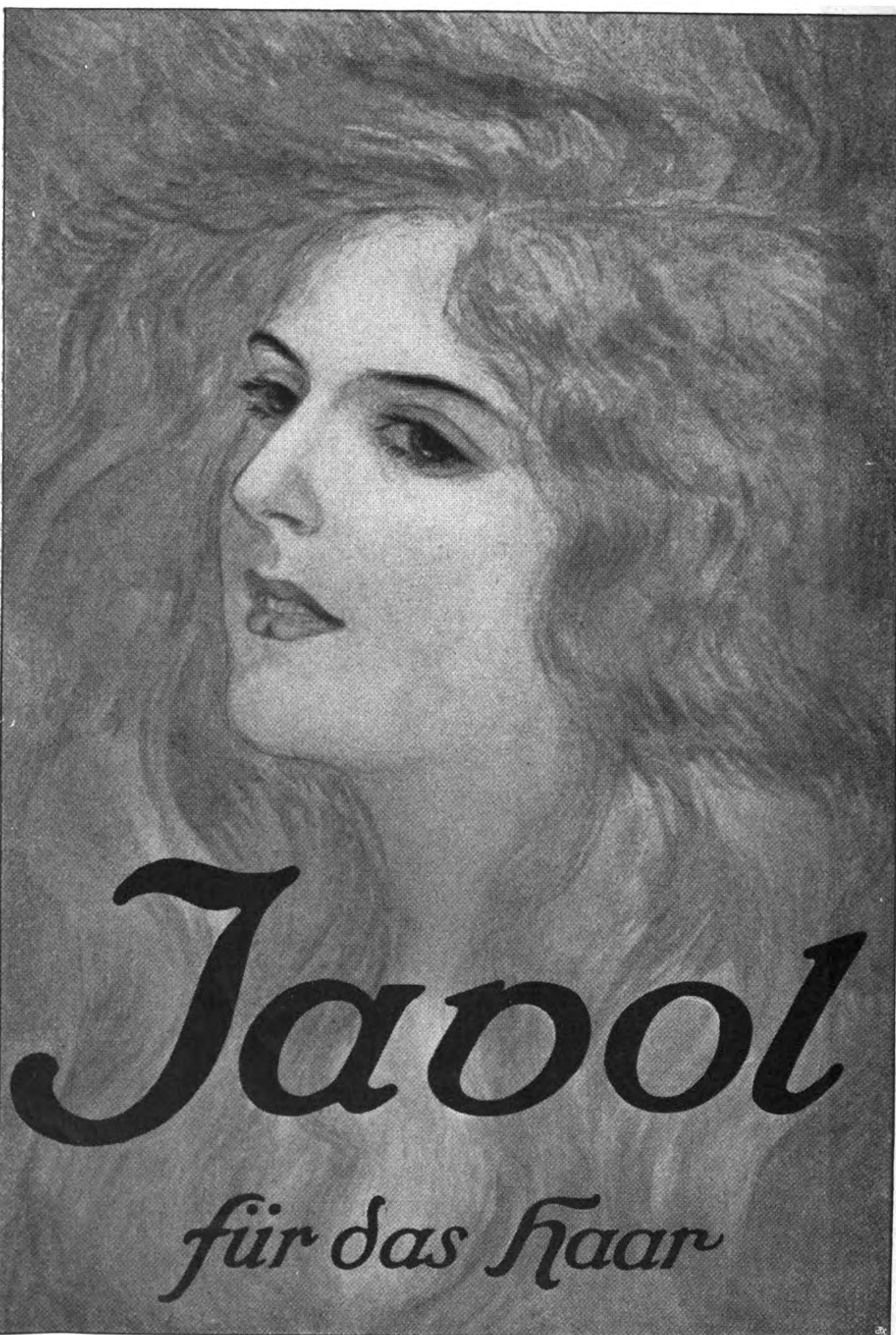
"Es ist mein Geheimnis", lachte sie weiter, "Sie möchten es kennen? Ja, dazu muss ich Ihnen einen kleinen medizinischen Vortrag halten. Sie haben schon von «Lecithin» gehört, nicht wahr, und dass es als Nervensubstanz bezeichnet wird? Sie wissen auch, dass die Haut aus zahllosen mikroskopisch kleinen Muskelfasern und Nerven besteht? Nun sehen Sie, wenn Sie diesem Gewebe täglich auch von aussen Kräftigungsmittel zuführen, dann wird es straff, glatt, widerstandsfähig — die Schlange Weib steckt dann in einer wahren Schlangenhaut —. Zweimal täglich wasche ich mich mit «Lecina-Seife», die stark lecithinhaltig ist und auch in anderer Hinsicht ein ganz prächtiges Kosmetikum, denn sie ist nur aus den besten Ingredienzien hergestellt, und während früher meine Haut gegen jede Seife revoltierte, bemerken Sie nun den Effekt. Wenn sie im übrigen auch so köstlich durchduftet ist, dann ist das auch nur Verdienst der Seife. Nun geben Sie aber meinen Arm frei, Sie unverbesserlicher Flirt", sagte sie langsam aufstehend, "und — vergessen Sie nicht, «Lecina-Seife» zu kaufen, damit ihr Duft und ihre flüchtigen Flöckchen Ihnen täglich mein Bild in Erinnerung bringen".

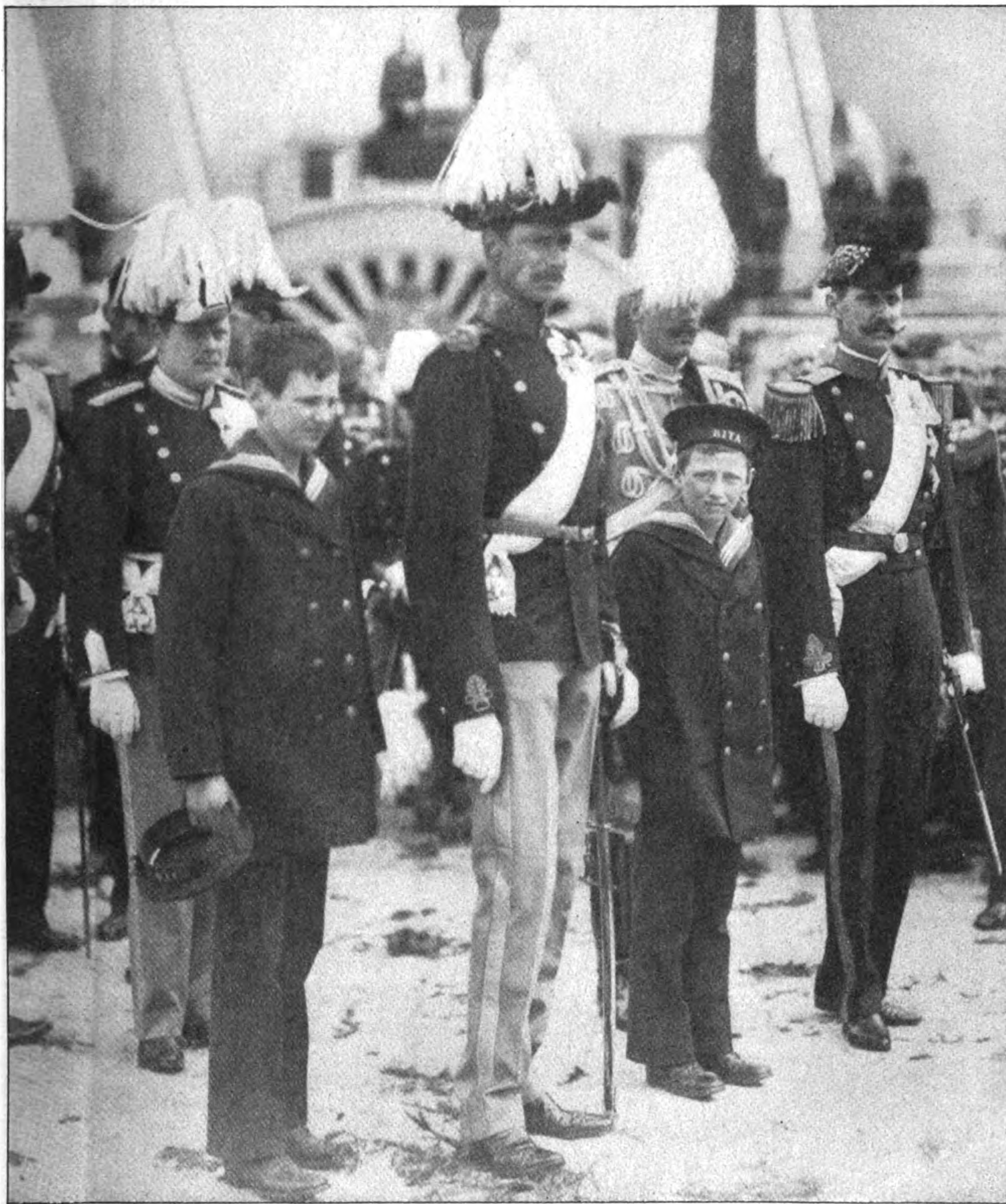


Preis 50 Pfg.; 3 Stück M 1.40. — In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.



Alleiniger Fabrikant: Ferd. Mülhens, Köln a. Rh.


Javol
für das Haar



Vordere Reihe (von links): Kronprinz Friedrich, der König, Prinz Knud, der König von Norwegen. Phot. B. J. G.

König Christian X. erwartet mit seinen Söhnen in Kopenhagen die Ankunft der Leiche seines Vaters.

Zum Thronwechsel in Dänemark.



Phot. Schaul, Hamburg.

König Friedrich VIII. auf dem Totenbett im Hotel in Hamburg.



Phot. Kaltar.

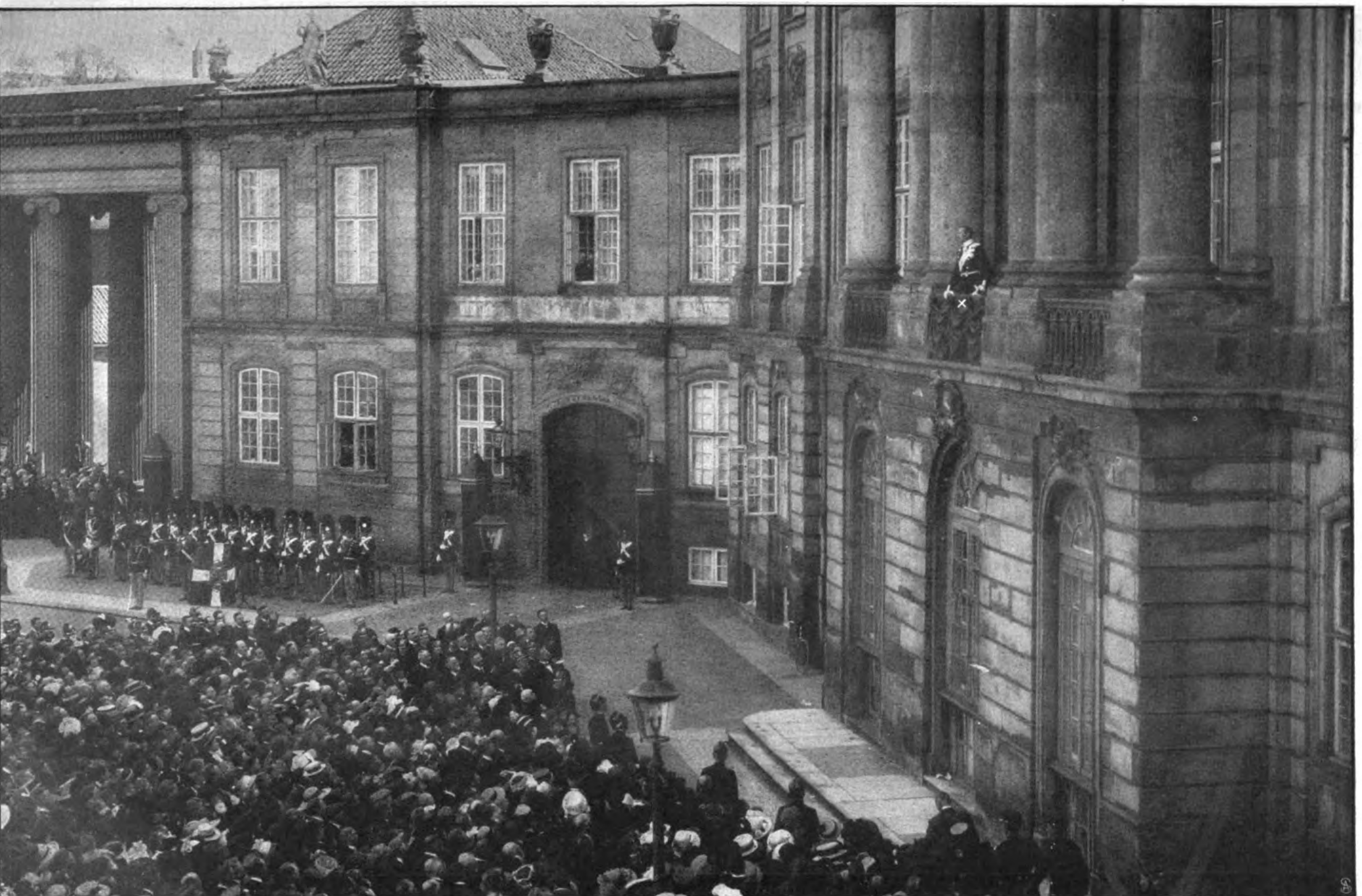
Königin Alexandrine von Dänemark,
Herzogin zu Mecklenburg.



Phot. [illegible]

König Christian X. und seine Mutter
nach der Ankunft in Kopenhagen.

Zum Thronwechsel in Dänemark.



Hofphot. Elfelt.

Zum Thronwechsel in Dänemark: Proklamation des Königs Christian X. (×) im Hofe des Schlosses Amalienborg in Kopenhagen.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Yacht „Hohenzollern“.

Von links (Stehend): Gef. Frhr. v. Jenisch, Chef d. Zivilkabinetts v. Valentini, Oberstabsarzt Dr. Niedner, Gräfin Klinckowstroem, Prinz August Wilhelm, Prinzessin August Wilhelm, Gen. d. Inf. v. Lyncker, Hofmarschall Graf Platen, Der Kaiser, Generalintendant Graf Hülsen-Häseler, Prinzessin Viktoria Luise, Generalmajor v. Gontard, Frl. v. Saldern, Admiral v. Müller, Generaloberst v. Plessen. (Sitzend): Kapt. z. S. v. Bülow, Oberl. v. Behr, Generalmajor v. Chelius, Kapt. z. S. Karpf.

Auf der Rückreise von Korfu. Der Kaiser mit seinen Kindern und dem Gefolge an Bord der „Hohenzollern“.



Prinzessin Viktoria Luise von Preußen in korfiotischer Tracht.
Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Baron Greindl,
der langjährige belgische Gesandte in Berlin, verläßt seinen Posten.



Phot. Harlingue.

M. Dumaine,
der neue franz. Botschafter in Wien.
Aus der diplomatischen Welt.



August Strindberg †
Der berühmte nordische Schriftsteller.



Phot. Franz Grainer, München.

Eugen Wolf †
Der bekannte Afrikaforscher und Weltreisende.



Hofphot. Hirrlinger.

Prof. Fritz Keßler †
Der Vors. des Ausschusses der Deutschen Turnerschaft, verschied in Stuttgart.



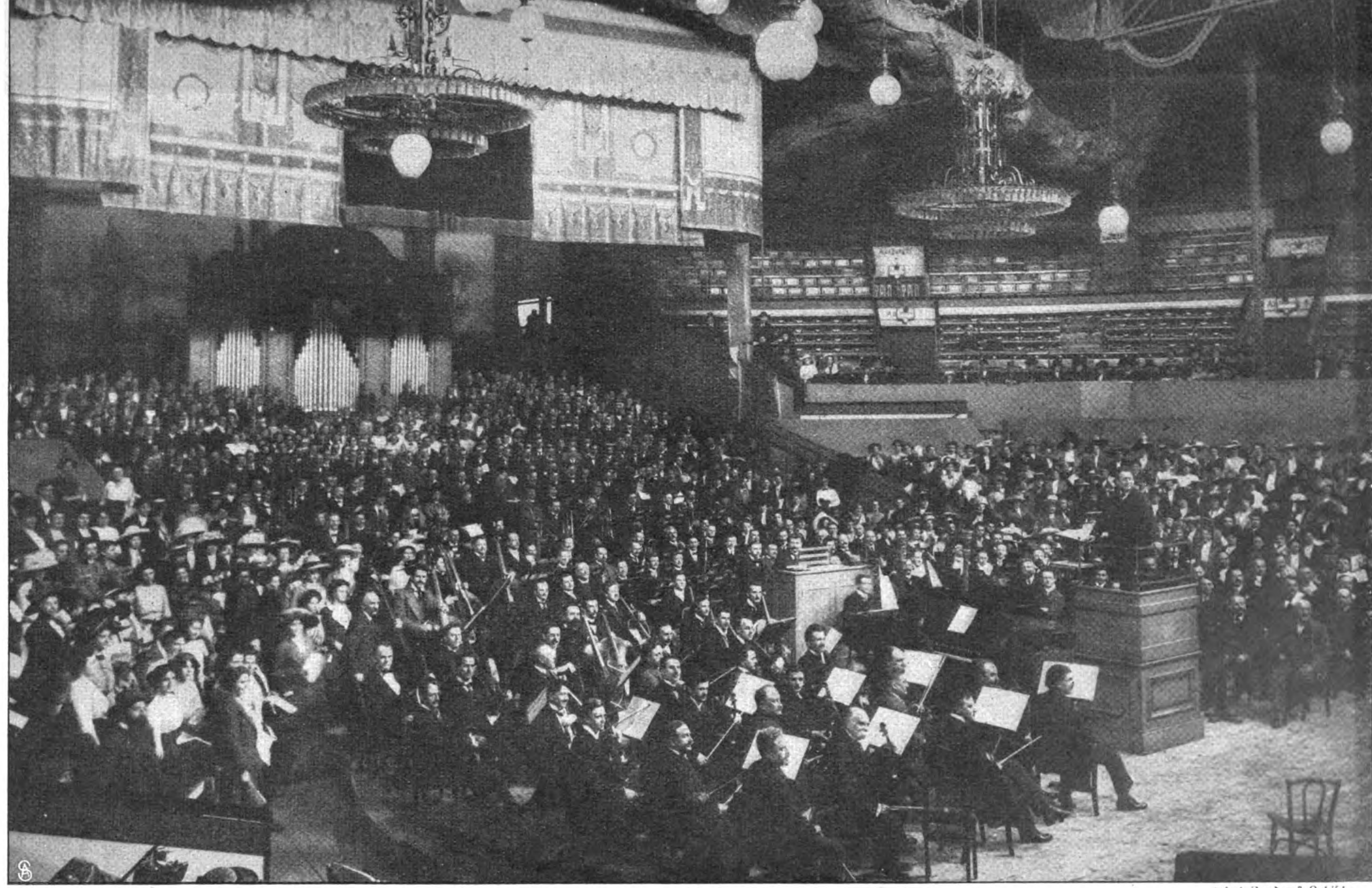
Phot. König.

Schlußsteinlegung des Völkerschlacht-Denkmals bei Leipzig: Versenkung der Metallkassette mit den Urkunden.



Phot. Intern. Illustrat.-Bureau.

Prinzessin Juliana mit ihrer Mutter Wilhelmina Königin der Niederlande
im Vondelpark in Amsterdam.



Phot. Zander & Labisch.

Ein musikalisches Ereignis: Aufführung der VIII. Sinfonie von Gustav Mahler, der „Sinfonie der Tausend",
im Zirkus Schumann in Berlin.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

7. Fortsetzung.

Lottes Erstaunen war groß, und sie wußte die Inschrift mit den Worten von dem Grab des Luisle, die Sabine gebraucht hatte, so wenig in Einklang zu bringen, daß sie sich anschickte, noch einmal zu fragen. Aber da sah sie, daß die Frau mit tief in die lockere, schwarze Erde gesenkten Händen vornübergebeugt kauerte, den Kopf bis zum feuchten Grund geneigt, und ihr Gesicht war nicht mehr zu sehen. Nur die Schultern zuckten. Und es war ein grenzenloses Weh und eine starke, ergreifende Beherrschung jedes lauten Schmerzes in dieser Haltung, als ränge die Mutter mit dem Schicksal, das ihr den Jüngsten ins leere Grab des heimatlos im Totenschifflein hinausgetriebenen Luisle Reitter gebettet hatte. So hielt sie die würgende Erde gepackt, um ihren Schmerz darin zu ersticken.

Da stahl sich Lotte davon. Im Dorf begegnete ihr der alte Gorner noch einmal. Aber ein starker Knabe hielt ihn fest an der Hand und zog den Wankenden mit sich fort. Der Postillion führte schon die Pferde zur Tränke.

Lotte ging an den See. Die breiten Kähne lagen auf den Grund gezogen, schwarze Tauchenten ruderten auf dem Wasser. Der Abendhimmel schwamm darin mit seinen bunten Wolken.

Als sie zum „Österreicher“ zurückkehrte, spannte der Postillion ein. Vieh zottelte allein zum Brunnen, ein abgeschirrtes Pferd bog um die Ecke, auf dem ein Mann saß, der ihr bekannt schien. Er sah sie an und grüßte.

Da trat sie rasch zu ihm heran. „Sind Sie's, Herr Gorner? Ich sah Sie mit Vinzenz beim Brand.“

Er bejahte — und weiter nichts.

Lotte zögerte, endlich konnte sie nicht anders. „Ich laß Ihre Frau grüßen, ich bin lieber still gegangen. Ist es Ihr Bub, der gestorben ist im Januar?“

„Ja, der Nickel.“

„Mein Gott, davon hat mir ja Vinzenz kein Wort gesagt! Haben Sie es ihm nicht geschrieben oder gestern selbst mitgeteilt?“

„Nein.“

Jedes Wort ein Stein, der aus seinem Mund fiel. Kein Zucken in seinem Gesicht. Nur die unerschütterliche Ruhe, die alle Züge beherrschte. Auch die Hand zuckte nicht, die auf dem Hals des Ackerpferdes lag. In der anderen hielt er die Kappe zu einem Klumpen geballt, fest zu einem Klumpen geballt.

Als sie verständnislos, zwei Tränen in den Augen, zu ihm aufblickte, rang er sich noch eine Erklärung ab, vielleicht, damit sie nicht schlecht denke von dem Vinzenz, der hier daheim war.

„Er hat mich nicht expreß gefragt nach dem Buben.“

„Grüßen Sie die Sabine vielmal. Ja? Aber sagen Sie's ihr auch, vielmal! Und wie sie mir heute an der Kirche das Leben gerettet hat, als er den Streich mit der Hacke nach mir führte, der alte, kindische Mann, das soll sie Ihnen selbst erzählen.“

So stieß sie fieberhaft hervor, fassungslos und fast empört über die Verschlossenheit dieser Menschen.

Da riß die Faust Gebhards dem Schimmel das Geschirr vom Hals empor, so hart war der Schlag. „Der Alte! Dem schlag ich noch selber —“

Er brach ab. Nur ein Keuchen stieg aus seiner Brust, dann setzte sich der müde Gaul wieder in Schritt und wiegte ihn heimwärts.

Als Lotte neben dem Postillion die Straße hinunterfuhr und zu der Kirche hinaufblickte, die im Abendschein nicht mehr weiß, sondern rötlich schimmerte, sah sie oben an der Mauer eine unbewegliche Gestalt stehen. Stehen wie die wundertätige Mutter Gottes, die sie einst von der Kapelle aus erblickt hatte. Gerade so stark und unbeweglich.

* * *

Noch acht Tage lang sammelten sich die Mitglieder der Schauspielertruppe täglich an der Brandstätte. Wie Vögel, die immer noch zu einem Futterplatz kommen, auf dem nicht mehr gestreut wird. Sie standen und schauten den Aufräumungsarbeiten zu, und wenn ein Gegenstand hervorgezogen wurde, der noch erkennbar war, der Rest einer Rüstung, ein angebranntes Buch, ein Knäuel von Kostümen, dann erhitzte sich ihre Erinnerung, und sie erzählten einander von Dingen, die sie längst wußten, von Aufführungen und Triumphen, wie sie keine größeren und schöneren erlebt haben wollten. Am neunten Tag schloß Doktor Herrenrieder die Sammlung, die zugunsten des Theaterpersonals veranstaltet worden war, und richtete die Summen in sorgfältig abgestuften Beträgen aus.

Als er am andern Morgen auf seinem Spaziergang an den Ruinen vorüberkam, fand er nur noch den alten Chargenspieler Fanto dort stehen. In einem langen weißen Malerkittel, ein Halstuch um das Kinn gebunden, trotz der Frühlingswärme.

„Ja, ich bleibe hier, Herr Doktor. Vor achtzehn Jahren hab ich hier den Tell gespielt und dann, als ich wiederkam — das sind sechs Jahre — den Attinghausen. Und jetzt soll ich noch mal auf die Wanderschaft — ich mit 65 Mark Monatsgage und 15 Mark für Rollenabschreiben und Zettelschreiben und Prospektmalen! Kann ich nicht, verehrter Herr Doktor! Jetzt hab ich mich bedacht und hab mich assoziiert. Er hat mir's angetragen in der Kneipe, der Malermeister Stempfle. Mein Vater ist Dekorationsmaler gewesen. Und dann das viele Geld: Dreihundertsiebzig Mark auf die Hand, damit konnte ich das glatt machen!“

Vinzenz mußte lächeln.

„Die Idee kann ich loben. Aber renommieren Sie nicht mit dem großen Einstand. Sie wissen, es ist noch etwas Besonderes von mir dabei. Sonst bekomm ich noch Schwierigkeiten."

Da hob Fanto beschwörend den Arm. „Herr Doktor, ich weiß doch warum. Sie hat immer ein Herz gehabt für mich. Ich weiß, wem ich zu danken habe."

„Sie haben niemand zu danken", unterbrach ihn Vinzenz grob.

„Ich habe niemand zu danken", erwiderte Fanto eingeschüchtert.

„Also Adieu, Herr Fanto!"

„Ich bitt, nicht Fanto! Der Name liegt hier begraben. Ich trug ihn heute selbst hierher. Ja, da drin, in dem Schutt. Ich heiße wieder wie vor achtunddreißig Jahren: Rosmüller."

Das klang verschämt, wie eine Entschuldigung, und in dem schlecht rasierten, faltigen Gesicht zuckten die beweglichen Muskeln trübselig.

Vinzenz reichte ihm stumm die Hand wie einer, der sein Beileid ausdrücken will. Er achtete die Entsagung und den Schmerz des alten Komödianten.

Mit beiden Händen umfaßte der alte Schauspieler seine Rechte und sprach mit erhobenem Haupt, den mageren Hals aus dem wollenen Tuch reckend: „Der Stempfle, der Knotensohn, meinte, ich solle den Fanto beibehalten. Das klänge so künstlerisch und paßte auf unsere Firmentafel. Verehrter Herr Doktor, Ferdinand Fanto hat den Mortimer gespielt vor dreißig Jahren, und diesen Namen will der Mann als Firmenschild benutzen! Aber da hab ich ihm den Kontrakt zurückgegeben, und er braucht jemand, der ihm die Bücher besorgt, er kriegt keinen billigeren Sozius, er hat auch den Rosmüller akzeptieren müssen."

„Lassen Sie sich nicht von ihm unterbekommen! Er ist ein Vesperbruder, sonst stünd er in besseren Schuhen, und wenn Sie einen Rat brauchen —"

„Komm ich zu Herrn Doktor Herrenrieder", vollendete der Alte würdevoll, als gewährte er die letzte königliche Gnade, die er noch zu spenden hatte.

Vinzenz setzte den Heimweg fort und sann über die Einflüsse nach, die Beruf und Umwelt auf die Menschen ausüben, und eine leise Unruhe tastete in seinen Gedanken umher, denn er geriet von dem alten Schauspieler auf Lotte und versuchte vergebens, der müßigen, selbstquälerischen Frage auszuweichen, ob sie in den vier Jahren, die sie an der Bühne gewesen war, Anschauungen und Gewohnheiten in sich aufgenommen habe, die ihr bürgerliches Zusammenleben schädigen könnten. Aber er schalt sich selbst einen Pedanten und einen Narren und ging endlich in der frohen Erwartung heim, einen Brief von Lotte vorzufinden.

Ihre Briefe waren von einer verhaltenen, beinah scheuen Zärtlichkeit und sprachen zu einem ganz jungen, leidenschaftlich Verliebten. Das war er ja gar nicht, der diese Briefe erwartete und aufriß und las, in die Brusttasche schob und wieder las. Aber es waren trotzdem keine leeren Liebesbriefe mit Schwüren und Küssen und Banalitäten. Sie waren merkwürdig reif, erzählten und urteilten, schilderten und fragten, wie klare Spiegel erschienen sie ihm, und dennoch war es ihm, als sähe er nicht auf den Grund ihres Wesens.

Drei solcher Briefe, alle acht Tage einen, hatte sie ihm geschrieben. Gestern hatte er den vierten erwartet. Heute lag er da. Mit einem Schwall strömender Zärtlichkeit und unbändiger Sehnsucht füllten sich seine Adern, als er ihn in die Hand nahm, und dabei sagte er sich wieder einmal, wie verliebt er war, und stand dabei doch fest und gerad in seinen Schuhen als ein Vierziger.

Acht eng beschriebene Seiten lagen in seiner Hand. Er las mit ungeteiltem Herzen, jedes Häklein lebte, jedes Wort, jeder Satz, auch die hier und da vergessenen kleinen Satzzeichen, alles weckte in ihm ein zärtliches Empfinden.

„Und nun muß ich Dir noch etwas erzählen, liebster Vinzenz, schnell noch, ehe Du zur Hochzeit kommst. Aber nimm's gut auf, es drückt mich schon lang, denn ich habe das Gefühl, daß ich es Dir hätte sagen sollen. Aber ich bin das Alleinleben und Selbstbestimmen so gewohnt, ich hab mich ja daran auch gewöhnen müssen, und da bin ich, ohne Dir etwas davon zu sagen, damals, nach dem Brand, nicht gleich nach Haus gefahren. Es war gut, daß Du nicht am Bahnhof warst, und daß wir uns wirklich an dem Morgen, wo der wilde warme Wind wehte, Adieu gesagt haben. Ich hätte Dir am Ende etwas vorgelogen beim Einsteigen. So eilig hab ich es nämlich nicht gehabt, nach Haus zu kommen. Nur fort von dort, damit es einen Abschnitt gab. Es ist ja ein sehr großer Abschnitt, ein ganzes neues Leben. Du hast es anders, Du bewegst Dich eigentlich nicht vom Fleck, auch innerlich nicht, und nimmst mich nur hinein in Dein Leben. Aber ich, ich geh nun schon zum zweitenmal in etwas Neues hinein. Nimm mich lieb auf, Vinzenz! Mach mir recht viel Platz, denn ich werde mich nicht so schnell zusammenhöckeln können nach dem In-der-Welt-Herumfahren. Unruhig wird man beim Theater, und manchmal ist das die Ablenkung von der inneren Unruhe, manchmal wird's einem auch zum Bedürfnis, manchmal treibt es die unruhig Gewordenen hin. Dann denkt man auch, was ist morgen? Morgen ist Probe, morgen ist Müdesein, morgen ist Kein-Geld-mehr-Haben, morgen ist eine schöne neue Rolle, für die man sich zerreißen läßt, morgen ist immer etwas Neues, etwas anderes, und dahinter steht der große Traum von dem goldenen Leben und der großen Künstlerin. Aber das ist vorbei. Ich hab den ganzen Winter hinter jedem Morgen Dich stehen sehen. Ich kann's Dir ja schreiben. Wenn ich bei Dir bin, bin ich ja wie auf den Mund geschlagen, und Du, Du sagst auch nur, wenn Du schreibst, wie es in Dir aussieht. Und da wirst Du es begreifen, wenn ich nicht gleich nach Hause gefahren bin. Ich war in Hohenried."

Vinzenz hatte schneller und schneller gelesen. Jetzt fuhr er auf und starrte über den Brief weg ins Leere. Las nicht weiter, sondern wälzte die Tatsache und fragte sich mit plötzlich aufspringender Erregung und einem sonderbaren Gewissensdruck, der von irgendwoher auf ihn herabfiel und ihn ergriff: „In Hohenried? Und dort? Und warum? Und Sabine?"

Er las immer noch nicht weiter. Der Brief wartete auf ihn, er mußte erst mit sich fertig werden.

Und es war doch nichts fertig zu werden. Nur der Gedanke, daß sie nach Hohenried gefahren war, daß sie dort Sabine vor Augen getreten war, das erschien ihm so unmöglich, so, als ob es nicht hätte sein dürfen, als wäre ein Verbrechen geschehen, das er nun wieder gutzumachen hatte. Lange ging er im Zimmer auf und ab.

Die Erinnerungen kamen und liefen durcheinander, und er dachte an Sabine, an die Sabine Reitter, die aus dem Seminar heimgerufen worden war, weil die Mutter gestorben war und sie dem Vater die Wirtschaft führen und den Geschwistern die Mutter ersetzen mußte.

Es war ihm wie gestern, daß er als Studiosus die Freundin wiedergesehen hatte. Der See, so glatt wie nur an ganz stillen Tagen, dicht bestreut mit dem gelben Blütenstaub, den die alten Weidenbäume ausgeatmet hatten. Frühling im Ried und weiße glänzende Wolken, Stäublein des Löwenzahns, die zu Tausenden durch die Luft trieben, und der Tag des Herren-Leichnam, an dem die Prozession an drei Altären vorüberzog. Der erste stand vor dem Riedhof zum „Kreuz", der zweite vor dem „Österreicher", der dritte auf dem breiten Kahn, von dem der letzte Segen über Wasser und Wald gesprochen wurde. Die Böller krachten, Sabine trug mit drei Mädchen die Mutter Gottes.

Sie waren jung gewesen, und er fühlte, wie das dunkle Blut in ihm stieg, und er roch den Frühling, er schlug die Arme in die Höhe und streckte die Hände aus und schloß die Augen und hielt sie wieder an sich gepreßt, und sie wandte den Kopf, und er suchte ihr Gesicht, und — ein Seufzen kam über seine Lippen, die Arme sanken, neben dem Tisch, auf dem der Brief lag, brach er schwer auf den Stuhl. Er hatte in Sabines Gesicht Lottes Züge gefunden. Er hatte die Erinnerung gefälscht, er hatte die als sein eigen in Armen gehalten, die es erst als seine Frau werden sollte, er hatte eine in der anderen betrogen.

Unsinn! Sabine war wie er im Frühling aufgegangen. Lebte nicht mehr, hatte nie gelebt. Dort draußen schaffte die Sabine Gorner, und ein halbes Menschenalter hatte zwischen ihnen Recht gesprochen.

Aber Lotte? Er zog den Brief an sich und las.

Jetzt war er ganz ruhig, nur ein einzelner Funke fraß noch in ihm, und als er las, was sich in Hohenried zugetragen, und als er den Schrecken überwunden hatte, den ihm die kurze Erzählung von dem Überfall auf Lotte bereitete, da kam es ihm über den letzten Zeilen zum Bewußtsein, daß auch er dort die Vergangenheit grüßen mußte.

Zwischen den Zeilen suchte er, ob ihm nichts verhehlt wurde, aber Lotte war ein freier Mensch, er hatte die Überzeugung, daß er ihr getrost von der Vergangenheit erzählen durfte.

Einen Augenblick schwankte er, ob er ihr jetzt nicht als Antwort von Sabine erzählen sollte, aber dann schämte er sich in die Seele Sabines, und er schwieg. Er hatte nichts zu erzählen.

Am Sonntag brach er auf und fuhr nach Hohenried. Drei Stunden rüttelte ihn die Eisenbahn, dann schlug er sich quer durch das Ried.

Der Frühling war eingefallen in die Moore und hatte die Hügel vergoldet. Die Himmelschlüssel glänzten, die Birkenwäldchen schüttelten die lockigen Kronen wie Mädchen, die zum Tanz gehen. Die windschiefen Birnbäume standen so schwarz und starr, als spürten sie, wie der letzte Saft in den grauen Knospen zum Blütenschuß ansetzte; und sie hielten so still, als fürchteten sie, er möchte versiegen, wenn sie sich rührten. Eine Lerche wirbelte in der Luft. Die Bienen und die Glocken von Hohenried summen — es ist ein leises metallisches Singen, das dem Wanderer entgegenzieht. Jetzt blitzt es über der nächsten Bodenwelle, die Kirche steigt langsam in die Höhe, und er weiß, daß sie jetzt zwischen den Gräbern stehen, das Weihwasser aus dem Buchsbaum darüber spritzen und darauf heimgehen. Die Kirche ist aus, er kommt zu guter Zeit.

Da war ihm, als wäre es eine fremde Welt; da fühlte er, daß sie nicht mehr zusammengehören. Aber er will alles ins reine bringen.

Zuerst ging er in den „Österreicher". Dort saß auch der Gebhard. Er grüßte ihn und grüßte ihn unbefangen, es war kein Gedanke, kein Gefühl von Gewissensnot in ihm lebendig.

„Du hast mir nichts vom Tod des Buben gesagt. Ich wär früher gekommen."

Gebhard drehte das Glas zwischen den Fingern. In der Stube saßen sie dichtgedrängt, der Tabaksrauch steht über ihren Köpfen. „Es ist schnell gegangen. Drei Tage."

„Und was hat denn der Doktor gesagt?"

Gebhard Gorner trank. Er schluckte unbehilflich und setzte langsam ab. „Im Gedärm, was weiß ich."

Mühsam kramte er die Worte hervor.

Vinzenz kennt ihn und will ablenken. „Dem Bub ist wohl. Und ihr habt noch zwei."

„Sag's ihr! Man gibt keins gern."

Gebhard Gorner blickte ihn an mit den steten blauen Augen, in denen eine stille Flamme brannte, und Vinzenz spürte, daß ihm die Worte aus dem Innersten kamen, eins nach dem andern aus der Brust und vom Grund seines Lebens heraufgeholt, und daß jedes sein Gewicht hatte.

„Sag's ihr!" Das heißt: geh hin und tröst die Frau, ich kann's nicht, vielleicht hört sie auf dich, und du bringst ihr den Trost. „Man gibt keins gern", das heißt: Es drückt uns Jahr und Tag, es ist uns vom Leben weggegangen, ich muß es hinnehmen und trag's, wie es ist.

Da stand Vinzenz auf und ging zur Sabine.

Gebhards Blick traf ihn noch einmal, als er die Tür an sich zog, dann lief die Rede mit den andern weiter, aber auch heute war keine Gemeinschaft zwischen ihm und den Hohenriedern. Sie saßen allein auf dem Riedhof, er und die Sabine.

„Sag's ihr", hatte Gebhard gesagt, und Vinzenz ging zu ihr. Vom Gottesacker zu ihr. Er hatte die Gräber gegrüßt, auf denen die gelben Blumen in dicken Büschen standen.

Sabine sah ihn kommen. Sie trat auf die Laube hinaus und rief dem Sabin, der bei dem Knecht hockte und ihm einen Pfeifenkopf schnitzte.

„Hilf dem Großvater in den Garten!"

Der Alte saß in der Stube und ging ungern.

„Ich sitz gut. Die Sabine sitzt nicht besser." Aber der Knabe hatte eine Art, ihn anzugehen, daß er nachgab.

Sie stapften zusammen die Außentreppe hinab, als Vinzenz eintrat. Einen Augenblick überlief ihn der heiße Zorn, als er des Alten ansichtig wurde. Doch dann stieg er gelassen zu Sabine hinauf, die stand und wartete.

Sie machte ihm die Tür auf.

Er sah sie wieder anders, nein, nicht anders, sie selbst schien verändert, wieder aus dem schweren Schaffen zu geistigerem Leben gekommen. Schlanker, jugendlicher fast und dennoch älter. Die Kleidung, die Haltung, und wie sie ihm entgegentrat, es war die Herrin, war das Herrenweib, wie der alte Postknecht sie geheißen.

Jetzt hielt er ihre Hand.

„Grüß Gott, Sabine! Ich weiß seit drei Tagen von Lotte, daß sie hier war. Ich bin dir Dank schuldig, und ich möcht, du nimmst ihn von mir."

Langsam verneinend bewegte sie den Kopf.

„Dank! Es ist, wie es ist, und braucht keinen Dank dazu. Und — ich wünsch dir ein rechtes Glück, Vinzenz."

Sie hatte seine Hand gedrückt und sie losgelassen.

Einen Augenblick stand Vinzenz unentschlossen, aber er fürchtete sich beinah vor ihrem ruhigen und in der Wärme ihrer Stimme so aufrichtigen Glückwunsch, und wie es sich auch anließ, er wollte Klarheit haben.

„Sie hat mir geschrieben, wie alles gekommen ist. Aber ich weiß nicht, ob du weißt, daß sie auf ihren eigenen Kopf gereist ist. Sie weiß nichts von Hohenried als die Gräber, die sie hat besuchen wollen."

Sabine nickte.

„Ja, Vinzenz, und daß du's weißt, setz die Worte nicht mit mir wie ein Advokat. Ich geb dir jede Frage frei, wenn du glaubst, wir zwei hätten einander etwas zu fragen. Glaubt das der Vinzenz Herrenrieder, so hätt er dem Gebhard Gorner nicht über die Stiege gehen dürfen zu seiner Frau."

„Sabine!"

„Frag, Vinzenz, aber mich dünkt, du hast keine Frage mehr frei, die dir nicht selbst die Backen brennt."

Da faßte er noch einmal ihre Hand, und sie sah, daß ihm das Blut ins Gesicht getreten war.

„Ich hab die Antwort ungefragt, Sabine."

Eine Weile schwiegen sie. Sie waren zu Ende.

Doch Vinzenz zermarterte sich das Hirn, ihr noch etwas Gutes zu sagen. Es war ein Verlangen in ihm, ihr irgend etwas Gutes zu tun, aber er plagte sich vergeblich.

„Wo bleibt der Gebhard?" fragte sie, als wüßte sie, daß es gar nicht anders sein könnte, und daß Vinzenz ihn vorher getroffen haben müßte.

Da fiel es ihm ein, und er schämte sich, daß es ihm erst einfallen mußte, daß er es nicht mit allen Gedanken zu ihr getragen hatte.

„Gebhard hat mich geschickt, Sabine. Der Nickel, den hat dir das Ried gut zugedeckt. Ich hätt deinen Mann damals fragen sollen, hätt wissen können, daß man nicht ungefragtes Leid auskramt."

„Ja, der Nickel, das Letzte ist zuerst gegangen", wiederholte sie leise.

Er mißverstand sie.

„Hast du Angst, sie werden dir in der Reihe geholt? Plag dich nicht, Sabine. Du hast noch zwei Buben, und der Nickel hat's leicht."

Noch einen Augenblick stand sie unbeweglich. Da begann ihre Unterlippe zu zucken, zu zittern, ihre Augen füllten sich mit großen schweren Tränen, und auf einmal wuchs ihr Schmerz in wildem Sturz aus ihrem Mund.

„Ja, der Nickel, Vinzenz, der letzte zuerst! Dem Gebhard sein Nesthocker! Vom Gebhard hat er die Augen gehabt, ist ganz sein Bub gewesen, und da geht's her über das Büble, über mein Kleines, und martert ihn zu Tod, vier Tag lang, daß er dagelegen ist wie der Kruzifixus und sich gewunden hat, und ich hab ihm nicht helfen können, niemand hat ihm helfen können, bis es ein End genommen hat! Und da, da, da — schau in den Hof, hörst du ihn, den Vater, der mir die Buben traktiert, der mir das Kreuz aufgebunden hat, seit ich mit seinem Sohn zur Kirche bin! Der lebt, der lebt, und mein Bub, der ist eine arme Leich! Und der, der lebt!"

Sie hat ihn ans Fenster gerissen, das nach der Hofseite schaut. Ein rasender Schmerz und ein verzweifelter Haß schrien aus ihren Worten. Mit keuchender Brust, das Gesicht zur leidensvollen Maske erstarrt, über die die Tränen kalt und klar wie Glasperlen liefen, so gab sie allem den Weg frei, was sich in ihr gestaut hatte.

Vinzenz war zu Tod erschüttert.

„Um Gottes willen, Sabine! Nun, so wein doch, Sabine, so wein doch, zum Donner, ich bin ja dazu da, so wein dich doch aus!"

Und er hielt sie fest, zog sie an sich, schüttelte sie wie ein Kind, als müßte er die Tränen aus ihr herauswürgen, und plötzlich brach sie in ein wildes Schluchzen aus und ließ das Gesicht an seine Schulter sinken und weinte, begann endlich zu weinen, wie Frauen weinen.

Da bewegte sich die Tür, aber Gebhard stutzte auf der Schwelle und trat leise wieder zurück auf den Flur, zog die Tür fest zu und blieb dort stehen, still und geduldig an die braune Wand gelehnt, und wartete.

Er war zu früh gekommen.

Als sie bei Tisch saßen, war Sabine wieder gelassen. Sie waren zu fünf. Der Alte hatte vorausgegessen, und des Gastes wegen aßen Knecht und Magd für sich. So saß Vinzenz Sabine gegenüber. Rechts von ihm Gebhard und links die beiden Buben. Lorenz und Sabinus aßen still, in den Gläsern schillerte der blaßgrüne Birnenmost.

„Gesundheit, Vinzenz", bot Gebhard dem Gast, und die harten Gläser klirrten.

Als Vinzenz zu Sabine hinüberschaute, sah er ihre Augen auf die Knaben geheftet. Sie tranken beide aus einem Glas.

Da fragte Vinzenz den Vater nach ihren Gaben und Eigentümlichkeiten, und was aus ihnen werden solle, denn im Ried, das seinen Mann kaum noch nährte, hatte diese Frage heute einen andern Sinn als früher.

„Der Lorenz ist mir gut für den Hof", antwortete Gebhard Gorner, und er blickte den ranken Knaben mit dem braunen trotzigen Gesicht wie prüfend an.

Lorenz schluckte stumm, aber er zerriß das Stück Brot, das er zum Kraut aß, mit harten Fingern, als wollte er daran seinen Entschluß beweisen, mit dem Riedboden fertig zu werden.

„Und Sabinus?" fragte Vinzenz.

Da blickte Gebhard auf Sabine, als wollte er ihr das Wort geben. Es war eine große Liebe in diesem stillen Deuten.

Der Knabe hatte aufgehört zu essen. Er sah mit einem seltsamen starren Blick an ihnen vorbei ins Ungewisse. Er war nur ein Jahr jünger als sein Bruder, aber trotz seiner dreizehn Jahre war ihm etwas Kindliches, etwas Verträumtes geblieben. Die harte rauhe Wirklichkeit, die den Lorenz schon wie ein wackeres Knechtlein erscheinen ließ, schien über ihn wegzugehen, ohne ihn zu berühren.

„Der Sabinus will übers Jahr ins Konvikt."

„Ins Konvikt? Soll er Geistlicher werden?" fragte Vinzenz.

„Es ist der Weg für ihn, das Stift", antwortete Sabine.

Da wandte sich Vinzenz selbst an den Knaben. „Was willst du werden, Sabin?"

Sabinus antwortete nicht.

„Er hat es in den Händen," sagte Sabine, „und der Pfarrer und sein Lehrer meinen, man soll ihn ausbilden lassen. Wohin es ihn führt, und was er wird, das steht nirgends geschrieben. Ich mag's ihm wünschen, daß er ein Maler oder ein Steinmetz wird und mit dem Schnitzmesser als ein Großer hantiert. Jetzt langt er es hervor und schnitzelt dem Nickel die Totentafel."

„Sabinus", murmelte Vinzenz gerührt und legte ihm die Hand auf das weiche, braune Haar, das ihm tief in die Stirn fiel, und als der Knabe ihn stumm und glücklich mit seinem erwartungsvollen Blick ansah, da sprang die Sabine Reitter aus seinen Augen und machte sich auf, in ihrem Buben ein neues, reicheres Leben zu beginnen. Gebhard Gorner hatte gewußt, warum er der Sabine das Wort gegeben hatte.

Sie aber streckte plötzlich die Hand aus und schob dem Lorenz ihr volles Glas hin und sagte: „Laß dem Sabin das halbe, trink du ein rechtes."

So bezeigte sie ihrem Ältesten ihre Liebe.

Lorenz ergriff das Glas, sah sie still an, wurde rot und trank dann den hellen Most bis auf den letzten Tropfen.

Das packte Vinzenz, und er zog die Hand vom Kopf des Jüngeren und hob nun selbst das Glas. „Gesundheit, Gebhard!"

Als er den kalten Trank leerte, überkam ihn das Bedürfnis, ihnen irgend etwas zuliebe zu tun, und zugleich reifte in ihm der Gedanke, ein Fäßlein Sonntagswein ins Ried zu schicken. Das konnten sie ihm nicht verweigern.

So ging er mit einem gestärkten und erhobenen Herzen vom Hof, um zu Lotte zu fahren und Hochzeit zu halten.

Gebhard und Sabine waren mit ihm gegangen bis zum Hoftor.

Ruhig hatte Sabines Hand in der seinen gelegen beim Abschied.

Länger als sonst, aber sie war jäh zurückgerissen worden, als der alte Gorner von der Laube zu ihnen herüberschrie. Es waren ein paar ihm unverständlich gebliebene Worte, aber über Sabines Gesicht war ein weißer Schein gefahren und ein wildes Zucken in die Winkel ihres Mundes.

Gebhard stand unbeweglich.

Nachher aber ging er langsam auf das Haus zu. Der Vater war die Stiege herabgeschlorrt und stand an die Hausmauer gelehnt, die Hände in den Hosensäcken, mit zitternd vorgeneigtem, magerem Kopf und boshaften, geröteten Augen.

„Muß er mir auch noch die Teller vorschlecken? Hat er denn alles voraus? Und ich soll katztischen und aufs Maul hocken!" begrüßte er den Sohn.

„Vater, gebt Ruh, oder ich —"

„Was willst du, Lotter! Fährst du dem Gorner übers Maul! Wo sind meine Kronentaler? Wer bist du, daß du mir die Faust zeigst? Mir hat keiner das Bett gewärmt wie dir, du —"

„Vater, jetzt kreppierst!" röchelte Gebhard und riß die Mistgabel vom Gestell und schwenkte sie zum Stoß.

„Herr!" schrie der Knecht vom Stall her.

Und „Gebhard" rief Sabine vom Tor her, wo sie wie gelähmt stand, und das Weh ihrer Stimme hemmte den Stoß.

Vor den blitzenden spitzen Zinken war der alte Gorner mit einem blöden winselnden Lachen in sich zusammengesunken und hockte nun als ein kicherndes, gluckſendes, angststerbendes Häuflein an der Erde.

Dem Sohn zitterten plötzlich die Knie. Einen Augenblick stand er noch vor ihm, die blanke Gabel in den Händen, dann wandte er sich und stieß sie tief in den aufgehäuften Mist.

Ohne auf Sabine zu warten, ging Gebhard am Stall vorbei zum Krautgarten und ins Feld.

Sie kam langsam, mit schweren Schritten, über den Hof, sie hatte den Wortwechsel nicht gehört, sich erst umgekehrt, als Gebhard die Gabel herabriß und der Melkeimer zu Boden klirrte.

Da raffte sich der Alte auf und schüttelte die Faust gegen sie, aber als sie auf ihn zutrat, duckte er sich und schlich zum alten Weinkeller, dessen gewölbtes Tor ins Freie führte. Er stieg die Stufen hinab und setzte sich unten vor den Eingang. Das war sein Winkel. Die Sonne stieg zu ihm hinunter und wärmte ihn.

Sabine ging ins Haus. Es läutete zur Vesper. Sie fand den Weg nicht hin, saß in der Stube, und als Sabinus hereinblickte, saß sie am Tisch mit aufgestützten Armen, die Hände an die Schläfen gepreßt, regungslos. Auf der Tischplatte schillerte es feucht.

* * *

Als Vinzenz Herrenrieder mit Lotte auf dem Standesamt erschien, fühlte er, daß ihre Hand zitterte. Im Vorzimmer, wo sie warten mußten, dufteten die künstlich zur Blüte getriebenen Maiglöckchen in den Metallkörben, die das Wasserbecken umgaben. Lotte zerrte den Handschuh ab und hielt das Gelenk unter dem dünnen Strahl, der murmelnd in das Becken sprang.

„Hast du Angst, Kind?" fragte er.

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Aber ich", fuhr er fort. „Ja, ich! Ich wollte, es wäre vorbei, hier und im Münster und bei euch zu Haus und im ‚Mohren', wo die Geschichte ja abgewandelt wird, und wir wären auf dem Heimweg."

„Ich auch", stieß Lotte hervor.

Sie lebte in einer verhaltenen Spannung, unfrei und

wechselnd zwischen lauter Heiterkeit und stillem, grüblerischem Sinnen. Den Eltern eine stille Hochzeit einzureden, hatte sie wenig gekostet, denn der Vater scheute jede Gesellschaft, und die Mutter hielt sparsam Haus.

„Du, Lotte?“

Lotte schrak auf. Betäubend rochen die Maiglöckchen.

Vinzenz bückte sich zu ihrem Ohr. „Heute noch sind wir daheim.“

„Ja, Vinzenz! Endlich!“ Ihre Lippen vibrierten leise, und Vinzenz sah, wie sie sich feuchteten.

„Kind, Lotte, Kind!“ murmelte er.

„Nenn mich nicht Kind, jetzt nicht“, bat sie fiebernd.

Er hatte sie zum erstenmal so genannt, als er ihr auf ihren Beichtbrief geantwortet hatte. Als er dann bei den Eltern anhielt und sie die Hochzeit auf den 12. Mai festsetzten, da war ihr das Kosewort wie heißes flüssiges Wachs ins Ohr gefallen. Aber sie durfte ihn nicht merken lassen, daß das Wort sie kränkte.

„Warum nicht? Es soll keine Geringschätzung sein. Ich will dir nur sagen, daß ich dich so jung nehme, als ich alter Bursch noch kann. Du sollst ja alles sein: Kind, Frau und Geliebte. Alles, Lotte! Bist ja auch alles und eins.“

Sie griff in der Verwirrung noch einmal in das Becken, in dem das klare Wasser plauderte. Ein Efeustock hing bis hinein, und ihre Finger streiften durch die Ranken.

„Es wird Zeit“, meldete der Ratsdiener.

Da erinnerte sich Vinzenz erst der Zeugen.

„Also wenn's nicht anders geht“, seufzte Mayer und zog die Binde fester, die sich über dem Hemd bauschte.

„Ja, Mayer, das nächstemal halt ich dir den Kopf. Jetzt muß du mir den Dienst tun. Plagt's dich?“ fragte er, und eine große sonnige Heiterkeit lachte in seinen scherzenden Worten.

„Vinzenz, mein Ring!“

Lotte hatte leise aufgeschrien. Sie starrte vornübergebeugt in das Becken.

Vinzenz lachte.

Auf dem weißen Grund des Sandsteinbeckens glänzte der Trauring und nahm im wallenden Wasser seltsame Gestalt und Größe an.

„Er ist dir zu groß und zu schwer, Lotte“, tröstete er.

„Sag das nicht“, erwiderte sie tonlos.

Der Diener erbarmte sich und fischte den Reif heraus. Noch naß streifte ihn Vinzenz seiner Braut auf die Hand. Sie gingen zur Trauung.

Fest ballte die junge Frau die Hand, als sie ins Münster fuhren, an den Fingern saß der Reif schwer und locker. In der Kapelle klang die Orgel.

Vinzenz hatte schon lange die Orgel nicht mehr gehört. Seit dem Tod der Mutter nicht mehr. Die Kirche von Hohenried schob sich vor sein inneres Auge. Und da fühlte er sich plötzlich fremd in diesem Raum unter den wenigen Menschen, die um ihn waren. Er preßte Lottes Hand. Ein wildes Heimweh packte ihn, als wär er der Riedbube, der heimlaufen müßte, und er säß noch im Hohenried und säng noch im Chor, hoch oben unter der Decke, von der der bunte Stuck blätterte; und der alte Reitter saß neben ihm und spielte die Orgel.

Dann kam die Mutter zu ihm in Gedanken. Ja, da stund er nun, da drückte ihn nun der Priester sanft in die Knie, und ihr Wunsch erfüllte sich. Er nahm sich ein Weib. Ja, Mutter, jetzt ist er nicht mehr allein, der Hartbeißer, jetzt hat er ein Ohr, zu dem er spricht, und einen Mund, der zu ihm spricht. Ein Kind sagst du, Mutter? Ei, begehr ich's denn anders? Soll ich eine Frau heiraten, so klug wie du? Überhaupt — kann ich denn eine Frau gebrauchen, die so ist wie du? Mutter, ich hab sie ja so lieb, ich kann's ja nicht erwarten, bis sie bei mir ist!

Unwillkürlich atmete er heftig, als trüge er Lotte auf den Armen, und er kann sich nicht sammeln, kann der Handlung nicht folgen, hört plötzlich die Orgel mächtig in die Tiefe dröhnen und weiß nicht, ob er aufsteht und seine Frau am Arm aus dem Dom führt, oder ob der Sarg der Mutter vor ihm aus der Wallfahrtskirche schwankt.

„Vinzenz!“

Lotte drückte sich mit einem scheuen Lächeln an ihn.

Da zerriß und versank das gewaltige Traumgesicht.

„Ja, Lotte, jetzt hol ich dich heim und in mein Leben.“

„Ja, in deins, Vinzenz, ganz in deins!“

Eine leidenschaftliche Sehnsucht schlug in einer roten Welle über ihre klaren Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Bridge.

Von Wera von Huhn.

Wie aus alten Märchen winkt es herüber und mutet vollkommen unwirklich an, die Erzählungen nämlich von dem Berlin, wie es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aussah. Von einer Geselligkeit, die darin bestand, daß man sich des Abends zusammenfand, um bei schwachem Tee und dünnen Butterbrötchen geistvolle Gespräche zu führen, die Probleme der Zeit zu beleuchten, in Literatur und Kunst zu schwelgen. Die Rahel Varnhagen und ihresgleichen waren es, die die Kunst verstanden, den materiellen Sinn des Berliners für allerdings nur kurze Zeit Höherem zuzuwenden. Lange hat die Herrschaft des Geistes nicht gedauert, lange hat es der Deutsche nicht über sich vermocht, romanischem Beispiel folgend, an einer Geselligkeit Freude zu finden, deren wichtigster Bestand nicht das Essen war. Bald wurde das Diner wieder der herrschende Faktor der Geselligkeit und behauptete siegreich seinen Platz.

„Füttert die Bestie gut“, diese Antwort, die einem jungen Mädchen auf die Frage, wie sie ihren künftigen Eheliebsten wohl am sichersten und dauerhaftesten an sich fesseln könne, gegeben wurde, ist auch das Leitmotiv des geselligen Verkehrs geworden. Um 8 Uhr pflegt die wichtige Handlung zu beginnen, die Geladenen erscheinen pünktlich, denn nur noch in schlechten Romanen kommen die wirklich eleganten Leute stets zu spät. Im Gegenteil, je besser erzogen das Individuum ist, mit um so größerer Pünktlichkeit meldet es sich zur Stunde der angegebenen Fütterung zur Stelle. Dann sitzt man gewöhnlich zwischen zwei Menschen, die man oft gar nicht kennt, mit denen man gar keine Fühlung hat, und kann zwischen

Trüffel und Homard à l'américaine, Ente à la Carmen und frischen grünen Spargelspitzen zum 1005. Male Betrachtungen über die Marokkofrage, das neuste Theaterstück, die fabelhaften Perlen der Gräfin X. und den neuen Orden des Ministerialdirektors Z. anstellen.

Zum Glück sind die langen Diners wenigstens ein überwundener Standpunkt. Man braucht nicht viele Stunden hindurch, auf seinen Stuhl genagelt, die Pracht der rosa Nelken, die den Tisch schmücken, anzustaunen und sich im Innern verzweifelt fragen, ob die Qual nie ein Ende nehmen wird. Vom Hof her ist uns die Mode gekommen, nur wenige, desto erlesenere Gänge reichen zu lassen, und diese auch noch so schnell wie nur möglich. Die Raschheit, mit der ein Diner serviert wird, bedeutet einen Gradmesser für die gute Führung des Hauses. Nach Tisch steht man dann noch eine kurze Weile herum, plaudert bei Mokka und Likör, die Herren ziehen sich zu einer Zigarre ins Rauchzimmer zurück, und wenn sie zu Ende und um 10 Uhr der Tee serviert wird, ist damit schon das Signal zum Aufbruch gegeben. In panikartiger Flucht verlassen die Geladenen das Haus, gegen 11 Uhr liegen die Räume meist schon wieder dunkel und verlassen da, und der Abend ist vorüber, dessen Arrangement die Wirte viele Stunden des Überlegens, vielleicht sogar manche schlaflose Nacht gekostet hat.

Eine so feststehende Einrichtung war das Diner, daß der Gedanke, es könne je durch etwas anderes ersetzt werden, wie eine Vermessenheit anmutete. Es schien uns beschieden, bis zum Ende unseres Lebens artig und pflichtgetreu die uns vom Schicksal zugewiesene Zahl von Diners ergeben zu absolvieren. Und doch. Das Wunder ist geschehen, das Diner von seinem Thron abgesetzt. Die Erlösung ist uns natürlich von jenseit des Kanals, von den englischen Vettern gekommen, die Erlösung, die den Namen Bridge führt. Mit Enthusiasmus ist sie begrüßt worden, und ihr rascher Siegeszug beweist, wie sehr man einer Änderung vom Schablonenmäßigen bedurfte.

Gewiß ist Bridge nichts Neues. Es wird jahrelang bereits gespielt, hat schon jahrelang den soliden Skat älterer Generationen verdrängt. Zu einer Bridgemode haben wir es aber erst in den letzten Jahren gebracht, und wie jede Mode wird auch diese selbstverständlich vielfach übertrieben und zeitigt ihre Auswüchse.

Fast hängt die Gesellschaftsfähigkeit heute davon ab, ob man Bridge spielt oder nicht. Bei einer neu auftauchenden Erscheinung fragt man nicht mehr: „Ist er ein netter Mensch? Ist sie eine angenehme Frau?"

Diese Kleinigkeiten sind völlig belanglos. Man erkundigt sich nur, ob die betreffenden Bridge spielen können. Und von der Beantwortung dieser Frage hängt es dann ab, ob sie ein nützliches Mitglied der Gesellschaft bedeuten. Was soll man um des Himmels Willen auch mit jemand, der nicht Bridge spielt, anfangen? Der Hausherr oder die Hausfrau müssen sich vom Kartentisch losreißen, sich diesem traurigen Überrest vergangener Zeiten widmen und Interesse an seiner Konversation heucheln, während die Blicke sehnsüchtig zu den Bridgespielern ins andere Zimmer schweifen und Ausrufe von drüben wie: „Warum spielen Sie ausgerechnet Treff an?" unmöglich machen, auf die Frage des Besuchers, wie es dem kleinen Otto ginge, anders zu antworten als: „Er wird wohl kein Karo haben."

Wie stark die Bridgeleidenschaft ist, dafür ist der beste Beweis, daß selbst das Essen dahinter zurücktritt. Jeder gute Spieler wird einen Bridgeabend, wo es vielleicht nur einen Gang gibt, damit man desto rascher wieder zu den Karten eilen kann, einem noch so exquisiten Diner vorziehen.

Als Beschäftigung nach dem Diner bedeutet Bridge wirklich eine große Annehmlichkeit. Anstatt wie sonst nach Tisch herumzustehen und zum neunhundertsiebenundfünfzigstenmal zu versichern, daß es in Norderney im Juli sehr voll und der liebe Augustin eine ganz reizende Operette sei, spielt man Bridge. Man braucht sich nicht nach dem Ergehen aller Kinder, Onkel, Enkel und Tanten zu erkundigen. Man spielt Bridge. Und da man, um gut zu spielen und nicht von seinem Partner beschimpft zu werden, seine Gedanken völlig auf das Spiel konzentrieren muß, kann man Lästiges und Unangenehmes ad acta legen und lebt nur dem Moment, d. h. der Karte, die man in der Hand hat. Seltener und seltener werden die großen Abfütterungen. Man sieht sich öfter und im kleineren Kreis. Man arrangiert Frühstücke mit nachfolgendem Bridge, man gibt Bridgetees, jede Form ist recht, jeder Vorwand beliebt, um nur ja Bridge spielen zu können.

Natürlich wird vielfach behauptet, daß durch diese Bridgepassion das geistige Niveau noch mehr heruntergedrückt wird, weil man gar nicht mehr dazu käme, irgendein vernünftiges Gespräch zu führen. Entweder spiele man Bridge, oder man spräche darüber. Gewiß leistet es der geistigen Trägheit noch weiter Vorschub, aber es ist nun mal so himmlisch bequem. Nicht zum mindesten für die Wirte selbst. Sie wissen genau, daß, wenn sie ihren Gästen eine gute Bridgepartie zusammenstellen, sie gern kommen, höchst zufrieden sind und viel, viel länger bleiben, als es bei Diners üblich und guter Ton.

Alles spielt. Alte Herren und junge Frauen, ja, oft kommt es vor, daß die jungen Mädchen sich vor der unmodernen Mama, die sie gern tanzen sehen will, in eine Ecke flüchten, um ruhig ihren Rubber spielen zu können.

Nirgends kann man so leicht Studien über die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere machen wie beim Bridge. Ein liebenswürdiger Mensch ist noch lange kein liebenswürdiger Spieler und kann ganz ungeheuer feindlich werden, wenn der Partner ihm nicht die Farbe bringt, die er erwartet. Am angenehmsten sind natürlich die, die nie ihre korrekte Ruhe verlieren und kaum durch ein Zucken der Augenlider anzeigen, wenn sie sich ärgern. Am schlimmsten sind eigentlich die Unschlüssigen. Die fünfmal eine Karte herausziehen, wieder zurückstecken, sich Hilfe flehend in der Runde umblicken, seufzen, ihr Pech beklagen und somit nur den Gang des Spieles stören, sondern auch den Gegnern, sofern diese ein bißchen Beobachtungsgabe haben, genau offenbaren, wie ihr Spiel aussieht. Manch einer kann erstaunlich empfindlich werden, wenn sein Mitspieler nicht so auf seine Ideen eingeht, wie er es erwartet. Herren, die sonst schönen Frauen gegenüber nur Worte höflichster Aufmerksamkeit und zartester Schmeichelei finden, bringen es über sich, sie in recht aggressivem Ton, so als wenn sie sie wegen eines Staatsverbrechens zur Rechenschaft ziehen wollten, zu fragen, warum sie nun grade Coeur statt Pik anspielten. Ja, es soll vorgekommen sein, daß Leute, die sonst im Ruf rücksichtsloser Streber stehen, dem hohen Vorgesetzten beim Bridge Gedächtnisschwäche und Mangel an geistiger Konzentrierung vorgeworfen haben. Das Merkwürdige ist, daß Spieler, die bei Skat oder Whist niemals aus ihrer Ruhe kommen, beim Bridge über ihr Temperament nicht Herr werden können. Angenehmer ist natürlich der stets ruhige und gleichmäßige Spieler, der selbst einen durch Schuld des Partners verlorenen

Rubber als ein mit heiterer philosophischer Ruhe zu tragendes Mißgeschick betrachtet und sich auch durch die schlechtesten Karten die Laune nicht verderben läßt.

Ein besonderer Typ ist der Sachverständige, der mit allen Regeln und Kunstgriffen des Spieles vertraut ist, Praxis und Theorie in der Vollendung beherrscht und menschenfreundlich bestrebt ist, seine Mitspieler über die Fehler und Verstöße zu unterrichten, die sie aus Unwissenheit oder Leichtfertigkeit begangen haben. Im Gegensatz zu diesen Leuchten, die die Heiligkeit der Regeln und Gebräuche bewachen, stehen natürlich auf sehr viel niedrigerer Stufe jene harmlosen, an sich nicht bösartigen, aber dem wahren Bridgespieler doch überaus verächtlichen Menschen, die munter darauf losspielen, so wie es ihnen ihr untergeordneter Verstand eingibt, und sich dahn obendrein wundern, wenn sie energisch zur Ordnung gerufen oder im besten Fall mit vorwurfsvollen Blicken traurig angesehen werden. Leider nur lassen sich diese untergeordneten Existenzen durch ihre beschämenden Mißerfolge durchaus nicht vom Bridge abhalten. Sie spielen fröhlich weiter, ja sie haben nicht einmal genug innerliche Zerknirschung, um sich mit Fleiß und Eifer in das Studium der verschiedenen Lehrbücher zu vertiefen oder noch besser einen Lehrmeister zu nehmen, der ihnen gegen erhebliches Honorar die hohe Schule des Bridge beibringt.

Gemütliche und ungemütliche, kluge und weniger weise Spieler haben aber das eine gemeinsam, daß sie sich, sobald sie sich vom Spiel losgerissen haben, friedlich wieder zusammenfinden und eins werden in dem Bestreben, für so bald wie möglich eine neue Bridgepartie zu verabreden.

Ist es eine Passion, ist es eine Mode — gleichviel. Tatsache bleibt, daß das Bridge in unserem heutigen Gesellschaftsleben eine ganz hervorragende Rolle spielt und alles sich immer wieder zu diesem Zeitvertreib zusammenfindet, der übrigens unter Umständen und bei hohen Points, besonders bei dem seit einiger Zeit besonders beliebten Auktion-Bridge, gar nicht sehr harmlos zu sein braucht.

Die Frage, ob das Bridge den Höhepunkt seines Erfolges erreicht hat, wage ich nicht zu entscheiden, doch wird diese Mode, wie alles auf der Welt, dem Wechsel anheimfallen. In England, wo man es schon viel länger spielt als bei uns, soll allerdings vorläufig noch kein Abflauen, sondern eher eine Zunahme dieser modernen Leidenschaft zu bemerken sein.

Das Heim des Kronprinzenpaares in Langfuhr.

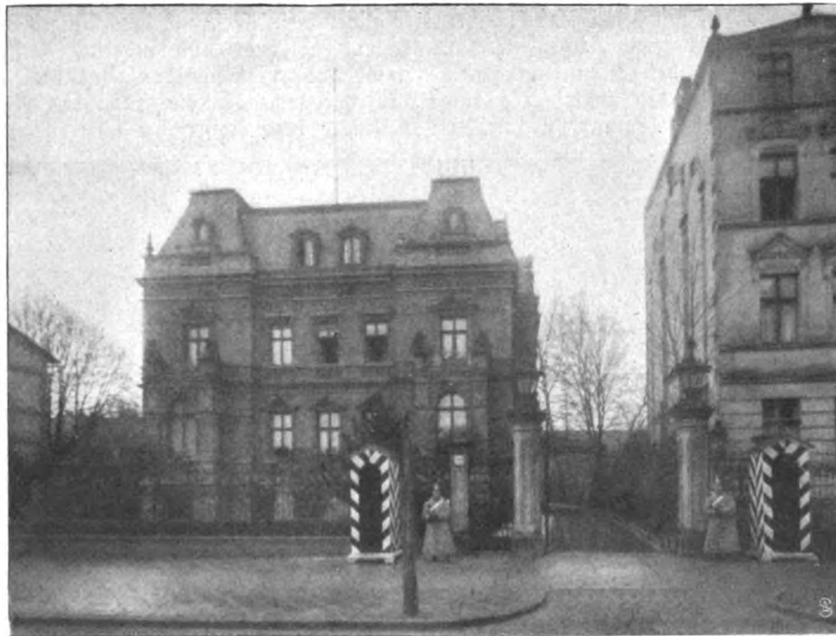
Von S. Lewinsohn. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Das langgestreckte Langfuhr, von dem man bisher nicht viel mehr wußte, als daß es der größte Vorort der westpreußischen Provinzialhauptstadt und Garnison der Totenkopfbrigade ist, hätte sich noch vor kurzem nicht träumen lassen, daß es über Nacht seinem Dornröschenschlummer entrissen und der zukünftige Kaiser von Deutschland auf zwei Jahre in ihm Wohnung nehmen würde. Auch auf den prunklosen, schlichten, mit einem kleinen Vorgärtchen versehenen zweistöckigen Backsteinbau (Abb. S. 875), der sich so unauffällig in die Häuserflucht der Hauptstraße einreiht, würde wohl kaum ein Passant seinen Blick werfen, wenn nicht die beiden Totenkopfhusaren, die ernst, den Karabiner im Arm, vor ihren die Einfahrt flankierenden Schilderhäusern stehen, und die auf der Zinne wehende Kronprinzenstandarte anzeigten, daß hier der preußische Thronerbe wohnt. Ist das Aeußere in seinen Formen anspruchslos, so stellt die Innenausstattung der Kronprinzenvilla eine glückliche Vereinigung altpreußischer Sparsamkeit und Einfachheit mit neuzeitlichem, künstlerischem Wohnungsgeschmack dar. Alles Prunkhafte ist vermieden, Freude an Geselligkeit, Luft und Licht sowie Bevorzugung der schlichten Form in der dekorativen Ausstattung sprechen aus allen Räumen.

Von der glasüberdachten Vorfahrt gelangt der Besucher in die hohe, geräumige, im Danziger Stil gehaltene Diele. In ihr weht echte Danziger Luft. Material, Form und Farbe klingen zu wuchtigem Akkord zusammen. Schwere, kunstvoll geschnitzte Möbel in dunklen Tönen, Bronzeplastiken, dicker, roter Teppichbelag, alte geschnitzte Truhen, ein Kamin mit getriebener Verkleidung und dem Danziger Wappen sowie eine Reihe gerahmter alter Stiche von Ridinger mit hippologischen Motiven geben dem ganzen Raum den Charakter künstlerischer Geschlossenheit und Würde, aber auch Behaglichkeit. Linkerhand von der Diele liegt neben der Garderobenablage das Adjutantenzimmer. Ein alter kostbarer Empireschrank erhöht die Wohnlichkeit des Raumes, an den sich der nach der Straße zu gelegene Salon und das Arbeitzimmer der Kronprinzessin anschließen.

Helligkeit und Lebensfreude sprechen aus der Einrichtung des Salons, aus der Farbe seiner Möbel, Teppiche und Tapeten. Und daß bei „Kronprinzens" die edle Frau Musika ein sehr wichtiges Moment der Lebensfreude bildet, beweisen der schöne Flügel, der Violinkasten, mehrere Mandolinen sowie eine Balalaika und — ein riesiger Phonograph, der allerdings mehr dem Unterhaltungsbedürfnis der kronprinzlichen Kinder dient. Ein gefülltes Notengestell läßt durch die Werke unserer Großen im Reich der Töne Rückschlüsse auf den hohen künstlerischen Geschmack der Kronprinzessin zu. Reicher Blumenschmuck belebt das Raumbild auf das angenehmste. Von einem Tisch grüßt eine große, von Fritsch modellierte Bronze, die den Kronprinzen zu Pferde in der Uniform der Pasewalker Kürassiere darstellt. Der große Empirekronleuchter mit dem glitzernden Kristallbehang stammt aus Schloß Freienwalde, wie überhaupt ein wesentlicher Teil des Mobiliars aus den Beständen der königlichen Schlösser übernommen worden ist. Zarte Aquarelle hängen an den Wänden, auf den Tischen und Etageren stehen zahlreiche Photographien, und die Namenzüge darunter nennen Namen von bedeutendem Klang. So hat auch der greise Kaiser von Oesterreich in kleiner Schrift „Franz Josef" unter sein Bild gesetzt, das unter den Photographien des Salons einen besonderen Platz einnimmt.

Ein Traum von Duft und Frühling in Blau, Grün, Weiß und in dem hellen Braun des finnischen naturpolierten Birkenholzfurniers ist das Arbeitzimmer der Kronprinzessin (Abb. S. 875). Ein Innenraum von einer Zartheit


Die Villa des Kronprinzenpaars in Langfuhr. Phot. H. Grosse.

und einem künstlerischen Geschmack, der beweist, daß hier ein durch viel Anschauung und Studium kultiviertes Verständnis diktiert hat. Der Ausdruck „Schmuckkästchen“ sagt zu wenig. Die helle Stoffbespannung zeigt ein duftiges Muster von Fliedermotiven. In zartgetönten kostbaren Porzellanvasen nikken Chrysanthemen, auf den Paneelen finden sich zahlreiche der berühmten Tierdarstellungen in Kopenhagener Porzellan. Sessel in zartem Taubenblau laden zum Verweilen ein. Der kleine, niedliche, von zahlreichen Photographien bedeckte Schreibtisch ist in sanft geschweiften Formen gehalten und zeigt ebenfalls das hellbraune Birkenholzfurnier. Ein mit vielen Familienbildnissen übersäter Wandschirm vor dem Schreibtisch gibt der Nische einen intimen Charakter. Dem vorwiegend auf Blau gestimmten Gesamtton des Raumbildes fügen sich auch die Töne der Seelandschaften an den Wänden harmonisch ein. Der Bücherschrank enthält eine Anzahl historisch wertvoller Bände.

Nach Süden zu schließt sich im Erdgeschoß der „Indische Salon“ an (Abb. S. 878), der wie ein kleines Museum


Das Arbeitzimmer der Kronprinzessin. Phot. H. Grosse.

anmutet. Aber ein feiner Geschmack hat den Schätzen in Gold, Silber, Stein, Bronze, Seide, Ebenholz usw. eine Anordnung gegeben, die den Raum an seiner Wohnlichkeit keine Einbuße erleiden läßt. Die rote Damastbekleidung zwischen den braunen Eichenholz-pilastern der Wände und die reich mit Gold verzierte Stuckdecke geben einen ungemein malerischen Fond für die mannigfachen, lebhaft farbigen Kostbarkeiten, die der Kronprinz von seiner indischen Reise mitbrachte. Ein besonderes Prachtstück ist ein vierteiliger Wandschirm mit schwarzem Rahmen und grauen Seidenfüllungen mit japanischen Stickereien, landschaftlichen Motiven, ein Geschenk des Kaisers von Japan. In kostbar goldener und silberner Kassette ist die auf goldbefranster Seide aufgespannte Pergamentadresse untergebracht, die die städtischen Körperschaften von Kalkutta dem Kaisersohn überreichten. Eine andere kunstvolle Silberkapsel birgt das Doktordiplom, das die Universität Kalkutta dem kronprinzlichen Gast verlieh. Alte und neue Waffen, Oelgemälde, textile und keramische Erzeugnisse, Nippes, auch lebende Pflanzenarrangements führen die Erinnerung gern in das sonnige und romantische Land Buddhas. In den figürlichen Darstellungen kehrt fast stets die Gestalt



Selle-Kuntze-Niederastroth, Kgl. Hofphot., Potsdam.

Wilhelm Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

des indischen Religionstifters wieder. Photographien in schweren goldenen Rahmen zeigen die Bildnisse indischer Großen mit eigener Unterschrift in den charakteristischen steilen Buchstaben der englischen Schrift, und vieles erzählt von Studien von Land und Leuten und Regierung in Indien.

Eine hohe, dunkel gehaltene, einfach gezeichnete Eichenholztäfelung mit eingebauten Bücherschränken und Sitzen umzieht das Arbeitzimmer des Kronprinzen (Abbild. S. 878), einen schlichten, ernsten Raum, dem eine gemütliche Sofaecke eine besondere Behaglichkeit verleiht. Zahlreiche Photographien, darunter die des Kaisers, Briefschaften, Telegrammformulare, Bleistifte, Karten und Papiere bedecken den Schreibtisch und sprechen von einer ausgedehnten Korrespondenz. Ein Diktierapparat beweist, daß sich der Kronprinz auch dieser neuen Art des Briefdiktats bedient. Auf dem Sandsteinkamin mit seiner Kunstschmiedearbeit ein Original von Adolf Kloß mit einem Motiv aus der Zopfzeit mit soldatischem Milieu. Blickt der Kronprinz vom Schreibtisch auf, so sieht er vor sich am Kamin die lebensvolle Marmorstatue seines ältesten Sohnes von Pagels' Künstlerhand. Ein Blick durch die Glastüren des Bücherschranks zeigt, daß der Kronprinz die Neuerscheinungen der modernen Literatur mit Interesse verfolgt. Hauptsächlich aber zeugen die dickbändigen Werke im Bücherschrank von historischen und kriegsgeschichtlichen Studien. Unter seinen Zeitungen scheint die Sportlektüre ein besonderes Interesse zu verraten.



Selle-Kuntze-Niederastroth, Kgl. Hofphot., Potsdam.

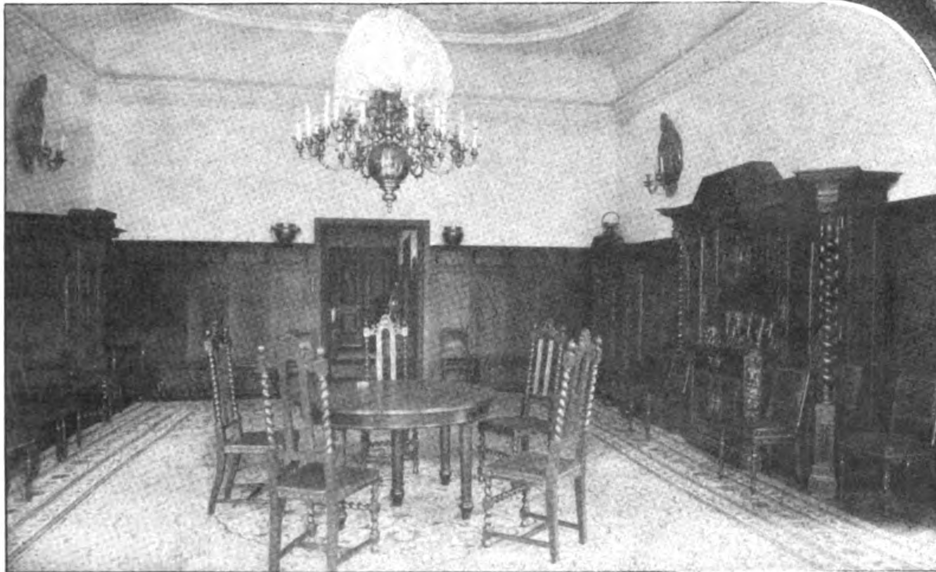
Kronprinzessin Cecilie.

Aus dem Arbeitzimmer gelangt man durch einen kleinen, zu einem Wintergarten eingerichteten Glaspavillon in das geräumige Speisezimmer (Abbild. S. 878). Hier klingt eine ähnliche Note wie in der Diele. Schwere, wuchtige Möbel im Stil des Danziger Barocks harmonieren mit der dunklen Holztäfelung der Wände, den altertümlichen Messingblakern und -leuchtern. Eine reichgeschnitzte Kredenz mit Szenen von der Geburt Christi stammt aus Schloß Stolzenfels. Die Glasflügeltüren führen auf die geräumige, mit Rohrmöbeln ausgestattete Terrasse, von der Treppen in den Park gehen. Neben dem Speisezimmer befindet sich ein kleiner Raum, in den der Speiseaufzug von der im Souterrain befindlichen Küche mündet. Im Erdgeschoß ist noch ein kleines, von der Diele durch einen kurzen Gang zu erreichendes Dienstzimmer mit der Telephonzentrale untergebracht. Das Dienstzimmer ist auch durch einen besonderen Nebeneingang zu erreichen. — Während die Wohn- und Gesellschaftzwecken dienenden Räume das Erdgeschoß einnehmen, sind die Privatzimmer im Obergeschoß untergebracht. Von der oberen Diele, in der ein schöner, alter, geschnitzter Barockschrank aus dem Stadtschloß Potsdam dem Kronprinzen als Mantelschrank dient, gelangt man zur Rechten in das nach dem Park zu gelegene gemeinsame Schlafzimmer (Abb. S. 879), einen im englischen Stil duftig gehaltenen hellen Raum, dessen Tapete ein farbenfreudiges Rosenmuster zeigt. Nebenan ist das Ankleidezimmer der Kronprinzessin, eine Sinfonie in Rosa und

Elfenbein. Das Ankleidezimmer des Kronprinzen schließt sich an der entgegengesetzten Seite des Schlafzimmers an. Die havannabraune englische Rohfasertapete wird durch verschiedene, von echter Künstlerhand geschaffene Pferdebilder belebt. Der schlichte moderne Raum ist mit Korbmöbeln ausgestattet. Die Vorderfront des Obergeschosses beherbergt die Räume für



Der indische Salon.



Der Speisesaal.

die Prinzen und ihre Erzieherinnen, einfache, helle, luftige Räume mit modernen Tapeten, breitem Fries und weiß gestrichenen Decken. Zur Rechten des gemeinsamen Spielzimmers befindet sich das Zimmer des Prinzen Hubertus, das auch von dem jüngst geborenen Prinzen geteilt werden wird. Zur Linken schließt sich das Zimmer der englischen Gouvernante, der Vorsteherin der Kinderstube, an, dann folgt das gemeinsame Schlafzimmer der beiden älteren Prinzen Wilhelm und Louis Ferdinand. Die Zimmer der Prinzen sind mit zahlreichen, der kindlichen Phantasie entsprechenden künstlerischen Bildern geschmückt. Im Dachgeschoß sind Garderobenräume und Räume für die Dienerschaft eingerichtet. Im Souterrain liegen außer der geräumigen,



Phot. H. Grosse.

Das Arbeitzimmer des Kronprinzen.



Das Schlafzimmer des Kronprinzenpaars. Phot. H. Grosse.

mit blau und weißen Kacheln ausgefliesten Mundküche die elektrische Kaffeeküche, die Silberkammer und die Kellereien, ferner ein Speiseraum für das Personal. — Die Schlichtheit und doch so geschmackvolle Einfachheit des Konprinzenheims in Langfuhr spiegelt die schlichte herzliche Art des Kronprinzenpaares, das sich im Sturm die Sympathien der gesamten Bevölkerung erobert hat, in allen Räumen wider.

Meine Fahrt nach Deutsch-Kongo.

Von Hans Herlyn. — Hierzu 9 Originalaufnahmen des Verfassers.

Nach einer Seefahrt von drei Wochen atmeten wir befreit auf, als wir in Banana, einer hübschen Stadt an der Strommündung des Kongo, unter den herrlichen Kronen der Kokospalmen spazieren konnten. Die Regierung des Kongostaates hat auf der sandigen Landzunge, die auf der einen Seite vom Kongo, auf der andern Seite vom Meer bespült wird, eine reizende Ansiedlung geschaffen. Mehrere große Handelshäuser haben hier ihre Faktoreien; vor allem das im ganzen Kongogebiet bekannte „Holländische Haus", das in Banana seine Hauptniederlassung hat. Besonders stark ist hier auch der Erwerbsinn der Eingeborenen ausgeprägt; der Dampfer war noch nicht einmal festgemacht, als auch schon eine Schar Neger mit den Früchten des Landes und mit selbstgefertigten netten Vogelkäfigen, in denen die bunten Sänger des tropischen Waldes gefangen saßen, am Ufer warteten. Junge Mädchen brachten niedliche, selbstgeflochtene Körbchen an Deck, und Jäger versuchten Felle und Gehörne zu teuren Preisen zu verkaufen; auch geschnitzte Menschen- und Tierfiguren wurden angeboten.

Da auf dem Strom nur am Tage gefahren werden darf, blieben wir die Nacht über vor Banana liegen und lichteten erst am folgenden Morgen die Anker. Der Flußlotse, ein starker, braungebrannter Schwede, übernahm das Kommando und führte den Dampfer nun in vielen Windungen an Untiefen, Sandbänken und kleinen Inseln vorbei, bis um drei Uhr Boma, die Hauptstadt des riesigen Kongostaates, erreicht war.

Boma verdient auch nach europäischen Begriffen schon die Bezeichnung „Stadt"; es ist planmäßig angelegt und zerfällt in 3 Quartiere, von denen die unten liegende Geschäftstadt mit den auf einer Anhöhe liegenden Wohnungen der Weißen durch eine kleine Bahn verbunden ist. Oben liegen auch das Regierungsgebäude und ein gut gepflegter Park. Zwei etwas vom Zentrum abgerückte Negerniederlassungen ergänzen das Stadtbild.

An Bord der „Elisabethville" herrschte reges Leben; alle Passagiere, die im belgischen Staatsdienst standen, mußten in Boma aussteigen, erhielten hier ihre weiteren Instruktionen und wurden dann mit Schiffen der Regierung nach den oft noch Wochen entfernten Stationen gebracht. Uns Deutschen wurde noch eine besondere Freude zuteil, denn kaum lag unser Schiff am Kai, als auch das nach Deutsch-Südwest bestimmte Vermessungschiff S. M. S. „Möve" (Abb. S. 880) in unserer nächsten Nähe Anker warf und einige Tage blieb.

Nachdem ein Teil der Ladung in Boma an Land

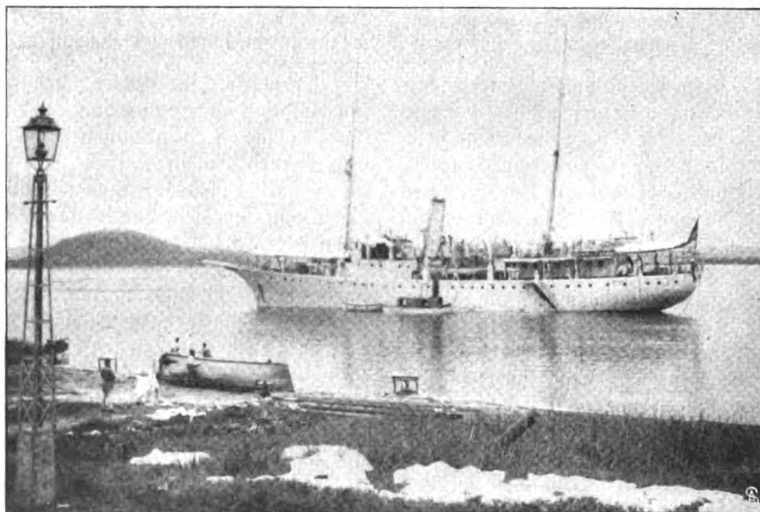


Händler an der Landungsbrücke in Banana.

gesetzt und ein anderer in Beiboote und Leichter umgeladen war, setzte die „Elisabethville“ ihre Reise fort, um noch im Lauf desselben Tages das Ziel ihrer Fahrt, nämlich die aufstrebende Stadt Matadi, zu erreichen.

Am Land war unsere Ankunft schon lange bemerkt, und die Kais wimmelten von Schwarzen, die sich als Boys anboten oder Gepäck tragen wollten. Als der Dampfer festgemacht war, kamen die Vertreter der Hotels an Bord, und bald hatte jeder ein Unterkommen für die Nacht gefunden. Das Reisegepäck wurde nun schnell ausgeschifft; dann konnten wir dem Portier, wenn ich den schwarzen Gentleman so nennen darf, folgen; einige kräftige Neger trugen unsere Koffer, und bald saßen wir auf der Veranda eines großen französischen Hotels (Abb. S. 881), das für die nächsten Tage unsere Wohnung sein sollte.

In Matadi herrschte eine unglaubliche Hitze; kein Luftzug brachte auch nur die geringste Linderung, denn die Stadt liegt unten in einem Kessel, ganz von Bergen umgeben, und gleich am gegenüberliegenden Ufer des Kongo erhebt sich auch eine Bergkette von bedeutender Höhe. Zudem ruht Matadi — der Name bedeutet „Stein“ — auf einem Untergrund von schieferartigem, dunklem Gestein, das die Sonnenwärme ungeschwächt wieder zurückstrahlt. Als Endpunkt der Dampferverbindung mit Europa und der Eisenbahn nach dem Hinterland — der Kongostaat umfaßt 2 382 800 Quadratkilometer — hat sich die Stadt bald zu einem Haupthandelsplatz herausgewachsen. Hier werden fast alle für das Kongogebiet bestimmten Handelsartikel ausgeladen, und hier nimmt der Dampfer auch wieder die Hauptrückladung an Gummi und Elfenbein an Bord.

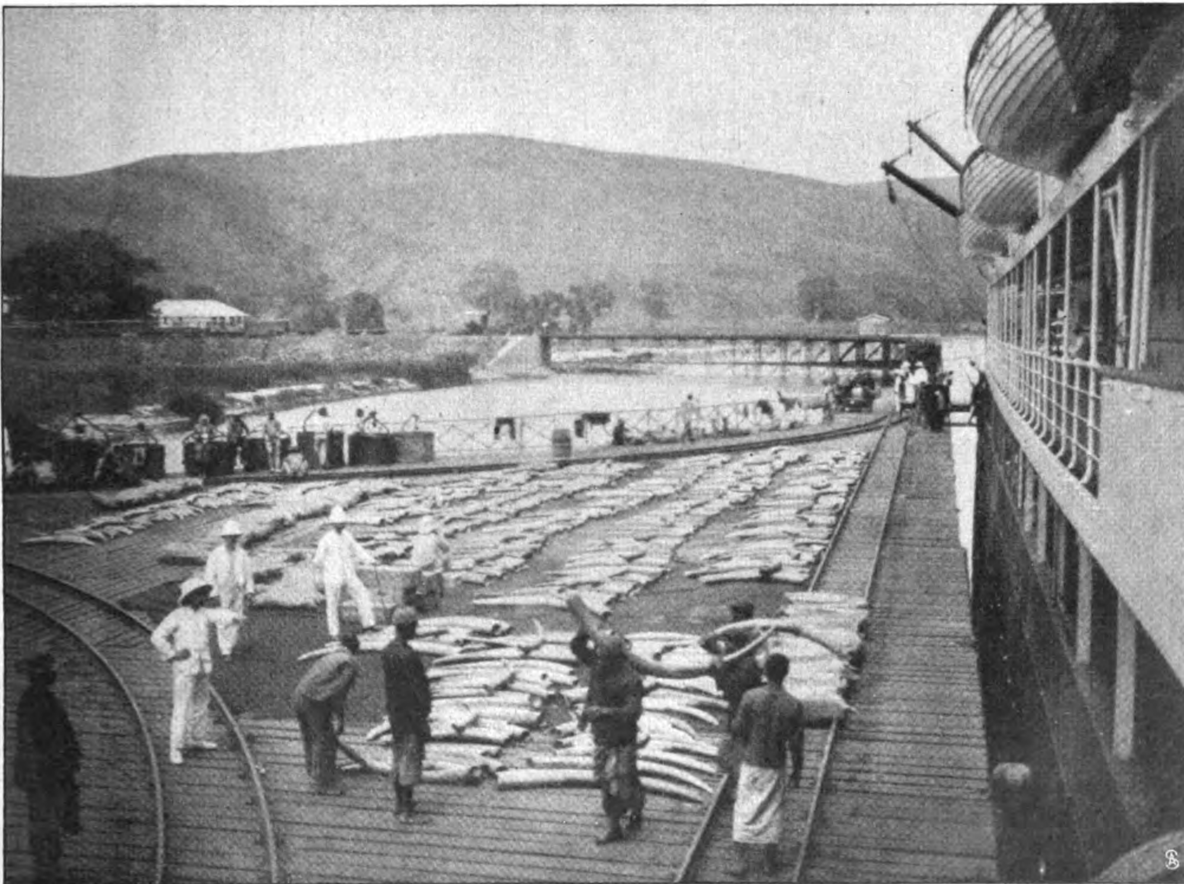


S. M. S. „Möve“ im Kongo bei Boma.

Am nächsten Morgen bestiegen wir den Zug nach Kinshasa. Die Bahn ist schmalspurig, hat aber sehr kräftige Maschinen; sie umgeht die Livingstonefälle des



Schuppen und Wagen der Kongobahn in Matadi. Auf der Höhe ein französisches Hotel.



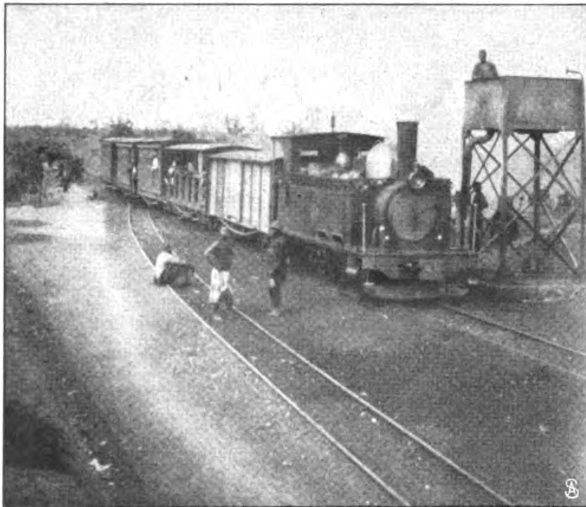
Verladung von Elfenbein in Matadi.

Kongo, ist 398 Kilometer lang und endet in Leopoldsville. Da Berge, Schluchten, Sümpfe und andere Hindernisse eine grade Linienführung ausschlossen, erreicht der Zug Kinshasa etwa eine halbe Stunde eher als das in der Luftlinie näher an Matadi liegende Leopoldsville. Die Fahrt auf diesem Kulturwerk ersten Ranges gehört, trotz der herrlichen Landschaften, die man sieht, nicht zu den angenehmen Erinnerungen der Reise, denn die Hitze in dem geschlossenen Wagen war furchtbar; des Staubes wegen durften die Fenster nicht geöffnet werden. Eine allgemeine Mattigkeit befällt die Reisenden. Trotz des großen Vorrats an Essen und Trinken hatten wir bei unserer Ankunft in Thysville, wo wir die Nacht bleiben mußten, noch keinen Bissen gegessen, aber der Bestand an Getränken war nur noch gering.

Thysville liegt hoch oben im Gebirge und hat durchaus gesundes Klima. Am Abend wurde es aber empfindlich kalt; uns fror ganz jämmerlich, denn nach den heißen Tagen in Matadi und nach der noch heißeren Bahnfahrt war der Temperaturwechsel ein zu schneller. Da wir am nächsten Morgen schon wieder um 6 Uhr im Zug sitzen mußten, um nochmals zehn Stunden zu reisen, legten wir uns früh ins Bett.

Am Bahnhof Kinshasa wurden wir gleich von dem Vertreter einer großen Speditions- und Hotelgesellschaft empfangen und in unsere Logierhäuser gewiesen, aus denen wir nach einem erfrischenden Bad und Kleiderwechsel als neue Menschen wieder auf der Bildfläche erschienen.

Da der Dampfer „Bumba" der „Gesellschaft Süd-Kamerun" (G. S. K.), mit dem wir unsere Reise nach Kamerun fortsetzen mußten, erst nach einigen Tagen abfahren konnte, hatten wir Zeit, uns Kinshasa in Muße anzusehen. Die Stadt ist sehr weitläufig gebaut, aber gute Wege mit schönen Palmenreihen verbinden die einzelnen Teile untereinander. Als besondere Merkwürdigkeit fallen sofort die riesenhaften Wurstbäume auf, die wohl nirgends in solchen Mengen wieder auftreten. Diese fast blätterlosen Bäume tragen enorme, wurstförmige Früchte, die aber nicht eßbar sind und nicht einmal von den Negern genossen werden können.

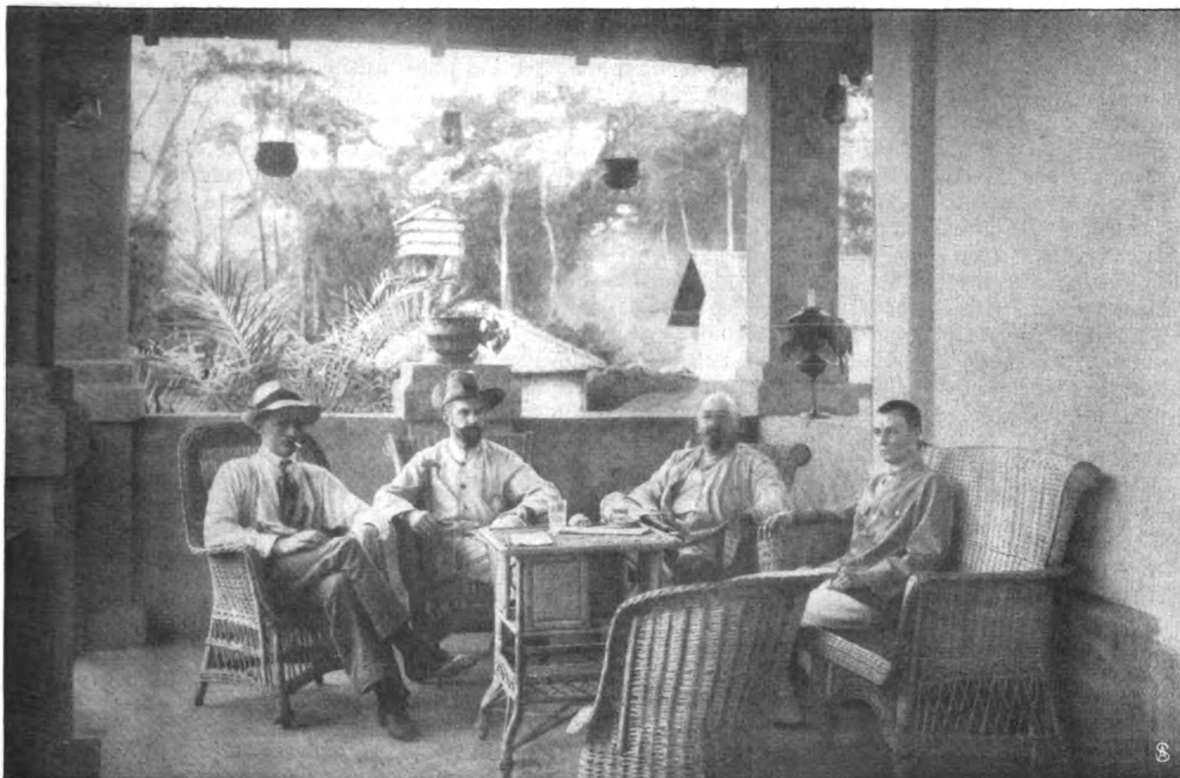




Am Kongo: Eingeborene erwarten den Dampfer. Oberes Bild: **Zug der Kongoeisenbahn Matadi—Kinshasa.**

Endlich hatte uns der Kapitän der „Bumba" erlaubt, das Gepäck an Bord zu bringen und uns in den Kabinen häuslich einzurichten. Die „Bumba" ist ein Heckraddampfer von etwa 20 Tonnen Tragfähigkeit und hat nicht mehr als 20—80 Zentimeter Tiefgang.

Als die Ladung an Bord und die Papiere in Ordnung waren, fuhren wir über den riesigen, vom Kongo gebildeten Stanley Pool hinüber nach Brazzaville, an das rechte, französische Ufer, um nochmals eine



In Deutsch-Kongo: Auf der Veranda der Messe in Molundu.

Menge Zollformalitäten zu erfüllen. Brazzaville ist sehr großzügig von den Franzosen angelegt; breite, saubere Straßen durchziehen die Stadt, und auf einem etwas erhöhten Plateau liegt das schöne Gouvernementsgebäude und ein gut gehaltener Botanischer Garten, in dem unter andern auch Baumwollkulturen versucht wurden, die im ganzen ein erfreuliches Resultat brachten.

Bei wundervollem Wetter setzten wir schon am Mittag unsere Reise fort und hatten bald den Pool hinter uns; der Kongo hatte aber noch immer eine



Einzelwohnungen der Angestellten in Molundu. Im Hintergrund die Messe.

ganz respektable Breite, und oft fühlte man sich fast wieder auf die hohe See versetzt. Nach einem heftigen Tornado, der uns gegen Abend überraschte, bildeten sich auf dem Fluß richtige Wellen mit weißen Köpfen, gegen die unser kleiner, flacher Dampfer schwer zu ringen hatte. Um 6 Uhr legten wir am Ufer fest, und die etwa 25 Mann starke Besatzung ging an Bord, um abzukochen, zu tanzen und bis in die späte Nacht sich nochmals ihre Abenteuer während der letzten Tage zu erzählen. Wir saßen noch lange mit unserem liebenswürdigen Kapitän an Deck, bis auch uns die Müdigkeit übermannte; am frühen Morgen schon hörten wir die Maschine wieder arbeiten, und die Fahrt ging weiter, den Kongo hinauf, an Sandbänken vorbei, von denen Wasservögel aufflogen oder Krokodile eiligen Laufes verschwanden, wenn der Dampfer sie aus ihrer Ruhe verscheuchte. Im Kongo kamen wir nie an Enten oder andere genießbare Tiere auf Schußweite heran; es verkehren im Strom zu viele Dampfer, aber als wir nach einigen Tagen in den jetzt deutschen Sanga einbogen, da hatten wir stets selbsterlegtes Wild auf der Tafel. Unterwegs begegneten wir dann und wann einem Dampfer oder auch einem Kanu mit Eingeborenen. In Bonga, das nun im Kongo-Marokko-Abkommen deutsch geworden ist, kauften wir einige schöne Matten, mit denen die Bewohner dort ein großes Geschäft treiben.

Ein ganz besonderes Glück hatten wir noch eines Morgens im Bogengekanal, einem Arm des Sangas, denn von Deck aus sah der Kapitän, etwa 500 Meter vom Ufer entfernt, zwei Elefanten, die den Dampfer noch nicht bemerkt hatten, grasen; gleich wurde gestoppt, und in der Begleitung einiger Neger, die uns durch das dicke, fast 2 Meter hohe Gras einen Weg bahnten, schlichen wir uns an die Riesen heran. Es war ein beschwerlicher Marsch, denn da das Gras anscheinend jahrelang nicht abgebrannt war, lag es wild durcheinander am Boden. Ungezählte Scharen von Moskitos, die den Tag hier verträumen wollten, wurden aufgescheucht und fielen über uns her. Der Boden war sumpfig und durch die frischen, tiefen Elefantenspuren fast ungangbar geworden, aber im Jagdeifer bemerkten wir das alles kaum; immer näher kamen wir den Tieren, und plötzlich bedeutete uns der vorangehende Boy, daß er sie sähe. Leise schlichen wir näher und gewahrten nun auch eins der Tiere, das ruhig dastand, ohne eine Ahnung der ihm drohenden Gefahr. War ich auch vorher unruhig gewesen — als die Büchse die Schulter berührte, gehorchten die Nerven, und nach ruhigem Zielen saß der Schuß; ohne zu zucken, brach der Koloß, ein junges Männchen, zusammen, während der den Spuren nach bedeutend größere andere Elefant flüchtig wurde und in dem dichten, hohen Gras bald unsern Blicken verschwunden war.



Die kaiserliche Regierungstation in Molundu, Wohnung für zwei Beamte.

Nach etwa zwölftägiger Fahrt langten wir vor der Einmündung des Dschah in den Sanga an und bogen nun in diesen noch immer recht breiten Fluß ein; da es aber schon in den letzten Tagen kein Holz mehr gegeben hatte, mußte der Dampfer jeden Abend schon lange vor Dunkelwerden festmachen, und die Besatzung hatte im Wald nach trockenen Baumstämmen zu suchen, sie zu zerkleinern und dann an Bord zu bringen. Gleich an der Dschahmündung liegt Quesso, die letzte französische Regierungs- und Zollstation, die wir passieren mußten — Quesso ist auch jetzt französisch geblieben — hier mußte nochmals unsere Ladung an Land und mit dem Protokoll von Brazzaville verglichen werden, dann konnten wir unsere Reise fortsetzen. Das linke Ufer war schon Kamerun, und am folgenden Morgen erreichten wir die erste deutsche Niederlassung, die Faktorei Tibundi der G. S. K., wo

wir von dem Leiter freundlich aufgenommen wurden. Auch im französischen Gebiet waren wir zwar oft Gäste von den Herren der dort ansässigen Firmen gewesen und waren immer auf das liebenswürdigste empfangen, aber heute war es doch etwas anderes, denn nach langer Zeit waren wir wieder in deutschem Gebiet und bei einem Deutschen im Haus. Da wir noch am selben Tag in Molundu, dem Ziel unserer Reise, eintreffen wollten, so wurde der Besuch bald abgebrochen, und mit frohem Herzen ging die Fahrt weiter.

Gegen Mittag schon sahen wir einen großen, freigeschlagenen Platz mit Farmen und einigen Häusern; von einem hohen Mast wehte die schwarzweißrote Flagge. Wir hatten die kaiserliche Station Molundu erreicht (Abb. S. 883 und 884). Herzlich wurden wir begrüßt, die Postsäcke an Land getragen und die Zollpapiere in Ordnung gebracht. Der Anblick der Station war kein erhebender, und wenn auch schöne Verwaltungsgebäude nicht die Hauptsache sind, sondern gute Beamte, so wäre es doch sehr zu wünschen, daß in Molundu etwas größere und bessere Häuser auch für die Herren Regierungsbeamten gebaut würden. Schon aus Repräsentationsrücksichten, denn es kommen doch oft Offiziere und Beamte des französischen Kongo an Molundu vorbei, die sowohl in Quesso als auch in dem noch weiter oberhalb am Dschah liegenden Ngaela gute Gebäude gewohnt sind. Da die Niederlassung der G. S. K. kaum eine halbe Stunde entfernt lag, so konnten wir erst noch zusammen an Bord einen Frühschoppen machen. Bald oberhalb der Station mündet der Bumba in den Dschah, und nun fuhr der Dampfer diesen Fluß hinauf. Früher hatte die G. S. K. hier auf der Ecke, zwischen den beiden Flüssen, ihre Faktorei, aber als die neue große Anlage genehmigt war, wurde etwas oberhalb der alten ein neuer Platz, der auch bei dem höchsten Wasserstand des Flusses nicht überschwemmt war, fertig aufgeschlagen. Hier ist nun eine mustergültige Niederlassung gegründet, Faktorei, Depots, Buchhaltung und Wohnungen der Angestellten, alles ist aus Stein solide gebaut; und der langjährige afrikanische Direktor der Gesellschaft Kalmár kann mit Recht stolz sein auf diese Kulturarbeit, deren Grundlegung und Wachsen er mit Eifer und Geschick überwacht hat. Unser Ziel war erreicht, und nachdem unser Gepäck in das Fremdenhaus gebracht war, setzten wir uns zum gemeinsamen Essen in der Messe nieder (Abb. S. 883), wo wir frisch Importierten dem Ansturm der Fragen nach den letzten Neuigkeiten aus der Heimat kaum standhalten konnten.

Aufziehendes Unwetter.

Eine dunkle Riesenhand
Reckt sich hoch am Himmelsrand,
Pflückt bedächtig Stern um Stern.

Eine dunkle Riesenhand
Droht dem schlummermüden Land,
Will dem Mond den Weg versperrn.

Wolken türmen sich; die Hand
Winkt aus grauer Nebelwand;
Blitz und Donner wettern fern.

Wilhelm Güdel.

Aus der Knabenzeit.

Skizze von Johannes Wilda.

Da ist er nun wieder in der alten Heimat.

Er sitzt hoch auf dem braungeteerten Fluttor der alten Hafenschleuse und läßt die Beine über der Tiefe baumeln, wie er als Knabe getan. Still rupfen die Schafe am Deich. Die Sonntagsglocken läuten genau so wie damals.

Er hat den weichen schwarzen Filzhut vom Kopf genommen. Der laue Wind spielt mit seinem Haar. Das Haar ist weiß.

Vorher durchwanderte er die Straßen der alten kleinen Stadt. Er ist zum erstenmal seit der Kinderzeit an dem Haus vorübergegangen, worin er einst gewohnt. Dasselbe Haus noch, nur nicht so vornehm wie in der Erinnerung.

Die Stadt hatte ja nun Gasglühlicht und einen Bahnhof. Zwischen den niedrigen Häusern, die er noch eins wie das andere kannte, erhoben sich ganz neue, viel höhere. Jene vertrackten Mißgeburten, die das nämliche vorstellen sollten, was die Künstler in den großen Städten sich herausspintisierten.

Die nachbarliche Traulichkeit unter den viereckig verschnittenen Linden, vor den blanken Scheiben mit Gardinen und Geraniumstöcken, auf den hölzernen Bänken neben der Haustür schien durch das Talmi verscheucht zu sein.

Er hatte den roten Backsteinbau des Gymnasiums umschritten. Ehemals war es stattlich gewesen und nicht einladend. Heute war es nicht stattlich, vielleicht aber einladender durch die verklärende Erinnerung, in der er schwelgte.

Da oben — jawohl, nach der Sonnenseite — lag doch die Sekunda! — Die Sekunda! — „Ob du dich wohl hier noch am Ort befindest, Robert Frank?" hatte sein Herz hinaufgefragt.

Der Gedanke an die kleine Stadt und an Robert, das war ihm immer eins gewesen. Diese Erinnerung hatte ihn zu dem Ummeg auf seiner weiten Reise veranlaßt. Der Wunsch, sich nach Robert zu erkundigen, ihn womöglich aufzusuchen, war zum stärksten Triebmittel geworden.

Wie unvergeßlich der Augenblick, da er ihn zuerst kennen gelernt! So an die Bank gelehnt, mit verschränkten Armen. Den Haarbusch zurückgeworfen. Die Augen zu seiten der kühngeschwungenen Nase hell umherblickend. Das kleine, spöttische Lächeln um die schon leichtbeflaumte Oberlippe. Gleich waren die stählernen Muskeln, vor denen die ganze Klasse Achtung hegte, dem sehnig gebauten Jungen anzumerken gewesen.

Schüchtern hatte er, der weit kleinere, sich um Roberts Freundschaft bemüht und Erfolg gehabt. Die Beschützerrolle hatte dem starken und kühnen Jungen gelegen. —

Während er nun vorhin weiter durch die Stadt und dann die Klinkerstraße entlang zum kleinen Hafen hinausgepilgert war, der die gleiche Zugkraft auf ihn aus-

übte wie in der Knabenzeit, war das Ausspinnen jener ihm noch heute wichtigsten Jugendepisode von selbst gekommen.

Ein wenig den Kopf schüttelnd und doch gerührt, hatte er sich seine damaligen Gefühle vergegenwärtigt. Diese glühende Steigerung der Freundschaft, die dem Erwachsenen kaum noch glaubhaft erscheint. Die von der ersten Liebe zu einem Mädchen ja verschieden und dennoch wieder ihr ähnlich ist und dann voranzugehen pflegt. Ebenso hingebend, opferbereit und keusch und — ebenso eifersüchtig! — Wie er, der unwiderstehlichen Anziehung folgend, sich vorhin auf den Schleusenbalken hinausgeschoben, mit schweifendem Blick über die paar Ewer im Hafen, über den bleichenden Muschelhaufen am Bollwerk, über das graugelbe Wattenmeer — alles genau, genau so wie damals! — hatten sich vor der rückschauenden, vergleichenden Seele wieder die Einzelheiten aneinandergereiht.

So war es gewesen: Kein Tag während einer längeren, herrlichen Zeit, an dem er nicht Robert auf der „Bude" besuchte. Sie takelten eine Brigg auf. Robert tat das Beste daran und schenkte ihm nachher die Brigg. Sie wollten beide Seeleute werden wie die meisten Jungen.

Bei keinem saß die blaue Klassenmütze so verwegen wie bei Robert. Wie das zu der kühnen Nase paßte! Wenn sie zusammen durch die Straßen gingen, er von unten nach oben bei Robert eingehakt, war er immer von einem Gefühl frohen Stolzes erfüllt worden.

„Die Alten wollen freilich nicht. Ich geh aber doch!" pflegte Robert zu erklären.

Es bestand gar kein Zweifel bei ihm, Roberts Eltern, wohlhabende Weinhändlersleute, wären außerordentlich kurzsichtig, solchen Sohn dem einzig für ihn möglichen Beruf entziehen zu wollen, was ihnen nicht gelingen würde.

„Ich darf! Sonst würde ich durchbrennen!" hatte er mannhaft behauptet.

„Recht so, mien Lütten", lautete Roberts Antwort. „Nelson war auch so einer wie du, sonst wär er bloß Pastor geworden!"

Wie dies Lob ihm zu Kopf gestiegen war!

Fortan hatte er nur geträumt, wie er im nächtlichen Raum sich Seite an Seite mit Robert über die Rahe biegen würde. Wie er Seite an Seite mit ihm die trauliche Koje teile, wenn die anderen in die heulende Nacht hinaus gemußt. Wie sie Seite an Seite gegen chinesische Piraten kämpfen und selbander als gebräunte Seehelden von der ganzen Stadt empfangen werden würden. Wie sie kein Geheimnis gegeneinander kannten, keinen Neid und sich treu blieben bis in den Tod!

Dann aber war die erste Wolke zwischen ihnen heraufgezogen, oder vielmehr sie war schon dagewesen, ohne daß es ihm so recht zum Bewußtsein gekommen. Robert hatte nämlich schon einen Freund gehabt. Er war in ältere Rechte hineingeplatzt. Der andere behandelte den aufgetauchten kleinen Rivalen nur ein bißchen gleichgültig von oben herab, nicht offen feindselig. Als ausnehmend gut gewachsener Junge, mit Kraushaar und blauen Augen, immer aus Grübchen lächelnd, galt er gleichzeitig für den Abgott der Mädchen. Zum erstenmal hatte er, der Kleine, im Herz den Stachel eines mit Unrecht zurückgesetzten stärker Liebenden empfunden. Er würde sich für Robert haben vierteilen lassen; Kay wäre nach seiner innersten Überzeugung solcher Zumutung listig ausgewichen. Aber Kay besaß nun eben die äußeren Gaben, die alle besiegten.

Ein Bild hatte sich ihm damals für alle Zeiten eingeprägt: dort, genau an der nämlichen Stelle, wo er jetzt vom Schleusenbalken hinsah, hatte er es eines Tages geschaut.

Beim Baden war es gewesen. Da, wo der mächtige, rostige Anker eines seit unvordenklichen Zeiten verrotteten Schiffes auf dem Sand lag, im Kreise umgeben von Marschgras und rosa Skabiosen. Dort vor dem Außendeich hatten jene beiden nebeneinander auf der wie geschorener Samt dichten Grasdecke gestanden.

Nichts gab es von Bekleidung; sogar das Handtuch mußten Luft und Sonne ersetzen.

Robert, von gebräunterer Gesichtsfarbe, zeigte den wunderbaren, harmonisch modellierten Bau, der weiße Kay das schlankere Ebenmaß der Glieder ..... Über ihnen der blauleuchtende Himmel, während Möwen sie umflatterten, deren Gefieder wie Silber blinkte .... Dahinter der fließende Priel, wo Sumpfdotterblumen in ihrem Blätterkranz goldene, sattgrün eingefaßte Nester am schwarzen Schlickrand bildeten.

Robert hatte seinen Arm um Kays Nacken und Kay seinen Arm um Roberts Schultern gelegt. Scherzend plauderten sie. Kay sah er nur halb im Profil, Robert erhobenen Hauptes hell um sich blickend .... ein Götterknabe!

Ihm, dem unbeachtet abseits Stehenden, war bisher die Schönheit des Menschenkörpers kaum ein Gegenstand des Nachdenkens gewesen. Ohne zu wissen, was es sei, spürte er zum erstenmal das innere Arbeiten des Künstlers, dessen Seele im ahnungsvollen Ergriffensein plötzlich die Vollkommenheit der Schöpfung erfaßt. Keine Eifersucht war in dieser Minute quälend in ihm erwacht; nicht hatte er der eigenen Unscheinbarkeit gedacht.

Und heute wußte er es: jener einzige kurze Augenblick hatte ihm seinen rastlosen Lebensberuf, der ihn bis zur Stunde mit höchstem Streben erfüllte, zugeführt! —

Noch längere Zeit waren sie damals gut Freund geblieben. Dann hatte sich die Trennung vorbereitet. Irgendwie, irgendwoher, ohne rechten Grund. Nicht an ihm hatte es gelegen. Roberts Familie war nicht sehr fein gewesen, während der Freund selber bis dahin nur edle Empfindungen gezeigt.

Dann kam er ungefähr dahinter. Jemand hatte Boshaftes, Nachteiliges über ihn zu Robert gesagt. — Kay! Das instinktive Gefühl erwies sich später als berechtigt. Aber ins Gesicht ihn überführen hatte er nicht können. Ein ungreifbares Gespenst war's gewesen, von dem er sich ohnmächtig hatte erwürgen lassen müssen.

Nach einer winzigen Meinungsverschiedenheit zwischen Robert und ihm war dann von jeder Seite ein verletzendes Wort wie ein Tröpflein Gift herausgespritzt. Sie waren „sich böse geworden".

Wenn er selbst jetzt als alter Mann nicht über diese Erinnerung zu lächeln vermochte, wie mußte sie sein Knabengemüt ergriffen gehabt, in welchen unerträglichen Zustand es versetzt haben!

In der Klasse nachbarlich sitzend, bei einer Unmöglichkeit des Ausweichens, war kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt worden. Wäre es nur dabei geblieben! Aber daß Robert höhnisch lachen konnte, wenn er einmal von dritter Seite gehänselt worden war! Daß Robert ihm nicht auswich, wenn sie gelegentlich nahe aneinander vorbeigehen mußten, sondern ihn wohl zu stoßen ver-

suchte, ihn, der fast zitterte, wenn sie sich zufällig streiften — das hatte er nie begriffen!

Wenn man einander „böse wäre", hatte er in seinem Herzen gemeint, meide man sich schweigend, jede Kränkung unterdrückend, ja sogar doppelt bereit, sich in Not und Gefahr beizuspringen. Das hatte seiner Auffassung von solchem zerstörten Freundschaftsbund entsprochen.

Und dennoch war sein Idealbild nicht vernichtet worden! Weit von dieser Stadt entfernt, hatte er es in seiner Seele mit sich getragen und behütet. Das Gedenken an den Knaben, den er geliebt wie nie einen vor oder nach ihm, war in ihm geblieben durch seine Jünglings- und Mannesjahre. Und nun hatte es ihn hierher geführt und war, als er so vom Schleusenbalken in die Vergangenheit wie in lebendigste Gegenwart hineinschaute, fast übermächtig in ihm erwacht.

Wie heiß, wie jung sein altes Herz doch noch schlug!

„Jetzt, jetzt gleich besuche ich ihn," sagte er zu sich, „ihn, dem du alles verdankst!" Und schon stemmte er die Hand, um sich mit einem Schwung in der nicht ungefährlichen Höhe auf die Füße zu bringen. O, das konnte er noch! In demselben Augenblick schlug Stimmengeräusch an sein Ohr. Unwillkürlich stockte er, das Gesicht dem Schall zuwendend.

Eine Anzahl Herren war auf den Deich gestiegen, jetzt auf der gepflasterten Krone in seine Richtung wandelnd.

Die richtigen Kleinstadttypen der Küste: schwer hinwandelnd, behäbig, von der Wichtigkeit ihrer Person tief durchdrungen.

Wahrscheinlich gehörte der gemeinsame Sonntagmorgenspaziergang zu ihrer Tradition. Er entsann sich, schon in seiner Schulzeit das gleiche gesehen zu haben. In jenen Tagen waren es wohl die Väter und Großväter dieser meist bejahrten Herren gewesen.

Sie sprachen Plattdeutsch und Hochdeutsch durcheinander, lachten mit Getöse. Kein Mangel an Gesprächstoff! Natürlich nicht, die kannten sich doch wie ihre eigene Westentasche, waren mehr oder weniger verwandt miteinander, bildeten eine solide Masse ohne Zwischenräume für das Fremde und Ungewöhnliche.

Nun waren sie heran. Er betrachtete sie nicht ohne Interesse. Das Auge des Künstlers forschte, dem nichts fremd ist, dem auch dieser unsichtbar und doch ganz wirkliche Dunst von derber Gutmütigkeit, heimlicher Verschagenheit und einer großen Gewöhnlichkeit ein Beobachtungstoff ist. Und dann: vielleicht entdeckte er unter der dicken, roten Pasta einen feinen Jugendzug. Es war interessant für Verstand und Gemüt, das herauszufinden!

Besonders zwei Herren, die zusammengingen, zogen seinen durchdringenden Blick auf sich, von diesen der eine mehr als der andere. Der erste war noch etwas größer und korpulenter als der im grauen Zylinder, mit grauem Backenbart. Eine Goldkette lag dem ersten protzig auf dem weitgerundeten Bauch. Die steife dunkelblaue Schirmmütze saß etwas schräg verwegen über Kopf und haarlosem Stierhals. Um den rasierten Mund spielte ein spöttischer Zug. Die Augen blinzelten verschwommen neben einer groben, mächtig vorspringenden Nase....

Robert! — Robert Frank! ... Zug für Zug! Und doch in jedem ein vollkommen anderer! — Und der zweite: Kay! ... Sie also waren Freunde geblieben, seit nahezu einem halben Jahrhundert!

Ebensowenig wie er schien einer Seemann geworden zu sein, Robert doch wohl Weinhändler.

Es war, als habe das Schicksal ihn extra zu der Schleuse hinaufgeführt, um dies unerkannt feststellen zu können.

Denn sie erkannten ihn nicht mehr. Erklärlich: ihre Gedanken hatten nichts in ihm erwartet, während es bei ihm umgekehrt lag. Und was mochte ihnen ein Fremder, noch dazu ein so ganz einfacher, gelten! Fremde kamen ihnen ja im Sommer mehr als genug zugelaufen und wurden, wenn sie viel Geld daließen, auch geschätzt. Das Umgehen mit ihnen hatten nur die Wirte und Vermieter nötig.

Sein erster, starker Impuls war, Robert anzureden. Doch mit jeder Sekunde des Betrachtens fiel ihm das Gepräge trostloser Gewöhnlichkeit stärker auf die Nerven. Er empfand, dieser Mann könne auch nicht das leiseste Verständnis mehr für Wallungen aus der Jugendzeit hegen. Nicht Abneigung, aber ein jähes Schamgefühl hatte ihn überwältigt, verschloß ihm den Mund. Er, in seinen weißen Haaren, kam sich wie ein Unwürdiger vor, diesen Unwürdigen einmal mit einer Zärtlichkeit geliebt zu haben, die in ihrer Feinheit nicht verstanden und heute völlig unbegreiflich geworden war.

Ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen, schritten die Herren dann vorüber. Oder doch! Als sie eben vorbei waren, wendete der im weltmännischen Zylinderhut einmal das Gesicht nach ihm zurück, und darauf erdröhnte eine Lachsalve. Zweifellos war er der Gegenstand eines guten Witzes.

Er saß noch auf seinem Schleusenbalken, als sie nur noch eine Anzahl sich bewegender Pünktchen auf dem fernhin ziehenden Deich bildeten. Den ernsten Blick hielt er starr auf die glitzernde Meeresfläche geheftet, wo hinter dem Ring des Horizontes die unermeßliche Einsamkeit lag.

Ein Kind war er stets gewesen, ein Kind geblieben!... Wieder hatte sein heißes Herz ihm den Verlust einer hartnäckig festgehaltenen Illusion eingetragen!

Aber indem er so in das Symbol der großen, nie gestillten Sehnsucht hinausträumte, empfand er stärker und stärker, daß eben dieses Sehnen das Hauptglück des Irdischen sei.

So gewiß, wie dort hinter dem scheinbaren Nichts eine reiche, bunte Welt lebte, so gewiß barg sich, trotz allem, ein wirklich Vorhandenes hinter den Illusionen der Menschen. Die grimme Enttäuschung, die er soeben wieder erfahren, vermochte wohl ein liebes Bild zu trüben, doch nicht den sieghaften Optimismus, der ihn durch das Leben getragen, auszurotten.

Seine Erinnerungsfahrt in die Stadt seiner Jugend war keine vergebliche gewesen!

Die Kraft seiner Seele, das Schöne festzuhalten, die so wirksam ihm das Bild des jungen Robert damals aus dem unschönen Bruch der Freundschaft gerettet, erzwang dies abermals, selbst über den heutigen Tag hinaus. Nicht als ein Stück Wirklichkeit, aber als ein unzerstörbares Glück aus jener rätselvollen Welt, die jenseit der Grenze des Menschenverstandes liegt, in die einzig der ewige Drang zum Idealen Sinn und Ziel bringt.

Und so schritt er in innerer Ausgeglichenheit zum Bahnhof. — Er trug das Bild der kleinen Stadt, des geheimnisvollen Meeres, des rostigen Ankers zwischen Sand, Gras und Skabiosen und das der blühenden Gestalt des hell um sich blickenden Jugendfreundes wieder unversehrt zurück in den schaffensfrohen Lebensabend.

Im Viererzug durchs Land.

Von A. v. Erlen. — Hierzu 6 Aufnahmen von Underwood & Underwood, London.

Zu Anfang des Maimonats wird in der britischen Hauptstadt die Coaching Season eröffnet, und diese bildet in dem sportfreundlichen England einen wichtigen Bestandteil der vielen gesellschaftlichen und sportlichen Veranstaltungen der weltbekannten glänzenden Londoner Sommersaison überhaupt. Woher stammen die Coaches, diese eigenartigen, hochgebauten, stets mit vier oder sogar fünf Pferden bespannten Wagen? Sie haben sich im Lauf der Jahrhunderte allmählich aus dem alten Postkutschenwesen der Mailcoaches entwickelt und sind heute ein reines Luxusgefährt, aber sie erinnern auch in ihrer jetzigen Gestalt immer noch ein wenig an die gute alte Zeit, jene romantische Zeit, in der man keine Eisenbahnen und keine Automobile kannte, das Zeitalter des gemächlichen Reisens in behäbigen Postkutschen, deren lange Tagesfahrten belebt wurden durch allerlei Bekanntschaften unterwegs und in den Gasthöfen und zuweilen durch gefährliche Abenteuer auf der Landstraße und in den dunklen Wäldern. Diese Zeiten sind vorüber, aber die Mailcoaches sind in veränderter Gestalt erhalten geblieben, und die englische Hauptstadt zählt verschiedene Coaching Clubs, deren Mitglieder den besten sportlichen und immer auch begüterten Kreisen angehören, denn diese großen, eleganten Wagen und ihre auserlesenen Pferde erfordern selbstverständlich bedeutende finanzielle Mittel. Aber Geld tut es hier nicht allein, sondern in allererster Linie kommt beim Coaching das altüberlieferte und ererbte Verständnis der britischen Nation für bestes Pferdematerial, für dessen vorzügliche Pflege, Haltung und Anschirrung und für tadellose Ausrüstung der Gefährte zur Geltung. Welch ein schönes und glänzendes Bild ist es für jeden Zuschauer, wenn die hohen, omnibusartigen Wagen, mit vier Pferden bespannt, unter lustigen Hornsignalen vorüberfahren; die zahlreichen Fahrtteilnehmer befinden sich stets



Fertig zur Abfahrt.



Auf dem Weg von London nach Brighton.

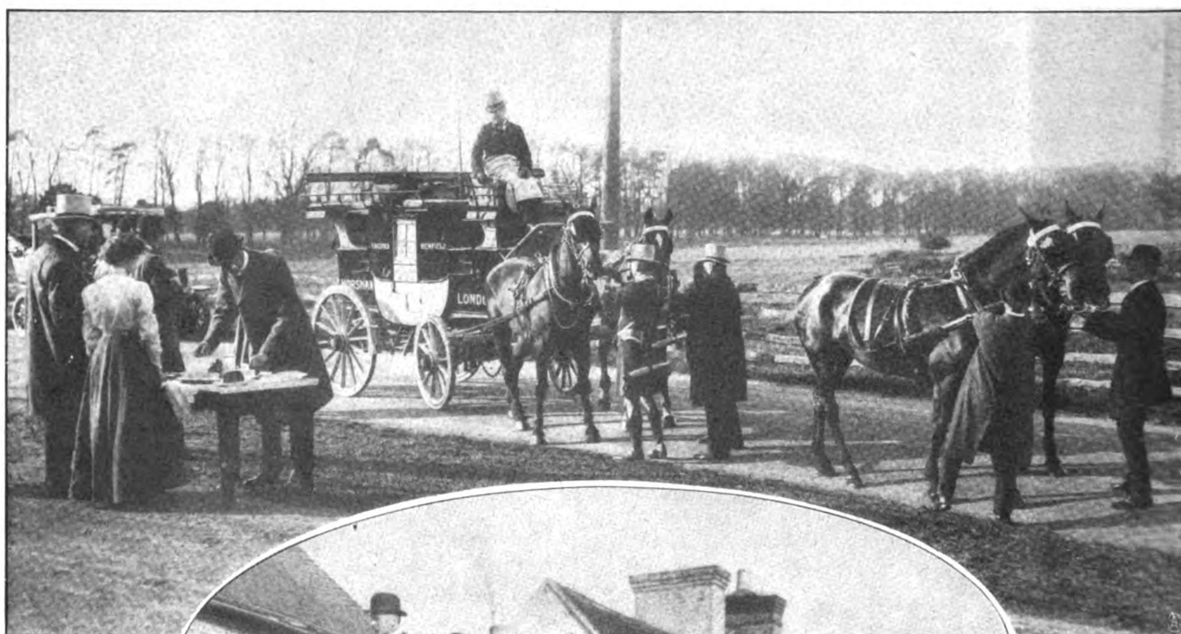


Im Viererzug durchs Land: Auf guter Chaussee.

hoch oben auf dem Verdeck, auf Bänken hintereinandersitzend, und auf dem Hintersitz erblickt man zwei sorgfältig livrierte Grooms, die in Körben die langgestielten Blasinstrumente verwahren und die reichgefüllten Frühstückskörbe und die seitlich angebrachten Behälter für Schirme und Stöcke behüten. In leuchtender Farbe lackiert zeigen sich die Wagen, die Pferde schnauben in der frischen Morgenluft; hier sind es lauter Schimmel, dort spiegelblanke Füchse oder glänzende Rappen, und oben auf dem Verdeck sieht man Damen mit hellen Schleiern und Sonnenschirmen und sportmäßig ausgerüstete Herren in angeregter Unterhaltung. Ja, wem es vergönnt ist, so in luftiger Höhe durch die schöne Sommerwelt zu fahren, der wird sich schwerlich danach sehnen, mit irgendeinem auf staubiger Landstraße in rasender Fahrt dahinsausenden Automobilisten oder einem Reisenden im engen Eisenbahnzug zu tauschen.

Das Stelldichein all dieser Coaches ist meist in London, hier finden sie sich während der Saison an bestimmten Tagen der Woche zusammen, entweder zu einer Korsofahrt, die gewöhnlich um den ganzen Hydepark herumfährt, oder zu längeren Tourenfahrten in

die Umgegend, die sich oft bis an die englische Küste ausdehnen. Unsere Bilder schildern einen solchen Ausflug der Coaches nach dem beliebten Seebad Brighton. Der Weg führt über Epsom Down, den berühmten Rennplatz, und durch die reizvolle Grafschaft Surrey. Welliges Hügelland, smaragdgrüne Wiesen, im ersten Maiengrün prangende Buchenwälder, alte baumbestandene Parkgelände und Landhäuser gleiten an den Augen der Mitfahrenden vorüber. Der Staub der Landstraße dringt kaum zu den luftigen Hochsitzen hinauf, und die Fanfaren der beiden Bläser, die zugleich als Warnsignale gelten, schmettern, und nur der Fahrer blickt ernsthaft und gesammelt auf seine 4—5 Pferde, deren verschiedene Zügel er in nerviger und überlegen sicherer Hand zusammengefaßt hält. An irgendeinem malerischen und passenden Ort unterwegs wird Rast gemacht, um das mitgenommene Frühstück oder den Nachmittagstee einzunehmen. Die braunen Weidenkörbe bergen zwischen Glas und blinkendem Silber vielerlei gute Sachen, und selten wird man bei dieser Gelegenheit neben altem goldgelbem Portwein, Sherry oder Malaga irgendeinen beliebten Schaumwein des Engländers vermissen. Beim Tee und dessen Bereitung sind die mitfahrenden Herren den Damen behilflich, da die beiden Grooms gewöhnlich an den Köpfen der Pferde stehenbleiben müssen, um diese zu halten, während der Lenker des Wagens, der fast stets ein Gentlemanfahrer ist, sich ebenfalls beim Frühstück erfrischt, seine Armmuskeln ausruht und neue Kräfte sammelt zu dem verantwortungsvollen Amt, mehrere rassige Pferde stundenlang sicher und korrekt zu lenken.



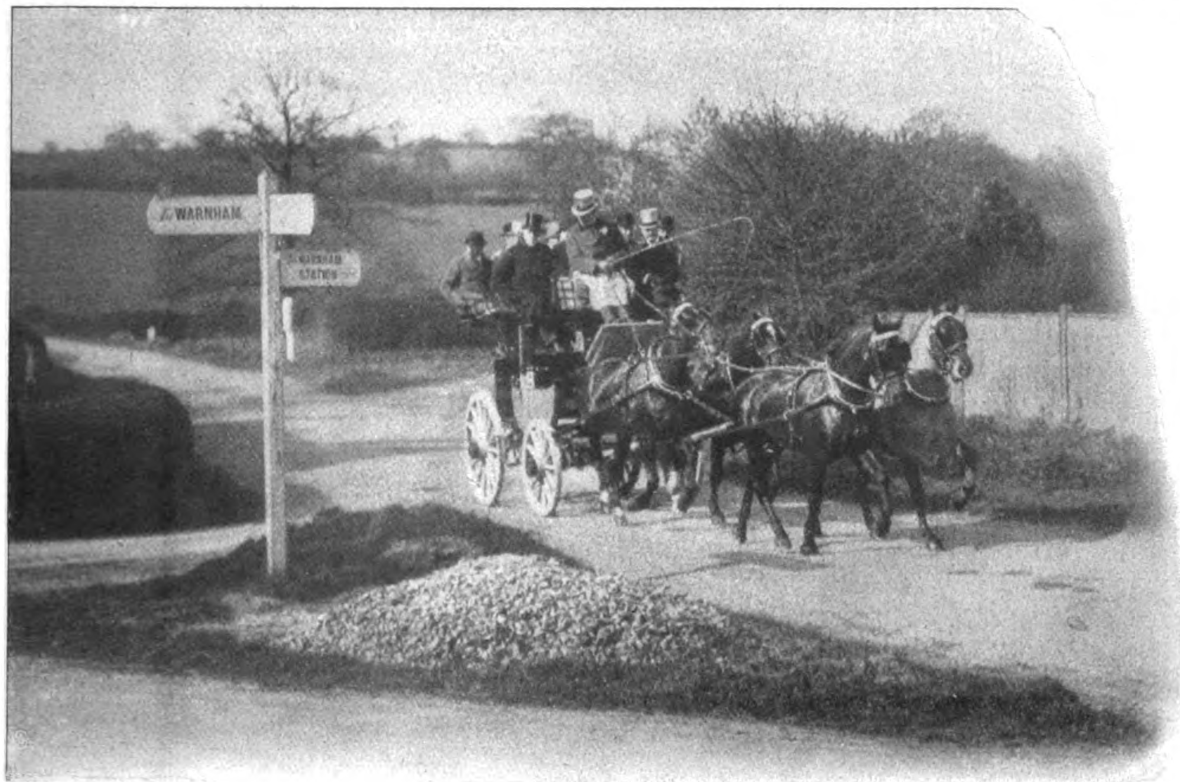
Das Frühstück unterwegs.



Aufbruch nach der Rast.

Auch bei anderen sportlichen Ereignissen und besonders bei allen Pferderennen spielen die Coaches eine Rolle; sie sind ein begehrtes Beförderungsmittel auf der Fahrt zum Rennplatz, wo ihnen besondere Haltestellen angewiesen sind, und von ihrer Höhe herab kann man aufs beste den grünen Rasen und den Verlauf des ganzen Rennens überblicken.

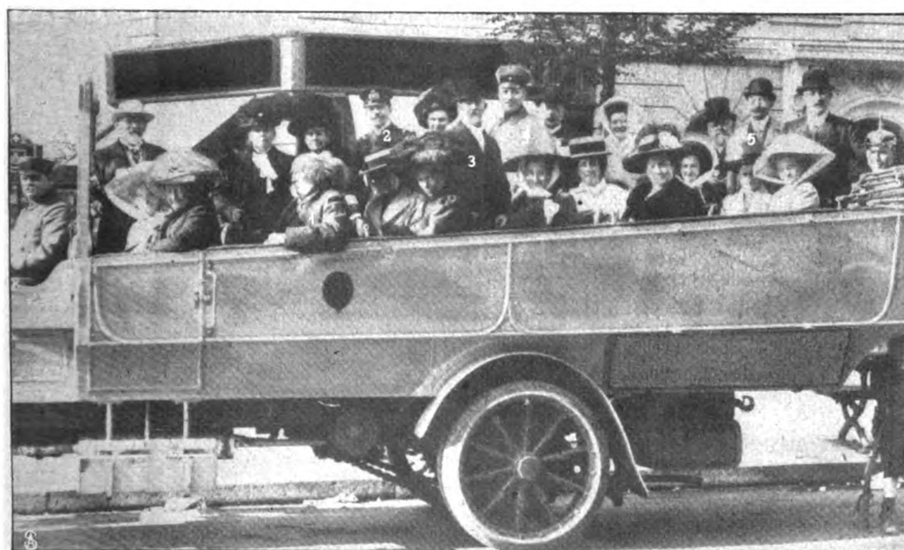
Bei den vorhin erwähnten Korsofahrten bilden die Coaches stets eine große Anziehung für die schaulustige Menge und speziell auch für die vielen Fremden, und ihre Besitzer und Lenker sind es sich bewußt, nicht nur



Am Kreuzweg.

vor lauter Bewundernden, sondern auch vor manchen kritischen Blicken Revue zu passieren. Oft erblickt man ältere und ergraute Sportsleute auf dem Kutschersitz, die ihr kostbares und in langer und mühsamer Arbeit eingefahrenes Pferdematerial keiner fremden Hand anvertrauen möchten, und die es sich durchaus bewußt sind, etwas in jeder Hinsicht Vorzügliches vorzuführen. Der beste Platz des Wagens ist daher der Sitz neben diesem gewöhnlich ziemlich schweigsamen Lenker.

Wenn sich das Auto auch immer mehr die Welt erobert, in England so gut wie anderswo, so werden doch die schönen, flotten und vornehmen Mailcoaches aus dem Verkehrsleben Großbritanniens niemals verschwinden, und das ist gewiß nicht zu bedauern.



1. Generalmajor z. D. Benno von Studnitz, Breslau. 2. Fregattenkapitän Oswald von Studnitz, Wilhelmshaven. 3. Oberstleutnant Konrad von Studnitz, Berlin. 4. Oberleutnant Thassilo von Studnitz. 5. Oberst Max von Studnitz, Magdeburg.

Vom Familientag des Geschlechts von Studnitz: Die Teilnehmer auf einer Autofahrt.

Bilder aus aller Welt.

Das weitverzweigte Adelsgeschlecht von Studnitz hielt kürzlich in Berlin seinen gutbesuchten Familientag ab.

Der Blumenmarkt, der in jedem Frühling in Lille abgehalten wird, besitzt für die französische Gärtnerei die größte Bedeutung.

Eine amerikanische Hochschule, das Milton College, hat den Kgl. Musikdirektor Fritz Lubrich in Sagan in Anerkennung seiner Verdienste zum Doktor der Musik gemacht.

Oberst a. D. Stadelmann, ein Tapferer von 1870/71, der sich damals das Eiserne Kreuz Erster und Zweiter Klasse errang, vollendet am 25. Mai sein 75. Lebensjahr.

Die Vertretung des schweizerischen Roten Kreuzes auf dem Kongreß in Washington haben Frl. A. Favre und Major C. de Marval übernommen.



Phot. Central Photos.

Ein Frühjahrstreffpunkt französischer Gartenbauschulen: Der Blumenmarkt in Lille.

Die Witwe des vor kurzem ermordeten Fürsten von Samos Andreas Kopassis Effendi ist eine Wienerin, eine Schwester des Vizeadmirals v. Chiari.

In der Werkstatt des Bildhauers Prof. Lessing in Berlin entsteht das Luther-Denkmal für die Michaeliskirche in Hamburg.

Der Bezirksamtmann a. D. Lambrecht, einer unserer verdientesten Deutsch-Ostafrikaner, wurde durch die Ernennung zum Geh. Regierungsrat ausgezeichnet.

Willy Stuhlfeld, ein vielversprechender junger Bassist, wurde als Oberregisseur der Oper dem Stadttheater Königsberg verpflichtet.

Willy Dietrich vom Kölner Deutschen Theater wurde als Liebhaber an das Königliche Schauspielhaus in Dresden engagiert.



Kgl. Musikdirektor F. Lubrich,
Sagan, wurde zum Dr. mus. ernannt.



Phot. Chiffelde.

Major C. de Marval,
Vertreter des schweizerischen Roten Kreuzes auf dem Kongreß in Washington.



Hélène Kopassis,
Witwe des ermordeten Fürsten von Samos, eine geborene Wienerin.

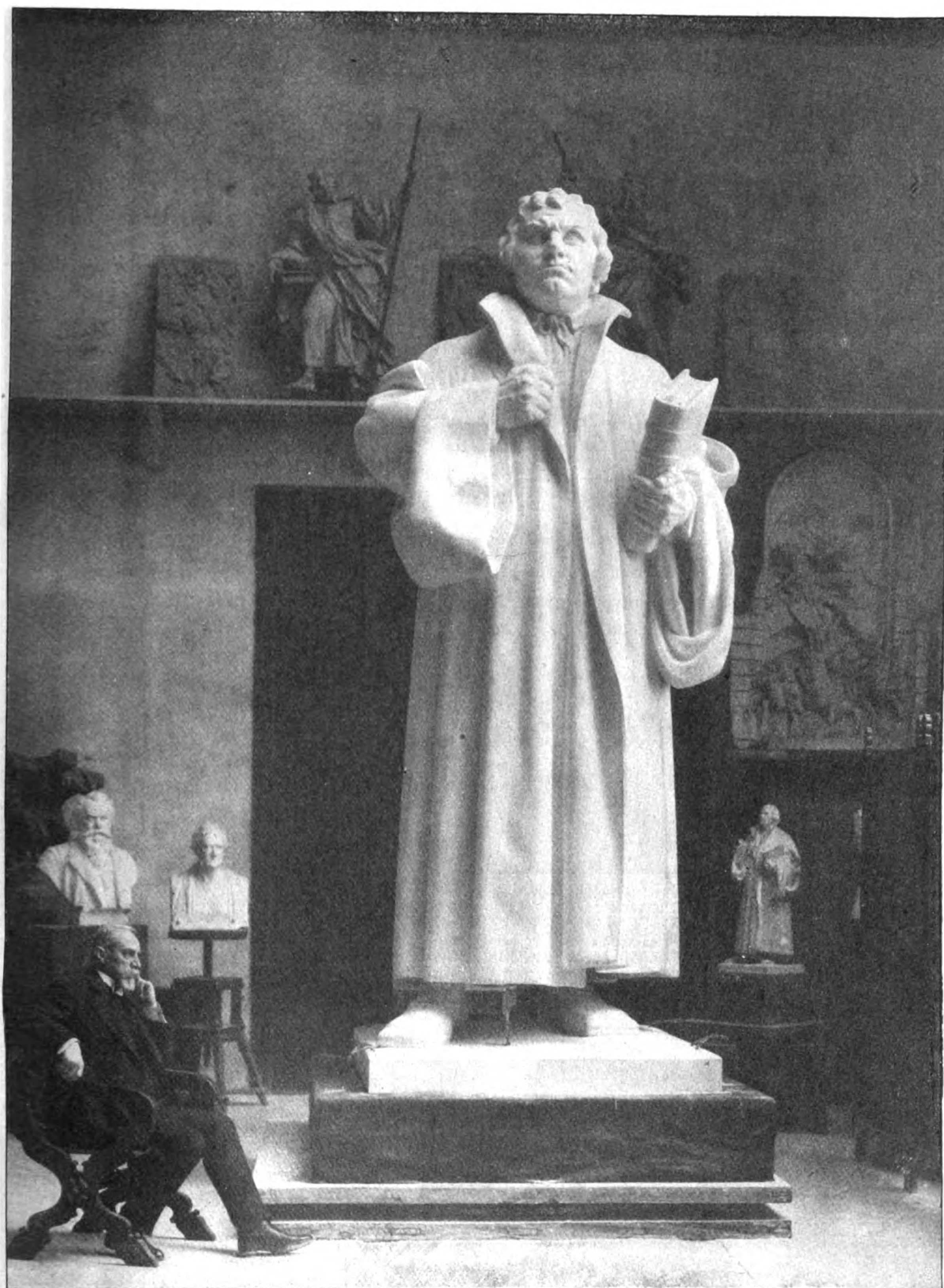


Oberst Hugo Stadelmann,
Pasing, wurde 75 Jahre



Phot. Boissonnas.

Frl. Alice Favre,
Vertreterin des schweizerischen Roten Kreuzes auf dem Kongreß in Washington.



Phot. v. Freyberg.

Das Luther-Denkmal für Hamburg.

Modell für den Bronzeguß im Atelier von Professor Otto Lessing, Berlin, dem Schöpfer des Denkmals.



Willy Stuhlfeld,
Kiel, geht als Oberregisseur der Oper nach Königsberg.



Phot. Th. Baender.

„Die eiserne Tante".
Die vor kurzem in Frankfurt verstorbene Krankenschwester Amalie Lévy, die drei Feldzüge mitmachte.



Willy Dietrich,
Köln, wurde an das Dresdner Kgl. Schauspielhaus engagiert.



Bez.-Amtmann a. D. Lambrecht,
wurde zum Geheimen Regierungsrat ernannt.



Pastor Bent Lindhardt,
der neue Pfarrer der dänischen Kolonie in Berlin.

Vor kurzem verschied Amalie Lévy, die als Inhaberin des Eisernen Kreuzes die „Eiserne Tante" genannt zu werden pflegte. Die edle Frau hat als Samariterin in den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71 Heldenmut bewiesen und ihren schweren Dienst aufopfernd versehen.

Die dänische Kolonie zu Berlin hat in der Person des Pastors Bent Lindhardt zum erstenmal einen eigenen Pfarrer erhalten.

Unter den Opfern der „Titanic" befanden sich der bekannte deutsch-amerikanische Finanzmann Isidor Strauß und seine heldenmütige Gattin.

In der Nähe von Wiesbaden wurde vor kurzem der Grundstein zum dritten Heim der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime feierlich gelegt.



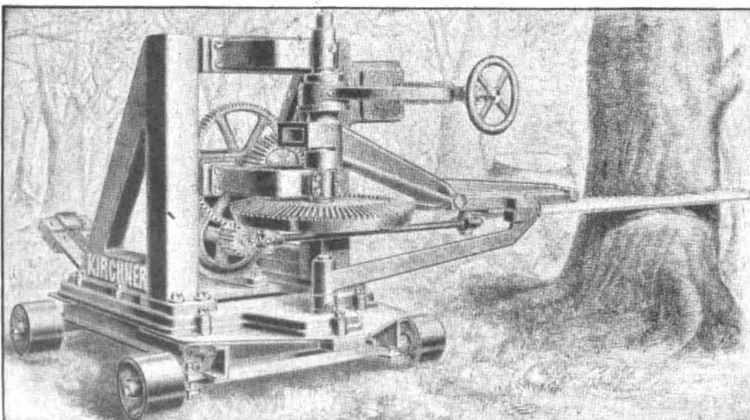


Das der Titanic-Katastrophe zum Opfer gefallene Ehepaar Isidor Strauß aus Neuyork.



Phot. L. W. Kurtz.

Grundsteinlegung des dritten Kaufmannserholungsheims bei Wiesbaden im Taunus.
Oberbürgermstr. von Wiesbad. v. Ibell tut die Hammerschläge.



Zum Artikel: Holzbearbeitungsmaschinen.

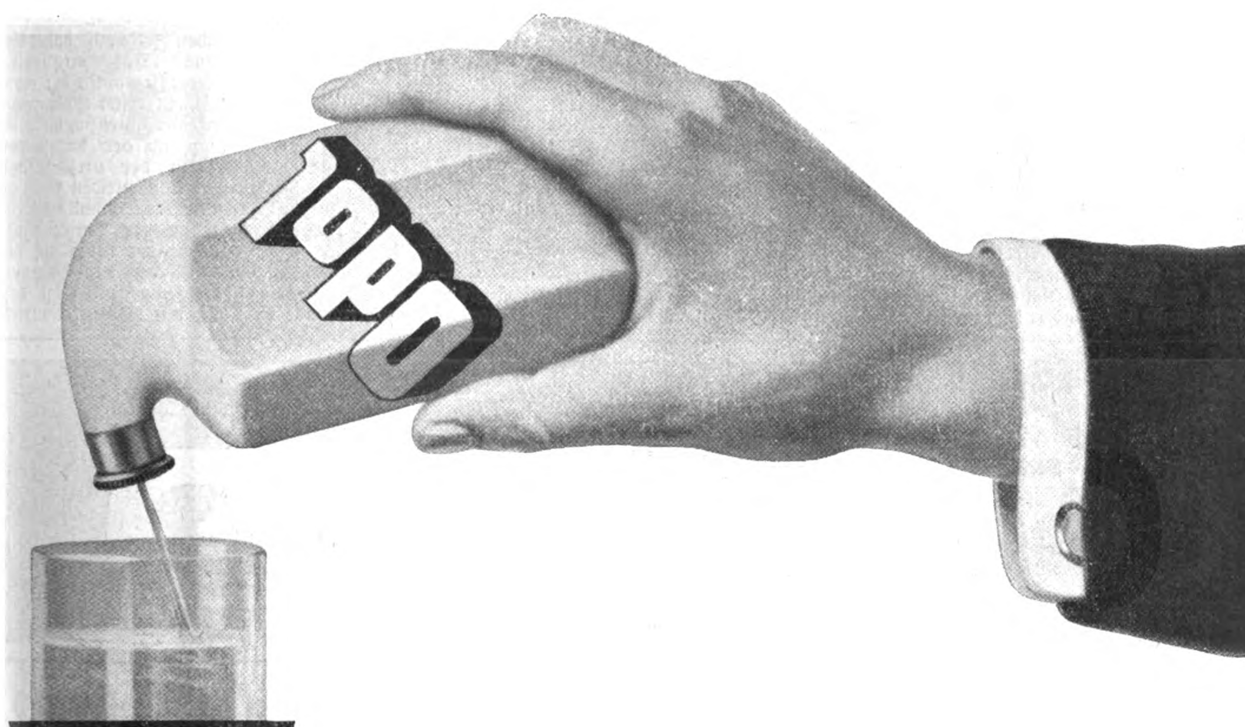
Näheres in der anliegenden Nummer 21 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.



Aus dem Inhalt von Nummer 21 der „Export-Woche":

Unser Mangel an Panzerkreuzern im Auslande. — Wirtschaft und Kapital. — Die Großstadt Saarbrücken. — Die hamburgische Industrie II. — Handel und Verkehr. — Holzbearbeitungsmaschinen II. — Tropenhygiene. — Aus der Tageschronik. — Technische Woche.

Schluß des redaktionellen Teils.



Man tut gut, sich von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß von all den Maßnahmen, die der moderne Mensch zur Gesunderhaltung seines Körpers vornehmen muß, die richtige Pflege der Zähne beinahe die wichtigste ist. Man bedenke — und neuere Untersuchungen haben das wieder einmal ganz eklatant bewiesen — daß die Beschaffenheit der Zähne auf unser Allgemeinbefinden einen viel größeren Einfluß ausübt, wie die meisten ahnen. Als richtig kann eine Zahnpflege aber nur bezeichnet werden, wenn die zahnzerstörenden Stoffe, die Fäulnis- und Gärungserreger, die sich im Munde täglich neu bilden, auch täglich unschädlich gemacht werden. Dazu ist, wie sich jeder bei einigem Nachdenken sagen muß, eine Maßnahme nötig, die derartige Stoffe beseitigt oder mindestens ihre nachteilige Wirkung aufhebt. Zur mechanischen Beseitigung der den Zähnen direkt anhaftenden Unreinlichkeiten dient bis zu einem gewissen Grade die Zahnbürste, aber nur bis zu einem gewissen Grade; denn da die Bürste nur oberflächlich wirkt, die schädlichen Keime aber überall in die Schleimhaut der Mundhöhle, namentlich in den Ecken und Falten, wo die Bürste nicht hingelangen kann, eingelagert sind, muß man außer der Zahnbürste noch Odol benutzen, das bis in die verstecktesten Teile des Mundes dringt und alle schädlichen Stoffe vernichtet und beseitigt.

Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.

Ein sehr interessanter Vortrag des bekannten Pharmakologen A. v. Bokáy-Budapest auf dem Balneologenkongreß in Salzburg am 6. Oktober 1910 behandelt einige vernachlässigte Indikationen der erdigen Mineralquellen, von denen uns zwei von besonderer Bedeutung erscheinen. Erstens ist es der Vorzug, den diese Wässer in der Behandlung des Diabetes vor den bisher gebräuchlichen Bikarbonatwässern verdienen, indem sie einen Ersatz für den bedeutsamen Kalkverlust bieten, mit dem diese Krankheit einhergeht. Sodann handelt es sich um die äußerst wichtige Tatsache, daß Kalkwässer imstande sind, während der Zeit der Schwangerschaft und des Stillens der Mutter den für die Entwicklung des Knochengerüstes des Kindes so wesentlichen Kalk zuzuführen.



In beiden Fällen ist daher die Verwendung der Helenenquelle, der Hauptrepräsentantin der erdigen Quellen, in erster Linie angezeigt, und es eröffnet sich dieser in der Bekämpfung der harnsauren Diathese und der verschiedenen Nieren- und Blasenleiden schon so erfolgreichen Quelle damit noch ein weites Gebiet der Verwendung. Ein vergleichender Blick auf die Zusammenstellung der Analysen der Mineralquellen von Wildungen und Umgegend zeigt, daß sie ihre einzigartige, hervorragende Stellung mit Recht behauptet.

Dies und das.

Eigenartige Berechnungen hat ein französischer Gelehrter über die Quantität der einzelnen Nahrungsmittel aufgestellt, die ein Mensch durchschnittlich bis zu seinem 70. Jahr zu sich nimmt. Berücksichtigt man in dieser Tabelle das speziell französische, d. h. Wein und Weißbrot, die auch für die ärmere Bevölkerung an Stelle unseres Bieres und schwereren Schwarzbrotes treten, so lassen sich einige interessante Schlüsse ziehen. Nach der erwähnten Statistik vertilgt ein gesunder Mensch bis zum obengenannten Alter: 12 000 Liter Milch, 14 000 Kilo Brot, 12 000 Liter Wein, 15 000 Kilo Gemüse und Kartoffeln, 7000 Kilo Früchte; ferner 3 Ochsen, 15 Hammel, 5 Kälber, 3 Schweine, eingerechnet des Geflügels insgesamt 4000 Kilogramm Fleisch, wozu noch etwa 500 000 Kilo Fische kommen. — Die gegebenen Zahlen lassen erkennen, daß es sich hinsichtlich des Fleischgenusses um Nichtteurungsjahre handelt, und ferner, daß naturgemäß die ausgedehnten französischen Küstenländer den hohen Fischkonsum rechtfertigen. Auch des Rauchens hat der Verfasser der Tabellen nicht vergessen. Er gibt an, daß, wer täglich nur eine Zigarre mäßiger Größe raucht, nach 70 Jahren eine Zigarre in der Größe der Vendôme-Säule überwunden hat!

Dem Schöpfer des Guignol — des französischen Kasperletheaters — hat man kürzlich in Lyon ein Denkmal gesetzt. Nicht des Lebens Freudigkeit, sondern seine Not haben Laurent Mourguet zum Erfinder gemacht. Als Vater von zehn Kindern, für die er zuweilen nicht genug Brot erwerben konnte, suchte er mit allerlei Scherzen die kleine Schar über die Unbehaglichkeiten einer knappen Kost hinwegzutäuschen, indem er ihnen mit selbstmodellierten Puppen auf einer „Bretterbühne" die Stunden verkürzte. Es wird erzählt, das „père Guignol", der Held und Possenreißer aller Stücke, das wohlgelungene Porträt Mourguets gewesen sei und darum doppelten Erfolg hatte, der den Dichter — Mourguet war der Molière seines Theaters und erfand

eine Lustspiele selbst — vielleicht manchmal schmerzlich berührt haben mag. Aber auch seine Regiekünste gewannen die Herzen der Großen und Kleinen und verhalfen ihm zu einem bescheidenen Gewinn, der, stetig wachsend, es dem braven Mann in späteren Jahren ermöglichte, auch etwas für sich selbst zu tun, nämlich: Lesen und Schreiben zu lernen.

Verschiedene Mitteilungen.

— Die Säuglinge stehen jetzt im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Wenn man über ihre künstliche Ernährung spricht, so wird man in den meisten Fällen auch den Namen „Kufeke" hören, denn dieses Präparat hat während der langen Zeit seines Bestehens seine Vorzüglichkeit erprobt. Es ist nahrhaft und leicht verdaulich, enthält die nötigen Nährstoffe für den kindlichen Organismus in der richtigen Zusammensetzung, wird von den Kindern gern genommen und ist durch seine Ergiebigkeit billig im Gebrauch.

— Fußleidende und Gelähmte sind jetzt nicht mehr an das Zimmer gefesselt, sondern können sich, unabhängig von andern Personen, mit Hilfe der „Felicitas"-Fahrzeuge selbst fortbewegen. Diese Fahrzeuge aus der Fabrik von Louis Krause in Leipzig-Gohlis besitzen einen Weltruf, weil sie in bezug auf Spezialkonstruktionen und Hygiene das Vollkommenste darstellen, was

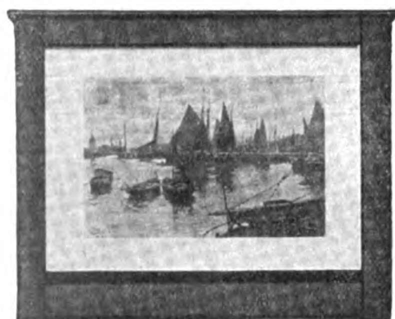
Mädler-Koffer.

Feine Leder-Waren.

Moritz Mädler.

Verkaufs-Locale: Leipzig Berlin Hamburg Frankfurt a/M. Köln

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau 21.
Ill. Preisliste sendet gratis



Luxusrahmen als Wechselrahmen.
Nur für Querformat passend.



Luxusrahmen als Wechselrahmen.
Nur für Hochformat passend.



Biedermeierrahmen als Wechselrahmen.
Für Hoch- und Querformat passend.

Für die farbigen Kunstbeilagen der „Gartenlaube“ haben wir gefällige und wirkungsvolle

Wechselrahmen mit Glas

in zwei verschiedenen Ausstattungen als Biedermeier-Rahmen und als Luxus-Rahmen herstellen lassen, die den Abonnenten zum billigen Preise von **2,50** Mark das Stück geliefert werden. Die Verpackungs- und Portokosten für 1 bis 4 Rahmen betragen 80 Pf. und sind stets, auch beim Bezuge durch den Buchhandel, vom Besteller zu tragen

Der **Biedermeier-Rahmen** ist aus etwa 4 cm breiten, polierten Holzleisten angefertigt, welche an den inneren und äußeren Kanten stilgemäß verziert sind. Die vier Ecken sind mit eingelegten schwarzen Quadern versehen. Dieser Rahmen paßt sowohl für Bilder im Hochformat als auch für solche im Querformat.

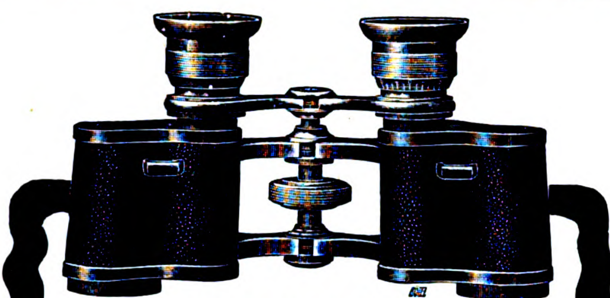
Der **Luxus-Rahmen** ist ebenfalls aus polierten Holzleisten von verschiedener Breite zusammengesetzt und mit einer zierlichen Verdachung versehen. Dieser Rahmen ist in zwei Ausgaben, für Hoch- oder Querformat passend, zu haben. Bei Bestellung des Luxuswechsel-Rahmens muß unbedingt mit angegeben werden, ob die Ausgabe für Hoch- oder Querformat gewünscht wird.

Beide Rahmen werden in drei verschiedenen Ausführungen — Mahagoni, Nußbaum und Schwarz — geliefert, sind mit abnehmbarer Rückwand versehen und so praktisch eingerichtet, daß die Bilder jederzeit leicht und mühelos ausgewechselt werden können. **Für die Doppelformate gibt es keine Wechselrahmen.** — Der Bezug kann durch jede Buch- und Kunsthandlung erfolgen oder auch gegen Voreinsendung des Betrages bzw. unter Nachnahme direkt von der Verlagshandlung

Berlin SW 68, Zimmerstraße 36—41. **Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H.**
Abteilung Kunstverlag.

auf diesem Gebiet bisher erreicht worden ist. Der Antrieb erfolgt bei den meisten Selbstfahrern durch fast horizontale, wechselweise Hebelbewegung. Die Fahrzeuge laufen auf Pneumatikbereifung geräuschlos und außerordentlich leicht. Die Originalkonstruktionen der Fahrzeuge sind technisch hervorragend, wobei die Verstellbarkeit einzelner Teile besondere Beachtung verdient. Die Maschinen sind durchweg stabil gebaut, aus bestem Material und von höchster Eleganz. Für jedes Fahrzeug, das aus der Fabrik hervorgeht, leistet die Firma weitestgehende Garantie. Der illustrierte Katalog wird von der Firma Louis Krause, Leipzig-Gohlis, an Interessenten gratis versandt.

— Von den kleinen Fehlern, die das Aussehen eines Menschen oft in nachteiligster Weise beeinflussen, ist wohl der sogenannte „unreine Teint“, d. h. die mit Pickeln und Mitessern behaftete sowie die speckig glänzende Gesichtshaut, einer der gefürchtetsten. Man sieht dabei so ungewaschen, in Wirklichkeit unrein aus. Ein ganz vorzügliches Mittel gegen solche Schönheitsfehler ist die kosmetische Essenz „Schönrein“ von Hortense de Goupy, Halensee, Bornstedter Str. 8, die diese Mängel vielfach schon über Nacht beseitigt und das Gesicht so gestaltet, wie es der Name sagt — Schönrein!



Prismen-Binocles, Marken aller renommierten Fabriken zu Original-Fabrikpreisen. Für Sport, Reise, Jagd etc. empfehlen wir insbesondere die in verschiedenen Armeen und Marinen eingeführten berühmten Originalfabrikate mit 6 mal. Vergrößerung

Hensoldts Prismen-Binocle 120 Mk.

Im Gebrauch Sr. Exz. des Grafen Zeppelin bei seinen Fahrten.

Voigtländers Prismen-Binocle 127 Mk.

Preise inkl. festem Rindleder-Etui mit Umhängeriemen.

Beide Gläser sind modernster Konstruktion, **keine veralteten Modelle**, mit Mitteltrieb zum gleichzeitigen Einstellen für beide Augen, mit **großen 24-mm**-Objektiven. Großes Gesichtsfeld **(auf 1000 m = ca. 130 m)**, wirklich große Lichtstärke = 16 und vor allen Dingen eine brillante Sehschärfe bei relativ leichtem Gewicht sind besondere Vorzüge beider Gläser, welche deren Beliebtheit in weitesten Kreisen begreiflich machen.

Wir liefern zu **Original-Fabrikpreisen** von Mk. 120.— bzw. Mk. 127.— bei Teilzahlung mit 10% Aufschlag gegen Monatszahlungen von **6 Mk.**

Da die Qualität unserer Gläser über jeden Zweifel erhaben ist, liegt für uns kein Risiko vor, wenn wir solvent. Interessenten beide Gläser

6 Tage zur Ansicht, ohne Kaufzwang

und ohne Anzahlung zusenden. Auch der Interessent hat kein Risiko, denn keines der beiden Gläser braucht man zu behalten. Man fordere unsere Ansichtssendung.
Prospekte über andere, auch billigere Gläser kostenlos.

Köhler & Co., Breslau 5/24.

Grosser Preis: Int. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

PHILODERMINE Auxolin

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Grand Prix St. Louis 1904.

ist das beliebteste aller Haarwasser.

Stärkt und reinigt den Haarboden und verhindert die Schuppenbildung. Hinterlässt einen lieblichen nicht aufdringlichen Veilchengeruch.



F. WOLFF & SOHN
BERLIN · KARLSRUHE · WIEN

Zu haben in Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



7 mal präm. mit ersten Preisen!

Lauten Gitarren

in anerkannt hervorragender Qualität. Katalog gratis.

Gebrüder Wolff, Kreuznach 8.

✚ Magerkeit ✚

Schöne, volle Körperformen, imponierendes Aeusseres bei Herren und Damen durch unser preisgekröntes **„Abundin“**. Bestes Nervennährpräparat. Goldene Medaille. In kurzer Zeit bis 30 Pfund Zunahme. Unschädlich. **Garantieschein.** Zahlreiche Dankschreiben. Preis **2 M.** 3 Kartons (z. Kur erforderlich) **nur 5 M.** Diskrete Zusendung.
Dr. Schäffer & Co., Berlin 50, Friedrichstrasse 9.

Kleiderreinigen ein Vergnügen!



mit dem

„DREHUMB“.

Kleiderhalter D. R. G. M. No. 447 333. Name gesetzl. geschützt.

Seine Vorzüge: Die **Kleidungsstücke** kommen beim **Reinigen nicht mehr mit der Wand in Berührung**, ein **Beschmutzen** ist daher gänzlich ausgeschlossen. Infolge der sinnreichen Anordnung des an der **Spitze** der **Leiste** befindlichen **drehbaren Hakens** kann das Kleidungsstück jetzt **von allen Seiten** bequem **gereinigt** und **besichtigt** werden. Der Apparat nimmt beim Nichtgebrauch durch seine **einschlagbare** Konstruktion fast keinen Raum ein und kann **überall unauffällig** angebracht werden.

Viele Anerkennungsschreiben!

Preis für 1 Stück .... M. 1,00
Preis für 2 Stück .... M. 1,80 **frei Haus,**

gegen Voreinsendung des Betrages (evtl. in Marken) od. geg. Nachnahme. Bei gröss. Bezügen Preisermäss.

„Drehumb“-Vertrieb Bremen 51.

WOOD-MILNE



Adresse f. nachst. Verkaufsstelle d. Wood-Milne, Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 65.

Südstern Teerschwefel-Seife

von Bergmann & Co., Berlin, vorm. Frankfurt a. M.,

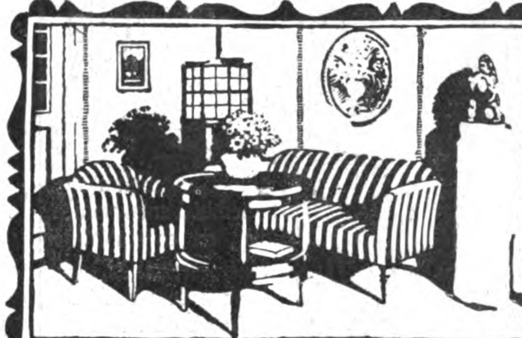
älteste, allein echte Marke: vor über 30 Jahren nachweisbar von uns zuerst eingeführt. Diese überfettete Seife beseitigt unfehlbar **Kopfschuppen u. Schinnen** u. ist unübertroffen geg. alle Arten **Hautunreinigkeiten u. Ausschläge, Flechten, Finnen, rote Flecken.** Man hüte sich vor Nachahm. Zu 50 Pf. p. St. in Apoth., Drog. u. Parfümer.



— Ein schönes Haar ist der Stolz jeder Dame, es in diesen Zustand zu bringen und darin zu erhalten, ist oft sehr schwierig. Besonders fettige Haare verursachen ihren Besitzerinnen viel Verdruß, ist doch die Haarwäsche mit Wasser unter Zugabe von fettlöslichen Mitteln, wie Borax, Soda, sehr mühevoll und zugleich oft direkt gesundheitsgefährlich. Ideal, da sehr bequem, ungefährlich und zweckentsprechend ist dagegen die trockene Haarwäsche mit dem von Aerzten und Chemikern bestens empfohlenen Haarentfettungspuder „Pallabona“, das von jedem Damenfriseur, jeder Parfümerie, Drogerie oder Apotheke in Dosen zu M. 1,50 und M. 2,50 bezogen werden kann. Ein Versuch überzeugt.

— Ein wichtiges Handbuch für werdende Mütter hat soeben der Berliner Frauenarzt Dr. med. Zikel herausgegeben unter dem Titel „Wenn ein Baby kommt“. Es enthält alles, was die angehende Mutter über ihren eigenen Zustand sowie das werdende Lebewesen wissen muß, und was erfahrungsgemäß die meisten Frauen in der Stunde der Not nicht wissen. Das anregend und allgemeinverständlich geschriebene Buch ist zum Preis von M. 2,50 vom Medizin. Verlag L. Schweizer & Co., Berlin NW 87, zu beziehen.

— Ein vorzügliches Kräftigungsmittel für Kinder ist bekanntlich das „Maltocrystol“ Dr. Chr. Brunnengräbers. Ueber einen interessanten Versuch mit Maltocrystol berichtet Universitätsprofessor Dr. Br., Leiter der Universitätskinderklinik in R., in seiner Abhandlung über „Kohlehydraternährung und Kohlehydraternährungsstörungen im Säuglingsalter“ vom 1. August 1910 in der „Deutschen Aerzte-Zeitung“: Man sollte annehmen, daß die Zuckerarten, wenn wir zunächst einmal bei diesen bleiben wollen, für den Säugling gleichen Nährwert haben. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, wie sich aus Gewichtskurven ohne weiteres entnehmen läßt, die ich dem Lehrbuch der Säuglingskrankheiten von Finkelstein entlehnt habe. Die erste Kurve betrifft einen vier Wochen lang durchgeführten Ernährungsversuch bei einem vierwöchigen Flaschenkind, das mit Heubnerscher 1/3 Milch unter Zusatz von Milch- bzw.









Malzzucker gefüttert wurde, und zwar erhielt das Kind fast 14 Tage lang 600 g $^1/_3$ Milch unter Zusatz von 30 g Milchzucker, während in der zweiten 14tägigen Versuchsperiode 15 g Milchzucker durch ebensoviel Malzzucker ersetzt wurden. Die Unterschiede in dem Verhalten der Körpergewichtskurve sind ganz eklatant, während der Milchzuckerdarreichung eine Gesamtzunahme des Körpergewichts von 60 g, das ist zirka 4 g pro Tag, während der Beifütterung von Malzzucker in Gestalt des ganz hervorragenden Brunnengräberschen Maltocrystols in der gleichen Zeit einen Gewichtsanstieg von insgesamt 320 g, d. h. etwa 23 g pro Tag (fast sechsmal soviel)!

— Rosiger Teint. Das größte koloristische Meisterwerk der Natur ist die Haut der nordischen weißen Menschenrasse. Sie übertrifft an Feinheit und Zusammensetzung der Farbentöne, an Leuchtkraft und Sättigung alle sonstigen Farbenwunder der Natur. Leider sind aber vielfach gerade die Personen, die von der Natur mit dem schönsten Kolorit des Gesichts, mit einer samtweichen Haut, begabt sind, einem Fehler ausgesetzt, der sich häufig einzustellen pflegt. Das sind die Sommersprossen oder Epheliden, Flecke, die in größerer oder geringerer Zahl Gesicht und auch die Hände bedecken und verunstalten. Die Sommersprossen sind Anhäufungen eines gelblichbraunen Farbstoffes in der Oberhaut und stehen in einem gewissen Zusammenhang mit den Einwirkungen der Sonne. Deshalb sind sie auch im Winter blasser, während sie in der Hitze des Sommers bedeutend stärker hervortreten. Sie verunstalten alsdann das schönste Gesicht und verursachen einen Mißton in diesem Meisterwerk der Schöpfung, der die ganze Wirkung beeinträchtigt.



Wem dies zugestoßen ist, wer alles mögliche schon erfolglos angewendet hat, um seine Sommersprossen loszuwerden, der mache einen letzten Versuch mit „Creme Any“, die die Sommersprossen gefahrlos in wenigen Tagen beseitigt. Beim Einkauf hüte man sich aber vor minderwertigen Nachahmungen und wende sich lieber direkt an die „Apotheke zum eisernen Mann“ in Straßburg i. Els. 64, deren „Creme Any“ die ursprüngliche und somit das einzige echte und durch Jahre hindurch erprobte Präparat ist. Die Dose kostet nur M. 2,50; die Anwendung erfolgt in der Weise, daß die Creme nachts aufgetragen und früh wieder abgewaschen wird. Diese Creme ist in Berlin bei Max Schwarzlose, Königstraße 59 und Potsdamer Str. 7a, zu haben.

— Noch ist es Zeit, angesichts der demnächst einsetzenden Reiseperiode einen photographischen Apparat käuflich zu erwerben, um die während der Reisezeit gewonnenen Eindrücke anderer Gegenden und Länder im Bild festzuhalten. — Da der deutsche Markt reichlich mit fraglichen Apparaten beschickt wird, so fällt es manchem Interessenten schwer, die richtige Wahl einer guten Kamera zu treffen. Es seien daher Liebhaber eines photographischen Apparats auf die Firma Christian Tauber in Wiesbaden W, Kirchgasse 20, aufmerksam gemacht, die in bezug auf Lieferung bester Qualität und Preiswürdigkeit mit an erster Stelle steht und durch Ueberlassung leicht faßlicher, ausführlicher Lehrbücher es jedem Neuling der Amateurphotographie ermöglicht,

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 21. **Berlin, den 25. Mai 1912.** **14. Jahrgang.**

Unser Mangel an Panzerkreuzern im Auslande.

In Nr. 87 des „Tags" wurde im Hinblick auf die Flottenvorlage erörtert, ob unser Bestand an Panzerkreuzern und seine Ergänzung dem Bedürfnis entspreche. Dabei wurde indes die Forderung nach Panzerkreuzern im Auslande unberücksichtigt gelassen. Ich frage also: Wo bleiben denn die großen Auslandskreuzer? Warum läßt man diese Forderung jetzt ganz unter den Tisch fallen? Ist sie nicht einmal mehr der Erwähnung wert?

Im Jahre 1906 ist in der Novelle zum Flottengesetz von 1890 gesetzlich festgelegt worden, daß unsere Auslandsflotte um fünf große Kreuzer vermehrt werden soll. In der Begründung wurde gesagt, wir hätten dann zehn große Kreuzer für den Auslandsdienst, davon „vier als stationäre" (auf außerheimischen Stationen) und vier als Kreuzergeschwader — zur Verwendung da, wo es erforderlich wird. Und im Nautikus 1906, auf Seite 33, heißt es in der Besprechung der Denkschrift zu dieser Novelle: „Jenes Kreuzergeschwader von vier großen Kreuzern wird nicht nur im Frieden als geschlossene Macht wichtige, vom einzelnen Schiff oft nicht durchführbare politische Dienste leisten, sondern auch im Kriegsfalle als taktisch geschulter Verband durch Abziehen überlegener Streitkräfte vom Hauptoperationsgebiet oder als Verstärkung der heimischen Schlachtflotte von großem Wert sein." Der Reichstag hat sich also mit diesem Gesetz verpflichtet, die acht großen Kreuzer für das Ausland zu beschaffen.

Sind sie denn nicht vorhanden? wird jeder Uneingeweihte fragen. Annähernd wohl, lautet die Antwort, denn wir haben immerhin statt 20 großer Kreuzer, die das Flottengesetz vorsieht, 16 fertig (s. Weyers Taschenbuch S. 459): „Hertha" bis „Moltke". Aber nicht weniger als sieben von ihnen werden zu anderen Zwecken verwandt, nämlich vier zur Ausbildung von Kadetten und Schiffsjungen, eins als Artillerieschul- und zwei als Versuchsschiffe.

Von den Schulschiffen kreuzen zwar die vier erstgenannten zwei Drittel des Jahres in beschränkten Gebieten des Auslandes, aber als Kampfkreuzer kommen sie — ganz abgesehen von ihrer geringen Gefechtsstärke — allein wegen ihrer Besatzung, die vorwiegend aus unausgebildeten, jugendlichen und unvereidigten Zöglingen besteht, nicht in Betracht. Sie werden ja tatsächlich auch nicht als solche angesehen. Als im Herbst nach Ausbruch des Tripoliskrieges die Notwendigkeit an das Reich herantrat, nicht nur die eigenen Angehörigen zu schützen, sondern auch noch die Italiener in der Türkei und die türkischen Untertanen in Italien, da wurden bekanntlich die beiden Schulschiffe, die sich während der Wintermonate im Mittelmeer aufhalten sollten, zurückgezogen und nach Westindien geschickt. Und es verblieben auf dem Kriegsschauplatz als Repräsentanten unserer Macht und unserer Flagge — — „Geier" und „Loreley". Wir sehen, die Schulkreuzer können den in der Novelle gekennzeichneten Zwecken nicht dienen, und ich stelle als Tatsache fest, daß nur zwei Schiffe im Sinne des Gesetzes als große Auslandskreuzer gerechnet werden dürfen: „Scharnhorst" und „Gneisenau". Also statt acht nur zwei!

Es hätten mithin bereits seit 1906 Vorkehrungen getroffen werden müssen, um für diejenigen großen Kreuzer, die als Schul- und Versuchsschiffe nötig gebraucht werden, Ersatz zu schaffen. Die hohen jährlichen Zahlen von Ergänzungsbauten ließen es indes damals nicht zu; es wurden schon jedes Jahr vier große Schiffe auf Stapel gelegt, drei Linienschiffe und ein großer Kreuzer. Aber jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Man darf nicht bis auf zwei große Neubauten jährlich heruntergehen. Die Forderung, jetzt wenigstens das sogenannte „Dreier"-Tempo innezuhalten, ist nur zu berechtigt.

Fragen wir: Sind vielleicht unsere Auslandsinteressen seit der Novelle geringer geworden? so beweisen uns die Volkswirtschaftler (vergl. das vom Flottenverein herausgegebene, kürzlich hier besprochene, treffliche Handbuch: „Deutschland, sei wach!", Kapitel V, S. 147) mit Zahlen und Tabellen, daß Deutschland und die beiden an der Vermittlung des deutschen Seeverkehrs hervorragend beteiligten Länder, Belgien und die Niederlande, die einzigen Staaten sind, in denen sich der Handel in gleichmäßig aufsteigender Linie, ohne alle Rückschläge entwickelt, daß ferner unser Außenhandel, der von 1894—1904 von 7 auf 12

Milliarden zugenommen hatte, stetig weiter gewachsen ist und 1911 17½ Milliarden betrug, und schließlich, daß nach roher Schätzung der Wert der deutschen Kapitalinteressen im Auslande seit 1905 etwa um ein Viertel, von 24 auf mindestens 30 Milliarden gestiegen ist. Also immer größere Werte stehen auf dem Spiel.

Fragen wir: Sind unsere Verpflichtungen gegenüber dem Auslandsdeutschtum etwa weniger bindend geworden? so entsinnen wir uns, daß gerade jetzt dem Reichstage das Gesetz über die Reichs- und Staatsangehörigkeit vorgelegt und dort unter lebhafter Zustimmung aller Parteien als äußerst dringend bezeichnet worden ist; ferner, daß dabei stolze Worte vom „Schutz der starken Flagge" laut wurden.

Und unsere Landsleute im Auslande, die Pioniere deutscher Kultur und Weltwirtschaft, die oft unter Gefährdung von Leib, Hab und Gut, überall aber unter schweren Opfern für Schule, Kirche und Gemeinde ausharren auf den schwierigen Außenposten des Deutschtums? Sie begrüßen freudig und dankbar das neue Gesetz und sind bereit, sich in Scharen unter der deutschen Flagge zu sammeln, von deren Schutz und deren Stärke man ihnen spricht.

Soll es hier nur bei schönen Worten und schönen Gesetzen bleiben? Fühlt man sich nicht verpflichtet, ihnen Taten folgen zu lassen? Wer A sagt, muß auch B sagen.

Die Flottenvorlage ist auch in bezug auf die Ergänzung der Auslandskreuzer eine herbe Enttäuschung. Komme man uns nicht mit dem Einwand, das deutsche Volk sei zu arm! Auf sein Gewissen befragt, wird jeder aufrichtige und national denkende Politiker zugestehen, daß die Regierung, wenn sie es ernstlich gewollt hätte, die Mittel für ausreichende Wehrvorlagen hätte fordern und erhalten können. Es wäre ein unverantwortliches Versäumnis, wenn auch diese Wehrfrage auf die lange Bank geschoben, wenn unsere Auslandsflotte noch auf Jahre hinaus in ihrem unzureichenden und ungesetzlichen Bestande, sprechen wir es offen aus, in ihrer — Schwäche belassen würde. Konteradmiral z. D. Recke.

Wirtschaft und Kapital.

Die Hausseneigung, die noch immer an der Börse vorherrscht, kommt in der Begünstigung einzelner Effektengattungen zum Ausdruck. Die Spekulation wird in ihren Bestrebungen durch das zähe Festhalten des Publikums an Dividendenpapieren gefördert. Der Trieb nach Erhöhung der Rentabilität des Kapitals ist ein so kräftiger, daß ihm keine Gegenbewegung mit Erfolg entgegenwirken kann. Um die Kurse in die Höhe zu setzen, bedarf es keiner unbedingt glaubhaften Vorbedingungen. Gerüchte und phantastische Kombinationen erfüllen ihren Zweck als Haussemotive vollkommen. Ein Beispiel für die Haltbarkeit der Beziehungen zwischen Publikum und Börsenfavoriten lieferten die Erlebnisse der

Schiffahrtaktien,

die sich ganz plötzlich einer begeisterten und durch kein Bedenken zu irritierenden Gefolgschaft erfreuten. Ganz besonders traf dies auf die Aktien der Schiffahrtgesellschaft „Hansa" in Bremen zu, die in den letzten Wochen Rekordkurse erreichten. Das Unternehmen hat sehr gut gearbeitet (die Dividende wurde von 12 auf 15 Prozent erhöht); aber die günstige Entwicklung, die in der Schiffahrt mehr als anderswo von der Konjunktur abhängt, würde als Rechtfertigung der Kurstreiberei nicht genügen. Von den geschäftlichen Erfolgen war denn auch nicht die Rede. Es hieß vielmehr, daß verschiedene geheimnisvolle Pläne mit Bezug auf die Hansagesellschaft beständen, die entweder zu einer Verbindung mit der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd oder zu einem Anschluß an eine ausländische Reederei führen sollten. Die Aktienkäufe wurden als vorbereitende Schritte der eingeweihten Personen bezeichnet. In der Wirklichkeit ist keine der verschiedenen Kombinationen durch Tatsachen bestätigt worden. Die Hausse griff auch auf die Aktien der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd, besonders auf diese, über; und die Verwaltung des großen Bremer Schiffahrtunternehmens sah sich veranlaßt, in wiederholten Erklärungen die Legenden, die um den Lloyd gesponnen worden waren, zu zerreißen. Die Behauptung, der Lloyd habe in den ersten vier Monaten des Jahres eine Mehreinnahme von fünf Millionen erzielt, wurde als unrichtig bezeichnet.

Die Spekulation aber hielt fest,

da es ihr nur darauf ankam, einen Gelegenheitsgewinn mitnehmen zu können. Daß in der Mehrzahl der Kurse schon eine recht günstige Wirtschaftskonjunktur zum Ausdruck kommt, wird ebensowenig beachtet wie Einzelheiten bestimmter Geschäftsbereiche, die im Börsenwert der Papiere bereits berücksichtigt sind. So vereinigt sich die Unternehmungslust breiter Schichten andauernd auf die

Aktien der Canada-Pacific-Bahn,

die seit Jahresfrist mehr als 40 Prozent im Kurs gewann, obwohl die Dividende sich nicht verändert hat, sondern noch immer 10 Prozent beträgt. Durch die Steigerung des Börsenpreises wird natürlich die Rentabilität heruntergedrückt. Und wenn die Aktie heute nicht mehr als vier Prozent Zinsen gibt, so fehlen ihr die wesentlichen Bedingungen der Ueberlegenheit vor inländischen Dividendenwerten. Daß die Canadabahn in ihren Ländereien einen sehr wertvollen Vermögensbestandteil besitzt, der unter Umständen Kurs und Dividenden weiter aufrunden kann, ist nicht zu leugnen. Nur fragt sich, wann die Verwertung der Grundstücke möglich ist und ob die Gesellschaft auch nach dem Verkauf dieser Objekte noch imstande sein wird, hohe Dividenden auszuschütten. Die Verwaltung ist jedenfalls in ihrer Taktik klüger als die Spekulation. Sie läßt sich durch keine noch so optimistischen Ansichten aus ihrer Reserve herauslocken und denkt nicht an eine Steigerung der Dividende. Die wirtschaftlichen Chancen der Dominion Canada spielen eine große Rolle und werden von geschickten Unternehmern dem europäischen Kapital oft in grellen Farben gezeigt. Das geht so weit, daß in Canada selbst

vor den Exzessen der Spekulation gewarnt wird.

Der Präsident der Canadian Bank of Commerce, Sir Edmund Walker, hat seine Bedenken über den „gefährlichen Charakter der kanadischen Spekulationen ausgesprochen. Er bemerkt, daß die spekulativen Ausschreitungen, die sich seit einigen Jahren rapide vervollkommnet haben, die Bevölkerung in hohem Maße gefährden. Für die Einwanderung in Kanada, die, nach den Angaben des genannten Finanziers, 400.000 Personen im Jahr umfaßt, würde die Dominion 200 bis 300 Millionen Dollar Kapital nötig haben. Dieses Geld müsse vom Ausland, speziell von Britannien, geliefert werden; es würde aber nicht zu erlangen sein, wenn Kanada seinen Kredit in Frage stelle. Durch das Übermaß spekulativer Unternehmungen wird die geschäftliche Entwicklung des Landes gehemmt. Ohne Kapital ist ein Fortschritt unmöglich. Die Bereitwilligkeit des Kapitals hängt aber von der Glaubhaftigkeit der Bedingungen ab, die es in einem Wirtschaftsbereich vorfindet. Ob Sir Edmund Walker auf Gegenliebe stoßen wird, ist die Frage. Sicher aber wird durch den Mißkredit, der an einer exponierten Stelle des Wirtschaftskörpers entsteht, das Verhältnis des Kapitals im internationalen Geschäft überhaupt gestört. Kein Land, das im Welthandel eine Rolle spielen will, darf sich engherzig von finanziellen Geschäften mit dem Ausland zurückziehen. Selbstverständlich dürfen solche Beziehungen nicht ausarten und das Kapital im eigenen Lande nicht gefährden; aber eine grundsätzliche Ablehnung ist unmöglich. Die Frage der Beteiligung deutschen Kapitals an fremdländischen Emissionen wurde dieser Tage wieder erörtert, als

Hypothekenpfandbriefe eines chilenischen Instituts

dem deutschen Publikum zur Zeichnung angeboten wurden. Es handelt sich um das erste Bodenkreditinstitut der Re-

publik Chile, das seit 1855 besteht und vom Staat kontrolliert wird. Die Bedingungen des Bodenkredits in einem südamerikanischen Staat sind natürlich mit den Verhältnissen in Deutschland nicht zu vergleichen. Trotzdem können die Papiere, die ein derartiges Pfandbriefinstitut ausgibt, sicher sein. Die unbedingten Gegner der Verpflanzung deutschen Kapitals in überseeische Länder erklären, das deutsche Publikum habe keinen Grund, die chilenischen Farmer zu unterstützen. Dieser Einwand trifft aber nicht den Kern der Sache: das Publikum fragt nicht, was mit seinem Geld geschieht, sondern ob ihm für sein Geld eine vorteilhafte und sichere Anlage geboten wird. Zu untersuchen wäre höchstens, ob der Zeitpunkt, in dem die chilenische Emission erschien, richtig gewählt war. Da von der Regierung kein Einspruch gegen die Einführung des Papiers in Deutschland erfolgt war, so durfte man annehmen, daß die Emissionshäuser sich des Einverständnisses der Regierung vorher versichert hatten, daß diese also, im Gegensatz zu der Affäre der Chicago-Milwaukeebahn im Februar 1911, dieses Mal keinen Grund zur Verhütung der Emission gesehen hat. Das deutsche Kapital rivalisiert in den südamerikanischen Republiken mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Zahl der

noch freien Enklaven des Weltmarktes

ist keine sehr große. Wer also nach Chancen für das nationale Kapital sucht, darf dieses nicht ins Haus sperren. In der Republik Chile sind von deutschen Finanzinstituten die Bank für Chile und Deutschand (mit Niederlassungen in Valparaiso, Santiago, Concepcion, Temuco, Antofagasta, Victoria, Valdivia) und die Deutsch-Südamerikanische Bank vertreten. Die wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben, die zu lösen sind, beziehen sich auf die Regelung der Valuta und die Reorganisation der Eisenbahnen. Die Republik hat seit etwa zehn Jahren wiederholt Versuche gemacht, um ihre Valuta in die Goldwährung umzuwandeln. Daß dies noch nicht gelungen ist, liegt an der Schwierigkeit einer geeigneten Basis für den Umtausch der Landesmünze in englische Pence. Die verschiedenen Reformentwürfe gingen von einem Verhältnis 18 : 1 aus. 18 Pence für einen Peso, das ist jedoch, wie die Schwankungen der chilenischen Valuta gezeigt haben, eine die finanzielle Lage zu hoch bewertende Proportion. Über 12 Pence wird man nicht hinausgehen dürfen. Es scheint, als werde auf dieser Grundlage eine Neugestaltung der Währung möglich sein. Das wäre für Chile von großer Bedeutung.

Die Großstadt Saarbrücken.

Seit dem 1. April 1909 ist Preußen um eine Großstadt reicher geworden, um Saarbrücken, das an diesem Tage aus den Orten Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach entstand. Dieses neue Gemeinwesen hatte am 1. Dezember 1910 105 101 Einwohner, die drei Stadtbezirke in der obigen Reihenfolge 30 934, 28 127 und 46 031 Einwohner.

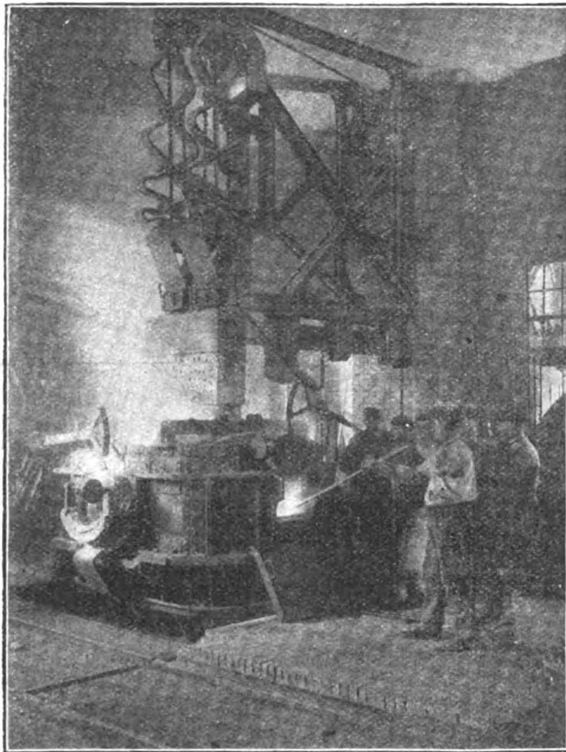
Zwischen St. Johann und Saarbrücken herrschte früher eine alte Eifersucht, da der Name der zweiten Stadt schnell bekannt war, während der der zuerst genannten in weiten Kreisen unbekannt geblieben war. Und das Merkwürdigste dabei war, daß man — wenn man nach Saarbrücken wollte — mit der Eisenbahn in St. Johann ankam.

Nun hat man einen Ausgleich dadurch gefunden, daß Saarbrücken der Großstadt den Namen gegeben hat, während der Schwerpunkt des Geschäftsverkehrs in dem Stadtbezirk St. Johann geblieben ist. Hier finden wir auch das moderne gotische Rathaus, den Sitz der Königlichen Bergwerksdirektion, die Königliche Bergschule und das Geschäftshaus des Knappschaftsvereins. Hier liegt auch das neue, von Boswau und Knauer erbaute Heim der Bergisch-Märkischen Bank, das seit 1907 seiner Bestimmung übergeben wurde.

Von der alten Saarbrücke genießt man einen herrlichen Rundblick, wie er kaum seinesgleichen hat. Vor den Augen des Beschauers breiten sich die Höhen von Spichern aus, die Zeugen der Kämpfe des 6. August 1870, durch die Saarbrücken von jeder weiteren Gefahr befreit und gerettet wurde. Die Stadt erwarb sich durch ihr tapferes und aufopferungs-



Gesamtansicht von Saarbrücken.



Elektrische Stahlfabrikation der Burbacherhütte.

volles Verhalten in den Kampftagen, durch ihre Fürsorge für die Verwundeten das Vertrauen und die dauernde Dankbarkeit des alten Kaisers, der ihr zur ehrenden Belohnung den preußischen Adler als Wappenbild verlieh. Außerdem ließ Kaiser Wilhelm I. auf seine Kosten den Rathaussaal der alten Stadt Saarbrücken durch Gustav von Werner mit Gemälden schmücken, die die Erinnerung an die große Zeit wachhalten.

Die Stadt hat ihrerseits dem Gründer des Reiches auf dieser alten Brücke ein Reiterstandbild gesetzt, das die Künstlerhand Donndorfs gestaltet hat. Auf dem Schloßplatz befindet sich ein Bismarckdenkmal, welches ebenfalls Professor Donndorf geschaffen hat.

Die neue Brücke, die die Stadtbezirke St. Johann und Saarbrücken verbindet, führt den Namen Kaiser-Friedrich-Brücke und wurde im Dezember 1910 dem Verkehr übergeben. Sie hat — einschließlich Grunderwerb — rund dreiviertel Millionen Mark gekostet und besitzt eine Spannweite von 82 m.

Die Geschichte des alten Städtchens verlief in den früheren Jahrhunderten einfach genug. Es war ursprünglich Hauptort einer Grafschaft, und zwar war es bis 1233 im Besitz der alten Ardennengrafen; 1381 kam die Stadt an Nassau; 1677 nahmen die Kaiserlichen die Stadt den Franzosen ab, wobei sie in Flammen aufging. Im Jahre 1801 kam die Stadt an Frankreich, 1815 an Preußen. Sie hatte 1895 mit der Garnison rund 17 000 Einwohner. Jetzt hat, wie schon eingangs bemerkt, die Großstadt Saarbrücken das erste Hunderttausend überschritten.

Das Gebäude der Königlichen Bergwerksdirektion ist an sichtbarster Stelle mit zwei Figuren geschmückt, mit einem Bergmann und einem Hüttenmann. Sie sind ein Symbol der Tätigkeit des Ortes. Kohlenbau und Hüttenwerke sind die beiden festen Säulen, auf denen der Wohlstand, das Gedeihen und die Existenz der Stadt begründet sind.

Die Kohlenbergwerke des Saargebiets befinden sich fast alle im Staatsbetriebe. Im Hüttenwesen herrschen die Namen Stumm und Röchling ähnlich wie die Namen Krupp oder Thyssen an anderen Orten.

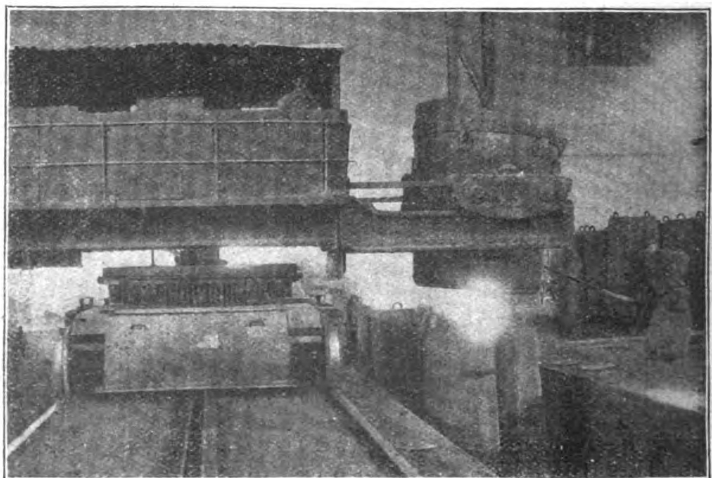
Die Gesamtförderung an Steinkohlen betrug im Jahre 1910 10,981 Mill. t gegen 7,819 Mill. t im Jahre 1896. Hiervon wurden 7,435 Mill. t mit der Eisenbahn versandt, 0,426 zu Schiff, 0,418 mit Fuhre; rund 2,712 wurden an die Kokereien gegeben. Die Belegschaft der gesamten Kohlengruben (ausschließlich der Pferdeknechte) betrug 1910 54 026 Mann.

In der Saarbrücker Eisenindustrie betrug der Gesamtversand — es handelte sich um die fünf Eisen- und Stahlhüttenwerke des Handelskammerbezirks — 1,410 Mill. t. Die Roheisenerzeugung (ausschließlich der der Tochterwerke in Lothringen und Luxemburg) betrug 1,824 Mill, t; Fabrikate: 1,408 Mill. t und Koks 1,108 Mill. t. Die Zahl der Lohnarbeiter (ohne die Grubenarbeiter) war 24 943 Mann. Von den Betriebsmitteln gibt die folgende Uebersicht eine Anschauung; es waren 1910 in Betrieb: 1461 Koksöfen, 34—35 Hochöfen, 11 Cupolöfen, 6 Flammöfen, 14 Puddelöfen, 25 Schweißöfen, 100 Wärmöfen, 17 Converter und 10 Siemens-Martinöfen. Es wurden erzeugt an Thomasstahl 1,148 Mill. t, an Martinstahl 0,180 Mill t und an Gußwaren zweiter Schmelzung 0,076 Mill. t.

Von sonstigen Industrien ist vor allem auch die Glasindustrie zu erwähnen. Es kommt die Herstellung von Flaschen in Betracht, von denen 1910 7750 t versandt wurden. Dazu kommt die Fabrikation von Weißhohl-, Kristall- und Preßglas sowie von Tafelglas.

Die in Saarbrücken vorhandene Zementfabrik erzeugte 1910: 190 000 Faß à 170 kg Portland- und Eisenportlandzement und 35 000 Faß Schlackenzement.

Von den 21 Bierbrauereien wurden 1910 an Brausteuer erhoben 972 000 M., an Uebergangsabgaben



Gießhalle und Gießgrube. Burbacherhütte.

759 000 M. und es wurden für ausgeführtes Bier 6400 M. zurückvergütet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die südwestpreußische Schwerindustrie im Verhältnis zur nordwestpreußischen einen üblen Stand hat. Denn rheinaufwärts und durch den Ems-Dortmundkanal kommt das schwedische Erz billiger nach dem Nordwesten, als es das Saarbrücker Gebiet zur Verfügung hat. Auch ist die Saarbrücker Kohle zur Eisenverhüttung nicht so brauchbar, wie man wünschen möchte. So ist der Wettbewerb trotz größter Anstrengung immer schwerer geworden. Das findet seinen Ausdruck in folgenden Zahlen, die die Roheisenerzeugung des Südwestens mit dem Nordwesten vergleichen. Im Jahre 1902 schuf der erstere 3,367 Mill. t Roheisen, der letztere aber 3,281 Mill. t. Im Jahre 1910 haben sich diese Zahlen verschoben auf 5,591 und 6,514 Mill. t, so daß also der Südwesten jetzt beinahe eine Million t Roheisen weniger erzeugt als der Nordwesten, während er ihm 1902 noch überlegen war. So ist überhaupt die rheinisch-westfälische Industrie schneller in ihrem Anteil an der Gesamtproduktion Deutschlands gewachsen, als es dem Südwesten Preußens möglich gewesen ist.

Man sieht in den Saarbrücker Handelskreisen in der einseitigen Bevorzugung des Nordwestens in bezug auf die Schaffung von Wasserstraßen eine Benachteiligung der dortigen Handelsinteressen und ist eifrig bemüht, die Kanalisierung der Saar und der Mosel und damit einen Anschluß Saarbrückens an die Wasserstraßensysteme des Rheines zu betreiben. So hat die dortige Handelskammer auch schon ein Projekt ausarbeiten lassen, das den Bau eines Hafens unterhalb des Halberges auf dem rechten Saarufer vorsieht. Der Handelshafen ist mit zwei Becken mit drei steilen Wänden und einer schrägen Wand geplant. Ob er und die gewünschte Kanalisierung der Saar und derMosel in absehbarerZeit zustandekommen, ist eine Frage der Zukunft. Vorläufig nimmt die preußische Regierung einen ablehnenden Standpunkt ein, da sie eine starke Minderung der Eisenbahnfrachten befürchtet, und da das niederrheinisch-westfälische Industrierevier gegen diese Kanalisierung Stellung genommen hat. Es läßt sich andererseits nicht leugnen, daß das Saarbrücker Gebiet durch die Saar- und Moselkanalisierung einen ungeahnten Aufschwung nehmen würde, da es sein Absatzgebiet vervielfachen könnte.

Hoffen wir, daß sich ein Ausgleich der einander widerstreitenden Interessen zur völligen Befriedigung aller daran Beteiligten recht bald finden lasse.



Winterberg-Denkmal.



Königl. Bergwerks-Direktion Saarbrücken.

Die hamburgische Industrie.

Von Dr. Thilo Hampke, Rat z. D., Syndikus der Gewerbekammer zu Hamburg.

II.*)

Die Textil-Industrie ist in Hamburg wenig entwickelt, sie umfaßt 50 Betriebe mit 1466 Arbeitern. Ebenso ist nicht sehr hervorragend die Papierindustrie, die 41 Betriebe mit 615 Arbeitern hat. Der hervorragendste Betrieb ist die Wollgarnfabrik von Bischoft & Rodatz, die 1841 gegründet wurde, und jetzt neuerdings Nordd. Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei Abteilung Bischoff & Rodatz firmiert. In dieser Gruppe ist vor allen Dingen auch zu nennen der Betrieb von Conrad Scholz, gegründet 1883, der Treibriemen aus Baumwolle, Balata, Kamelhaar und Leder fabriziert. Ein weltbekannter Betrieb sind die Asbest- und Gummiwerke Alfred Calmon A.-G., gegründet 1886.

Die Lederindustrie umfaßt 66 Betriebe mit 4286 Arbeitern. Wichtige Betriebe dieser Branche sind die Treibriemenfabriken von C. Otto Gehrckens und von Anton Heim & Co.

Ganz besondere Bedeutung hat in Hamburg die Gummiwarenfabrikation. Diese Betriebe zählen mit zu den ältesten Großbetrieben in Hamburg. Zu nennen sind besonders die Anlagen von Dr. Traun & Söhne, vorm. Harburger Gummi-Kamm Co. Sie ist bereits seit dem Jahre 1851 mit der Herstellung von Hartgummiwaren beschäftigt. Eine ähnliche Bedeutung hat die New York Hamburger Gummiwaren-Company, die 1873 gegründet wurde. Beide Betriebe haben jede über 1000 Arbeiter.

In der Lederindustrie ist noch die berühmte Firma von Georg Hulbe zu nennen, die namentlich als Kunstgewerbebetrieb sich eines hohen Ansehens erfreut.

Die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe umfaßt 528 Betriebe mit 586 Arbeitern. Da Hamburg naturgemäß ein bedeutender Einfuhrplatz für fremde Hölzer ist, so war es selbstverständlich, daß sich hier eine erhebliche Industrie in der Verarbeitung fremder Hölzer entwickeln mußte. Der umfangreiche Handel Hamburgs stellt namentlich auch an die Leistungsfähigkeit der Fabrikanten von Fässern und Kisten hohe Ansprüche. So sind bedeutende Kisten- und Fässerfabriken in Hamburg vorhanden, von denen die Firma H. I. Salomon, Reinhold Freygang und Traun & Co. die bekanntesten sind.

Große Bedeutung hat auch in Hamburg die Rohrstuhlfabrikation gewonnen, von der zwei große Betriebe sich in Bergedorf befinden. Zu nennen sind hier die Hamburg-Bergedorfer Stuhlrohrfabrik von Rud. Sieverts und die von H. W. Rümcker, beide in Bergedorf.

*) Siehe den Artikel in Nr. 19 der „Export-Woche".

Auch die Pianoforte-Fabrikation erfreut sich in Hamburg eines guten Rufes. Die Fabriken von Steinway & Sons, H. Kohl, M. F. Rachals & Co. und F. L. Neumann genießen durch ihre Produkte einen Weltruf.

In der Fabrikation von Elfenbeinwaren ist besonders hervorragend die weltbekannte Firma von Heinrich Ad. Meyer, Inhaber Westendarp.

Hamburg ist durch seine Lage an der See und an der Elbe gewissermaßen für die Aufgabe prädestiniert, für die Bedürfnisse des ihm durch die Elbe erschlossenen reich bevölkerten Teiles des Deutschen Reiches zu sorgen, ihn mit Rohstoffen für die Industrie von seewärts zu versehen, ihm aber auch die Überschüsse überseeischer Länder in Zerealien usw. zuzuführen. Es war daher ganz natürlich, daß hier in Hamburg seitens der Industrie ein sogenannter Veredelungsverkehr geschaffen wurde. Es wurden die Rohstoffe, die zur See hier eingingen, nicht einfach weiterbefördert, sondern sie wurden vielfach gleich hier verarbeitet, um sie dann zum Verbrauche fertig den Konsumenten im Binnenlande zuzuführen. Auf diese Weise ist besonders die Industrie für Nahrungs- und Genußmittel entstanden, die 1686 Betriebe mit 13,876 Arbeitern umfaßt. Auf dem geschilderten Wege ist namentlich die Mühlenindustrie entstanden, die sich aber in der Hauptsache in der Umgebung Hamburgs angesiedelt hat. Für Hamburg besondere Bedeutung hat die Reismühlenindustrie, die Fabrikation von Graupen, die Nudel- und Sagofabrikation und die Kindernährmittelfabrikation. Der Kaffeehandel hat als Begleiterscheinung eine größere Anzahl Kaffeesortieranstalten und Kafferöstereien hervorgerufen.

Ebenso hat sich die Fischindustrie in Hamburg sehr entwickelt, in Gestalt von Fischsalzereien und Pökeleien und Fischkonservenfabriken.

Auch die Margarinefabrikation hat in Hamburg größere Bedeutung erlangt.

Daß in einer Großstadt wie Hamburg auch die Fabrikation der künstlichen Mineralwasser sowie auch die Brauereien und Mälzereien sich sehr entwickeln mußten, ist selbstverständlich. Hamburg hat schließlich auch eine hervorragende Tabakfabrikation. In dieser werden allein in 379 Betrieben 1653 Arbeiter beschäftigt.

Im Bekleidungsgewerbe finden in 1546 Betrieben 9172 Personen Beschäftigung. Es gibt hier eine große Anzahl von Konfektionsbetrieben sowohl für Kleider wie für Wäsche, die für den Export arbeiten. In den Reinigungsgewerben finden in 257 Betrieben 3249 Arbeiter Beschäftigung. Es kommen da die großen Reinigungs- und Färbereianstalten von I. H. C. Karstadt Inhaber G. Porges, Dependorf, Brandt, ferner die Dampf-Teppich-Klopf- und Reinigungsanstalt der Tapezierinnung hauptsächlich in Betracht.

Im Baugewerbe werden in 236 Betrieben 4469 Arbeiter beschäftigt. Es ist naturgemäß, daß in einer Großstadt wie Hamburg das Baugewerbe einer großen Anzahl von Personen Beschäftigung bietet.

In der Gruppe der polygraphischen Gewerbe sind, wie die Statistik zeigt, in 319 Betrieben 5304 Arbeiter beschäftigt. Wir haben hier große Buch- und Steindruckereien, die in ihrer Leistungsfähigkeit zu den besten in Deutschland gehören.

Die kurze Übersicht über die Lage der hamburgischen Industrie zeigt, daß eigentlich auf allen Gebieten die Industrie Hamburgs sich in reger Entwickelung befindet, und geht das insbesondere daraus hervor, daß im Jahre 1910/11 die Anzahl der Betriebe von 5664 auf 6137 und die Anzahl der beschäftigten Personen von 84,374 auf 92,497 gestiegen ist. Werden erst, wie im Anfang dieser Darstellung betont worden ist, die großen Industriegebiete in Billwärder, Geesthacht und auf der Peute der Ansiedelung der Industrie erschlossen, so wird die Entwickelung noch einen weit größeren Umfang nehmen und Hamburg auch bald zu den größten Industriestädten Deutschlands gehören.

Handel und Verkehr.

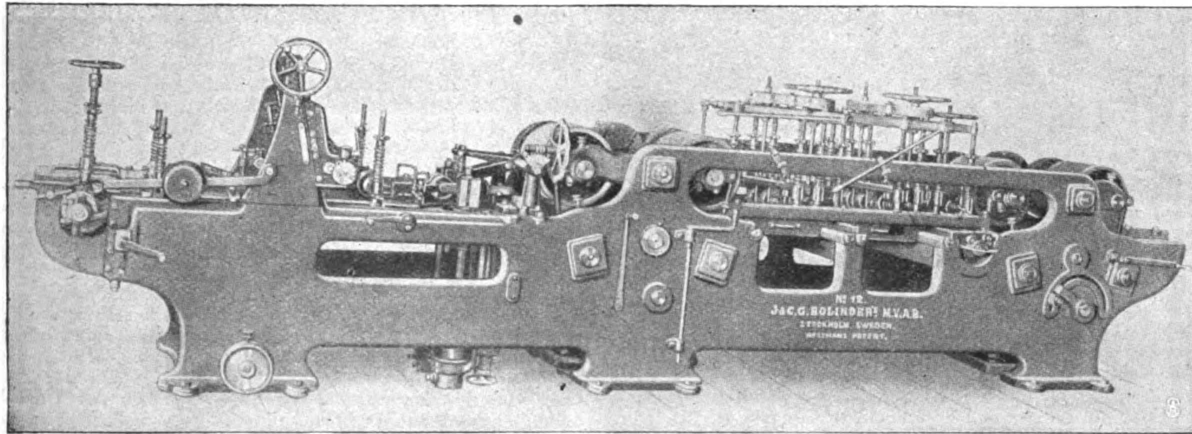
Die Ausfuhr von deutschem Kinderspielzeug und Christbaumschmuck. Wir brachten vor einiger Zeit einen Aufsatz, in dem die Bedeutung des Auslanddeutschtums für das Deutsche Reich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten behandelt wurde. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Millionen im Ausland lebender Deutscher die sichersten Abnehmer für deutsche Industrieerzeugnisse seien, solange sie an deutscher Art und Sitte festhalten. Einen eindrucksvollen Beleg hierfür liefert auch die Entwicklung der Ausfuhr von deutschem Kinderspielzeug und Christbaumschmuck. Es ist ganz zweifellos, daß der ständig wachsende große Umfang, den die Ausfuhr gerade dieser Artikel aus dem Deutschen Reiche angenommen hat, darauf zurückzuführen ist, daß die Deutschen im Auslande nicht nur an der heimischen Sitte der deutschen Weihnachtsfeier mit Gabentisch und Lichterbaum festhalten, sondern sie auch bei fremden Nationen eingebürgert haben, wo sie in diesen Formen bis vor nicht allzulanger Zeit völlig ungebräuchlich war. Die Ausfuhr von deutschem Kinderspielzeug und Christbaumschmuck steigt von Jahr zu Jahr, und daß sie durch die Weihnachtsfeier hervorragend beeinflußt wird, beweist das gewaltige Anschwellen der Ziffern in der Zeit von Oktober bis Januar. Im Januar 1911 belief sie sich auf 401,053 Doppelzentner gegen 383,464 Doppelzentner im Vorjahre; dem Werte nach stieg sie von 37,33 auf 70.64 Millionen Mark. Das wichtigste Absatzgebiet sind bezeichnenderweise die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Heimat des ziffernmäßig größten Auslanddeutschtums. Dorthin wurden in den ersten 10 Monaten dieses Jahres allein 157,263 Doppelzentner ausgeführt, 7489 mehr als im Jahre 1910. Die Ausfuhr nach Großbritannien stieg von 84,490 auf 90,861 Doppelzentner. Auch Südamerika und Australien sowie die meisten europäischen Länder weisen eine Steigerung der Einfuhr auf.

Deutschland und Skandinavien. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich einerseits, Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland anderseits nehmen neuerdings eine Ausdehnung an, die besondere Beachtung verdient. Die Staats- und größeren Stadtanleihen, die Aktien zahlreicher Banken, die Pfandbriefe der Hypothekeninstitute haben an den Börsen von Berlin und Hamburg ihren maßgeblichen Markt. Der Warenverkehr in Ein- und Ausfuhr betrug im Jahre 1910:

zwischen Deutschland und Schweden 355.8 Mill. Mark
zwischen Deutschland und Norwegen 169.7 Mill. Mark.

Seit dem 1. Januar 1911 ist eine weitere erhebliche Vermehrung eingetreten. So bezog nach der amtlichen Statistik Norwegens dieses Land von Deutschland an großen Dynamomaschinen im Jahre 1909: 479,200 kg, 1910: 818.000 kg, vom 1. Januar bis 30. September 1911, also in ¾ Jahren, schon 1.187.000 kg. Unter den Gründen für diese Entwicklung steht neben der germanischen Stammverwandtschaft und der Verkehrserleichterung durch die Dampf-Fährverbindungen Berlin — Kopenhagen und Saßnitz — Trelleborg—Stockholm die Tatsache obenan, daß schon im Mittelalter viele skandinavische Städte den Charakter deutscher Kolonien hatten, daß noch im 16. Jahrhundert die schwedischen Städte bestimmungsgemäß in ihren Rat bis zur Hälfte seiner Zahl Deutsche beriefen, und daß die geistigen, namentlich literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Nordland ganz besonders innig und tief sind. Auch hier lehren Geschichte und Gegenwart, daß Handel und Gewerbefleiß den kulturellen Zusammenhängen folgen.

Alkoholgewinnung aus Sisalhanf-Rückständen in Mexiko. Ein Patent für die Gewinnung von Alkohol aus den Rückständen der Sisalagave nach Herauslösung der Fasern ist Ernesto D. Castro in Yucatan vor einiger Zeit erteilt worden. Das Rohmaterial wird mit Wasser in Tanks gebracht, wo es zwei Tage lang gärt; dann wird die Maische in einem besonders eingerichteten Destillierapparate abgebrannt. Einige Zeit lang blieb das Destillat in Geschmack und Farbe unbefriedigend; aber die letzten Versuche, denen eine große Anzahl Sachverständiger beiwohnte, sollen günstig ausgefallen sein. Aus dem Rückstand von 1000 Blättern gewinnt Castro annähernd 400 l Maische, die 80 l Alkohol von 40 Grad Cartier ergeben. Die besonderen Vorrichtungen im Destillierapparate zur Erzielung guten Geschmacks und guter Farbe sind durch Patente geschützt worden. (Nach Daily Consular and Trade Reports.)



Präzisions-Hobelmaschine. Bolinders Maschinenbaugesellschaft, Berlin C.

Holzbearbeitungsmaschinen.

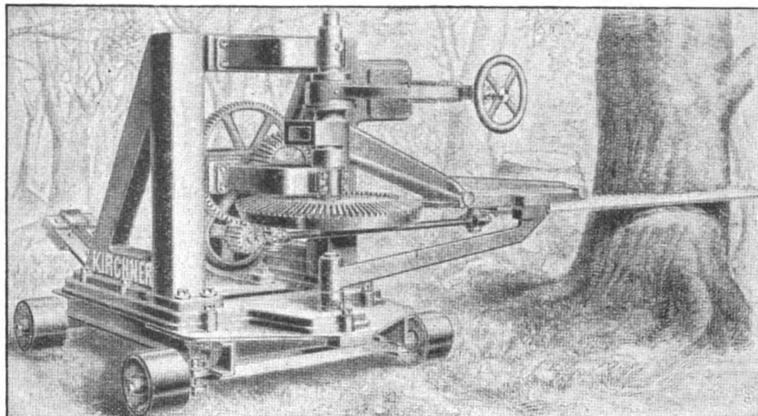
Von Gottfried Goldberg.

II.*)

Die Präzisions-Hobelmaschine, die eine große Lücke in dieser Maschinengattung ausfüllt, ist eine Konstruktion neueren Datums. Sie ist mit einer horizontalen Ober-Messerwelle und vier angetriebenen Vorschubwalzen ausgestattet und eignet sich infolge der großen Leistung ganz besonders für Bau-Tischlerei und Kistenfabriken oder auch andere Werkstätten, wo es sich um genaue Herstellung des Arbeitstückes handelt, wie Modelltischlereien und Möbelfabriken etc. Mit dieser Maschine ist daher nicht nur eine genaue Bearbeitung von kurzen und schwachen Hölzern möglich, sondern auch schwere, astreiche und trockene Werkstücke können, falls sie eine subtile Behandlung erfordern, sauber hergestellt werden. Infolge der sinnreichen Druckvorrichtung lassen sich Hölzer bis zu Abmessungen von 12 mm Länge und 4 mm Dicke mit Leichtigkeit herstellen. Der Vorschub des Arbeitsstückes erfolgt durch vier angetriebene Walzen von 175 mm Durchmesser. Zur Verhinderung des Einreißens astreicher Hölzer ist die Maschine mit Spanbrechern in Form von vorspringenden Stahllippen versehen. Staub oder sonstige Verunreinigungen können in die Lager etc. nicht eindringen, da der Antriebsmechanismus durch eine dichte Bekleidung vollkommen eingekapselt ist. Die drei Vorschubgeschwindigkeiten bewegen sich zwischen 6—16 mm pro Minute. Die Maschine erfordert insofern eine relativ geringe Betriebskraft, als das Vorgelege mit langen Ringschmierlagern ausgestattet ist. Das Vorgelege ist mit Fest- und Losscheibe versehen und kann den Raumverhältnissen der jeweiligen Werkstatt entsprechend entweder auf dem Fußboden oder auch unter der Decke angeordnet werden.

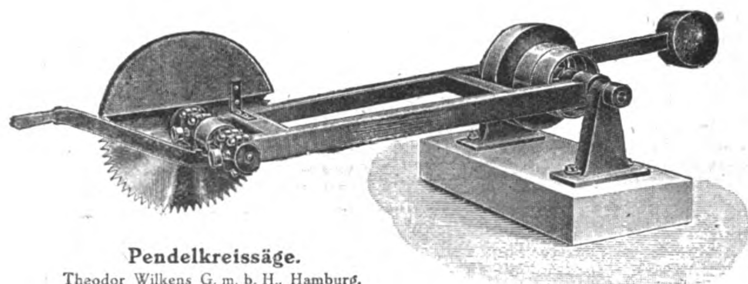
Für Kistenfabriken und solche Werkstätten, wo es sich um Auftrennung kurzer Arbeitsstücke handelt, die eine Schnitthöhe 230 mm nicht übersteigen, eignet sich in ganz vortrefflicher Weise die Präzisions-Trenn-Kreissäge. Diese neueste Konstruktion ihrer Art, welche alle Eigenschaften eines technisch modernen Apparates in sich vereinigt, hat den Vorzug der einfachen Bedienung und ökonomischen Arbeit. Die Maschine ist geeignet, außer der Bearbeitung kürzerer Werkstücke auch in Werkstätten verwendet zu werden, wo lange Hölzer zur Verarbeitung gelangen. Die betriebstechnischen Vorteile bestehen in erster Linie in dem ruhigen Gang, Aufwendung relativ geringer Betriebskraft und in der leicht auswechselbaren Sägespindel. Letztere ist aus erstklassigem schwedischen Stahl hergestellt und läuft in langen Lagern mit selbsttätiger Oelung. Die Anordnung der Spindel ist so getroffen, daß sie durch justierbare Druckmuttern gegen jedwede schädliche Bewegung in der Längsrichtung geschützt wird. Ein weiterer Vorteil der Maschine besteht darin, daß die Vorschubwalze und der Rollenanschlag zum Diagonal-Trennen um 49 Grad verstellt werden können. Der erforderliche Belastungsdruck der Walze zum Anspannen des Werkstückes kann durch Gewichte geregelt werden. Damit die Maschine möglichst vorteilhaft ausgenutzt werden kann, hat sie drei verschiedene Vorschubgeschwindigkeiten von 10,19 und 30 m pro Minute erhalten. Das Vorgelege, welches mit einer Fest- und Losscheibe ausgestattet ist, kann, den jeweiligen örtlichen Raumverhältnissen entsprechend, sowohl hinter der Maschine als auch unter der Decke angeordnet werden.

Neuzeitliche, solide gebaute und für den praktischen Betrieb sehr geeignete Apparate sind auch die Präzisions-Spund- und die Kehl-Hobelmaschinen. In erster Linie eignen sich diese Apparate für Kistenfabriken, Tischlerei, Wagen- und Waggonfabriken, desgleichen finden sie weitgehende Verwendung auch in Modellwerkstätten. Sie fördern nicht nur die Holzbearbeitung im allgemeinen, da sowohl große als auch kleine Werkstücke mit der erforderlichen Genauigkeit bearbeitet werden, sondern sie bedeuten auch in qualitativer Hinsicht einen großen Fortschritt im Bau von Werkzeugmaschinen. Nicht nur die Ausführung an sich ist neuzeitlich und praktisch, sondern auch hinsichtlich des äußeren Aussehens sind Veränderungen



Baumstammfällmaschine. Kirchner & Co., A.-G., Leipzig-Sellerhausen.

*) Siehe den Artikel in Heft 15 der „Export-Woche".



Pendelkreissäge.
Theodor Wilkens G. m. b. H., Hamburg.

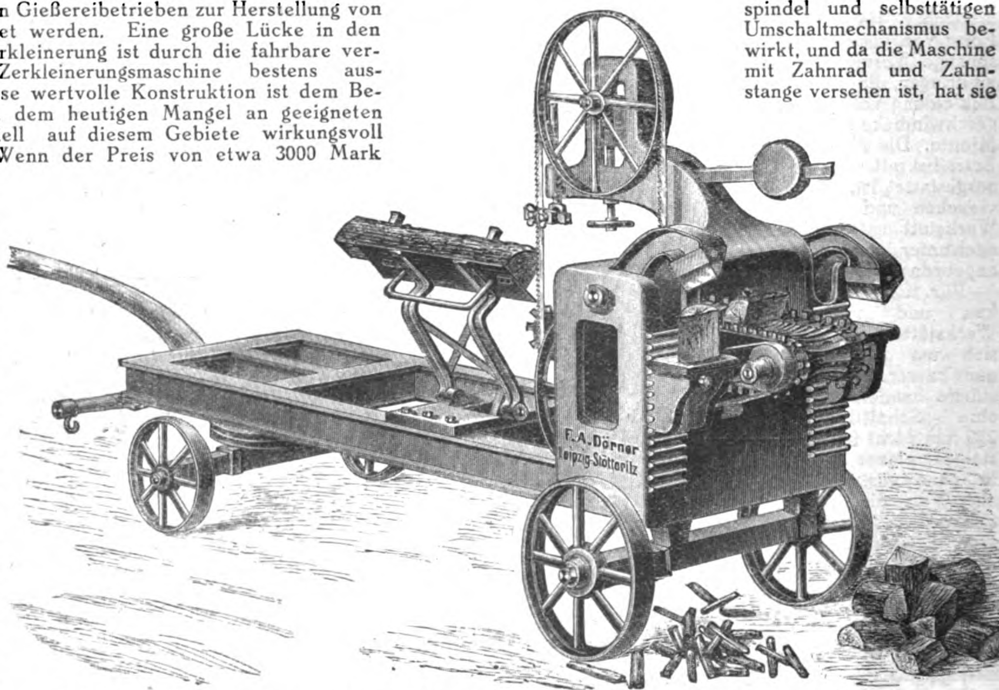
vorgenommen, die einen durchaus praktischen und gesunden Formensinn verraten. Das aus einem Stück gegossene Gestell hat durch die Auslegung der Füße eine durchaus genügende Stabilität erhalten, wodurch die Maschine eine ruhige und gleichmäßige Gangart erhält. Der Vorschub der Spundmaschine erfolgt in sechs verschiedenen Geschwindigkeiten durch vier angetriebene Walzen, die vor den Messerkopfspindeln angeordnet sind. Die zum Antrieb der Vorschubwalzen erforderlichen Zahnräder, die aus Maschinen-Stahl angefertigt sind, zeigen einen nahezu geräuschlosen Betrieb und sind durch Einkapslung gegen Späne und Staub geschützt.

Mit der Herstellung einer praktischen Holzwollenmaschine ist besonders denjenigen Industrie- und Gewerbezweigen ein großer Dienst erwiesen worden, zu deren Geschäftsabwicklung das Exportieren empfindlicher Waren mehr oder weniger zur Haupttätigkeit geworden ist. In früheren Jahren, als die Maschinenindustrie noch nicht auf der heutigen Entwicklungsstufe stand, da begnügte man sich mit Stroh und Heu als Verpackungsmaterial, das heutigentags wohl zum Teil noch zu haben, aber viel zu teuer bezahlt werden muß. Die Holzwolle kann dagegen nicht nur für vorstehend genannte Zwecke benutzt werden, sondern sie findet auch häufig Verwendung zum Füllen von Polstern und als Streu in landwirtschaftlichen Betrieben. Auch kann die Holzwolle zur Herstellung von Holzwolle-Seilen verwendet werden. Zur rationellen Gestaltung des Betriebes ist hierzu allerdings ein mechanischer Apparat erforderlich, welcher in der Holzwolle-Seilspannmaschine entstanden ist. Hiermit können Holzwollseile von 6 bis 40 mm Dicke hergestellt werden, die nicht nur zum Verpacken benutzt, sondern auch in Gießereibetrieben zur Herstellung von Gußkernen verwendet werden. Eine große Lücke in den Arbeiten der Holzzerkleinerung ist durch die fahrbare vereinigte Brennholz-Zerkleinerungsmaschine bestens ausgefüllt worden. Diese wertvolle Konstruktion ist dem Bedürfnis entsprungen, dem heutigen Mangel an geeigneten Arbeitskräften speziell auf diesem Gebiete wirkungsvoll entgegenzutreten. Wenn der Preis von etwa 3000 Mark dieses Spezialapparates im ersten Augenblick auch verhältnismäßig hoch erscheint, so darf nicht vergessen werden, daß dadurch eine ganze Anzahl von Arbeitern ersetzt werden kann. Die Maschine kennt weder Hoch- noch Tiefkonjunktur, arbeitet also bei richtiger Bedienung gleich teuer, während der Arbeiter die Zeit der Hochkonjunktur in den meisten Fällen zur Erhöhung seines Lohnes vorteilhaft auszunutzen weiß. Solch ein Umstand kann für den Arbeitgeber unter Umständen doppelt ungünstig ausfallen, und der erlittene pekuniäre Schaden ist oftmals nicht wieder gutzumachen. Die Maschine macht etwa 450 Umdrehungen in der Minute und bedarf infolge dieser Geschwindigkeit eine verhältnismäßig nur kleine Betriebskraft. Die mechanische Arbeit, die zur Zerkleinerung des Holzes notwendig ist, wird durch die hohe Umdrehungszahl leicht erreicht.

Zur Vervollkommnung eines rationellen Betriebes bedarf der Unternehmer eines Holzgeschäftes noch der Bündelpresse. Dieser Apparat, der zu dem Zweck hergestellt worden ist, das zerkleinerte, in den Handel zu bringende Holz in gleichmäßigen Bündeln von 30—55 cm Durchmesser zusammenzupacken, besteht aus vier halbkreisförmigen Ringen, die durch einen Hebel geschlossen und geöffnet werden können. Durch die Anschaffung dieses Apparates erhält nicht allein der Betrieb eine bessere Wirtschaftlichkeit, sondern der Unternehmer erhöht auch sein moralisches Plus, und zwar insofern, als jedes Bündel durch das mechanische Zusammenpressen gleichen Inhalt erhält.

Eine wesentliche Erleichterung und Vereinfachung des Werkstättenbetriebes kann aber auch durch andere als reine Holzbearbeitungsmaschinen erreicht werden. Speziell zum Fortschaffen von Hobel- und Sägespänen eignet sich ganz besonders eine Exhaustor-Anlage. Durch eine solche kann jedoch nicht bloß das umherlagernde, die Feuersicherheit des Betriebes gefährdende Spänematerial fortgeschafft werden, sondern auch der lästige und die Gesundheit des Arbeiters schädigende Staub wird abgesaugt, und frische, gesunde Luft kann an seine Stelle treten. Der Apparat besteht aus einem schneckenhausartigen Gehäuse, in dem ein Flügelrad schnell rotiert und dadurch Späne und Staub ansaugt und durch ein am Exhaustor angebrachtes Ableitungsrohr nach außen befördert.

Zum Schleifen der Hobelmesser sowie zum Schärfen von Band- und Kreissägen haben die Konstrukteure für Holzbearbeitungsmaschinen Apparate geschaffen, die für jeden größeren Betrieb, überhaupt für jede derartige Werkstatt, falls sie wirtschaftlich auf der Höhe stehen soll, eine Notwendigkeit geworden sind. Die neue, für moderne Betriebe mit selbsttätigem Vor- und Rücklauf ausgestattete Messerschleifmaschine dient in der Hauptsache zum Schleifen langer Hobelmesser. Vor- und Rückwärtsbewegung werden durch Schraubenspindel und selbsttätigen Umschaltmechanismus bewirkt, und da die Maschine mit Zahnrad und Zahnstange versehen ist, hat sie

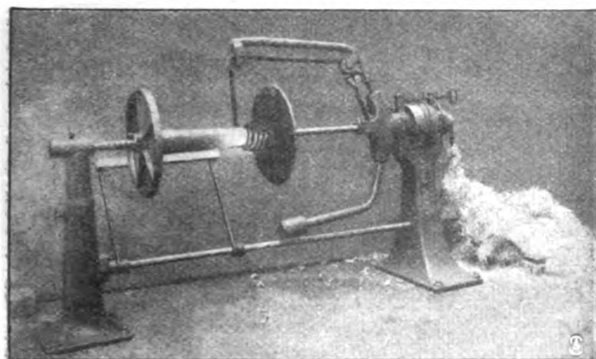


Fahrbare kombinierte Brennholzzerkleinerungsmaschine. F. A. Dörner, Leipzig-Stötteritz.

einen ruhigen und stoßfreien Gang. Die Lage des zu schleifenden Werkstückes an der Schmirgelscheibe kann durch zwei an jeder Seite des Schlittens befestigte Handrädchen nach Bedarf geregelt werden.

Desgleichen ist die Bandsäge-Schärfmaschine nicht minder ein Produkt langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen. Auch bei diesem Erzeugnis haben die Konstrukteure sich von dem Gedanken leiten lassen, nur praktisch Brauchbares und Vollkommenes zu schaffen. Das mühevolle, sehr zeitraubende Schärfen mit der Hand ist beseitigt, und ein rationelles Arbeiten ist dadurch an seine Stelle getreten. Der Apparat ist einer der neuzeitlichsten und vollkommensten Maschinen seiner Art, arbeitet selbsttätig und verläßlich und genauer als eine menschliche Kraft. Da auch der Preis im Verhältnis zu dem hohen Wert der Maschine relativ niedrig genannt werden muß, so ist nicht nur der Inhaber eines großen Betriebes, sondern auch der kleine Handwerksmeister in der Lage, seine Werkstatt mit diesem wertvollen Werkzeug ausstatten zu können.

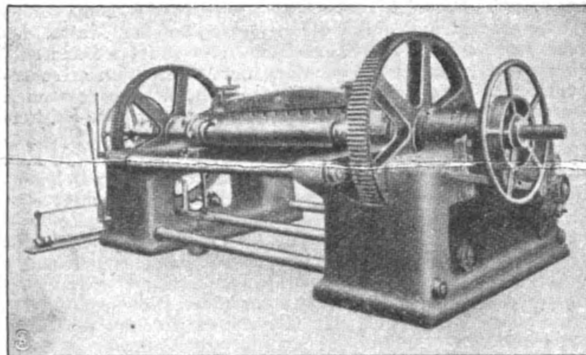
Gleichem Zweck dient ebenfalls die Kreissäge-Schleifmaschine. Diese Konstruktion ist gleichfalls neueren Datums und ist insofern eine Ergänzung der vorhergenannten, als die Wirkungsweise beider Apparate gleich ist und dieselben zu einer Maschine vereinigt werden können. Die Bauart und Anordnung auch dieses Apparates sind die denkbar einfachsten, so daß eine Auswechslung der beim Schleifen in Betrackt kommenden Teile des Schärfapparates in wenigen Minuten erfolgen kann. Da diese Manipulation an die Geschicklichkeit des Arbeiters keine hohen Anforderungen stellt, so kann auch eine hiermit weniger vertraute Person mit der Auswechslung der Mechanismen betraut werden.



Holzwoll-Seilspinnmaschine.
C. L. Fleck Söhne, Berlin-Reinickendorf.

Eine Umwälzung von erheblicher Bedeutung für den Holzbearbeitungsmaschinenbau ist in neuster Zeit dadurch herbeigeführt worden, daß außer Hand-, Dampf-, Motor- und Wasserkraftantrieb auch die Elektrizität in der Holzindustrie bereits in größerem Umfang verwendet wird. Wie zum Antrieb von Werkzeugmaschinen in der Metallindustrie, so eignet sich die Elektrizität als Betriebskraft auch sehr vorteilhaft zum Antrieb von Säge- und Holzbearbeitungsmaschinen. Gegenüber andern Betriebskräften hat die Elektrizität den Vorzug, daß die indirekten Kraftübertragungen in partiellen Fortfall kommen. Sowohl auf Wellenleitungen als auch auf Seil- und Riemenantrieb kann bei Verwendung der Elektrizität zum größten Teil verzichtet werden. Insbesondere eignet sich der elektrische Antrieb für größere Betriebe.

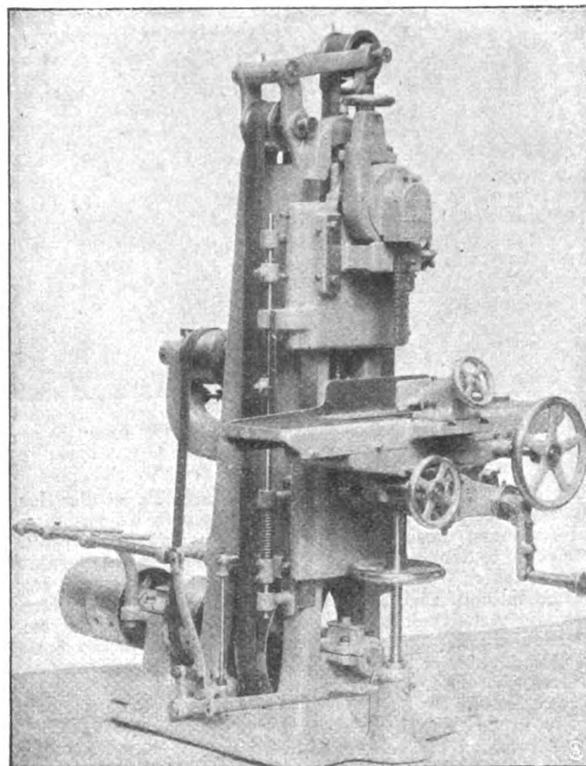
Der Betrieb kann entweder individuell erfolgen, d. h., jede Holzbearbeitungsmaschine erhält einen eigenen Elektromotor, oder es kann auch eine ganze Maschinengruppe von einem Motor bedient werden. Der Gruppenantrieb wird besonders dann bevorzugt, wenn eine größere Anzahl Maschinen elektrisch betrieben werden soll, die nur einer sehr geringen Betriebskraft von wenigen Bruchteilen einer Pferdestärke bedürfen. Andernfalls auch da, wo es sich um den Antrieb von Maschinen handelt, die ohne Unterbrechung und bei möglichst gleichbleibender Belastung eine längere Zeit in Betrieb gehalten werden sollen. Hierzu zählt in erster Linie die Gruppierung von Werkzeug-Schleifmaschinen.



Schwere und große Rundschälmaschine.
C. L. Fleck Söhne, Berlin-Reinickendorf.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß der Gruppenbetrieb sich wesentlich billiger stellt als der Einzelbebrieb. In solchen Gegenden, wo billige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, können elektrische Zentralen angeordnet werden, mit deren Hilfe es möglich ist, nicht nur vereinzelte industrielle Betriebe, sondern ganze Ortschaften mit elektrischer Energie zu versehen. Bei Vorhandensein derartiger Anlagen stellt sich der elektrische Betrieb billiger als jeder sonstige Kraftbetrieb. Hierzu gesellt sich noch der Vorteil, daß ein mit elektrischer Energie in Bewegung gesetzter Apparat einen gleichmäßigeren Gang hat, als dies bei andern Betrieben im allgemeinen der Fall ist.

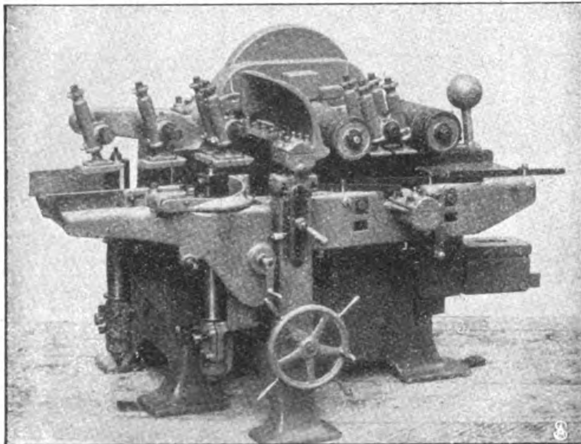
Die zur Kraftübertragung erforderlichen Hauptbestandteile sind: Dynamomaschinen, Leitung und Elektromotor, vorausgesetzt, daß die Arbeitsmaschine die gleiche Tourenzahl hat wie der Motor. Sind die Umdrehungszahlen beider Maschinen verschieden, so bedarf der Betrieb noch eines Zwischengliedes, d. h. eines Maschinenteils, das die Geschwindigkeiten von Motor und Holzbearbeitungsmaschine



Zapfenloch-Kettenfräsmaschine N. D.
Gebr. Schmalz, Offenbach a. M.

ausgleicht. Der elektrische Strom wird in der Dynamomaschine erzeugt und durch die Leitungen auf den Motor, der zum Antrieb der Arbeitsmaschine verwendet werden soll, übertragen. Das für Beleuchtung der Werkstätten erforderliche Licht kann gleichfalls auf elektrischem Wege gewonnen werden. Jedoch ist es vorteilhaft, hierfür besondere Leistungen zu verwenden, falls der Betrieb eine gleichmäßige Beleuchtung erfordert. Denn der größere Kraftaufwand zum Betrieb der Arbeitsmaschinen geht auf Kosten der Beleuchtungsanlage. Die Art des elektrischen Stromes richtet sich in der Hauptsache nach der Entfernung zwischen Zentrale und den Elektromotoren. Für kleine Entfernungen findet gewöhnlich Gleichstrom Verwendung, handelt es sich andererseits um entferntere Uebertragung der elektrischen Energie, so empfiehlt sich die Anwendung von Drehstrom. Letzterer unterscheidet sich vom Gleichstrom in der Hauptsache dadurch, daß seine Spannung mit Hilfe bewegungsloser Transformatoren beliebig geändert werden kann. Gegenüber dem Gleichstrom hat Drehstrom den Vorteil, daß er auch für Umlaufszahlen bis zu 4000 pro Minute ohne Schleifringe verwendet werden kann und daher auch zum Antrieb von Holzfräs- und Hobelmaschinen sich eignet. Im allgemeinen eignet sich der elektrische Strom sowohl zum Antrieb kleiner und schnellaufender Maschinen als auch solcher, die für schwere Arbeiten verwendet werden sollen. Insbesondere in waldreichen Gegenden, wo es sich um den Antrieb von Baumfällmaschinen handelt, findet die elektrische Energie neuerdings mannigfache Verwendung. Wie die praktischen Versuche bisher gezeigt haben, dürften gegen die Einführung des elektrischen Betriebes in Holzbearbeitungswerkstätten irgendwelche Gründe nicht vorliegen. Nicht unerwähnt möge bleiben, daß das Bestreben der ausländischen Industrie mehr denn je dahin zielt, speziell im Maschinenbau einen gewissen Vorsprung zu gewinnen und die dort hergestellten mechanischen Apparate in möglichster Vollendung auf den Weltmarkt zu bringen.

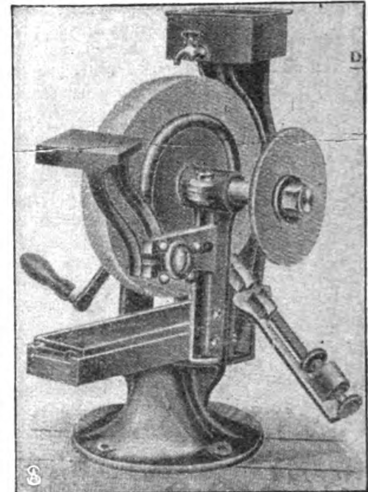
Zum Schluß wollen wir noch einen Apparat nennen, der speziell in Möbelfabriken usw., wo es sich um einen



Vierseitige Hobel- und Kehlmaschine F. L.
Gebr. Schmalz, Offenbach a. M.

größeren Betrieb handelt, nicht fehlen darf. Es ist dies der Bandsäge-Lötapparat. So durchaus einfach in Konstruktion und Aussehen dieses Erzeugnis ist, so wenig sollte es in Betrieben, in denen zum größten Teil Bandsägen verwendet werden, fehlen. Die Reparaturen der Bandsägen, d. h. das Zusammenlöten zerbrochener Teile derselben, erfordern zwar die Arbeit eines Fachmannes, aber durchaus keine Präzisionsarbeit. Daher können zu solchen Arbeiten auch weniger geübte, d. h. billigere Arbeitskräfte herangezogen werden, die ohne Lötapparat das Löten nur schwer ausführen könnten

Die große Mannigfaltigkeit im Bau von Holzbearbeitungsmaschinen läßt erkennen, welche Fülle geistiger Arbeit aufgewendet werden mußte, um das zu erreichen, was auf diesem Gebiete bereits geleistet worden ist. Jedoch ist der Weg der Vollkommenheit noch nicht so weit beschritten, daß an einen vorläufigen Stillstand im weiteren Ausbau von Werkzeugmaschinen gedacht werden kann. Das Ausland wird auch in Zukunft bemüht sein, den Weltmarkt mit seinen Erzeugnissen auf maschinentechnischem Gebiet zu überfluten und dadurch andere Völker mehr oder weniger zu Statisten der Weltbühne herunterzudrücken. Deshalb darf Deutschland auf Grund seiner heutigen Weltmachtstellung sich am allerwenigsten auf dem erworbenen Ruhm ausruhen, sondern es muß bestrebt sein, seine Lage den vorliegenden Verhältnissen des Weltgeschäftes entsprechend auszudehnen, wozu die Technik an erster Stelle mitberufen ist.



Werkzeug-Schleifmaschine „Matador".
Hagener Werkzeugfabrik, G. m. b. H., Hagen i. W.

Tropenhygiene.

Der Kampf gegen die Mücken.

Von Stabsarzt Dr. Lion-Bamberg.

Eine sachgemäß durchgeführte Chininprophylaxe bietet, wie die früheren Aufsätze gezeigt haben, einen durchaus zuverlässigen Schutz gegen Malariainfektionen. Besonders für Forschungsreisende und für Leute, die sich nur kürzere Zeit in den Tropen aufhalten, ist sie unbedingt zu empfehlen. Wer aber sein Leben für längere Jahre oder gar für dauernd an die Tropen gekettet hat, der wird sich bei den mancherlei Unannehmlichkeiten, die bei der Chininprophylaxe nicht immer ausbleiben, auch nach anderen Mitteln umsehen, die ihn vor der Malaria schützen. Ganz von selbst wird ihn dabei sein eigenes Wohlbehagen zwingen, vor den Quälgeistern der warmen Zonen, den Mücken, Schutz zu suchen. Und damit schützt er sich gleichzeitig vor den Wirten und Überträgern der Malaria, des Gelbfiebers und der Filarienkrankheit. Vorläufig verhält sich also der Mensch in der Defensive. Er sucht ihnen aus dem Wege zu gehen, weiß er doch, daß die kleinen Übeltäter das Tageslicht scheuen und sich tagsüber in Büschen, Sümpfen, in dunklen, ungelüfteten, dumpfigen Räumen, daher besonders gern auch in Eingeborenenhütten aufhalten, abends bei Sonnenuntergang aber in Schwärmen ihre Schlupfwinkel verlassen. Dies ist dann die gefährlichste Zeit, von den Mücken überfallen und zerstochen zu werden. Hält man sich daher von dieser Zeit an in Räumen auf, die durch Drahtgazeschutz mückensicher gemacht sind, so ist damit schon die Gefahr zum großen Teile beseitigt

Ist man jedoch gezwungen, abends oder nachts sich ins Freie zu begeben, so schützt man die nicht bekleideten Teile, und zwar das Gesicht durch Gazeschleier, die Hände durch dicke Handschuhe. Auch die Knöchel, Lieblingsstellen für Insektenstiche, müssen durch genügend hohe, gut anliegende Stiefel oder durch Wickelgamaschen geschützt werden. Dieser Schutz hat sich besonders in den italienischen Sumpf- und Malariagegenden ganz ausgezeichet bewährt. So hatten in Pästum bei Neapel, wo kaum ein Mensch von Malaria verschont bleibt, auch die Bahnwärter außerordentlich darunter zu leiden. Die Sicherheit der Strecke wurde dadurch auf das ernsteste gefährdet. Jetzt wurden Türen und Fenster der Bahnwärterhäuser durch Drahtgaze geschützt, die Leute selbst legten im Nachtdienst Schleier und Handschuhe an. In-

mitten der ringsumher wütenden Malaria blieben sie von ihr verschont, ein schlagender Beweis nicht nur der Wirksamkeit des „mechanischen Schutzes", sondern auch dafür, daß die Mücken die einzigen Überträger der Malariaparasiten sind.

In der Tropenhitze, die auch abends oft nur wenig nachläßt, bedeutet es allerdings eine große Anforderung, sich durch derartige dichte Verhüllungen noch mehr der ersehnten Abkühlung zu entziehen. Nur wenige Tropenreisende haben die nötige Ausdauer und fast kleinliche Sorgfalt besessen, diesen Schutz längere Zeit hindurch durchzuführen. Wo aber dies gelang, da blieben auch diese energischen Leute auch ohne Chinin von der Malaria verschont.

Aber jeder Tropenbewohner sucht sich wenigstens während seiner nächtlichen Ruhezeit durch Mückennetze zu sichern, jeder Tropenreisende führt ein mückensicheres Zelt oder wenigstens eine mückensicher zu machende Lagerstätte mit sich. Trotz der Netze können jedoch unliebsame Überraschungen nicht ausbleiben, wenn sie nicht dauernd sorgfältig auf Risse und Löcher kontrolliert werden. Auch die Maschen sollen nicht weiter sein als 2 mm, damit keine Mücken hindurchschlüpfen können, ebenso müssen die Netzenden sorgfältig unter die Matratze geschoben werden, damit die Mücken nicht von unten her eindringen können. Auch von außen her suchen die blutdürstigen Feinde durch das Netz hindurchzustechen. In der Höhe, wo der Körper dem Netz anliegt, ist daher ein Streifen von dickerem Stoffe ringsherum anzubringen.

Die Zahl dieser nächtlichen Besucher läßt sich übrigens bedeutend vermindern, wenn das Europäerhaus oder der Rastplatz immer mindestens einen Kilometer von Eingeborenenniederlassungen entfernt errichtet wird, die man nach Sonnenuntergang nie oder nur gehörig geschützt betreten soll. Denn hier finden sich bei der großen Verbreitung der Malariaparasiten im Blut der eingeborenen Bevölkerung fast immer malariainfizierte Mücken. Sonst kann man vielleicht hundert- bis tausendmal gestochen werden, ohne daß ein Stich infiziert zu sein braucht.

Uralt sind die Versuche, durch Einnehmen scharfer Gewürze oder durch Einreibungen mit scharf riechenden Mitteln Ausdünstungen zu erzielen, vor denen selbst die nicht gerade verwöhnten Mücken zurückschrecken. Am angenehmsten appetitlichsten und dabei durchaus wirksam unter all den hunderten von Mitteln scheint mir die Moskitoessenz der Kadeschen Oranien-Apotheke zu sein. Sie besteht aus Äther, Alkohol, Eukalyptusöl, Insektenpulvertinktur in Kölnischem Wasser gelöst.

So ist die Auswahl unserer Verteidigungsmittel eine ziemlich reichhaltige, die Industrie hat sie in mannigfacher Form zu verwerten und zu verbessern gesucht. Ein Blick in den Katalog unserer großen Tropenausrüstungsfirmen sagt hier mehr als viele Worte.

Aber ein starker Geist der Offensive beseelt unsere Kolonialpioniere. Die Rolle stummer Abwehr allein scheint des europäischen Herrenmenschen unwürdig, er sucht dem Feinde selber zu Leibe zu gehen. Gegen die Mücken in der freien Natur allerdings ist der Kampf wenig aussichtsvoll. In Gegenden jedoch, in denen eine Malariasaison besteht, kann man während der kälteren Zeit eine Ausräucherung der Räume vornehmen, die sich die Mücken als Winterquartier gewählt haben. Besonders in Kellern und Ställen hängen sie zu Hunderten an den Decken und Wänden. Hier können sie dann durch Schwefeldämpfe getötet oder durch Verbrennen von Insektenpulver betäubt werden. Letzteres Mittel verwendet man, wenn sich wertvollere Gegenstände in den Räumen befinden, die durch Schwefeldämpfe geschädigt werden würden. Der Fußboden, die Möbel, Regale usw. werden mit weißem Papier bedeckt, auf dem die betäubten Tierchen haufenweise liegen bleiben. Sie werden dann zusammengekehrt und verbrannt. In allen Kurorten der Welt, die auf die Benennung „modern" nur den geringsten Anspruch machen, wird nach diesen Vorschriften verfahren, meist weniger wegen der Malariagefahr, als um die Fremden vor den lästigen Plagegeistern zu befreien. Gelingt es, die überwinternden Mücken völlig in der ganzen Ortschaft zu vernichten, so bleiben keine mehr übrig, die im Frühjahr Eier ablegen können. Der Ort bleibt mückenfrei. Dazu gehört eine einheitlich und großzügig geleitete Aktion. In der Hauptsache aber muß, besonders in den Tropen, der Kampf sich gegen die Nachkommenschaft der Mücken, daher gegen ihre Eier, Larven und Puppen richten. Dieser hoffnungsvolle Nachwuchs findet seine Brutstätten fast ausschließlich in stagnierenden Gewässern, Teichen und Sümpfen, ist daher an das Vorhandensein von Wasser gebunden. Auch in Dachrinnen, Abortgruben, Regentonnen, Wasserausgüssen, Konservenbüchsen, ja selbst in herumliegenden Scherben, in denen die Regenzeit ihre Spuren hinterlassen hat, legen die Mücken mit Vorliebe ihre Eier. Bedenkt man, daß ein einziges Mückenweibchen 150 Eier auf einmal legen kann, aus denen sich je nach der Außenwärme in 1—5 Tagen ebenso viele Larven, nach weiteren 4—20 Tagen die gleiche Zahl von Puppen entwickeln können, die dann nach 3—5 Tagen zu jungen Mücken werden, so wird man wohl alles tun, um wenigstens die Umgebung seines eigenen Hauses in tadelloser Ordnung zu erhalten. Der schweizerische Professor Galli-Valerio, der zuerst mit Energie den Kampf gegen die Mücken an allen Kurorten predigte, konnte feststellen, daß sich in einer einzigen Regenwassertonne 20 Milliarden Mücken in vier Generationen entwickeln können.

Und oft ist die Abhilfe so leicht. Ein wenig Ordnungs- und Reinlichkeitssinn, der keinerlei Abfälle in seinem Bereiche duldet, kann hier schon viel erreichen. In größeren Gemeinschaften wird der einzelne jedoch trotz allen Eifers versagen, wenn nicht eine energische, mit den nötigen Macht- und Geldmitteln ausgestattete Oberleitung die Sanierung der Ortschaft selbst wie ihrer Umgebung zielbewußt durchführt. Es ist bedauerlich, daß bei Anlage tropischer Niederlassungen früher so wenig den hygienischen Verhältnissen Rechnung getragen wurde. Der Verlust so manchen Menschenlebens wäre erspart geblieben. Denn wo eine Ortschaft inmitten von Sümpfen erbaut wurde, im Überschwemmungsgebiete oder an Lagunen liegt, ist die zur Bekämpfung der Mückenbrut erforderliche Trockenlegung oder Drainierung eine Sisyphusarbeit. Aus diesem Grunde mußte denn auch in Togo der Regierungssitz von Anecho nach Lome verlegt werden. In der Mehrzahl der Fälle wird sich jedoch eine solche Sanierung der Umgebung malariaverseuchter Orte durch verständnisvolle Tatkraft erreichen lassen. Wenn es der Energie des amerikanischen Sanitätskorps unter Oberst Gorgas, allerdings unterstützt durch den unerschöpflichen Geldbeutel von Uncle Sam, gelang, das fieberberüchtigte Habana auf Kuba, ja sogar die Fieberhölle des Panamakanals von den todbringenden Mücken zu befreien, so wird auch deutscher Unternehmungsgeist vor ähnlichen Aufgaben nicht zurückschrecken.

Die Trockenlegung von Tümpeln und Sümpfen durch Ableitung des Wassers und durch Zuschütten ist in erster Linie anzustreben. Ist dies nicht möglich, so muß versucht werden durch Anlage von Drainagegräben eine Strömung in den Wasserflächen herzustellen, durch die Eier und Larven weggespült werden. Überhaupt legen die Mücken in strömende Gewässer ihre Eier nicht ab. Generaloberarzt Ziemann suchte Ableitungen von möglichst reißenden Flüssen durch solche Sümpfe hindurch herzustellen. Ist jedoch eine hydrauliche Assanierung durch die Geländeverhältnisse gar nicht oder nur teilweise möglich, so muß die Mückenbrut in den Tümpeln selbst vernichtet werden. Durch Übergießen der Wasseroberfläche mit einer öligen Flüssigkeit, am besten mit Petroleum oder Saprol, wird den Larven die Zufuhr zur Luft abgeschnitten, sie ersticken in kurzer Zeit. Das Petroleum muß mit einer Spritze oder einer Gießkanne über die ganze Wasserfläche ausgebreitet werden, so daß es eine zusammenhängende Decke bildet. Etwa alle zehn Tage muß das Begießen erneuert werden.

Dienen aber solche Teiche als Tränkstellen für Vieh, so ist eine solche Petrolisierung natürlich nicht möglich. Man muß dann versuchen, durch Helfershelfer aus dem Tierreiche den Krieg gegen die Larven führen zu lassen. Einige Fischarten, wie Rotaugen, Karauschen, Moorkarpfen, Bitterlinge besorgen mit Vergnügen dieses Geschäft. Weitere Versuche in dieser Hinsicht wären sehr wünschenswert. Auch viele Wasserinsekten wie Libellenlarven und Wasserskorpione geben gute Hilfstruppen ab.

So besitzen wir ein wohl ausgestattetes Arsenal, das uns manche wirksame Waffe im Kampfe gegen die Mücken liefert. Wie eine solche Bekämpfung in großem Maßstabe praktisch durchgeführt werden kann, werden wir bei der

Bekämpfung des Gelbfiebers des näheren erfahren. Denn wie die Malaria durch die Anopheles, so wird auch das Gelbfieber durch eine Mückenart, die Stegomya fasciata, übertragen. Rechnen wir noch dazu, daß auch die durchaus nicht immer harmlose Filarienkrankheit durch Mücken übertragen wird, so vernichten wir mit den Mücken nicht nur lästige Plagegeister, sondern auch die Ursache der Hauptgefahren der Tropen, der schwersten Tropenkrankheiten.

Was aber die Malaria betrifft, so haben wir in der Chininprophylaxe, in dem mechanischen Mückenschutz, sowie in der Möglichkeit, die Mücken in ihren Brutstätten zu vernichten, so viele Schutz- und Abwehrmittel, daß jeder imstande ist, bei einigem Verständnis durch Kombination aller dieser Hilfsmittel je nach Lage des Falles sich vor der Malaria zu schützen.

Der Kaiser als Farmbesitzer in Südwest.

Eine Nachricht, die bei allen Anhängern unserer kolonialen Bestrebungen aufrichtige Freude hervorrufen wird, kommt aus der Hauptstadt von Deutsch-Südwestafrika.

Der Kaiser kaufte die Farmen Dickdorn und Kosis im Bezirke Gibeon für 96,000 M. auf den Rat des gegenwärtig Deutsch-Südwestafrika bereisenden Hofkammerrates Heckel. Die Farmen sollen dem Betrieb der Wollschafzucht dienen. Der bisherige Besitzer Farmer Emil von Koenen bleibt Pächter.

Hofkammerrat Heckel war im Februar d. J. nach Südwest hinausgegangen. Mit dem Zweck, die Verhältnisse unserer Kolonie zu studieren, verband er die Absicht, eine Farm seines Bruders, des früheren Oberberghauptmanns Heckel, zu besuchen. Die Zucht der Wollschafe, denen die beiden Farmen als kaiserlicher Besitz dienstbar gemacht werden sollen, ist in Deutsch-Südwest in gutem Aufschwunge begriffen.

Die beiden Farmen liegen zwischen Gibeon und Maltahöhe am Psubfluß und im großen Namaland, das von allen Autoritäten für besonders geeignet zur Schafzucht gehalten wird, im Gegensatz zu der Mitte und dem Norden des Schutzgebietes, wo die Rinderzucht vorwiegt. In der Nähe befindet sich die Farm Voigtsgrund, deren Besitzer einer der ältesten Südwestafrikaner, einer der bekannten vier Brüder Voigt, ist, die in Windhuk das erste Handelsgeschäft besitzen. Herr Albert Voigt betreibt hier seit fünf Jahren Schaf- und Pferdezucht. Er gehörte im Jahre 1904 zu den am 14 August vom Kaiser empfangenen südwestafrikanischen Abgeordneten, die nach Ausbruch des Aufstandes um Entschädigung baten. In der Nähe befindet sich ferner die Deutsch-Südwestafrikanische Schäfereigesellschaft, das älteste Schafzuchtunternehmen der Kolonie. Dicht vorbei geht die vor wenigen Wochen fertiggestellte Eisenbahnverbindung Windhuk—Keetmanshoop. Die Zahl der in der Kolonie Südwestafrika vorhandenen Schafe beträgt rund eine halbe Million (Fleisch- und Wollschafe). Die Wollproduktion befindet sich noch in den Anfängen, hat aber jedenfalls, wie das Beispiel der Kapkolonie beweist, eine ganz außerordentliche Zukunft in Deutsch-Südwestafrika.

Aus der Tageschronik.

Berlin. Der Kaiserliche Botschafter in London Graf Wolff-Metternich, der bereits vor Jahresfrist, nachdem er zehn Jahre den verantwortungsvollen Posten verwaltet, den Wunsch ausgesprochen hatte, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen, hat nunmehr seinen Abschied eingereicht und bewilligt erhalten. An seine Stelle tritt der bisherige Botschafter in Konstantinopel Freiherr Marschall von Bieberstein.

— Oberbürgermeister Kirschner hat seine Amtsniederlegung zum 1. September d. J. dem Stadtverordnetenvorsteher angezeigt. Als Nachfolger ist von den Stadtverordneten der Staatssekretär a. D. Wermuth gewählt worden. Das Gehalt soll auf 40,000 M. erhöht werden.

— Gouverneur a. D. Rudolf v. Bennigsen, der bisherige Direktor der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, ist hier an den Folgen einer schweren Halsentzündung gestorben. Rudolf v. Bennigsen, der zweite Sohn des bekannten deutschen Staatsmannes gleichen Namens, wurde am 12. Mai 1859 auf dem Stammgute seiner Familie geboren. Nach Absolvierung des Studiums der Rechte trat er in den preußischen Staatsdienst ein und wurde 1888 Landrat in Peine (Hannover). Einige Jahre später ging er in den Reichskolonialdienst über: Im Frühjahr 1893 wurde ihm die oberste Leitung der Finanzverwaltung in Deutsch-Ostafrika übertragen; 1895 wurde er dort zum Finanzdirektor ernannt und gleichzeitig mit den Funktionen des Oberrichters betraut; von 1896 bis 1897 führte er die Geschäfte des Gouvernements derselben Kolonie. Dann kehrte er in die Heimat zurück, um hier in der Kolonialverwaltung des Auswärtigen Amtes tätig zu sein. Im Jahre 1899 ging er dann als erster Kaiserlicher Gouverneur nach Deutsch-Neuguinea. Er blieb in dieser amtlichen Stellung, in der ihm auch die Marianen- und Karolinen-Inseln unterstellt waren, bis zum Frühjahr 1902. Ein chronisches Malarialeiden nötigte ihn, nach Europa zurückzukehren und um seine Pensionierung einzukommen. Seitdem beteiligte er sich eifrig an vielen privaten Kolonialbestrebungen. Im Juli 1908 wurde er als Mitglied in den Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft gewählt und im Februar 1909 zum Direktor der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika berufen.

— In der letzten Sitzung der Finanzkommission der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin wurde Herr Albert Heilmann in Firma Müller & Heilmann zum stellvertretenden Vorsitzenden dieser Kommission gewählt.

— Der Generalvertreter der D. O. A. G. Herr H. Pfeng ist durch Verordnung des Königs der Belgier zum Konsul von Daressalam ernannt worden. Der Amtsbezirk deckt sich mit dem Gebiet der Kolonie Deutsch-Ostafrika.

— Die Sammlungen für die deutsche National-Flugspende haben bereits die Summe von über 2 Millionen Mark ergeben. Das ist, wenn man berücksichtigt, daß erst drei Wochen seit der ersten Veröffentlichung des Aufrufs verflossen sind, ein erfreuliches Ergebnis. Der Deutsche Luftflottenverein, welcher kurz nach Erlaß seines ersten Aufrufs bereits gegen 100,000 M. gesammelt hatte, schließt sich gemäß Beschlusses seiner Leitung mit Freuden der allgemeinen, unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen stehenden Nationalflugspende an und fordert seine Mitglieder hierdurch auf, tatkräftig weiter zu sammeln.

Breslau. Die kulturgeschichtliche Ausstellung der Jahrhundertfeier der Freiheitskriege Breslau 1913 findet erfreulicherweise bei den Staats- und Reichsbehörden bereitwilligste Unterstützung und Förderung. So hat neuerdings wieder der Staatssekretär des Reichspostamtes mitgeteilt, daß sich das Reichspostmuseum mit einer Sonderausstellung über das Postwesen der Zeit vor hundert Jahren beteiligen wird.

Essen. Der Verein deutscher Eisenhüttenleute hat an die Firma Fried. Krupp folgendes Telegramm gerichtet: „Der hundertste Geburtstag von Alfred Krupp ist auch für den Verein deutscher Eisenhüttenleute ein Gedenktag von höchster Bedeutung. Wir erinnern uns bewundernd der gewaltigen Arbeit, die der geniale Schöpfer des Weltrufs Ihres Unternehmens geleistet hat und rufen gleichzeitig dem Nachfolger, der gleichwie unser unvergeßliches Ehrenmitglied Friedrich Alfred Krupp das kostbare Erbe treu gehütet und zu ungeahntem Aufschwung gebracht hat, ein frohes Glückauf zu weiterem erfolgreichen, für das Vaterland segensreichen Wirken zu."

Frankfurt a. M. Dem königlich großbritannischen Generalkonsul für die Provinz Hessen-Nassau und das Großherzogtum Hessen Herrn Beit v. Speier ist vom Deutschen Reich das Exequatur erteilt worden.

Hamburg. Der Inhaber der Firma A. Hartrodt Herr Arthur Hartrodt in Hamburg feierte sein 25jähriges Geschäftsjubiläum. Aus kleinen Anfängen hat die Firma sich aus Bremen heraus ausgedehnt nach Leipzig, London, Liverpool, Antwerpen, Genua und Buenos Aires, wo sie eigene Niederlassungen besitzt. Ihre Beziehungen reichen nach allen größeren Plätzen der Welt.

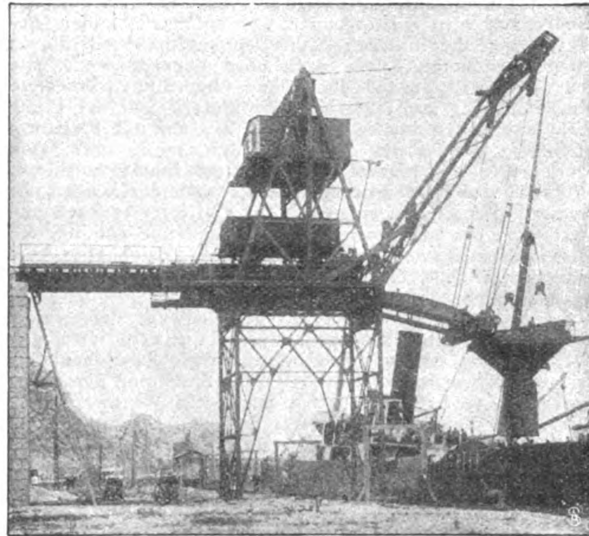
TECHNISCHE WOCHE

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

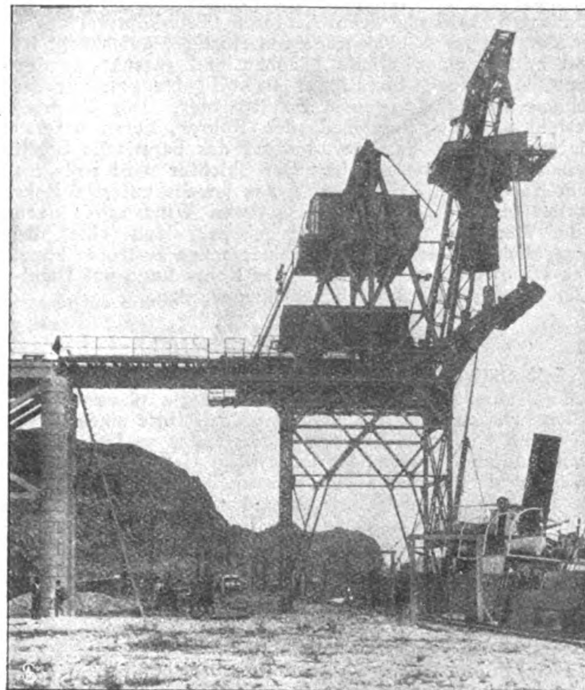
Grundsätze für eine sachgemäße Dampfkesseleinmauerung. Eine sachgemäß geplante und ausgeführte Einmauerung bedeutet für den Dampfkesselbesitzer eine wesentliche Ersparnis an Kohlen, ein dauerndes Herabdrücken der Betriebskosten und auch eine sichere, störungfreie Betriebsführung. Das ziemlich umfangreiche Mauerwerk, welches ja fast an allen stationären Dampfkesseln notwendig ist, dient dazu, die Heizgase, welche die Außenflächen des Dampfkessels bzw. die Siederohre bestreichen, mittels der sogenannten Züge zu führen und nach außen hin abzuschließen, und muß daher auch ganz exzeptionellen Bedingungen genügen. Haben die Feuergase 1400 Grad C., so sind sie am Ende bereits auf 200 Grad abgekühlt, das ist eine Temperaturdifferenz von 1200 Grad. Hierzu treten nun ebensolche Höhenunterschiede an ein und denselben Stellen, wenn der Kessel außer Betrieb gesetzt wird und sich auf diese Temperatur abkühlt. Selbstverständlich werden unter solchen Betriebsbedingungen sehr leicht und sehr bald bei nicht sachkundiger Ausführung Schäden auftreten, welche die Ausnützung der Wärme verhindern und sehr erheblich auf die Höhe der Kohlenrechnung einwirken. Leider wird aber, wie ja dem Dampfkessel im allgemeinen so auch dem Sonderteil der Einmauerung von den Besitzern zu ihrem eigenen Schaden wenig Aufmerksamkeit gewidmet. In neuerer Zeit, wo man dem Eisenbeton auf allen Gebieten der Baukunst neue Anwendungsbereiche zu eröffnen sucht, hat man dieses Material mit Erfolg auch bei Dampfkesseln als Ersatz für gewöhnliches Ziegelmauerwerk angewandt, also nicht für die Teile, wo feuerbeständiges Material, wie oben ausgeführt, einzig und allein in Frage kommt. Der Beton soll nicht nur aus Kies, sondern aus hartem Steinschlag, ferner aus weißem, sauberem Sand ohne pflanzliche oder organische Beimischung, dessen Korngröße bis zu 6 mm höchstens schwankt, hergestellt werden; die Größe des Steinschlags soll zwischen 13 und 19 mm höchstens liegen. Statt des Steinschlages kann man im Notfalle ruß- und schmutzfreie Schlacken verwenden von 25 mm max. Korngröße. Für gewöhnliche Röhrenkessel werden Doppelwände mit einem Luftzwischenraum von 75 bis 100 mm empfohlen, wobei die Innenwand ebenso wie die Außenwand am besten 150 mm stark gemacht wird; beide Wände werden armiert und untereinander verankert. Die feuerfeste Einmauerung der Feuerung usw. soll 228 mm stark werden, damit sie sich auch selbst tragen kann. Sie ist gerade, hat keine Binder, so daß, wenn man die Kosten des Herausreißens und Wiedereinbauens einer 114 mm starken Auskleidung mit denen der geraden, noch mal so starken in Vergleich zieht bei Reparaturen, letzteres durchaus nicht teurer zu stehen kommt, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die starke Einmauerung widerstandsfähiger und länger betriebsbereit ist und auch viel weniger Hitze heraustreten läßt. An den Enden der Ausfütterung soll reichlicher Spielraum für die Ausdehnung gegeben werden. Die Anlagekosten dürfen sich für Eisenbeton und Ziegeleinmauerung gleich hoch stellen, doch dürfte ersteres viel weniger Reparaturkosten machen.

Hebezeug- und Transportwesen.

Eisenbahnwagenkipper mit Schwingbewegung. Schon seit langen Jahren hat man das Bestreben, die jetzt meist noch übliche Form der Entladung von Eisenbahnwagen von Hand durch Einrichtungen zu ersetzen, die sowohl die Entladearbeiten beschleunigen und so die Wagen dem Verkehr nur möglichst kurze Zeit entziehen, als auch die hohen Kosten der Handentladung auf einen erträglichen Betrag herunterzusetzen vermögen. Als das für die heutigen Eisenbahnverhältnisse wirksamste Mittel zur Erreichung dieser Zwecke ist der Eisenbahnwagenkipper zu bezeichnen, dessen grundsätzliche Arbeitsweise allgemein bekannt ist. In den letzten Jahren waren zahlreiche Bestrebungen auf eine Verbesserung der alten Kipperbauformen gerichtet. So hat sich auch die Deutsche Maschinenfabrik A.-G. in Duisburg mit der Weiterbildung der bekannten und der Schaffung neuer Bauformen von



Seitenansicht des Schwingkippers
mit ausgeschwungener Plattform

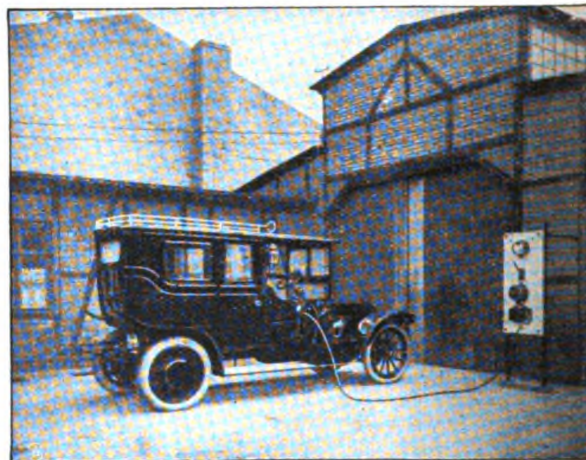


Schwingkipper
mit aufgeklappter vorderer Kurvenführung und hochgezogenem Trichter.

Eisenbahnwagenkippern eingehend befaßt. Die Bemühungen dieser Firma bewegten sich zum Teil nach der Richtung, den zum Kippen der Wagen erforderlichen Kraftaufwand und die Fallhöhe des Gutes nach Möglichkeit zu vermeiden. Dies gelang durch die Konstruktion eines Wagenkippers, der nachstehend behandelt werden soll. Abb. 1 gibt die Seitenansicht eines Kippers dieser Bauart zur Beladung von Seeschiffen wieder, der für Syndicate Asturiano del Musel in Spanien ausgeführt worden ist. Ein auf einem Portalgerüst stehender Aufbau aus Eisenkonstruktion trägt eine feste Fahrbühne mit einer beweglichen Plattform, die sowohl an ihrem vorderen als auch an ihrem hinteren Ende auf Laufrollen ruht. Während die vorderen Laufräder auf einer nach vorn auskragenden Kurvenführung laufen, bewegen sich die hinteren Laufrollen auf Schienen, die in einer bestimmten Kurve nach oben gebogen sind. Bei der Vorwärtsbewegung der Bühne über die vorkragende Kurvenführung muß sich also der hintere Teil der Plattform nach oben bewegen, so daß ein auf der Plattform stehender Wagen sich schräg stellen muß und nach Oeffnung der vorderen Klappe seinen Inhalt auskippt. Während des Kippervorganges stützt sich der Wagen mit seinen Puffern gegen einen mit der Plattform verbundenen Prellbock, der aus einer kräftigen Holzbohle gebildet ist. Die vordere Kurvenführung ist an einem einziehbaren Ausleger aufgehängt, der mittels eines Flaschenzuges hochgezogen werden kann. Es ist aber auch möglich, das Vorderende der Plattform auf gelenkig mit dieser verbundene Schwinghebel abzustützen, die dem jeweiligen Wasserstande entsprechend in verschiedenen Höhenlagen festgestellt werden können. Bei der Einleitung des Kippvorganges wird die Plattform durch ein Windwerk aufwärts und gleichzeitig vorwärts bewegt. Der motorische Antrieb dient jedoch lediglich dazu, die Bewegung einzuleiten und zu regeln, während das Aus- und Einschwingen mit einem ganz geringen Kraftaufwand erfolgt. Dies erreicht man einerseits durch die zweckentsprechende Krümmung der Laufschienen für die Plattform, andererseits durch ein mit dem hinteren Ende der Plattform verbundenes Gegengewicht. Beim Ausschwingen erzeugt die in Richtung der Plattform wirkende Zugkraft eine tangential nach aufwärts gerichtete Kraft, die größer ist als die durch Last und Eigengewicht erzeugte, nach abwärts gerichtete Kraft. Das Hinterende der Plattform muß also eine nach oben gerichtete Bewegung ausführen. Um die Fallhöhe der ausgekippten Kohlen nach Möglichkeit zu verringern, wird ein Schüttrichter in Teleskopform angewendet, der an dem ausziehbaren Ausleger aufgehängt ist und mittels einer Winde gehoben und gesenkt werden kann. Abb. 2 zeigt den Kipper mit hochgeklappter Kurvenschiene und aufgezogenem Schüttrichter. Der Trichter besteht aus ineinandergreifenden Röhren, deren unteres bis zum Schiffsboden bzw. bis auf das bereits im Schiff befindliche Material reicht. Der Trichter wird stets bis zum Hals gefüllt gehalten und das jeweils unterste Rohr mittels eines am Trichter befestigten Windwerkes nach jeder Wagenentladung so weit gehoben, daß eine der Wagenladung entsprechende Kohlenmenge austreten kann. Das Windwerk zum Einziehen der Rohre kann mit Hand- oder elektrischem Antrieb versehen werden.

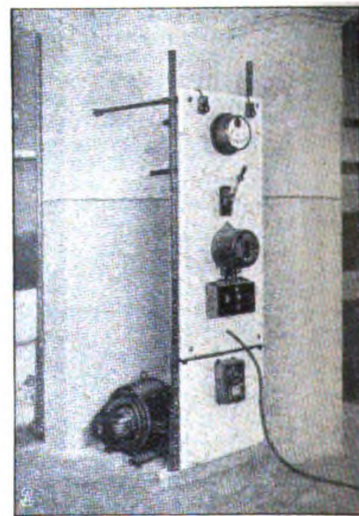
Automobil-Technik.

Selbsttätige Elektromobil-Ladestationen. Die bisher übliche Methode, die Akkumulatorenbatterie eines elektrischen Fahrzeugs im Gleichstromnetz mit Hilfe eines durch die Hand bedienten Vorschaltwiderstandes zu laden, bedingte durch die ständig erforderliche Ueberwachung zunächst große Personalkosten. Dann hatte sie auch, wenn die Einstellung des Ladestromes nicht richtig gehandhabt wurde, z. B. durch unzulässige Verlängerung oder Verkürzung der Ladezeit, Stromverluste und kostspielige Reparaturen der Zellen zur Folge. Schließlich war eine solche Einrichtung unwirtschaftlich, falls die betreffende Ladestelle nicht gerade in einem Stadtteil lag, in dem Gleichstrom mit einer für die Wagenbatterie passenden Spannung zur Verfügung stand. Diese Erfahrungen zwangen dazu, die Ladung ganz der Einwirkung des Personals zu entziehen, mit denen ein Elektromobil bei jeder zur Verfügung stehenden Stromart und Spannung selbsttätig und unabhängig von der Tageszeit geladen werden kann. Die einfachste Ausführung einer solchen selbsttätigen Ladestation zeigt die Abbildung 1. Die Station besteht nach den Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke aus einer kleinen Schalttafel, auf der oben ein Ampèremeter, darunter ein Schalthebel, der Zähler und ein in Leder genähtes biegsames Kabel befestigt sind. Die Anlage ist dazu bestimmt, Elektromobile mit einem Akkumulator von 40 Zellen an Gleichstromnetze mit 110 Volt oder solche mit einem Akkumulator von 80 Zellen im An-



Elektromobil an einer selbsttätigen Ladestation.

schluß an Netze mit 220 Volt zu laden. Die zur Einleitung der Ladung erforderlichen Handgriffe sind ungemein einfach und beschränken sich lediglich darauf, mit Hilfe eines an dem biegsamen Kabel angebrachten, stets passenden Anschlußkontaktes die Verbindung zwischen dem Elektromobil und der Schalttafel herzustellen, den Schalthebel zu schließen und die Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß der Zeiger des Ampèremeters bis zu einer bestimmten Marke auf der Skala ausschlägt. Das weitere, d. h. die Regulierung der Stromstärke bzw. der Spannung führt die Anlage selbständig aus, und sie unterbricht auch die Ladung, sobald sie beendet ist. Soll ein Elektromobil mit einem 40zelligen Akkumulator in einem Stadtteil geladen werden, in dem nur Gleichstrom zu 220 Volt zur Verfügung steht, so wird zur Herabsetzung dieser Spannung auf die 110 Volt, die man braucht, außer der oben beschriebenen Tafel noch ein kleiner rotierender Umformer aufgestellt. Die kleineren Typen dieser Umformer sind mit nur einem Anker ausgerüstet, dem auf der einen Seite die höhere Netzspannung mittels der Bürsten und des Kollektors zugeführt und auf der anderen Seite die umgeformte niedrigere Ladespannung entnommen wird. Diese sogenannten Gleichstrom-Einanker-Umformer sind sehr kompendiös gebaut. Sie können, wie Abb. 2 zeigt, gegebenenfalls ohne Schwierigkeiten hinter der Schalttafel Aufstellung finden. Für größere Leistungen kommen zwei mechanisch und elektrisch miteinander gekuppelte Maschinen, und zwar ein Motor und eine Dynamomaschine in Sparschaltung in Betracht.



Selbsttätige Ladestation
mit Gleichstrom-Einanker-Umformer.

Bahnwesen.

Die elektrische Untergrundbahn der Stadt Schöneberg. In der Zeitschrift für Baugewerbe gibt der Geh. Stadtbaurat Gerlach (Schöneberg) eine ausführliche Vorgeschichte dieses Bahnbaues. Sodann folgt eine allgemeine Beschreibung der Bahnanlage und eine eingehende Darstellung und Besprechung der einzelnen Bauwerke sowie der Art ihrer Ausführung. Die ganze Länge der Bahn beträgt 2993 m; der kleinste Halbmesser der freien Strecke 105 m; die stärkste Steigung 1 : 105; die durchschnittliche Entfernung der fünf Haltestellen beträgt 690 m. Besonders bemerkenswert ist die Gründung der Haltestelle Stadtpark im Moorboden, die derart erfolgen mußte, daß die Betonmauern der zersetzenden Einwirkung des säurehaltigen Moorwassers entzogen werden. Zu dem Zwecke wurden quer zur Talmulde drei parallele Spundkästen von 70 m Länge und 1,50 m Breite zwischen je zwei Spundwänden bis in den festen Baugrund gerammt; dann wurden nach Ausschachtung des Moorbodens unter Wasserhaltung auf der Sohle der Baugrube und an den Spundwänden hinauf bis über Grundwasser Klinkerschichten gemauert, darüber eine dreifache Asphaltschicht ausgebreitet und hierauf die Betonmasse eingestampft. Der Betriebsstrom wird von dem 3 km entfernten Elektrizitätswerk Süd-West als hochgespannter Drehstrom von 6600 Volt geliefert; er wird durch zwei Kabel nach dem Umformer in der Innsbruckerstraße geleitet, wo er in Gleichstrom von 780 Volt umgeformt wird.

Bauwesen.

Die Knickfestigkeit nach der Eulerschen Formel. In einem in dem Zentralblatt der Bauverwaltung erschienenen Aufsatze behandelt der Wirkl. Geh. Oberbaurat Dr. Zimmermann die Beziehungen der Eulerschen Formel zur Knickfestigkeit. Er sucht die in den staatlichen Bauvorschriften vorgeschriebene Anwendung der Formel zu rechtfertigen und vergleicht zu diesem Zweck den Wert der bisher gebräuchlichen Rechnungsmethoden mit den Versuchen.

Chemisch-technische Industrie.

Von Dr. Goldschmidt.

Wasserstoffsuperoxyd wurde früher ausschließlich durch Umsetzung von Metallsuperoxyden mit Mineral-

säuren, hauptsächlich Bariumsuperoxyd mit Schwefelsäure, hergestellt. Neuerdings ist dem Chemiker A. de Hemptienne in Gent die synthetische Gewinnung aus einem Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff unter dem Einfluß der elektrischen Glimmentladung gelungen. Damit keine Explosion eintritt, muß ein bedeutender Ueberschuß von Wasserstoff vorhanden sein.

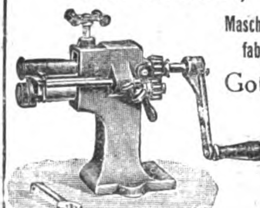
Bekanntlich haftet dem Wasserstoffsuperoxyd der Mangel an, daß es in ständiger Zersetzung begriffen ist. Z. B. enthält ein technisches Wasserstoffsuperoxyd mit 3 Prozent nach einem Monat nur 2.7 Prozent, nach zwei Monaten 2.4 Prozent und nach drei Monaten nur 2.1 Prozent Wasserstoffsuperoxyd. Noch viel rascher zersetzen sich konzentrierte Lösungen. Zum Haltbarmachen wurden empfohlen: Phosphorsäure, Chlornatrium, Stärkekleister, Acylamide, Gelatine, Gerbsäure, Harnsäure, Naphthalin, Oxalsäure, geringe Mengen Alkohol oder Äther. Der Oesterreich. Verein für chemische und metallurgische Produktion, Außig a. d. Elbe, fand nun, wie die Chem. Zeitung ausführt, daß, falls man den Alkoholzusatz auf mindestens das Fünffache erhöht, also mindestens 100 Gramm Alkohol auf ein Liter Wasserstoffsuperoxyd zusetzt, jede Zersetzung, und zwar auch bei hochprozentigem Wasserstoffsuperoxyd, verhindert wird. Ein 30prozentiges Wasserstoffsuperoxyd kann mit zehn Gewichtsprozent Alkohol konserviert werden. Beim Vorhandensein größerer Mengen die Zersetzung begünstigender Stoffe gibt man 20—40 Prozent Alkohol zu. Man kann die Lösungen kochen, ohne daß eine Veränderung auftritt, bei Zimmertemperatur halten sie sich unbegrenzt.

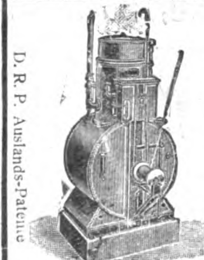
Während man früher zur Herstellung und Aufbewahrung von Wasserstoffsuperoxyd Gefäße aus Blei und Zinn benutzte, gibt man heute dem Aluminium und denjenigen seiner Legierungen den Vorzug, die, wie Aluminium selbst, Passivitätserscheinungen zeigen, z. B. dem Magnesium-Aluminium. Allerdings sind Zersetzungen an den Gefäßwänden, besonders wenn sie innen nicht poliert sind, beobachtet worden, doch geht vom Metall nichts in Lösung, so daß eine in Aluminium-Apparaten hergestellte 30prozentige Wasserstoffsuperoxyd-Lösung nach Umfüllen in Paraffingefäße völlig haltbar ist. Aluminium eignet sich besonders in den Fällen, wo die Wasserstoffsuperoxyd-Lösung nur kurze Zeit mit ihm in Berührung kommt, also für Kühler, Sammelgefäße und Rohrleitungen bei der Destillation.

Zur Erhärtung des Speisewassers für Dampfkessel wurden früher, den jeweiligen Härtegraden entsprechend, äquivalente, wasserlösliche Zusätze von Ätznatron und Soda oder Ätzkalk und Soda gemacht. Nach dem neuen Permutit-Verfahren werden unlösliche Fällungsmittel in großem Ueberschuß angewendet. Bei der früheren Methode waren zur bestmöglichen Ausfällung der Härtebildner zwei bis drei Stunden erforderlich, und die Erhärtung blieb unvollständig, da die ausgefällten Kalzium- und Magnesium-Salze sich teilweise lösten. Eine Vermehrung der löslichen Zusätze hätte an der verbleibenden Härte nichts geändert,









die Alkalität aber vermehrt. Eine Verkürzung der Reaktionsdauer wurde durch Temperaturerhöhung erreicht. — Dagegen kann das Permutit in großem Ueberschuß angewendet werden, die Temperatur spielt keine Rolle. Unter Permutit versteht man ein künstliches Natriumtonerdesilikat, das den natürlich vorkommenden Zeolithen entspricht. Bei Berührung mit Metallsalzlösungen tauscht es sein Natrium gegen die anderen Metalle aus und entfernt so kohlensauren und schwefelsauren Kalk aus dem Wasser. Äußerlich ist dabei am Permutit eine Veränderung nicht erkennbar. Das Wasserquantum, das erhärtet werden kann, hängt von der Filtriergeschwindigkeit und der Korngröße des Permutits ab. Die üblichen Geschwindigkeiten pro Stunde betragen 3—8 Meter bei 30—10 deutschen Härtegraden. Allmählich jedoch wird das Natrium-Permutit in Kalium- und Magnesium-Permutit verwandelt und die Enthärtung des Rohwassers unvollständig. Das Permutit ist zwar damit erschöpft, kann jedoch beliebig oft durch Kochsalzlösung wieder regeneriert werden. Man verwendet hierzu das Drei- bis Vierfache der theoretisch erforderlichen Menge einer 10prozentigen Lösung, die man zehn Stunden einwirken läßt, und wäscht dann mit Wasser nach. — Bisher sollen etwa 50 Anlagen in Betrieb sein und die inneren Untersuchungen an Kesseln keine Spur von Kesselstein oder Schlamm gezeigt haben, die Wandungen auch nicht angegriffen werden. Das Präparat wird von der Permutitfilter-Co., G. m. b. H., Berlin, einer Tochtergesellschaft der J. D. Riedel A.-G., Berlin, in den Handel gebracht. (Zeitschrift f. angew. Chemie.)

S. B. Chadsey hat Versuche über den Einfluß der Temperzeit auf die Eigenschaften des Tempergusses angestellt, über die die Chem. Ztg. folgendermaßen berichtet:

Die Proben wurden 1, 2, 3 bis 10 Temperperioden, von denen jede eine Woche dauerte, im Ofen gelassen. Das Bruchgefüge der Proben zeigte bei größerer Temperdauer eine Zunahme der entkohlten Randzone, die Zerreißfestigkeit wurde nicht beeinflußt. Der Kohlenstoffgehalt an der Oberfläche nahm beim Roheisen in acht Wochen von 2.35 bis auf 0.06 Prozent ab und betrug noch 1.37 Prozent 6.3 Millimeter unter der Oberfläche. Kaum beeinflußt wurde der Silizium-, Mangan- und Phosphorgehalt, während der Schwefelgehalt nach achtwöchigem Tempern infolge der Aufnahme von Schwefel aus der Packung und den Ofengasen an der Oberfläche der Proben von 0.045 Prozent des Ausgangsmaterials auf 0.08 Prozent gestiegen war.

Zur Herstellung fester Fahrstraßen für Ziegeleien, wie sie für die schweren Lasten nötig sind, verwendet man, nach der Tonindustrie-Ztg., in Amerika 80—85prozentiges Asphaltöl, das beim Reinigen der Asphaltöle gewonnen wird. Man rechnet 14 Liter Öl auf einen Quadratmeter Wegfläche. Der Boden wird etwa 12 Zentimeter tief aufgepflügt und nach beiden Seiten aufgeworfen und in das entstandene Bett wird das Öl eingesprengt. Dann werden fünf Zentimeter Erde aufgebracht, mit dem Öl gemischt und die Schicht gewalzt. Der Arbeitsgang bleibt derselbe, bis alle aufgeworfene Erde verbraucht ist. In gleicher Weise werden spätere Ausbesserungen ausgeführt. Die Straße soll nach den Seiten abfallen.

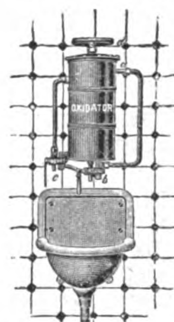
Nach einem Patent der A.-G. Mix & Genest, Telephon- und Telegraphen-Werke, Schöneberg-Berlin, kann man Aluminium, das sich nach den üblichen Methoden nicht galvanisieren läßt, weil es sich sehr schnell mit einer Oxydschicht überzieht, für den Prozeß geeignet machen, wenn man es als Kathode in einem alkalischen oder alkalisalzhaltigen elektrolytischen Bade vorbehandelt. Als Anode können alle in dem Bade unlöslichen Leiter der Elektrizität benutzt werden. Das Bad darf nicht ohne weiteres auf das Aluminium einwirken, sondern soll nur eine vollständige Entfettung und Desoxydation des Metalls herbeiführen, ohne daß die Grundfläche selbst angegriffen wird. Hernach kann es in bekannter Weise galvanisiert werden. Das Bad besteht aus einem Gemisch von Pottasche und Natriumphosphat mit einem Zusatz von Glyzerin zur Abschwächung der Ätzwirkung. Die Leitfähigkeit kann durch Zusatz von pyrophosphorsaurem Alkali erhöht werden. (Chem. Ztg.)

Für Schneidewerkzeuge, Gewichte und chemische Geräte empfiehlt Chem. Eng. wegen ihrer Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen chemische Einflüsse eine von Elwood Haynes in Kokomo, Indiana, unter dem Namen „Stellit" angegebene Legierung von 75 Prozent Kobalt und 25 Prozent Chrom. Ihr Schmelzpunkt liegt bei 1650°, die Reißfestigkeit beträgt 55.5 kg/qcm, die Elastizitätsgrenze 67.5 kg, die Dehnung drei Prozent. Die Verbindung ist schweißbar und läßt sich zu dünnsten Blechen aushämmern, ihre Farbe ist etwas heller als Stahl.

Die Sprengstoffwerke in Quickborn bringen jetzt einen neuen Sicherheitssprengstoff unter dem Namen „Glückauf" in den Handel, der in seiner Wirkung dem Dynamit gleichkommt, dabei aber gegen Witterungseinflüsse unempfindlich ist. Er ist auf der berggewerblichen Versuchsstrecke geprüft worden. (Gen.-Anz. für Hamburg und Altona.)

Geschäftliche Notizen.

Wasserfilter mit automatischer Enteisenung. Eisenhaltiges Wasser, welches nach kurzem Stehen durch Berührung mit der Luft ein unansehnliches und unappetitliches Aussehen annimmt, ist fast überall vorhanden. Der Eisengehalt des Wassers (Eisenoxydul) scheidet durch Belüftung wolkenartig oder in Flocken aus (Eisenoxydhydrat). Nicht nur bei Verwendung des Wassers zu Genußzwecken, sondern auch zu Fabrikationszwecken wirkt der Eisengehalt des Wassers sehr störend. Kann das Wasser von seinem Eisengehalt möglichst gründlich befreit werden, so hat dieses gleichzeitig auch auf die bakteriologische Reinigung des Wassers einen günstigen Einfluß. Das ausscheidende Eisen (Eisenoxydhydrat) nimmt die Bakterien und organischen Bestandteile des Wassers auf und reißt sie zu Boden, wo sie durch geeignetes Filtermaterial ausgeschieden werden können. Die Spezialfabrik für Wasserversorgungsanlagen H. Hammelrath & Co. in Köln-Müngersdorf hat nun ein neues, durchaus zweckentsprechendes Wasserfilter konstruiert, bei dem eine Luftsaugvorrichtung eingebaut ist. Durch die Strömung des Wassers wird eine reiche Menge Luft angesaugt und in einer engen Düse mit jedem kleinsten Wasserpartikelchen in engste Berührung gebracht, so daß das Wasser durch die Luftmischung mit energischer Strömung und schäumend in den oberen Luftraum des Filters gelangt. Hier werden die Luftblasen zum Teil wieder frei und bewirken nochmals eine gründliche Oxydation des eisenhaltigen Wassers. Das ausscheidende Eisenoxyd fällt, nach-



dem es die organischen Stoffe und Bakterien aufgenommen hat, auf eine Feinkiesschicht von gleichmäßiger Körnung (etwa ¾ Millimeter), es bildet sich eine reichliche Filterschicht oder Filterhaut, durch welche bekanntlich weitere Bakterien zurückgehalten werden, und das Wasser tritt unterhalb des Filtermaterials vollständig rein und klar aus dem Filter aus. Der Ablaßhahn des Filters ist als Doppelhahn ausgebildet. Durch einen Handgriff wird gleichzeitig die Rohwasserzuführung und Entnahme des Filters bewirkt. Durch einen gleichen Doppelhahn wird eine Rückspülvorrichtung behufs Reinigung der Filtermasse, welche durch eine einfache Rührvorrichtung unterstützt wird, bewirkt. Die Wirkungsweise dieses einfachen Filters, welches sowohl für einzelne Zapfstelllen in kleinen Abmessungen als auch in größeren Modellen für industrielle Zwecke gebaut wird, ist überraschend vollkommen. Dieses Filter kann wegen seiner vorzüglichen Beschaffenheit des Filtermaterials und dessen einfache Reinigungsmöglichkeit auch für eisenfreies Wasser verwendet werden.

Ein sehr wichtiges Kapitel für sparsam wirtschaftende Hausfrauen ist die Abendkost. Wieviel wertvoller und billiger wäre es, regelmäßig des Abends eine der 40 Knorr-Suppen zu kochen, um eine kräftige, bekömmliche und wohlschmeckende Abendmahlzeit zu geben, die auch gut sättigt, so daß dann nur noch viel geringere Aufwendung für andere Nahrungsmittel erforderlich ist. Schon die gebotene große Abwechslung läßt den Abendtisch einer Familie, die Knorr-Suppen kocht, viel reicher erscheinen.



über 60 000 im Gebrauch.

Altbewährtes, anerkannt erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit.

D. W. KARN
Hamburg 36.



Sinram & Wendt, Hannover 13

Größte Patent-Kleiderbügelfabrik der Welt!



Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühlicht,



überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster. Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.

Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

Lausanne. HOTEL VICTORIA.
Neues Fam.-Hot. I. R. am Bahnhof

Godesberg Töchterpensionat I. Ranges **Frau Dr. Brown** b. Bonn a. Rh.

Wie wird man schön?



Nur durch den Gebrauch von

„Klespa-Creme"

ges. gesch. Dieses neuentdeckte **Schönheitsmittel** bewirkt einen **schneeweißen, frischen Teint** u. **verhindert Faltenbildung.** Entfernt unter Garantie **Sommersprossen, Wimmerln, Mitesser, Sonnenbrand usw.**
Um allem Mißtrauen wirksam zu begegnen, zahle bei Nichterfolg Betrag zurück.
Creme M. 2.—, die dazu gehörige **Seife 60 Pf.**, inkl. Porto 2.80, Nachn. 3.—.
Ausland nur gegen Voreinsendung 3.10.

Paul Lange, Berlin C, Königstraße 38.

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker als Zusatz z. Kuhmilch bestbewährte **Dauernahrung** f. Säuglinge vom frühesten Lebensalter an, auch als **Krankennahrung** vorzüglich bei Magen- u. Darmstörungen von Säuglingen und älteren Kindern.
Verbesserte **Liebigsuppe** in Pulverform.
Nährzucker-Kakao, wohlschmeckend., kräftigend. Nährpräparat f. Genesende jed. Alters. In Dosen von ½ Kilo.

Nährmittelfabrik München, G. m. b. H., in Pasing.
Lieferung durch sämtliche Grossisten und Exporteure.
Angesehene Firmen als General-Vertreter für einzelne Bezirke gesucht.

Radium, exakt dosiert und dauernd haltbar zur bequemen Radiumbehandlung für Klinik und Haus, enthalten die für Export nach Übersee am besten geeigneten **„Radium-Keil"-Präparate.**
Indikationen: Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht und harnsaure Diathese, Neuralgien, speziell Ischias, lanzinierende Schmerzen der Tabes, krebsartige Geschwülste. Zu beziehen durch alle Apotheken des In- und Auslandes od. direkt. Referate der wichtigst. klinischen Arbeiten u. Prosp. gratis. **Radium-Gesellschaft m. b. H. Dresden 3 A.**

Detmold.

Teutoburgerwald.

Töchterheim Benzler. Pensionat I. Ranges f. In- u. Ausländerinn.
a) Beste **wissenschaftliche Fortbildungskurse** für noch schulpflichtige u. erwachsene junge Mädchen. Stunden wahlfrei.
b) **Höhere Koch- und Haushaltungsschule.** I. Lehrkräfte.
Eigene große Villa mit Garten und Turnplatz nahe am Wald. Vorzügl. Pflege und Erziehung. — Tennis, Sport, Bäder. — I. Referenzen. Nähere Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin **Frau Dr. med. Benzler.**

Lausanne. Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard. Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründl. Erl. d. Spr., Malen, Musik, Haush. etc. — Mod. Komf. Herrl. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnen im Freien. Prächt. Lage. Beste Ref. Prosp. mit phot. Ansicht. **Mlle. P. Bramer.**

Neuanfert. v. **Ansichtspostkarten** in Lichtdruck in sämtlichen modernen Ausführungen
Nordische Kunstanstalt Ernst Schmidt & Co. LÜBECK Postfach 133
Jahresproduction 1911. 24 Millionen. Muster gratis

Hunde-Heil

v. **Dr. J. Holfert,** gesetzl. gesch. Zwangl. Blätter über Hundepflege gratis u. franko v.
Dr. J. Holfert, Altenburg E. b. Dresden.

Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche
werden beseitigt beim Gebrauch von **ges. gesch. Gehör-Patronen.**
Aeußerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar.
Aerztlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — **Prospekt gratis u. franko. Hans Sieger, Bonn** am Rhein.

Vertretungen für **Berlin** sucht **S. Rosenthal,** Schäferstraße 11. Beste Referenzen.

Ehemalig. schwerer **Stotterer** gibt umsonst Auskunft, wie man sich selbst vom **Stottern** befreien kann. **L. Warnecke,** Hannover, Friesenstr. 33.

Gynin Wasserlösliches antiseptisches **Spülpulver** f. Irrigator, Bidet u. Frauenduschen. Kart. à M. 1.- u. M. 2.- mit 40% Rab. H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW 7, Friedrichstr. 91-92.

Töchter-Pensionat Kieler Kochschule „Heuer-Adlers-Ruh", Kiel-Ellerbek.



Ländlicher Aufenthalt im Eigenbesitztum **„Heuer-Adlers-Ruh".** Gründliche Ausbildung zu selbständiger Tätigkeit in Küche und Haus, Weiterbildung in Literatur, Musik, Gesang, Sprachen, Malen. Während des über 30jährigen **Bestehens** der Anstalt wurden mehrere **Tausende Schülerinnen ausgebildet.** Am 1. März 1911, zum 30jährigen Jubiläum der Anstalt, sandte die Kaiserin eine kostbare Vase aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur. Die Anstalt liegt malerisch am See. Erste Empfehlungen sowie Lehrplan unentgeltlich. Alles Nähere durch die Vorsteherin **Frau Sophie Heuer.**

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevolle individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr." u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referen. Prosp. u. näh. Ausk. d. **A. Kramer,** Direktor.

2 nützliche Reisebegleiter:





Gegen **Seekrankheit!** (Auf ärztl. Verordnung.)

Erfrischend, die Verdauung regelnd.

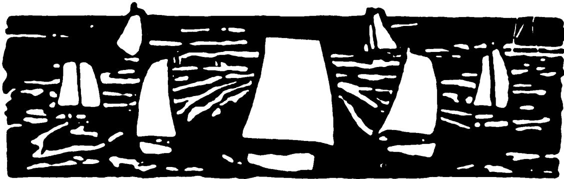
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

DIE·WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 1. Juni 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

22. Mai.

Der Reichstag beschließt, daß die in der zweiten Lesung gestrichenen Ostmarkenzulagen bis zum 31. Dezember weitergezahlt werden sollen. Mit dieser Aenderung wird der Etat nach erregten Debatten angenommen und dann das Haus bis zum 26. November vertagt.

In Monte Carlo stirbt, 81 Jahre alt, der russische Botschafter am Berliner Hof Graf v. d. Osten-Sacken (Portr. S. 905).

Das ungarische Abgeordnetenhaus wählt nach stürmischen Szenen den Grafen Tisza zum Präsidenten.

23. Mai.

Der Kaiser trifft aus Homburg v. d. Höhe in Hamburg ein und nimmt an dem Stapellauf des neuen Riesendampfers der Hamburg-Amerika-Linie, des größten Schiffes der Welt, teil, das er auf den Namen „Imperator" (Abb. S. 907) tauft. Abends kehrt er nach Potsdam zurück, wohin sich die Kaiserin von Homburg v. d. Höhe direkt begeben hat.

Der Prinzregent von Bayern ernennt den Stadtpfarrer von St. Elisabeth in Nürnberg, Geistlichen Rat Jakob Hauck, zum Erzbischof von Bamberg (Portr. S. 906).

Das preußische Abgeordnetenhaus vertagt sich bis zum 7. Juni.

In Budapest treten die Arbeiter in den Generalstreik. Es kommt zwischen Ausständigen und Militär zu Straßenkämpfen.

In London beginnt ein Generalstreik der Transportarbeiter.

Die französische Deputiertenkammer wählt mit 282 gegen 208 Stimmen Deschanel zum Präsidenten (Portr. S. 906).

24. Mai.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Graf Berchtold trifft in Berlin ein (Abb. S. 906).

Aus Tanger wird gemeldet, daß in Tarudant zwei Deutsche von Anhängern des Prätendenten Mulay el Haila eingeschlossen seien.

25. Mai.

Graf Berchtold wird vom Kaiser in Audienz empfangen.

Die italienische Deputiertenkammer nimmt die Wahlreform mit 284 gegen 62 Stimmen an.

26. Mai.

Im preußischen Abgeordnetenhause wird der zehnte deutsche Lehrertag in Verbindung mit einer Schulausstellung eröffnet.

27. Mai.

Aus Fez wird gemeldet, daß die Berberstämme heftige Angriffe auf die Stadt unternommen haben, die von den französischen Truppen nach mehrstündigem Kampf abgeschlagen wurden.

28. Mai.

Aus Ungarn kommen Nachrichten von großen Ueberschwemmungen, bei denen auch Menschenleben verloren gehen.

Aus Villareal in Spanien wird gemeldet, daß bei dem Brand eines Kinematographentheaters mehr als 60 Personen, zumeist Frauen und Kinder getötet wurden.

29. Mai.

Eine Abordnung des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin unter Führung des Oberbürgermeisters Dr. Kirschner trifft in Wien ein, wo ihr von der Stadtvertretung ein herzlicher Empfang bereitet wird.

Aus Marokko kommt die Meldung, daß die Berber einen neuen Angriff auf Fez unternommen haben.



Amundsens Südpolarfahrt.

Von Professor Otto Baschin.

(Hierzu die Aufnahmen auf Seite 903, 904 u. 905.)

Mit Riesenschritten geht die geographische Erforschung unseres Erdballs ihrer Vollendung entgegen, und nichts ist besser geeignet, die Erweiterung, die unsere Kenntnis vom Antlitz der Erde im Zeitraum eines Menschenlebens erfahren hat, in das rechte Licht zu setzen als der Vergleich einer Weltkarte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem modernen Kartenbild. Eine solche Betrachtung zeigt uns aber auch, daß in keiner andern Gegend der Erde der Fortschritt so gering gewesen ist als im Südpolargebiet.

Hier, im äußersten Süden unseres Planeten, hat jener unwirtliche, dicht mit Schnee bedeckte und von einem Eispanzer umgürtete sechste Erdteil „Antarktika" noch bis vor wenigen Jahren allen Versuchen kühner Forschungsreisender, über die äußere Umwallung hinaus in sein Inneres vorzudringen, getrotzt. Die Erforschungsgeschichte dieses einzigartigen Gebiets gliedert sich in mehrere Perioden, deren jede einen Wechsel in den treibenden Kräften bedeutete und neue Probleme in den Vordergrund rückte.

Die ersten Reisen galten der Aufsuchung der „Terra australis incognita" der Alten, jenes unbekannten Südlandes, das nach den Anschauungen der mittelalterlichen Kosmographen den größten Teil der südlichen Erdhälfte einnehmen sollte. Schließlich aber stellte der große britische Weltumsegler James Cook auf seiner zweiten Reise 1772—1775 die Nichtexistenz dieses hypothetischen Fabelgebildes fest, wobei er als Erster über den Polarkreis hinaus in die eigentliche Südpolarzone vordrang. In der zweiten Periode treten an die Stelle

der Entdeckungsfahrten überwiegend Fangexpeditionen, die den wertvollen Pelz- und Trantieren des Eismeeres galten, wobei jedoch gelegentlich an vereinzelten Stellen Land innerhalb des Südpolarkreises gesichtet wurde. Die dritte Periode erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren 1838—1842, als mehrere wissenschaftliche Expeditionen den magnetischen Südpol zu erreichen suchten, nachdem der Göttinger Physiker Gauß den Wert exakter erdmagnetischer Messungen in der Nähe dieses Punktes für die Sicherheit der Schiffahrt in allen Meeresteilen nachgewiesen hatte. Die vierte Periode endlich beginnt mit der ersten Landung auf dem Südpolarkontinent im Jahr 1895, dem eine gründliche wissenschaftliche Erforschung durch Expeditionen verschiedener Nationen folgte. Die deutsche Südpolarexpedition auf dem Schiff „Gauß" unter Leitung von Erich v. Drygalski beteiligte sich in bahnbrechender Weise an dieser internationalen Kooperation. Mit der räumlichen Erweiterung unserer Kenntnis vom Südpolarkontinent rückte nunmehr auch das Streben nach dem Südpol in den Vordergrund des Interesses, und 1909 gelang es Shackleton, diesem bis auf 180 Kilometer nahezukommen, worauf Amundsen durch die Erreichung des Pols die vierte Periode der Südpolarforschung zum Abschluß brachte.

Bei der Beurteilung der Bedeutung, die dieser glänzenden Leistung des kühnen Norwegers zukommt, haben wir den Umstand zu berücksichtigen, daß deren Wert nicht ausschließlich mit dem üblichen Maßstab gemessen werden kann, bei dem die Zunahme des geographischen Wissens den Skalenwert abgibt, daß vielmehr die Eroberung des Südpols noch eine andere Bedeutung hat, die mehr auf psychologischem Gebiet liegt. Die abgelegenste Stelle unserer Erde, deren Erreichung manchen Köpfen als eine schier unlösbare Aufgabe erschien, bietet uns jetzt keine Rätsel mehr, und die unbezwingliche Sehnsucht nach der Erforschung des Unbekannten, die tief im Herzen aller Menschen schlummert, hat damit den letzten festen Punkt verloren, der ihr als erstrebenswertes Ziel vorschwebte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß jetzt, wo beide Pole unserer Erde den Nimbus des Rätselhaften und des Unerreichbaren verloren haben, für eine nicht zu unterschätzende Zahl von Menschen eine Triebfeder von allergrößter Bedeutung ausgeschaltet ist, und daß daher geographische Forschungsreisen in Zukunft nicht mehr in gleichem Maß wie bisher auf das allgemeine Interesse großer Kreise des Laienpublikums rechnen können. Schon aus diesem Grund müssen wir der Südpolarfahrt Amundsens eine ganz besondere Stelle in der Geschichte der geographischen Entdeckungen zuerkennen, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Erfolg der Reise. Die beigefügten photographischen Aufnahmen knüpfen an drei Hauptabschnitte dieser denkwürdigen Expedition an.

Die „Fram" (Abb. S. 904) ist jenes erprobte Polarschiff, auf dem Fridtjof Nansen 1893 bis 1896 das eiserfüllte Becken des Nordpolarmeeres durchquerte und zum erstenmal die großen Züge in der Gestaltung der inneren Nordpolarregion entschleierte. Sie stellte damals einen ganz neuen Schiffstyp dar, dessen eigenartige Form sie befähigte, die Eispressungen des arktischen Meeres ohne Schaden zu ertragen, da der nahezu halbkreisförmige Querschnitt des Schiffskörpers zur Folge hatte, daß er bei seitlichen Pressungen über die gefährliche Druckzone emporgehoben wurde.

Zum zweitenmal führte der damalige Kapitän der „Fram" Otto Sverdrup das Schiff 1898 in die polaren Gewässer des nordamerikanischen Archipels westlich von Grönland, und auch hier, wo die Eispressungen in den engen Meeresstraßen viel gefährlicher werden können als im offenen Polarmeer, bewährte es sich vorzüglich. So darf es nicht wundernehmen, daß der in der Polarforschung als ausgezeichneter Schüler Nansens erprobte Roald Amundsen seine große, auf mehrere Jahre berechnete Nordpolfahrt ebenfalls auf der „Fram" ins Werk setzte. Es ist bekannt, daß er die Südpolarreise gewissermaßen nur als Abstecher dieser großen Expedition unternommen hat.

Am 13. Januar 1911 lief das Schiff in die Walfisch-Bucht ein, die Amundsens Landsmann Borchgrevink im Februar 1900 in der Steilwand des Roß-Barriere-Eises entdeckt hatte. Gegenüber manchen englischen Stimmen, die in der Wahl dieses Stützpunktes einen unberechtigten Eingriff in die Operationsbasis der englischen, von Scott geleiteten Südpolarexpedition erblicken wollen, dürfte es nicht überflüssig sein, dies hervorzuheben und zugleich darauf hinzuweisen, daß die Walfisch-Bucht rund 700 Kilometer östlich von Scotts Winterquartier gelegen ist.

Nach der Ueberwinterung trat Amundsen seine große Schlittenfahrt an, die anfangs auf der Oberfläche des Roß-Barriere-Eises, einer schwimmenden Eistafel von der Größe des Königreichs Preußen, sehr bequem vor sich ging. Erst als man 700 Kilometer weiter südwärts auf das gewaltige Königin-Maud-Gebirge traf, das wir als den nach Nordosten hin abfallenden Steilrand des zentralen antarktischen Hochplateaus auffassen müssen, begannen die Schwierigkeiten, die ihren Höhepunkt auf dem Teufelsgletscher erreichten, zu dessen Ueberschreitung drei Tage erforderlich waren. Wie unsere Abbildung (S. 905) erkennen läßt, ist dieser Gletscher stark unterhöhlt, und seine Passage gestaltete sich daher zu einem überaus riskanten Unternehmen, das durch nebeliges Wetter noch weiter erschwert wurde. Tiefe Spalten waren oft nur durch dünne Schneelagen überbrückt, die häufig unter den Füßen der Reisenden einbrachen. Der oberste Teil des Gletschers grenzte in fast 3000 Meter Höhe an ein mit Eishügeln dicht besetztes Plateau, das den Eindruck eines wogenden, plötzlich zu Eis erstarrten Meeres machte. Amundsen beschreibt den Marsch über diesen „Tanzplatz des Teufels" als den unheimlichsten Teil der ganzen Reise. Die Eisdecke spannte sich über große Hohlräume, und jeder Schritt gab einen Klang, als ob man auf leeren Fässern ginge. Ein Mann und ein Hundegespann brachen durch das Eis in die Tiefe, konnten aber gerettet werden.

Unsere dritte Abbildung (S. 903) ist in der Nähe des Südpols selbst aufgenommen. Bekanntlich weiß Amundsen heute noch nicht, zu welchem Zeitpunkt er sich in größter Nähe des Pols befunden hat, da erst spätere genaue Berechnungen der zahlreichen, von ihm angestellten astronomischen Ortsbestimmungen darüber Aufschluß geben können. Das erste Telegramm meldete daher auch in äußerst vorsichtiger Weise, daß der Südpol zwischen dem 14. und 17. Dezember erreicht worden sei. Amundsen hat sich die Erfahrungen Pearys zunutze gemacht, dessen Lager, wie nachträgliche Berechnungen ergeben haben, noch achteinhalb Kilometer vom Nordpol entfernt war, und der erst später, eigentlich nur zufällig, in einer Entfernung von

drei Kilometer am Pol vorbeipassierte. Zu dieser Unsicherheit der Ortsbestimmung kommt noch, daß auch die Bezeichnung des Tagesdatums am Pol selbst auf Schwierigkeiten stößt, die am deutlichsten werden, wenn man sich vorstellt, daß Amundsen und Scott, jeder von seinem Winterquartier kommend, an dem gleichen Tag den Pol erreicht hätten. Dann würde Amundsen diesen Tag z. B. als den 14. Dezember, Scott dagegen als den 15. Dezember bezeichnen, und zwar beide mit vollem Recht. Denn letzterer hat seine Station westlich von der hier durch den 180. Meridian bezeichneten Datumsgrenze der Erde, während Amundsens Ausgangspunkt östlich von ihr gelegen war. Diese Schwierigkeit der Datierung hängt auf das engste zusammen mit der eigentümlichen Stellung der Pole zu den bei uns üblichen Bezeichnungen der Tageszeit und der Himmelsrichtung, die ebenfalls an den Polen versagen.

Nehmen wir an, daß Amundsen genau auf dem Südpol gestanden hätte, mit dem Gesicht der Sonne zugewandt, so hätte die Vorderseite seines Körpers Mittag, der rechte Arm Abend, der linke Morgen und die Rückseite Mitternacht. Wir sehen also, daß die Begriffe Mittag und Mitternacht in dem bei uns üblichen Sinn an den Polen nicht anwendbar sind, weil sie dort, wo der Tag mit dem Jahr identisch wird, dem Sommeranfang bzw. dem Beginn des Winters entsprechen. Aus analogen Gründen kann an beiden Punkten auch nicht mehr von Osten und Westen die Rede sein, da am Nordpol alle andern Stellen der Erdoberfläche im Süden, am Südpol alle im Norden liegen.

Automobilunfälle.

Von Willy Poege, Chemnitz.

Das Interesse der Allgemeinheit gehört immer den neusten Erscheinungen, die am Horizont unserer an Erfindungen und Entdeckungen reichen Zeit auftauchen. Kann es da wundernehmen, wenn auf dem Gebiet des Verkehrs die Achtsamkeit auf das Automobil zurücktritt in einer Epoche, wo die Dichtung der Alten, der Traum von Generationen Wahrheit geworden, wo das Problem der Erfinder aller Zeiten gelöst und der fliegende Mensch keine Fabel mehr, sondern ein Faktum geworden ist, mit dem sich jetzt nicht nur die enthusiastischen Bewunderer, sondern sogar schon die Prosa der Gesetzgebung beschäftigt?

Das Benzin, das früher die Gemüter erregte, wo immer es auf der Landstraße verpufft wurde, erhitzt heute höchstens noch die Verehrer der „guten alten Zeit", über die die moderne Welt mehr oder minder höflich, je nach Rang und Würden jener Zurückgebliebenen, zur Tagesordnung übergeht.

Es bedarf schon eines kräftigen Anstoßes, ehe die Oeffentlichkeit heute wegen einer Automobilbegebenheit aus dem Gleichgewicht kommt und sich erinnert, daß tragische und erschütternde Unglücksfälle, wie sie kürzlich das Haus Cumberland und durch enge Verwandtschaft mit ihm auch deutsche Höfe in tiefe Trauer versetzte, in vielen Fällen vermeidbar sind.

Unmöglich — das ist selbstverständlich — lassen sich Unfälle nicht machen, denn immer ist mit dem unverschuldeten Versagen der Maschine in Momenten der Gefahr ebenso zu rechnen wie mit dem Versagen der Geistesgegenwart und der Geschicklichkeit ihres Lenkers.

Aber diese Fälle können sich auf die außerordentlich wenigen Ausnahmen beschränken lassen, die nun einmal in einem Zeitalter, das sich den Grundsatz „Time is money" auf die Fahne geschrieben hat, nicht aus der Welt zu schaffen sind.

Hindern doch auch im Bahnbetrieb die trotz aller Sicherungen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Katastrophen nicht, der „Fixigkeit" immer weitere Konzessionen zu machen, und jeder neue Fahrplan knapst seinem Vorgänger ein paar Minuten ab, obwohl hierdurch die Wahrscheinlichkeit der Unfälle und ihre Größe nicht gemindert wird. Aehnlich liegen die Verhältnisse auch beim Automobil. Es ist selbstverständlich, daß mit der Schnelligkeit auch die Gefahr steigt, aber bei weitem nicht in dem Maß, wie man allgemein annimmt, und wir wollen im nachstehenden betrachten, wie die Unfälle entstehen, und wie sie tunlichst hintanzuhalten sind.

Die Ursachen lassen sich in vier Gruppen teilen:

1. Mangelhafte Disziplin des Straßenverkehrs.
2. Beschaffenheit der Straße.
3. Fehler des Lenkers.
4. Mängel am Mechanismus der Maschine.

Die meisten Unfälle sind auf die ungenügende Straßendisziplin zurückzuführen.

Mit vollem Recht ist für das Automobil eine sehr scharfe Verkehrsordnung geschaffen worden. Nach dieser müssen die Wagen, ehe sie überhaupt auf die öffentlichen Straßen hinausdürfen, durch beamtete Organe geprüft werden, die Führung darf nur gut beleumundeten Personen überlassen werden, die sich eines Examens in bezug auf ihre Fähigkeiten als Automobillenker zu unterziehen haben, die Fahrordnung der Wagen auf der Straße, ihre Beleuchtung bei Abend, die Angabe bestimmter Zeichen und das Verbot der Abgabe anderer als Warnungzeichen, kurz alles, was zur Sicherung des übrigen Straßenverkehrs möglich ist, ist im Verordnungsweg oder gesetzlich geregelt.

Weitere Vorschriften sind erlassen, die sich auf die Rücksichtnahme gegen die andern Mitbenutzer der Fahrstraße beziehen, z. B. die Bestimmung, vor jedem unruhig werdenden Zug- oder Reittier anzuhalten und, wenn nötig, den Motor abzustellen. Schließlich ist der ganze Automobilverkehr unter ein besonderes Haftpflichtgesetz gestellt worden, das den Besitzer viel strenger ersatzpflichtig macht als alle übrigen.

Alle diese Bestimmungen sind, wie jeder Einsichtige anerkennen wird, gerechtfertigt und entsprechen den Anforderungen, die das neue Verkehrsmittel zur Sicherung der übrigen Menschen erforderlich macht, denn auf den dem öffentlichen Verkehr dienenden Straßen muß weitestgehend Ordnung herrschen, nur dann können Unglücksfälle vermieden werden.

Aber, ist denn nun auch in bezug auf die übrige Straßenbenutzung alles geschehen, um diesen Grundsatz zu verwirklichen? Und da muß man bedauerlicherweise in vielen Fällen mit „Nein" antworten.

Was vor hundert Jahren Rechtens — oder vielmehr

nicht Rechtens war — denn die wenigen Anweisungen für den Wegeverkehr außerhalb der Ortschaften sind gar nicht der Rede wert und noch viel weniger zeitgemäß — ist es heute in fast unveränderter Weise auch noch. Nicht einmal eine überall gültige Vorschrift, die rechte Straßenseite einzuhalten, besteht, eine ausreichende Beleuchtung der Fuhrwerke bei Abend durch zwei hellbrennende Seitenlaternen und eine Rücklaterne fehlt, Vorschriften, daß nur die ein Fuhrwerk leiten dürfen, die ihre Qualifikation nachgewiesen, gibt es nicht, und Schulkinder oder geistig schwache und zu keiner andern Arbeit verwendbare Menschen am Kutscherbock sind keine Seltenheit, eine wirksame Maßnahme gegen die schlafenden Kutscher, besonders bei Nacht, durch strenge Kontrolle fehlt.

Ich entsinne mich eines Falles, wo ein mir bei Nacht entgegenkommendes Geschirr durchaus nicht Platz machte und sich schließlich halb quer zur Fahrbahn stellte, so daß ich halten und absteigen mußte.

Der Kutscher schlief fest unter seiner Plane, und das Pferd war allein angesichts des Autos stehengeblieben. —

Ich habe das Pferd vorsichtig in eine nahe, abzweigende Seitenstraße geführt und hoffe, daß der Kutscher noch recht lange geschlafen hat und durch den falschen Weg und den Zeitverlust empfindlich gestraft wurde. —

Bei solchen Vorkommnissen muß es nicht wundernehmen, daß Zusammenstöße und Unglücksfälle vorkommen, im Gegenteil es ist erstaunlich, daß sich solche nicht öfter ereignen, denn die Verkehrsvorschriften für nur einen Teil der Straßenbenutzer bleiben so lange unwirksam, als nicht auch der andere Teil analogen Bestimmungen unterliegt.

Würde auch nur ein Bruchteil der Straßendisziplin der Großstadt auf die Landstraße übertragen, so würden die vielen Unglücksfälle, durch Zusammenstoß und Ueberfahren, die heute noch die Mehrzahl bilden, ausgeschaltet werden. Der schon oft und dringlich ausgesprochene Wunsch nach einer modernen, allgemein gültigen Verordnung, die den Landstraßenverkehr regelt, kann daher im Interesse der Allgemeinheit gar nicht dringend genug wiederholt werden. —

Ein weiteres Erfordernis, die Unglücksfälle zu beschränken, wird erfüllt, wenn auf die Beschaffenheit der Straße selbst mehr Achtung gegeben wird. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das Automobil nur dann Berechtigung hat, wenn es als Schnellverkehrsmittel benutzt werden kann. Das heißt natürlich nicht, daß die Straße für wilde Automobilfahrer da ist, wohl aber darf man einem Wagen, der mit erheblichen Geschwindigkeiten zu verkehren bestimmt ist, nicht plötzlich Hindernisse in den Weg legen, wie sie tiefe Wasserrasten, Erhöhungen infolge teilweiser und nicht sorgfältig eingewalzter Neubeschotterung bilden.

Hierher gehört auch die besonders im Norden Deutschlands noch übliche Praxis des Auslegens großer Steine in Zickzacklinien auf neu hergerichteten Straßen, um die Fuhrwerke zu zwingen, in Schlangenlinien die Strecke zu durchfahren. Diese Steine bedeuten für den Automobilverkehr das, was es für den Bahnverkehr bedeutet, auf die Schienen Steine aufzulegen. — In letzterem Fall erfolgt strenge Bestrafung, im andern Fall erfolgt es unter den Augen der Behörde.

Ich kenne aus eigener Praxis Hunderte von Fällen, wo auch bei einbrechender Dunkelheit die Steine noch nicht oder nur zum Teil weggeräumt waren. —

Sind infolge Straßenreparaturen Unterbrechungen der normalen Fahrbahn nötig, so muß dafür gesorgt werden, daß an richtiger Stelle die Wagenlenker hierauf aufmerksam gemacht werden, und für diese Warnungsignale muß eine Einheitlichkeit sowohl in der Art der Signale als auch in der Enfernung von der Stelle, auf die sie sich beziehen, geschaffen werden. Zurzeit sind die Signale entweder überhaupt nicht vorhanden, oder sie stehen direkt neben dem Hindernis selbst, wo sie ihren Zweck ebenso verfehlen, als wenn sie einen halben Kilometer vorher womöglich schon aufgestellt sind. Kein Mensch wird in einem solchen Fall sich von diesen Signalen einen Erfolg versprechen können, und das außerordentlich bedauerliche Unglück des Prinzen von Cumberland wäre wahrscheinlich vermieden worden, wenn das Warnungsignal 200 Meter vor der Neubeschotterung gestanden hätte, wie dies analog bei den internationalen Warnungstafeln geschieht.

Es scheint kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß der Prinz, nachdem er die 500 Meter vor der Schotterstelle aufgestellte Warnungstafel überfahren hatte und in der üblichen Entfernung keinen Grund zum Langsamfahren fand, in der Annahme, daß die Tafel nur noch stehengeblieben, das Hindernis aber beseitigt war, das Tempo verschärfte und in die weiche Schotterung in raschem Tempo hineinfuhr.

In weichem Untergrund folgt der Wagen nicht mehr genau der Steuerung, und auch für den Erfahrenen gibt es Momente, wo er ihn nicht mehr in der graden Richtung zu halten vermag. Die Schlangenlinien, die die Beschotterung nach dem Unglück aufwies, sprechen dafür, daß der Steuermann versuchte, den aus der Richtung kommenden Wagen gradeaus zu bringen, ohne daß ihm dies gelang, besonders weil in einem solchen Untergrund das Bremsen außerdem seine besondern Fährnisse hat und dazu beitragen kann, das Gefährt noch mehr ins Schleudern zu bringen.

Daß der Sturz nicht in der Schotterstelle selbst, sondern erst kurz hinter ihr erfolgte, ist nicht besonders verwunderlich. Beim Plötzlich-wieder-auf-die-glatte-Straße-Kommen hat der krampfhaft das Steuer haltende Lenker wahrscheinlich einen Moment übersteuert, wie man es im weichen Untergrund beim Abweichen aus der Geraden tun muß, und — das Unglück war geschehen. Einheitliche Vorschriften über die richtige und rechtzeitige Bezeichnung solcher Unterbrechungen der Fahrbahn, ihre Bezeichnung durch eine Laterne bei Abend, die jeder Automobilist von weitem sieht, und die ihn instinktiv langsam fahren läßt, und — das schreckliche Unglück wäre wahrscheinlich nicht geschehen.

Sind im vorstehenden die Fälle gestreift worden, in denen die Unglücksfälle nicht durch das Verhalten des Lenkers hervorgerufen wurden, so darf nicht vergessen werden, daß anderseits über die Gebühr schnelles Fahren manchen Unfall herbeiführten, der bei geeigneter Vorsicht vermieden wäre. Weniger ist es die Schnelligkeit auf der geraden und übersichtlichen Strecke als der Unfug des raschen Umfahrens von Kurven und insbesondere ihr Umfahren auf der falschen Seite, was manchen Lenker und die Insassen schon das Leben gekostet hat. In keinem Fall, und sei es noch so eilig, sollte an unübersichtlichen Stellen schneller gefahren werden, als daß ein rechtzeitiges Anhalten des Wagens auch dann ermöglicht wird, wenn ein Hindernis unerwartet auftaucht.

Nicht aber darf man die gleiche Anforderung an das Fahren auf übersichtlicher, gerader Strecke stellen, denn damit wäre das Automobil nicht mehr lebensfähig. Es ist auch ganz müßig, eine bestimmte Maximalgeschwindigkeit vorzuschreiben.

Die gerade noch richtige Geschwindigkeit für alle die Tausende von Möglichkeiten, die sich dem Tourenfahrer entgegenstellen, gesetzlich zu regeln, ist ein Unding. Ein solches Gesetz schadet mehr, als es nützt. Ein vernünftiger Fahrer weiß allein, wie er zu fahren hat, und einem unvernünftigen kann man nicht Kraft des Gesetzes die mangelnde Vernunft beibringen, und die bestehenden Gesetze reichen vollständig aus, ihn der verdienten Strafe zuzuführen.

Als letzter Grund, der für Automobilunfälle in Frage kommt, ist das Versagen des Mechanismus der Maschine anzuführen.

Fast immer dann, wenn ein Fahrer verunglückte, wurde in Mängeln der Maschine der Grund gesucht, in den wenigsten Fällen aber ist wirklich ein solcher Maschinenfehler nachweisbar gewesen. Mir ist aus meiner nun etwa zehnjährigen Praxis nur ein Fall bekannt, wo das Versagen der Maschine den Unfall verschuldet hat, und man kann bei den heutigen vollkommenen Konstruktionen unserer guten Automobilfirmen jene Fälle zu den allergrößten Seltenheiten rechnen, solange der Wagen in den Händen eines guten Chauffeurs ist, der ihn sorgfältig wartet.

Gerade die Zuverlässigkeitsfahrten, wie die Prinz-Heinrich-Fahrten, haben besonders den guten deutschen Wagen züchten helfen, der heute seine Weltberühmtheit hat, und der Fortfall dieser Fahrten ist von diesem Standpunkt aus zu bedauern. Daß natürlich trotz alledem die Möglichkeit eines Maschinendefektes bestehen bleibt, ist selbstverständlich, immer aber wird der Hauptanteil an jenen bedauernswerten Unglücksfällen in dem Mangel an Ordnung auf der Straße und der Fahrbahn zu suchen sein. Hierin also Abhilfe zu schaffen, wird gleichbedeutend sein mit der Beschränkung der Automobilunfälle auf das geringstmögliche Maß.

Die Erhaltung unserer Frühlingsgemüse.

Von Wilhelmine Bird.

Wenn uns die wonnigste Zeit des Jahres entgegenlacht, die Erde in tausendfältigem Blühen und Sprießen sich auftut zu neuer Jugend, dann erweckt auch die Allherrscherin Sonne eine der köstlichsten Gaben auf kulinarischem Gebiet in unseren frühen Gemüsen, deren vornehmster Vertreter der Spargel ist.

Ihm gesellt sich würdig die duftige, kapriziöse Morchel. Als dritte im Bund die süße Pariser Karotte und in treuer Gefolgschaft der zartglasige, aromatische Kohlrabi, dessen erste Exemplare häufig noch den Preis der ersten Spargel überschreiten.

Dem Sommer schon entgegenstrebend werden uns die Allerwelts - Lieblingskinder, die zuckerreichen, grünen Erbsen, deren äußere Hülle fälschlicherweise den Namen „Schoten" für sie verallgemeinert hat.

Nichts ist natürlicher als der Wunsch, uns die Frühlingsgemüse für eine längere Dauer zu erhalten. Mit der Konservierung des Obstes im Haushalt hat die der Gemüse nicht Schritt gehalten. Die Ursache ist darin zu suchen, daß das Gemüse in der Konservierung erheblich schwieriger zu behandeln ist und dazu mehr Zeit erfordert. Auch die Beschaffung des Materials ist in der erforderlichen Qualität nicht so einfach wie bei dem Obst, das die Frische meist länger bewahrt und bis zur Grenze des Verfalles noch gebraucht werden kann.

Die Gemüse dagegen können wir mit Erfolg nur in ganz frischem Zustand konservieren. Ihr Asparagingehalt, namentlich bei Spargel und grünen Erbsen, bietet den Fäulniserregern einen äußerst günstigen Boden zu ihrer schnellen Entwicklung.

Grüne Gemüse sieht man nach der Ernte ziemlich schnell hinwelken, ebenso Spargel. Die Händler sehen sich somit genötigt, zur Frischhaltung einen Kühlungsprozeß anzuwenden, der meist nur in Anwendung von Wasser besteht.

Selten beziehen die Grünkramhändler ihren Bedarf direkt vom Produzenten, und die lichtlosen Räume, in denen sich die Verkaufsstellen für Gemüse meist befinden, sind nichts weniger als Erhalter von Qualitäten, wie wir sie zum Konservieren gebrauchen.

Ebensowenig kann die Ware in Betracht kommen, die von einem Markt zum andern gebracht wird, ständig der Sonne ausgesetzt ist und eine fortgesetzte Erfrischung durch Wasser erhalten muß, um sich wenigstens dem Auge des Käufers annehmbar zu präsentieren.

Zu sofortiger Verwendung in der Küche sind sie wohl tauglich, für die Erhaltung aber mindestens fraglich. Sie bergen Milliarden von Mikroorganismen, die ihr Zerstörungswerk mit zäher Energie vollziehen.

Sehen wir nun von den weniger beliebten und oft ungeeigneten Konservierungsarten, wie Dörrung oder Säurung durch Salz, ab, so besteht die einzige Möglichkeit der Erhaltung in der Sterilisation. Sie ist die einzige, die uns den natürlichen Geschmack bewahrt, soweit dieses überhaupt möglich ist.

Die Sterilisation, die durch Hitzegrade bestimmter Höhe und Dauer die Mikroorganismen in dem Gemüse töten soll, muß natürlich in höherem Grad angestrengt werden, je weniger günstig die Vorbedingungen sind. Je höher aber die Temperatur und je länger die Dauer der Sterilisation, desto mehr werden Struktur und Farbe des Objektes angegriffen, und innere Umwandlungen vermindern den natürlichen Geschmack.

Das ist ganz natürlich. Daher müssen wir uns bemühen, das zu erhaltende Gemüse so frisch wie möglich nach der Ernte zu bekommen, da unsere Waffen gegen die Fäulniserreger dann nicht gar so scharf geschliffen zu sein brauchen. Wir müssen bedenken, daß die Gemüse die Träger besonders hartnäckiger Bakterien sind, die in ihrer fortzeugenden Sporenbildung uns zu doppelter Vorsicht gemahnen. Die durch die Sterilisation getöteten Bakterien stoßen bei ihrem Absterben Sporen aus, die trotz der momentanen Hitze noch einer Entwicklung fähig sind und nachträglich die Konserve noch gefährden.

Um der Tötung dieser zähen Nachkommenschaft nun ganz sicher zu sein, müßten wir bei einmaliger Kochung Grade und Dauer ungebührlich weit ausdehnen und eine gleich ungünstigere Wirkung auf das Objekt, wie schon oben gesagt, bewirken.

Man wendet daher die fraktionierte, d. h. unterbrochene Sterilisation an, in Zeitabschnitten, wie ich weiter unten angeben werde.

Diese soll den Zweck haben, die sich nachträglich entwickelten Sporen im ersten Stadium ihres Daseins noch zu töten. Ihre weitere Entwicklung würde die Konserve in Frage stellen. Wir dürfen somit die zweite Kochung von der ersten nur durch einen bestimmten Zeitraum trennen.

Bei Spargel wird häufig über das Mißlingen der Konservierung geklagt. Verdirbt er nicht völlig, so wird doch oft eine leichte Säurung festgestellt. Die Gläser sind völlig geschlossen, die Flüssigkeit sieht völlig klar aus, und doch steht ein etwas säuerlicher Geschmack fest.

Die Gründe dafür können nur in einem nicht einwandfreien Material liegen, weniger in einem undichten Verschluß. Denn wäre ein solcher vorhanden gewesen, so würde der Spargel nicht nur gesäuert, sondern völlig verdorben, also in Zersetzung übergegangen sein. Der schlechte Verschluß würde den Eintritt neuer Luft und mit ihr wieder Fäulniserreger zugelassen haben, die jede Haltbarkeit zerstören. Daher ist bei Einkauf des Spargels große Vorsicht nötig. Und es ist wirklich nicht so schwer, die passende Ware zu erhalten.

In allen Gegenden sind Spargelplantagen, von denen man frischen, ungewaschenen Spargel beziehen kann. Natürlich darf er keine weite Reise machen. Am besten ist es, wenn der Spargel erst früh oder am Abend vorher gestochen ist. Im letzteren Fall muß er bis zur Ablieferung in ein Tuch oder über Nacht nochmals in die Erde eingeschlagen werden. Wenn er ungewaschen abgeliefert wird, kann man am besten die Frische beurteilen.

Das Einlegen des Spargels muß sehr rasch vor sich gehen. Zunächst wird er gewaschen und dann recht sorgsam geschält; am besten eignet sich ein feines Stahlmesser dazu. Man muß den Spargel außerdem in der Weise sortieren, daß die für ein Glas bestimmten Stangen eine ziemlich gleiche Stärke haben, damit die schwächeren, die schneller durchhitzen, nicht überflüssig lange zu kochen brauchen. Man benutzt am besten gerade zylindrische Gläser und mißt an ihrer Höhe die Stangen gleichmäßig. Sie dürfen die ganze Höhe des Glases einnehmen.

Der Spargel muß einige Minuten vorgekocht werden. Zu jeder Portion, die man am besten immer nur für 1 bis 2 Gläser auf einmal bemißt, wird frisches Wasser angesetzt und, damit das Aroma sich möglichst konzentriert, nur mit so viel, als gerade nötig ist zur Deckung. Das Wasser wird ganz mild gesalzen und dann zum Aufguß in den Gläsern gebraucht. Von einem Wässern des Spargels ist unter allen Umständen abzuraten. Der Spargel läßt sein Aroma so willig, wie z. B. die Erdbeere ihren Saft.

Diese Tatsache findet schon ihre Bestätigung allein in dem starken Geruch, den er beim Kochen von sich gibt. Auch gibt der Spargel beim Erhitzen einen gelben Farbstoff ab, der das Wasser um so mehr verdunkelt, je mehr Spargel nacheinander in dem gleichen Wasser vorgekocht wird. Es bekommt schließlich eine völlig braune Farbe, und wird dieses dann zum Aufguß benutzt, so nimmt der Spargel, wie es manchmal zu sehen ist, eine unangenehm gelbe Farbe an, während er milchweiß aussehen soll. Daher ist es nötig, zu jeder vorzukochenden Portion frisches Wasser zu nehmen.

Das Vorkochen muß geschehen, damit der Spargel die Sprödigkeit verliert und sich dichter packen läßt. Würde man ihn roh in die Gläser legen, so stehen sie nach der Sterilisation krumm und schief durcheinander, denn die Stangen werden durch den Einfluß der Hitze schlanker.

Zu weich dürfen sie aber nicht werden, sondern nur bis zur Biegsamkeit.

Aus dem kochenden Wasser werden sie mittels Schaumkelle sofort in kaltes Wasser zu ganz kurzer Auskühlung gegeben. Dieses trägt zur Erhaltung der reinen Farbe bei. Aus dem kalten Wasser wird der Spargel in das Glas gebracht und so aneinander gefügt, daß sie sich gleich Säulen an die Fläche des Glases legen. Jede Lücke wird ausgefüllt und, wo die Möglichkeit ist, immer noch eine Stange nachgeschoben. Alles das muß mit leichtester Hand geschehen. Ist das Glas so gefüllt, dann wird das Wasser bis obenhin darauf gegossen, das Glas richtig geschlossen und dann dem Sterilisierungskessel übergeben.

Dieser wird nun bis zum Rand der Gläser mit kaltem Wasser angefüllt. Er muß mit einem Thermometer versehen sein. Aber auch das Beginnen des Kochens kann als maßgebend gelten. Ist dieser Grad — also etwa 90 Grad Celsius — erreicht, so muß dieser Punkt während 60 Minuten festgehalten werden, wonach man das Feuer arrangieren muß. Geringere Grade dürfen es nicht sein, wogegen etwas mehr nichts schaden kann.

Nach Ablauf dieser Zeit nimmt man die Gläser aus dem Wasser und deckt gegen die Gefahr des Springens ein Tuch darüber.

Das ist die erste Kochung der fraktionierten Sterilisation. Zwei Tage läßt man die Gläser stehen. Nach dieser Zeit ist anzunehmen, daß die etwa den getöteten Bakterien entsprungenen Fortpflanzungskeime in das Stadium getreten sind, wo sie den Angriffen der Hitze leicht erliegen, und wir nehmen eine nochmalige Kochung von 30 Minuten unter gleichen Bedingungen, wie oben gesagt, vor. Die Zeiten sind für 1-Liter-Gläser angenommen, größere erfordern 20—30 Minuten länger. Dann ist der Spargel haltbar gemacht, seine Qualitäten nach Möglichkeit gewahrt und ein Verderben wohl ausgeschlossen.

Es erübrigt nun noch, etwas über die Erhaltung der Köpfchen zu sagen. Dazu gibt es zwei Wege. Entweder gibt man sie beim Vorkochen stehend in ein Gefäß mit Wasser, stellt dieses auf eine Unterlage in den Kessel und füllt nur so viel Wasser hinein, daß es nicht über das Gefäß geht. Für große Mengen schließt sich das indes wohl aus. Da ist es besser, sich einen breiten, leichten Drahtkorb von der Höhe der Spargel anfertigen zu lassen; dieser kostet nicht viel; man stellt hier hinein die Spargel und füllt das Wasser bis zu drei Viertel Höhe der Stangen, um sie so vorzukochen, und füllt erst im Glas das Wasser voll über die Köpfe. Ferner kann man, wenn sie voll vorgekocht sind, nachher im Glas das Wasser nur bis unter die Köpfe füllen.

Die Stellung der Köpfe soll nach oben sein. Nach unten gestellt, leiden sie unter dem Druck ihrer eigenen Schwere. Der französische grüne Spargel läßt sich in genau derselben Weise konservieren und er bewahrt ganz besonders gut seinen feinen, köstlichen Geschmack.

Des Spargels gute Kameradin, die Morchel, ist uns gegenüber etwas kapriziös. Launenhaft läßt sie sich manchmal von der Erde Staub befreien, manchmal auch nicht — trotz aller Mühen und Ströme Wassers, und es gehört schon eine leidenschaftliche Hingebung dazu, um ohne Zucken einen Zahn an den Sandkörnern zu riskieren. Will sie uns aber wohl, die gute Morchel, dann ist sie köstlich und gar nicht so schwer zu erhalten. Nach der Reinigung ist es durchaus notwendig, sie springend 10

bis 15 Minuten zu kochen, und entgegen der Regel, das Kochwasser mit den aufgefangenen Nährsalzen zu verwenden, gießen wir hier das Wasser unbedingt fort, denn — man sagt der Morchel auch Tücke nach, und es sollen an ihrem äußeren Gewand leichte Gifte haften, die schon manche Indisposition oder gar ärgere Fälle hervorgerufen haben. Nachdem sie so abgekocht sind, werden sie auf einige Minuten in kaltes Wasser gegeben und dann auf ein Sieb zum Abtropfen gefüllt.

Darauf gibt man sie in die Gläser, und zwar so, daß eine leichte Elastizität in der Masse verbleibt. Ein leicht gesalzenes Wasser wird darüber gefüllt, und dann werden sie in der gleichen Weise wie der Spargel sterilisiert. Sie halten sich vorzüglich. Konserviert man sie in kleineren Gläsern, so ermäßigt sich die Dauer des Kochens um etwa ein Viertel der Zeit.

Sehr dankbar ist auch die kleine, runde, sogenannte Pariser Karotte, die im Frühjahr reichlich in den Handel kommt. Hier macht die Reinigung oftmals Schwierigkeiten, man erleichtert sich die Sache aber sehr ohne den geringsten Nachteil für die Karotte, wenn man sie direkt einmal in Wasser mit etwas Sodazusatz aufkocht und dann in kaltes Wasser gibt. Nach einer Weile läßt sich die feine Haut mit einem groben Tuch leicht abreiben. Die Karotte zeigt ihr schönes, leuchtendes Rot und auch nachträglich keine dunklen Sprenkeln mehr.

Den frühen Kohlrabi, der sich gewöhnlich zunächst nur in zierlichen Köpfchen zeigt, macht man sehr vorteilhaft in seiner ganzen Form ein, in der er bei der Anwendung — etwa mitten im Winter — mit geschlagener holländischer Sauce ein überaus annehmbares Gericht abgibt. Für diesen Fall brauchen die Blätter nicht mitkonserviert zu werden, wohl aber, wenn er in der üblichen Weise mit Fleischbrühe oder einfach in Butter zubereitet werden soll. Dabei sind die Blätter die Hauptsache. Der Kohlrabi wird zu dem Zweck in Scheiben geschnitten, die zarten Blätter ausgesucht und beides in springendem Wasser 5 Minuten vorgekocht, wie es bei den ganzen Köpfchen der Fall ist. Dann werden die Scheiben abwechselnd mit den Blättern in das Glas gebracht, oder man legt sie mit ihrer Fläche gegen die Wand des Glases in hübscher Anordnung mit den Blättern und füllt dann das Kochwasser darüber.

Man wähle nur mittelgroße Kohlrabi, damit sich nichts Holziges einschleicht.

Hierfür genügt eine Sterilisationzeit in erster Kochung von zirka 40 Minuten bei mindestens 90 Grad Celsius und nach 2 Tagen eine zweite von 25 Minuten.

Wenn wir nun noch grüne Erbsen in Betracht ziehen als ebenfalls Frühlingsgemüse, dann sind die vornehmsten Arten wohl erschöpft.

Hier hängt das Gelingen namentlich mit von der Sorte ab. Ferner darf die Erbse nicht zu weit vorgeschritten sein, da sie bei der langen Dauer der Sterilisation sonst leicht platzt, Mehl austreten und dann ein trübes Wasser sehen läßt.

Die Vorbereitung der Erbsen ist leicht, da sie nur eine Vorkochung von 2 bis 3 Minuten brauchen. Man kann dem Kochwasser auch etwas Zucker zusetzen, wie man es in Frankreich vielfach tut. Die Zeit der Sterilisation ist die gleiche wie beim Spargel — nicht geringer — und der Kochgrad ist streng einzuhalten. Die Zucker-Schnabelerbse hat sich vorzüglich bewährt, und da sie im Anbau sehr verbreitet ist, so dürfte die Beschaffung auch keine so schwierige sein.

▽ ▽

Der Flieger.

Ein Volkslied im neuen Ton.

Von Marx Möller.

Als Großmamachens Bräutigam
Zum erstenmal durchs Städtchen kam,
Ritt er auf einem Schimmel keck:
Darüber kam ihr fast ein Schreck!
Er ritt mit der Schwadron im Glied;
Und alles sang das Reiterlied;
Und Großmamachen stimmte ein:
„Mein Schatz, der muß ein Reiter sein!"

Wie ging der Guten Auge mit,
Wenn da das Tier so wacker schritt;
Wie streichelte sie seine Haut;
Wie hat sie ihm den Kopf gekraut;
Mit Zucker hat sie ihn gelockt,
Ob auch der Schimmel oft gebockt,
Und sang bei Mond- und Sonnenschein:
„Mein Schatz, der muß ein Reiter sein!"

Berittne Biedermeierzeit,
Wie liegst du heute weltenweit!
Wer will bei mir aufs Freien gehn,
Der muß das Fliegen schon verstehn!
Der muß am blauen Himmel hell
Einherziehn leicht und schwalbenschnell,
Des Herz muß fest sein wie von Stein:
„Mein Schatz, der muß ein Flieger sein!"

Da oben hoch im Luftrevier
Beschwatzt ihn keine andre mir!
Wenn da sich seine Räder drehn,
Kann er nach keiner andern sehn;
Die Treue, die er mir da hält,
Ist rein wie um ihn seine Welt!
Da droht die Windsbraut ganz allein:
„Mein Schatz, der muß ein Flieger sein!"

Mein Stolz ist viel zu steil und grad;
Für Pferde wär da gar kein Pfad!
Mein Herzblut pocht so heiß und hell:
Für Schimmel schlüg das viel zu schnell!
Mein Herz will einen flinken Schatz:
Für Schimmel wär da gar kein Platz!
Ein Reiter trabt da nie hinein!
„Mein Schatz, der muß ein Flieger sein!"

Unsere Bilder

Die Beisetzung des Königs Friedrich VIII. von Dänemark (Abb. S. 910). Der verstorbene Dänenkönig wurde von vielen fürstlichen Trauergästen zu Grabe geleitet. Der Deutsche Kaiser war durch das Kronprinzenpaar vertreten. Die Leiche wurde in der Kopenhagener Schloßkirche eingesegnet und dann nach dem Städtchen Roskilde übergeführt, in dessen Domkirche seit Jahrhunderten die Könige Dänemarks ruhen. Auch die Könige von Schweden und Norwegen waren erschienen. Daß König Haakon bei der Beisetzung seines Vaters nicht fehlen durfte, verstand sich von selbst, aber die Anwesenheit des Königs

von Schweden war ein bedeutsames historisches Ereignis. Seit Jahrhunderten haben die drei Könige der skandinavischen Länder nicht beisammengeweilt, und gerade in den letzten Jahren war das Einvernehmen ja sehr getrübt. So wurde die Trauerfeier in Kopenhagen zu einem Friedensfest. Die Feier war höchst eindrucksvoll und wird der Kopenhagener Bevölkerung lange im Gedächtnis bleiben.

Der Riesendampfer „Imperator" (Abb. S. 907) der Hamburg-Amerika-Linie, das größte Schiff der Welt, lief am 23. Mai auf der Hamburger Vulkan-Werft vom Stapel. Der Kaiser kam eigens in die Hansestadt und vollzog die Taufe des stolzen Ozeanriesen.

Graf Berchtold (Abb. S. 906), der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, ist nach Berlin gekommen, um sich dem Kaiser vorzustellen und mit den leitenden Staatsmännern des Reiches Fühlung zu nehmen. Der Minister wurde in der Reichshauptstadt natürlich in der herzlichsten Weise aufgenommen. Der Reichskanzler veranstaltete ihm zu Ehren ein Diner, der Kaiser lud ihn zur Frühstückstafel. Von Berlin reiste Graf Berchtold nach Dresden, wo ihn der König empfing.

Der neue Osthafen in Frankfurt a. M. (Abb. S. 908) ist vor kurzem feierlich eingeweiht worden. Am gleichen Tag wurde der Grundstein zur neuen Mainbrücke gelegt. Diese beiden für den großstädtischen Verkehr Frankfurts höchst bedeutsamen Feiern hätten durch die Anwesenheit des Kaisers besondere Weihe erhalten sollen. Wegen des Todes des Königs von Dänemark mußte der Kaiser aber seine Dispositionen ändern. Er wird gewiß bald einmal nach Frankfurt kommen, um den neuen Hafen zu besichtigen, dessen gewaltige Dimensionen der Bedeutung der Mainschiffahrt und Frankfurts entsprechen.

Die Jahresfeier der argentinischen Unabhängigkeitserklärung (Abb. S. 908) wurde auch in Berlin gefeiert. Der deutsch-argentinische Zentralverband zur Förderung wirtschaftlicher Interessen hatte die Berliner argentinische Kolonie und viele ihrer deutschen Freunde zu einem Festmahl geladen. Dem Ehrenmitglied des Verbandes Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz wurde auf diesem Fest eine Nachbildung des von den Deutschen Argentiniens gestifteten Monumentalbrunnens überreicht, dessen Grundstein der Generalfeldmarschall im Jahr 1910 in Buenos Aires legte.

Die deutsche Lehrerversammlung (Abb. S. 910), die alljährliche Hauptversammlung des deutschen Lehrervereins, hat in den Pfingstferien in Berlin getagt. Etwa 8000 Lehrer und Lehrerinnen aus allen Teilen Deutschlands und viele ausländische Gäste nahmen an dem Kongreß teil. Den ernsten Beratungen ging ein großer Begrüßungsabend im Zirkus Schumann voraus. Es wurde eine hübsche Begrüßungszene „Berolina und die deutschen Landsmannschaften" aufgeführt, die ein reizender Blumenreigen beschloß.

Ein märkisches Heimatfest (Abb. S. 910) zum 500jährigen Gedächtnis der Hohenzollern in der Mark wurde zu Pfingsten in dem alten Städtchen Trebbin veranstaltet. Man führte ein Festspiel „Trebbin 1813" auf, das Herr Rektor E. Frohner verfaßt hatte, und natürlich fehlte auch ein malerisch historischer Festzug durch die sonst so stillen Straßen nicht.

Mlle. Adeline Genée (Abb. S. 909) die bekannte dänische Tänzerin, hat bei ihrem jüngsten Auftreten in London wieder einmal viel Bewunderung erregt. Die schöne Künstlerin stellte diesmal eine ihrer Vorgängerinnen, die berühmte Rokoko-Tänzerin Camargo, dar und ahmte auch ihre oft abgebildete Ballettracht genau nach.

Personalien. (Abb. S. 906.) Der französische Staatsmann Paul Deschanel wurde zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt. Er hat dieses hohe Amt bereits in den Jahren 1898—1908 innegehabt. — Der Nachfolger des Freiherrn Marschall von Bieberstein als deutscher Botschafter in Konstantinopel ist der bisherige Gesandte in Athen Freiherr von Wangenheim, einer der besten Kenner der politischen Verhältnisse des Balkans. — Der bekannte Hygieniker Professor Dr. Gustav Jäger in Stuttgart feiert dieser Tage seinen achtzigsten Geburtstag. Der Gelehrte, der für seine Lebenslehre seit vielen Jahren eine kräftige Propaganda macht und in der ganzen Welt begeisterte Anhänger hat, ist einer der Vorkämpfer naturgemäßer Heilmethoden und ein Biologe von anerkanntem Rang. — Als Nachfolger des Herrn von Trolle ist der frühere schwedische Minister des Aeußern Graf Arvid Taube in die schwedische Gesandtschaft in Berlin eingezogen. Graf Taube hat bereits in den Jahren 1900—1909 diesen Posten innegehabt und findet nun in Berlin viele alte Freunde wieder. — Der neue Erzbischof von Bamberg Jakob Hauck war bisher Geistlicher Rat, Dekan und Stadtpfarrer von St. Elisabeth in Nürnberg. Er steht im 51. Lebensjahr.

Todesfälle (Abb. S. 906). In Stuttgart verschied die Herzogin Amalie von Urach im 47. Lebensjahr. Sie war die älteste Tochter des Herzogs Karl Theodor in Bayern. Seit dem 4. Juli 1892 war sie mit dem Herzog Wilhelm von Urach, dem Chef eines morganatischen Zweiges des Hauses Württemberg, vermählt. — Der russische Botschafter in Berlin Graf von der Osten-Sacken ist im 82. Lebensjahr verschieden. Fünfzehn Jahre lang hat dieser deutsch-baltische Edelmann Rußland am Berliner Hof vertreten, und in dieser Zeit hat er viel für die Festigung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland getan. — Der Schöpfer des Heine-Denkmals, das früher im Achilleion auf Korfu stand, der dänische Bildhauer Professor Louis Hasselriis, ist, 68 Jahre alt, in Kopenhagen verschieden.

Die Toten der Woche

Landtagsabgeordneter Karl Firzlaff, † in Berlin am 23. Mai im Alter von 66 Jahren.

Professor Hasselriis, bekannter Bildhauer, † in Kopenhagen am 20. Mai im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 906).

Frank D. Hill, amerikanischer Generalkonsul, † in Frankfurt a. M. am 28. Mai.

Theaterdirektor Leopold Müller, † in Wien am 25. Mai im Alter von 64 Jahren.

Graf Nikolai Dimitrijewitsch von der Osten-Sacken, russischer Botschafter in Berlin, † in Monte Carlo am 22. Mai im Alter von 81 Jahren (Port. S. 906).

Landgerichtsrat Martin Peltasohn, bekannter Landtagsabgeordneter, † in Berlin am 23. Mai im Alter von 63 Jahren.

Prof. Dr. Hans Reitter, bekannter Chemiker, † in Bonn am 23. Mai im Alter von 46 Jahren.

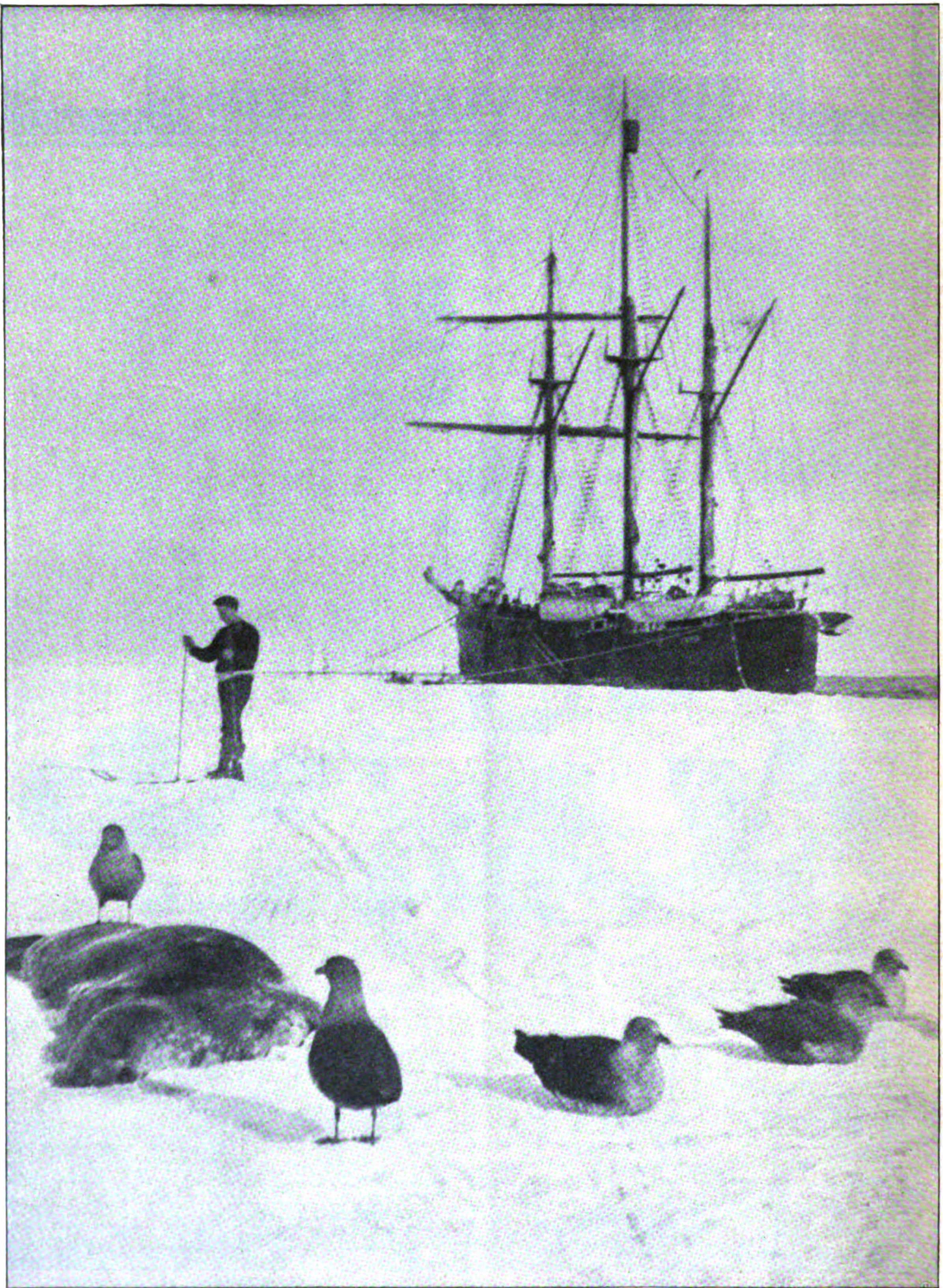
Sir Edward Sassoon, † in London am 24. Mai.

Herzogin Amalie von Urach, † in Stuttgart am 26. Mai im Alter von 47 Jahren (Portr. S. 906).

Sir Julius Wernher, bekannter südafrikanischer Magnat, † in London am 21. Mai im Alter von 62 Jahren.



Am Ziel der Expedition: Die norwegische Flagge ist am Südpol gehißt.
Nach einer Aufnahme des Kapitäns Amundsen.
Die Entdeckung des Südpols.



Die Fram, das Expeditionsschiff des Kapitäns Amundsen, in der Walfisch-Bai,
dem südlichsten Punkt, den je ein Schiff erreichte.
Die Entdeckung des Südpols.



Die Entdeckung des Südpols: Kapitän Amundsen und seine Leute auf dem „Teufels Tanzplatz“, einer der gefährlichsten Strecken der Expedition.



Phot. Gebr. Haeckel.

Graf v. der Osten-Sacken †

Der langjährige russische Botschafter in Berlin.



Phot. Dührkoop.

Graf Taube.

Der neue schwedische Gesandte in Berlin.



Phot. Harkanyi.

M. Deschanel.

Der neue Präsident der franz. Kammer.



Phot. Böhringer.

Freiherr v. Wangenheim.

Der neue deutsche Botschafter in Konstantinopel.



Phot. Harren.

Jakob Hauck.

Der neue Erzbischof von Bamberg.



Hofatelier Elvira, München.

Amalie Herzogin von Urach †

Herzogin in Bayern.



Prof. Hasselriis †

Der berühmte Bildhauer und Schöpfer des Hamburger Heine-Denkmals



Graf Berchtold (×) und Botschafter Graf Szögyény nach der Ankunft.

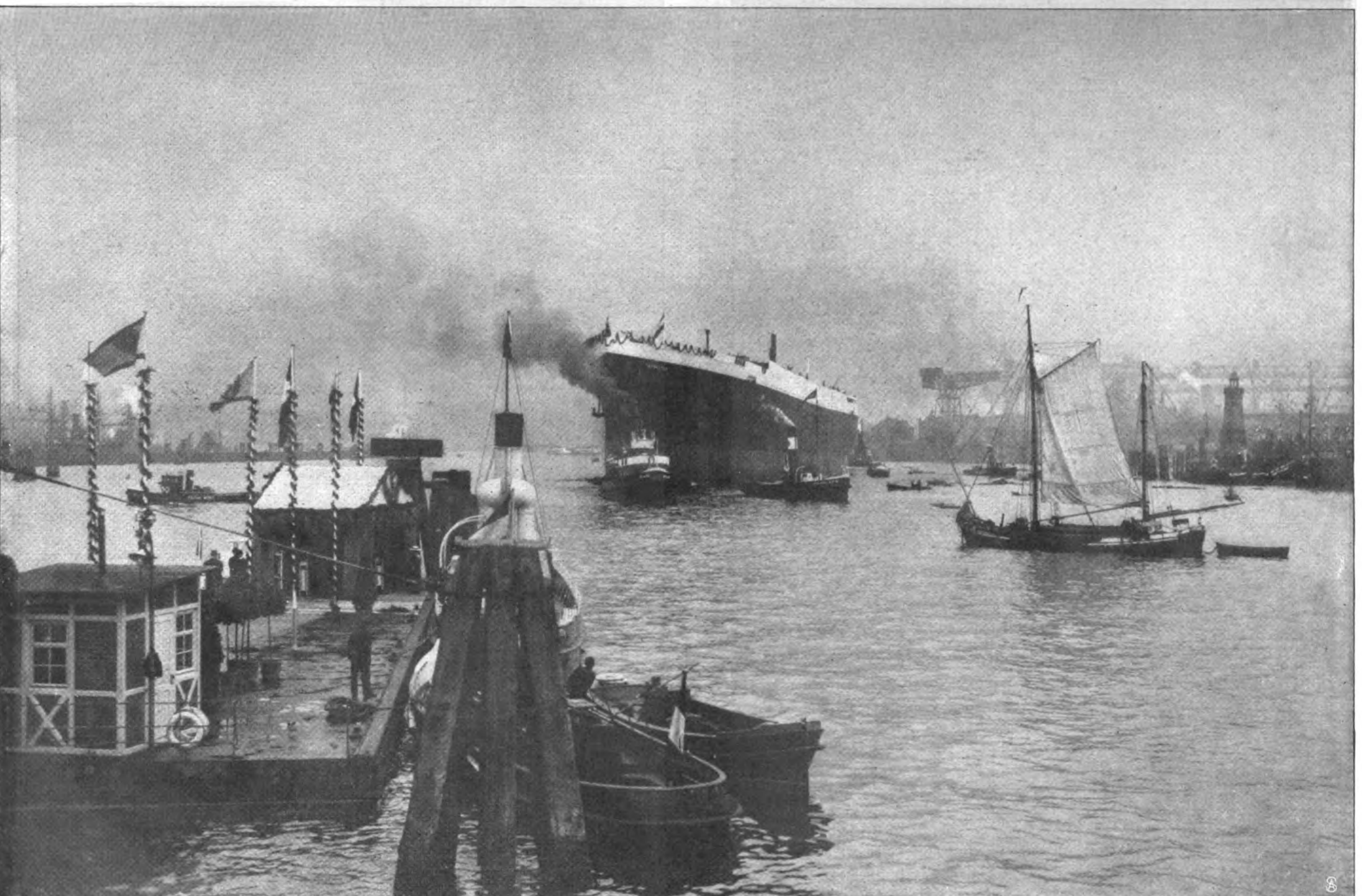
Vom Besuch des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern in Berlin.



Hofphot. Hirrlinger.

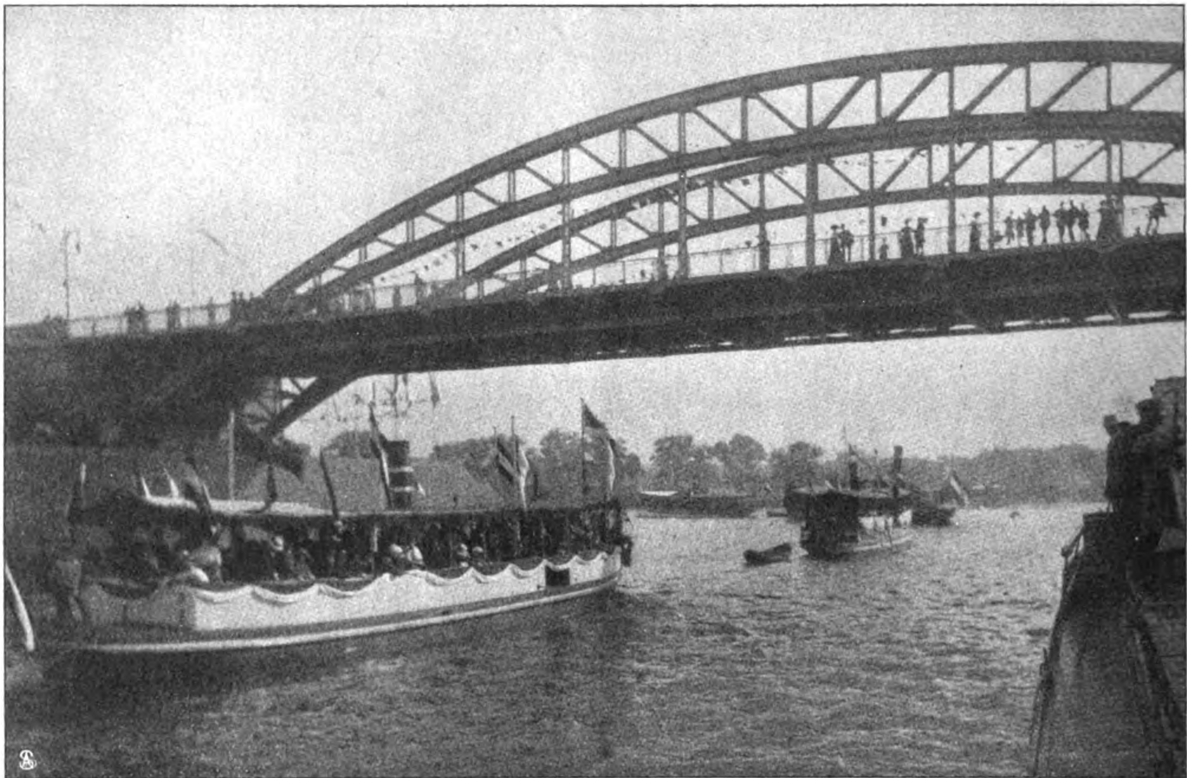
Prof. Dr. Gustav Jäger.

Der bekannte Hygieniker, feiert seinen 80. Geburtstag.



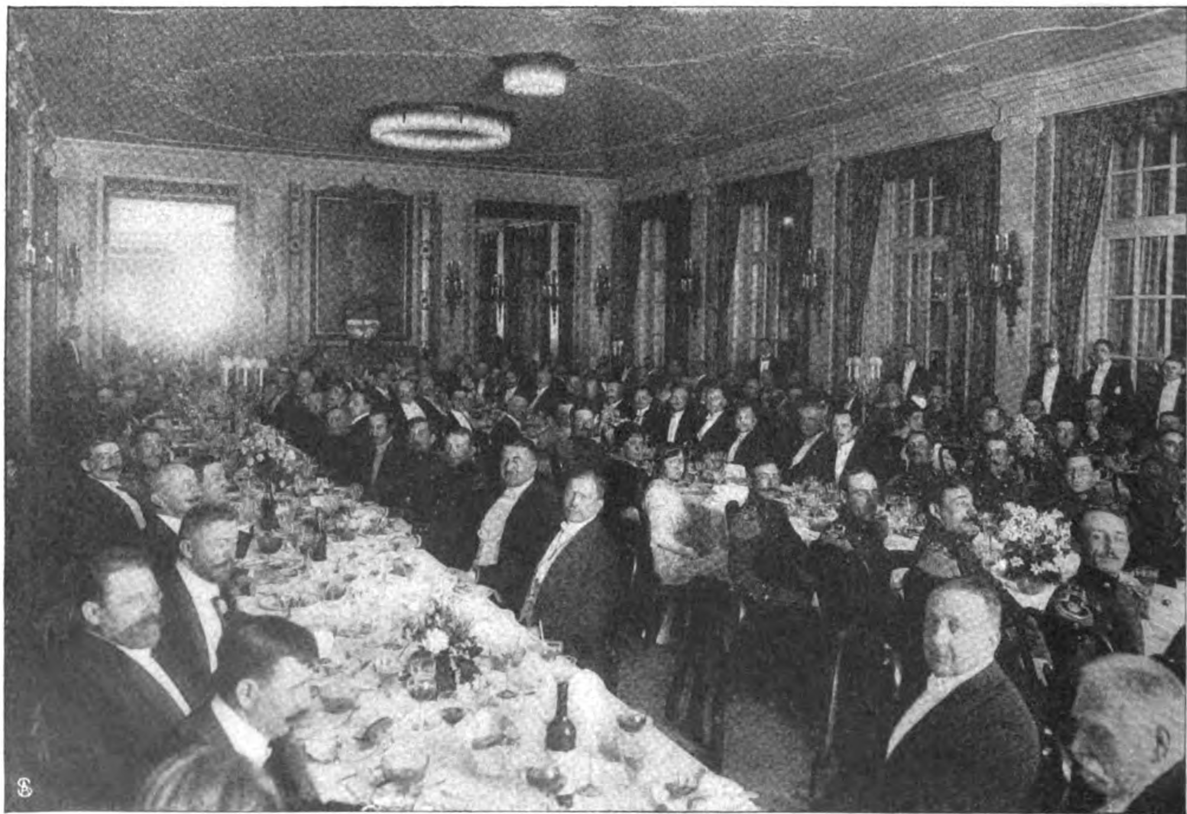
Phot. G. Koppmann & Co.

Das größte Schiff der Welt: Taufe und Stapellauf des neuen Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie „Imperator" in Hamburg.



Phot. Junior.

Von der Einweihung des neuen Osthafens in Frankfurt a. Main: Der Festdampfer auf der Fahrt.



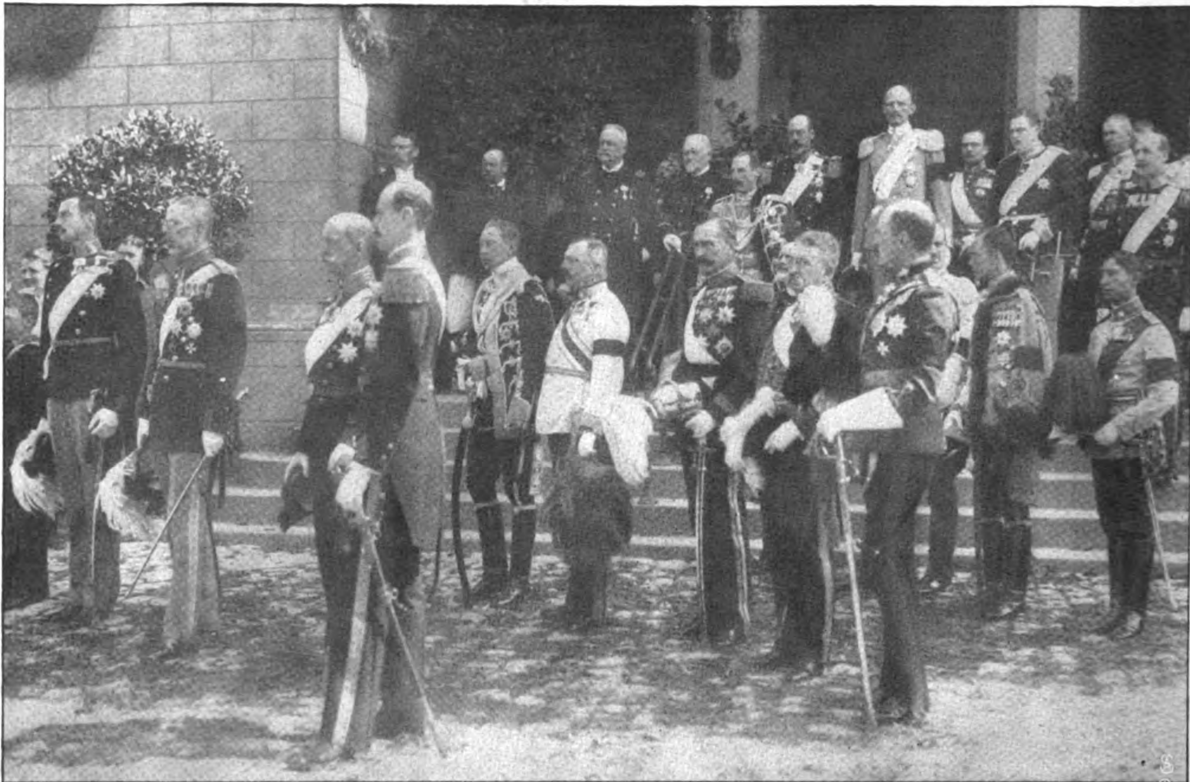
Die Feier des argentinischen Nationalfestes in Berlin: Die Teilnehmer beim Festbankett.



Phot Dover Street Studios.

Adeline Genée in Gesellschaftstoilette.

Die weltberühmte Tänzerin tritt als „La Camargo“ im Coliseum in London auf.



Illustrationsphoto.

Von links: (1. Reihe) König Christian X., die Könige von Schweden, Griechenland und Norwegen; (2. Reihe) der Deutsche Kronprinz, Erzherzog Peter, Ferdinand von Oesterreich, Don Carlos Infant von Spanien, M. Pichon (der Vertreter Frankreichs), Prinz Arthur von Connaught.

Von der Beisetzung König Friedrichs VIII. von Dänemark in Roskilde: Auswärtige Fürsten im Trauerzug.



Phot. Gebr. Haeckel.

Die Annen-Kapelle vom alten Friedhofe
im historischen Festzug.
Märkisches Heimatfest in Trebbin.



Szene aus der Begrüßungsfeier:
Die Landsmannschaften begrüßen die Berolina.
Tagung des deutschen Lehrervereins in Berlin.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

8. Fortsetzung.

Es war eine warme Frühlingsnacht, als sie am Rand des Hohen Riedes entlang das breite Tal hinauffuhren, so warm, daß Lotte das Fenster öffnete. Weit hinter ihnen lag die Hochzeit und war doch eben erst geschehen. Als der Zug über den eisernen Bogen setzte, unter dem die Ried als schmales Wässerlein zwischen ausgefressenen Ufern ins Tal tastete, um im Strom zu verschwinden, da lehnte sich Lotte aus dem Fenster. Er zog sie zurück. Dicht vor den Wagen huschten die eisernen Brückenträger vorüber. Unsicherer Mondschein, der aus flockigem Gewölk sickerte, zitterte über der Landschaft.

„Gib acht", sagte er leise.

Dann saßen sie wieder still nebeneinander. Allein, ungewisse Spiegelung abgeblendeten Lichtes um sie her.

„Nun ist's vorbei mit dem Abenteuern! Skilaufen kann ich alter Bursch nun einmal nicht."

Es klang schuldbewußt.

„Wer ist alt?" fragte sie leise.

„Ja, und mit dem Auftreten auch", fuhr er fort.

„Ja", versetzte sie herb.

Er dachte eine Weile nach, dann zog er sie an sich. „Lotte, weißt du, daß es ein ganz neues Leben ist?"

„Ja, das weiß ich. Und vom alten, da weiß ich nichts mehr, das zerläuft, als wär's nie gewesen."

Als wär es wirklich so, als wollte sie, daß es so wäre, so eindrücklich sprach sie die Worte im schleudernden Zug, dicht an den Mann gelehnt, der sie fest umfaßt hielt.

„So mein ich's nicht. Wir können es nicht austilgen. Und siehst du, wir kommen doch aus dem alten ins neue Leben."

„Altes Leben! Vinzenz, geh, red nicht von dem alten Leben, sonst komm ich mir wirklich selbst noch alt vor. Ach, ich bin ja so froh, so glücklich, daß ich — Vinzenz, Vergangenheit, das ist doch immer nur das, was vorher einmal war, damit wir in die Zukunft hineinkommen. Weißt du noch, wie ich die Jessica gespielt habe? So lauf ich mit dir ins neue Leben."

Sie preßte die Wange fester an seine Schulter, der Schatten seines Bartes lag auf ihrer Stirn. Er sah sie plötzlich als jenen schlanken venezianischen Knaben vor sich, und eine tolle Sehnsucht erfüllte ihm die Brust.

Aber er saß ganz ruhig, und es klang beinah pedantisch, als er antwortete: „Du hast eine eigene Philosophie. Die Vergangenheit? Siehst du, ich, ich lebe mit ihr, und wenn ich einmal vergessen wollte, ich könnte es gar nicht. Sie geht mit mir. Und das ist doch auch alles ein Stück Entwicklung, immer lebendig, immer wieder neu. Sie steht still, aber man sieht sie immer anders. Wie wenn — aber Unsinn — was Vergangenheit ist, davon wollen wir behalten, was sie aus uns gemacht hat. Siehst du, jetzt hört das Ried auf, da, die letzten Hochmoore, wo die weißen Dünste über der Erde stehen, jetzt kommt das Kiesland und dann die Rebenhügel. ‚Ewig still steht die Vergangenheit.' Den Vers kennst du doch — wie? Ja! Von wem? Den du so ungern gespielt hast, Schiller! Protestiere nicht, ungern! Ich bin doch Respizient der schönen Künste — ich muß es wissen."

Da hatte er den leichten Ton wiedergefunden, und das machte ihn glücklich.

Lotte schwieg.

Er kam ins Erzählen, als fielen Jahre von ihm, als regte sich in ihm der Trieb, mit ihr zu teilen. „Lotte, weißt du, am letzten Abend vor dem Brand, da hab ich auf dem Heimweg gekämpft. Ja, als ich aus dem französischen Stück da kam. Vom Brand wußte ich noch nichts. Ich wollte dich zur Frau. Das hast du ja gewußt."

„Ich? Gewußt? Daß du mich liebhast, das hab ich schon lange gewußt", unterbrach sie ihn.

„Nun ja, und dann, daß es so nicht weitergehen konnte."

„Nein, so konnte es nicht weitergehen, ich hätte dich ja schon lange —" Leidenschaftlich hatte sie begonnen und brach plötzlich erschrocken ab. Zwischen ihnen stieg ein beklemmendes Schweigen auf.

Fest aneinandergedrückt fuhren sie durch die warme Nacht. Die Weichen klirrten, die Tunnels dröhnten, die Brücken klangen, Wälder liefen zusammen, und Felder stürzten auseinander, Lichter flogen, und Dörfer duckten sich in der Finsternis, und jetzt reckten sich die Rebenhügel, zog Fliederduft durch die Nacht, und der Zug rollte langsam durch den letzten Berg.

Lotte preßte das Gesicht gegen die Scheiben, nestelte an dem Ledergriff, bis Vinzenz ihr öffnete, und starrte auf die leeren Theatermauern mit den ausgelaufenen Fensteraugen, die einen Augenblick aus dem Dunkel tauchten und herüberstierten und dann wieder in der Nacht verschwanden.

Sie waren angekommen.

Und als Vinzenz die junge Frau in seinen Armen hielt, da sagte er: „Ja, Lotte, da, als ich noch nicht wußte, daß es brannte, ich hab unterwegs im Zug schon davon angefangen, da hab ich dich gesehen, wie du deine letzte Szene gespielt hast. So ganz anders, so aus einem inneren Erleben heraus, so künstlerisch als das Mädchen, das ruft: ‚Es ist nicht wahr', aber es innerlich schon weiß, daß es doch wahr ist. Das hat mich irregemacht. Am Ende, dachte ich, ist sie doch die große Künstlerin, und ich darf ihr nicht im Weg stehen. Aber dann riß mich der Brand herum, ich sah und dachte nichts anderes als dich. Und jetzt, jetzt ist es zu spät."

Lotte lag mit geschlossenen Augen, und ein tiefes Glücksgefühl, eine große Kraft überströmten sie.

„Nein, Vinzenz, es war keine künstlerische Offenbarung damals. Ich hab's gemerkt, daß es die Zuschauer gepackt hat, weil es so ganz anders und so echt schien, aber siehst du, ich — hatte einfach an dich, ich hatte an uns beide gedacht, als mein Stichwort kam, und es ist nur die Verwirrung, der Kampf gewesen — “

Er schloß ihr den Mund, und sie lag still, und in dieser Stunde erkannte sie, daß er nicht wissen, daß er nicht ahnen durfte, wie schwach sie eigentlich ihm gegenüber gewesen war.

Nun war sie sein Weib, nur noch sein Weib, und aus der Jugend tönte ihr keine Stimme mehr nach. Er lebte und zehrte von seiner Vergangenheit, aber er meinte die Heimat, den Wurzelboden, aus dem er stammte, und nur dieses Heimatgefühl war's, das in ihm lebte. Sie hatte keine Heimat gehabt wie er. Zwei Städtchen und eine Großstadt, in denen der Vater als Beamter gelebt hatte, das macht keine Heimat. Ihren Eltern und Geschwistern aber war sie entwachsen wie ein wilder Trieb, der neben dem Wurzelstock aufschießt. In ihrem Mann wollte sie aufgehen. — —

Mit leidenschaftlichem Willen strebte sie fortan danach, sich in ihn einzufühlen, als wäre sie nichts mehr als ein Teil seines Wesens, der zu ihm zurückstrebt. Sein Beruf und seine Gewohnheiten, seine kleinen Freuden und seine Eigenheiten, seine Erinnerungen und seine Anschauungen, alles suchte sie mit fieberhafter Gier und leidenschaftlicher Hingabe zu erfassen, um es mit ihm zu teilen.

„Ich bin nichts, ich bin nur du“, sagte sie, als sie eines Abends vor Sonnenuntergang still im Gärtlein saßen und Vinzenz sich weigerte, immer nur von seinem eigenen Leben zu erzählen.

„Unsinn, Lotte, eins und eins gibt zwei“, erwiderte er scherzend.

„Nein,“ entgegnete sie eigensinnig, „eins und eins bleibt eins.“

Da lachte Vinzenz. „Wenn dich das plagt, so gib acht, eines Tages rechnest du: „Eins und eins gibt — drei.“

Der Rauch aus den Ziegeleien strich in einer violetten Wolke über die Stadt.

Lotte hatte sich zurückgelehnt und blickte in den klaren, wie Opal schimmernden Himmel, an dem der bunte Rauch stand.

„Was sind das für Vögel?“ fragte sie unvermittelt.

In raschem Flug steuerten sie nach Norden. Kräftige Silhouetten, seltsam scharf gebrochene Flügel, zuweilen lag's wie Silberschimmer darauf, wenn sie übereinanderstiegen.

„Das sind Möwen, die kommen von den Schweizer Seen und fliegen über das Ried nach Norden. Andere bleiben im Ried.“

„Jetzt mag's schön sein im Ried“, sagte Lotte leise, denn sie wußte, daß ihn das freute.

Aber Vinzenz schwieg und starrte den Vögeln nach, die in der Ferne verschwanden. Dann stand er auf.

„Komm hinein, ich habe morgen einen schweren Tag.“

„Nimm mich mit nach Hohenried!“

„Zur Versteigerung und Erbteilung des „Österreicher“? Nein, zu so etwas nehm ich die Frau nicht mit.“

Als hätte sie an eine wunde Stelle gerührt, etwas verlangt, das ihr nicht zustand, so hart schlug er ihr die Bitte ab.

Da antwortete sie trotzig: „Warum nicht? Willst du mich dort nicht zeigen als deine Frau?“

Es war eine jähe, unbedachte, aber aus ihrem Innersten steigende Empfindung, hervorgeschossen unter der Schwelle, wo unbewußter Argwohn und Eifersucht schlafen.

Vinzenz wandte sich um. Er stand schon auf der Terrasse und blickte ihr in das klare Gesicht, in dem jetzt rosiges Feuer aufzuflammen schien.

„Das fragst du mich einmal und nicht wieder, Lotte.“

Und er wartete stumm, bis sie nachkam und vor ihm ins Haus trat. Auch sie war verstummt, aber sie hatten sich zum erstenmal als zwei in sich geschlossene Wesen gegenübergestanden, jedes mit eigenem Leben und Erleben, jedes mit eigenen Gedanken und mit verschiedenen Empfindungen.

Als sie ins dämmernde Haus traten, rief hinter ihnen im Garten die Amsel, die täglich hier zu Gast kam, ihre Liebesstrophe in den rosigen Abend.

Vinzenz Herrenrieder fuhr wie zu einem Begräbnis, als er die Interessen der Kinder aus dem „Österreicher“ wahrzunehmen hatte. Sie waren zu ihm gekommen, wie sie alle aus dem Ried zu ihm kamen.

Als die Versteigerung zu Ende und alles geordnet war, traf Vinzenz auf Gebhard Gorner.

Diesmal fragte er nach den Buben und nach der Sabine.

„Und ich dank für den Wein, Vinzenz. Kommst ihn versuchen hernach.“

Aber Vinzenz drängte heim. Er wartete schon auf die anderen, die mit ihm zurückfuhren. Die Postkutsche hielt vor der Tür.

Ein heiserer Schrei ließ ihn aufschauen, eine Möwe wendete und fiel auf den See. Da dachte er an seine Frau.

„Ein andermal, Gebhard. Er läutert sich noch in dem alten Keller.“

„Gut, ein andermal. Er ist mir nicht feil, der Wein.“

Da fragte Vinzenz, als sie einander die Hand hielten: „Kommt ihr zu Schlag auf dem Hof?“

„Wir schaffen mitsammen“, entgegnete der Gorner.

Aber diesmal ließ Vinzenz ihm keine Ruhe. Er zog ihn vom „Österreicher“ weg mit sich dem See zu. Weit hinaus schillerte die blanke Fläche, und drüben stieg junges Gehölz den Hügel hinab. Dahinter bäumte sich der Felsenkern des Gebirgstockes; wie Bronze schimmerte das nackte Gestein, ein Kegel, den unterirdische Feuer vor Jahrtausenden getürmt hatten.

„Gebhard, red frank! Es muß einmal gefragt und gesagt sein: Haltet ihr den Hof? Du bist kein Ackerer, der mit dem Karst in einem Tag sein Stück Eigen umkehren kann. Du bist auch kein Herrenwirt, aber so wie du's jetzt treibst, ein Jahr mit einem, ein anderes mit zwei Knechten und eins ohne Knecht, daß du's weißt, so kannst du's nicht zu End treiben.“

Gebhard Gorner schickte die Augen ruhig über Vinzenz hinweg auf den See hinaus zum Klarenberg.

„Wie der Vater dort drüben den Wald noch gehabt hat, da ist ihm das Geld in den Kasten gefallen“, sagte er.

„Ja, der Wald, der kam daran, als die Wallfahrten ausblieben“, versetzte Vinzenz. „Aber das ist kein Bescheid.“

Einen Augenblick noch schwieg der Gorner, dann zogen sich seine Blicke zusammen, und er sah den Frager an.

„Zwischen mir und dem Vinzenz ist das verbotene Rede.“

„Gebhard!“

„Ja, ich dank ihm den Wein, und ich weiß, wie er's meint. Es ist keine Gabe, es ist ein Zeichen, daß wir ehrlich die Gläser zusammenschlagen. Aber so wahr, als ich das Kreuz hab mit dem Vater, helfen soll mir der Vinzenz nicht! Ich und sie — wir schaffen's allein.“

„Gebhard!“

Noch einmal der Name, aber war's das erstemal eine Mahnung und eine halbe Drohung gewesen, diesmal kam's betroffen, beklommen aus Vinzenz' Munde.

Doch Gebhard Gorners Gesicht lag in stiller Ruhe. Der Höhenwind hatte seine Züge geschärft und der Sonnenbrand sie gebräunt. Klar und tief standen die Augen unter der steilen Stirn.

Als Vinzenz schon im Wagen saß, trat Gebhard noch einmal heran und bot ihm die Hand. Sie wechselten kein Wort.

Von der Laube sah Sabine die Kutsche auf der Straße dahinfahren. Hurtig, mit lautem Lärm, als wäre die Pest im Dorf. Sie preßte die Lippen zusammen.

Sabinus bog sich aus dem Fenster.

„Mutter, der Großvater!“

Sie ging hinein.

Der Alte schlug das Glas auf den Tisch und schrie: „Ich trink keinen Most! Ein Wein ist bedungen!“

„Wir können's euch nicht anders richten als uns“, entgegnete Sabine.

„So, meinst du, ich weiß nicht, was im Keller liegt? Hat er dir Sprit geschickt, der Vinzenz?“

„Den mißt der Gebhard uns ins Glas. An den geht keiner.“

„Sorgst du dem Gebhard, du!“

„Vater, ihr macht den Sohn schlecht, wenn ihr mich scheltet!“

„Ja, dich, dich werd ich fragen!“

Er hatte einen Kirsch im Leib und stand heute fest in den Schuhen. Der volle Mond hing über dem Ried, da wuchs dem Alten der Mut, da schlich er nicht lauernd und zänkisch umher, sondern wühlte in den leeren Taschen, als wären die Kronentaler noch darin und er noch der Herr. Da war auch sein Gedächtnis noch scharf.

„In meinem Keller liegt er, und in meinen Hals leer ich ihn. Und wenn's mir verleidet, so ist's meine Sach. Was will die Sabine Reitter auf meinem Hof? Hab ich dich dem Gebhard gestellt? Eingeschlossen bist du wie eine Maus in die Speckkammer! Dumm und taub ist er gewesen, der Gebhard, daß er die Sabine —“

Da reckte sich die Frau und schlug ihm die Hände auf die Schultern und hielt ihn so auf Armweite von sich, Aug in Auge.

„Ihr ziehet fünfzehn Jahre an dem Seil und bringet den Eimer nicht vom Brunnen. Lasset ihn drunten im Brunnenloch, ehe ihr den ganzen Brunnen heraufzieht und alles ersäuft.“

„Das kostet mich keinen Streich! Und die Hände von meinem Kittel, oder ich —“

Er tastete nach dem Brotmesser. Sie hielt ihn auf seinem Stuhl fest und bog ihn zurück, daß er das Messer nicht erfassen konnte.

„Ihr wisset heute, was ihr redet, und so sag ich euch: Ihr bringt es zu keinem guten End! Der Wein ist vom Vinzenz, ja, und ich steh so frank vor dem Gebhard wie vor euch. Aber ihr habt den Hof verunehrt, und kein Kronentaler ist bei euch geblieben. Ihr seid schuld, wenn der Wein zu Most geworden ist und der Gebhard den Knecht macht. Daß ihr lebt, das ist, wofür ihr den Herrgott um Verzeihung bitten müßt! Ja, um Verzeihung dafür, daß ihr noch lebt!“

Da, im letzten Augenblick, als sie ihm die Anklage ins Gesicht schleuderte, war es ihm gelungen, das Messer zu erfassen.

Sabine sah die Bewegung und warf sich zurück. Der Stoß ging fehl und zerfetzte ihr nur den Rock.

Aber das Wort, das er ihr gab, das traf.

„Du Metz!“ hatte er gekeucht, und als der Sabinus hereinsprang, der den Schrei der Mutter gehört hatte, da stieß er noch einmal zu.

„Du und deine Brut!“ geiferte er, und plötzlich trat das blöde Grinsen auf sein Gesicht, röteten sich die Augen, fiel ihm der Unterkiefer herab, und torkelnd, unempfindlich für alles, kam er auf sie zu, das breite Messer in der krampfhaft geballten Faust.

Der Knabe packte ihn am Arm, ehe Sabine ihn zurückreißen konnte. „Großvater!“

Da war das Messer rot, und Sabinus wand sich stöhnend in den Armen der Mutter.

Sie riß ihn in die Höhe. Der Alte lachte, ein schrilles, heiseres Gelächter. Aber es erstickte plötzlich in seiner Kehle.

Unbekümmert um das Messer, hatte sie ihn zu Boden gerannt.

„Du mußt mir noch aus dem Weg, du Lotter!“ schrie sie mit einem furchtbaren Schluchzen, und Gebhard hörte den rasenden Schrei auf der Treppe, und die Magd hörte ihn auf der Tenne und der Knecht im Stall.

Als Gebhard in die Stube drang, trug Sabine den Knaben in die Kammer, über den Alten weg, der noch immer die Diele schlug.

Noch ehe Gebhard Gorner den Vorgang erfaßt hatte, keuchte der Vater, indem er sich mühsam vom Boden hob: „Verbrennen oder verrecken! Mein ist der Hof und alles umeinand!“

Da ergriff ihn der Sohn mit eisernen Fäusten und trug ihn mehr, als er ihn schob, über die Schwelle und hinauf in seine Kammer.

Sabine hatte den Buben verbunden. Es war ein zackiger, flacher Schnitt, der ohne Naht heilte. Aber er lief dicht über den Rippen hin und hätte dem Sabinus das Leben gekostet, wenn er besser geraten wäre.

Gebhard stand eine Weile am Bett des Knaben.

„Versorgt gehört der Vater“, sagte er endlich.

„Ja, aber das ist dem Herrgott seine Sach“, entgegnete Sabine.

Am späten Abend, als Gebhard ins Dorf ging, riet ihm der Pfarrer, er solle den Gorner in eine Anstalt bringen. Aber da sprach der Gebhard anders als am Bett des Sabinus.

„Gar in den Narrenturm“, antwortete er bitter.

„Wenn sie ihn nehmen in der Irrenanstalt. Ihr könnt's gern und gut versuchen, ich geb euch das Zeugnis“, sagte der Pfarrer.

„Ich dank euch, Herr Pfarrer, aber wir schaffen's allein.“

„Wenn's nur kein Unglück gibt, Gorner!“ mahnte der Geistliche.

Als der Pfarrer am anderen Tag die Sabine traf, wiederholte er dieses letzte Wort.

Sabine war von einer starren Blässe. „Er macht's auch so nicht lang. Seit gestern liegt er wie tot. Er soll mir nichts aus dem Haus tragen.“

Sie hatte nur die halbe Wahrheit gesprochen. Wohl lag der Alte stundenlang wie tot, aber dann tobte er plötzlich in seiner Kammer und fiel kurz darauf wieder zusammen. Sie hatten ihn eingeschlossen. Gebhard fuhr mit dem Lorenz und dem Knecht zum Acker. Sabine nähte. Nicht für den Alten, sondern für Sabinus rüstete sie zur Reise. Nach der Ernte trat er ins Stift.

Sie nähte ihm neue Hemden und säumte die rauhen Leintücher, die er einzubringen hatte. Wie eine Aussteuer. Ihre harte Hand strich über die grobe Leinwand. Das war noch Flachs, vom eigenen Flachs gesponnen.

So hatte sie vor zwanzig Jahren ihre eigene Aussteuer genäht.

Sie stieß die alte Nähmaschine an, und knackend lief sie ihren harten Gang. Die Perlmutterblümchen, die als Zierate in die Platte eingelegt waren, hatten Risse und Sprünge, eins war ganz verloren gegangen. Auch die Maschine war ein Geschenk der Frau Herrenrieder.

Sabine ließ die Finger ruhen. Die Stille bevölkerte sich mit Erinnerungen. Sie sah sich hineingehen zu der Frau in die dunkle Stube im oberen Stock, in der die Lampe unter dem dichten roten Schirm brannte.

Und da war die Frau aufgestanden und auf sie zugekommen.

„Ich hab dich rufen lassen, Sabine, um mit dir zu reden. Komm, setz dich her.“

Sabine hörte die klare Stimme noch und fühlte noch ihr eigenes Herz klopfen vom raschen Lauf aus dem Schulhaus über die Gasse. Unterwegs war ihr Gebhard Gorner begegnet. Im Finstern hatte er sie erkannt und gegrüßt. Still und verhalten wie immer.

Sie aber war trotzig vor die Frau getreten und erwartete, daß sie nach Vinzenz gefragt werde. Nach dem Vinzenz Herrenrieder, den sie seit zwei Jahren nicht mehr kannte. Aber sie hatte vergessen, daß zwei Jahre vergangen waren, und geglaubt, es gälte ihn heute erst zu verleugnen. Sie wußte nichts von ihm, sie waren einander nichts schuldig geworden und nichts schuldig geblieben. Was ist mit dem Vinzenz? So wollte sie fragen und verwundert tun, wenn seine Mutter davon anhub.

Die Mutter aber begann von ihr zu sprechen und nicht von Vinzenz. „Du bist mein Patenkind, Sabine, und die Mutter fehlt dir auch. Ich weiß, daß du dir selbst eine bist, aber es ist noch ein anderer da, für den ich gern reden möchte.“

„Wer war der andere?“ Sabine biß die Zähne und schwieg.

Frau Herrenrieder fuhr langsam fort: „Du bist ein halbes Stadtkind. Ich meine, daß du mehr gelernt hast und mehr Trieb in dir hast als die anderen. Dein Vater hat dir davon vererbt. Nur seine weiche Natur, die hast du nicht. Aber dafür hast du ein kräftiges Herz. Das weiß ich auch. Aber was tust du mit dem, Sabine? Der Vater und die Geschwister, die geben dir zu tun, und du bist ihnen ein starker Halt, aber sie wachsen, und du, du selbst hast auch ein Leben, und das fängt jetzt an und will einen richtigen Lauf haben. Bist in die Zwanzig hinein und weißt, daß der Mensch etwas vor sich haben muß, das er hinter sich bringt. Siehst du, Sabine, es gibt Menschen und zumal Mädchen, für die lebt der Tag, der gerade über ihnen steht, und sie für ihn, und was sie gelebt haben, das schleift ihnen nach. So eins bist du nicht.“

„Nein, so eins bin ich nicht“, hatte Sabine eingeworfen. Ruhig, aber die Frau im Lehnstuhl neigte sich vor und lauschte noch auf den Klang ihrer Stimme, als der kurze Einwurf schon verhallt war.

„Und du bist daheim hier im Haus und im Ried“, fuhr sie dann fort.

„Ja, im Ried.“

„Und hier auf dem Hof, Sabine! Und daß du's weißt, dem Hof fehlt eins. Der Gorner trägt sein Geld in den ‚Österreicher‘, weil er selbst nicht mehr wirtet, und er hat's mit den Mägden. Wer ihn aus dem Regiment setzt, tut ein gutes Werk.“

„Das tut der Gebhard nicht“, erwiderte Sabine.

Da faßte Frau Herrenrieder ihre Hand. „Nein, für sich nicht. Du kennst ihn, wie du die Menschen kennst, Sabine. Und du hast recht, für sich tut er's nicht. Er schafft ihm wie ein Knecht, seit er zurück ist von den Soldaten, und die Tressen haben ihn nicht anders gemacht. ‚Er hätte bleiben sollen beim Militär‘, sagt der Doktor, aber siehst du, ich glaube, er weiß seinen Weg wie die Sonne am Himmel. Er ist ein Riedbube und gehört auf den Hof. Er gehört dem Hof, und der Hof gehört ihm. Es ist keine Frau auf dem Hof. Sabine, ich red dir zum Besten. Aber glaub nicht, daß ich dich in etwas hineinreden will. Ist er dir nicht der Rechte, so hab ich nichts gesagt. Aber ein Echter und ein Rechter ist der Gebhard Gorner, und ich weiß, daß er dich sucht.“

Sabine Reitter hatte schon lange gewußt, daß er sie suchte. Daß er ihr ohne Worte still zuliebe ging. Mit dem beharrlichen stillen Trotz, den kein Spott entwaffnete, mit der treuen Gelassenheit, die nicht müde wurde, so wenig die Sabine Reitter sein Werben zu erwidern schien.

„Ich hab mit ihm gesprochen, Sabine. Er wollte, daß ich dich frage.“

Und Sabine war aufgestanden und hatte geantwortet: „Ich danke der Frau Doktor, und ich bitt, daß sie

mir sagt, ob der Gebhard frei und von selbst zu ihr gekommen ist."

Da hatte Marie Herrenrieder gelächelt, das feine resignierte Lächeln, das ihre klugen Züge in sanften Spott tauchte.

„Es kommt keiner, dem man das Kommen nicht leicht macht, Sabine."

Und als sie das gesagt hatte mit dem sanften, schmerzlichen Spott, der doch keiner war, da war Sabine zusammengezuckt und hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, und ein Schluchzen war ihr in die Kehle gestiegen. Aber schon hatte sie die Hände wieder sinken lassen und den Kopf hoch getragen, die Mutter des Vinzenz Herrenrieder mit großen, ehrlichen Augen angeschaut und geantwortet: „Ich hab nicht anders können."

Doch die Mutter hatte verwundert den Kopf geschüttelt. „Sabine, ich versteh dich nicht."

Und als Sabine ihr Herz in die Hände nehmen und vor ihr aufschlagen wollte, da sprach sie ernst: „Nein, nicht weiter! Von Gebhard red ich, und der Gebhard kommt zu dir und weiß, zu wem er kommt. Und der Gebhard wartet, daß du dich mit ihm versprichst. Er wartet schon lange auf dich, Sabine."

Da hatte sie das Gefühl gehabt, daß er wirklich und leibhaftig auf sie wartete, und als sie hinausgegangen war von der Frau, da war es so. Da stand er im dunklen Hof hinter dem Kutschwagen des Doktors und wartete auf die Sabine.

So weit waren ihre Erinnerungen alten Zeiten nachgegangen und hatten die Vergangenheit wieder vor ihr aufgerichtet. Da stand sie nun unverrückbar, war nicht auszulöschen, stand still, ewig still und warf Licht und Schatten herüber.

Sabine Gorner schob die Leinwand unter die Nadel und trat in die Maschine. Ihre Augen hafteten mit zusammengezogenen Brauen auf der Arbeit. Über ihr in der Kammer polterte der Alte, aber das Geräusch erstickte im Surren der Nähmaschine, und Sabines Brauen lösten sich, ein weicher Ausdruck erschien in ihren Zügen, rascher lief der Faden, drehte sich das Röllchen in der stillen Stube.

Der alte Gorner aber hatte das Bein des Hockschemels in die Türfalle geklemmt und nach langem Würgen und Ranken den eisernen Bügel so zurückgebogen, daß er die Tür um Zweifingerbreite öffnen konnte. Seine Hände zitterten, die Adern an seinen Schläfen lagen als harte Stränge unter der Haut, keuchend stieg ihm der Atem aus der Kehle.

Jetzt kicherte er und stieß dann einen lästerlichen Fluch aus. Wie ein Vieh hatten sie ihn eingesperrt. Ihm das Glas aus der Hand geschlagen, die Finger hatte sie ihm zertreten, als er auf der Diele lag, und im Keller, da stand ein Faß, da lagen viele Fässer, da lag sein Wein, Wein für hundert Kronentaler, Herren- und Advokatenwein.

Ja, Advokatenwein! Der Vinzenz Herrenrieder, der war Advokat, der hatte ihm ein Faß in den Keller gestellt, in seinen Keller! Er lechzte nach dem Vinzenziuswein, und er bohrte das Bein des Schemels durch die Türritze, lehnte sich dagegen und drückte, und die Tür ließ ein Ächzen hören, und das Schloß knirschte, und die Falle gab einen Ruck, und weitauf sprang die Kammertür, und der alte Gorner taumelte zurück und ließ den Schemel fallen, keuchend, stier und stumm.

Jetzt lachte er lautlos und tappte die Stiege hinunter an der Stube vorüber, in der die Nähmaschine surrte, und stahl sich aus dem Haus.

Die Sonne lag noch hell und warm auf dem Hof, die Hühner blähten sich im Kalkgrund unter der Traufe. Aus dem Stall quoll der Brodem des Viehs. Die Magd trug Wasser in den Krautgarten.

Sie sah den Alten nicht die Kellertreppe hinuntertasten. Aber die schwere Tür widerstand.

Da brach eine wahnwitzige Wut aus in seinem überreizten Hirn. Er stapfte die feuchten Stufen wieder hinauf und drang in den Schopf, ergriff die langstielige Holzaxt, und es waren längst erschlaffte Sehnen, die plötzlich an seinen Armen wie Peitschenschnüre aufsprangen, als er die Axt gegen das Türschloß führte.

Dreimal hieb er zu in rasendem Verlangen, da platzte das Vorlegeschloß, und die rostige eiserne Krampe zerbrach.

Drei Schläge krachten über den Hof und donnerten durch das Haus. Mit Gackern und Krähen rannten die Hühner flügelschlagend umher, das ganze Dorf schien aufgeschreckt aus der Stille, selbst die Kirchenuhr, die ängstlich einen einzelnen Schlag über den Hügel sandte.

Sabine war aufgefahren.

Als der erste Schlag fiel, erschrak sie in den Tod. Beim zweiten stand sie aufrecht, und ihr Gesicht war erstarrt in Spannung, und als der letzte Hall dröhnte, ging sie aus der Stube.

Vom Oberstock fiel Tageslicht in den Flur, Sonne lag breit auf den Fliesen. Da wußte sie, daß der Gorner unterwegs war.

Der Hof lag still und verlassen, weit hinten im Krautgarten stand die Magd und blickte sich verstört um nach der Ursache des Lärms.

Langsam ging Sabine über den Hof. Da klaffte die Tür zum Weinkeller. Sie sprang die Stufen hinunter und trat hinein. Sah im ersten Augenblick nichts, denn grau und fleckig lagen Dämmerung und Sonne gemengt, aber sie roch doch den starken Dunst, und sie hörte das Gurgeln auslaufenden Weins.

Und da erblickte sie den Vater des Gebhard, wie er vor dem einzigen Faß kauerte, einen Flaschenscherben in der Hand, und den Wein fing, der aus dem blanken Spundloch sprang, von dem er den Kran weggerissen hatte.

Gierig schmatzte er aus dem Flaschenboden den Wein, und schon stand er in einer hellen Lache, schon gurgelte der Wein und fraß sich in den gestampften Grund und lief ihm über die Schuhe.

„Ja, jetzt verreck, wenn's dich mag! Jetzt trink ich deinem Schläfer den Wein!"

Kein Wort gab sie zurück. Aber in einem einzigen Lauf fuhr ihr das Blut zum Herzen, und als sie ihm den Scherben aus der Hand schlug und ihn packte und niederwarf und niedertrat in den verschütteten Wein, da packte sie in dem alten Übelgeist die ganze Last ihres Lebens

und schlug sie zu Boden. Aber er hatte sie an den Röcken ergriffen und riß sie mit sich nieder. Er wollte sie würgen. In kleinen, klaren Güssen quoll der Wein aus dem Faß und über die Ringenden. Sie faßte ihn um den Leib, und er stieß ihr das Knie vor die Brust. Da warf sie sich auf ihn mit ihrer ganzen Schwere und schlug die Hände um das Faßlager zu seinen Häupten und drückte ihn mit Kopf und Brust dagegen und spannte alle Sehnen ihres Leibes, und in ihr schrie es: „Jetzt mach ich ein End, jetzt mach ich ein End mit allem", und seine Finger ließen von ihrem Hals, und auf einmal lag er flach und still, den Schädel an den eichenen Balken gedrückt, und vergaß den Atem. In kleinen Güssen gurgelte der Wein aus dem Faß.

Und Sabine war schon auf den Füßen, war wie von Sinnen, hatte auf einmal alles vergessen und sah nur den Wein laufen, wie Blut aus einer Ader läuft. Sie preßte die flache Hand dagegen und riß mit den Zähnen ein Stück von der Schürze, und wie sie den Sabinus gepflastert hatte, so suchte sie das Loch zu stopfen, aus dem ihr der starke, süße Wein wie Blut über die Finger lief. Und dabei saß ihr ein Schluchzen, ein erstickter Schrei in der Kehle, wußte sie nicht, war's Wein oder war's Blut, was da auslief wie das Leben. Jetzt hielt das Knäuel, das sie hineingestopft hatte, notdürftig, aber der Druck des Weins preßte es wieder heraus. Da rannte sie, einen Spund zu holen.

Über den Gorner hinweg, der sie mit stieren Blicken zu verfolgen schien, rücklings gegen das Balkenlager gepreßt, trat sie ins Freie.

Ein abgerissenes Stück Zeug verklemmte sich noch in seiner verkrampften Faust.

Die Magd lief ihr entgegen. „Jesus Maria, was ist auch?"

Da trat Gebhard Gorner in den Hof, die Moorschaufel auf der Schulter, mit schwarzen, moorigen Stiefeln, und kam auf sie zu. Ihr Rock hing voll Erdklumpen, das Haar zerzaust, ihr Gesicht schien versteint, und Weindunst schwelte um sie her.

„Es muß ein Zapfen hinein, sonst läuft das letzte aus", sagte sie eintönig und ging ins Haus.

Einen Augenblick starrte er ihr nach. Da sah er die Magd die Kellerstufen hinuntergehen, stellte den Spaten ab und war hinter ihr, ehe sie zwei Schritte getan hatte.

„Das ist mein Sach!"

Seine Finger legten sich heiß und fest um ihren blanken Arm, und er riß die Magd zurück, daß sie stolperte.

Allein stieg er hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Von Hamburg nach Buenos Aires.

Von Konsul Brauer, Magdeburg

Langsam und leise fielen draußen große Schneeflocken zur Erde, und fast ebenso unhörbar hatten sich die Schiffsschrauben vom Dampfer „König Friedrich August" zur Fahrt nach Brasilien und Argentinien in Bewegung gesetzt. Gleichsam mit einem Verständnis für die Abschiedstimmung derer, die sich soeben für Jahre von den Ihrigen losgemacht hatten, denen vielleicht erst jetzt zum Bewußtsein kam, daß sie vor einem Wendepunkt in ihrem Leben standen, machte das Schiff zunächst gar keine Anstalten, den Hafen zu verlassen, und nichts deutete darauf hin, daß man bereits Schiffsplanken unter sich habe. Erst in den frühen Morgenstunden ging ein Zittern und Beben durch den Riesenleib des Schiffes, und die festschlafenden Passagiere merkten nicht, daß draußen Häuser und Heimat im Nebel verschwanden.

Wir liegen dicht vor Boulogne. Die Stadt nimmt sich bei herrlichem Sonnenschein sehr hübsch aus, und ihre Kathedrale und Napoleonsäule grüßen zu uns herüber. Eben brachte der Tender die französischen Passagiere, und zwar in der Hauptzahl die vornehmen, argentinischen Gäste, die einige Monate in Paris verbracht haben. Was sie dort für Toiletten verausgabt haben, sieht man an der Anzahl, Größe und Ausstattung des Gepäcks. In den Salons der Ersten Kajüte wird es immer lebhafter und internationaler.

Wir haben den Golf von Biskaya hinter uns und liegen vor dem spanischen Vigo. Der Anblick dieser terrassenförmig aufgebauten, althistorischen Stadt ist entzückend und entschädigt uns etwas für die ausgestandenen Leiden der beiden letzten Tage. Denn der Meerbusen von Biskaya ist nicht umsonst gefürchtet, und auch ich habe die kleinen und großen Qualen der Seekrankheit durchgekostet.

In der Höhe von Brest, einige Stunden nach der Einfahrt in den Golf, kam der Sturm auf, und schon am Abend vorher erschienen nur wenige Passagiere im Speisesaal. Die Wellen wurden größer und größer und ergossen sich mit furchtbarer Gewalt über das Vorderdeck, so daß es immer geraume Zeit brauchte, sich wieder emporzuarbeiten. Endlich gegen den Morgen legte sich die Gewalt des Orkans. — Der Dampfer nahm hier in Vigo Kohlen und blieb den ganzen übrigen Tag liegen. Ich konnte also hinein in die Stadt und meinen Fuß zum erstenmal auf den Boden des stolzen Spanien setzen. Der Aufenthalt war sehr lohnend. Die alten Straßen mit Gebäuden aus althistorischer Zeit, der Blick vom hohen Kastellberg auf Stadt und Hafen, der Verkehr in der großen Markthalle — es war gerade Wochenmarkt — die Trachten, Fahrzeuge, Läden usw. sind sehenswert, und ein Stück echt spanischen Lebens spielte sich hier vor unsern Augen ab.

Ein herrlicher Morgen in der Höhe von Teneriffa. Um sechs Uhr morgens scheint und wärmt die Sonne so intensiv, daß es einen unten nicht mehr hält. Ich gelte als Frühaufsteher unter den Passagieren, und wenn ich morgens den Speisesaal betrete, so sind außer den Stewards nur fünf bis sechs Personen anwesend. Dann habe ich aber auch schon mein Bad genommen und habe in dem schmuck ausgestatteten Friseurladen meine Aufwartung gemacht. Überhaupt, was wird man in solch illustrer Gesellschaft für ein moderner Mensch: Dreimal täglich umkleiden, ist ganz selbstverständlich, denn Lunch, Five o' clock Tea und Hauptdiner erfordern natürlich

immer andere Toilette. — Oben auf dem Promenadendeck ruht das Publikum in den Liegestühlen, liest, träumt oder schläft. Für mich ist das die Zeit, meine Arbeiten zu vervollständigen oder diese Aufzeichnungen zu machen; nachher gehe ich in die Turnhalle mit ihren neusten Apparaten und elektrisch betriebenen Geräten. — Lange saß ich gestern ganz allein hoch oben neben der Kommandobrücke, versunken in den Anblick des südlichen Sternenhimmels mit seinen Millionen so ganz anders funkelnder Sterne.

Das Ereignis des gestrigen Tages war Teneriffa. Das Anlaufen der Insel war nicht vorgesehen. Um aber den Passagieren etwas zu bieten, fuhr der Kapitän mit halber Kraft heran, und es gewährte einen unbeschreiblich schönen Anblick, als plötzlich das hell erleuchtete Santa Cruz hinter den Bergen auftauchte. Man stelle sich vor: tagelang nur den Himmel und das Meer und nun auf einmal grotesk aus dem Wasser emporsteigende Felsen, alle überragend der Pik de Teneriffa mit Schnee bedeckt und dann das lieblich daliegende Santa Cruz mit seinem pulsierenden Leben. Drei Stunden dauerte die Vorbeifahrt, und daraus kann man sich einen Begriff von der Größe und Ausdehnung der Insel machen.

Gestern zum Ball hatte sich alles in ganz besonderen Wichs geworfen. Voran die Argentinier mit ihren Damen, die sich, in ihren eleganten Toiletten geschmückt, mit Brillanten und Perlen äußerst vornehm bewegen. Im Tanzen leisten sie Hervorragendes; einige Nationaltänze sind geradezu entzückend. Dazu kommt, daß sich auf diesen Luxusdampfern gerade das reiche und exklusive Publikum Südamerikas zusammenfindet, und in der Passagierliste wechseln Gesandte, Attachés und Exzellenzen. — Der Dampfer geht ruhig seinen Weg. Stunde auf Stunde, Tag auf Tag bewegen sich die Schiffsschrauben, sind doch 4000 Seemeilen in einer Tour zurückzulegen.

Die Fahrt zwischen Lissabon und Rio ist herrlich. Das Meer wie ein Spiegel, die Luft erquickend, der Himmel ein ewiges, reines Blau. Nirgends ein Stäubchen, alles erscheint fortwährend, wie eben erst wieder, gründlichst gereinigt. Zum allgemeinen Wohlbehagen trägt auch die vorzügliche Verpflegung bei, die gute Schiffs- und Salonkapelle und last not least die große Bibliothek mit Werken deutscher, spanischer und französischer Literatur. Interessant ist es, den Geschmack der einzelnen Leser kennen zu lernen. Gelesen wird morgens, mittags und abends, meist auch in den Zwischenpausen, und der Bibliotheksteward ist eine gesuchte Persönlichkeit. Die Ruhe und Sorglosigkeit sind aber auch idyllisch; keine Post, kein überraschender Besuch, kein Telephongebimmel; ach!, wenn es doch immer so bliebe!

Nein, nach Weihnachsheiligabend sieht es hier wirklich nicht aus. Weiß ist zwar auch alles, aber es sind Kleider, Hüte und Schuhe. Wir passieren in einigen Stunden den Äquator, und seine Nähe macht sich gar sehr fühlbar. Glühend heiß brennt die genau senkrecht über uns stehende Sonne vom frühen Morgen an, eine blendende Helle verbreitend. Um Mittag herum ist das Deck trotz des vollbesetzten Dampfers wie ausgestorben. In sämtlichen Räumen surren die elektrischen Ventilatoren. Ihr monotones Geräusch wirkt einschläfernd, und für die Nacht ist das gut so. Bei Tisch wurde soeben folgendes Telegramm verlesen, das drahtlos eingegangen war: „Die Passagiere vom ‚Hohenstaufen‘ wünschen den Passagieren vom ‚König Friedrich August‘ fröhliche Weihnachten.“ Einige Stunden später bekamen wir den Dampfer in Sicht, und als wir ihn überholten, spielten die Musikkapellen, und es fand eine stürmische Begrüßung statt.

Das muß man der Schiffsleitung aber lassen, daß sie weder Mühe noch Kosten gespart hat, Weihnachten auf hoher See so würdig und schön wie möglich zu gestalten. Der Speisesaal ist besonders feierlich herausgeputzt mit einem bis an die Decke reichenden Weihnachtsbaum in der Mitte. Sämtliche deutsche und südamerikanische Flaggen zieren die Tische, das Diner ist prunkvoll, und neben den Gedecken liegen kleine Aufmerksamkeiten. — Ein Jubel und Trubel und dabei diese Hitze, diese Hitze. Soviel schwitzende Leute unter einem Weihnachtsbaum habe ich noch nie gesehen. Und damit zu den Festen noch ein größerer Kontrast nicht fehle, fährt der elegante Dampfer in blendender Helle eben an der einsam mitten im Meer gelegenen brasilianischen Verbrecherinsel „Fernando Naronha“ vorbei.

Welch buntes Treiben entwickelt sich im Zwischendeck, welch internationales Leben. Deutsche, Spanier, Portugiesen, Russen, Armenier, Türken; Sprachen und Gebräuche aller Länder. Die einen liegen lang ausgestreckt da oder spielen, die andern musizieren und tanzen. Die Deutschen, ruhig und zurückhaltend, sind für sich gesondert untergebracht. Die Türken in Pluderhosen und mit dem Fes sitzen mit untergeschlagenen Beinen da und halten gemeinsame Mahlzeiten oder unter fortwährenden Verneigungen Gebetübungen ab.

In dem Namen Rio de Janeiro wird für mich auch in der Rückerinnerung eine Quelle stets erneuten Entzückens liegen, und berufenere Federn gehören dazu, um Rios Eindrücke und Schönheiten zu schildern. Ganz zeitig war ich gestern aufgestanden und tat gut daran. Mein erster Blick fiel auf eine herrliche Gebirgskette, die, immer gewaltiger werdend, schließlich ein Wasserbecken einschließt, das den schönsten Naturhafen der Welt, den von Rio de Janeiro, bildet. Und welch wunderbares Bild erwartete uns, als wir in das eigentliche Hafenbecken einbogen. Terrassenförmig aufgebaut mit herrlichen Kuppel- und Säulenbauten, gewährt Rio selbst ein malerisches Bild von der Seeseite, das womöglich noch eine Steigerung erfährt, wenn man die Stadt selbst betritt. Schon das exotische Bild am Kai, wo unter Palmen Neger in allen Schattierungen sowie weiße Brasilianer herumlagern oder die Kaimauer besetzt halten und träumen. Wir fuhren über eine lange Vierreihen-Palmenallee, über breite Straßen an großen, offenen Tropenwagen der elektrischen Bahn vorbei durch einen Verkehr, wie er bunter und lebhafter nicht gedacht werden kann. Die reichen Negerfrauen mit großen Pariser Straußfederhüten auf den schwarzen Kraushaarköpfen mit vorstehenden Oberkiefern und plattgedrückten Nasen, meist in lebhafter Unterhaltung begriffen. Ihre Männer bilden die Polizei, Straßenbahnschaffner, Packträger usw., also alles schwarz in bunt und darüber der brasilianische Himmel mit sengender Sonne. Zum „Corcovado“, der schönsten und höchsten Erhebung, führt eine Zahnradbahn durch

malerische Berge mit sich daran anklammernden, mit üppiger Vegetation umgebenen Villen. Die Ausflüge nach „Santa Theresa“ und „Tijuca“ bieten dasselbe Bild. Auf den Dampfer zurückgekehrt, wurden die Anker hochgezogen, und das Schiff setzt sich für weitere vier Tage in Bewegung.

Silvester auf dem großen Meer, nach einer Dreiwochenfahrt der vorletzte Tag der Reise. Wir sind gestern nach ziemlich stürmischer Fahrt im Golf von St. Catharina bei Santos, Porto Allegre und Rio Grande do Sul in großem Bogen vorbeigefahren und sollen morgen in der Frühe in Montevideo eintreffen. Es ist abends acht Uhr. Zu Hause — wir sind vier Stunden zurück — hat das neue Jahr bereits begonnen, und man merkt es der Mehrzahl der Passagiere an, daß ihre Gedanken in der fernen Heimat weilen. — Wieder versammelte ein großes Festmahl die Passagiere in dem schön und geschmackvoll dekorierten Speisesaal.

Der Dampfer hatte gegen 11 Uhr am Pier in Montevideo festgemacht, und Männlein und Weiblein machten sich auf, um den sonnigen Neujahrstag in Uruguays Hauptstadt zu verbringen. Montevideo, von der Seeseite sich groß und vorteilhaft präsentierend, erinnert durchaus an eine europäische Großstadt, was um so mehr verwundert, als es doch noch drei weitere Tage von Rio nach dem Süden zu entfernt ist. Nur der ausgesprochene spanische Charakter der Bevölkerung, die mit tropischer Vegetation bestandenen Plätze und das über der Stadt glutende Lichtmeer erinnern immer wieder an Südamerika. Interessant sind die schnurgeraden, die Stadt in ganz gleiche Teile schneidenden Straßen, die von elektrischen und Pferdebahnen sowie von eleganten Autos durchsaust werden. Die Stadt ist vom Wasser ganz umgeben, und so sieht man viele Straßen direkt ins Meer münden.

Pünktlich auf die Minute, nach drei Wochen, fuhr der stolze Dampfer in den Hafen der argentinischen Metropole Buenos Aires ein, empfangen von einer großen Menschenmenge. Als das Schiff unter den Klängen der Schiffskapelle festgemacht hatte, da setzten ein Brausen und Lärmen, ein Hüte- und Tücherschwenken, ein Rufen hinüber und herüber ein, und die versammelten Dampfer ließen zur Begrüßung abwechselnd ihre Dampfpfeifen und Sirenen ertönen. Der Wissenschaft wegen wohnte ich der äußerst human gehandhabten Zollabfertigung bei, um mich alsdann in das Innere der Riesenstadt zu begeben und dort erst einmal ein oberflächliches Bild zu gewinnen.

Eine in jeder Beziehung heiße Woche liegt hinter mir. Bald hier eine Versammlung, bald dort eine Unterredung, dann wieder ein schneller Weg in die Stadt, um dort einen Schriftsatz auf die Maschine bringen oder eine Übersetzung anfertigen zu lassen. Und dies alles bei einer Hitze, wie sie die berühmten ältesten Leute, selbst die aus Buenos Aires, nicht erlebt haben wollen, und die um so fühlbarer wurde, als selbst die Abende und Nächte keine Abkühlung brachten. Auch der tropische Regen nicht, der heute ganz unvermittelt niederging und im Nu alles in einen Sumpf verwandelte, in dem die Straßenbahnschienen und die Straßen selbst verschwanden. Und wo waren nur diese Unmenge Frösche hergekommen! Man konnte sich ihrer kaum erwehren. — Inzwischen konnten wieder einmal gleich zwei Feiertage hintereinander begangen werden, die ich zu Ausflügen nach dem berühmten Palermopark, nach der Villenstadt Tigre und nach der Provinzialhauptstadt La Plata benutzte. Es ist dies ungefähr die Entfernung Berlin—Magdeburg und wohl auch das gleiche Verhältnis. Ich bin auf diese Weise wenigstens etwas in das Innere des Landes gekommen, durchfuhr die Pampagegend mit den großen Viehherden, mit ihren Viehtreibern und Lassowerfern. Was mich aber ganz besonders anzog, war das berühmte Landesmuseum, eine der größten Sehenswürdigkeiten, die existieren, und wo man stundenlang die Riesentiere der Urzeit bestaunen kann. Erwähnenswert sind ferner die gepflegten Straßen und Plätze sowie das Universitäts-, das Regierungs- und domartig eingerichtete Bahnhofsgebäude. Amüsiert haben mich die lieblichen Bezeichnungen der Wirtschaften, die in etwas an das Orientalische erinnern. Da heißt es zum Beispiel: „Zur schönen Nelke“, „Zum unschuldigen Veilchen“, „Zur kleinen Nachtigall“, „Zum Paradiesvögelchen“. Der Stolz der Argentinier und namentlich der Hauptstadtbewohner ist der Park von Palermo. Und in der Tat, er bildet eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und ein Programm für sich. Man denke sich den Berliner Tiergarten mit Palmen, Agaven und andern exotischen Gewächsen, mit prachtvollen Wegen und Plätzen, Seen und Pavillons, darüber den ewig blauen Himmel und dazwischen das vornehme Publikum in echt Pariser Toiletten, luftig und duftig in Seide und Spitzen, in Panamas mit wallenden Straußfedern, funkelnden Brillanten und dito Augen. Ein großes Aufgebot berittener Schutzleute hält die Ordnung aufrecht und sorgt dafür, daß sich gegen sechs Uhr sämtliche Fahrzeuge zu einem Korso gruppieren, der sich in endloser Reihe nach der Stadt zu bewegt, wo für diesen Zweck einige Straßen abgesperrt sind. Stundenlang saß ich da, um dieses große und einzigartige Schauspiel zu genießen. In Palermo befinden sich auch der Zoologische und der Botanische Garten. Das Stadtmuseum hat mich ganz besonders interessiert. Man findet dort Werke Michelangelos und Knaus' sowie Originale von Rubens, Ribera, Velasquez, Murillo, Böcklin, neben denen auch einige argentinische Künstler zur Geltung gebracht sind. — Eine Stunde Eisenbahnfahrt führt nach dem berühmten Tigre, einer Art Villenstadt, die sich an dem reißenden Strom gleichen Namens hinzieht, und wo sich sämtliche Sportklubs befinden. Das Wasser ist bedeckt mit buntbewimpelten Dampf- und Motorbooten, und zu beiden Seiten wechseln elegante Restaurants mit gepflegten Parks ab, wo unter Palmen das Publikum den Konzertweisen lauscht. — Und nun die Stadt selbst. Auf der Avenida vor einem Café sitzend, kann man das Leben vorüberfluten lassen. Hohe, mitunter zehnstöckige Prachtgebäude, wie Banken, Zeitungs-, Kongreß- und Regierungspaläste, wunderschöne Läden mit märchenhafter Lichtreklame, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, dazwischen ein Riesenverkehr mit elektrischen Bahnen, Autos, Droschken und dem eleganten Publikum einer der reichsten Städte. Militär und Schutzmannschaft sind schmuck gekleidet und von ausgesuchter Höflichkeit. Buenos Aires ist besonders durch die lateinische Einwanderung eine kosmopolitische Stadt. Neben dem modernsten, direkt aus Paris importierten Luxus haben sich ganze Viertel mit Sitten und Gebräuchen der Heimat, namentlich Italiens und Spaniens, erhalten. Inzwischen war der letzte Tag vor der Rückreise herangekommen, und ich kehre soeben von meinen Abschiedsbesuchen auf den stolzen Dampfer zurück, der zur bevorstehenden Rückreise in die deutsche Heimat gerüstet der Passagiere wartete.

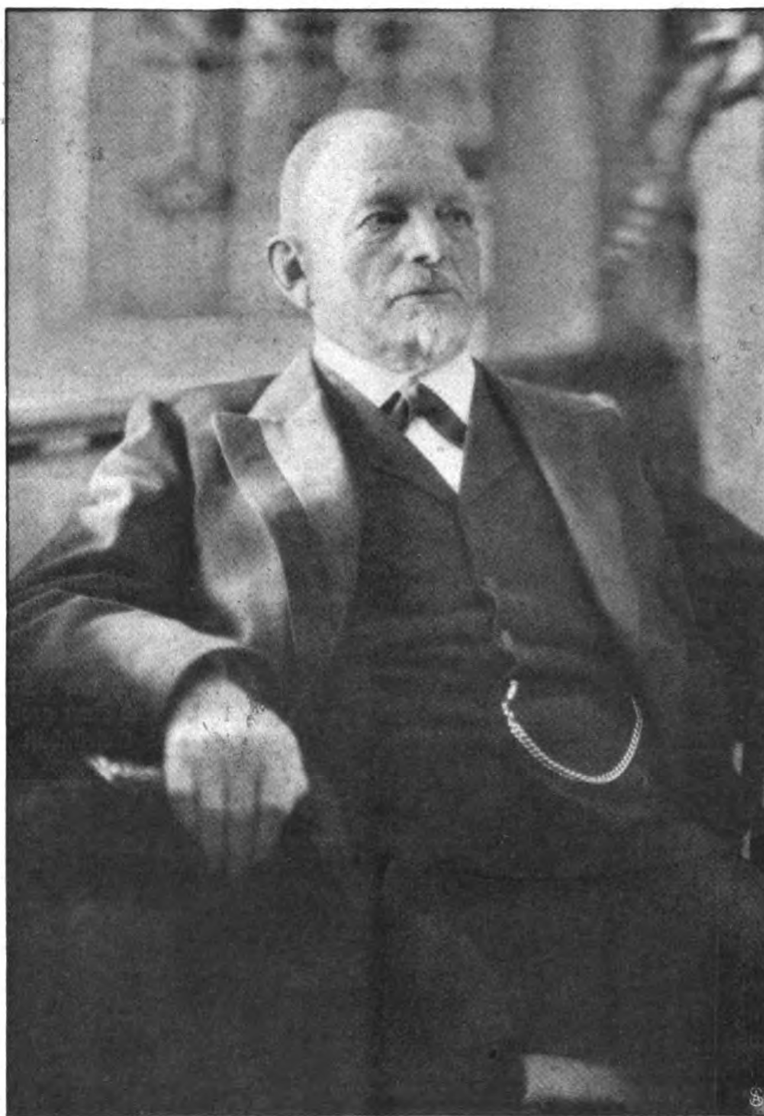
August Thyssen und sein Werk.

Von Karl Lorentz. — Hierzu 6 Aufnahmen von M. Meyer.

Am 17. Mai d. J. feierte August Thyssen seinen 70. Geburtstag. Schlicht ist sein Name, ohne Würden und Titel, schlicht ist der Mann im Auftreten und in der Lebensführung, kerndeutsch und gerade in seiner Gesinnung. Aber gewaltig ist der Mann in seinem Denken und Schaffen, in seinen Plänen und Erfolgen, in seinem Wollen und Können.

In Eschweiler stand seine Wiege, und er wuchs in nicht gerade üppigen Verhältnissen auf. In Mühlheim-Ruhr arbeitete er sich zu einem angesehenen und achtunggebietenden Industriellen empor. In Hamborn und den folgenden Stationen wuchs er zu einem Titanen deutscher Arbeit heran.

„Gewerkschaft Deutscher Kaiser“ heißen seine Werke innerhalb der Hamborner Stadtgrenzen. Diesen Namen hat er mit dem Erwerb sämtlicher Kuxen eines Schachtes übernommen, dessen Abteufung nach dem Deutsch-Französischen Krieg begonnen worden war (1871), der aber in Ausbau und Förderung diesem vielversprechenden Namen zunächst wenig Ehre machte. Erst unter den Händen der Gewerke August und Josef Thyssen zeigten sich sehr bald die Erfolge weitausschauenden Geschäftsgeistes und zäher Arbeitsenergie. Die kleine Belegschaft wurde ständig vermehrt, neue Schachtanlagen wurden in Angriff genommen. 1894 war indes nur der eine Schacht im Betrieb mit 1030 Mann Belegschaft, 334 000 Tonnen jährlicher Kohlenförderung, 1,3 Millionen Mark Lohnzahlung. Heute hat die G. D. K. im Hamborner Stadtgebiet sieben Schächte im Betrieb mit mehr als 15 000 Bergleuten, weit über 4 Millionen Mark Jahreslöhnung. Alle diese Zahlen steigern sich fortgesetzt sehr erheblich. Zurzeit sind nördlich von Hamborn drei neue Doppelschächte in der Abteufe, weitere Schachtanlagen sind bereits vorgesehen und werden folgen, und damit wachsen natürlich Belegschaft, Förderung und Lohnzahlung immer mehr an.



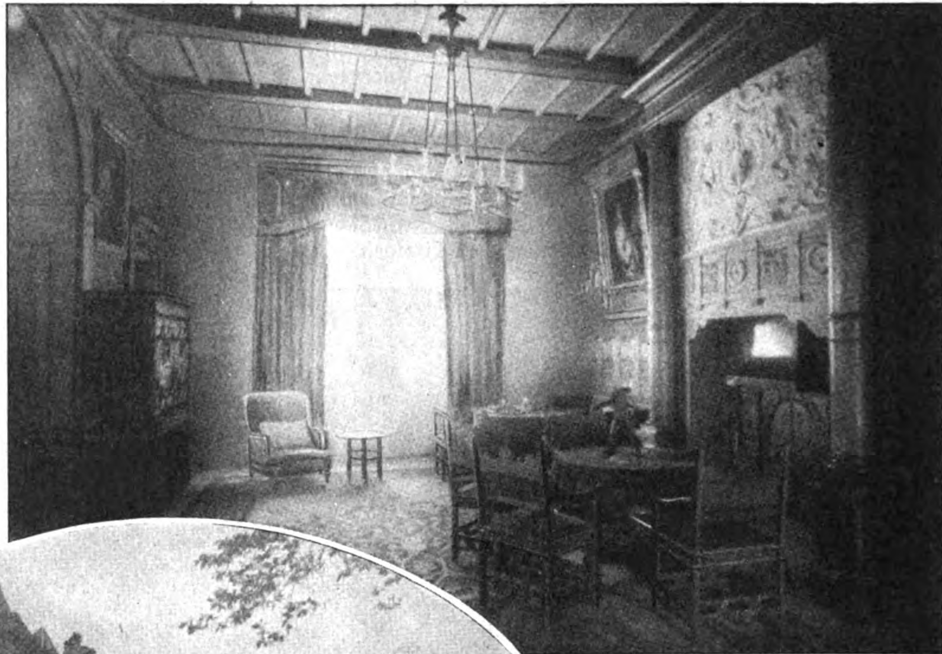
August Thyssen.

Es ist unter einem August Thyssen selbstverständlich, daß sämtliche Schächte mit modernsten Einrichtungen versehen werden. 800 Kokereiöfen mit Nebenprodukten vervollständigen die Grubenanlagen. 1910 erzeugten diese 1,2 Millionen Tonnen Koks, 8916 Tonnen Benzol, 16 823 Tonnen schwefelsaures Ammoniak, 38 359 Tonnen Rohteer. Die Kokerei auf Schacht IV kann nach fertigem Ausbau täglich 250 000 Kubikmeter fertiges Leuchtgas abgeben. Die Stadt Barmen wird bereits heute damit versorgt, und in naher Zukunft werden jedenfalls viele rheinische und westfälische Städte von Hamborn aus ihren Gasbedarf beziehen.

Neben den Schachtanlagen, die heute kaum zwei Drittel ihrer projektierten Belegschaft haben, begann August Thyssen 1890 in Hamborn mit der Anlage eines neuen Hüttenwerkes. Zunächst nur ein Siemens-Martin-Stahlwerk mit Walzwerk und 50 000 Tonnen Rohstahlproduktion im ersten Jahr, wurde 1896 mit dem Bau von Hochöfen nebst einem Thomas-Stahlwerk begonnen. Heute ist das Werk zu einer Riesenanlage herangewachsen, mit sechs Hochöfen, einem Roheisenmischer von 1000 Tonnen Fassungsvolumen, einem Thomas- und Martinwerk, einem gewaltigen Walzwerk für Obermaterial, Träger- und Formeisen, Winkel- und Stabeisen und einem Blechwalzwerk in riesigen Dimensionen. Die Produktion ist auf nahe eine Million Tonnen pro Jahr angewachsen, und rund 10 000 Arbeiter

finden in diesem Betrieb mit seinen mannigfachen Nebenanlagen Beschäftigung. Der Geist eines August Thyssen und die Intelligenz und Schaffenskraft seines Generaldirektors Dahl sorgen auch hier für ständige Weiterentwicklung.

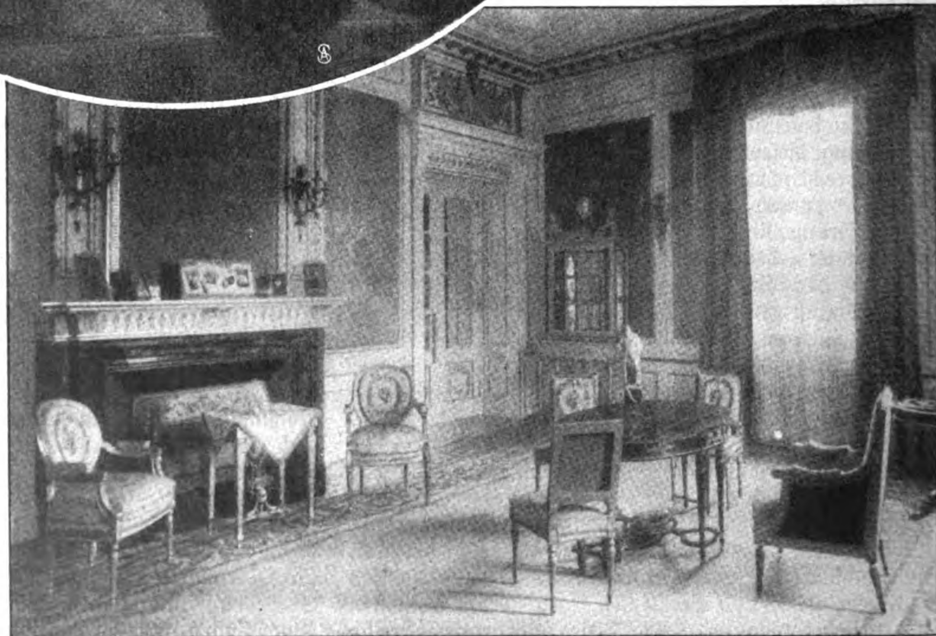
Solchen Anlagen entsprechen die Verkehrseinrichtungen. Ein normalspuriges Eisenbahnnetz von 200 Kilometer Schienenlänge verbindet sämtliche Hütten- und Schachtanlagen miteinander, mit einigen Thyssen-Werken außerhalb Hamborns und mit einer Reihe umliegender Staatsbahnen. Zwei unmittelbar am Hüttenwerk gelegene eigene Rheinhäfen vermitteln auf zum Teil eigenen Schiffen einen Gesamtumschlag von weit über drei Millionen Tonnen. Für ein Arbeiterheer in Hamborn von mehr als 26000 Mann hat August Thyssen eine Zahl von Arbeiterkolonien anlegen lassen, damit gesunde Wohnungen und Gärten zu einem billigen Preis geschaffen wurden. Wohlfahrtskassen, Fortbildungschule, Kinderverwahranstalten, Menagen zur billigen Unterkunft unverheirateter Arbeiter, Beamtenkasino usw. werden von der Gewerkschaft unterhalten. Unmittelbar an der Grenze Hamborns gehören zum Thyssenkonzern die Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb in Duisburg-Meiderich mit demnächst sechs Hochöfen und einer großen Eisengießerei sowie die Gesellschaft für Teerverwertung.



Das Empfangzimmer.



Schloß Landsberg
bei Kettwig a. d. Ruhr.



Blick in den Salon.



Das Arbeitzimmer Thyssens.

Aber Thyssens Geist greift in weitausschauenden Plänen weiter auch über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus. Eine neue Hüttenanlage mit acht Hochöfen in Hagendingen (Lothringen) geht ihrer Vollendung entgegen. Von Caen in der Normandie führt er aus eigenem Hafen die Erze aus und läßt dort ein neues Hüttenwerk entstehen. In Nikolajew am Schwarzen Meer sind Thyssens Beamte und Arbeiter am eigenen



Der Speisesaal im Schloß Landsberg a. Ruhr.

Hafen mit der Ausfuhr der Erze beschäftigt. In Indien und Brasilien setzt er sich mit eigenen Häfen fest.

Nahezu 50000 Arbeitern gibt er jetzt schon Arbeit und Verdienst. Millionen Tonnen deutscher Erzeugnisse gehen aus seinen Werken über die ganze Welt. Viele werden durch die von ihm geschaffenen Verhältnisse emporgehoben und geschoben, deren eigene Kraft dazu nicht ausgereicht hätte. Mögen ihm noch viele Jahre rastlosen Schaffens beschieden sein.

Gegenüber dem alten Ruhrstädtchen Kettwig liegt Schloß Landsberg auf bewaldeter Ruhrhöhe still und versonnen (Abb. S. 920). Dort wohnt jetzt August Thyssen, wenn — er nicht auf Reisen ist. Teilweise aus dem Mittelalter stammend, ist das früher träumende und verfallende Gemäuer von neuem Geist belebt worden, seitdem sein jetziger Besitzer es 1903 von dem Freiherrn von Landsberg erwarb. — Ein schönes Portal öffnet den Eingang zur Auffahrt. Der neue Besitzer hat bewiesen, daß er bei der Restaurierung, dem Um- und teilweisen Neubau auch Altes zu achten versteht. Die Wehrmauer und der mehr als 30 Meter hohe Bergfried trotzen weiter in ihrer alten Gestalt, und der alte Brunnenturm im Schloßhof gesellt sich ihnen zu. Das Hauptgebäude erlitt einige Veränderungen, und auch das alte, mauermorsche Wohngebäude mußte teilweise niedergerissen werden. Doch der Charakter der alten Bergfeste als eines gotisch wuchtigen, stolzen Herrensitzes ist gewahrt worden.

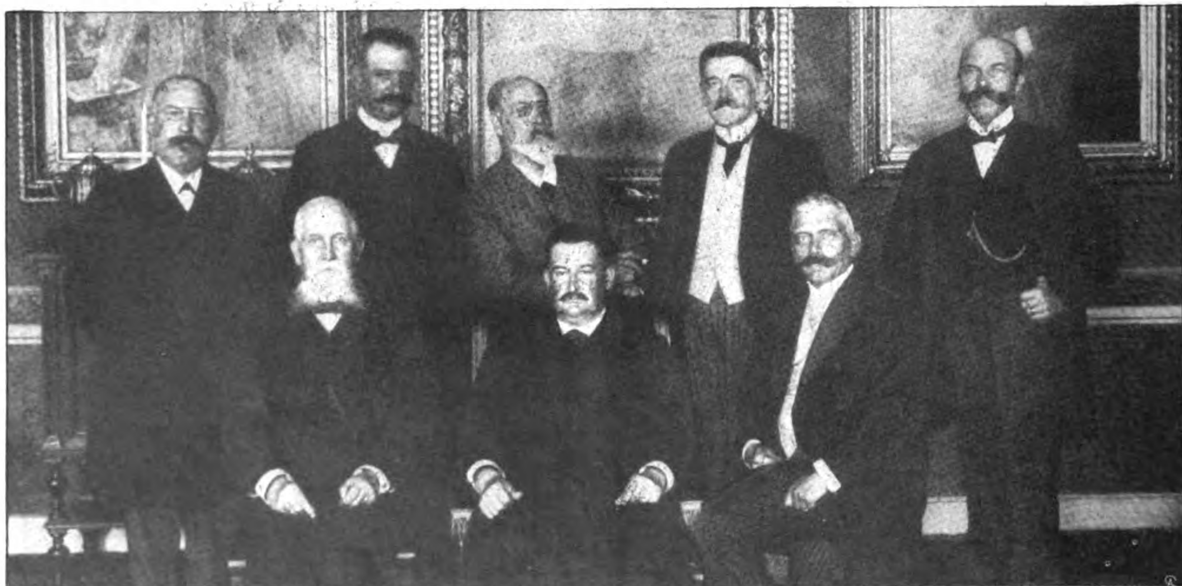
Wenn August Thyssen hier einkehrt in dieser fast weltabgeschiedenen Einsamkeit, dann rastet er trotzdem nicht, das beweisen sein Arbeitsraum (Abb. S. 921) und dessen Lage neben seinem Schlafzimmer.

Aus dem österreichischen Parlament.

Von Ludwig Hirschfeld, Wien. — Hierzu 6 Aufnahmen von Hofphot. Ch. Scolik jun. u. eine Porträtaufnahme.

Es hat ein gewisses rauflustiges und stürmisches Renommee, das österreichische Parlament, und leider ist es ja nicht gänzlich unbegründet. Der Besucher und namentlich der fremde kommt daher schon mit bestimmten Erwartungen herein, mit der heimlichen Hoffnung, die berühmten Pultdeckel und Kindertrompeten in voller Tätigkeit zu sehen, geballte Fäuste, gerollte Augen und ähnliche Skandalszenen. Sie sind freilich sehr häufig, aber eine regelmäßige Einrichtung sind sie bisher doch nicht geworden, und so kann dem Besucher leicht die Enttäuschung widerfahren, daß er eine ruhige, sachliche Sitzung sieht, in der gearbeitet wird. An solchen Tagen, die namentlich in der letzten Zeit glücklicherweise wieder häufiger geworden sind, hat das österreichische Parlament ein friedliches, nüchternes Gesicht, aber zu sehen gibt es trotzdem genug. Wir haben nicht umsonst unsere zehn Nationen und Landessprachen und die doppelte Zahl von Parteien und die dreifache von Meinungen. Diese österreichische Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit drückt sich im äußeren Bild des Abgeordnetenhauses in bunter plastischer Deutlichkeit aus. Es ist wirklich ein kleines Österreich mit allen seinen Eigentümlichkeiten, seinen Fehlern und Vorzügen. Und gerade an einem solchen ruhigen und sachlichen Tag bekommt der Besucher einen viel richtigeren Eindruck von dem kleinen und dem großen Oesterreich.

Ins österreichische Abgeordnetenhaus kann man auf verschiedene Weise gelangen, nämlich als Zuschauer. Die ganz Ahnungslosen begeben sich in die Stadiongasse, zum Aufgang zur Zweiten Galerie. Aber hier hängt meistens eine große Tafel: „Da alle Galeriesitze vergriffen sind, findet heute keine Kartenausgabe mehr statt“, was nach Sensation und Skandal aussieht. Aber die Tafel wird auch bei den



Phot. Seebald.

Von links (sitzend): Vizepräsident Prof. Julian Romanczuk; Präsident Dr. Julius Sylvester; Vizepräsid. Josef Pogacnik. Stehend: Dr. Enrico Conci, italienischer Vizepräsid.; Vizepräsid. Oekonom Karl Juckl; Redakteur E. Pernerstorfer; Vizepräsident Hofrat Dr. Ludomil German; Vizepräsid. Josef Zdarsky.

Das Präsidium des österreichischen Parlaments.

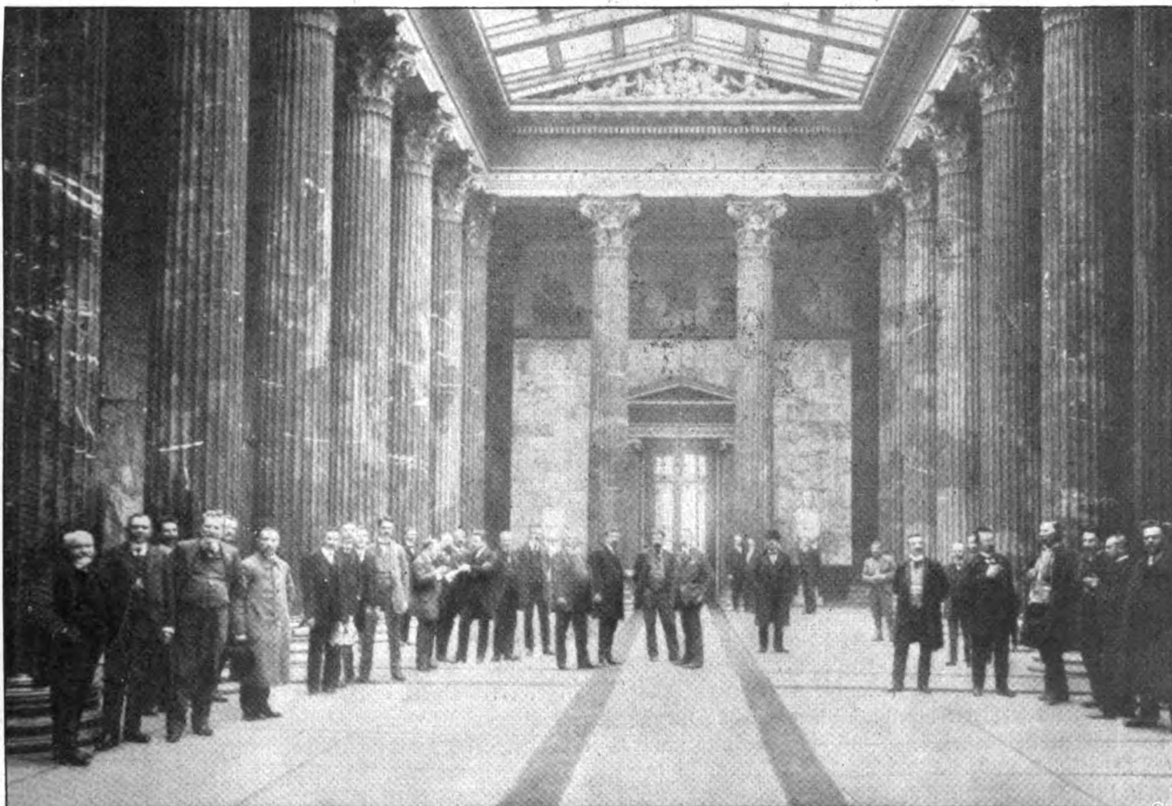
ruhigsten Sitzungen ausgehängt, eine Vorsichtsmaßregel, um allerlei Elemente fernzuhalten, die sich von der Galerie aus gern in die Debatte einmengen. Der sicherste Weg ist der, sich eine Empfehlung an einen Abgeordneten, einen Beamten des Hauses, einen Journalisten zu verschaffen. Dann geht man über die große Rampe, am Pallas-Athene-Brunnen vorbei, zum Haupteingang hinauf, durchs Vestibül, und wenn man einmal in der großen Säulenhalle steht (Abb. untenst.), ist man auch schon drin im österreichischen Parlamentarismus.



Führer des Deutschen Nationalverbandes.

Hier blickt man hinter seine Kulissen, hier gehen die politischen Akteure ohne Pose und abgeschminkt umher, fallen aus der Rolle, und die ärgsten Radikalen und Schimpfer erweisen sich als nette und gemütliche Mitmenschen. Das ist nur selbstverständlich, denn die großen Leidenschaften, die Erbitterung hebt man sich für den Sitzungsaal auf.

Im Vorübergehen ein Blick ins Postamt und Journalistenzimmer. Die Herren selbst trifft man eher drüben, am Büfett oder in der Säulenhalle, wo sie Arm in Arm mit Abgeordneten und auch mit Ministern auf



In der Säulenhalle des österreichischen Abgeordnetenhauses: Gruppen von Abgeordneten im Gespräch mit Journalisten.

und ab gehen. Einzelne unter den Parlamentsjournalisten, z. B. ihr Senior kaiserlicher Rat Emanuel Singer, erfreuen sich großen Ansehens und haben gewiß mehr parlamentarischen Einfluß als mancher Abgeordnete. — Dann geht man weiter, durch lange Gänge, an vielen Türen vorbei, und überall ist die warnende Aufschrift zu lesen: „Ausschließlich für die Herren Reichsratsmitglieder reservierte Räume" — aber das ist nicht so wörtlich zu nehmen. Hier sind die Beratungzimmer der Parteiklubs und der verschiedenen Kommissionen. Den stattlichsten Eindruck macht der Budgetsaal (Abb. S. 926), in dem die Budgetkommission ihre Beratungen abhält. Dann kommt man in die Couloirs, langgestreckte und weitverzweigte Räume, mit bequemen Lederbänken ausgestattet, denn die sachlichen Reden im Saal dauern manchmal sehr lange . . . Hier ist das parlamentarische Getriebe am lebhaftesten.



Blick in das Stenographenbureau.



Dr. Fiedler, früh. Handelsminister. Fürst von Thun, Statthalter v. Böhmen.

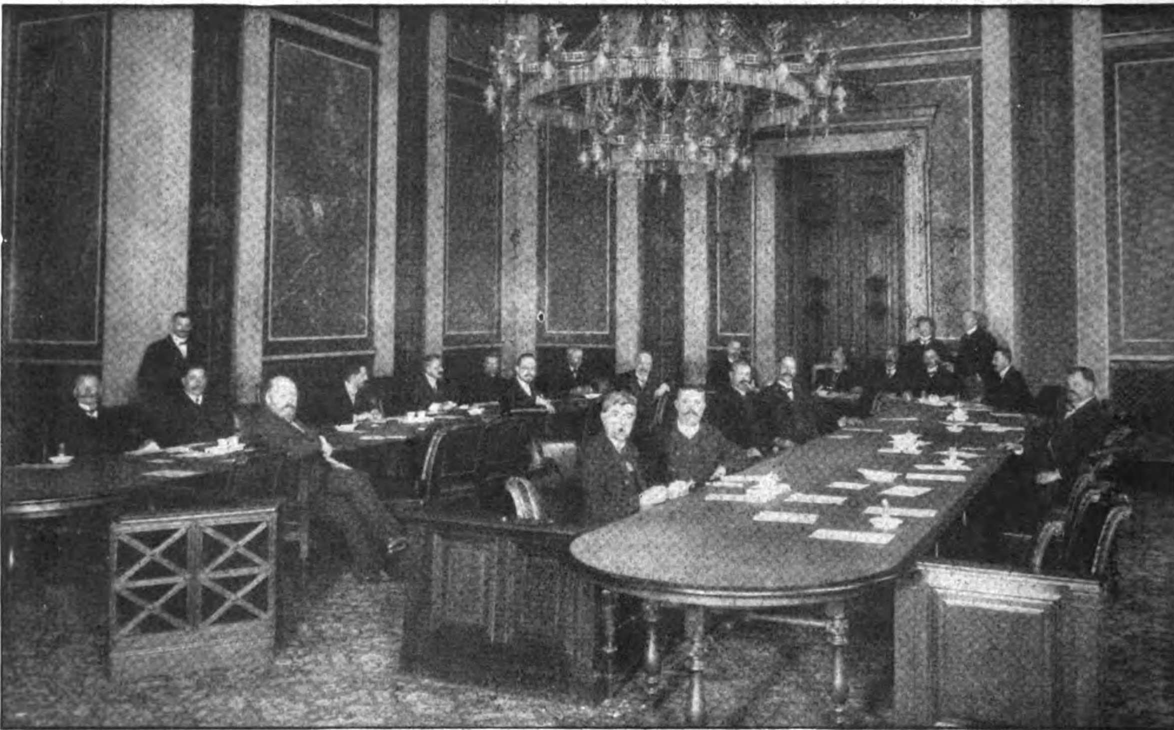
In den Gängen des Abgeordnetenhauses.

Da sieht man Abgeordnete mit Professorenbärten und -brillen, andere von bäurischem oder wienerisch vorstädtischem Aeußern, auch viele im geistlichen Gewand, dazwischen eilige Stenographen, würdige Diener, Briefträger, und an ruhigen Sitzungstagen bekommt man hier vom österreichischen Abgeordnetenhaus den deutlichsten Begriff. Hier stehen Parteiführer in einer Gruppe beisammen, aber auch wütende Gegner, und hier wird mehr beraten und entschieden als drinnen im Saal. Da wandelt der Statthalter von Böhmen Fürst Thun mit dem Jungtschechen und früheren Handelsminister Dr. Fiedler auf und ab (Abb. nebenst.). Der Photograph wollte die Gruppe aufnehmen und bat gewohnheitsmäßig: „Bitte, etwas freundlicher" — die Aufforderung war wirklich nötig: die beiden Politiker sprachen nämlich gerade über den deutsch-tschechischen Ausgleich . . .

Noch einen Blick ins Stenographenbureau (Abb. obenst.), wo die Reden in die Schreibmaschine diktiert werden, und dann in die Journalistenloge, um auch die Sitzung zu sehen. Jetzt, am Beginn, ist der Saal noch ziemlich besucht. Den Vorsitz führt der Präsident Dr. Sylvester, links von ihm sitzt der Vizepräsident Engelbert Pernerstorfer, eine der bekanntesten Gestalten des Abgeordnetenhauses (Abb. S. 925). Die Aufnahme auf Seite 922 zeigt den Präsidenten mit den Vizepräsidenten. Unterhalb des Präsidiums sitzt das Bureau des Hauses, darunter der langjährige Kanzleichef Sektionschef v. Bauer-Bargeler. Die erste Reihe ist



Eine Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses. In der Mitte: Präsident Dr. Sylvester (×) und Vizepräsident Pernerstorfer (××).



Eine Sitzung im Budgetsaal des Abgeordnetenhauses.

die Ministerbank, auf der selten das ganze Ministerium zu sehen ist. Momentan steht hier die hohe Gestalt des Justizministers Dr. v. Hochenburger, auf den vor einiger Zeit an dieser Stelle ein Revolverattentat verübt wurde. Aber die Projektile schlugen in die Ministerbank ein und sind noch jetzt dort zu sehen. In normalen Zeiten ist es ein freundliches, beinah idyllisches Bild. Die Sonne fällt gedämpft durch das Glasdach, der Redner spricht von seinem Platz aus leise für die Stenographen und ein paar Parteifreunde. In den Bänken sitzt da und dort ein Abgeordneter, liest, schreibt Briefe, macht in seiner Pultlade Ordnung, im ganzen Saal ist tiefster Frieden. Und der fremde Besucher blickt staunend und enttäuscht hinunter und kann es gar nicht glauben, daß er sich wirklich im österreichischen Parlament befindet . . .

Quitt.

Skizze von Else Franken.

Ihre Silberhochzeit wollten sie ganz still auf den Gütern der Gräfin verleben. Marotte das. Aber — sagte sich Graf Lorringhoven — wenn sie fünfundzwanzig Jahre so ziemlich trätabel gewesen war, mochte sie in dem einen Punkt einer sentimentalen Laune folgen. Eigentlich schmeichelte es ihm, daß sie über das Fest sentimental dachte.

Der Graf, eine prachtvolle Erscheinung, blondbärtig, vierschrötig, aber vorzüglich gewachsen, mit eiskalten, freundlich bonhomistischen Augen, die er leicht zusammendrückte, wenn er irgend etwas scharf aufs Korn nahm, verwunderte sich gelegentlich beim Rückblick, daß es mit seiner Ehe so glimpflich abgegangen war. Die Cousine Rosy — ihre Verwandtschaft war übrigens nur noch über sieben Ecken nachweisbar — hatte ein kapriziöses Persönchen sein sollen, in dem Rufe stand sie. So sah sie auch aus mit ihrer zierlichen, steil aufrechten Figur, als er sie zuerst, an ihr Reitpferd Castiliane gelehnt, vor sich gesehen hatte. Sie hatte noch heute eins dieser feinen, brünetten Gesichtchen, schmal und rassig, zwischen kaum zu bändigenden Haaren, und große, stille Augen, die doch mehr sprachen als der blutrote, ziemlich schweigsame Mund. So ein Rassegesichtchen — auch die gelblichen schmalen Hände paßten dazu — was ein Mann gern unter seinem Kuß erglühen sieht, aber darauf hatte Lorringhoven verzichten müssen von allem Anfang an.

„Graf, ich werde Ihre Frau, weil es dem Familienbeschluß entspricht —“ hatte sie bei ihrem ersten Alleinsein gesagt.

„Ich schmeichle mir, Rosy —“ hatte er geantwortet — „die Chancen, die mir damit geboten sind, in glücklicher Richtung zu entwickeln.“

Die kleine Komtesse Rosy hatte auf ihn, den großen ritterlichen Herrn, herabgeblickt, das verstand sie. Aus diesem Blick las er, daß sie seine nicht eben zahme Vergangenheit kannte. Übrigens im Augenblick der Werbung — und noch lange nachher, jahrelang — hatte es nichts für ihn gegeben als diese kleine Rosy mit dem langsam abschätzenden Blick, die ihre kleine Hand in seine große versenkte. Und da hatte sie langsam gesagt: „Ottmar, Sie mögen es dreist mit mir versuchen. Ich mache Ihnen keine Streiche.“

Die Komtesse, die die Eltern genau einen Winter in die Gesellschaft und zu Hof geführt hatten, die sonst nur auf den Gütern gelebt, die und Streiche? Er hatte ihr das Händchen geküßt, und weil sie gerade an der Treppe zur großen Terrasse standen, die dem ganzen Parterre des Schlosses vorgelagert war, hatte er sie behutsam um die Taille genommen, drei oder vier Stufen hochgehoben, daß sie in gleicher Höhe ihm gegenüberstand, und hatte sie herzhaft auf den Mund geküßt. Sie aber hatte sich zurückgebäumt: „Eine von vielen, eine von vielen — o, nimmermehr!" Da hatte er sie losgelassen, denn natürlich, sie mußte sich erst an ihn und ihr Verhältnis zueinander gewöhnen, so ein Püppchen, das sich gar nicht dem Willen der Eltern widersetzte.

Und das Püppchen war mit der Zeit eine ganz große Dame geworden, und sie trug die Schuld, wenn sie sich nicht nahegekommen waren. Die schmale Figur hatte sie behalten, auch nachdem die zwei Gräflein gekommen waren, Egon und Harro, um derentwillen man den ganzen Landbesitz von beiden Seiten her behalten hatte. Viele Male hatte Lorringhoven gemeint, es sei besser, Steinbach und Niederstetten zu verkaufen und den Erlös in die oberschlesischen Besitzungen zu stecken. Die Gräfin hatte sich mit sanfter, aber unerschütterlicher Beharrlichkeit gesträubt, auch als ihre Eltern lange gestorben waren. Er hatte sie auch lange umschmeichelt, umhuldigt, auf alle Art verwöhnt, denn ihr gut geschulter und sarkastischer Geist hatte es ihm ebenso angetan wie ihr sportgeübter, gertenschlanker Körper. Aber sie hatte sich ihm entzogen und hatte ihn mit ihren dunkeln Augen angesprüht, so daß er deutlich verstand auch ohne Worte: Du hast dein Leben ausgekostet, mein Lieber, gründlich — nun laß dir genügen, ein Grandseigneur zu sein auf einem neidenswerten Besitz, zwei Erben zu haben für den großen überkommenen Reichtum, ein Jagdgebiet wie wenige auf deutschem Boden — und was sonst noch drum und dran hängt.

Der norddeutsche Besitz Steinbach und Niederstetten war diese fünfundzwanzig Jahre hindurch in einer Verwaltung gewesen, in der Hand des Güterdirektors Felix Marbach. Der Graf hatte mehrfach gemeint, man solle mal persönlich dort zum Rechten sehen. Aber die Gräfin richtete dann jedesmal ihre pathetischen dunkeln Augen auf ihn: „Bemängelst du den Ertrag?" — Gott nein, alles was recht ist. Und so war es geblieben.

Nun waren sie ganz allein auf dem Wege nach Niederstetten, wohin schon einige Domestiken vorangereist waren.

Die Jungen, die schon junge Männer waren — Egon, der Mutter zierliches Abbild, stand bei den Husaren und Harro als blutjunger Referendar am Landgericht — hatten die Eltern auf einen vergnüglichen Abstecher nach Wien geschickt. Sie waren es, etwas verwundert, zufrieden gewesen. Spätherbst, einsame Silberhochzeit in Niederstetten, melancholisch — ganz Mamachens Geschmacksrichtung. Ihr alter Herr hätte das Zusammenkommen von Familie und Gutsnachbarn vorgezogen, Ströme von Licht, Ströme von Sekt, die Treibhäuser geplündert, und die Mama, in weißem Samt und Brüsseler Spitzen gekleidet, mit den alten Familiendiamanten, die hübscheste von allen, konnte es noch mit allen Komtessen in der Runde aufnehmen.

Also die jungen Herren waren in Wien, die Eheleute ganz auf sich selbst angewiesen. Nur einen Teil des Schlosses hatten sie herstellen lassen, die Parterrezimmer nach der großen Terrasse, die in die herbstliche Farbenpracht des Parkes führte. Der Park stand in den Flammen des Herbstlaubs. Die Fußwege mochten die Gärtner noch so oft säubern, sie lagen doch von Blättern voll! Die Eichen sahen aus wie sämisches Leder, und die großen Schleppen wilden Weins, die über die Front des Hauses herabhingen, prunkten in glühendem Rubinrot.

„Hier gab ich dir den ersten Kuß —" sagte der Graf sentimental und blieb an einer Stelle der Terrasse stehen.

Die Gräfin ging langsam weiter, ihre kleinen Füße wirtschafteten in den trockenen Blättern, so daß es raschelte. Sie antwortete nicht, hatte die Brauen hochgezogen und gedachte wohl ihrer Mädchenjugend. Es war der Tag ihrer silbernen Hochzeit, sie würden später sich gegenüber zu Mittag speisen — wenn sie dann ebenso schweigsam war!

„Ich will später den Güterdirektor in Steinbach aufsuchen —" sagte der Graf nach einer Pause ganz zufrieden, daß es dann überhaupt etwas zu tun gab. Er wollte dann gleich die Ziegelei und die Brennerei besehen und das Gestüt, was alles in den letzten Jahren entstanden war.

„Ich werde mitkommen", sagte die Gräfin, und ihr Gesicht stand in Flammen.

„O," sagte der Graf, „du mit? Es gibt da keine Hausfrau bei diesem Herrn Felix Marbach. Man weiß nicht, wie man es trifft. Ich würde ihn dir eher zu Tisch mitbringen."

„Dann tu das", sagte Rosy Lorringhoven, des Themas anscheinend schon müde. Aber als der Graf später fortritt, lief sie mit mädchenhafter Raschheit in den Park. Nach fünfundzwanzig Jahren. Wie sie es sich damals vorgesetzt hatte, als sie den Riegel vorschob vor eine gar zu innige, eine leidenschaftliche Liebe, die nicht in Betracht zu ziehen war von der Komtesse Rosy, vor der sie sich geschützt hatte durch ihre Vermählung mit dem Vetter Ottmar. Aber die Liebe hatte sich gerächt, war gewachsen in der Entfernung, anstatt zu verblassen, hatte ihr ganzes Herz ausgefüllt, schlimmer: ihre Phantasie, daß es gar nichts mehr in ihr gab als den Namen Felix. Als einen jungen, grazilen Menschen hatte sie ihn gekannt, der mit ihr in den Wald galoppiert war, mit ihr gesungen hatte, ganz kindlich, die ewig jungen Mendelssohnduette — damals als Volontär auf ihres Vaters Gütern. Die Gräfin lächelte, wie sie so dahinschritt. Gott, wie jung, wie jung war das alles gewesen! Der Pfarrersohn — und sie. Sie hatte sich empört gegen sich selbst. Aber Lorringhoven hatte seine Vergangenheit gehabt, die Cousinen hatten es hinter dem Fächer angedeutet, und darum eben hatte sie ihr Ja gesagt. Waren sie nun nicht quitt, er mit seiner heimlichen Vergangenheit und sie mit ihrer heimlichen Liebe?

Nur — daß er sich an seiner Vergangenheit nicht wärmen konnte, danach war sie nicht angetan. Sie sich aber an der ihrigen!

Rosy Lorringhoven durchlief den großen Park, und die Sonne überstrahlte sie. Hinter dem Farbenbraus der Wipfel sah der Himmel fein blaßgrün aus. Ganz hinten im Boskett stand noch der sandsteinerne Flötenbläser und spielte den Nymphen im Gebüsch auf. Da blühten noch blaßrote Rosen an den Stöcken zwischen den kleinen Efeugräbern, wo die Hunde des Hauses begraben lagen, die treuen Freunde, die alle das Gnadenbrot und zuletzt den Gnadenschuß erhalten hatten. Und ganz hinten lag das Mausoleum, aber dahin schritt sie nicht. Sie kam,

das Leben zu suchen, nicht den Tod. Einmal wollte sie Felix Marbach noch sehen, und das sollte an diesem Tage geschehen, so hatte sie es sich gelobt — vor fünfundzwanzig Jahren. Sie würde ihm entgegentreten mit unbewegtem Gesicht, aber ihr Herz würde jubeln. Sie war Frau geworden und Mutter, aber den innersten Kern ihres Wesens hatte sie zurückgehalten — ob er es auch nicht wußte: für ihn, für ihn. Nichts sollte er merken, nichts von der Treue, nichts davon, daß er ihr Schild gewesen war in den mancherlei Versuchungen ihrer großen Welt.

Die Gräfin saß jetzt auf einer weißlackierten Lattenbank, eingesponnen in ihre Träumereien, so daß sie auffuhr, als sich Stimmen näherten, zwei laute Stimmen, die sich an Kraft und Frische überboten. Es waren lachende Stimmen, die eine Ottmars — die andere kannte sie nicht. Auch den Mann nicht, der am Ende der Allee sichtbar wurde, in Reitfrack und Zylinder, und der an Leibesfülle besaß, was Ottmar an herkulischem Bau zu tragen hatte. Der Herr setzte sich in lebhafteren Gang, als er die Dame sah. Auch sein Gesicht war voll und strahlend in Lebenslust, als er sich über die Hand der Gräfin beugte.

Das war der Güterdirektor Marbach, und es war der Gräfin völlig unmöglich, Felix, den einstigen Pastorsohn, aus diesem frischen und satten Herrn zu erkennen. Erst mühsam, in geschickt verhüllter Enttäuschung, mit ihrer großen und doch huldvollen Pose, die sich einem lang bewährten Diener gegenüber allenfalls geziemte, fand sie sich in ihrer Jugendliebe zurecht.

Es war gut, daß Graf Lorringhoven sprach. Er hatte die neuen Einrichtungen nur zum kleinen Teil besichtigt, überwältigt von der Großartigkeit des Geschaffenen: Das mußte Rosy mitansehen, was dieser famose Marbach und diese neue Zeit mit ihrer Industrialisierung der Landwirtschaft mitsammen geschaffen hatten. Sie kannte das ja aus Plänen und Abrechnungen, aber sie sollte das alles mal gefälligst erst sehen! Der Graf betonte lebhaft die neue Zeit — Marbach sollte nicht übermütig werden — eine Zeit der Industrialisierung. Der Schlendrian einer bequemen Epoche hatte sich endgültig überlebt.

Ein Diener rief zu Tisch. Die stumme Gräfin schritt voran, die Terrassentreppe hinauf. Sie hörte nur die lauten Stimmen der Männer und verstand kaum, was sie sprachen. Eine kleine, schimmernde, blumengeschmückte Tafel war in eine Fensternische gerückt, und Rosy war ihrem Mann dankbar, daß er die Silberhochzeit nicht erwähnte, sie fühlte die ganze Situation als schief und litt bis in ihre feinsten Nerven.

Und Marbach, der Güterdirektor, mit dem auseinandergegangenen Gesicht, der Stirn, von der sich die dunkeln Haare zurückgezogen hatten, so daß die Glatze wie eine Billardkugel glänzte, war so schneidig und so sprachbereit, daß er fast mehr von sich zum Besten gab, als der Graf leutselig erfragte. Freude, große Freude hatte er bei seinen allmählichen Erfolgen gehabt; eine ganze Gegend ringsum, die ihn argwöhnisch beobachtet, aber dann alle seine Kunststücke nachgeschaffen hatte. Dabei hatte er auch festen Fuß in den Familien gefaßt; keine Hochzeit, auf der er nicht den Brautführer gemacht hatte, viele Gräflein zählten zu seinen Patchen.

„Und Sie haben nicht geheiratet?" fragte der Graf.

Die Gräfin, die nur mit dem Essen spielte und zumeist mit niedergesenkten Augen dasaß, richtete sich etwas auf. Sie sah den Mann nicht an, der sie so schwer enttäuscht hatte, aber sie war gespannt auf seine Antwort.

Marbach lächelte flüchtig, wie in Erinnerung mancher Ergötzlichkeit, und sah scharffreundlich durch seine goldgefaßte Brille: „Ein Mann in meiner Stellung ist das Ziel mancher Wünsche, Herr Graf werden das nicht arrogant finden. Da hält man immer Ausschau nach einer ersten Partie und versäumt darüber alle Möglichkeiten. Und lebt für seine Geschäfte und für das mancherlei Gute, was das liebe Leben bietet. So kommt man sachte über die Zeit des Wünschens hinweg, wird kritisch und immer kritischer. Man hat es eben verpaßt und getröstet sich dessen."

Marbach hatte dem Diner gut zugesprochen, er war ersichtlich ein Feinschmecker, wählte jedes Stück mit Bedacht und prüfte den Wein mit Kennermiene.

Als er aber an alte Zeiten rührte, von den Eltern Rosys nicht ohne Gefühl sprach und von der Gräfin Jugendzeit, die auch die seine gewesen war — da sprach er wie von sehr, sehr primitiven Zeiten, aus denen er sich erst durch ein überaus tätiges Leben auf einen Gipfelpunkt geschwungen hatte....

Lorringhovens machten in der ganzen Gegend Besuche, nun sie einmal da waren, und alle die Matronen und bequemen Landfrauen waren erstaunt, wie prachtvoll sich Gräfin Rosy konserviert hatte. Nur sehr schweigsam war sie und hatte ein wie festgefrorenes Lächeln.

Sie reisten endlich ab.

„Es hat dich angestrengt, Rosy, nicht?" fragte Graf Ottmar, als sie sich's im Abteil bequem gemacht hatten.

„Das gibt sich bald wieder", sagte die Frau leise. Sie saß in ihre Ecke gedrückt, nachdenklich und mit undurchdringlicher Miene. Waren sie nun quitt, sie und ihr Mann? Nein, er hatte einige Amüsements gehabt — und sie — nichts. Sie fühlte sich nicht mehr quitt mit ihm. Er war im Vorteil; man baut nicht ein Menschenleben auf der Schimäre von „ewiger Liebe" auf.



Abschied.

So sommerselig träumend liegt das Land,
Aus allen Hecken bricht ein Duft von Rosen,
Die Blüten, matt vom Mittagsonnenbrand,
Mit linden Abendwinden kosen.

Und du und ich stehn still am Wiesenrand
Im Zauberweben ferner, feiner Düfte;
Dein Auge glüht, und deine heiße Hand
Schmiegt leise sich um meine Hüfte.

Und tief in uns ringt sich die Trauer los
In dieser herzenschweren Dämmerstunde,
Legt ihre Schwingen, schwarz und riesengroß,
Um unsrer Seelen rote Wunde.

Ein letzter Klang von süßer Frühlingslust,
Vergangner Seligkeiten heiß Gedenken
Küßt unsre Stirn! Halt mich an deiner Brust
Noch einmal fest in seligem Versenken! — —

Das Mondlicht spielt im weißen Birkenhain,
Wo wir so liebvertraute Wege kennen.
Sieh, wie ein Grab glänzt weiß der Drudenstein,
Wo unsere Wege sich für immer trennen! —

D. Rottenstein.

Das moderne Reitkleid.

Hierzu 5 Aufnahmen von E. Schneider.

Berlin beginnt eine Sportstadt zu werden. Die Bestrebungen nach körperstärkender Bewegung haben in allen Kreisen den Sinn für Körperkultur entwickelt, und keine ästhetische, keine schön wissenschaftliche Richtung hält das begeisterte Verlangen nach jeder Art sportlicher Betätigung auf. Neben allen andern Sportarten gilt als erster und vornehmster immer noch der Pferdesport, und zählen wir heute die Tattersalls und Reitbahnen Berlins, scheint es uns kaum glaublich, daß es in dieser Stadt, als sie bereits 70 000 Einwohner zählte, nur 176 Reitpferde gab. Diese statistisch festgesetzte Zahl gibt uns den Beweis, wie der wirtschaftliche Aufschwung Berlins auch den Sport zum Siege verhalf, und die Massenwanderungen zu den Rennen nach Grunewald, Karlshorst usw. zeigen, daß der Pferdesport von der Aristokratie bis herab zum einfachen Mann alle Schichten der Bevölkerung interessiert. Haben wir bei diesen Veranstaltungen Gelegenheit, nur den Mann im Sattel zu bewundern, hat der Fortschritt unserer Zeit dafür gesorgt, daß auch das weibliche Geschlecht in der Uebung dieser Sportart nicht zurückblieb. Das Jagdreiten, das aus England kam, gehört seit einigen Jahren zu den bevorzugtesten Sportfreuden der Damen der Aristokratie, und viele Offiziersfrauen der Kavallerieregimenter sind die ständigen Begleiterinnen der Rotröcke auf den Königlichen Parforcejagden in Döberitz. Haben die deutschen Frauen noch nicht gewagt, wie die Amerikanerinnen beim Rennen mitzureiten, so haben sie dennoch bewiesen, was sie im Nehmen schwerer Hindernisse zu leisten imstande sind. Dieser Sport, der aus Italien und Belgien stammt, hatte einen glänzenden Erfolg bei dem Concours hyppique, den das Kartell für Fahr- und Reitsport im Berliner Sportpalast veranstaltete. Bei dieser Springkonkurrenz produzierte sich manche Dame als Amazone, und die Frau eines bayrischen Artilleriehauptmanns errang auf ihrer ungarischen Fuchsstute einen vollen Sieg, da die Uebereinstimmung zwischen Reiterin und Pferd in ganz besonderer Eleganz hervortrat. Auch manche Dame im Herrensitz war zu sehen, ohne daß diese Mode bei uns Anklang zu finden scheint. So berechtigt die Warnung vor dem Seitensitz ist, der im Fall eines Sturzes größere Gefahr birgt, indem der Fuß leicht in der Gabel und im Bügel hängenbleibt, zieht man doch diesen Sitz immer wieder dem Herrensitz vor. Die Linie im Seitensitz ist eine bei weitem elegantere, und die schlanke weibliche Gestalt, die nun einmal für diesen Sport die erste Bedingung bleibt, schmiegt sich viel weicher und angenehmer den Bewegungen des Pferdes an. — Natürlich erfordert dieser Sport auch in seiner Kleidung einen streng abgeschlossenen ernsten Stil, und den Kapricen der Mode bleibt dieses Terrain verschlossen. Alles Spielerische, das sonst bei dem Frauenkleid volle Berechtigung hat, ist bei dem Reitkleid verpönt. Die Wahrung der edlen Körperlinie ist das einzige, was von diesem Anzug verlangt wird, und selbst auf die Frisur erstreckt sich die strenge Schlichtheit. Schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit haben lockere, phantastische Frisuren keine Berechtigung. Bis vor kurzer Zeit war der steife, englische Herrenhut die einzige in Frage kommende Kopfbedeckung. Diese Gleichmäßigkeit wurde jedoch durch kleine Variationen gemildert, besonders da einige kleidsame Formen auftauchten, die den Stil innehielten und nur durch geringe Abweichungen den Stempel des Neuen trugen. Die schwarzen Filzhüte in Her-

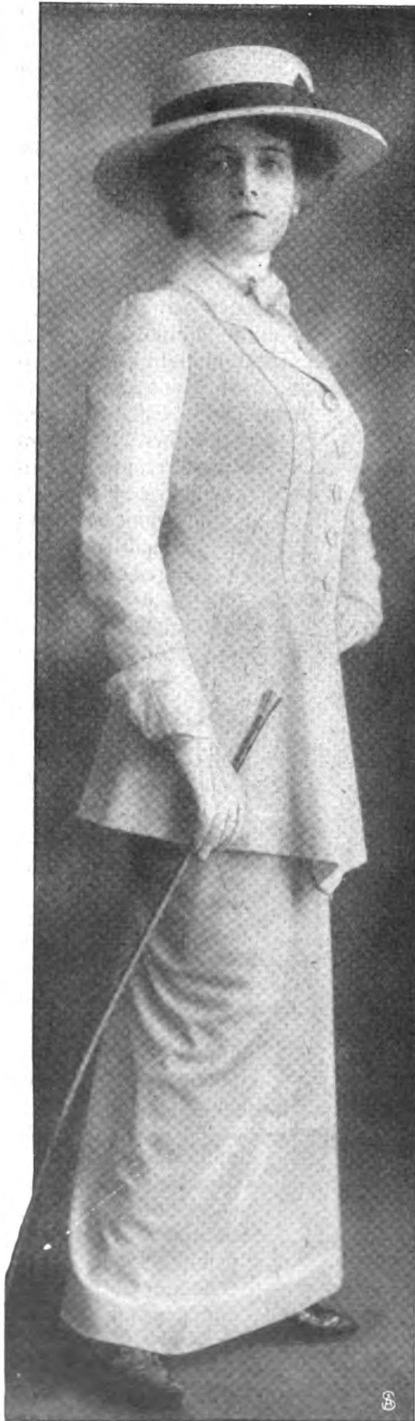


Abb. 1 (links). Dunkles Reitkleid. Schwarzer breitrandiger Filzhut.

Abb. 2 (rechts). Englischer Paletot. Dreimaster aus hellem Stroh.

Moderne Reitkleider.

renfassons wurden breitrandiger und dadurch für manche Gesichter kleidsamer (Abb. 1). Als Ergänzung zu hellen Reitkleidern werden hauptsächlich weiße, sailerartige Hüte mit etwas nach unten gebogenem Rand gewählt. Auch der Dreimaster aus hellem Stroh mit dunkler Einfassung führte sich erfolgreich ein (Abb. 2). Von den Amerikanerinnen wird gern ein schwarzer Dreimaster mit schwarzem Lederkopf und Ledereinfassung getragen. Für das Reiten im Damensitz ist augenblicklich das anliegende Prinzeßreitkleid recht beliebt. Es wird hauptsächlich aus schwarzem Trikotstoff gearbeitet. Eine sehr beliebte Fasson für den Damensattel illustriert das Reitkleid aus weißem Trikotstoff mit halbanliegender Jacke, zu dem ein offener Sicherheitsrock getragen wird (Abb. 3). Für den Herrensitz kommt natürlich nur der geteilte Rock in Frage, dem man am besten eine kurze Jacke mit Schoß fast ohne Glocke zugesellt (Abb. 4). Da das Reiten in Blusen nicht elegant wirkt, bevorzugt man bei besonders heißen Tagen im Sommer zu dunklen Röcken Reitjacken aus Leinen oder Bastseide (Abb. 5). Die Formen der Jacken variieren wenig, denn auch die Reitjacken für die Parforcejagden aus rotem Cheviot oder Trikotstoff unterscheiden sich von den übrigen Jacken nur durch die Farbe und die Verzierung der Goldknöpfe. Die Paletots, die häufig für den Weg zum Tattersall usw. getragen werden (Abb. 2), wahren auch den streng englischen Stil. Sie haben die Ulsterform und werden aus feinen englischen Stoffen oder Covercoat gearbeitet. Neuerdings gibt es auch einen Regenmantel für den Pferdesport, einen dreiviertellangen glockigen Mantel aus Gummi oder Waterproof, der hochgeschlossen ist und durch seine verdeckte Form



3. Reitkleid aus weißem Trikotstoff.
Weißer englischer Strohhut.



4. **Reitkleid für Herrensattel.**



5. Dunkler Reitrock
mit Reitjacke aus Bastseide.

bei Regenwetter sehr zweckdienlich sein dürfte. Selbst die kleinen Ausschmückungen des Anzuges, wie Kragen und Krawatte, zeigen selten eine individuelle Note — je sportlicher und stilreiner der Anzug wirkt, desto mehr entspricht er den Anforderungen der Damen, die bei diesem Zweig der Bekleidungsfrage nur diese beiden Eigenschaften anstreben. Die hellen Farben, die erst seit kurzem mit dem traditionellen Schwarz in Konkurrenz treten, haben auch noch lange nicht bei allen Reiterinnen anerkannte Daseinsberechtigung.

Die Buttfischer beim Fang.

Von Bernhard Zimmermann. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

Droben an der Steinmauer des Entwässerungsfiels ging es in der letzten stürmischen Zeit recht lebhaft zu. Sonst sah man immer nur, wenn man von der Seeseite kam, ein halbes Dutzend Arme auf dem Steinwall liegen, über ihnen ein viertel Dutzend Köpfe graubärtiger oder auch junger Fischer, die herüberlugten übers Wattenmeer nach der gegenüberliegenden Insel Juist und die kleinen Tagesereignisse sowie die kleinen Wattensegler am Horizont besprachen. Als aber die Flut nicht aufhören wollte zu steigen und der Wassermesser am Siel, der Pegel, beinah unter den schmutzig grauen Wellen verschwand, da änderte sich bald das idyllische Bild friedvoller Behaglichkeit.

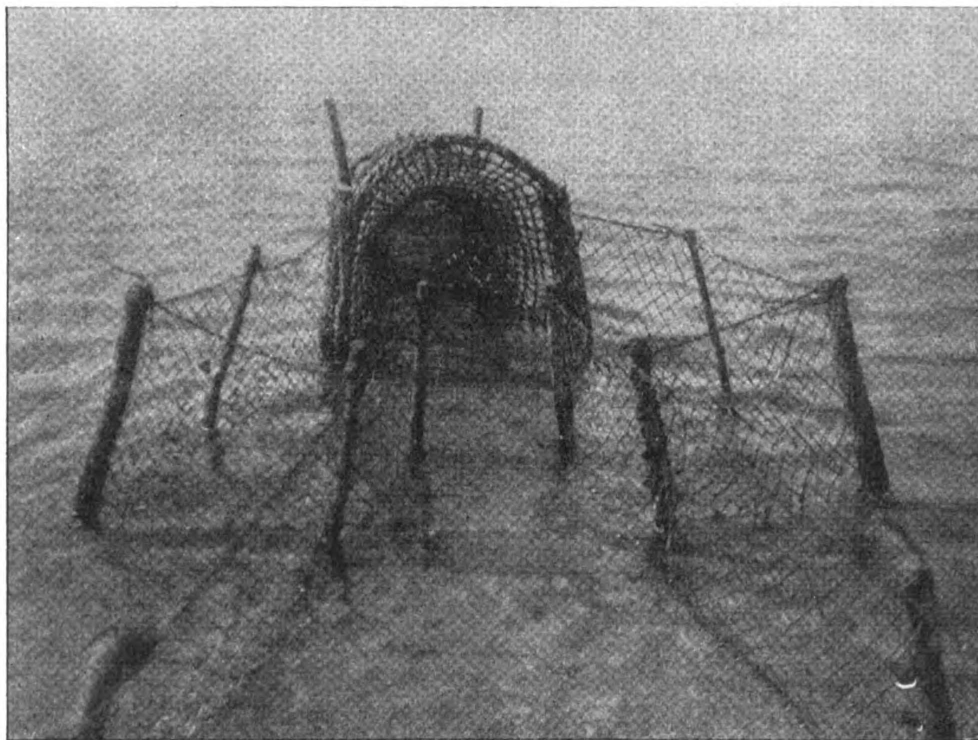
Den paar Fischerbooten oder Küstenfahrzeugen konnte die Besorgnis nicht gelten, die lagen alle wohlvertäut im kleinen Hafen. Es lag daran: die Leute konnten nicht fischen, weder Granat noch Butt, die in dieser Jahreszeit schon gut laufen und die Haupterwerbsquelle für die Wattenfischer bilden. Es wäre gerade die richtige Zeit gewesen, die Netze für die Garnelen in den Prielen aufzustellen; für den Buttfang waren die sogenannten „Fuken“ (Abb. untenst.) schon auf





Die Fischer bei einer „Fuke“ (Fangkorb). — Oberes Bild: Schlittenfahrt übers Watt.

dem freien Watt aufgebaut, konnten aber bereits seit einer Woche nicht mehr revidiert werden. Das Wasser kam mit dem Sturm unheimlich hoch, die Ebbe vermochte nicht die gewaltigen Wassermengen, gegen die sich der Sturmwind stemmte, in der gewohnten Zeit (etwa sieben Stunden) zu bewältigen und das Watt blank zu machen. Zum Unglück war die riesige Wattfläche,



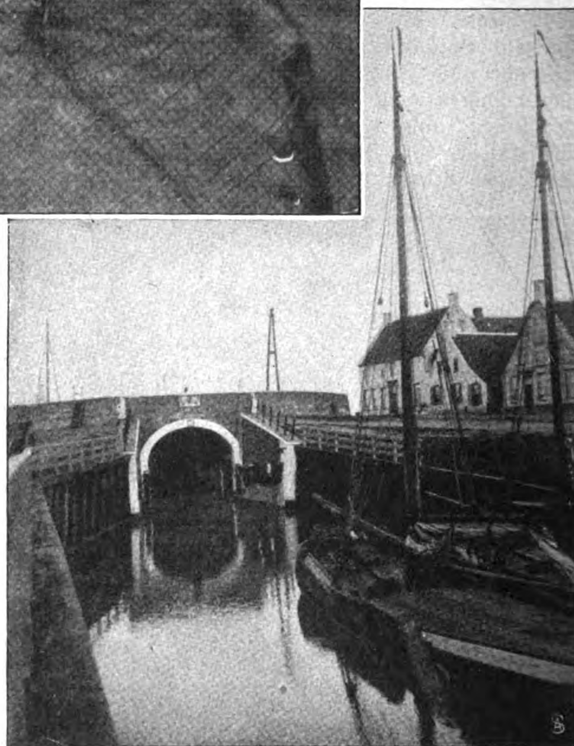
Der Leidensweg eines Butts.

auf der die meisten Fuken standen, durch einen breiten Priel vom Festland getrennt, der nur passierbar war, wenn bei tiefer Ebbe der Wasserspiegel einen Fuß unter den Kanten der Wälle stand. Die Versuche, durchzukommen, waren bislang vergeblich gewesen, und so war der Fang einer ganzen Woche ausgefallen. Außerdem war man in Besorgnis, ob die Fuken dem schweren Wellenschlag der außerordentlich hohen Fluten standgehalten hätten.

Das Wetter versprach etwas Aufklärung, also wollte man am folgenden Tag wieder versuchen, durchzukommen. Und um die Mittagzeit waren wir so weit. Ein paar schwere Hämmer und Schaufeln wurden mitgenommen, mit denen etwaige Beschädigungen der Fangapparate behoben werden sollten. Rasch wurden die „Kreier“, etwa 1 1/2 Meter lange Schlitten (Abb. S. 931), vom Deich herabgezogen, und dann ging es mit ziemlicher Geschwindigkeit über den Schlick, der in der Nähe des Deiches recht weich ist. Die „Kreier“ sind dem Wattfischer fast unentbehrlich, sie bringen ihn über den tiefsten Schlick, tragen die mit dem Fang gefüllten schweren Körbe und befähigen ihn, die oft kilometerlangen Strecken verhältnismäßig mühelos zu bewältigen. Ein Knie wird auf den hinteren Rand des Schlittens gelegt, in eine kleine Vertiefung, die mit ein wenig Seegras ausgepolstert ist, die Hände umfassen den etwa 50 Zentimeter hohen Aufbau, und vom Abstoß eines Beines getrieben, gleitet das primitive Fahrzeug mit einer Geschwindigkeit von etwa 10 Kilometer in der Stunde über das Watt. Freilich, nur den abgehärteten, ausdauernden Fischern können die Kreier zu einem wirksamen Beförderungsmittel werden, der Ungeübte quält sich ebenso gut zu Fuß durch das Watt wie mit den heimtückischen Gleitinstrumenten.

Nachdem wir mit genauer Not den Priel passiert hatten, torkelte ich langsam auf der freien Wattfläche hinter meinen Vordermännern her; es konnte ja recht nett für mich werden, wenn's so ein paar Kilometer weiter ging.

Der Untergrund wurde nach etwa 1000 Meter hart, der starke Strom der letzten Fluten hatte die leichte Schlickdecke an den Deich herangespült, und nur knirschend schoben sich die Kreier über den festen Sand. Sie wurden nach kurzem Kriegsrat stehen gelassen, und die hochbepackte Gesellschaft stapfte den in der Ferne sichtbaren schwarzen Punkten, den Fuken, zu. Eine halbe Stunde Wegs war es, aber sie wurde uns leicht, da der Boden bald hart wie Grasboden wurde. Scharf blies uns der Wind entgegen und hielt



Entwässerungsiel von der Landseite aus.



Der Priel wird durchwatet.

etwas Wasser auf der weiten, grauen Fläche zurück; zwischen den Fuken stand es 10 Zentimeter hoch, und nur 200 Meter von uns rauschte das Wasser stärker, dort kämpften Ebbe und Flut schon wieder gegeneinander. Also rasch an die Arbeit, denn es sah böse aus mit den Fuken. Einige Weidenkörbe waren bereits losgerissen und weggetrieben, das sahen wir auf den ersten Blick, und fast überall waren die Netze demoliert.

Recht einfach und doch wieder geschickt ausgedacht sind diese Fallen, die dem Butt so verhängnisvoll werden. Zwei je 25 Meter lange Flügel aus etwa 40 Zentimeter hohen, weitmaschigen Netzen laufen in einem Winkel von



Ausbesserung der Netze.



Der Fang wird herausgenommen.

30 Grad zusammen, in dem sich der sinnreich konstruierte Fangkorb befindet. Die Fänger rechnen mit dem Ebbestrom, der bei weitem stärker als der Flutstrom ist; demgemäß steht die Fangeinrichtung nach dem Deich zu offen. Es ist keine Seltenheit, daß sich in einem Korb 10 bis 15 von den großen, platten Fischen fangen, jeder Fischer hat ungefähr 30 Fuken — die eine zusammenhängende, fast 1000 Meter lange Fläche ergeben — ein guter Fang kann also allerhand zusammenbringen. Doch muß man bedenken, daß der Fisch im Durchschnitt nur 10 Pfennig bringt, der Fang im Winter ganz ruht, mehrere

Personen zur Bedienung der Netze notwendig sind und das Wetter den Fischern oft die schlimmsten Streiche spielt. Das alles läßt die Lage der Wattfischer nicht in rosigem Licht erscheinen, zumal der Beruf körperlich aufreibender ist wie kaum ein anderer. Nach jeder Flut müssen die Leute hinaus, also auch nachts, und auf den freien Watten ist der Wind schneidender, das Wasser kälter, als sich der Binnenländer träumen läßt.

Diesmal war das Ergebnis gering, nur 5 Fuken waren so ziemlich in Ordnung geblieben, aus denen wir 26 Fische herausholten. Hauptsache war jedenfalls den Fischern die Ausbesserung der Fangvorrichtungen. Auch hiermit kamen wir nicht weit; kaum hatten wir 3 Fuken fertig, so merkten wir schon, daß das Wasser anfing zu steigen. Weitere Arbeit war damit vergeblich und die Rückkehr bei Gefahr des Abgeschnittenwerdens unvermeidlich. Mit dem Wind und vor der Flut liefen wir zurück, bequem die langen Flutwellen hinter uns lassend, und fanden das Wasser im Priel gerade stehend, — es dauert ja eine geraume Zeit, bis das Wasser so weit von draußen her seinen Weg in die Priele an der Küste findet. Diese Wasserläufe können höchstens bei außergewöhnlichen Springfluten die Rückkehr zum Deich urplötzlich abschneiden; weit gefährlicher sind die heimtückischen Nebel, die dem Fischer, der keinen Kompaß bei sich hat, jegliche Orientierung rauben und ihn unfehlbar im Kreis herumführen. Schon mancher brave Kerl hat zwischen den weißen Schleiern in langsam steigender Wasserwüste ein qualvolles Ende finden müssen!



Hofphot. Tesch.
Prof. Dr. Eugen Wilhelm, Jena, bekannter Orientalist, begeht seinen 70. Geburtstag.

Bilder aus aller Welt.

Am 5. Juni feiert Fräulein Bertha Moeller in Dresden, eine Tante des Geheimrats Cornelius Gurlitt und des Professors Ludwig Gurlitt, ihren 90. Geburtstag. Die Jubilarin hat in ihrem langen arbeitsreichen Leben in Ostpreußen, Westpreußen, Kurland, Frankreich und England als Erzieherin gewirkt und wird von ihren zahllosen Schülern hoch verehrt.

Am gleichen Tag vollendet der Orientalist an der Jenaer Universität Hofrat Prof. Dr. Eugen Wilhelm, eine Persönlichkeit von großem internationalem Ruf, sein 70. Lebensjahr.

Am 2. April hat die schweizerische Grönlandexpedition unter der Leitung des Meteorologen Dr. A. de Quervain Kopenhagen verlassen und hat am 15. April die erste südgrönländische Niederlassung Godthaab erreicht. Im Juni beginnt die Expedition ihre beschwerliche und gefährliche Wanderung quer durch das Inlandeis.

Dem Dessauer Hoftheater wird von der nächsten Saison ab eine amerikanische Sängerin Miß Estelle Wentworth an-



Frl. Bertha Moeller, Dresden, erfolgreiche Erzieherin, feiert in Kürze ihren 90. Geburtstag.



Dr. P. L. Mercanton. — Phot. de Jong. R. Fick. Dr. A. de Quervain. Dr. W. Jost. — Phot. Steiner.
Dr. H. Hoessli. K. Gaule. Dr. A. Stolberg.

Die Teilnehmer der schweizerischen Grönlandexpedition.



Phot. Georg Gerlach & Co.

Miß Estelle Wentworth,

eine geborene Amerikanerin, wurde für die Herzoglich Anhaltinische Hofoper in Dessau engagiert.



Im Kopenhagener Rathausgarten: Spielende Kinder.
Nach einem Gemälde von N. Chr. Hansen, Kopenhagen.



Hofphot. Raab.

Fräulein Gabriele Englerth,
Braunschweig, wurde als dramatische Sängerin dem Hoftheater in Wiesbaden verpflichtet.

gehören. Das Probegastspiel der Künstlerin ist glänzend verlaufen.

Wir reproduzieren das Bild eines bedeutenden dänischen Künstlers, das von dem lustigen Leben und Treiben der Kinder im Kopenhagener Rathauspark handelt.

Fräulein Gabriele Englerth, die hochdramatische Sängerin am Hoftheater zu Braunschweig, wurde auf fünf Jahre an das Hoftheater in Wiesbaden engagiert.

Am Straßburger Stadttheater wird von der nächsten Saison ab Frau Carla Eck-Pauer, bisher ein geschätztes Mitglied des Hoftheaters in Koburg-Gotha, als erste Heroine wirken.

In Frankreich ist man bemüht, drahtlose Verbindungen zwischen dem Mutterland und allen Kolonien herzustellen. Diesen Zwecken dient die nach dem System der „gerichteten Telegraphie" von Bellini und Tosi erbaute Station in Boulogne-sur-Mer.

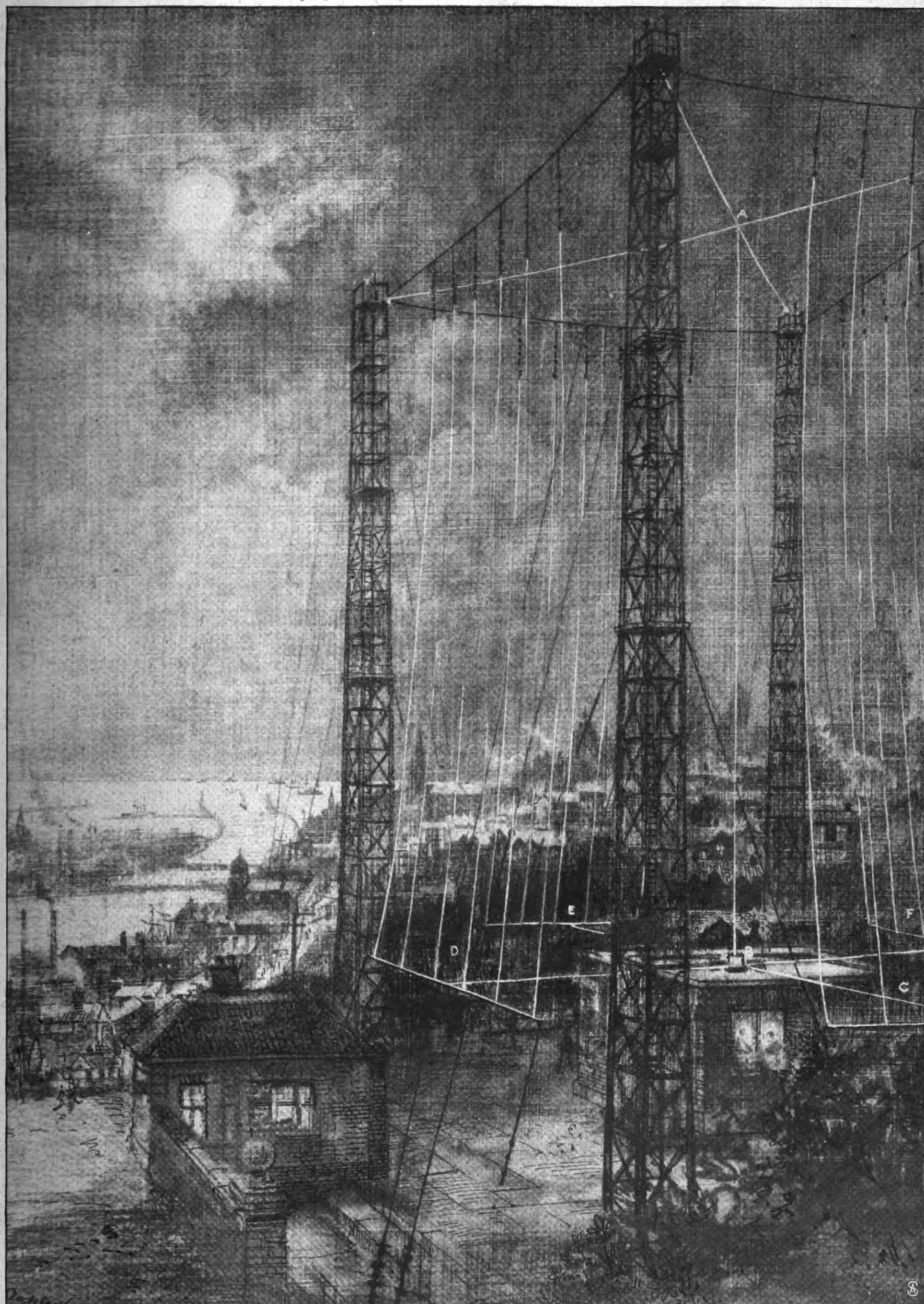
Anfang Mai beherbergte das reizend gelegene Städtchen Weinheim an der Bergstraße den 27. Verbandstag der badischen Gastwirte. Die Tagung nahm einen sehr interessanten Verlauf.

Fritz Reuters „Mining", die wir uns ewig als Kind und junges Mädchen vorstellen werden, begeht in voller Rüstigkeit ihren 75. Geburtstag. Sie ist die Tochter des Rittergutspächters



Hofphot. Seidt.

Frau Carla Eck-Pauer,
Koburg-Gotha, wurde als erste Heroine an das Stadttheater in Straßburg engagiert.



Eine Riesenanlage für drahtlose Telegraphie: Die radiotelegraphische Station in Boulogne.



Phot. Oeser.

Die Teilnehmer des 27. Verbandstages der badischen Gastwirte in Weinheim.



Hofphot. Steenbock.

Frau Wilhelmine Voß,
Charlottenburg, Reuters „Mining", begeht ihren 75. Geburtstag.



Hofphot. Barto.

J. B. Schneckenburger,
Tübingen, Kgl. Obermusikmeister, begeht sein 50jähr. Dienstjubiläum.

Franz Rust zu Demzin bei Malchin in Mecklenburg, in dessen Haus Fritz Reuter seine „Stromtid" erlebt hat. Sie war in zweiter Ehe mit dem Fabrikbesitzer Eduard Voß verheiratet.

Frl. Mia Adam vom Hanauer Stadttheater wurde ans Breslauer Stadttheater engagiert.

Steffi Koschate, eine noch sehr junge Breslauer Geigerin, hat in ihrer Heimat und in Berlin in der letzten Zeit schöne Erfolge errungen.

Einer der beliebtesten Militärmusiker Württembergs, Obermusikmeister J. B. Schneckenburger, feiert am 7. Juni sein 50jährig. Dienstjubiläum.

Die Linde „Am Brunnen vor dem Tore", die der Dichter W. Müller in seinem von Schubert komponierten Lied besungen hat, ist nicht mehr. Der 600 Jahre alte Baum vor dem Steintor zu Allendorf im Werratal, der den Sänger zu dem Gedicht begeisterte, ist vom Sturm umgeworfen worden.



Phot. Schaefer.

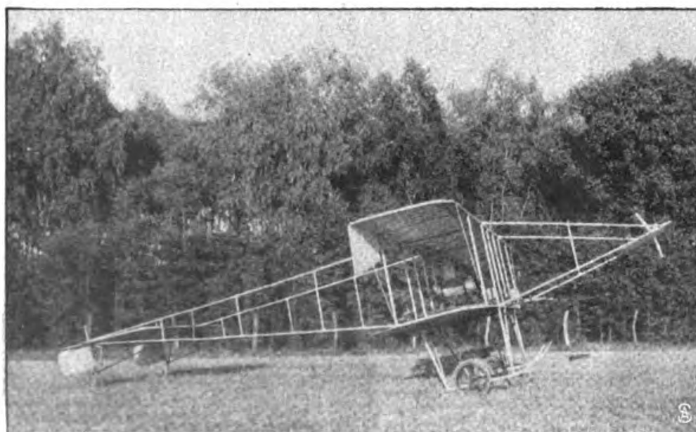
Frl. Mia Adam,
Hanau, wurde als erste Operettensängerin an das Breslauer Stadttheater verpflichtet.



Steffi Koschate,
Breslau, eine außergewöhnlich erfolgreiche Geigerin, erhielt den Ladenburg-Preis.



Das Ende eines historischen Baumes: Die Linde „Am Brunnen vor dem Tore"
in Allendorf, vom Sturm gefällt.



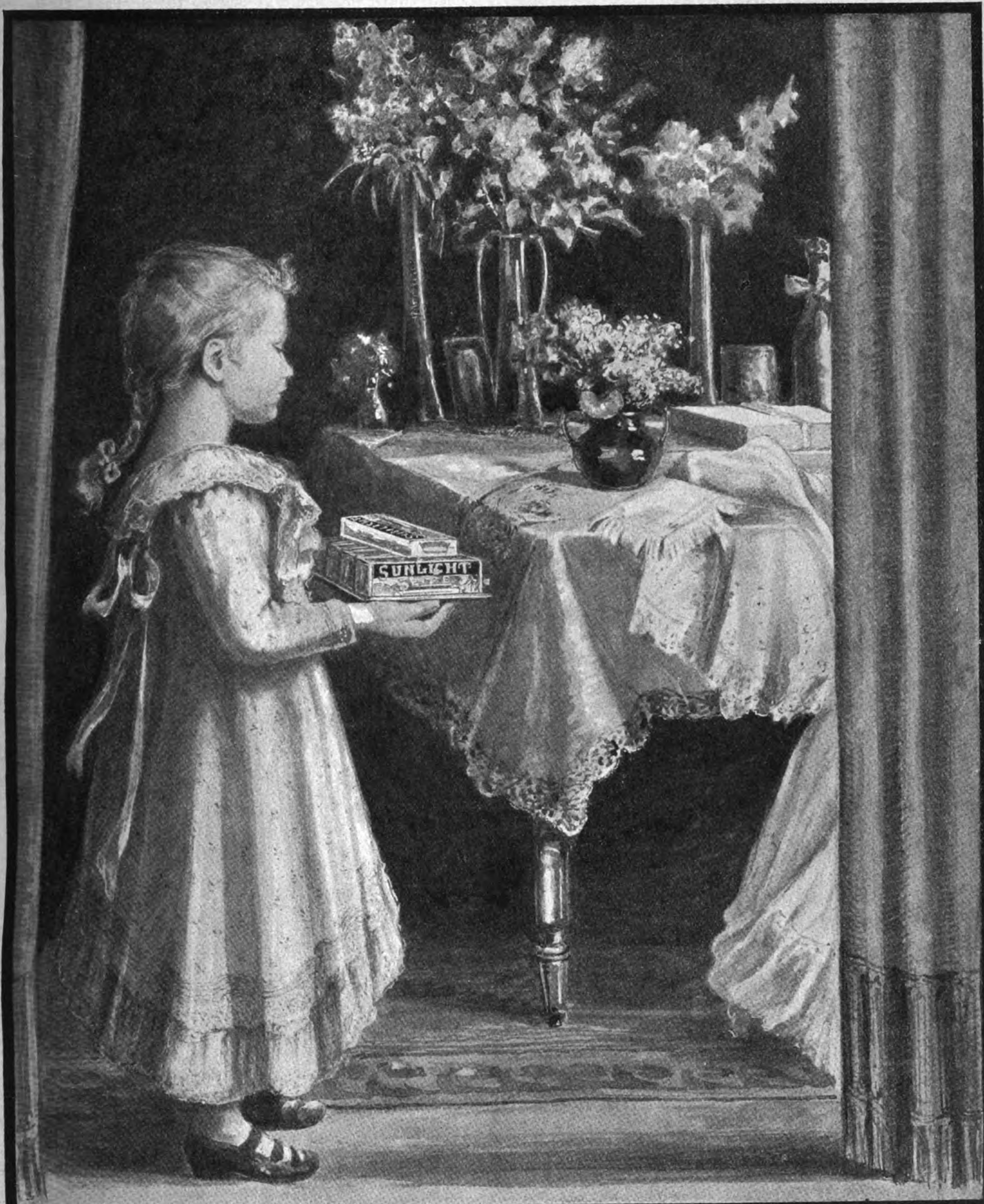
Zum Artikel: Flugzeuge in den deutschen Provinzen.

Näheres in der anliegenden Nummer 22 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nummer 22 der „Export-Woche".

Wirtschaft und Kapital. — Deutschlands Kolonialforderungen. — Flugzeuge in den deutschen Provinzen. — Massenartikel für den Weltmarkt. — Elektrisch betriebener Turmdrehkran für 100 t Tragfähigkeit im Hafen von Dublin. — „Technische Woche". — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieur-Wissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.



„Jch schenke meinem lieben Mütterlein zum Geburtstage fünf Stücke Sunlicht-Seife, denn die hat sie so gern, weil damit die Wäsche so schnell fertig ist. Und so schön rein macht Sunlicht Seife! Mutti wird sich aber freuen!“

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Emil Zirkel: „Tischbillard“. Leichtfaßliche Anleitung zur Herstellung eines Tischbillards. Ravensburg, Verlag von Otto Maier.

Von Caemmerer und Baron v. Ardenne: „In Wehr und Waffen“. Ein Buch von Deutschlands Heer und Flotte. 36.—40. Lief., à Lief. 50 Pf., Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sigmund Münz: „Von Bismarck bis Bülow“. Erinnerungen und Begegnungen an der Wende zweier Jahrhunderte. 272 Seiten. Geh. 3 M., geb. 4 M. Berlin, Verlag von Georg Stilke.

Ch. Troufleau: „Entre les murs“. 103 S. Paris, 15 rue de Cluny, Société Française d'Imprimerie et de Librairie.

Die Hotels der Schweiz. Herausgegeben vom Schweizer Hotelier-Verein. 232 S., 40 Pf. Basel, Verlag von Georg & Cie.

Verschiedene Mitteilungen.

— Bargeld wird immer rarer. Seine Knappheit unterdrückt manchen Wunsch, dessen sachgemäße Befriedigung geradezu gebieterische Pflicht ist. Der moderne Kaufmannsgeist hat aber Abhilfe geschaffen durch das schnell beliebt gewordene Amortisationsprinzip. Bedürfnisse aller Art, jene von Haus und Herd sowohl

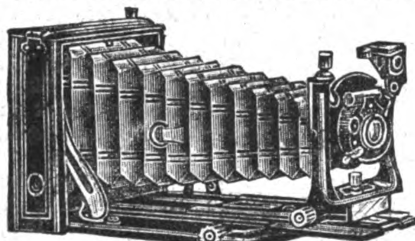
wie die Ansprüche an persönliche Kultur, befriedigen Weitsichtige gegen langfristige Zahlung. Dazu bedarf es freilich der Verbindung mit einem großen leistungsfähigen Spezialhaus, dem weithin ein unbestrittenes Renommee auf diesem Gebiet vorangeht. Wir meinen die bekannte Versandfirma Stöckig & Co., Hoflieferanten, Dresden-A. 1; deren feinillustrierte Kataloge erhalten ernste Interessenten bei Angabe des Gewünschten umsonst und portofrei.

— Ueber „Wahrheit und Lüge in der Schönheitspflege“ ließen sich ganze Bücher schreiben. Gar viele fühlen sich berufen, Schönheitspflege zu treiben, obschon sie von vernünftiger logischer Schönheitspflege keine Ahnung haben. Darum schützt nur äußerste Vorsicht vor unnützen Geldausgaben und Enttäuschungen, und es kann nicht genug empfohlen werden, sich nur an ein Haus von Ruf zu wenden. Ein solches Haus ist das bekannte Institut für Schönheitspflege von Frau O. Schröder-Schenke, Berlin W, Potsdamer Straße 26b, das schon seit Jahrzehnten seinen Weltruf den frappierenden Resultaten seiner natürlichen Schönheitspflege verdankt. Natürliche Schönheit und Schönheit von Dauer ist seine Losung, und die außergewöhnlichen Erfolge sind ein Beweis für die Sicherheit und Reellität dieser Methode und bieten auch Gewähr dafür, daß in den Reklamen nicht mehr versprochen wird, als wirklich gehalten werden kann. Die natürliche Schönheitspflege ist so einfach, klar und einleuchtend, daß jede Frau, jedes Mädchen, überhaupt jedermann, der Wert auf wirklich erfolgreiche Pflege seines Aeußern legt, sie leicht und bequem anwenden kann. Mögen diese Erfolge auch Sie zu einem Versuch anregen, um so mehr, als genanntes Institut einen solchen durch erhebliche Preisermäßigung erleichtert.

— Eine totale Umwälzung auf dem Gebiet der Herrenwäsche-Bekleidung bringt das Dr. Diehl Hosenhemd. Diese hygienische Neuheit ist genau nach der Vorschrift des Herrn Dr. med. Christian Diehl, des Erfinders der weltbekannten Dr. Diehl Stiefel gefertigt. Die Devise der Fabrikation des Dr. Diehl Hosenhemdes: hygienisch und bequem, elegant und angenehm, trifft in Wahrheit zu. Die Eigenart dieser gesetzlich geschützten Neuheit besteht darin, daß Oberhemd und Unterhose in einem Stück vereint und aus porösem

Stoff gefertigt sind. Die Unterwäsche wird hierdurch überflüssig. Durch weiße oder farbige feste Einsätze und Manschetten wird äußerlich ein Unterschied mit der bisherigen Tracht nicht wahrnehmbar.

— Verlegung von J. Neuhusens Billardfabrik. Da die bisherigen Lokalitäten von J. Neuhusens Billardfabrik angesichts der stetig sich entwickelnden Fabrikation und der unausgesetzt sich steigernden Nachfrage nach den Präzisionsbillards und Tischbillards dieser weltberühmten Firma sich als nicht mehr ausreichend erwiesen, haben die Inhaber Anfang April d. J. ihre Ausstellungs- und Verkaufsräume, Kontore und Montierungswerkstätten nach dem neu erbauten Haus Potsdamer Str. 20, gegenüber der Eichhornstr., verlegt, während gleichzeitig die eigentliche Fabrikation in einem riesigen Neubau im Südosten Berlins eine neue Stätte gefunden hat. In den außerordentlich eleganten und umfangreichen Sälen in der Potsdamer Straße sind viele Hunderte von Billards und Tischbillards, Turnierbillards, englische Billards usw. in den verschiedensten Stil- und Holzarten, Queues in jedem Genre und alle die











Deutsche Werkstätten

für Handwerkskunst G.m.b.H.

Dresden-Hellerau · Berlin-W Bellevuestr. 10 · Dresden-A Ringstraße 15 · München Wittelsbacherplatz 1 · Hamburg Königstraße 15 · Hannover Königstr. 37a

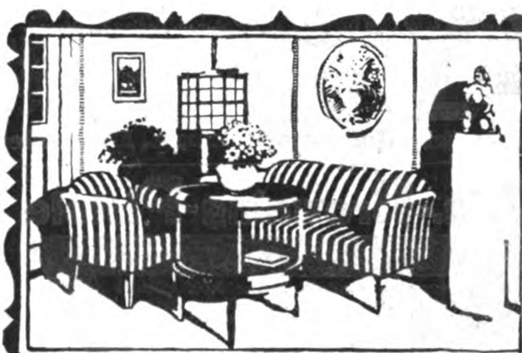
Moderne Möbel

Einfache Zimmer von 250 M an, Einrichtungen für verwöhnteste Ansprüche. Ausstattungen von Landhäusern, Hotels, Schiffsräumen, Sanatorien etc. Erste Künstler als Mitarbeiter

Beleuchtungskörper * Gartenmöbel

Kleingerät * Stoffe * Teppiche

Man verlange von Hellerau oder München die illustrierten Preisbücher: A 29 (Zimmer im Preise von 250 M bis 950 M) mit Ausstattungsbriefen von D. Fr. Naumann, 1.80 M, H 29 (Zimmer über 900 M) 5 M



WELTAUSSTELLUNG IN DER BLUMENSTADT GENT 1913

Ueber 100 000 im Gebrauch!

Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera") färbt graues od. rotes Haar **echt** blond, braun oder schwarz.

Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. 3.00.

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

„Benefactor" verfolgt das Prinzip Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. erweitert die Brust!

Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.



Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maßang.: Brustumf., mäßig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserd.** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!

Man verlange illustr. Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 70c.

Briefmarken

Kohls Handbuch 1912

9. Aufl. — 2 Bände — M. 10.—

Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 7.

Verlangen Sie unsere Mitteilungen.

Bei **Keuchhusten** ist „**Oestoran**" (von Kinderarzt Dr. med. Oesterlein), das **bestbewährte Mittel**.

Wunderbare Erfolge! Glänz. Anerkennung.

Pr. Flasche M. 3. Löwen-Ap. th. Stuttgart.

1000

echte Briefmarken, wor. 210 verschiedene, enth. Mexico, Chile, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Span., Bulgar., S. Marino, Japan, China, Costarica, Gabon etc. nur **1 Mark.** Porto 20 Pfg. extra. Preisliste gratis.

Paul Siegert, Hamburg 68.

Aus Nürnberg

von alters her die Stadt der „edlen Künste voll", lasset kostl. Katalg. kom. üb. prunk. Gebrauchs- u. Dekorationsgegenstände: Nachbildung. **antiker** Möbel (besonders Nürnberg. Truhen), Oefen, Zinnfach., Lüsterweibch., Spinnräd., Creuss. Krüge, Stickereien usw. Herrl. Geschenke! **Nürnberger Vertriebsgesellschaft Merkur m. b. H., Nürnberg I.**

Eisenwerk Joly Wittenberg

Joly Treppen mit Holz- oder Marmorbelag feuersicher

Kataloge kostenfrei

MERCEDES

Mk. 12.50

EXTRA-QUALITÄT Mk. 16.50

DER TRIUMPH DER DEUTSCHEN SCHUHINDUSTRIE

MERCEDES SCHUH-GES. M·B·H· BERLIN FRIEDRICHSTR. 186

ÜBER 400 EIGENE FILIALEN & ALLEINVERKAUFSTELLEN

VERLANGEN SIE KATALOG I.

Eine neue Erfindung!

Dreyers Fruchtsaft-Apparat

Rex

Gleichzeitig Dampf-Vorratskocher

In allen Kulturstaaten geschützt

Eine Umwälzung in der Fruchtsaft-Gelee- und Marmeladen-Bereitung

50—60% Zuckerersparnis

Beschreibung u. Preisliste kostenlos von unseren Niederlagen od. direkt

Alleinige Lieferanten:

Rex-Conservenglas-Gesellschaft

Bad-Homburg Nr. 56.

AMOL hilft, hat geholfen, wird helfen in allen Fällen, wo Sie von Rheuma, Hexenschuss, Zahn- und Kopfweh, Rücken- und Magenschmerzen geplagt sind. Amol ist auch ein universelles Toilettemittel. Amol stärkt, erquickt, erfrischt, belebt! Anerkannt und empfohlen von hervorragenden Aerzten. Preis à Flasche 50 Pf., 75 Pf., 1.25 M., 2 M. Amol-Versand, Hamburg.

Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien.

Orig.-Browning-Pistole

Neuestes Modell, Kaliber 6,35. Höchste Fabrikationsnummern, mit dreifacher mechan. Sicherung. Auf Wunsch **6 Tage zur Ansicht** ohne Kaufzwang. Original-Fabrikpreise **Mk. 36.–**, bei Teilzahlung mit 10% Aufschlag. Monatsrate

3.— MARK

Preisl. üb. Jagdgewehre, Doppelflinten, Drillinge etc. kostenl.

Köhler & Co

Breslau 5, Postfach 24 34

Als Polizei- und Armeepistole eingeführt!

Ueber 500 000 Stück verkauft!

DUNLOP

Ein Pneumatik, nur für Kenner.



Ideale Körperformen (Entwicklung, Festigung u. Wiederherstellung) durch preisgekrönten, garant. unschädlich. äusserl. Mittel: „Sinulin" in ganz kurzer Zeit. Aerztl. empfohlen. Viele Dankschreib. Goldene Medaille. Preis M. 5.— ohne Porto.
Else W. Biedermann, Diplom. Spezialistin, **Leipzig 12**, Thomasring und Barfussgasse.

Feinen Verdienst bringt die Vertretung erstkl. Versandhauses Hohe Provision! Leichter Verkauf weil gegen kl. Teilzahlung geliefert wird. Auch als Nebenverdienst sehr lohnend. Offerten unter Postlagerkarte No. 98 Dresden-A. Hauptpostamt niederzul.

Berühmt u. weltbekannt sind unsere

Ia Damenbinden

5 Dtz. franko .... M. 4,00
12 Dtz. (Postpaket) franko . . M. 8,50
Tausende treuer Kundinnen im In- und Ausland.
KOPP & JOSEPH, Apotheker
BERLIN W. 20, Potsdamerstr. 122c.
Fabrik: Kurfürsten-Strasse 146/147.



Edmund Paulus
Markneukirchen No. 55.
Musikinstrumente
Katalog No. 55 gratis.

Werdende Mütter

können nicht vorsichtig genug sein in der Wahl der Nahrungsmittel, die sie sich und den noch werdenden Wesen zuführen. Ein Stärkungsmittel ersten Ranges ist

Just's Mummetrank

Ein reines Naturprodukt, kein Laboratoriums-Gebräu.
Auf der Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 goldene Medaille.
Aufklärende und belehrende Broschüre gratis.
Gustav Just, Jlsenburg a. H., Zentrale für Lebensreform.

Herz-Stiefel befriedigen die verwöhntesten Ansprüche
Neu Special-Stiefel } zu
Herren u. Damen } 16.50
Erkenntlich an dem HERZ SPECIAL Zeichen auf der Sohle.
mit dem Herz auf der Sohle

Aufklärung

ist notwendig, damit Sie die eminent vielseitigen Eigenschaften eines alten **Hausmittels,** welches sich zu fast täglicher Verwendung empfiehlt, kennen und würdigen lernen.

„Ricqlès-Minzengeist"

(Alcool de Menthe de Ricqlès)

Mit Zuckerwasser ein Getränk von köstlichem Aroma und hygienischer Bedeutung.

Erhältlich in Flakons à M. 3.65, M. 1.95, M. 1,35 und M. 1,10 in Drogerien, Delikatessenhandlungen, Parfümerien und Apotheken.
Illustrierte u. beschreibende Broschüre gratis d. Ricqlès-Depot, Frankfurt a. M.

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden W.
Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl.
Direkter Versand nach allen Weltteilen

Louis Krause
Leipzig-Gohlis 20.



Spezial-Fabrik f. **Handbetriebs-Fahrzeuge** all. Art; **Krankenfahrstühle** für Strasse u. Zimmer; ständiges Lager von ca. 300 diversen Fahrzeugen. — Jllustrierter Katalog gratis und franko.

„Die Frau"
das Buch von Frau Anna Hein, früher Oberhebamme an der geburtshilflichen Klinik der Königlichen Charité, Berlin. 30 Pfennig.
Frau Anna Hein,
Berlin 80, Oranienstr. 65.

Sommersprossen



entfernt nur **Crême Any** in **wenigen** Tagen garantiert! Machen Sie einen **letzten** Versuch; es wird Sie nicht reuen! frko. M. 2.70 (Nachn. 2.95). Gold. Medaille London, Berlin, Paris, **1882** notariell beglaubigte Dankschr. besitzt hierfür **nur d. Apotheke zum eisernen Mann, Straßburg 64 (Els.).** Depot in Berlin bei Max Schwarzlose, Kgl. Hofl., Königstr. 59 und Potsdamer Str. 7a

KARGES-HAMMER
Maschinenfabrik Aktiengesellschaft BRAUNSCHWEIG
Konserven-Maschinen
Blechdosen-Maschinen
Dosen-Verschluß-Maschinen



Erstklassige Roland-Fahrräder, Nähmasch., Landw.- u. Sprechmaschinen, Uhren, Musikinstrumente u. photogr. Apparate auf Wunsch auf Teilzahlung. Anzahlung bei Fahrrädern v. 20 Mk. an, Abzahlung 7—10 Mk. monatlich. Bei Barzahlung liefern Fahrräder schon v. 52 Mk. an. Fahrradzubehör u. Waffen sehr billig. Katalog kostenlos.
Roland-Maschinen-Gesellschaft in Köln 115.

Wenn ein Baby kommt Spezialratgeber für die werdende Mutter
Von Frauenarzt Dr. med. Heinz Zikel. Geg. Einsendg. v. M. 2.70 in Briefm. frko. durch d. Medizin. Verlag Dr. L. SCHWEIZER & Co., BERLIN NW 87 c.



Dr. Hentschel's Wikö-Apparat

D.R.G.M. beseitigt schnell u. sicher alle Hautunreinheiten, wie Mitesser, Pickel, Pusteln, fleckige Haut, Hautgries, blassen, grauen Teint, ferner Runzeln, Falten, Krähenfüsse, Doppelkinn. Die Haut wird zart und sammetweich, der Teint rein, blütenweiss u. von schimmernder Durchsichtigkeit. Hohle Wangen, magere Körperteile erhalten Fülle, Form u. Festigkeit. Alle Unreinheiten des Blutes u. der Haut werden **durch starken atmosphärisch. Druck her ausgesaugt.** *Diese neue Methode spornt die Hautgefässe zu neuer Tätigkeit an, erhöht die Blut- und Säftezirkulation und verhindert das Ergrauen u. Altern der Haut, so dass ein müde u. alt erscheinendes Gesicht durch Dr. Hentschel's Wikö-Apparat unbedingt wieder frisch, voll und jugendlich aussehen muss.* Einfache Ausstattung M. 2,50, Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 3.—. Eleg. Ausstattung M. 4.—, Porto 20 Pf. extra; Nachnahme M. 4 50. Einmalige Ausgabe. Absolut unschädlich.
Wikö-Werke Dr. Hentschel, Hamburg 119E, Merkurstrasse 38.

vielen Requisiten und Zubehörteile, die für den Anhänger des Billardsports nötig sind, in reichhaltigster Auswahl übersichtlich ausgestellt. Das erfolgreiche Wirken auf diesem Spezialgebiet, das die Firma seit über fünf Jahrzehnten pflegt, zeigt ihr schnelles Vorwärtsschreiten. Mustergültige Arbeitseinteilung, umsichtige Leitung und eine reiche, praktische Erfahrung werden auch in Zukunft mit deutschem Fleiß und deutscher Zähigkeit wetteifern, um J. Neuhusens Billardfabrik die führende Stellung in der Billardbranche und den Ruf einer Musteranlage zu erhalten.

— Es gibt viele Gründe, die es erwünscht erscheinen lassen, Suppen unabhängig von den übrigen Gerichten herzustellen. Die Herstellung ist dann aus Knorr-Suppenwürfel empfehlenswert, denn die Verwendung dieser überall erhältlichen Würfel bringt viele Vorteile, die lange nicht genügend bekannt sind. Erstens die große Abwechslung unter 40 Sorten, aus denen man ganz nach Appetit wählen kann. Zweitens spart die Hausfrau all die Arbeit, die sonst die Vorbereitung des Gemüses, Fleisches usw. kostet, denn sie braucht nur die Suppenmasse in Wasser glatt zu rühren und

3 ₰ NESTOR · Nº 3 — 5 ₰ NESTOR · Nº 5 — MIT GOLD NESTOR GIANACLIS CIGARETTES FRANKFURT a. M CAIRO — 10 ₰ · COMITÉ · Nº 100 — 12 ₰ QUEEN Nº 19.

Dialith Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit!
Geg. **Schlaflosigkeit** u. **Magenbeschwerden.**

Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, die Verdauung wird ohne Abführmittel beschleunigt, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— Mark.

Rudolf Hoffers, Apotheker, Berlin 6, Koppenstr. 9.

Reise-Effekten

Rohrplattenkoffer, Lederkoffer und Ledertaschen mit und ohne Einrichtung, Necessaires etc.

Gegen bar oder erleichterte Zahlungen

offerieren wir zu äußerst wohlfeilen Preisen gediegene Qualitätswaren in großer geschmackvoller Auswahl. Die Abbildungen in unser. Katalogen sind naturgetreue Original-Photographien; die Auswahl ist deshalb nicht schwerer als im Ladengeschäft.

Fordern Sie bitte unsern Reiseartikel-Katalog kostenfrei.

Köhler & Co Breslau V Postfach 24/32

Schwitze zu Hause!

Wellen-Regenbad
Bade zu Hause
Vereint 6 Badewannen

Badeeinrichtungen für Orte mit und ohne Wasserleitung, Zimmerschwitz- und Duscheapparate, Wellenregenbäder, Badestühle, Marmorwaschtoiletten, Klosetts Bidets, Aufwaschtische u. a. gesundheitstechnischen Artikel verzeichnet unser kostenfreier Katalog. Moosdorf & Hochhäusler Sanitätswerke, Berlin S. O. 33, Moosdorfstr. 30 Filiale: Berlin W., Bülowstraße 22. Goldene Staatsmedaille.

Cosmocoton Bryot

(präpar. Seidenumschlag)
— wirkt über Nacht. —

Entfernt sofortalle **Hautpickel, Sommersprossen,** Blüten, Mitesser und erzeugt blendend weisse Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Dose 3 Mark.

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9

Dr. Diehl-Stiefel sind naturgemäss
Dr. Diehl-Stiefel verhindern Plattfuss
Dr. Diehl-Stiefel sind luftdurchlässig
Dr. Diehl-Stiefel haben Weltruf
Dr. Diehl-Stiefel werden nachgeahmt
daher Vorsicht beim Einkauf.

Prämiiert
Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911
Int. Hyg. Ausst. Dresden

Ein Stiefel, der nicht drückt,
Ein Stiefel, der beglückt.

Broschüre grat. u. frko. Allerorts zu hab.

Alleinige Fabrikanten:
Cerf & Bielschowsky, Erfurt I
Berlin: Leisers Schuhwarenhaus
Wien: Paprika-Schlesinger.

Kennen Sie des Deutschen Reiches

nördlichste Stadt?

Ein idealer Erholungsaufenthalt ausserhalb der ausgetretenen Pfade sommerl. Massenbesuches ist **Ostseebad Memel** m. sein. einzigartig. Umgebung a. Ausgang des Kur. Haffs. Europas grossartigste Sandberggebilde (Wanderdünen) auf der Nehrung. Romant. bewald. Steilküste a. Festland. Interess. Grenzleben. Wassersport. Mod. Kurhaus. Billige Hotels u. Villen. Dampfer n. Lübeck, Stettin, Gotland, Stockholm. Jede Auskunft durch Städt. Verkehrsbureau (Rathaus).

Grosser Preis: Int. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

PHILODERMINE
Auxolin

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Grand Prix St. Louis 1904.

ist das beliebteste aller Haarwasser.

Stärkt und reinigt den Haarboden und verhindert die Schuppenbildung. Hinterlässt einen lieblichen nicht aufdringlichen Veilchengeruch.

AUXOLIN PHILODERMINE Kopf- & Haarwasser — F. Wolff & Sohn Hoflieferanten Karlsruhe

F. WOLFF & SOHN
BERLIN · KARLSRUHE · WIEN

Zu haben in Parfumerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Photographische Apparate
aller Systeme.
Photographische
Zubehörteile
beste Fabrikate
liefert zu unerreicht billigen Preisen.
Katalog P umsonst und portofrei.

Versandhaus M. Liemann,
Berlin C 25, Prenzlauer Str. 152.
Warenlager 1 Million Mark Wert.

Echte Briefmarken

500 St. nur M. 4.—, **1000** St. nur M. 12.—, **2000** St. nur M. **48.**—, 40 altdeutsche M. **1.75**, 40 deutsche Kolon. **3.**—, **100** deutsche Kolon. **18.**—, 100 seltene Übersee **1.50**, 350 selt. Übersee **8.75**, 300 Europa **3.**—, 600 Europa **7.50**, 200 engl. Kol. **4.50**, 50 Amerika **1.35**.

Alle verschieden und echt.

Albert Friedemann
Briefmarkenhandlung, LEIPZIG 18.
Zeitung und Liste gratis.
Albums in allen Preislagen.

Großer Briefmarken-Katalog Europa
256 Seiten fest gebunden, **700** Abbild. **M. 1.—**

Jagdrad-Fahrräder

Beste Marke. Billigste Preise.

Katalog, reich illustriert, senden wir **kostenlos.**

Deutsche Waffen- u. Fahrrad-Fabriken in Kreiensen (Harz) Nr. F. 261.

Schlanke Formen

durch Reichel's Entfettungstee „**Graziana**“, ein Naturprodukt aus Meerespflanzen. Beseitigt ohne Änderung der Lebensweise **jede unschöne und beschwerliche Korpulenz, breite Hüften,** überhaupt Fettleibigkeit und ist garantiert unschädlich. Effektive Erfolge nachweisbar! Glänzende Anerkennungen! Paket M. 2,50, 3 Pak. M. 7,—.

Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4

Hygienische Leibbinden

Universal-Leibbinde
aus **grauem Drell** 7 M.
aus **ff grau Satin** 8 M.
Wochenbett - Binde
aus **weiß. Köper** 3.50 M.
Flanell-Binde 2 Mark.
Umstands-Leibbinden
in versch. Ausf. v. 5,- M. an. **Alle anderen Arten gediegen u. preiswert.**
Hauptkatalog gratis.
Versandhaus COLONIA, G.m.b.H., **Köln a. Rh. 35, Kamekestr. 14.**

etwa eine Viertelstunde zu kochen. Drittens sind Knorr-Suppenwürfel billiger, als die Herstellung irgendeiner Suppe im Haushalt sein würde. Knorr-Suppen sparen also Zeit, Arbeit und Geld.

— Eine Kinderheilstätte. Die Pension Jugendheim im Ostseebad Warnemünde nimmt Kinder und junge Mädchen mit und ohne Begleitung Erwachsener auf. Die Kinder finden unter der liebevollen Obhut der Leiterinnen sorgfältige Pflege bei heiterem Familienleben. Das Pensionshaus hat große, freundliche Zimmer, geschlossene Veranden, Garten mit geschützten Plätzen, und liegt unmittelbar am Kurpark, in der Nähe des Kinderspielplatzes und der Lawn-Tennis-Plätze, zwei bis drei Minuten vom Strand und von den Bädern entfernt. Näheres durch Prospekt, der kostenfrei versandt wird.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G.m.b.H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 22. **Berlin, den 1. Juni 1912.** **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Die viel erörterte Emission chilenischer Hypothekenpfandbriefe hat das Interesse den Beziehungen des deutschen Kapitals zu fremden Ländern zugewendet. Ueber die grundsätzliche Entscheidung zu dieser Frage herrscht oft kein Zweifel. Man weiß, daß kein Wirtschaftsstaat imstande ist, sich innerhalb seiner Landesgrenzen zu einer geschäftlichen Enklave mit dauernden Chancen zu entwickeln. Die Ergiebigkeit des Kapitals und der Arbeit hängt von den Dimensionen des Absatzes ab; und dieser steht in engem Zusammenhang mit der Wirtschaftspolitik. Deshalb wird großer Wert auf

die Wahrung guter Handelsverträge

gelegt, von denen die für Deutschland wichtigsten im Jahre 1917 ablaufen. Schon heute wird aber eifrig über die Möglichkeiten der Erneuerung gesprochen. Besonders Rußland sucht seine Stellung bei den künftigen Verhandlungen schon jetzt deutlich zu markieren. Eine Erstarkung des wirtschaftlichen Selbstbewußtseins ist unverkennbar. Das Zarenreich verfügt, trotz den Mängeln der staatlichen Organisation, über eine beneidenswerte starke Finanzlage. Der russische Staatsbankrott, von dem 1905 gefabelt wurde, ist natürlich ein Phantasiegebilde geblieben. Statt des Zusammenbruchs sieht man ein gut abschließendes Budget und steigende Kurse der Staatsanleihen. Das deutsche Publikum hegt nicht den mindesten Abscheu gegen russische Papiere, bezeigt ihnen vielmehr eine stark ausgeprägte Sympathie. Als kürzlich 80 Millionen Mark 4½prozentige Obligationen der Wladikawkas-Eisenbahn zum Kurs von 95¾ Prozent in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt wurden, ergab sich eine enorme Ueberzeichnung dieses Betrages. Rußlands Stärke wurzelt noch immer in seinen Aeckern. Der Getreideexport gibt dem Zarenreich eine aktive Handelsbilanz; und so ist aller Wille auf die Erhaltung dieser Ueberlegenheit gerichtet. Das wird natürlich bei den künftigen Handelsbeziehungen zum Ausdruck kommen und zu bestimmten Kompensationen führen. Solange wie Rußland keine selbständige, leistungsfähige Industrie hat, ist es auf den Bezug fremder Fabrikate, besonders landwirtschaftlicher Maschinen, angewiesen. In dieser Beziehung können also Bedingungen gestellt werden. Daß der Grundsatz der Internationalität immer stärker betont wird, kam auch in den Bemühungen,

zwischen Deutschland und Australien

ein festes Band zu knüpfen, zum Ausdruck. Der deutsche Gesamtexport nach dem australischen Commonwealth betrug 1910 dem Werte nach mehr als 90 Millionen Mark. Eine australische Kommission unter Führung des High Commissioners Sir G. Reid hat nun in Deutschland Unterhandlungen zur Förderung des deutsch-australischen Verkehrs geführt. Da die englischen Dominien selbständig Handelsverträge abschließen (siehe Kanada mit der nordamerikanischen Union), so kann das Mutterland keinen Einspruch gegen derartige Konventionen erheben. Der viel besprochene Handelsvertrag zwischen der Dominion Kanada und den Vereinigten Staaten, der schließlich an dem Widerspruch des unerwartet zur Regierung gelangten, konservativen Ministeriums scheiterte, nahm auf England keine Rücksicht. Der deutsche Außenhandel repräsentierte 1911

einen Wert von 17,708 Millionen Mark.

Davon kamen auf den Verkehr mit europäischen Ländern 11,755 Millionen, mit Amerika 3824 Millionen, Asien 1240 Millionen, Afrika 605 und Australien 365 Millionen Mark. Der größte Importeur für Deutschland war Rußland mit 1563 Millionen Mark. Die Einfuhr aus dem Zarenreich hatte sich von 1910 bis 1911 um 240 Millionen Mark erhöht. Diese Ziffern belegen am besten die Wichtigkeit guter handelspolitischer Verhältnisse für die Import- und Exportländer. Der Deutsche Handelstag beschäftigte sich kürzlich

mit der Frage der Meistbegünstigung,

die, wie bekannt, bei den Handelsverträgen eine große Rolle spielt. Im allgemeinen wird die unbedingte und unbeschränkte Meistbegünstigung angewendet, das heißt, jedes Land, das meistbegünstigt ist, hat ohne weiteres Anspruch auf alle Zollermäßigungen, die anderen Kontrahenten bereits gewährt wurden. Deutschlands Handelspolitik ist in weitestem Umfange von dem Privilegium der Meistbegünstigung umgeben, die selbst solchen Ländern gewährt wird, von denen keine entsprechenden Gegenleistungen

geboten sind. So besonders der nordamerikanischen Union, die den deutschen Waren wohl einen Minimaltarif gewährt, sich aber nicht an dieses Zugeständnis als Norm gebunden hält. Der Dominion Kanada sind Vergünstigungen zugestanden worden, von denen bei dem Verkehr mit Deutschland keine Rede ist. Bei der Beratung der nächsten Handelsverträge ist also auf die richtige Bemessung der Meistbegünstigung Rücksicht zu nehmen.

Der internationale Markt

wird von der Finanz nicht minder lebhaft bearbeitet wie vom Handel. Wo sich Gelegenheiten zeigen, entbrennt ein heißer Kampf um die Vorherrschaft. Von der Stärke des Wettbewerbs legt die Geschichte der jüngsten chinesichen Finanzgeschäfte Zeugnis ab. Ursprünglich hatten die vier Großmächte (England, Frankreich, Deutschland, Nordamerika), die 1911, vor dem Ausbruch der chinesischen Revolution, eine Anleihe von 200 Millionen Mark zur Durchführung der dringend nötigen Valutareform übernehmen wollten, die Priorität im Reich der Mitte. Die neue chinesiche Regierung hat nun, aus Geldnot, Geschäfte mit einzelnen Konsortien (zuletzt mit der Banque Sino-Belge) gemacht, die das Programm der vier Urbankiers störten. Japan und Rußland, die aus politischen Gründen (Mandschurei, Mongolei) eigene Wege in der neuen Republik gehen wollten, stellten sich zu Anfang auch gegen das Syndikat der vier Mächte. Es gelang jedoch, den Widerstand Japans und Rußlands durch die Uebernahme beider Länder in das große Finanzsyndikat zu beseitigen. Es besteht also ein Konsortium aus sechs Großstaaten, dessen Organ die

„Bank der sechs Nationen"

bildet. Voraussetzung für die Begebung einer großen chinesischen Anleihe (es handelt sich um 1200 Millonen Mark) ist die Einführung einer internationalen Finanzkontrolle nach dem Muster der in der Türkei bestehenden Dette Publique Ottomane. Das neue chinesische Staatswesen wollte sich aber mit einer solchen Fessel nicht binden lassen. So konnte das Geldgeschäft lange nicht unter Dach kommen. Das hat einzelne Provinzen veranlaßt, selbständig an die Deckung ihres Geldbedarfes zu gehen. In den letzten Wochen wurden zwei derartige Provinzialanleihen abgeschlossen, die beide auf wichtigen Gegenleistungen beruhen. Das eine Geschäft wurde durch die Agentur der Firma Friedrich Krupp in Essen, das andere durch die bekannte Vertretung der österreichischen Skodawerke abgeschlossen. In beiden Fällen sind also Lieferanten von Kriegsmaterial an den Finanzgeschäften interessiert. Das

Sechsmächtesyndikat

ist mit diesen Sonderanleihen nicht einverstanden, da sie naturgemäß die Garantien für die große nationale Anleihe verringern. In London wirft man der deutschen Regierung vor, daß sie nicht scharf genug gegen diese Einzelgeschäfte bestimmter Firmen auftrete, sondern deren geschäftliche Ambitionen unterstütze. Ist das wirklich der Fall, so geschieht damit nichts anderes wie in England. Auch das englische Kapital wünscht im Reich der Mitte möglichst große Chancen zu finden und richtet seine Taktik nach diesen Bestrebungen. Derartige Konkurrenzkämpfe lassen an der Bedeutung internationaler Geschäfte keinen Zweifel. Das deutsche Kapital hat keinen Grund, hinter Engländern, Franzosen und Amerikanern zurückzubleiben, da ihm die eigene Wirtschaft nicht so zahlreiche Möglichkeiten garantieren kann, daß ihm eine gute Rentabilität für alle Zukunft sicher ist. Nationaler Stolz entpuppt sich oft genug als Vorurteil und muß dann redressiert werden. Von Interesse war die Beteiligung Oesterreich-Ungarns an den jüngsten chinesischen Geldgeschäften. Die habsburgische Monarchie hat sich viel weniger aktiv an der Ausbeutung wirtschaftlicher Möglichkeiten in überseeischen Ländern beteiligen können als beispielsweise Deutschland. Da nun China wohl auf lange Zeit die große Chance sein wird, so hat die österreichische Finanz alle Hebel angezogen, um an den letzten Anleihen teilnehmen zu können. Ihre Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, so daß also auch Oesterreich dem Finanzkonzern für China angehört. Es wird sogar daran gedacht, nach dem Vorgehen der anderen Großmächte eine eigene österreichisch-ungarische Bank in China zu errichten.

Die ostasiatische Frage

wird also, im Zeichen des Kapitals, eine besondere Bedeutung unter den großen weltpolitischen Erscheinungen der nächsten Zukunft erlangen. Sie hat sogar die amerikanischen Probleme in den Schatten gestellt, obwohl der Beginn der Prozeßverhandlungen gegen den Stahltrust die zähe Lebenskraft der Antitrustidee erkennbar machte. Auch

der berühmte Geldtrust,

von dem niemand weiß, ob er in die Klasse der Trusts gehört, bildet ein Objekt des gerichtlichen Kampfes. Der vom Kongreß eingesetzte Untersuchungsausschuß gegen den Money Trust hat die 30,000 Banken und Trustgesellschaften des Landes zur Beantwortung zahlreicher Fragen über ihre Geschäfte, Beteiligungen und persönliche Beziehungen aufgefordert. Acht Fragebogen soll jedes Institut ausfüllen. Das sind zusammen 24,000 Bogen, die einen stattlichen Papierwall geben. Man kann sich vorstellen, daß viel Zeit vergehen wird, bis dieser Wall aufgeschichtet, und noch mehr Zeit, bis er wieder abgetragen ist. Von der Lebenskraft der amerikanischen Wirtschaftskörper legen nicht nur diese negativen Leistungen Zeugnis ab, sondern auch der positive Erfolg seiner wichtigsten Einrichtungen. Nach einer jüngst veröffentlichten Statistik beträgt das Kapital der amerikanischen Eisenbahnen 14,435 Millionen Dollar oder

57,740 Millionen Mark

bei einer Streckenlänge von 243,229 engl. Meilen. In zwanzig Jahren hat sich dieses Kapital, das 1911 einen Bruttoertrag von 2819 Mill. Doll. brachte, um mehr als 50 Prozent vergrößert. Die Eisenbahnen bilden die motorische Kraft des Wirtschaftskörpers. Sie hat in der nordamerikanischen Union einen besonders großen Schwung.

Deutschlands Kolonialforderungen.

Da die von England angeregte Verständigung mit Deutschland sich auf das koloniale Gebiet beschränken soll, so dürfte die Formulierung gewisser Wünsche am Platze sein. Die Lösung politischer und wirtschaftlicher Streitfragen bliebe daher ausgeschlossen, anscheinend um durch Vermeidung dieses Zündstoffes um so sicherer einen

kolonialen Ausgleich herbeizuführen, da ja die deutsche Mißstimmung sich gerade gegen die englischen Hemmnisse beim natürlichen Ausdehnungsdrang unseres Vaterlandes richtet. Daß England sein Entgegenkommen nach der schroffen Parteinahme für Frankreich im vorigen Sommer nunmehr praktisch beweisen muß, ehe man in Deutschland an seine Aufrichtigkeit glaubt, bedingt eine Art Vorausgabe, die in der Ueberlassung Sansibars, Pembas und der Walfischbucht bestehen dürfte. Der Keil in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet ist eine kostspielige Last für England, während der Hafen uns immer nützlich ist. Auch die beiden großen Inseln an der Küste Ostafrikas sind seit dem Rückgang der Einträglichkeit des Nelkenbaues für den englischen Besitzer wertlos, während sie unsere ostafrikanische Kolonie abrunden, da es nicht angenehm war, vor der Küste die englische Flagge wehen zu sehen.

Da wir durch den wenig geschickten Sansibarvertrag halb Deutsch-Ostafrika verschenkten, ohne irgendeine Entschädigung zu erhalten, als welche damals jedenfalls Helgoland nicht dienen konnte, so ist es natürlich, daß eine bessere Politik einen gewissen Ausgleich für diese Großmut findet. Aber wir gaben damals noch unsern Einfluß in zwei Inselgruppen der Südsee auf, obwohl unsere wirtschaftlichen Interessen die ausschlaggebenden und beherrschenden waren. Wir unterließen es ja auch, die Dreiherrschaft in Samoa zu beenden, deren Aufhebung uns später ein solch großes territoriales Opfer an England kostete. Die Tonga- und Fidschiinseln sind aber ein Teil der Inselflur, zu der auch Samoa gehört, dessen Verwaltungsgebiet eigentlich zu klein und daher zu teuer ist, zumal wir seinerzeit nicht verstanden haben, den amerikanischen Anteil uns für die wohlwollende Neutralität im Amerikanisch-Spanischen Kriege bezahlen zu lassen. Wir hätten fraglos auch ganz Samoa von England erhalten, dem wir im Burenkriege geradezu unschätzbare Dienste zu unserem eigenen Schaden geleistet haben; ein Grund mehr, daß wir jetzt die südliche Ergänzung Samoas als späten Dank in Gestalt der Tonga- und Fidschiinseln endlich ohne Entgelt erhalten. Vielleicht ist es möglich, die amerikanischen Einsprengsel in Samoa und den Karolineninseln (Guam) später auch auf diplomatischem Wege zu entfernen, indem wir bei der Regelung der internationalen Verhältnisse des Panamakanals die Wünsche der Union erfüllen, die auf eine sonst unzulässige Nationalisierung dieser wichtigen Schiffahrtstraße hinauslaufen.

Für England, bei seinem reichen Südseebesitz, ist das Opfer gering, da ihm die Verwaltung dieser zerrissenen Eilandsgebiete erhebliche Kosten verursacht. Aber bei dem wenig günstigen Samoaabkommen haben wir auch die südlichen Salomoninseln Choiseul und Isabel neben dem Hinterland von Togo abgetreten, eine Landmasse, die in gar keinem Verhältnis zu dem abgetretenen Drittel Samoas stand. England hat auf den erworbenen Eilanden bisher nichts getan, wie wir leider auf dem benachbarten Neupommern auch noch gar keine kolonisatorischen Fortschritte gemacht haben, obwohl sich diese große Insel trefflich zu einem Strafverschickungsversuch für leichte Verbrecher eignete. Bekanntlich ist das blühende australische Gemeinwesen aus einer Sträflingskolonie entstanden. Auch hier handelt es sich bloß um eine Ausgleichung des Sansibarvertragsopfers, das England Rhodesien, Uganda und Witu schenkte. Die Draufgabe von Gondja, des Hinterlandes von Togo, beim Samoaabkommen, entsprang der gleichen Beglückungslehre, die im politischen Leben doch einigermaßen unpraktisch sein dürfte. Auch haben wir damals die Voltagrenze aufgegeben, die uns bei der Flaggenhissung in Togo zufiel. Der Zugang zum Volta ist aber eine Lebensfrage für das Gedeihen dieser so arg verstümmelten und sonst so gut entwickelten Kolonie.

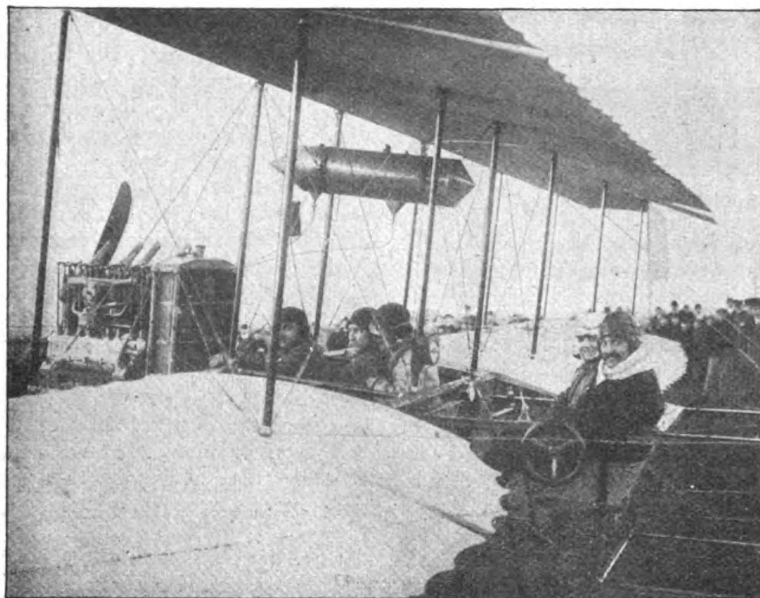
Als Voraussetzung eines freundschaftlichen Verhältnisses mit England müssen wir diese tatsächlichen Beweise seiner Gesinnung verlangen, die für uns einen wünschenswerten territorialen Gewinn bedeuten, aber England selbst keine Schmerzen bereiten können. Kurd v. Strantz.

Flugzeuge in den deutschen Provinzen.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

II.*)

Der Körper des Aviatik-Eindeckers weist die schlanke Form eines Motorbootes auf. Der Rumpf ist unten abgerundet, um möglichst geringen Luftwiderstand zu bieten. Der Motor mit dem unmittelbar daran montierten Propeller ist am Kopf des Rumpfes gelagert. Eigenartig ist die Form der Tragdecken, deren Holzgerippe durch starke Querträger und Drahtverspannung versteift ist, während an den Kanten die Querträger mit Aluminiumschienen belegt sind. Das Gerippe ist mit doppeltem Ballonstoff bezogen. Besondere Sorgfalt ist auf das Fahrgestell gelegt, das auf vier starken Gummirädern ruht. Die Achse lagert in Holzspulen, die durch Gummiringe gut gefedert sind. Der Fluggastsitz befindet sich vor dem Führersitz, damit der Beobachter einen möglichst guten Ueberblick hat.



Flugrekord des Aviatikers Rentzel mit vier Passagieren.

Der Doppeldecker der Aviatik-Gesellschaft ist durch den Flieger Jeannin rühmlichst bekannt geworden. Wesentlich ist, daß das Höhensteuer an der hinteren Schwanzzelle angebracht ist. Das Leergewicht des Militärtyps beträgt 450 kg

*) Siehe den Artikel „Die Flugzeug-Industrie in der deutschen Reichshauptstadt" in Nr. 11 der „Export-Woche".

des Renntyps 360 kg. Bei dem Renntyp sind die Holzstreben durch nahtlos gezogene Stahlrohre ersetzt, wodurch Gewichtsverminderung erreicht ist. Außerdem ist bei diesem Modell das Fahrgestell nur mit 2 Gummirädern versehen. Die größere Geschwindigkeit ist durch Verkleinerung des Neigungswinkels der Tragflächen erzielt.

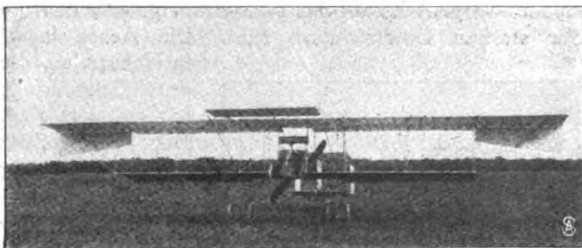
Die Bayerischen Motoren- und Flugzeugwerke hatten einen Stahleindecker, Konstruktion Enders, ausgestellt. Die Sitze befinden sich unterhalb der Tragfläche; sie sind nebeneinander angeordnet. Bemerkenswert ist bei dieser Konstruktion, daß die



Aviatik-Eindecker.
Automobil und Aviatik A. G., Mülhausen i. Elsaß.

Sitze in ein Boot eingeschlossen sind, welches nach vorn einen mit Fenstern versehenen Windschutz besitzt. Die einzelnen Teile des Apparates sind leicht auseinandernehmbar.

Die Deutschen Flugzeugwerke in Leipzig-Lindenthal bauen sowohl Ein- wie Zweidecker. Bei beiden Typen kann ein Fluggast mitgenommen werden. Der Eindecker hat 14 m Klafterung bei nur 10 m Länge über alles. Die Schrägsteuerung erfolgt durch Verwindung der Flügelenden. Als Motor werden 70 oder



Aviatik-Doppeldecker. Militärtyp.

100 PS. Mercedes oder Argus gewählt. Auf der Allgemeinen Luftfahrt-Ausstellung war ein Doppeldecker ausgestellt, der von dem bekannten Flieger Bruno Büchner konstruiert ist und speziell militärischen Zwecken dienen soll. Man kann diese Maschine eigentlich als doppelten Eindecker bezeichnen. Es ist besonderer Wert darauf gelegt, der Luft möglichst geringen Widerstand zu bieten. Infolgedessen besteht der Rumpf aus einem Holzboot in Torpedoform, an welchem die Luft wirbelfrei abfließen kann. Motor, Kühler und Benzinbehälter sind vollkommen eingebaut. Durch querliegende Öffnungen kommt die Luft an den Kühler heran. Auch die Fliegersitze sind besonders gegen Luftzug geschützt. Reichlich hat man Metall als Material verwendet. Das Fahrgestell besteht aus Stahlrohr und ruht auf vier mit Aluminiumblech bekleideten, nach allen Seiten federnden Rädern. Die Verspannung besteht aus starken Drahtseilkabeln von großer Festigkeit. Der Apparat läßt sich durch wenige Handgriffe zerlegen; durch Lösung einiger Muttern werden die Spannschrauben frei, und die Flügel, die mit Gelenken am Boot befestigt sind, können gegen den Rumpf zurückgeklappt werden, so daß das flugfähige 15 m klafternde Flugzeug auf Straßen leicht transportiert und auch leicht in einen Eisenbahnwagen verladen werden kann. Die Tragflächen finden Halt in einem starken, widerstandsfähigen Holzgerippe; die unteren klaftern nur 10.60; sie sind gegen die oberen etwas gestaffelt. Die Länge über alles beträgt 11 m. Zur Erhaltung der seitlichen Stabilität dienen Hilfsklappen; im übrigen sind die Steuer in großen Abmessungen gehalten, damit der Apparat schnell dem Steuergeben folgt. Die Steuerzüge sind doppelt vorhanden, so daß der Führer durch den ausgebildeten Fluggast abgelöst werden kann. Das Gesamtgewicht des Doppeldeckers beträgt etwa 550 kg. Die Deutschen Flugzeugwerke zählen zu den jüngsten Fabriken, aber ihre Leistungen berechtigen schon jetzt zu den besten Hoffnungen.

Die Fabrik von August Euler, dem ersten deutschen Flugzeugführer, die kürzlich vom Truppenübungsplatz Darmstadt nach Frankfurt a. M. verlegt worden ist, ist die einzige, die Ein-, Zwei- und Dreidecker baut. Besonders bekannt sind die Doppeldecker, auf denen viele hervorragende Leistungen vollführt sind. Prinz Heinrich von Preußen hat auf einem Doppeldecker seine Führerprüfung bestanden und einen längeren Flug ausgeführt. Als neuestes Flugzeug war auf der „Ala" der Eulersche Wasserflugdrachen ausgestellt. Zur Erzielung einer größeren tragenden Fläche sind bei diesem die Tragdecks zu dreien übereinander angeordnet, wodurch eine geringere Klafterung — 5 Meter — ermöglicht wurde, für Wasserflugzeuge ist dies von wesentlicher Bedeutung, weil seitliches Kippen große Gefahren bringt. Das Fahrzeug ruht auf zwei Schwimmern, einem großen unter dem Hauptkörper und einem kleineren unter dem Schwanz. Die Schwimmer sind aus Holz gefertigt und mit einer doppelten Lage Ballonstoff zur Dichtung verklebt. Ihre Form ist derartig, daß sie durch die Wellen nicht in das Wasser hinein, sondern herausgedrückt werden. Sollte die Maschine trotz der geringeren Klafterung kippen, so verhindern zwei längliche, an der unteren Tragfläche angebrachte Schwimmkörper das Eintauchen ins Wasser. Räder gestatten auch den Anlauf auf dem Lande.

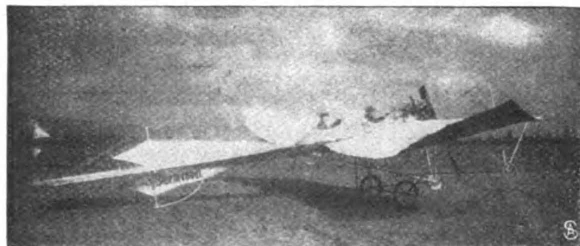
Bemerkenswert ist auch, daß Euler ein Flugzeug mit einem Maschinengewehr erdacht hat. Durch eine sinnreiche Zielvorrichtung wird sicheres Zielen und Feuern ermöglicht. Das Schießverfahren ist so einfach, daß auch ein Laie die Möglichkeit des Treffens einzusehen vermag. Das Boot mit dem Maschinengewehr war auf der „Ala" am ersten Tag zu sehen, es ist aber auf Veranlassung des Kriegsministeriums sofort entfernt worden. Tatsache ist, daß diejenigen artilleristischen Fachleute nicht Recht behalten haben, die behaupteten, man könne vom Flugzeug aus nicht schießen. Das Eulersche Maschinengewehr ist auf einem Schießplatz erprobt und hat ausgezeichnete Treffresultate gehabt. Bekanntlich hat man auch Vor-

richtungen erdacht, mit deren Hilfe selbst das Abwerfen von Sprenggeschoßen erfolgreich geworden ist.

Der Fokker-Eindecker, der ursprünglich in einer Fabrik am Rhein erbaut worden ist, befindet sich jetzt auf dem Flugplatz Johannisthal. Sein Führer fliegt eigentlich so ziemlich bei jeder Witterung, er setzt alle durch seine kühnen Flüge in Erstaunen. Die Stabilität dieses Flugzeuges ist so groß, daß der Führer Arme und Füße während des Fluges, auch in der Kurve, in die Luft zu strecken vermag. Wir behalten uns vor, auf diese Maschine, wie auch auf einige andere neuen von Dr. Huth, Trinks, der Luftverkehrsgesellschaft usw. gelegentlich zurückzukommen.

Die Goedecker-Fabrik baut einen Eindecker, bei dem die Flügel aus den ausziehbaren und zusammenklappbaren Flügelträgern, den Flügelrippen und der Stoffbespannung bestehen. Wesentlich ist, daß nur ein einfacher Bezug vorhanden ist, wodurch die Kontrolle der Rippen usw. gewährleistet ist. Die Drahtverspannung der Flügelträger fällt fort, wodurch das Ab- und Anmontieren sowie Nachspannen der Flügel erleichert wird. Als Rippen dienen starke Tonkinrohre, die sehr elastisch sind und leicht ersetzt werden können. Die Flügelrippen sind auf dem Flügelträger mit leicht lösbaren Bügeln und Hakenschrauben befestigt, so daß der Flügel in wenigen Minuten abgenommen und zusammengefaltet werden kann. Der Flügel nimmt alsdann nur einen Raum von 4.30 : 1.20 : 0.3 m ein. Ein mitgeführter Ersatzflügel kann bei dieser Flügelkonstruktion gleichzeitig als linker oder als rechter Flügel verwendet werden. Das Fahrgestell hat keine Kufen, dafür aber drei Räder. Der Rumpf ist in der Hauptsache aus Stahl gefertigt. Das Gewicht ohne Bemannung beträgt 400—450 kg, die Klafterung der Maschine beträgt 14.5 m, die Tiefe 10 m.

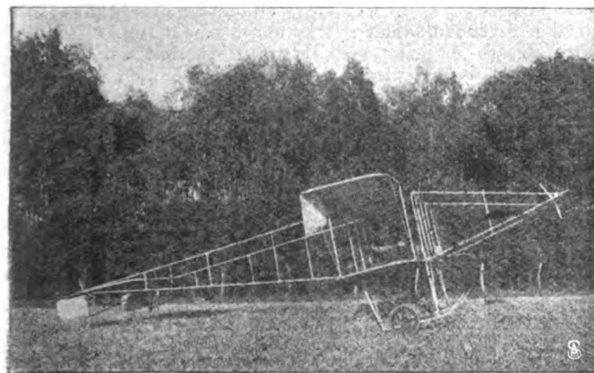
Die Flugmaschinenwerke von Gustav Otto, München, bauen Ein- und Zweidecker. Besonders die letzteren haben viel von sich reden gemacht durch die Rekorde, welche der Fluglehrer Adolf Rentzel kürzlich erzielt hat. Zunächst hatte er mit vier Fluggästen, also zu 5 Personen, einen Flug von 9 Min. 8 Sek. ausgeführt. Am 17. Februar schuf Rentzel alsdann einen Weltrekord, indem er mit 4 Fluggästen 21 Minuten 45 Sekunden in der Luft blieb. Der fischförmige Rumpf des Zweideckers besteht aus Holzhohlträgern, die durch ovale Stahlrohre mit Aluminium-Spezialschuhen zu einem festen Brückenkörper verbunden sind. Die Flügel liegen nicht unmittelbar am Flugkörper; Führer und Fluggast sitzen vollkommen geschützt in dem eingekleideten Rumpf und haben durch die Öffnung zwischen Flügel und Rumpf gute Übersicht nach unten. Der Flugkörper hängt an den Flügelträgern mit sehr starken Stahlbändern. Die Flügel sind symmetrisch, so daß Ersatzflügel sowohl rechts als links anmontiert werden können. An ihren Enden befinden sich spitze Flächenteile, die dem Ganzen etwas Mövenähnliches geben. Die Flächen sind derart konstruiert, daß der Apparat im allgemeinen automatisch stabil ist. Selten muß der Führer bei Böen die Verwindung der Flügel betätigen. Der Führersitz befindet sich 3 m hinter dem Motor. Der Sitz des Fluggastes ist derart zwischen Motor und Führersitz angeordnet, daß sein Gewicht die Gleichgewichtslage der Maschine absolut nicht beeinflußt. Die Spannweite beträgt 15 m, die Länge über alles 8.75 m. Als Motor werden 100 PS. Argus oder 100 PS. Aeromotor Gustav Otto oder nach Belieben auch andere Motoren benutzt. Die erreichte Geschwindigkeit beträgt etwa 120 km. Bei dem Renndoppeldecker Otto ist auch größte Rücksicht auf leichte Auseinandernehmbarkeit und Transportmöglichkeit genommen. Der Motor befindet sich vor dem Tragdeck, so daß der Führer nicht in Gefahr gerät, bei einem Sturz von seinem Gewicht erdrückt zu werden. Aehnlich wie bei den Albatros-Maschinen ist die Tragdecke in Staffelform angeordnet, was namentlich beim Gleitflug günstig ist. Die Windhaube, die sich auch bei dem Eindecker befindet, wird bei dem Zweidecker, im Falle ein Fluggast mitfliegt, geteilt. Der Beobachter sitzt auf dem Vordersitz, so daß er sowohl



Eindecker der Flugmaschinenfabrik J. Goedecker,
Niederwalluf bei Wiesbaden.

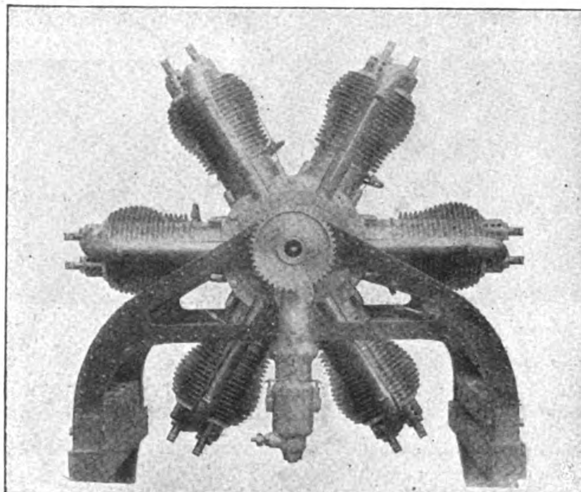


Zweidecker der Flugmaschinenwerke von Gustav Otto,
München.



Zweidecker der Deutschen Flugzeugwerke
in Leipzig-Lindenthal.

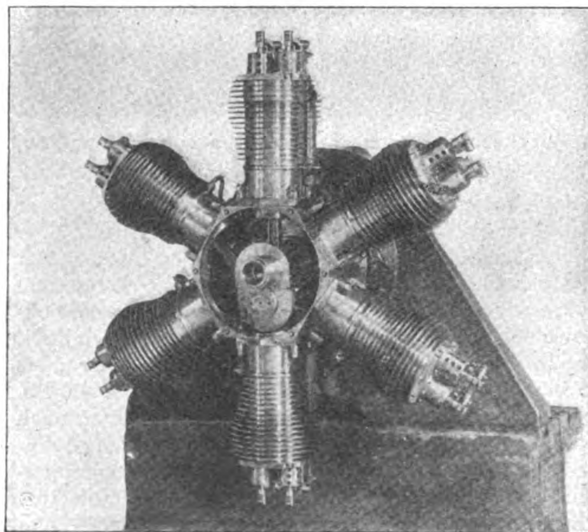
nach vorn wie auch durch die Lücke zwischen dem unteren Tragdeck und Flugkörper nach unten gute Uebersicht hat. Das Ueberschlagen des Drachen bei der Landung wird durch einen mit Rädern versehenen Sporn verhindert, der innerhalb des Motors ange-



Novus-Rotations-Motor
der Motorwagenwerke A. Horch, Zwickau i. Sa.

bracht ist. Die Spannweite des oberen Tragdecks beträgt 11.50 m, des unteren 7.50 m, die Länge über alles 10 m, die Höhe 2.90 m.

In der Motorenfrage waren wir bislang noch sehr weit zurück. Die meisten Fabriken mußten ihren Motor aus Frankreich beziehen. Namentlich bediente man sich vielfach des Gnome-Rotations-Motors. Es ist



Novus-Rotations-Motor
der Motorwagenwerke A. Horch, Zwickau i. Sa.

erfreulich, daß man jetzt auch in Deutschland solche Motoren baut, deren Zylinder rotieren. Unter mehreren derartigen Konstruktionen sei heute nur der 70 PS. Novus-Rotations-Motor der Motorwagenwerke A. G. A. Horch, Zwickau i. S., erwähnt. Hier sind die Ansaugventile des Motors im Gegensatz zu anderen bekannten Rotationsmotor-Konstruktionen mechanisch gesteuert, wodurch selbst bei höchster wie niedriger Tourenzahl eine volle Zylinderfüllung mit Gasgemisch gewährleistet ist. Das im Carburator erzeugte Gasgemisch, das infolge automatischer Luftregulierung bei jeder Tourenzahl, jeder Temperatur und jeder Luftdichtigkeit immer gleich bleibt, wird den Ansaugventilen unmittelbar durch für jeden Zylinder getrennte gleichlange Saugleitungen zugeführt. Es wird dadurch die Verunreinigung des Gasgemisches durch Oeldämpfe vermieden und ein reines Gasgemisch erhalten.

Die Zylinder, aus je einem massiven Block Chromnickelstahl herausgearbeitet, sind innen und außen auf das peinlichste bearbeitet und im Innern geschliffen. Das Gewicht aller Zylinder ist genau ausgeglichen und die Kühlwirkung der Rippen durch oben auf dem Zylinder sitzende Kühlrippen noch verstärkt. Die Tourenzahl des Novus-Motors ist in weiten Grenzen von 200—1200 Undrehungen in der Minute zu regulieren, und die Regulierung erfolgt durch Beeinflußung der Gaszufuhr sowie Verstellung des Zündzeitpunktes.

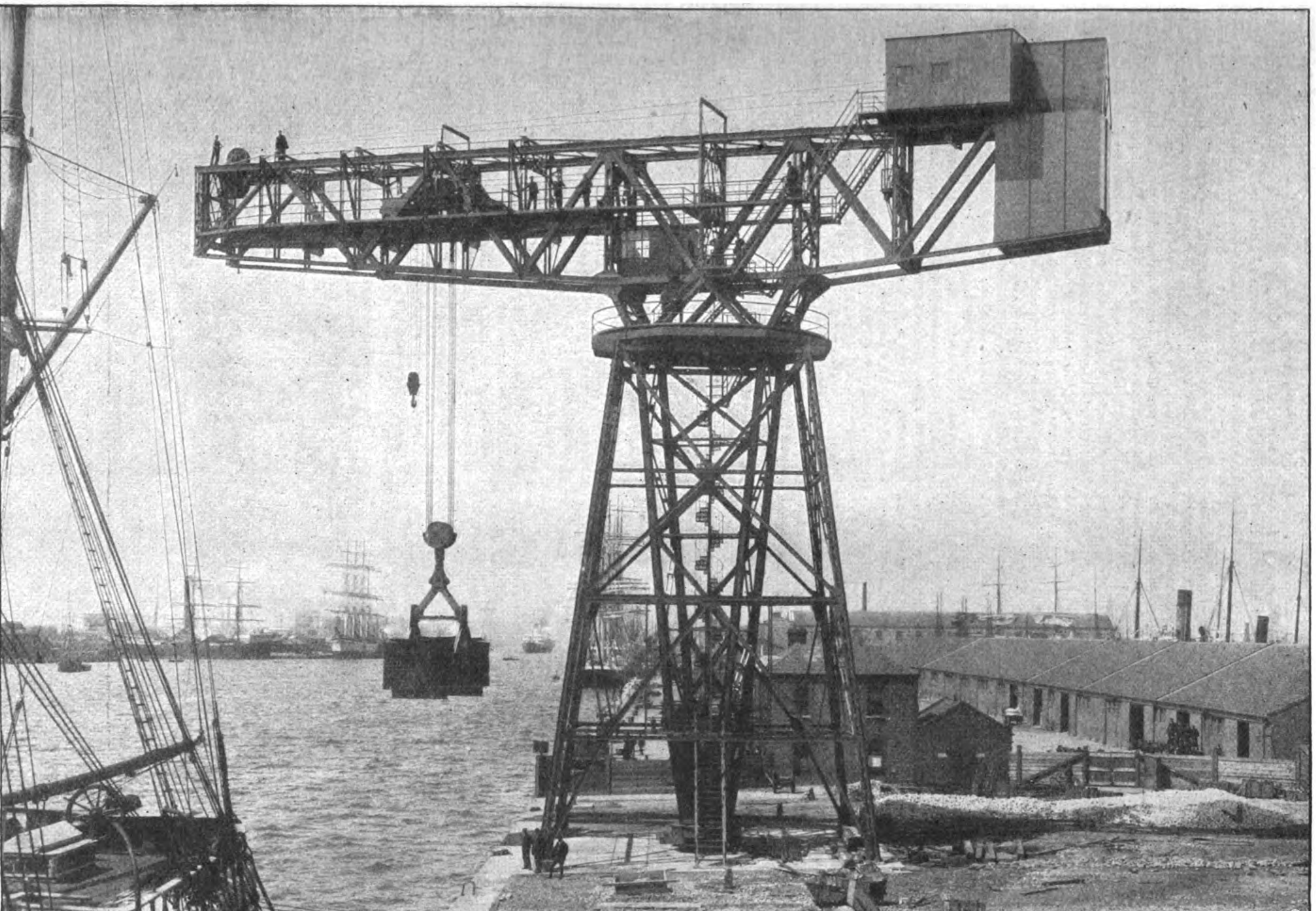
Massenartikel für den Weltmarkt.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Export sind die in der Kollektivbezeichnung „Massenartikel" zusammengefaßten vielgestaltigen Kleinigkeiten des täglichen Bedarfes, mit denen wir uns heute etwas näher befassen wollen. Es ist ein geradezu unbegrenztes Gebiet auf das wir uns hier begeben; begegnen uns doch, wohin wir blicken, auf dem Schreibtisch, im Zimmer, in der Küche, im Restaurant, in den Verkaufshallen der fashionablen Bäder, an den Volksfestständen, kurzum überall, die tausenderlei Kleinigkeiten, die man in Massenartikel klassifiziert und die, was für uns die Hauptsache ist, lohnende Weltmarktartikel bilden. Trotz ihrer teils bescheidenen Anspruchslosigkeit stellen sie Artikel dar, in denen enorme Umsätze erzielt werden, und durch die Erfinder und Fabrikanten oft Vermögen gewinnen. Wir erinnern nur an den jetzt allgemein eingeführten Flaschenverschluß aus Porzellan mit dem Gummiring, durch den sein Erfinder, ein amerikanischer Offizier, zum Dollar-Millionär geworden ist.

Wie gesagt, der Begriff „Massenartikel" ist ein weitbegrenzter, umfaßt er doch auch Zubehörteile für die Fabrikation; beispielsweise für die Elektrotechnik, die Beleuchtungsindustrie, die Holzwaren- und Spielwarenfabrikation. Mit ihnen uns hier zu befassen, würde ins Uferlose führen. Auch müssen wir davon Abstand nehmen uns heute mit Reklameartikeln, Schreibwaren, automatischen Feuerzeugen, Karneval-, Kotillon- und Scherzartikeln usw. zu befassen, obwohl sie sich mit dem Begriff Massenartikel decken. Sie bilden Sonderabteilungen, auf die zurückzukommen wir uns vorbehalten. Es soll heute unsere Aufgabe sein, einen Überblick darüber zu geben, was die deutsche Industrie an Gebrauchsartikeln für den Massenumsatz bietet. Wir glauben dadurch den Interessen der am Export beteiligten Kreise und Importeure an allen Plätzen der Erde zu begegnen.

Unter der Bezeichnung „Vokatus" ist z. B. ein billiger Flaschenbügel in den Handel gekommen als Ersatz der bekannten Flaschenkasten. Diese patentierte Neuheit gestattet das bequeme Tragen mehrerer Flaschen; der Holzgriff eignet sich zudem zum Aufdruck von Reklamen (Ernst Wittig, Berlin SO 33, Manteuffelstraße 13). Durch D. R. P. geschützt ist eine neue Fenster- und Türsicherung mit beliebiger Feststellung. Sie führt den Namen „Antidieb" und verhütet das Zuschlagen der Türen und Fenster, ebenso das Hinausstürzen der Kinder aus letzteren; außerdem ist sie zum Lüften der Räume unentbehrlich. (Fabrikant: Ottomar Schrott,

(Fortsetzung siehe Seite 10.)



Elektrisch betriebener Turmdrehkran für 100 t Tragfähigkeit, 150 t Probearbeitslast im Hafen von Dublin (Irland).
Erbaut von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G.

Dresden-A. 21.). Ein billiger und guter Ersatz für Aluminium-Haarnadeln sind die gesetzlich geschützten Stahlhaarnadeln „Walka" und „Bruna", die seitens der Firma Anton Beuth, G. m. b. H., Oberreifenberg i. T., fabriziert werden. Ein neues Universal-Putzmittel von hervorragenden Eigenschaften stellt das „Glanziol" der Firma Glanziol-Versand, Ratibor, dar. Im Haushalt sowohl wie in Bijouterie-, Uhren- und Metallwarengeschäften leistet dieses billige Präparat, das bereits in enormen Quantitäten exportiert wird, vortreffliche Dienste. Ein beachtenswerter Massenartikel für die Küche ist der D. R. G. M. Kartoffelscheibenschneider der Firma Robert Ganz, Hamburg, Kaiser-Wilhelm-Straße 82. Nach einem leichten Druck schneidet er Kartoffeln, Bananen, Rüben etc. in gleichmäßige Stücke. Die Firma Vereinigte Riegel- und Schloßfabriken, A.-G., Velbert, Rhld., bringt als letzte Neuheit ein Sicherheits-Panzerschloß mit unsichtbaren Nieten und undurchfeilbarem Bügel. Ein billiger praktischer Kinderschutzgürtel erscheint uns gleichfalls beachtenswert. Er wird unsichtbar angelegt und verhütet das Herausfallen der Kinder aus dem Wagen, ohne die Bewegung der Kleinen zu beeinträchtigen. (Hense & Weber, Chemnitz). Die D. R. G. M.-Zwillingshutnadel zeichnet sich durch sinnreiche Konstruktion aus, so daß Verletzungen nicht vorkommen können; ferner vermeidet sie das Zerstechen der Hutformen, gewährleistet festen Sitz und leichtes Auf- und Abnehmen des Hutes. (O. Dornwaß, Leipzig, Blumengasse 20.). Ein Türschließer, der vom Bett aus betätigt werden kann, dürfte zweifellos guter Nachfrage sicher sein, namentlich wenn er einfach konstruiert, leicht anzubringen und billig ist wie die Neuheit der Firma H. Rentschler & Co., Stuttgart-Feuerbach. Mit ihrem praktischen Tropfenfänger, vernickelt oder vergoldet, hat die Firma Bode & Co., Jena, einen beachtenswerten Weltmassenartikel geschaffen, der sich bereits überall gut eingeführt hat. Sehr praktisch sind die preisgekrönten Pflanzenschilder aus Aluminium, die mit einer besonderen Tinte oder mit einem Metallgriffel für vertiefte Schrift beschrieben werden können. Sie sind unverwüstlich und billig. Dies gilt auch von den Aluminium-Namens- und Bezeichnungsschildern, teils zum Einstecken in Eßwaren. Auch die Hutbuchstaben sowie die Analysenschilder aus Aluminium für Apotheken und Ärzte verdienen als Massenartikel Beachtung. (Aluminiumwaren-Fabrik „Ambos", Dresden-A.). Praktische Massenartikel für den Weltmarkt bietet auch die Firma Gebr. Arndt, Quedlinburg. Aus ihrer umfangreichen Kollektion heben wir hervor: einen D. R. G. M.-Bratenwender, der das Hineinstechen in das Fleisch und mithin Saftverlust vermeidet. Die eigenartig geformten Klauen gewährleisten ein sicheres Festhalten des Bratens. Dann verdienen Beachtung eine Aschensiebschaufel als Kohlensparer, ein verstellbarer Strumpfspanner aus Eisendraht, ein neuer Obstentkerner für Kirschen und Pflaumen; namentlich das neue Modell für Kirschen, das den Kern ohne Durchlochung der Frucht entfernt und viel Zeit erspart. Auch der Lampenkocher mit verstellbarer Galerie und die neuen verstellbaren Fensterputzer, die in drei verschiedenen Stellungen benutzt werden können, erscheinen uns erwähnenswert. Sehr praktisch ist der Gardinenschoner, der die Gardine beim Oeffnen des Fensters selbsttätig zurückschiebt. Des originellen Seifensparers in Gestalt einer Drahtdose mit Drahtstiel sei gleichfalls gedacht.

Das Eieretui ist für Touristen, Automobilisten, Sportsleute u. a. wertvoll, da es auf einfachste Weise das rohe oder gekochte Ei vor Zerbrechen schützt. Es ist eine Spezialität der Firma L. Grandke & Co., Frankfurt a. Main, die u. a. noch folgende praktische Massenartikel auf den Markt bringt: Eine Brikett- und Kohlenschere, den „Elastik"-Möbelklopfer aus Gußstahl-Federdraht, einen neuen Vorhangring, der weder angebunden noch angenäht wird und die Vorhänge schont. Dem unangenehmen Reißen der Zugschnur beugt „Zugglott" vor, das viele Vorzüge mit größter Billigkeit vereinigt. Eine hervorragende Neuheit bildet der Patent- Leiterersatzsprossen-Halter ohne Nagelung und Schrauben.

Neuerdings sind sogenannte Schreckschußpistolen auf den Markt gekommen, die zum Abgeben blinder und überaus lauter Schüsse dienen. Sie bilden ein ausgezeichnetes Abwehrmittel, und durch ihren billigen Preis finden sie in großen Massen in allen Ländern Absatz. Als empfehlenswerte Bezugsquellen für diesen Weltartikel nennen wir: Mayer & Grammelspacher, Rastatt i. B., Gustav Gillischewski, Berlin N, Uferstr. 4, Adrian & Rode, Velbert Rhl., J. G. Schrödel, Nürnberg, Schwarz & Prehm, Berlin-Wilmersdorf. Die zu diesen Schreckschußpistolen erforderlichen Knallkorken bilden gleichfalls lohnende Massenartikel. Sie werden in verschiedenen Systemen fabriziert, u. a. durch die Firmen W. Blumberg & Co., Wevelinghoten, Rhl., Blumberg & Co., Düsseldorf, Hüser & Kettling, Gevelsberg, Rhl.

Eine Export-Massenartikel-Neuheit sind die abwaschbaren Zephir-Bilder ohne Glas, in denen künstlerisch ausgeführte Muster vorgesehen sind. (Zephir-Bilder- und Rahmen-Manufaktur Inh. R. Piepenbrink, Berlin S 42, Ritterstraße 31). Die Türschilder „Favorit" mit erhabenen Schriftzeichen finden in allen Erdteilen großen Absatz, da sie von jedem Laien sofort in beliebigen Namen zusammengestellt werden können (Rieck & Melzian, Hamburg).

Sehr beachtenswert ist das billige Puderpapier in losen Bogen oder in Büchern, die mit Firma geliefert werden können. (Kopp & Joseph, Berlin W 20, Potsdamer Straße 122). Auch des bewährten Putzmittels „Immalin" als Schuh- und Metallputz sei empfehlend gedacht. (Chemische Fabrik Eisendraht G. m. b. H., Mettmann, Rhld.).

Praktisch, einfach und billig ist der neue Fenster-Feststeller aus Guß, der an der Fensteraußenseite befestigt wird (Eisengießerei Borna b. Leipzig). „Hallos" betitelt sich ein vortrefflicher Bleistiftspitzer in staubdichter Verschlußkapsel, den die Massenartikelfabrik Heinr. Friedrich Loos, Nürnberg, auf den Markt bringt. Der Bleistiftschützer „Ebenoid", durch D.R.P. geschützt, findet im In- und Ausland dank seiner vielfachen Vorzüge viel Zuspruch (Edmund Moster & Co. A.-G., Berlin-Neukölln). Die D.R.G.M. Dekorationsklammer der Firma Rich. Hammesfahr, Oberhausen, Rhld., ermöglicht es, Messerwaren jeder Art in allen Lagen zu dekorieren. „Ocima" wird eine praktische Kombination von Fahrkartenhalter und Geldbörse genannt (Heinrich Siebein, Heilbronn). Einen flotten Exportartikel bringt die Metallwarenfabrik Lippert & Leicht, Grünhain i. Sa. Es ist dies ein D.R.G.M. Kartoffel- und Gemüsesparschäler aus einem Stück Stahlblech, der für rechts- und linkshändigen Gebrauch bestimmt ist. Guten Ruf als Millionenartikel genießt der Messerschärfer „Remlu" der Remlu-Werke Ulm a. D., der trotz größten Schärfeffekts die Messer nicht angreift. Diese Neuheit ist eigenartig konstruiert und hat keine Rollen zum Schärfen.

Die Drahtwarenfabrik E. Dohrmann, Köln a. Rh., Sternengasse 29, bringt u. a. eine D.R.G.M. Stielbefestiger-Schraube, die für jeden Haushalt unentbehrlich ist. Sehr beachtenswert sind Brills Patentbuchstaben zur Reklame, deren Fabrikation und Vertrieb in den Händen der Firma J. Doeschner, Kronach i. B., liegt. Eine Neuheit in sogenannten Junggesellen-Hosenknöpfen stellt „Unerreicht" der Firma Wilh. Sonnenberg, Hamburg, Gr. Neumarkt 24, dar. Recht beachtenswert erscheint uns die Eisblumen-Buntglasneuheit „Glaciophanie". Dieses zweiseitige glatte Erzeugnis ist keine Prägung. Auch die Chrystallophanie (D.R.P.) verdient als vollkommener Ersatz für Kathedral- und Ornamentglas hervorgehoben zu werden (Hinderer, Thomas & Co., Krefeld). Durch D.R.G.M. geschützt ist ein neuer billiger Glasschneider mit Stahlrädchen, der gute Dienste leistet (Metall-Industrie Christoph Reich, Schmalkalden). Der Metalldübel „Perfekt", der zum Einschrauben bzw. Einschlagen der Haken eingerichtet ist, kommt als guter Massenartikel gleichfalls in Betracht (Fabrikant: Wilh. Paschel, Dresden-Blasewitz). Die bekannte Putzmittelfabrik Fritz Schulz jr. A.-G., Leipzig bringt sehr vorteilhafte Massenartikel mit ihrem Globus-Putzextrakt (über 60 Millionen Dosen jährlich) sowie ihrem flüssigen Metallputz **„Putzin"** in enormen Quantitäten auf den Weltmarkt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

TECHNISCHE WOCHE

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Rohrbruchventil. Bedeutende Firmen des Dampfkesselbaues und Armaturenfabriken haben sich große Mühe gegeben, die mit den Rohrbrüchen verbundenen Gefahren durch Einsetzen eines Rohrbruchventiles möglichst zu verhüten. An der Herstellung solcher Rohrbruch- und Kesselbruchventile ist die Maschinen- und Dampfkessel-Armaturenfabrik Hübner & Mayer, Wien XIX., in ganz hervorragender Weise beteiligt. Die Ventile dieser Firma fanden bereits eine sehr große Verbreitung und haben auch in einer größeren Anzahl von Rohr- und Ventilbrüchen, Abreißen von Flanschen, Hinausschleudern von Dichtungen, Kessel-, Überhitzer- und Maschinendefekten durch sofortigen Selbstschluß schwere Unfälle sicherlich verhütet, außerdem in den betroffenen Anlagen zweifellos große Kapitalverluste und Betriebsstörungen vermieden. Die erwähnten Ventile besitzen einen sicheren, stoßfreien Selbstschluß, unabhängig von der Entfernung und Größe der Bruchstelle, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Dampfes (gesättigt oder überhitzt), auf die Dampfspannung, den Dampfverbrauch und auf den Eröffnungsgrad des Absperrventils. Sie weisen große Unempfindlichkeit gegenüber Wasserschlägen und Dampfstößen infolge erhöhten Dampfverbrauches und zeitweilig vergrößerter Dampfgeschwindigkeiten auf, daher ist ein vorzeitiger Selbstschluß unmöglich. Nach Schluß des Absperrventiles kann eine selbsttätige Wiedereröffnung ohne besondere Handgriffe erfolgen. Es ist eine plombierbare Einstellvorrichtung für verschiedene Druckabfälle vorhanden, die den Dampfgeschwindigkeiten wirksam Rechnung trägt. Gleichzeitig besitzt es eine automatische Anpassung der Einstellung an die Geschwindigkeits- und Druckverhältnisse. Sogar auf eine von außen zu betätigende Probiervorrichtung, die den Selbstschluß nicht verhindert (Leergang), und daß die Stellungen der Selbstschlußkörper von außen erkennbar sind, wurde Bedacht genommen. Die Beweglichkeit und Reinhaltung dieser Bestandteile ist so gesichert, daß jede besondere Wartung sich erübrigt. Den Abschluß auch von

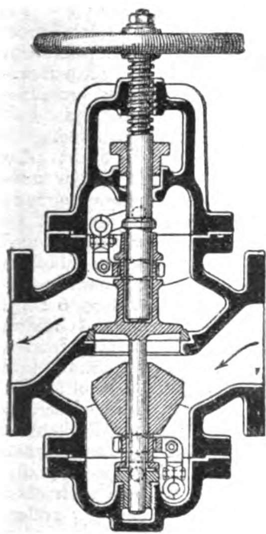


Abb. 1.

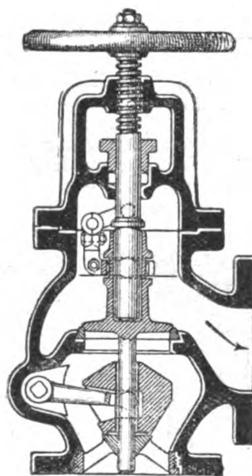


Abb. 2.

der Ferne zu bewirken und die Verwendung und Handhabung gleich gewöhnlichen Absperrventilen an Stelle der Entnahme-Ventile am Dom oder in den Leitungen, ohne Änderung und Mehrbelastung der Rohrleitung und ohne Vermehrung der Dichtungsstellen, ist ebenfalls vorgesehen. Der Einbau des Ventils kann in jeder beliebigen Lage erfolgen, und bei Verwendung von Kesselbatterien wirkt der Selbstschluß der Ventile bei Rohr- und Kesseldefekten nach beiden Richtungen. Die Wirkungsweise des Hübner & Mayerschen Rohrbruch-Ventils ist folgende: Der das Ventil durchströmende Dampf saugt den Selbstschlußkörper gegen seine Auflagefläche an und erhält den Ventilkegel bei normalem Betriebe in der Offenstellung. Bei Rohr- oder Ventilbruch entsteht an der Bruchstelle eine Druckverminderung, welche sich rasch bis zur oberen Fläche des Selbstschlußkörpers fortpflanzt, während auf dessen untere Fläche noch der volle Kesseldruck wirkt. Durch diesen Druckunterschied wird der Selbstschlußkörper angehoben und gegen seinen Abschlußsitz gepreßt, wobei die fortdauernde Saugwirkung einen stoßfreien Abschluß bewirkt. (Abb. 1 und 2.)

Werkstattechnik.

Fühlhebel für Feinmessungen und ihre Anwendung. Die Methode, durch eine einfache Hebelübersetzung vorhandene Fehler zu multiplizieren und dadurch deutlich wahrnehmbar zu machen, sie ferner durch Anbringung einer Skala auch der Größe nach abzulesen, ist sehr alt und reicht bis in die Anfänge des modernen Maschinenbaues zurück. Die sogenannten Fühlapparate werden von der Firma Ludwig Loewe & Co. Akt.-Ges., Berlin, in zwei Ausführungen angefertigt, nämlich für Außenmessungen und für Innenmessungen. Beide haben gemein, daß die Bewegung eines kleinen Taststiftes durch Hebelübersetzung und einen langen Zeiger im Verhältnis von 1 : 100 vergrößert wird, so daß man Abweichungen von 1/100 mm auf einer segmentartigen Skala bequem ablesen kann. Beide Apparate geben sowohl Plus- als auch Minusabweichungen an, zu welchem Zweck der Nullpunkt in der Mitte liegt. Der erstere dieser beiden Apparate (Abb. 1) dient insbesondere zur Prüfung von Spindeln und dergleichen auf genau zentrisches Laufen oder zur Feststellung der Parallelität ebener Flächen und besitzt zwei Skalen (an der Vorder- und an der Rückseite), so daß man von beiden Seiten ablesen kann. Eine Feineinstellung dient dazu, den Zeiger in jeder Lage des Apparates auf Nullstellung zu bringen. Zur vollständigen Ausrüstung gehören außer dem eigentlichen Fühlhebel mit Klemme und Einspannstange folgende Zubehörteile: ein Ständer zum Aufsetzen auf ebenen Flächen, bestehend aus einem Prismenstück, einer darin verschiebbaren senkrechten Stange und einer Klemmutter, zwei Führungsstücke zum Entlangführen des Apparates an senkrechten Flächen und an geneigten Flächen, insbesondere Prismen, ein Winkelhalter zum Einspannen in Stichelhäusern, in Drehbänken und Revolverdrehbänken. Der Fühlhebel für Innenmessungen, wie Abb. 2, dient insbesondere zur Untersuchung von Bohrungen von 15 mm Durchmesser aufwärts auf genau zentrischen Lauf, von innenliegenden Flächen auf ihre Parallelität mit anderen und für ähnliche Zwecke. Der Taststift ist daher im Gegensatz zu dem

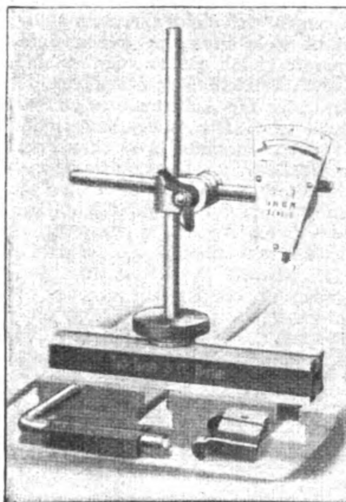


Abb. 1.

des vorher beschriebenen Fühlhebels seitlich angeordnet. In seinem Aufbau entspricht er in der Hauptsache dem vorigen Apparat, jedoch besitzt er seinem Verwendungs-

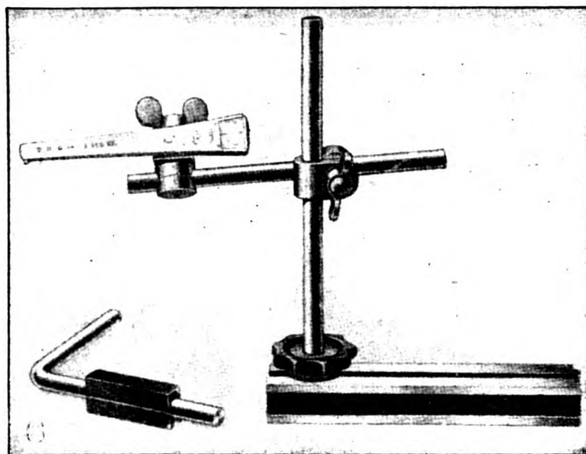


Abb. 2.

zweck und seiner Konstruktion entsprechend nur auf der einen Seite eine Skala und keine Stellschraube für die Nullstellung. Die Bezeichnung „Fühlhebel für Außenmessungen" und „Fühlhebel für Innenmessungen" ist nicht allgemein gültig; es gibt viele Fälle, in denen beide Apparate gleich gut anwendbar sind, als auch Werkstücke, bei denen der Innentaster für Außenmessungen verwendet wird. Die Anwendung richtet sich eben durchaus nach der Form der Werkstücke. Das Folgende soll einige Beispiele geben, aus denen die mannigfachen Verwendungsmöglichkeiten dieses Apparates hervorgehen: Revision von runden Körpern. Bei diesen handelt es sich darum, festzustellen: 1. ob der Körper oder die Bohrung genau rund ist; 2. ob diese genau zentrisch sitzt; 3. ob die Achse nicht schief sitzt. Für alle diese drei Messungen ist der Fühlhebel zu verwenden. In Abb. 3 wird gezeigt, wie man die Schneiden eines geschliffenen Fräsers prüfen kann und daraufhin prüfen kann, ob sie alle in einer Zylinderfläche liegen. Zu dem Zwecke wird der Fräser auf einen genauen Dorn gesteckt und langsam gedreht, so daß seine Schneiden über den Taststift des auf dem Schlitten der Fräsmaschine befestigten Fühlhebels gleiten. Beim Hinübergleiten einer jeden Schneide muß sich der Zeiger auf denselben Teilstrich einstellen oder er muß innerhalb des durch die Toleranz gebilligten Bereiches schwingen. Abb. 4 veranschaulicht die Anwendung des „Fühlhebels für Innenmessungen" für eine Außenmessung. Es handelt sich darum, die Lage der Bohrung in einer Bohrvorrichtung genau festzulegen, da in dieselbe nachher Bohrbuchsen eingesetzt werden sollen. Hierzu befestigt man genau geschliffene Stahlbuchsen C durch Schrauben F ungefähr an der gewünschten Stelle der Bohrlehre B und richtet diese mit einem Maßstab genau aus. Es ist nunmehr bequem, von dieser Buchse aus die übrigen Buchsen in gleicher Weise in genauen Abständen aufzuklemmen.

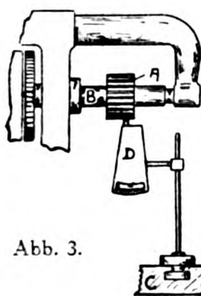


Abb. 3.

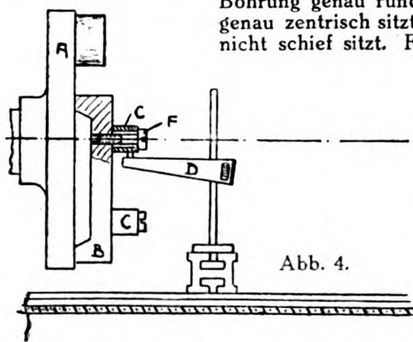


Abb. 4.

Jetzt spannt man die Lehren nacheinander nach den verschiedenen Buchsenmitten auf die Planscheibe einer Drehbank und benutzt wieder einen Fühlhebel für genaues Ausrichten in den verschiedenen Lagen in der Weise, wie in Abb. 4 dargestellt. Jedesmal, wenn die Lehre gerichtet und festgespannt ist, nimmt man die Buchse C ab und bohrt das Loch bis auf den vorher angerissenen Durchmesser aus. Den weitestgehenden Gebrauch finden die Fühlhebel bei der Revision im Werkzeugmaschinen-

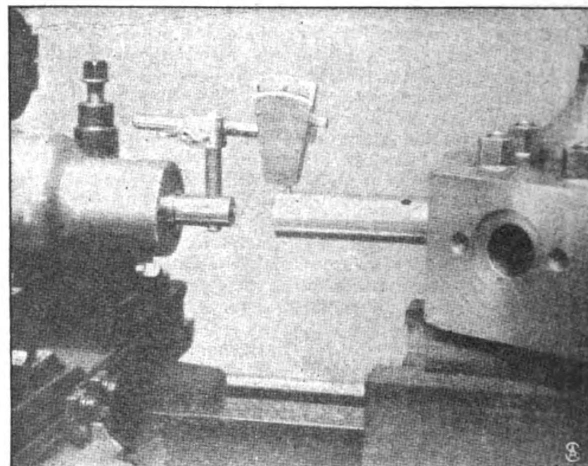


Abb. 5.

bau, und zwar sowohl bei der Prüfung einzelner Teile, z. B. beim Zusammenbau von Supportschlitten und Bett, als auch bei der Revision der fabrikationsfertigen Maschinen. Wie man die Lage der Bohrung eines Revolverkopfes prüft, zeigt Abb. 5. Der Kopf wird hierbei hin und her bewegt und der Fühlstift gleitet auf einer Mantellinie des eingesetzten Dornes entlang. Hierauf wird der Fühlhebel herumgeschwenkt, so daß er z. B. wagerecht liegt. Will man die Bohrung im Spindelkörper bzw. Spannkopf einer Revolverbank revidieren, so läßt man den Taststift des auf dem Quersupport befestigten Fühlhebels in die Bohrung hineinragen und dreht die Arbeitsspindel langsam von Hand, worauf der Zeiger ausschlägt und Aufschluß über die Genauigkeit der Bohrung gibt. Bei der Prüfung von ebenen Flächen handelt es sich erstens um die Festlegung von Ungenauigkeiten und zweitens um die Prüfung der Parallelität zweier Flächen zueinander. Abbildung 6 zeigt ein auf beiden Seiten gefrästes, gehobeltes und geschliffenes oder geschabtes Werkstück, dessen Flächen genau parallel und auch eben sein sollen. Während des Schabens oder Schleifens legt man das Stück A für die Prüfung auf die Richtplatte B, befestigt den Fühlhebel D auf dem Prismenstück C und verschiebt nun das Prismenstück auf der Richtplatte um das Stück A herum, so daß der Taststift E die obere Fläche von A in beliebiger Richtung bestreicht. Solche Stellen, an denen der Zeiger über das zugelassene Maß herausschlägt, markiert man, um sie nachzuarbeiten. Nach

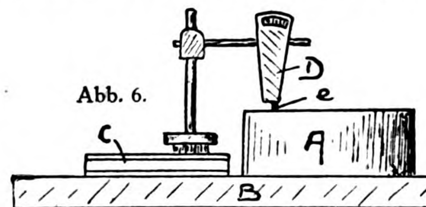


Abb. 6.

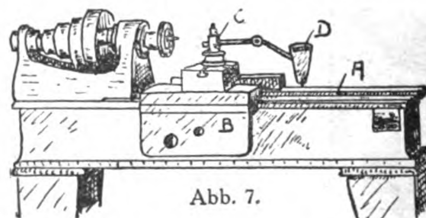


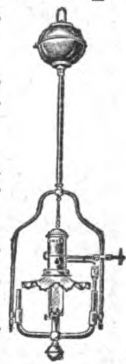
Abb. 7.

Fertigstellung der oberen Fläche dreht man das Werkstück herum, um die andere Fläche zu bestreichen und festzustellen, an welchen Punkten diese abweicht, ob dieselbe ausgehöhlt ist oder ähnliches. Meist wird man natürlich derartige Flächen tuschieren, es gibt aber Fälle, in denen man vorteilhaft mit dem Fühlhebel arbeitet, z. B. bei der Fabrikation von Endmaßen und überhaupt dann, wenn es sich um kleine Flächen handelt, die nicht mehr vorteilhaft tuschiert werden können. Abb. 7 veranschaulicht die Revision eines Drehbankbettes; es soll festgestellt werden, wie die Führungen zum Support liegen und ob sie genau gerade sind. Man befestigt hierzu den Fühlhebel im Stichelhaus, wozu der beigegebene vierkantige Aufnahmeschaft benutzt werden kann, und führt dann den Support auf dem Bett entlang. Wenn die Führung Prismen haben soll, so muß man natürlich den Taststift nicht auf der oberen Schmalkante der Prismen, sondern auf den breiten, geschabten Seitenflächen gleiten lassen, da nur auf diesen eine Auflage stattfindet.

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Krafterzeugung und Warmwasserbereitung. Die Ausnutzung der im Abdampf von Dampfmaschinen enthaltenen Wärme zur Bereitung von warmem oder heißem Wasser ist in zahlreichen Betrieben möglich. In vielen Fällen zieht man es vor, die Kraftmaschine mit schlechtem Vakuum oder mit Gegendruck laufen zu lassen, um genügend heißen Abdampf zur Warmwasserbereitung zu erhalten, anstatt sie mit gutem Vakuum zu betreiben und das benötigte Warmwasser unabhängig vom Maschinenbetrieb zu erzeugen. In diesem Fall wird das Brauchwasser meistens mittels herabgedrosselten Kesseldampfes bereitet, während bei Verwendung des Maschinenabdampfes verschiedene Möglichkeiten offen stehen, nämlich Betrieb der Maschinen mit Gegendruck, Betrieb der Maschinen mit schlechtem Vakuum, Betrieb der Maschinen mit Zwischendampfentnahme aus dem Aufnehmer (Receiverdampfentnahme). Diese verschiedenen Möglichkeiten der Abdampfverwertung sind in ihrem wirtschaftlichen Wirkungsgrad nicht gleichwertig. Durch die Zwischendampfentnahme werden nach einem Bericht in Dinglers Polytechn. Journal folgende Vorteile erzielt: 1. Der Gesamtdampfverbrauch für Krafterzeugung und Heizung ist geringer als bei allen anderen Betriebsarten. Gegenüber der getrennten Anlage beträgt die Ersparnis 27½ Prozent. 2. Die zur Dampferzeugung nötige Kesselheizfläche kann kleiner bemessen werden als bei den übrigen Arbeitsweisen, z. B. um 21 Prozent kleiner als bei getrenntem Betrieb. 3. Das Verhältnis der größten zur kleinsten Beanspruchung der Kesselanlage ist zwar etwas ungünstiger als bei getrenntem Betrieb, aber günstiger als bei Gegendruckbetrieb und gleichwertig mit den anderen betrachteten Fällen. 4. Die Entnahme von Heizdampf kann in weiten Grenzen unabhängig von der Höhe der Belastung der Maschinen eintreten. 5. Die Dampfentnahme kann ohne Beeinflussung der Maschinenleistung ganz selbsttätig erfolgen. Besonderes Bedienungspersonal ist nicht erforderlich. 6. Der Heizdampf kann je nach Höhe des Anfangsdrucks mit 0.5 bis 5 Atm. Überdruck entnommen werden und daher bei geringem Aufwand für Rohrleitung und Isolierung auf weite Entfernungen fortgeleitet werden. 7. Jede Tandemventilmaschine, deren Steuerung keine allzu große Verstellkraft benötigt, kann für Zwischendampfentnahme gebaut bzw. umgebaut werden, und umgekehrt kann jede für Zwischendampfentnahme gebaute Maschine mit 1 : 2.3 bis 1 : 2.8 Zylinderverhältnis als normale Kondensationsmaschine ohne Zwischendampfentnahme laufen.









Luftschiffahrt.

Deutsche der Übersee – Nationalflugspende.

In deutschen Landen ist eine Nationalflugspende für das Fliegerwesen eingerichtet worden und Männer und Frauen jedes Alters und jedes Berufs haben sich beeilt, der vaterländischen Forderung zu folgen, eingedenk des stolzen Wortes „Deutsche vor die Front!" Denn angesichts der Opferwilligkeit und Tatkraft anderer Nationen gerade im Luftfahrwesen gilt es, den Ruhm der Deutschen als erste Meister angewandter Wissenschaft zu wahren. Es gilt Werte zu schaffen, die Deutschland einen Ehrenplatz in der Geschichte aller Zeiten sichern sollen.

Die Nationalflugspende soll die Mittel bieten, unaufhaltsam weiterzuarbeiten an der Vervollkommnung der Flugapparate, an der Ausbildung der Flieger, auf daß die Gefahren vermindert, die Leistungen erhöht werden. Erfindungsgeist, Mut und Tatkraft sollen angespornt und immer stolzere Leistungen von Mann und Maschine hervorgerufen werden. Das deutsche Flugzeug soll in der Stunde nationaler Gefahr ebenso wie im friedlichen Wettbewerbe der Nationen der geflügelte Bote vaterländischen Ruhmes und deutscher Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit sein.

Als nach dem Unglücke Zeppelins bei Echterdingen eine stürmische nationale Begeisterung das deutsche Volk durchwehte und in wenigen Wochen Millionen aufgebracht wurden, da waren nicht diese Millionen allein der greifbare Gewinn der nationalen Begeisterung. Daß das deutsche Volk sich einmütig zu nationaler Tat aufraffte, das zeigte der Welt die elementare Wucht des deutschen Volkswillens, das schuf Deutschland neue Ehren und neuen Glanz.

Deutsche der Übersee!

An euch ist es, diese Wirkung jetzt um ein vielfaches zu erhöhen. Wenn Männer und Frauen deutscher Abstammung von den Abhängen der Rocky Mountains bis zu den Gestaden des Atlantik und von den Ufern des Murray bis zum Fuße des Tafelberges unserem nationalen Unternehmen kraftvolle Förderung angedeihen lassen, dann werden die nüchternen Ziffern unserer Sammlung eine helltönende stolze Sprache führen. Dann wird aller Welt offenbar sein, daß in den Herzen der Millionen überseeischer Deutscher das Wort nachklingt, mit dem Hoffmann von Fallersleben dem Vaterlande versichert:

„Wie sollt ich dein vergessen,
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes leicht vergißt."

Beiträge für die Nationalflugspende wolle man dem Reichsbank-Girokonto „Nationalflugspende" Berlin oder durch Scheck der Deutschen Bank, Berlin W, Mauerstraße 26-28, oder der Direktion der Disconto-Gesellschaft, Berlin W, Behrenstraße 42-44, überweisen und zugleich von der Absendung des Betrages dem Delegierten der Nationalflugspende für die Übersee, Chefredakteur Asch in Berlin W 15, Fasanenstraße 31, Kenntnis geben. An diesen wolle man auch etwaige sonstige Mitteilungen oder Anfragen richten.

Heinrich Prinz von Preußen, Protektor.
Dr. Graf von Posadowsky-Wehner, Präsident des Komitees.
Asch, Chefredakteur.
Das Komitee: siehe Heft 19 der „Export-Woche".

Geschäftliche Notizen.

Mit Preßluft betriebene Malgeräte sind eine neue Errungenschaft auf dem Gebiete der Technik. Diese Erfindung überflügelt den bis jetzt verwendeten Pinsel, was Schnelligkeit und Feinheit im Auftragen der Farbe anbelangt, bei weitem. Es ist von großen Autoritäten prak-

tisch ausprobiert, daß man mit den Luftmalgeräten Ausführungen erreichen kann, die man mit dem gewöhnlichen Pinsel niemals erzielen kann. Infolgedessen ist auch das Anwendungsgebiet ein außerordentlich großes und reiches. Speziell werden die Apparate in folgenden Branchen bzw. für folgende Zwecke benutzt: 1. das graphische Gewerbe und darin speziell zum Retuschieren von Photographien, Autos, für photographische Vergrößerungen, zum Ausmalen und Kolorieren (bunt und eintönig); 2. für Prägungen von Papier, Pappe, von denen Reklameplakate, Kalender, Wandtaschen, Kartonnagen, Buchdecken, Postkarten usw. erzeugt werden. Diese Sachen erhalten einen außergewöhnlich effektvollen, seitlichen, farbigen Lichtton und wirken dadurch besonders vorteilhaft; 3. für Prägungen von Lincrusta, Lederwaren, von denen Imitationen von Schildkröt-, Krokodilleder usw. hergestellt wird. Diese Imitationen sind von natürlichem Leder schwer zu unterscheiden; 4. zum Auftragen von Farben und Lacken für die gesamte Blech- und Eisenwarenindustrie. Es ist vollständig gleich, was für Farbe, ob Lack, Asphalt, Oel, Mennige, Bronze usw., verarbeitet wird. Besonders ist hierbei hervorzuheben, daß man speziell in der Haus- und Küchengeräte-Branche ganz wundervolle Effekte und noch nie dagewesene Dekorationen durch zarte, verlaufende Abtönungen sowie auch mittels Schablonen erhält. Dabei treten nun besonders die jetzt modernen Biedermeierstile sowie auch sonstige hübsche Blumenarrangements, Früchte, Delftmuster usw. hervor. Die Dekorationen mittels Schablonen ersetzen vollständig die Abziehbilder, denn man erhält nicht nur sehr deutliche und scharfe Umrisse, sondern man hat außerdem große Ersparnis an Zeit und Arbeitslohn. Im weiteren sind auch die Eisenkonstruktionen, Waggon-Schubkarren, Christbaumständer, Dampfkessel, Lampengehäuse, landwirtschaftlichen Maschinen nicht zu vergessen, hierbei wird durchschnittlich eine fünffache Schnelligkeit gegenüber des Pinsels erzielt; 5. für die gesamte keramische Industrie, den feinsten bis zu den gewöhnlichsten Porzellanen, für Unter- und Oberglasur werden die Luftmalgeräte verwendet. Aber auch Schablonen werden hier vielfach benutzt, und ist man auch hier in der Lage, die zartesten und feinsten Töne zu erreichen. Ueber Steingut läßt sich ebenfalls das gleiche sagen, und wird das Spritzverfahren auch in Schamotte-, Ofen- und Fliesenfabriken mit Vorteil verwendet. Ein weiteres Verwendungsgebiet erstreckt sich ferner auf die Majolika- und Tonwarenfabriken. Hier kommen die Gartenfiguren, Lampenkörper, Blumenvasen usw. in Frage, denn man ist auch in dieser Branche imstande, sehr wunder- und effektvolle Sachen mittels des Spritzverfahrens zu erzeugen; 6. ein sehr großes Absatzgebiet sind im übrigen auch alle Holzwarenfabriken, denn hier gibt es die mannigfaltigsten

Gegenstände zum Spritzen mit den Apparaten, welches das einfache Polieren ersetzt. So kommen z. B. Schieferkasten, Nähkasten, Kleiderbretter, Bauerntische, Leisten, Bilderrahmen, Holzspielwaren, Küchenmöbel, Kinderwagen, Türen, Fensterrahmen usw. zur Verarbeitung; 7. Lacklederfabriken. In diesen Betrieben werden bereits 4—6 qm große Häute vollständig lackiert und wird hierbei eine zehnfache Schnelligkeit gegenüber dem Pinsel an den Tag gelegt. Auch Helme für das Heer werden bereits gespritzt; 8. Bijouteriewaren. Speziell werden auch Damengürtel, Broschen, Manschettenknöpfe, seidene Schals, Tischdecken, Teppiche gespritzt. Ferner sind auch sämtliche Knopffabriken in Erwägung zu ziehen, in denen auch vielfach das Spritzverfahren in Anwendung kommt; 9. Kofferfabriken. In diesen Fabriken kommt das Spritzen speziell für Segeltuch- und Holzkoffer in Anwendung, und erreicht man auch hier einen tadellos festen, gleichmäßigen Anstrich; 10. Blumen- und Blätterfabriken. Auch hier findet das Spritzverfahren Verwendung, und zwar in sämtlichen Betrieben dieser Branche, sowohl für Blumen und Blätter aus Papier, Stoff, Wachs, Blech usw. Die Resultate der Dekorationen sind auch hier sehr gute, denn nach und nach richten sich immer mehr Fabriken dieser Branche das Spritzverfahren ein; 11. Glaswarenfabriken. In dieser Branche ist es das Neueste, Etiketten mittels Schablonen direkt auf Weinflaschen, Apothekergläser usw. zu spritzen. Der Vorteil hierbei ist, daß die Haltbarkeit der Etiketten und immer sauber bleibend eine unbegrenzte ist. Außerdem werden auch die schönsten Ansichten, Blumen usw. auf Biergläser, Lampenschirme usw. gespritzt, so daß auch in dieser Beziehung die Verbreitung und Anwendung der Luftmalgeräte nichts zu wünschen übrigläßt; 12. Anstrich von Häusern, Schiffswänden usw. von innen und außen mit Oel-, Leim- oder Kalkfarbe. Bei rationellem Betriebe ebenfalls sehr nutzbringend. Diese Anlagen werden auch transportabel geliefert; 13. Zelluloidwarenfabriken. In diesen Werken sind speziell die Nippsachen, Stock- und Schirmgriffe, Spielwaren, Puppen usw. hervorzuheben, denn es sind derartige Sachen allgemein bekannt, doch werden wohl die wenigsten wissen, daß diese Dinge durch Spritzapparate dekoriert sind. Auch hat man Luftmalgeräte zur Verarbeitung trockener Materialien geschaffen, und zwar kann man trockene Emaille, Wollstaub, Sand, Moos, Glimmer, Seidenfaden usw. sehr praktisch damit verteilen. Die trockene Emaille wird vielfach für Oefen usw. verwendet, während der Wollstaub besonders in der Spielwarenbranche benutzt wird, z. B. für Fellimitationen der Holzpferde, Esel, Ziegen usw. Sand, Moos usw. finden in der Blätter-, Blumen- usw. Industrie sowie auch für Burgen, Baukasten usw. Verwendung. Bei Verwendung dieser trrockenen Materialien muß der betreffende Gegenstand selbstverständlich erst mit einem Klebstoff überzogen werden, der eventuell auch mittels Apparates aufgetragen wird. Die obenstehend angeführten Branchen und vielen Anwendungsgebiete werden genügen, die Vorteile und Brauchbarkeit der Apparate zu zeigen, ganz gleich, mit welchen Flüssigkeiten gespritzt wird. Wird wenig Farbe gebraucht, dann genügt der Farbtopf, der auf dem Apparat angebracht ist, andernfalls kommt an Stelle des kleinen befestigten Farbtopfes ein kontinuierliches, dauerndes Farbgefäß. Dasselbe kann beliebig groß angefertigt und überall stehend oder liegend angebracht werden. Gewöhnlich wird das Farbgefäß in einer größeren Ausführung zu 10 Liter Inhalt geliefert. Die Luftmalgeräte werden mittels Preßluft betrieben. Zur Erzeugung derselben gehören eine Luftpumpe und ein Luftkessel. Die Größe der Pumpe richtet sich nach der Anzahl und dem Typ der in Frage kommenden Malgeräte. Das beigegebene Bild erläutert eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Spritztechnik. Sie ist patentamtlich geschützt für die Firma Otto Heinrich in Leipzig-Li. Der ge-

schlossene Arbeitstisch wird durch Wasser unter fortwährender Berieselung gehalten, und zwar zu dem Zwecke, die überschüssige, daneben sprühende Farbe in flüssigem Zustande wieder aufzufangen, besonders aber auch, um den, den Apparat bedienenden Arbeiter gesundheitlich zu schützen. Außerdem verhindert die Neukonstruktion jegliches Verschmieren der Rohrleitungen. Da bei dem Spritzen gewöhnlich Farbe daneben sprüht, so muß das Spritzen in einem geschlossenen Arbeitstisch geschehen. Die durch langjährige Erfahrung bekannte Firma empfiehlt sich, Preßluft- und Absaugeanlagen technisch, praktisch und fachmännisch auszuführen. Es sollte deshalb niemand, welcher seine Erzeugnisse mit Farbe, Lack usw. anstreicht, verfehlen, sich bei obiger Firma zu erkundigen und Offerte zu verlangen; eventuell werden auch Muster kostenlos offeriert, ohne daß dem Einsender irgendwelche Kosten und Verbindlichkeiten entstehen.

Die Anzahl der verschiedenen Bohrerfutter-Konstruktionen, die zurzeit am Markt sind, ist wohl nicht zu zählen. Es ist auch selbstverständlich, daß jedes Bohrerfutter nach Möglichkeit empfohlen wird. Es dürfte aber wohl kaum ein zweites Bohrerfutter so schnell bei den betreffenden Interessenten Eingang gefunden haben wie das unter dem Namen „Hanseat" D. R. P. und Ausl.-Pat. durch die Firma Grosset & Co., Hamburg-Ottensen, in den Handel gebrachte Futter. Dieses Bohrerfutter wird in zwei Größen ausgeführt. Die eine Größe Nr. 1 spannt Bohrer bis 10 mm, die andere Größe Nr. 2 spannt bis 16 mm Durchmesser, und zwar ohne jeden

Backenwechsel, ohne Einsatz-Hülsen, ohne Schlüssel und anderweitige Hilfswerkzeuge. Der Druck von zwei Fingern genügt, um jeden Bohrer sofort fest- oder loszuspannen.

Drahtseile werden zurzeit für die verschiedensten Zwecke verwendet. Das Abkürzen der Drahtseile, besonders der dickeren, verursacht im allgemeinen recht viele Schwierigkeiten. In den meisten Fällen wird das Drahtseil mittels Meißel und Hammer durchgehauen. Abgesehen davon, daß hierfür mindestens drei Arbeiter erforderlich sind — einer, der das Seil hält, ein zweiter, der den Meißel hält und ein dritter, der mit dem Hammer auf den Meißel schlägt — kann eine Verletzung der Arbeiter durch Abspringen der zerhauenen Drahtseile sehr leicht vorkommen. Schließlich ist auch die durchgehauene Stelle des Seiles durch den Meißel stark beschädigt. Alle diese Übelstände werden durch eine kleine transportable Maschine, D. R. G. M., beseitigt, die von einem Mann bedient werden kann und die Seile an jeder beliebigen Stelle leicht, glatt, geräuschlos und ohne Gefahr für den bedienenden Arbeiter zerschneidet. Ausführliche Angebote sendet die Firma Grosset & Co., Hamburg-Ottensen.

Es gibt viele Gründe, die es wünschenswert erscheinen lassen, Suppen unabhängig von den übrigen Gerichten herzustellen. Die Herstellung ist dann aus Knorr-Suppenwürfeln empfehlenswert, denn die Verwendung dieser überall erhältlichen Würfel bringt viele Vorteile, die lange nicht genügend bekannt sind. Erstens die große Abwechslung unter 40 Sorten, aus denen man ganz nach Appetit wählen kann. Zweitens spart die Hausfrau all die Arbeit, die sonst die Vorbereitung des Gemüses, Fleisches usw. kostet, denn sie braucht nur die Suppenmasse in Wasser glatt zu rühren und etwa eine Viertelstunde zu kochen. Drittens sind Knorr-Suppenwürfel billiger, als die Herstellung irgendeiner Suppe im Haushalt sein würde. Knorr Suppen sparen also Zeit, Arbeit und Geld.

DIE·WOCHE

Nummer 23. Berlin, den 8. Juni 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

30. Mai.

In Brandenburg a. H. hält der Kaiser anläßlich der mit der Enthüllung eines Denkmals für den Markgrafen Friedrich I. und der Weihe des restaurierten altstädtischen Rathauses verbundenen Fünfhundertjahrfeier eine Ansprache.

Kaiser Franz Josef empfängt auf Schloß Schönbrunn den Berliner Oberbürgermeister Dr. Kirschner in Audienz.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Saarburg-Merzig-Saarlouis wird an Stelle des Abgeordneten Roeren, der sein Mandat niedergelegt hat, der Kandidat des Zentrums Werr gewählt.

In Dayton (Ohio) stirbt, 45 Jahre alt, der bekannte Aviatiker Wilbur Wright (Portr. S. 950) am Typhus.

31. Mai.

Prinz Ernst August, der zweite Sohn des Herzogs von Cumberland, trifft in Begleitung des Prinzen Max von Baden in Berlin ein, um dem Kaiser den Dank seiner Eltern für dessen herzliche Anteilnahme an dem Tode des Prinzen Georg Wilhelm auszusprechen. Er wird zu diesem Behuf im Neuen Palais bei Potsdam vom Kaiser empfangen.

Der griechische Justizminister Dimitrikapoulos gibt seine Entlassung wegen Meinungsverschiedenheiten über die Behandlung der kretischen Abgeordneten.

Das türkische Kriegsministerium teilt mit, daß zwei nicht befestigte Hafenstädte im Jemen von den Italienern beschossen worden sind.

Der amerikanische Senat nimmt eine Vorlage des Repräsentantenhauses an, durch die ein achtstündiger Maximalarbeitstag für die von der Regierung angestellten Arbeiter und Handwerker eingeführt wird.

1. Juni.

Der König und die Königin von Bulgarien treffen mit dem Kronprinzen Boris und dem Prinzen Cyrill in Wien ein und nehmen in der Hofburg Wohnung.

Die Königin Wilhelmina von Holland trifft in Paris ein und wird am Bahnhof vom Präsidenten Fallières und sämtlichen Ministern empfangen.

Die griechische Deputiertenkammer wird eröffnet, vertagt sich aber nach Vornahme der Präsidentenwahl bis zum 14. Oktober. Die kretischen Abgeordneten, denen es gelungen ist, nach Athen zu gelangen, werden durch ein starkes Aufgebot von Militär am Eintritt in das Parlament verhindert.

2. Juni.

Bei einer Familientafel auf Schloß Schönbrunn tauschen Kaiser Franz Josef und König Ferdinand von Bulgarien herzliche Trinksprüche aus.

In Berlin treffen eine Anzahl Gemeindevertreter der drei größten schwedischen Städte Stockholm, Gotenburg und Malmö ein und werden von Berliner Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern unter Führung des Bürgermeisters Reicke am Bahnhof begrüßt.

In Berlin stirbt, 67 Jahre alt, der frühere preußische Gesandte beim Vatikan Freiherr Wolfram von Rotenhan.

3. Juni.

Im Reichsamt des Innern tritt unter dem Vorsitz des Direktors Caspar eine Konferenz zur Beratung von Handwerkerfragen zusammen.

Aus Marokko kommt die Meldung, daß die Franzosen den Berbern vor den Toren von Fez eine schwere Niederlage beigebracht und ihren Anführer Eleissami gefangen haben.

4. Juni.

Anläßlich der Ankunft des deutschen Geschwaders in Hampton Roads tauschen der Kaiser und Präsident Taft in herzlichem Ton gehaltene Depeschen aus.

Im ungarischen Abgeordnetenhause ruft die Obstruktion wüste Lärmszenen hervor, so daß sich der Präsident Graf Tisza genötigt sah, die Sitzung mehrmals zu unterbrechen. Schließlich erscheint Polizei im Saal und entfernt eine größere Anzahl Abgeordneter. In dem Tumult werden die Wehrvorlagen in allen drei Lesungen angenommen.

5. Juni.

Das portugiesische Ministerium reicht seine Entlassung ein.



Freiheitsstrafe oder Geldstrafe?

Von Professor Kisch, Straßburg.

Seit Jahren wird bekanntlich an einer grundlegenden Reform unseres Strafrechtes gearbeitet. Ob und wann das Ziel wird erreicht werden können, läßt sich heute schwer voraussagen. Darum ist es zu begrüßen, daß man, ohne die Vollendung des großen Gesetzgebungswerkes abzuwarten, schon jetzt einige besonders dringende Punkte neu geregelt hat. Zu diesen gehört auch die Art der Bestrafung des Diebstahls. Dieser konnte bisher nur mit Gefängnis gesühnt werden. Geldstrafe war nicht statthaft. Ohne Rücksicht auf den Wert des gestohlenen Gegenstandes, auf die treibenden Motive, auf das Vorliegen mildernder Umstände war der Richter gezwungen, den Dieb ins Gefängnis zu stecken. Dies soll in Zukunft anders werden. In gewissen Fällen sollen auch Geldstrafen ausgesprochen werden können. Damit ist — wenigstens zum Teil — eine Forderung in Erfüllung gegangen, die seit langen Jahren aus juristischen und andern Kreisen immer und immer wieder mit seltener Einmütigkeit erhoben worden war, und zwar mit vollem Recht!

Die hierbei maßgebenden Gesichtspunkte sind deshalb so wichtig und interessant, weil ihre Bedeutung über den Einzelfall des Diebstahls weit hinausgeht. Sie hängen

zusammen mit einer der bedeutsamsten Fragen des Strafrechtes überhaupt. Ja, man kann sagen, daß hier das Hauptproblem unseres Strafensystems auf dem Spiele steht: das Problem nämlich, ob und inwiefern als Strafmittel Freiheitsentziehung oder Vermögensverminderung zu verwenden ist. Alle die Gründe und Gegengründe, die für oder gegen jede der beiden Strafarten ins Feld geführt werden können, lassen sich an unserm besondern Fall des Diebstahls wiederholen und veranschaulichen. Welches sind nun die Argumente, die zugunsten des einen und andern Strafmittels geltend gemacht werden können?

Für die Freiheitsstrafe fällt namentlich ins Gewicht die unbestreitbar größere Schärfe und Durchschlagskraft dieser Maßregel. Jede Strafe soll ein Übel sein. Sie ist es um so mehr, je wertvoller das von ihr betroffene Gut erscheint. Die Freiheit der Bewegung und Betätigung aber ist ohne Zweifel eines der wertvollsten menschlichen Güter. Die Androhung ihrer Entziehung wird also zweifellos einen starken Eindruck machen und somit dem großen Zweck der Strafe, Abschreckung vor dem Verbrechen, besonders gute Dienste leisten, und zwar gegenüber jedermann. Die Freiheit ist wertvoll, ganz unabhängig von der sozialen Stellung des einzelnen Menschen. Arm und reich müssen ihre Beschränkung bitter empfinden. Die Freiheitsstrafe trifft sowohl denjenigen, dem wegen seiner Mittellosigkeit mit einer Geldstrafe kaum beizukommen ist, wie auch den Wohlhabenden, der eine Verminderung seines Vermögens leicht tragen könnte. Ja, gerade gegenüber Angehörigen höherer Stände, die sie aus dem gewohnten Wohlleben herausreißt, wird sie besonders abschreckend wirken, auch schon wegen des Makels, der sich (abgesehen von der Festungshaft) mit der Freiheitsstrafe in der Anschauung des Volkes zu verbinden pflegt. So zeichnet sich die Freiheitsentziehung dadurch aus, daß sie gegenüber jedermann verwendbar ist. Sie trifft auch mit Notwendigkeit den Täter persönlich insofern, als er sie nicht auf einen andern abwälzen kann. Eine Gefängnisstrafe kann man nicht durch einen Dritten absitzen lassen; hier büßt der Sünder am eigenen Leibe. Dazu kommt, daß die Freiheitsstrafe dem Staat ermöglicht, auf den Gefangenen bessernd und erziehend einzuwirken. Der Täter wird der bisherigen, vielfach schlechten Umgebung entzogen. Er kann durch allerlei Bildungsmittel belehrt und geistig gehoben werden. Er kann namentlich durch Angewöhnung an eine regelmäßige Beschäftigung und an eine nützliche Arbeit zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft gemacht werden. Bei den Unverbesserlichen aber ist — abgesehen von der Todesstrafe — die strenge Absperrung vielfach das einzige Mittel zum Schutz der menschlichen Gesellschaft gegen schädliche und gefährliche Elemente. Also, wie man sieht, mannigfache Vorzüge, die es erklären und rechtfertigen, daß die Freiheitsstrafe wohl keinem einzigen Strafgesetzbuch der Kulturwelt fremd ist, und daß sie namentlich in unserm Deutschen Reiche eine gewichtige Rolle spielt.

Freilich ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß ihr viele und erhebliche Mängel anhaften. Wird der Sträfling in völliger Absperrung gehalten (man spricht dann von einem System der Einzelhaft), so verfällt er (ganz abgesehen von der Kostspieligkeit dieser Maßregel), namentlich bei längerer Strafdauer, fast unrettbar der Unbrauchbarkeit und geistigen Abstumpfung anheim; ja, völlige Verblödung und sogar geistige Erkrankung werden dadurch gefördert. Wird dagegen der Häftling mit andern in Berührung gebracht, so wird der weniger Schlechte durch die Gesellschaft der übrigen leicht angesteckt. Der junge Sträfling empfängt die verderblichen Lehren des alten Sünders. Das Gefängnis, welches bessern und erziehen sollte, wird oft genug zur Schule des Lasters und Verbrechens. Zu beachten ist ferner die Schwierigkeit, jedem Gefangenen eine seinem Beruf und seinen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung zu bieten. Auch ist es naturgemäß recht schwer, das Maß der Freiheitsstrafe der Höhe des Vergehens genau anzupassen. Um so mehr als — mit Ausnahme der Fälle lebenslänglicher Einsperrung — über ein bestimmtes Höchstmaß der Freiheitsstrafe, in Deutschland zurzeit fünfzehn Jahre, aus naheliegenden Gründen nicht hinausgegangen werden kann. So gerät man leicht in Konflikt mit dem großen Leitsatz einer gerechten Strafrechtspflege, daß die Sühne der Schuld angepaßt sein soll.

Ein weiteres und zwar erhebliches Bedenken ist ferner der schon erwähnte Umstand, daß sich an die Freiheitsentziehung ein Makel knüpft. Das „Sitzen" wird als Schande empfunden. Der Sträfling findet nach seiner Entlassung nur mit größter Schwierigkeit eine ehrliche Beschäftigung wieder. Er muß gewissermaßen das Kainszeichen des früheren Gefangenen auf allen seinen ferneren Lebenswegen mit sich tragen. Das alles sind offensichtlich Folgen, deren Tragweite und Härte namentlich bei leichteren Delikten zur Schwere der Schuld außer allem Verhältnis stehen. Bedenkt man schließlich, daß die Einsperrung des Familienhauptes nicht nur ihn persönlich trifft, sondern auch seine unschuldigen Angehörigen mitleiden läßt, Frau und Kinder ihres Ernährers beraubt, so muß man zugeben, daß die Freiheitsstrafe nicht das Allerweltsmittel ist, als das sie namentlich in früheren Zeiten manchem Gesetzgeber gegolten hat.

Aber auch die Geldstrafe ist nicht frei von Bedenken. Zwar, daß sie wie früher in Vermögenskonfiskation ausarten und dazu mißbraucht werden könnte, dem Staat eine einträgliche Quelle der Einnahmen zu erschließen, ist heute nicht mehr zu befürchten, nachdem Höchstgrenzen gezogen sind und die Summen nicht mehr dem Landesherrn persönlich, sondern den fiskalischen Kassen zufließen. Immerhin muß auch heute noch der unliebsame (bei der Kostspieligkeit der Strafrechtspflege übrigens völlig irrtümliche) Eindruck vermieden werden, als ob sich der Staat aus den Delikten seiner Untertanen bereichern wollte. Bedenklicher ist es schon, daß die Geldstrafe vom Täter unter Umständen auf andere abgewälzt werden kann. Bei politischen oder religiösen Delikten werden leicht Gesinnungsgenossen, bei Preßvergehen die kapitalkräftigen Zeitungsunternehmer einspringen. Geldstrafen der Ehefrauen und Kinder zahlt der Familienvater, solche des Angestellten unter Umständen der Arbeitgeber. Aber auch sonst wird der Täter vielfach in der Lage sein, die von ihm gezahlte Geldstrafe dadurch wieder einzusparen, daß er den Unterhalt seiner Familie kürzt. Im Ergebnis werden auch hier wiederum Unschuldige bestraft. Sodann aber ist eine wirksame und doch gerechte Bemessung der Geldstrafe dadurch erschwert, daß die einzelnen Menschen den Vermögensverlust sehr verschieden empfinden, der Verschwender zu leicht, der Geizhals unverhältnismäßig schwer.

Das Hauptbedenken aber ist, daß die Geldstrafe je nach der sozialen Stellung des Täters höchst verschiedenartig wirkt. Einem sehr vermögenden Täter wird sie kaum fühlbar. Sie vermindert nur seinen Überfluß, berührt kaum seine Lebensgenüsse, beeinträchtigt in keinem Fall die Befriedigung seiner gewöhnlichen Lebensbedürfnisse.

Ja, sie kann, wenn zu gering bemessen, zu einer bloßen strafrechtlichen Farce herabsinken. So war im alten Rom die Strafe für Beleidigungen eine Zeitlang so gering bemessen, daß ein reicher Bürger, wie man erzählt, sich den Scherz leisten konnte, jedem Passanten eine kräftige Ohrfeige zu verabreichen, um ihm alsdann sogleich aus einem von Sklaven nachgetragenen, mit Geldstücken wohlgefüllten Korbe die gesetzliche Taxe auszuhändigen. Und wer dächte nicht aus neuester Zeit an die amerikanischen Trusts, die über so gewaltige Mittel verfügen, daß auch Millionenstrafen gegen sie kaum in einer geringen Verminderung der Dividenden zum Ausdruck kommen? Hier verliert die Strafe vollkommen den Charakter des Übels; sie wird zu einem einfachen Posten der Geschäftsspesen.

Stellt man sich umgekehrt einen Armen vor — und gerade aus der großen Masse der niedrigen Schichten rekrutiert sich vornehmlich das große Heer des Verbrechertums — so hat die Geldstrafe auch bei niedrigem Ausmaß um deswillen eine unverhältnismäßig harte Wirkung, weil sie dem Betroffenen Mittel entzieht, deren er mit den Seinigen zum Lebensunterhalt unbedingt bedarf. Besteht gar völlige Mittellosigkeit, so muß der Täter die Strafe ohnehin „absitzen". Und hier kann sich leicht die Folge ergeben, daß man den Reichen nach einem leicht verschmerzten „Aderlaß" laufen läßt, den Armen dagegen einsteckt; eine Erscheinung, die vom sozialen Gesichtspunkt aus nicht lebhaft genug beklagt und getadelt werden könnte.

Allein über diesen unzweifelhaften Nachteilen der Geldstrafe darf man andererseits auch ihre guten Seiten nicht vergessen. Zunächst vermeidet sie die Gefahren der Freiheitsstrafe: die geistige Abstumpfung des Täters, seine völlige Verderbnis und sittliche Verrohung. Sie reißt den Bestraften nicht aus seinem Beruf, nimmt ihm nicht die Möglichkeit des Lebenserwerbs, hindert nicht sein künftiges Fortkommen, beraubt nicht die Familie des Brotgewinners. Sie gestattet ferner wegen ihrer Teilbarkeit die Bildung zahlloser Abstufungen, von der geringsten bis zu einer der Idee nach unbegrenzten Höhe; auf diese Weise ermöglicht sie die genaue Anpassung des Strafmaßes an die Schwere des Deliktes. Sie kann dadurch, daß sie bei armen Tätern gering, bei Reichen möglichst hoch bemessen wird, zu einer gerechten Vergeltung führen. Hier wie dort wird sie eben als Übel empfunden, da sie im Vermögen das Hauptmittel trifft, dessen sich der Mensch zur Deckung seiner Lebensbedürfnisse und zur Verschaffung der Lebensgenüsse bedient. Und wenn es richtig ist, daß man den Sünder möglichst gerade von der Seite aus züchtigen muß, von welcher aus er gesündigt hat, so eignen sich kräftige Geldstrafen gerade bei Vergehen, die der unehrlichen Geldgier und der Habsucht entsprungen sind. Endlich ist zu beachten, daß die Geldstrafe der öffentlichen Meinung weniger schmachvoll erscheint als die Freiheitsstrafe, und daher bei vielen Delikten, bei denen unehrenhafte Motive nicht mitspielen, eine ausreichende Sühne bilden kann.

Überschaut man dies alles, so sieht man, daß jede der beiden Strafarten ihre eigenen Vorzüge und ihre besondere Wirkungsart hat. Darum darf keine von beiden in unserm Strafsystem fehlen. In leichteren Fällen erscheint die Geldstrafe angezeigter. Bei schweren Verbrechen und gefährlichen Tätern ist die Freiheitsstrafe am Platz. Auch bei der großen Masse der mittelschweren Vergehen ist sie nicht entbehrlich. Aber hier empfiehlt es sich, sei es mit ihr gehäuft, sei es wahlweise neben ihr, auch die Geldstrafe in reichstem Maße zu verwerten. Je mehr Möglichkeiten dem Richter gegeben sind, um so leichter wird er die Strafe den Umständen des individuellen Falles anpassen können.

Darum ist es lebhaft zu begrüßen, daß in Zukunft auch beim Diebstahl unser deutscher Richter in der Lage sein wird, auf eine Geldstrafe zu erkennen. Freilich hat der Gesetzgeber bloß einen schüchternen Versuch gewagt: nur bei geringwertigen Objekten und nur, wenn der Diebstahl aus Not geschah, soll Geldstrafe zulässig sein. Hierdurch werden zwar die krassesten Härten vermieden. Aber man

hätte getrost weitergehen und auch bei Diebstahl die Geldstrafe allgemein freigeben können. Es bleibt ein unerwünschter Zustand, daß der Richter jemand, der in jüngeren Jahren (man denke etwa an ein achtzehnjähriges Dienstmädchen) oder aus Unerfahrenheit, aus Leichtsinn, unter dem Anreiz einer starken Versuchung, unter dem Einfluß schlechten Beispiels oder verwahrloster Erziehung sich zu einem Diebstahl hinreißen läßt, daß er jemand, der zum erstenmal fehlt, der aus Not einen Gegenstand von einigem Wert oder umgekehrt außer dem Notfall ein geringfügiges Objekt entwendet, unweigerlich ins Gefängnis schicken und dadurch zeitlebens mit dem Makel des Sträflings zeichnen muß. Hat freilich jemand die sozial gefährliche und moralisch ehrlose Handlung des Diebstahls begangen, ohne daß ihm dergleichen Milderungsgründe zur Seite standen, aus Habgier, Arbeitsscheu und Genußsucht, verbrecherischer Neigung oder ähnlichen Motiven, dann mag ihn die ganze Schwere des Gesetzes treffen und das Gefängnis in seine Mauern aufnehmen.

Aber auch abgesehen von dem einzelnen Delikt des Diebstahls wird man nicht umhin können, bei der großen Revision unseres Strafgesetzbuchs der Geldstrafe einen größeren Raum anzuweisen. Soll sie allerdings ihre volle Wirksamkeit entfalten, so sind gegenüber der heutigen Art ihrer Verwendung zwei Verbesserungen dringend erwünscht. Zum ersten muß man in Anbetracht des gehobenen Volkswohlstandes viel bedeutendere Höchststrafen zulassen. Vielleicht wird man sogar die Geldstrafe nach dem Vermögen oder besser nach dem Einkommen des Täters abstufen müssen, etwa in Prozenten desselben ausdrücken: alsdann würde der Reiche wenigstens in demselben Verhältnis wie der Minderbemittelte getroffen. Und zum zweiten ist möglichst zu vermeiden, daß der Ärmere schließlich doch die Geldstrafe „absitzen" muß. Zu diesem Behufe muß ihm die Begleichung durch Gewährung von Zahlungsfristen erleichtert werden. Und namentlich muß ihm die Möglichkeit geboten werden, die Geldstrafe in geeigneter Weise abzuarbeiten.

Diese Reform hat freilich ihre Schwierigkeiten. Doch lassen sie sich mit gutem Willen wohl überwinden. Die Aufgabe ist wichtig genug. Es gilt, die Gesellschaft vor dem Verbrechen zu schützen, ohne den Täter schwerer als nötig zu treffen. Es gilt, die Strafe ohne Rücksicht auf die soziale Stellung des Täters wirken zu lassen und damit dem hohen Ideal der Gerechtigkeit zu dienen: Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz!

Das ideale Hotelzimmer.

Von Victor Ottmann.

Die außerordentlichen Fortschritte unserer Zeit auf allen Gebieten des Verkehrswesens kommen nicht zuletzt in den Wandlungen zum Ausdruck, die das Hotel seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durchgemacht hat. Wir reisen heute mehr als je, und wir sind anspruchsvoller geworden; zahllosen Menschen bedeutet das Hotel die zweite, vielen die eigentliche Heimat. Die moderne Hoteltechnik hat sich unter den Händen geschulter Kräfte zu einer förmlichen Fachwissenschaft entwickelt und arbeitet mit der Hygiene und der Ästhetik vereint, um den gesteigerten Forderungen gerecht zu werden. Wo ist das typische Hotelzimmer von ehedem geblieben, wie wir es noch aus persönlicher Erfahrung kennen, und wie es in unzähligen Reisebriefen, in Humoresken und Bühnenstücken verspottet wurde? Es ist, in Deutschland wenigstens, dem Untergang geweiht und in den gut geleiteten, größeren Gasthäusern der verkehrsreichen Plätze kaum noch zu finden. Und wir haben schwerlich Veranlassung, ihm eine Träne pietätvollen Gedenkens zu widmen. Denn jenes altmodische Hotelzimmer war unbehaglich, obwohl es sich Mühe gab, eine gewisse familiäre Vertraulichkeit zu heucheln, und es war vor allen Dingen unzweckmäßig und ungesund. Vielleicht hatte es im allgemeinen etwas größere Ausdehnungen als die Zimmer im modernen Hotel, das notgedrungen mit dem meist kostbaren Raum sparen muß, um den Zimmerpreis nicht zu sehr zu verteuern. Aber darin bestand gewöhnlich auch sein einziger Vorzug. Mangelnde Lüftung, geräuschvolle Klingelanlagen, Plüschmöbel, ein abgenutzter Teppich, überflüssige Decken und andere Staubfänger, das Bett zu schmal und zu kurz, ein Waschtisch mit lächerlich kleinem Geschirr, gerade als ob Wasser eine Kostbarkeit wäre, an den Wänden schreckliche Öldruckbilder und als Prunkstück fadenscheiniger Eleganz ein Diwan, auf dem man sich nur mit amputierten Beinen ausstrecken konnte— so ungefähr sah das feinere Hotelzimmer von ehedem aus, und das empfanden wir vor einem Menschenalter, anspruchslos wie wir waren, vielleicht wirklich als den Gipfel des Komforts auf Reisen. Aber wir haben seitdem Fortschritte gemacht und sehen heute diese Dinge mit anderen Augen an. Wir sind praktischer geworden und fordern von den Gegenständen unserer häuslichen Umgebung nicht mehr die Vorspiegelung eines trügerischen Luxus, sondern ehrliche, gediegene Sachlichkeit. Wir wünschen Stühle, auf denen es sich mit Behagen sitzen, Betten, in denen es sich unter voller Entfaltung aller Gliedmaßen liegen läßt, wir wünschen Luft, Licht und Wasser in Fülle, zuverlässige Sauberkeit, Fernhaltung störender Geräusche und alle jene praktischen Neuerungen, die den äußeren Mechanismus des Lebens ohne Reibung wirken lassen und uns Zeit und Kraft ersparen. Wer die Berechtigung solcher Wünsche verneint, bestreitet die Notwendigkeit fortschreitender Entwicklung. Die moderne Hoteltechnik tut es nicht, sondern kommt den gehobenen Ansprüchen mit solchem Eifer entgegen, daß ihre Leistungen sich beinah schon dem Ideal des Erreichbaren nähern.

Wie sieht das ideale Hotelzimmer aus? Es will vor allen Dingen keinen Salon vortäuschen, falls es nicht ausdrücklich diese Aufgabe hat, und begnügt sich verständigerweise mit der Rolle eines Schlafraumes, einer intimen, behaglichen Aufenthaltstätte. Mit gutem Grund, denn die Erfahrung lehrt, daß der überwiegend größte Teil der Reisenden das Zimmer am Tage nur sehr wenig benutzt und bei schlechtem Wetter den Aufenthalt in den Gesellschaftsräumen des Hauses, im Rauch- und Lesesalon vorzieht. Die Ausstattung beschränkt sich zwar auf das Notwendige, atmet aber den Geist behäbiger Freundlichkeit. Eine geschmackvolle, unaufdringliche Tapete in heller Farbe stimmt den koloristischen Grundakkord an. Durch das Fenster strömt reichliche Luft herein, ein leichter Hebeldruck

läßt die oberen Ventilationscheiben sich öffnen und schließen. Außer der Zugjalousie und einem Store ist das Fenster noch mit einem dunklen Nachtvorhang versehen, aber die schweren Stoffgardinen fehlen ebenso wie alle anderen unnötigen Staubfänger. Eine schalldämpfende Doppeltür trägt viel zur Fernhaltung störender Geräusche bei, zwischen den beiden Türen ist Raum für die zum Reinigen hinausgehängten Kleidungstücke. Außer der Tür zum Korridor hat das ideale Hotelzimmer keine andern Türen und läßt damit aufs angenehmste einen sehr peinlich empfundenen Übelstand vermissen. Denn diese Türen zu den Nachbarzimmern, womöglich an jeder Wand eine und noch dazu neben dem Bett, sind von einer oft unleidlichen Indiskretion. Es genügt ja, wenn für den Fall, daß zusammengehörige Gäste ineinandergehende Räume wünschen, eine gewisse Anzahl von Zimmern mit Verbindungstüren vorgesehen ist; der weitaus größte Teil der Gäste wohnt in Einzelzimmern. Unter allen Umständen sollten die Verbindungstüren und die Wände so gegen Schall gesichert sein, daß man von der Existenz seines Nachbarn, und wäre es auch eine Seele von Mensch, so wenig wie nur irgend möglich etwas merkt.

Selbstverständlich ist das ideale Hotelzimmer an die Zentralheizung angeschlossen, deren Temperatur der Gast regeln kann. Ebenso selbstverständlich besitzt es elektrische Beleuchtung, denn die berühmten melancholischen Kerzen von ehedem können heute einem einigermaßen verwöhnten Reisepublikum nicht mehr zugemutet werden, und Gas ist in Schlafräumen streng verpönt. Außer dem Hauptleuchtkörper an der Decke befindet sich auf dem Nachttischchen eine Leselampe. Das Licht kann auch vom Bett aus ein- und ausgeschaltet werden. Das Zimmer muß nachts total verdunkelt werden können, denn die Nervösen — und wer ist das heute nicht! — finden zumeist nur bei völliger Dunkelheit festen Schlaf. Deshalb soll das Kopfende des Bettes so stehen, daß der Schläfer sein Gesicht nicht dem Fenster zuwendet, und vor allen Dingen darf die Tür nicht jenes fatale, so häufig zu findende Oberlichtfenster aufweisen, das zur Erhellung des dunklen Korridors am Tag bestimmt ist, und durch das nachts die Korridorbeleuchtung höchst störend ins Zimmer dringt.

Nun zum wichtigsten Stück des Mobiliars, dem Bett, in dem der Erdenpilger ja durchschnittlich ein Drittel seiner Zeit verbringt. Gleichviel, ob aus Metall oder Holz, drei Eigenschaften besitzt das ideale Hotelbett stets: hinlängliche Größe, vorzügliche Polsterung und eine über jeden Zweifel erhabene Sauberkeit. Unebenmäßigkeiten der Matratze, ein unzweckmäßiges Kopfkissen, schlecht getrocknete, kalt-feuchte Wäsche im Winter, das sind Dinge, die dem Reisenden die Nacht und das ganze Hotel vergällen können. Was das Bettzeug betrifft, so wird es allerdings auch der umsichtigste Hotelleiter unmöglich allen Gästen recht zu machen wissen, denn in dieser Hinsicht weichen die persönlichen und nationalen Gewohnheiten oft stark voneinander ab. Der eine wünscht eine möglichst leichte, der andere eine sehr warme Bedeckung; der eine kann nicht ohne Keilkissen schlafen, der andere wirft es mit Energie hinaus; der eine empfindet das sogenannte Plumeau im Winter als völlig unzulänglich und sehnt sich nach einem großen Federbett, der andere haßt die Federbetten und läßt allenfalls nur ein Plumeau gelten. Dem Leiter eines internationalen Hotels bleibt unter diesen Umständen nur die Wahl der berühmten „mittleren Linie“ übrig, und es muß dem Gast überlassen bleiben, besondere Wünsche zu äußern.

Zu den Stücken des Mobiliars, die nicht fehlen dürfen, gehört ein kleiner, am besten mit einer Glasplatte gedeckter Toilettentisch mit Spiegel. Besonders die Damen legen Wert darauf, ebenso wie auf eine Vorrichtung zum elektrischen Erwärmen der Brennschere. Dem unpraktischen Sofa ist ein Diwan vorzuziehen, er muß aber der ganzen Körperlänge entsprechen. Außer dem Kofferbock in Form eines festen Holz- oder Metallständers sollte noch eine Ablage für die Handtasche und kleinere Gepäckstücke vorhanden sein. Fast immer fehlt ein Tritt zum Aufstellen des Fußes beim Schuhanziehen, so daß der Gast zum Schaden des Hotels genötigt ist, einen der guten Stühle zu benützen. Unumgänglich notwendig ist ein stets mit guter Tinte gefülltes Schreibzeug sowie Feuerzeug mit Aschbecher, auch ein Abreißkalender und ein kleiner Papierkorb sollten nicht fehlen. Beim Waschtisch, der von blitzblanker Sauberkeit strahlen muß, ist ein an die Wasserleitung angeschlossener Ausguß sehr von Nutzen. Und das Bad? Das Ideal ist natürlich ein eigenes kleines Badekabinett, wie es die Hotels allerersten Ranges ja auch schon in großer Anzahl bieten können. Aber der Zimmerpreis ist dann so hoch, daß viele Reisende darauf verzichten müssen. Auf jeden Fall sollte die Benützung der allgemeinen Baderäume möglichst billig berechnet werden; es ist nicht recht einzusehen, weshalb man in manchem internationalen Hotel, das doch Warmwasserversorgung hat, ein einfaches Bad mit drei Frank bezahlen muß.

„Kunstsachen“ im Werte von fünfzig Pfennig oder etwas mehr glänzen in unserem idealen Hotelzimmer ebenso durch Abwesenheit wie überflüssige Decken und dergleichen; den einzigen Wandschmuck bilden ein oder zwei mit Geschmack gewählte Bilder, wie sie heute in Gestalt künstlerischer Farbendrucke, Lithographien oder Gravüren zu sehr mäßigen Preisen zu haben sind. Der Teppich wird, was auch die Hygiene dagegen einwenden mag, nicht gern vermißt; aber er soll wenigstens kurzgeschoren sein und darf keine Spuren starker Abnützung zeigen.

Ruhe ist nicht bloß, nach einem historischen Wort, die erste Bürgerpflicht, sondern auch die streng befolgte Devise jedes gut geleiteten Hotels. Die Korridore sind mit weichen Läufern gedeckt, Fahrstuhl und Wasserleitung funktionieren geräuschlos, das Personal hat alles unnötige Klappern und Klirren zu vermeiden, und die Klingelsignale dürfen, falls sie nicht schon durch die stummen Lichtsignale ersetzt sind, nur für die überwachende Dienerschaft hörbar sein. Auch von dem Wecken nach altmodischer Weise, nämlich indem ein biederer Hausdiener in früher Morgenstunde die Zimmertür mit der Faust bearbeitet und nicht nur den „Betreffenden“, sondern auch seine Nachbarn aus süßem Schlummer reißt, will die moderne Hoteltechnik nichts mehr wissen. Sie besorgt das besser durch ein nicht übermäßig lautes, am Kopfende des Bettes befindliches, von der Portierloge aus in Tätigkeit gesetztes Läutewerk. Klingelknöpfe zum Herbeirufen der Bedienung befinden sich nicht nur an der Tür, sondern auch an der Bettwand. Ein Telephon gestattet dem Gast, dem Bureau seine Wünsche mitzuteilen und auch Anschluß ans Fernsprechnetz zu erhalten. Der in amerikanischen Hotels häufig anzutreffende Türfernschließer, nämlich eine Vorrichtung, die es ermöglicht, den Türverschluß vom Bett aus zu öffnen und zu schließen, scheint in Europa keinen Eingang gefunden zu haben

Raubtierzucht und -erziehung.

Von Prof. Dr. L. Heck, Direktor des Berliner Zool. Gartens. — Hierzu die Aufnahmen auf Seite 954.

In einem Berliner Varieté steht jetzt an der Spitze des Programms eine neue „Löwen-Nummer", „kreiert" von einer neuen Dompteuse Mlle. Marto und ausgeführt von ihr selbst zusammen mit einem stimmbegabten Partner. Ich sage absichtlich nicht „vorgeführt", sondern „ausgeführt"; denn es wird da nicht Pyramide gestanden, Tonne gelaufen und Reifen gesprungen, es ist keine Dressur in der bekannten Aufmachung. Aber es ist „mal was anderes", und ich sollte meinen, gerade deshalb müßte die Nummer ihren Weg machen. Wenn nämlich irgendwo, so ist doch auf dem Schaustättenprogramm ewiger Wechsel erste Regel, und so erklärt es sich wohl auch, daß meines Erinnerns seit mehreren Jahren schon die sattsam bekannten Raubtiernummern aus unsern großen Zirkussen und Varietés fast gänzlich verschwunden sind — eben, weil sie nachgerade mit allen ihren Einzelheiten sattsam bekannt sind. Nun bin ich begierig, wie Direktoren, Publikum und Kritik die „Liebesnacht im Löwenkäfig" aufnehmen werden, bei der man nebenbei von einem sehr sympathischen Tenor zwei hübsche Opernarien zu hören bekommt. Mir hat die Sache gefallen; ich bin aber vielleicht nicht ganz unparteiisch, weil die mitwirkenden Löwen und Tiger alle Berliner Kinder aus dem Zoo sind und ich nach meinem persönlichen Geschmack so sehr viel darauf gebe, daß die Tiere bei der Vorführung deutlich eine wirkliche, ich möchte sagen: innerliche Zähmung (nicht nur äußerliche Bändigung), eine vertrauensvolle Zuneigung zu dem Menschen erkennen lassen. Das war für mich immer das Schönste an Havemanns Raubtierschule, die ja ebenfalls vom Berliner Zoo ausging, wo ihr Inhaber Inspektor war, und das gewann mich auch jetzt für die Martosche Sache: als ich die offenbare Freude der Tiger sah, wie sie hereingelassen wurden und sich schmeichelnd an ihre Herrin anschmiegten, da hatte ich selbst auch meine helle Freude! Und ich denke mir ferner: selbst ängstliche Gemüter unter den Zuschauern werden bei solchem Anblick keine bangen Minuten verleben, sondern sich ungestört an den prächtigen Tiergestalten und ihrem harmlosen, ungezwungenen Verkehr mit dem Menschen erfreuen können. Ich selbst bin allerdings, wenn ich offen gestehen soll, gar nicht so ausschließend in meinem Geschmack: ich liebe auch die „wilde" Dressur; dann muß sie aber auch wirklich ganz wild sein! Wenn Hendrikssen mit Eisengabel und Pistole seinen bitterbösen, alt eingefangenen Tiger Schritt für Schritt im Manegekäfig rundum trieb bis wieder in den Kasten hinein, das war mir eine gruselig angenehme Nervenemotion, und die maskierte, dafür aber um so tiefer dekolletierte „Comtesse X", der ihre drei Löwen alle Augenblicke mit aufgerissenem Rachen bis an das schwarze Larvengesicht und mit den erhobenen Krallenpranken bis an die bloßen, weißen Schultern fuhren, werde ich nie vergessen, zumal auf diese lebensgefährlich aussehenden Tumultszenen stets ganz unvermittelt ein wahres Idyll folgte, wenn die drei eben noch hochaufgefahrenen Bestien plötzlich wieder zusammensanken, die Bändigerin sich vor ihnen auf die Knie niederließ und ihnen französisch was vorerzählte. Am wenigsten mag ich die mißmutig und gezwungen oder langsam und zögernd nach schleichender Katzenart „arbeitenden" Raubtiere, die weder eigentlich wild wirken: eine halbe Sache, wie man in Berlin sagt.

Wie ist nun dieses verschiedene Benehmen derselben Großkatzenarten zu erklären? Aus ihren verschiedenen Lebensschicksalen und persönlichen Erfahrungen. Auf Sumatra werden die Tiger gewöhnlich ausgewachsen in großen Bambusfallen gefangen und kommen, inzwischen noch weidlich geärgert von grausamen Malaien und derben Seeleuten, auf den europäischen Tiermarkt. Da sind es zunächst fauchende Eckenlieger, mit denen gar nichts anzufangen ist; man muß schon Sägespäne streuen, um sich darüber zu beruhigen, daß sie sich wenigstens in der Nacht bewegen, und es dauert jahrelang, bis sie einigermaßen verständige und handliche Raubtierhausbewohner werden. Die Bengaltiger vom vorderindischen Festland werden in der Regel ganz jung aus dem Nest genommen und von sanften Hindus aufgezogen. Wenn man sie dann beim Händler sieht, sind es die denkbar liebenswürdigsten Schmeichelkatzen von einer fast unbegrenzten Zahmheit und Harmlosigkeit. So war und ist auch unsere Bengaltigerin: sie änderte nach dem ersten Wurfe ihr Benehmen gegen uns nicht im allergeringsten; ja, als sich zeigte, daß sie mit ihren Mutterpflichten nicht gleich genau Bescheid wußte, konnte der Wärter ihr die Jungen, Mlle. Martos jetzige Lieblinge, ans Gesäuge legen. Man bedenke, was das heißt! Das läßt sich noch lange nicht jede Hündin gefallen. Wie manche ist sogar gegen den eignen Herrn böse, wenn sie Junge hat, und läßt diese nicht anfassen, solange sie klein sind!

Wem diese Dinge ferner liegen, der wird kaum glauben wollen, daß der Tiger, dieses „fürchterliche Raubtier", sich unter Umständen zahmer zeigen könne als das älteste Haustier und der treueste Genosse des Menschen, der Hund, der sich gerade mit der Seele so vollständig unterordnet. Und doch ist dieser scheinbare Widerspruch aus der grundverschiedenen Natur und Lebensweise von Katze und Hund ganz folgerichtig zu verstehen. Die Katze ist als Raubtier ein „Einzelschleicher", wie ich gerne mit einem Wort zu sagen pflege. Einzeln ihre Beute beschleichend und allein ihr auflauernd, erwirbt sie sich ihre Nahrung ohne Hilfe anderer, und das gibt ihr einen ausgesprochenen Eigenwillen und selbständigen Charakter, der bei uns leicht den Eindruck einer gewissen Vornehmheit im menschlichen Sinne erweckt. Dadurch unterliegt sie aber zugleich auch dem Vorwurf der „Falschheit", weil sie sich plötzlich auch dem wohlmeinenden Menschen widersetzt, sobald sie glaubt, daß sie wider ihren Willen zu irgend etwas gezwungen werden soll. Der wilde Hund (Wolf) ist ein geselliger Hetzer, der zu mehreren sein Wild laufend verfolgt, bis er es einholt und es dann gemeinsam niederreißt und verschlingt. Dabei muß sich aber notwendigerweise ein gewisser Sinn für Ordnung, für Unterordnung des einzelnen unter das Ganze ausbilden, und ein solcher ist dann auch bei allen dauernd geselligen, nicht nur zufällig einmal zusammengelaufenen Tieren unverkennbar: der erste und ursprünglichste Keim dessen, was sich beim Menschen zur Sittlichkeit und zum Staatsbürgertum im edlen Sinne mit seiner Vaterlandsliebe ausgebildet hat! So erklärt sich, daß der Hund sich vollkommen seiner selbst entäußert, nachdem er einmal vor Urzeiten schon an die Stelle der Wolfsrotte den menschlichen Herrn gesetzt hat, und daß die Katze, obwohl sie dem Menschen an sich gewiß ebenfalls zugetan ist, von diesem sich doch nicht knechten läßt. Und weiter: die

Wolfsrotte schont in ihrem ewigen „Wolfshunger" erwiesenermaßen kleine Junge der eignen Sippe nicht; dadurch hat die Wölfin gelernt, vor dem Werfen sich abzusondern und ihr Geheck gegen jedes lebende Wesen zu verteidigen, und das steckt heute noch in mancher Hündin drin.

Wie jede Regel, so ist aber auch diese Hunde- und Katzenregel nicht ohne Ausnahme. Bei jeder Gruppe gibt es eine: bei den Katzen ist es der Löwe, bei den Hunden der Fuchs. Der Fuchs als das kleinste Hunderaubtier wie bis zu einem gewissen Grade auch der Schakal maust und raubt einzeln schleichend wie die Katze; das hängt mit der Natur seines Kleinwildes zusammen, das man allermeist nicht hetzen kann. Dadurch hat er das listige Lauern gelernt und sich den Ruhm eines sprichwörtlichen Schlaumeiers erworben, den er allerdings nicht selten schmählich zuschanden macht. Und der Löwe ist die einzige gesellige Katze aus dem einfachen Grunde, weil in Afrika, ehe der Europäer ihn und sein Großwild zusammenschoß, dieses in solchen Unmassen vorhanden war, daß davon selbst solche Großkatze rudelweise bequem leben konnte. Zugleich aber zeitigte die Geselligkeit beim Löwen noch eine körperliche Eigentümlichkeit, mit der er unter den Katzen ebenfalls allein steht: die auffallende Verschiedenheit der beiden Geschlechter, die Mähne. Wenn zwei dieselbe lieben, gibt es Streit selbst unter Brüdern, die sich sonst noch so gut vertragen, und für diese galanten Raufhändel hat der Löwe seine Mähne, die ihm den empfindlichen Hals mit den großen Blutgefäßen schützt wie ein Paukhemd. So führt die moderne Naturbetrachtung, die nur an Gewordenes, nicht mehr an Gegebenes glaubt, zur Erklärung manches früher Unerklärlichen.

Ein Vorurteil in Raubtierfragen ist noch zu zerstören, das sich um so hartnäckiger erweist, weil es so vernünftig klingt: daß nämlich die in Gefangenschaft gezüchteten Raubtiere selbstverständlich von vornherein schon zahmer seien als die wild gefangenen. Wann dies für die letzteren zutrifft und wann nicht, ist oben am Tiger schon dargelegt. Aber auch bei den in Gefangenschaft geborenen kommt es wieder ganz auf das persönliche Schicksal an, mit anderen Worten: auf die Aufzuchtmethode.

Läßt man die Jungen bei der Alten, und ist diese nicht ganz außergewöhnlich zahm, so wie unsere daraufhin oben geschilderte Bengaltigerin, so hat man nur zu bald scheue Speiteufelchen, die später, wenn es dann sein muß, oft nur mit Schwierigkeit zu zähmen sind, „innerlich" vielleicht nie richtig zahm werden: aus solchem Material erwachsen die oben gekennzeichneten halbzahmen, schlecht gelaunten Dressurrekruten. Aber auch körperlich bekommt den jungen Raubtieren die natürliche Aufzucht durch die Mutter oft nicht gut; denn es ist keine Frage, daß deren Leistungsfähigkeit trotz prächtigen Aussehens durch die Gefangenschaft doch meist herabgemindert ist. Und das monatelange Aufsäugen von zwei, drei oder gar noch mehr Jungen stellt wahrlich keine geringen Anforderungen! So werden denn gerade die „Mutterjungen" bei unseren Raubtieren öfter, als uns lieb ist, minderwertige Schiefköpfe und Himmelsgucker, wie es in der Tierhändlersprache heißt. Zumal noch ein erschwerender Umstand hinzukommt. So weit geht die „Mutterliebe" beim unvernünftigen Tier doch nicht — und das wirft ein bezeichnendes Licht auf ihren rein instinktiven Charakter — daß das alte Raubtierweibchen die für die Jungen bestimmten Leckerbissen und Krafthäppchen diesen auch wirklich zukommen ließe: es frißt sie vielmehr skrupellos selber auf. Und sperrt man die Jungen ab, so gehen sie die Wände hoch vor Angst und denken nicht an Fressen.

Aus allen diesen Gründen sind wir seit Jahren schon auf die Aufzucht mit Hundeammen gekommen, die sich bis jetzt ausgezeichnet bewährt hat. Wir haben nach dieser Methode, in der unser Raubtierwärter Olesen sich eine große Routine angeeignet hat, allein im Jahre 1911 nicht weniger als 32 junge Raubtiere, Löwen, Jaguare, Leoparden großgezogen, und alle sind tadellose, vollwertige Tiere geworden. Beispiele: die Löwen-Musikkapelle und die Tigerstatisten Mlle. Martos.

Da gibt es nun wieder überempfindliche Seelen, die die „unglücklichen Hunde" beklagen und in anonymen Briefen an mich mit den schwärzesten Farben ausmalen, welche Seelenqualen diese „vergewaltigten Mütter" erdulden müßten, die ihrer eigenen Jungen beraubt und „dazu verdammt" würden, „fürchterliche Raubtiere zu nähren". Die Briefschreiber — oder sind es nicht meist Briefschreiberinnen? — sollten sich, ehe sie sich so entsetzen und entrüsten, doch erst einmal ansehen, wie wir die Sache machen! Wie wir die jungen Raubtiere mit Hundewitterung versehen und sie so lange zwischen die jungen Hunde legen, bis sie dem Geruchsinn der Hundeamme, der ja bei ihr als Nasentier bekanntlich der entscheidende Grundsinn ist, durchaus vertraut und angenehm geworden sind und sie dann ihre ganzen mütterlichen Instinkte auf die untergeschobenen Pfleglinge überträgt, so daß es eine wahre Freude ist, sie die kleinen Katzen bemuttern und betreuen zu sehen! Am meisten freue ich mich immer über eine Schäferhündin, die bereits viermal bei uns „als Amme gegangen" ist und ihrem Herrn dadurch ein schönes Stück Geld eingebracht hat; denn wir zahlen eine gute Leihgebühr und geben außerdem die jungen Hunde dem Besitzer zurück. Diese Repetieramme begrüßt uns alle stets aufs freudigste als alte Bekannte, wenn sie wieder einmal, zu ihrem löblichen Zweck wohl vorbereitet, im Zoo erscheint, und weiß im Raubtierhaus schon ganz genau ihr „Ammenzimmer".

Die Ammenaufzucht erlaubt uns übrigens nicht nur, unsere Raubtierzuchtmütter zu schonen, sondern sie bietet uns auch den Vorteil, daß wir den Jungen sehr bald schon mit Beifutter nachhelfen können. Die Hauptsache aber ist, daß durch die Hundeaufzucht die jungen Raubtiere „hundezahm" werden. Nicht etwa durch die „zahme Milch" — das ist auch so ein hartnäckiger Aberglaube — sondern dadurch, daß sie, täglich von Menschen angefaßt, überhaupt wie junge Hunde behandelt werden. Sie wachsen heran in stetem Verkehr und unmittelbarer Berührung mit dem Menschen und wissen nicht anders, als daß sie von diesem nichts zu fürchten, sondern nur Gutes zu erwarten haben. Auf der eigens dazu hergerichteten Wiese vor dem Raubtierhaus gehen nachmittags unsere Löwen- und Tigerbabys unter dem Publikum von Hand zu Hand und werden so natürlich wahrhaft ideale Schüler und Pfleglinge für Dresseure und Menageristen. Sie gehen auch reißend ab auf dem Tiermarkt; denn heute ist es für ein junges Raubtier eine besondere Empfehlung, im Berliner Zoo geboren und erzogen zu sein.

Unsere Bilder

Die Fünfhundertjahrfeier in Brandenburg (Abb. S. 947 u. 950), durch die der Stammort der preußischen Monarchie die 500. Wiederkehr des Tages beging, an dem einst der erste Hohenzoller in Brandenburg einritt, ist geradezu glänzend verlaufen. Der jetzige Markgraf zu Brandenburg, der Deutsche Kaiser, kam selbst in die alte Stadt, um den drei Einweihungen beizuwohnen, die zur Feier des Tages stattfanden: die der alten,

völlig erneuerten Stadtkirche von St. Katharinen, des neu erbauten altstädtischen Rathauses und des davorstehenden, von dem Reiterstandbild des ersten märkischen Zollern Friedrich I. überragten Denkmalbrunnens, den Professor Ludwig Manzel geschaffen hat.

Die Frühjahrsparade der Berliner Garnison (Abb. S. 948) hat in der gewohnten Weise auf dem Tempelhofer Feld stattgefunden. Umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses, nahm der Kaiser die Heerschau ab. Unter den auswärtigen Gästen befand sich der Erbgroßherzog von Oldenburg, der trotz seiner Jugend — er steht im 15. Lebensjahr — als Leutnant à la suite des oldenburgischen Dragonerregiments Nr. 19 die Uniform trägt.

Der Besuch der Königin der Niederlande in Paris (Abb. S. 948) war eine richtige Staatsvisite, die wohl keinen bestimmten politischen Zweck, aber immerhin politische Bedeutung besaß. Königin Wilhelmina und ihr Gemahl Prinz Heinrich wurden an der Seine sehr herzlich empfangen. Der Höhepunkt der Festlichkeiten waren die Trinksprüche während des Festmahls im Elysee. Die Königin erklärte, sie sei stolz auf das französische Blut, das in ihren Adern fließe. Der Präsident Fallières betonte in seinem Toast sehr deutlich das Streben der Holländer, unabhängig zu bleiben.

Der König von Bulgarien (Abb. S. 949) kommt zum Besuch des deutschen Kaiserhofes nach Berlin, nachdem er vorher in Wien dem greisen Kaiser Franz Josef einen Besuch abgestattet hat Daß der kluge und energische Zar der Bulgaren in diesen für die Ruhe im nahen Osten kritischen Zeiten die Hauptstädte zweier Dreibundmächte aufsucht, hat in der ganzen politischen Welt Aufsehen erregt. In Deutschland begrüßt man in König Ferdinand nicht nur den sympathischen und erfolgreichen Regenten eines aufblühenden Staates, sondern vor allem den Sohn eines deutschen Fürstenhauses, der in fernen Landen dem deutschen Namen hohe Ehre gemacht hat.

Prinz Ernst August von Cumberland (Abb. S. 951) kam in Gesellschaft seines Schwagers, des Prinzen Max von Baden, nach Berlin, um sich bei dem Kaiserpaar und dessen Söhnen persönlich für die Teilnahme zu bedanken, die sie anläßlich des plötzlichen Todes seines älteren Bruders dem Haus Braunschweig-Lüneburg erwiesen hatten. Trotz dieser rein persönlichen Motive ist der Besuch des Erben des Welfenhauses in Berlin nicht ohne politisches Interesse, denn er scheint darauf hinzudeuten, daß die Wunden von 1866 vernarben, und daß Prinz Ernst August, der als bayrischer Leutnant schon deutscher Offizier ist, vielleicht einmal als Herzog von Braunschweig einen deutschen Thron besteigen wird.

Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe (Abb. S. 952) hat dem Husarenregiment König Wilhelm I. (1. Rheinisches) Nr. 7, in dem er seine militärische Dienstzeit verlebt hat, und dem er als Major à la suite noch immer angehört, sein von Gottfried Hofer gemaltes Porträt zum Geschenk gemacht.

Eine hessische Postkartenwoche (Abb. S. 951) wird unter dem Protektorat der Großherzogin von Hessen vom 9. bis 16. Juni zum Besten der Mutter- und Säuglingsfürsorge veranstaltet. Die neuste Aufnahme der Großherzogsfamilie, die wir reproduzieren, dürfte in dieser Woche in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet werden.

Der Besuch der Berliner Stadtverordneten in Wien (Abb. S. 950) hat sich zu einer herzlichen Kundgebung der deutsch-österreichischen Freundschaft gestaltet. Die Berliner Gäste, die unter der Führung des scheidenden Oberbürgermeisters Dr. Kirschner standen, wurden von den Wienern in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen und werden sich dieser Festtage stets dankbar erinnern.

Die 7. Berliner Flugwoche (Abb. S. 950) ist von Wind und Wetter nicht besonders begünstigt worden, hat aber doch einzelne schöne Leistungen gezeitigt. Den vom Kaiser für den besten Höhenflug eines deutschen Piloten ausgesetzten Ehrenpreis gewann E. v. Gorrissen, der mit einem Ago-Argus-Doppeldecker 880 Meter hoch stieg.

Ein neues Luftfahrzeug (Abb. S. 954), das er in Anlehnung an den Namen eines beliebten Autotyps eine „Luftlimousine" nennt, hat der österreichische Aeroplankonstrukteur Igo Etrich geschaffen, dem wir schon die erste Konstruktion der Etrich-Rumpler-Taube, des schönsten und elegantesten aller bisherigen Flugzeuge, zu verdanken haben. Auch die Luftlimousine sieht einem riesigen Vogel sehr ähnlich. Die bisherigen Leistungen des neuen Apparats sollen vorzüglich sein.

Wilbur Wright (Abb. S. 950), der große Amerikaner, der im Alter von 45 Jahren in seiner Vaterstadt Dayton gestorben ist, war der erste Mensch, dem der Vogelflug durch die Lüfte gelungen ist. Er und sein Bruder Orville, beide Schüler des deutschen Ikarus Otto Lilienthal, haben im Oktober 1900 mit motorlosen Flügen begonnen. Im Jahr 1903 vollbrachten sie den ersten Flug mit einem Motorflugzeug. Von diesem Tag an datiert die moderne Aviatik.

Der Verein Deutscher Standesherren (Abb. S. 952) hat sich wie in jedem Jahr in Frankfurt a. M. versammelt. Die Teilnehmer an dieser Tagung folgten einer Einladung des Fürsten Stolberg-Wernigerode und machten einen Ausflug auf seine nicht allzuweit von Frankfurt entfernte Burg Eppstein i. T.

Das Euphrosyne-Denkmal in Weimar (Abb. S. 953), das Denkmal der von Goethe besungenen Schauspielerin Christiane Neumann Becker, das vor Jahren in Privatbesitz übergegangen ist, wurde durch ein neues Denkmal ersetzt, das der Weimarer Bildhauer Professor Elster geschaffen hat. Frau von Wildenbruch, die Witwe des Dichters, hat einen Lieblingswunsch ihres Gatten erfüllt, indem sie das Denkmal stiftete.

Drei beliebte Künstlerinnen des Burgtheaters (Abb. S. 953), die Damen Else Häberle, Gisela Wilke und Wittels-Moser, sind zu Hofschauspielerinnen ernannt worden. Die Künstlerinnen wurden vom Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen.

Der Verfasser unseres neuen Romans (Abb.S.953), Kurt Aram, ist dem deutschen Publikum und insbesondere den Lesern der „Woche", die ihn als geistvollen Essayisten hoch schätzen, sehr gut bekannt. Die Romane Arams, ob sie nun in der deutschen Heimat oder an den Ufern des Araxes spielen, sind Aeußerungen eines Dichters, der mit durchdringenden Augen kühl in die Welt blickt, dann aber mit Wärme und innerer Anteilnahme zu erzählen weiß, was er beobachtete. Unsere Leser werden den neusten Roman Kurt Arams bald schätzen lernen.

Personalien (Abb. S. 950, 951 u. 952). Der neue belgische Gesandte in Berlin Baron de Beyens hat sein Vaterland früher in Teheran und in London vertreten und war dann Minister des Königlichen Hauses. — Am 3. Juni feierte der Landschaftsmaler Prof. Friedrich Bracht in Dresden seinen 70. Geburtstag. Der geschätzte Künstler, der nach 20jähriger Lehrtätigkeit an der Berliner Akademie vor 10 Jahren nach Dresden ging, um an der dortigen Akademie zu wirken, ist ein ausgezeichneter Schilderer norddeutscher Landschaftsschönheiten. Besonders die Heide und die Küste haben es ihm angetan. — Frédéric Passy, der berühmte Nationalökonom und Anreger der Weltfriedensbewegung, vollendete kürzlich sein 90. Lebensjahr. Das Institut de France ehrte sein ältestes Mitglied durch eine große Feier.

Die Toten der Woche

Jan Blockx, Konservatoriumsdirektor und bekannter Tondichter, † in Antwerpen am 27. Mai im Alter von 61 Jahren.

Professor Dr. Fritz Lütkemeyer, bekannter Theaterdekorationsmaler, † in Koburg im 71. Lebensjahr.

Superintendent Meischeider, † in Neuhaldensleben im Alter von 72 Jahren.

Freiherr Wolfram von Rotenhan, ehem. preußischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl, † in Berlin am 2. Juni im Alter von 67 Jahren.

Otto Vollhardt, bekannter Tiermaler, † in Saalfeld am 1. Juni.

Dr. Hamed Waly, arabischer Scheich, † in Kairo am 24. Mai im 41. Lebensjahr.

Wilbur Wright, berühmter Aviatiker, † in Dayton (Ohio) am 30. Mai im Alter von 45 Jahren (Portr. S. 950).



Illustrationsphoto.

Von links: Der Schöpfer des Denkmals Prof. Manzel (×); Reichskanzler v. Bethmann Hollweg; der Kaiser.

Enthüllung des Markgraf Friedrich-Denkmals: Der Kaiser besichtigt das Standbild.

Historischer Festtag in Brandenburg a. d. Havel.



Illustrationsphoto.

Von links: Prinz und Prinzessin Eitel-Friedrich, Prinz August Wilhelm, Prinzessin Viktoria Luise, Prinz Oskar, Prinz Joachim, der Erbgroßherzog von Oldenburg.

Die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen bei der Frühjahrsparade in Berlin.

Central Photos.

Königin Wilhelmina (×), geführt von dem Präsidenten Fallières, vor dem Hotel de Ville.

Vom Besuch der Königin der Niederlande in Paris.



Ferdinand, Zar der Bulgaren.

Zu seinem Besuch in Berlin. — Neuste Aufnahme von Hofphot. Prof. Uhlenhuth, Koburg.



Illustrationsphoto.

Prof. Manzels Markgraf-Friedrich-Denkmal.
Von der Denkmalsweihe in Brandenburg a. d. Havel.



Phot. Intern.-Ill.-Verlag.

E. v. Gorrissen, Sieger im Kaiserpreis; Passagier Frau Wörner.
Von der Berliner Flugwoche.



Phot. Schumann.

Oberbürgermeister Dr. Kirschner (×) und der Wiener Bürgermeister Dr. Neumayer
auf der Fahrt zum Rathaus.
Vom Besuch Berliner Stadtverordneter in Wien.



Centr. Photos.

Frédéric Passy,
der berühmte franz. Friedensapostel, feierte seinen 90. Geburtstag.



Wilbur Wright †
Der amerikanische Pionier der Aviatik.



Der Großherzog und die Großherzogin von Hessen mit ihren Kindern. Phot. Adolf Elnain.

Spezialaufnahme für die Postkartenwoche der Großherzogin zum Besten der Mutter- und Säuglingsfürsorge.



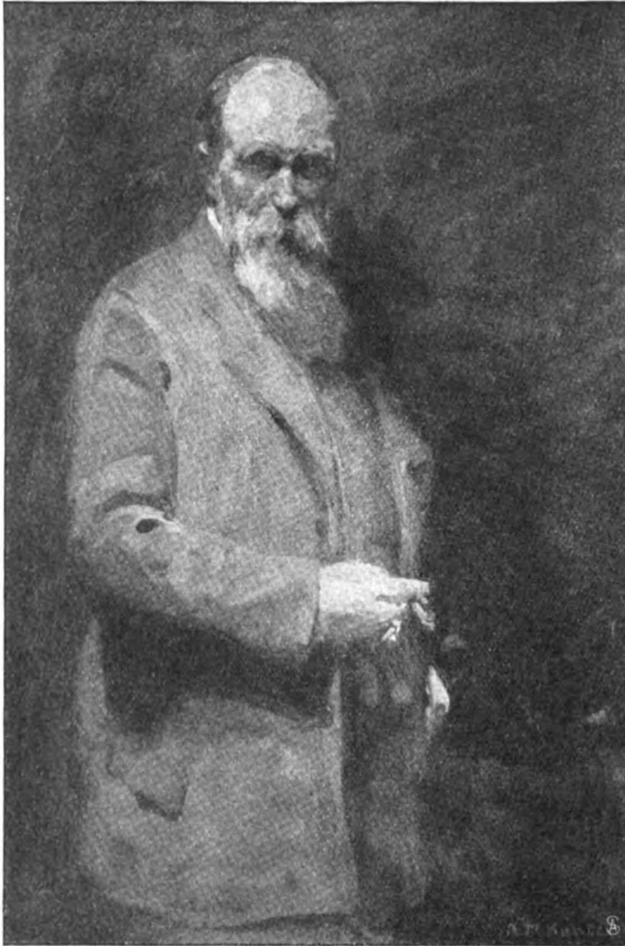
Prinz Max von Baden und Prinz Ernst August vor der Abfahrt nach Potsdam.

Vom Besuch des Prinzen Ernst August, Herzogs zu Braunschweig u. Lüneburg, am deutschen Kaiserhof.



Baron Eugen de Beyens.

Der neue belgische Gesandte in Berlin.



Landschaftsmaler Professor Eugen Bracht,
feierte seinen 70. Geburtstag. – Gemälde von R. M. Kuntze.



Adolf Fürst zu Schaumburg-Lippe. Gemälde von G. Hofer
für das Regimentshaus des Husaren-Regiments Nr. 7 in Bonn.



Von links: (1. Reihe im Vordergrund): Ernst Prinz zu Stolberg-Roßla; Wolfgang Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg; Erbgraf zu Solms-Rödelheim; Wenzel Prinz von Lobkowitz. (2. Reihe, sitzend): Gräfin Erika zu Erbach-Erbach; Marie Prinzessin zu Ysenburg und Büdingen; Gräfin Carl zu Solms-Laubach; Gräfin Kuno zu Stolberg-Roßla; Fürst zu Stolberg-Wernigerode; Fürstin zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg; Fürstin zu Stolberg-Wernigerode. (3. Reihe, stehend): Gottfried Graf Pückler; Architekt Burkhard; Carl Graf zu Solms-Laubach; Helene Prinzessin zu Ysenburg und Büdingen; Mathilde Prinzessin zu Stolberg-Roßla; Gräfin Godard von Bentinck; darüber: Elisabeth Gräfin von Bentinck; Marie Gräfin von Bentinck; darüber: Erbprinz zu Salm-Salm; Gräfin Wilhelm zu Solms-Laubach; Gräfin zu Ysenburg-Meerholz; Fürstin zu Solms-Lich; Isabelle Gräfin von Bentinck; Fürst zu Bentheim und Steinfurt; Kuno Graf zu Stolberg-Roßla; Graf von Rechberg; Fürst von der Leyen; Fürst zu Solms-Lich; Friedrich Prinz zu Solms-Braunfels; Fürst zu Wied; Richard Graf von Schaesberg. (4. Reihe, stehend): Godard Graf von Bentinck; Erbprinz von Lobkowitz; Erbgraf von Bentinck; Adrian Graf von Bentinck; Graf zu Ysenburg-Meerholz; Wilhelm Graf zu Solms-Laubach.

Mitglieder des Vereins Deutscher Standesherren als Gäste des Fürsten Stolberg-Wernigerode auf Burg Eppstein i. T.



Phot. Gutmann.

Else Häberle, Gusti Wittels-Moser, Gisela Wilke.

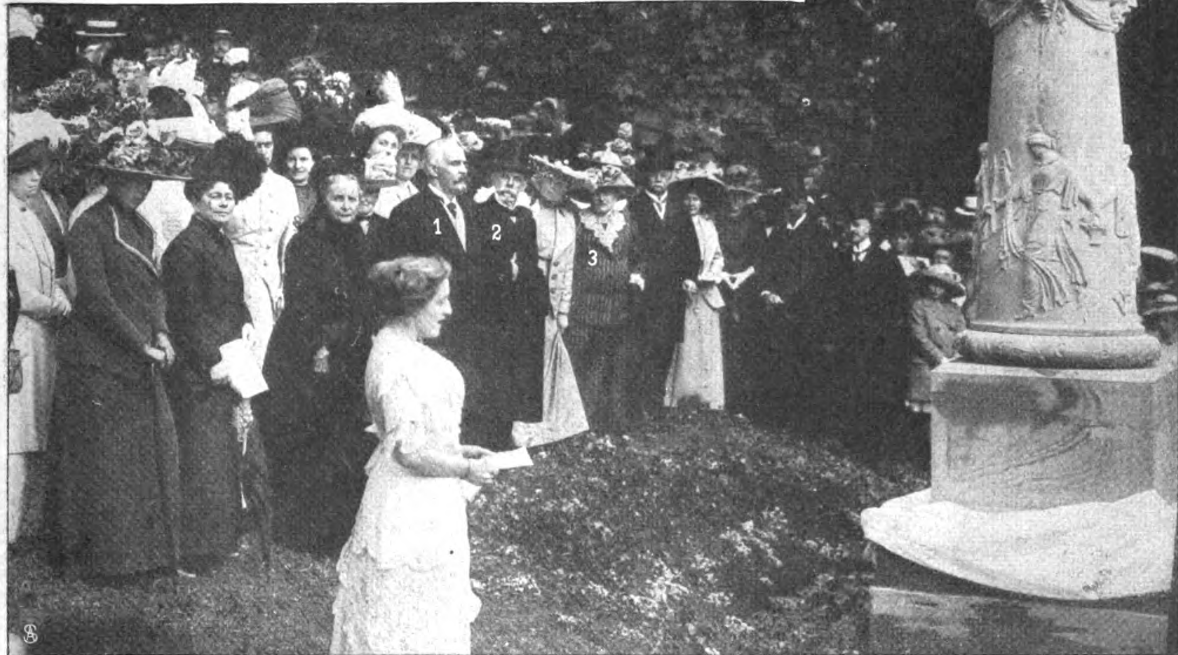
Die vom Kaiser Franz Josef zu Hofschauspielerinnen ernannten Damen des Wiener Hofburgtheaters



Spezialaufnahme für die „Woche".

Kurt Aram.

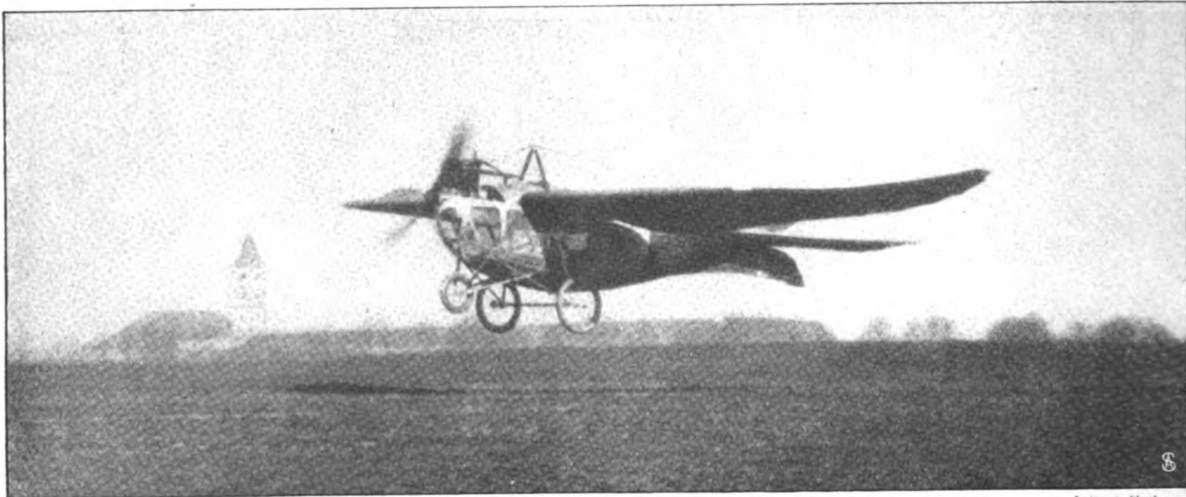
Der Verfasser unseres neuen Romans „Familie Dungs".



1. Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Erich Schmidt. 2. Staatsrat Prof. Dr. Rählmann. 3. Frau von Wildenbruch. Hofphot. Held, Weimar.

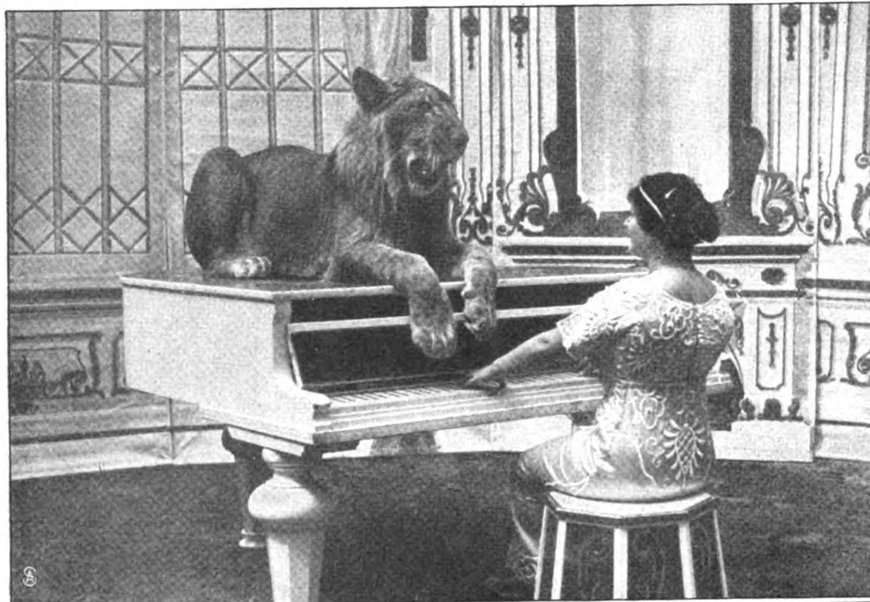
Die feierliche Enthüllung des Euphrosyne-Denkmals: Frl. Elisabeth Schneider trägt Wildenbruchs Dichtung „Euphrosyne" vor.

Eine neue Goethe-Erinnerung für Weimar.



Hofphot. Guid.

Neue Flugapparate in Oesterreich: Die Luftlimousine Igo Etrichs.



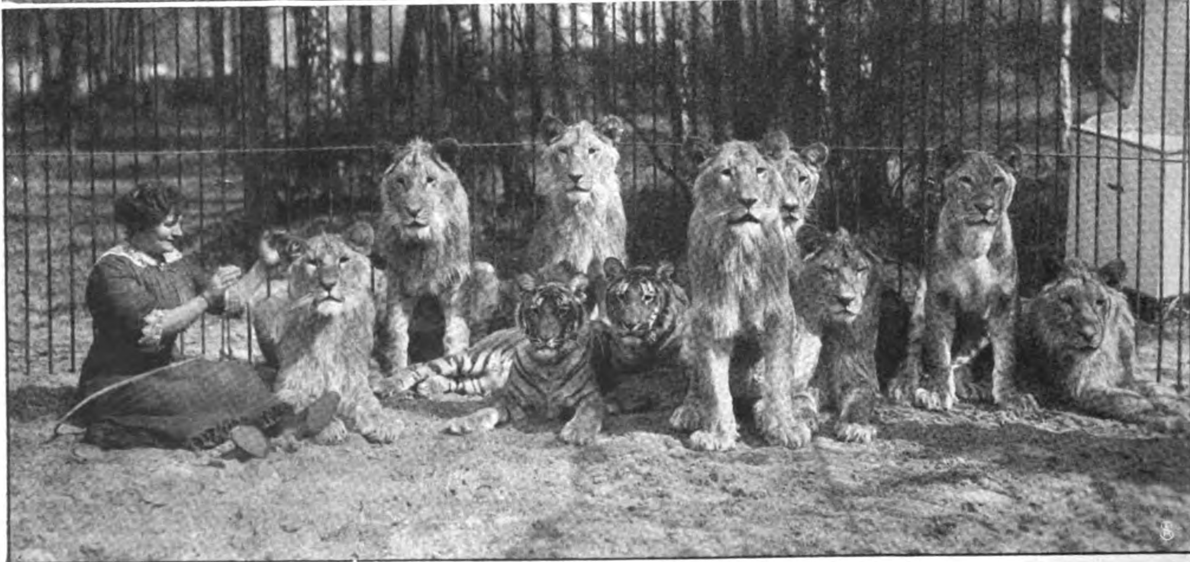
Löwendressuren in einem Berliner Varieté.

Der König der Tiere lauscht dem Hochzeitsmarsch aus Lohengrin.

Unteres Bild: Miß Marto im Kreise ihrer Löwen.

Phot. Willinger, Berlin.

Hierzu der Aufsatz v. Prof. Dr. L. Heck.



Familie Dungs.

Roman von

Kurt Aram.

Es gab auch heute nur ein einziges gutes Hotel in der Industriestadt, trotzdem sie jetzt zu den bedeutendsten ganz Westdeutschlands gehörte, und ihre Reichsbankstelle im letzten Jahr einen Umsatz von fast zwei Milliarden Mark hatte. Dies eine gute Hotel stammte noch aus der alten Zeit, wo die Menschen, wenn sie nur ihr gutes Essen und Trinken bekamen, recht anspruchslos waren und an Bequemlichkeit und Geräumigkeit der Zimmer keine hohen Anforderungen stellten.

In diesem Hotel hatte Frau von Beetzow, die Gattin des neuen Regimentskommandeurs, mit ihrer jüngeren Schwester, dem Freifräulein von Quast, Quartier genommen, bis der etwas umständliche Umzug von Potsdam hierher sein Ende gefunden hätte. Oberst von Beetzow hatte zwar seine Damen darauf vorbereitet, daß sie ihre Ansprüche für die Zeit ihres Aufenthalts im Hotel etwas zurückschrauben müßten, aber so eng und düster und wenig komfortabel hatten sie es sich doch nicht vorgestellt. Dabei bewohnten sie die beiden besten Räume des Hotels, die sogar einen gemeinsamen Balkon nach der Straße zu besaßen.

„Bist du schon wach, Lotte?" rief Frau von Beetzow aus ihrem Zimmer.

„Meinst du vielleicht, ich könnte noch schlafen bei dem fürchterlichen Spektakel, den die Tram da draußen macht?" lautete die Gegenfrage.

Dann war es wieder für eine Weile still in den beiden Zimmern.

„Wie spät ist es eigentlich?" fragte Lotte und gähnte.

„Neun Uhr", sagte Frau von Beetzow.

„Meinst du nicht, daß wir allmählich aufstehn sollten?" klang es aus dem Nebenzimmer.

„Wenn du Mut hast, Lotte!"

Frau von Beetzow lauschte einen Augenblick, dann lächelte sie. Was war nur über die Schwester gekommen, daß sie es so eilig mit dem Aufstehen hatte, seitdem sie hier waren? Die Stadt war doch wirklich nicht sehr verlockend und die wenigen Menschen, die sie bis jetzt kennen gelernt, eigentlich auch nicht. Dabei zeichnete sich Lotte sonst durch eine gesunde Faulheit aus.

Frau von Beetzow lauschte, und dann erhob sie sich.

Das erste Frühstück nahmen die Damen in Frau von Beetzows Zimmer.

„Decken wir wenigstens den Matz auf", sagte Lotte, als sie ins Zimmer trat, und entfernte das Tuch von dem Käfig, in dem ein Kanarienvogel saß. Das Tierchen reckte sich, ruckte mit dem Kopf eifrig hin und her und begann laut in den Tag hineinzusingen.

„Jetzt haben wir wenigstens eine angenehme Morgenmusik", meinte Lotte und ließ sich neben der Schwester am Frühstückstisch nieder.

„Die Verpflegung ist wirklich gut, alles, was recht ist", sagte Lotte.

„Aber ich habe ja noch gar keinen Einwand erhoben, und du bist schon wieder beim Verteidigen." Frau von Beetzow musterte die Schwester eingehend.

„Habe ich vielleicht etwas an mir, das nicht kleinstädtisch genug ist, Ise?"

„Das wage ich nicht zu beurteilen, dazu kenne ich diese Stadt noch viel zu wenig. Dir scheint sie übrigens ganz gut zu gefallen, Lotte? Du bist immer guter Dinge!"

„Bin ich das sonst vielleicht nicht?"

„So doch nicht immer!"

„Ich bin eben eine gute Schwester, und da du so schwer gegen dies Nest angehst, bemühe ich mich, es dir so angenehm wie nur möglich zu machen."

„Lauter pure Güte?" Frau von Beetzow drohte mit dem Finger.

„Was denn sonst? Nun ja, es hebt meine gute Laune wesentlich, daß ich wenigstens nicht sehr lange hier zu bleiben brauche."

Ise seufzte. „Schrecklich, daß Georg annehmen mußte."

„Es wird ja nicht ewig dauern", tröstete Lotte.

„Das wäre auch noch schöner!" meinte Frau von Beetzow entsetzt.

Die Schwestern erhoben sich, öffneten die Balkontür und traten hinaus.

„Der erste Punkt unseres Tagesprogramms: Luft schöpfen!" lachte Frau von Beetzow.

„Das ist auch sehr wichtig", meinte Lotte weise.

Das Hotel lag zu Anfang einer Straße, die so schmal war, daß nicht zwei Wagen aneinander vorbei konnten. Mit der einen Seite grenzte es an eine andere Straße, die doch so breit war, daß die Elektrische, wenn auch langsam, hindurchkam.

„Es regnet wenigstens nicht", meinte Frau von Beetzow erleichtert. „Aber trotzdem riecht es nach Kohle."

„Gerade wie bei Großpapa, wenn der Wind auf den Schornstein drückte", sagte Lotte.

„Es berührt dich also sozusagen heimatlich?"

Lotte nickte. Die Schwester schüttelte den Kopf.

„Jetzt weiß ich auch, wem das Haus dort drüben gehört, über das wir uns schon so amüsiert haben", erklärte Lotte. „Es gehört Frau Anton Dungs senior."

„Mein Gott, wenn schon!"

„Du scheinst nicht zu wissen, was das heißt, Ise?"

„Weißt du es denn?"

„Frau Anton Dungs senior ist die Mutter von Anton Dungs junior."

„Was du nicht sagst, sieh mal an."

„Und Anton Dungs junior ist..." Sie suchte nach Worten.

„Was ist er denn?“

„Der reichste und mächtigste Mann dieser Stadt.“

„Ist das sehr viel, Kind?“

„So vielleicht eine halbe Milliarde, Ise.“

Ise lachte wie über einen guten Witz. „So viel Geld gibt es ja gar nicht.“

„Hier schon, Ise.“

„Herr Anton Dungs junior wäre also so etwas wie ein wandelnder Juliusturm. Wie alt ist denn der Mann wohl?“

„Fünfzig, Ise.“

„Und immer noch junior?“

„Das bleibt er, auch wenn er hundert Jahre alt ist.“

„Zu drollig ist das bei diesen Kaufleuten. Aber woher weißt du das alles so genau?“

„Euer Bursche ist doch hier zu Hause.“

„Aber Lotte!“

„Ich bin doch nicht die Frau Oberst, ich kann mich doch mit ihm unterhalten.“

„Und da hat er dir das alles aufgebunden?“

„Ich glaube, Ise, lügen tun die Leute hier nicht, außer wenn es aus geschäftlichen Gründen unbedingt nötig ist. Sie machen einen so ehrlichen und geraden Eindruck.“

„Mein Gott, Kind, wie du redest!“

Lotte fuhr fort: „Frau Anton Dungs senior soll eine sehr scharmante alte Dame sein.“

„Am Ende wird sie mit uns verkehren?“ fragte Frau Ise halb neugierig, halb erschrocken.

„Ich glaube nicht, daß sie mag“, antwortete Lotte.

Frau Ise lachte. „Du bist köstlich, Lotte. Mein Gott, wie soll ich ohne deinen Humor fertig werden!“

„Ich spreche ganz ernsthaft, Ise. Hier kommandieren Frau Anton Dungs senior und Herr Anton Dungs junior sowie Herr Hugo Momm senior und Herr Hugo Momm junior, aber nicht dein Mann.“

„Hör auf! Diese unmöglichen Namen!“

Um die Ecke bog in die schmale Straße ein junger, eleganter Herr im Zylinder, blickte nach dem Balkon, stutzte, wollte den Hut lüften, unterließ es dann aber doch und eilte hastig zu dem Haus, in dem Frau Anton Dungs senior wohnte.

Frau von Beetzow sah ihm unwillkürlich nach und wandte sich dann zu ihrer Schwester. „Du kennst den Herrn?“

„Flüchtig.“

„Wenn du ihn kennst, hätte er doch grüßen müssen?!“

„Das hätte er wohl auch getan, wenn er gewußt hätte, ob es mir recht sei.“

Frau von Beetzow wurde ernst und wollte etwas sagen, doch Lotte kam ihr zuvor: „Ich weiß schon, was du sagen willst, aber tu mir den Gefallen und warte noch damit.“

„Lotte, was geht da vor?“ sagte Ise leise und erschreckt. „Wer ist der Herr?“

„Du sahst doch, wohin er ging?“ wich Lotte einer direkten Antwort aus.

„Am Ende gar Herr Anton Dungs junior.“

Lotte lachte. „Sah er vielleicht so aus, als wäre er fünfzig Jahre alt? Nein, Ise, das war Herr Alfred Dungs.“

„Wer ist denn das nun wieder?“

„Das ist ein Sohn von Anton Dungs junior.“

„Der hat schon so erwachsene Söhne!?“

„Du glaubst, scheint's, immer noch, junior, das hätte etwas mit Jugend zu tun?“

„Und woher kennst du den Herrn?“

„Ich traf ihn bei unserer ältesten Schwester, Frau Oberst.“

„Bei Dengerns, die so exklusiv sind?“ entfuhr es Ilse.

Lotte biß sich auf die Lippen, dann erwiderte sie: „Eben deshalb verkehren sie auch mit Alfred Dungs.“

„Lotte, ich bitte dich, hast du ... hast du ein Tendre für den Herrn?“

Lotte lächelte. „Ein wenig, wenn du nichts dagegen hast.“

„Und er?“ fragte Frau von Beetzow hastig.

„Nicht wenig“, meinte Lotte lächelnd.

„Und das erfahre ich jetzt erst, und das geht hinter meinem Rücken vor?“

Lotte reckte sich und sagte ruhig: „Es geht gar nichts hinter deinem Rücken vor, es geht überhaupt nichts vor, wenn ich den Ausdruck schon gebrauchen soll.“

Ise legte einen Arm um Lottes Taille und flüsterte: „Würdest du ihn heiraten?“

Lotte nickte.

„Mein Gott, wenn das Papa erfährt!“ Frau von Beetzow blickte die Schwester angstvoll an.

Um Lottes Mund legte sich ein herber Zug, während sie antwortete: „Es liegt gar kein Grund vor, Papa jetzt schon zu beunruhigen.“

Ise blickte die Schwester fragend an.

Lotte wurde blaß, als sie sagte: „Es gibt ja noch andere Schwierigkeiten auf der Welt als Papa.“

„Ich verstehe dich nicht, Lotte.“

„Er hat ja auch einen Papa!“

Das klang so bitter, daß Ise unwillkürlich sagte: „Macht er Schwierigkeiten?“

„Das wird er wohl, Ise.“

„Ja, was bilden sich denn diese Leute ein?“ rief Ise ganz empört.

Lotte zuckte die Achseln.

„Sie könnten doch froh sein ...“

Lotte legte ihrer Schwester bittend die Hand auf den Mund. Da schwieg sie.

Auch Lotte schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Damit kein falscher Verdacht bei dir entsteht, muß ich dir noch sagen, daß ich mich gefreut habe, als ich hörte, ihr seid hierher versetzt, und daß ich natürlich auch deshalb gleich mit dir hierher reiste, weil mich diese Gegend jetzt ... interessiert, aber um mehr handelt es sich nicht, und auch Herr Alfred Dungs wußte nicht, daß ich hier bin. Deshalb war er wohl auch ein wenig verblüfft und wußte nicht gleich, wie er sich zu benehmen hatte, als wir so plötzlich vor ihm auf dem Balkon standen.“

„Aber du hattest es doch wohl auch deshalb so eilig, jeden Morgen auf den Balkon zu kommen?“

Lotte lächelte wieder. „Wenn der Zufall schon so merkwürdig spielt und mich in diese Stadt führt, so dachte ich, man muß diesen günstigen Zufall unterstützen, soweit es in meinen schwachen Kräften steht.“

„Aber Lotte, schämst du dich denn gar nicht? Was für ein Benehmen!"

Die beiden Damen kehrten in das Zimmer zurück, und Ise deckte wieder ein Tuch über den Käfig, in dem der Kanarienvogel immer noch munter darauf los sang. „Ich kann das jetzt nicht hören!" sagte sie erregt.

Lotte schlang die Arme um ihre Schwester und geleitete sie zu dem Sofa, auf dem sich beide niederließen. „Du brauchst dich gar nicht aufzuregen, Ise, es ist wirklich nicht nötig."

„Aber Kind, wie soll denn das nun werden? Wenn ich an Papa denke und an die Leute dort drüben.... Wie ist denn das alles nur möglich? Das kann ja nie und nimmer gut werden!"

Lotte sah ihrer Schwester groß ins Gesicht. Dann wandte sie sich ab.

„Bist du mir böse?" fragte Ise leise.

Lotte schüttelte verneinend den Kopf.

„Für Georg ist das doch auch nicht angenehm", meinte Ise zaghaft.

Wieder reckte sich Lotte und sah die Schwester kampfbereit an.

„Wir sagen ihm wohl am besten gar nichts", lenkte Ise ein.

„Das ist auch gar nicht nötig", erwiderte Lotte ruhig.

„Wie schrecklich selbständig du bist", meinte Ise vorwurfsvoll.

Lotte musterte die ältere Schwester, die zart und schlank war, um einen Kopf fast kleiner als sie, die jüngste und kräftigste der Familie von Quast.

„Für dich sind wir viel zu früh von zu Hause fortgegangen, und daß die Mutter so jung starb, war für dich das größte Unglück", klagte Ise.

„Nun wollen wir einmal vernünftig miteinander reden," schlug Lotte vor, „da ich mich dir gegenüber nun doch verraten habe."

Lotte erzählte, wie sie Alfred Dungs zufällig bei Dengerns in Berlin getroffen habe. Er sei ihr gleich aufgefallen. Zunächst, weil Bürgerliche selten bei Dengerns verkehrten, am wenigsten so intim. Dann aber auch um seiner selbst willen. Seine sichere, ruhige Art habe ihr von vornherein imponiert, und daß er so gar nichts von einem Hofmacher an sich hatte. Sie seien bald in ein längeres Gespräch gekommen, da es sich herausgestellt habe, daß er ebenfalls das Land sehr liebe. Er habe ihr von seinem Gut im Westen erzählt, und so seien sie schon gleich gut Freund miteinander geworden. Sie hätten sich dann häufiger bei Dengerns gesehen, hie und da auch einmal im Theater getroffen.

„Habt ihr euch denn ausgesprochen?" fragte Ise. „Ich meine nicht über das Landleben, sondern ..."

Lotte unterbrach die Schwester. „Er erzählte mir einmal sehr ausführlich von zu Hause, das heißt eigentlich nur von seinem Vater, nicht von seiner Mutter. Mit ihr muß irgend etwas nicht ganz in Ordnung sein, ein dunkler Punkt oder so ..."

„Ein dunkler Punkt auch noch!" seufzte Ise.

„Ich weiß darüber nichts Näheres, jedenfalls ist sein Vater ein Tyrann und hat seine besonderen Absichten mit seinen drei Söhnen."

„Da ist er wohl der älteste und soll das Geschäft übernehmen?" fragte Ise.

„Wie du das sagst: das Geschäft.... Nein, er ist nicht der älteste, sondern der zweite."

„Also nicht einmal der älteste!" klagte Ise.

„Der älteste, der Anton heißt ..."

„Schon wieder ein Anton? Das ist ja fürchterlich, da kennt sich ja kein Mensch mehr aus!"

„Der älteste heißt immer Anton. Der jüngste heißt", Lotte zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „er heißt Adam."

Ise fuhr auf. „Wirklich Adam? Adam Dungs? Ich finde, das hört sich beinah unpassend an."

„Paradiesisch meinst du?"

„Einfach unpassend. Stelle dir vor: mein Schwager Adam Dungs ... ich bitte dich, Lotte! Und warum fängt bei all den Leuten der Vorname immer mit A an? Kannst du mir das erklären?"

Lotte machte ein spitzbübisches Gesicht. „Vielleicht ist es wegen der Wäsche."

„Wie meinst du?"

„Ich meine, es ist doch am einfachsten für alle Familienmitglieder, alle mit A. D. zu zeichnen. Billiger ist es sicher auch."

Ise schüttelte den Kopf.

„Bei Momms heißen sie wahrscheinlich alle Hugo, Hermann, Herbert und so."

„Und wie heißt die alte Frau Dungs mit Vornamen?"

„Das weiß ich nicht, Ise, das spielt hier keine Rolle, sie heißt einfach Frau Anton Dungs senior."

„Was diese Leute für Sitten haben!" Ise seufzte immer tiefer.

Nun kam Lotte wieder auf ihr ursprüngliches Thema zurück. Wie sie den Eindruck gewonnen habe, Herr Anton Dungs junior müsse ein böser Tyrann sein, der nur seinen Willen gelten lasse und niemand anders neben sich anerkenne. Darüber habe Alfred Dungs ganz ausführlich mit ihr gesprochen, und gewiß nicht ohne Absicht.

„Welches war denn seine Absicht?" fragte Ise.

„Bist du dir darüber nicht im klaren?"

Frau von Beetzow verneinte.

„Ich bin mir durchaus im klaren darüber."

„Kind, du setzt dir da allerhand in den Kopf", meinte die ältere Schwester nun ernstlich besorgt.

„Ich liebe ihn", sagte die jüngere Schwester ruhig und einfach.

Ise wollte etwas einwenden, aber sie unterließ es, als sie nun ihre Schwester ansah, die sich erhob und langsam wieder zum Balkon schritt. Sie trat aber nicht hinaus, sondern blieb im Zimmer an der Tür stehen, das Gesicht von ihrer Schwester abgewandt.

Eigensinnig war die Kleine, wie sie in der Familie hieß, obwohl sie die längste war, immer gewesen; und verwöhnt wurde sie natürlich auch. Erst von den beiden älteren Schwestern und, als diese aus dem Hause waren, von Vater und Bruder. Da war es ihr auch wohl nie schwer gefallen, ihren Willen durchzusetzen, wenn ihr daran lag. Aber jetzt? Wie konnte das Kind nur auf

einen solchen Gedanken kommen! Dabei schienen sich die beiden nicht einmal richtig ausgesprochen zu haben. Und nun reiste sie dem Menschen gar noch hierher nach! Wenigstens mußte er das doch wohl so auffassen? Er wußte ja sicherlich gar nicht, daß der neue Regimentskommandeur Lottes Schwager war, und daß es sich ganz natürlich machte, wenn es auch auf den ersten Blick nicht so aussah, daß Lotte mitkam, der älteren Schwester beim Umzug behilflich zu sein. Wenn doch Thea irgendeine Andeutung gemacht hätte. Ganz gewiß hätte sie Lotte dann nicht mit hierher genommen.

„Hat denn Thea gar nichts gemerkt?" fragte Ise aus ihrem Gedankengang heraus.

„Die Gräfin Dengern? Die hat Wichtigeres zu tun."

Anderseits ist es vielleicht sehr gut, daß sie sich noch nicht richtig ausgesprochen haben, dachte Ise. Man kann die Angelegenheit dann noch ohne Aufsehen wieder in Ordnung bringen. Das Kind wird diese unmögliche Episode bald vergessen und darüber lachen.

Frau von Beetzow erhob sich, ihr war um vieles leichter zumut, und sie meinte: „Wir wollen Georg entgegengehen, wenn es dir recht ist?"

Lotte nickte, und die beiden Damen machten sich fertig.

„Weshalb lächelst du eigentlich, Ise?"

„Ich finde, ihr seid recht aus der Art geschlagen, du und Thea. Sie hat sich mit einem baltischen Grafen verheiratet, du offenbarst eine noch merkwürdigere Schwäche. Ich bin die einzige, die den normalen Weg einer Pommernfrau geht."

„Dabei siehst du viel weniger pommersch aus als wir beiden andern."

Sie traten aus dem Haustor. In dem gleichen Augenblick aber griff Lotte hastig nach dem Arm ihrer Schwester und zog sie mit sich in das Haustor zurück.

„Was hast du denn?" fragte Ise ärgerlich.

„Dort geht er!" sagte Lotte mit großen Augen und blickte wie gebannt einem untersetzten Herrn nach, der mit kurzen geschäftigen Schritten vorwärts eilte.

„Wer denn eigentlich?"

„Herr Anton Dungs junior", erwiderte Lotte voll Schrecken.

Frau von Betzow blickte dem Herrn nun auch interessiert nach und meinte dann, fast ein wenig enttäuscht: „Nach dem, was du sagtest, hätte ich ihn mir fürchterlicher vorgestellt."

„Es steht niemand auf dem Rücken geschrieben, wie er ist", sagte Lotte und wollte nach rechts abbiegen.

Aber Ise hielt sie zurück. „Sag mal, wohnt denn alles, was Dungs heißt, in dem kleinen Häuschen? Das muß ja schrecklich sein!"

„Nein, da wohnt nur die Mutter. Aber sie ist krank, wie euer Bursche mir sagte, und ich nehme an, da wollen sie sich nach ihrem Befinden erkundigen."

„Frau Anton Dungs senior ist nicht ganz wohl, so, so!" sagte Ise ein wenig spöttisch.

„Nach dem, was euer Bursche sagte, muß ich folgern, das ist hier ein ähnliches Ereignis, als wenn wo anders eine Fürstin sich nicht wohl fühlt."

„Kind, glaube mir, du siehst die Dinge mit etwas gar zu .. gar zu verliebten Augen. Nächstens machst du mir weis, daß Bulletins ausgegeben werden, wenn Frau Anton Dungs senior krank ist."

Lotte wollte sich wieder nach rechts wenden, denn so gelangte man am schnellsten zur Kaserne. Aber Ise hielt sie wieder zurück und fragte: „Woher weißt du denn, daß es Anton Dungs junior war?"

„Ich fühlte es gleich!"

„Geh, ein Pommernmädel, das an Ahnungen leidet!"

Lotte erwiderte lächelnd: „Auch kenne ich eine Photographie von ihm. Er sieht ihr lächerlich ähnlich."

„Also hat er wenigstens einen guten Photographen", meinte Frau von Beetzow, nahm den Arm ihrer Schwester und wandte sich nach links.

„Aber das ist doch gar nicht der Weg nach der Kaserne, Ise!"

„Ich möchte erst noch einmal an dem Stammhaus der Dungs vorbei, Kind. Das interessiert mich jetzt wirklich."

Langsam schritten sie vorüber, sahen sich an und lächelten beide.

Es war ein ganz einfaches, einstöckiges Gebäude, das im ersten Stock sieben Fenster zählte, während das Parterre nur vier Fenster hatte. Den Raum der fehlenden drei nahm das Portal ein, zu dem eine kleine Freitreppe mit wenigen Stufen führte. Rechts und links an der Treppe standen zwei Löwen in Lebensgröße und fletschten die Zähne. Ihre gewaltigen Gestalten vor dem bescheidenen bürgerlichen Haus wirkten wirklich recht komisch. Noch seltsamer aber wirkte es, daß offenbar vor nicht allzu langer Zeit an das kleine, bescheidene Haus ein Wintergarten angebaut worden war, dessen Dimensionen das Haus erdrückten. Die Front des Wintergartens zierten dorische Säulen, und zwischen je zwei Säulen thronte auf einem Sockel eine antike Statue. Da waren Apollo und Diana, Minerva und Mars, Venus und der Zeus von Otrikoli sowie der Faunkopf des Sokrates und die heroische Maske des Sophokles.

„Sie muß wirklich eine originelle Frau sein", flüsterte Ise, als sie mit Lotte kehrtmachte, um nun zur Kaserne zu gehen.

„Eine hoch originelle Frau", erwiderte Lotte und erzählte von Frau Anton Dungs senior, wie sie hier inmitten all der Kohlen und des Rußes ein begeistertes Herz für alles Schöne habe und vor allem im stillen für Maler und Schauspieler und Dichter außerordentlich viel Gutes tue.

„Weißt du das auch von unserm Burschen?" fragte Ise scherzend.

„Alfred Dungs hat es mir erzählt", erwiderte Lotte mit ruhiger Selbstverständlichkeit.

Und wieder stieg eine große Angst und Sorge in Frau von Beetzow auf. Wie schade wäre es um sie, wie sehr schade, dachte sie und musterte die Schwester verstohlen, die so frank und frei und stolz ihr zur Seite schritt. Sie allein ist eigentlich wirklich schön von uns dreien, dachte Ise im Weiterschreiten. Thea ist zu mondain geworden, zu sehr Modedame, und ich?

„Sag mal, Lotte, wie findest du mich heute eigentlich?"

Die jüngere Schwester prüfte die ältere ganz ernsthaft, dann glitt ein Lächeln über ihr Gesicht, sie beugte sich zu dem Ohr der Schwester, küßte es und flüsterte: „Reizend!"

Das kam so enthusiastisch heraus, daß Ise fast rot geworden wäre, aber jedenfalls sehr zufrieden war.

„Siehst du, hier wohnt Hugo Momm", sagte Lotte. „Fast genau so wie Anton Dungs. Nur der Wintergarten und die Büsten fehlen. Und siehst du über dem Portal stehn in Gold die Initialen H. M. Genau so wie bei dem andern Haus die Initialen A. D."

Ise nickte.

„Dort das, das ist das Geschäftshaus der Reedereigesellschaft. Nun kommen wir zum Wohn- und Sterbehaus von Matthias Terjung, der hier auch einmal ein großer Mann war. Er starb aber kinderlos."

„Woher weißt du denn das alles?" fragte Ise entsetzt.

„Ich hatte mir einen Führer gekauft und das Gelände studiert, Frau Oberst."

Georg von Beetzow winkte schon von weitem mit der Reitgerte, als er die Damen kommen sah. Er schritt ihnen eilig entgegen und schien sehr guter Dinge zu sein. Frau Ise stieg eine leise, leichte Röte in das Gesicht vor Freude darüber, so daß sie wie ein junges Mädchen aussah.

„Wirklich famose Leute hier, ausgezeichnetes Material!" sagte der Oberst voller Befriedigung. „Fast ein bißchen zu fix. Aber es sitzt doch, was man ihnen sagt, ohne daß man es ihnen erst einbläuen muß."

Ise schob leise den Arm in den ihres Mannes, und die drei schlenderten nun gemächlich der Wohnung zu, die Beetzows gemietet hatten.

„Übrigens habe ich gestern abend im Bürgerkasino eine Menge interessanter Leute kennen gelernt, von denen man ja schon manchmal in der Zeitung las. Ich stellte mir diese Krösusse offen gestanden weniger sympathisch vor. Ich dachte mir, es werden heraufgekommene Großtuer sein, die sich entsprechend benehmen. Dabei sind es ganz einfache, trätable Leute, denen man gar nichts besonderes ansieht."

„Wer war denn alles da?" fragte Lotte leise.

„Eine ganze Masse Menschen, die ganze Hautevolee: zwei Momms, zwei Dungs, ein Zehres, ein Fabrikant Müschenborn, und wie die Leute alle heißen."

„Zu komische Namen", meinte Ise.

„Wenn man aus Potsdam kommt, klingt das allerdings zunächst recht merkwürdig. Aber wir leben jetzt nun einmal hier, und da ist es am zweckmäßigsten, sich schleunig an diese neuen Menschen zu gewöhnen. Zuerst war mir die Unterhaltung, in die ich hineinhorchte, ganz unverständlich. Es war nur von Kuxen, Aktien, Reedereien und Schiffen die Rede. Aber bald kam ich dann zu einem ganz menschlichen Gespräch. Der eine will mich sogar schon heute besuchen. Ich habe ihn ins Hotel gebeten, denn mit der Wohnung ist es ja noch nichts Rechtes."

„Wer ist denn das?" fragte Ise.

„Anton Dungs junior, ich glaube der größte von ihnen allen", antwortete der Oberst.

„Will er etwas Besonderes?" fragte Ise hastig und konnte nur mühsam ihren Schreck verbergen.

„Daß ich nicht wüßte. Aber irgend etwas wird er ja wohl damit bezwecken. Vielleicht ist es auch nur eine Höflichkeit. Aber das ist mir dann doch wieder nicht recht wahrscheinlich."

Sie waren an dem kleinen Haus angekommen, das Beetzows gemietet hatten, und schritten durch den freundlichen Vorgarten zur Haustür.

„Na, Lotte, du bist ja ganz verstummt?" fragte Beetzow verwundert, denn das paßte gar nicht zu der sonstigen Art seiner Schwägerin.

„Sie hat Kopfschmerzen", sagte Ise und zog die Schwester schnell über die Schwelle ins Haus; und da einer der Möbelwagen an diesem Morgen angekommen war und schon seit einer Weile entladen wurde, gab es für die beiden Schwestern so mancherlei anzuordnen, daß das Gespräch nicht wieder auf Anton Dungs oder auf Lottes Kopfschmerzen kam. Das war namentlich Ise angenehm, denn sie konnte sich gar nicht vor ihrem Mann verstellen und wollte es doch unter allen Umständen vermeiden, daß ihr Mann an ihrer Unsicherheit irgend etwas merke und dann mit Fragen in sie dringe. Sie würde ihm dann schließlich ja doch alles sagen; und wenn man darüber ausführlich sprechen mußte, dann wurde die Sache doch erst wirklich peinlich, die bisher hoffentlich nichts weiter war als eine eigensinnige Narrheit der Kleinen, über die man am besten schweigend hinwegging.

Aber während Ise Befehle erteilte, wie die großen Möbel verteilt werden sollten, kehrten ihre Gedanken doch immer wieder zu Lottes Narrheit zurück, wie sie es jetzt vor sich selber nannte. Wenn nun Anton Dungs junior Lottes wegen den Besuch bei Georg machte? Aber nein, sie vergaß immer wieder, daß der Kaufmann ja gar nicht wissen konnte, Lotte sei Georgs Schwägerin. Aber hatte Alfred Dungs sie nicht beide vorhin auf dem Balkon gesehen? Und vielleicht hatte ihm Lotte einmal von den Schwestern erzählt? Am einfachsten wäre es, sie schickte Lotte noch heute wieder nach Berlin oder am besten gleich nach Hause zu Papa. Aber das ging auch nicht gut, wo sie doch mitten im Umzug war, um dessentwillen die Schwester mit hierher gereist war. Eigentlich gar nicht hübsch von Lotte, daß sie so getan hatte, als läge ihr nur daran, der Schwester behilflich zu sein, und dann stellte es sich heraus, daß sie ein ganz anderer Grund hierher zog.

Frau Ise fuhr auf, denn Georg fragte sie schon zum zweitenmal, wie der Flügel denn eigentlich gestellt werden solle?

„Ach so, ja, ich denke gerade hierhin, siehst du: so. Da fällt das Licht sehr gut und hell von links."

„Hast du auch Kopfschmerzen, Ise?" fragte Georg.

„Ich? Nein, nicht im mindesten."

„Du bist so zerstreut. Oder ist es dir so unbehaglich in der neuen Umgebung?"

Ise verneinte und nahm sich fortan mit aller Gewalt zusammen; und da Lotte im unteren Stockwerk hantierte, während sie im ersten Stock tätig war, wurde sie an die „Narrheit" erst wieder erinnert, als es zwölf Uhr schlug und die Arbeiter Mittag machten.

Der Oberst geleitete seine Damen zum Hotel und wollte dann noch einen Sprung in die Kaserne tun. Vor halb eins würde Herr Dungs doch wohl schwerlich erscheinen, also hatte der Oberst gerade noch Zeit. Und wenn er doch früher kam, so konnten ihn ja einstweilen die Damen in Empfang nehmen.

Der Wirt näherte sich den dreien und teilte dem Oberst

mit, Herr Dungs habe telephonieren lassen, er werde erst um eins vorsprechen können, und wenn der Herr Oberst um eins zu Tisch ginge, wie Herr Dungs annähme, so würde Herr Dungs auch gleich einen Bissen essen, wenn der Herr Oberst nichts dagegen hätten.

„Also schön", sagte der Oberst mit einem leisen Lächeln, und der Wirt entfernte sich wieder.

„Die Wichtigkeit!" meinte Ise und rümpfte die Nase.

„Er hält mich, wie es scheint, für einen Junggesellen, oder er glaubt, ich sei noch allein hier. Aber wenn es euch nicht unangenehm ist, kann er ja mit uns essen?" Der Oberst sah auf seine Damen, die schwiegen. „Oder ist es euch unangenehm?" fragte er verwundert.

„Nein, Georg, unangenehm ist es mir nicht, wenn es dir nur nicht unangenehm ist? Der Oberst lachte. „Mir ist es, sozusagen, schnuppe!"

„Also schön, dann werden wir noch ein bißchen Toilette machen für Herrn Dungs junior, den wandelnden Juliusturm", sagte Ise spöttisch, und der Oberst empfahl sich.

Punkt eins begaben sich die drei in den Speisesaal, da Herr Dungs noch auf sich warten ließ. Die Damen waren bisher noch nicht in diesem Saal gewesen, da man auf dem Zimmer gespeist hatte. Das ging heute, wo Herr Dungs erscheinen wollte, natürlich nicht.

„Nein, wie komisch!" sagte Ise, als sie in den Saal traten, und hatte Mühe, nicht laut zu lachen. Mitten durch den Saal, der ganzen Länge nach, lief die Tafel, an deren einem Ende ein Häuflein Menschen saß, die schon eifrig mit dem Löffel hantierten. Dann zeigte die Tafel eine ziemlich weite leere Strecke, wo niemand saß, und dann traf man auf einen großen Trupp Herren, rechts und links, die sich eifrig unterhielten.

Während der Oberst seine Damen zu einem kleinen Tisch am Fenster geleitete, wo für sie gedeckt war, und den Gruß zweier Hauptleute erwiderte, die an der großen Tafel saßen, erklärte er seinen Damen die für sie so merkwürdige Situation: „Der kleine Trupp, gleich bei der Tür, das sind Reisende, die in Geschäften hier sind, meist in den Nachbarstädten übernachten, aber hier gern zu Mittag essen, weil das Essen des Hotels berühmt ist. Der leere Raum zwischen ihnen und den andern markiert die gesellschaftliche Distanz, die zwischen den Reisenden und den andern Herrschaften besteht, die hier regelmäßig ihr Mittagbrot einnehmen: höhere Beamte, die Junggesellen sind, einige Offiziere und dergleichen. Zu oberst sitzt der Oberbürgermeister, dann kommt der Hauptmann Goebel und so weiter. Genau der Rangordnung nach."

Ise lachte in sich hinein. Sie fand das Bild zu drollig und machte ihre Bemerkungen darüber. Lotte aber verhielt sich stumm. Sie war zu sehr mit mancherlei Gedanken über Anton Dungs junior beschäftigt. War es wirklich auch nur ein Zufall, daß er hierher kam, oder hatte sein Sohn etwas über sie laut werden lassen, was dem Vater Veranlassung gab, den Oberst heute aufzusuchen?

„Nun könnte er aber wirklich kommen," meinte Ise geärgert, „sonst wird uns noch die Suppe kalt, und anstandshalber müssen wir doch auf ihn warten."

In dem gleichen Augenblick sahen die drei nach der Tür; und zwar deshalb, weil es alle andern taten und es für einen Augenblick ganz still wurde in dem Saal.

Der untersetzte Herr dort an der Tür, das war Anton Dungs junior. Ise kannte ihn ja schon. Er sah sich hastig um, schritt dann mit eiligen Schritten durch den halben Saal, hier und da einen Gruß erwidernd, erblickte den Obersten und stutzte. Für einen Augenblick sah sein Gesicht wie hilflos drein, und es schien fast, als wolle er wieder umkehren. Aber der Oberst hatte sich schon erhoben und ging Herrn Dungs entgegen. Eine leichte Röte trat in Herrn Dungs Gesicht, und Ise merkte, wie es ihrem Mann einige Überredung kostete, bis Herr Dungs sich mit ihm dem kleinen Tisch näherte.

Der Oberst stellte vor, und Herr Dungs nahm Platz. Er hatte in der Tat nicht gewußt, daß der Oberst verheiratet war, und es berührte ihn augenscheinlich peinlich, daß er da sozusagen in eine Familienmahlzeit hineingefallen war. Er entschuldigte sich deshalb wiederholt und tat das so eifrig, indem er zugleich auf seinen Sekretär schalt, der ihn nicht ausreichend informiert habe, daß es nun direkt wie eine Unhöflichkeit gegen die Damen wirkte. Plötzlich schien er das selbst zu empfinden, und wieder bekam sein Gesicht für einen Augenblick einen hilflosen, fast kindlichen Ausdruck.

Ise atmete auf, indem sie dachte: jedenfalls weiß er von Lotte nichts.

Auch Lotte wurde es leichter, indem sie dachte: einen gar so gefährlichen Eindruck macht er wirklich nicht.

Für die Herren an der langen Tafel war es augenscheinlich eine Sensation, daß Anton Dungs junior heute hier aß, denn man sah immer wieder nach dem kleinen Tisch, die Reisenden am oberen Ende der Tafel tuschelten, und einige reckten gewaltig die Hälse, um sich Herrn Dungs ja recht genau zu betrachten.

Der Kellner servierte die Suppe an dem kleinen Tisch, an dem man sich nun bemühte, Konversation zu machen. Aber das war leichter gesagt als getan, standen sich doch zwei fremde Welten gegenüber, die eigentlich gar keine Berührungspunkte hatten. Wovon sollten sich der Oberst und der Kaufmann unterhalten, ohne mehr als allgemeine Redensarten zu machen? Wie sollten sich Ise und Lotte an der Unterhaltung mit Herrn Dungs beteiligen? Es waren ja weder gemeinsame Bekannte noch gemeinsame Interessen da?

Also begann Frau Ise vom Wetter zu sprechen und fragte, ob es hier das ganze Jahr über so arg nach Kohlen rieche.

Herr Dungs lächelte und meinte, das sei jetzt noch gar nichts, das käme noch ganz anders, wenn erst der Sommer da sei und die Sonne über der Stadt brüte. Ihm persönlich sei dann offengestanden am wohlsten, er wünsche sich gar keine bessere Luft. Mit den Damen sei es freilich etwas anderes. Sie klagten immer sehr, daß es hier mit den hellen Kleidern kein gutes Durchkommen habe. Nun, dann müßten die Damen eben noch häufiger die Kleider wechseln, und das sei ihnen zumeist wohl gar nicht unangenehm.

Nette Aussichten, dachte Ise und blickte vorwurfsvoll auf ihren Mann, daß er hierher gegangen. Der Oberst kannte diesen Gesichtsausdruck, wußte, was er zu bedeuten hatte, und so griff er jetzt in das Gespräch ein. Er erkundigte sich nach Art und Charakter der einheimischen

Bevölkerung, worüber Herr Dungs doch gewiß Bescheid wußte.

Da bekam Herr Dungs mit eins auch schon ein ganz anderes Gesicht und erzählte. Sogar die beiden Damen folgten seinem Gespräch sehr bald mit großem Interesse. Was er sagte, hatte Hand und Fuß. Es floß alles aus einer so urgesunden und klaren Beobachtungsgabe, die sich nichts weismachen ließ und sich selbst mit größter Selbstverständlichkeit zum Ausgangspunkt aller Wahrnehmungen machte. Und da er sich über die eigene Person nichts vorlog, hatte er auch ein sehr klares Urteil über seine Umgebung. Dabei redete er nie abstrakt, sondern immer sehr anschaulich und mit Hilfe von Beispielen. Und zwar sprach er in einem trockenen, ein wenig satirisch gefärbten Ton.

Die Schwestern sahen sich an, und beide dachten: das ist offenbar in der Tat ein grundgescheiter Mensch. Und während Herr Dungs weiter erzählte, musterte Lotte ihn ein wenig genauer. Eine untersetzte, kräftige und sehr bewegliche Gestalt. Schlichtes blondes Haar, das an den Schläfen fast weiß war. Ein kräftiger, kurz geschnittener Schnurrbart, dazu ein spärlicher, ebenfalls ganz kurz gehaltener blonder Vollbart. Eine massige Stirn, in die von der scharf abgesetzten und sehr energischen Nase eine tiefe Furche hoch hinaufstieg. Die großen graublauen Augen traten stark heraus.

Lotte dachte, gar kein hübsches Gesicht, nicht eine Spur von Ähnlichkeit mit Alfred Dungs, und nun wandte sie sich plötzlich ab und fühlte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg, so unvermittelt und scharf und schnell hatten sich die beiden graublauen Augen in ihr Gesicht gebohrt, um im nächsten Augenblick schon wieder mit einem liebenswürdig jovialen Ausdruck sich dem Oberst zuzuwenden. Lotte klopfte das Herz, denn in diesem Augenblick war es ihr, als könne man sich wirklich vor diesem Mann fürchten. So hatte er sie angesehn.

Dem Oberst war bei der klaren und gescheiten Auseinandersetzung ganz warm geworden, und er sprach nun von dem Eindruck, den er von seinen Leuten in der Kaserne gewonnen habe in diesen Tagen. Er war sichtlich bemüht, seine Anschauungen möglichst denen Herrn Dungs anzupassen.

Ise langweilte sich, denn nun hatte das Gespräch für sie mit einem Mal kein Interesse mehr.

Lotte beobachtete wieder Herrn Dungs, dessen an sich schon bewegliche Glieder unruhiger wurden. Merkwürdig, er saß eigentlich ganz still am Tisch wie andere Leute auch, und doch wurde man den Eindruck nicht los, als ob nur die Kleider, die er trug, so ruhig wären, während der Mensch selbst in allen Gelenken federte. Die Hände waren unausgesetzt in Bewegung, ohne daß Herr Dungs gestikulierte, die Füße hielten keinen Augenblick Ruhe und die Augen auch nicht. Jetzt hatten sie ein ganz listiges und verschlagenes Aussehen. Aber im nächsten Augenblick war dieser Ausdruck schon wieder verschwunden. Nun kehrte er wieder, und gleichzeitig wurden die Hände noch beweglicher, die Finger griffen hin und her, und das Handgelenk vibrierte. Was hat er, was will er? dachte Lotte und fühlte sich beunruhigt, ohne zu wissen, weshalb.

Der Oberst kam zufällig auf den Exerzierplatz zu sprechen, und in dem gleichen Augenblick saß Herr Dungs plötzlich ganz unbeweglich da, und die graublauen Augen traten noch ein wenig mehr und starr hervor.

Der Oberst kam auf etwas anderes zu sprechen, und nun wurde Herr Dungs wieder unruhig und nervös. Lotte ließ kein Auge von ihm. Er warf ihr zwei-, dreimal einen flüchtigen Blick zu, als störe sie ihn. Er schien sich dessen aber kaum bewußt zu sein, so sehr war er augenscheinlich in einen ganz bestimmten Gedanken vertieft.

Der Oberst sprach wieder vom Exerzierplatz, und wieder wurde alles an Herrn Dungs ruhig und unbeweglich. Fast sieht er jetzt wie ein Raubtier aus, das springen will, schoß es Lotte durch den Kopf.

Der Oberst kam auf ein anderes Thema, sprach eine ganze Weile, und nun fing Anton Dungs von dem Exerzierplatz an.

Ise wurde ungeduldig und wandte sich mit der Frage an Herrn Dungs, ob die Umgebung der Stadt denn auch so rußig sei?

Anton Dungs schwieg einen Augenblick, wie um sich zu sammeln, und dann fragte er mit dem liebenswürdigsten Gesicht von der Welt und voller Verwunderung, ob die Frau Oberst denn die Umgebung noch gar nicht kenne, die doch weithin berühmt sei!

Ise verneinte, und Herr Dungs behauptete, dann sei es höchste Zeit für die Frau Oberst, diese berühmte Umgegend kennen zu lernen. Vielleicht versöhne sie das in etwas mit dem Kohlenstaub in der Stadt. Herr Dungs stellte für den Nachmittag gleich ein Automobil zur Verfügung. Er selbst könne den Damen die Umgegend nicht zeigen, da er geschäftlich verhindert sei, aber seinem Sohn Alfred, dem Berliner, wie er ihn nannte, würde es ein Vergnügen sein. Ehe der Oberst und seine Damen noch etwas einwenden konnten, hatte Herr Dungs schon einen Kellner zum Telephon geschickt und den Wagen bestellt.

Ise machte Einwendungen. So sei ihre Frage natürlich nicht gemeint gewesen, denn ihr gefiel es gar nicht, wie dieser fremde Mensch plötzlich einfach über sie und ihren Nachmittag verfügte. Aber Herr Dungs sagte, es sei doch ganz selbstverständlich, daß sie sich so bald wie möglich, zumal es gerade einmal nicht regne, die Umgegend ansähen, und im Auto ginge es am schnellsten und bequemsten. Wollte man nicht direkt unhöflich sein, konnte man sein Anerbieten nicht gut ablehnen. Eigentlich lag ja auch gar kein triftiger Grund zu einer solchen Ablehnung vor, aber Ise war nun einmal ärgerlich über Herrn Dungs und seine Art und brauchte einige Zeit, bis sie sich damit abgefunden hatte.

Beim Nachtisch kam Herr Dungs wieder auf den Exerzierplatz zu sprechen und meinte so beiläufig, es interessiere ihn ein wenig, daß also wirklich ein neuer Exerzierplatz gekauft werden solle, der alte liege wirklich ein bißchen sehr nahe an der Stadt und beginne deren Entwicklung im Wege zu stehen.

Lotte horchte auf. Hatte Alfred Dungs nicht zufällig einmal bemerkt, daß das Stammwerk seines Vaters beim Exerzierplatz läge und in seiner weiteren Entwicklung dadurch gehemmt würde? O, sie hatte ein gutes Gedächtnis

für alles, was sie mit Alfred Dungs gesprochen hatte. Nun glaubte sie, ganz genau zu wissen, weshalb sich Anton Dungs junior heute zu Tisch hier eingefunden hatte. Er wollte einfach erfahren, wann ein neuer Exerzierplatz angelegt würde, um als erster bei einem eventuellen Verkauf des alten bei der Hand zu sein. Das war alles. Und da er nun darüber informiert zu sein schien, interessierte ihn die ganze Gesellschaft augenblicklich nicht mehr. Wenigstens bekam sein Gesicht jetzt etwas Ungeduldiges und Unaufmerksames, und die Hand fuhr einigemal nach der Weste, als wolle sie die Uhr herausziehen.

Ise erzählte von Potsdam und Berlin. Vielleicht ärgerte das Herrn Dungs, den sie jetzt gar nicht mochte. Als sie im Gespräch den Namen Dengern fallen ließ, horchte Anton Dungs einen Augenblick auf, und Ise setzte gleich hinzu, daß die Gräfin Dengern eine Schwester sei, die älteste von ihnen. Anton Dungs sagte, sein Berliner habe ebenfalls bei einer Familie dieses Namens verkehrt, es sei am Ende die gleiche. Das bejahte Ise.

„Dann kennen Sie meinen Berliner wohl schon?“ fragte Herr Dungs.

Lotte erklärte, ihn bei Dengerns einigemal gesehen zu haben, und wieder traf sie ein schneller, scharfer Blick aus den graublauen Augen für einen kurzen Augenblick. Diesmal kam es Lotte so vor, als sei er auch voller Mißtrauen. Ise sprach weiter, aber es stellte sich ganz unvermittelt eine unbehagliche, drückende Stimmung ein, die sich auch der Sprecherin mitteilte, so daß sie bald abbrach.

Man rührte mit dem Löffel in der Mokkatasse, und auch den Obersten überkam ein ungemütliches Gefühl, das er sich gar nicht erklären konnte. Er versuchte es mit einem neuen Gespräch, das aber bald langsam versickerte.

Herr Dungs sprang plötzlich hastig auf, entschuldigte sich, die Herrschaften so lange in Anspruch genommen zu haben. Er stockte einen Augenblick, und sein Gesicht bekam wieder einen hilflosen, fast kindlichen Ausdruck. Er machte eine etwas ungelenke Verbeugung und verschwand.

„Tyrann!“ murmelte Ise.

Der Oberst lachte. „Natürlich, du bist nicht gut auf ihn zu sprechen, dir gefallen seine Manieren nicht. Besonders galant ist er ja in der Tat nicht.“

„Wie kann er gleich auf uns beide Beschlag legen für den Nachmittag!“ sagte Ise empört.

„Aber ich bitte dich, das war doch keinesfalls böse gemeint“, beschwichtigte der Oberst. „Und weshalb sollt ihr heute nachmittag nicht eine hübsche Spazierfahrt machen? Das wird euch nach der Arbeit heute morgen doch gewiß eine ganz angenehme Erholung sein.“

„Ich mag aber nicht diesem Herrn Dungs eine Erholung verdanken!“ erklärte Ise eigensinnig, wozu Lotte lächelte, denn Ise war es gewiß nur unangenehm, mit Herrn Alfred Dungs zusammenzutreffen, das war der wahre Grund ihrer Mißstimmung. Man erhob sich, der Oberst sichtlich verstimmt über die Art seiner Frau. An der Tür stieß man auf Alfred Dungs, der mit dem Auto schon zur Stelle war. Da der Oberst ihn von gestern abend her schon kannte und auch Lotte ihm sofort als einem guten Freund die Hand reichte, mußte Ise sich darin finden, gleich zum Auto geführt zu werden.

„Vermutlich hätten die Damen lieber erst eine kleine Siesta gehalten“, meinte Alfred Dungs. „Daran hat mein Vater natürlich nicht gedacht.“

Um keinen Preis hätte Ise das jetzt zugegeben, und so stieg sie gleich in das Auto. Die beiden Damen nahmen im Fond Platz, und der Oberst verabschiedete sich, da er nun wieder zur Kaserne müsse. Alfred Dungs ließ sich auf dem Rücksitz nieder, und man fuhr ab.

„Jetzt fahren wir also zunächst zum Stadtwald, dem besonderen Stolz unserer Stadt“, erklärte Alfred Dungs.

„Ist der Wald denn hier eine solche Rarität?“ fragte Ise, immer noch ein wenig unzufrieden.

Alfred Dungs erklärte, weshalb ein solcher Wald heutzutage für diese Gegend in der Tat etwas Wertvolles sei, und das Auto sauste einen Hügel hinauf. Dann ging es wieder bergab, ein neuer Hügel wurde genommen, und man befand sich am Stadtwald.

„Könnten wir nicht ein bißchen zu Fuß gehen? Es ist so hübsch hier“, meinte Lotte, und da Ise einverstanden war, stieg man aus und schritt auf einen schmalen Pfad zu, den gewaltige Buchen im ersten Frühlingsgrün umstanden. Der Chauffeur fuhr, ohne daß ihm eine Weisung gegeben wurde, auf der Chaussee weiter.

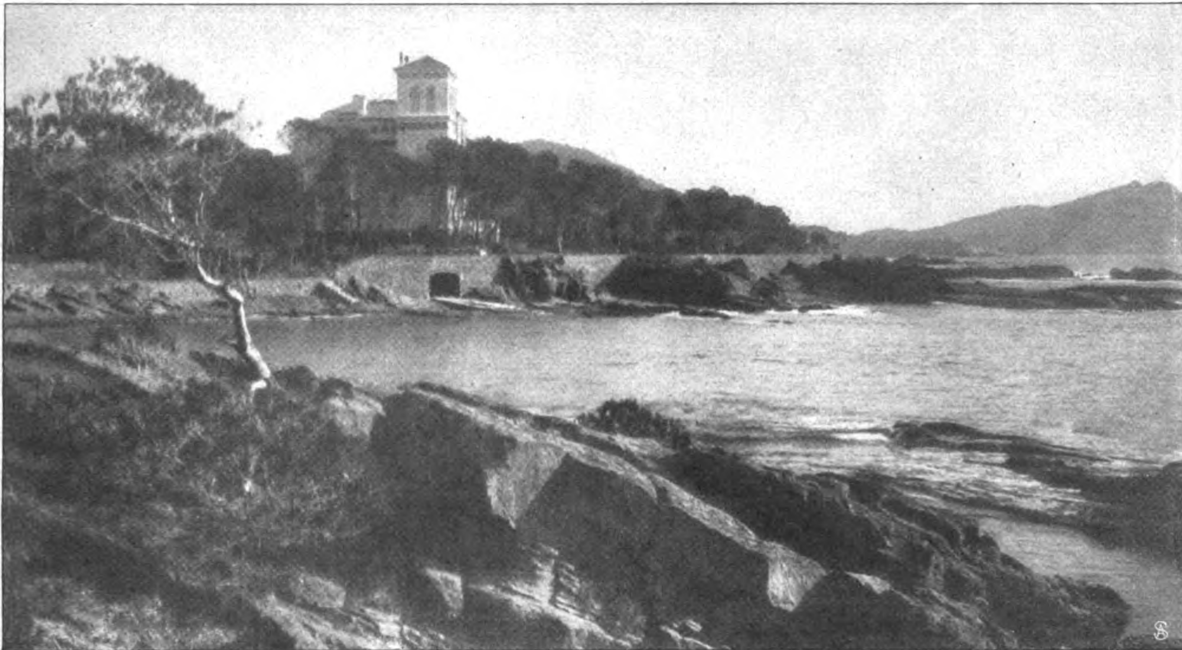
(Fortsetzung folgt.)

Das Estérelgebirge.

Von J. Lorm. — Hierzu 8 Originalaufnahmen von M. de Suzy-St. Raphaël.

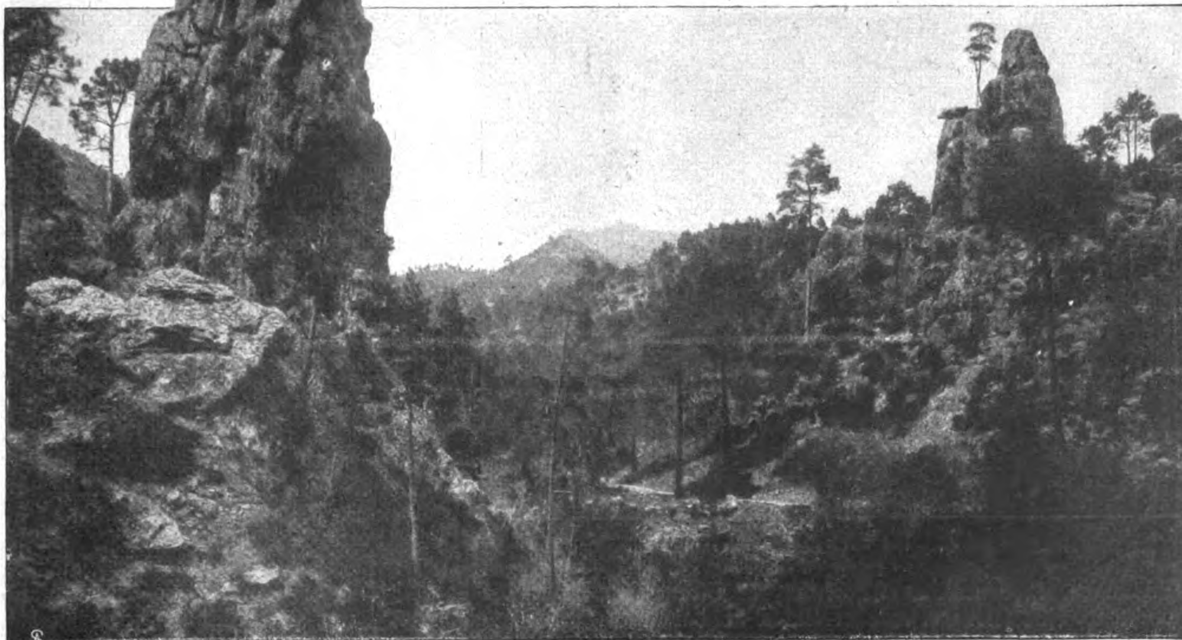
So wenig verständlich es erscheint, daß ein Teil einer Gegend, die zu den bekanntesten und besuchtesten der Welt gehört, so gut wie unbekannt und unbesucht geblieben ist, so ist dies doch bei dem Estérelgebirge der Fall, das sich von Cannes bis Fréjus, der einstigen von Cäsar angelegten Hafenstadt, dem „Forum Julium“, hinzieht. Man kann das Estérel, dessen Mittelpunkt, ein Massiv aus Porphyr, Granit und kristallinischen Schichten, sich ungefähr zwanzig Kilometer lang ausdehnt, in drei Teile trennen: in das Küstenland, das durch eine prachtvolle Straße, die Corniche de l'Estérel, Cannes mit Saint-Raphaël verbindet, in das mittlere Estérel, das sich oberhalb dieser Straße hinzieht und von den aus Korkeichen und Seefichten bestehenden Wäldern ausgefüllt wird, und in den nördlichen Teil, der, schluchtenreich, aufgewühlt und vollständig verödet, einer Wüstenei gleicht.

Jahrzehnte hindurch gab es zwischen Cannes und Saint-Raphaël, diesen Winterstationen an der Mittelmeerküste Frankreichs, kein anderes Bindeglied als die Bahn, die, von Paris kommend, über Lyon—Marseille—Toulon alle Sonnensucher im Flug über diesen Erdenstrich hinweg nach Cannes und Nizza bis hinüber zur italienischen Grenze trug, von der die Namen Bordighera und San Remo lockend herübertönten. Und doch bot das Land hier alle Schönheiten der Natur in überreichem Maß: Waldeinsamkeiten von zauberischem Reiz, Täler von romantischer Wildheit, groteske



Am Strand von Boulouris.

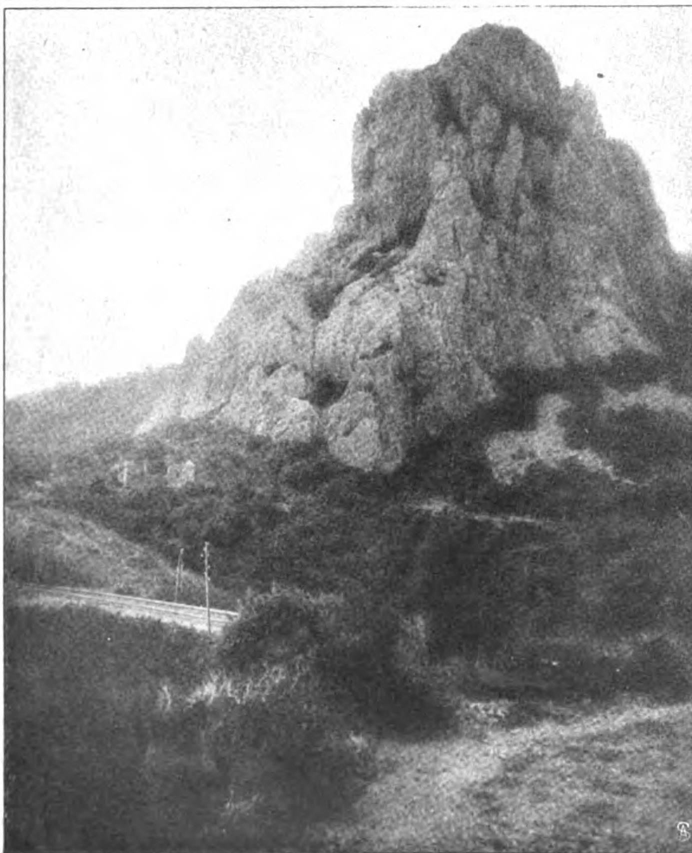
Felsen aus rotem und grünem Porphyr, deren phantastische Formen schon die Phantasie Guy de Maupassants erregten, und Ausblicke, wie sie schöner keiner der Modeplätze an der Riviera besitzt: westlich die schneebedeckten Seealpen, im Meer verschwimmend die sagenumsponnenen Inseln Sainte-Marguerite und Saint-Honorat und im Osten vor der Bergkette der Maures die lange Reihe von Golfen und Buchten bis hinüber nach Saint-Tropez, dem von den Sarazenen oft zerstörten Hafenstädtchen, dessen alte, kleine, schattenreiche Straßen einen algerischen Charakter tragen. Dem Touring Club de France ist es zu danken, daß schließlich die großen Mittel zur Schaffung einer prachtvollen Straße längs dem Meeresstrand zusammenflossen und diese Corniche de l'Estérel vor neun Jahren durch den Präsidenten der französischen Republik im Beisein sämtlicher Minister eröffnet werden konnte. Außer dieser breiten Straße führen zahlreiche Waldhüterwege kreuz und quer in das Innere des Gebirges, das dem Wanderer immer wieder neue, überraschende Schönheiten erschließt:



Le Malinfernet.



Die roten Felsen von Trayas.



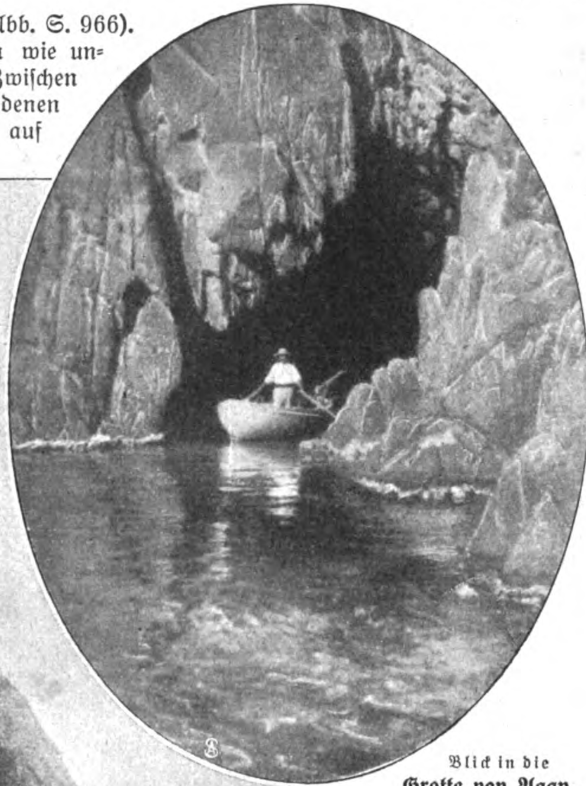
Pic St. Barthélemy.

die einen duftenden Teppich unter die alten Fichten breiten; dazwischen hochaufragende gelbe, braune, rote Felsen, weite Blöcke, über die das Moos eine samtene Decke webt, oder seltsam geformte, gigantische Massen, wie der „Götze" oder der „Obelisk", deren phantastische Gestalten, sich aus der Tiefe erhebend, gespenstisch wirken in der tiefen, tiefen Stille dieser Wälder. — Während hier die Natur im Dornröschenschlaf versunken scheint, pulsiert das Leben durch die Straße, die unten, hart am Meer entlang, von Saint-Raphaël durch Pinienwälder nach Boulouris führt (Abb. S. 963). An einem Porphyrsteinbruch vorüber geht der Weg nach Agay, einem kleinen Dörfchen, dessen Häuschen sich verstreut um die in flirrendem Blau schimmernde Bucht gruppieren, die als die geschützteste der Provence gilt, und über der auf einem 140 Meter hohen Vorgebirge der Semaphor von Dramont thront. Unter ihm, von den Wellen umspült und umbrandet, öffnet sich das blaue und grüne Porphyrgestein und bildet eine tiefe, vielverschlungene Grotte (Abb. S. 965), deren Eingang tagelang verschlossen bleibt, wenn der Mistral braust und das entfesselte Meer die schäumenden Wogen mit Donnergetöse hoch über die Felsen schleudert. — Hat man die Reede von Agay umkreist, von der man annimmt, daß sie der Portus Agathonis der Römer gewesen, ändert sich das Bild der Landschaft. Die

Lichtungen, in denen das Heidekraut, in Strauchhöhe wuchernd, eine Welle rosenroten Lichts in das grünliche Waldesdunkel wirft; Schluchten, deren Wände mit goldgelbblühendem Gestrüpp bedeckt sind; wilde Myrten,

Corniche de l'Estérel, die eine Zeitlang dem Schienenweg folgte, verläßt ihn, überbrückt ihn, um ihn dann wieder — nach einem Umweg durch eine zwischen den Felsen gehauene Straße — zu erreichen und, ihn

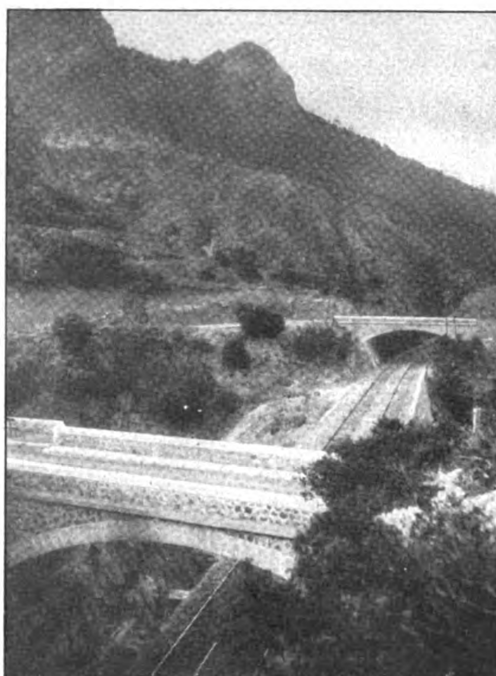
schließlich wieder überbrückend, sich dem Meer zuzuwenden (Abb. S. 966). In leuchtendem Rot erstrahlen die Felsen, deren Zacken wie ungeheure Krallen sich in die Flut versenken (Abb. S. 964). Zwischen ihnen öffnen sich kleine Buchten, enge und tiefe Fjorde, in denen das Meer in dunklem Blau erglänzt, während weiterhin auf dem gelben Sand des Strandes weiße, kräuselnde Wogen leicht ans Ufer schlagen. Zwischen Fichten führt die Straße weiter, am Fuß des Esquillon und des Cap Roux (Abb. S. 966), deren Ersteigung unschwer ist und durch ein prachtvolles Panorama belohnt wird. Unweit von diesem und nahe dem Brückenweg erhebt sich der Pic St. Barthélemy (Abb. S. 964), einer der schönsten Massive des Estérelgebirges, das im Malinfernet (Abb. S. 963) eine seiner romantischsten Schönheiten besitzt. — Ganz tief verborgen ruht diese Schlucht inmitten der von Wäldern umschlossenen Täler und bildet einen Schlupfwinkel für die Wildschweine, die man in wilder Flucht dahinjagen sieht, wenn das Rollen eines Wagens auf dem schmalen Weg hörbar wird oder ein Stein, von den Hufen



Blick in die
Grotte von Agay.

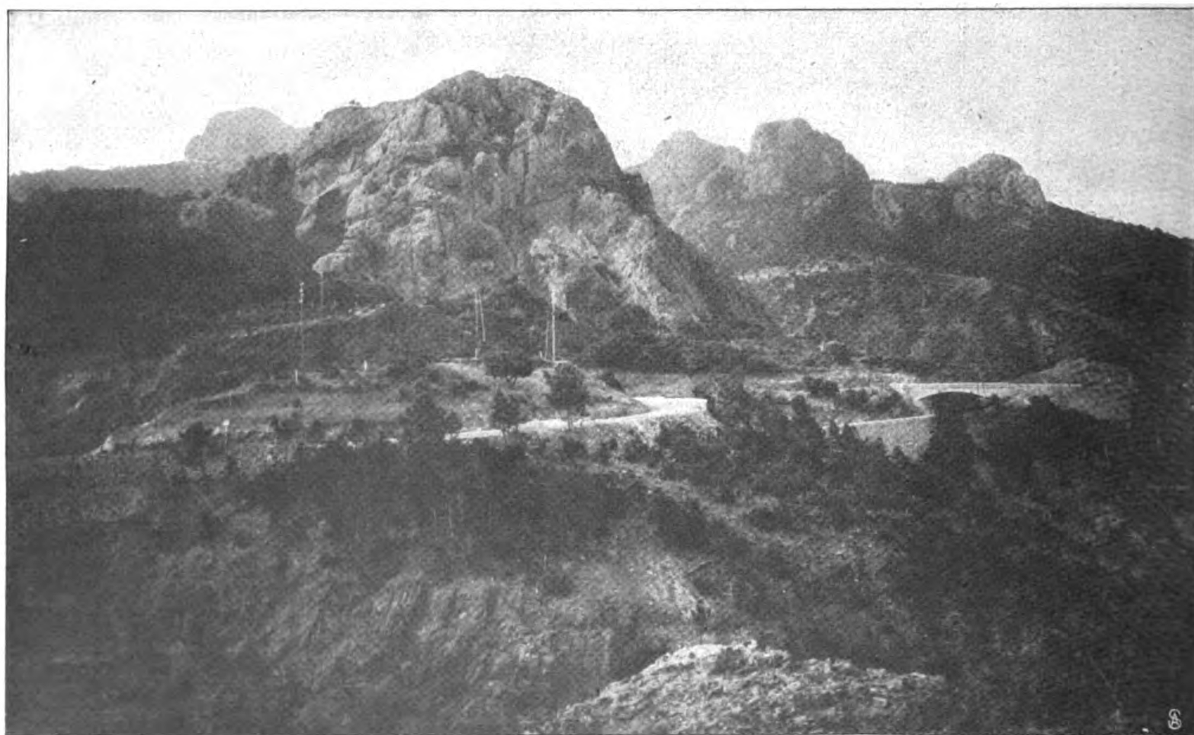
Sainte-Baume.

der Pferde fortgeschleudert, polternd in die Tiefe rollt. Zur Rechten und zur Linken erheben sich die Felsblöcke zwischen dem dunklen Grün und rücken immer mehr aneinander, je enger der Weg wird, der aus der brennenden Sonne hinunterführt, einem eisigen Windhauch entgegen. Ist dieser Weg, über den kaum noch ein Sonnenstrahl sich verirrt, von melancholischem Reiz, so bietet ein Ausflug nach Ste. Baume (Abb. S.965) ein „Wandeln im Licht". Von Cap Roux, das trotz seiner geringeren Höhe (453 Meter) einen weitaus freieren Blick gestattet als der 616 Meter hohe Mont Vinaigre, führt ein Weg auf der Höhe weiter und leitet dann in Windungen hinüber und hinab nach der 270 Meter hoch gelegenen Ruine, die noch eine kleine Kapelle enthält, einen Ueberrest aus jener Zeit, da — der Sage nach — Sankt Honorius hier hauste, ehe er auf der südlicheren der Lerinischen Inseln, die sich nach ihm St. Honorat benennt, das Kloster gründete, das später von Piraten verwüstet und seither wieder aufgebaut wurde. 38 Stufen führen in die Grotte hinunter, die die Kapelle umschließt, in der alljährlich die Gläubigen das Andenken des heiligen Honorius ehren und niemals Ste. Baume verlassen, ohne an der Quelle, die 50 Meter unterhalb der Ruine entspringt, unter der Gruppe wilder Kastanienbäume längere und fröhliche Rast gehalten zu haben.



Der Brückenweg der Corniche de l'Estérel.

Es sind bis jetzt nicht allzu viele gewesen, die diesen Weg wandelten, und man kann wohl behaupten, daß das Estérelgebirge — in seiner Art ein französischer Nationalpark wie der Yellowstone-Park der Amerikaner — den meisten Franzosen ein vollständig unbekanntes Gebiet ist, es auch geblieben ist, trotzdem die Eröffnung der Corniche bereits neun Jahre zurückdatiert. Ob man den Grund darin suchen kann, daß sie teils den Luxus und die Geselligkeit von Cannes und Nizza, teils die Behaglichkeit an einem der Küstenorte der wilden Romantik vorziehen, die ihnen nur der Naturgenuß bietet, bleibe unentschieden. Tatsächlich ist die Zahl jener, die ins Innere des Estérelgebirges drangen, verschwindend klein zu nennen im Verhältnis zu denen, die sich an der Fahrt am Meeresufer entlang genügen lassen und an dem Blick auf die Konturen der Berge, die sie vom Strand aus bewundern können. Und dennoch geht dieser Landstrich, wenn auch langsam, einer großen Entwicklung entgegen. Schriftsteller und



Esquillon und Cap Roux.

Maler, deren Namen zu den bekanntesten Frankreichs zählen, haben sich hier ein Heim geschaffen, wie sie eines Dichters Phantasie nur erträumen kann, und oberhalb der roten Felsen von Trayas wächst inmitten eines Fichtenhains ein Hotel empor, um das sich kleine, zierliche Landhäuschen scharen, mit romantischen Namen über den Gartenpforten und bunten Blumenbeeten vor den Fenstern — leuchtende Noten, die die Vorübersausenden vom Meeresstrand dort unten hinauflocken sollen zur Höhe, die vorerst noch eine unbelebte Dekoration ist. Und vielleicht ist dieser wunderbare tiefe Frieden, durch den nur der jauchzende, klagende, zitternde Sang der Nachtigall schwebt, das Schönste und Stimmungsvollste an diesem noch schlummernden Land.

Ludwig Manzel.

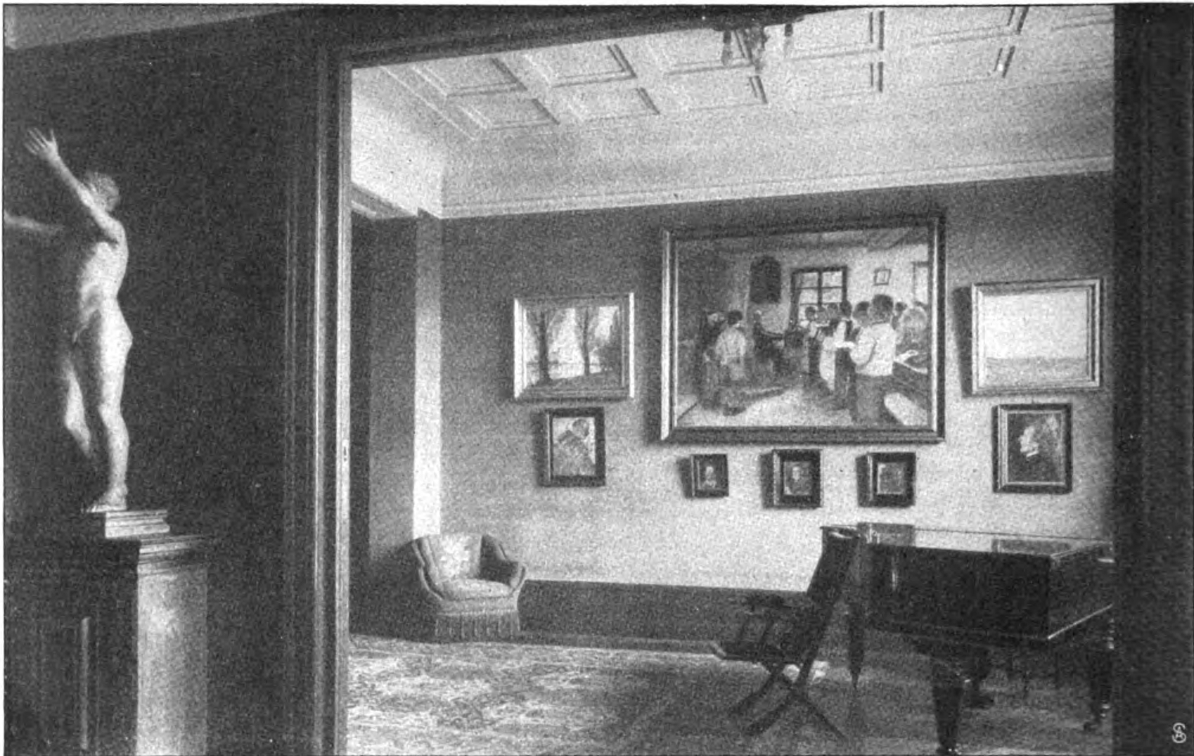
Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Der Berliner Bildhauer Ludwig Manzel ist zuerst durch den imposanten Stettiner Brunnen in weiteren Kreisen bekannt geworden. Dieser brachte ihm im Jahr 1896 auf der Großen Berliner Kunstausstellung die Große Goldene Medaille ein. Und als der Brunnen dann im Herbst des Jahres 1898 in Gegenwart des Kaiserpaares an Ort und Stelle feierlich enthüllt wurde, da war sein Name gemacht; er war jetzt in aller Munde. Das Gute hat ja der Denkmalsplastiker, daß sich ihm, zumal wenn er große öffentliche Monumente schafft, leichter der Ruhm an die Sohlen hängt als z. B. dem stillen Idylliker oder dem Porträtisten. Manzel löste damals die stolze Stettiner Aufgabe dadurch, daß er eine Gruppe komponierte, die in der Idee mit der Stadt Stettin in engster Verbindung war, sie gleichsam symbolisierte. Er stellte in ein Fahrzeug eine aufrechtstehende hoheitsvolle weibliche Figur, mit den Attributen der Schiffahrt in den Händen. Darum gruppierte er dann Hermes als Versinnbildlichung des Handels und eine mit einer Muschel spielende Najade, die das Handel und Wandel tragende Meer verkörpert. Schon vor diesem Brunnen im Jahr 1891 hatte Manzel einen künstlerischen Erfolg mit seinem Werk „Friede, durch Waffen geschützt". Er wurde dafür mit der Kleinen Goldenen Medaille ausgezeichnet, und dem damaligen Kultusminister Bosse gefiel die Gruppe so gut, daß er sie in Bronzeausführung seiner Vaterstadt Quedlinburg überwies.



Professor Ludwig Manzel.

Manzels Entwicklungsgang verlief ohne sogenannte starke Hemmungen. Er wurde am 3. Juni 1858 zu Kagendorf bei Anklam in Pommern geboren und kam schon siebzehnjährig nach Berlin, wo er in der Kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste sechs Jahr lang — vornehmlich bei Fritz Schaper — seinen Studien nachging. Dann vervollständigte er seine Ausbildung durch mehrjähriges Studium (1886—1889) in Paris. Er wurde 1895 Mitglied der Akademie der Künste, deren Senator er zwei Jahre später wurde. Er übernahm dann ein Lehramt an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, das er aber 1901 wieder

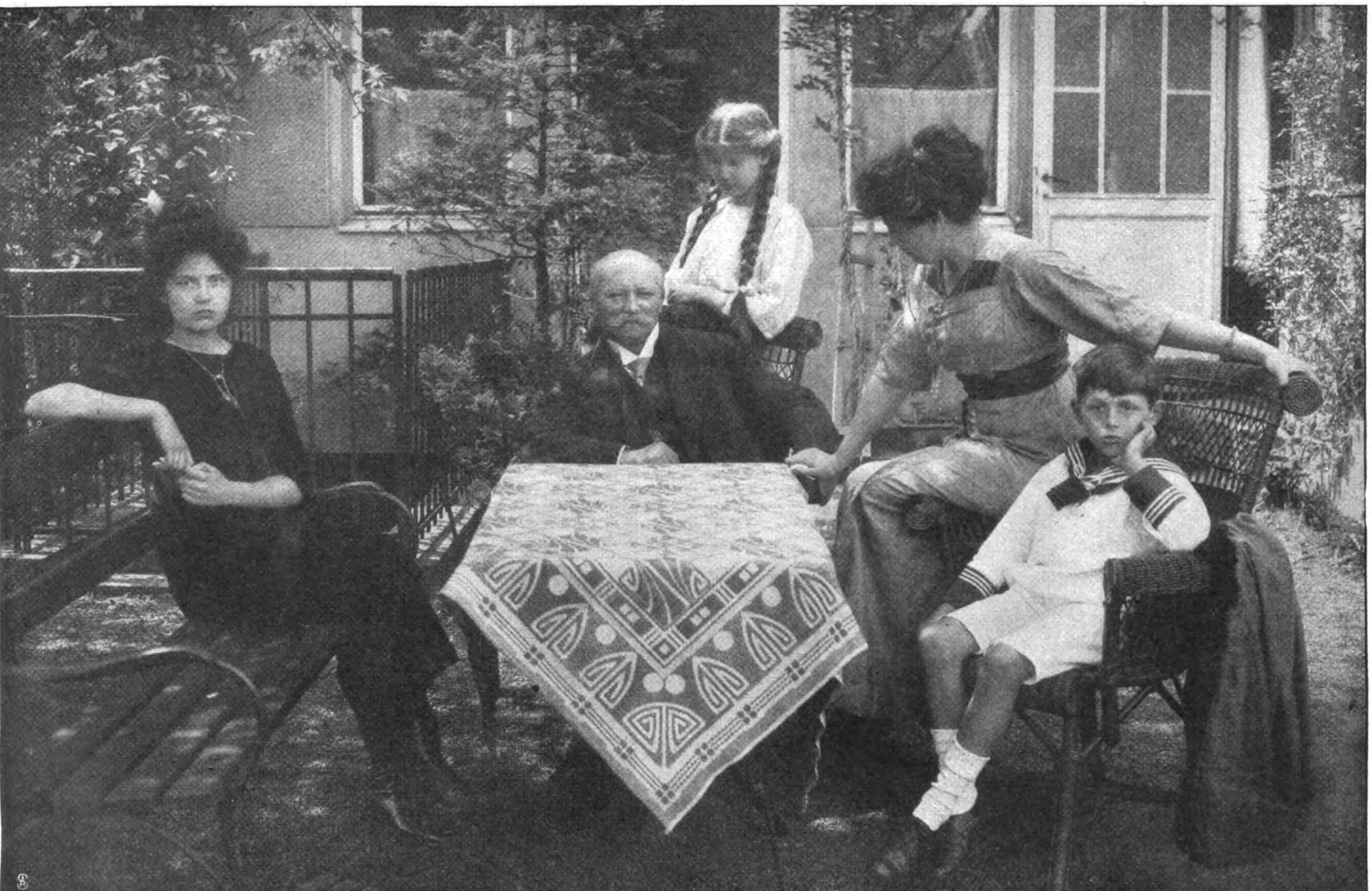


Ecke des Musikzimmers (der Halle).

niederlegte. Für die Siegesallee hat er den ersten Kurfürsten aus dem Haus Hohenzollern, Friedrich I. (1415—1440), geschaffen. Friedrich, der barhäuptig dargestellt ist, trägt dort über dem Panzer den Kurfürstenmantel mit dem Hermelinkragen, und die Rechte ist über den Schwertgriff gelegt. Beigegeben sind ihm zwei seiner Getreuen: Graf Hans von Hohenlohe und Wendt von Ilenburg (Eulenburg). Der Entwurf



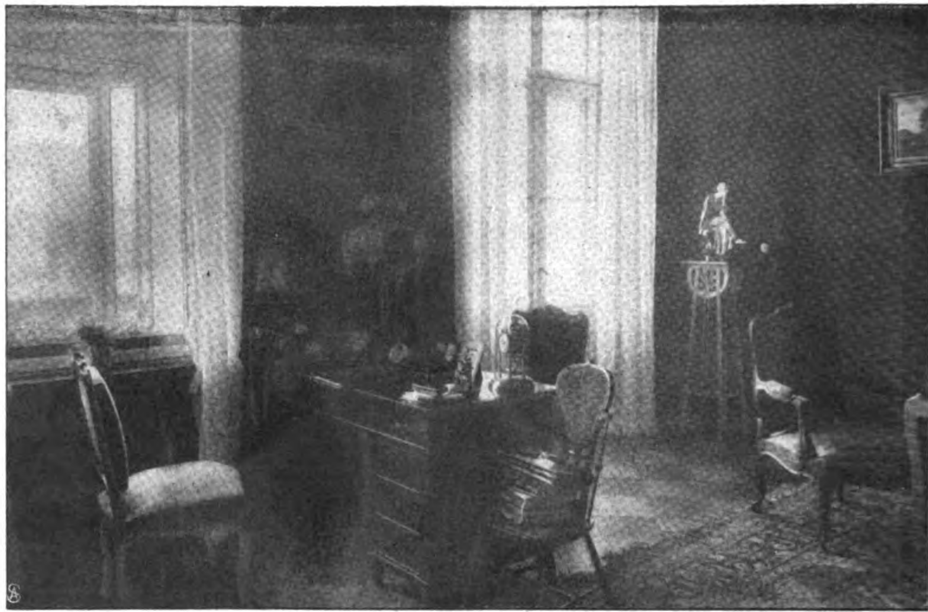
Blick in das Speisezimmer.



Ludwig Manzel im Kreise seiner Familie.

dazu wurde damals vom Kaiser ohne jede Aenderung genehmigt.

Manzel gönnte sich keine Ruhe. Werk um Werk entstand. Er schuf für Anklam, für Bernburg und für Straßburg Denkmäler für Kaiser Wilhelm I., für Braunschweig einen Herzog Friedrich I. Im Reichstagshause steht sein Kaiser Heinrich III. Für die Städte Minden und Magdeburg lieferte er Brunnen.



Das Damenzimmer.

Im Jahr 1903 kehrte Manzel wieder zu seiner Lehrtätigkeit zurück, aber nicht an die Kunstgewerbeschule, sondern an die Königliche Akademische Hochschule für die bildenden Künste in Charlottenburg, wo er als Nachfolger von Reinhold Begas zum Vorsteher des Meisterateliers für Bildhauer ernannt wurde. Er unterhält dort die engste Fühlung mit der ihm anvertrauten Jugend, indem er nichts unterläßt, was deren künstlerische Entwicklung fördern kann. Er tritt vor allem für einen möglichst sorgfältigen werkstattlichen Unterricht ein und für ein Arbeiten in Steinmaterial direkt nach der Natur, eine Lehrmethode, die für die Erziehung des jungen Plastikers von enormer Tragweite ist. — In der Berliner Königl. Nationalgalerie ist Ludwig Manzel mit zwei Werken vertreten, mit der Bronzestatuette eines Bauernmädchens „Abendlied", die bereits 1896 angekauft wurde, und mit einem in karrarischem Marmor ausgeführten „weiblichen Studienkopf", der seit 1899 im Besitz der Sammlung ist.

So häuften sich Auszeichnungen um Auszeichnungen auf Manzel, und sie wurden im Jahr 1912 dadurch gewissermaßen auf eine Art Höhepunkt geführt, als zwei große deutsche künstlerische Körperschaften, die Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft und die Königl. Akademie der Künste in Berlin, Manzel zu ihrem Präsidenten wählten. — Manzel hat in der vornehmen Sophienstraße in Charlottenburg eine Villa, wo er in einem behaglichen, mit den mannigfachsten Kunstwerken ausgestatteten Milieu ein reines Familienglück genießt. Eine scharmante Frau und drei reizende Kinder lassen ihn dort die Lasten der Arbeit vergessen, und die Geselligkeit, die dort gepflegt wird, beruht in erster Linie auf jener unaufdringlichen Geistigkeit, die die Menschen leichter miteinander verbindet.



Blick in die Halle.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

9. Fortsetzung.

Die Magd sah Gorner ins graue Kellerloch treten, und es war einen Augenblick still, klang wie ein Fluch, wie plätscherndes Gurgeln und war wieder still, dann ein Scharren und Schaffen, da kam Sabine vom Haus her, einen starken Faßspund in der Hand, und gerade als sie die Stufen erreichte, immer noch das steinerne Gesicht weisend, als wüßte sie nichts anderes, als daß dort unten der Wein wie Blut lief, da erschien ihr Mann wieder unten auf der Schwelle.

Seine Brust arbeitete an einem einzigen schweren Atemzug, er fuhr sich über die fahle Stirn und streckte ihr wehrend den Arm entgegen.

Sabine blieb stehen. Und auf einmal sagte sie ruhig und klar: „Was ist, Gebhard?"

„Die Zenz soll zum Zeugengericht. Der Vater ist eine Leich."

„Tot? Tot!" schrie die Frau, und das erstemal klang's wie eine ungläubige Frage, das zweitemal hob sie die Arme, als wäre ihr die Erlösung angesagt, und dann erst ging ein Schatten über ihr Gesicht, und sie bekreuzigte sich und blickte den Mann an, der immer noch unten im grünlichen Schatten stand und jetzt murmelte: „Ja, Sabine, es ist nicht anders."

Die Magd lief schon ins Dorf.

Sabine wollte zu ihm hinuntersteigen. Der Knecht, der mit dem Lorenz über den Hof kam, hielt sie zurück.

Und von unten sprach Gebhard Gorner, ohne sich zu rühren: „Bleib! Wir tragen ihn selband hinauf."

Und er blickte sie mit traurigen Augen an, und auf einmal war es Sabine, als hätte sie diese Augen schon einmal gesehen, damals, als der Nickel sterben mußte.

Da raffte sie sich zusammen. „Laß mich hinein, Gebhard!"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Es läuft kein Wein mehr, und der Vater ist tot."

Sie warf den Spund von sich und wiederholte: „Ja, wenn du's sagst, so ist er tot."

Und ihre Blicke wurzelten ineinander, brannten in gefestigten, unbeweglichen Gesichtern, und es war so still, daß sie ihre Atemzüge hörten und ein letztes müdes Tropfen, das in regelmäßigen Zwischenräumen aus dem verlorenen Keller drang.

Die Magd kam, und der Ratsschreiber kam. Der Knecht ging mit hinunter, der so lange neben der Frau gestanden hatte und den Knaben zurückhielt.

Sie trugen den Toten ans Licht. Dampfend lag er in den weingetränkten Kleidern.

Als Gebhard und der Knecht die Leiche über den Hof trugen, ging Sabine mit festen Schritten voraus, um die Kammer zu richten.

Im Hof standen schon ein paar Nachbarn, und die Magd erzählte, was sie wußte.

Da wandte Gebhard Gorner auf der Haustreppe das Gesicht, und als sein Auge die Magd traf, da verstummte sie.

„Um ein Kreuz ledig", war das letzte Wort gewesen, das sie gesagt hatte.

Die Sonne war hinter die Kirche gesunken, im Schatten stand das Haus, in dem sie den alten Gorner im Tode gerade streckten. —

Zwischen Gebhard und Sabine lag die Leiche, und beiden brannte der trockene Mund in einem seltsamen Schweigen und brannten die Augen von schweren Fragen. Wie von einem fabelhaften Gelag, so zog ein würziger, schwerer Weindunst durch das Totenhaus.

* * *

Drei Tage — der erste voll Sonne, der zweite regenschwer und der dritte von sausenden Winden geschüttelt, die den Baumbluft aus der Ebene ins Ried hinaufjagten, daß die weißen Blätter über die dunklen Moore flogen — da ging der Gorner zu Grab.

In der Kirche und auf dem Gottesacker standen die Hohenrieder wortkarg hintereinander. Und im Riedhof hockte der Sabinus mit gepflasterten Rippen und schnitzte dem Großvater ein Grabkreuz, malte es mit bunten Ranken an und setzte eine weiße Taube darauf, die wie ein Habicht über den roten und blauen Blumen hing und den Heiligen Geist darstellte.

Der Wind pfiff und zerrte an den Hauben der Frauen und fegte den Männern das Gesicht.

Sabine trug nur in den Kleidern Leid. Wenn Gebhard ihrem Blick begegnete, drückte er den flachen Hut fester an die Brust und wandte den Kopf. Aber immer wieder zwang es ihn, nach ihr hinzublicken, und wie sie hoch und schlank vor den Frauen stand, da erschien sie anders, edler und stärker als diese, hatte einen leidenschaftlichen, stolzen Willen im Gesicht, der jede Fiber spannte und nichts verriet, ob sie inwendig kämpfte und barmte.

Sie gingen heim, und der Leichenschmaus rief Sabine in die Küche. Aber die Hälfte der Teller und Gläser blieb leer, und die Leidgäste, die gekommen waren, saugten an den Gabeln und krümelten das Brot. Die Platten dampften, aber sie wurden nicht leer.

Gebhard saß oben am Tisch und würgte an den Bissen. Er konnte seinem Vater zur Ehr nicht tief ins Kraut stechen, er schnitt das fette Fleisch, als reute ihn das Messer.

Da ergriff Sabine selbst die Schüsseln und trug sie auf den Tisch. „Wir danken für die Grableite und alles Gute und begehren die letzte Ehr für den Vater."

Der Spruch war alt und wurde nur noch selten gebraucht. Und sie, sie hatte ihn noch gebraucht. Aber als sie den stillen Tisch sah und die Platten voll zu ihr zurückkehrten und der Wein, den sie aus dem „Österreicher" geholt hatten, in den Gläsern nicht schwinden wollte, da tat sie trotzig wie ein Riedbauernkind den alten Spruch und heftete die Augen fest auf die verschlossenen Gesichter. Langsam wanderten ihre Augen von einem zum anderen, bis sie an Gebhard haften blieben.

Eine Weile wurzelten ihre Blicke ineinander, als

hätten sie sich lange nicht gesehen. Und Sabines Augen drückten ihm das Glas in die Hand, eine bräunliche Röte zog schwer in seinen Zügen auf, er zog es an sich, schlug auf damit und sagte, indem er den Tisch hinunterblickte: „Ich bitt die Freundschaft um Bescheid: Gesundheit und langes Leben und einen seligen Tod!"

Er war noch älter, der Trinkspruch, und die Hände fuhren an Stirn und Brust, sie bekreuzigten sich, dann hoben sie die Gläser und tranken. In Sabines Händen klirrte die schwere Schüssel. Aber die Schüsseln blieben schwer, und als der letzte ging, da war es, als wäre die Leiche noch im Haus, so still schob sich jeder aus der Stube.

Sabine stand kalt und herrisch an der Tür. Als der erste gezögert hatte, ihr die Hand zu reichen, da bot sie jedem so kurz den Weg, daß keine andere sich mehr hob.

Sie waren allein. Der Wind strich ums Haus, fuhr den Kamin herab und sang in verborgenen Ritzen wie die Grille im Feld.

Gebhard ging in die Kammer und kam im Arbeitskittel zurück. Sabine stand am Tisch und türmte die Teller. Einen Augenblick zauderte der Mann, als wollte er sie anreden, dann wurden seine Augen dunkel, seine Schultern sanken nach vorn, und er ging hinaus.

Sabine hörte auf, die Teller übereinanderzustellen. Eine Gabel entglitt ihr und fuhr mit den stählernen Zinken in die Diele. Zitternd steckte sie im weißgescheuerten Holz, das die Schuhe der Leidgäste mit schwarzer Kirchhofserde bestreut hatten. Sabine hatte die Lippen zusammengepreßt und Gebhard stumm nachgeblickt. Jetzt ging sie mit dem Geschirr zur Tür. Sie trug daran, als wög es Zentnerschwere. Und zentnerschwer wog die Luft im Riedhof, die draußen in langen, frischen Zügen über das Ried strich. Und still war's geworden, seit der alte Gorner nicht mehr den Unhold machte, stiller, als wenn er noch am Leben gewesen wäre und oben in der Kammer gelegen und geschlafen hätte. Die Buben machten keinen Lärm, der Knecht und die Magd standen oft beisammen, wenn es niemand sah, aber sie verhandelten leise wie Liebesleute und waren es nicht. Zwischen Mann und Frau aber gingen Red und Antwort verloren. Sie fanden sich nicht mehr zueinander, nur manchmal versanken ihre Augen ineinander.

Vinzenz schrieb. Der Brief lag geöffnet auf dem Tisch, als Sabine in die Stube trat. Gebhard hatte ihn für sie liegen lassen.

Der Tod des ehemaligen Kreuzwirts von Hohenried war im „Riedboten" verzeichnet worden, den Doktor Herrenrieder nach dem Hinscheiden seiner Mutter nicht abbestellt, sondern treu weitergehalten hatte. Und er sprach in seinem Brief davon, daß der Tod des alten Mannes eine Auflösung sei, die einer Erlösung gleichkomme. Auch für die Lebenden. Aber er wußte nicht, wie Joseph Gorner seinen Tod gefunden hatte, und des Schreibers Wunsch, daß Gebhard und Sabine eine Sorge genommen worden sei, rief ein bitteres Zucken auf Sabines Züge.

„Auf den Lieben Herrgottstag hoffe ich nach Hohenried zu kommen. Meine Frau will die Prozession und das Ried sehen, und ich hab es ihr versprochen."

Das stand in dem Brief.

Sabine legte ihn ruhig wieder auf den Tisch. Als der Feiertag kam, trugen Lorenz und Sabinus die Buchenstämmlein vom Wald herunter zum Dorf und begannen den Altar vor dem Riedhof aufzubauen. Allein die anderen Knaben halfen ihnen nicht, und die scheue Art, mit der sich seit dem Tod Gorners das Dorf von dem Riedhof fernhielt, noch ferner als früher, fand in den Axthieben der Knaben und des Knechts ein Echo, als sie den Altar rüsteten.

Sabine räumte die Fensterbretter von den Blumenstöcken und schmückte den Altar mit Nelken und Geranien. Sie hatte eine glückliche Hand zur Blumenpflege. Niemand in Hohenried zog so schwergefüllte, starkriechende Nägelein, und wenn sie Kresse säte und Erbsen steckte, so trug der Boden doppelt.

Diesmal aber standen die Weiber nicht still, um den Altar zu bewundern, als sie am Abend vor dem Fest vom Kirchgang heimkehrten. Die Nelken hingen in roten und fleischfarbenen Büscheln über dem Altartisch, die Geranien blühten, zwei Rosenstöcklein standen zwischen den gelben Kerzen, und das seidige Buchenlaub wölbte sich zu einer Kuppel über dem Kruzifix.

Aber die Weiber sahen scheu daran vorüber, die Hände tief in die Ärmel gesteckt, und als Sabine hinter ihnen herkam, stießen sie einander im Schreiten, so eilfertig strebten sie weiter.

Der Abend sank aufs Ried. Vom See strahlte der sanfte Glanz der Wolken zurück, die, von Gold und Purpur geschwellt, über den felsigen Bergen hingen. Der Wind sang sein heimliches Lied und trug den Blumenduft durch die Gassen.

Vor der Kirche standen die Männer und warteten auf den Pfarrer. Der Kaplan von Schlieren, der Altpfarrer von Krien, der Pfarrhelfer von Höllgrund waren schon angekommen. Das Auslosen des Fischerkahns, auf dem die Mutter Gottes auf den See hinausfuhr, sollte beginnen. Noch neun Fischer mit eigenem Kahn und Netzwerk waren vorhanden und hatten teil an dem alten Recht. Neun, die unbescholten sein und in allen Ehren stehen mußten. Diesmal schied der Hasle zum „Österreicher" aus. Der Stuhr von Riedegg lag krank am Beinfraß, und so blieben noch sieben. Sieben Kähne lagen, auf den schwarzen Grund gezogen, im Schilf und waren frisch bemalt. In der Nacht, vor Sonnenaufgang, stieg die Jungmannschaft in den Wald, um grünes Buchenlaub zu holen und die breiten Kähne zu schmücken, damit das Laub noch taufrisch war, wenn die Prozession an den See gelangte.

Von den sieben Fischern war jeder schon als Schiffsknecht der heiligen Jungfrau auf das Wasser hinausgefahren. Es stand im Kirchenbuch verzeichnet, wie oft ein Stuhr, ein Hasle oder ein Gorner die Mutter Gottes vom Hohenried zum dritten Segen auf den See hinausgerudert hatte, in den sie vor vielen Jahren im Schwedenkrieg versenkt worden war, um das heilige Bild vor Entweihung und Vernichtung zu behüten.

Die Hände in den Hosentaschen vergraben, standen die Hohenrieder vor dem Kirchenportal in Gruppen zu zweien und dreien und warteten. Sie blickten prüfend gen Himmel und spähten auf das Ried hinaus, das seine grünen Wellen mit der Abendklarheit in die Weite schickte. Der See brannte in sanfter Glut, und aus dem Wald, der über der Blöße am anderen Ufer emporstieg, rief der Kuckuck noch ein letztes Mal.

Da trat der Pfarrer aus der Sakristei, und ein Bub folgte ihm mit dem roten goldgenähten Klingelbeutel, der bei den Wallfahrtspredigten umging. Der Pfarrer hielt die Zettel in der Hand und rief jetzt die Namen der sieben Anwärter auf.

Die Bauern standen zusammengedrängt und hörten schweigend zu. Jedesmal, wenn der Pfarrer einen Zettel gelesen hatte, reichte er ihn dem Bürgermeister, und der wiederholte den Namen, der darauf stand. Dann faltete der Pfarrer alle Zettel gleichmäßig zusammen und warf sie laut zählend in den Beutel.

Der Bub schüttelte den Beutel. Da klirrten die sieben Taler, die schon darin lagen, laut. Früher, in besseren Zeiten, hatten die Anwärter selbst jeder einen Kronentaler hineingeworfen, und das Geld fiel an den Schiffsmann der heiligen Jungfrau. Aber schon seit zwanzig Jahren legte der Pfarrer die Taler hinein und zog sie nach der Auslosung wieder heraus, um sie denen wiederzugeben, die sie dazu geborgt hatten. Sie galten als Glückstaler, aber sie hatten keine Kraft mehr und liefen wie jeder andere durch die Hand. Der alte Gorner, der vor drei Wochen begraben worden war, hatte zum letztenmal das Fährgeld ausbezahlt bekommen. Heute lag der Name Gebhards mit sechs andern im Beutel.

Er stand dabei, kein Muskel zuckte in seinem hageren, unter der Bräune blaß gewordenen Gesicht.

Dreimal schüttelte der Knabe den Beutel an der langen Stange, dann griff der Pfarrer hinein und tauchte die Hand tief in den Samtsack.

Langsam den Zettel entfaltend, den er zwischen den Talern und den Papieren erfaßt hatte, rief er: „So schick dich zur Fahrt als treuer Knecht der heiligen Jungfrau und Mutter unseres lieben Herrn, der du dazu erlost bist — Gebhard Gorner!"

Bei den letzten Worten las er den Namen vom Blättlein und gab den Zettel zur Zeugenschaft weiter. Aber nicht wie sonst bekräftigte ein dumpfes allgemeines Amen die Entscheidung, sondern stumm standen die Männer, und der Bürgermeister las den Zettel zweimal und bewegte dabei buchstabierend die Lippen und gab ihn dann weiter. Von Hand zu Hand wanderte das Papier, und jeder las den Namen noch einmal. Dem Gebhard Gorner bot keiner den Zettel. Der letzte reichte ihn dem Pfarrer zurück, und dann kam Bewegung unter sie. Langsam schob sich einer aus dem Haufen, und andere folgten, und sie gingen stumm zwischen den Gräbern die Treppen hinunter, einzeln und zu zweien, in ihren kurzen, schwarzen Jacken, die flachen, runden Hüte tief in die Stirn gedrückt, die Fäuste in den Taschen, in einem Schweigen, das finster auf ihnen lag.

Der Pfarrer reichte Gebhard die Hand. „Es ist das erstemal, seit ich amtier, Gorner, daß ihr fahrt."

„Ja, Herr Pfarrer."

„Aber euer Vater hat zweimal das Los gezogen."

„Wir fahren morgen zum dreiundzwanzigstenmal", erwiderte Gebhard, und es lag ein so fester Wille, ein solcher Nachdruck auf dem Satz, daß es klang, als wollte er sagen: „Wir fahren, und wenn's keinen freut, und wenn das Wasser siedet und Feuer vom Himmel fällt."

Sabine hatte nicht daran gedacht, daß das Los auf sie fallen könnte. Sie wurde dessen gewahr, als Gebhard heimkehrte und zu den Buben sagte, sie hätten morgen mit der Sonne in den Wald zu gehen und die Maien für den Weidling zu schneiden.

Da fragte sie erstaunt: „Ist das Los auf uns gefallen?"

Er blickte an ihr vorbei und erwiderte nichts als ein eintöniges „Ja".

Es war Nacht geworden. Ein Bote kam aus dem „Österreicher". Doktor Herrenrieder habe durch das Telephon gerufen, daß er im „Adler" in Schlieren übernachte und morgen beizeiten eintreffen werde. Nur, damit man nicht für die Nacht sorge.

Sabine hatte die große Gaststube, in der die Mutter des Vinzenz gestorben war, schon gerichtet. Sie ging hinauf und schloß die Fenster wieder. Ein milchiger Schein umflorte den Himmel, an dem der abnehmende Mond geisterte. Sie blieb eine Weile ans offene Fenster gelehnt stehen. Unten im Hof hockte der Knecht, und die Magd redete leise auf ihn ein.

Da schlich Sabinus herein und trat neben die Mutter. „Lug, Mutter, die Wolke, könnt meinen, es ist eins von den Luftschiffen."

Über dem Bergwald war eine stärkere, geschlossene Wolke erschienen, die mit gestrecktem weißem Leib durch den silbernen Dunst trieb.

„Die bringt Regen", antwortete Sabine.

„Aber morgen noch nicht, morgen wird's sommerwarm. Schmeckst das Riedgras, Mutter? Es weht noch vom Schlierenkopf her. Der Vater hat brav geheuet. Am Freitag führen wir's heim."

Die Luft des frischgemähten Riedgrases strich in warmen Zügen durch die Nacht.

„Mutter, daß man in der Luft über alles wegfahren kann, sell ist erst das rechte. So über alles weg!"

„Ja, Sabin, über alles weg", wiederholte sie leise.

„Daß du's weißt, Mutter, sie sind hinter uns her im Dorf."

Er drückte sich an sie. „Die! Das sind sie immer!" erwiderte Sabine verächtlich.

„Mutter, ist's wahr, daß der Großvater zu geschwind gestorben ist?"

„Was redest du da?"

Sie kehrte ihm das Gesicht zu. Der Mond war über den Dunst gestiegen, und sie konnte auch das Gesicht des Sabinus erkennen.

„Sie sagen's", fuhr er fort.

„Wer?"

„Der Knecht, die Zenz und die Buben im Dorf."

Da hob sie den Arm und legte ihn um den Sabinus. „Zu geschwind? Mich dünkt's, er hat eine Ewigkeit gelebt."

Der Knabe schwieg und starrte in die Nacht.

Die Magd hatte die Stimme der Frau über sich gehört, und der Knecht stand auf, beide verloren sich um die Ecke des Hauses.

„Lug, Mutter, wie das Schiff am Himmel fährt! Könnt die Mutter Gottes drin fahren, meinst nicht?"

Sabine richtete sich auf. „Komm und geh schlafen! Der Lorenz weiß besser, daß es früh taget."

Der Himmel schielte noch glasgrün, als Gebhard die Buben weckte. Auch Sabine war aufgestanden.

„Ich wart euch mit dem Morgenessen", sagte sie.

„Mir nicht. Ich hab' noch Arbeit am See", erwiderte Gebhard.

Die Knaben rannten schon aus der Tür.

Da vertrat Sabine ihrem Mann den Weg. „Was spielen sie gegen uns, Gebhard? Und du? Sag, was plagt dich?"

„Mich? Mich plagt nichts, mich plagt so viel und so wenig als dich!"

„So plagt uns all zwei nichts", antwortete Sabine trotzig.

Ein Krach erschütterte die Fenster und rollte über die Hügel.

Mit einem dumpfen Schrei fuhr Sabine auf, das letzte Wort noch halb im Mund, und preßte die Hand auf die Brust.

Hatte der Alte wieder gegen die Kellertür geschlagen, kroch er aus dem Grab und hockte auf dem Hof und ihnen auf der Brust? Fraß er wieder an ihrer Ruh und zerrte und wiederkäute, was einmal gewesen — nein, was nie, niemals gewesen war?

Noch einmal krachte und brüllte das Echo und lief über den See und kam zurück, und von der Kirchenhöhe stieg der weiße Rauch und kugelte zwischen den Gräbern, und am Himmel fuhren rote, blutige Streifen auf und verfärbten den grünen Glanz der ersten Frühe. Jetzt klang die kleine, jetzt tönte die mittlere und nun dröhnte die große Glocke, und alle drei läuteten in frohlockendem Schall den Morgen ein.

Hoch aufgerichtet stand die Frau mit blassem, entschlossenem Gesicht.

„Sabine! Wenn du weißt, was sie gegen uns spielen, und wenn du etwas zu sagen hast, so sag's!"

Er sprach, so laut er konnte, denn wieder krachten die Kanonenschläge, und aus den Schallöchern des Turmes strömten die ehernen Wellen und ergossen sich über das Ried und füllten die hallende Stube.

Sabine las ihm die Worte von den Lippen.

„Wenn wir einander nichts zu sagen haben, so weiß ich nichts. Und wir haben einander keine Beicht zu hören, Gebhard. Oder sag, bin ich dir und den Buben ein Großes oder ein Kleines schuldig geblieben?"

Der erste Glockensturm legte sich. Feierlich wogten die Klänge in ausgeglichenen Schwingungen über das Dorf. Die letzte Salve verlor sich widerhallend an der Berglehne, und der Pulverrauch stieg langsam, in breiten Schwaden, in die rosige Sonne.

Da ging ein warmer Schein über Gebhard Gorners Gesicht. Ein heißes, blaues Feuer entbrannte in seinen stillen Augen.

„Nein, kein Kleines und kein Großes. Und ich markt dir für keinen Pfennig dran ab."

„Also, was ist's, Gebhard? Was spielen sie aus gegen mich und dich? Wenn der Vater noch einen Fluch übriggehabt hätt, und wenn noch so ein Fluch Kraft hätt, es könnt nicht mehr auf uns liegen als so. Ich hab gemeint, wenn er tot ist, wenn er keinem mehr das Ohr vergiftet, dann ist's gut. Ich hab gewartet, daß er sich legt, und wie der Nickel gegangen ist, da hat es mir das Herz abgestoßen, daß ich den Buben geben soll, und da hockt einer, abgelebt und faul für den Tod, und der Bub, der Bub, der geht mir ins Grab! Und jetzt ist der tot, ja, er ist tot, aber wenn's nach seinem Willen gegangen wär, er hätt mir noch zwei Buben überlebt, mich, dich und den Hof!"

„Sabine, sag mir, was weißt du von seinem, von dem Vater seinem End? Sag's mir!"

„Von seinem End? Daß er mir zuleid hinunter ist in den Keller, und daß er gewußt hat, er trifft und verschimpft mich. Daß es eine Erlösung ist, daß er schon lang genug, nein, schon mehr als lang genug gelebt hat, und — daß du ihn nicht mehr anders heraufgebracht hast als eine Leich."

Immer leidenschaftlicher stieß sie die Worte hervor.

Gebhard ergriff die Axt, die hinter der Tür stand.

„Es ist Zeit. Und daß du's weißt, sie sagen, der Vater ist zu geschwind gestorben."

Ihr Blick ging eine Weile in die Irre, dann erwiderte sie langsam: „Ist's das?"

Und plötzlich legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Er ist dir und mir recht gestorben, der Vater selig."

Ihr fest und still in die Augen schauend, die groß und dunkel auf ihm lagen, entgegnete er langsam: „Und wenn's gleich mein Vater ist, Sabine, ich sag wie du. Und es geht keinen Menschen nichts an."

Es war ein harter Druck, mit dem er ihre Hand von seiner Schulter löste und hielt. In der andern Hand hing die Axt.

So verließ er sie und stieg in den Kahn, in dem die Buben saßen, und trat hinter die Stehruder, legte sie kreuzweise vor sich und fuhr auf den stillen See hinaus. Der breite niedrige Nachen schob sich mit leisem Gurgeln durch die Flut.

Als sie heimkehrten, steckten Lorenz und Sabinus unterwegs die Buchenstämmlein zwischen die Sperrhölzer, und bald trieb das schwerfällige Fahrzeug im frischen Laub und spiegelte sich wie eine grüne Insel in dem dunkelklaren Wasser. Ein paar Hammerschläge hallten über den See, und das Brettgerüst hielt, auf dem das Muttergottesbild niedergesetzt wurde. Rauschend fegten die Laubgirlanden durch das Kielwasser.

Die Knaben liefen heim. Gebhard blieb im Boot sitzen. Es lag im seichten Wasser am alten Fischersteg. Blasen stiegen, Schlinggewächs bewegte die langen Arme, im jungen Schilf gluckste und zischelte es leise, ein Hecht sprang, silberne Fischlein schnellten sich flüchtend über den Spiegel, und draußen auf offenem Wasser stiegen und tauchten die Möwen.

Gebhard wartete.

* * *

Vor dem „Österreicher" standen schon ein Dutzend Leiterwagen und hochräderige Bernerwägelchen. Mit heulender Hupe fauchte ein Automobil die Straße herab und schob sich zwischen die Deichseln. Frauen liefen mit Blumenstöcken und Kerzen über die Gasse und schmückten den Altar unter dem gewaltigen Weidenbaum, der sein Spiegelbild weit hinauswarf auf den flimmernden See.

Als das Automobil hielt und der Motor abgestellt lag, lagerte sich eine große Stille über dem Dorf. An den Ecken standen die Männer in Gruppen, Frauen kamen aus den Häusern, Kinder liefen in weißen Kleidern der Kirche zu, aber alles ging ohne Lärm, auch die Glocken läuteten nicht mehr, wie ausgestorben schien jedes Geräusch in dieser Welt.

„Ja, als könnte hier gar nichts laut werden, gerade so ist's", sagte Lotte Herrenrieder und schritt mit angehaltenem Atem über den Platz, indem sie sich von dem dichten Schleier befreite.

„Aufgeregtes Stadtvolk gibt's hier nicht", versetzte Vinzenz. „Aber mir kommt es beinah auch so vor, als vergäßen sie die Sprache mit der Zeit. Kaum, daß er mir Antwort gab, der Hasle. Gebhard hat das Los gezogen."

„Und der fährt dann die Mutter Gottes auf den See?"

„Ja, zum dritten Segen. Und jetzt, sag, Lotte, ist es nicht ein eigenes Land, das Hohe Ried? Siehst du, dort fängt es an, das Hohe Moor, und zieht viele Stunden weit nach Süden. In jeder Senkung, in der es sich bricht, liegt ein stiller See, klein oder groß. Da sind ausgestochene Gräben, in denen das schwarze, klare Wasser steht. Dort hinten Hügel und dunkle Kiefern und helle Buchen. Siehst du die Birken dort in ihren weißen Hemdlein? Und die Weiden mit den gelben Zweigen?

Und wie die Bienen fliegen, und wart erst einmal, wenn du den Flachs blühen siehst, wo sie das Ackerland aufgebrochen und getrocknet haben, da ist's dann so blau das Ried wie sonst grün. Und wer vom Schlierenkopf hinunterschaut, sieht blaue Seen, wo keine sind. Und hört den Wind singen und sieht die Torffeuer rauchen, wenn der Schäfer seine Kartoffeln in die heiße Asche legt. Herrgott, Lotte, sie haben recht, daß sie den Mund halten! Sie sind still und abgründig wie der Seeboden und der moosige Filz zwischen dem breiten Geschiebe, das sie trägt."

„Und du, Vinzenz, bist du auch wie sie?"

Sie sah ihn nicht an bei dieser Frage, die sie ernst auf den See hinaussandte.

„Ich? Das mußt du am besten wissen, Frauchen. Denn du liegst ja mit allem, was ich liebhab, auf dem tiefsten Grund meines Lebens."

„Um Gottes willen, Liebster, dann komm ich nie mehr ans Tageslicht", scherzte sie, aber eine leise Angst zitterte darin. „Und weißt du, da liegt am Ende noch viel, da unten."

Vinzenz antwortete nicht.

Die Sonne war aufgestiegen und stand über den nackten Wänden des Klarenberges. Sie floß noch in farbigen Dünsten auseinander, aber schon rundete sich ihr strahlender Kern, und der Himmel vertiefte sich zu reiner Bläue.

Lerchen wirbelten unsichtbar in der Höhe; vom Wald herüber, wo die Blöße sich mit Heidekraut bedeckt hatte, kamen drei Krähen und zogen schwerfällig, unbekümmert um den Glockenklang, der plötzlich einsetzte, über Dorf und Kirche ins einsame Ried hinaus.

Da erhob sich Gebhard Gorner. Jetzt blieb der Kahn unberührt, jetzt bohrte ihm keiner ein Loch, denn alles ging in die Kirche.

Vinzenz sah ihn langsam über den Platz und die Gasse hinaufgehen. Es war zu spät, ihn anzurufen.

Sie wanderten am Ufer hin und stiegen die Halde hinauf. Jetzt waren sie mit der Kirche auf gleicher Höhe. In der Senkung das Dorf, vom See zu der Bodenwelle emporstrebend, auf deren Basaltkern die Wallfahrtskirche thronte. Ein paar Riedbauern aus der Einsamkeit gingen an ihnen vorüber. Sie hatten die schwarzen Jacken über die Schultern gehängt. In den Silberknöpfen der gestickten Weste blitzte die Sonne. Schwer wogte der gefältelte Rock der Frau im Schreiten. Sie gingen zur Kirche in Hohenried.

„Hier sitzen wir still, bis die Prozession kommt", sagte Lotte und kauerte sich unter den Wacholderstrauch.

(Fortsetzung folgt.)

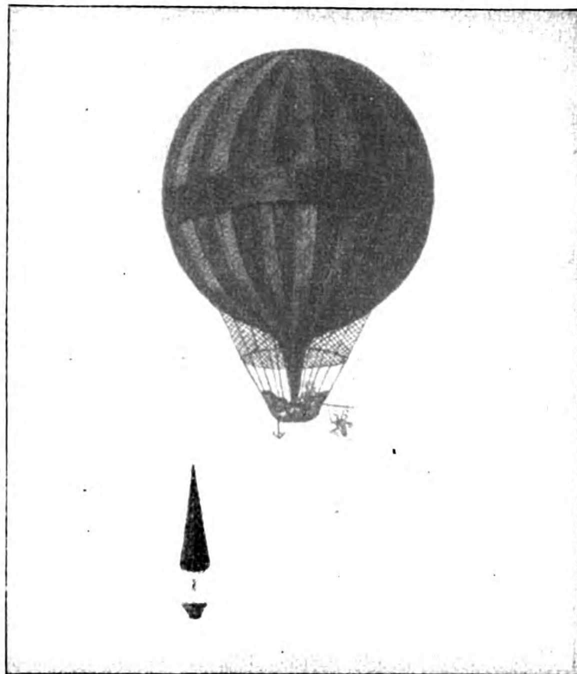
Fallschirmkunst.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. — Hierzu 7 Abbildungen.

In Berlin werden jetzt häufiger an Sonntagen vom Berufsluftfahrer Thomnick auf dem Flugplatz Berlin-Johannisthal Aufstiege mit einem Heißluftballon und Fallschirmabsprünge aus einigen 100 Meter Höhe gemacht. Wenn auch solche Vorführungen anscheinend nur der Schaulust der Menge, die aufregende Momente erleben will, zu dienen scheinen, so liegt doch ein tiefer Ernst in diesen Akrobatenstückchen. In den verschiedensten Ländern wird ernstlich der Plan erwogen, die Fallschirmtechnik weiter auszubilden, um sie bei Luftfahrzeugen, Luftschiffen und Flugzeugen, zum Herablassen von Meldungen und auch Menschen zu benutzen. Auch bei Katastrophen kann der Fallschirm ein wichtiges Instrument werden, und vielleicht kommt in nicht allzu ferner Zukunft eine Vorschrift, daß jedes Luftfahrzeug mit einem Rettungsfallschirm ausgerüstet sein muß, wie alle Dampfer Rettungsboote an Bord zu führen haben. — Schon in uralten Zeiten sollen in Siam Gaukler mit zwei am Gürtel befestigten Fallschirmen sich produziert haben. 1495 hat Leonardo da Vinci einen Fallschirm konstruiert, aber als Erster ist im Jahr 1617 in Venedig Faustus Veranzio von einem Turm mit einem Apparat herabgesprungen, der lediglich aus einer über einen quadratischen Rahmen gespannten Fläche bestand. Wiederholt haben Gefangene sich des Fallschirms bedient, um sich aus dem Gefängnis zu befreien. So sprang im 17. Jahrhundert ein Franzose mit Namen Lavin aus dem Fenster seines Kerkers im Fort Miolan in die vorüberfließende Isère, wurde aber von seinen Häschern wieder ergriffen. Der General Bournonville, der an den Prinzen von Sachsen-Koburg zu Unterhandlungen geschickt war und als Gefangener in Olmütz festgehalten wurde, sprang aus 40 Fuß Höhe mit einem aufgespannten Regenschirm in den Wallgraben hinab, flog aber gegen eine Mauer und blieb mit gebrochenen Beinen liegen. Auch den



1. Fallschirmabsprung in Berlin am 23. Mai 1804.
Nach einem alten Stich von Haller.



2. **Aus einem Ballon werden Hunde im Fallschirm herabgelassen.**

berüchtigten Jakobiner Postmeister Drouet ereilte das gleiche Schicksal. Er hatte sich aus Bettvorhängen und Holzrippen einen Fallschirm angefertigt und sprang nachts aus den Kasematten seines Festungsgefängnisses in den Wallgraben. Infolge des heftigen Aufpralls brach er sich aber den Fuß. Am andern Morgen wurde er im Graben gefunden und wieder interniert.

Große Erfolge erzielte der Berufsluftschiffer Garnerin, der häufig den Enthusiasmus der Pariser durch seine kühnen Fallschirmabsprünge vom Luftballon aus erregte. Romantisch ist die Geschichte, wie dieser Mann zum Luftschifferberuf gekommen ist. Er war als Konventskommissar, wie eine alte Nummer der Zeitschrift des Deutschen Vereins zur Förderung der Luftfahrt schildert, im Vorpostengefecht bei Marchiennes gefangengenommen und ins Gewahrsam gesteckt worden. Hier hatte er die Liebe einer Ungarin gewonnen, die ihm das Material zur Herstellung eines Fallschirms verschaffte. Das Geheimnis der Liebenden wurde aber vorzeitig verraten. Der nahezu fertige Schirm wurde festgenommen und Garnerin in eine besonders feste Zelle gebracht. Sobald er aber die Freiheit wiedererlangt hatte, widmete er sich mit großem Eifer der Fallschirmkunst, die er als einer der Kühnsten und Geschicktesten ausübte.

In Berlin war schnell die neue Erfindung der Brüder Montgolfier, die am 5. Juni 1783 den ersten Heißluftballon in Annonay steigen ließen, bekannt geworden. Schon am 27. November dieses Jahres ließ Professor Achard vom Lustgarten aus einen aus Goldschlägerhaut gefertigten unbemannten Ballon auf, und am 13. April 1803, 14 Jahre nach der Reklamefahrt Blanchards, unternahm der Berufsluftschiffer Garnerin eine Auffahrt mit dem Potsdamer Jean Paul Gärtner, dessen Nachkommen noch heute in der Residenz der preußischen Könige leben. Ein Fallschirmaufstieg wurde in Berlin zuerst am 23. Mai 1804 gelegentlich einer Luftfahrt des Professors Bourguet gezeigt. (Abb. 1). Dieser stieg mit einem Kugelballon auf, der, wie ein alter Stich zeigt, mit Wasserstoffgas gefüllt war, das aus Schwefelsäure und Eisen in alten Biertonnen erzeugt wurde. Sein Begleiter war ein preußischer Leutnant, der den Ballon nach dem Absprung glücklich wieder zur Erde brachte. Man kann sich denken, welch gewaltiges Aufsehen dieses neuartige Experiment bei den Berlinern erweckte, die schon vorher, am 13. Oktober 1789, gesehen hatten, wie ein Luftschiffer aus seinem Ballon einen kleinen Korb mit jungen Hunden aus 3000 Fuß hatte herunterfallen lassen (Abb. 2). In der Folge hat denn das Publikum stets mit großem Interesse den Vorführungen von Luftschiffern beigewohnt, die in Biergärten kleine Montgolfieren mit allerlei Figuren und auch mit lebendigen Tieren hochließen. Besonders wirkungsvoll sind die Reklamezettel, die uns aus jener Zeit überliefert sind. In bunten Farben sind Ballone, Fallschirme, Menschen und Tiere ausgeführt (Abb. 3 u. 4). Ein erläuternder Text zeigt, was es alles zu sehen gab. Alte Stiche beweisen uns auch, daß vor etwa 100 Jahren das Interesse der Kinder für die Luftfahrt größer gewesen ist als zu unserer Zeit. Der Drachensport blühte ganz besonders, selbst kleine Fallschirme wurden von

Einladung zu seltenen

LUFT-MASCHINEN.

Heute, Donnerstag, den 9. Juni, wird bei trockenem Wetter

Rolla, der Indianer,

eine Luftreise machen.

Diese massive Figur ist in Lebensgröße und hält in jeder Hand einen großen bunten Globus. — In einer Höhe von ungefähr 7000 Fuß wird ihm der eine Ballon aus der Hand entgleiten, wodurch er das Gleichgewicht verliert und wieder zur Erde niedersinkt; der abgelöste Globus aber wird noch 1000 Fuß höher steigen, dann mit einer starken Explosion in den höchsten Regionen den Augen der Zuschauer entschwinden. —

Das langsame Entschweben dieser 12 Fuß hohen Gruppe in die höchsten Lüfte gewährt einen sehr imposanten und erfreuenden Anblick; besonders unterhaltend ist, wenn die Figur in einer Entfernung von ungefähr 2000 Fuß durch die größere Luftströmung verschiedene Bewegungen mit Händen und Füßen ausübt, so daß man eine lebende Person zu sehen wähnt.

Ich schmeichle mir, die in den größten Hauptstädten erhaltene Zufriedenheit auch hier zu erwerben, besonders da die Entwicklung des Wasserstoffgases, wie auch die Anfüllung der kostspieligen Maschinen, welche das Interessanteste dabei ist, und nur in der Nähe gesehen werden kann, öffentlich gemacht wird, so, daß dies dem hohen Adel und geehrten Publiko eine wissenschaftliche Unterhaltung gewährt.

Zu den gütigen Beiträgen für meine Bemühung werden außerhalb des Gartens Büchsen, mit meinem Namenszuge versehen, herumgeschickt. Die Freigebigkeit des geehrten Publikums läßt mich auf eine Unterstützung meiner nicht unbedeutenden Kosten hoffen. — Sollte es jedoch ungünstiges Wetter sein, so ist das Experiment auf Sonntag festgesetzt.

Dem Ueberbringer der unbeschädigten Maschinen ist eine gute Belohnung zugesichert.

Der Schauplatz ist im Schützenwall-Garten und außer Entrichtung des Entrée bis 7½ Uhr geschlossen.

Erster Platz 5 Sgr. Von diesem Platze kann Jeder sowohl die Maschinen — (welche nicht, wie auf die schon gesehene Art, von Papier und brennenden Spiritus, sondern von feinen Goldschlägerhäutchen künstlich und kostspielig gemacht sind) als auch die chemische Füllung genau beobachten.

Zweiter Platz 2½ Sgr. — Kinder zahlen überall die Hälfte.

Anfang der Füllung um 4 Uhr; Aufsteigen der Figur um 7 Uhr Nachmittags.

Kanonenschüsse geben jedesmal das Signal.

C. F. Kopelent, jun.

3. **Alter Reklamezettel.**

den Kindern gefertigt und im Winde fliegen gelassen (Abb.5). In dem Werke „Der Fallschirm“ von Falkenberg findet man eine ganze Reihe interessanter Abbildungen.

Es hat sich im Lauf der Jahre eine Fallschirmtechnik entwickelt, durch die ganz bestimmte Formen geschaffen sind, mit denen ein gefahrloses Abspringen aus der Höhe möglich sein soll. Die Regenschirmform erscheint als die beste. Dabei muß man aber unbedingt in der Mitte des Schirmes eine Oeffnung machen, weil sonst die Luft sich im Hohlraum zu stark verdichtet (Abb. 6) und bald an dieser, bald an jener Stelle des unteren



4. Programm für Biergarten-Luftfahrt
aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.
Luftschiffer Kopelent jr.

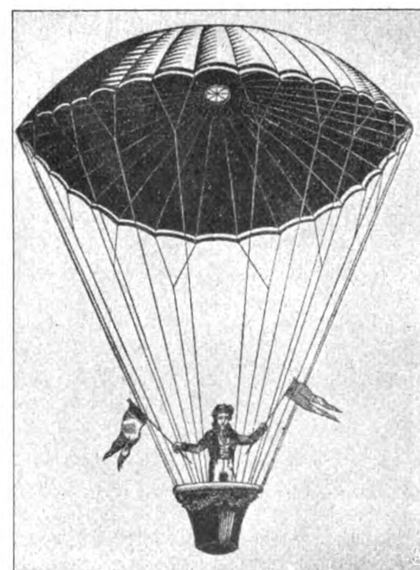
Randes zu entweichen sucht. Hierdurch treten sehr starke Pendelungen auf. Eigenartig ist es, daß gerade die Gelehrten, wie der Physiker Sir Cayley, zu dem Schluß kommen, daß „die konische Form mit der Spitze nach unten die Grundbedingung für jedes Gleichgewicht in der Luftfahrt“ sei. Der Engländer Cocking, der sich am 27. September 1836 in 1000 Meter Höhe vom Ballon des Luftschiffers Green mit einem so konstruierten Apparat abschneiden ließ, mußte den Versuch mit dem Leben büßen. Noch eine ganze Reihe von Fallschirmkünstlern teilte später das Schicksal Cockings. Besonders tragisch ist der Todessturz des in Deutschland sehr populären Luftschiffers Lattemann, der vor den Augen seiner Braut, der bekannten Luftschifferin Kätchen Paulus,



5. Spiel der Kinder mit einem Fallschirm.
Nach einer alten französischen Lithographie von Gabée.

bei einem Absprung auf dem Boden zerschmettert wurde. Einen eigenartigen Versuch hat der Luftschiffer Nadar vorgeschlagen. Er wollte sich und einen Fallschirm mittels einer Rakete in die Luft schießen lassen und aus dem höchsten Punkt der Flugbahn herabschweben. Es ist eigenartig, daß dieser Vorschlag später ernstlich wieder aufgenommen ist, zwar nicht zur Beförderung von Menschen, sondern eines photographischen Apparats. Die Rakete schießt den sinnreich mit einem Fallschirm in Verbindung gebrachten photographischen Apparat in die Luft; in der größten Höhe wird der Verschluß des Apparats ausgelöst, die Aufnahme gemacht, und in langsamem Flug schwebt der Apparat mit seinen Aufnahmen zur Erde. Tatsächlich sind beispielsweise in Tegel verschiedene wohlgelungene Photographien auf diese Weise angefertigt worden.

Es ist nicht einzusehen, warum nicht etwa die Fallschirmtechnik, die so viele Jahre vernachlässigt wurde, von neuem aufblühen soll, verdanken doch manche Luftschiffer ihre Rettung der Tatsache, daß sich die Hülle ihres in der Luft zerrissenen Ballons fallschirmartig ausbreitete und dadurch die Schnelligkeit des Sturzes erheblich herabminderte (Abb. 7). Es sei nur an den Sturz des amerikanischen Ballons „Conqueror“ in Berlin erinnert, der beim Gordon-Bennett-Wettfliegen 1908 auf die Häuser von Friedenau stürzte, ohne



6. Fallschirm aus der Mitte des 19. Jahrh.
Nach einem alten Stich.

daß die Insassen irgendwie verletzt wurden. Im allgemeinen übertrifft die Geschwindigkeit eines herabstürzenden, vom Gas entleerten Ballons infolge der fallschirmartig sich ausbreitenden Hülle nicht 6 Metersekunden, was gleichbedeutend ist mit der Endgeschwindigkeit eines aus Manneshöhe (1,8 Meter) frei herabspringenden Menschen. Diese Geschwindigkeit wurde allerdings bei verschiedenen Gelegenheiten ganz erheblich übertroffen. Im Juli 1902 machten der Professor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg Geheimrat Professor Dr. Miethe und der Verfasser dieser Zeilen vom Kasernement des Luftschifferbataillons in Tegel bei Berlin eine photographische Ballonfahrt, auf der kurz vor der Landung der Ballon plötzlich in ein über einen Höhenzug heranbrausendes Gewitter geriet. Der Aerostat wurde durch Wirbel mehrfach von 100 Meter bis zu 2 200 Meter emporgerissen, wobei das Gas fast vollständig aus der Hülle gedrückt wurde.

Zum Glück erfolgte jedoch der Sturz auf einen dichten Buchenwald, dessen Zweige die Gondel und das Netz auffingen, so daß uns keinerlei Schaden zugefügt wurde. Nach Ausweis des registrierenden Barometers hatte damals der Ballon die ausnahmsweise Geschwindigkeit von 10,5 Metersekunden gehabt. In Frankreich und Amerika sind die Fallschirmversuche von ernsten Männern wieder aufgenommen, und hoffentlich werden die Vorführungen auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin auch bei uns wieder zur Konstruktion von Fallschirmen anregen, die zur Verhütung von Unglücksfällen oder wenigstens zum Schutz dienen können.



7. Absturz einer Luftfahrerin.
Der Fall ist durch die fallschirmartig wirkende Gondel gebremst.
(Nach einer alten Zeichnung.)

Bilder aus aller Welt.

In Weinheim an der Bergstraße trat der Weinheimer Seniorenkonvent wieder einmal zu seiner üblichen Pfingsttagung zusammen. Diesmal bewilligte der Convent die letzte Rate für die stolze „Wachenburg“, die die im WSC. organisierte Studentenschaft der Technischen Hochschulen auf einem hochragenden Berg oberhalb Weinheims errichtet.



Die Erstchargierten der Korps des WSC. und die Vorsitzenden der Alten-Herren-Vereinigungen auf der Wachenburg an der Bergstraße. Phot. Kögel.

Von der Pfingsttagung des Weinheimer Senioren-Convents.





Der Flottenbund Deutscher Frauen hat vom 17. bis zum 19. Mai in der altertümlichen Stadt Hildesheim seine VI. Tagung abgehalten. Neben der ernsten Arbeit für die patriotischen Ziele des Bundes standen



1. Historischer Festzug auf dem Marktplatz: Die Spielleute. 2. „Renata" (Frl. Lüder). 3 Der Maiwagen. — Phot. Neunaber.

Von der VI. Tagung des Flottenbundes Deutscher Frauen in Hildesheim.



Die Jupitersäule auf der Saalburg,
wurde dem Kaiser vom Rechtsanwalt Oppenheimer, London, geschenkt.



Silberner Prunkschrein aus der Barockzeit,
ging durch Schenkung in den Besitz des Augsburger Maximilians-Museums über.



Phot. Luck.
Dr. Scholz,
der neue Oberbürgermeister von Kassel.



Phot. Meffert.
Frl. Otti Nesper,
wurde als erste Heroine dem Hamburger Stadttheater verpflichtete.

die Besichtigung der Stadt und ein historischer Festzug auf dem Festprogramm.

Der Londoner Rechtsanwalt Oppenheimer hat dem Kaiser als Schmuck für die Saalburg eine genaue Kopie der Jupitersäule geschenkt, die im Jahr 1904 in Mainz gefunden wurde.

Das Augsburger Maximilians - Museum ist durch eine hochherzige Schenkung um einen wahren Schatz bereichert worden. Es ist ein Prunkschrein aus Silber mit einer Uhr und 40 Figuren, der dem verstorbenen Baron von Rothschild in Frankfurt a. M. gehört hat.

Der Magistrat und die Stadtverordneten von Kassel haben den bisherigen Finanzdezernenten Düsseldorfs Dr. Scholz zum Oberbürgermeister ihrer Stadt gewählt.

Otti Nesper, eine talentvolle angehende Heroine vom Meininger Hoftheater, tritt im August in den Verband des Hamburger Stadttheaters.

In Bozen starb der Nestor der Dolomitenführer, der alte Johann Sautner. Er hat die westlichen Dolomiten der Touristenwelt erschlossen

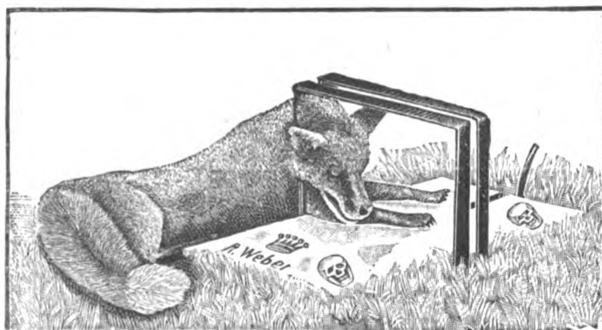
Die Verhandlungen im koburgischen Landtag haben jüngst großes Aufsehen erregt. Oskar Arnold, der Präsident des Landtags, kritisierte in einem Referat das Urteil des Brüsseler Gerichtshofes über die Niederfüllbacher Stiftung und verlangte, daß das Reich die Rechte Koburgs wahren möge.



Johann Sautner †
berühmter Dolomitenführer.



Hofphot. Uhlenhuth.
Zum Geschick der Niederfüllbacher Stiftung.
Landtagspräsident Arnold,
verteidigte im Landtag die Interessen Koburgs.



Zum Artikel: Raubtierfallen und Fangapparate.

Näheres in der anliegenden Nummer 23 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslands-Ausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

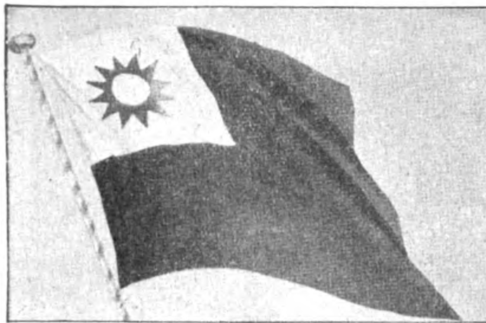
Aus dem Inhalt von Nr. 23 der „Export-Woche".

Der „Echec des Dreibundes". — Internationales. — Straßburg als Industriestadt. — Massenartikel für den Weltmarkt. — Raubtierfallen und Fangapparate. — Deutschtum im Auslande. — Aus der Tageschronik. — Technische Woche. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieur-Wissenschaft.

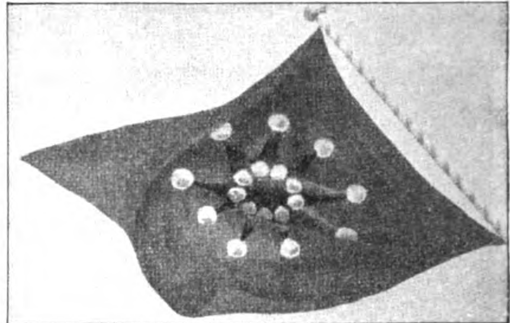
Schluß des redaktionellen Teils.



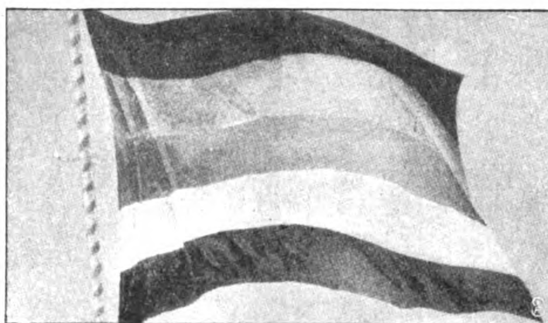
Dies und das.



Die neuen Flaggen der chinesischen Republik, die nun endgültig festgestellt sind, unterscheiden sich von der alten Staatsfahne, die einen fünfklauigen blauen Drachen neben einer geflammten Kugel auf gelbem Grund zeigte, durch ihr „europäisches“ Aussehen. Die Nationalfahne weist fünf Streifen auf: rot, gelb, blau, weiß und schwarz und will damit auf die Volksstämme hinweisen, die China



bewohnen, nämlich die Chinesen, Mandschu, Mongolen, Tibetaner und Mohammedaner türkischer Rasse. Die Fahne der Armee ist rot und trägt einen schwarzen Stern mit gelben Kugeln. Auch die Marineflagge ist rot und zeigt einen blauen Stern auf weißem Feld. Die Annahme der neuen Flagge stieß in einzelnen Provinzen des Reiches auf Widerstand und brachte selbst die Vertreter Chinas in Europa etwas in Verlegenheit. So z. B. in London, wo es seit langem üblich ist, daß Gesandtschaften und Botschaften zur Eröffnung des Parlaments Flaggenschmuck anlegen. Der chinesische Gesandte konnte dieser Höflichkeitspflicht aber diesmal nicht folgen, da die Einholung der Drachenflagge eben erst von seiner Regierung angeordnet war, eine neue republikanische Flagge aber noch nicht fertiggestellt werden konnte.



Das Hütetragen im Theater hat schon vor Jahrhunderten ebensoviel hitzigen Streit hervorgerufen wie in der neusten Zeit. Bei den Römern galt der Hut als Symbol der Freiheit, später als ein Abzeichen der vornehmen Klassen. Zunächst trugen nur Männer Kopfbedeckungen, und als die Mode spitze und runde Hüte für die

jungen Stutzer vorschrieb, ärgerte sich die Menge bei den großen Wettspielen und Wagenrennen über die behuteten Zuschauer gerade so wie unser heutiges Publikum. Allerdings nicht, weil „Sehstörungen" eintraten, sondern vielmehr darüber, daß bei öffentlichen Festen eine Kaste sich durch äußere Merkmale vom Volk unterscheiden und so seine Überlegenheit betonen wollte.

Die Wundertrommel, ein Kinderspielzeug aus der guten alten Zeit, darf sich rühmen, das Urbild des Kinematographen zu sein oder gewesen zu sein, denn jetzt würden die Kleinen, die an Dampfmaschinen und Luftkreuzern kaum noch Freude haben, verächtlich über diesen primitiven Zeitvertreib lächeln, der früher auch Erwachsene ergötzte. Die Wundertrommel war ein oben offenes Trommelgestell, das sich um einen Mittelfuß drehte und in der Trommelwand längliche, in regelmäßigen Zwischenräumen eingeschnittene Öffnungen hatte, durch die man die im Innern angebrachten, auswechselbaren Bildstreifen sah: Darstellungen eines Menschen oder Tieres in verschiedenen Stadien der Bewegung. Durch rasche Drehung der Trommel folgten sich die dicht nebeneinander stehenden Bilder so unmittelbar, daß der Eindruck der „Lebendigkeit" hervorgerufen wurde. Diese Bilder waren ausschließlich Silhouetten, und die jetzt wieder aufgekommene Schwarzkunst könnte dieses halbvergessene Spielzeug mit modernen Sujets wohl wieder aufleben lassen — wenn eben der moderne Geist nicht über solche „Kindereien" erhaben wäre.

Gegen bar oder erleichterte Zahlungen!

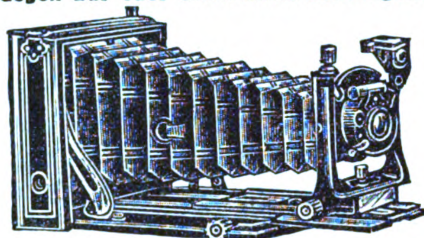


Photo-Apparate neueste Modelle renommiertester erster Fabriken mit Objektiven von Voigtländer, Goerz, Meyer, Rodenstock, Plaubel, u. andere. Verlangen Sie unsere **Camera-Preisliste gratis u. frei**. Ferner empfehlen wir Prismen-Binocles, Marken aller renommierten Fabriken zu Originalpreisen. Als besonders preiswert offerieren wir für Sport, Reise, Jagd etc., Hensoldt-Prismen-Binocles mit 6- und 8 maliger Vergr. für **M. 95.—** bezw. **M. 100.—** inkl. hartem Leder-Etui und Riemen. Bei monatlich. Teilzahlungen von



5.— Mark

an.

Verlangen Sie per Postkarte Auswahlsendung 6 Tage zur Ansicht ohne Kaufzwang. Binocle-Preisliste kostenfrei.

Köhler & Co., Breslau 5 / Postfach 24 B

Ein klarer Beweis



für die Güte einer Ware ist deren Verbreitung. Daher ist seit fast 100 Jahren in allen Familien ein altes Hausmittel in ständigem Gebrauch.

„Ricqlès-Minzengeist“

(Alcool de Menthe de Ricqlès)

vereinigt in kondensierter Form alle hygienischen, antiseptischen, beruhigenden, schmerz- und krampfstillenden Eigenschaften der Minze und ist von bewährter Wirkung bei Katarrhen, Indigestionen, Kolik und Migräne.

Erhältlich in Flakons à M. 3.65, M. 1.95, M. 1,35 und M. 1,10 in Drogerien, Delikatessenhandlungen, Parfümerien und Apotheken.

Illustrierte u. beschreibende Broschüre gratis d. Ricqlès-Depot, Frankfurt a. M.

DIALON



DIALON ENGELHARDS ANTISEPTISCHES DIACHYLON WUND-PUDER Preis

Seit Jahrzehnten bewährt, von hervorrag. Ärzten empfohlen **als unübertroffenes Einstreupulver f. kleine Kinder.** Gegen starken Schweiß, Wundlaufen, Entzündung, Rötung der Haut bei Verbrennungen, Hautjucken, Durchliegen usw. Im ständigen Gebrauch von Krankenhäusern, dermatologischen Stationen und Entbindungs-Anstalten.

Best. Diachylonpflaster, Borsäure, Puder.

In den Apotheken.

KÄMME, Marke

„Galalith“



sind die einzigen Kämme für eine hygienische Haarpflege, weil jeder Kamm mit **Formaldehyd** durch und durch **desinfiziert** ist

Fabrikanten: Internationale Galalith-Gesellschaft Hoff & Co, Harburg a./E.



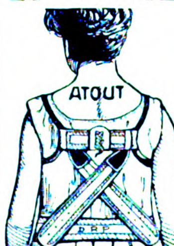
Ideale **Körperformen** graziöse Fülle, ohne d. Taille z. erweit., durch mein ärztlich empfohl. Mittel **„Pfanzon“** in ganz kurzer Zeit. Viele Dankschreiben. Preis M. 5 geg. Nachn. Lina Schönbrodt, Dipl. Spez. Leipzig D. Querstr. 33 I.



1000

echte Briefmarken, wor. 210 verschiedene, enth. Mexico, Chile, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Span., Bulgar., S. Marino, Japan, China Costarica, Gabon etc. nur **1 Mark**. Porto 20 Pfg. extra. **Preisliste gratis.**

Paul Siegert, Hamburg 68.



Kein Stahl, elastisch u. federleicht

Geh doch gerade! Geh nicht so krumm!

Nur **ATOUT** ist nach orthopäd. ärztlich. Grundsätzen der einzig **zweckmäß. Rückenhalter!**

Prospekt gratis Preis M **15–18** **Unerreichte Wirkung!!**

Heinr. Loewy :: Berlin C

K. K. Hofbandagist **Dorotheenstraße 77/78**

Dr. Ernst Sandow's

Kohlensäure-Bäder

besitzen alle Vorteile anderer Systeme ohne deren Nachteile und sind die **billigsten.**

Langsame, starke Gasentwicklung. Keine flüssigen Säuren. Kein unangenehmer Geruch. Keine Apparate oder dergl.

1 Bad im Einzelkarton	M. 1.—	unfrankiert ab Hamburg,
10 Bäder in „loser“ Packung	„ 9.65	
1 Schutzeinlage für die Badewanne	„ 3.—	
Sauerstoff-Bäder	„ 2.—	franko.

Dr. Ernst Sandow, Chemische Fabrik, Hamburg.

Echte Briefmarken. Preisliste gratis sendet **August Marbes, Bremen.**

Aureol-Haarfarbe

seit 17 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. Mk. 3.50 Probe Mk. 1.25

J. F. Schwarzlose Söhne

Kgl. Hofl. Berlin Markgrafen Str. 29.

Man verlange Prospekt & Überall erhältlich.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Marcel Prévost: „Die junge Mutter“. 245 S. Geh. 3 M., geb. 4.50 M. — Gustaf Hellström: „Kutscher“. Roman. 212 S. Geh. 3 M., geb. 4 M. — Gaston Léroux: „Das Phantom der Oper“. Roman. 457 S. Geh. 5 M., geb. 6.50 M. — Jozef Filsers Briefwechsel von Ludwig Thoma. 156 S. Sämtlich bei Albert Langen in München erschienen.

Trußka von Bagiensky: „Die aufgeklärte Frau“. Ein Lebensbuch. 264 S. 3 M. Berlin, Verlag von Hugo Bernmühler.

Horst Paulus-Baldauf: „Reime“. Gedichte. 77 S. — Karl Mückenschnabel: „Wildrosen“. 1887—1907. 108 S. Geh. 1.50 M., geb. 2.50 M. — Ewald Baumgarth: „Lenzesblüten“. Gedichte. 46 S. Geh. 1.50 M., geb. 2 M. — Walter Saturn: „Mein Freund Martin und anderes“. 56 S. — Bruno Weidefeld: „Cossura“. Sage aus dem Altertum. 44 S. Geh. 1 M., geb. 2 M. Sämtlich bei Bruno Volger in Leipzig-Raschwitz erschienen.

Dr. Georg Luda: „Die Zuckerkrankheit“. Wesen, Behandlung, Heilung unter besonderer Berücksichtigung des Sauerstoff-Heilverfahrens. 66 S. 1.80 M. Berlin und Leipzig, Medizinischer Verlag Schweizer & Co.

Reise-Effekten

Rohrplattenkoffer, Lederkoffer und Ledertaschen mit und ohne Einrichtung, Necessaires etc.



Gegen bar oder erleichterte Zahlungen

offerieren wir zu äußerst wohlfeilen Preisen gediegene Qualitätswaren in großer geschmackvoller Auswahl. Die Abbildungen in unser. Katalogen sind naturgetreue Original-Photographien; die Auswahl ist deshalb nicht schwerer als im Ladengeschäft.

Fordern Sie bitte unsern **Reiseartikel-Katalog kostenfrei.**

Köhler & Co Breslau V Postfach 24/35





Die neue MAUSER Selbstlade-Taschenpistole

Kaliber 6.35 mm, zehnschüssig, vereinigt bei eleganter, handlicher Form, grösste Einfachheit, Zuverlässigkeit u. Präzision. Zu beziehen durch jede Waffenhandlung. Prosp. gratis u. franko.

Waffen-Fabrik MAUSER Akt.-Ges.
Oberndorf a. N. (Wttbg.)

Die Fabrik liefert nur an Wiederverkäufer.

Gebrauchen Sie eine Gartenspritze?

Die Universalspritze „System Sander“ ist ungewöhnlich leistungsfähig, dauerhaft, für alle Zwecke verwendbar und kostet **nur** M. 29.— frei jeder deutschen Poststation. Abbild. nebst Gutacht. kostenfrei.

Bacillolwerke Hamburg H.

Um Ihrer Haut

die blendende Weiße, die Frische und den Sammetglanz der Jugend zu geben, benützen Sie das

ALTHÆINE

v. **Dr. J. SEGUIN, Paris,** denn es schützt die Haut wunderbar gegen die Luft und die Meereshitze etc. Es enthält keine schädlichen Produkte, fleckt und fettet nicht, vertreibt rote Hautfleck., Hautsprünge, Runz., Sonnenbr. etc. Es ist für die Haut, was der Tau für die Blume ist.

Preis 5, ½ St. 3, Hauptdep.: Léger-Jourdan, Parfümerie, **Saint-Denis-les-Paris. Berlin:** Lohse, Hofl., Jägerstr. 46. **München:** Schlegel, Hofl., Dienerstr. 23. **Frankfurt a. M.:** Simon jr., Gr. Eschenh. 3. **Köln:** Bataille, Breitestr. 145. **Bremen:** Schulze, Obernstr. 10. **Hamburg:** Möller & Eichapfel, Buschstr. 14. **Magdeburg:** O. Bibow, Breitew. 12. **Dresden:** Schwarzlose, Schloßstr. 13. **Prag:** Milde & Roßler. **Wien:** Wallace, Hofl., Kärntnerstr. 30. **Budapest:** Vertessi, Hofl. **Petersburg:** Magas. Anglais, Hofl.

Tägliche Mund- u. Zahnpflege mit Bergmanns Zahnpasta Rosodont

ist Vorbedingung für Schönheit u. Gesundheit.



Im Kampfe gegen Cholera-, Diphtheritis- u. Typhus-Bazillen bewährt.

Kgl. Sächs. **Staatspreis** Int. Hyg. Ausst. Dresden 1911. | Käuflich zu 40, 50, 60, 100 Pfg. in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

A. H. A. Bergmann, WALDHEIM, SA.

Lästige Haare

wie **Damenbart, Arm- u. Körperhaare,** überhaupt jeder unerwünschte Haarwuchs verschwindet rasch und schmerzlos für immer durch Anwendung meines neuen, überall Sensation erregenden echt französischen Präparats **„Sensa“.** Garantiert unschädlich, ärztlich erprobt und empfohlen. Volle Schadloshaltung bei Nichterfolg. Preis Mk. 5,—. Versand nur durch **Hirsch-Apotheke, Strassburg 75 Els.** — Aelteste Apotheke Deutschlands. —

Jagdrad-Fahrräder

Beste Marke. Billigste Preise.



Katalog, reich illustriert, senden wir **kostenlos.**

Deutsche Waffen- u. Fahrrad-Fabriken in Kreiensen (Harz) Nr. F. 261.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

jeder Art liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 9.
Katalog gratis.
In jed. größ. Stadt w. Verkaufst. nachgew.

Bücher-katalog

reichhaltig und amüsant, gratis u. franko, versendet **Gust. Engel, Berlin 6,** Potsdamer Str. 131.



Kein Leser versäume, meine **neue Preisliste** zu verlangen
August Dürrschmidt, Markneukirchen i. Sa. Nr. 325.
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen.

Stopfe mechanisch mit der Hand!

Apparat „**Blitz**“, keine Nähmaschine. **Stopft** Strümpfe, Stoffe, Leinen etc. **wie neu gewebt,** kein Unterricht nötig. **M. 4.—** franko Nachn. **Frau Dr Edgar Heimann,** G. m. b. H., **Berlin W. 35. W.**

✚ Magerkeit ✚

Schöne, volle Körperformen, imponierendes Aeusseres bei Herren und Damen durch unser preisgekröntes **„Abundin“.** Bestes Nervennährpräparat. Goldene Medaille. In kurzer Zeit bis 30 Pfund Zunahme. Unschädlich. **Garantieschein.** Zahlreiche Dankschreiben. Preis **2 M.** 3 Kartons (z. Kur erforderlich) **nur 5 M.** Diskrete Zusendung.

Dr. Schäfer & Co., Berlin 50, Friedrichstrasse 9.

Reiche Heiraten

auch nach dem Auslande und den **überseeischen Ländern** vermittelt auch für Herren ohne Vermögen die seit 1903 bestehende große **internationale Heiratsvermittlung**
L. Schlesinger, Berlin 18.
Viele hundert Damen mit **50——100 000 M.** Vermögen in Vormerkung.

Eine Wette

können wir eingehen, dass Sie nach einmaligem Versuch infolge der grossen Vorzüge Ihre Schuhe stets versehen lassen



mit Continental Gummi-Absätzen

Enorm haltbar

Schwelmer Gummiwaren-Industrie G. m. b. H., Schwelm i. W.

Herz-Stiefel



mit dem Herz auf der Sohle

befriedigen die verwöhntesten Ansprüche
NEU Special-Stiefel für Herren u. Damen } zu 16.50
Erkenntlich an dem HERZ SPECIAL Zeichen auf der Sohle.

C. Hoffmann: „Zeichenkunst“. Lehrreiche Vorlagen zum Abzeichnen. Serie I. „Elementarzeichnen“. Heft 6 u. 7. à Heft 1 M. Ravensburg, Verlag von Otto Maier.

Freiherr von Schlicht: „Der Gardegraf“. Humoristisch-militärischer Roman. 301 S. Geh. 4 M., geb. 5 M. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Georg Prader: „Norbert Hanrieder in seinen Dichtungen“. Studie. 179 S. St. Pölten 1912, Verlag der Preßvereinsdruckerei St. Pölten.

Verschiedene Mitteilungen.

— Eine wirkliche Dame erkennt man an ihrer Hand. Eine zarte, wohlgepflegte Hand ruft immer den Eindruck der Vornehmheit hervor und erregt Bewunderung. Wenn so viele gefeierte Schönheiten Frankreichs sich heute nur mit Ray-Seife waschen, so hat dies seinen Grund darin, daß diese durch Deutsches Reichspatent geschützte Toiletteseife infolge ihres großen Gehalts an frischem Hühnerei in vorteilhaftester Weise auf die Zartheit der

Hände und Schönheit des Teints einwirkt. Auch in andern Ländern hat Ray-Seife die früher fast ausschließlich verwandten französischen Seifen stark verdrängt, ein glänzender Beweis für die Vorzüglichkeit dieses deutschen Fabrikats.

— „Professor Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt“, Eisenach (leitender Arzt Dr. Th. Hoepfner), war im Jahr 1911 wieder von zahlreichen Patienten besucht, deren Gesamtzahl 103 betrug und somit die Frequenz früherer Jahre erreichte. Davon waren 15 Ausländer, die sich auf Oesterreich, Ungarn, Schweiz, Türkei, Rußland, Schweden, Holland, Belgien sowie Nord- und Südamerika verteilten. Seit Anfang April 1912 wird jeden Mittwoch von 3 bis 5 poliklinische Sprechstunde für jedermann abgehalten.

— Die letzte große Auflage des Agfa-Photo-Handbuches, 15000 Exemplare umfassend (86.—100. Tausend), ist binnen Jahresfrist vollständig vergriffen worden, so daß die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin, sich veranlaßt sah, wiederum 10000 Exemplare anfertigen zu lassen, die als 101.—110. Tausend jetzt dem Handel übergeben werden. Die genau durchgesehene, verbesserte resp. vervollständigte Ausgabe reiht sich sowohl hinsichtlich drucktechnischer Vollkommenheit und instruktiven Inhalts wie in puncto reicher Illustration durch mustergültige Autotypien nach Aufnahmen mit dem renommierten „Agfa“-Negativ-Material auf das würdigste ihren Vorgängerinnen an und bietet nicht nur denen eine Fülle des Interessanten, die das Werkchen zum erstenmal zur

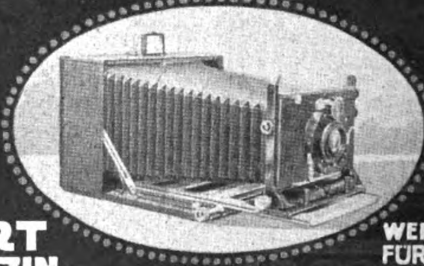
Hand nehmen, sondern enthält auch für die Besitzer früherer Ausgaben viel Wissenswertes, unter anderm einen illustrierten Aufsatz über die Organisation der „Agfa“, der einen Begriff von der Bedeutung dieses Unternehmens vermittelt. Der Kauf des auch diesmal nur 30 Pf. kostenden Büchleins kann jedermann geraten werden.

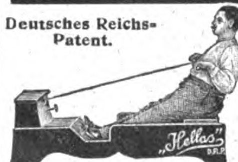
— Parkhotel Teufelsbrücke. Wer nach Hamburg, der gefeierten Elbkönigin, einmal kommt, unterläßt es nicht, eine Dampferfahrt elbabwärts bis Blankenese zu unternehmen. Was sich da dem überraschten Auge an entzückenden Bildern, vor allem am rechten Ufer bietet, steht innerhalb Deutschlands einzig da. Der schiffbelebte Strom, die mächtigste internationale Völkerstraße, wird da von reizvollen Vororten, Parks und Sommergärten begrenzt. Mitten darinnen erhebt sich mit zwei hellschimmernden Herrenhäusern, inmitten eines köstlichen, blumenüberschütteten Gartens, das Parkhotel. Es bietet alles, was ein vornehmer und geschmackvoller Sinn nur fordern darf. Gekrönte Häupter, königliche Kaufleute kehren hier immer wieder ein, aus allen Gauen Deutschlands kommt man hierher, umrauscht vom Völkerverkehr in einem holden Idyll ein paar Wochen still zu verleben. Der Park besitzt reichen landschaftlichen Wechsel, auch ein eigener Tennisplatz, eine eigene Landungstelle finden sich hier. Plätze für Golf- und Polospiele locken in der Nähe. Nachbarlich liegt der bekannte weite Park der Familie Jenisch. Wiesengelände, Waldinseln, die volle Poesie der Geest bieten freundliche Genüsse. Aus allen Fenstern der beiden Paläste öffnen sich entzückende Bilder, und der nie ruhende Strom zu Füßen bildet die Lebensader. Nur wenige Stunden Bahnfahrt von Berlin aus bringt uns hierher. Kommen und schauen. Genießen und dann die Sehnsucht mit heimnehmend, bald wieder einmal hierher zurückzukehren! Das Parkhotel macht das Scheiden jedem schwer, der nur einmal hier Einkehr hielt.

— Das zarte Geschlecht verdankt seinen Namen nicht nur seinem im Verhältnis zu dem des Mannes wesentlich zarteren Empfinden, sondern auch dem Umstand, daß es zarter gebaut und seine Haut zarter und weicher ist als beim Mann. Eine Frau also, die sich das angeborene Zarte und Rosige ihrer Haut zu erhalten weiß, wird stets vom Reiz und der Anmut der Jugend umflossen bleiben. Der größte Feind der Haut ist minderwertige Seife. Nur eine erprobte milde, neutrale Seife, wie die medizinische Steckenpferd-Lilienmilchseife, die durch ihren Zusatz von Borax heilend auf alle Hautunreinigkeiten wirkt und eine zarte, samtweiche Haut erzeugt, ist zur erfolgreichen Hautpflege berufen. Mit ihrer Hilfe läßt sich am besten Schuppen, Schweiß und Fett,











die die Hautporen verstopfen und das freie Atmen der Haut verhindern, entgegenwirken.

— Der neue Kodak-Katalog für 1912 ist erschienen. Ein neuer Katalog der Kodak-Gesellschaft bedeutet für die Welt der Amateur-Photographen und solcher, die es werden wollen, stets eine Menge neuer und interessanter Anregungen. Auch die vorliegende Neuauflage wird in dieser Hinsicht niemand enttäuschen. Der Katalog ist außerordentlich reichhaltig und dabei übersichtlich angeordnet, enthält außer vorzüglichen Abbildungen der verschiedenen Kodak-Apparate auch solche von damit aufgenommenen Bildern und redet von Anfang bis zu Ende eine beredte Sprache von dem Vergnügen, das die Kodak-Photographie bietet, den Vorteilen, die man durch Mitnahme eines Kodaks auf die Reise oder Benutzung eines solchen zu Hause gewinnt, und der Mühelosigkeit und Zuverlässigkeit des ganzen Systems der Kodak-Photographie, das von Anfang bis zu Ende von der Dunke'kammer unabhängig macht. Der Kodak-Katalog ist bei jedem Händler gratis erhältlich und wird auch von der Kodak-Gesellschaft, Berlin, Markgrafenstr. 92 93, gern gratis und franko zugeschickt.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G.m.b.H., **Berlin SW 33**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.



Reiseführer für Frühling und Sommer



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68. Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.
Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. - Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 23. Berlin, den 8. Juni 1912. 14. Jahrgang.

Der „Echec des Dreibundes“.

Von Hermann vom Rath,

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Es stellt sich mehr und mehr heraus, daß die Eroberung von Tripolis in weit höherem Maße eine administrative und verkehrstechnische Arbeit als eine militärische Aufgabe ist. Kenner des Landes behaupten, daß von einer dauernden und gesicherten Besitzergreifung erst dann die Rede sein könne, wenn, von der Küste ausgehend, ein Netz von Straßen und Eisenbahnen über das Innere geworfen sein werde. Daß dies aber nicht in Monaten und einigen Jahren, sondern voraussichtlich erst in einigen Jahrzehnten durchgeführt werden könne, während dieser Zeit aber der Zustand militärischer Okkupation unter mehr oder weniger starker Anlehnung an die Flotte dauern werde. Die Lösung einer solchen Aufgabe ist aber doppelt schwer für ein Volk vom Temperament des italienischen, doppelt schwer für eine Regierung, die sich dem Parlamente gegenüber nur halten kann, wenn sie prompte und augenfällige Erfolge fortgesetzt aufzuweisen vermag.

Dies Bedürfnis erklärt den zweiten Akt des Kriegsdramas, die Ausdehnung der italienischen Aktion auf die türkischen Inseln des Ägäischen Meeres. Italien hat dazu die Erfahrung gemacht, daß ein lebhafter Schmuggel von Kriegskonterbande über Rhodos, Karpathos und einige andere Inseln, von da über Kreta und Malta nach der Libyschen Küste im Schwunge ist. Diesen Schmuggel soll die Okkupation von Rhodos und einigen anderen Inseln unterbinden. Selbstverständlich soll sie zugleich die Türkei gefügiger machen für die Abtretung von Tripolis.

Von einer dauernden Annexion dieser Inseln kann keine Rede sein, denn sie würde internationalen Abmachungen, deren Signatare nicht nur die beiden Kriegführenden sind, direkt widersprechen. Als Druckmittel erscheint aber die zeitweilige Okkupation dieser Inseln nur von zweifelhaftem Werte. Denn für die wirtschaftliche Existenz der Türkei sind sie nur von untergeordneter Bedeutung, denn ihre Bevölkerung ist überwiegend eine christliche, daher von geringerem Interesse für die Machthaber am Goldenen Horn.

Die Aktion gegen die Dardanellen war offenbar in erster Linie unternommen, um eine türkische Störung der Okkupation der Inseln fernzuhalten. Daß es dabei überhaupt zu einer anscheinend unschädlichen Kanonade kam, dürfte weniger auf die Instruktionen der römischen Regierung als auf den Übereifer einzelner Schiffskommandanten zurückzuführen sein, die dem Feuer der türkischen Forts gegenüber das Pulver nicht halten konnten. Vermutlich hat bei dieser Aktion aber auch der Wunsch mitgesprochen, die Türkei zur Schließung der Dardanellen zu zwingen und ihr dadurch internationale Schwierigkeiten zu bereiten. Diesen Versuch scheint man bis jetzt als gescheitert ansehen zu können.

An das jüngste italienische Vorgehen werden nun weitgehende politische Kombinationen, ja die Prophezeiung eines vollkommenen Echecs der Dreibundpolitik geknüpft Die Existenz einer italienisch-englischen Abmachung wird behauptet, derzufolge Italien den dauernden Besitz der okkupierten Inseln erhalten, auf die Forcierung der Meerenge verzichten und die Herrschaft im östlichen Mittelmeere mit England teilen solle. England werde dann die Pforte zur Öffnung der Dardanellen veranlassen und nach Vermittlung des Friedens auch die Türkei in den erweiterten Konzern der Tripelentente einbeziehen. Für Deutschland und Österreich-Ungarn würde das den gleichzeitigen Verlust des Bundesgenossen wie des türkischen Freundes bedeuten.

Ob eine englisch-italienische Abmachung der angedeuteten Art in Wirklichkeit besteht, entzieht sich selbstverständlich unserer Kenntnis. Ist sie nicht vorhanden, so liegt hier jedenfalls eine sehr geistreiche und scharfsinnige Kombination vor. Sie scheint mir nur an zwei Fehlern zu laborieren: einmal rechnet sie nicht mit den widersprechenden Interessen der Ententemächte im nahen Orient, sodann steht sie auch mit den Tatsachen nicht in Einklang.

Auf die schwer in Harmonie zu bringende Türkenpolitik Rußlands, Frankreichs und Englands brauche ich nicht einzugehen, diese Gegensätze sind allgemein bekannt. Nur auf einen Punkt möchte ich hinweisen: Frankreich hat in der Türkei Milliarden investiert, es kann daher eine wesentliche Schwächung des Schuldners schlechterdings nicht zulassen. — Daß vollends

England der Öffnung der Meerengen zustimmen, daß es sie sogar erzwingen werde, diese Annahme scheint mir den Tatsachen direkt zu widersprechen.

Die Tripelentente stand noch im Blütenglanz taufrischer Jugend, als Herr v. Iswolski aus Anlaß der bosnischen Annexion nach Paris und London reiste, um unter anderem die Öffnung der Meerengen von den Ententegenossen zu erreichen. Sein Wunsch fand in erster Linie in England Widerstand. Auch jetzt wieder, gelegentlich des Türkisch-Italienischen Krieges, hat Rußland das gleiche Begehren geäußert, und wiederum war es England, das sich widersetzte. Sicherlich nicht aus uneigennütziger Liebe für die Türkei, sondern aus wohlverstandenem eigenen Interesse. Abgesehen von dem verstärkten Einfluß Rußlands auf das Kalifat, dessen Abhängigkeit von seinem Zepter Englands Ziel bleibt, kann die Bewegungsfreiheit der russischen Flotte leicht zu einer solchen Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeer führen, daß statt eines italienisch-englischen Kondominiums im Osten und eines französisch-englischen im Westen dieses Beckens eine empfindliche Minderung des britischen Einflusses die Folge sein würde.

Es ist ja vollkommen richtig, manches Unwahrscheinliche ist bereits unter der Flagge der Tripelentente Ereignis geworden, und die deutschfeindliche Politik hat England schon manches Opfer gekostet. Daß es aber einer Bedrohung des wichtigsten Lebensnerves seines Weltreiches, des Suezkanals, selber seine fördernde Hand leihen sollte, das erscheint doch höchst unwahrscheinlich.

Von einem Erstarken des britischen Einflusses am Goldenen Horn ist ja in letzter Zeit vielfach die Rede gewesen. Man hat die angebliche gleichzeitige Abreise des deutschen und österreichischen Botschafters bei der Pforte damit in Zusammenhang gebracht. Graf Pallavicini ist, soviel bekannt, noch auf seinem Posten. Sollte er aber in nächster Zeit sich nach Wien begeben, so dürfte diese Reise sich zwanglos aus dem Wunsche erklären, mit seinem neuen Chef persönliche Fühlung zu nehmen. Warum der Freiherr v. Marschall seinen Posten verläßt, ist bekannt. Läge aber tatsächlich begründete Besorgnis vor, der deutsche Einfluß in Konstantinopel wäre bedroht, dann würde man sicherlich nicht in diesem Augenblicke den bewährtesten Orientdiplomaten abberufen haben.

Die verbündeten Kaiserreiche sind durch den Italienisch-Türkischen Krieg gewiß nicht in eine angenehme oder leichte Situation versetzt worden. Reibungen und Unstimmigkeiten mögen auch bereits entstanden sein. Sie haben aber keine einschneidenden Wirkungen geübt. Im großen und ganzen ist es der Geschicklichkeit der Diplomatie gelungen, bei striktester Neutralität dem Verbündeten gerecht zu werden, ohne das Vertrauen der Türkei zu verscherzen. Für das türkische Verhältnis zu Deutschland spricht ein Faktor mit, der immer wieder entscheidend in die Wagschale fällt: Deutschland ist die einzige Macht, die politisch uneigennützig der Türkei gegenübersteht, die durch Jahrzehnte bewiesen hat, daß sie kein anderes Ziel verfolgt als die wirtschaftliche Erstarkung des Osmanentums.

Gute, ja freundschaftliche Beziehungen zwischen Italien und England sind nicht nur traditionell, sie sind für die exponierte Halbinsel Bedürfnis. Darum sind sie auch durch die deutsch-englische Spannung nicht berührt worden. Darum bedürfen sie aber auch keiner besonderen Befestigung durch Pergamente. Sie haben bisher keinen direkt förderlichen, aber auch keinen destruktiven Einfluß auf die Existenz des Dreibundes geübt. Aus der englisch-italienischen Intimität und aus unwahrscheinlichen britischen Mittelmeerplänen einen demnächstigen vollkommenen Echec des Dreibundes herzuleiten, dafür scheint mir nun eine Veranlassung nicht vorzuliegen.

Man verweist auf die englische Presse, die in den letzten Tagen im Gegensatz zu ihrer vorigen unfreundlichen Haltung ostentativ erklärt, Italiens Vorgehen schädige britische Interessen nicht, und die Bemerkungen Lord Morleys über die zukünftige, von England mitgarantierte Stellung Italiens im Mittelmeere unterstreicht. Man darf dabei aber nicht außer acht lassen, daß keine Presse so diszipliniert ist wie die englische, die prompt jeder Nuance von Downing Street folgt. Erinnert sei nur daran, daß erst vor kurzem die englischen Zeitungen den russischen Wunsch nach Öffnung der Meerengen für wohl diskutierbar erklärten und ihn sogar mit einer Stärkung der Stellung der Tripelentente im Mittelmeere begründeten. Daß aber bald darauf diesem nicht leicht verständlichen Schachzuge die offizielle Ablehnung der englischen Regierung folgte.

Internationales.

Von Leo Jolles.

Als seinerzeit über die Beteiligung deutschen Geldes an ausländischen Emissionen ein ziemlich unfruchtbarer Streit der Meinungen ausgefochten wurde, kam auch die Rede auf die internationale Finanzkonsortien. Wer die Beziehungen des Kapitals zu den großen Geschäften richtig sah, mußte zugeben, daß kein Staat, der in wirtschaftlichen Fragen mitreden will, sich auf nationale Bedenken zurückziehen und eine Mitwirkung an fremden Unternehmungen ablehnen darf. Aber auch die Gegner lernten die Folgen einer falschen Enthaltsamkeit kennen, wenn einmal die Frage der Zugehörigkeit zu einer internationalen Gemeinschaft praktisch wurde. Selbst bei Verbindungen zwischen Nachbarstaaten fielen Änderungen auf und wurden mit einer gewissen Bedenklichkeit glossiert. So geschah es, als vor Jahr und Tag die Deutsche Bank an die Stelle der alten Konsortialen der Rothschildgruppe trat, um die Vertretung der österreichischen Renten in Deutschland zu übernehmen. In einem solchen Fall wird die Frage der Zweckmäßigkeit nicht erörtert, sondern man beurteilt den Vorgang unter dem Gesichtspunkt von Sieg und Niederlage. Sich an derartige Inkonsequenzen zu erinnern, ist nützlich; denn es fördert das Urteil über den Wert theoretischer Grundsätze im Geschäftsleben. Handelt es sich um die Erlangung einer günstigen Beziehung im Auslande, so fragt niemand, ob es gut sei, deutsches Geld mit der fremden Gelegenheit in Verbindung zu bringen. Der Wettstreit um die wirtschaftliche Herrschaft über die neue chinesische Republik ist ein bemerkenswertes Beispiel der Überlegenheit eines richtig orientierten Geschäftssinnes gegenüber ausgeklügelten Programmen. Obwohl das chinesische Reich die ausländischen Geldmärkte in nicht geringem Maße mit seinen Anleihen belastet hat, wird ihm bereitwillig von allen möglichen Seiten neuer Vorschuß angeboten und gewährt. Die republikanische Regierung berührt mit ihren Fingern schon seit längerer Zeit den Boden der Staatskassen und lebt von kleinen Darlehen, die ihr für bestimmte Gegenleistungen bewilligt werden.

Besonders rege hat sich ein österreichisches Konsortium im Abschluß von Geschäften mit der „Republik der Mitte“ betätigt. Für zwei Vorschüsse im Gesamtbetrage von 15 Millionen Mark wurden den österreichischen Skodawerken, der bekannten Waffenfabrik, große Bestellungen auf artilleristisches Material zugesichert. Die Aufträge, die sich die Österreicher verschafft haben, sind deshalb von Interesse, weil die österreichische Finanz nicht zu dem großen Syndikat gehört, das die finanzielle Versorgung des neuen chinesischen Staatswesens übernehmen will. Das Kaiserreich wurde von vier Großmächten (England, Frankreich, Deutschland, Nordamerika) betreut. Die vier Verbündeten hatten vor dem Ausbruch der Revolution einen Vertrag wegen Übernahme einer großen Anleihe zur Reform der chinesischen Währung abgeschlossen. Dieses Geschäft wurde durch die politischen Ereignisse unterbrochen. Als Gesamtbetrag waren 200 Millionen Mark in Aussicht genommen. Daß die genannten vier Alliierten für das große Finanzgeschäft in Frage kamen, folgte aus ihren wirtschaftlichen Beziehungen zum chinesischen Reich. England, Frankreich und Deutschland sind durch angesehene Banken in China vertreten, dürfen sich also auf Tradition berufen. Die Vereinigten Staaten kamen erst später hinzu, nachdem sie versucht hatten, sich die Priorität zu verschaffen. Ob die Währungsreform noch immer zu den ersten Aufgaben der chinesischen Regierung gehört, weiß man nicht. Jedenfalls ist die fünfprozentige Goldanleihe von 200 Millionen Mark, die im April 1911 abgeschlossen wurde und der Modernisierung des chinesischen Geldwesens dienen sollte, unerledigt geblieben. An ihre Stelle wird ein Riesendarlehen von etwa 1200 Millionen Mark treten, für dessen Unterbringung, neben den vier genannten Großmächten, auch Japan und Rußland sorgen wollen. Da diese beiden Staaten ihre eigenen Wege im Reich der Mitte gehen, so mußte ihnen die Sicherheit ihrer Politik garantiert werden, bevor sie sich zur Verbindung mit den anderen Aufsichtsinstanzen entschlossen. So ist ein Syndikat von sechs Mächten bereit, die Kontrolle über Chinas Wirtschaft auszuüben.

Es fragt sich nun, ob dieser „Bund der Wirtschaftsreformer“ allen Mitgliedern die gleichen Vorteile bringen kann. Als Produzenten und Exporteure befinden sich die sechs Länder im Wettbewerb. Vereinbarungen, die sich auf ihre Stellung im Welthandel beziehen, sind nicht vorhanden. Sie werden also, jedes für sich, der eigenen Industrie zu dienen suchen. Da derartig große Anleihen (selbst wenn die Gesamtsumme sich auf sechs Unternehmer verteilt, bleibt für den einzelnen ein noch immer ansehnlicher Betrag) nur gegeben werden sollen, wenn dem Gelde eine wirtschaftliche Gegenleistung geboten wird, so muß die chinesische Regierung sehr bedeutende Aufträge geben, um dem Darlehen das erforderliche Gegengewicht zu verschaffen. Sind die Voraussetzungen für eine solche Gegenleistung vorhanden? Die geschickten Operationen der Japaner, die sich in den Besitz der großen chinesischen Montanwerke setzen wollten, sind bekannt. Japanische Firmen hatten der chinesischen Regierung eine Anleihe von rund sechs Millionen Mark bewilligt und sich als Gegenleistung die Beteiligung an einem neu zu gründenden chinesich-japanischen Montankonzern versprechen lassen. Dieser Plan ist durch die chinesischen Aktionäre der in Frage komenden Gesellschaft vernichtet worden. Fast einstimmig lehnten sie die Umwandlung ihres Unternehmens in eine Gesellschaft mit japanischer Majorität ab. Die Opponenten erklärten unumwunden, daß der Versuch Japans, in der chinesischen Industrie eine Monopolstellung zu erlangen, mit aller Energie vereitelt werden müsse. Japan wollte sich für seine Montanwerke und Maschinenfabriken einen eigenen Kanal zur Rohmaterialzufuhr graben. Damit wäre der chinesische Markt den japanischen Fabrikaten ausgeliefert gewesen; denn keine andere Nation hätte unter ähnlich günstigen Transportbedingungen liefern können wie die japanischen Exporteure. Auch für die ausländischen Industrien, die nach Japan exportieren, wäre die Selbständigkeit der dortigen Eisen- und Maschinenindustrie ein großer Nachteil gewesen. Die Entscheidung der chinesischen Aktionäre schafft also einen doppelten Nutzen. Aber man sieht zugleich, wie sehr die Konkurrenz bedrängt ist. Das chinesische Reich bietet gewiß reiche Möglichkeiten für einen Absatz industrieller Erzeugnisse und für die Betätigung fremdländischer Technik. Ob sich diese Chancen jedoch so gut verwerten lassen, wie man glaubt, und ob sie genügen, um sechs leistungsfähigen Wirtschaftsstaaten Beschäftigung zu geben, ist eine andere Frage. Die Geschichte der chinesischen Finanzen weist Beispiele eines nachteiligen Einflusses des internationalen Charakters der Geschäfte auf. Verschiedene Bahnbauten sind infolge der Uneinigkeit wegen der Finanzierung verzögert worden und zum Teil nicht zur Ausführung gelangt. Kenner des Landes und seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit behaupten, daß die Weitmaschigkeit des chinesischen Eisenbahnnetzes zum guten Teil eine Folge der Rivalität unter den Finanzmächten sei. Diese werden also in der Zukunft zu beweisen haben, daß die wirtschaftliche Bedeutung internationaler Geschäfte nicht bloß in der Theorie besteht.

Straßburg als Industriestadt.

Zur Zeit des Kaisers Augustus entstand am Ufer der Jll eine städtische Ansiedlung, die militärisch besetzt war und als römischer Stützpunkt gegen die andringenden Germanen diente, der sich das letztemal im Jahr 357 gegen die Alemannen bewährte. Ein halbes Jahrhundert später, 406, erlag die römische Herrschaft, und die Alemannen besiedelten das Elsaß. Unter den Karolingern wuchs der kleine Ort wieder empor und erlangte schließlich in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Reichsfreiheit. Von seiner Bedeutung und seiner wirtschaftlichen Wohlhabenheit in dieser Zeit spricht vor allem das berühmte Münster, das Erwin von Steinbach im Jahr 1277 zu bauen begann. Von seiner geistigen Blüte sprechen Namen wie Gottfried von Straßburg, Meister Eckart und Johannes Tauber. In Straßburg arbeitete Gutenberg mit der ersten Druckerpresse. Später lebten dort Sebastian Brant und Thomas Murner. Bei alledem hatte die Stadt im fünfzehnten Jahrhundert nur rund 20000 Einwohner.



Beim Küchenchef der Gänseleberpastetenfabrik August Michet in Schiltigheim.

Im Jahr 1621 gründete Kaiser Ferdinand II. dort die Universität, die zu großer Blüte gelangte, da die Stürme des Dreißigjährigen Krieges an Straßburg vorübergingen.

Mitten im Frieden ließ Ludwig XIV. dann die Stadt durch Louvois besetzen, und die Schwäche des damaligen Deutschen Reiches konnte nichts gegen diese Schmach tun, so daß die alte deutsche Stadt bis 1870 unter fremder Herrschaft stand. Dann kehrte sie, zunächst widerwillig, zum Reich zurück. Jetzt ist Straßburg durch eine Reihe von weit hinaus vorgerückten Festungswerken geschützt und

hat sich unter dem Schutz des deutschen Adlers prächtig entwickelt. Die letzte Volkszählung zeigte 178 290 Einwohner. Der durch das Hinausrücken der Wälle gewonnene Raum ist so groß wie die gesamte Altstadt und jetzt erst zur Hälfte bebaut. Eine ganz neue Stadt ist dadurch entstanden. Nicht weniger als 77 öffentliche Gebäude sind in dem letzten Menschenalter dort erbaut worden. Von bemerkenswerten Gebäuden nennen wir nur den neuen Kaiserpalast, das alte Schloß, die neue Universität, das Stadthaus, das Theater, das Stadthalterpalais, das Bezirkspräsidium, das Landgericht, die Post und das Offizierkasino.

Ueber die Industrie der Stadt wollen wir vorweg sagen, daß Tabak, Tuch, Leder und Handschuhe, Seilerwaren und Seifensiederei, Chemikalien, Färbereien und Gerbereien dort eine Heimstätte haben. Brauereien, Hopfen-, Weinbau und Gärtnerei halfen mit, den Wohlstand der Stadt zu beleben. Die Fabrikation von Gänseleberpasteten hat allein einen Wert von jährlich über 2,5 Millionen Mark.

Eigentümlich ist Straßburgs weltbeherrschende Stellung in der Fabrikation von Haarnetzen aus Menschenhaar. Straßburg ist der Hauptversandort dieser Industrie, deren Rohmaterial aus China kommt und in der genannten Verarbeitung nach allen Ländern der Erde exportiert wird.

Hervorragend ist Straßburgs Lage durch den Anschluß an das französische Kanalsystem, mit dem es durch den Rhein-Rhone-Kanal und durch den Rhein-Marne-Kanal verbunden ist. So hat Straßburg Wasserverbindung nach Basel und Lyon einerseits und nach Nancy, Toul, Châlons-sur-Marne und Paris andererseits. Es ergibt sich ferner daraus die Verbindung nach Namur und den belgisch-niederländischen Industrie- und Handelsorten.

Ueber Kehl hat Straßburg sodann seine natürliche Verbindung mit dem Rhein und somit den Anschluß an den Schiffsverkehr auf dem Rhein; zunächst nach Mannheim und weiter nach Mainz, Koblenz, Köln, Ruhrort und zur Nordsee.

Daraus ergibt sich ein überaus lebhafter Schiffs- und Güterverkehr in den Häfen und Ausladeplätzen zu Straßburg, der sich für 1910 in folgenden Zahlen ausprägt:

1. Hafen an dem Metzgertor und Rheinhafen. Der Gesamtrheinverkehr betrug 2270 beladene Schiffe mit 1 201 215 Tonnen Gütermengen. Der Kanalverkehr betrug 2305 beladene Schiffe mit 493 993 Tonnen Gütermengen. Beides zusammen: 4575 beladene Schiffe mit 1 695 208 Tonnen Gütermengen.

2. Hafen an dem Spitaltor. Der Gesamtverkehr (hier nur Zufuhr) betrug 600 beladene Schiffe mit 26 861 Tonnen Gütermengen.

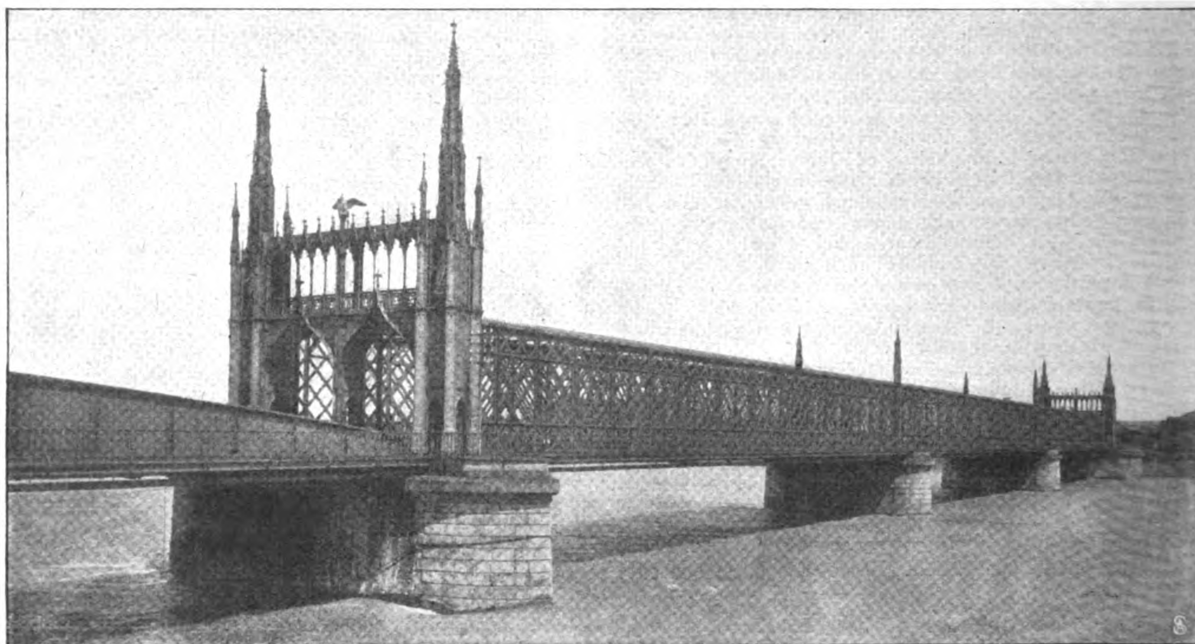
3. Sonstige Ausladeplätze im inneren Stadtgebiet. Gesamtverkehr (ebenfalls nur Zufuhr) 2330 beladene Schiffe mit 59 149 Tonnen Gütermengen.

4. Gesamt - Kanalschiffahrtsverkehr. Er betrug 5235 beladene Schiffe mit 580 003 Tonnen Gütermengen.

Die Entwicklung des Straßburger Rheinschiffahrtsverkehrs nach den wichtigsten Warengattungen gibt folgendes Bild für 1910, wobei wir die Zahlen für 1892 in Klammern daneben setzen.

Es kamen an 650 808 (5188) Tonnen Steinkohlen und Koks, 24 091 (186) Tonnen Petroleum, 331 249 (3359) Tonnen Getreide, 117 310 (2315) Tonnen sonstige Güter. Alles zusammen 1 123 459 (11 048) Tonnen. Abgegangen sind 1910 77 154 Tonnen gegen 465 Tonnen im Jahr 1892.

Zu diesem Schiffsverkehr kommt nun noch der Eil- und Frachtgüterverkehr, also der gesamte Güterverkehr der Straßburger Bahnhöfe, und zwar des Hauptbahnhofs, Neudorf, Königshofen und Rheinhafen. Hier wurden für 1910 versandt 979 640 Tonnen und



Eisenbahnbrücke bei Kehl.

empfangen 797 832 Tonnen Güter; dazu noch im Versand 2083 Pferde, 10 047 Stück Großvieh und 3440 Stück Kleinvieh sowie im Empfang 2139 Pferde, 30 316 Stück Großvieh und 27 384 Stück Kleinvieh.

Im Personenverkehr wurden 1910 1 853 439 Fahrkarten für Erwachsene ausgegeben, 58 849 für Kinder sowie 8048 Zeit- und Monatskarten.

Die Zahlenangaben beweisen den lebhaften Handelsverkehr der Stadt Straßburg, deren Entwicklung in gerader Linie aufwärts geht.

Wir lassen nun noch eine Uebersicht folgen über die Industriezweige des Unterelsaß, indem wir die Zahl der Betriebe für 1910 angeben und die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter nennen, woraus die Bedeutung der in Betracht kommenden Industriezweige zu ersehen ist.

Zugleich gibt die Zusammenstellung einen Ueberblick über die Exportmöglichkeit aus dem Bezirk des Unterelsaß, dessen Vorort Straßburg i. E. ist.

Es bestehen demnach im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen und in der Torfgräberei neun Betriebe mit 575 Arbeitern, in Blei- und Zinkhütten keine, in Walz- und Hammerwerken elf mit 395 Arbeitern, in der Industrie der Steine und Erden 71 Betriebe mit 1070 Arbeitern, in Steinbrüchen und Steinhauereien 106 Betriebe mit 1574 Arbeitern, Ziegeleien 63 Betriebe mit 977 Arbeitern, Glashütten und Glasschleifereien vier Betriebe mit 195 Arbeitern. Die Metallbearbeitung beschäftigt 198 Betriebe mit 5572 Arbeitern. Die Industrie der Maschinen, Instrumente und Apparate verfügt über 280 Betriebe mit 7848 Arbeitern. In der chemischen Industrie finden in 21 Betrieben 790 Arbeiter ihren Lebensunterhalt. Nicht unwesentlich ist auch die Industrie der forstwirtschaftlichen Nebenprodukte, der Leuchtstoffe, Seifen, Oele und Firnisse: es bestehen darin 50 Betriebe mit 902 Arbeitern.



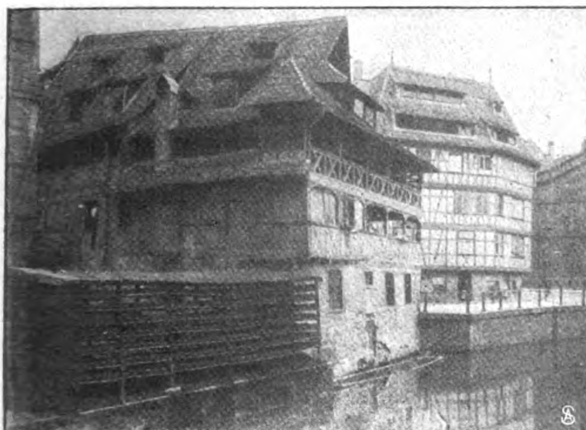
Partie an der Jll.



Der Kaiserpalast.

In der Textilindustrie wird die größte Zahl der Arbeiter beschäftigt, und zwar 12300 in 180 Betrieben. Dazu kommt noch die Bearbeitung von Faserstoffen, Tierhaaren, Abfällen und Lumpen mit 12 Betrieben und 273 Arbeitern.

Die Papierindustrie gibt in 34 Betrieben 1146 Arbeitern Brot und Lohn, die Lederindustrie in 49 Betrieben 2183 Arbeitern. Ihnen schließen sich an: Roßhaarspinnereien u. dergl. mit 2 Betrieben und 7 Arbeitern und 1 Betrieb zur Vulkanisierung von Gummiwaren mit 11 Arbeitern.



Lohkaes-Haus.

Die Industrie der Holz- und Schnitzwaren beschäftigt in 458 Betrieben 3916 Arbeiter, wozu noch 3 Bürsten- und Pinselmachereien mit 39 Arbeitern kommen.

Sehr bedeutend ist sodann die Nahrungs- und Genußmittelindustrie vertreten mit 427 Betrieben und 3711 Arbeitern. Es gibt 170 Getreidemühlen mit 723 Arbeitern, ebenso viele Bäckereien und Konditoreien mit 384 Arbeitern, 1 Zuckerfabrik mit 271 Arbeitern, ferner 39 Meiereien mit 151 Arbeitern und 5 Betriebe zur Herstellung von Obst- und Gemüsekonserven mit 551 Arbeitern.

In der Zigarrenfabrikation werden in 55 Betrieben nicht weniger als 3400 Arbeiter beschäftigt.

Das Bekleidungsgewerbe verfügt über 116 Betriebe mit 2684 Arbeitern. Dazu kommen 207 Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion mit 813 Arbeitern und 35 Betriebe des Reinigungsgewerbes mit 485 Arbeitern.

Das Baugewerbe (also Zimmerplätze und andere Bauhöfe) besitzt 171 Betriebe mit 5325 Arbeitern sowie ferner 15 Betriebe, in denen 280 Arbeiter mit



Blick vom Straßburger Münster. Phot. Manias & Co.

Maler-, Lackierer- und anderen Arbeiten beschäftigt werden. Das polygraphische Gewerbe beschäftigt in 18 Betrieben 208 Arbeiter, während in 49 Buchdruckereien und Schriftgießereien 1289 Arbeiter ihren Lebensunterhalt verdienen.

Dazu kommen, um das Bild der dortigen Industrie lückenlos zu geben, noch 138 sonstige Betriebe mit 303 Arbeitern.

Im ganzen sind das 3168 Betriebe mit 60351 Arbeitern. Dr. J. D.

Massenartikel für den Weltmarkt.

II.

Große Umsätze bringt der billige „Morus"-Taschenbleistift mit Radiergummi, der einen brauchbaren Zirkel darstellt (Emil Mohr, Dresden-A., Gr. Plauensche Straße 27). Die Firma Johannes Siegel, Dresden-A., Altmarkt 3, bringt einen vortrefflichen Konsum- und Exportartikel mit ihrem praktischen Handstopfapparat. Es lassen sich damit auf das sauberste alle Stopfarbeiten ausführen. Der Stielbefestiger „Nixe" bietet für Besen und Schrubber einen festen Halt und schaltet somit manche Unannehmlichkeit aus. Er wird von der Firma Ernst Heldenwang, Krähwinklerbrück, Rhld., in den Handel gebracht. Viele Vorzüge weist der D.R.G.M. Universaltürhalter der Firma Böhme & Brüggmann, Chemnitz, auf. „Perfekt" nennt sich ein Sicherheitsanwurf für Türen und Kisten, der, als Riegel dienend, jedem gewaltsamen Entfernen Widerstand leistet. Recht praktisch erscheint uns die neue Klammer mit Ring für Vitragen, Rouleaux und Zuggardinen (Herm. Schwerin, Lüdenscheid i. W.). Als Ersatz für pneumatische Türschließer kommt die Neuheit „Bravo" in Betracht, mit der die Firma Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg i. W., einen absatzfähigen Exportartikel geschaffen hat. Manche Vorzüge weist der billige Plättbretthalter „Vercentra" der Vertriebs-Zentrale patentamtlich geschützter Neuheiten G. m. b. H., Berlin O 112, Oderstraße 23, auf.

Als lohnender Massenartikel soll auch die neue Waschquirle der Firma Alfred Kuhn, Urach i. W., Erwähnung finden. Eine neue originelle Vorrichtung zum Ausschneiden von Abbildungen, Annoncen, Schnittmustern usw. stellt „Schneidfix" dar, der nach dem Prinzip der Musterrädchen konstruiert und feststehend oder zusammenlegbar geliefert wird (Fritz Fügemann, Halle a. S.). Ein ebenso praktischer wie lohnender Gebrauchsartikel ist der vernickelte „Salon"-Halter für Kreide und Farbstifte, der mit automatischer Spitzvorrichtung versehen ist (Zentralvertrieb der „Salon"-Kreidehalter, München, Waltherstraße 16). Die neuen Gummi-Stuhlbein-Untersätze, schnell und einfach ohne Metallbefestigung anzubringen, dürften ihrer vielfachen Vorzüge halber überall leicht abzusetzen sein (Stuhl-Untersatz G. m. b. H., Düsseldorf). Eine beachtenswerte Neuheit in Geflügelringen hat die Firma H. D. Becker Sohn, Iserlohn, herausgebracht. Sie stellen buntfarbig gehaltene Metallstreifen dar, die um den Fuß des Tieres gelegt und befestigt werden. Durch seine Elastizität paßt sich das Band dem Stärkerwerden der Beine an und verhütet somit das quälende Einwachsen. Als Massenartikel ist auch der Krawattensparbügel „Triumph" der Firma Fr. Frommer, Pforzheim, anzusprechen. Ebenso der Türschließer „Lasso", der ohne Schraube und ohne Nagel sofort an jeder Tür angebracht werden kann (Florozon" G. m. b. H., Vertrieb von Neuheiten, Berlin 68, Lindenstraße 101-102).

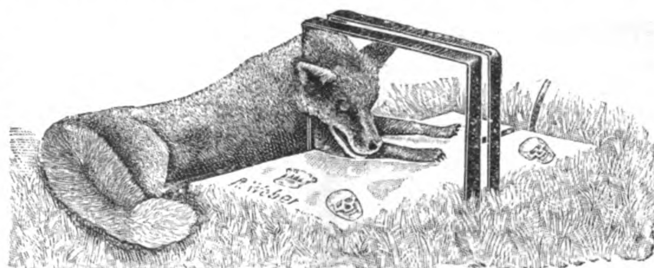
Als Millionenartikel genießt auch das neue „Sohlen-Elixier" der Firma Chemisch-technische Industrie Franz Nosek, Offenbach a. Main, einen guten Namen. Diese Substanz erhöht die Lebensdauer der Schuhsohlen um das drei- bis fünffache. Auf die bewährten Kistenschoner, Wert-, Bier- und Zahlmarken, Garderobenmarken, Schlüsselschilder der Metallwarenfabrik C. Balmberger, Nürnberg, sei gleichfalls hingewiesen. Ein neuer billiger Weltmassenartikel ist mit der Alkoholseife in Tuben, für unbegrenzte Verwendungszwecke, auf den Markt gekommen (Hermann Haberer, Friedenau-Berlin, Homuthstr. 7). „Tischfrei" wird der neue Spieltischapparat mit verdecktem Geldbehälter genannt, der seitens der Firma Mechanische Werke Rich. Flach & Co., Weißenfels a. S., fabriziert wird. Die Hutnadelsicherung „Circe", die unverlierbar am Hut befestigt wird, hat im In- und Ausland zu namhaften Abschlüssen geführt (H. Thier, Königstein i. Sa.). Patent-Pillengläser mit Pillenzählkapsel finden gleichfalls gute Aufnahme (F. G. Bornkessel, Mellenbach, Th.). Ein festsitzender Heftschoner für Schreibhefte (D.R.G.M.) dürfte sich als praktische Neuheit überall einführen (Horst Schiefer, Dresden 7). Der Damenwelt willkommen wird sicherlich der Blusenhalter „Victoria" sein, der ohne Nadeln und ohne Knöpfe befestigt wird. Dieser billige Artikel ist auswechselbar und schont die Blusen, denen er zudem festen Sitz verleiht.

Auch die Holzwaren-Industrie bietet die mannigfaltigsten Massenartikel, die für den Weltmarkt Interesse haben. Beispielsweise zusammenlegbare Hutständer, die auch zu Dekorationszwecken gute Dienste leisten, Bindfadenbüchsen zum Hängen mit Bajonettverschluß, Öffner für Selterswasserflaschen (C. Koch, Berleburg). Nicht übersehen dürfen wir die Miniatur-Seidenfähnchen in internationalen Farben, die zu Tafeldekorationen und dergleichen im Ausland in großen Quantitäten abgesetzt werden (Flaggenfabrik Wiesbaden, Wilh. Plagge, Wiesbaden). Der „Elmit"-Hautstein (D.R.P.) sowie der Kunstrasierstein bilden Massenartikelspezialitäten der Chemischen Fabrik Dr. Max Lehmann, Berlin SW, deren Glättolin zum Glätten der Kragen einen Weltruf genießt. Die Firma Ed. Stopp & Co., Ehrenfriedersdorf, Sa., bringt einen Topfreiniger, der durch deutsches Reichspatent geschützt ist. Er reinigt in kurzer Zeit Kochgeschirre, Holzwaren, Zinn, Zink und Emaille. Auch die Firma Joh. Georg Heckel sel. Erben, Nürnberg, hat mit ihrem metalldurchwirkten Topfreiniger einen vortrefflichen Massenartikel geschaffen.

Eine vielversprechende Exportneuheit ist die Eiergreifzange der Firma A. Kratz, Berlin S. Sie stellt einen Doppellöffel dar, mittels dessen man die Eier ohne Gefahr des Verbrennens aus dem siedenden Wasser nehmen kann. Ferner bringt diese Firma eine billige Dauerbrand-Sparkerze, die in 20 Stunden für zirka 1½ Pf. Brennstoff verbraucht. Ein Glasfüllfederhalter mit Bleistift D.R.G.M. sei gleichfalls genannt; er kann auch zu Reklamezwecken Verwendung finden. Beachtenswert sind die Neuheiten in geprägten, vornehm wirkenden Anhängeetiketten, die, in aparten Farben und Formen gehalten, guten Absatz finden (C. Henschel, Luckenwalde).

Raubtierfallen und Fangapparate.

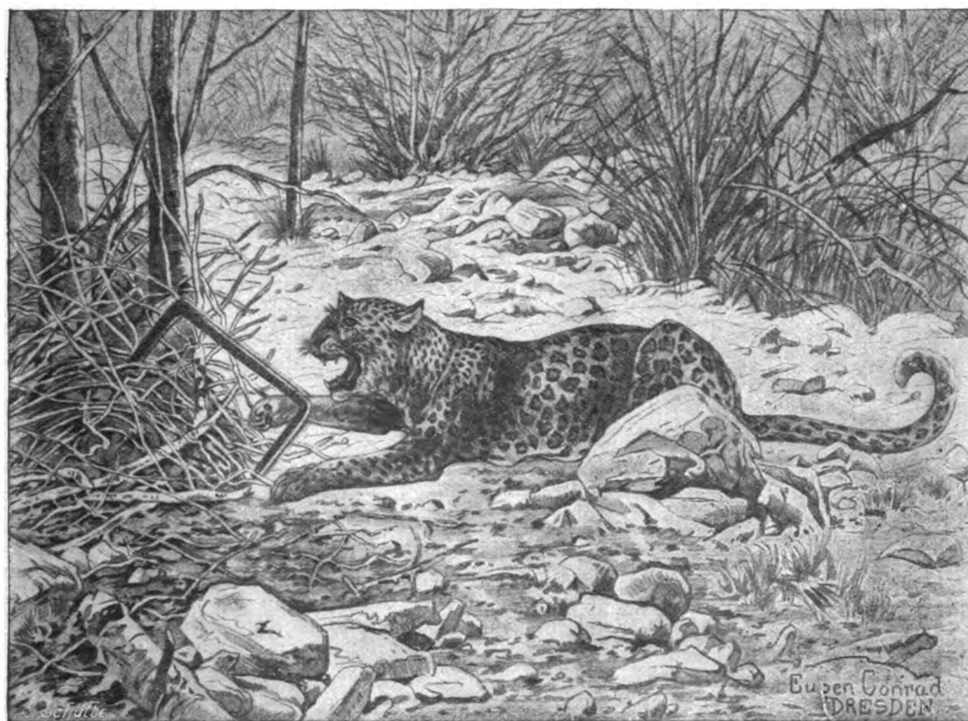
Wenn wir uns in die anschaulichen und spannenden Berichte früherer Forschungsreisender versenken, die, wie beispielsweise Friedrich Gerstäcker, Georg Schweinfurth u. a., vor etwa fünfzig Jahren die fremden Erdteile in ihren unbekannten Gebieten zum Gegenstand ihrer Forschungen ausersahen, so begegnen uns häufig Schilderungen der Jagd und des Fanges wilder, reißender Tiere. In diesen Kapiteln spielt der „mißglückte Schuß auf die Bestie", den Löwen, den Tiger, Leoparden u. a., eine große Rolle, und der Verlust eines oder mehrerer Menschenleben wird oft genug als die Folge jenes Fehlschusses bezeichnet. Mußte der kühne Jäger damals doch, ausgerüstet mit dem umständlich zu bedienenen Hinterladergewehr, dem mordlustigen Raubtier auf Schußweite nahekommen. Ihm bei Fehlschuß zu entkommen, war für den Weidmann sowie für sein Gefolge keineswegs eine einfache Sache, und es ist leicht begreiflich, daß mancher seinen Wagemut mit dem Leben bezahlen mußte.



Fuchseisen der Firma R. Weber, Haynau i. Schl.

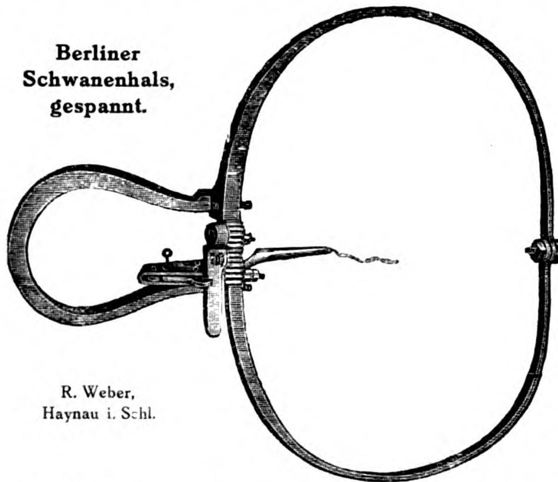
Auch der Farmer, der Plantagenbewohner oder die Teilnehmer an einer Expedition waren ehedem weit mehr dem nächtlichen Raubtierüberfall ausgesetzt als heutzutage. Unversehens erschien oft solch ein mordgieriger Vertreter des Katzengeschlechts auf der Bildfläche, und mit einem Sprung in das nächtliche Lager einer Expedition richtete die Bestie unter den Ueberraschten ein grausiges Blutbad an; mancher wackere Vorkämpfer des kolonialen Gedankens fiel ihm zum Opfer.

Wie ganz anders haben sich die Verhältnisse gestaltet seit Einführung der Raubtierfallen, die eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft der deutschen Industrie darstellen. Die in vorstehendem angedeuteten Gefahren für Leben und Gut sind wesentlich durch die genial ausgedachten Raubtierfallen vermindert worden. Die Bewohner von mit gefährlichem Raubzeug bevölkerten Gegenden können, sofern sie sich durch Aufstellen solcher Fallen gesichert haben, unbesorgter der Ruhe pflegen als früher. Bieten doch diese Fangvorrichtungen gewisse Garantien für die Sicherheit des eigenen Lebens sowohl als für dasjenige des wertvollen Viehbestandes. Daß die Erkenntnis des hohen Wertes jener Fallen diese letzteren in allen Erdteilen zu vielbegehrten Artikeln und mithin zu überaus wichtigen Exportartikeln erhoben hat, brauchen wir wohl kaum besonders zu betonen. Wie die statistischen Ausfuhrziffern beweisen, ist der deutsche Export von Raubtierfallen und Fangapparaten in steter Zunahme begriffen, und kein anderes Land kommt unserer Versorgung des Weltmarktes mit diesen Artikeln auch nur annähernd gleich. Wir halten es daher für angebracht, uns etwas näher mit den vielseitigen Darbietungen der deutschen Tierfallen-Fabrikation zu beschäftigen. Es sind, im Vergleich mit anderen Industriegebieten, verhältnismäßig nur wenig Firmen, die sich mit dieser letzteren befassen, und ihre Erzeugnisse sind sich im Grundprinzip ganz gleich. Durch diesen Umstand ist unserer Rundschau eine engere Grenze gezogen, als es bei sonstigen Industrieerzeugnissen im allgemeinen der Fall zu sein pflegt.



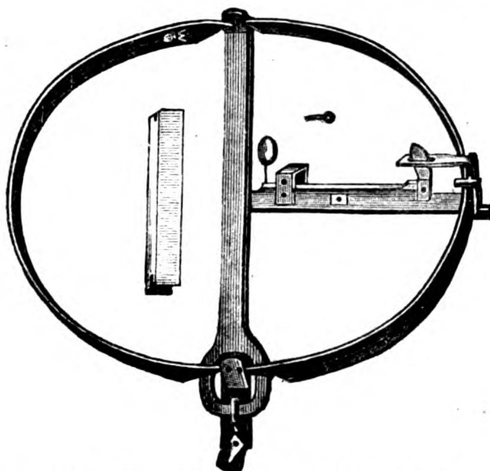
Grells Löwen- und Tigereisen. E. Grell & Co., Haynau i. Schl

Zunächst wollen wir der Firma E. Grell & Co., Haynau i. Schl., Erwähnung tun, die für den Kampf mit dem Raubzeug aller Art die entsprechenden bewährten Fangvorrichtungen auf den Markt bringt. Wir wollen uns in der Hauptsache mit deren sinnreich konstruierten Fallen für exotische Raubtiere befassen. Darin sind zu verzeichnen: Tellereisen, die zum Fang von Leoparden, Pumas, Hyänen, Panther und anderen „liebenswürdigen" Gesellen dieser Art dienen. Eine größere Ausgabe dieser Tellereisen ist für den Fang stärkerer Raubtierarten, z. B. Löwen und Bären usw., bestimmt. Von der Leistungsfähigkeit dieses furchtbaren Fangzeugs kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß dies selbst den gewaltig starken, etwa 1000 Pfund schweren Grislybären des nordamerikanischen Westens auch bei größtem Widerstand unbedingt festhält, ebenso wie den etwa sechzehn Zentner schweren Eisbären. Die Federkraft dieser Tellereisen ist so groß, daß ein Tier, wenn es auch nur mit den Zehen zwischen den Bügeln festgeklemmt ist, sich nicht wieder befreien kann. Besonderes Interesse verdienen die Löwen-Tellereisen dieser Firma, mit denen man in Innerafrika häufig schon an einem Tage mehrere Löwen gefangen hatte. Dem heutzutage in hoher Blüte stehenden Tierhandel Rechnung tragend, fabriziert diese Firma auch Fallen zum Lebendfangen der Tiere, die dabei keinerlei Verletzungen erleiden. Diese großen Fangvorrichtungen zeigen Form und Größe der bekannten Menageriekäfige, und ihr Versand erfolgt, was für den Export wichtig ist, in numerierten Einzelteilen. Selbst der Unkundigste ist imstande, diese Fallen an Ort und Stelle in ganz kurzer Zeit zu montieren. Diese Transportfallen sind für den Tierhandel von eminenter Wichtigkeit, und sie ermöglichen die Versorgung der zoologischen Gärten mit intaktem Tiermaterial, frei von verheilten, entstellenden Verletzungen. Der Lebendfang der exotischen Raubtiere, wie Löwe, Tiger, Puma, Panther, Hyäne usw., bringt doppelte Vorteile, indem man sich dadurch von Feinden wertvollen Viehbestandes befreit und durch den Verkauf lebender Bestien erhebliche Einnahmen erzielt. Die Ausgaben für solche Fallen stehen in gar keinem Verhältnis zu den großen Vorteilen, die sie bieten. Es dürfte unsere Leser interessieren, Näheres über die Konstruktion dieser Fallen zum Lebendfang zu hören, die neben größter Stabilität den Vorzug leichtesten Transports gewähren. Die Eisenstäbe dieser etwa drei Meter langen Fangvorrichtung sind etwa 15 mm stark. Eine Abteilung bildet den Köderstall, in den kleinere Haustiere, Ferkel, Ziegen, Geflügel usw., gesperrt werden. Die Falle wird dann in dichtes, natürliches oder künstlich hergestelltes Buschwerk gebracht und möglichst unsichtbar gemacht. Durch die Klagelaute jener Tiere wenden sich die Bestien nach jener Stelle, treten in eine harmlos aussehende Lücke des Buschwerks — und in diesem Moment wird das Schloß der Falle durch den bewährten feinen Draht abgezogen; die Falltür schlägt herunter, und der Räuber sieht sich gefangen. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung, der sonstigen interessanten Fangmethoden eingehender zu gedenken. Die hier behandelten Fallen bilden nur einige Spezialitäten der vorstehend genannten Firma.

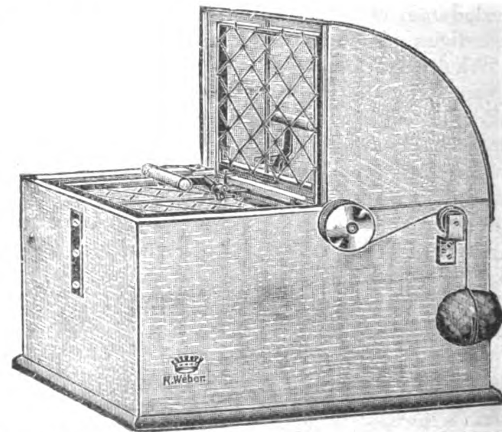


Berliner Schwanenhals, gespannt.

R. Weber, Haynau i. Schl.



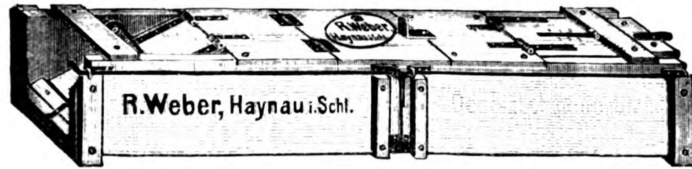
Grells Universal-Abdruck- und Abzugeisen.
E. Grell & Co., Haynau i. Schl.



Automatischer Vogelfang, für Krammetsvögel geeignet.
R. Weber, Haynau i. Schl.

Eine sehr leistungsfähige Raubtierfallenfabrik stellt auch das Unternehmen des K. und K. Hoflieferanten R. Weber in Haynau i. Schl. dar. Ihre mustergültigen, nach eigenen Ideen hergestellten Fallen

passen sich der Eigenart der einzelnen Tiere genau an und finden in der ganzen Welt Nachfrage. Wir nennen z. B. die großen Tellereisen mit $2^1/_2$ cm langen spitzen Zähnen, zum Fang von Löwen, Tigern, Panthern usw.; dann die Tellereisen mit Tellerkasten und spitzen Zähnen, die infolge ihrer großen Federkraft gleichfalls nur mit Federhaken und Dreheisen gespannt werden können. Diese Eisen dienen dazu, nur den Lauf der Bestien festzuhalten. Neben den in Frage kommenden Raubtierfallen der vorgenannten Art bringt auch diese Fabrik alle im In- und Ausland benötigten Fangapparate für kleineres Raubzeug oder für sonstige Tiere, deren Fang in wirtschaftlichem Interesse liegt. Z. B. Helm-Tellereisen für kleinere Räuber, Iltisse usw.; dann Fischotter-Eisen der verschiedensten Knnstruktion, teils nach besonderen Vorschlägen erfahrener Jagdleute gebaut. Dann sei auf die bewährten Weberschen Raubvogel-Pfahleisen hingewiesen, von denen einige Modelle mit Gummibekleidung versehen sind, um einem Beschädigen der Fänge vorzubeugen. Diese Pfahleisen sind für Wasserflächen oder das Land vorgesehen. Reiher-, Sperber- und Krähen-Eisen vervollständigen die Kollektion, die ferner u.a. umfaßt: Automatische Vogelfallen, Klappfallen für kleineres Raubzeug sowie die beachtenswerte neue Kastenfalle mit innerer Stelleinrichtung und Transportkasten. Auch der sogenannten Humanitätsfallen, die das Lebendfangen oder das schonende sofortige Töten des kleinen Raubzeugs gestatten, ist zu gedenken. Ein bewährter neuer Schnelltöter, eine Würgefalle aus Holz und Eisen, läßt sich mit einem Griff „fängisch" stellen. Eine besonders starke Fuchsfalle mit zwei



Webers Klappfalle „Das Ei des Columbus".

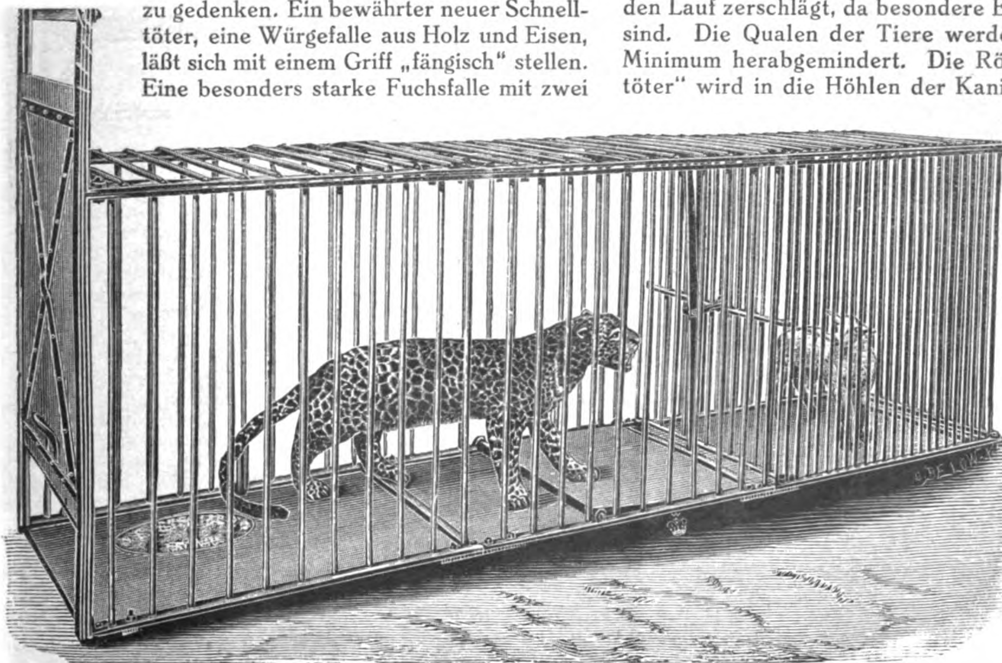
Schwanenhalsfedern verdankt ihre Konstruktion der Tatsache, daß Füchse und sonstiges kleineres Raubzeug Steine mit ihrer Losung bedecken. Die Falle besteht daher aus einer Kunststeinplatte, die einem verwitterten Stein nachgebildet ist, und unter ihr befinden sich die Schwanenhalsfedern und die Bügel — Für den Habichtsfang dient ein verbesserter Apparat, in dessen korbähnlichem Untersatz sich Tauben und dergleichen befinden, während auf dem Deckel die Falle angeordnet ist. Auch die dachähnlichen Habichtsfänge bewähren sich sehr gut.



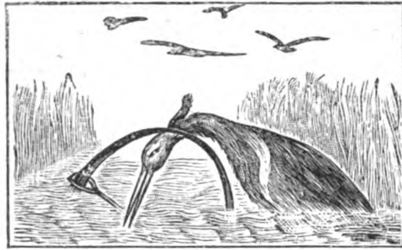
Mardereisen. R. Weber, Haynau i. Schl.

Als eine weitere Bezugsquelle nennen wir die Firma Rudolf Williger in Haynau i. Schl. Ihre Fabrikation umfaßt einen großen Teil der in vorstehendem bereits genannten Fallen für exotische Raubtiere, kleines Raubzeug und Raubvögel. Eine nochmalige Aufzählung erübrigt sich daher. Wir wollen jedoch einiger Neuheiten Erwähnung tun. So z. B. des Tellereisens „Nimrod", bei dem ein Fehlfang dadurch ausgeschlossen ist, als das Eisen beim Zusammenschlagen in die Höhe springt und das Tier hoch über dem Lauf festhält. „Unikum" nennt sich ein Eisen, das niemals den Lauf zerschlägt, da besondere Einlagen angeordnet sind. Die Qualen der Tiere werden dadurch auf ein Minimum herabgemindert. Die Röhrenfalle „Schnelltöter" wird in die Höhlen der Kaninchen oder in den Fuchsbau geschoben, und beim leisesten Berühren der scherenförmig zusammenklappenden Falle schlägt diese derart zusammen, daß das Tier stets hinter dem Kopf eingeklemmt wird, so daß es ohne Schmerzen sofort verendet. Die verbesserten Reihereisen der genannten Firma bewähren sich in der Praxis außerordentlich.

Die Nesteisen haben den Zweck, Nesträuber, wie

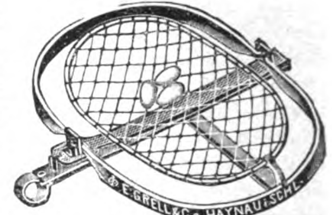


Tiger- und Löwenfalle zum unverletzten Lebendfang. E. Grell & Co., Haynau i. Schl.

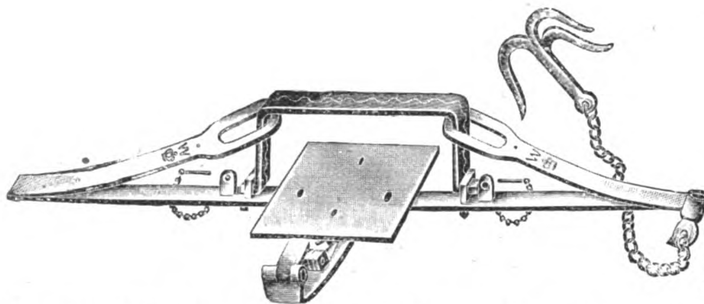


Reihereisen.

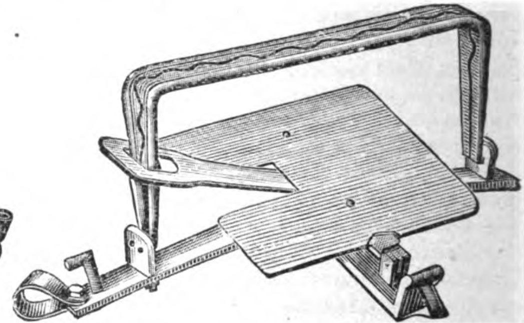
Elstern, Häher, Krähen usw., unschädlich zu machen. Sie werden so bedeckt, daß sie das Aussehen eines Nestes, in dem Eier liegen, zeigen. Zum Massenfang von Sperlingen dienen automatische Fangkörbe. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die solchen tür größere Tiere ist auch die Firma Christian Ott, Gerolstein (Eifel), als leistungsfähig zu bezeichnen, und ihr sind noch mehrere empfehlenswerte Bezugsquellen, z. B. die Firmen Gg. Ad. Heller in Liebenstein (S.-M.), Gust. Wilmking, Gütersloh i. W., S. C. Schmidt in Niederlahnstein (Rh.), an die Seite zu stellen. Im großen ganzen gleichen sich ihre Erzeug-



Nesteisen.



Stärkstes Tellereisen mit doppelter Feder für Löwe, Tiger usw.



Sehr bequemes, starkes Tellereisen.

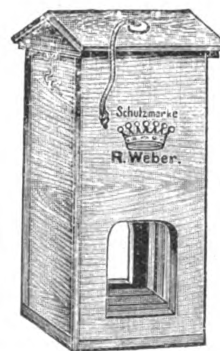
E. Grell & Co., Haynau i. Schl.

hier genannten Firmen auch sämtliche andere Fangvorrichtungen zum Einzel- und Massenfang von Ratten, Mäusen, Katzen und sonstigen Schädlingen, ja sogar auch von Fliegen liefern. In diesen Fallen sowie in nisse, so daß wir von einer Spezialisierung dieser letzteren absehen können.

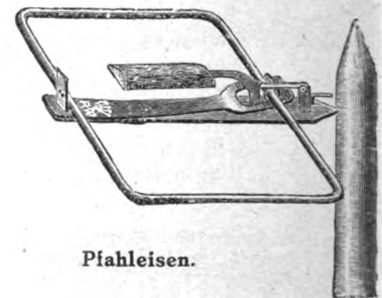
Wie eingangs hervorgehoben, finden die in vorliegendem Artikel behandelten deutschen Fabrikate in



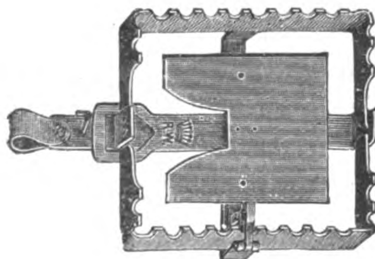
Habichtsfang.



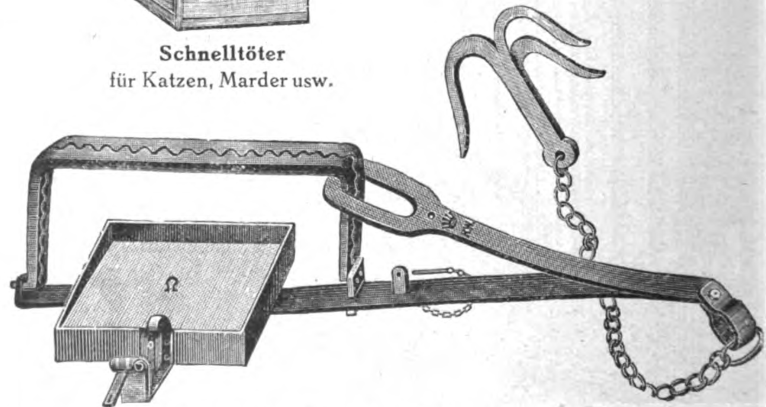
Schnelltöter
für Katzen, Marder usw.



Pfahleisen.



Ottereisen.



Tellereisen mit Tellerkasten und spitzen Zähnen für Panther, Leoparden usw

R. Weber, K. u. K. Hoflieferant, Haynau i. Schl.

allen Erdteilen starke Nachfrage, die durch das Vordringen der Kultur und durch die Kolonisation eine stetige Zunahme aufweist. Es sei daher nochmals auf die Bedeutung der Raubtierfallen und Fangapparate für den deutschen Export hingewiesen.

Deutschtum im Auslande.

Deutsche Handelshäuser in Westsibirien. Wenn man früher Sibirien nennen hörte, so dachten die meisten an öde Schneelandschaften und Eiswüsten. Erst seitdem eine Bahn das riesige Land von Westen nach Osten durchquert, ist es bekannter geworden und hat viel von seinen früheren Schrecknissen verloren. Man hat gefunden, daß Sibirien nicht nur reich an Bodenschätzen ist, sondern auch ungeheure wie für den Ackerbau geschaffene Strecken besitzt. Mit der zunehmenden Erforschung des Landes blühten auch Handel und Verkehr auf. Es eröffneten sich für den unternehmenden Kaufmann tausend neue Möglichkeiten, reichen Gewinn einzuheimsen. Diese günstige Lage blieb denn auch nicht ungenutzt, und es entstanden in dem letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe nichtrussischer Handelshäuser für den Export der Landesprodukte und die Einfuhr von industriellen und landwirtschaftlichen Maschinen, den vorläufig wichtigsten Bedarfsartikeln des Landes. Die meisten dieser Firmen haben in Omsk ihren Sitz und überziehen von dort aus ganz Westsibirien mit ihren Filialen. Omsk, an den Ufern des schiffbaren Irtysch gelegen, ist durch die Eisenbahn und durch die Stromschiffahrt, die den schwerfälligen Barken ein paar veraltete Raddampfer amerikanischen Systems zugesellte, eine Art von Hauptstadt geworden, deren Radius bis zu dem berühmten Bergwerksgebiet von Semipalatinsk hinabreicht. Der gesamte Handel in Omsk ruht fast ausschließlich in nichtrussischen Händen. Deutsche Firmen sind in der Hauptsache an der Maschineneinfuhr beteiligt, während sie sich den Butterexport und die Ausfuhr von gefrorenem Fleisch mit den Dänen teilen. Für den Einkauf von Butter ist das südlich von Omsk gelegene Barnaul das Zentrum, wo täglich im Sommer auf Barken, kleinen Dampfern und Bauernwagen, im Winter mit ganzen Karawanen von Schlitten bedeutende Mengen von Butter in die Lagerhäuser der im scharfen Wettbewerb stehenden deutschen und dänischen Firmen eingeliefert werden. Die Weiterbeförderung erfolgt dann den Ob abwärts bis Nowo-Nikolajewsk und von dort mit der Bahn nach Westeuropa. Das kirgisische Steppengebiet nordöstlich von Semipalatinsk birgt ausgedehnte Kohlen- und Kupferlager, deren Erschließung in der letzten Zeit in Angriff genommen ist. Das benachbarte Hügelland von Karadscham erweist sich als reich an Silber, Blei und Gold. Hier hat die Thurn und Taxissche Verwaltung ein ausgedehntes Goldbergwerk in Betrieb. In den 24 Bahnstunden von Omsk weiter östlich gelegenen Nowo-Nikolajewsk liegt der Handel vorwiegend in den Händen der Russen. Nur eine größere deutsche Firma, die Maschinen importiert, hat hier ihren Sitz. Es bleibt also dem deutschen Unternehmungsgeist noch ein weites Feld der Tätigkeit offen, besonders da die Stadt als das zukünftige Handelszentrum Westsibiriens gelten muß. Die Lage an dem auch für tiefergehende Dampfer befahrbaren Ob mit der für den landwirtschaftlichen Betrieb besonders geeigneten Steppe und dem erzreichen Altai-Bergbezirk als Hinterland lassen für die Weiterentwicklung der Stadt das Beste hoffen. Nowo-Nikolajewsk droht denn auch, Tomsk, die dritte Großstadt Westsibiriens, die bis dahin den ersten Platz einnahm, zu überflügeln. Wäre der Unternehmungsgeist der russischen Kaufleute größer, so würde das schon heute der Fall sein. So aber hat sich die Stadt einigermaßen auf ihrer früheren Höhe gehalten. Hier sind verschiedene deutsche Firmen vertreten, die besonders im sibirischen Teehandel eine führende Rolle spielen. Maschinen und Butter, Butter und Maschinen, das sind die Haupthandelsgegenstände Westsibiriens. Deutsches Kapital ist in umfangreichem Maßstabe an diesem Handel beteiligt, ohne jedoch eine herrschende Stellung einzunehmen. Es könnte noch mehr geschehen. Russische, zum Teil auch amerikanische Unternehmer haben z. B. angefangen, den Fischreichtum der Flüsse in sich gut rentierenden Konservenfabriken zu verarbeiten, sie haben für die Getreidemassen des Südens große Dampfmühlen errichtet und am Rande der Urwälder Zündholzfabriken erbaut. Große Gewinne verspricht auch der Bergbau im Altai. Bei solchen Unternehmungen hat sich das deutsche Kapital sehr zurückgehalten, und es wird Zeit, daß es aus seiner Reserve hervortritt, wenn es nicht ins Hintertreffen geraten will. W. Roß.

Deutsche Bitten aus der Bukowina. Unsere deutschen Landsleute, die in dem bunten Volksgemisch der Bukowina wohnen, entfalten jetzt eine anerkennenswerte Rührigkeit. Professor Joseph Kaindl, dem wir die vortreffliche „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" verdanken, und der den Lehrstuhl für österreichische Geschichte an der Universität Czernowitz innehat, erläßt einen Aufruf zur Begründung eines deutschen Stipendienfonds für die dortige Universität, den wir unseren Freunden dringend ans Herz legen möchten. Vor dreißig Jahren, unmittelbar bevor die trübe Zeit des Ministeriums Taaffe begann, hat die österreichische Regierung dort im Buchenlande die deutsche Universität begründet, an der die Ruthenen, Rumänen, Madjaren, Polen und was sonst noch alles dort wohnt, deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur sich erwerben sollten. Wohl fehlt es auch dort nicht an nationalen Streitigkeiten; um so notwendiger ist es, daß wir unseren deutschen Landsleuten helfen, die achtungswerte Stellung auch weiter festzuhalten, die sie bisher dort eingenommen haben. — Fast gleichzeitig kommt noch ein anderer Aufruf. Im Jahre 1901 ist in Czernowitz ein deutsches Schülerheim begründet worden, um Söhnen unserer Landsleute, die in der Bukowina in kleinen Orten wohnen, den Besuch der höheren Lehranstalten mit deutscher Unterrichtssprache in der Landeshauptstadt zu ermöglichen. Das Schülerheim dient vielfach auch zur Aufnahme deutscher Kinder aus Galizien, wo es ja überhaupt keine deutsche Mittelschule mehr gibt, und aus Rumänien. Das Schülerheim, wie es heute besteht, kann 76 Zöglinge aufnehmen, aber mehr als die gleiche Anzahl muß alljährlich, da es in dem Hause an Raum gebricht, abgewiesen werden. Nun ist ein Erweiterungsbau für das Schülerheim in Czernowitz beschlossen worden. Auch hier gilt es, daß unsere Landesverbände und Ortsgruppen reichlich mithelfen.

Der deutsch-amerikanische Nationalbund und die Weltfriedensbestrebungen. Eine gesunde Nüchternheit der Auffassung bewies die letzte in Washington tagende Bundeskonvention des großen deutsch-amerikanischen Nationalbundes. Es war ein Antrag eingelaufen, daß der Bund sich für den Abschluß der Schiedsgerichtsverträge zwischen den Vereinigten Staaten und einer Anzahl europäischer Mächte agitatorisch einsetzen solle. Demgegenüber wurde beschlossen, daß der vom Nationalbund eingesetzte Ausschuß für Friedensbestrebungen sich darauf beschränken solle, seine Tätigkeit innerhalb des Rahmens der Grundsätze seiner Bundesverfassung zu halten, und daß demgemäß der Einfluß des Nationalbundes „zur Abwehr nativistischer Uebergriffe und zur Sicherung guter freundschaftlicher Beziehungen Amerikas zu dem alten deutschen Vaterlande" eingesetzt werde, daß man sich aber nicht mit allgemeinen Weltfriedensvorschlägen abgeben solle.

Ein Preisausschreiben Uruguays für landwirtschaftliche Maschinen mit Motorenbetrieb. Nach den Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland veranstaltet die „Associacion Rural del Uruguay" mit Unterstützung des Ministeriums für Industrie in diesem Jahre eine internationale Konkurrenz von motorischen Bodenbearbeitungsmaschinen. Zur Konkurrenz werden alle Arten und Größen von Bodenbearbeitungsmaschinen, die mit Dampf-, Naphtha-, Gas- oder Benzinmotoren angetrieben werden, zugelassen. Die Vorführung der Maschinen findet vom 1. Mai bis 1. Oktober statt, und die Anmeldung muß bis spätestens 1. Mai in die Hände des Präsidenten der Jury gelangt sein. Erfreulicherweise steht an der Spitze der Jury ein Deutscher, Ingenieur O. Kasdorf, Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Montevideo. Es wäre zu wünschen, daß von deutscher Seite diese Gelegenheit wahrgenommen wird um die in den südamerikanischen Staaten zu Unrecht bestehende Voreingenommenheit für nordamerikanische Landwirtschaftsmaschinen einmal in praxi gründlich aus der Welt zu schaffen.



Ableistung der Dienstpflicht in Kiautschou. Für junge Leute, welche das Ausland kennen lernen und zu diesem Zwecke ihrer Dienstpflicht außerhalb Deutschlands genügen wollen, bietet sich unter anderem Gelegenheit dazu durch den Eintritt als Drei- und Vierjährig-Freiwilliger beim 3. Seebataillon (Marine-Infanterie) oder der Matrosen-Artillerie-Abteilung Kiautschou (Küstenartillerie), beide in Tsingtau (China). Das 3. Seebataillon besteht aus 5 Kompagnien Marine-Infanterie, wovon die 5. Kompagnie, für die in erster Linie die Vierjährig-Freiwilligen bestimmt sind, beritten ist, 2 Maschinengewehrzügen, 1 Marine-Feldbatterie (reitende Batterie), 1 Marine-Pionierkompagnie in Tsingtau und dem Ostasiatischen Marine-Detachement in Peking und Tientsin. Die Einstellung erfolgt im Oktober 1912, die Ausreise nach Tsingtau im Januar oder Frühjahr 1913 für das 3. Seebataillon bzw. Januar 1913 oder 1914 für die Matrosen-Artillerie-Abteilung, die Heimreise für beide Frühjahr 1915 oder 1916. Bedingungen sind: Mindestens 1.65 Meter groß (für den Eintritt bei der Matrosen-Artillerie-Abteilung auch 1.64 Meter), kräftiger Körperbau, gesunde Zähne, vor dem 1. Oktober 1893 geboren (jüngere Leute nur bei besonders guter körperlicher Entwicklung). Für den Dienst bei der Matrosen-Artillerie-Abteilung werden Techniker, Elektrotechniker, Monteure, Mechaniker, Chauffeure, Schuhmacher und Schneider besonders bevorzugt. In den Standorten in Ostasien wird außer Löhnung und Verpflegung eine Ortszulage von täglich 0.50 M. gewährt, die sich bei den Vierjährig-Freiwilligen im vierten Dienstjahre auf täglich 1.50 M. erhöht. Meldungen mit genauer Adresse des Bewerbers sind unter Beifügung eines vom Zivilvorsitzenden der Ersatzkommission ausgestellten Meldescheins zum freiwilligen Diensteintritt auf drei bzw. vier Jahre an das Kommando des 3. Stammseebataillons in Wilhelmshaven bzw. der Stammabteilung der Matrosen-Artillerie Kiautschou in Cuxhaven zu richten.

Tropenhygiene.

Wichtige Medikamente für die Tropen.

Von Dr. med. Hey, Bückeburg.

Ohne Zweifel ist Chinin das wichtigste Medikament für die Tropen. Da jedoch dieses jedem Tropenbewohner zur Genüge bekannt ist, möchte ich die Leser dieser Zeitschrift auf andere, ebenfalls wichtige Präparate aufmerksam machen.

Bei dem Massenangebot von Medizinen ist es ohne Frage für die Exporteure sowohl als auch für die Faktoristen nicht immer leicht, die richtige Wahl zu treffen. Leider wird bei der Herstellung und beim Einkauf häufig die Güte der betreffenden Mittel zu wenig berücksichtigt, statt dessen wird auf die Billigkeit gesehen. Das ist verkehrt. Ob die Medizin für die Europäer oder zum Wiederverkauf für die Eingeborenen bestimmt ist, immer sollte man in erster Linie darauf sehen, daß man nur wirklich gute Ware erwirbt. Schreiber dieses war 16 Jahre an der Westküste von Afrika tätig und hat, da er nicht nur Europäer, sondern auch viele Eingeborene behandelte, die Erfahrung gemacht, daß gerade letztere den Wert eines Medikaments wohl zu schätzen wissen und nicht zaudern, teure Mittel zu kaufen, wenn sie wissen, daß diese auch gut sind. Mit minderwertigen Artikeln kann man wohl eine Zeitlang einen guten Absatz erzielen, aber nach längerer oder kürzerer Zeit ist die Nachfrage dahin, während gute Präparate, wenn sie teuer sind, vielleicht im Anfang weniger verlangt werden, sich aber dann eines stetig zunehmenden Absatzes erfreuen.

So habe ich z. B. im Jahre 1907 das „Amol" an der Goldküste eingeführt, und schon nach wenigen Wochen war die Nachfrage eine derartige, daß ich die dortigen Handelsfirmen bat, es in ihren Shops führen zu wollen. Bereits im ersten Jahre wurden dann auf der Goldküste über 10,000 Flaschen abgesetzt, der Umsatz dieses vortrefflichen Mittels hat sich seither ganz bedeutend erhöht. In Kamerun hat eine einzige Firma einen jährlichen Umsatz von über 20,000 Flaschen pro Jahr; es könnten auf anderen Gebieten sicherlich ebensoviel verkauft werden, wenn den Firmen das Amol bekannt wäre und sie sich dafür interessierten.

Aus der Tageschronik.

Aachen. Die hiesige Technische Hochschule ernannte den bekannten Großindustriellen Geh. Kommerzienrat Adolf Kirdorf zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber.

Berlin. Als Nachfolger des nach London versetzten Freiherrn von Marschall wird der bisherige Gesandte in Athen Freiherr von Wangenheim Botschafter in Konstantinopel.

— Die deutsche Motorboot-Expedition durch Afrika des Oberleutnants Paul Graetz ist von einem harten Schlage getroffen worden. Das im Luapula in Zentral-Afrika zurückgelassene Motorboot „Sarotti" ist nach einer vor etwa acht Tagen eingetroffenen Nachricht versunken. Oberleutnant Graetz hat sofort ein neues Motorboot konstruieren lassen, dessen Stapellauf am Mittwoch, dem 22. Mai, 5 Uhr nachmittags auf der Havelwerft, vorm. Hoffmann & Co., G. m. b. H., in Potsdam, Neue Königstr. 49, stattfand. Das Boot wurde am 25. Mai in Hamburg verladen. Zweck der Expedition, deren Dauer auf ein halbes Jahr veranschlagt wird, ist die Erforschung von Land und Leuten unserer neuen Kolonie Neu-Kamerun. Nach seiner Rückkehr wird Graetz sofort die Vorbereitung seiner deutschen Luftschiff-Expedition zur Erforschung von Neu-Guinea beginnen, die im Herbst 1913 angetreten wird.

— Dem Generaldirektor der bekannten Geldschrankfabrik von S. J. Arnheim, Herrn Emil Schwabe, Hohenzollernstraße 12, ist der Rote Adlerorden verliehen worden.

Bremen. Am 18. Mai beging der Senior des bekannten Handelshauses C. Melchers & Co., Herr Hermann Melchers, seinen siebzigsten Geburtstag. Hatte er aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Firma vor einigen Jahren dem Senat 300,000 Mark für wohltätige Zwecke übergeben, so hat er heute 200,000 Mark gestiftet, davon 100,000 Mark zur Verfügung der Handelskammer, deren langjähriges Mitglied und Vorsitzender er früher war, damit sie die Zinsen nach ihrem Gutdünken zur Förderung von Handelsinteressen verwende.

Dresden. Die Firma Georg Voß & Co., Schmirgelwerk in Deuben bei Dresden, feierte kürzlich ihr fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum.

Hamburg. Der Inhaber der Export- und Importfirma Augusto de Freitas, G. m. b. H., hat zum Andenken an seine verstorbene Gattin 50,000 Mark für die deutsche Seemannsschule gestiftet.

— Der Chef der Nautischen Abteilung der Hamburg-Amerika Linie Kapitän Albert Polis und der Generalsekretär der Gesellschaft Herr Bernhard Huldermann sind zu stellvertretenden Direktoren ernannt worden.

— Direktor Emil L. Boas, Generalvertreter der Hamburg-Amerika-Linie in Amerika, ist kürzlich infolge einer Lungenentzündung gestorben. Er spielte eine führende Rolle in New-Yorker Schiffahrts- und Handelskreisen. Boas war 1854 in Görlitz geboren. Seit 15 Jahren war er alleiniger Leiter der hiesigen Bureaus der Hamburg-Amerika-Linie.

Hannover. Dem technischen Leiter der Hannoverschen Gummiwerke „Excelsior" Akt. Ges. Direktor Gustav Bartl ist der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen worden.

— Zum niederländischen Konsul für die Provinz Hannover (mit Ausnahme von Ostfriesland, Harburg und Geestemünde), das Herzogtum Braunschweig, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Pyrmont und Anhalt wurde Heinrich Tiefers, Direktor der Braunschweig-Hannoverschen Hypothekenbank in Hannover, ernannt.

Köln. Wie die „Kölnische Zeitung" mitteilt, ist der Gouverneur von Ostafrika Freiherr v. Rechenberg auf seinen Antrag unter Verleihung des Roten Adlerordens zweiter Klasse zur Disposition gestellt worden.

Mülheim-Ruhr. Der Chef der Firma Matthias Stinnes, Kommerzienrat Dr. hon. caus. med. Küchen, kann am 15. Juni den Tag begehen, an dem er vor 25 Jahren an die Spitze der Großfirma trat. Aus Anlaß der Feier wird der Besuch des Oberpräsidenten der Rheinprovinz von Rheinbaben und des Regierungspräsidenten Dr. Kruse (Düsseldorf) erwartet. — Am 12. Juni kann Dr. Küchen das Fest der silbernen Hochzeit begehen.

TECHNISCHE WOCHE

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Turbo-Kesselspeisepumpe. Die Vorzüge des Turbinenantriebes haben auch zur Konstruktion von Kesselspeisepumpen mit Antrieb durch kleine Dampfturbinen geführt. Infolge ihrer Vielstufigkeit wurden sie aber im Vergleich mit Kolbenpumpen zu schwer und zu teuer und arbeiteten außerdem wegen der geringen Umfangsgeschwindigkeit der kleinen Antriebsturbine unwirtschaftlich. Diese Mängel sucht eine von der A. E. G. gebaute Kesselspeisepumpe, welche nachstehend beschrieben ist, zu beseitigen. Die A. E. G.-Turbo-Kesselspeisepumpe ist eine in der Regel einstufige Zentrifugalpumpe, die infolge ihrer Radschaufelform und Anordnung imstande ist, Wasser von einer der Temperatur nach zulässigen Saughöhe auf Drucke bis 25 Atm. zu fördern. Die Welle der Antriebsturbine liegt in zwei Lagern, die mit der unteren Hälfte des Turbinengehäuses und den Lagergehäusen zu einem Rahmen vereint sind. Der Rahmen ist an der Dampfeintrittsseite als Flansch ausgebildet; an ihm wird das Pumpengehäuse befestigt; die Welle ist für die Aufnahme des Pumpenrades nach dieser Seite verlängert. In dem zwischen Pumpe und Turbine befindlichen Lagergehäuse ist auch der Sicherheitsregulator eingebaut. Das Turbinengehäuse sowie die damit verbundenen Lagergehäuse sind aus Spezial-Gußeisen hergestellt und in der Horizontalebene geteilt, so daß durch Abnehmen des Turbinengehäuse-Oberteils die Innenteile der Turbine freigelegt werden können. Die Gehäuse werden einer Wasserdruckprobe von 5 Atm. Überdruck unterworfen. Sie sind mit einem Sicherheitsventil versehen, das bei 2 Atm. Überdruck abbläst und bei eintretender Unregelmäßigkeit im Betrieb als Warnungssignal dient. Die

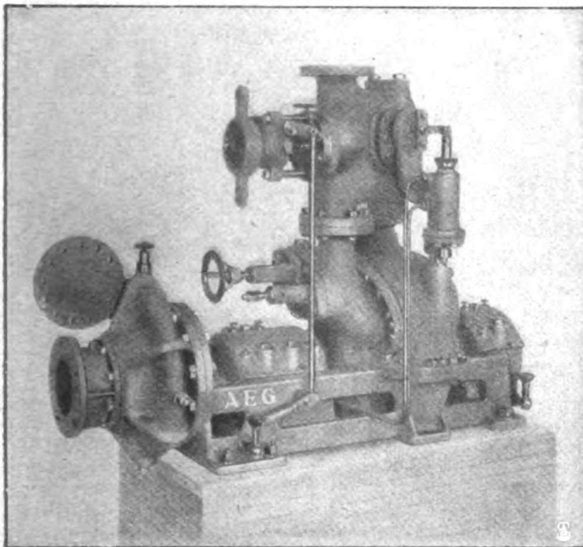


Abb. 1.

Einströmkasten, an denen sich die Düsen und der Leitapparat befinden, sind in Stahlguß ausgeführt und werden einer Wasserdruckprobe von 30 Atm. unterzogen. Je nach der Pumpenleistung und den Dampfverhältnissen befindet sich im Einströmkasten eine Anzahl ständig offener Düsen. Außerdem sind zwei Zusatzventile vorgesehen, die bei ungünstigen Dampfverhältnissen oder bei Höchstleistung der Pumpe von Hand zu öffnen sind. Das Regulierventil ist als Doppelsitzventil konstruiert und vollständig entlastet. Seine Betätigung erfolgt unmittelbar vom Regulator aus. Das Absperrventil ist ein normales Kegelventil, welches als Schnellschlußventil ausgebildet ist, dessen Spindel also ständig unter Federdruck steht. Diese Federspannung kann durch den „Sicherheitsregulator" bei bestimmter

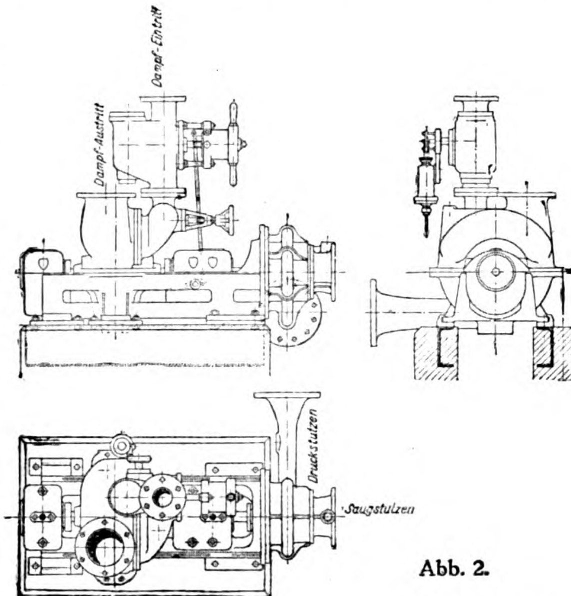
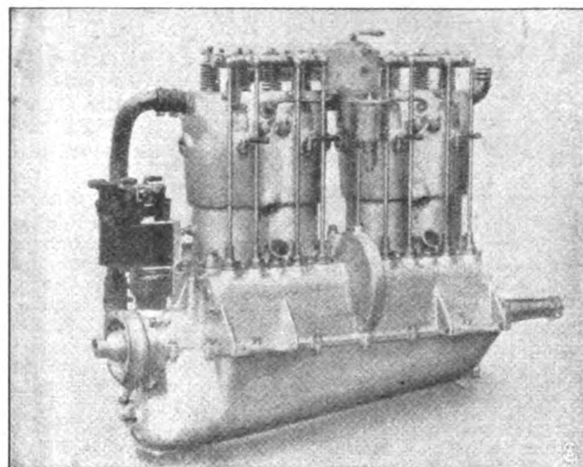


Abb. 2.

Tourenzahl ausgelöst werden, wodurch das Ventil plötzlich zuschlägt und den Dampf vollständig absperrt.

Motortechnik.

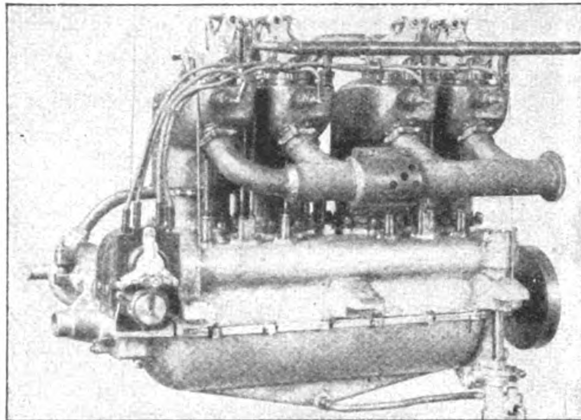
Der gegenwärtige Stand und die neueren Bestrebungen im deutschen Flugmotorenbau. Während man in anderen Ländern und namentlich in Frankreich zurzeit noch mitten in der Entwicklung besonderer Flugmotorenkonstruktionen



45-PS.-Fliegermotor
der Daimler- (Mercedes) Motoren-Gesellschaft, Untertürkheim.

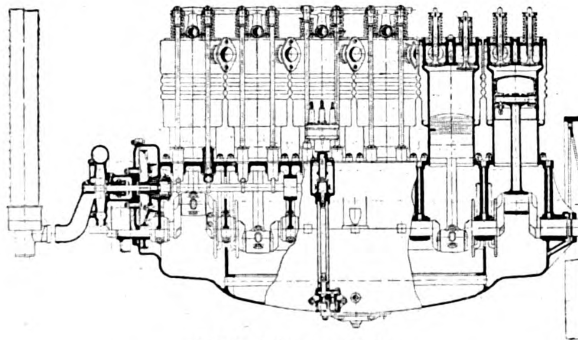
steht, kann man mit Berechtigung von einer in ihren Grundformen durchaus feststehenden deutschen Bauart sprechen. Hierdurch soll aber nicht zum Ausdruck gebracht werden, daß wir den Franzosen im Bau von Flugmotoren überlegen seien, sondern es soll vielmehr nur die Tatsache behauptet werden, daß unsere Fabrikanten, unbeeinflußt von den Er-

folgen und der Verbreitung der einander so sehr verschiedenen Flugmotorentypen, bisher nur eine bestimmte Bauart als richtig anerkannt haben und infolgedessen in ihrer Bauweise immer mehr zu einer Einheitsform zu gelangen scheinen. Die größten Erfolge wurden nach einem Berichte der Zeitschrift für praktischen Maschinenbau, bei den großen



50-PS.-Luftschiff-Motor
der Gebr. Körting A. G., Hannover.

Flugwettbewerben des vorigen Jahres bei uns mit Motoren von Mercedes, Austro-Daimler, Argus usw. gewonnen. Ferner wurden die so erfolgreichen lenkbaren Luftschiffe von Zeppelin, Parseval, Siemens-Schuckert usw. von Mercedes-, N.-A.-G.-, Maybach- usw. Motoren angetrieben. Es sind dies alles Namen von Firmen, die in der deutschen Automobilindustrie einen guten Klang haben. Es ist nun wohl erklärlich und durchaus zu billigen, daß sich die Ingenieure

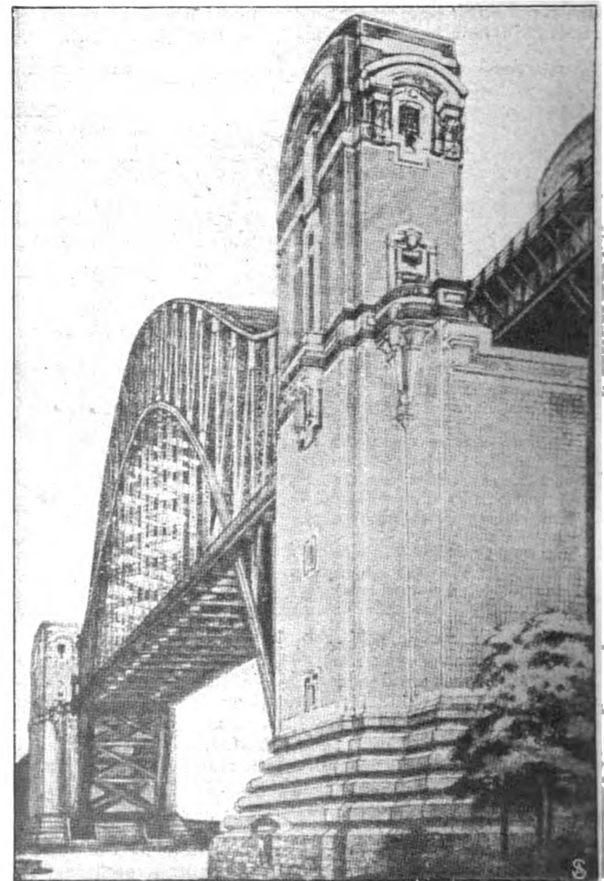


70-PS.-Flieger-Motor
der Adlerwerke vorm. Heinr. Kleyer A. G., Frankfurt a. M.

dieser Fabriken die Erfahrungen und die großen Kenntnisse im Motorenbau, die sie im Laufe der letzten zehn Jahre beim Automobilbau gesammelt hatten, zunutze machten und auch für Luftfahrtzwecke Motoren entwarfen, die in den Grundformen nicht wesentlich von der so bewährten Automobiltype abweichen. Bezüglich der Umdrehungszahlen herrscht verhältnismäßig nur wenig Verschiedenheit. Sämtliche Motoren laufen mit etwa 1200 bis 1400 Touren in der Minute, einige, wie z. B. der 55-PS-N.-A.-G., sogar mit 1600. Die Gewichtsangaben können insofern nicht ohne weiteres verglichen werden, weil leider noch keine bestimmte Norm hierfür besteht. Während einige Fabriken das Gewicht eines Motors mit Vergaser, Zündapparat, kompletter Rohrleitung, Oelgefäß und Propellerflansch angeben, bezieht sich bei anderen Firmen dagegen das Gewicht nur auf den nackten Motor ohne alle Zubehörteile. Im allgemeinen kann man aber als zutreffend feststellen, daß man bei den Motoren bis zu 50-PS-Leistung etwa 2 kg Eigengewicht pro Pferdestärke annehmen muß, und daß sich dieses Verhältnis bei den stärkeren Motoren nicht unerheblich günstiger gestaltet, so daß man bei Motoren bis zu etwa 100 PS nur noch mit einem Eigengewicht von etwa 1.6 kg pro Pferdestärke rechnen braucht. Dies gilt allerdings nur für die Flugzeugmotoren, während man hingegen bei den Motoren für Luftschiffe berechtigterweise weniger Wert auf möglichst geringstes Eigengewicht legt. Da, wie oben bereits gesagt, die deutschen Flugmotorenfabriken sich zum größten Teil an den Automobiltyp in ihren Konstruktionen anlehnen, so interessiert es den Konstrukteur solcher Motoren in erster Linie, zu wissen, welche Unterschiede im Betrieb zwischen Motoren für Automobile bestehen. Zunächst ist das Eigengewicht des Motors für Flugzeuge von größerer Bedeutung als beim Motorwagen, weil die Tragfähigkeit der Flugzeuge bisher nur eine recht beschränkte ist, und weil die Stabilität des Flugapparates mit der Geschwindigkeit zunimmt, die ihrerseits von dem Gesamtgewicht des Flugzeuges abhängig ist. Immerhin darf man sich hierbei unter keinen Umständen dazu verleiten lassen, das Gewicht auf Kosten der Betriebssicherheit oder der Lebensdauer des Motors zu vermindern, wie dies leider namentlich von ausländischen Konstrukteuren vielfach gemacht wird. Viel wichtiger wie die Leichtigkeit ist die Zuverlässigkeit des Flugmotors. Da man beim Versagen des Motors nicht, wie es bei Landfahrzeugen der Fall ist, durch Feststellen der Bremsen oder andere Hilfsmittel verankern kann, sondern eine Flugmaschine herabstürzt und ein Motorluftschiff ein willenloses Spielzeug der Winde wird, so muß ein Flugmotor unter allen Umständen vom Beginn der Fahrt ab bis zur Landung ununterbrochen ohne Aussetzer und mit voller Leistung arbeiten.

Bauwesen.

Deutsche Ingenieurkunst in Amerika. Am Schlusse des Sommersemesters haben Rektor und Senat der Königlichen Technischen Hochschule in Dresden auf einstimmigen Antrag der Ingenieur-Abteilung den Ingenieur Gustav Lindenthal in New York zum Dr. ing. h. c. ernannt: „Den

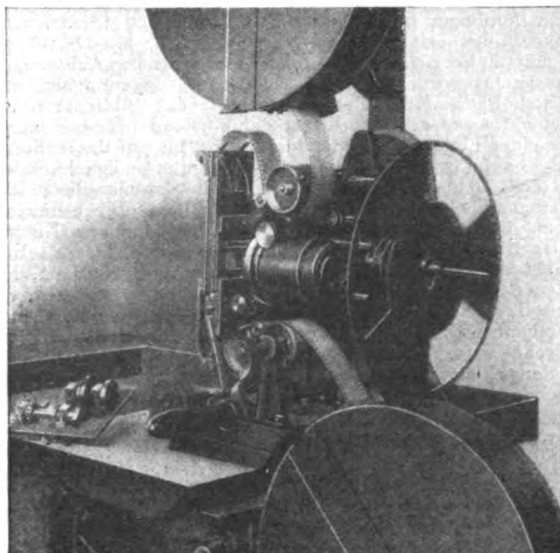


Helgate-Brücke über den East River.

Meister des Brückenbaues, den tatkräftigen deutsch-österreichischen Ingenieur, der seit 37 Jahren in vielen Staaten von Nordamerika nach europäischen Vorbildern in wissenschaftlichem Geiste großartige Bauwerke schuf und allezeit ein unermüdlicher Berater der das amerikanische Bauwesen studierenden europäischen Fachgenossen war." Eines der neuesten Werke unseres berühmten Landsmannes zeigt nebenstehende Abbildung. Es ist dies die Helgate-Brücke über den East River, bei welcher zurzeit die Fundierungsarbeiten im Gange sind. Dieses Bauwerk ist ein Glied in der künftigen New-Yorker Verbindungsbahn, welche von Quebec in Kanada bis nach Florida führt und den direkten Durchgangsverkehr ermöglicht, ohne daß die Passagiere einmal das Gleis wechseln müssen. Die Gesamtlänge der Überbrückung wird 5½ km betragen, wobei der Fluß selbst mit einem Bogen von 340 m Spannweite übersetzt wird. Die Türme messen die stattliche Höhe von etwa 70 m. Es sind vier Eisenbahngleise und zwei Gleise für elektrischen Ortsverkehr vorgesehen, welche in Beton verlegt werden sollen, um Erschütterungen und starke Geräusche zu vermeiden. Die Verkehrslasten für die vier schweren Gleise werden mit etwa 7.44 Tonnenmeter, das Eisengewicht der Konstruktion mit etwa 7.0 Tonnenmeter berechnet. Die Bogengurte erhalten danach Gewichte von 80 t bis 185 t pro Feld, wodurch ein schwieriges und gut durchdachtes Verfahren für die Bogenaufstellung notwendig wird. Die Kosten des Brückenbaues werden ungefähr 2 000 000 Dollar betragen.

Kinematographen.

Projektions-Apparate. Einen in vielfacher Hinsicht verbesserten Apparat mit auswechselbarem Transportmechanismus bietet die älteste deutsche Fabrik für Projektions-Apparate, die Firma Meßters Projektion G.m.b.H., Berlin 61, mit ihrem Thaumatograph XVI. Der ruckweise



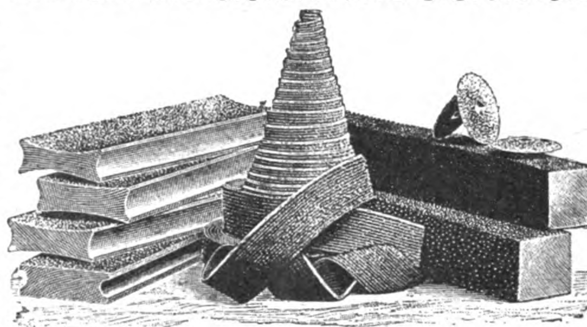
Thaumatograph XVI.

Transport des Bildes geschieht durch ein Malteserkreuzgesperre, dessen Zug nur zirka 1/6 beträgt, so daß das lästige

Flimmern ganz fortfällt. Der Führungskanal ist äußerst sauber gearbeitet und bietet dem Film eine gute Führung, wodurch ein ruhiges feststehendes Projektionsbild erzielt wird. Das Malteserkreuz ist aus bestem Stahl hergestellt. Der Exzenter ist gehärtet und daher die Abnutzung auf ein Minimum beschränkt. Die Einstellung (Zentrierung) des Bildes erfolgt durch eine (D. R. G. M. 228,217 geschützt) Vorrichtung, wodurch die optische Achse nicht verändert wird, d. h. die Lichtquelle (Brennpunkt der Lampe), die Mitte des Kondensors, das Bildfenster, das Objektiv und der Momentverschluß (Blende) bleiben immer in einer Linie, so daß die Lichtquelle bis auf das äußerste ausgenutzt werden kann. Die Einstellungsmöglichkeit erstreckt sich über 2 Bildflächen und bietet also die größte Bequemlichkeit beim Einsetzen des Bildes. Diese Einrichtung ist für die Vorführung von unschätzbarem Nutzen. Das Bildband ist gegen Entflammung durch folgende Einrichtungen geschützt: 1. durch Feuerschutztrommeln, aus denen es durch zwei hohlgedrehte Rollen heraustritt, die die Trommeln so abschließen, daß eine etwa entstehende Flamme nicht hineingelangen kann; 2. durch eine automatische Verschlußklappe, die die Lichtquelle nur freigibt, solange der Apparat in Bewegung ist. Zu diesen wesentlichen Vorteilen, die die Konstruktion anderen Kreuzapparaten gegenüber bietet, kommt noch hinzu, daß der Transport-Mechanismus auswechselbar ist. Zu diesem Zweck ist das Kreuz mit Exzenter und Zahntrommel in einem besonderen Gestell (Auswechselgestell) gelagert. Diese Anordnung beseitigt den letzten Nachteil, den das Malteserkreuz anderen Transportkonstruktionen gegenüber vielleicht noch haben konnte, nämlich die Schwierigkeit, etwa notwendig werdende Reparaturen leicht und exakt ausführen lassen zu können. Es ist bei dieser neuartigen Konstruktion nur nötig, das „Auswechselgestell", das mit nur 2 Schrauben befestigt ist, herauszunehmen und das Reserve-Auswechselgestell hineinzusetzen. Um die Abnutzung der besonders in Anspruch genommenen Lager so viel wie möglich zu beschränken, sind diese mit Buchstaben aus bestem Stahl versehen. Diese Anordnung bietet außerdem den Vorteil, daß bei event. notwendig werdenden Reparaturen die Buchsen leicht ersetzt werden können. Der Filmtransport mittels Malteserkreuzgesperre gewährt bekanntlich dadurch den größten Schutz gegen Filmabnutzung, da die den ruckweisen Transport bewirkenden Teile mit dem Film dauernd in Kontakt bleiben, während bei allen anderen Konstruktionen die den ruckweisen Transport ausübenden Teile bei dem Vorschub eines jeden Einzelbildes, also ca. 1000 mal in jeder Minute, den Film von neuem angreifen und dann wieder freigeben. Sämtliche Rollen und Führungsteile sind so gestaltet, daß die Films nur an der Perforation mit Metallteilen in gleitende Berührung kommen, während das eigentliche Bild stets frei bzw. hohl läuft. Die Filmtrommeln sind leicht auswechselbar und für Filmlängen bis ca. 400 m eingerichtet. Die Aufwickelung der vorgeführten Films geschieht selbsttätig in der unteren Feuerschutztrommel.

Briefkasten der Redaktion.

Der Bund für Höflichkeit (Pro Gentilezza) versammelte zum letztenmal im Winterhalbjahr seine Mitglieder im Nollendorf-Casino in Berlin. Nach Mitteilung einiger Bundesangelegenheiten durch den Präsiden-







ten Schriftsteller Herm. Buch hielt Redakteur Erich Keller einen fesselnden Vortrag über „Lebensfreude". Er zeigte unter Einflechtung eigener hochdramatischer Erlebnisse, wie wechselvoll das Schicksal oft die Menschen durch Leid und Gram zur wahren Lebensfreude führt. Aus dem künstlerischen Teil des anregenden Abends seien die Rezitationen des Dichters Ernst Ludwig Brandt besonders genannt, der u. a. in einer eigenen „Hamburger Skizze" eine packende Szene aus dem Seemannsleben schilderte. Mit heiteren Dichtungen erfreute die bekannte Vortragskünstlerin Martha Schäffer-Chamouté. — Die sommerlichen Zusammenkünfte des Bundes finden wie im Vorjahre im Grunewald-Casino bei St. Hubertus statt.

Geschäftliche Notizen.

Zur Technik ärztlicher Hilfe in Notfällen. Von Dr. med. Hahn. Die moderne Entwicklung der Verkehrsmittel hat uns immer neue und neue Gebiete aufzusuchen gezwungen, die Absatzgebiete für unsere gewaltige Produktion darstellen und ihrerseits wieder die Rohmaterialien für die Herstellung unserer zahlreichen Gebrauchsartikel liefern können. So kam es, daß, wenn auch Bahn und Schiff den Raum zu überwinden scheinen, die Zahl derer, die abseits des Verkehrs leben und leben müssen, eher wohl zugenommen als abgenommen hat. In diesen Gegenden stellt nun die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse dieser verdienten Kulturpioniere ganz besondere Aufgaben. Zu den allernotwendigsten Bedürfnissen gehört eine geeignete Fürsorge für den Erkrankungsfall. Wenn auch von staatlicher und ärztlicher Seite alles mögliche geschieht, um den Ansiedler in dieser Hinsicht zu sichern, so bringen die natürlichen Verhältnisse es doch meist mit sich, daß die ärztliche Hilfe im richtigen Augenblick nur schwer oder gar nicht zu erreichen ist. Gerade die erste Hilfe in Notfällen aber ist besonders geeignet, sogleich und für später schwere Schädigungen zu verhüten. Kaum ein Farmer und kaum ein Tropenreisender vergißt es wohl, sich eine „Hausapotheke" zu besorgen, ehe er den Heimatshafen verläßt; und wenn er das täte, so machte er sich einer Fahrlässigkeit schuldig. Die Einrichtung dieser Hausapotheken war bisher immer ein wunder Punkt. Sonderlich störten die flüssigen Ingredienzien und die oft so umständliche Verpackung und gelegentlich auch ganz unzweckmäßige Auswahl der Medikamente. Diesen Mängeln abzuhelfen hat sich mit bewundernswerter Sorgfalt

Dr. Dessauer bemüht, wobei ihn die bekannte pharmazeutische Fabrik von Wilhelm Natterer in München aufs beste unterstützte: Flüssige Ingredienzien finden sich in der Sammlung überhaupt nicht. Die chemische Technik konnte alles Notwendige trocken und deshalb besonders sauber und dauerhaft liefern; die in Tabletten- oder Pulverform vorhandenen Desinfektions- usw. Mittel werden in gewöhnlichem Wasser, sei es auch Meerwasser, gelöst und sind sofort zum Gebrauch bereit. Fehlt ein passendes Gefäß, so bedient man sich des Metallkastens als Behälter und kann diesen, wenn es nötig ist, erwärmen, um die Lösungen zu kochen. Die Auswahl der Arzneimittel: Kaliumpermanganat, Salizyl, Kampfer, Tannalbuminat, Phenolphtalein und Bismuthsubnitrat-Rhabarber-Soda-Ingwer-Pfefferminz usw. ist mit Raffiniertheit getroffen, um einerseits gegen alle Zufälle gerüstet zu sein, andererseits aber auch einen Mißbrauch aus Fahrlässigkeit oder Versehen zu vermeiden, so sehr wirksam die einzelnen Mittel auch im gegebenen Falle sind. Als besonders umsichtig muß man die Wahl und Packung der beigegebenen Verbandstoffe bezeichnen. Wohl keine der bisher angebotenen Apotheken bot auf diesem Gebiete einen solchen Vorrat und eine solche Auswahl: ein ganzes Bein kann man mit den beigegebenen 10 m Binden einhüllen, und eine Brandbinde von ½ m Länge ist mehr als genügend, um auch gegen solche Verletzung sofort das geeignetste Mittel zur Hand zu haben. 2 m Borsäurekompressen, Billrothbatist und Guttapercha mit einem reichlichen Vorrat steriler Watte gestatten es überall, einen feuchten „antiseptischen" Verband (lege artis) in großer Ausdehnung anzulegen und die Wunden so gut zu versorgen, wie es überhaupt nur möglich ist. Die Gebrauchsanweisung, ein Heftchen von 16 Seiten deutlichsten Duckes, gibt in präzisester Form auf alle Fragen sofort Auskunft und bleibt dabei weislich überall innerhalb der Grenzen, die nur der Arzt überschreiten darf. Und all diese Sachen sind zusammengepackt in dem erwähnten Aluminiumkasten, der nicht größer ist als 16 : 5,9 : 2 cm und der nicht mehr wiegt als 200 g. Man darf wohl sagen, daß diese „Dr. Dessauers Touring-Apotheke" von der Fabrik pharmazeutischer Präparate Wilhelm Natterer, München 19 W, für Sport und Reise, für den Farmer und Forscher, für den Militär und Kaufmann das bequemste und reichhaltigste, das zuverlässigste und sauberste, das beste und damit billigste ist, was wir auf diesem Gebiete in letzter Zeit zu sehen bekommen haben. Es wäre zu wünschen, daß auch der Export sich dieses kleinen Instrumentes annähme; es ließen sich damit in recht eigentlicher Bedeutung viele Wunden heilen und große Schäden verhüten.

Vierkronen-Tafelgetränke. Die immer mehr grassierende Sucht nach Verbilligung der Ware, die den Zweck verfolgt, durch ein billiges Angebot den Käufer zu einer Bestellung zu veranlassen, geht in den meisten Fällen auf Kosten der Qualität der Ware. Vor einigen Jahren, in den ersten Zeiten des Aufschwungs der Industrie, war noch die Möglichkeit gegeben, durch eine bessere maschinelle Einrichtung oder durch vorteilhaftere Ausnutzung der Arbeitskräfte eine Verbilligung der Produkte zu erzielen. Heute sind fast alle Fabriken derartig auf der Höhe, daß durch weitere Ökonomie in der Ausnutzung der

Arbeitskräfte eine prozentual nur ganz geringe Verbilligung einer Ware möglich ist; es kann sich hierbei nur um einige Prozent des Einkaufswertes der Ware handeln. Eine Verbilligung der Ware um 50 oder mehr Prozent ist nur durch ganz außergewöhnliche Verhältnisse, wie z. B. Frachtersparnis oder dergleichen, möglich. Bisher wurde Tafelwasser in großem Maßstabe von den Mineralbrunnen nur in Flaschen, am Brunnen fix und fertig abgefüllt, zum Versand gebracht. Die Kosten des Versandes des Tafelwassers waren meistens ebenso, für Übersee doppelt und dreifach so hoch als der Herstellungspreis des Tafelwassers selbst. Beim Vierkronen-Tafelwasser wird nun nur die höchstprozentige Natursole der Königlichen Quellen zu Bad Reichenhall versandt, aus welcher dann am Konsumorte selbst das Vierkronen-Tafelwasser hergestellt wird. Die aus diesem Dezentralisierungssystem resultierende Frachtersparnis ist so bedeutend, daß das Vierkronen-Tafelwasser einerseits nur die Hälfte oder sogar nur ein Drittel des Preises der andern Tafelwasser kostet und daß andererseits eine umfassende und dauernde Propaganda für dasselbe möglich ist, welche zusammen mit dem billigen Preis eine schnelle Einführung und einen enorm großen Konsum in Vierkronen-Tafelwasser bei energischer Tätigkeit verbürgt. Die mit den Vierkronen-Tafelgetränken erzielten Erfolge sind auch wirklich unvergleichlich groß. Eine ausländische Brauerei bezog Ende März 1911 einen Waggon Vierkronenbasis, bezog bereits Ende April einen zweiten Waggon und schloß mit der Firma Vierkronen-Monopol bereits am 26. Juni 1911 zehn Waggons Vierkronenbasis, abzunehmen in 1½ Jahren, ab. Aus einem Waggon entstehen 1½ Millionen Flaschen Vierkronen-Tafelgetränke. Dieser Auftrag ins einzelne repräsentiert also 1625 Doppelwaggons Vierkronen-Tafelgetränke und einen Engrosverkaufswert von über 1½ Millionen Mark. Wer sich über die Vierkronen-Tafelgetränke näher zu informieren und das Alleinherstellungsrecht für seine Stadt oder sein Land zu übernehmen wünscht, wolle sich bitte an die Generaldirektion des Vierkronen-Monopols in Starnberg E. W. bei München wenden. Diese Firma hat vom Bayerischen Staat das Weltmonopol für den Vertrieb der Natursole der Königl. Quellen zur Herstellung von Vierkronen-Tafelgetränken zu Bad Reichenhall.

Neu erschienene Kataloge.

F. Komnick, Automobilfabrik, Elbing. Katalog Nr. 7. — 1912. — Komnick-Motorwagen.

B. Polack Aktiengesellschaft, Waltershausen (Hzgt. Gotha). Einige interessante Kraftwagen-Flottillen mit Polack-Reifen.

Th. Weiß, Maschinenfabrik und Eisengießerei, Reichenbach i. Vogtl. Transportgeräte aller Art.

Bolinders Maschinenbaugesellschaft, Berlin C. Bolinders Rohöl-Motor, Rundlöfs Patent.

Bopp & Reuter, Maschinen-, Armaturen- und Wassermesser-Fabrik. Mannheim-Waldhof. Die Entwicklung der Ventilbrunnen-Konstruktion. Wassergewinnungsanlagen. Tiefbohrungen (Rohrbrunnen).

R. & C. Hyrenbach, Villach. Die Bergbahn auf die Vilacher Alpe (Dobratsch 2167 m).

J. N. Eberle & Cie., Augsburg-Pfersee. Sägen- und Federnfabrik, Kaltwalzwerk für Bandstahl.

Paul Koch, Suhl in Thür. Spezial-Werkzeugmaschinen-Fabrik. „Pako" Präzisions-Fräsmaschinen. Universal-Maschinen-Schraubstöcke.

Maschinenfabrik Grevenbroich (vorm. Langen & Hunthausen), Grevenbroich (Niederrhein). Grevenbroich-Tanks.

Roesler & Co., G. m. b. H., Leipzig. Metallwaren-Fabrik. Globus-Selbstschänker. Die Bahnhofs-Wirtschaft der Neuzeit.

R. Weber, Raubtierfallenfabrik, Haynau i. Schl.

E. Grell & Co., Raubtierfallenfabrik, Haynau i. Schl.

Franz Korn, Halle a. d. Saale-Trotha. Chemische Fabrik für technische Öle, Fette und Anstrichfarben. Neueste sensationelle Erfindung: Heißlauf-Anmelde-Farbe „Efkalin".

Stoffregen & Co., G. m. b. H., Hildesheim. Schlafsack mit Kopfschirm und Luftkissen für Hochtouristik, Manöver, Reise-Expeditionen, Jagd usw.

Wilh. Hartmann, Fulda. Fuldaer Maschinen- und Werkzeugfabrik. Kaltsägemaschinen, Metallsägen, Metallsägebogen, Viktoria-Schrotmühle.

Alfred Brückner, Rabenau, Bez. Dresden. Fabrik photographischer Apparate. Spezialität: Atelier- und Reise-Kameras.

Louis Krauß, Metallwarenfabrik, Schwarzenberg i. S. „Zum 25jährigen Bestehen".

DIE·WOCHE

Nummer 24. | Berlin, den 15. Juni 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

6. Juni.

Die portugiesische Deputiertenkammer nimmt ein Gesetz an, das dem Herzog Miguel von Braganza und seiner Familie gestattet, von ihrem beweglichen Privateigentum wieder Besitz zu ergreifen.

Aus Neuyork kommt die Meldung, daß 450 amerikanische Seesoldaten auf Kuba gelandet wurden und den Marsch auf Guantanamo zum Schutz der amerikanischen Fabriken angetreten haben.

7. Juni.

König Ferdinand von Bulgarien trifft mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen in Potsdam ein und wird am Bahnhof Wildpark feierlich vom Kaiser empfangen (Abb. S. 989).

König Friedrich August von Sachsen zieht sich bei einem Sturz mit dem Pferd auf dem Truppenübungsplatz Zeithain eine Muskelzerrung zu.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus gibt der oppositionelle Abgeordnete Julius Kovacs einen Revolverschuß auf den Präsidenten Grafen Tisza (Portr. S. 994) ab, ohne ihn zu treffen, und versucht sich dann selbst durch zwei Schüsse in den Kopf zu töten.

In der Munitionsfabrik Wöllersdorf bei Wien (Abb. S. 992) werden durch die Explosion eines Pulvermagazins 16 Personen getötet und über hundert verwundet.

8. Juni.

Das preußische Abgeordnetenhaus wird zugleich mit dem Herrenhaus bis zum 22. Oktober vertagt.

König Nikolaus von Montenegro trifft in Wien zum Besuch des Kaisers Franz Josef ein.

In Agram verübt ein bosnischer Student ein Revolverattentat auf den Königlichen Kommissar von Kroatien Eduard v. Cuvaj. Dieser bleibt unverletzt, der ihn begleitende Sektionschef von Hervoics aber wird verwundet. Der Täter wird verhaftet, nachdem er auf der Flucht von der Polizei einen Wachmann erschossen hat.

Das französische Unterseeboot „Vendemiaire" sinkt bei einer Flottenübung in der Nähe von Cherbourg mit der aus zwei Offizieren und 24 Mann bestehenden Besatzung an Bord.

9. Juni.

Auf dem Flugplatz Johannisthal steigen acht Aviatiker zu dem Fernflug Berlin—Wien auf, von denen drei wohlbehalten Breslau erreichen.

In Weimar hält der Deutsche Flottenverein unter dem Vorsitz des Großadmirals von Koester seine 12. Hauptversammlung ab.

10. Juni.

Auf seinem Schloß Wernburg (Kreis Ziegenrück) stirbt, 66 Jahre alt, der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses Dr. Hermann Freiherr v. Erffa (Portr. S. 994).

Aus dem Fernflug Berlin—Wien geht der Oberingenieur Hellmut Hirth als Sieger hervor (Portr. S. 991).

11. Juni.

Aus England kommt die Meldung, daß der Kriegsminister Haldane von seinem Posten zurückgetreten und zum Lord-Kanzler ernannt worden ist.

12. Juni.

Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses Graf Tisza, der sich nach Wien begeben hat, wird vom Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen.

In Paris stirbt, 90 Jahr alt, der Friedensapostel Frédéric Passy.



Bilder aus dem deutschen Familienleben.

Ein Preisausschreiben der „Gartenlaube".

Von Prof. Ludwig Manzel.

Das Gesetz der Entwicklung beherrscht nicht nur das rein physische Dasein, auch das geistige Leben ist ihm unterworfen, nicht zum mindesten die künstlerische Betätigung eines Volkes. Wenn man den langen Weg verfolgt, den die deutsche Kunst von ihren Anfängen bis zur Gegenwart genommen hat, so wird man auch ihren langsamen Aufstieg bemerken, der von den einfachsten Vorwürfen und ungelenker, fast kindlicher Darstellung zu den schwierigsten Problemen und innerlich vertiefter Wiedergabe führt.

Die erste Forderung, die man an ein Kunstwerk stellen muß — darin werden sich wohl alle einig sein — ist seine Einheit, seine Geschlossenheit — gleichviel, ob es sich um ein Bildwerk oder ein Gemälde, um eine erzählende Dichtung oder um ein Bühnenstück handelt. Gedanke und Ausführung, Inhalt und Form müssen zusammenstimmen, müssen sich decken. Was nützt die schönste Idee, wenn sie nur mangelhaft oder unvollkommen dargestellt ist, und was nützt die schönste Darstellung, wenn sie ohne Gehalt ist, wenn sie keine Idee zur sinnfälligen Anschauung bringt?

Während die großen Künstler aller Zeiten und Völker immer nach dieser notwendigen Einheit strebten, findet man in den Zeiten des Niedergangs, daß die äußere Form auf Kosten des Inhalts oder der Inhalt auf Kosten der äußeren Form unverhältnismäßig stark hervortritt. Der Künstler, der die technischen Mittel beherrscht, meint, die innere Leere seines Werkes durch glänzende Darstellung zu verdecken, und der andere,

dem vor allem die Idee gilt, glaubt über dem „Was“ das „Wie“ vernachlässigen zu können.

Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht fern — wo der Inhalt eines Kunstwerks, besonders der Malerei, alles bedeutete. Farbe und Licht, neben der Form die Hauptelemente der Malerei, galten nichts, wenn nur das Bild etwas erzählte. Dies führte zu einer Reaktion, die, wie so oft im guten und bösen Sinn, über das Ziel hinausschoß.

Man fiel ins andere Extrem. Der Inhalt wurde ganz aus dem Kunstwerk verbannt. Die neuen Errungenschaften, die Behandlung von Luft, Licht und Farbe, die technische Geschicklichkeit wurden Selbstzweck, „l'art pour l'art“ war das Schlagwort — nur kein Inhalt, nur keine Idee!

So herrliche Kunstwerke auch die neue Richtung hervorgebracht hat, das Prinzip, auf die Spitze getrieben, mußte zum Absurden, zur völligen Verwilderung führen. Neoimpressionisten, Kubisten und Futuristen sind die unerfreulichen Erscheinungen in dieser Entwicklungskette.

Ist es daher ein Wunder, wenn unser Volk, soweit es ein lebendiges Interesse für bildende Kunst hat, allmählich kopfscheu geworden ist? Es vermag dieser Bewegung nicht mehr zu folgen. Das „allerneuste Kunstwerk“ sagt ihm nichts mehr, es soll ihm ja auch nichts sagen, es spricht nur noch zu dem Verbildeten, nicht mehr zu dem Gebildeten.

Auf die Dauer läßt sich der gesunde Menschenverstand nicht in die Irre führen. Die Kunst hat nicht die Aufgabe, dem Beschauer oder Zuhörer mehr oder minder verzwickte Rechenaufgaben, leichte und schwierige Rätsel aufzugeben. Wer durch eine Kunstausstellung geht, soll keinen Fremdenführer nötig haben; ein Kunstwerk soll keines Dolmetschers bedürfen.

Es handelt sich hier nicht um allerhand Farbenexperimente, um technische Kunststücke — in alle Ewigkeit wird sich das Volk für das Gegenständliche, das „Was“ in der Kunst mindestens ebenso interessieren wie für das rein Darstellerische, das „Wie“. Alle Redensarten und alle Schlagworte schaffen diese Tatsache nicht aus der Welt, und jede Kunst, die diese Wahrheit vernachlässigt, wird schließlich allein stehen — fremd und unverstanden.

Zu dem Herzen des Volks spricht, was seine Zeit bewegt, die lebendige Gegenwart. Das nationale Leben, die geschichtlichen Geschehnisse, das weite Gebiet der Arbeit und nicht zuletzt das Familienleben sind der unerschöpfliche Boden, der nach wie vor die schönsten Früchte zeitigen wird am Baum der Kunst.

Die großen deutschen Meister, die dieses Familienleben zum Gegenstand ihrer Darstellung machten, sind noch nicht vergessen, sind und bleiben lebendig. Man braucht nur an Namen zu erinnern wie Chodowiecki und Waldmüller, Richter und Vautier, Knaus und Uhde, die der Poesie des deutschen Familienlebens ihre schönsten Anregungen verdanken.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat die „Gartenlaube“, eingedenk ihrer Vergangenheit, den dankenswerten Beschluß gefaßt, die deutschen Maler zu einem Wettbewerb aufzufordern, der das deutsche Familienleben in seinem weitesten Sinn zum Gegenstand hat.

Der Gedanke ist glücklich zu nennen, zumal seine Ausführung in einer für die Künstler weitherzigen und vornehmen Weise geplant ist. Abweichend von den üblichen Gepflogenheiten verlangt der Verlag keinerlei Eigentumsrechte an den preisgekrönten Arbeiten, sondern nur das der Reproduktion.

Ein solcher Wettbewerb unterstützt das Schaffen der deutschen Künstler in hohem Maß, zumal hier ein großer Uebelstand wegfällt, der bei vielen Konkurrenzen für die Beteiligten einen so herben Nachgeschmack hat: nämlich die Unmöglichkeit, ein für einen bestimmten Zweck geschaffenes Werk anderweitig zu verwenden. Die Beteiligung an dem Preisausschreiben steht jedermann frei. Folgende Preise sind ausgesetzt: ein 1. Preis zu 3000 Mark, ein 2. Preis zu 2000 Mark, ein 3. Preis zu 1000 Mark und zwei 4. Preise zu je 500 Mark. Zum Wettbewerb können eingereicht werden Gemälde in Oel, Tempera oder Aquarell und graphische Blätter, die in den mannigfachen Techniken der Griffelkunst ausgeführt sein können.

Auch in der geschäftlichen Handhabung des Wettbewerbs kommt der Verlag einem oft vermißten und von der Künstlerschaft immer dringender geforderten Verlangen entgegen: das fachmännische Urteil überwiegt bei der Entscheidung. Drei Nichtkünstlern stehen vier Künstler gegenüber, und zwar haben Professor Arthur Kampf in Charlottenburg, Präsident der Königlichen Akademie der Künste, Professor Max Liebermann in Berlin, Professor René Reinicke in München und der Verfasser dieser Zeilen das Preisrichteramt übernommen.

Wie verlautet, beabsichtigt die Redaktion der „Gartenlaube“ noch andere ähnliche Wettbewerbe zu veranstalten. Möchten sich deshalb die auf dieses Ausschreiben gesetzten Erwartungen erfüllen, damit der Verlag ermutigt wird, seine weiteren Pläne zur Ausführung zu bringen.

Gesundheitliche und wirtschaftliche Fragen im Städtebau.

Von C. Geusen, Königlicher Baurat und Beigeordneter in Düsseldorf.

„Die Schönheit ist ein Merkmal des Nützlichen.“ An diese Worte Stendhals erinnert der Satz in der Einladungsschrift der Berliner Städtebau-Ausstellung 1910: „Gesunde und wirtschaftliche Städte bauen, heißt, an sich schon ihre Schönheit fördern.“ „Nützlich“ im Sinne der Worte Stendhals ist eine Stadt oder Stadterweiterung, wenn sie zweckentsprechend ist, d. h., wenn sie die Schaffung gesunder Wohnungen unter wirtschaftlicher Ausnutzung des Grund und Bodens ermöglicht. Die Fragen der Gesundheit und Wirtschaftlichkeit sind beim Städtebau die wichtigsten und zuerst zu lösenden. Ihre Lösung erschöpft die Städtebaukunst nicht, sie ist aber ein wesentlicher Teil dieser Kunst. Zu dieser Lösung einen Beitrag zu liefern, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Eine typische Erscheinung der Städte und ihrer Erweiterungen zu allen Zeiten ist die Mietkaserne gewesen, d. h. ein Haus mit vielen Geschossen und kleinen und kleinsten Wohnungen, von denen öfter mehr als zwei in einem Geschoß oder an einer Treppe liegen. Eine solche Wohnform ist nicht nur aus gesundheitlichen, sondern auch aus

sozialen und ethischen Gründen mit allen Mitteln zu bekämpfen. Unsere Stadterweiterungen brauchen auch nicht aus Mietkasernen zu bestehen, anderseits können sie aber auch nicht aus der am höchsten stehenden Wohnform, aus Einzelhäusern mit Garten für jede Familie, bestehen. Die Gründe hierfür liegen einmal in den hohen Preisen des Grund und Bodens in der Nähe der bebauten Teile unserer Städte, häufig sogar in größerer Entfernung davon, sodann in der Abneigung der Bevölkerung, weit von den Stätten ihrer Beschäftigung zu wohnen, wie es bei Aufteilung der Stadterweiterungsgebiete in Grundstücke für Einfamilienhäuser nötig wäre. Ob es gelingen wird, die hohen Preise des Grund und Bodens durch die verschiedenen, dazu vorgeschlagenen Maßnahmen so weit herabzumindern, daß jede Familie oder doch der größte Teil der Stadtfamilien ein eigenes Haus bewohnen kann, ist hier nicht zu untersuchen, die Abneigung, weit außerhalb zu wohnen, wird aber nicht so leicht zu beheben sein. Sie ist auch verständlich, denn bei noch so guten Verkehrsverbindungen geht durch das Hin- und Herfahren ein Teil der Erholungzeit verloren, und die Kosten für die Fahrten vermindern eine etwaige Ersparnis an Miete erheblich. Ein Auseinanderfließen der Städte ins Land wird auch die landwirtschaftlich benutzbare Fläche verkleinern, die Erzeugung von Nahrungsmitteln also vermindern; auch der Grund und Boden muß, wie jedes Gut, das die Natur nur in beschränktem Maß zur Verfügung gestellt hat, wirtschaftlich, d. h. sparsam, benutzt werden, und mehr Fläche für die Unterbringung der Stadtbevölkerung in Anspruch zu nehmen, als bei Erfüllung der gesundheitlichen Forderungen nötig, ist verwerflich.

Die vorherrschende Wohnform unserer Stadterweiterungen wird deshalb voraussichtlich noch lange Zeit das Mehrfamilienhaus sein. Einfamilienhäuser werden nur für die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung in Frage kommen, und selbst diese ziehen vielfach das Wohnen im Mehrfamilienhaus vor. Die Stadterweiterungspläne müssen daher so ausgestaltet werden, daß möglichst viele gesunde Wohnungen in Mehrfamilienhäusern für die verschiedenen Klassen der Bevölkerung auf gegebener Fläche geschaffen werden können. Neben dem Bebauungsplan haben hierauf einen wesentlichen Einfluß die Bestimmungen der Baupolizeiordnung über die Höhe der Gebäude und die Ausnutzbarkeit der Grundstücksflächen für die Bebauung. Leider liegt die Handhabung der beiden Maßnahmen in Preußen bei verschiedenen Behörden: Die Aufstellung der Bebauungspläne ist Sache der Gemeinden, die Baupolizei Sache des Staates. Während also die Gemeinde das Straßennetz, die Straßenbreiten, die Baublockgrößen, die Freiflächen festsetzt und bestimmt, bestimmt der Staat, wie hoch an diesen Straßen gebaut werden darf, in welchem Maße die Baublocks mit Bauten besetzt werden dürfen, ja, da die Einteilung der Straßenquerschnitte auch der Polizeiverwaltung vorbehalten ist, wo und wie beispielsweise Promenaden angelegt werden. Die oft gerügten und beklagten Verhältnisse in Berlin sind vielleicht mit auf diesen Dualismus zurückzuführen. (Vergleiche Matthias, Der Staat und die Bebauungspläne im Preußischen Kommunal-Archiv, Band 3, Heft 3.)

Welche Forderungen sind nun an ein gesundes Wohnen in der Stadt zu stellen? Zweierlei kommt in Betracht, einmal die Wohnung selbst, das Haus, in dem sie liegt, der Baublock und die Straßen, sodann die Ausstattung der Stadterweiterung mit Park- und Gartenanlagen, Promenadenstraßen und freien Plätzen. Die Darstellung soll sich jedoch nur auf das erstere beschränken, also nur Wohnung, Haus, Baublock und Straße in den Kreis der Betrachtung ziehen.

Eine Wohnung darf einmal eine gewisse Größe nicht unterschreiten, sodann muß sie reichlich mit Himmelslicht und frischer Luft versorgt sein. (Die Fragen der Baukonstruktion, die Beseitigung der Schmutzstoffe und die Wasserversorgung können hier außer Betracht bleiben.) Wohnungen unter 2 Wohnräumen (einschließlich Küche) und ohne ein Nebengelaß für Badeeinrichtung oder Spülzwecke, einen Raum im Keller und Benutzung des Speichers zum Trocknen der Wäsche sollten nicht zugelassen werden. Für jede Wohnung muß ein kleiner Garten oder ein Spielplatz für die Kleinsten der Kleinen, die öffentliche Spielplätze noch nicht besuchen können, beim Hause vorhanden sein. Kein zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmter Raum darf ohne direktes Himmelslicht sein, und die Wohnung muß in ihrer ganzen Ausdehnung gut gelüftet werden können.

Eine Anordnung der Straßen diagonal zu den Haupthimmelsrichtungen ist für die Bestrahlung der Seiten sämtlicher Häuser durch die Sonne am geeignetsten, als kleinster zulässiger Einfallswinkel für das Licht wird ein solcher von 45 Grad angesehen, woraus sich die Forderung ergibt: Höhe des Hauses bis zum Dach nicht größer als die Breite der Straßen und Dachneigung nicht stärker als 45 Grad. Für schmale Straßen gibt dies etwas zu ungünstige Verhältnisse, und da zweckmäßig statt der Höhe oder wenigstens neben der Höhe die zulässige Anzahl der Geschosse bei den verschiedenen Straßenbreiten vorgeschrieben wird, stellt man die Forderung vielleicht zweckmäßig so:

Bei Straßen von 10—12 Meter Breite 2 Geschosse,
„ „ „ mehr als 12—15 Mtr. Br. 2½ Geschosse*
„ „ „ „ „ 15—17 Mtr. Br. 3 „
„ „ „ „ „ 17—20 Mtr. Br. 3½ „
„ „ „ „ „ 20 Mtr. Br. 4 „

Mehr als 4 Geschosse sollte man nur bei Straßen von wenigstens 25 Meter Breite zulassen und nur bei solchen Häusern, die wenigstens im Erdgeschoß Geschäftzwecken dienen, also keine Wohnungen in diesem Geschoß enthalten. (Hauptverkehrsstraßen.)

Eine ausreichende Lüftung ist nur möglich, wenn die Wohnung durch die ganze Tiefe des Hauses durchgeht, also je eine Front nach der Straße und nach dem Innern des Baublocks hin besitzt. Das ist ausgeschlossen bei mehr als zwei Wohnungen in einem Geschoß oder an einer Treppe, die Lüftung wird erschwert, wenn die Häuser tief in das Innere des Baublocks reichende Seitenflügel erhalten. Mehr als zwei Wohnungen auf einem Geschoß oder an einer Treppe sind daher unzulässig, und die Erbauung von Seitenflügeln ist bis auf einige, nachher zu besprechende Ausnahmen zu verbieten.

Das normale Maß der von der Bebauung freizuhaltenden Fläche der Grundstücke richtet sich nach der Zahl der Familien im Hause oder umgekehrt, von der Größe dieser freien Fläche ist die Zahl der Wohnungen abhängig. Selbst beim Einfamilienhaus wird dieses Maß nicht unter fünf Zehntel der Fläche des Grundstücks betragen dürfen, bei Mehrfamilienhäusern wird man es von vornherein zu sechs Zehnteln annehmen und je nach Anzahl der Wohnungen im Hause vergrößern müssen.

Unter Beachtung dieser Forderungen erhält man nun

*) d. h. zwei Geschosse und ein ausgebautes Dachgeschoß, in dem gegebenenfalls eine Wohnung für eine kleine Familie eingerichtet werden darf.

als Abmessungen für ein Haus mit zwei kleinen Wohnungen von 2—3 Räumen auf jedem Geschoß nebst den obengenannten Nebengelassen ein Rechteck von etwa 12 Meter Straßenfront und von etwa 10 Meter Tiefe. Die Grundstücke werden 25 Meter, der Baublock, in dem solche Häuser liegen, 50 Meter tief. Die von der Bebauung freibleibende Fläche des Grundstücks ist 180 Quadratmeter groß. Eine solche Fläche reicht als Hof- und Spielplatz für höchstens 4 Familien aus, man erhält also Häuser von 2 Geschossen, und damit mehr Geschosse in solchen Häusern mit Kleinwohnungen ausgeschlossen sind, teilt man die zu bebauende Fläche durch entsprechend schmale Straßen auf. Eine solche Beschränkung der Anzahl von Kleinwohnungen in einem Haus ist auch in sozialer Hinsicht durchaus erwünscht.

Ähnliche Erwägungen führen dazu, für Häuser mit größeren Wohnungen von 4—8 Räumen, die eine Tiefe von etwa 14—16 Meter ohne Seitenflügel erhalten werden, 3 Geschosse zuzulassen, Baublocktiefen von 70—80 Meter und Straßen von 15—20 Meter Breite zu wählen. Größere Wohnungen für den besseren Mittelstand und die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung wird man unbedenklich in viergeschossigen Häusern unterbringen können, und da solche Häuser ohne Seitenflügel eine zu ausgedehnte Straßenfront erhalten würden, wird bei ihnen die Erbauung von Seitenflügeln von nicht zu großer Tiefe zugelassen werden können; die Bewohner so großer Wohnungen werden die durch diese Seitenflügel zu befürchtenden Mißstände auf andere Weise ausgleichen können.

In gesundheitlicher Hinsicht wird man gegen die vorgeschlagenen Wohnungs- und Hausformen nichts einwenden können; eine gewisse Zusammendrängung der Menschen in der Stadt liegt im Charakter der Stadt begründet, ein Gegengewicht wird ihr geboten durch die sanitären Einrichtungen, die Beseitigung der Abfallstoffe (Kanalisation) und die Wasserversorgung. Daneben muß reichlich Gelegenheit zum Aufenthalt und zur Bewegung im Freien gegeben werden, wie oben schon andeutungsweise hervorgehoben worden ist. Anderseits kann man gegen die Erbauung von Häusern mit zwei Geschossen für Kleinwohnungen aber auch nicht den Vorwurf einer unwirtschaftlichen Ausnutzung des Grund und Bodens erheben; die Höhe der Häuser und damit die Anzahl der Geschosse und Wohnungen darf nicht nur von der Breite der Straße abhängig gemacht werden, sie steht auch in innigem Zusammenhang mit der Tiefe des Baublocks; läßt man für Häuser mit kleinsten Wohnungen mehr als zwei Geschosse und vier Wohnungen zu, so wird die von der Bebauung freibleibende Fläche für die vermehrte Anzahl der Familien nicht mehr ausreichen; man muß also dem Baublock eine größere Tiefe geben, so daß der für eine Wohnung erforderliche Bedarf an freier Fläche nicht verringert wird. Das gleiche gilt für mittelgroße Wohnungen, wenn diese in mehr als dreigeschossigen Häusern untergebracht werden. Also an Grundfläche wird nicht gespart, dagegen muß man die sozialen Nachteile der vielen kleinen Wohnungen in einem Haus, die diesem den Charakter der Mietkaserne geben, in den Kauf nehmen, und es liegt die Gefahr vor, daß die größere Tiefe der Baublocks zur Erbauung von Seitenflügeln benutzt wird. Um wenigstens diesen Übelstand zu vermeiden, legt man zweckmäßig im Innern dieser vergrößerten Baublocks einen gemeinsamen Spiel- und Gartenplatz für die Bewohner des Blocks an, dessen Eigentum an die Gemeinde zu übertragen ist, damit eine Ausnutzung für Seitenflügel oder Hinterhäuser ausgeschlossen ist. Selbstverständlich darf auch die Gemeinde solche Plätze nicht mit öffentlichen Gebäuden (Schulen) besetzen. Bei solchen Innenplätzen kann man u. U. an Fläche für öffentliche Plätze sparen, die im übrigen besonders in den Kleinwohnungsvierteln in reichlicher Zahl und in ausreichender Größe vorzusehen sind.

Nicht zutreffend würde ferner der Einwand sein, daß der Verkehr in den Städten durchweg breitere Straßen, als hier vorgeschlagen, erfordere; der Verkehr in den Städten ist vorwiegend radial gerichtet, der viel kleinere peripherische Verkehr kann durch die als Ringe ausgebildeten Promenadenstraßen aufgenommen werden. Wenn daher bei Aufstellung der Stadterweiterungspläne darauf geachtet wird, daß neben den bestehenden radialen Verkehrstraßen, von diesen abzweigend oder direkt von den bestehenden Stadtteilen ausgehend, neue vorgesehen werden, so läßt sich eine Differenzierung im Straßennetz entsprechend dem Verkehr leicht durchführen. Man wird dann neben den Straßen mit großem durchgehenden Verkehr solche mit geringem ohne durchgehenden Verkehr erhalten. Es herrscht heute Übereinstimmung darüber, daß ohne Nutzen für den Verkehr, aber zum Schaden für die Bebauung auf diese Differenzierung des Straßennetzes öfter nicht die nötige Sorgfalt verwendet worden ist.

Das hier Vorgetragene wird dem Fachmann nichts Neues bringen; aber es erscheint nicht überflüssig, auch die Laienwelt darüber aufzuklären, was im Städtebau gesundheitlich nötig und was wirtschaftlich erreichbar ist. Ein Fortschritt ist nur möglich, wenn auch die Allgemeinheit sich darüber ein Urteil bilden kann. Neben den mündlichen und schriftlichen Vortrag muß aber auch die Anschauung treten, und aus diesem Gedanken heraus sind die Städtebauausstellungen des Jahres 1910 in Berlin und Düsseldorf entstanden. Auch die demnächst zu eröffnende Städtebauausstellung für Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke in Düsseldorf, die neben dem eigentlichen Städtebau und dessen Nebengebieten auch noch die Einrichtungen für die Gesundheit, für die Krankenfürsorge und Hochbauten vorführen soll, wird sich in den Dienst dieses Gedankens stellen.



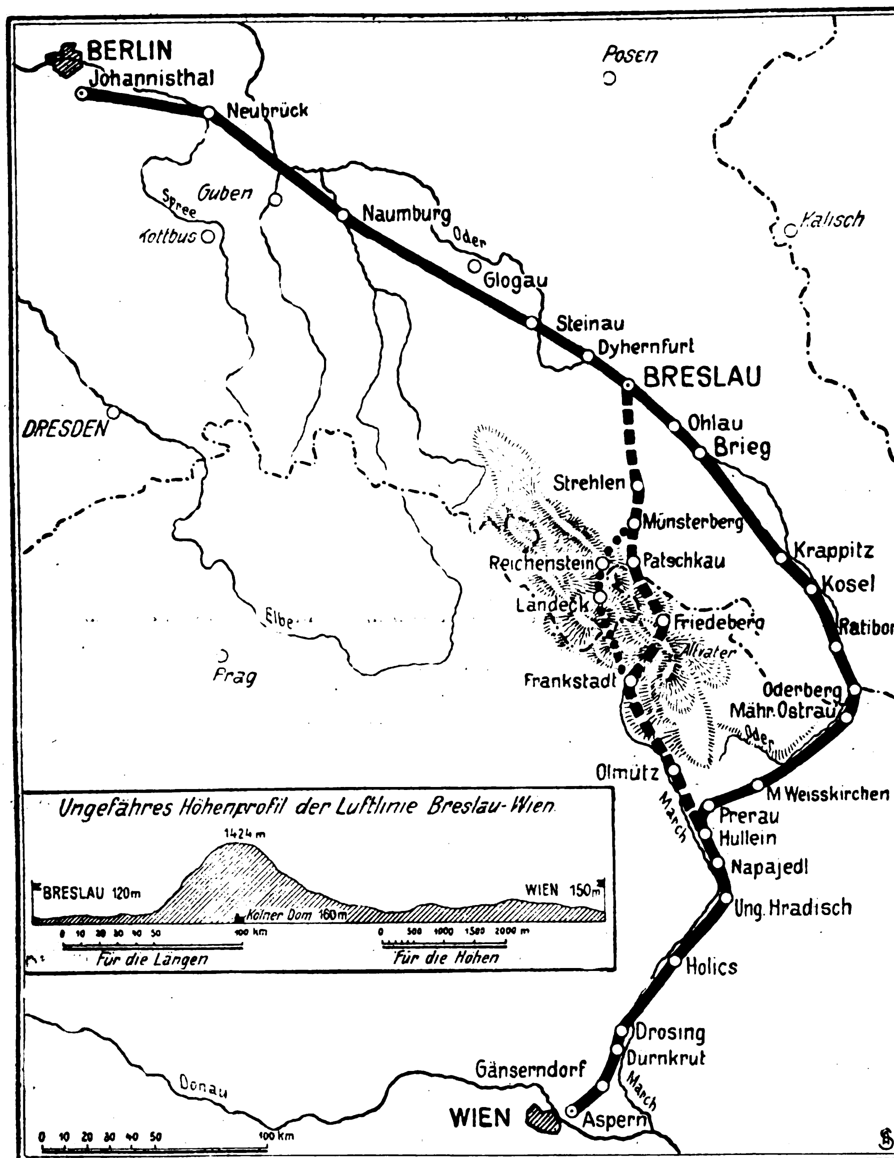
Zum Fernflug Berlin—Wien.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

(Hierzu die Abb. auf S. 991 u. 992 und die Karte auf S. 985.)

Der Flug Berlin—Wien hat in mehrfacher Hinsicht besondere Bedeutung. Zunächst ist er ein erfreuliches Zeichen unserer guten Beziehungen zu unsern Verbündeten, die selbst im April des vergangenen Jahres den Flug von Deutschland nach Wien angeregt haben. Angesichts der Tatsache, daß die Franzosen sich bemühen, möglichst viele Wettflüge von Frankreich nach andern Ländern, wie Italien, Spanien, Belgien und England, durchzuführen, war es an der Zeit, daß auch wir einmal unsere Flieger von Land zu Land gehen ließen. Aber auch hinsichtlich der verlangten Leistungen ist diese Konkurrenz sehr beachtenswert. In zwei gleichen Etappen mußte eine Strecke überflogen werden, die in der Luftlinie 600 Kilometer beträgt; mit 300 Kilometer Mindestleistung sind aber die Anforderungen, die man in Deutschland bisher gestellt hat, weit übertroffen. Mit der allergrößten Spannung sah man deshalb in

Fachkreisen dem Ausgang gerade dieses Wettbewerbs entgegen. Das Flugsportjahr 1912 fing unter einem glücklichen Stern an, denn nachdem im vergangenen Jahr beim Deutschen Rundflug kein einziger Flieger sämtliche Etappen hatte durchmessen können, brachte die erste Konkurrenz dieses Jahres, der Zweite Deutsche Zuverlässigkeitsflug am Oberrhein, der durch



Zum Fernflug Berlin—Wien.

die Südwestgruppe des Deutschen Luftfahrer-Verbandes mustergültig organisiert war, einen so glänzenden Erfolg, wie er in der ganzen Welt noch keinem Wettflug beschieden gewesen ist. Die Hälfte der gestarteten Flieger — eine noch niemals im Flugsport erreichte Prozentzahl — hatte sämtliche Etappen mit zweimaliger Ueberquerung von Gebirgen, der Vogesen und des Schwarzwaldes, durchflogen. Dagegen war aber der großzügig angelegte Nordwestrundflug infolge Ungunst der Witterung völlig gescheitert; man hoffte deshalb, diese allerdings durch höhere Gewalt, den Wettergott, herbeigeführte Scharte wieder auszuwetzen, was in bescheidener Weise durch diesen vom Verein Deutscher Flugtechniker — Reichsflugverein neuerdings genannt — und dem k. u. k. Aeroklub in Wien organisierten Fernflug auch erreicht ist.

Bis Breslau, wo eine Landung und ein einstündiger Aufenthalt vorgeschrieben war, bot sich, wie man annahm, den Fliegern eigentlich keinerlei Schwierigkeit für die Orientierung. Immerhin kann schon der kleinste Zwischenfall, der momentan die Acht des Beobachters auf den Weg stören muß, bei der großen Geschwindigkeit zu Umwegen führen, so daß es durchaus erklärlich erscheint, wenn der Fluggast von Hirth, Husarenleutnant Schoeller, der sich schon auf so manchem Flug als Begleiter bewährt hat, seinen Piloten etwas über Umwege geführt hat, die eine Erhöhung der Flugzeit zur Folge gehabt haben. Besonders glänzend ist jedenfalls Hirths Flug von Breslau nach Wien, der über das Gebirge hinweg in knapp 3 Stunden ans Ziel bei Aspern führte. Die Erfahrungen beim Ueberfliegen der Gebirgzüge zwischen München und Berlin sowie der Vogesen und des Schwarzwaldes haben Hirth dazu veranlaßt, möglichst hoch zu steigen und so die Wirbel in Flußtälern, die beispielsweise im Mai beim Zuverlässigkeitsflug von Freiburg i. B. das Rheintal entlang nach Konstanz Leutnant Fisch so viel zu schaffen gemacht haben, zu vermeiden und außerdem durch den Flug in Luftlinie Zeit zu sparen. Obwohl also wir Deutschen große Freude über die glänzende Leistung unseres Landsmannes Hirth empfinden müssen, dürfen wir uns der Tatsache doch nicht verschließen, daß wir in bezug auf Zahl der Flieger und damit schließlich auch auf Zahl von guten Fliegern anderen Nationen noch weit nachstehen. Das möge das deutsche Volk sich immer wieder vor Augen halten; jetzt ist jedem angesichts der Nationalen Flugspende Gelegenheit geboten, sein Scherflein dazu beizutragen, damit es bald besser wird.

Baltische Kreidefelsen.

Von Hans von Hülsen.

Die blauen Fluten der freundlichen Ostsee umkosen schmeichelnd die weiße Brust unseres Vaterlandes. Endlos dehnt sich das Meer, blau wie südlicher Himmel. Kreischend kreuzen die Möwen. Und der stolze Leuchtturm auf der steilen Höhe grüßt den Fremden, der sich Deutschlands Küsten naht, von Norwegen kommend, von Schweden oder auch von Dänemark.

Auf Rügen, dem meerumschlungenen, sagenumwobenen Eiland, das wie ein treuer Wächter vor der pommerschen Küste liegt, wird es schon zur milden Frühlingszeit lebendig. Nicht als ob der offizielle Badebetrieb schon erwachte, der setzt erst später ein. Aber zum Pfingstfest ist Rügen Ziel und Sehnsucht vieler, die nach des Winters Strenge hinausverlangen ins Freie, hinaus aus dem bedrückenden Steinmeer der großen Städte ans wirkliche, blauschimmernde Meer und in grüne Buchenwälder. Was liegt näher als Rügen? Was ist bequemer zu erreichen? Was bietet, sozusagen in einer Hand, mehr des Schönen und der reizvollen Abwechslung als dies liebliche Eiland? — Also frischauf, das Ränzel geschnürt! Frack und Smoking und alle Toiletten lassen wir für diesmal zu Hause! Nur für ein paar erfrischende Wandertage auf Rügen gilt es sich zu rüsten.

. . . Was dort aus den leichten Dunstschleiern steigt, ist Saßnitz. Langsam, mit gestoppter Maschine, fährt unser Dampferchen in den Hafen ein — wir können alles in Ruhe betrachten. Nicht wahr, etwas Ähnliches haben wir nicht erwartet? Wir haben von einer zurückgezogenen Insel geträumt, von einem idyllischen Eiland, das der heiße Atem der Kultur noch nicht gestreift. Und wir finden hier eine regsame Stadt, einen lebhaften Verkehr, einen dicht bevölkerten Hafen, in dem vieler Nationen Wimpel wehen. Die plumpen, grauen Fahrzeuge, die dort wie schlafende Tiere der Vorzeit träge auf dem Wasser liegen, sind schwedische Bagger. Zollbeamte in schwedischer Uniform promenieren auf dem Kai. Matrosen mit blondem Haar und blauen Nordlandsaugen lungern, Tabak kauend, umher oder singen abends zur Ziehharmonika ihre frischen Lieder . . . Und wir entsinnen uns: Hier ist ja der Ausgangspunkt der berühmten Fähre Saßnitz—Trelleborg — dort liegt das gewaltige Fährschiff, das ganze Eisenbahnzüge aufnimmt und zu fernen Ländern hinüberträgt. Zwei Kulturen, die deutsche und die skandinavische, reichen sich in diesem kleinen Städtchen die Hand.

Saßnitz ist schön. Zwischen die blaue See und eine anmutige Landschaft eingebettet, liegt es da. Ja, die Saßnitzer Gegend ist so recht die Seele Rügens, am klarsten trägt sie alle Charaktermerkmale der Insel an der Stirn. Denn Rügen, dieser uralte Sitz wendischer Räuber, diese letzte Zuflucht roher Heiden vor dem Herannahen des deutschen Christentums, trägt keineswegs einen lieblichen und idyllischen, sondern vielmehr einen ernsten, männlichen, fast herben Charakter. Hier, in Saßnitz, hat er sich am reinsten erhalten; gegen die Saßnitzer Kreidefelsen brausen und toben in Sturmnächten die entfesselten Wogen, kalt bläst der rauhe Nord, die Buchenwälder stöhnen in seiner gewalttätigen Umarmung. Und wer nicht die Lieblichkeit, nicht den freundlich holden Zauber der See, sondern die urwüchsige, ungebrochene Kraft des offenen Meeres sucht, der wird Saßnitz und seinen schmalen Strand liebgewinnen und ihm vor den eleganten Kurorten Binz, Sellin und Göhren den Vorzug geben. Früher war es unbestritten der Hauptanziehungspunkt der Insel; und wenn es jetzt auch der Prunk der großen Bäder ein wenig in den Hintergrund gedrängt hat, so gibt es doch auch heute noch viele Fremde, die gern seine landschaftlichen Schönheiten immer wieder aufsuchen, in den herrlichen Buchenwäldern der Stubbnitz sich ergehen oder hoch oben auf der Stubbenkammer rasten, hingegeben an das liebliche Bild zu ihren Füßen. Jäh und steil fällt die in der Frühnachmittagsonne weißglühende Wand zum Meer ab, auf dessen glitzerndem Spiegel buntbeflaggte Dampferchen wie schwere Lastschiffe, kleine Schaluppen und große Segler ihre nassen Pfade ziehen. Welch ein Stimmungsgegensatz! Vor uns, tief unten, im Sonnenglanz das lebendige Symbol werktätiger deutscher Arbeit, ein frohes und bewegtes, von starkem Lebenshauch durchpulstes Treiben — und wenige Schritte hinter uns, in des Waldes düstern Gründen, die uralten Reste dumpfer wendischer Frühkultur! Da schläft, umfriedet von ernst schweigenden, gleichsam verzaubernden Buchen, der sagenreiche Hertasee seinen ewigen Schlaf. Da ragen die Reste einer prähistorischen Ringburg, mit langem Gras bewachsen, von feuchtem Moos umwuchert. Da liegt der Opferstein, ein uralter, heidnischer Altar . . . Und der Wanderer, der vorübereilt, denkt schaudernd der Zeiten, da auf diesem grauenvollen Stein Menschenopfer unerhört unter dem Messer des Wendenpriesters verbluteten . . .

Rügen ist überreich an wendischen Sagen, und wenn wir nach dem Kap Arkona kommen, umlispeln sie noch eindringlicher unser Ohr. Denn hier stand das geweihte Heiligtum der Rhetra, und hier spielten sich die letzten Entscheidungskämpfe zwischen Wenden und Germanen ab, als die Deutschen mit voller Macht gegen die Hochburgen des Heidentums anstürmten. Hierher, aufs Kap Arkona, zogen sich damals die bedrängten Eingeborenen zurück, das Heiligtum ihrer Göttin war ihre letzte Hoffnung. Und heute ist Arkona die erste, junge Hoffnung vieler Reisenden, und viele Herzen schlagen höher, wenn sie auf der Überfahrt von Bornholm in der Nacht das friedliche Feuer des Leuchtturms durch das Dunkel flimmern sehen. Hoch ragt das Wahr- und Sicherheitzeichen auf der Höhe des öden, baumlosen Kaps, das gewaltig seinen weißen Leib ins Meer hinauswölbt. Dem Fremden, der im Boot unten auf den Wellen tanzt und seine Blicke aufwärts richtet, wird unheimlich zumute beim Anblick dieser ungeheuren Felsen, die handlos und steil ansteigend ihm entgegenstarren. —

Breit ist der Waldgürtel der Stubbnitz. Zwischen uralten Buchen kann man stundenlang wandern; dann dehnen sich weite Halden vor unserm Auge; einsame Forsthäuser schmiegen sich ins Grün, und der Wald geht in Wiesen und braune Äcker über. Auf bergiger Anhöhe liegt das kleine Dörfchen Promoisel, und von hier aus hat man einen ganz wundervollen Blick: zur Linken liegt, wie blaue Seide, das Meer, von linden Winden sanft gefaltet, von goldner Sonne überglänzt; dahinter ragt Arkonas Leuchtturm zum Himmel auf. Zur Rechten schläft

der Jasmunder Bodden, wo 1864 preußische und dänische Schiffe zum erstenmal eherne Grüße tauschten, dahinter bemerkt das spähende Auge die kleinen, bunten Städte und Ortschaften der Insel, und in der Ferne, von leichten Nebelschleiern verhüllt, grüßen die Türme von Stralsund . . .

Von Saßnitz aus erreicht man in bequemer Verbindung mit zierlichen Motorbooten die großen Badeorte, deren Eleganz nicht minder als die verborgenen Reize der Insel alljährlich Tausende von Fremden nach Rügen lockt. Binz zunächst mit der herrlichen Granitz, jenem schönen Wald, der das Dorado aller verliebten Leute ist. Und nicht nur der verliebten, sondern auch aller derer, die auf seinen Schattenwegen mit den herrlichen Ausblicken auf die blendendweißen Kreidefelsen der Stubbnitz Stille und Erholung suchen. Ein Hauptanziehungspunkt dieser Gegend ist das weitbekannte Jagdschloß des Fürsten zu Putbus, das Kaiser Friedrich III. durch seinen Besuch auszeichnete, und das herrliche Geweihe und wertvolle Bilder in seinen umfangreichen Sammlungen birgt. — Sellin sodann, am kleinen Bodden gelegen, durch Fischfang und ausgedehnten Angelsport bekannt, und schließlich noch Göhren, wo sich zur Sommerzeit auch ein reiches und buntes Leben entfaltet.

Doch hier wird sich der die Insel als Tourist Besuchende nicht umtun. Er wird die Schönheiten der Natur aufsuchen, die Buchenwälder ohnegleichen, den einsamen Hertasee, Kap Arkona und die Stubbenkammer. Und erfrischt von so viel unberührter Schönheit wird er an seine Arbeit zurückkehren.

Musikwoche.

(Hierzu die Abbildung auf Seite 996.)

Der Allgemeine Deutsche Musikverein, der im Herbst vorigen Jahres zu Heidelberg gleichzeitig mit dem 100. Geburtstag seines Begründers, des Meisters Franz Liszt, das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens feierte, begann das zweite Halbjahrhundert seiner öffentlichen Wirksamkeit damit, daß er zur Abhaltung seines Tonkünstlerfestes zum erstenmal die deutsche Ostmark aufsuchte und in der Stadt Danzig seine Mitglieder versammelte. Weimar und Leipzig sahen den Verein vor fünf Jahrzehnten entstehen; in den mittel-, west- und süddeutschen Städten, einige Male auch jenseit der südlichen Grenze Deutschlands, in Basel, Zürich und Graz, hat er seine propagatorische Tätigkeit entfaltet, nur nach dem Osten des Vaterlandes fehlten ihm seither die Brücken. Daß er in diesem Jahr nicht vergeblich an die Tore Danzigs klopfte, verdankt er einerseits dem freundlichen Entgegenkommen der dortigen Stadtverwaltung mit Herrn Oberbürgermeister Dr. Scholtz an der Spitze, zum andern der opferfreudigen Bereitwilligkeit des Leiters der Danziger Singakademie Königlichen Musikdirektors Fritz Binder, der trotz der entgegenstehenden enormen Schwierigkeiten dem Wunsch des Vereins entsprach, das unter den gegebenen Verhältnissen ganz besonders verantwortungsvolle Amt des Festdirigenten zu übernehmen. Ohne Zweifel hat das viertägige Danziger Tonkünstlerfest — es war das 47., das der Verein veranstaltete — nach dem musikalischen Osten starke Anregungen getragen; es hat insbesondere den Kreisen, die imstande und berufen sind, im Sinn einer fortschreitenden Entwicklung auf das heimatliche Kunstleben einzuwirken, die Augen darüber geöffnet, was anzustreben in erster Reihe not tut. Dem gab bei Gelegenheit des Festmahls im altehrwürdigen Artushof der Danziger Oberbürgermeister in bedeutsamer Rede Ausdruck. Nicht nur, daß er die Gründung eines städtischen Orchesters und die Errichtung eines würdigen Konzertsaals als unbedingt für die nächste Zeit anzustrebende Ziele bezeichnete, es klang auch die Erkenntnis aus seinen Worten hervor, daß es eine künstlerische Kultur nicht geben könne bei einseitig behaglicher Befolgung der Tendenz „Aeltestes bewahrt mit Treue", sondern daß man daneben der triebkräftigen Ergänzung der Formel eingedenk sein müsse: „Freundlich aufgefaßt das Neue!" Dieses Erfolges darf der Allgemeine Deutsche Musikverein, einerlei, wie das spezifisch künstlerische Ergebnis des diesjährigen Tonkünstlerfestes bewertet werden mag, sich aufrichtig freuen.

Von besonderer Bedeutung waren diesmal auch die internen Verhandlungen des Vereins. Lange schon erscholl aus den verschiedensten musikalischen Lagern heraus der Ruf nach einer Zentralstelle, von der aus die gemeinsamen Interessen der gesamten Musikerschaft tatkräftig nach allen Seiten hin gefördert und auch der Gesetzgebung gegenüber wirksam vertreten werden könnten. Die Idee eines solchen Zusammenschlusses ließe sich nach Anschauung der als Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in der Versammlung anwesenden Vorstände verschiedener bedeutender musikalischer Korporationen am besten in der Weise realisieren, daß der als freie künstlerische Vereinigung keinerlei Sonderinteressen verfolgende Allgemeine Deutsche Musikverein die Führung übernähme bei den Vorarbeiten zum Zusammentritt einer „Musikerkammer". Generalmusikdirektor Dr. Schillings, der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, erklärte dann auch, daß der Vorstand des Vereins für September d. J. nach Weimar eine Versammlung von Delegierten der musikalischen Vereinigungen Deutschlands einberufen werde zum Zweck eingehender Beratung über Mittel und Wege zur Schaffung der immer dringender gewünschten Zentralinstanz. — Neben dieser Erweiterung seiner sozialen Tätigkeit winken dem Allgemeinen Deutschen Musikverein auch neue künstlerische Aufgaben. Ein lichtvoller Vortrag Paul Marsops regte nachdrücklich dazu an, bei den Vereinsveranstaltungen mehr als bisher der musikalisch-dramatischen Produktion sachgemäße Förderung angedeihen zu lassen. In welcher Weise dies geschehen kann und soll, wird Gegenstand weiterer Erwägungen sein müssen. Marsops Anregungen wurden jedenfalls von allen Seiten mit Sympathie aufgenommen. W. K.

Unsere Bilder

Die bulgarische Königsfamilie (Abb. S. 989 u. 990) ist bei ihrem Besuch am Berliner Hof in der herzlichsten Weise aufgenommen worden. König Ferdinand, die Königin, Kronprinz Boris und Prinz Kyrill wurden bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof Wildpark bei Potsdam vom Kaiser, der Kronprinzessin, der Prinzessin Viktoria Luise und den andern in Berlin weilenden Prinzen und Prinzessinnen begrüßt. Nachdem die hohen Herrschaften, geleitet von einer glänzenden Eskorte, das Neue Palais erreicht hatten, begaben sich der Kaiser und König Ferdinand, geleitet von den Prinzen, auf die Gartenterrasse, um dort den Vorbeimarsch der spalierbildenden Truppen abzunehmen. — Die bulgarischen Gäste waren zu den beiden größten Ereignissen der Berliner Frühjahrssaison gerade zurechtgekommen, nämlich zum Großen Armee-Jagd-Rennen auf der Grunewaldrennbahn und zur Kaiserregatta auf dem Langen See bei Grünau. Beide Veranstaltungen verliefen glänzend. Im Armee-Jagd-Rennen holte sich Leutnant Freiherr von Lotzbeck von den bayrischen Kaiserulanen auf Halcyon Days den Preis; im Grünauer Kaiser-Vierer siegte diesmal die Mannschaft des Ludwigshafener Rudervereins vor den Augen der Monarchen, die an Bord der Jacht „Alexandria" dem Rennen folgten. Außer diesen Sportfesten gab es zu Ehren der Gäste noch höfische Veranstaltungen aller Art. König Ferdinand, den der Kaiser zum Chef des 72. Infanterieregiments in Torgau ernannt hat, trug bei einem Teil dieser Festlichkeiten statt seiner bulgarischen Uniform mit der weißen Mütze schon die Uniform dieses preußischen Regiments.

Der Fernflug Berlin—Wien (Abb. S. 991 u. 992) hat mit dem Sieg des schon durch den Flug München—Berlin, den letzten Oberrheinischen Zuverlässigkeitsflug und viele andere glänzende Leistungen bestens bekannten deutschen Fliegers Helmut Hirth geendet, der einen Rumpler-Eindecker lenkte. Am 9. Juni fand der Start in Berlin-Johannisthal statt. Unter allerlei kleinen Störungen und Unfällen gelang acht Fliegern der Start, doch nur drei von ihnen, Hirth und die Oesterreicher Csakay und Bergmann, kamen an diesem Tag nach Breslau, der einzigen Zwischenstation des Fernflugs. Derjenige unter den österreichischen Fliegern, von dem man sich am meisten versprach, Oberleutnant Bier, stürzte in der Nähe von Friedland ab, und er sowie sein Begleiter Leutnant Steffen wurden

schwer verletzt. Am frühen Morgen des nächsten Tages setzte Hirth den Flug von Breslau aus fort und kam nach nur 2 Stunden 56 Minuten mit seinem Passagier, dem Leutnant Schoeller, auf dem Flugplatz von Aspern bei Wien an.

Die Skandale im ungarischen Parlament (Portr. S. 994), die den alten Parlamentarismus der Madjaren schwer diskreditieren, haben in einer fürchterlichen Szene ihren Höhepunkt erreicht. Der oppositionelle Abgeordnete Kovacz war noch vor den Krawallen bei der Durchpeitschung der Wehrvorlage während eines Exzesses bei der Wahl des Präsidenten von einer Reihe von Sitzungen ausgeschlossen worden. Aus Wut über die neuesten Vorgänge schlich er sich während der Sitzung durch die Journalistenloge in den Saal und schoß auf den Präsidenten Grafen Tisza. Das Attentat mißglückte; als das der sinnlos wütende Abgeordnete bemerkte, richtete er den Revolver gegen sich und verletzte sich schwer. Graf Tisza, der „starke Mann" Ungarns, behielt seine volle Kaltblütigkeit und unterbrach die Sitzung keinen Augenblick.

Eine furchtbare Pulverexplosion (Abb. S. 992) hat das Munitionsmagazin Nr. 48 der Munitionsfabrik Möllersdorf bei Wiener-Neustadt vernichtet. Das Unglück geschah beim Verladen eines Quantums Pulver auf ein Auto. Die Explosion kostete 16 Soldaten und Beamte das Leben; mehr als hundert Personen wurden verletzt. Im weiten Umkreis waren Trümmer zu finden; auf dem nahen Flugfeld wurden alle Fliegerschuppen abgedeckt.

Blumenfeste an der russischen Riviera (Abb. S. 993). In Jalta, der herrlichen Kurstadt am Ufer der Krim, haben in diesem Frühling rasch nacheinander zwei große Blumenfeste stattgefunden; ein Tuberkulosetag, an dem in der üblichen Weise weiße Kamillen verkauft wurden, und ein großer Basar unter freiem Himmel auf dem in einen Garten verwandelten Landungskai. Auf beiden Festen betätigten sich die Kinder des Zaarenpaars im Dienst der Wohltätigkeit; während der zweiten Veranstaltung konnte man aber auch den Zaren, die Zarin und das hessische Großherzogspaar hinter Verkaufstischen bewundern. Schon für 25 Kopeken konnte man den hohen Verkäufern einen Blumenstrauß oder eine Photographie abkaufen. Trotzdem oder gerade deswegen war der Erlös sehr hoch.

Wiener Feste (Abb. S. 995) haben einen guten Ruf. In diesem Frühling ist in Wien viel mehr Leben als gewöhnlich. Eine besonders glänzende Veranstaltung war der Concours hippique, dem diesmal auch der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, bei Sportveranstaltungen sehr seltene Gäste, in Gesellschaft der Prinzessin Elias von Parma beiwohnten. Eine populärere Veranstaltung als dieses aristokratische Reiterfest war der große Blumenkorso. Die Prater-Hauptallee war bis vor kurzer Zeit den Autos verschlossen, jetzt aber dürfen sie die Motorfahrzeuge befahren, und sie haben gerade am Tag des Blumenkorsos den berühmten Wiener Equipagen eine empfindliche Konkurrenz gemacht. Gerade die schönsten Wagen waren die jedem echten Urwiener Fiakerfreund so verhaßten „Schnauferln".

Das Lawn-Tennis-Turnier um die Weltmeisterschaft (Abb. S. 994) ist so ausgefallen, wie es sich die deutschen Sportfreunde nur wünschen konnten. Es zeigte sich bald, daß für die Weltmeisterschaft nur zwei deutsche Spieler, nämlich Froitzheim und Kreuzer, in Betracht kamen. Von diesen beiden besiegte Froitzheim seinen Rivalen. Auch sonst mußte das elegante und überaus zahlreiche Publikum des Spielplatzes von St. Cloud viele deutsche Siege mitansehen. Da war es ein Trost, daß wenigstens das Damenchampionat von der Französin Mademoiselle Broquedis nach einem scharfen und glänzenden Kampf gegen Fräulein Rieck gewonnen wurde.

Der Internationale Feuerwehrkongreß (Abb. S. 996) hat in St. Petersburg stattgefunden. Die theoretischen Verhandlungen des Kongresses, die glänzenden praktischen Übungen, die auf dem Marsfelde stattfanden, und eine zu Ehren des Kongresses veranstaltete Feuerwehr-Ausstellung bewiesen den Hochstand des Feuerlöschwesens in allen Kulturländern. Daß Deutschland daran seinen vollen Anteil hat, muß kaum erst bemerkt werden.

Das 47. Tonkünstlerfest (Abb. S. 996) des Allgemeinen Deutschen Musikvereins hat im Anschluß an die Hauptversammlung des Verbandes in Danzig stattgefunden. Viele unserer berühmtesten Musiker — ein Blick auf unsere Gruppenaufnahme genügt, um das festzustellen — nahmen als Mitwirkende oder als Zuhörer an dem Fest teil. Der Eindruck der Vorführungen wird von der Kritik als sehr vornehm und anregend geschildert.

Personalien (Portr. S. 994). Ferdinand von Miller, der berühmte bayrische Bildhauer und Erzgießer, der seit 12 Jahren die Münchner Akademie der Künste leitet, vollendete am 8. Juni sein 70. Lebensjahr. Der Künstler hat besonders München und andere bayrische Städte mit herrlichen gegossenen Fürstenbildern geschmückt.

Todesfälle (Portr. S. 994). Am 10. Juni verschied Dr. Hermann Freiherr von Erffa, der seit dem Januar dieses Jahres Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses gewesen war, dem er seit dem Jahr 1885 angehörte. Herr von Erffa war ein Veteran des Krieges gegen Frankreich; im Frieden hat er sich als praktischer Landwirt und als Mitglied wichtiger landwirtschaftlicher Korporationen hervorgetan. Während seiner Amtsführung als Präsident kam es zu den bekannten heftigen Konflikten mit den sozialdemokratischen Abgeordneten. — Wenige Wochen nach seinem 50. Geburtstag, an dem er viele Ehrungen erhalten und u. a. zum Ehrendoktor der Züricher philosophischen Fakultät ernannt wurde, ist der vortreffliche Schweizer Maler und Radierer Albert Welti, der Lieblingsschüler Böcklins, verschieden. Er war in seiner ganzen Art ein echter Deutscher und ein guter Schweizer. Seine Kunst ist nahe mit der Gottfried Kellers verwandt.

Die Toten der Woche

Hans Albert, der erste Herrgottschnitzer von Oberammergau, † in München im 72. Lebensjahr.

Kommerzienrat Hans Borchardt, † in Berlin am 7. Juni im 55. Lebensjahr.

~~Adolf Burmester, Vorsitzender des Norddeutschen Regatta~~vereins, † in Hamburg am 8. Juni im 74. Lebensjahr.

Dr. Hermann Freiherr v. Erffa, Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, † in Schloß Wernburg am 10. Juni im Alter von 66 Jahren (Portr. S. 994).

Kapellmeister Theodor Francke, † in Petersburg am 5. Juni.

Max Levi, bekannter Bildhauer, † in Berlin am 4. Juni im Alter von 47 Jahren.

Giulio Ricordi, Chef des berühmten Musikverlagshauses, † in Mailand am 6. Juni im Alter von 72 Jahren.

Generalleutnant z. D. Emil Trapp v. Ehrenschild, † in Breslau am 7. Juni im Alter von 79 Jahren.

Albert Welti, bekannter Schweizer Maler und Radierer, † in Bern am 7. Juni im Alter von 50 Jahren (Portr. S. 994).



Phot. Intern. Illustrations-Verl.

König Ferdinand und Kaiser Wilhelm auf der Fahrt nach dem Neuen Palais in Potsdam.

Vom Besuch des Königs von Bulgarien am deutschen Kaiserhof.



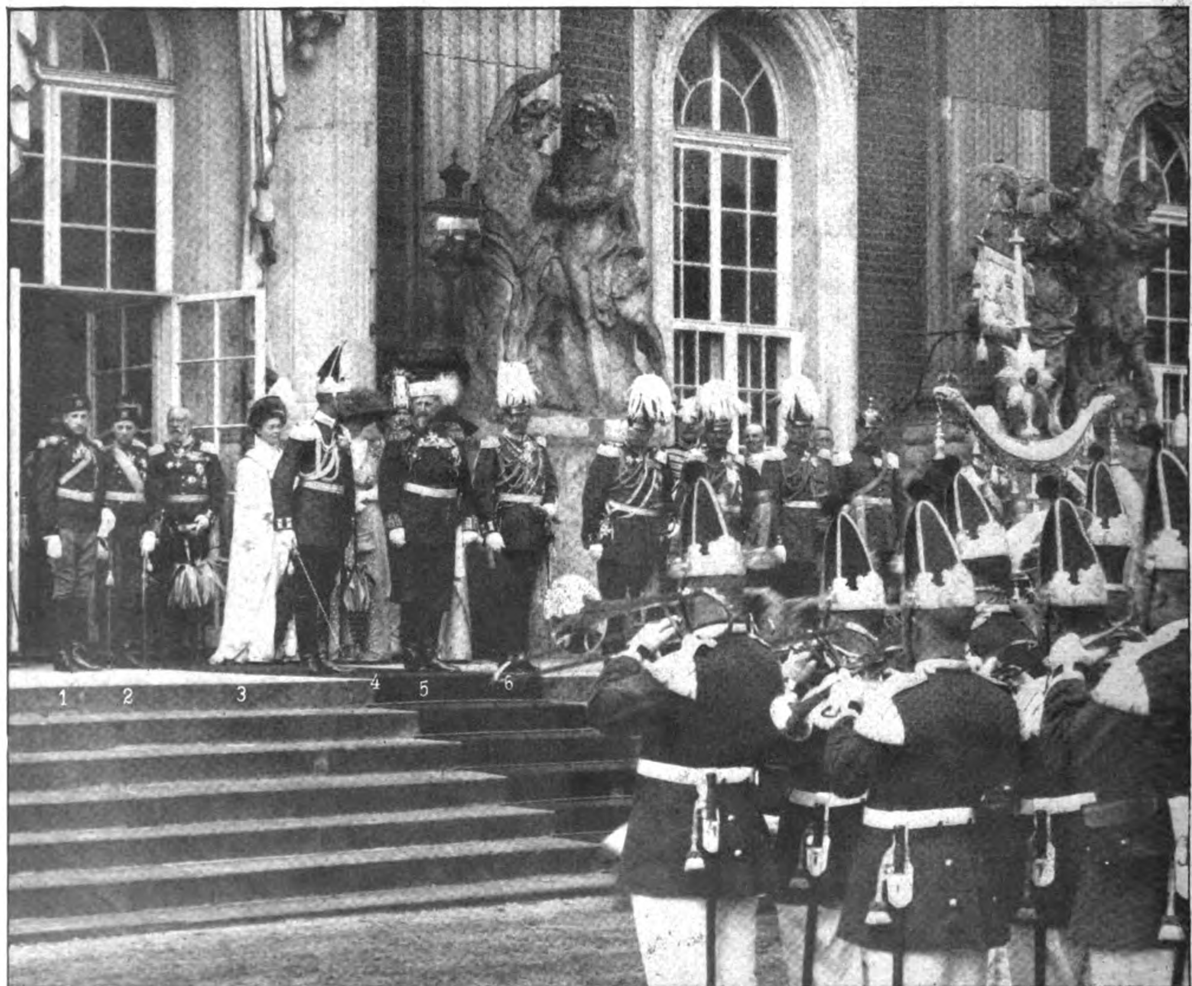
Phot. B. J. G.

Königin Eleonore (×) und Kronprinzessin Cecilie
auf der Fahrt zum Neuen Palais.



Phot. Gebr. Haeckel.

Prinz August Wilhelm (×) mit den bulgarischen Prinzen
auf der Fahrt zur Grunewald-Rennbahn.

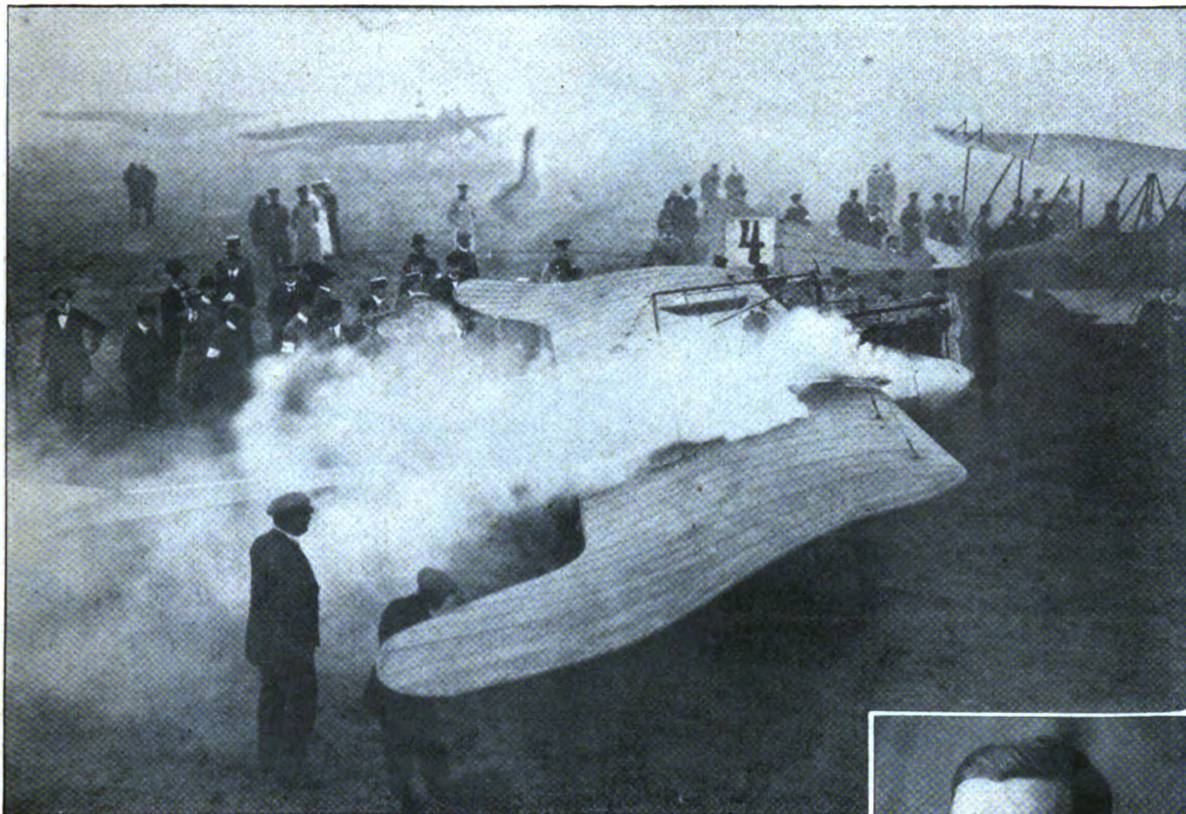


Phot. Skowranek.

1. Kronprinz Boris von Bulgarien. 2. Prinz Kyrill. 3. Die Königin von Bulgarien. 4. Kronprinzessin Cecilie. 5. Der König von Bulgarien. 6. Der Kaiser.

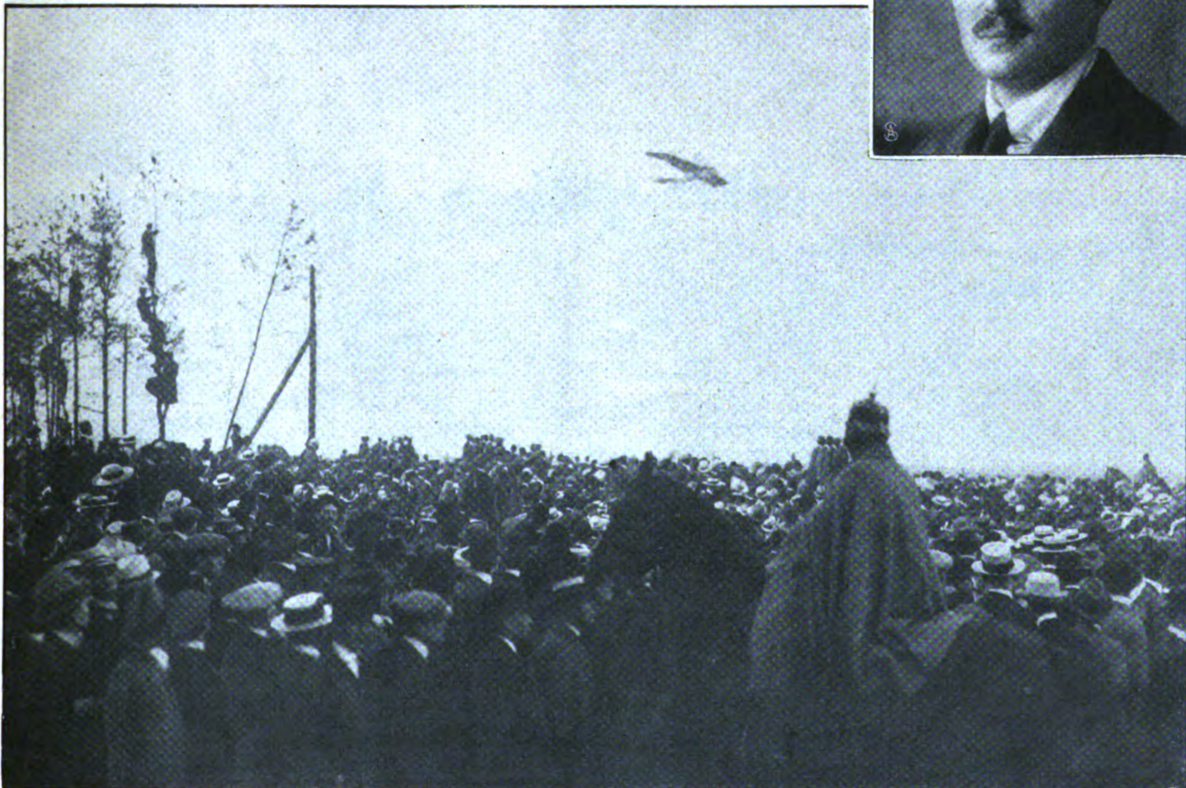
Der Kaiser mit seinen Gästen vor dem Neuen Palais während des Vorbeimarsches der Gardetruppen.

Vom Besuch der bulgarischen Königsfamilie am deutschen Kaiserhof.



Der deutsche Flieger Hirth startet auf seinem Rumpler-Etrich-Flugzeug.
Nebenstehend: Hellmut Hirth, der Sieger im Fernflug Berlin—Wien.





Der österreichische Flieger Csakay auf seinem Lohner-Pfeil-Apparat nach dem Abflug.
Vom Fernflug Berlin—Wien. — Spezialaufnahmen für die „Woche".



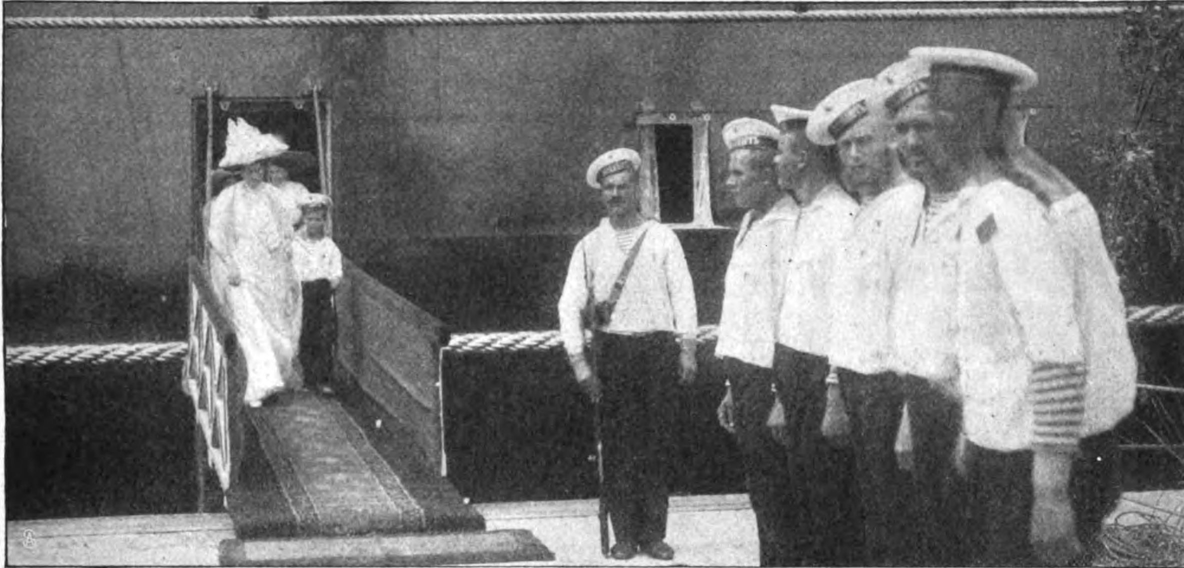
Phot. Jaenich.

Vom Fernflug Berlin—Wien: Hellmut Hirth (×) mit seinem Begleiter Leutn. Schoeller nach der Ankunft in Breslau.



Welt-Preß-Photo-Co

Die Pulverexplosion bei Wiener-Neustadt: Blick auf das Trümmerfeld nach der Katastrophe.



Die Zarin mit dem Großfürst-Thronfolger und die Großherzogin von Hessen verlassen in Jalta die kaiserl. Jacht „Standart".

Blick auf den Festplatz mit den Verkaufsständen der kaiserlichen Familie.

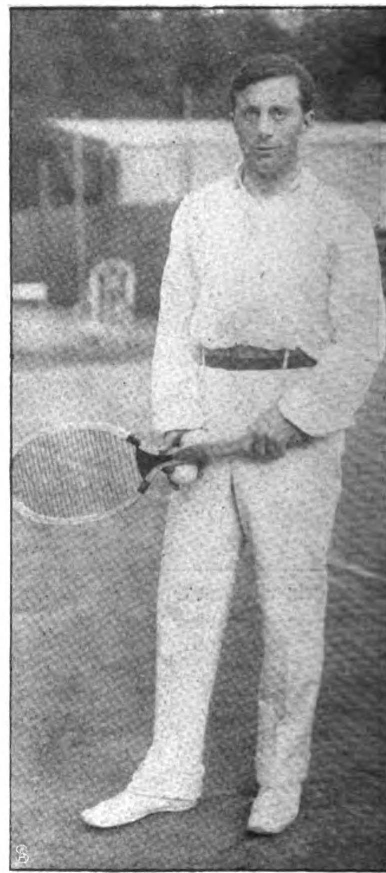
Ein Blumenfest für wohltätige Zwecke unter dem Protektorat der russischen Kaiserin in Jalta (Krim).



O. Froitzheim (Deutschland)
errang die Weltmeisterschaft.



Frl. Broquedis (Frankreich)
errang die Damen-Weltmeisterschaft.



O. Kreuzer (Deutschland)
errang mit Froitzheim die Doppelspiel-Weltmeisterschaft.

Vom Kampf um die Weltmeisterschaften im Lawn-Tennis in Paris. — Phot. Delius.



Hofphot. Sandau.
Freiherr v. Erffa †
Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses.





Abgeordneter J. Kovacz,
verübte das Attentat auf Graf Tisza.



Hofphot. Müller.
Ferdinand v. Miller,
der bekannte Münchner Erzgießer, feierte seinen 70. Geburtstag.

Phot. Cohn.
Graf Tisza.
„um Attentat auf den Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses.



Phot. Wagner, München.
Albert Welti †
der berühmte Schweizer Maler, verschied in Zürich.



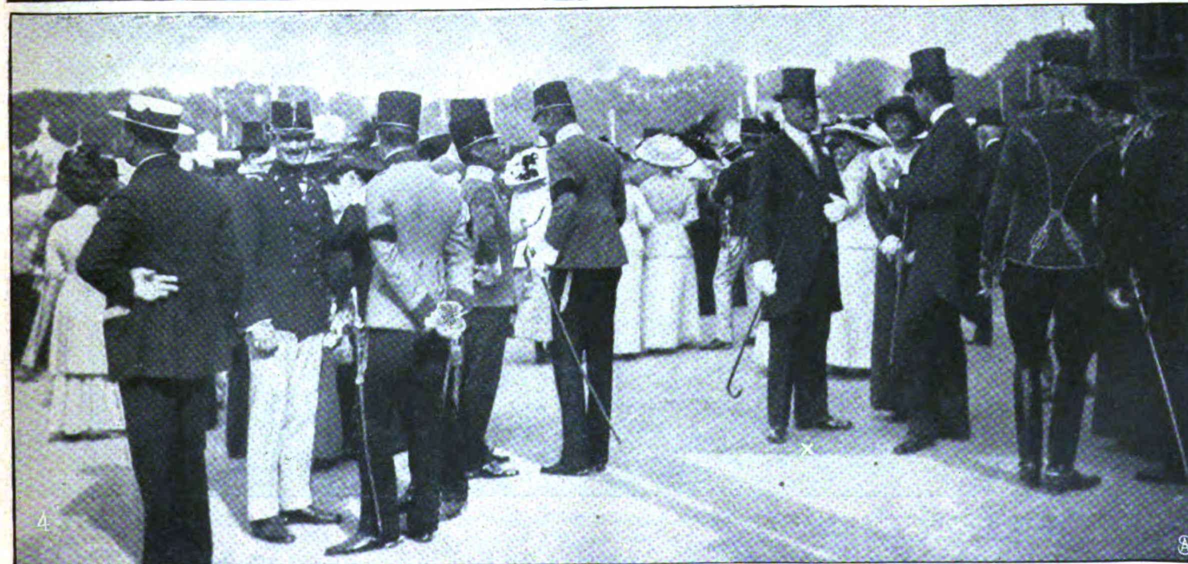
Vom Concours hippique und Blumenkorso in Wien.

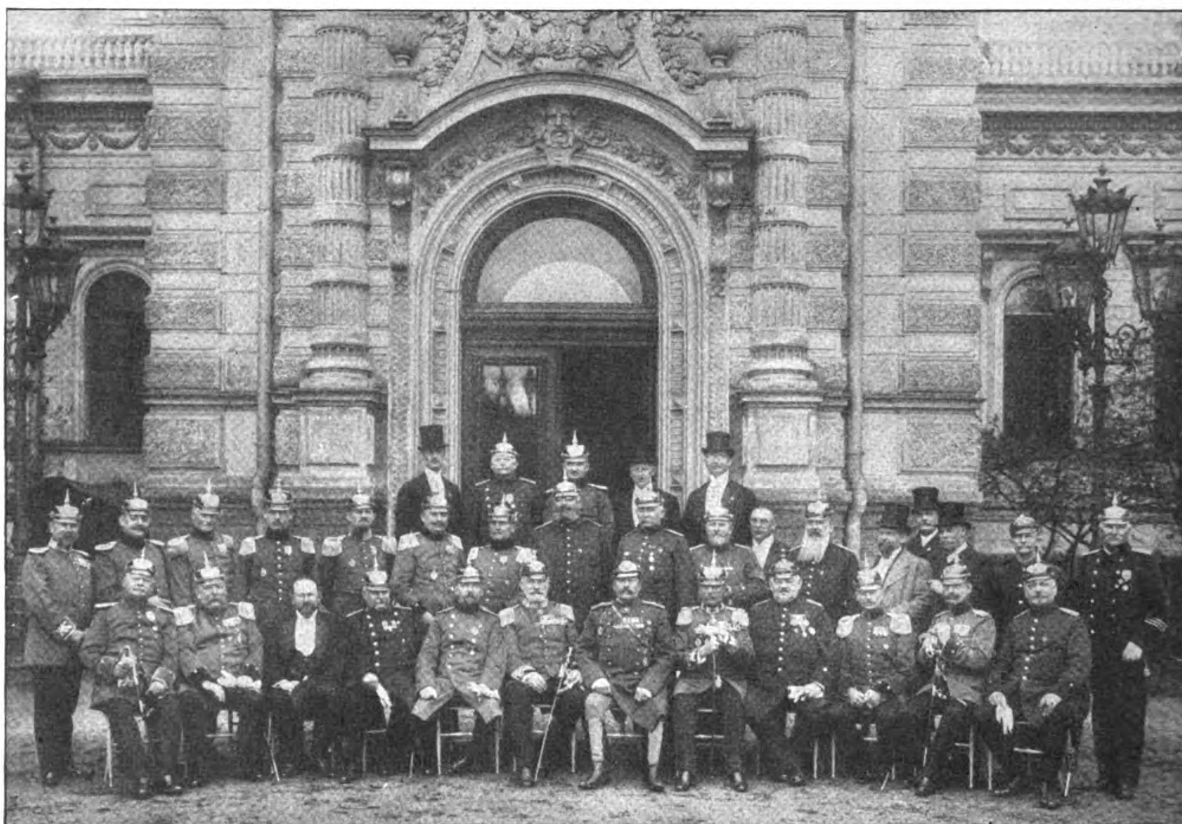
1. Der öster.-ungar. Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und die Herzogin von Hohenberg mit der Prinzessin Elias von Parma (×) auf der Tribüne. Phot. Schuhmann.
2. Der Wagen der „Juni-Käfer“ beim Blumenkorso.
3. Mit Margueriten geschmücktes Automobil.
4. Fürst Fürstenberg (×) unter den Zuschauern.

Welt-Preß-Photo-Co.





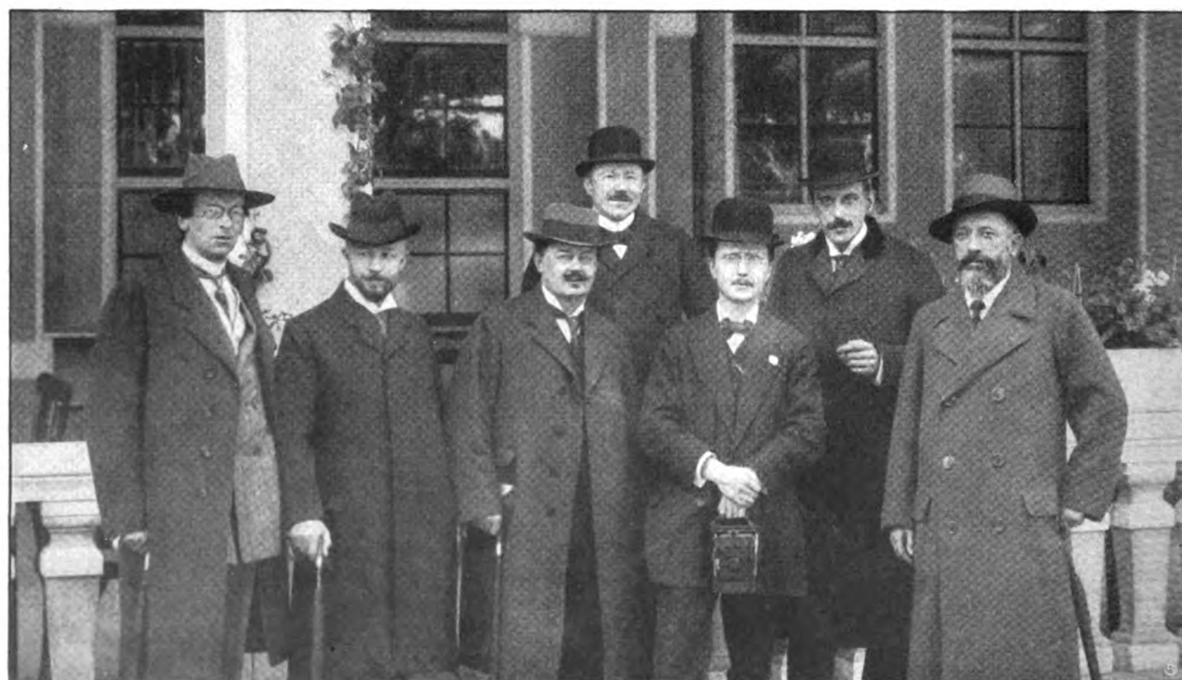




Phot. C. O. Bulla.

Von links (sitzend): Mappes-Königshütte; Koch-Gelsenkirchen; Bartchol-Leipzig; Arneke-Kottbus; Witt-Graudenz; Westfalen-Hamburg; Damm-St. Petersburg; Reichel-Berlin; Wiese-Harburg; Rustraht-Stettin; Stahl-Wiesbaden; Geisweid-Gelsenkirchen. (1. Reihe, stehend): Leybold-Berlin; Malsky-Hannover; Wernich-Kiel; Düwer-Dresden; Troje-Königsberg; Fleter-Schöneberg; Dr. Reddemann-Leipzig; Lüttringhaus-Dallmin; Lüttringhaus-Langenfeld i. W.; von Hagen-Schwelm; Weinitz-Berlin; Strümk-Bielefeld; —; Bruhns-Zoppot; Himmelheber-Hamburg; —; Stache-Soldau. (2. Reihe, stehend): Dreiter-Friedenau; Francken-Gelsenkirchen; Johnke-Königsberg; Meder-Nürnberg; Dickert-Berlin

Vom Internationalen Feuerwehrkongreß in Petersburg: Die Delegierten Deutschlands vor der deutschen Botschaft.



Phot. Gottheil & Sohn.

Von links: Siegmund von Hausegger, Wilhelm Klatte, Prof. Dr. Arthur Seidl, Der Bürgermeister von Zoppot Woldmann, Kgl. Musikdirektor Fritz Binder, Generalmusikdirektor Prof. Dr. Max Schillings, Kgl. Bayrischer Hofrat Friedrich Rösch.

Zum 47. Tonkünstlerfest des Allg. Deutschen Musikvereins in Danzig: Der Vorstand mit den Festdirigenten.

Familie Dungs.

Roman von

Kurt Aram.

1. Fortsetzung.

„Sie haben ja dem Chauffeur kein Wort gesagt. Woher weiß er denn, wann und wo wir ihn wieder brauchen?“ fragte Ise verwundert.

Alfred lächelte dünn. „Das ist deshalb nicht nötig, gnädige Frau, weil wir jedem Besuch, an dem uns liegt, ungefähr das gleiche zeigen. Das weiß der Chauffeur schon auswendig. Es ist seit vielen Jahren die Tour für unsere Gäste, die nur je nach der Jahreszeit einige kleine Variationen hat. Wären wir zum Beispiel jetzt, wo es Frühling ist, nicht hier ausgestiegen, ich glaube, der Chauffeur hätte alle Fassung verloren.“

Man kam tiefer in den schönen Frühlingswald.

Alfred Dungs ließ sich dadurch nicht stören, sondern fuhr mit leichtem Spott fort: „Wenn Sie wollen, ist auch diese Fahrt in die Umgegend eine Geschäftstour, die mein Vater jedem auferlegt, mit dem er zu tun hat. Vormittags wird im Kontor verhandelt, und ist das Geschäft gut und perfekt, folgt diese Nachmittagstour. Für gewöhnlich liegt einem von uns Brüdern die Begleitung ob. Es muß schon etwas ganz Besonderes sein, wenn mein Vater mitfährt, zumal ihm das moderne Auto in der Seele zuwider ist.“

„Wohin man hört, Geschäft. Selbst hier unter den schönen Buchen“, meinte Ise.

„Man gewöhnt sich auch daran, gnädige Frau.“

„Sehen Sie nur, dieser prachtvolle Reitweg!“ rief Lotte enthusiastisch.

„Ihn hat die Stadt eigenst für den Geheimrat Hofmann anlegen lassen“, erklärte Alfred. Und da die beiden Damen ihn fragend anblickten, fuhr er fort. „Geheimrat Hofmann wohnte nämlich früher in Mülheim. Bei dem letzten großen Bergarbeiterstreik ging nicht alles so, wie er es wollte, und da zog er wütend von Mülheim fort hierher.“

„Und da baut die Stadt ihm gleich einen eigenen Reitweg?“ fragte Lotte.

„Er ist ein leidenschaftlicher Reiter, Baroneß, und dieser Reitweg ist gleichsam das Band, durch das man ihn an unsere Stadt fesselt.“

„Ist denn das so wichtig?“ fragte Ise.

Wieder lächelte Alfred ironisch. „Und ob das wichtig ist, gnädige Frau. Jetzt versteuert er doch hier sein Privatvermögen und nicht mehr in Mülheim. Das ist für die Stadt keine Bagatelle.“

„Geschäft!“ meinte Lotte nicht ohne leise Bitterkeit.

Man gelangte zu einer kleinen Wiese, an deren Rand ein Komplex kleiner Häuser lag.

„Hier wohnt die Dienerschaft von Geheimrat Hofmann“, erklärte Alfred. „Seine Villa, Villa Eris hat er sie zur Erinnerung an den Streik und alle Streitigkeiten getauft, liegt noch eine Viertelstunde tiefer im Wald.“

Sie wanderten weiter und näherten sich der „Villa Eris“, die ganz versteckt in einem verwilderten Garten lag, der von einer hohen Mauer umgeben war

„Den Lärm und die Menschen scheint der Mann nicht sonderlich zu lieben“, sagte Lotte.

„Lärm und Menschen hat er ja den ganzen Tag über bei der Arbeit. Will er sich wirklich erholen, darf er von beiden nichts merken.“

„Entweder arbeitet er also zu viel, oder er ist ein Menschenfeind“, sagte Ise.

„Er arbeitet zu viel, gnädige Frau. Das tun überhaupt alle hier.“

„Und wozu?“ warf Lotte ein.

„Um möglichst viel Geld zu verdienen, Baroneß.“

„Man kann es doch nicht essen!“ rief Ise.

„Aber man erwirbt Macht damit, das ist es!“ sagte Alfred. „Sie leiden hier alle am Machthunger und wissen deshalb nichts von Genuß.“

„Ihnen ist es vielleicht der Genuß aller Genüsse?“ fragte Lotte.

„Es muß wohl so sein, denn sonst wäre das alles gar zu närrisch“, erwiderte Alfred.

Sie umschritten die „Villa Eris“ und gelangten bald wieder zur Chaussee, wo der Chauffeur schon wartete. Tiefer ging es in den Wald hinein, bis sich in einer Lichtung ein schöner, schloßähnlicher Bau erhob, vor dem der Chauffeur hielt.

„Wollen wir einen Augenblick hineingehn?“ fragte Alfred.

„Geht denn das?“ meinte Ise.

„Es geht schon,“ erwiderte Alfred lächelnd, „das habe ich mir nämlich bauen lassen, und im Herbst werde ich wohl einziehen.“

Still und ein wenig bedrückt folgten die Damen ihrem Führer in das Innere des schloßartigen Hauses. Sie müssen hier schon unmenschlich viel Geld haben, dachte Lotte und wurde immer stiller.

Alfred zeigte ihnen die Räume, die er zu bewohnen gedachte. Alles außerordentlich geschmackvoll und modern. Als sie in den zweiten Stock gelangten, rief Ise: „Das sieht hier ja fast wie ein Hotel aus!“

„Soll es sozusagen auch sein, gnädige Frau. Sehen Sie, immer ein Wohn- und ein Schlafzimmer mit Bad daran. Es ist für die Gäste. Ich habe meinem Vater schon längst in den Ohren gelegen, daß wir besser für sie sorgen müssen. Unser altes Hotel in der Stadt ist ja, was Verpflegung angeht, gewiß gut, aber mit dem Komfort ist es schlecht bestellt. Nun hat mein Vater zwar einen großen Kasten gekauft, in dem er wohnt und zu Repräsentationzwecken auch Leute empfängt. Aber er verträgt keine fremden Menschen über Nacht unter seinem Dach.

Eine Marotte von ihm. Deshalb habe ich das hier so eingerichtet."

Man setzte sich wieder in das Auto, es ging bergab, das Auto raste, bis Alfred Dungs dem Chauffeur etwas zurief. Der Chauffeur bremste mit aller Gewalt und bog in einer scharfen Kurve nach Süden ein, und nun befanden sie sich plötzlich am Ausgang eines langen Wiesentals, das rechts und links von hübschen Bergen umstanden war, durch dessen Mitte sich ein lieblicher Fluß behaglich schlängelte.

„Das ist wirklich reizend", sagte Ise und erhob sich. Auch Lotte stand auf.

„Das gehört nicht zur Geschäftstour," sagte Alfred Dungs, „aber ich dachte mir, es würde Ihnen gefallen. Am liebsten hätte ich mich hier angebaut. Aber es geht leider nicht, da unser so harmlos aussehendes Flüßchen bei Hochwasser ganz gefährlich werden kann und das ganze Tal überflutet."

Langsam fuhren sie ein Stück flußaufwärts durch das idyllische Tal, das märchenhaft still und menschenleer dalag. Nur hie und da am Abhang eines Berges lag einsam ein Bauernhof, aus dessen Schornstein bläulicher Rauch kräuselte. Vor fünfzig Jahren hatte es in der ganzen Gegend nicht viel anders ausgesehen, erklärte Alfred Dungs. Dann hatte sich die schwere Industrie hier niedergelassen, und unter ihren eisernen rußigen Füßen war alles, was idyllisch und friedlich und bäuerlich war, verschwunden.

„Wie schade", sagte Lotte unwillkürlich. Auch Alfred Dungs seufzte ein wenig. Dann lud er die Damen zu einer Tasse Kaffee im Kurhaus ein. „Das haben wir nämlich auch hier, wenn die Stadt auch gar nicht danach aussieht."

Nun, das Kurhaus war ein hübscher, freundlicher Bau, ganz in hellen Farben gehalten, mit einer geräumigen Liegehalle, einem großen Wandelgang, den Münchener Künstler ausgemalt hatten, und einem großen Badehaus.

„Wem gehört denn das? Der Stadt?" fragte Ise verwundert.

„Wir haben es der Stadt geschenkt", lautete die Antwort . . . „Und sehen Sie, dort drüben befindet sich noch ein ähnliches Etablissement. Das haben die Momms der Stadt geschenkt. Auch im Wohltun sind wir scharfe Konkurrenten."

Auf dem Rückweg fuhren die Damen plötzlich mit einem Schrei in die Höhe, denn der Chauffeur hätte bei einer Biegung fast einen Menschen überfahren, der grade noch im letzten Augenblick beiseite sprang. Es war Herr Anton Dungs junior, den beinah sein eigenes Auto das Leben gekostet hätte. Der Chauffeur wollte halten, aber Herr Anton Dungs winkte ab, grüßte verbindlich und verschwand hinter den nächsten Bäumen.

Die Damen waren noch ganz blaß und außerstande, ein Wort zu sagen. Auch Alfred Dungs war im ersten Augenblick heftig erschrocken, hatte sich aber schon wieder in der Gewalt und meinte: „Das wäre wirklich der Gipfel der Ironie gewesen. Ich habe es ihm schon so oft gesagt, er solle vorsichtiger sein, aber er hört ja nicht. Immer spaziert er mitten auf der Straße, als lebten wir noch wie vor fünfzig Jahren. Seinen äußeren Gewohnheiten nach lebt er ganz in jenen Zeiten und ist nicht davon abzubringen. Sehen Sie, dort oben, der gewaltige Kasten, ein altes Schloß, dort haust er mit seinem Diener und einer Köchin. Und wenn er zur Arbeit muß, geht er am liebsten zu Fuß. Wenn es hoch kommt, benutzt er seinen alten Einspänner, und wenn er es sehr eilig hat, springt er auf die Elektrische. Dafür fahren wir Jungens, die Direktoren und das höhere Personal um so eifriger mit seinen Autos. Wie oft muß er vor ihnen in den Graben springen oder hinter einen Baum flüchten, um nicht von oben bis unten mit Schmutz besudelt zu werden. Aber von seinen eingefleischten Gewohnheiten läßt er nun einmal nicht."

Als man wieder am Hotel angekommen war und die Damen ihren Dank ausgesprochen hatten, zögerte Alfred Dungs noch für einen Augenblick, als warte er auf etwas. Als aber das, was er offenbar erwartet hatte, nicht erfolgte, verbeugte er sich nochmals, machte kurz kehrt und verschwand.

„Du hättest ihn auch noch für einen Augenblick hereinbitten können", meinte Lotte. „Oder ihn wenigstens um seinen Besuch bitten."

Ise antwortete darauf nicht, sondern nahm ihrer Schwester Arm und ging mit ihr auf das Zimmer. Der Kanarienvogel schmetterte sein Lied in die Luft, als solle ihm die Kehle bersten. Stumm setzten sich die Schwestern auf das Sofa.

„Bist du noch nicht kuriert, Lotte?" fragte Ise leise.

Lotte starrte vor sich hin.

Da sprach Ise eifrig auf die Schwester ein. Nun müsse sie doch einsehen, daß das wirklich nicht ginge, das sei doch ganz unmöglich, diese gesellschaftlichen Unterschiede und mehr noch ihre äußeren Verhältnisse. Diese Menschen seien ja zu gräßlich reich. Das würde der Papa nie zugeben, denn das sähe ja genau so aus, als ginge es um eine Geldangelegenheit. Und dann dieser Alfred Dungs. Er sei ja gewiß ein hübscher und angenehmer Mensch von guten, großstädtischen Manieren. Aber der alte Dungs habe sicher eine entsprechende Partie für ihn. Hier sei ja doch alles Geschäft. Und wenn Alfred Dungs auch gewiß kein Hofmacher sei, etwas weniger trocken und spöttisch sei doch wohl jeder Mensch, wenn er eine ernstere Meinung habe. Davon sei doch den ganzen Nachmittag über nichts zu spüren gewesen, aber auch gar nichts.

Immer mehr redete sich Ise in Eifer und hoffte schon, ihr Ziel erreicht zu haben, weil Lotte gar keine Einwendungen machte, bis sich Lotte plötzlich vornüberbeugte und leise, aber unaufhaltsam in ihre Hände weinte.

Ise schwieg. Es ist am besten, wenn sie sich ausweint, dachte sie. Dann geht es am schnellsten vorüber.

Es klopfte laut und kräftig an die Tür, die sich auch sofort öffnete. In ihrem Rahmen stand der Bursche des Obersten und trug in der Rechten einen großmächtigen Blumenstrauß. „Ist soeben für die Baroneß abgegeben worden mit einem Gruß von Frau Anton Dungs senior."

* *

Die Ärzte hatten zwar auf das energischste abgeraten und, da sie Frau Anton Dungs senior lächeln sahen und dies Lächeln kannten, jede Verantwortung abgelehnt wenn Frau Dungs trotzdem auf ihrem Willen bestände, aber Frau Dungs hatte auf ihrem Willen bestanden, war aufgestanden, trotzdem sie sich kaum aufrecht halten konnte, und ließ sich nun in ihren geliebten Wintergarten fahren. Die Orchideen und Rhododendren standen in voller Blüte.

Frau Anton Dungs schickte den Diener fort, sie wolle allein sein, und nur, wenn ihr Sohn käme, solle man ihn hierher führen.

Nun saß sie zwischen ihren Blumen und Palmen. Sie ließ, da sie sich allein wußte, den Kopf hintenüber sinken und atmete schwer. Der Körper, der ihr bisher immer gehorcht hatte, parierte nicht mehr; und das war ihr das sicherste Zeichen dafür, daß es nun wirklich zu Ende ging.

Frau Anton Dungs lächelte mit geschlossenen Augen. Ihr war es recht, sie hatte ihr Teil auf Erden getan, so gut es nur irgend ging, und es war wahrhaftig nicht immer leicht gewesen, denn ihr Mann war kein geringerer Dickkopf gewesen, als es ihr einziger Sohn war. Machten die sich und andern ganz unnütz das Leben schwer! Wenn wenigstens in ihrem Sohn ein Tropfen Blut von ihrer Art wäre. Aber nein, er war ganz der Vater, in jeder Beziehung. Immer nur arbeiten, arbeiten und, da man in der Arbeit seinen Mann stand und es zu etwas brachte, das ganze Leben nur unter dem Gesichtspunkt der Leistung und Gegenleistung betrachten, als sei es ein Kontobuch, in dem sich aus Plus und Minus ohne weitere Schwierigkeiten und rein mit dem Kopf die Bilanz ziehen läßt. Aber das Leben ist nun einmal komplizierter und stellt auch noch andere Anforderungen als rechnerische und kann nicht nur mit dem Kopf beherrscht und gelöst werden.

Frau Anton Dungs atmete leichter, aber sie hielt die Augen immer noch geschlossen. Der Körper war müde und matt, so frisch und lebendig sich auch der Geist noch fühlte.

Anton Dungs senior war mit seiner Art immerhin noch besser gefahren als der Sohn. Früher waren ja nicht nur die Geschäfte, sondern auch das Leben einfacher gewesen. Sie wußte das am besten. Als sie immer weniger von ihrem Mann hatte, weil die Geschäfte ihn immer ausschließlicher in Anspruch nahmen, hatte sie sich rechtzeitig damit abgefunden und ihre Liebhabereien gepflegt. Da waren vor allem die Blumen, die sie über alles liebte.

Frau Anton Dungs senior richtete sich in ihrem Fahrstuhl ein wenig auf und blickte guter Dinge um sich. Die Orchideen, die Rhododendren, die Palmen, ja sie gediehen unter ihrer Pflege und erwiesen sich stets dankbar dafür. Mit den Blumen hatte man keinen Ärger, nur Freude. Und auch mit der Kunst war es ähnlich, wenn man sie von den Künstlern zu trennen wußte. Das aber hatte sie mit der Zeit gelernt. Sie dachte an ihr Hausquartett. Wieviel schöne Stunden reinen Genusses verdankte sie der Musik. Sie blickte voll dankbarer Andacht auf die Büsten Mozarts und Beethovens, die sie hier in ihrem Wintergarten hatte aufstellen lassen, denn von allen Künsten paßte die Musik noch am besten zu ihren Blumen. Frau Anton Dungs senior saß jetzt ganz gerade in ihrem Fahrstuhl und spürte in diesem Augenblick fast gar nichts mehr von der Mattigkeit und Schwäche ihrer Glieder, und nun lachte sie leise und herzlich. Wirklich, das Theater war ihr zu einer wahren Leidenschaft geworden. Fast wie bei der alten Frau Goethe. Aber das Theater konnte sie nicht von seinen Künstlern, den Schauspielern, trennen, und deshalb lachte sie so herzlich. Mit was für gewaltigen Worten schütteten diese Künstler ihre kleinen Sorgen, die ihnen so ungeheuer vorkamen, aus in das Herz der alten Frau Dungs. Wie leicht war diesen Sorgen meist abzuhelfen, und mit wie gewaltigen Worten zeigten sie dann der alten Frau Dungs ihren Dank. Unwillkürlich stellte sich Frau Dungs jetzt die geliebten Komödianten bei ihrem Begräbnis vor. O gewiß würde keiner fehlen, und Tränen würden rollen, die sonoren Stimmen würden sehr schön tremolieren, und die ausdrucksvollen Gesichter all dieser lieben großen Kinder würden in tragischen Falten liegen, als sei ihnen mindestens ein Shakespeare gestorben.

Frau Anton Dungs senior legte schnell die Hand vor den Mund, denn sonst hätte die Heiterkeit sie von neuem überwältigt, und was sollten ihre Leute wohl denken, wenn sie schon wieder ihr Lachen hörten? Ach Gott, eine würdige Greisin, wie man sich das vorstellt, war sie wirklich nicht.

Ihr Gesicht wurde ernster, denn sie dachte nun wieder an ihren Sohn. Wenn sie nicht mehr da war, würde wohl niemand mehr Einfluß auf ihn haben, und immer einseitiger, eigensinniger und tyrannischer würde er werden. Dabei litt er immer noch unter dem Verlust seiner Frau, die ihm eines Tages einfach davongegangen war, weil sie sich gar zu sehr vernachlässigt fühlte. Ach ja, die schöne Adele konnte sich nicht wie Frau Anton Dungs senior mit Blumen und Kunst begnügen. Ihre Liebhaberei war es nun einmal, sich bewundern zu lassen. Dazu brauchte sie Geselligkeit, dazu gehörten Männer. Als sie das in ihrem Haus nicht mehr fand, verließ sie es und suchte sich die Gesellschaft, die ihrer Liebhaberei entsprach. Die schöne Adele! Die Greisin schüttelte wehmütig den Kopf, wo sie nun ihrer gedachte. Außer dem A in ihrem Vornamen paßte wirklich nichts in ihrer Art zu den Dungs. Sie hatte es ja kommen sehen, es mußte ja so kommen. Sie kannte doch ihren Sohn. Aber er war nun einmal auf die Adele versessen, er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sie zu heiraten, und nicht eher geruht, als bis es ihm gelungen war. Und dann? Die Greisin lächelte wieder wehmütig. Ihr Sohn und die Frauen! Sein Vater hatte schon nichts von ihnen verstanden, und nun erst dieser Sohn, der seinem Vater in allem und jedem glich, nur daß er in einer Zeit lebte, die weniger einfach und so viel freier und rücksichtsloser war, in einer Zeit, wo sogar die Frauen Forderungen stellten und in der Öffentlichkeit mittaten. Ja, ja, die schöne Adele! Lange hatte die Greisin nichts mehr von ihr gehört. Ob sie nun wohl zufrieden war, so zufrieden wie Frau Anton Dungs senior inmitten ihrer Blumen? Ob sie ihre Kinder gar nicht vermißte und entbehrte? Mein Gott, sie war ja nun schon so lange daran gewöhnt, nichts mehr von

den Kindern zu haben. Sie hatte sie wohl gar längst vergessen. Die Greisin traute es ihr wohl zu, verachtete sie um dessentwillen aber keineswegs. Für die schöne Adele war es doch nur ein Glück, wenn sie vergessen konnte, daß sie Mutter war. Anton hätte es ja nie zugegeben, daß sie sich um die Kinder kümmerte. Und nun seufzte Frau Dungs senior, denn sie gedachte ihrer Enkel. Der älteste, der Anton, war nichts weiter als der getreue Gehilfe seines Vaters. Daß er so gar keine eigenen Wünsche besaß! Nur einen selbständigen Wunsch hatte er einmal laut werden lassen: nicht heiraten! Der Junge war wirklich gar zu verständig und nüchtern. Der Adam, der jüngste, war insofern aus der Art geschlagen, als er sich für Bücher und Wissenschaften interessierte, ein ganz neuer, völlig fremder Zug im Bilde der Familie Dungs. Aber immerhin würde sich seine Liebhaberei für das Geschäft nutzbar machen lassen. Er studierte Chemie und Physik, womit der Vater glücklicherweise einverstanden war, da diese Wissenschaften für die Praxis, für Kohle und Stahl, von großem Wert sein konnten.

Und nun gedachte Frau Anton Dungs senior des zweiten Enkels, des Alfred, mit dem sein Vater so gar nichts anzufangen wußte. Er hatte etwas von der schönen Adele, seiner Mutter, und er hatte auch viel von seiner Großmutter. Und nun wollte er heiraten. Aber nicht, wie es sich für einen Dungs gehörte, ein reiches, junges Mädchen von hier, etwa die Helene Momm, auf die es Anton, wie sie ihren Sohn kannte, sicher ganz besonders abgesehen hatte, sondern eine Norddeutsche und eine Adelige noch dazu. Würde Anton Dungs junior Augen machen! Kämpfe würde das geben! Denn was den Dickkopf anlangte, da war Alfred ein echter Dungs.

Die Greisin horchte auf. Dieser eilige, geschäftige Schritt, das war Anton, kein Zweifel, und schon trat Anton Dungs junior auch ein. „Aber Mutter!" sagte er vorwurfsvoll.

Frau Anton Dungs senior lächelte. „Ich weiß, Anton, ich soll im Bett bleiben. Aber ich wollte noch einmal zu meinen Blumen."

„Ganz erhitzt siehst du aus. Soll ich dich nicht lieber in dein Schlafzimmer fahren?"

„Gönne mir noch für eine Stunde die Blumen hier, Anton. Es dauert sowieso nicht mehr lange. Aber nicht wahr, dann sorgst du dafür, daß die Blumen anständig gehalten werden, solange sie noch leben. Ich habe sie verwöhnt, und ich möchte, daß sie es nicht zu sehr zu spüren bekommen, wenn ich fort bin."

„Aber Mutter!" Er setzte sich neben sie, und man sah ihm an, wie ihn die Art der Mutter erregte und angriff.

„Wir müssen ja doch einmal davon reden, Anton, und mir wird dann leichter sein, denn du weißt, darin war ich immer eine rechte Kaufmannsfrau, ich habe kein Geschäft auf die lange Bank geschoben, auch ein unangenehmes nicht, wenn es doch abgeschlossen werden mußte."

„Du darfst nicht so reden, Mutter!"

„Im Liegen denke ich so viel schlechter, Anton, ist das nicht merkwürdig? Hier im Fahrstuhl zwischen meinen Blumen geht es viel besser als im Bett."

„Soll ich nach dem Arzt schicken?" Anton Dungs junior war schon aufgesprungen. Aber seine Mutter bat ihn, sich wieder zu setzen und die Ärzte in Frieden zu lassen, die ihr ja doch nicht helfen könnten.

Er nahm ihre Rechte zwischen seine beiden Hände, und aus seinem Munde kam es leise und stockend: „Du darfst mich nicht allein lassen, Mutter!"

„Auf meinen Willen kommt es dabei ja nicht an, Anton."

„Vielleicht doch, Mutter. Vielleicht mehr, als du glaubst. Du kämpfst nicht mehr dagegen an, Mutter, du willst nicht mehr." Er sprach auch jetzt leise und stockend.

„Ganz unrecht hast du wohl nicht, Anton. Aber ich glaube, ich kann nicht mehr dagegen ankämpfen, Anton, und da ich das eingesehen habe, will ich nicht mehr, wenn man das noch Wille nennen darf. Ich bin müde, Anton, sehr müde. Und wenn man müde ist, sehnt man sich nach Schlaf, und der beste Schlaf für eine alte Frau wie mich . . ."

Hastig unterbrach er sie. „Wollen wir nach dem Süden, Mutter? Vielleicht helfen neue Eindrücke? Du hast zu lange hier gesessen."

„Ich möchte schon, Anton, gerade jetzt, wo ich alt bin, möchte ich gern Italien wiedersehn, ich würde es heute mit ganz andern Augen sehen als damals und viel mehr davon haben, aber es geht nicht, Anton, ich kann nicht mehr, und da bleibe ich doch lieber hier. In das Unabänderliche muß man sich fügen, und es ist am besten, man sträubt sich erst gar nicht."

Die Greisin sah voll Mitleid auf ihren Sohn, in dessen Zügen es rang und kämpfte. Oh, sie verstand sehr wohl, was in ihm vorging, sie war wohl die einzige, die es verstand. Ein Unabänderliches hatte es noch nie für ihn gegeben, und jetzt sah er ihm wohl zum erstenmal ins Gesicht. Als der Vater starb, war der Sohn kaum fünfzehn Jahre alt. Heute war es ganz etwas anderes.

„Du wirst dich darein finden müssen, Anton." Sie strich mit der Linken leise über seine Rechte, die immer noch auf ihrer Rechten lag. „Ich weiß, wie schwer dir das fällt, schon weil du es gar nicht gewohnt bist. Aber hier ist eine Macht, gegen die kann keiner von uns an, auch du nicht."

„Ich bin sehr allein, Mutter", kam es gepreßt und fast widerwillig zwischen seinen fest geschlossenen Lippen hervor, die blaß waren.

„Aber, Junge, du übertreibst, du wirst ja sentimental, Anton. Das kenne ich gar nicht an dir. Was sollen da andere Leute sagen, die keine Kinder haben!"

„Bleibe hier, Mutter! Tu mir das nicht an!"

„Du bist ja wie ein Kind, Anton, siehst du das denn nicht? Es liegt doch nicht an mir, willst du das denn gar nicht einsehen?"

„Du freust dich ja fast, Mutter!"

„Nein, Anton, im Augenblick tu ich das wirklich nicht. Ich bin ja deine Mutter und sehe, wie es dir nicht in den Kopf will, und ich würde es dir gern noch für eine Weile ersparen . . . Verstehst du mich?"

Anton Dungs junior nickte.

„Und da du ein kluger Mann bist, Anton, so wüßte ich dir einen Rat, wie du dir das Schwere vielleicht beizeiten erleichtern kannst. Außerdem wäre es mir eine große Freude . . ."

Anton Dungs junior sah gespannt auf.

„Sorge dir für eine hübsche junge Schwiegertochter."

Das Gesicht des Sohnes wurde hart und abweisend.

Die Greisin ließ sich aber nicht abschrecken und lächelte leicht. „Ich weiß, du hast sehr viel gegen die Frauen, und daß deine Mutter schließlich auch nichts anderes ist, daran denkst du nicht, weil du nicht willst. Was du mit Adele durchgemacht hast, war gewiß nicht leicht . . ."

Er fuhr auf. „Ich bitte dich, davon kein Wort!"

Aber die Mutter ließ sich nicht stören. „Aber es war doch nicht nur ihre Schuld, sondern auch deine, ja vor allem deine; und wenn das deine Mutter sagt, kannst du es schon glauben. Ein Dungs heiratet keine Spanierin, bloß weil er in sie bis über die Ohren verliebt ist. Wenn er es aber doch tut, dann zieht er auch die Konsequenzen. Eine Spanierin ist nicht so ruhig und gehorsam, wie wir Frauen hier es gegen unsere Männer sind. Du hast dich zu wenig um sie gekümmert, du hast sie vernachlässigt, und da sie nicht von hier war, hat sie sich keinen Wintergarten angelegt und damit getröstet, sondern . . . du weißt ja . . . Ich muß dir das wirklich einmal sagen, Anton, denn ich sehe ja, wie du dich immer mehr gegen sie und die Frauen überhaupt verbitterst und nicht einsehn willst, daß du selbst schuld hast."

Anton Dungs junior blieb ganz still, so schwer es ihm auch fiel. Und dann sagte er plötzlich wie erleichtert: „Du fühlst dich doch recht wohl, Mutter, daß du mir damit kommst."

Die Greisin lachte wieder leise und herzlich. „Du meinst, weil ich den Mut habe, dir das so geradezu zu sagen? Ja, Anton, das bekomme ich immer noch zustande, und wenn du ein noch so böses Gesicht machst und durchaus nichts davon hören willst. Das hilft dir alles nichts, dafür bin ich deine Mutter. Und deshalb sage ich auch noch einmal: hole dir eine hübsche, nette Schwiegertochter, damit wieder eine junge Frau in die Familie kommt. Ihr verbauert und versauert mir sonst alle miteinander und du nicht zum wenigsten."

Er meinte: „Anton will aber nicht heiraten."

„Dumm genug von ihm", erwiderte die Mutter. „Wo er es doch wirklich nötig hätte, daß ihn eine junge Frau einmal aus der Ruhe brächte. . . . Aber wer nicht will . . . du weißt schon . . . Und wie ist es mit Alfred?"

„Der Berliner!" antwortete Anton Dungs junior geringschätzig, weiter nichts.

„Du solltest nicht so von ihm sprechen, bloß weil er seiner Mutter ähnlich sieht, das ist grausam und ungerecht", sagte Frau Dungs vorwurfsvoll.

„Es ist nicht deshalb, darauf kannst du dich verlassen. Aber er ist ihr ähnlich, seinem Wesen nach, und das ist schlimm."

„Kann ich nicht finden", meinte die Mutter.

„Er hängt an Äußerlichkeiten, er liebt den Genuß, er redet viel und leicht und noch vieles andere, was er nicht von uns hat."

„Die Dungs sind auch keine Engel!" sagte Frau Dungs senior ärgerlich.

„Aber ihre Art hat das Geschäft hochgebracht, und nur ihre Art wird es auf der Höhe halten", entgegnete der Sohn nicht ohne Schärfe.

„Ich halte es für möglich, daß eine andere Art auch von Nutzen sein kann. Doch darüber wollen wir nicht streiten. Jedenfalls ist seine Art kein Hindernis, wenn es sich um eine Heirat handelt."

„Ich nehme an, er hat mit dir darüber gesprochen?" fragte der Sohn.

„Sonst würde ich nicht davon reden", erwiderte die Mutter.

„Nun, wenn er durchaus heiraten will, dann könnte er ja zum Beispiel die Helene Momm nehmen, wenn sie ihn mag. Es soll ein ordentliches und tüchtiges Mädchen sein, und es wäre vielleicht gar nicht dumm, wenn wir so . . ." Er brach unwillkürlich ab, denn Frau Anton Dungs senior sah ihn vorwurfsvoll und bekümmert an.

„Die Ehe ist doch kein Geschäft, Anton!"

„Aber er könnte endlich auch einmal etwas fürs Geschäft tun, und vielleicht ist dies die einzige Art, die ihm liegt", erwiderte der Sohn bitter.

„Als du heiratetest, hast du nach dem Geschäft nicht gefragt", meinte die Mutter leise.

„Das hatte ich auch nicht nötig, denn ich habe sonst genug fürs Geschäft getan. Oder willst du das bestreiten, Mutter?"

„Das bestreite ich gewiß nicht, Anton. Aber was dir recht war, ist deinem Sohn billig, sollte ich meinen."

„Gegen Helene Momm ist doch wirklich nichts einzuwenden. Sie kennt die hiesigen Verhältnisse, sie weiß, wie wir sind, sie kann sich darein schicken, und ich leugne auch gar nicht, daß ich eine solche Verbindung für vorteilhaft halte. Das ist doch kein Unrecht? Die Momms legen sich immer mehr auf Reederei, Eisenbahnen, Elektrisches und dergleichen. Wir bleiben bei Kohle und Eisen. Beide zusammen . . ."

Die Mutter unterbrach ihn. „Gewiß ist das kein Unrecht, aber es reicht nicht, wenn man heiraten will."

Der Sohn erhob sich erregt. „Du willst doch wohl nicht von Liebe reden und so?"

„Doch, das will ich, Anton, gerade das!"

„Dafür habe ich kein Verständnis!" klang es erbittert.

„Es handelt sich ja auch nicht darum, daß du heiraten sollst?" antwortete die Mutter möglichst sanft. „Er hat eine Neigung für ein Mädchen aus gutem Haus . . ."

„Das ist selbstverständlich!"

„Und wenn dies Mädchen auch eine Norddeutsche ist . . ."

„Wenn sie wenigstens mit den Donnersmarck oder solchen Leuten verwandt wäre, dann wollte ich es noch gelten lassen, wenn es schon keine von hier sein soll. Das gäbe neue Beziehungen, damit ließe sich am Ende etwas machen. Aber so . . ."

„Du scheinst zu wissen?"

Anton Dungs junior lachte bitter. „Meinst du, ich lasse den Berliner ohne Aufsicht?"

„Pfui! So viel Mißtrauen gegen dein eigen Fleisch und Blut!"

„Er ist kein Dungs! Er ist nicht mein Fleisch und Blut!"

„Um so mehr solltest du ihn auf seine Art glücklich werden lassen und ihm nicht die deine aufdrängen wollen."

„Gib dir keine Mühe, Mutter. Solange ich noch etwas zu sagen habe, sage ich: daraus wird nichts, nie und nimmer wird daraus etwas! An einer Dummheit in der Familie ist es genug, mehr als genug. Das Geschäft hat hinreichend darunter zu leiden gehabt."

„Du meinst Adele?"

Er nickte. „Die Dungs sollen im Lande und in ihrer alten Art bleiben, und wenn sie heiraten, sollen sie sich hier die passende Frau suchen . . ."

„Aber du sagtest doch eben selbst, er sei gar kein rechter Dungs?"

Der Sohn überhörte den Einwand und fuhr fort: „Wäre wenigstens etwas für die Fabrik dabei herausgekommen, dann hätte ich es leichter verschmerzt mit der Adele. Aber so?! Wenn er keine von hier will, dann muß es wenigstens eine sein, die für unsere Fabrik von Wert ist. Hat er dann Pech mit ihr, geht die Sache nicht, wie er es sich einbildet, solange er verliebt ist, dann braucht er sich wenigstens nicht vorzuwerfen, unser Werk geschädigt zu haben. Das soll ihm erspart bleiben, so weit es in meiner Macht steht."

„Aber, Anton, so nimm doch Vernunft an! Er ist doch ganz anders wie du, er würde sich vielleicht gar nicht solche Vorwürfe machen. Daß du auch immer nur alles nach dir beurteilst!"

„Bin ich dabei schlecht gefahren, Mutter?"

„Aber wir reden doch eben nicht vom Geschäft, Junge!" Sie hob ganz verzweifelt die Hände. „Und wer sagt dir denn, daß es wirklich ein Vorteil ist, wenn der Alfred die Helene Momm heiratet? Das kann erst recht ein Unglück werden, auch wenn sie von hier ist. Du bist nicht gescheiter als die alten Römer, mein Junge. Der Julius Caesar und der Marc Anton und der Pompejus, die haben auch alles untereinander verheiratet, weil sie dachten, es ist für ihr Geschäft vom Vorteil. Aber es ging doch alles drunter und drüber und hat nichts genützt."

„Von solchen Büchersachen weiß ich nichts und will ich nichts wissen", sagte Anton Dungs junior verkniffen. „Ich will nicht, daß mein Sohn meine Dummheit nachmacht. Das dulde ich nicht!"

„Aber, Anton, du bist doch alt genug, um zu wissen, daß kein Sohn aus den Dummheiten seines Vaters etwas lernt, jeder lernt doch nur aus seinen eigenen Dummheiten, das müßtest du doch auch wissen!"

Er fuhr sich energisch über die Stirn, als könne er so alle Unbehaglichkeiten dieses Gesprächs fortwischen, und schwieg. Auch die Mutter schwieg. Es hatte ja keinen Zweck, ihren Sohn noch mehr aufzuregen. Sie kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, daß im Augenblick nichts zu machen war. Auch fühlte sich die Greisin plötzlich wieder so matt und schwach, daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte, was sie doch wollte, schon damit sich ihr Sohn nicht auch noch darüber aufregen müsse.

„Fahre mich ins Schlafzimmer, Anton", bat sie leise.

Der Sohn fuhr aus düsteren Gedanken auf und erschrak heftig. Wie hinfällig die Mutter aussah. „Du fühlst dich sehr elend?"

Die Greisin versuchte zu lächeln. „Es geht schon wieder vorüber, Anton, du brauchst dich nicht aufzuregen. Ich möchte mich nur ein wenig hinlegen."

Vorsichtig schob der Sohn den Fahrstuhl aus dem Wintergarten über den Gang in das Schlafzimmer seiner Mutter und schellte dann nach der Schwester.

„Ich bitte dich, bleibe bei mir. Du mußt es mir versprechen. Nicht wahr, du versprichst es mir?" sagte er hastig. „Dann wollen wir auch noch über das andere reden. Aber erst, wenn du dich wieder kräftiger fühlst, nicht wahr?"

Die Greisin lächelte leise. „Es ist schon gut, Anton, ich will jetzt ein wenig schlafen."

Als die Schwester eintrat, entfernte sich Anton Dungs, und Frau Anton Dungs senior wurde zu Bett gebracht

Sie schlief fast in dem gleichen Augenblick ein, so erschöpft war sie. Die Schwester ließ sich im Hintergrund des Zimmers nieder und nahm eine geräuschlose Handarbeit vor. Sie stammte aus dem Westfälischen und war nun schon lange in dieser Gegend tätig. Ihr Vater hatte eine große Stecknadelfabrik besessen, die bei dem großen Krach in den siebziger Jahren fallierte. Rüstig hatte er wieder von vorn angefangen. Aber dieser Tochter konnte er nun nicht mehr wie den anderen eine vornehme Pensionserziehung geben, sie mußte sich mit der Volksschule begnügen. Als der Vater dann wieder in die Höhe kam, war seine Jüngste über die Pensionatsjahre hinaus, und während die Schwestern wohlhabende Kaufleute heirateten, da ihr Vater ja nun wieder selbst ein wohlhabender Kaufmann war, fand sich für die jüngste keine passende Partie. Einen gewöhnlichen Mann durfte Emma nicht heiraten, da ihr Vater ja wieder zu Geld und Stellung gekommen war. Einen wohlhabenden Kaufmann aber konnte sie nicht heiraten, da sie sich dem gesellschaftlich nicht gewachsen fühlte. Die wohlhabenden Kaufleute ihrer Heimat, die selbst meist aus kleinen Verhältnissen stammten, legten aus begreiflichen Gründen besonderen Wert darauf, gebildete Frauen zu haben, die gesellschaftlichen Schliff besaßen, eine Genfer Pension besucht hatten und Französisch parlieren konnten. Das hob das gesellschaftliche Niveau ihrer Männer. Auch fiel diesen Frauen die Aufgabe zu, den Männern von ihrem gesellschaftlichen Schliff ein wenig mitzuteilen und vor allem auch dafür Sorge zu tragen, daß die Kinder von vornherein in guten Manieren groß würden. Und an Kindern fehlte es in keiner dieser Familien, für die ein starker Nachwuchs eine gute Garantie auch für die Zukunft der Fabrik bedeutete, die so für Generationen unter dem gleichen Namen blieb und unter einer ganz bestimmten Familientradition. Da Emma nun derlei nicht zu bieten vermochte, entschloß sie sich, Schwester zu werden, ließ sich ausbilden und pflegte nun die Kranken der Häuser, in die sie nicht hineinheiraten konnte und wollte, weil es in den entscheidenden Jahren ihrer Jugend an Geld gefehlt hatte, um nach Genf zu gehen und Französisch zu lernen. Schwester Emma war durchaus mit ihrem Schicksal zufrieden und wurde auch in den Häusern, wo sie pflegte, als völlig gleichstehend betrachtet und behandelt. Man wußte ja, weshalb sie Schwester geworden war und nicht geheiratet hatte, und es brauchte ja nur wieder einmal ein großer geschäftlicher Krach zu kommen, um gar manche Haustochter vor eine ähnliche Situation zu stellen wie Schwester Emma.

Zuletzt hatte sie Helene Momms Mutter gepflegt, die dann gestorben war. Frau Hugo Momm junior war eine stille, bescheidene Frau gewesen, die ganz in ihren Kindern aufging und es sehr gern gesehen hätte, wenn ein Dungs ihre Älteste geheiratet hätte. Auch mit Schwester Emma hatte die alte Dame wiederholt über diesen ihren Wunsch gesprochen, wenn Hugo Momm junior das auch nicht haben wollte und sich darüber ärgerte, denn die Momms hätten es durchaus nicht nötig, den Dungs nachzulaufen oder irgendwelche Avancen zu machen.

Nun pflegte also Schwester Emma die alte Frau Dungs. Sie war zwar erst acht Tage im Haus, und es ging wohl noch nicht an, sich schon ein Urteil zu bilden oder gar ein vertrauliches Wort zu reden. Aber sie wußte, daß Helene Momm in Alfred Dungs ziemlich verliebt war. Vielleicht wäre es doch gut, recht bald einmal darüber ein Wörtlein an Frau Anton Dungs senior zu verlieren. Schwester Emma hatte durch ihre Tätigkeit einen Blick für Krankheiten bekommen, und ihr schien, als werde es Frau Anton Dungs senior nicht lange mehr machen. Da nun die Mutter der Dungsschen Söhne nicht mehr im Hause war, so mußte man eben mit der Großmutter sprechen.

Eine solche eheliche Verbindung war für beide Teile doch nur ein Vorteil, denn jetzt arbeiten sie nebeneinander und gar oft direkt gegeneinander. Dann aber würden sie miteinander arbeiten. Schwester Emma, die selbst aus einer Kaufmannsfamilie stammte, wußte, was das bedeutete. Gewiß hätte sich der Wunsch von Frau Hugo Momm junior auch längst erfüllt, wäre eben Frau Anton Dungs junior nicht aus dem Hause gegangen. Die beiden Frauen würden sich dann längst darüber verständigt haben. Und da mußte nun auch noch Frau Momm junior sterben. So kam alles aus seiner Ordnung und wollte sich nicht wieder in die einzig richtigen und gehörigen Bahnen zurückfinden.

Schwester Emma wurde ganz erregt, wie sie daran dachte. Mit Anton Dungs junior war ja nicht mehr zu reden, seitdem er das Unglück mit seiner Frau gehabt hatte. Mit Hugo Momm junior war ebenfalls kein rechtes Auskommen mehr, seitdem die Frau tot war. Also mußte Schwester Emma sich ein wenig um die Sache kümmern, und was die Familie Dungs anlangte, so mußte eben Frau Anton Dungs senior die Sache in die Hand nehmen. Nur so ließ sich wieder Ordnung in die beiden Familien bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonne im Haus.

Von Hans Dominik.

Wo die Sonne nicht hinkommt, da kommt der Arzt hin, lautet eine bewährte hygienische Regel. Die Ursache dafür ist leicht zu erklären. Es ist die ausgesprochene bakterizide Wirkung des Sonnenlichts, die Fähigkeit der Sonnenstrahlen, allerlei gefährliche Bakterien schnell und sicher abzutöten.

In praktischer Ausnutzung dieser Erfahrung sollte man also darauf sehen, daß jede Wohnung dem Sonnenlicht gut zugänglich ist, daß die heilkräftigen und Krankheit tilgenden Strahlen der Sonne überall in unseren Wohnräumen wirken können. Aber ebenso bekannt dürfte wohl auch die Tatsache sein, daß das durchaus nicht in genügendem Maß geschieht, daß ein großer Teil unserer Wohnungen nicht annähernd genug Tageslicht erhält. Daß solcher Lichtmangel aber ertragen wird, vielfach sogar leicht ertragen wird, hat seinen Grund in der Beschaffenheit des menschlichen Auges.

Alle unsere Helligkeitsempfindungen sind durchaus relativ. Durch Erweiterung oder Verengung der Pupillen paßt sich unser optischer Apparat den verschiedenen Helligkeiten in weitgehender Weise an. Wir können als praktisches Beispiel dafür den Vergleich zwischen einem hellen Sommertag mit wolkenlosem Himmel und einer klaren Vollmondnacht nehmen, in der wir bequem lesen und weit entfernte Wälder und Gebirgsketten zu erkennen vermögen. Kämen wir aber ganz plötzlich aus dem grellen Licht des Sommertages in diese Vollmondnacht, so würde sie uns absolut finster erscheinen, wir würden zunächst buchstäblich die Hand vor den Augen nicht sehen können, bis unsere Pupillen sich erst wieder neu eingestellt hätten.

Denn die Beleuchtung eines klaren Mittags ist rund sechshunderttausendmal so stark wie die einer Vollmondnacht. Was das aber heißen will, mag ein Vergleich mit der letzten Sonnenfinsternis zeigen. In Berlin wurden bekanntlich 96 Prozent der Sonne verdunkelt. Es blieben nur vier Prozent oder ein Fünfundzwanzigstel der Sonnenscheibe und damit auch der Sonnenbeleuchtung übrig, und diese Abnahme der Helligkeit war recht deutlich zu merken. Wir hatten den 25. Teil der normalen Beleuchtung. Da aber eine Vollmondnacht nur den 600,000sten Teil der vollen Tagesbeleuchtung gibt, so war es zur Zeit der größten Verfinsterung immer noch 24,000 mal heller als bei Vollmond. Diese Zahlen zeigen wohl genügend, daß alle unsere Helligkeitswahrnehmungen subjektiv und relativ sind, und daß man sich exakter Meßmethoden bedienen muß, wenn man wirklich zuverlässige Ergebnisse haben will. Dazu aber braucht man erstens einmal eine ein für allemal feststehende Lichteinheit und ferner Apparate, um nun irgendwelche anderen natürlichen oder künstlichen Beleuchtungen mit dieser Lichteinheit vergleichen zu können, die sogenannten Lichtmesser oder Photometer.

Als Lichteinheit hat man in Deutschland die Hefnerkerze gewählt, eine Amylazetatlampe von bestimmten Abmessungen und bestimmter Flammenhöhe. Für grobe Vergleiche genügt der Hinweis, daß die Leuchtkraft der Hefnerlampe ungefähr der einer ruhig und rußfrei brennenden Stearinkerze von vier Zentimeter Flammenlänge entspricht. Hat man so eine Einheit der Lichtquelle, so ist weiter zu untersuchen, was für eine Beleuchtung sich damit erzielen läßt. Bringen wir unsere Normalkerze in ein dunkles Zimmer und stellen in einem Abstand von einem Meter senkrecht dazu etwa ein weißes Reißbrett auf, dann ist die Beleuchtung auf diesem Brett die Einheit der Flächenhelligkeit, und man

bezeichnet diese Beleuchtungstärke als ein Lux (vom lateinischen lux — das Licht).

Unsere Urgroßväter, die mit der ganzen Familie beim Schein einer einzigen Talgkerze um den großen Tisch des Wohnzimmers saßen, waren wenig anspruchsvoll. Wer da einen Meter von der Kerze entfernt war, hatte bei seiner Näherei oder Schreibarbeit tatsächlich nur eine Beleuchtung von etwa einem Lux. Wer bis auf einen halben Meter an die Kerze heranrückte, der brachte es auf etwa vier Lux. Und wenn man so üppig war, zwei Kerzen anzuzünden, so ließen sich zur Not acht Lux erreichen.

Heute sind wir lichthungriger und verlangen von unseren künstlichen Beleuchtungsanlagen ganz andere Flächenhelligkeiten. Nehmen wir beispielsweise einen Tisch an, über dem sich senkrecht, zwei Meter von der Tischplatte entfernt, eine dreiflammige Krone mit hängendem Gasglühlicht von je hundert Normalkerzen Lichtstärke befindet. Die ganze Krone hat eine Lichtstärke von dreihundert Kerzen. In einem Meter Entfernung würde eine Flächenhelligkeit von dreihundert Lux herrschen. In der doppelten Entfernung ist der vierte Teil davon vorhanden, und so haben wir auf der Tischplatte unter der Krone eine Helligkeit von 75 Lux. Das Zehnfache dessen, mit dem unsere Vorfahren zur Zeit der Talgkerze sich begnügten! Und doch verschwindend wenig gegenüber der Helligkeit, die bei klarem Tageslicht in einem vernünftig angelegten Zimmer herrschen soll.

Treten wir an einem klaren Sommertag um die Mittagzeit ins Freie hinaus und begeben uns in den Schatten eines großen und dichten Baumes, so daß wir die Sonne nicht mehr sehen, aber den freien blauen Himmel über uns haben. Der Baumschatten erscheint gegenüber der sonnenbestrahlten Bodenfläche ziemlich dunkel. Messen wir aber mit unserem unbestechlichen Apparat nach, so zeigt sich, daß hier eine Flächenhelligkeit von 350 bis 500 Lux herrscht, eine Helligkeit, die uns bei einer künstlichen Beleuchtung des Abends geradezu blendend vorkommen würde.

Dehnen wir aber unsere Messungen auf die Helligkeit des von der vollen Sonne bestrahlten Bodens aus, messen wir beispielsweise die Bodenhelligkeit in einer sonnigen Asphaltstraße, so kommen wir auf mehrere tausend Lux. Das Tagesgestirn führt uns also Lichtmengen zu, die jeder künstlichen Beleuchtung ganz gewaltig überlegen sind, und es ist Sache einer vernünftigen Bautechnik, diese nützlichen und hygienisch wertvollen Lichtmengen in unsere Wohnungen zu leiten.

Verhältnismäßig einfach läßt sich das bei freistehenden Gebäuden, bei Villen, Einfamilienhäusern und dergleichen, durchführen. Hier pflegen die Fenster ohne weiteres ihren optischen Zweck zu erfüllen. Bautechnisch ist ja ein Fenster zunächst nur ein Loch in der Wand. Optisch dagegen ist jedes Fenster für das Zimmerinnere eine Lichtquelle. Da soll die ganze Fensterfläche eine leuchtende Fläche sein, und die Summe aller Fensterflächen soll so bemessen sein im Verhältnis zum zugehörigen Zimmerraum, daß bei klarem, sonnigem Wetter, auch ohne daß direkt Sonnenstrahlen in das Zimmer fallen, eine mittlere Helligkeit von 100 bis 150 Lux herrscht.

In freistehenden Häusern läßt sich das, wie gesagt, sehr einfach erreichen, und damit mag es wohl zusammenhängen, daß unser neuer Landhausstil, wie man ihn beispielsweise auch in den Berliner Villenkolonien beobachten kann, vielfach auffallend kleine Fenster aufweist. Es lassen sich hier eben mit sehr viel geringeren Oeffnungen die von der Stadt her gewohnten Helligkeitswerte erzielen, und anstatt den Vorteil des Landhauses, Luft und Licht im Ueberfluß aufzunehmen, voll auszunutzen, bauen die Architekten vielfach Villen, die durch Fensterarmut und Kleinheit glänzen.

Anders und schlimmer sieht es in der Großstadt im Bereich der Mietkasernen aus. Hier führen die hohen Häuser bei verhältnismäßig engen Straßen und Höfen dazu, daß das Fenster nicht mehr als vollwertige Lichtquelle arbeitet, daß das Himmelslicht nur allzu häufig nicht mehr direkt und ungeschmälert in die Zimmer eindringen kann. Hier gibt es Wohnungen, in die seit vielen Jahrzehnten kein Sonnenstrahl gefallen ist. Hier finden sich Bureauräume, in denen zehn Monate im Jahr auch bei Tage das Gas brennen muß, ein Zeichen, daß nicht einmal die dreißig bis fünfzig Lux der künstlichen Beleuchtung vom Tageslicht erzeugt werden.

Hier kann das Licht des Himmels, das Sonnenlicht, das in der Atmosphäre zerstreut ist, nicht direkt in die Räume. Es trifft erst auf irgendwelche dem Fenster gegenüberliegende Wände und wird dann durch das Fenster in das Zimmer reflektiert. Die Reflexion an einer Mauer ist aber mit ganz gewaltigen Lichtverlusten verbunden, und so entsteht die ungenügende Beleuchtung.

Ideale Zustände werden sich in der Großstadt nicht so leicht erreichen lassen. Man hat daher eine Grenze gezogen. Man will die natürliche Beleuchtung eines Zimmers als hinreichend betrachten, wenn erstens natürlich genügend Fensteröffnung vorhanden ist, und wenn man zweitens vom Hintergrund des Zimmers aus durch jedes Fenster wenigstens noch ein Stückchen Himmel sehen kann. Dann besteht im allgemeinen die Möglichkeit, daß wenigstens gelegentlich Sonne durch das ganze Zimmer fällt, und die Beleuchtung wird im allgemeinen den Wert von hundert Lux bei klarem Wetter überschreiten.

Diese Forderung erscheint gering gegenüber dem, was bei freier Bauweise ohne weiteres erreicht wird. Aber in der Stadt finden sich viele Tausende von Räumen, die auch dieser Forderung noch nicht genügen. Da sind beispielsweise die unseligen Berliner Zimmer, die bei großem Rauminhalt nur das bekannte eine Fenster besitzen. Da sind aber ferner auch ganze Wohnungen in den unteren Etagen, durch deren Fenster man den Himmel erst sieht, wenn man unmittelbar an die Scheiben herantritt.

Die Technik hat sich bemüht, hier Abhilfe zu schaffen. Man hat Prismengläser so vor den Fenstern angebracht, daß sie beträchtliche Mengen des Himmelslichtes von oben her auffangen und mit ganz geringen Verlusten in die Zimmer hineinwerfen. Der praktische Erfolg dieser Anordnung ist recht bedeutend. Die Helligkeit in den Räumen wird dadurch verdoppelt und verdreifacht. Aber das Ganze bleibt doch immer nur ein Aushilfsmittel. Zu jeder wirklich gesunden guten Wohnung sollte das Tageslicht in vollem Strom ungehinderten Zutritt haben. Und wenigstens während eines größeren Teiles im Jahr sollte auch die Sonne in die nach Westen, Süden und Osten gelegenen Fenster einfallen können. Nur dann kann die heilende und erfrischende Wirkung des Tageslichtes sich gut fühlbar machen. Und es ist zu hoffen, daß die neueren Bauordnungen in diesem Sinn Wandel schaffen, und daß die finsteren Wohnhöhlen immer mehr verschwinden und gut belichteten Räumen Platz machen.

Der bayrische Landtag.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

An einer der ruhigsten Straßen der Altstadt Münchens, an der Prannerstraße, wo die alten bayrischen Adelsgeschlechter früher ihre Palais hatten, steht das bayrische Landtagsgebäude. Es ist eingebaut in die Häuserflucht, und ein paar alte Nachbarhäuser hat man ihm angeflickt, als der Raum schon gar nicht mehr reichen wollte; gar mancher ginge an dem prunklosen Bau achtlos vorüber, wenn nicht der Militärposten, weil der Landtag zurzeit tagt, davor auf und ab pendelte. — Das ist freilich anders an „großen Tagen". Solche kannte man früher im bayrischen Landtag kaum; das zweifellos cholerische Temperament der bayrischen Volksvertreter erwies sich stets als ziemlich wohl ausgeglichen durch ein gesundes Quantum von Behäbigkeit und Gemütlichkeit. Und die leidlich geordneten Verhältnisse im Land gaben auch nur selten Anlaß zu einem erregteren Verlauf der breiten Verhandlungen. Das letzte Jahr hat das freilich gründlich geändert. — Das bayrische Wahlgesetz in Verbindung mit der gesetzlichen Wahlkreiseinteilung hat der bayrischen Zentrumspartei mit 87 von 163 Mandaten die absolute Mehrheit gebracht, obwohl die Zentrumswähler im Land recht erheblich in der Minderheit sind. Das führte zu einer stets wachsenden Gereiztheit und Erbitterung unter den Parteien und zu der bekannten Landtagsauflösung im November vorigen Jahres wie auch in der Folge zu einem vollständigen Wechsel des Ministeriums.

Da gab es wirklich „große Tage". Die Tribünen waren überfüllt, die Massen, die Einlaß begehrten, füllten den kleinen finsteren Hof des Landtagsgebäudes und die ganze breite Prannerstraße. Und das wiederholte sich, seit der neue Landtag versammelt ist, sehr häufig. An solchen Tagen hat der Neuling seine liebe Not, ein Billett



Phot. Koestler.

Von links: Dr. Einhauser, Wörle, v. Fuchs, Dr. v. Orterer, Frank, Giehrl, Pflaumer.

Das Präsidium des bayrischen Landtages.



Phot. Koestler.

Von links: Kriegsminister Freiherr Kreß von Kressenstein, Kultusminister von Knilling, Verkehrsminister von Seidlein, Finanzminister von Breunig.

Der Ministertisch.



Phot. Koestler.
Von oben: Erste Reihe von links: Eckerle, Heß, Haug. Zweite Reihe: Buttmann, Kopp, Scheu, Schrepfer. Dritte Reihe: Löweneck, —, Bühler, Gerichten. Vierte Reihe: Dr. Müller-Hof, Hübsch, Kohl, Dr. Dirr. Fünfte Reihe: Dr. Günther, Winsauer, Schubert. Sechste Reihe: Haeberlein, Jungmeier, Haagen. Siebente Reihe: Dr. Casselmann, Dr. Hammerschmidt.

Die liberale Vereinigung.

zu ergattern; nur etwa mit Hilfe eines ihm bekannten Abgeordneten, eines Regierungsvertreters oder sonst eines, der die Wege kennt, mag's ihm gelingen. Aber auch dann noch findet er sich schwer zurecht in dem altertümlichen Gewinkel der Treppen und Gänge. Hat er schließlich doch einen guten Platz erhaftet, dann kann er sich ganz wohl fühlen in dem großen Saal, in dem halbmondförmig die Sitze sich reihen. Aus den Bildern in den Auslagen der Buchhandlungen kennt er die Exzellenzen am Ministertisch (Abb. S. 1005), den Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling, der eben noch Philosophieprofessor an der Münchner Universität und Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Reichstag war. Er kennt auch den Kriegsminister und ist nur erstaunt, wie zart die Figur dessen ist, der das rauhe Waffenhandwerk zu vertreten hat. Der Verkehrsminister neben ihm überragt ihn um Kopfeslänge, und auch der Kultusminister ist von robuster Gestalt, so recht wie es gerade seine viel angefeindete Stellung erheischt. Finanzminister von Breunig dürfte ihn nach



Phot. Koestler.
Von oben: Erste Reihe von links: Mattil, Wagner, Schefbeck, Lang. Zweite Reihe: Munzinger, Kanzler, Wagner-Ebersberg. Dritte Reihe: Helk, Nuffer, Aichbichler. Vierte Reihe: Frank, Osel, Held. Fünfte Reihe: Frhr. v. Freyberg.

Freie Vereinigung und Zentrum.

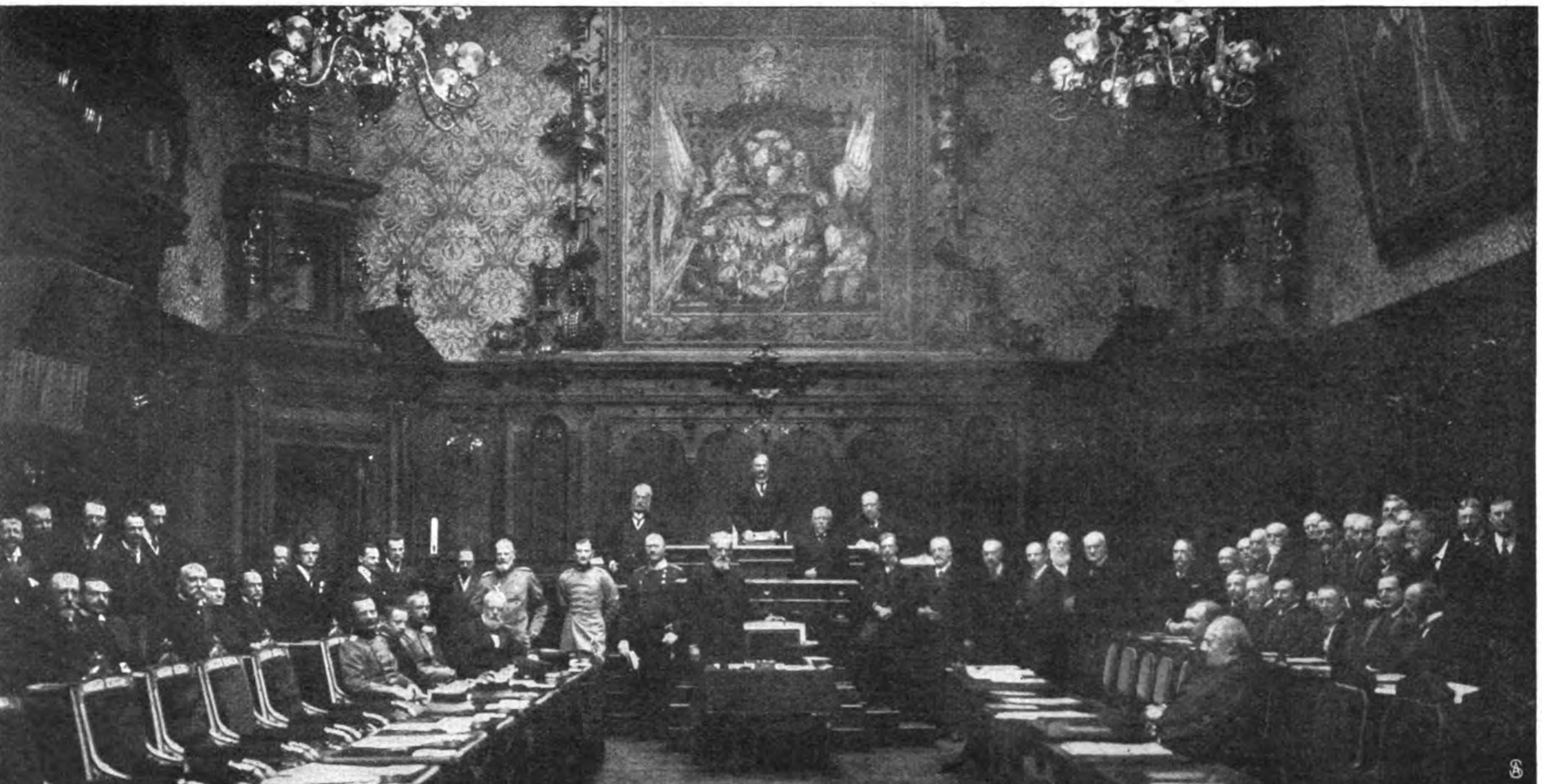
dem äußeren Anschein am meisten enttäuschen; wie ein biederer Provinzbeamter sieht er aus, die hochmögende Finanzexzellenz.

Und am Präsidialtisch waltet Herr von Orterer, Gymnasialdirektor und Oberstudienrat, seines Amtes. Von außergewöhnlich kleiner Figur verschwindet er fast auf seinem Platz, der „Rektor Bavariae", wie die politischen Gegner ihn nennen.

Im Saal sucht der Tribünenbesucher natürlich zunächst die Führer der Fraktionen: nach dem Tod des „Papa Daller", des altbajuvarischen Freisinger Prälaten, wählte das Zentrum sich den Oberlandesgerichtspräsidenten Lerno als Vorsitzenden. Die



Beratungsaal des Direktoriums der Reichsräte. Phot. Koestler.



Sitzend von links: Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst. Fürst Hohenlohe-Bartenstein. Fürst Loewenstein-Freudenberg. Erzbischof Dr. Bettinger. Fürst Oettingen-Spielberg. Prinz Franz von Bayern. Prinz Karl von Bayern. Prinz Rupprecht von Bayern. Prinz Ludwig von Bayern. (Auf der rechten Seite) Frhr. von Gravenreuth. Ritter von Maffei. Graf von Montgelas. Frhr. von Schätzler. Ritter v. Deuster. Graf von Deym. Graf von Mirbach-Geldern. Frhr. v. Schnurbein. — Stehend von links: Graf von und zu Sandizell. Frhr. von Gumppenberg. Graf zu Ortenburg. Fürst zu Castell-Castell. Fürst zu Oettingen-Wallerstein. — — Herzog Luitpold in Bayern. Herzog Christoph in Bayern. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern. Prinz Leopold von Bayern. Prinz Heinrich von Bayern. Graf von Drechsel. Prinz Alfons von Bayern. von Auer. Graf Fugger-Glött. Frhr. v. Hertling. Frhr. von u. zu Franckenstein. Frhr. von Soden-Fraunhofen. v. Thelemann. Fürst von Wrede. Graf Arco-Zinneberg. Frhr. v. Lindenfels. Graf von Bray-Steinburg. Frhr. v. Würtzburg. Graf von Moy. v. Pflaum. v. Miller. v. Lavale. Frhr. von Thüngen. v. Haag. Graf von Crailsheim. Graf von Preysing. Dr. v. Lang-Puchhof. v. Fink. von Haas. Oskar von Miller. Graf Arco Valley. Frhr. v. Aretin.

Eröffnungsitzung des Reichsrats, der Ersten Bayrischen Kammer.

Phot. Köstler.

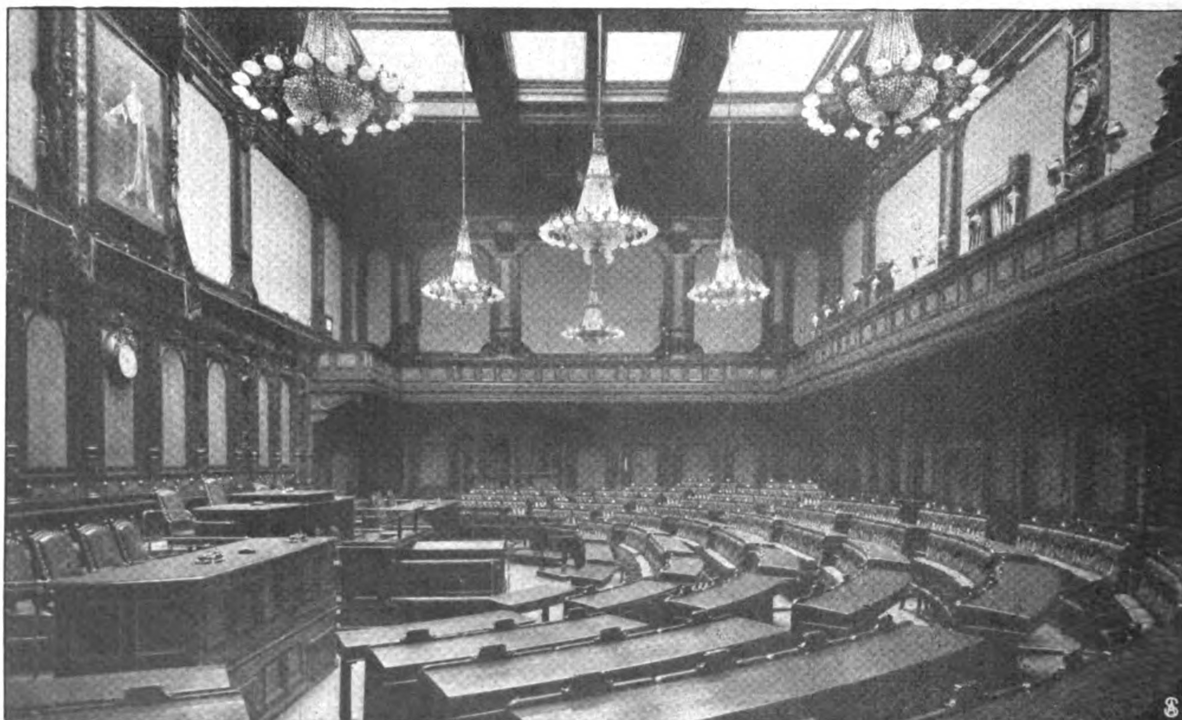
Liberalen führt der Oberbürgermeister von Baireuth Dr. Casselmann. Bei den Sozialdemokraten nimmt den ersten Sitz ein der greise hochgewachsene Herr von Vollmar, der an Krücken in den Saal kommt. Den bayrischen Bauernbund leitet der Hutzenauer Bauer Eisenberger, der in der kurzen Gebirglerhose, der grünen Weste und der grauen Joppe in die Sitzungen kommt. Auch manch anderer wird viel bemerkt; so etwa der Alterspräsident, der Bauer Burger, der im Jahr 70 noch gegen die Waffenbrüderschaft der Bayern wider den Erbfeind gestimmt hat; dann der Domherr von Passau Dr. Pichler und der gewandte Vizepräsident der Zweiten Kammer Oberbürgermeister von Fuchs aus Kissingen.



Phot. Koestler.

Oben stehend von links: Eschenbach, Mayer, Rothfischer, Sagmeister, Cadau. Sitzend von oben links erste Reihe: Seeberger; zweite Reihe: Schmid, Lang, Mayer, Wieland, Loibl; dritte Reihe: Giehrl, Eisenmann, Burger, Streifinger; vierte Reihe: Dr. Einhauser, Dr. Pichler, Speck, Gerstenberger; fünfte Reihe: Lerno.

Von der Zentrumsfraktion des Landtages.



Phot. Koestler.

Sitzungsaal der Kammer der Abgeordneten.

Schließlich vermag auch der schöne alte Saal mit seinem eichenen Getäfel und der feinen Maserung der eschenen Füllungen den Tribünenbesucher zu fesseln. Der Saal ist schön in seinem alten Stil, besonders wenn die sieben großen Kristallüster bei den abendlichen Sitzungen den weiten Raum mit Licht erfüllen. Intimer, ja vornehm wirkt der Saal der Kammer der Reichsräte (Abb. S. 1007); in zwei Doppelreihen stehen dort die Samtpolstersessel der „Hohen Herren", die Sitze der Prinzen des Königlichen Hauses, an der hohen Lehne die goldene Königskrone tragend. Vier mächtige Porträtbilder der bayrischen Könige, jedes in Geschmack und Manier der Zeit seiner Entstehung, schmücken die eine Längswand.

Vor jedem Sitz steht ein zierliches Tischchen mit dem aufgemalten Hauswappen des Inhabers; ein weicher Saalteppich dämpft den Schritt, und lautlos bewegen sich die wohlgedrillten Saaldiener. — Wenn dann vollends einmal sich ergibt, daß ein Mitglied des Königshauses in die Kammer neu eingeführt wird, dann bietet die Sitzung ein glänzendes Bild. Da kommen die Fürsten und Standesherren in ihren reichen Hausuniformen, die Erzbischöfe und Bischöfe im Ornat und seidenen Mantel, die Georgiritter im roten Frack und wer sonst immer in der ihm zustehenden Uniform.

Graf Fugger-Glött, der Sprosse des alten Augsburger Patriziergeschlechts, präsidiert. Der Direktor der bayrischen Hypotheken- und Wechselbank Exzellenz von Auer nimmt den Platz des Zweiten Präsidenten ein. Nach Rang und Würden folgen den Prinzen die Standesherren: Fürst Thurn und Taxis, die Fürsten Oettingen-Spielberg und Oettingen-Wallerstein, die Fürsten Löwenstein von beiden Linien und viele andere. Sie sind die erblichen Reichsräte. Unter den Lebenslänglichen mögen der frühere Ministerpräsident Graf Crailsheim, die jetzigen Minister Freiherr von Hertling, Freiherr von Soden und der Justizminister von Thelemann genannt sein, dann auch „der reichste Mann von Bayern" Freiherr von Cramer-Klett, der Großindustrielle von Maffei, Erzgießer und Akademiedirektor Ferdinand von Miller und der bedeutendste Weingutsbesitzer in Bayern, Buhl von Deidesheim. Auch die Vorzimmer des Sitzungsaales der Ersten Kammer und die Zimmer des Direktoriums sind mit erlesenem Geschmack ausgestattet und weisen besonders als hervorragendsten Schmuck wertvolle alte Bilder aus der Schleißheimer Galerie auf.



Phot. Roeßler.

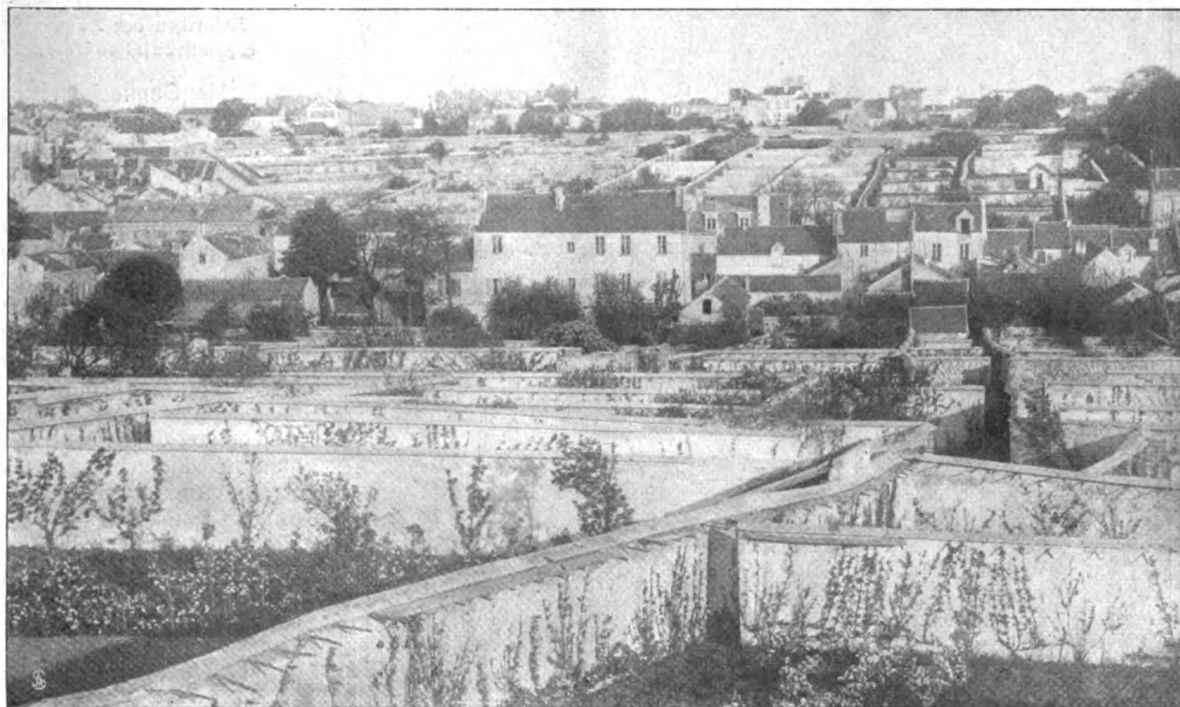
Von links: Graf Drechsel, Graf Fugger-Glött, von Auer, Frhr. v. Franckenstein.

Das Direktorium der Reichsräte.

Die Stadt der Pfirsiche.

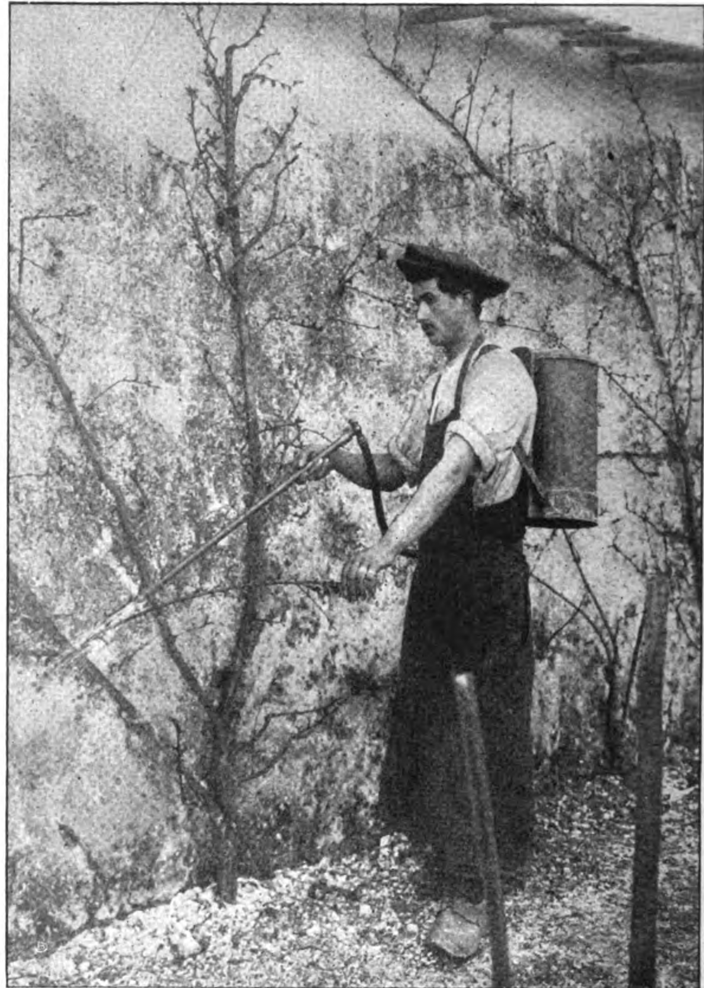
Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Boyer-Paris.

In Europa ist der Pfirsich besonders in Frankreich zu großer Vollkommenheit herangezüchtet worden. Seit den Tagen Ludwigs XIV. ist es vor allem das Städtchen Montreuil, in dem die Pfirsichzucht betrieben wird und in höchster Blüte steht. Erst in neuerer Zeit hat sich auch der Deutsche auf die Pfirsichzucht gelegt, und von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Bäume, die in den Obstplantagen angepflanzt werden. Allerdings ist es ein großer Unterschied in der Größe der Frucht, die der Deutsche von seinen Büschen und der Franzose von seinen Spalieren erntet. Aber wenn man nicht die Größe der Frucht, sondern nur die Güte, das Aroma miteinander vergleicht, dann muß man den deutschen Pfirsichen unbedingt den Vorrang zusprechen. Die Anzucht der Pfirsiche bereitet keine besonderen Schwierigkeiten, um so weniger, als der Pfirsich die einzige Obstart ist, die, aus Samen gezogen, noch immer genieß-



Die Stadt der Pfirsiche: Die Pfirsichmauern in Montreuil.

bare Früchte liefert. Um aber eine bestimmte Sorte zu erhalten, ist es nötig, die Pflanzen zu veredeln, was im Hochsommer durch Okulation geschieht. Im vierten bis fünften Jahr nach der Veredelung tragen dann die Bäume ihre ersten Früchte. Eine Eigentümlichkeit des Pfirsichbaumes ist es, daß er nur an solchen Zweigen Blüten bildet, die im vorhergehenden Jahr gewachsen sind; ferner ist es eine Eigentümlichkeit, die beim Pfirsich besonders stark ausgeprägt, aber nicht auf ihn beschränkt ist, daß nicht alle Blüten Früchte bringen. So reich ein Zweig auch blüht, so wenig Früchte bringt er trotzdem, weil die meisten Blüten nur scheinbare Zwitterblüten sind, die Mehrzahl vielmehr biologisch nur männliche, Staubfädenblüten, darstellen, die keine Früchte entwickeln können. Bei der Anzucht des Pfirsichs am Spalier, wie sie besonders in Frankreich betrieben wird, und von dem uns unsere Bilder eine anschauliche Vorstellung geben, muß der Züchter danach streben, in jedem Jahr eine reichliche Menge junger Zweige zur Verfügung zu haben. Er erreicht dies dadurch, daß er die Zweige, die getragen haben, auf zwei Knospen zurückschneidet, die sich im Lauf des Sommers zu zwei kräftigen Zweigen entwickeln, die im nächsten Jahr tragen. Die Spaliere werden an Mauern gepflanzt, die mit Vorrichtungen versehen sind, die Pflanzen durch Decken während der Blütezeit gegen widrige Witterungseinflüsse zu schützen. An der Mauer werden die Zweige sorgfältig angebunden, so daß sich die einzelnen Triebe nicht gegenseitig beschatten,



Bespritzen der Bäume
gegen Kräuselkrankheit.

damit die Sonne später voll auf die Früchte einwirken kann. Wenn irgendwo, so macht sich bei den Pfirsichen das sogenannte Ausdünnen der Früchte bezahlt. Die Amerikaner schreiben vor, daß jede Frucht von der andern wenigstens vier Zoll, also zehn Zentimeter entfernt stehen soll. Da aber ein Baum, der gut durch die Blüte gekommen ist, unverhältnismäßig viel mehr Früchte ansetzt, so muß man oft drei Viertel des Fruchtansatzes entfernen, um dieser Regel gerecht zu werden. Man gewinnt dann allerdings sehr viel weniger Früchte, aber das erzielte Gewicht dürfte schließlich das gleiche sein, als wenn man alle Früchte an dem Baum gelassen hätte. Der Unterschied macht sich wesentlich in der Größe der Früchte bemerkbar. Leider wird der Pfirsich



Das Anheften der jungen Pfirsichzweige.

von einigen recht gefährlichen Schädlingen heimgesucht, unter denen die sogenannte Kräuselkrankheit die schlimmste ist, weil sie den Baum in kurzer Zeit zum Absterben bringen kann. Zum Glück haben wir gegen diese gefährliche Krankheit ein sehr gutes Mittel in der Kupferkalkbrühe, mit der die Bäume im Lauf des Jahres wiederholt bespritzt werden. Das Bespritzen geschieht zum erstenmal, bevor die Knospen ausgetrieben haben. Ein anderer gefährlicher Feind

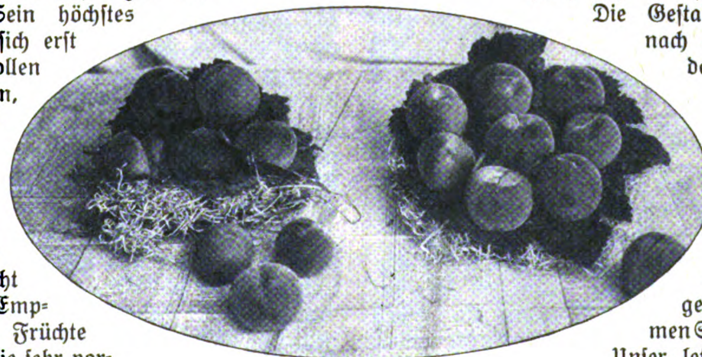






Bepinseln der Pflanzen mit Nikotin. Blühende Pfirsichzweige. Reiche Pfirsichernte.

sind die Blattläuse, die auf den Blättern ähnliche Erscheinungen hervorrufen wie der Pilz, der die Kräuselkrankheit verursacht. Gegen die Läuse hilft nur ein Bepinseln oder Bespritzen mit nikotinhaltigen Bekämpfungsmitteln. Sein höchstes Aroma erhält der Pfirsich erst unmittelbar vor der vollen Reife. Diese ist eingetreten, wenn die Frucht einem leichten Druck mit dem Finger nachgibt und sich leicht abnehmen läßt. Allerdings ist die Frucht in diesem Stadium der Reife nicht lange haltbar. Die Empfindlichkeit der reifen Früchte bedingt es, daß man sie sehr vorsichtig ernten muß. Sie müssen einzeln mit der Hand gepflückt werden und dürfen nicht hochgeschichtet werden. Jeder Druckfleck hat die unangenehme Eigenschaft, daß er schnell bitter wird. In der Praxis unterscheidet man zwei große Gruppen, echte Pfirsiche mit wolliger Schale und Nektarinen mit glatter Schale. Die letzteren werden bei uns verhältnismäßig selten angebaut. Unter den echten Pfirsichen macht man ferner einen Unterschied zwischen den sogenannten Freestones und den Clingstones. Bei ersteren löst sich der Stein leicht von dem Fleisch, weshalb diese Sorten besonders von den Konservenfabriken bevorzugt werden, während die Clingstones zwar aromatischer sind, sich aber schwer vom Stein lösen. Die Gestalt des Pfirsichs ist je nach der Sorte sehr verschieden. Viele sind mehr oder weniger kugelig, andere aber sind mehr oder weniger langgestreckt und deutlich in eine Spitze ausgezogen, woher eine bekannte Sorte die namentlich in Berlins Obstkammer, in Werder, gezüchtet wird, den Namen Schweinsohr erhalten hat. Unser letztes Bild zeigt deutlich die beiden verschiedenen Typen.



Runde und spitze Früchte.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

10. Fortsetzung.

Nach einer Weile richtete sich Lotte auf. „Wie schnell ich doch das Theater vergessen hab!“

Ihre Stimme klang gepreßt.

Vinzenz hatte sich neben sie gesetzt. „Wie kommst du darauf, Lotte?“

„Ich mußte an die Skifahrt denken und an den Brand.“

„Ja, hier denkt man gern ans Alte. Die Zeit steht still im Ried. Nur die Jahreszeiten kommen und gehen im ewigen Wechsel.“

In seiner Stimme war ein verhaltener Klang.

„Wenn die Zeit stillsteht, dann gibt es auch keine Vergangenheit und keine Zukunft“, versetzte Lotte hastig.

Aber er schien wieder nicht zu bemerken, zu ahnen, zu fühlen, wie sie sich sehnte nach einer Aussprache, um doch davor zurückzuschrecken. Er war zu schwerfällig dazu, er dachte gar nicht daran, daß auf dem Grund ihrer Seele Erlebtes lag, das sie drückte.

„Was willst du damit sagen, Frau?“ fragte er ruhig.

Da legte sie die Hand auf sein Knie und beugte sich vor. „Ich meine, weil es so still ist, so für sich. Da ist doch auch das Leben immer still und immer ein Ganzes. Und die Vergangenheit, die ist ein Stück Gegenwart, und wenn die Zukunft Vergangenheit geworden ist, dann — also siehst du, Vinzenz — dann ist ja das ganze Leben aus einem Stück.“

So versuchte sie, sich ihm verständlich zu machen.

„Aus einem Stück? Das Leben? Meinst du, sie lebten hier ohne Leidenschaften? Ich hab Totschläge gesehen wegen einer Grenzfurche und einen Brandstifter verteidigt, der drei Höfe angezündet hat.“

„Vinzenz!“ bat sie.

„Ja, was ist denn, Lotte?“

„Vinzenz, hast du mich lieb?“ fragte sie inbrünstig.

Er lachte leise, es war ein ernstes, ruhiges Lachen. „Ist's das, was dich plagt?“

Er nahm ihre Hand in beide Fäuste und hielt sie zärtlich fest.

„Vinzenz, erzähl mir von früher!“

„Ich hab dir ja schon so vieles erzählt.“

„Ja, aber manchmal, da spür ich, wenn du dies oder das sagst, oder ich seh dich ein Buch lesen, das du schon lange kennst, oder so wie jetzt auf das Dorf hinblicken, da spür ich's ganz deutlich, wieviel du allein gelebt hast, und wieviel Lücken da sind für mich, und da komm ich mir so fremd vor in deinem Leben.“

„Plag dich nicht, Kind.“

„Du willst sagen, ich soll dich nicht plagen!“ stieß sie leidenschaftlich hervor. „Ja, fremd in deinem Leben! Wie eine Episode in deinem Leben!“

„Es gibt in mir keine Episoden, es ist alles ein Gang, ein Ganzes“, versetzte er mit trotziger Bestimmtheit.

Da flüsterte sie, indem sie sich wie erschreckt an ihn preßte in den hellen warmen Tag: „So hab ich's gemeint vorhin, als ich sagte, die Menschen hier haben keine Vergangenheit und keine Zukunft. Es ist immer alles gleich in ihnen und alles lebendig. Auch in dir.“

Das Glöckchen der Verwandlung zitterte vom Kampanile in das Zirpen der Grillen.

Vinzenz war aufgestanden. Auf einmal ging ein Leuchten über sein Gesicht. „Ja, alles lebendig, Lotte! Du hast recht. Und was mir das Leben gebracht hat, es plagt mich nichts, aber es lebt in mir. Still, ewig still steht's, aber wie die Berge dort, die aufs Ried hergrüßen, das auch so still daliegt und ewig so daliegen wird.“

Sie horchte mit klopfendem Herzen, mit leisem Schaudern, mit stillem Neid. Jetzt trat es ihr auf die Zunge. Jetzt wollte sie weiterfragen, nein, jetzt wollte sie zu ihm sprechen: Du hast recht, Lieber! Du hast Berge, auf die du zurückschaust, aber ich, ich hab eine Tiefe hinter mir, ein tiefes Moorwasser, wie das da unten, in dem jetzt der Himmel so blau und so lockend schwimmt. Ich komme wie eine Wasserleiche ins Leben und aus der Vergangenheit. Das ist nicht das gleiche! Oder sag's, sag's, daß es nicht wahr ist, daß es das gleiche ist, daß es Berge sind wie bei dir.“

Aber sie war feig, sie warf sich ihm an die Brust, als müßte er sie schützen vor ihrer eigenen mutigen Anwandlung und sagte: „Du bist von hier. Kein Wunder, daß ich das Ried so liebhab.“

Und als er nichts erwiderte, sondern gedankenvoll auf die breiten farbigen Ackerstreifen blickte, die mit den Hügelwellen in die Weite flossen, da fuhr sie unschuldig fort: „Sieh nur dort, wie komisch, wie das täuscht! Dort hinten, das blaue Wasser, der schmale Streif, als ob's bergan liefe.“

Vinzenz stutzte, dann drückte er ihren Kopf an sich. „Lotte, Dummkopf, das ist ja gar kein Wasser, das ist ja der blühende Flachs.“

Da lachte sie laut auf, schlug die Arme um seinen Hals und stammelte, und wie Schluchzen klang's in diesem Stammeln: „Kein Wasser, kein See, in den man versinken kann! Und so blau, so himmlisch blau! Sag noch einmal Dummkopf zu mir, sag Kind, sag dumme kleine Frau!“

„Dumme kleine Frau“, wiederholte er gehorsam und verständnislos.

Jetzt regten sich die Glocken im Turm alle zusammen.

„Komm jetzt, Lotte. Wir müssen hinunter. In einer halben Stunde ist die Prozession am See. Von dem Erkerfenster im ‚Österreicher‘ hörst und siehst du alles. Es ist das Ergreifendste, was ich kenne.“

Und schon krachten die Böller vom Gottesacker, und die Kirchentüren gingen auf, und bunte Fahnen schwankten heraus, Reliquien und Schätze blinkten, die Glocken tönten, das Echo der Kanonenschläge lief an der Halde hin, und rings zirpten unermüdlich, ununterbrochen die Heidegrillen.

„Komm, Lotte! Gott, ich hab auch einmal alles mitgemacht als Bub, und später, da hab ich hier gelegen und gewartet, bis die Sabine Reitter nach dem dritten Segen und der Heimführung des Bildes zu mir heraufgestiegen ist, und es sind Tage gewesen, so warm und windfrisch, so still und lebendig wie dieser.“

„Die Sabine!“ sprach Lotte Herrenrieder langsam mit dem trotzigen Blick und dem eigentümlichen Lächeln, das er kannte, und es war wie eine große unfaßliche Entdeckung in dem Ton ihrer Stimme.

Einen Augenblick stutzte er, dann entgegnete er fest und männlich: „Daß du's mir verzeihst! Ich weiß nicht, wie ich das hab sagen können, sie lebt nicht, nein, es ist nicht die Sabine Gorner, sie hat nie gelebt. Die Sabine Reitter und ich, wir sind einander nichts schuldig geblieben.“

Die junge Frau ging schweigend, mit gesenktem Kopf neben ihm die Halde hinab. Er verwünschte seine Worte, aber trotzdem war's wie Befreiung, daß er daran gerührt hatte. Er hatte ja schon lange an diesem Jugendtraum gelitten als an einem Geheimnis, das er nicht in sich begraben wollte. Und doch — er hätte ihn jetzt nicht preisgeben dürfen, jetzt, da er ein junges Weib in seinen Armen hielt und in einem späten zweiten Frühling überströmte von Lebensdrang und neuer Liebe.

Von dem Gottesacker stieg's hernieder in langem Zug unter vergoldeten Kreuzen und blauen und roten und gelben Bannern. Weihrauch wolkte, Gebete klangen hell aus Frauen- und Kindermund und summten dunkel über den Männern. Die heiligen Gefäße blitzten, das Prozessionsglöcklein, das der rote Chorknabe trug, klingelte, und über dem bunten Zug wankte in starrer Ruhe das braune hölzerne Bild der Mutter Gottes mit den über der Brust zusammengefalteten Händen, die das über den Kopf gezogene Obergewand in Schmerz um den Sohn krampfhaft festhielten. Aus toten Augen starrte sie in den goldenen Tag.

Sabine Gorner ging unter den Frauen, aber sie hatte keine Genossin gefunden. Vor ihr, neben ihr und hinter ihr wuchs der Zwischenraum. Sie hielt die Hände gefaltet, laut beten konnte sie nicht. Aber sie ging festen Schrittes und war mit sich im reinen.

Unter den Männern schritt Gebhard Gorner. Wenn er Gelegenheit fand, sich umzukehren oder bei einer Stockung des Zuges, bei den Andachten an den Altären über die anderen wegzusehen, ehe auch er das Knie bog, dann suchte er Sabine zu erspähen.

„Knie ab, Gebhard, bet für deinen Vater und die Sabin!“ herrschte der Ratschreiber, der hinter ihm stand.

Da wandte er sich um. „Sorg für dich und deine arme Seel, Schreiber, eh sie dir aus dem Leib fährt.“

Schon ging er wieder gerade im Zuge. Der Chorknabe glöckelte schon unten am „Österreicher“.

„Sie fährt, wenn's Zeit ist, Gebhard. Es schlägt ihr keiner ein Loch.“

Das sprach der Ratschreiber, als die Männer stehengeblieben waren, um Abstand zu gewinnen, denn die Prozession staute sich in der Gasse, und hier blieb der schwarze Haufe der Mannen stets zurück und ließ Kinder und Frauen und die Jungmannschaft den Weg allein vollenden. Die einen hatten die Rosenkränze schon in den Sack geschoben, hinter den Gütlein zur Linken schlugen sie sich jetzt in Bogen an das Ufer und rüsteten die Kähne zur Fahrt. Aber als der Schreiber die Stimme erhoben hatte, da rotteten sie sich wieder zusammen. Es war ein dunkler Klumpen mitten auf der Gasse.

„Was gilt's? Red frank!“ heischte Gebhard und trat hart vor den Schreiber.

Dem wuchs der Mut, denn er rieb sich an den Nachbarn den Rücken warm. „Das frag die Sabine, die weiß Bescheid, wo Seelen ausfahren.“

Langsam hob Gebhard die Faust zum Schlag.

Da fing sie der Hasle und drückte sie nieder, und der Gorner ließ es geschehen, aber in seinen Augen sammelte sich ein glitzernder Schein.

Vom Kirchhof krachten die Kanonenschläge zum zweiten Segen. Einen Augenblick rückten sie die Hüte, bogen sie die Knie, dann standen sie wieder finster und karg, und es sah beinah aus, als wollten sie Gebhard den Weg sperren.

Er mußte am Ufer sein, ehe die Mutter Gottes sein Schiff bestieg.

„Gib die Fahrt ab, Gebhard, treib's nicht zum letzten!“

„Du Bürgermeister! Daß ich nicht lach!“

Und mit einem erdgrauen Gesicht, in dem die Augen brannten, trat Gebhard Gorner zwischen die Männer, und widerwillig wichen sie vor seiner trotzigen Ruhe.

„Weiß jeder, daß die Sabin ihn regiert!“

Das hallte ihm dumpf nach aus dem Haufen und fiel ihm schwer ins Ohr.

Regierte ihn die Sabine? Und wenn sie ihn regierte, war's nicht ihr Recht? Stand sie nicht zu ihm, wie er zu ihr? Sie wollten ihm die Fahrt absprechen. Er hatte es kommen sehen, gespürt, geahnt. Und das Wort, das man ihm heute zum erstenmal gesagt hatte, daß das furchtbare Gerücht im Dorf umlief wie Gift im Darmgeflecht, wenn es hinabgetrunken ist, das stieg in ihm auf und wuchs und drohte ihn zu ersticken.

Als er so durch die Schlupfwege zum Ufer strebte, vorbei an den verwahrlosten Hütten, da schwoll ihm plötzlich ein Dunst von vergossenem Wein entgegen. Waren's die ausgeschütteten, alten, vergorenen Treber, die auf dem Mist faulten, oder drang der Dunst aus dem Keller zum „Kreuz“, wo die Erde heute noch naß war von dem Wein des Vinzenz, bis hierher? Wie er dagelegen hatte, der Vater! Ja, er war schon lange keine Christenseele mehr gewesen, ein Lump, ein Trunkenbold! Um Leib und Leben war's gegangen! Schulden hatte er gezahlt für den Vater, Äcker und Moore waren im „Österreicher“ durch die Gurgel gelaufen und in den Karten geblieben! Dort drüben der Wald war in die Säge gekarrt worden, der Sabin ins Bett gekommen und der Nickel ins Grab. Und wenn er zehn Jahre früher im Keller gelegen hätte als eine Leich, es wäre ihm recht geschehen, und es ist ihm recht geschehen.

Er war tot gewesen, als sie ihn hinaufgetragen hatten. Der Gerichtsdoktor hatte ihn freigegeben zur Beerdigung, er liegt und hat Ruh.

Dort drüben wartet sein Schiff. Noch zwanzig Schritte! Schon kommt die Mutter Gottes auf den Schultern der Marienkinder gegangen. Und dort, dort geht die Sabine! Allein, vor ihr und neben ihr und hinter ihr niemand. Nur ihr Schatten ist neben ihr und gleitet über den Platz. Noch zwanzig Schritte! Ei, wohl denn, wenn er nicht würdig ist, zu fahren, so schlag ihn die Mutter Gottes, schlag ihn der Himmel, eh er's Ruder faßt! Zwanzig Schritte hat er noch Zeit, der Herrgott im Himmel, da dreht er einem das Herz zwanzigmal im Leib, daß es zwanzigmal zerbricht! Aber nicht die Sabine! Nicht die Sabine! Aber die Sabine, die fährt ja nicht, die geht ja nur in der Prozession. Von der weiß er ja nichts und sie nichts von ihm! Er fährt auf seinem Schiff, und wenn er zurücksteht, so lügt das Dorf nicht, so steht er zurück, weil das Dorf wahr spricht! Und das Dorf lügt, und das Dorf muß lügen, verlogen ist alles!

Er zählt die Schritte. Weit hinter ihm kommen die andern. Auch er geht allein, und auch neben ihm gleitet der Schatten. Zehn, elf, zwölf Schritte! Schlag, Herrgott, Himmelsvater, aber mich schlag, schlag die Sabine nicht, die geht ja nur in der Prozession! Ich nehm's auf mich, wenn ich der Jungfrau Maria die Fahrt rüst, und es geht keinen Menschen nichts an! Was zwischen mir steht und der Sabine, das geht keinen Menschen nichts an! Neunzehn, zwanzig! Noch zwei Schritte — er steht im Schiff. Das Wasser spritzt, als er hineintritt, so fest schlägt sein Schuh den flachen Boden. Blaue Libellen gaukeln um ihn her.

Gebhard Gorner lehnt an den Rudern. Tauchenten, die am Ufer gespielt, flirren flügelschlagend über den Wasserspiegel. Mit heiserm Schrei stieß eine Möwe herab, schwingt sich wieder auf, an den Fenstern des „Österreicher" hin und fällt weit draußen auf das Wasser.

Die Fischerkähne werden bestiegen, die Ketten rasseln, Gebhard Gorner wartet auf die heilige Fracht.

Jetzt sind die Priester am Ufer angekommen. Der Weihwedel bebt in der Hand des Altpfarrers von Schlieren. Er will das Schifflein weihen. Über den Köpfen ragt in feierlicher Starrheit das Bild der Maria von Hohenried.

Und schon spiegeln sich die Fahnen im See, ziehen die Kähne heran, gefüllt mit Männern, die an den Rudern lehnen und im Takt sich vor- und rückwärts werfen.

Sabine hat beim letzten Segen die Augen nicht auf den Altar geheftet. Oben, am rostigen Geländer des Fensters, da hatte sie Vinzenz erblickt und neben ihm die junge Frau. Und jetzt war sie über den Platz gegangen, und vor ihr schwankte das Marienbild und wechselte plötzlich die Träger. Vier Burschen hoben es, um es auf den Nachen zu setzen. Gebhard Gorner lehnte an den Rudern und sah die Mutter Gottes niedertauchen, bis sie Stand gewann.

Die Priester traten ins Schiff, die Knaben schwenkten die Weihrauchkessel, langsam senkte er die Ruderstangen und heftete den Blick auf den glitzernden See. Hinter ihm schwoll der Chor, neben ihm spritzte das Wasser von andern Rudern, und hinaus steuerten die Kähne auf die spiegelnde Flut. Der Boden brach nicht ein, die Planken wichen nicht auseinander, kein Ruder barst, unbeweglich stand die Mutter Gottes, und bis auf Handbreite lag das belastete Boot im Wasser, auf dem die bunten Gewänder sich drängten und der blaue Rauch in Wirbeln zur Höhe stieg.

Jetzt beteten sie den letzten Segen, und die zitterige Stimme des alten Pfarrers klang blechern über das Wasser und fand in dem sonoren Sington des Kaplans ein weithintönendes Echo. Zum letztenmal krachten die Böller, stiegen die Gebete aufbrausend in den blauen Himmel, an dem plötzlich weiße, bauschige Wolken aufgetürmt standen, riesige, glänzende Ungetüme, die jäh über dem Klarenberg heraufgeschossen waren.

Da wendete das Schifflein, und Gebhard steuerte dem Ufer zu. Schwer ging das Boot, in hellen Tropfen stand ihm der Schweiß auf der Stirn.

Da sah er Sabine am Ufer stehen. Allein. Weit ab von den andern Frauen. Wie eine Pestbefallene gemieden. Und als er auf die Kähne blickte, die rechts und links schwammen, da sah er in finstere Gesichter. Aber die Gebete stiegen, der Weihrauch wallte, und er zog gelassen die Ruder.

Sie wagten es nicht, die Prozession zu stören, sie hatten es nicht gewagt, den furchtbaren Verdacht in Lauf zu setzen, daß er zu den Ohren des Pfarrers gedrungen wäre. Sie hatten es mit ihm allein ausmachen wollen. Er hatte recht behalten: Wenn er ans Ufer trat, dann war er Meister geblieben, und was zwischen ihm und seinem Vater ein Loch in den Boden geschlagen, so tief, daß zehn Klafter es nicht füllten, das ging keinen Menschen nichts an. Neben ihm unter dem Fischkasten lag das Beil. Er hatte es mit Bedacht dort liegen lassen, als sie aus dem Wald kehrten. Aber nicht gebraucht. Und — beim Eid — er hätte es gebraucht!

Sabine sah die Schiffe zurückkommen. Hinter ihr im „Österreicher" den Vinzenz und die junge Frau, vor ihr den See und dort drüben den gemordeten Wald, in dem sie mit dem Vinzenz gewesen war. Wein, ein Faß Wein hatte er in ihren Keller gelegt und kam, heute davon zu trinken. Aber der Wein war in den Grund gelaufen, und der alte Gorner hatte sich darin gewälzt, wie er sich in ihrem Leben gewälzt hatte. Sie hatte mit dem Vinzenz in der Kirche gesungen, und ihr Vater war ein Wolkengucker gewesen und hatte eine Lehrerin machen wollen aus der Sabine. Aufs Seminar hatte er sie bringen wollen, und sie hatte tagsüber die Geschwister und das Haus betreut und des Nachts über ihren Heften gesessen. Heute hatte sie das Schreiben verlernt. Aber im Doktorhaus, da waren Bücher gewesen, die hatte sie mit heißen Augen gelesen. Und dann war der Vinzenz gegangen, und sie, sie hatte ihn gehen lassen. Sie waren einander nichts schuldig geblieben. Die Geschwister waren groß geworden, und der Vater war gestorben im Unterland, und sie, sie war hinter den Kutschwagen des Doktors getreten, am Abend, als die Frau sie hatte rufen lassen, und hinter dem Wagen hatte der Gebhard gewartet, wie wenn er Tage und Jahre dort gestanden und gewartet hätte, bis die Sabine Reitter den Weg zu ihm fand. — —

Die Glocken waren müde geworden, deutlich klang der Mißton des geborstenen Erzes der großen in den hellen Tag, als die Prozession die Gasse hinauf zur Kirche zurückzog.

Sabine war zu Gebhard ins Schiff getreten. Er war darin sitzengeblieben. Die Knaben standen schon unter den Neugierigen vor dem „Österreicher". Sie waren nicht mehr mit der Prozession zurückgegangen, denn die Kameraden äfften und bedrohten sie mit dunkeln Reden.

„Gebhard, der Vinzenz ist mit seiner Frau im ‚Österreicher', sagte Sabine und half ihm die Kette spannen und schließen.

Er hielt inne und blickte sie an. Das Laub hing noch um sie her, ein warmer Wind zischelte in den Blättern.

„Gebhard!" — Sie bog sich dicht zu ihm nieder. — „Daß du's weißt, ich hab nur dich und die Buben."

Die Kette rasselte durch seine Hände.

Aber schon ist sie wieder ans Land gestiegen, und er zieht die Ruder aus den Krampen und geht in den „Österreicher".

Er weiß, daß sie dort sitzen, alle Bänke voll, aber er geht in den „Österreicher".

Als er eintrat, wurde es still in der niedrigen Stube. Kein Platz — breit lagen sie mit den Ellbogen auf den Tischen. Keiner sah ihn an. Hart an der Tür stand noch ein Bankende frei. Dort setzte er sich still und umfaßte das Mostglas mit beiden Händen. Er wußte, daß sie jetzt nicht mehr schweigen würden. Aber er hatte kommen müssen. Ja, müssen, und wenn einer aufstand und sagte

ihm ins Gesicht, daß der Vater nicht ausgelebt habe, sondern von ihm und von der Sabine erschlagen worden sei, so mußte er ihm jedes Wort in die Zähne zurückstoßen. Das war so gewiß wie das Amen in der Kirche.

„Ist der Doktor Herrenrieder noch oben?" fragte er die Magd. Die Nachbarn hatten die Köpfe gedreht, als er sprach. Seine Stimme klang wie sonst.

„Denk wohl, sie haben dem Umgang zugeschaut bis zuletzt", erwiderte die Magd.

Es war immer noch totenstill in der Stube. Die Fliegen fuhren in Schwärmen um die blinden Lampen. Wenn einer trank, hörte man jeden Schluck gurgeln. Eine Staubwolke bäumte plötzlich zu den Fenstern herauf, gelb stach die Sonne durch die Scheiben.

Da kam aus dem dunkeln Haufen, der das Zimmer füllte, eine Stimme, die keinem und allen gehörte, und fiel in das Schweigen wie ein Stein in stilles Wasser.

„Daß so einer ins Wirtshaus hockt, und das Gericht wartet ihm schon daheim!"

Es wurde noch stiller. Ein vorübergehendes Murmeln hatte sich verloren wie Wellen, die ins Schilf laufen.

Gebhard Gorner setzte das Glas an und trank.

Und wieder sprach eine Stimme, die eine andere war und doch die gleiche schien und keinem und allen gehörte: „Ja, Bigott, und es würgt ihn nicht einmal!"

Aber das war nicht wahr, denn die Kehle war ihm wie zerquetscht, und der Most quoll ihm im Schlund. Langsam stellte er das Glas auf den Tisch.

Noch einmal rief's über die Tische: „Das findet das Gericht schon aus, warum es ihn nicht würgt! Und warum sein Schiff nicht auf den Grund hinunter ist mit der Mutter Gottes, das greift ein Blinder!"

Da stand Gebhard Gorner auf. Seine Blicke liefen die Reihen hinunter.

„Was greift ein Blinder?" fragte er und stellte die Frage an jeden und an alle zusammen, die schwer auf den Bänken saßen.

„Daß du dich freigeloset hast, denn sonst wär das Schiff mit dir hinabgefahren auf den Grund."

Da schlug Gebhard das Herz plötzlich wie ein Hammer. Freigelost? Freigelost vom Verdacht? Ja, er war im Verdacht gewesen wie der Fisch im Netz. Er hatte die Schnüre heranziehen sehen von allen Seiten, und in ihm selbst war kein Glaube mehr gewesen, daß er entrönne. Da war das Los auf ihn gefallen, und er hatte gewußt, daß er es nicht darangeben durfte. Er durfte nicht verzichten auf die Fahrt. Sie hätten es ihm nehmen sollen! Himmel und Erde, es wär ihm nicht um ein Leben feil gewesen! Und er wär durch ihrer hundert zum Schiff gedrungen, denn wenn es ihn trug, dann zerriß auch das Netz, das sie hinter ihm dreinzogen, dann hatte die Mutter Gottes gesprochen, und wenn sein Schiffsboden nicht zerbrach, dann stand die betende Gottesmutter auf gutem Grund.

Gebhard Gorner schob die Fäuste in die Taschen der schwarzen Jacke. „Ja, freigelost! Freigelost von euren Mäulern! Meint ihr, ich weiß nicht, was ihr giftet! Daß der Vater zu geschwind gestorben ist, das schleift ihr durch alle Bänk und Betten! Ei wohl, ich hab geloset, und sie ist zu mir ins Schiff gestiegen, und ums Verrecken wär ich nicht zurückgestanden von der Fahrt. Und wer jetzt noch das Maul zerreißt und mir den Vater im Grab kehrt, der will es besser wissen als die Mutter Gottes und der Herrgott selber, und dem — dem reiß ich den Lälli aus dem Hals!"

Bei den letzten Worten fuhren seine Hände aus den Taschen. Die gekrümmten Finger aufwärts gedreht, streckten sie sich über den Tisch, und er schüttelte sie, daß es seinen ganzen Menschen erschütterte und ein wildes Stöhnen aus seiner Brust durch die verbissenen Zähne drang.

Einen Augenblick schien es, als wagte keiner zu widersprechen. Sie zogen die Köpfe zwischen die Schultern.

Aber da, da lachte einer. So lacht einer, der sich Mut kauft.

„Wer redet von dir, Gebhard! Wär die Sabine ins Schiff, so hätt der Herrgott zum End doch noch einen Donnerschlag für sie gehabt!"

Hinter dem Tisch hervor schoß Gebhard Gorner mitten in die Stube. Er hatte die Meinung verstanden, und als ein paar aufstanden, als sie die Rede wiederfanden, als der und jener rief: „Ja, die Sabine", als sie die Köpfe hoben, im allgemeinen Aufstand von den Bänken fuhren, da war es ihm, als wär er von Glas, als hätten sie ihn erraten und durch und durch geschaut, sie und der Herrgott! Ja, er war ins Schiff, weil er eins gewiß wußte, daß er den Vater totgefunden hatte im Wein, daß er eine kaltende Leiche aufgelesen hatte im Keller. Er hatte ihr einen Fetzen aus den Fingern gezogen, er war aus einem Rock gerissen, er hatte sie vom Balkenlager weggeschleift, wo der nackte Schädel sich rieb, und dann erst war er aus dem Keller gestiegen, als er das alles getan und gerichtet hatte. Und so war er ins Schiff und ihnen aus dem Netz! Aber jetzt — jetzt war er allein aus der Sach, und es war schlimmer, als wenn er mit der Sabine zusammen darin erstickt wäre! Jetzt hatten sie die Sabine gefaßt, jetzt hatte er sie ihnen ins Garn geliefert!

„Wer hat das ins Maul genommen?"

Es war kein Schrei, es kam tonlos und schwer aus seiner Brust. Er sah sich um. Da sah er, daß die Männer nicht mehr allein um ihn waren. Unter der Tür drängten sich die Weiber, die aus der Kirche kamen.

Und da schrie plötzlich eine grelle Frauenstimme über die Köpfe weg in die Stube: „Ja, die Sabin, die hat ihm schon lang das End gedroht, und wenn's der Gebhard nicht sein soll, so ist's die Sabin!"

Als wär die schrille Stimme eine Peitsche gewesen, so fuhren plötzlich die Männer auf.

„Die Sabin ist's! Die Sabin hat dem Gorner das Genick abgedreht! Die Sabin hat ihn umgebracht", tobte plötzlich die Menge. Und darin fraß ein alter Haß, da letzten sich alle an der stolzen Sabine Reitter.

Jetzt lag die Stille des Todes über dem „Österreicher".

Vinzenz Herrenrieder riß sich los von seiner Frau und drängte sich die Treppe herab. Sabines Name hatte ihn erreicht. Unwillkürlich wich man ihm aus. Jetzt stand er auf der Schwelle.

Da sah er Gebhard Gorner hoch aufgerichtet mitten in der Stube stehen und hörte ihn sagen, und es war so still, daß das ferne leise Donnern des ersten Sommergewitters über den See herüberdrang: „Das ist verlogen! Der Vater ist krank im Keller gestanden, wo ich hinuntergekommen bin."

„Jesus Maria, dann ist's doch der Gebhard gewesen!"

Das war die Zenz. Gebhard hatte ihre Stimme erkannt.

„Ja, dann ist's der Gorner selber", bestätigte der Ratschreiber. „Er war zuletzt im Keller."

Gebhard antwortete nicht mehr. Langsam ging er aus der Tür, und weit wichen sie alle zurück von dem, der seinen Vater umgebracht hatte. (Fortsetzung folgt.)

Die Sommermode 1912

Hierzu 7 photograph. Aufnahmen von Photo-Cosmia.

Nachdem anfänglich die Pariser Künstler der Nadel, wohl um die Aufmerksamkeit recht effektvoll auf ihre neue Mode zu lenken, die bisher glatten Röcke mit ungeheuerlich weitausbauschenden Paniers geziert hatten, sind sie jetzt in ein stilleres Fahrwasser hineingesteuert. Das Panier, d. h. die um die Hüften placierte Erweiterung der am Rand nach wie vor kurz und eng, wenn auch mit einiger Möglichkeit zum Ausschreiten gearbeiteten Röcke, darf man als akzeptiert erachten und es getrost an allen für den kommenden Sommer und Herbst, ja auch noch die Wintersaison 1912/13 in Aussicht genommenen Kleidern anbringen. Abb. 1 ge-



Photo-Cosmia.

1. Sommerkleid mit tiefem Ausschnitt u. bauschendem Panier.



Photo-Cosmia.

2. Elegantes Sommerkleid mit Rokokoanklängen.

hört zu der Gattung paniergeschmückter Gewänder, die noch am ehesten an die Urform der Rockbausche des 18. Jahrhunderts erinnern. Ueber dem schlichten, am Rand von einer gefältelten Blende abgesetzten, glatten, runden Rock bauscht die Doppelglocke eines im Gürtel angekrausten Ueberwurfs so hernieder, daß die hintere Verlängerung, beinah bis zum Rocksaum reichend, Aehnlichkeit mit den Turnüren aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhält. Das tief viereckig ausgeschnittene, aber durchaus für Tagesgebrauch bestimmte Mieder endigt in normaler Höhe in einem drapierten Gürtel. Das ganze Kleid ist aus hellrosa schmiegsamem Taft. Der Hut aus schwarzem, samtgefüttertem Roßhaar wird von einem rosa seitlich weggestrichenen Paradiesvogel geziert. An dem gleichfalls für die Sommerzeit und die Straße bestimmten Kleid (Abb. 7) aus weißem Baumwollvoile wird das Panier nur durch

einen Rocksattel aus schwerer weißer Plattstichstickerei, die auch das Mieder und den unteren Rockrand bedeckt, markiert. Das Kleid, das mit seinem unterhalb des kleinen Halsausschnitts vorn gekreuzten und geknöpften Mieder, den kaum zum Ellbogen reichenden, kurzen, glatten Aermeln und der Einfachheit von Material und Ausführung etwas sehr Jugendliches hat, ist typisch für die Gewänder, die man auf den vormittaglichen Toilettenschauen eleganter Bäder im Sommer erblicken wird. Ein kühn geschwungener violinbrauner Roßhaarhut vervollständigt es, mit dunklem, braunem Samt innen halb gefüttert



Photo-Cosmia.

3. Bluse zum „Tailleur"-Rock
mit modernen losen Spitzenärmeln.



Photo-Cosmia.

4. **Sommerkleid mit röhrenartig engem, von Volants ausgebauschtem Rock**
und kleinen das Panier andeutenden Schoßklappen.

und harmonierend mit dem Büschel violinbrauner Orchideen im Gürtel und dem braunen Randstreif des weißen Sonnenschirms. Ein vormittagliches Straßenkleid mehr städtischen, strengeren Genres zeigt Abb. 6, ein Schneiderkleid aus dunkelnattierblauem Taft, als dessen Hauptmerkmale die gegürtelte Jacke mit dem Kragen von gelblicher, venezianischer Spitze und die Anbringung von Panierandeutung zu betrachten sind. Um die Panierähnlichkeit der Jackenschöße zu heben, sind in die vorn mit einer glatten Mittelbahn zusammenstoßenden Seitenbahnen des runden Kostümrockes unterhalb der Schöße Raffalten hineingelegt, die sich nach hinten bauschend verlaufen und so die glatte Rocklinie unterbrechen. Abb. 3 bringt den Rock dieses Schneiderkleides, von einer blauen Seidenmusselinbluse über Spitzengrund gebreitet, vervollständigt und jackenlos zur Anschauung. Auffallend



Phot. Cosmia.

5. **Mantel m. Paniergarnierung**
für Straße und Wagen

durch den dreistufigen Rand. Ein ganz anderes Genre des Sommerkleides 1912 bringt Abb. 2 zur Geltung, das mit seiner eigenartigen, dicht gekrausten und gefältelten, vielreihig aufgesteppten und zackig endigenden unteren Randgarnierung auf dem runden, vom Gürtel gekraust niederfallenden Rock, dem hohen Gürtelschluß und dem das blusende Mieder fast ganz verhüllenden Fichuarrangement von weißen Valenciennesspitzen ein wenig Rokoko wirkt. In Gestalt eines Vexierbildes zeigen sich die Paniers an dem eleganten Nachmittagskleid (Abb. 4), wo sie nur durch die kleinen, gleich Klappen über die Hüften gelegten Schöße der Taftjacke angedeutet sind, während die dreifach übereinandergesetzten, plissierten, weißen Tüllvolants, die auf den röhrenartig geraden Futteralrock von weißem Taft aufgesetzt sind, allen Anforderungen der Mode an anscheinend bauschende Fülle über tatsächlicher Engigkeit der Röcke gerecht werden. Die Randstreifen der Volants sind aus rostrotem, glaciertem Taft. **Die Jacke aus dem gleichen Stoff, mit**



Phot. Cosmia.

7. **Elegante Strandtoilette**
aus weißem Baumwollvoile.

an der Bluse erscheinen vor allem die kurzen Kimonoüberärmel, unter denen der untere Aermelteil, in den Falten eines Hemdblusenärmels ganz aus Spitze und ungefüttert, zum Handgelenk niederreicht. Solche den Unterarm umhüllende, lose in einem Bändchen am Handgelenk zusammengekrauste Aermel aus durchsichtigen Geweben liebt die neue Mode. Den kleinen, denkbar einfachen blauen Roßhaarhut, der nur zu klein ist, um einer wirklichen Kiepe zu gleichen, umschlingt ein seitlich zu großer Schleife verknotetes hellblaues Atlasband. **Der Sonnenschirm wirkt originell**



Phot. Cosmia.

6. **Modernes Schneiderkleid aus Taft**
mit leichter Panierbauschung der seitlichen Rockbahnen.

kleinen blauen Blumen durchstickt. Der Ausschnitt ist ebenso modern wie die übermäßig kurz erscheinenden Aermelchen. Daß die Paniermode sich bemüht, auch an den Mänteln in die Erscheinung zu treten, beweist Abb. 5. Der Mantel vertritt das Genre Straßenhülle und wird wie andere Modelle seiner Art, trotz der Behauptung, daß man keine langen Mäntel mehr zum Tagesanzug trage, auf der Straße über hellen Sommergewändern oder auch zu Wagen und Automobilfahrten angelegt. Sein Grundstoff ist schwerer marineblauer Seidenrips, die weißen Streifen, die den unteren Teil beleben, bildet aufgenähtes Seidenband. Der Capuchon und die Manschettenaufschläge der langen, losen Aermel sind aus feinster, weißer Tüllspitze. Den geschwungenen blauen Roßhaarhut ziert eine blaue Samtrose von bedeutendem Umfang als einzige Garnierung. Klementine.

Die Berliner Schulausstellung der deutschen Lehrerversammlung.

Von Prof. Dr. W. Stoewer. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Das ungemütliche Wetter des diesjährigen Pfingstfestes hat die Menschen nur wenig in die freie Natur geführt, um so mehr aber auf Kongresse aller Art. Da tagten die Geographen in Innsbruck, Chemiker in Freiburg, Mathematiker in Halle, Germanisten in Frankfurt, Schulärzte in Berlin, preußische Richter in Hannover, evangelische Männer in Essen und Königsberg, kaufmännische und pädagogische Frauen in Köln und Düsseldorf. Ueberall starker Andrang. Doch die größte Anziehungskraft dürfte diesmal die Versammlung des Deutschen Lehrervereins in Berlin gehabt haben. Tausende waren aus allen deutschen Gauen herbeigeeilt, und alle kehrten heim bereichert mit manchen Anregungen und Erfahrungen.



Die Schulausstellung im Berliner Abgeordnetenhaus: Arbeitsunterricht. Atelier Jacob.

Schon an den Vereinsverhandlungen hatte das große Publikum lebhaften Anteil genommen, mehr aber noch an der Schulausstellung im Abgeordnetenhaus, durch die dem Interesse aller Volkskreise Rechnung getragen war. Der Verein ging von der Tatsache aus, daß bei der immer mehr zunehmenden Industrialisierung Deutschlands ein Sinken der Volksgesundheit eintreten müsse, wenn nicht zielbewußt und kräftig Gegenmaßregeln getroffen würden. Zur Klarstellung und Bekämpfung der schon vorhandenen tiefen Schäden sollte besonders die erste Abteilung der ganzen Veranstaltung, die Ausstellung für Schulhygiene, dienen.

Wir werden da zunächst ins Gebiet der Zahnpflege geführt. Immer mehr zeigt sich in der Schuljugend die Zahnfäule. Und schlechte Zähne bedingen mangelhafte Ernährung, verminderte Leistungsfähigkeit, Versäumnisse, undeutliches Sprechen. Die Schule kann hier helfen. Auf welche Weise, das war überzeugend zur Darstellung gebracht.

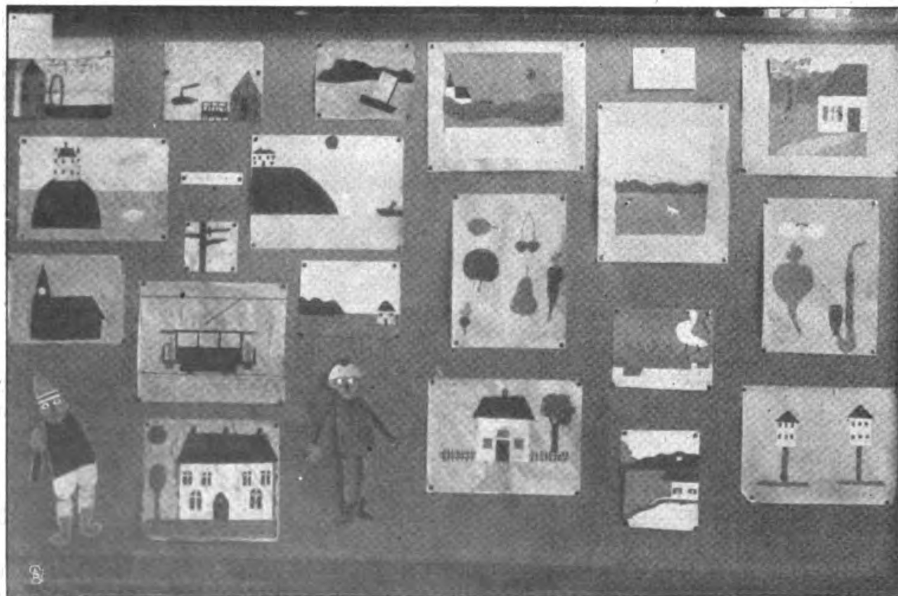
Auch gegen den Alkoholmißbrauch führt der Lehrer einen erbitterten Kampf. Gerade ihm zeigen zahllose erblich belastete arme Geschöpfe, wie entsetzlich die


Rüstzeug für modernes Kochen. Atelier Jacob.

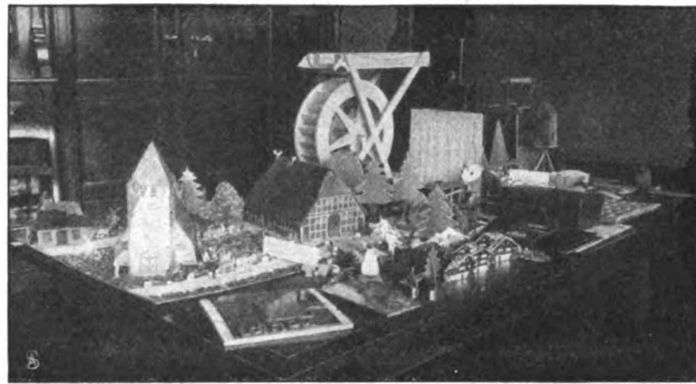

Plastilinarbeiten. Int. Jll. Agentur.

Wirkungen des Alkohols auf den Nachkommen der Trinker lasten. Die Jugend muß deshalb einsehen, daß für sie jeder Tropfen Alkohol Gift ist. Ebenso praktisch dürften in der Tuberkulose-Abteilung mehrere Merktafeln mit vielen trefflichen Ratschlägen, kurz und klar, wirken. Wir lesen dort zum Beispiel: „Wasche die Hände vor und nach dem Essen!“ „Geh gerade, Kopf hoch, Brust heraus!“ „Stecke niemals Geld in den Mund!“ Solche Tafeln sollten in keinem Schulzimmer fehlen. — Auch was die Schule fürsorglich bei ungenügendem Kräftezustand ihrer Zöglinge tun kann (Schularzt, Frühstück, Waldschule, Belehrung, Einwirkung auf die Eltern), war treulich zusammengestellt. Wieder sah man, wieviel Not und Elend vorhanden ist, aber auch, wieviel getan wird, Tränen zu trocknen und Jammer zu lindern. So hat der Deutsche Lehrerverein sich das Wort des Grafen Posadowsky als Motto gewählt: „Wer dafür kämpft, den Massen Leben und Gesundheit zu erhalten, der kämpft für die Stärke und für die Zukunft unseres Vaterlandes.“

Noch umfangreicher ist die Ausstellung für Arbeits- und Werkunterricht. Sie dürfte aber nicht die tiefe, soziale Bedeutung besitzen wie die hygienische. Freilich, um ihre Tische drängen sich Scharen von Bewunderern. Und es ist ja auch zu niedlich, was unsere Kleinen da alles gezeichnet, getuscht, gebastelt, geklebt, gesägt und gezimmert haben. In Papier und Pappe, in Holz, Glas und Eisen sieht man die schönsten Dinge aus Schule und Leben. Auch in Plastilin ist alles nur Denkbare geformt: Blätter, Pilze, Muscheln Vögel, Tiere, Knochen, Soldaten und tausend andere Sachen. Besonders geographische Anschauungsmittel ließen sich so trefflich gewinnen: für die Kleinen einfache Berge, Täler, Flußläufe und für die größeren ganze Erdteile und Län-


Beginn des Zeichenunterrichts. Int. Jll Agentur.

der. Daß die Schüler der höheren Klassen ihre sämtlichen physikalischen Apparate selbst gefertigt haben, wurde sehr beachtet. Entschiedene Bewunderung aber erregte bei mancher Mutter, was die Jungen und Mädchen nicht alles in praktischen Haus- und Küchengeräten geleistet hatten, ein Tischler hätte es nicht besser gekonnt.



Int. Ill. Agentur.

Aus dem Handfertigkeitsunterricht.

Es kann hier nicht die pädagogische Berechtigung des Werkunterrichts erörtert werden. Die Ansichten gehen da noch sehr auseinander. Daß die Handarbeit aber besonders für die Großstadtkinder eine wichtige Ergänzung der einseitig geistigen Betätigung ist, dürfte heute schon allgemeiner Glaubensatz geworden sein.

Und nun noch einige Worte über die dritte Abteilung; die Ausstellung für Heimatkunde. Das Kind soll wissen, wo es lebt und liebt. Wie es vor der Schulzeit sich seine Welt vom Wohnzimmer auf die Straße und die Nachbarschaft erweitert hat, so wird es in den acht Schuljahren ganz allmählich über Gemeinde, Stadt, Staat und Reich in die weite Welt geführt. Deshalb zeigt uns die Ausstellung den Schulhof mit allem Zubehör, den Grunewald, die Müggelberge und das ganze große Berlin, teils in künstlerischen Bildern und Karten, teils in schüchternen Versuchen der Kinder selbst. Sogar die Technik wird in den Anschauungskreis der Schule gezogen, nicht minder alles, was zur Lebensnahrung gehört, ob es aus der Heimat oder den Kolonien stammt, ob es gewöhnlicher Kochtopf oder Kochkiste genannt wird. So soll auch in der Großstadt ein Freundschaftsband zwischen dem Kind und seiner Heimat geknüpft werden, das fürs Leben hält.

Der Deutsche Lehrerverein hat in seiner Schulausstellung Ausgezeichnetes geleistet. Gerade durch Beschränkung des Umfangs, durch Vertiefung und Ausbau der drei Abteilungen über Hygiene, Werkunterricht und Heimatkunde hat er nicht nur seine Mitglieder, sondern auch weite andere Kreise vortrefflich in die brennendsten Fragen des modernen Schullebens eingeführt und dadurch zum Nachdenken und zur Mitarbeit angeregt.

Bilder aus aller Welt.

Am 26. Mai wurde in der Nähe der Station Neubabelsberg bei Potsdam das „Vollmar-Haus“ eröffnet, eine gemeinnützige Stiftung, die erholungsbedürftigen, erwerbenden jungen Mädchen und Frauen ein behagliches Heim bietet.

Der neuernannte Professor Hermann Junker ist den Kunstfreunden in Deutschland als der Schöpfer eleganter und feinsinniger Reitergemälde allgemein bekannt.

Der Herzog von Meiningen hat einer der beliebtesten Darstellerinnen seines Hoftheaters, Frau Lili Otto-Osmarr, die Goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.



Das „Vollmar-Haus“ in Neubabelsberg,
Erholungsheim für erwerbende junge Mädchen und Frauen gebildeter Stände, gestiftet von Frau A. und H. Vollmar.



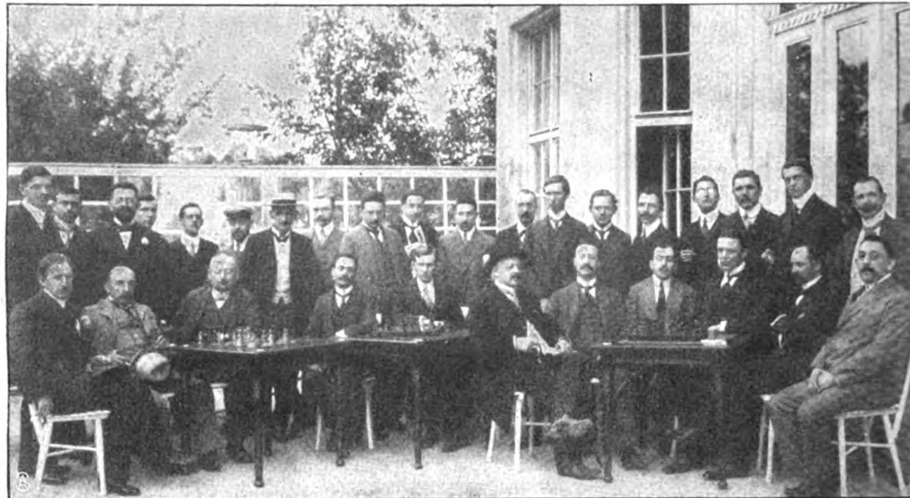
Phot. Dührkoop.

Hermann Junker,
Berlin, bekannter Reitermaler, wurde zum Professor ernannt.



Phot. Weber.

Lili Otto-Osmarr,
Meiningen, wurde durch Verleihung der goldenen Medaille ausgezeichnet.



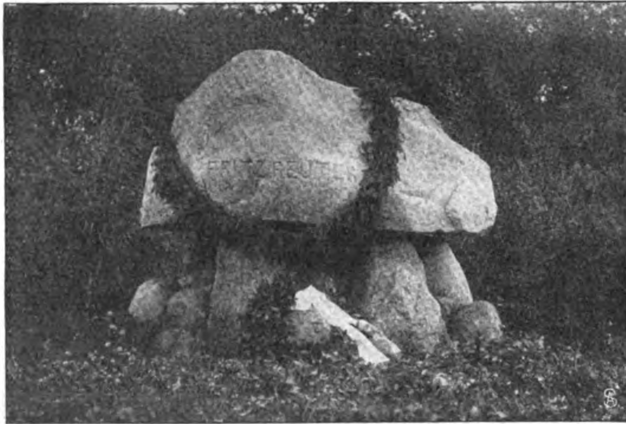
Stehend von links: Maróczy, Ernst, Molnár, Yates, Eliasow, Havasi, Leonhardt, Cohn, Földes, Rubinstein, Salwe, Johner, Spielmann, Gajdos, Dr. Fluß, Sterk, Balla, Erdössy. Sitzend von links: Marshall, Hoffer, Tietz, Barász, Breyer, Hromátka, Alapin, Mieses, Lowtzky, Duras, Schlechter, Wolf.

Die Teilnehmer des diesjährigen Meisterschachturniers in Bad Pöstyén.

In dem vielbesuchten ungarischen Schwefelschlammbade Pöstyén (Pistyan) wurde im Mai ein internationales Meisterschachturnier des Budapester Schachklubs ausgetragen, an dem 18 bewährte Meister aus aller Welt teilnahmen.

Karl Reichstein, der Begründer und Inhaber der Brennaborwerke in Brandenburg, die an dem Aufschwung der deutschen Fahrrad- und Autoindustrie großen Anteil haben, wurde vor kurzem zum Kommerzienrat ernannt.

Fritz Reuter wird in ganz Deutschland verehrt, am wärmsten aber an der Waterkant. Die Reutergemeinde in Lehe hat dem Dichter einen Denkstein aus erratischen Blöcken gesetzt, der kürzlich enthüllt wurde.

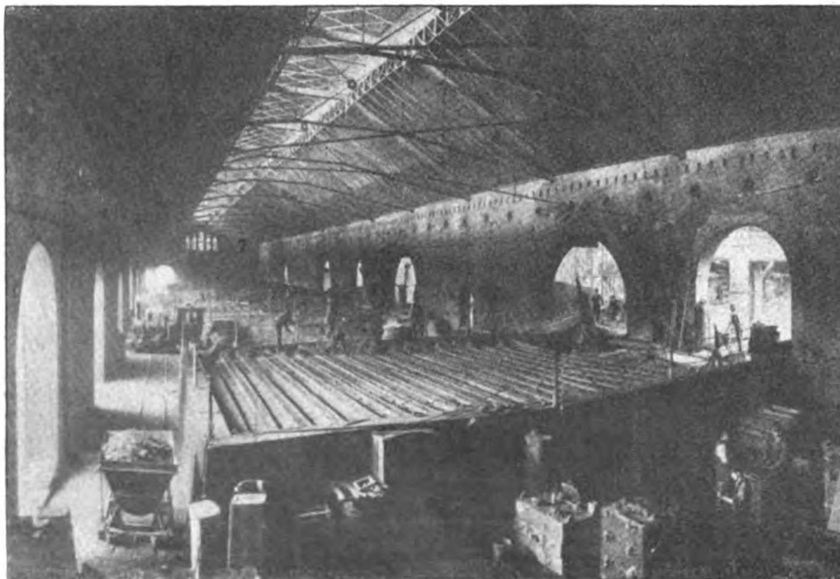


Der „Fritz-Reuter-Stein" im Stadtpark von Lehe,
wurde vor kurzem feierlich enthüllt.



Phot. F. Schroeder.

Direktor Reichstein,
von den Brennaborwerken, wurde zum Kommerzienrat ernannt.



Ein Hüttenwerk in Oberschlesien.

Näheres in der anliegenden Nr. 24 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 24 der „Export-Woche".

Wirtschaft und Kapital. — Hauptverband deutscher Flottenvereine im Ausland. — Borsigwerk in Oberschlesien. — Die Suhler Waffenindustrie. — Handel und Verkehr. — Die Statistik im Dienste der Fabrikorganisation. — Aus der Tageschronik. — „Technische Woche". — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

Der Esel als Zugtier hat in unseren großen Städten keinen Erfolg gehabt. Er wurde als Ersatz für die Ziehhunde von den Tierschutzvereinen in Deutschland eingeführt und schien anfangs die auf ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen, wenigstens in den größeren Städten. Wiesbaden z. B. verfügte über 800 Zugesel, und die oberrheinischen Städte wiesen ähnliche Ziffern auf. In den Millionenstädten mit ihrem massenhaften Wagenverkehr und der hastenden Eile des Verkehres versagten Grauchens gute Eigenschaften aber, und nur die weniger guten blieben übrig. Die Tiere waren nämlich selbst unter den schärfsten Peitschenhieben nicht in dauernd schnelle Gangart zu bringen, zumal wenn die Scheuklappen sie von der Umwelt abschlossen. Dagegen hat der Esel für seine Ehrenrettung gesorgt: seine sprichwörtliche Dummheit wird von allen, die ihn als Haustier gut behandelten, geleugnet, seine Verträglichkeit an der Futterkrippe dagegen besonders gerühmt. Nicht die klimatischen Verhältnisse sind den Zugeseln bei uns ungünstig gewesen, sondern die Beharrlichkeit, mit der









Die Töchter des Erfinders.

stark ermüdete Tiere jegliche Nahrungsaufnahme verweigerten und mit ihrem ebenfalls sprichwörtlichen Eigensinn bis zur völligen Entkräftung durchführten.

Apachen — die in Frankreich gangbar gewordene Bezeichnung für die zügellosen Verbrecher — sind ein kriegerischer indianischer Volksstamm, die im westlichen Teil der Vereinigten Staaten von Amerika ihr Wesen trieben und bis vor kurzem ihre wilde Unabhängigkeit gegenüber der mexikanischen Regierung behaupteten. Diese „Männer des Waldes“, wie sie sich selbst nennen, waren wohl die letzten Rothäute, die sich dem Joch des weißen Mannes als dem Kulturträger nicht beugen wollten und sich gegen alle Zivilisationsbestrebungen hartnäckig sträubten. Aber auch ihre Zeit sollte kommen: der Regierung der Vereinigten Staaten gelang es nach langen Verhandlungen und mancherlei Zugeständnissen die Apachen anzusiedeln und einem Indianervorgesetzten zu unterstellen. Friedliche Bürger werden sie kaum jemals werden, denn in diesem Reitervolk lebt ein ungebändigter Freiheitsfanatismus, der sich ohne tiefere Beurteilung gegen jeden vermeintlichen Zwang auflehnt. Daher wohl die Übertragung des Namens auf die allen staatlichen und menschlichen Gesetzen hohnsprechenden französischen Räuberbanden.

Roskilde, vor tausend Jahren eine bedeutende Stadt und einst Residenz dänischer Herrscher, ist heutigen Tages ein stilles Landstädtchen, das nur durch seinen wundervollen alten Dom vor der Vergessenheit bewahrt bleibt. Diese spitztürmige Kathedrale, die schon im Jahre 1084 vollendet war, steht vom Alter geschwärzt und von allen Feuersbrünsten, die durch die Stadt tobten, verschont, wie ein gewaltiger, sagenumwobener Grabstein auf der Insel Seeland. Könige und Königinnen fanden hier ihre letzte Ruhestätte, und der Danebrog hängt über manchem Gewölbe oder ist in den Stein gemeißelt zur Ehre und zum Andenken der königlichen Toten. Einst besaß Roskilde sechsundzwanzig Kirchen und Klöster, Schloßbauten und Gartenanlagen. Seit dem Aufblühen Kopenhagens schwand nach und nach all die Herrlichkeit, und nichts blieb als dunkle Grüfte, die nun aufs neue einen Heimgegangenen aufnahmen.

Zwangsenteignung im Interesse des Alpinismus. Erfreulich ist's für jedes Touristenherz, wenn der Hochalpenverkehr immer weiter erschlossen wird. Diese gemeinnützigen Bestrebungen unserer Alpenvereinssektionen werden aber nicht selten durch den Eigennutz von Besitzern unentbehrlicher Parzellen durchkreuzt oder erschwert. Da ist es denn von weitreichender prinzipieller Bedeutung, daß die Sektion Seiseralpe für den zum Teil schon ausgebauten König-Friedrich-August-Höhenweg die Zwangsenteignung notwendiger Wegstreifen zu angemessenen Preisen durchgesetzt hat. Die Entscheidung der Statthalterei Innsbruck stützt sich darauf, daß die beanspruchten Wegstreifen zur Durchführung des neuen Alpenwegs absolut unentbehrlich sind, und daß der neue Weg vom Standpunkt des Touristenverkehrs wie auch für den Verkehr der umliegenden Täler im allgemeinen öffentlichen Interesse geboten erscheint. Jedenfalls ein nachahmenswertes Vorgehen.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Sven Hedin: „Von Pol zu Pol“. Neue Folge. „Vom Nordpol zum Äquator“. 296 S. 3 M. Leipzig 1912, Verlag von F. A. Brockhaus.

Heinrich Steinitzer: „Der Monistenbund". Eine Erzählung. 134 S. Geh. 1,80 M., geb. 2,40 M. München 1912, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Martin Andersen Nexö: „Die Küste der Kindheit". Novellen. 157 S. Geh. 2 M., geb. 3 M. — Karin Michaelis: „Jens Himmelreich" und andere Erzählungen. 197 S. Geh. 2 M., geb. 3 M. — F. Gräfin zu Reventlow: Von Paul zu Pedro". Amouresken. 120 S. Geh. 2 M., geb. 3 M. — Willy Speyer: „Der Herzog, die Kokotte und der Kellner". 204 S. Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M. — Murasaki Shikibu: „Die Abenteuer des Prinzen Genji (Genji Monogatari)". Ein altjapanischer Roman. 253 S. Geh. 4,50 M., geb. 6 M. Sämtlich bei Albert Langen in München erschienen.

Hans Kühtmann: „Mit mir durch Dresden von heute." Illustrierter Führer. II. Aufl. 294 S. 1 M. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann.

Die Geschichte des Suezkanals. Nach bisher unveröffentlichten Dokumenten. Herausgegeben von der Schriftleitung der Rundschau für Technik und Wirtschaft. 26 S. 1 M. Prag, Verlag der J. G. Calveschen k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Robert Lerche).

Ludwig Nordström: „Bürger". Geschichten aus einer Stadt im hohen Norden. 286 S. Geh. 3 M., geb. 4 M. — Sigfrid Siwertz: „Die Alten". Novellen. 332 S. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. Beide Werke bei Albert Bonnier in Leipzig und Stockholm erschienen.

Griebens Reiseführer. Bd. 6. „Berlin und Umgebung“. 2 M. — Bd. 55. „Die Ostseebäder 1912-13“. 2 M. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.

Hans von Bieberstein: „Der Herr Geheimrat“. Erzählung aus dem Badeleben Karlsbads zur Biedermeierzeit. 126 S. Dresden, Verlag von Heinrich Minden.

Karl Söhle, Rud. Hans Bartsch, Wilh. Schmidtbonn und Ernst v. Wolzogen: „Musikergeschichten“. Novellenbuch 8. Bd. 159 S. Geb. 1 M. Hamburg-Großborstel 1911, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Prof. Dr. Melchior Thamm: „Herbsttage in Konstantinopel und Kleinasien“. 148 S. 2 M. Montabaur 1912, Verlag von Willy Kalb.

Dr. phil. Ludwig Sevin: „Deutschlands Kulturausgaben“. 183 S. 3,60 Mark. Berlin W 56, Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht.

Friederike Karussy: „Wiener Mehlspeisen“. 56 S. Geh. 1 M., geb. 1.50 M. — Maria Lorenz: „Was koche ich morgen?“ 119 S. Geh. 75 Pf., geb. 1.25 M. Gotha, Kochkunstverlag von Paul Hartung.

Verschiedene Mitteilungen.

— Windsor-Suppe (weiß). Eine gelbe Rübe, 1 Zwiebel und 1/2 Sellerie-Knolle werden in feine Scheibchen geschnitten, mit etwas Butter leicht geröstet und 4 Eßlöffel Mehl dazu gegeben. Wenn die Suppe gut durchgekocht ist, wird sie durch ein feines Sieb gegossen. — Inzwischen kocht man Knorr-Maccaroni in Salzwasser weich, schneidet sie sodann in kleine Stückchen und gibt sie als Einlage in die Suppe, welche man noch mit etwas Salz, Muskatnuß und einigen Tropfen Knorr-Sos würzt.

— 15 Rezepte zum Einmachen erhält jede Hausfrau umsonst in den Geschäften, die Dr. Oetkers Fabrikate führen; wenn vergriffen, schreibe man eine Postkarte an die Nährmittelfabrik Dr. A. Oetker in Bielefeld und ersuche um Zusendung. Das einfachste, billigste und doch vorzügliche Verfahren, Eingemachtes vor dem Verderben durch Schimmel und Gärung zu schützen, ist die Haltbarmachung mit Dr. Oetkers Einmachehilfe (Salizyl-Ersatz) und nach Dr. Oetkers Rezepten, die in der eigenen Versuchsküche ausprobiert sind und sich bestens bewährt haben. Ein Päckchen von Dr. Oetkers Einmachehilfe zu 10 Pf. (3 Stück 25 Pf.) ist ausreichend für 10 Pfund Früchte, Gelee, Marmelade, Fruchtsäfte, Gurken und dergleichen. Nachahmungen weise man zurück.

— Plötzlicher Haarausfall kann eintreten infolge Ernährungsstörungen der Kopfhaut während schwerer Krankheiten oder im höheren Alter oder durch Erkrankung des Haares resp. der Kopfhaut selbst durch die Infektion mit gewissen mikroskopischen Pilzen. In beiden Fällen erzielt man oft überraschende Erfolge durch antiseptische und zugleich den Blutumlauf befördernde Einreibungen, weil dadurch die Pilzwucherungen abgetötet und mit dem verstärkenden Blutstrome auch eine erhöhte Ernährung der Kopfhaut und der Haardrüsen herbeigeführt wird. Ein seit 23 Jahren bewährtes Mittel für diesen Zweck ist das echte Peru-Tannin-Wasser von E. A. Uhlmann & Co., Reichenbach i. V., welches in allen besseren Geschäften geführt wird. Es ist kenntlich an der Schutzmarke: „Die Töchter des Erfinders".

— Ein neues Badepalais in Bad Pöstyén. Das Thermia-Palace-Bade-Hotel, das unmittelbar über den Heilquellen errichtet wurde, ist dieser Tage eröffnet worden. Das Gebäude selbst steht

Reiſe-Effekten

Rohrplattenkoffer, Lederkoffer und Ledertaschen mit und ohne Einrichtung, Necessaires etc.

Gegen bar oder erleichterte Zahlungen

offerieren wir zu äußerst wohlfeilen Preisen gediegene Qualitätswaren in großer geschmackvoller Auswahl. Die Abbildungen in unser. Katalogen sind naturgetreue Original-Photographien; die Auswahl ist deshalb nicht schwerer als im Ladengeschäft.

Fordern Sie bitte unsern Reiseartikel-Katalog **kostenfrei.**

Köhler & Co Breslau V Postfach 24/35

Neuartige, aparte Raumwirkung durch

lichtbeständige Rosencavalier-Tapeten

Man verlange Vorlage in Tapetengeschäften.

Broschüre gratis.

Tapetenfabrik Coswig i/Sa.

Ueber 100 000 im Gebrauch!

Haarfärbekamm

(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera“) färbt graues od. rotes Haar **echt blond, braun oder schwarz.**

Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

☛ Verlangen Sie gratis unsere Liste über **Gummistrümpfe** und **neue** Gesundheitspflegeartikel. **Josef Maas & Co., Berlin 82, Oranienstr. 108.**

Riesengebirgs-Baumkuchen

das Feinste vom Feinen pro Pfund **2,20** Mark.

Marke „Schneekoppe“

Baumkuchenfabrik F. Wieland Hirschberg No. 1 i. Schles.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle liefert die Spezialfabrik

Rich. Maune Dresden-Löbtau 9. Katalog gratis.

Das Dr. Diehl Hosenhemd

Eine totale Umwälzung!

auf dem Gebiete der Herrenwäsche-Bekleidung!

Oberhemd und Unterhose vereint!

Gesetzlich geschützt. Broschüre gratis. Überall zu haben. Bezugsquellen teilt mit:

Die Reformwäsche-Fabrik Dr. Diehl & Co. Berlin 200, Michaelkirchstraße 20

Allein-Verkaufsstellen:

Ostpreußen. Königsberg: Conr. Jacobsberg. Insterburg: Rob. Brendel. **Westpreußen.** Danzig: Walter & Fleck. Thorn: Hedwig Strellnauer. Graudenz: M. Fränkel. **Pommern.** Stettin: C. Drucker. Stralsund: Ed. Zeeck. Stolp: Gust. Zeeck. Stargard: J. S. Hentschel. Greifswald: Alb. Erdmann. Köslin: A. Wunderlich. Rügenwalde: Gust. Zeeck. **Mecklenburg.** Rostock: Ernst Ratschow. Schwerin: Heinr. Marcus. Neustrelitz: Rich. Doerschner. **Posen.** Posen: Hasse & Comp. Bromberg: Abr. Friedlaender. **Schlesien.** Breslau: Jul. Henel. Königshütte: Bernhard Riesenfeld. Beuthen: Jusczyck & Naglo. Gleiwitz: H. Langer. Liegnitz: H. Deutsch. Kattowitz: Max Wachsmann. Ratibor: Walter Zernick. Glogau: Paul Engler. Hirschberg: A. Stoeckel & Co. Brieg: E. Schwedenberg.

Weitere Bezugsquellen werden nach Provinzen eingeteilt und abwechselnd in jedem Inserat bekanntgegeben.

Dr. Diehl Hosenhemd.

Dr. Diehl Hosenhemd-Stoff

Hygienisch und bequem Elegant und angenehm.

Sensationelle Enthüllung

für korpulente Menschen und solche, die Anlage zur Korpulenz haben.

Was noch niemand gesagt hat.

So merkwürdig es scheinen mag, das Mittel, um starke und sogar korpulente Personen in Kürze schlank, anmutig und gesund werden zu lassen, gibt es. Nach vergeblichen Versuchen, welche viele, die diese Zeilen lesen, gemacht haben werden, dürfte manch einer zweifelnd und ungläubig geworden sein. Wir verstehen dies ganz gut, aber all diesen Zweifelnden wollen wir jetzt Rat und Hilfe bringen; wir wollen ihnen wahrheitsgetreu von Beweisen begleitete Aufklärungen geben, was bis heute noch niemand getan hat: Man errät warum. So wie bis vor kurzem der Flug durch die Luft ein Ding der Unmöglichkeit war und dieses Problem heute als gelöst gilt, so ist es der Heilung der Korpulenz ergangen. Bis vor kurzem galt sie als unmöglich, jetzt aber ist sie nicht nur möglich, sondern auch leicht und andauernd zu erreichen. Der Erfinder des dafür wirksamen wunderbaren Mittels hat selbst gesagt: „Die Korpulenz ist auf Mikroben zurückzuführen, welche die Eigenschaft besitzen, die Magensäure so zu verändern, daß selbige die Speisen, anstatt sie dem Blut und den Muskeln zuzuführen, in Fett verwandelt. Ich ließ es mir deshalb angelegen sein, ein Mittel zu finden, das diese Mikroben tötet: Verschwand die Ursache, so mußte auch deren Wirkung verschwinden. Man sieht, daß wir den gegenwärtigen Methoden, welche versuchen, den Fettansatz zu vernichten, anstatt dessen Bildung zu verhindern, absolut fernstehen, gleichwie man das Feuer nicht auslöschen kann, indem man hineinbläst. Nach langjährigen und mühevollen Forschungen ist das Mittel endlich in **Meerespflanzen** entdeckt worden. Von da bis zur Gewinnung eines Extraktes, der in Pillenform und unter dem Namen **Pilules Apollo** geboten wird, war nur ein Schritt, der schnell zu machen war. Es wurden praktische Versuche gemacht, die ausgezeichnete Erfolge zeitigten, und das Produkt begann Verbreitung zu finden. Hier ein Dankschreiben, das wir wahllos aus Hunderten, die uns vorliegen, herausgreifen.

Sehr geehrter Herr!

Wenn Sie wüssten, wie glücklich ich mich fühle! Nachdem ich alles versucht hatte, um schlank zu werden, hatte ich schon darauf verzichtet, diese Hoffnung je zu verwirklichen, als ich eine meiner Freundinnen sah, die in einigen Tagen wesentlich schlanker geworden war. Neugierig fragte ich sie, wie das zugegangen sei. Ihre Erklärung endigte damit, dass sie die Pilules Apollo anwende. Ich habe sie mir dann auch verschafft und begann sie zu nehmen. Es ist ein Monat her, heute bin ich nicht wieder zu erkennen. Ich musste mir neue Kleider machen lassen und kann jetzt der Mode folgen, ohne lächerlich zu erscheinen. Darüber bin ich sehr glücklich und dafür insbesondere auch sehr dankbar.

Mme. L., rue Hauteville, Paris.

Das, was die Pilules Apollo aus Mme. L. und ihrer Freundin sowie aus Tausenden von Menschen gemacht haben, können sie auch aus Ihnen machen: **Unbedingt**, da das Uebel nicht existieren kann, wenn dessen Grundursache vernichtet wird, und **ohne Gefahr**, da die Pilules Apollo aus dem Extrakt von nur garantiert reinen unschädlichen Seepflanzen gewonnen werden.

Von heute an haben Sie deshalb keine Entschuldigung mehr, länger unter einem Schönheitsfehler leiden zu müssen, der, Sie dürfen das nicht außer acht lassen, ebenso gefährlich wie häßlich ist. Denn ein Uebermaß von Fettablagerung auf den wichtigsten Organen: Herz, Lunge, Milz, Leber, Magen usw., hemmt deren gutes Funktionieren und gefährdet so deren Tätigkeit für den menschlichen Organismus. Denken Sie deshalb, wenn Sie heute anfangen, die Pilules Apollo zu nehmen, daß Ihre Linien sich verschönern und Ihnen ein anmutiges und ebenmäßiges Aeußeres verleihen werden. In kurzer Zeit werden Sie sich dann auch von neuem ohne Beschränkung und ohne Unterlaß den Freuden der Tafel hingeben können, denn die Magensäfte werden ihre normale Säure wiedererlangt haben.

Alle Freuden des Lebens werden Ihnen wiederkehren. Denken Sie daran, ehe Sie dieses Inserat beiseitelegen. Eine Gelegenheit bietet sich Ihnen, Ihr unglückliches Leben in eines voller Glück zu verwandeln. Wir haben unser möglichstes getan, Sie von der Wahrhaftigkeit unserer Bestrebungen zu überzeugen. Wir wissen, daß Tausende von Menschen, die den gleichen körperlichen Fehler wie Sie hatten, jetzt glücklich darüber sind, uns ihr Vertrauen nach dem Lesen dieser Ankündigung geschenkt zu haben. Wenn Sie also wollen, daß Ihre häßlichen Formen durch schlanke und anmutige Linien ersetzt werden, schreiben Sie heute noch an Herrn **J. Ratié, Apotheker, 5 Passage Verdeau, Paris,** oder dessen Vertreter **in:**

Berlin, Apotheke zum weissen Schwan, Spandauer Str. 77;
München, Emmel-Apotheke, Sendlinger Str. 13;
Breslau, Adler-Apotheke, Ring 59;
Leipzig, Dr. Mylius, Markt 12.

Der Preis einer Flasche Pilules Apollo mit Gebrauchsanweisung ist **M. 5.30** bei Einsendung des Betrages durch Postanweisung oder **M. 5.50** bei Sendung unter Nachnahme.

seit anderthalb Jahren fertig da und wurde seither nur an den inneren Einrichtungen gearbeitet, die das Vollkommenste auf diesem Gebiet darstellen. Die Bestimmung des neuen Badehotels ist hauptsächlich, die Kur in Pöstyén im Winter bzw. in rauher Jahreszeit in vorzüglicher Weise zu ermöglichen dadurch, daß sämtliche Zimmer des neuen Hotelpalais mit allen Thermalbädern mittels Lifts und heizbaren Korridoren unmittelbar verbunden sind. Der monumentale Zwillingsbau erforderte einen Kostenaufwand von fünf Millionen Kronen und enthält unter andern auch eine Sanatoriumabteilung mit physikalisch-diätetischer Kuranstalt.

— Krapina-Töplitz. Die Automobilomnibuslinie Rohitsch—Krapina-Töplitz ist schon in regem Betrieb. Die Automobilomnibuslinie Zabok—Krapina-Töplitz, die für die vom Süden kommenden Kurgäste in Betracht kommt, wird mit 10. Juni l. J. eröffnet.

— Alljährlich, wenn die Ankunft der Kaiserlichen Jacht „Hohenzollern" die Kieler Woche eröffnet, ist Kiel der Sammelpunkt der vornehmen Welt. Die Stadt, der interessante Kriegshafen mit den mächtigen Panzerschiffen, die internationalen Segelregatten, die Festlichkeiten, die zu Ehren des Kaiserpaares stattfinden, bieten eine Fülle Anregung und Abwechslung. — Zu alldem kommen noch für die Teilnehmer der Sonderfahrt, die der Norddeutsche Lloyd Bremen in diesem Jahr mittels des Dampfers „Bremen" bei Gelegenheit der Kieler Woche veranstaltet, die reizvolle Küstenfahrt um Skagen durch den Großen Belt, der Ausflug

von Kiel nach einigen der schönsten Partien der Holsteinischen Schweiz, nach dem Dieck-, Keller- und Ugleisee und ein Besuch der interessanten alten Hansastadt Lübeck von Travemünde aus. — Die Sonderfahrt, die am 17. Juni von Bremen ausgeht, endet daselbst am 2. Juli.

— Erfolgreiche Frühjahrskuren! Das Chiemseesanatorium und Kurhaus Strandhotel in Prien in Oberbayern zwischen München und Salzburg liegen an einer Bucht des Ostgestades des „Bayrischen Meeres" auf terrassenförmig ansteigendem Gelände, durch waldige Höhenzüge gegen rauhe Winde geschützt, umgeben vom grünen See und von reizenden Villen, abseits von allen störenden Betrieben! Gegenüber grüßen die liebliche Fraueninsel, das Malerparadies und der stolze Märchentraum König Ludwigs II., das Prunkschloß Herrenchiemsee. Ringsumher thronen die Riesen des Kaisergebirges und des Salzburger Landes. Der erfrischenden Seeluft ausgesetzt, senken sich die großen Golf-, Tennis- und Krocketplätze sowie die großen, waldigen Luft- und Sonnenbäder zum See, ein weites, künstliches Bassin, etwa 3000 Quadratmeter groß, nach dem See zu abgeschlossen durch praktische Kabinen, ladet zum erquickenden Seebad, die Wassertemperatur kommt schon im Juni bis auf 20 Grad. Einen besonderen Nachdruck legt das Sanatorium auf die Behandlung von Herz-, Nerven-, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten unter erfahrener ärztlicher Ueberwachung. Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet und eignet sich infolge der herrlichen geschützten und milden Lage (540 Meter über dem Meer mit voralpinem Klima) besonders zur

Durchführung von Frühjahrskuren, die gerade bei Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten besonders wirksam sind. Ganz besonders eignet sich das Chiemseesanatorium auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur, da die an Naturschönheiten so reiche Umgebung den Kurgästen so angenehme Eindrücke bietet, daß sie von vornherein guter Stimmung sind. Alles Weitere das reich illustrierte Prospektalbum, das auf Verlangen gern gratis und franko zugesandt wird. — Das Kurhaus Strandhotel, Familienhotel I. Ranges, wird nach schweizer Art geführt und eignet sich besonders für Passanten, Sommerfrischler und Erholungsbedürftige, die das herrliche Chiemseegebiet, Schloß Herrenchiemsee und seine Kunstschätze, die Fraueninsel usw. kennen lernen wollen. Aller Komfort, gute französische Küche, auch Lahmannküche, kein Trinkzwang usw. Autogarage empfohlen vom Kaiserl. Auto-Klub. Alle Arten Sport. Prospekte gratis.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68,** Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen,** Obernstraße 38 I, **Breslau,** Ohlauer Straße 87 II, **Cassel,** Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.,** Prager Str. 35, **Elberfeld,** Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Halle a. S.,** Gr. Steinstraße 11, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 2 I, **Leipzig,** Petersstraße 19, **Magdeburg,** Breite Weg 184 I, **München,** Theatinerstraße 7, **Nürnberg,** Königstraße 3, **Straßburg i. E.,** Gutenbergplatz 7, **Stuttgart,** Königstraße 11 I, **Würzburg,** Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68. Zimmerstr. 36-41. sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.
Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 24. Berlin, den 15. Juni 1912. 14. Jahrgang.

Wirtschaft und Kapital.

In die wirtschaftliche Entwicklung ist ein neues Moment getreten, das den Gedanken eine andere Richtung gegeben hat. Noch vor kurzem gab es keine Zweifel an der

Dauerhaftigkeit der geschäftlichen Konjunktur.

Da kam die bekannte Rede des Direktors der Deutschen Bank Herrn v. Gwinner und brachte den Optimismus ins Wanken. Herr v. Gwinner sprach von der Woge, die sich zu überstürzen droht. Dieses Bild rief ernste Besorgnis hervor; denn der Sturz der Welle folgt unmittelbar nach dem Aufstieg. Man mußte also annehmen, Herr v. Gwinner habe sagen wollen, daß in kurzer Zeit schon ein Rückschlag eintreten werde. Die Aeußerung ist nachträglich abgeschwächt worden und hat eine Interpretation gefunden, die die schlimmsten Bedenken zerstreute. Trotzdem bleibt die Furcht vor der Zukunft, die — so meint man — größere Gefahren birgt, als jetzt vermutet wird. Die Belege der wirtschaftlichen Regsamkeit sind allerdings noch nicht angekränkelt. Die Ziffern, die die Leistungen des Wirtschaftskörpers illustrieren, sind noch imposant genug, um manche Sorge zu überstrahlen. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen haben in den ersten vier Monaten des Jahres 1912

956 Millionen Mark betragen,

waren also um 74 Millionen größer als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres. Der Güterverkehr ist der glaubhafteste Ausdruck des Warenumsatzes. So lange er zunimmt, ist kein Grund zur Annahme einer Schwächung der wirtschaftlichen Konjunktur vorhanden. Ein anderer Umstand, der zu ihren Gunsten vorgebracht werden kann, ist die Art der Preisbewegung. Ein großer Teil wichtiger Rohmaterialien und Fabrikate zeigt noch immer eine Tendenz nach wachsenden Preisen.

Besonders im Montangewerbe

ist diese Richtung zu beobachten. Die Berichte aus der Eisenindustrie sprechen von außergewöhnlich lebhafter Beschäftigung, die ohne gute Aufnahmefähigkeit des Konsums nicht möglich wäre. Im Inland und auf den internationalen Märkten sind in der letzten Zeit wiederholt die Preise wichtiger Sorten erhöht worden; und der Stahlwerkverband dankt die günstigen Prognosen, die ihm auch für die verstümmelte Fortexistenz gestellt werden, im wesentlichen der alle Sorgen bannenden Verfassung des geschäftlichen Verkehrs. Zweifellos wird der Grad der Beschäftigung nicht ungeschwächt anhalten. Industrielle des Rheinlandes haben, nach ihrer Meinung befragt, zugegeben, daß die besten Tage der Eisenindustrie nicht mehr bevorstehen, sondern bereits erlebt sind. Nun könnte ein Fallen der Kurven ohne fühlbare Wirkung bleiben, wenn sich die Grenzen der Absatzmöglichkeiten in einem nicht zu weit von der Linie der Produktion verlaufenden Kreise bewegten. Aber das ist nicht der Fall. Die Produktion ist durch die Neubauten und technische Verbesserungen auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, daß der Konsum eine außergewöhnlich große Elastizität besitzen müßte, um sich den Leistungen der anderen Seite ernstlich anpassen zu können. Die Gefahr besteht also in einer Hypertrophie der Kräfte ohne genügende Heilmittel. Und diese Ueberentwicklung ist auch in dem Umfang des Betriebskapitals zu erkennen. Der Kontokorrentkredit, den die Industrie bei den Banken genießt, muß bezahlt werden. Daß er nicht billig ist, sieht man an der lästigen Empfindung, die hohe Bankschulden hervorrufen. Ersetzt man sie durch Aktien oder Schuldverschreibungen, so wird die Basis der Rentabilität gedehnt und die Erlangung der notwendigen Zinsen erschwert.

Das Risiko des Wirtschaftskapitals

ist also mit dem Wachstum der Ziffern größer geworden und beeinträchtigt als stehender Gefahrenposten die Konjunktur. Man muß beachten, daß günstige Lebensbedingungen des Geschäfts weniger leicht wirksam werden können, wenn die Masse der zu erhaltenden Organisierung selbst für eine normale Existenz außergewöhnlich hohe Anforderungen stellt. Möglich ist, daß ein Verblassen des wirtschaftlichen Kaufes im Herbst oder Winter einigermaßen ausgeglichen wird durch das Resultat der amerikanischen Präsidentenwahl. Am 18. Juni findet die Nomination des republikanischen Kandidaten statt, und es wird dann entschieden sein, ob

Taft oder Roosevelt

die nächste Epoche des amerikanischen Wirtschafts-

lebens signieren wird. Sicher ist, daß der Kampf gegen die Trusts eine neue und nicht unvorteilhafte Note bekommen wird; denn die Behandlung einer so sensationellen Angelegenheit bedarf, nach der Erledigung der wichtigsten politischen Ereignisse in der nordamerikanischen Union, keines so starken Aufputzes mehr wie zu der Zeit, da die Affäre die Nummer eines Wahlprogramms bildete. Bei der Auseinandersetzung mit Trusts und Monopolen ist es nicht ohne Versager und Blamagen abgegangen. Der ärgste Reinfall war wohl der Griff in das Wespennest

der brasilianischen Kaffeevalorisation.

Der brasilianische Kaffeestaat Sao Paulo hat zum Besten der Pflanzer und seiner Finanzen ein wirtschaftliches Prinzip verwirklicht, das lebhafte Erörterungen nach sich zog. Um den Kaffeepreis zu „halten", sind mit Hilfe fremden Geldes bedeutende Mengen Kaffees aufgekauft und vom Markt abgesperrt worden. Dieser sogenannte Valorisationskaffee, der in verschiedenen Häfen des In- und Auslandes eingelagert wurde, sollte als Regulator des Marktes dienen. War Mangel an Waren, so durfte von diesen Vorräten verkauft werden. Bestand aber die Gefahr, daß der Kaffeepreis sich senken konnte, so mußten die Lagerbestände unter Verschluß bleiben. Es wurden dann sogar neue Quantitäten aufgekauft, um dem Markt den künstlichn Stempel der Knappheit zu verleihen. Für die Kaffeetrinker ist diese Preispolitik nicht gerade angenehm; aber die Valorisation blieb, allen Protesten zum Trotz, weil die brasilianische Regierung erklärte, daß die Gesundheit ihrer Finanzen wichtiger sei als die Wünsche der Konsumenten. Die amerikanische Regierung ist aber auf Grund des Shermangesetzes gegen den brasilianischen Kaffeetrust vorgegangen, um zu erzwingen, daß die in New-York lagernden Vorräte verkauft werden. Dieser Eingriff in die Vorrechte eines fremden Staates erregte Aufsehen. Das Antitrustgesetz gilt nur im Bereich der nordamerikanischen Union. Die südamerikanischen Republiken haben nicht den mindesten Anlaß, sich einem Gesetz der Vereinigten Staaten zu unterwerfen. Diese Ansicht wurde in Rio de Janeiro mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht; gleichzeitig aber wurde an die brasilianisch-amerikanischen Handelsbeziehungen erinnert, die durch eine Brüskierung wie den Angriff gegen den Kaffeetrust zweifellos nicht gewinnen würden Die Yankees haben nicht klug gehandelt, da sie sich selbst in ihrem Ideal,

der panamerikanischen Republik,

eine arge Schlappe zufügten. Brasilien wird seine Sympathien für den Panamerikanismus nach den Erfahrungen mit der Kaffeevalorisation gewiß nicht höher schrauben. Die Amerikaner sind von ihrer finanziellen Ueberlegenheit durchdrungen und glauben nicht an irgendeine ernste Gefahr, die sie treffen könnte. Dabei ist kein Land so häufig und in so regelmäßiger Wiederholung von Finanzkrisen heimgesucht worden wie gerade die nordamerikanische Union. Die Gefahr eines schädlichen Mißverhältnisses zwischen Umlaufmitteln und festgelegtem Kapital ist auch anderswo nicht gering. Man sieht an der allgemeinen

Entwertung der Staatspapiere,

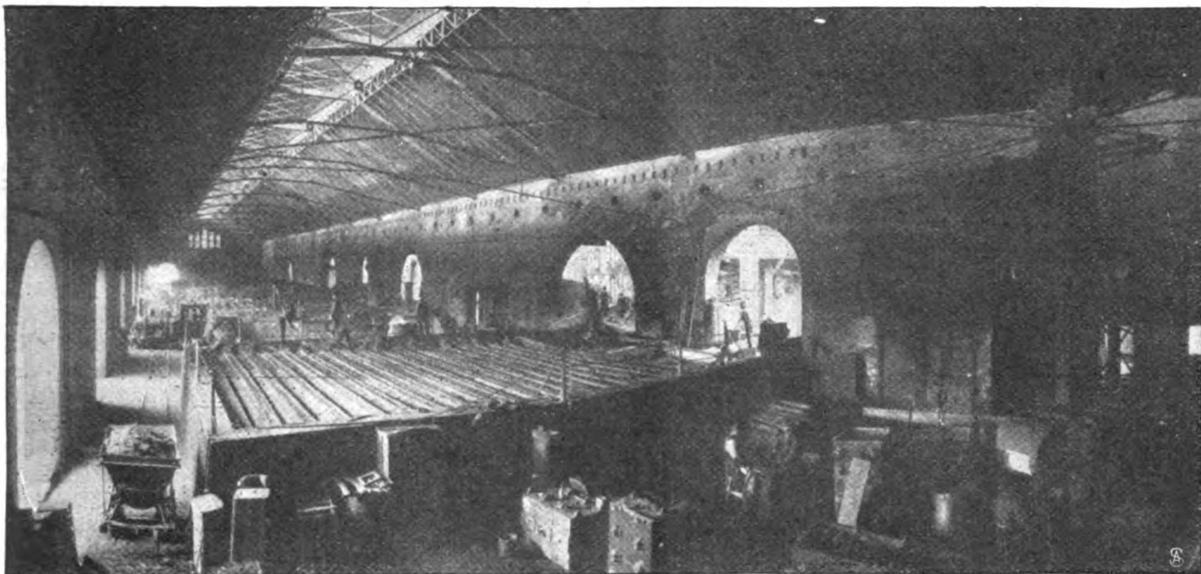
wie lebhaft das Geld nach rein wirtschaftlichen Chancen strebt und sich von der sicheren, aber niedrigen Verzinsung der Anlagepapiere zurückzieht. Da diese Erscheinung überall zu beobachten ist (in Deutschland, England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Schweiz), so muß die Folge eine allgemeine Umwälzung sein. Daß sie es ist, weiß man. Die Ursachen sind bekannt. Mit der Industrialisierung der Länder steigerten sich Geschmack und Verlangen nach hohen Zinsen. Das Leben ist teuerer geworden, aber auch Löhne und Gehälter wurden gesteigert, so daß der größere Aufwand ein gewisses Gegengewicht gefunden hat. Jedenfalls ist das Reifen der wirtschaftlichen Erkenntnis auf das Verhalten des Publikums zu den Rentenpapieren nicht ohne Einfluß geblieben. Man muß daran festhalten, um nicht zu falschen Schlüssen und verkehrten Reformideen zu kommen. Reformiert soll ja vieles werden. Unter anderem

Geist und Technik der Kursbewegung an der Börse.

Daß der angebliche Kurszettel kein Evangelium der Wahrheit darstellt, ist längst bekannt. Der Wunsch nach Beseitigung sichtbarer Mängel reicht weit zurück und hat schon früher zu praktischen Vorschlägen geführt. Aber alle Versuche scheiterten an der Notwendigkeit, den Einheitskurs unberührt zu lassen, der die einzige Garantie für Käufer und Verkäufer bildet.

Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Auslande.

Im Reichstagsgebäude tagte Ende Mai die Hauptversammlung Deutscher Flottenvereine im Auslande, die zahlreich, auch von Auslandsdeutschen, besucht war. Großadmiral von Köster eröffnete die Sitzung mit einer großzügigen Ansprache. Nachdem er das Blühen des Vereins geschildert, sprach er sein Bedauern darüber aus, daß die neue Flottenvorlage die Kreuzerforderung fürs Ausland verneinen lasse. Man solle nicht glauben, daß der Deutsche im Ausland viel gelte. Man müsse dort die deutsche Macht zeigen, um Geltung zu gewinnen. Kleine Kreuzer seien gewissermaßen ein Sinnbild deutscher Liebenswürdigkeit, deutsche Kraft dagegen werde durch Panzerkreuzer gezeigt. Durch ihr Erscheinen werde das Gefühl der Sicherheit gekräftigt, das Absatzgebiet geschützt. Je mehr Kreuzerschutz, desto mehr Nationalgefühl und desto besserer Industriemarkt. Der aber sei für die 15 Millionen deutscher Arbeiter nötig. Wir müssen dahin wirken, ein fliegendes Geschwader zu bekommen, das in der Heimat stationiert ist, aber überall erscheint, wo es brennt! Hierauf hielt Generalleutnant z. D. Freiherr von Gayl, der in den letzten vier Jahren die vier außereuropäischen Erdteile besuchte, einen Vortrag über „Das Deutschtum über See". Er erklärte darin, daß unsere Kolonien sich zwar in einem erfreulichen Aufschwunge befänden, aber keine Siedelungskolonien für Deutsche seien. Es lebten nur 20,500 Weiße in ihnen. Trotz mancher bestehenden Vorzüge könne er auch einer Auswanderung nach Nordamerika und nach britischen Kolonien nicht das Wort reden. Dagegen sei Südamerika für gesunde, arbeitswillige und landwirtschaftlich gebildete Leute sehr zu empfehlen. Hier sei die Möglichkeit des Gedeihens gegeben, auch blieben die Leute infolge besonderer Verhältnisse dort dem Deutschtum erhalten. Besonders sei dies den deutschen Schulen zu danken. Er empfahl dringend, alle die Faktoren zu stützen, die zur Erhaltung des Deutschtums beitrügen. Auch er forderte mehr Kreuzerschutz. Nachdem noch ein Vertreter aus Spanien die Grüße der dortigen deutschen Flottenvereine und ein Vertreter aus Brasilien den Dank und die Grüße der brasilianischen Vereine überbracht und wertvolle Anregungen für die Weiterarbeit gegeben hatte, wurde nach Erledigung von Vereinsangelegenheiten durch ein begeisterndes Schlußwort des Präsidenten des Vereins, Großadmiral von Köster, die Sitzung geschlossen.



Abstich am Hochofen. Roheisenerzeugung in Borsigwerk.

Borsigwerk in Oberschlesien.

Im Südosten des Königreichs Preußen, umschlossen von den Grenzbezirken Rußlands und Oesterreichs, liegt das an Naturschätzen so überaus reiche Gebiet von Oberschlesien. Es sind insbesondere die Kreise Kattowitz, Königshütte, Beuthen, Zabrze und Gleiwitz, an die sich noch Tarnowitz, Pleß und Rybnik anschließen.

In dieser Industriegegend leben nicht weniger als 1,236,000 Menschen auf rund 3580 Quadratkilometer, das ist eine Bevölkerungsdichte von 345 auf das Quadratkilometer, während die Durchschnittszahl für das gesamte Deutsche Reich 120 Menschen ist. Im Jahre 1871 wohnten dort erst 483,000 Menschen, so daß sich die oberschlesische Bevölkerung in vierzig Jahren um 156 Prozent vermehrt hat.

Vor allem ist es die in fast unschätzbarem Maße vorhandene Kohle, worauf die oberschlesische Industrie gegründet ist. Der Anteil Oberschlesiens an der deutschen Kohlenförderung beträgt 23 Prozent. Es waren 1910 nicht weniger als 34.5 Millionen Tonnen mit einem Werte von rund 300 Millionen Mark. Der dortige Kohlenbergbau beschäftigte 1910: 118,000 Arbeiter, einschließlich der 6000 weiblichen.

Dazu kommt in zweiter Reihe die oberschlesische Eisenindustrie, die im Jahre 1910: 41,173 Personen beschäftigte. Die Produktion betrug an Roheisen zirka 900,000 Tonnen im Werte von 55.9 Millionen Mark, an Eisen- und Stahlgießereiwaren zirka 74,000 Tonnen im Werte von 10.0 Millionen Mark und an Walzwerkfabrikaten zirka 800,000 Tonnen im Werte von 104.4 Millionen Mark.

An dritter Stelle steht die Zinkindustrie, die 1910: 24,367 Arbeiter beschäftigte und 140,000 Tonnen produzierte. Es ist dabei zu beachten, daß ganz Deutschland 220,000 Tonnen Rohzink erzeugt, und daß diese ungefähr die Hälfte der Weltproduktion an Zink sind.

Die vierte der großen oberschlesischen Industrien ist die Blei- und Silberindustrie, die an Blei 43,000 Tonnen produzierte, an Glätte 3000 Tonnen und an Silber 9.5 Tonnen. Alles zusammen im Werte von 13 Millionen Mark.

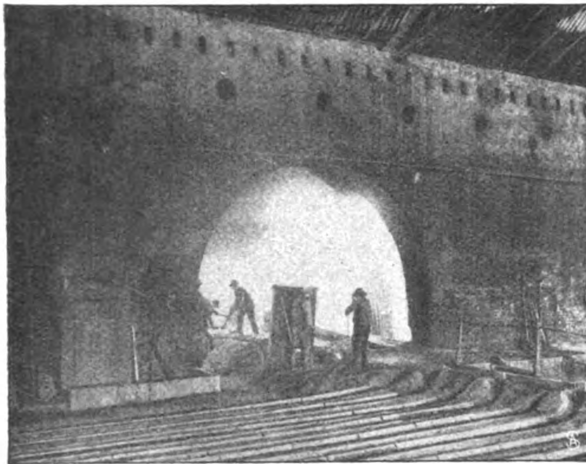
Trotzdem hat Oberschlesien mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Wasserverbindung ist trotz der Oderregulierung schlecht, die Grenzsperre von Rußland und Oesterreich durch die Zölle fast undurchdringlich. Die oberschlesische Kokskohle ist nicht besonders zu loben und hemmt die Eisenindustrie durch das im Verhältnis geringe Ausbringen an Koks. Dazu kommt, daß die Ergiebigkeit der oberschlesischen Eisenerzgruben ständig zurückgeht, und dauernd eine Einfuhr fremder und ausländischer Erze zur Notwendigkeit geworden ist, so daß nur etwa 20 Prozent von den 1.07 Millionen Tonnen Eisenerzen die im Jahre 1910 dort zur Verhüttung gelangten, auch aus Oberschlesien stammten.

Die Folge dieser Verhältnisse ist gewesen, daß die oberschlesischen Werke schon früh anfingen, alles aufzubieten, um zunächst wenigstens die Konkurrenz untereinander durch Verträge und Vereinbarungen auszuschalten.

So ist die oberschlesische Industrie stets genötigt gewesen, die Augen offenzuhalten, um ihren Platz an der Sonne zu behaupten.

Zu den Werken, die an erster Stelle zu nennen sind, wenn von der oberschlesischen Industrie gesprochen wird, gehören die Borsigwerke oder, genau gesprochen, die Firma: A. Borsig, Berg- und Hüttenverwaltung in Borsigwerk, O.-S., Besitzer: Kommerzienräte Ernst und Konrad von Borsig in Berlin.

Die Gründung der oberschlesischen Borsigwerke geht zurück auf den Gründer der Firma August Borsig, der vor seinem im Jahre 1854 erfolgten Tode noch die Vorbereitungen zu den Bergwerks- und Hüttenunternehmungen in Oberschlesien getroffen hatte.



Abstich am Hochofen.

Unter seinem Sohne Albert Borsig kam die teilweise Uebersiedelung bald in Fluß. Albert Borsig brachte auf seinen oberschlesischen Besitzungen seit 1862 den Steinkohlenbergbau in Betrieb und seit 1865 die beiden ersten Hochöfen. Die Erkenntnis, daß der Hüttenbetrieb in Moabit auf die Dauer nicht zu halten sein würde, bestimmte ihn, in der Zeit von 1864—1868 auf Borsigwerk in Oberschlesien auch ein Puddelwerk nebst Hammerwerk sowie ein Stabeisen- und Blechwalzwerk zu erbauen. Diese Werke kamen Ende 1868 bis 1869 in Gang, und um sie gleich von Anfang an in flotten Betrieb zu bringen und auf die Herstellung besserer Qualitäten einzurichten, wurden in dieser Zeit die vorzüglichsten Hüttenarbeiter des Eisenwerks — im ganzen 131 Familien — von Moabit nach Oberschlesien übergeführt.

Dies erforderte auf Borsigwerk die Errichtung einer Arbeiterkolonie, die in bezug auf Behaglichkeit und Sauberkeit ihrer Wohnungen den Ankömmlingen vollen Ersatz für das bot, was sie in der alten Heimat aufgaben.

Diese sämtlichen Neuanlagen wurden von Albert Borsig von vornherein in so großem Stil und mit solcher Eleganz der Ausstattung ausgeführt, wie man sie, zumal damals, kaum auf irgendeinem Hüttenwerke anzutreffen gewohnt war.

Zu diesem Bergwerks- und Hüttenbetriebe der Firma Borsig in Oberschlesien gesellte sich im Jahre 1872 noch ein Siemens-Martin-Stahlwerk hinzu.

Albert Borsig starb unerwartet früh, wie sein Vater 1878. Von seiner Tätigkeit, soweit sie die schlesischen Werke betrifft, sei hier noch erwähnt, daß diese sich in erster Linie mit der Herstellung von schweißeisernen Qualitätsblechen befaßten, die sehr bald den besten englischen Marken, den berühmten Lowmoor-Blechen vollkommen ebenbürtig waren. Dieser Zweig der Schweißeisenfabrikation hat sich in Borsigwerk auch länger am Leben erhalten als anderswo und lieferte noch immer ein vorzügliches Produkt, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die rheinisch-westfälischen Hüttenwerke schon vollständig aufgehört hatten, schweißeiserne Kesselbleche herzustellen.

Als Anfang der siebziger Jahre die ersten Versuche gemacht wurden, das Siemens-Martin-Flußeisen für den Kesselbau zu verwenden, da hat Borsigwerk auch dessen Produktion mit größter Sorgfalt und besonderem Eifer in die Hand genommen, und seine flußeisernen Kesselbleche sind wegen ihrer Gleichmäßigkeit, Weichheit und Schweißbarkeit von jeher berühmt gewesen.

Der Borsigwerke Berg- und Hüttenbetrieb nahm einen überraschenden Aufschwung, als Arnold Borsig, der älteste der drei Brüder, auf Borsigwerk seinen Wohnsitz nahm und mit der ihm eigenen Begeisterung seit 1894 an die Arbeit ging.

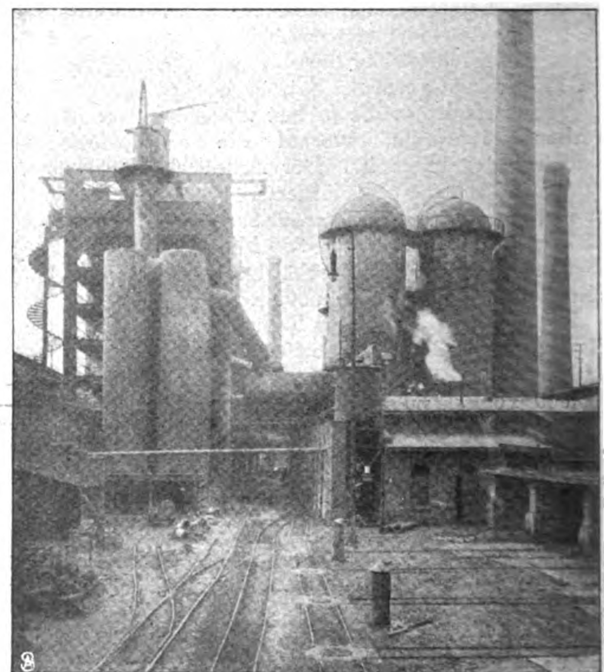
Mit klarem Blick überschaute er den Stand der Dinge und begann sein Werk an der rechten Stelle, im Grubenbetrieb, weil hier durch Regulierung des Besitzstandes, Ausführung der notwendigsten technischen Verbesserungen und durch gesteigerte Förderung am schnellsten eine Erhöhung der Erträgnisse zu erzielen war, die den weiter geplanten Neuanlagen und Verbesserungen als Grundlage dienen sollten.

Seine Tätigkeit zeigte ihre Wirkung darin, daß von 1894 ab die Jahresproduktionen der einzelnen Betriebe — mit Ausnahme der absichtlich eingeschränkten Stabeisenfabrikation — durchweg eine sehr beträchtliche Zunahme aufweisen.

Da fiel er 1897 einer Gasexplosion in der Hedwigwunschgrube zum Opfer, als er eingefahren war, um aus einem dort befindlichen Brandfelde Proben der Verbrennungsgase zu entnehmen.

Erst ein Jahr später gelang es den beiden jüngeren Brüdern Ernst und Konrad Borsig, die Leitung der oberschlesischen Borsigwerke in die Hände eines Mannes, des Generaldirektors Adolf Märklin, zu legen, der die von Arnold Borsig begonnenen Arbeiten kraftvoll weiter führen konnte.

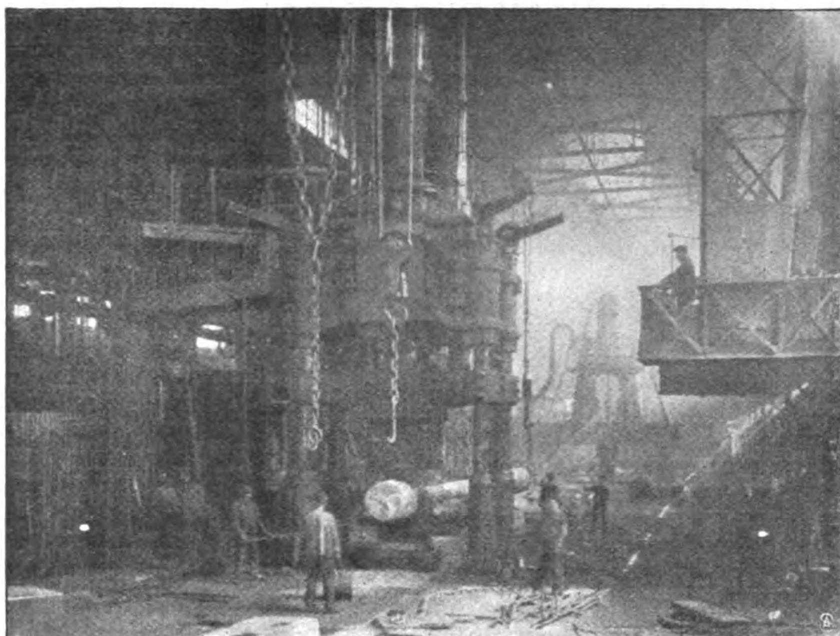
Heute umfaßt nun das oberschlesische Werk 1. den Bergwerksbetrieb und 2. den Hüttenbe-



Hochofenwerk mit Cowperapparaten (steinerne Winderhitzer).

trieb, der wiederum zerfällt in: Hochofenwerk, Puddel- und Walzwerk, Stahlwerk, Schmiede- und mechanische Werkstatt und Konstruktionsbureau.

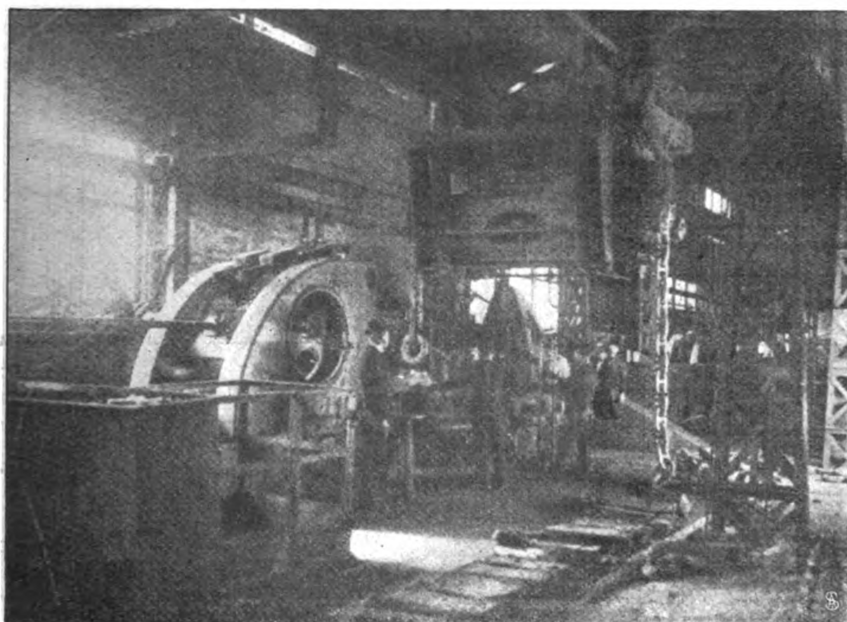
Zum Bergwerksbesitz gehören die Steinkohlengruben: Hedwigswunsch, Berthawunsch, Gute Hedwig, Maria Anna II, Ludwigsglück I. Borsig I, Johann August II und Altenberg II. Die gesperrten Felder sind von den Gewerkschaften gleichen Namens gepachtet. Von Altenberg II gehören 61 Kuxe der Firma A. Borsig, die übrigen 61 sind von dem Grafen v. Ballestrem angepachtet. Die ganze Förderung erfolgt zurzeit für alle diese Felder durch die Förderschächte auf Hedwigswunsch und Ludwigsglück. Die Jahresförderung, die für diese beiden Anlagen 1900: 508,174 Tonnen bzw. 3512 Tonnen betrug, wies für 1910 893,257 bzw. 416,163 Tonnen auf. Die Anlagen des Hüttenbetriebes sind auf einem gegen Erbpacht angekaufteu, etwa 18 Hektar umfassenden Grundstück erbaut.



Hydraulische Schmiedepresse (2300 t). Borsigwerk O.-Schl.

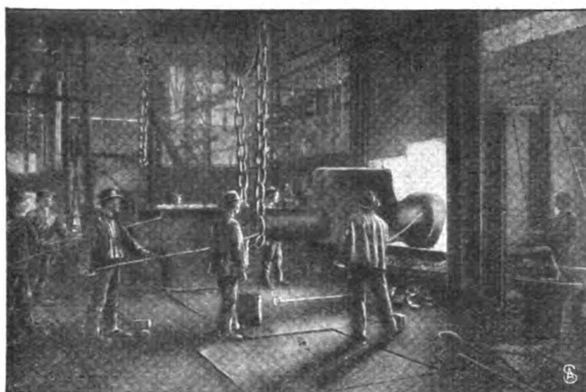
Das Hochofenwerk mit Gießerei und Kokerei nebst Teer- und Ammoniakfabrik verarbeitet: oberschlesische Brauneisenerze, schwedische Magneteisensteine, Siegerländer Rostspate, nassauische Roteisensteine, Kriovirog-Erze, südrussische Manganerze, Schwefelkiesabbrände und Eisenschlacken. Die im Jahre 1897 begonnene Koksofenanlage mit 76 Oefen Dr, Ottoschen Systems mit Gewinnung von Teer, Ammoniak und Benzol und die 1907 auf 121 erweiterte Koksofenanlage deckt den ganzen Koksbedarf für die zurzeit in Betrieb befindlichen drei Hochöfen. Die jährliche Roheisenproduktion der Borsigwerker Hochöfen beträgt etwa 80,000 Tonnen, die Koksproduktion beträgt etwa 100,000 Tonnen.

Das Puddelwerk, Stabeisen- und Blechwalzwerk kam 1868 in Betrieb, wobei die schon erwähnten 131 besonders tüchtigen Arbeiter aus Moabit nach Borsigwerk übersiedelten. Das Puddelwerk betreibt heute 12 Puddelöfen, 2 Luppenhämmer zu 2250 kg Bärgewicht, 1 Luppenwalze, 1 Schere, 1 Luppenprobiermaschine. — Das Walzwerk umfaßt: 1 Walzenstraße für Feineisen, 1 solche für mittleres Grobeisen, 3 Blechwalzenstraßen, 2 Reversier-Walzenzugmaschinen, 1 liegende Walzenzugmaschine, 2 stehende Walzenzugmaschinen, 15 Wärm- und Schweißöfen, 3 Glühöfen, 2 Dampfhämmer von 6000 und 3500 kg Bärgewicht, 10 Scheren, 1 Kreissäge, 10 Kräne, endlich zahlreiche Werkzeugmaschinen.



Kettenwalzwerk III. Borsigwerk O.-Schl.

Das Bördel- und Preßwerk enthält: 7 hydraulische Pressen für Kesselböden, Artillerie-Materialien, Preßteile für Waggonbau usw., 1 hydraulische Akkumulatorenanlage mit 100 Atmosphären Betriebsdruck und 1 solche für 200 Atmosphären, 1 Dampfpresse, 5 Warmöfen, 19 Schweiß-, Schmiede- und Bördelfeuer mit hydraulischen und elektrischen Kränen, 1 fahrbaren Dampfkran, 1 Blech-



Am Glühofen (Neues Hammerwerk).

kantenhobelmaschine, 1 Blechbiegewalze, 10 Fräs- und Bohrmaschinen für die Bearbeitung von Kesselböden und anderen Preßteilen u. a.

Die Wassergas-Schweißerei und das damit verbundene Wellrohr-Walzwerk sind im Jahre 1911 fertiggestellt und mit den besten zur Zeit vorhandenen Einrichtungen ausgerüstet, mit zwei mechanischen Schweißstraßen nebst zugehörigen Kränen, einer Biegemaschine von 8½ m Walzenlänge, einem Wellrohr-Walzwerk nebst Ofen und Chargierwagen, einem Chargier-Kran, einer Kantenanbiegepresse, Kopfwalze, allen erforderlichen Bearbeitungsmaschinen und einer Rohrpresse.

Diese Anlage ist so eingerichtet, daß alle Grobblechschweißarbeiten bis zu den größten auf der Eisenbahn transportierbaren Abmessungen in der vorzüglichsten Weise hergestellt werden können.

Das Kettenwalzwerk ist in den Jahren 1905/6 gebaut und fabriziert nach einem patentierten Verfahren auf vollkommen mechanischem Wege, ohne jede Handarbeit gewalzte Ketten, speziell Ankerketten von 30—90 mm Gliedstärke für die Kriegs- und Handelsmarine in einer Qualität, die allen bisher am Markte befindlichen Ketten bei weitem überlegen ist. Es sind vorhanden: 3 Kettenwalzwerke, 3 Oefen, eine Zerreißmaschine von 550 Tonnen, eine Reckmaschine von 300 Tonnen nebst allen zugehörigen hydraulischen, elektrischen und pneumatischen Einrichtungen.

Das Hammerwerk, Bandagenwalzwerk und die mechanische Werkstatt enthalten: 16 Dampfhämmer von 15,000 bis 1000 kg Bärgewicht, 1 Schmiedepresse von 2300 Tonnen Preßdruck, 1 Bandagenwalzwerk, 13 verschiedene Kräne von 1500 bis 45,000 kg Tragkraft, 4 Stoßwerke, 8 Hobelmaschinen, 30 Drehbänke bis aufwärts zu 24 m Dreh- und Bohrlänge, 2 Kurbelzapfen-Drehapparate und zahlreiche andere Werkzeugmaschinen zum Fräsen, Bohren und Sägen, 64 Elektromotoren.

Das Stahlwerk und die Stahlformgießerei besteht aus dem alten Stahlwerk, das 1872 errichtet und 1898 umgebaut wurde, und dem neuen Stahlwerk, das im Jahre 1900 eröffnet worden ist.

Das neue Stahlwerk enthält: 4 basische Siemens-Martin-Oefen von je 26 Tonnen Gehalt mit elektrisch betriebenen Gießwagen von 30 Tonnen Tragkraft, 1 Probierhammer, 4 hydraulische Kräne zu je 8 Tonnen Tragkraft, je 1 elektrischer Laufkran zu 10 und 30 Tonnen Tragkraft, 1 Lokomotivkran zu 6 Tonnen Tragkraft, 2 hydraulische Aufzüge zu 10 Tonnen Tragkraft, 2 Pumpenmaschinen und Akkumulatoren und 31 Elektromotoren.

Das alte Stahlwerk nebst der Stahlformgießerei und Appreturwerkstätte zählt: 2 Siemens-Martin-Öfen zu je 18 Tonnen Gehalt und 1 Tiegelofen, 2 hydraulische Kräne zu 10 bzw. 5 Tonnen Tragkraft, 5 elektrische Laufkräne zu 30, 10 bzw. 5 Tonnen Tragkraft, 4 kleine Drehkräne und eine Anzahl Werkzeugmaschinen.

Die Produktion an Blöcken und Stahlformguß beträgt gegenwärtig etwa 100,000 Tonnen.

Außerdem besitzt Borsigwerk eine elektrische Kraftzentrale, eine Zentralkondensation, eine Wasserstation und eine Gasanstalt.

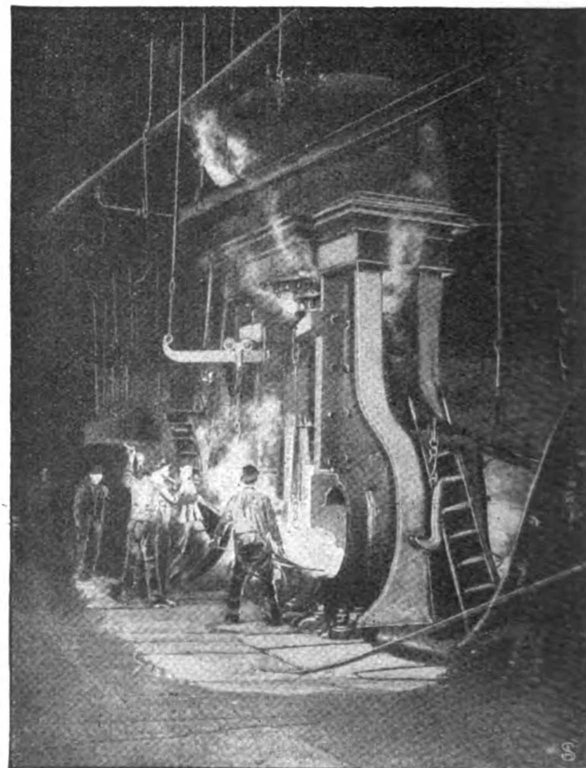
Das Werk verfügt ferner über einen normalspurigen Eisenbahnanschluß nach Bahnhof Borsigwerk sowie innerhalb des Werkes über eine Schmalspurbahn mit 16 km Gleislänge.

Dazu kommt noch eine dem Ganzen angepaßte Reparaturwerkstätte, ein chemisches Laboratorium und eine mechanisch-technische Versuchsanstalt.

Das Werk beschäftigt im ganzen 7630 Angestellte, davon 7300 Arbeiter.

Die Kolonie Borsigwerk umfaßt 143 Wohnhäuser für Beamten- und Arbeiterfamilien mit zusammen 1661 Wohnungen, ferner 7 Arbeiter-Logierhäuser für 849 unverheiratete Arbeiter sowie ein Hüttengasthaus mit schöner Parkanlage.

Wohlfahrtseinrichtungen der mannigfaltigsten Art tragen dazu bei, das Verhältnis der Firma zu ihren Angestellten harmonisch zu gestalten. Dr. J. D.



Altes Hammerwerk. Borsigwerk O.-Schl.

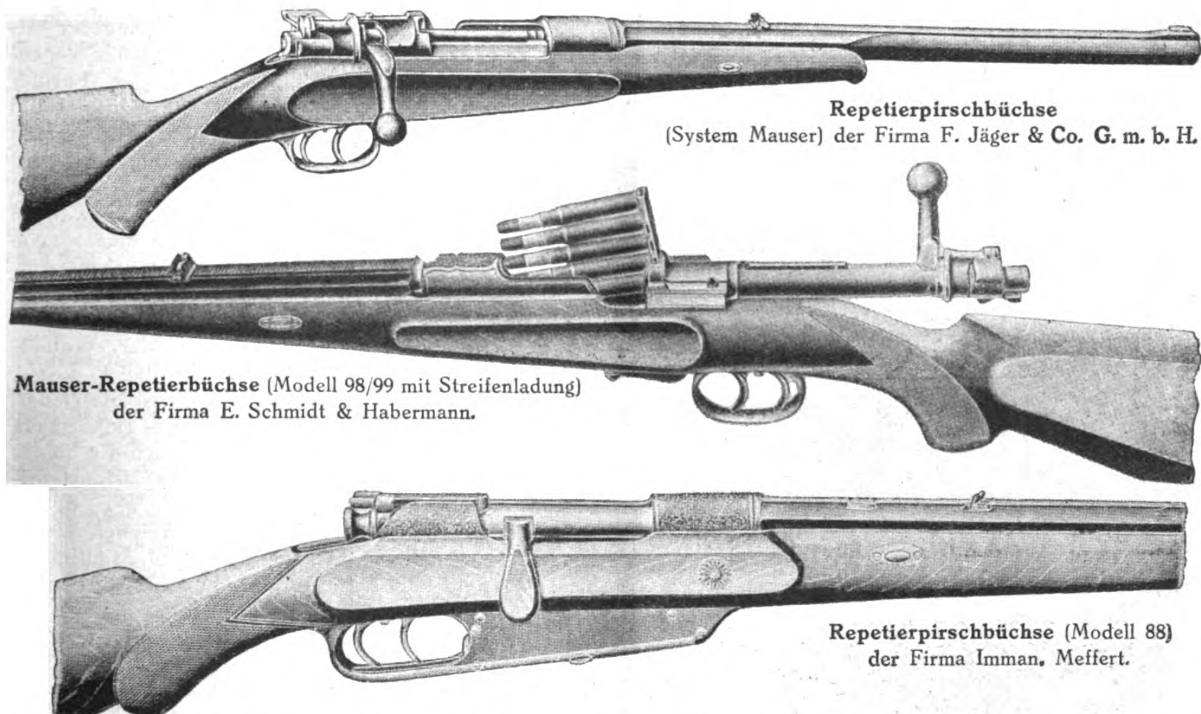
Die Suhler Waffenindustrie.

Von Hans Dominik.

In unserem deutschen Vaterlande finden sich hier und dort Siedlungen ganz bestimmter Industrien, die an Ort und Stelle gewissermaßen autochthon entstanden und schon seit Jahrhunderten ansässig sind. So ist es beispielsweise mit der Uhrenindustrie im Schwarzwalde, mit den Glasbläsereien im Böhmerwald und so auch mit der Handfeuerwaffenindustrie im thüringischen Städtchen Suhl.

Das Schießpulver ist ja zweifellos eine deutsche Erfindung. Nach alledem, was wir darüber wissen, hat ein Franziskanermönch Berthold, nach seiner chemischen Beschäftigung, die ihm Hände und Gesicht wohl oft übel färbte, der schwarze Berthold geheißen, in der ersten Häfte des vierzehnten Jahrhunderts die zeitig, sich der neuen Technik zuzuwenden. So existieren aus dem vierzehnten und dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ganz eigenartige Waffen, die sogenannten Handrohre. Reguläre Streitäxte, deren Schaft jedoch als eisernes Hohlrohr ausgebildet war und eine gehörige Pulverladung nebst gehacktem Blei aufnehmen konnte.

Von diesem Anfang führt die Entwicklung durch ein halbes Jahrtausend zu den modernen Handfeuerwaffen. Es sind technische Fortschritte und Vollkommenheiten erreicht worden, die gerade dann überraschend und überzeugend wirken, wenn wir jene ersten unvollkommenen Waffen betrachten. Durch das halbe Jahrtausend hindurch aber ist die



Repetierpirschbüchse (System Mauser) der Firma F. Jäger & Co. G. m. b. H.

Mauser-Repetierbüchse (Modell 98/99 mit Streifenladung) der Firma E. Schmidt & Habermann.

Repetierpirschbüchse (Modell 88) der Firma Imman. Meffert.

treibende Kraft des Pulvers gefunden. Wohl mag er dabei nach alten griechischen Rezepten gearbeitet haben. Aber sicher ist es doch, daß die von ihm zubereitete Mischung von Schwefel, Salpeter und Kohle eine ganz andere Kraft und Wirkung entwickelte als das griechische Feuer.

Freilich verlangte es auch eine andere Behandlung. Man durfte es nicht frei abbrennen, sondern mußte es in widerstandsfähige Röhren einschließen. Nur wenn es im enggeschlossenen Raum zur Explosion gelangte, entwickelten seine Gase die gewünschte Triebkraft.

Die deutschen Waffenschmiede machten sich früh daran, diese Eigenschaft auch für leicht transportable, für sogenannte Handfeuerwaffen auszunutzen. Die Herren Schwertfeger und Harnischschmiede spürten wohl, daß ihrer alten Kunst von dem neuen Mittel eine schlimme Konkurrenz drohte, und beschlossen Technik und Industrie der Handfeuerwaffen besonders in Deutschland heimisch geblieben, und in Suhl finden wir eine der ältesten geschlossenen Ansiedlungen.

Zwei Arten von Handfeuerwaffen sind heute zu unterscheiden. Die Kriegswaffen für die Armeen, also Armeegewehre und Revolver auf der einen Seite, die Jagd- und Sportwaffen auf der anderen Seite. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Armeewaffe immer ein Gegenstand von Massenlieferungen sein wird, die nach Hunderttausenden, ja nach Millionen von Exemplaren zählen. Deshalb hat sich dieses Zweiges der Waffentechnik die Großindustrie bemächtigt und stellt diese Waffen unter Benutzung der sogenannten Massenpräzisionsfabrikation nach ganz bestimmten Grundsätzen her.

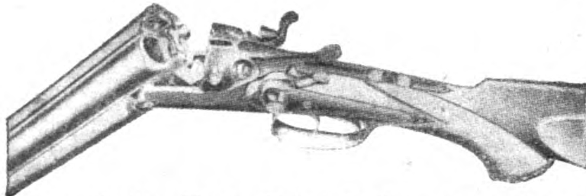
Im Gegensatz dazu wird die Lieferung von Waffen für private Zwecke naturgemäß immer nur mit geringeren Mengen zu rechnen haben. Das könnte zu-



Zimmerstutzen (Vertikal-Blockverschluß)
der Firma Imman. Meffert.



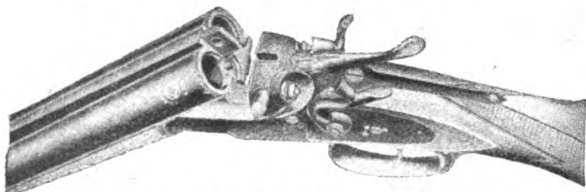
Selbstspanner-Drilling mit Simson-Jäger-Verschluß
der Firma F. Jäger & Co., G. m. b. H.



Greener Drilling Marke „Extra" der Firma Imman. Meffert.



Drilling, System Karl, der Firma Schmidt & Habermann.



Doppelflinte mit Hähnen der Firma Imman. Meffert.



Hahn-Drilling der Firma Schmidt & Habermann.



Selbstspanner-Doppelflinte der Fa. F. Jäger & Co., G.m.b.H.

nächst als Uebelstand und Hindernis einer gedeihlichen Entwicklung erscheinen. Aber dafür liegen die Verhältnisse anderseits wieder desto vorteilhafter. Die Kriegswaffe ist kein Luxusgegenstand, sondern eine bittere Notwendigkeit. Sie muß einheitlich und möglichst billig hergestellt werden, und wenn es im Soldatenlied auch sehr schön und poetisch heißt, daß das Gewehr die Braut des Soldaten ist, so ist der Standpunkt der Füsiliere Müller und Schulze ihren Flinten gegenüber doch ein wesentlich anderer als etwa der eines wohlhabenden Privatmannes gegenüber seinen kostbaren Jagdwaffen. Der Füsilier muß nehmen, was ihm vom Staat in die Hand gegeben wird. Der Privatmann wird sich seine Waffen nach eigenem Gefallen aussuchen. Er wird Wünsche, oft recht weitgehende Wünsche äußern. Aber er ist auch in der Lage, dafür etwas aufzuwenden und seine Wünsche haben der Industrie immer neue Anregung gegeben, haben ihr zu erfreulichem Aufschwung verholfen.

Durchschreiten wir nach diesen Vorbemerkungen die Anlagen der wichtigsten Suhler Waffenfabriken, die Etablissements von F. Jäger & Co. G. m. b. H., J. P. Sauer & Sohn, von Ernst Steigleder, von Immanuel Meffert, von E. Schmidt & Habermann und von anderen. Da finden wir, daß auch die Suhler Industrie sich die Erfahrungen der Präzisionsfabrikation wohl zunutze gemacht hat. Wir durchschreiten die Räume, in denen auf sinnreichen Werkzeugmaschinen die stählernen Läufe für Jagdflinten, Teschings und kurzläufige Waffen gebohrt werden, in denen auf Fräs- und Hobelmaschinen die einzelnen Teile der kunstreichen Schlösser gefertigt werden. Und wir müssen zunächst unsere Anschauungen von Größen und Maßen revidieren, müssen lernen, daß das tausendstel Millimeter hier das Grundmaß ist, daß eine Differenz von einem hundertstel Millimeter bereits eine grobe Ungenauigkeit bedeutet, die in der Waffenfabrikation nicht vorkommen darf. Auch die Privatwaffen werden ungemein präzis gearbeitet. Auch hier gilt das Gesetz von der unbedingten Austauschbarkeit aller Teile. Irgend ein Schloßteil irgend eines Gewehres muß unbedingt auch in das Schloß jeder anderen Waffe derselben Type passen.

So werden die Teile zunächst nach bewährtem Verfahren hergestellt. Dann freilich setzt eine Arbeit ein, welche die Kriegswaffentechnik nicht kennt, nämlich die Verschönerung und Verzierung der Waffen. Unsere Illustrationen geben genugsam Beispiele für diese Verzierung. Als besonders prägnant seien davon nur genannt die feine Taubenflinte von Schmidt & Habermann, der Selbstspannerdrilling von Meffert und die Selbstspannerdoppelflinte mit Simson-Jäger-Verschluß und selbsttätigem Ejektor von F. Jäger.



Automatische Schrotflinte „Browning"
der Firma E. Schmidt & Habermann.



Hammerleß-Doppelbüchse
der Firma Schmidt & Habermann.



Herold-Büchse der Firma F. Jäger & Co. G. m. b. H.



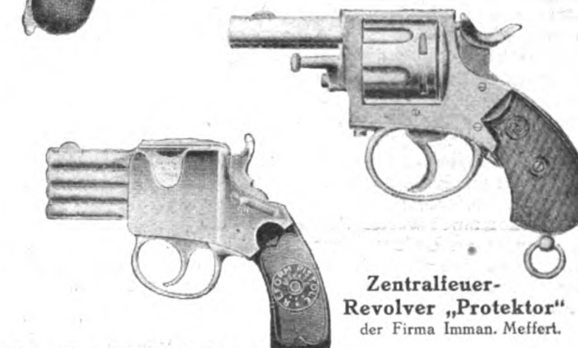
Büchsflinte mit Hähnen
der Firma Imman. Meffert.



Scheibenpistole
der Firma Schmidt & Habermann



Scheibenpistole
der Firma Schmidt & Habermann.



Zentralfeuer-Revolver „Protektor"
der Firma Imman. Meffert.

Repetierpistole „Reform"
der Firma Schmidt & Habermann.

Die Verzierung darf jedoch niemals die Güte einer Waffe beeinträchtigen. Deshalb kommen beispielsweise die sogenannten echtdamaszierten Läufe immer mehr ab und werden nur noch auf besonderen Wunsch geliefert. Denn um einen Stahl damaszieren zu können, d. h., um durch Ätzung auf seiner Oberfläche die bekannten Damaszener Figuren hervorzurufen, ist es ja Bedingung, daß der Stahl nicht homogen sein darf. Er muß vielmehr aus miteinander verschweißten und verschmolzenen Stahl- und Eisenschichten bestehen, die eben von der Säure verschiedenartig angegriffen werden und daher eine Zeichnung entstehen lassen. Unsere heutige Technik liefert aber homogene Gußstähle, beispielsweise den Ehrhard-Stahl, den Kruppschen Spezial-Gewehrlaufstahl, den Wittener Excelsior-Stahl und andere mehr. Diese Stahlsorten sind dem Eisenstahlgemisch der alten Büchsen unendlich überlegen. Aber bei einer Ätzung geben sie auch kein Bild. Hier wird die fortschreitende Technik auch den Geschmack ändern und der ganz gleichmäßig brünierte Lauf wird in Zukunft als der schönste gelten. Durch die Schönheit darf eben die Leistungsfähigkeit nicht beeinträchtigt werden. Denn auch die Privatwaffen werden vor dem Verkauf in den staatlichen Beschußanstalten einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und müssen hervorragende Leistungen zeitigen.

Die Tragweite und Durchschlagskraft auch der Jagdwaffen ist heute eine gewaltige. Und der Privatmann kann sich zu ihrer vollen Ausnutzung eines Mittels bedienen, welches dem Soldaten bisher noch versagt ist, nämlich des Zielfernrohres. Jeder Schütze weiß wohl, daß das Zielen über Korn und Kimme sehr schnell seine Grenzen findet, daß beispielsweise auf dreihundert Meter Entfernung ein Rehbock verzweifelt klein aussieht und ein sicherer Schuß sehr schwer ist. Das Zielfernrohr, dessen Vergrößerung bei genügender Lichtstärke bis zum Sechsfachen geht, bringt beispielsweise das dreihundert Meter entfernte Ziel auf den sechsten Teil, d. h., auf fünfzig Meter heran und gestattet so vorzügliche Trefferleistungen. Hier ist die Privatwaffe der Kriegswaffe weit voraus.

Nach den Jagdwaffen sind die Sportswaffen zu nennen, die Waffen für die Scheibenstände, dann weiter die kleinkalibrigen langläufigen Waffen, die Stutzbüchsen und Teschings. Unsere Abbildungen geben auch Beispiele dieser Fabrikate der Suhler Waffenindustrie.

Und endlich die eigentlichen Verteidigungswaffen, die Revolver, Pistolen und die Browning-Pistolen. Kleine handliche Waffen, so winzig, daß man beispielsweise den Baby-Browning noch in der Westentasche tragen kann. Und doch gewaltige Verteidigungsmittel. Kann man aus solcher Liliputwaffe doch in anderthalb Sekunden sieben Schüsse herausgeben, und durchschlägt die Kugel doch auf **100 m noch ein 4 cm starkes Tannenbrett.**

Besser, als Beschreibungen es vermögen, geben wohl unsere Abbildungen eine Vorstellung von den Leistungen der Suhler Waffenindustrie. Diese Bilder zeigen die Fabrikate. Sie beweisen aber auch ferner, daß diese Waffen auch im Auslande weite Verbreitung gefunden haben und daß sie bei der Jagd auf Tiger und Elefanten in den Tropen ebenso gute Dienste leisten wie bei derjenigen auf das heimische Hirsch- und Rehwild.

Handel und Verkehr.

Doktor der Handelswissenschaft. Mit dem Sommersemester 1912 trat in Bern eine neue Organisation ins Leben: der juristischen Fakultät der Universität Bern ist eine handelswissenschaftliche Abteilung (Abteilung für Handel, Verkehr und Verwaltung) angegliedert worden. An der Spitze dieser Abteilung steht der ordentliche Professor für Handelswissenschaften und Nationalökonomie Weyermann (vordem außerordentlicher Professor in Freiburg i. Br.). Die handelswissenschaftliche Abteilung der Universität Bern ist, wie dem B. T. geschrieben wird, keine exklusive Bildungsanstalt für Kaufleute, sondern sie ist zugleich eine höhere Verkehrs- und Verwaltungsschule; sie stellt sich die Aufgabe, Beamte auszubilden. Sie ist eine schweizerische Bildungsanstalt im vollen Sinne des Wortes. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß Ausländer nicht studieren könnten, sondern es ist lediglich gemeint: diese Anstalt ist eingerichtet entsprechend den Anforderungen der Verhältnisse der Schweiz, das schweizerische Rechts- und Wirtschaftsleben bildet hauptsächlich die Grundlage des Studiums und der Prüfungen. In diesem Sinne ist sie eine nationale Bildungsanstalt. Schweizerische Kaufleute und Beamte sollen hier ihre Ausbildung erfahren können. Der Lehrplan ist mannigfaltig. Er enthält: Nationalökonomie und Handelswissenschaften, schweizerische Wirtschaftskunde, angewandte Mathematik, Wirtschaftsgeographie und Völkerkunde, Sozialpolitik, Rechtsenzyklopädie, allgemeines schweizerisches und kantonales Verwaltungsrecht, Völkerrecht und Konsularwesen, Handels- und Wechselrecht, Gewerberecht, Versicherungsrecht, Schuldbetreibungs- und Konkursrecht. Außer den Vorlesungen sind verschiedene Seminarübungen vorgesehen, und zwar Uebungen theoretischer und praktischer Natur. Die handelswissenschaftliche Abteilung wird die Würde eines Doctor oeconomiae (der Handelswissenschaft) erteilen. Der Doktorand hat mündliche und schriftliche Prüfungen zu bestehen und eine Doktordissertation abzufassen. Mit Bezug auf die Doktorprüfung ist noch folgendes zu bemerken: man darf keineswegs die Immatrikulationsbedingungen mit den Zulassungsbedingungen zum Doktorexamen identifizieren, denn sie sind nach dem Reglement zwei verschiedene Dinge. Damit den Kaufleuten und den Beamten, die nicht im Besitze eines Reifezeugnisses sind, die Gelegenheit geboten wird, sich auszubilden, ist die Immatrikulation auch ohne Reifezeugnis möglich. Der Doktorand hat ein Maturitätszeugnis oder ein gleichwertiges Zeugnis vorzulegen. Als gleichwertiges Zeugnis wird auch betrachtet das Diplom einer Handelshochschule; die Immatrikulation an einer Handelshochschule gibt aber an sich keineswegs das Recht, in Bern zum Doktorexamen zugelassen zu werden. Außerdem muß auch der Inhaber des Diploms einer Handelshochschule mindestens zwei Semester seiner Studienzeit an der juristischen Fakultät in Bern zugebracht haben, um zum Doktorexamen zugelassen zu werden. Die Zulassungsbedingungen zum Doktorexamen sind streng. Die neue Organisation ist eine Bildungsanstalt für fleißige Leute, und in diesem Sinne wird sie mit der Zeit ausgebaut und vervollkommnet werden.

Mangel an Unternehmungsgeist der Deutschen in Brasilien. In den Deutsch-Brasilianischen Blättern, die von der Deutschen Zeitung Sao Paulo herausgegeben werden, finden wir folgende, nicht unberechtigt scheinende Klage: „Es ist schon viel darüber geklagt worden, daß das deutsche Kapital sich in Brasilien so sehr zurückhaltend zeigt, während die Franzosen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich hier an allen möglichen Unternehmungen zu beteiligen. Das trifft aber nur insofern zu, als es sich um größere Konzessionen, Bahnbauten usw. handelt, und von allen stehen die Franzosen in erster Linie, worauf sie sich ganz besonders viel einbilden und wofür sie außerdem zum Danke ein größeres Entgegenkommen beanspruchen als die übrigen Länder. Daß ihnen dies aber nicht zugestanden wird, haben die Franzosen schon wiederholt erfahren müssen. Bei solchen Gelegenheiten kann man in den französischen Blättern immer wieder lesen, wieviel Geld die Franzosen bereits in Brasilien angelegt haben, wieviel Brasilien noch in Frankreich werde aufnehmen müssen, und es folgt dann gewöhnlich die Drohung, daß Frankreich seine Tasche zuhalten werde, falls Brasilien sich nicht koulanter zeige und den französischen Wünschen nicht besser Rechnung trage."

Die Kap-Kairo-Bahn. Eine Übersicht über den heutigen Stand der Kap-Kairo-Bahn gibt Geh. Oberbaurat Baltzer in der Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen. Fertiggestellt sind von der Südstrecke bis jetzt 3488 km mit 1.067 km Spurweite, und zwar führt die Bahn von Kapstadt über Kimberley, Mafeking, Buluwayo, Broken Hill bis zur Grenze des Kongo-Staates und von dort noch 242 km bis nach Etoile du Congo, dem wichtigen Mittelpunkt des Bergbaubezirkes Katanga. Im Kongo-Gebiet ist die Strecke Etoile du Congo-Kambove-Bukama im Bau begriffen, daran schließt sich die obere Haltung des schiffbaren Lualaba-Flusses von Bukama bis Kongolo an; von hier aus erstreckt sich eine fertige Bahnlinie bis Kindu, von wo aus wieder der Kongo bis Ponthierville benutzt wird. Die Bahnstrecke von Ponthierville nach Stanleyville ist ebenfalls schon im Betrieb. Die gesamte Verbindung von Etoile du Congo bis Stanleyville wird in etwa einem bis zwei Jahren betriebsfähig sein. Im Norden führt die Bahn von Kairo über Luksor nach Assuan; zwischen Assuan und dem südlich gelegenen Wadi Halfa wird der Verkehr auf dem Nil durch Dampfer der Regierung und einiger Privatgesellschaften vermittelt; in Wadi Halfa schließt die Sudan-Staatsbahn an, die über Berber nach Khartum führt; die Nordstrecke Kairo-Khartum ist mit 2164 km Gesamtlänge vollendet. Es fehlt also, um die ganze Verkehrsstraße Kairo-Kapstadt zu vervollständigen, noch die Verbindung von Khartum mit Stanleyville über Mahagi am Albert-See, auf die aber vorläufig kaum zu rechnen ist.

Der Bau eines Kaukasustunnels von 24.54 km Länge erscheint gesichert, nachdem der russische Ministerrat beschlossen hatte, das Wladikawkasbahnnetz auszubauen und insbesondere eine unmittelbare Verbindung der 200 km voneinander entfernt liegenden Städte Wladikawkas und Tiflis zu schaffen, deren kürzeste Eisenbahnverbindung bisher etwa 1500 km beträgt. Eine zur Beurteilung dieser Frage einberufene Gesellschaft von Sachverständigen (auch ausländischen) und Eisenbahnfachleuten hat an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt und an der Hand der gewonnenen Ergebnisse und der neueren geologischen Untersuchungen folgendes festgestellt: Nach der geologischen Beschaffenheit des Gebirges, das sich an den sogenannten Archotskischen Kegel anlehnt, bestehen keine Hindernisse für den Bau eines Tunnels, der 24.54 km lang werden müßte. Erschwerungen, wie sie beim Bau der schweizerischen Tunnel aufgetreten sind, sind im Kaukasus nicht möglich. Die Innentemperatur kann bei der Anwendung neuzeitlicher technischer Mittel von 32 bis 39° auf 25° herabgesetzt werden. Größere Wasserzuflüsse und -einbrüche mit Anschwemmungen sind in der für den Tunnel in Aussicht genommenen Höhenlage von 1300 bis 1400 m ü. M. nicht zu befürchten. Das Durchtreiben des Tunnels wird einen Zeitraum von 7 bis 8 Jahren erfordern.

Über die wirtschaftlichen Verhältnisse von Deutsch-Südwestafrika äußert sich die Verwaltung der Deutschen Afrikabank Akt.-Ges. wie folgt: „Eine reguläre, nicht unbefriedigende Weiterentwicklung hat das Rückgrat der Kolonie, die Farmwirtschaft, erfahren. Die Zahl der Farmen im Privatbesitz ist auf 1141 am 1. April 1911 (gegen 1047 im Vorjahr) gestiegen, die Zahl der weißen Farmer (1035 gegen 941 im Vorjahre) stieg um 94, endlich zeigt die Viehbestockung trotz mancher Hemmnisse, die zu überwinden waren, einen nicht unerheblichen Zuwachs. Da heute die Mehrzahl der Aktien oder Anteile der Diamantengesellschaften sich nicht mehr in südwestafrikanischen Händen befinden dürfte,

so fließt von dem Ertrage des Diamantenexports jetzt nur überaus wenig auf direktem Wege in die Kolonie, dagegen hat sie aus den großen Diamantsteuererträgnissen des Staates erheblichen Vorteil gezogen, indem der Staat einen sehr beträchtlichen Teil dieser Einnahmen zum Ausbau des Eisenbahnnetzes verwendet hat."

Die Statistik im Dienste der Fabrikorganisation.

Von C. M. Lewin.

Mit dem stetig fortschreitenden Ausbau der Lehre von der Organisation industrieller Unternehmungen ging die wissenschaftliche Erforschung eines der Hauptzweige — der Statistik — Hand in Hand; der Nutzen eines systematisch angelegten statistischen Bureaus wurde rasch von allen Industriellen anerkannt, die der Verbilligung des Betriebsprozesses rege Aufmerksamkeit schenkten. Denn sie erkannten bald, daß das Verhältnis zwischen Arbeitsleistung und Arbeitslohn, der Zusammenhang zwischen Leistungsfähigkeit und Ausnützung einer Fabrikanlage und dem erzielbaren Reingewinn und viele andere wichtige Betriebsfragen nur durch eine sorgfältige, nach wissenschaftlichen und einheitlichen Grundsätzen aufgestellte Statistik ermittelt werden können. Schon der erste Schritt führt dazu, eine Zergliederung der Elemente der Gestehungskosten in die Wege zu leiten, und man ersah klar, welcher Anteil an Materialien, Lohn und Unkosten in den Selbstkosten irgendeines Fabrikates steckt; war man nun in der Lage, die einzelnen Anteile der Selbstkosten an den gesamten Herstellungskosten oder an den Verkaufspreisen denen eines ähnlichen Betriebes gegenüberzustellen, so mußte man leicht erkennen, an welchen Stellen zu sparen sei, welche Betriebsverbesserungen anzubringen wären, wenn man der Konkurrenz gegenüber sich wirtschaftlich gleichwertig gegenüberzustellen beabsichtigte.

Nehmen wir irgendeinen Maschinentyp einer Fabrik als Grundlage für unsere Untersuchungen, dessen Kalkulation sich z. B. wie folgt gliedert:

für Materialaufwendungen	40	pCt.
„ Lohnaufwendungen	24	„
„ Unkostenanteil	30	„
„ Reinverdienst	6	„
Verkaufspreis von Werk I	100	pCt.

Würde man nun erfahren, daß die Konkurrenz (Werk II genannt) ein gleiches Fabrikat von derselben Güte und Beschaffenheit und annähernd gleichem Gewicht zu einem billigeren Preise verkauft und aus dem Geschäftsabschluß gleichzeitig ersehen, daß die Fabrik auch wirtschaftlich günstig abschneidet, dann muß man zu dem im allgemeinen richtigen Schluß gelangen, daß das andere Werk II das Fabrikat billiger herzustellen in der Lage ist. Nehmen wir nun an, daß die Verkaufspreise von II sich zusammensetzen aus:

Materialaufwendungen	39	pCt.
Lohnaufwendungen	20	„
Unkostenanteil	28	„
Reinverdienst	13	„
Verkaufspreis von Werk II	100	pCt.

so fragt sich nun, ob und welche Schlüsse man aus einem Vergleiche beider Betriebskalkulationen aus Werk I und II ziehen kann?

Während die Materialaufwendungen in beiden Fällen fast gleiche sind, bestehen bei den Faktoren Lohnaufwendungen und Unkosten Differenzen von 4 pCt. bzw. 2 pCt. des Verkaufspreises; vorausgesetzt, daß in beiden Betrieben die gleichen örtlichen Arbeits- und Lohnverhältnisse gelten, kann der Unterschied in der Lohnsumme nur auf eine rationelle Betriebsführung in Werk II zurückgeführt werden und darauf, daß dieses besser eingerichtet ist, wahrscheinlich mit Spezialwerkzeugen und -einrichtungen versehen, die besonders für diesen bestimmten Herstellungsprozeß konstruiert und erbaut worden sind. Auch kann eine intensivere Güterherstellung, insbesondere aber eine durch größeren Absatz dieser Güterart bedingte Massenfabrikation die Ursache der Lohnverbilligung sein, und es braucht nicht unbedingt das Werk II technisch höher zu stehen als Werk I; die Massenherstellung hat im allgemeinen stets eine Verbilligung der Lohnaufwendungen im Gefolge, was auch hier eventuell der Fall sein kann. Die Verbilligung der Unkosten kann in dem intensiveren Betrieb und der besseren Ausnützung der Werkeinrichtungen, aber auch in der besseren Organisation des Betriebes und in der Art der Betriebführung seine Ursachen haben. Jedenfalls würde eine derartige vergleichende statistische Gegenüberstellung sehr wertvolle Fingerzeige für die Verbilligung der Produktion in die Wege leiten können.

Nun ist unsere junge Organisationswissenschaft noch arm an im eigenen Lande gewonnenen Erfahrungen; man ist hier ängstlich bemüht, alle Organisationseinzelheiten zu verheimlichen, und es wird nur selten möglich sein, etwas Näheres über die Art und Weise der Kalkulationsmethode, nie aber etwas Näheres über die Einzelheiten der Kalkulation selbst zu erfahren. Im Auslande ist man hierin weniger ängstlich, und wir begegnen oft in Fachblättern ausführlich detaillierten Selbstkostenberechnungen für einzelne Industriezweige. Je sorgfältiger zergliedert die Selbstkosten in diesen Berechnungen eingesetzt erscheinen, eine desto bessere Handhabe besitzen wir, die eigene Produktionsart kritisch zu prüfen; wenn man eine Zergliederung der eigenen Selbstkosten in derselben Art und Weise für den eigenen Betrieb durchführt, dann muß man zweifellos — nachdem die besonderen örtlichen und betrieblichen Verhältnisse des eigenen und fremden Landes entsprechend berücksichtigt worden sind — zu jenen Quellen kommen, die die Ursache der verbilligten Produktion des ausländischen Konkurrenten sind.

Das in statistischen Betrieben vorkommende, meist aus Geschäftsbüchern eines Unternehmens entnommene Zahlenmaterial — dem wir beim Studium der wirtschaftlichen Verhältnisse irgendeines Industriezweiges begegnen werden — zeigt oft deshalb kein klares Bild der beabsichtigten Darstellung, weil es sich nicht auf ein und dieselbe Vergleichseinheit, z. B. eine bestimmte Zeitperiode, genau festgelegte Verbrauchseinheiten und Leistungszahlen bzw. Wertmaßstäbe bezieht. So z. B. werden statistische Zahlen über Lohn- und Umsatzzahlen für Geschäftsperioden von 10—12 Monaten des einen Betriebsjahres solchen von 15 Monaten des anderen Betriebsjahres gegenübergestellt, wodurch wesentliche Verschiebungen in den Zahlen bedingt sind, so daß eine richtige Beurteilung der Verhältnisse erst eine entsprechende Aufteilung nötig machen würde, die eine Gleichwertigkeit des in Vergleich gestellten Zahlenmaterials herbeiführen würde.

Es empfiehlt sich daher, für alle statistischen Daten den gleichen Zeitwert zugrunde zu legen, damit alle zu Vergleichszwecken aufgestellten Zahltabellen gestatten, aus den darin gegebenen Daten ein sicheres Urteil zu fällen.

Im Jahresbericht der Handelskammer Essen finden wir z. B. die Durchschnittslöhne der in der Gußstahlfabrik Fried. Krupp A.-G., Essen, beschäftigten Arbeiter für den Kopf und Tag der Arbeiter gerechnet und wie folgt dargestellt:

1902	M. 4,52	1906	M. 5,35
1903	M. 4,56	1907	M. 5,35
1904	M. 4,88	1908	M. 5,35
1905	M. 5,12	1909	M. 5,44

Fragen wir uns nun, ob diese Zahlenwerte irgend welchen wertvollen Rückschluß auf die Löhne unserer eigenen Stahlgießerei gestatten würden, so muß diese Frage verneint werden; wünscht man z. B. eine genaue Statistik über Durchschnittslöhne irgend eines Betriebes oder einer Abteilung desselben zu haben, so müßte man schon in den Lohnlisten eine Trennung der Hilfs- oder Gelegenheitsarbeiter von gelernten oder Facharbeitern durchführen und auch die Lehrlinge ausscheiden; erst dann hätte man für eine bestimmte Arbeiterklasse verläßliche Zahlenangaben.

Die so gewonnenen Zahlen hätten dann denselben Zeitwert und einen verläßlichen Vergleichswert; sie bieten, in Tabellen zusammengestellt, für vergleichende Gegenüberstellungen auch ein geeignetes gleichwertiges Material.

Es ist überhaupt, wenn man von statistischem Material spricht, vielleicht zweckmäßig, wenn man es seiner Herkunft und seiner Bestimmung nach in verschiedene Gruppen gliedert; am zweckmäßigsten erscheint dabei wohl folgende Einrichtung: a) statistisches Material für Vergleichszwecke in ein und demselben Betriebe, aber für verschiedene Zeitperioden (Monate, Jahre, oft aber auch bis auf Tage heruntergehend) dienend; b) statistisches Material für gleich-

artige Betriebe in verschiedenen Gegenden ein und desselbn Staatswesens; c) statistisches Material für gleichartige Betriebe in anderen Ländern und Weltteilen gelegen, für vergleichende wirtschaftliche Industriestudien dienend.

Da die Lehre von der Organisation industrieller Unternehmungen noch ein verhältnismäßig neues Feld ist, wird der Ausbau dieser jungen, meist an den Handelshochschulen gepflegten Wissenschaft voraussichtlich schon in einigen Jahren auch einen Ausbau des bisher zu wenig beachteten Gebietes der Statistik ermöglichen. Die Statistik als Wissenschaft erfordert einen sehr sorgfältigen Ausbau, und im Verein mit Privatwirtschaftslehre wird sie später in der Lage sein, durch entsprechende organisatorische Maßnahmen eine Verbilligung des Betriebsprozesses in die Wege zu leiten und in hohem Maße der privatwirtschaftlichen Erforschung industrieller Unternehmungen manche schwere Frage lösen zu helfen.

Die erste Erkenntnis, wo in Fabrikbetrieben gespart werden kann, wo Betriebsverbesserungen anzubringen sind, wird nur dort möglich sein, wo durch eine richtig geführte Statistik einwandfrei und kontrollierbar festgestellt werden kann, was 100 Kilogramm oder die Tonne bzw. eine sonstige Einheit der Fabrikate an Herstellungskosten erforderlich machen.

Es ist aber auch notwendig zu wissen, aus welchen Faktoren sich diese Herstellungskosten in ihren Einzelheiten zusammensetzen, und es muß festzustellen sein, welcher Anteil von den gesamten Herstellungskosten auf die Rohmaterialien, auf die Arbeitslöhne bzw. auf die Generalunkosten erfüllt, und dabei muß auch möglich sein, noch tiefer in dieses Zahlenmaterial einzudringen; so muß z. B. eine weitergehende Gliederung der Arbeitslöhne nach den einzelnen Werkstätten auf raschem Wege erhältlich sein oder eine Zusammenstellung der unter dem so veränderlichen Titel „Generalunkosten" verstandenen Aufwendung und Ausgaben. Erst dann wird eine Statistik befruchtend auf die Organisation eines Unternehmens einwirken können, wenn sie ihr zunächst die Quellen etwaiger fehlerhafter Organisations- und Betriebseinrichtungen aufdecken hilft, zugleich aber auch Mittel und Wege angibt, wie diesen Fehlern und Mängeln abzuhelfen möglich sein wird.

Weitere Aufgaben einer Fabrikstatistik betreffen folgende Gebiete: Gliederung des Absatzgebietes nach einzelnen Verkaufsgebieten, im Inlande wie im Auslande, Kaufkraft der einzelnen Kunden; Kontrolle der Reisenden nach einzelnen Absatzgebieten; erzielbare Durchschnittspreise für die Einheit einer Güterart; Versandzahlen; jährlicher Materialverbrauch nach verschiedenen Materialsorten gegliedert (wichtig für das Einkaufsbureau); Einkaufspreise, deren Veränderungen und Schwankungen; Anwachsen oder Abnahme der sozialen Lasten und Abgaben; Kontrolle des Reklamebudgets für Zeitungsinserate mit Hilfe der Statistik; desgleichen Kontrolle der Versendung von Katalogen und Preislisten; Lohnstatistik für Berufsgenossenschaften und Steuerbehörden usw.

Produktionsstatistik: Kostenermittlung für Kraft, Licht, Heizung usw.; technische und wirtschaftliche Leistungsziffern, betreffend die Güterherstellung; Ausnutzungsgrad der vorhandenen Anlagen und Einrichtungen; durchschnittliche Lebensdauer der Maschinen und Werkzeuge und deren Leistungsfähigkeit; Vergleich zwischen Arbeitsleistung und Arbeitslöhnen; verschiedene Leistungszahlen, z. B. für den Kopf eines Arbeiters hergestellter Güterart in Mark (für 1000 M. vorhandener Anlagewerte entfallende Produktion).

Für Syndikate, Kartelle, Konventionen, Interessengemeinschaften usw.: Produktionsnachweis der einzelnen Betriebe; Verteilung des Absatzes und Abgrenzung der Absatzgebiete; Festlegung der Beteiligungsziffer, der Grundpreise, der Frachtvergünstigungen und sonstiger Vergütungen (Exportprämien) u. a.

Je mehr Interesse man der Organisation industrieller Unternehmungen zuwendet, desto mehr wird auch der Wert der Statistik steigen, und ihre Ziele werden immer weiteren Umfang erreichen; und es wird eine Zeit kommen, wo die Statistik in Privatunternehmungen wie in Erwerbsunternehmungen irgend welcher Gesellschaftsform eine der wichtigsten Rollen spielen wird, weil man erkennen wird, daß eine sichere Zentralleitung eines Betriebes, der gut funktionieren soll, ohne regelmäßige, nach wissenschaftlichen Grundsätzen geführte Statistik ausgeschlossen ist.

Aus der Tageschronik.

Augsburg. Der bekannte Großindustrielle und Bergwerksbesitzer Herr Hugo Sachs in München, Vorsitzender Aufsichtsrat der Alpinen Zerkleinerungsmaschinen-Fabrik Augsburg, ist zum Kgl. Norwegischen Vizekonsul ernannt.

Berlin. Durch Vermittlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller ist eine Aktion in die Wege geleitet, um den Anschluß der deutschen Metall- und Maschinenindustrie an das Kolonialwirtschaftliche Komitee zum Zweck der Erweiterung ihres Absatzgebietes, Schaffung neuer Industriezweige und zur Gewinnung von Rohstoffen aus den eigenen Kolonien zu fördern und die dazu benötigte Summe aufzubringen. Der Stahlwerksverband in Düsseldorf zahlt für diese Zwecke dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee für fünf Jahre je 20 000 M.

— Die bekannte Leinenfirma F. V. Grünfeld feiert Ende dieses Monats ihr fünfzigjähriges Bestehen.

— Der Inhaber der Firma Gebr. Reichstein Brennabor-Werke, Herr Carl Reichstein, Brandenburg (Havel), ist zum Kgl. Preußischen Kommerzienrat ernannt worden.

— Graf Arcos neueste Erfindung. Der bekannte Graf von Arco, dem in erster Linie die technische Durchbildung der modernen Funkentelegraphie zu verdanken ist, hat der deutschen Telefunken-Gesellschaft wiederum eine Neuerung beschert. Es handelt sich um eine Hochfrequenz-Maschine zur direkten Erzeugung elektrischer Wellen für drahtlose Telegraphie und Telephonie, welche sich nicht wesentlich von einer gewöhnlichen Wechselstrommaschine unterscheidet. Trotzdem ist es mit einer derartigen einfachen Maschine ohne weiteres möglich, beliebige Energiemengen zu erzeugen.

Bremen. Eine in Schiffahrtskreisen weitbekannte Persönlichkeit, Herr Direktor Chr. Leist, ist jetzt nach mehr als 46jähriger Tätigkeit im Dienste des Norddeutschen Lloyd aus dem Vorstande der großen Bremer Gesellschaft ausgeschieden, um sich in Hann.-Münden zur Ruhe zu setzen.

Breslau. Die Breslauer Stadtverordneten beschlossen anläßlich der bevorstehenden Jahrhundertfeier der Freiheitskriege den Ankauf des historisch denkwürdigen Gebäudes „Zum goldenen Zepter", des ehemaligen Werbeortes der Lützower Freischaren und der Wohnstätte des Freiherrn vom Stein. Der Kaufpreis beträgt 230 000 Mark.

Frankfurt a. M. Generaldirektor A. Haeffner von der Firma Voigt & Haeffner erhielt den Titel eines Königlich Preußischen Kommerzienrats.

Hamburg. Dem Mittagsblatt des Hamburgischen Correspondenten zufolge tritt Admiral Truppel, der frühere Gouverneur von Kiautschou, an die Spitze des Sicherheitsdienstes der Hamburg-Amerika-Linie.

Heidelberg. Der König von England beabsichtigt, seinen zweiten Sohn die hiesige Universität besuchen zu lassen.

Krefeld. In Dülken starb am Tag seiner goldenen Hochzeit, 84 Jahre alt, der Gründer und Seniorchef der weltbekannten Webstuhlfabrik Felix Tonnar. Der Verstorbene bekleidete in seiner Heimatgemeinde lange Jahre ein Stadtverordnetenmandat.

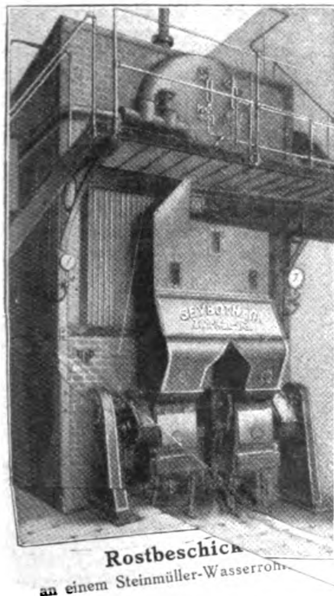
Zeitz. Der in Handels- und Industriekreisen bekannnte und geachtete Kommerzienrat Hermann Thieme (Porträt nebenstehend), Inhaber der Firma C. H. Oehmig-Weidlich und „Zitza-Werke" in Zeitz, beging am 30. Mai seinen 70. Geburtstag. Seit 1868 Inhaber der Firma C. H. Oehmig-Weidlich, Seifen- und Parfümerie-Fabrik, hat er es verstanden, dieses seinerzeit in kleinem Umfange betriebene Geschäft zu einem Großbetriebe auszugestalten, der als mustergültig in der Branche bekannt ist. Im Jahre 1902 gliederte er diesem ausgedehnten Unternehmen die Zitza-Werke für Kakao-, Schokoladen-, Dragee- und Zuckerwaren-Fabrikation an, welche Fabrik ebenfalls im raschen Aufblühen begriffen ist.



TECHNISCHE WOCHE

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Rostbeschickungsapparat, Bauart „Seyboth". Es handelt sich um eine automatische Wurffeuerung, die für jede Kohlensorte brauchbar ist und eine leichte und sichere Regulierung der Kohlenzufuhr gestattet. Diese Möglichkeiten sind ja ausschlaggebend für die allseitige Verwendbarkeit einer jeden automatischen Beschickvorrichtung, da von ihnen in erster Linie die für die Betriebskosten allein ausschlaggebenden effektiven Kohlenkosten pro Tonne Dampf abhängen. Der Apparat ist mit einer Brechwalze versehen, die größere Kohlenstücke zerkleinert, ohne eine unnötige Zermahlung des Brennstoffes herbeizuführen. Die Brechwalze dient gleichzeitig als Zuführungswalze für den unter ihr liegenden Wurfapparat. Die Regulierung der Kohlenzufuhr geschieht durch Einstellung des Walzenvorschubes durch einen bequem in fünf Stellungen verstellbaren Hebel ohne Veränderung der Tourenzahl des Apparates. Diese Art der Regulierung ist bei allen Kohlensorten völlig einwandfrei und viel sicherer als mit Hilfe von Stechschiebern, bei denen ein unbeabsichtigtes Durchrieseln von Kohle nicht immer unbedingt sicher zu vermeiden ist. Mit dem Antrieb der Brechwalze befindet sich der Antrieb des Wurfwerksgetriebes in dem gleichen gußeisernen Gehäuse. Die Schlagstärke der Wurfschaufel wird automatisch gleichmäßig verändert, so daß bei einmaliger Umdrehung der Brechwalze sich 20 bis 40 verschiedene Streupunkte auf dem Rost ergaben, mithin auch bei feinkörniger nasser Kohle eine gleichmäßige Beschickung erzielt wird. Bei einer Reihe von Anlagen soll es deshalb erst in Zeitabschnitten von 2 bis 3 Stunden einmal erforderlich werden, die Brennstoffschicht mit einem Schüreisen von Hand auszugleichen Das ist für einen rauchschwachen Betrieb und für die Schonung der Kessel äußerst wichtig, denn das bei Handbedienung unvermeidliche Einströmen von kalter Luft stört die vollkommene Verbrennung und die Konstanz der Temperaturverhältnisse innerhalb der Feuerung und an den Kesselwänden. Die eigentliche Wurfbewegung wird durch zwei außerhalb des Gehäuses angebrachte Federn hervorgerufen, deren größere oder kleinere Spannung die veränderliche Schlagstärke der Wurfschaufel bedingen. Da erfahrungsgemäß der Abbrand auf der hinteren Rostfläche ein größerer ist als auf der vorderen, so ist ein Sperrgetriebe vorgesehen, welches bewirkt, daß bei den kleineren Federspannungen nur 8, bei den größeren Federspannungen jedoch 12 Kohlenportionen eingeworfen werden. Daher ergibt sich unter allen Umständen eine gleichmäßige Rostbedeckung, und Leerstellen auf dem hinteren Rostende werden mit Sicherheit vermieden. Die Werkstattausführung der Apparate ist eine sehr sorgfältige; neben einer kräftigen Dimensionierung ist auf die Verwendung besten Materials (Stahlguß und Siemens-Martin-Stahl), geschnittener Zähne und leichter Auswechselbarkeit durch Anwendung des Toleranzsystems bei der Herstellung besonders geachtet worden. Sämtliche Getriebeteile laufen im gekapselten Gehäuse ständig unter Öl, so daß einmal die Schmierung die einfachste und sicherste ist und zweitens der Abnutzung der Getriebe durch Kohlenstaub sicher vorgebeugt ist. In der nebenstehenden Abbildung ist der Einbau der Rostbeschicker, Bauart Seyboth, auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden gezeigt. Jeder Apparat hat einen unabhängigen Antrieb, der im vorliegenden Falle mittels Zahnketten von unten herauf erfolgt; die Zahnkettengetriebe laufen in gußeisernen Schutzgehäusen. In anderen Anlagen ist der gebräuchliche Antrieb von oben mittels Stufenscheiben gewählt worden. Die Apparate sind in den letzten Jahren bei vielen inländischen und ausländischen Anlagen für die verschiedensten Kohlensorten und die verschiedensten Kesselsysteme (Flammrohrkessel, Tischbeinkessel, Fairbairnkessel, Wasserrohrkessel, Walzenkessel, Lokomobilkessel) in Anwendung gekommen. Sie werden gebaut von der Firma Seyboth & Co., Zwickau i. Sa., und ihren Lizenzunternehmern, der Maschinenfabrik Eßlingen und G. Kuhn, G. m. b. H., Stuttgart-Berg, Adler & Hentzen, Maschinenfabrik in Coswig, Sa., „Reform" G. für Heiz- und Trockenanlagen m. b. H., Görlitz. A. K.



Rostbeschick...
an einem Steinmüller-Wasserrohr...

Werkstätteneinrichtungen.

Neue Luftheizung. Bei kleineren Fabrikanlagen, deren Betriebsdampfmaschinen mit Hochdruck arbeiten, wird mit Vorteil der Abdampf für die Heizung verwendet. Eine derartige Hochdruckmaschine verbraucht allerdings 20 bis 25 Prozent mehr Dampf als eine gleich große Maschine mit Kondensation; für kleine Betriebe spielen jedoch diese Kosten eine verhältnismäßig geringe Rolle. Mittlere oder größere Fabriken können nicht ohne Kondensation wirtschaftlich arbeiten, und bei solchen Anlagen mußte bisher Frischdampf für die Heizung Verwendung finden, falls nicht sogenannter Zwischendampf zur Verfügung stand. Neuerdings werden nach einem Bericht der Technischen Rundschau von der Maschinenbau A.-G. Balcke in Bochum Apparate gebaut, die den Abdampf von normalen Kondensationsdampfmaschinen ausnutzen, so daß durch deren Verwendung alle Vorteile des Kondensationsbetriebes mit einem nahezu kostenlosen Heizungsbetrieb verbunden werden. In Abb. 1 ist ein derartiger sogenannter Luftkondensator Patent Balcke dargestellt, der stündlich rund 180,000 cbm auf 40 bis 50 Grad Celsius erwärmte Luft zu liefern vermag bei 80 bis 86 Prozent Vakuum des Heizdampfes, der von einer etwa 750-P.S.-Verbunddampfmaschine kommt. - Die erwärmte Luft, die auf Grund der mäßigen Temperatur der Heizflächen den von älteren Luftheizungsanlagen bekannten unangenehmen Geruch, der von angesaugten Staubteil-

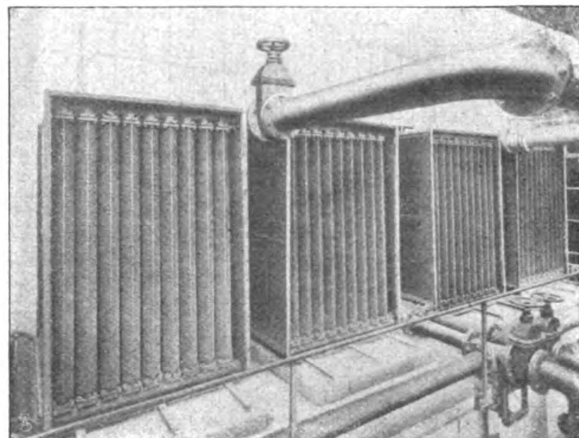


Abb. 1.

chen herrührt, nicht aufweist, wird zur Beheizung von Maschinenbauwerkstätten benutzt. Für deren Heizung wären rund 4000 kg Frischdampf stündlich verwendet worden. In Abb. 2 ist ein Teil der geheizten Werk-

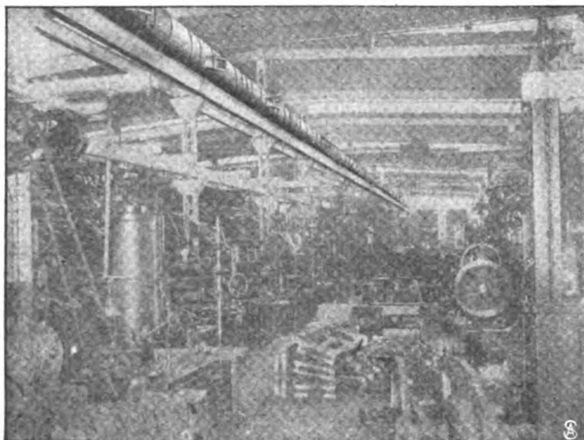
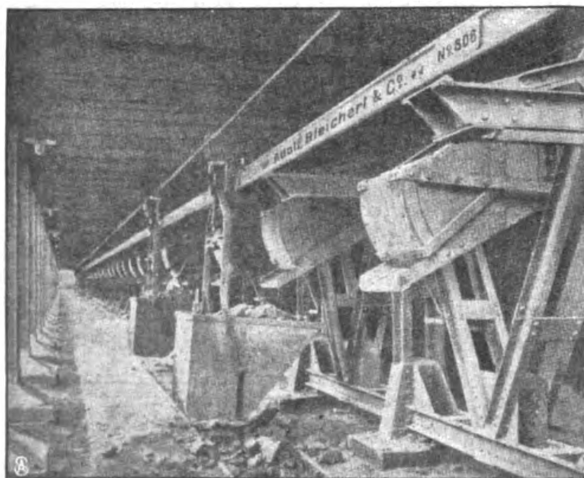


Abb. 2.

stättenräume zu ersehen. Die warme Luft wird oben mit Geschwindigkeiten bis etwa 15 m eingeblasen; hierdurch entsteht eine lebhafte Umwälzung der Raumluft, die nachher eine gleichmäßige Erwärmung erlangt.

Hebezeug- und Transportmittel.

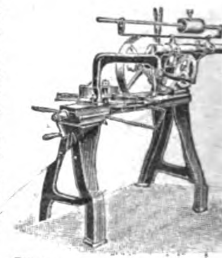
Über Elektrohängebahnen. Infolge der außerordentlichen Anpassungsfähigkeit, selbst an die schwierigsten, räumlichen Verhältnisse und Betriebsarten, hat das neue Fördermittel, die Elektrohängebahn, schon häufig Anwendung gefunden. Während bei einer Drahtseilbahn die Wagen durch ein endloses Zugseil bewegt werden, sind hier die einzelnen Fahrzeuge mit kleinen elektrischen Motoren ausgerüstet, durch die sie angetrieben werden. Die Wagen bestehen, wie jeder Hängebahnwagen, aus Laufwerk, Gehänge und Transportgefäß. Als Laufbahn wird eine feste Hängebahnschiene benutzt. Die Stromzuführung erfolgt ähnlich wie bei elektrischen Bahnen durch Stromabnehmer, die an einem blanken Kupferdraht, dem



sog. Fahrdraht, oder einer Stromzuführungsmaschine schleifen. Die Stromrückleitung erfolgt durch die Fahrschiene. Jedes Laufwerk ist, wie gesagt, mit einem und nur bei Steigungen mit zwei staubdicht gekapselten Fahrmotoren ausgerüstet. Als Fahrstrom wird bei Elektrohängebahnen Gleichstrom verwendet, da wegen der sonst erforderlichen großen Zahl von Schleifleitungen Drehstrom nicht geeignet ist. Der Stromverbrauch selbst ist äußerst gering, indem für ein Kilometer auf horizontaler Bahn nur etwa 0.06 KW. erforderlich sind. Die Elektrohängebahnfahrzeuge arbeiten, von dem Aus- und Einschalten der Bewegungen an den Ladepunkten durch die Ladearbeiter abgesehen, völlig automatisch. Namentlich legen sie ihren Weg ohne Führerbegleitung zurück. Unter diesen Umständen ist es natürlich notwendig, daß Maßnahmen getroffen werden, die ein Aufeinanderrennen der Wagen auf freier Strecke oder in Weichen und Kreuzungen verhindern und ebenso ein Abstürzen über offene Weichen ausschließen. Diese Aufgabe, an der sich schon vorher namentlich englische und amerikanische Konstrukteure versuchten, ist erst durch die Bleichertsche patentierte elektromechanische Streckenblockierung gelöst worden. Ihr Prinzip ist kurz folgendes: Die Fahrleitung ist in eine Anzahl voneinander isolierter Strecken geteilt, die am Anfang und Ende einen Schalter besitzen, der von durchfahrenden Wagen betätigt wird. Sobald ein Wagen auf eine neue Strecke übergeht, legt er mechanisch den Streckenschalter um, macht dadurch die verlassene Strecke stromlos und deckt sich so nach rückwärts. Ist er dann eine Streckenlänge weiter gefahren, so schaltet er durch Umlegen des nächsten Streckenumschalters die vorher stromlos gemachte Strecke wieder ein und macht gleichzeitig die eben verlassene Strecke stromlos. Zwischen zwei hintereinander fahrenden Wagen befindet sich also immer eine stromlose Strecke. In ähnlicher Weise findet die Sicherung bei Weichen und Kreuzungen statt. Dabei werden nur mechanische Schalter benutzt, wodurch eine absolute Betriebssicherheit erreicht wird, was bei der früher versuchten elektromagnetischen Streckenblockierung nicht immer der Fall ist. Das Beladen der Wagen kann durch Schaufeln, Füllrumpfverschlüsse und in anderer Weise erfolgen. Bei dem Abziehen aus Rümpfen verwendet Bleichert Klappverschlüsse, bei welchen eine stufenförmige Abböschung des Materials herbeigeführt wird, wie die Abbildung zeigt. Es ist so möglich, den Strom des fließenden Materials ohne große Kraftanwendung zu durchschneiden, so daß zur Betätigung des Verschlusses ein Mann genügt. Das Entleeren der Wagen erfolgt oft automatisch, indem man die Wagensicherung an einen Anschlag anstoßen läßt und dadurch ein Kippen des Wagenkastens veranlaßt.

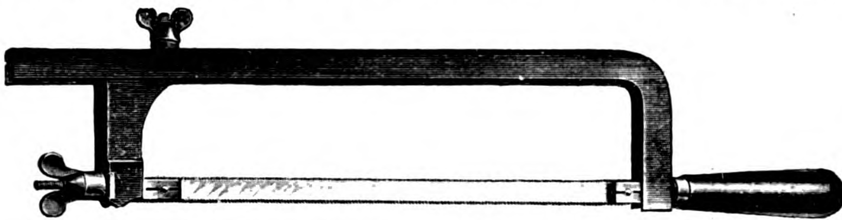
Metallbearbeitung.

Neue Vorrichtung zum Sägen von Metall. Die Metallsäge ist schon seit Jahren ein ganz unentbehrliches Werkzeug für die Metallbearbeitung geworden. Es ist gelungen, nicht nur außerordentlich widerstandsfähige Sägeblätter herzustellen, sondern auch sehr zweckmäßige Vorrichtungen, Apparate und Maschinen, welche dazu dienen, mit Hilfe der Metallsäge die höchsten Leistungen zu erzielen. Wenn wir einen Überblick gewinnen wollen, was auf diesem Gebiete heute geboten wird, so bedarf es nur eines Hinweises auf die neuesten Erzeugnisse der Firma Wilhelm Hartmann, Fuldaer Maschinen- und Werkzeugfabrik in Fulda. Der Gründer und alleinige Inhaber dieses Etablissements Herr Ingenieur Wilhelm Hartmann war auch zugleich der Begründer der deutschen Metallsägen-Industrie. Vor mehr als drei Jahrzehnten gelang es Herrn Hartmann nach vielen Versuchen, Werkzeugstahl eine diamantähnliche Härte zu geben, der sich außerdem noch durch große Elastizität und Biegsamkeit auszeichnete. Diese Eigenschaften des sonst so spröden Stahles machten ihn zur Anfertigung von Metallsägen geeignet, und in richtiger Erkenntnis des hohen Wertes dieser Werkzeuge für die Metallindustrie gründete der Erfinder im Jahre 1883 eine Fabrik, die sich in erster Linie mit der Erzeugung von Metallsägen befassen sollte. Die vorzügliche Qualität der Hartmannschen Fabrikate fand in den einschlägigen Kreisen bald die verdiente Anerkennung, ...ation mehr, als Herr Hart... daran arbeitet...



Kaltsägemaschine.

durch Konstruktion besonderer, äußerst leistungsfähiger Spezialmaschinen so zu vervollkommnen, daß er Sägen bester Qualität verhältnismäßig billig herstellen und verkaufen konnte. Die Firma verfügt heute über eine in allen

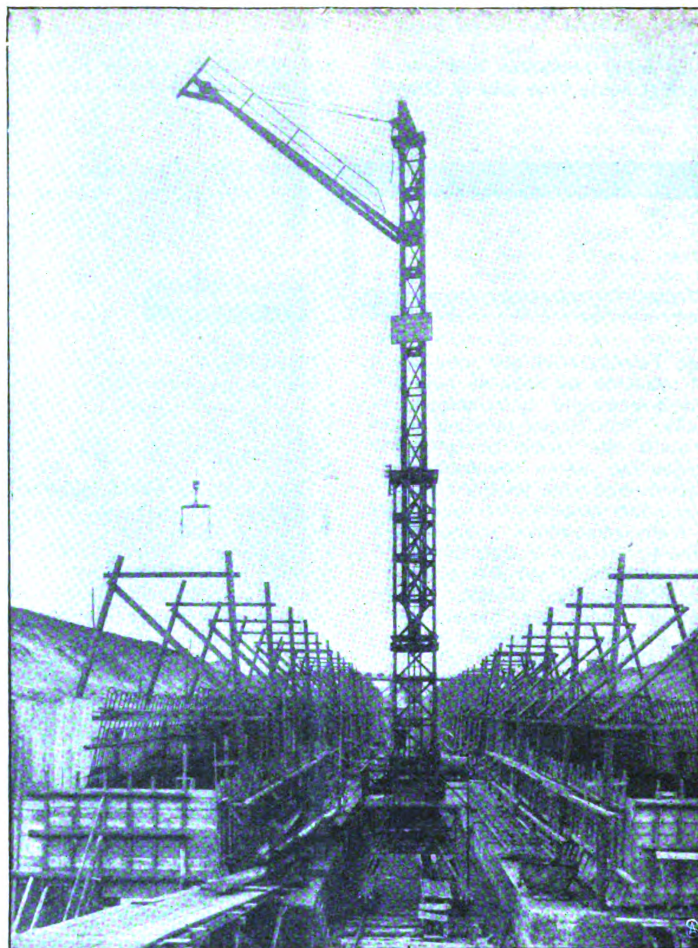


Teilen durchaus mustergültige Fabrikeinrichtung, und infolge ihrer Leistungsfähigkeit brauchte sie auch zu keiner Zeit die durch den Zolltarif begünstigte amerikanische Konkurrenz zu scheuen. Außer Metallsägen in allen gebräuchlichen Ausführungen stellt die Firma heute besonders zweckmäßige Sägebogen her, deren Konstruktion eine fast unbegrenzte Haltbarkeit und eine leichte Handhabung ermöglicht. Ganz besonders möchten wir auf ein weiteres Erzeugnis, auf die Kaltsägemaschine „Candida", aufmerksam machen. Dieselbe liefert den besten Beweis, daß ihr Erfinder, Herr Hartmann, speziell auf diesem Gebiete sehr reiche, praktische Erfahrungen besitzt. Die Hartmannsche Kaltsägemaschine weist als besonderes Merkmal eine außerordentlich genaue und dauernd exakt arbeitende Bogenführung auf. Daraus ergeben sich als weitere Vorzüge ein absolut gerader Schnitt und höchste Leistung bei größter Schonung des Sägeblatts. Die Führung ist auf sehr einfache Weise nachstellbar, so daß für ein dauernd tadelloses Funktionieren die sicherste Gewähr geboten ist, und zwar um so mehr, als auch alle übrigen Teile äußerst dauerhaft ausgeführt sind. Sehr vorteilhaft ist es ferner, daß der Schraubstock beliebig verstellbar und mit Gradeinteilung versehen ist. Hierdurch wird einesteils die Ausnützung des Sägeblatts in seiner ganzen Blattlänge ermöglicht, anderenteils bei mühelosem und raschem Einstellen des gewünschten Winkels ein absolut genauer Gehrungsschnitt gewährleistet. Die Maschine rückt sich nach Beendigung des Schnittes selbsttätig aus. Durch gleiche Vollkommenheit zeichnen sich auch die übrigen Fabrikate der Firma aus. Zum Schluß möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß Herr Hartmann mit einer Neuheit demnächst an die Öffentlichkeit treten wird, die für Maschinenfabriken, Eisenkonstruktionswerkstätten von größter Bedeutung ist. Es handelt sich um eine Metallbandsägemaschine, die, wie aus den bisher angestellten praktischen Versuchen dargetan wird, von außerordentlicher Leistungsfähigkeit und selten vielseitiger Verwendbarkeit ist. Den großen Wert und die praktischen Vorteile einer derartigen Maschine wird gewiß kein Sachverständiger unterschätzen und ihren Nutzen sich nicht entgehen lassen.

Bauwesen.

Gekörnte Hochofenschlacke. Es sind jetzt 50 Jahre, daß Emil Langen in die Zement- und Bauindustrie einen neuen Rohstoff einführte: die granulierte Hochofenschlacke. Er lieferte am 12. März 1862 in Gegenwart mehrerer Baubeamter den Nachweis, daß der durch Einlaufenlassen feuerflüssiger Hochofenschlacke in bewegtes Wasser entstehende kiesartige Schlackensand „schon bei sehr geringem Kalkzusatz einen außergewöhnlich festen Mörtel liefert und sowohl für Luft- als auch für Wasserbauten ein äußerst schätzbares Material bietet". Allen Granulationsverfahren liegt zwar, wie die Tonindustrie-Zeitung schreibt, dasselbe Prinzip zugrunde: eine möglichst schnelle und kräftige Abkühlung der Schlacke zu ermöglichen, doch ist die Frage nach dem Wesen des Formzustandes der gekörnten Schlacke noch immer der Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Einer befriedigenden Lösung dieser Frage ist man allerdings näher als der nach den Vorgängen bei der Erhärtung der aus Schlacken hergestellten Zemente. Deren Beantwortung kann wohl erst nach der Erforschung der Konstitution und der Erhärtungsvorgänge des Portlandzementes erfolgen. Die bis-

her gewonnenen Ergebnisse haben eine durchaus zielbewußte Gewinnung und Verarbeitung der granulierten basischen Hochofenschlacke ermöglicht. Der Mauerstein aus granulierter Hochofenschlacke und gelöschtem Kalk ist seit 1865, dank der Bemühungen Lürmanns, ein gesuchter Baustoff geworden. Neuerdings ist seine Herstellung noch durch Einführung der Härtekessel erheblich verbilligt und vereinfacht worden. Am erfolgreichsten ist der Eisenportlandzement geworden. In seiner Fabrikation, die 1892 Stein in Wetzlar zuerst betrieb, sind zwei Verfahren vereinigt, das von G. Prüssing, der unter Berufung auf Michaelis seinen Portlandzement durch Schlackenzusatz erheblich verbesserte, und jenes von Narjes in Kupferdreh, der Portlandzementklinker aus Hochofenschlacke und Kalkstein 1880 zuerst erbrannte. Dem Verein Deutscher Eisenportlandzementwerke ist es vor drei Jahren gelungen, die ministerielle Erklärung der Gleichwertigkeit seines Erzeugnisses mit dem Portlandzement und seine Zulassung zu allen öffentlichen Bauausführungen auf Grund umfangreicher amtlicher Versuche durchzusetzen. Die ihm angehörenden Werke bringen jetzt schon jährlich etwa $1^1/_2$ Millionen Faß Zement in den Handel und liefern etwa den vierten Teil davon an Behörden. So haben 50 Jahre praktischer Arbeit und wissenschaftlicher Forschung aus einem lästigen Abfallstoff allmählich einen gesuchten, hochwertigen Rohstoff für die Bauindustrie geschaffen; ihre Ehrenpflicht ist es, vor allem des Mannes dankbar zu gedenken, der durch seine Entdeckung den folgenden Geschlechtern die Wege wies: Emil Langens.



Turmdrehkran beim Bau der Schleusenanlage für den Rhein-Herne-Kanal.
Erbaut von der Maschinenfabrik Carl Peschke in Zweibrücken.

Turmdrehkran bei Betonbauten. Beim Bau der Schleusenanlage für den Rhein-Herne-Kanal wird ein von der Maschinenfabrik Carl Peschke in Zweibrücken gebauter Turmdrehkran verwandt, der die bisherigen Arbeitsmethoden an Baustellen vollständig ändert, und der gegenüber der Handarbeit mindestens 40 Leute erspart. Der Turmdrehkran, der dazu dient, in ununterbrochener zehnstündiger täglicher Arbeitszeit etwa 250,000 kg Beton zu versenken, hat bis zur Rolle eine Höhe von etwa 30 m. Die Ausladung von Mitte Kran bis Mitte Seil gemessen beträgt 7 m. Zur Bedienung ist nur ein Mann erforderlich, der die Arbeit durch einen Elektromotor regelt.

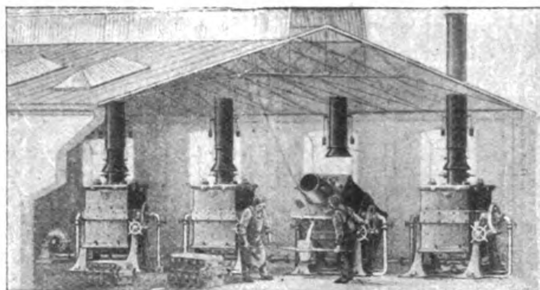
Kunstseide aus Jute.

Wie die Zeitschrift für angewandte Chemie (Heft 10, 1912) mitteilt, liegt dem Kaiserlichen Patentamte ein Verfahren zur Herstellung von Kunstseide aus gewöhnlicher Jute zur Prüfung vor, dessen Erfinder Herr Richard Schreckenbach in Salzgitter ist. Das zum Patent angemeldete Verfahren ist dadurch gekennzeichnet, daß die rohen Fasern bzw. die Garne und Gewebe aus diesen Faserstoffen einem Hefe enthaltenden Gärbade ausgesetzt werden, dem Glyzerin zugesetzt wird, worauf dann die so behandelten Stoffe in weichem Wasser ausgespült und gegebenenfalls getrocknet werden. Das Wesen des Gärbades und seine Unterscheidung gegenüber anderen bekannten Gärungsprozessen besteht in der Beigabe von Glyzerin, das als Nährmittel für den hier zu erzeugenden Gärpilz dient. Dieser besondere Gärpilz hat die Wirkung, daß er die gummiartigen Stoffe der Faser auslöst und die Zellenbündel lockert, den Zellenkern selbst aber unbeschädigt läßt. Es wird dadurch eine schöne, glatte, schlanke, in höchstem Maße teilbare Faser erzielt. Die nach dem Verfahren behandelte Faser kann man in denjenigen Fällen, wo es sich um die Erzielung einer ganz besonderen Teilbarkeit der Faser, die dann bis zu No. 300 und höher versponnen werden kann, handelt, nach dem Ausspülen einem Bade von höchstens dreiprozentiger, wässeriger Lösung von Natriumsuperoxyd aussetzen. Die Fasern ähneln dann an Glanz, Weichheit, Geschmeidigkeit und dem Grade ihrer Teilbarkeit nach durchaus der besten Seide. Das Verfahren eignet sich also vorzüglich zur Herstellung von Kunstseide aus Jutefaser. Es hat auch den Vorzug verhältnismäßiger Billigkeit." — Demnach zu urteilen, wird man demnächst in der Lage sein, aus Material, das man bisher nur zu Kaffeesäcken und dergleichen verarbeiten konnte, seidene Kleider herzustellen. Der Nutzen und die Wichtigkeit dieser Erfindung springen in die Augen.

Ausstellungswesen.

Ständige Ausstellung für Erfindungen zur Rettung aus Seenot, Paris. Angesichts der Titanic-Katastrophe dürfte es von besonderem Interesse sein, daß in Paris eine „Exposition Permanente d'Appareils de Sauvetage Maritime" besteht. Aus Anlaß des Untergangs des im Jahre 1898 und zwar damals auch bei Sable Island gestrandeten französischen Dampfers „Bourgogne" haben nämlich, wie die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" mitteilt, die Erben des hierbei ums Leben gekommenen Millionärs Anthony Pollok aus Washington im Jahre 1899 einen Preis von 100,000 Frank gestiftet für die beste Vorrichtung zur Rettung von Menschenleben bei Seeunfällen. Der erste auf Grund der Stiftung ausgeschriebene Wettbewerb für derartige Rettungsapparate fand gelegentlich der Pariser Weltausstellung 1900 statt, ohne daß jedoch der Preis einem Konkurrenten zuerkannt werden konnte. Der zweite Wettbewerb wurde gleichfalls ohne Erfolg im Jahre 1901 in Havre veranstaltet. Späterhin ist der Preis von den Pollokschen Erben dem „Conservatoire National des Arts et Métiers" in Paris überwiesen worden, das hiervon eine Dauer-Ausstellung für Erfindungen zur Rettung aus Seenot eingerichtet hat. Nach dem für die Ausstellung und für die Preisverteilung erlassenen Reglement steht die Beteiligung Erfindern aller Länder offen. Jedes Jahr werden für die besten ausgestellten Apparate Geldpreise verliehen, und falls nach dem Urteil der Jury nicht die ganzen zur Verfügung stehenden Zinsbeträge zur Auszahlung gelangen, soll der Rest für Rettungsversuche oder zur Erhöhung der Preise des nächsten Jahres verwandt werden. Gegenwärtig ist die Zahl der ausgestellten Apparate etc. nicht sehr bedeutend. Bei der letzten Preisverteilung im Juli 1911 wurden 43 Einsendungen begutachtet und sechs Preise im Gesamtbetrage von nur 1500 Frank verteilt, wobei — eben weil die Ausstellung der Jury nicht „suffisamment complète" erschien.

Internationale Kautschuk-Ausstellung nebst Kongreß, Batavia 1914. Im April 1914 soll in Batavia eine „Internationale Kautschuk-Ausstellung" nebst Kongreß stattfinden. Das Projekt geht von dem Allgemeinen Landbau-Syndikat im Zusammenwirken mit der niederländisch-indischen Regierung aus. Ausstellung und Kongreß werden unter dem Ehrenprotektorat des Generalgouverneurs stehen. Dem Ehrenkomitee sollen die Oberkommandierenden der Land- und Seemacht für Niederländisch-Indien sowie Vertreter fremder Mächte in Batavia angehören. Da Kaut-









schuk zurzeit im Vordergrund des wirtschaftlichen und spekulativen Interesses im Niederländisch-Indischen Kolonialreich (gleichwie in den benachbarten verbündeten Malaienstaaten) steht, sowie im Hinblick darauf, daß die Frage rationeller Kautschuk-Gewinnung und -Ausbeutung auch sonst weite Industriekreise beschäftigt, rechnet man in Batavia, wie die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" erfährt, auf eine lebhafte Beteiligung an Kongreß und Ausstellung auch aus Europa und Amerika. Die weitere Entwickelung bleibt abzuwarten, zumal auch in London ebenfalls für 1914 eine Wiederholung der dort mit gutem Erfolge 1908 und 1911 stattgehabten „Internationalen Kautschuk-Ausstellung" geplant ist.

Feuerschutz auf Ausstellungen. Veranlaßt durch den Brand der Brüsseler Weltausstellung 1910 hat die „Fédération Internationale des Comités Permanents d'Expositions" die Frage des Feuerschutzes auf Ausstellungen durch einen Sonderausschuß unter Hinzuziehung berufener Sachverständiger aus aller Herren Ländern eingehend prüfen lassen. Das Ergebnis liegt nunmehr in einem soeben erschienenen ausführlichen Berichte vor, für den auch die gutachtlichen Äußerungen herangezogen sind, die die der Fédération angeschlossene „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" erstattet hat. Der Bericht steht Interessenten an der Geschäftsstelle der Ständigen Ausstellungskommission (Berlin NW, Roonstraße 1, I) zur Verfügung.

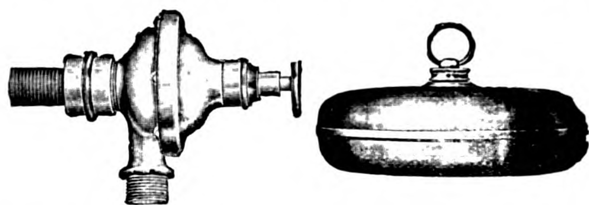
Geschäftliche Notizen.

Aus der Industrie des sächsischen Erzgebirges. Verfolgt man die Entwicklung und den Werdegang unserer großen industriellen Werke, so wird man finden, daß die meisten von ihnen aus den kleinsten Anfängen heraus entstanden sind. Nicht große Kapitalien ließen dieselben emporwachsen, sondern frischer Wagemut und zielbewußte Energie ihrer Gründer. Auch die Großbetriebe des sächsischen Erzgebirges, der Heimat der deutschen Blechwarenindustrie, sind fast sämtlich auf diese Weise groß geworden. Ein Unternehmen, in dem uns die rapide Entwicklung der erzgebirgischen Blechwarenindustrie vom Handwerk zur Großfabrikation gleichsam verkörpert entgegentritt, ist die Metallwarenfabrik Louis Krauß in Schwarzenberg, welche im April d. J. ihr 25jähriges Bestehen feierte. Die Firma wurde im Jahre 1887 unter den bescheidensten Verhältnissen in Neuwelt eröffnet. Der Begründer und Leiter Louis Krauß begann im väterlichen Hause mit Hilfe nur eines Lehrlings kleine Weißblechartikel herzustellen, die bei den Grossisten der Umgegend abgesetzt wurden. Durch sein Prinzip, nur gute Waren zu liefern, wurde man bald auf ihn aufmerksam. Die Aufträge mehrten sich, und schon nach kurzer Zeit konnte die Herstellung von Oel- und Schmierkannen mit aufgenommen werden. Im Jahre 1895 gelang ihm die Erfindung der Triumphwiegenbadschaukel mit geradem Boden zum Aufstellen. Heute sind ca. 60,000 Badewannen System „Krauß" hinausgegangen. — Es ging nun rasch vorwärts. Ein geeignetes Grundstück in Schwarzenberg wurde erworben und 1899 der Hauptbetrieb dorthin verlegt. 1902 brachte Louis Krauß einen Gegenstand heraus, der seinen Namen in der ganzen Welt bekannt machte, die Dampfwaschmaschine System „Krauß", von welcher heute weit über 81,000 Stück die Fabrik verlassen haben. Wiederholt mußte die Fabrik vergrößert werden; ein Stein wurde an den andern gefügt, bis der heutige Großbetrieb zusammengestellt war. Auf das modernste eingerichtet, erheben sich auf einem mindestens 15,000 Quadratmeter großen Terrain die Fabrikanlagen mit ihren zahlreichen Hilfsmaschinen, deren Antrieb eine



elektrische Zentrale besorgt. Das Gesamtpersonal zählt mehrere hundert Köpfe, von denen viele durch langjährige Tätigkeit zum Erfolge des Unternehmens beigetragen haben.

— Tausende von angesehenen Vertretern vertreiben heute die unter der Marke System „Krauß“ auch im Auslande beliebten Erzeugnisse, als da sind: Badeapparate, Wasch-



maschinen, Staubsauger, Wärmflaschen, Schornsteinaufsätze, Feuerannihilatoren, Klosettspülapparate, Schmierkannen, Spirituskocher u. a. m. Auf allen beschickten Ausstellungen sind der Firma hohe Auszeichnungen zuerkannt worden. In kurzen Strichen haben wir die Entwicklung eines in seiner Art einzig dastehenden Unternehmens darzustellen versucht. Zuerst ein primitiver Anfang, nun eine blühende Industrie, ein bedeutender Großbetrieb. Möge sich die Jubelfirma auch künftighin günstig weiterentwickeln, zum Segen unserer deutschen Industrie, die sich ja in den letzten Jahren einen hervorragenden Platz an der Sonne, d. h. auf dem Gebiete des Welthandels, erobert hat.

Kismet-Kasten. Die handliche Aufbewahrung der verschiedensten Formulare für den Tagesgebrauch an Kohlepapier, Briefbogen, Kuverts, Postkarten usw. hat bisher infolge der mangelhaften Hilfsmittel vielfach Schwierigkeiten verursacht. Die „Kismet“ Registratur G. m. b. H., Berlin, hat diesem Mangel abgeholfen und bringt neben ihren gesetzlich geschützten Spezialitäten, löcherlosen Schnellheftern und Registraturen, einen äußerst praktischen und sinnreich konstruierten Formularkasten für den Schreibtisch und die Schreibmaschine auf den Markt, der als das geeignetste Mittel für diesen Zweck angesehen werden muß und dessen Haupteigenschaft darin besteht, daß die verschiedensten Papiere, welche täglich benötigt werden, dauernd in tadelloser Ordnung gehalten werden. Die ganze Einrichtung der Kismet-Kasten zwingt zur Ordnung, indem sie einer jeden Sorte ihren bestimmten Platz anweist. Auf jedem Schreibtisch wird zur Notwendigkeit, Erledigtes und Unerledigtes, Eiliges und Unpressantes, Briefe, Rechnungen, Formulare und Drucksachen von einander getrennt zu halten. Dies ist meist nur möglich unter Hinzunahme einer größeren Anzahl von Kasten und Briefkörben, wofür aber gewöhnlich kein Raum vorhanden ist. Der Kismet-Formularkasten in offener bzw. geschlosssener Ausführung hilft diesem Übelstande ab. Mit derselben Leichtigkeit, mit der man sonst Schriftstücke übereinander legte, weist man ihnen mit Hilfe des Kismet-Formularkastens sofort den richtigen Platz an und läuft so keine Gefahr, Wichtiges zwischen Unwichtigem zu verbergen. Der Kasten wird drei-, vier- und fünfteilig geliefert.



Die Ausführung des Kismet-Formularkastens ist eine hoch vornehme, ganz in Kaliko eingefaßt, mit Krokodilpapier überzogen und mit Nickelecken versehen. Sie sind sehr solide gebaut und eine Zierde für jeden Schreibtisch. Einen ganz hervorragenden Wert hat dieser Kasten für die Vertreter von Schreibmaschinen, da er ihnen die Möglichkeit gibt, ihrer alten Kundschaft etwas Neues wieder vorzuführen.

Aachener Thermalwasser Kaiserbrunnen. Aus Anlaß des 200. Geburtsjahres Friedrichs des Großen erinnert die Aachener Thermalwasser (Kaiserbrunnen) Aktiengesellschaft zu Aachen — welche als alleinige Pächterin der städtischen Thermen neben ihrem weltbekannten Tafelwasser „Kaiserbrunnen“ auch das Aachener Thermalwasser vertreibt — durch den Versand eines geschmackvollen Prospektes, der mit einem wohlgelungenen Bildnis des „Alten Fritz“ geziert ist, daran, daß auch schon Friedrich der Große, gleich einer großen Anzahl seiner Vorfahren, und zwar im Jahre 1742 am Elisenbrunnen zu Aachen das Thermalwasser der Kaiserquelle trank.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

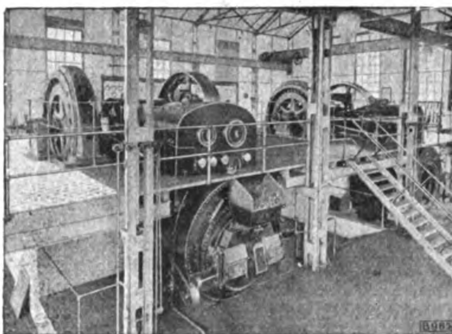
Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Zu den außerordentlichen Vorteilen, welche die Lokomobile dadurch bietet, daß kein besonderes Kesselhaus mehr erforderlich ist, und daß sich somit nicht nur die Anlagekosten und die Fundamentierung, sondern auch die Wartung der Maschine wesentlich billiger stellt, kommt noch hinzu, daß dieselbe durch ihren inneren Ausbau auf eine so hohe Stufe der Wirtschaftlichkeit gebracht worden ist, wie sie von keiner anderen Dampfmaschinengattung erreicht wurde.

Die größte Errungenschaft im modernen Lokomobilbau ist aber die von Heinrich Lanz, Mannheim, vollzogene Einführung der Ventilsteuerung „System Lentz“, denn kein anderes Steuerungssystem vermag mit so einfachen Mitteln und mit nur einfacher Ueberhitzung eine



Maschinenhaus der Firma Deutsche Waffen- und Munitions-Fabriken, Zweigniederlassung Karlsruhe in Baden,

mit einer 270–370 pferd. u. drei 470–580 pferd. Lanzschen Heißdampf-Compound-Lokomobilen mit Ventilsteuerung „System Lentz“ und direkt gekuppelten Dynamos. Im gleichen Betriebe eine Lanzsche Compound-Lokomobile von 170–235 PS. e. Gesamtleistung 1850—2345 e. Pferdestärken.

für die Dauer so weitgehende Ausnützung der Vorteile des überhitzten Dampfes zu bieten. Es sind heute wenig über drei Jahre darüber vergangen, daß die Firma Heinrich Lanz ihre Ventillokomobilen auf den Maschinenmarkt gebracht hat, und schon arbeiten mehr als 189,089 Pferdestärken in allen Teilen der Welt.

Daß diese Neuheit in so kurzer Zeit einen solchen Erfolg aufweisen konnte, hatte seinen Grund selbstverständlich darin, daß sie von einer Weltfirma auf den Markt gebracht wurde, von der man wußte, daß nur erstklassige Maschinen ihre Werkstätten verlassen. Lanzsche Ventillokomobilen sind heute unstreitig Präzisionsmaschinen ersten Ranges von größter Oekonomie, höchster Einfachheit der Gesamtanlage und zählen zu den bevorzugtesten und modernsten Kraftanlagen für industrielle Betriebe. Sie werden mit Leistungen bis 1000 PS. und für elektrische Betriebe mit direkt gekuppelter Dynamo geliefert.

Welche Bedeutung den Lanzschen Werken aber auch volkswirtschaftlich in der deutschen Großindustrie zukommt, geht daraus hervor, daß dieselben über 4000 Arbeiter und 800 Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 406,200 Quadratmeter beschäftigen und in der Lokomobilfabrikation allein jährlich über 2000 Stück produzieren, so daß die Lanzschen Werke in ihrer Art die größten der Welt sind.

Aus den intimen Briefen der Baronin de Rigueur:

Liebste Gräfin!

Ich muß heute von einer entzückenden Neuigkeit Kenntnis geben, welche meine letzte Reise zu der glücklichsten meines Lebens machte. Denken Sie nur, ich fuhr mit meinem lieben Mann mit dem Frühzug, um die Pfingsttage an der See zu verbringen. Der Zug war natürlich überfüllt. In unserem Kupee war eine schreckliche Luft. Mir gegenüber saß ein bleicher junger Herr, augenscheinlich tuberkulös, der den Spucknapf häufig benutzte. Ich ekelte mich gräßlich, war in Todesangst. Da holt mein Mann mit seinem überlegenen Lächeln einen reizenden kleinen Verstäuber aus der Westentasche, blank vernickelt und mit einem Hähnchen zum Verschließen. Er übersprüht mit diesem die Luft, meinen Platz, den Spucknapf. Alsogleich waren die schlechten Gerüche verschwunden. „So,“ sagte er, „das ist das neue Desi spritz, das jetzt jeder vernünftige Mensch bei sich trägt. Nun sind Polster und Spucknapf gründlich desinfiziert.“ — Aber hören Sie weiter! Nach unserer Ankunft telephonierte ich natürlich sofort an Auguste, ich mußte doch wissen, wie es den Kindern geht. O, Sie ahnen nicht, wie angenehm es war, das Telephon mit Desi spritz nun eigenhändig desinfizieren zu können. Es hatte danach einen leisen Wohlgeruch, roch ganz und gar nicht nach Desinfektion. Und wie einfach das war! Ich brauchte es nur zu überstäuben, das Mittel verdunstete sofort, so daß alles reinlich und fleckenlos zuging. Danach wollten wir ins Hotel. Denken Sie sich, verehrte Gräfin, auch dieses war überfüllt; wir mußten in einem kleinen, sehr fragwürdigen Gasthof fürliebnehmen. Oh, wie ängstigte ich mich vor dem Bette! Da gab es doch sicherlich Wanzen und wer weiß was für Tiere. Aber mein Mann lachte nur. „Kind,“ sagte er, „wozu haben wir Desi spritz.“ Er übersprühte mein Laken und erklärte, wie bei diesem herrlichen Mittel nur die Nässe verschwände, das Desinfiziens sich aber in feinen Kristallen niederschlage, wodurch der Gegenstand noch lange keimfrei bleibe, und wodurch verhindert werde, daß Insekten über das Laken kröchen. Ich schlief auch wirklich prächtig, aber mein armer Mann war am Morgen ganz zerstochen. Er hatte, nachdem er für mich so rührend gesorgt, vergessen — sein eigenes Bett auch noch zu übersprühen. — Das sieht den Männern riesig ähnlich, nicht wahr! Gott sei Dank half auch hier Desi spritz, denn es gibt kein besseres Mittel gegen Insektenstiche. Ich rieb ihm mit Desi spritz die Stellen, das Jucken hörte auf, die Geschwulst war bald verschwunden. Ich werde das Mittel schon wegen der Mückenplage immer bei mir führen, aber hören Sie: „ich hatte an dem Tage noch viele Gelegenheit, Desi spritz zu gebrauchen, vor allem desinfizierte ich den Abortsitz, wo man sich die gräßlichsten Krankheiten holen kann, dann die Badebude, dann bei meinem Mittagsschläfchen das Sofakissen im Hotel; später noch mein Portemonnaie, mein Geld. Alles wurde übersprüht und war sogleich wieder trocken, ohne zu verderben. Das kann man nur mit dem neuen Mittel, und deshalb ist Desi spritz natürlich überall gesetzlich geschützt. Wenn ich nun heimkomme, freue ich mich schon darauf, den Kindern das eingekaufte Spielzeug, mir die Bibliotheksbücher zu desinfizieren, was bisher doch ganz unmöglich. Und Sie werden sehen, meine Polstermöbel und mein Kleiderspind werde ich fortan mit Desi spritz vor den Motten bewahren können. — Ich weiß, liebste Gräfin, auch Sie wollen verreisen, denken hygienisch und lieben Ihre Kinder. Sie müssen also unter allen Umständen Desi spritz mitnehmen. Eilen Sie, es anzuschaffen. Sie erhalten es in allen einschlägigen Geschäften, wo nicht, direkt von der Fabrik Desinfektionswerke Dresden, G. m. b. H., Dresden, Kaulbachstraße 24. Ich weiß, daß Sie bald ebenso entzückt von dem Mittel sein werden wie Ihre

sehr ergebene

Baronin de Rigueur.

DIE·WOCHE

Nummer 25. | Berlin, den 22. Juni 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

13. Juni.

Das deutsche Geschwader verläßt Neuyork, wo seine Anwesenheit zu begeisterten deutsch-amerikanischen Freundschaftskundgebungen Anlaß gegeben hatte.

Der Kaiser besichtigt in Hannover seine Königsulanen.

Die tschechische Schriftstellerin Vyck-Kunehchy wird im böhmischen Landtagswahlbezirk Jungbunzlau als erster weiblicher Abgeordneter in Oesterreich gewählt.

14. Juni.

Die Obstruktion der Ruthenen im österreichischen Wehrausschuß wird nach einer 46 Stunden währenden Sitzung und nach einer 13stündigen Dauerrede des Abgeordneten Baczynski durch einen Vergleich beigelegt.

Der französische Ministerpräsident Poincaré hält in der Kammer eine Rede über die politische Lage. Er bezeichnet Frankreichs Beziehungen zu Deutschland als loyal, höflich und korrekt.

In Goethes Theater zu Lauchstädt findet die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns Drama „Gabriel Schillings Flucht“ in Gegenwart vieler Gäste aus allen Teilen des Reichs und aus Oesterreich statt.

15. Juni.

Das ungarische Magnatenhaus und der Wehrausschuß des österreichischen Abgeordnetenhauses nehmen die Wehrvorlage unverändert an.

Eine Suffragette begeht bei einem Empfang im „India Office“ schwere tätliche Ausschreitungen gegen den englischen Premierminister Asquith.

In Südfrankreich richten Sturm und Hagelschlag schwere Schäden an.

16. Juni.

Der Kaiser wohnt auf der Rennbahn Hamburg-Horn dem Rennen um den Großen Hansa-Preis bei.

In Ruhleben findet das Deutsche Traber-Derby statt.

Der Zug Berlin—Stockholm stößt auf der Station Malmslätt in Südschweden mit einem Güterzug zusammen. Zahlreiche Passagiere werden getötet oder schwer verwundet.

In der Nähe der tripolitanischen Stadt Misrata kommt es zu einem Gefecht, in dem die Italiener zwei Stellungen besetzen und gegen die Türken behaupten.

17. Juni.

Die belgische Regierung weist infolge der Aufdeckung royalistischer Umtriebe die in Belgien wohnenden portugiesischen Flüchtlinge aus.

Im englischen Unterhause bringt der Unterrichtsminister die neue Wahlrechtsvorlage ein, die die Einführung des allgemeinen Wahlrechts bezweckt.

Die Seeleute von Brest erhalten von den Reedern eine Lohnerhöhung und beenden daher ihren Ausstand.

18. Juni.

Das ungarische Abgeordnetenhaus kann die Schlußsitzung der Session ohne Zwischenfall abhalten.

Die Kieler Woche nimmt mit der Wettfahrt der Kriegschiffboote ihren Anfang.

19. Juni.

Aus Oesterreich kommt die Nachricht von einer Ministerkrisis, die infolge einer kaiserlichen Danksagung an die Ruthenen ausgebrochen ist.

Auf dem Parteitag der Republikaner in Chikago kommt es zu heftigen Kämpfen zwischen den Anhängern Tafts und Roosevelts.



Die Kieler Jubiläums-Woche.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Heute kennt jeder, auch weit ab von der Wasserkante, die „Kieler Woche“, jeder weiß, daß zu der Zeit, wenn der Kaiser in Kiel ist, Segelwettfahrten und Feste abgehalten werden, zu denen Fremde aus dem In- und Auslande strömen. Und doch glaube ich, daß die Kenntnis davon, was eigentlich die Kieler Woche bedeutet, wie sie entstanden, was sie leistet, nicht sehr weit verbreitet ist. In diesem Jahr ist es eine Jubiläums-Woche, weil der Kaiserliche Jacht-Klub auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblickt, und weil er der Hauptveranstalter und Lebensförderer der ganzen Kieler Woche ist. Die Geschichte der Kieler Woche ist die Geschichte des deutschen Segelsports in seiner großen Entwicklungsepoche, und mit ihr ist der Name des Kaisers als Kommodores des Kaiserlichen Jacht-Klubs selbst unlösbar verbunden.

Es war ein langer, beschwerlicher Weg, der zu gehen war bis zu dem Zustand, wie er heute besteht. Im ganzen Deutschland steckte vor 25 Jahren der Segelsport noch in den Kinderschuhen, erst der wachsende Wohlstand, die ungeahnte Entwicklung unserer Seeinteressen lenkten die Blicke mehr auf das Wasser. Bis in den Anfang der dreißiger Jahre reicht die deutsche Segelsportgeschichte zurück. 1881 wurde in Kiel die erste kleine Segelwettfahrt unter wesentlicher Mitwirkung der Marine veranstaltet und die Aufmerksamkeit der Hamburger Segler, des Norddeutschen Regatta-Vereins, auf die Kieler Bucht gelenkt, die große Vorzüge gerade auch vor den Hamburger Verhältnissen bot, wo doch immer nur die belebte Alster und der Elbstrom zur Verfügung standen. Für das Jahr 1882 kam es zu den ersten größern Abmachungen

unter Hauptbeteiligung von Hamburg und Kiel, und nach unendlichen Schwierigkeiten kamen zu dieser ersten größern Wettfahrt 20 Meldungen ein. Dies wurde damit das Geburtsjahr der Kieler Woche, die also ihr 25jähriges Jubiläum schon hinter sich hat. Auf dem Startdampfer wehte damals nur die Flagge des Norddeutschen Regatta-Vereins, in Kiel fehlte es noch an einer Organisation der Segler. Die Segler, die ihre Boote meldeten, wußten voneinander wenig. Überall waren nach Neigung, Eigenart des Segelgebiets und nach örtlichen Einflüssen andere Arten von Booten entstanden, in Größe des Boots und der Besegelung verschieden, die nicht willkürlich und ohne Ausgleich gegeneinander segeln konnten. Die deutschen Verfahren hierfür waren anders wie die ausländischen, die Küstensegler hatten andere wie die Binnensegler, und die Vereine hatten für sich ihre besonderen Methoden. Niemand wußte daher, wie groß sein Boot messen würde. Hiervon hing aber ab, gegen wen es segeln mußte und mit welcher Vergütung. Fast noch bunter war es mit den Wettfahrtbestimmungen. Diese kurze Erwähnung genügt, um eine Vorstellung davon zu machen, was für Schwierigkeiten entstehen mußten, so viele Meinungen und Gewohnheiten unter einen Hut zu bringen zu freudiger sportlicher Zusammenarbeit. Geschick war nicht nur nötig, um die einheimischen Segler zusammenzubringen, sondern davon mußte auch die Lust der Ausländer wesentlich beeinflußt werden. Wir hatten damals im Segel- und Jachtbau noch viel vom Ausland zu lernen, und diese Notwendigkeit und der Wunsch, die Kräfte mit dem Ausland zu messen, sind von vornherein im Auge behalten worden, darum ist es auch stets gelungen, ausländische Segler nach Kiel zu ziehen, und heute kann man ohne Überhebung sagen, ist die Kieler Woche ebenso wie die Cowes-Woche ein sportliches Ereignis ersten Ranges für ganz Europa, und sogar Nordamerika hat dauernde Beziehungen zur Kieler Woche gefunden. Es liegt auf der Hand, daß die in jedem Jahr mit jedem Verein, dessen Fahrzeuge mitsegeln wollten, wieder neu zu treffenden Vereinbarungen Mühe machten und zu Reibungen führen mußten, so daß der Wunsch mit Notwendigkeit entstand, möglichst alle Segelsport treibenden Vereine von Bedeutung zu einem dauernden Einvernehmen und Zusammenschluß zu bringen. Lange Zeit kam die Angelegenheit über Vorbesprechungen nicht hinaus. 1885 kamen die Berliner zum erstenmal nach Kiel, um von da ab regelmäßig in jährlich steigender Zahl wiederzukehren. 1887 betrieb besonders der Verein „Seglerhaus am Wannsee" die Sache, im selben Jahr wurde in Kiel der Kern des späteren Kaiserlichen Jacht-Klubs, des Marine-Regatta-Vereins, gegründet, und nun setzte sich der damals größte aller deutschen Seglervereine, der Norddeutsche Regatta-Verein, energisch an die Spitze der Bewegung und entwarf unter Mitwirkung des Marine-Regatta-Vereins ein Statut zur Gründung eines „Deutschen Seglerverbandes". Dieser Verband trat am 4. März 1888 ins Leben, ihm gehörten 13 Vereine mit 1583 Mitgliedern und 224 Fahrzeugen an. Damit war die Einführung von einheitlichen Wettsegelbestimmungen an gemeinschaftlich festgesetzten Tagen vollendet, und da schon damals alle bedeutenden Vereine zum Verband gehörten, Boote von Vereinen des Verbandes an Wettfahrten anderer Vereine nicht teilnehmen durften und umgekehrt, war die Entwicklung zwingend gegeben und der erste schwerste Schritt getan.

Der neu gegründete Marine-Regatta-Verein trat tatkräftig neben den ältern Bruder und Begründer der Kieler Regatten, den Norddeutschen Regatta-Verein, und stellte sich sofort mit einer großen Seeregatta an dessen Seite, und noch heute wehen über den Veranstaltungen der Kieler Woche in einträchtiger, erfolgreicher Zusammenarbeit die Stander der beiden großen Vereine: Kaiserlicher Jacht-Klub (Kiel) und Norddeutscher Regatta-Verein (Hamburg). Beiden Vereinen fällt auch im deutschen Seglerverband die führende Rolle zu durch die Zahl der Stimmen, die ihnen zusteht, und die sich nach dem Besitz an Fahrzeugen richtet, der bei den Vereinen eingetragen ist. Der Seglerverband ist sich von vornherein der Tragweite seiner Leitung für die Entwicklung nicht nur des Segelsports im allgemeinen, sondern besonders auch des nationalen Teils, des deutschen Jachtbaus, voll bewußt gewesen. Seinen Festsetzungen mußte notwendig der Bau von Jachten, die am Wettsegeln teilnehmen, folgen. Das ergibt sich daraus, daß eine wesentliche Grundlage aller Wettsegelei immer das Maßverfahren bilden muß, dessen Festsetzung als Wettsegelbestimmung dem Seglerverband zufiel. Wie schon früher gesagt, größte und kleinste Jachten mit ganz verschiedener Besegelung und Bauart können nicht, einfach beliebig zusammengeworfen, gegeneinander segeln, sondern guter Sport ist nur möglich, wenn annähernd Gleichwertiges gegeneinander kämpft. Dazu werden in erster Linie alle Fahrzeuge nach bestimmten Regeln vermessen. Dabei wird eine Größenzahl gefunden, nach der sich richtet, zu welcher Klasse die Fahrzeuge gehören, gegen welche Gegner sie also segeln, und danach richtet sich dann auch die Zeitvergütung, die der kleinere vom größern erhält, oder umgekehrt der größere dem kleinern in der gleichen Klasse gewährt. Das Bestreben jedes Jachtbauers muß es natürlich sein, seine Bauten dem bekannten Meßverfahren so anzupassen, daß sie möglichst klein vermessen werden, und dadurch beherrscht das Meßverfahren den Jachtbau und züchtet bestimmte einheitliche Typen. Wenn diese vom allgemeinen Standpunkt rationeller Entwicklung oder aus Rücksichten internationaler Konkurrenz nicht erwünscht waren, so war durch andere Meßverfahren Wandel zu schaffen. Das gibt einen Ausblick auf diesen Teil der Tätigkeit des Seglerverbandes. Um die Entwicklung unseres Jachtbaus auch nur in großen Zügen skizzieren zu können, ist es darum nötig, etwas von den Meßverfahren und ihren Wandlungen zu sagen. Als die ersten Wettfahrten größeren Stils unternommen wurden, galt es, ein Verfahren auszuwählen, unter dem sich extrem verschiedene Typen, wie sie sich an den verschiedenen Orten gebildet hatten, überhaupt vereinigen ließen. Das war möglich in dem Raummeßverfahren, bei dem der ganze Inhalt des Jachtkörpers einschließlich Kajütaufbau vermessen wurde. Dies Meßverfahren züchtete aber Rennfahrzeuge mit hohen Blei- und Eisenkielen, da diese nicht mitvermessen wurden, solche Fahrzeuge also, ohne größer vermessen zu werden, ein wesentlich größeres Unterwasserschiff hatten, was für gewisse Segeleigenschaften sehr vorteilhaft war. Weder wir deutschen Segler hatten Interesse daran, Rennmaschinen gegenüber den erprobten Kreuzerjachten zu bevorzugen, noch sehen dies unsere besten Kieler Wochen-Gäste, die Skandinavier, gern. Von Dänemark ging dann auch die Anregung zu einem neuen Meßverfahren aus im Jahr 1893. Einheitlich mit ganz Skandinavien, nachgebildet der damals in Frankreich geltenden Formel, wurde im Jahr 1894 die Benzonsche Regel für die Küstensegler eingeführt, die Binnensegler behielten noch Besonderheiten bei. Gehofft hatte man hiermit, Kreuzerjachten zu züchten, mit Grauen sah man,

was daraus entstand. Die Regel berücksichtigte nämlich für die Gäste ausschlaggebend das Unterwasserschiff. Dies wurde also möglichst winzig an Wasserverdrängung gebaut und an über Wasser geradezu grotesk ausladende Formen angeschlossen. Man züchtete die extreme, leichte Schwertjacht, die Kenterkutsche, zur selben Zeit, als in England Überdruß an der dort gezüchteten Rennmaschine laut wurde. Der Wunsch nach Kreuzern setzte sich aber immer wieder durch. Zunächst war es noch nicht ganz geklärt, was überhaupt ein Kreuzer war. Ganz allgemein ausgedrückt, ist es ein seetüchtiges, in jedem Wetter zu handhabendes, kräftig gebautes, wohnliches Fahrzeug im Gegensatz zu den nur Rennzwecken dienenden sogenannten Pappschachteln. Ganz einfach war es nicht, präzise zu definieren, was als Kreuzer zählte, es hat vieler Jahre dazu bedurft, das Bedürfnis ist aber das herrschende geblieben, es warf die Benzonsche Formel nach Ablauf ihrer Geltungsfrist von 5 Jahren über den Haufen und führte nach gründlicher Vorberatung und Verhandlungen mit den skandinavischen Vereinen zur Annahme der schon in England erprobten sogenannten linearen Formel. Gleichzeitig fiel die Scheidung in Küsten- und Binnenseglergruppe, und die ganze Kreuzerfrage wurde endgültig und befriedigend gelöst. In mehrfachen Erprobungzeiträumen hat sich das jetzige Verfahren endgültig bewährt, und man ist sogar allmählich dazu übergegangen, alle Vergütungen kurzweg abzuschaffen. Das hatte zur Folge, daß alle Fahrzeuge nunmehr so gebaut werden, daß sie stets an die oberste Klassengrenze heranreichen, und für den Zuschauer den Erfolg, daß das erste, die Ziellinie durchsegelnde Boot auch der Preisträger ist. Wir sehen in dem Ganzen zielbewußte Arbeit zur Einheitlichkeit und Einfachheit, und Deutschland hat im logischen Ausbau des Wettsegelns die Führung genommen und konnte im Jahr 1905 die Anregung an die führenden englischen und französischen Seglerverbände geben zu einer internationalen Meßformel, und schon im Jahr 1906 trat in London ein europäischer Seglerverband ins Leben, der das lineare Meßverfahren und die Bauvorschriften der großen Klassifikationsgesellschaften zur Grundlage hat und zunächst bis zum Jahr 1918 besteht. Damit hofft man, daß der festgebauten, bequemen, gut segelnden Kreuzerjacht die Zukunft gehört. Man hört nun viel von den Klassen der einzelnen Fahrzeuge. Sie haben vielfach ihre Zahl und Art gewechselt. Von Gründung des Seglerverbandes an wurde eine feste Klasseneinteilung geschaffen, die in der obersten Klasse Fahrzeuge von über 80 Kubikmeter und in der untersten solche unter 8 Kubikmeter umfaßten. Mit der Benzonschen Formel hatte man Klassen nach Segeleinheiten von über 70 bis unter 2. Mit dem neuesten Verfahren wird nach Segellängen gerechnet in sechs Klassen, von über 18 bis unter 5,5 Segellängen. Die großen Schoner geben Anlaß, eine AI-Klasse von 32—26 und eine AII-Klasse von 26—21 Segellängen zu bilden. Dabei ist es bis jetzt geblieben. Die Klassen werden hierbei kurz nach Metern bezeichnet. Es gibt ein Bild der Entwicklung, wenn man betrachtet, daß im Jahr 1911 in der AI-Klasse, zu der der Kaiserliche Schoner „Meteor" gehört, 6 Fahrzeuge segelten mit dem geringen Größenunterschied von 26,0—27,75 Meter. Die besten besetzten Klassen sind die von 10 Meter abwärts bis 5 Meter.

Ein solches 10-Meter-Klassen-Boot braucht sechs Personen an Bord zur vollen Besatzung, die kleinsten Fünf-Meter-Boote drei Köpfe, während die großen Schoner zum Wettsegeln rund 40 Köpfe an Besatzung brauchen. Felder von zehn Booten in den mittleren Klassen sind heute bei den Wettkämpfen durchaus nichts Seltenes.

Eine Klasse muß noch besonders erwähnt werden, da eigentlich wohl am meisten von ihr gesprochen wird: Die Sonderklasse. Ihre Boote entsprangen dem Gedanken des internationalen Wettkampfs mit kleinen, nur von Herrenseglern geführten und bedienten Jachten, deren Bauweise, Größe und Beschaffenheit durch besondere Vorschriften festgelegt werden sollte, um ein möglichst gleichartiges Bootsmaterial zu schaffen, das solide im Bau und nicht übermäßig hoch im Preis sein sollte. Die Kosten dürfen 5100 Mark nicht überschreiten. Die Boote müssen in dem Land entworfen, erbaut, besegelt und ausgerüstet sein, zu dem der Verein gehört, bei dem das Boot eingetragen ist. Der Erfolg der ersten Ausschreibung war ein großartiger internationaler, und die Klasse fesselt noch heute das Interesse in so hohem Maß, daß Versuche, sie aufhören zu lassen, bisher an dem Widerspruch der Segler gescheitert sind. Im Jahr 1911

segelten 16 deutsche Boote in der Sonderklasse, das älteste 1907 erbaut. Hiermit eröffnet sich ein Ausblick auf eine nationale Tätigkeit, auf die Förderung des deutschen Jachtbaus. Es läßt sich hierauf überhaupt nicht eingehen, ohne das Wirken des Allerhöchsten Kommodores des Kaiserlichen Jacht-Klubs, des Kaisers, in den Vordergrund zu stellen. Wie mühselig der Weg war, den der Kaiserliche Jacht-Klub und der Seglerverband zu gehen hatten, läßt sich aus dem Gesagten vielleicht ahnen, und wenn nicht der Kaiser persönlich sich dauernd für alle Ziele eingesetzt hätte, so wären wir nicht da, wo wir sind. Sein persönliches Erscheinen und seine seglerische Teilnahme an jeder Kieler Woche, das Verteilen der Preise an alle Segler, sein Verweilen in der Mitte der Segler, das Aufgreifen neuer Ideen, der Ansporn durch ungezählte, von ihm verliehene Ehrenpreise, durch Wort und Beispiel waren mächtige, treibende Faktoren, die durch nichts anderes hätten ersetzt werden können. So stiftete der Kaiser im Jahr 1893 auch einen Hohenzollern-Preis in Höhe von 2500—4000 Mark, der an Jachten bestimmter Klassen fallen sollte, die im laufenden Jahr von deutschen Konstrukteuren entworfen, von deutschen Baumeistern aus deutschem Material auf deutschen Werften erbaut und mit deutscher Besatzung gesegelt wurden. Viele deutsche Fürsten, Gönner des Sports, Städte sind dem kaiserlichen Beispiel gefolgt und haben den jungen Sport dadurch ermuntert, wenn auch immer noch gilt, was der Kommodore einst in einer Rede ausführte: „Es gibt wohl keinen Sport der Welt, in dem die Preise so gering erscheinen als im Segelsport, in dem lediglich um die Ehre gekämpft wird. Möge es auch immer so bleiben und sich das Interesse für die Schiffahrt allzeit heben." Geldpreise gibt es, vom Hohenzollern-Preis abgesehen, nicht. Damals war noch ein großer Teil, namentlich großer Fahrzeuge, im Ausland, besonders in England, gebaut, deutsche Jachtschiffer und deutsche Jachtmatrosen gab es kaum, und in Deutschland konnte man für große Fahrzeuge keine brauchbaren Segel machen. Sogar der Kaiser mußte auf seiner Jacht englische Besatzung und einen englischen Schiffer annehmen. Hier hat der Kommodore und mit ihm die Marine geholfen; der Kommodore schenkte seine alten Jachten der Marine, und die Marine baute auch selbst Fahrzeuge, alle wurden zur Heranzucht deutscher Jachtmatrosen verwendet, und der Jachtklub sorgte für ihr Fortkommen. Es war gewiß dem Allerhöchsten Kommodore ein hohes Gefühl der Befriedigung, als im Jahr 1908 zum erstenmal sein stolzer Schoner „Meteor" ganz mit deutschen Matrosen und mit deutschem Schiffer besetzt war, und noch größer, als diese deutsche Besatzung im Jahr 1909 auf den neuen deutschen Schoner mit deutschen Segeln überging und dies deutsche Fahrzeug von Erfolg zu Erfolg führte.

In groben Umrissen ist hiermit gesagt, was in den 25 Jahren geschaffen ist. Vom mühseligen Zusammenholen und Verabreden von 20 Fahrzeugen in Kiel zum Kaiserlichen Jacht-Klub, zum deutschen Seglerverband, zum europäischen Seglerverband, zur Kieler Woche, zur europäischen Woche, zu 23 verschiedenen, aneinander schließenden Wettfahrten mit Hunderten von Fahrzeugen. Vom kleinen Verein zum Kaiserlichen Jacht-Klub mit rund 3500 Mitgliedern, 195 Segeljachten, 16 Dampfjachten und 58 Motorjachten. Vom fast in der Mehrzahl im Ausland entworfenen oder gebauten Fahrzeug mit englischen Segeln, englischer Besatzung zum deutschen Fahrzeug vom Flaggenknopf bis zum Kiel und bis zum letzten Matrosen.

Hier aber ist nicht nur Arbeit zum Nutzen des Sports, sondern auch große nationale Arbeit geleistet, und der Kaiserliche Jacht-Klub, an seiner Spitze der Allerhöchste Kommodore, kann mit Recht stolz auf den Weg, den er in 25 Jahren mitgeführt, zurücksehen, und wir Deutschen insgesamt wollen stolz sein, was deutsche, zielbewußte, zähe Energie unter der Gunst ungeahnter wirtschaftlicher Entwicklung auch hier geschaffen hat.

Neuordnung der Schulferien in Preußen.

Ein Vorschlag von L. Korodi, Direktor der Fontane-Schule zu Berlin-Schöneberg.

Sie ist noch nicht da, aber lange kann sie nicht mehr auf sich warten lassen, die neue Ferienordnung für Preußen, über deren Gestaltung sich Schulmänner und Schüler, Schulbehörden und Publikum seit geraumer Zeit mit zusehends sich steigerndem Eifer die Köpfe zerbrechen, ohne aber in dem Maß mit ihren Gedanken und Wünschen vor die große Öffentlichkeit zu treten, als es die Bedeutung der Frage für das ganze Volksleben erfordert. Die preußischen Philologenvereine haben in den letzten Wochen Fragebogen an die Kollegien der höheren Schulen verschickt, durch die unter sämtlichen Vereinsmitgliedern eine Abstimmung über eine Reihe von Einzelfragen in betreff der neuen Ferienordnung veranstaltet wird, und das Material kommt jetzt eben zur Verarbeitung, auf Grund dessen an die Unterrichtsverwaltung bestimmte Vorschläge gemacht werden können. Auch die Kollegen von der Volksschule beschäftigen sich eingehend mit der Sache, und die Eltern aller Arten von Schülern und Schülerinnen sind nicht in letzter Linie an der Neuregelung interessiert. Da ist es wohl an der Zeit, auch weitere Kreise, die mit dem Schulleben verwachsen sind und sich in gewisser Abhängigkeit davon befinden, zur öffentlichen Meinungsäußerung anzuregen. Besonders die Ärzte müßten in vernehmlicher Weise dazu das Wort ergreifen, und vielleicht könnten sogar Elterntagungen in großem Stil in Bewegung gesetzt werden, damit etwas wie eine Volksabstimmung über die grundsätzlich wichtigsten Fragen in dieser Angelegenheit zustande gebracht werde. Vielleicht würde es sich auch empfehlen, wenn durch das übliche Mittel der Enquete die Ansichten der Eltern und Ärzte zur Kenntnis der Öffentlichkeit kämen. Solche Äußerungen könnten für die Schulverwaltung wertvolles Material bringen.

In der Enquete der Philologenvereine wird mit Recht an erster Stelle gefragt: Ist es wünschenswert, daß das Schuljahr unmittelbar vor den Großen Ferien schließt?

Von berufenster Seite wird auf diese Frage mit einem lauten und überzeugten Ja geantwortet. Die Kinder sind es, die dies Votum einmütig abgeben; sie fühlen instinktiv am besten, was ihnen in dieser Beziehung für Leib und Seele gut tut. Die Ferienfreiheit können sie alle nur dann in vollen Zügen und bis zur Neige genießen, wenn sie während der ganzen freien Zeit von dem Gefühl durchdrungen sind, daß nach den Ferien für sie ein neues

Leben beginnt, daß sie vor neue Aufgaben gestellt werden, an die sie mit frischen Kräften herantreten können. Wenn nach den Sommerferien noch ein sechs- bis siebenwöchiger Schuljahrsrest mit Versetzungs- oder auch nur mit Zeugnissorgen droht, eine Zeit, in der rasch wieder alles alte Wissen für die Parade des Semesterschlusses aufgefrischt, alte Unterlassungsünden hastig wieder gutgemacht werden sollen, dann ist die Freude wenigstens in den letzten Ferienwochen erheblich gedämpft, und es fehlt die absolute innere Ruhe und seelische Entlastung, die doch auch der Erwachsene beansprucht, wenn er von der Ausspannung einen dauernden Gewinn erwartet. Auch er befreit sich, wenn er Erholung sucht, möglichst gründlich von allen Erinnerungen des Alltags, die sein Herz bedrücken. Alle, die als Schüler oder Lehrer — und auch als Eltern! — solches Schuljahr, das vor den Großen Ferien schloß, etwa in Süddeutschland oder Österreich, an sich selbst erlebt haben, können es bezeugen, mit welcher Wonne sie in diese Ferien gegangen sind, in denen sie sich, was die Schule betrifft, nicht nur einer stark bedingten Freiheit erfreuen durften.

Es wird wohl gelegentlich eingewendet, daß dem Schüler, der nicht versetzt worden ist, der Genuß der Ferien verkümmert wird, wenn diese mit dem Ende des Schuljahres beginnen. Für ihn ist es aber gerade von größtem Vorteil, daß er dann — nach den Großen Ferien — mit ganzer Vollkraft daran gehen könne, das Versäumte nachzuholen. Und die Eltern, die ihm zur Strafe für die Nichtversetzung den Genuß des Verreisens entziehen wollten, würden sich damit am schwersten gegen die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes versündigen. Ist es etwa schöner und zweckmäßiger, wenn der „Sitzengebliebene", wie es nach der bestehenden Ferienordnung in Preußen geschieht, im neuen Schuljahr eine oder zwei Wochen nach der Katastrophe, also noch ganz unter dem Einfluß dieser Depression, sich zu neuer Kraftentfaltung aufraffen soll? Die Starken aber und die Glücklichen, die am Jahresabschluß ihr Versetzungszeugnis in der Tasche haben — und das ist ja gottlob die erdrückende Mehrheit — sie sehen sich die Welt in der Zeit, wo sie am schönsten ist, mit ganz anderen Augen an, als wenn sie nach den Tagen und Wochen der Freiheit noch allerhand kurzfristige Restforderungen zu begleichen haben.

Alle anderen Erwägungen und Bedenken müssen diesem einen Gesichtspunkt untergeordnet werden. Und das Leben schafft sich ganz von selbst neue Formen, wenn es gezwungen wird, sich einer großen Forderung anzupassen. Mit Vorliebe wird z. B. gegen diese Ferienordnung eingewendet, daß die Abiturienten, wenn sie etwa Ende Juni oder Anfang Juli von der Schule abgehen, drei bis vier Monate „verbummeln" müssen. Sollte das wirklich ein so großer Verlust für die Volksgesundheit sein, wenn der „Mulus" nach den Strapazen der Reifeprüfung einige Monate lang allem Zwang des bürgerlichen oder des Schullebens entzogen ist? Er muß ja nicht die ganze Zeit faulenzen; aber selbst wenn er sich während seines von allen Beteiligten mit Recht so hochgepriesenen „Mauleseltums" etwas mehr gehen läßt, als es für sein körperliches und geistiges Ausruhen durchaus notwendig ist — was schadet es denn, offen gestanden, daß er in diesem terminreichen Leben der Gegenwart einmal auch ein wenig ins Blaue hinein lebt und sich außerhalb des modernen „Betriebs" stellt, der vielleicht unsere schlimmste Zeitkrankheit ist! Und schließlich darf auch die — falsch verstandene — Rücksicht auf die Studierenden, die glücklicherweise trotz allen Bildungsdrangs doch noch den kleinsten Bruchteil der Nation bilden, nicht ausschlaggebend sein für eine das ganze Volk berührende Neuregelung des Kulturlebens.

Die zweite große Frage der neuen preußischen Ferienordnung betrifft die Länge der sommerlichen Erholungszeit. In diesem Punkt sind wohl die Ärzte, auf deren Urteil es hier am meisten ankommt, eines Sinnes, daß nämlich eine länger dauernde Freizeit für das physische und psychische Ausruhen von ungleich größerem Wert ist als die Verzettelung der verfügbaren Ferientage auf die kürzeren Ferien, von denen in unserem Klima besonders in den Städten, aber meist auch in den kleineren Orten ohnehin nicht der rechte Gebrauch gemacht werden kann.

Im laufenden Schuljahr ist die Verteilung der Ferien für Großberlin folgende:

Ostern	16	Tage
Pfingsten	6	„
Sommer	38	„
Herbst	7	„
Weihnachten	12	„
Zusammen	79	Tage

Für die Provinz Brandenburg, ausgenommen Berlin und Vororte, sind die Sommerferien zugunsten der Herbstferien noch um eine Woche gekürzt; ähnlich in den übrigen preußischen Provinzen. Rheinland und Westfalen haben 10 Tage Pfingst-, 35 Tage Sommer- und 18 Tage Weihnachtsferien; dafür entfallen hier die Herbstferien ganz.

Wenn man sich entschlösse, die Sommerferien auf volle acht Wochen auszudehnen, so wäre folgende Verteilung in Erwägung zu ziehen:

Ostern	5	Tage
Pfingsten	6	„
Sommer	56	„
Weihnachten	9	„
Zusammen	76	Tage

Von der Gesamtzahl der 79 Ferientage nach der diesjährigen Ferienordnung blieben bei der Neuordnung noch drei Freitage übrig, die zwischen die beiden Halbjahre so eingeschaltet werden könnten, daß sich ein Sonntag daran schließt; das gäbe also vier Tage. Fallen diese kleinen Semestralferien auf Ende Januar, so haben wir zwei Halbjahre von nahezu ganz gleicher Ausdehnung. Die Einzelfreitage (Sedan, Bußtag, Reformationstag, die katholischen Feiertage, Kaisers Geburtstag, Himmelfahrt, Schulausflüge, Reifeprüfung und gelegentliche Hitzferien) verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf beide Halbjahre. Die schwerste Arbeitzeit bliebe auch nach dieser Einteilung das Winterhalbjahr, weil in diesen Monaten weniger Zeit und Gelegenheit zur Erholung in der freien Natur gegeben ist; am schmerzlichsten würde der Wegfall der Herbstferien berühren — dafür nähmen die Kinder aus den großen, nahezu zweimonatigen Ferien einen solchen Fonds aufgespeicherter Kraft in dies Halbjahr mit, daß sie den Anforderungen leichter gewachsen wären und die Schwierigkeiten im ersten Ansturm des Schuljahrbeginns müheloser nehmen könnten. Im Sommerhalbjahr wird sich zwar die Nachwirkung der vorangegangenen Arbeitzeit fühlbar machen, aber die stetig zunehmenden Tage wie die zu neuem Leben rüstende Natur steigern den Lebensmut nicht weniger als die Aussicht auf das große Feriendorado; auch die Ferienoasen zu Ostern

und Pfingsten laden ja den müden Pilger zu freundlicher Rast ein. Wesentlich verkürzt würden nur die Osterferien, die aber für die Erholung im Freien ohnehin bei uns weniger in Betracht kommen. Dafür ist die lange Arbeitzeit von Neujahr bis Ostern durch die Semestralpause unterbrochen und der Beginn des neuen Halbjahrs an sich weniger anstrengend als die unausgesetzte Quartalsarbeit von Anfang Januar bis zum jetzigen, allzu beweglichen Osterversetzungstermin. Auf diese Weise interessiert uns auch die alte Doktorfrage der Festlegung des Ostertermins vom Standpunkt der Schule gar nicht mehr, weil Ostern nicht mehr Semestergrenze ist. Auch die vielfach noch üblichen „Weihnachtzensuren" stürben bei dieser Einteilung des Schuljahrs eines natürlichen Todes; den Schmerz darüber würden wohl Eltern und Kinder und Lehrer gleichermaßen nicht allzu schwer verwinden.

Die Frage, ob der Anfang der Großen Ferien mit Rücksicht auf den Reiseverkehr in verschiedenen Provinzen auf verschiedene Tage fallen soll, ist zum Teil schon durch die bisherige Praxis beantwortet. Bei einem Abstand von je zwei Tagen für je zwei Nachbarprovinzen ergibt sich, wie schon in den Fragebogen des Philologenverbandes bemerkt wird, für den Anfang der Ferien eine Differenz von etwa neun Tagen; es wird dort die Zeit zwischen dem 5. und 14. Juli vorgeschlagen.

Von unschätzbarem Wert wäre diese Verlängerung der Sommerferien für das Familienleben. Die Väter hätten größeren Spielraum für die Legung ihres Urlaubs; es würde der Fall doch viel seltener eintreten, daß die Familie, wie es so oft vorkommt, auch nicht einen Teil der Sommerferien zusammen verreisen kann. Die Väter kämen seltener in die Zwangslage, mit Rücksicht auf ihren Urlaub von den Ärzten Krankheitsatteste — für ihre Kinder zu verlangen. Die Direktoren wissen davon ein Lied zu singen, wie oft sie den Kindern wider eigenes persönliches Empfinden, aber aus Gründen der äußeren Schulzucht den Urlaub verweigern müssen, weil sonst überhaupt zwei Wochen vor Schulschluß die ganze Schulgesellschaft sich auflösen würde. Sind die Sommerferien um dritthalb Wochen verlängert, so erweitern sich auch die Möglichkeiten für einen gemeinsam zu verlebenden Sommeraufenthalt der Familie um etwa 50 v. H. Leichtfertigen Urlaubsgesuchen aber ist schon durch den neuen Schuljahrsschluß ein kräftigerer Riegel vorgeschoben.

Wie gegen jede Neuerung würde auch gegen diese neue Ferienordnung selbstverständlich ein Teil der „öffentlichen Meinung" sich auflehnen. Schwerwiegende Gründe der Vernunft sprächen aber gegen diese Opposition. Und ist nur einmal die durchgreifende Verfügung der obersten Schulverwaltung da, so werden auch die Widerstrebenden bald den Zwang als Wohltat empfinden. In der Schule wie im Leben muß man oft umlernen; in diesem Fall dürfte sich der Prozeß in kürzester Zeit vollziehen. Nach den ersten Achtwochenferien wäre auch die Schar der prinzipiell Unzufriedenen zu einem verschwindenden Häuflein zusammengeschmolzen; das kleinste Kontingent dazu würden vermutlich die Kinder stellen!

Beim Übergang von der alten zur neuen Ferienordnung wäre eine große Schwierigkeit zu überwinden, die sich aber eben nur einmal, beim Übergang, fühlbar machte. Die Schüler der bisherigen Osterklassen müßten dieses eine Mal ein Vierteljahr länger in einer Klasse sitzen. Vielleicht ist dann die glatte Versetzung im laufenden und im nächsten Jahr desto mehr gesichert! Was sollte freilich mit den Michaelisklassen geschehen, deren Schüler erst Ende September zur Versetzung kämen? Sie müßte man eben — das scheint der einzige gangbare Ausweg — ein Jubeljahr erleben lassen, indem man sie vor den Sommerferien alle unbedingt und ohne Ausnahme versetzte, weil ihr Schuljahr um ein sogenanntes Quartal (Juli bis September) verkürzt ist und sie nicht dafür verantwortlich gemacht werden können, daß sie das Klassenpensum diesmal nicht erreichen. Ähnliche Gewaltmaßregeln ergeben sich füglich, wie die Weltgeschichte lehrt, naturgemäß aus jeder großen Kalenderreform. Am praktischsten wäre es, wenn die neue Ordnung kurz vor den Großen Ferien bekannt gegeben würde, damit die Schüler und Schülerinnen der Michaelisklassen sich auf diese Zwangsversetzung nicht von gar zu langer Hand bequem einrichten. Die Versuchung, sich über die Maßen zu schonen, läge doch zu nahe, wenn diese Glücklichen etwa am 1. Oktober erführen, daß sie Ende Juni unbedingt versetzt werden, mögen sie wollen oder nicht.

Die Hauptsache ist, daß die Neuordnung überhaupt möglichst bald und unter Mitwirkung aller in Betracht kommenden Faktoren zustande kommt. Die Mitwirkung besteht in der freien Meinungsäußerung, und dazu vor allem sollten diese Vorschläge Anstoß geben. Das Zusammenwirken von Schule und Haus ist heute ein gern gebrauchtes und zugkräftiges Schlagwort. Nun, dies ist eine Sache, wo sich die beiden verständigen müssen; hoffentlich erweisen sie sich auch hier als rechte Bundesgenossen, nicht etwa gegen die Schulverwaltung, sondern als ihre getreuen Helfer im Dienst der Gesundheit, der Krafterhaltung unserer Kinder, unseres Volks.



Die Morgenwanderung.

Plauderei von Dr. Fritz Bernhard.

Es gehört schon eine ganze Portion Mut dazu, auszusprechen, daß nicht jeder Sport für jeden und daß er nicht immer ein Allheilmittel ist. Und hat man nicht immer Männer im Sinn, wenn man von der Körperkultur durch den Sport spricht?

Was treiben denn die Frauen als Sport? Manche fahren im Auto spazieren, manche radeln, und viele spielen einige Stunden am Tage Tennis.

Es scheint fast, als wenn der Ausdruck „Sport", mit dem nach landläufiger Anschauung immer die Ausübung einer körperlichen Kunstfertigkeit verknüpft ist, für unsere Zeit schon zu eng gefaßt ist. Oder man muß eben jede Betätigung, die der Gesundheit dienlich ist, nicht nur als Sport bezeichnen, sondern auch als Sport betreiben.

Dadurch lassen sich altmodischen Anschauungen ganz moderne Seiten abgewinnen. Ein ganz drastisches Beispiel bietet der Spaziergang. Noch vor wenigen Jahrzehnten war er die einzige Art körperlicher Betätigung, die von alt und jung wirklich ausgeübt wurde. Meistens in der Schummerstunde, wenn der Tag sich neigte, belebten sich die Straßen mit lustwandelnden Ehepaaren. Bei der Rückkehr schwenkte der Mann zum Dämmerschoppen ab, während die Frauen nach Hause gingen, um das Abendbrot zu rüsten.

Auch die Jugend versäumte nie den abendlichen Spaziergang. Bot er doch in damaliger Zeit eine der wenigen legitimen Gelegenheiten, das andere Geschlecht zu sehen, zu grüßen und manchmal auch zu sprechen.

Nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, denn damals war es noch nicht Sitte, daß junge Mädchen Schlittschuh liefen oder gar mit den Jünglingen um die Wette rodelten.

Seitdem der Sport zur Mode geworden ist, hat der Spaziergang für die junge Welt seine Anziehungskraft verloren. Das Flanieren auf den Straßen zum Zweck des Flirtens kann man wirklich nicht als Spaziergang betrachten. Und für die Mehrzahl aller Männer haben sich die Anforderungen und Anstrengungen des Berufs und des Erwerbslebens so sehr gesteigert, daß ihr Körper am Abend nur nach beschaulicher Ruhe verlangt.

Bleibt also für Sport oder, allgemeiner ausgedrückt, für körperliche Erholung nur der Sonntag, und das ist zu wenig für eine Woche aufreibender Arbeit. Viele wollen in der Woche wenigstens dem Kopf etwas Vergnügen und Erholung bieten, aber die Kosten hat der Körper zu tragen, der, müde von der Arbeit, erst durch Alkohol aufgestachelt werden muß.

Wie wär's denn, wenn wir den altmodischen Spaziergang als Sport frisiert wieder aufleben ließen? Zum Teil ist es ja versucht worden. Ältere Männer tun sich zu Wandervereinen zusammen und strampeln sich von Sonnabendnachmittag bis Sonntagabend rechtschaffen müde. Dem gleichen Zweck dienen die Fahrten, die von den „Wandervögeln" auf Schusters Rappen unternommen werden und reichlichen Zulauf finden, weil sie mit etwas romantischem Beiwerk ausgeputzt sind. Die meisten Menschen aber gehen tagaus, tagein in der Tretmühle ihres Berufes, ohne ihrem Körper an Erholung mehr zu bieten als eine sonntägliche Fahrt ins Freie, die dicht am Endpunkt der Eisenbahn in einen Biergarten führt.

All diesen, Männlein wie Weiblein, könnte eine regelmäßige tägliche Morgenwanderung Hilfe bringen. Es gilt nur, diesem Gedanken eine suggestive Wirkung zu geben. Und das ist nicht schwer. Man braucht ja nur jeden einzelnen daran zu erinnern, wieviel Wohlbehagen er empfunden hat, wenn er mal aus irgendeinem Anlaß mit der Sonne aufstand.

Mit dem Aufstehen wird es ja allerdings bei vielen in der ersten Zeit hapern, weil die meisten Menschen abends nicht ins Bett und morgens nicht aus dem Bett finden können. Und, etwas neurasthenisch angehaucht, wie man ist, geizt man beim Aufstehen mit der Minute. Eiligst wird Kaffee getrunken, im Sturmschritt geht's zur Elektrischen oder zur Bahn. . . .

Wie wär's, wenn man dies Leben vom Mai bis Oktober umkrempeln wollte? Abends zwei Stunden früher zu Bett und morgens zwei Stunden früher aufgestanden! In der ersten Woche wird das Aufstehen jedesmal einen Entschluß kosten, aber bald wird's zur Gewohnheit werden, wenn man konsequent frühzeitig zu Bett geht.

Was man durch das Frühaufstehen gewinnt, ahnen die wenigsten Menschen. Man frage deshalb die Landwirte, die regelmäßig mit der Sonne aufstehen, die Jäger und Angler, die noch früher auf den Beinen sind. Sie alle werden es bestätigen, daß die ersten Stunden jedes Tages die schönsten sind. Wie oft kommt es vor, daß es regnet, wenn die Mehrzahl der Städter sich erhebt. Sie wissen nicht, daß am Morgen die Sonne einige Stunden geschienen hat, ehe sich mit der steigenden Wärme die Wolken zusammenballten. Es genügt, wenn man am Morgen eine Stunde spazierengeht. Man braucht dabei nicht zu laufen, sondern soll behaglich dahinschlendern, fleißig rechts und links schauen und im Schauen genießen. Und wie schnell wird sich das Interesse an vielen Dingen einfinden, an denen man sonst achtlos vorübergeht. Heute sieht man die schwellenden Knospen, morgen freut man sich schon über den hellen Schimmer, der auf ihnen liegt, und übermorgen wird man stehenbleiben, um sich über die Blütenpracht zu freuen, die eben von der Sonne wachgeküßt wird.

Auch die Nase ist an dem Genuß beteiligt, denn es ist keine poetische Uebertreibung, sondern eine auf natürlichen Ursachen beruhende Tatsache, daß alle Blüten am Morgen stärker duften als am Tage.

Das Ohr kommt auch auf seine Rechnung, namentlich im Frühjahr, wenn alle Vögel singen. Es gibt wirklich nichts Schöneres als ein Vogelkonzert am Morgen. Am Abend hat der Gesang der Vögel etwas Verhaltenes, Wehmütiges. Und nicht nur Dichter, sondern auch Naturforscher sind der Meinung, daß die hereinbrechende Dunkelheit der Nacht, die für die kleinen Sänger so viel Gefahren birgt, die kleinen Herzen ängstlich pochen läßt. Am Morgen jedoch jubeln sie dem segenbringenden Licht zu, das sie mit neuem Lebensmut erfüllt.

Mit einem Wort: Der Spaziergang am Morgen soll dem Naturgenuß dienen. Und dieser Zweck wird zu keiner anderen Tageszeit so vollkommen erreicht. Viele Tiere, die am Tage sich bergen, sind in den Morgenstunden noch unterwegs und nicht so vorsichtig wie am Abend, wenn sie mit hereinbrechender Dunkelheit ihr Versteck verlassen. Da findet man einen Igel spazierengehen, man sieht den Hasen im Roggen umherhockeln.... Dort lockt der Rebhahn hoch aufgerichtet sein Volk zusammen und streicht wenige Schritte vor dem Wanderer mit seiner Kette ab. . . .

Mit frischen Eindrücken, die noch in der Erinnerung nachwirken, wird jeder vom Morgenspaziergang zurückkehren. Und ein köstlicher Hunger wird ihm den Beweis liefern, daß die Wanderung auch seinem Körper wohlgetan hat. Das erste Frühstück, das in der bisherigen Lebensweise fast wie ein notwendiges Übel empfunden wurde, wird zu einem Genuß, namentlich wenn man nach der Rückkehr noch ein kurzes Bad, das nicht wärmer als 20 Grad sein darf, genommen hat.

Hier und dort hat schon ein Arzt auf die hygienische Bedeutung des regelmäßigen Spazierengehens hingewiesen. Aber die Ärzte könnten noch mehr tun, sie könnten jedem, der sie aus irgendwelcher Ursache befragt, die Morgenwanderung dringend ans Herz legen, denn sie ist für Geist und Körper mehr wert als ein Spaziergang zu anderer Tageszeit, den Abend nicht ausgenommen. Und wer's versucht, wird mir nicht nur recht geben, sondern auch Dank wissen!

Unsere Bilder

Graf Zeppelin (Abb. S. 1031) ist in Hamburg, wohin er sein Luftschiff „Z 3" von Friedrichshafen her so glücklich gelenkt hat, mit Recht sehr gefeiert worden. Der hohe Protektor der deutschen Luftschiffahrt Prinz Heinrich von Preußen kam nach der Hansestadt, um dem Grafen zu seiner glücklichen Fahrt zu gratulieren und mit ihm Beratungen über Fragen des deutschen Flugwesens zu pflegen.

Ein gelungenes Promenadenkonzert (Abb. S. 1033) wurde unter dem Protektorat der Prinzessin Eitel-Friedrich und zugunsten der Nationalflugspende sowie des Vaterländischen Frauenvereins im Lustgarten zu Potsdam veranstaltet.

Neben musikalischen Genüssen gab es allerlei populäre Vergnügungen, eine Schießbude, ein Caféezelt, Wettrennen von Hunden und dergleichen. Die Prinzessinnen Eitel-Friedrich und Viktoria Luise nahmen ungezwungen am Scheibenschießen und Ringewerfen teil und erwiesen sich dabei als sehr geschickt.

Erzherzogin Ella (Abb. S. 1033), so nennt in Oesterreich alle Welt die Erzherzogin Elisabeth Franziska, des greisen Kaisers Franz Josef Lieblingsenkelin, wird sich bekanntlich mit dem Grafen Georg von Waldburg-Zeil vermählen. Wir bringen die neuste Aufnahme des glücklichen Paares, dessen Herzensbund von Kaiser Franz Josef in so gütiger Weise gesegnet wurde.

Die Kongokonferenz (Abb. S. 1035) ist in Bern zusammengetreten, um die neuen Grenzen des deutschen und des französischen Gebiets am Kongo zu fixieren und vor allem die schwierige Frage der Konzessionen zu lösen. Nach den Vorarbeiten am grünen Tisch begibt sich die Kommission nach Zentralafrika, um dort an Ort und Stelle die letzten Entscheidungen zu treffen.

Ein Denkmal Kaiser Alexanders III. (Abb. S. 1034) ist in Moskau enthüllt worden. Der Zar, begleitet von der Zarin, den kaiserlichen Kindern und allen übrigen Mitgliedern des Herrscherhauses, wohnte dieser Ehrung seines verstorbenen Vaters bei. Der Enthüllung des majestätischen Bronzedenkmals ging eine Parade voran.

Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses (Abb. S. 1032) Graf Stephan Tisza ist bald nach den Sitzungen, in denen er mit eiserner Energie gegen die renitenten Abgeordneten der Opposition einschritt, nach Wien gereist, um seinem König über die Vorgänge im Parlament Bericht zu erstatten. Kaiser Franz Josef empfing den Präsidenten und die beiden Vizepräsidenten in einer Audienz, deren feierlicher Charakter durch allerlei Aeußerlichkeiten deutlich betont wurde.

Zum Ministerwechsel in England (Abb. S. 1032). Im Kabinett Asquith ist eine nicht unwichtige Veränderung eingetreten. Viscount Haldane, der seit vielen Jahren das Kriegsportefeuille verwaltet und sehr wichtige Reformen durchgeführt hat, ist bald nach der zweiten seiner vielbesprochenen Reisen nach Deutschland von seinem Amt zurückgetreten und hat dafür die dekorative, aber weniger einflußreiche Stellung des Lord-Großkanzlers und Großsiegelbewahrers erhalten. Der Nachfolger Haldanes ist Oberst Seely, ein in mehreren Kolonialkriegen bewährter Soldat, der bisher als Unterstaatssekretär im Kriegsministerium an Haldanes Seite wirkte und vermutlich den allgemeinen Kurs der britischen Kriegsverwaltung nicht ändern wird.

Neue Häfen (Abb. S. 1036 u. 1038). In Bamberg ist am 17. Juni eine stolze neue Hafenanlage eröffnet worden, die dem Verkehr auf dem Ludwig-Donau-Maintanal dienen soll. Einige große Kanalprojekte machen es wahrscheinlich, daß dieser neue Kanalhafen eine große Zukunft hat. — Die Hafenanlage, die in Gegenwart des Königs von Württemberg in Friedrichshafen eröffnet wurde, ist ein Geschenk für den Wassersport. Hier sollen die vielen Jachten ankern, die den Bodensee beleben.

Fürstin Alice von Teck (Abb. S. 1037). Die Londoner Season ist im vollen Gange. Unter den hohen Frauen, die in der englischen Hofgesellschaft die erste Rolle spielen, ist die Gemahlin des Fürsten Alexander von Teck eine der beliebtesten. Sie ist als Tochter des verstorbenen Herzogs von Albany eine Cousine des Königs Georg von England und die einzige Schwester des Herzogs von Sachsen-Koburg und Gotha. Ihrem Gemahl, einem Bruder der Königin Mary von England, hat sie zwei reizende Kinder geschenkt, die sechsjährige Fürstin May und den Fürsten Rupprecht.

Die deutschen Seeleute (Abb. S. 1032) des riesigen Kreuzers „Moltke“ und der Begleitschiffe sind in ganz Amerika als willkommene Gäste in der liebevollsten Weise aufgenommen worden. Auch Präsident Taft ließ sich durch seine schwierige Wahlkampagne nicht abhalten, in der Mitte der deutschen Seeleute zu erscheinen und ihnen seine Bewunderung über ihre Haltung und ihre Schiffe sowie seine freundlichen Gesinnungen für ihr großes Vaterland auszudrücken.

Roald Amundsen (Abb. S. 1036) hat auf der Rückreise vom Südpol Buenos Aires besucht. Unser Bild zeigt den kühnen Forscher in Gesellschaft des Mannes, dessen werktätige Hilfe ihm seine erfolgreiche Expedition ermöglichte, des in Argentinien ansässigen reichen Norwegers Don Pedro Christophersen. Auch die übrigen Mitglieder der norwegischen Kolonie im Verein mit den argentinischen Behörden und der Bevölkerung feierten Amundsen während seines Aufenthalts am La Plata in enthusiastischer Weise.

Der große Hansapreis (Abb. S. 1036) auf der Horner Bahn in Hamburg wurde diesmal nach einem interessanten Finish von dem Graditzer Gulliver II gewonnen, den Jockei Bullock lenkte. Der Kaiser, das Prinzenpaar Eitel-Friedrich, die Prinzessin Viktoria Luise und der Großherzog von Oldenburg wohnten dem Rennen bei, das leider durch einen heftigen Dauerregen sehr gestört wurde.

Das Luftschiff „Schwaben“ (Abb. S. 1033) ist anläßlich der von der Großherzogin von Hessen veranstalteten Postkartenwoche am Rhein und Main zur Postbeförderung verwendet worden. In den ersten Tagen beförderte das Luftschiff Millionen von neu ausgegebenen Luftpostkarten.

Personalien (Abb. S. 1034). An der Leipziger Universität soll eine neue Lehrkanzel für Geophysik geschaffen werden. Das sächsische Unterrichtsministerium hat einen der bedeutendsten Gelehrten Norwegens und der Universität Christiania Professor Dr. V. Bjerknes aufgefordert, dieses Lehramt zu übernehmen. Bjerknes ist als ein Schüler von Heinrich Hertz mit den Methoden der deutschen Wissenschaft wohl vertraut. — Zum Nachfolger des nach Athen versetzten deutschen Gesandten in Teheran ist Prinz Heinrich XXXI. Reuß j. L. ausersehen. Der Prinz war bisher kaiserlicher Generalkonsul für Indien in Kalkutta.

Todesfälle (Abb. S. 1031). In Paris verschied der Soziologe Anatole Leroy-Beaulieu, Mitglied des Instituts und Leiter der Hochschule für politische Wissenschaften, im Alter von 70 Jahren. Er war ebenso wie sein berühmter Bruder Paul einer der geistvollsten Schilderer unserer Zeitverhältnisse. Ein großes Werk über das Zarenreich, Arbeiten über den Sozialismus, den Antisemitismus und andere Zeitfragen haben den Namen Anatole Leroy-Beaulieus vielen Gebildeten vertraut gemacht.

Die Toten der Woche

Architekt Ernst Acker, † in Brüssel am 12. Juni im Alter von 60 Jahren.

Heinrich Freiherr von Bodenhausen-Degener, Mitglied des Herrenhauses, † in Meineweh (Kreis Weißenfels) am 12. Juni im Alter von 73 Jahren.

Léon Dierx, bekannter Dichter, † in Paris am 12. Juni im Alter von 74 Jahren.

Landrat a. D. Dr. von Haniel, † in Schloß Landonvillers am 12. Juni im 63. Lebensjahr.

Geh. Kommerzienrat Karl Kessel, ehemaliger Reichstagsabgeordneter, † in Harzburg am 16. Juni im Alter von 70 Jahren.

Anatole Leroy-Beaulieu, bekannter Historiker, † in Paris am 16. Juni im 71. Lebensjahr (Portr. S. 1034).

Professor Alfred Ludwig, bekannter Sanskritforscher, † in Prag am 12. Juni im 80. Lebensjahr.

Frédéric Passy, der berühmte Friedensapostel, † in Paris am 12. Juni im 91. Lebensjahr.

Dr. Carl David af Wirsén, ständiger Sekretär der schwedischen Akademie, † in Stockholm am 16. Juni im Alter von 70 Jahren.

Geh. Rat Prof. Dr. Ferdinand Zirkel, bekannter Mineraloge, † in Bonn am 12. Juni im Alter von 74 Jahren.

Nummer 25.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1031.



Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen und Graf Zeppelin in Hamburg.

Zum neuſten Triumph der Zeppelin-Luftſchiffe.

Aufnahme des Königlichen Hofphotographen E. Bieber in Hamburg.



Phot. Newspaper Illustrations.

Oberst Seely.

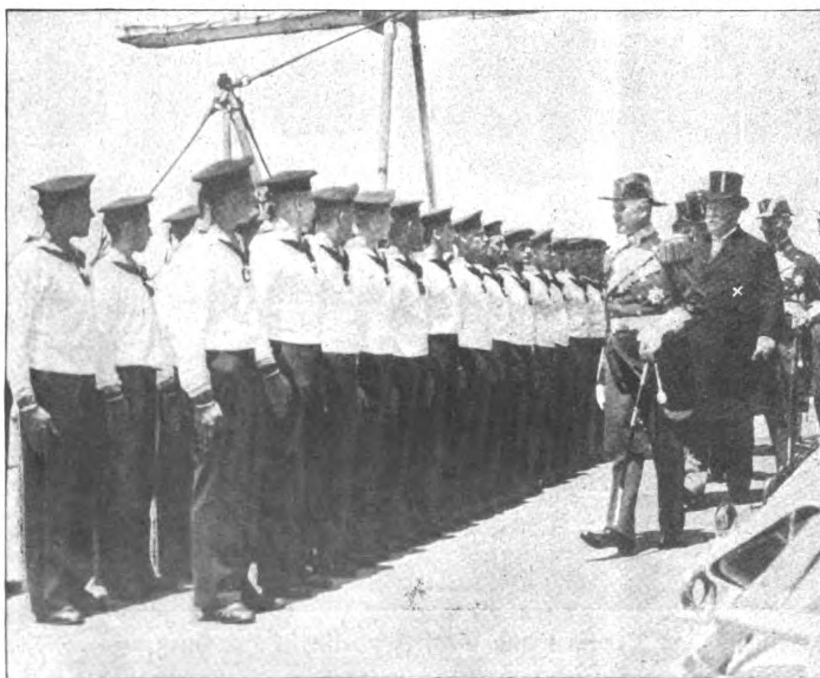
Der neue englische Kriegsminister.



Phot. Seebald.

Der Präsident des ungar. Abgeordnetenhauses Graf Tisza zur Audienz in Wien.

Zu den parlamentarischen Vorgängen in Budapest.



Phot. B. J. G.

Präsident Taft (×) besichtigt mit Konteradmiral v. Rebeur-Paschwitz die Besatzung der „Moltke".

Zum Besuch des deutschen Geschwaders in Amerika.



Phot. H. Walter Barnett.

Lord Haldane.

Der neue englische Lord-Kanzler.



Hofphot. Pietzner.

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich und Graf Georg von Waldburg-Zeil.
Neuste Aufnahme des Brautpaares im Hause Habsburg.



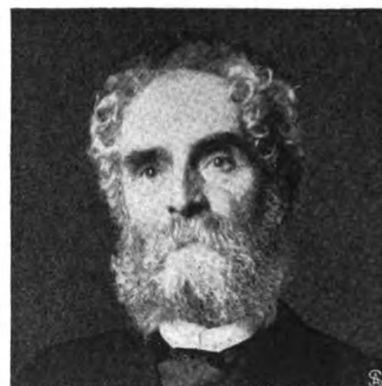
Fr. Niederastroth, Königl. Hofphot. Selle & Kuntze.

Von links am Tisch: Die Protektorin Prinzessin Eitel-Friedrich, Frau v. Seebeck, Erbprinz von Hohenzollern, Prinzessin Viktoria Luise, Erbgroßherzog von Oldenburg.

Promenadenkonzert und Gartenfest in Potsdam zum Besten der Nationalflugspende und des Vaterländ. Frauenvereins.


Phot. Forbech.
Prof. V. Bjerknes, Christiania,
wurde für die neue Professur für Geophysik in Leipzig in Aussicht genommen.


Prinz Heinrich XXXI. Reuß j. L.,
ist zum deutschen Gesandten in Teheran bestimmt


Phot. Harlingue.
Anatole Leroy-Beaulieu †
Der berühmte französische Historiker und Leiter der Hochschule für politische Wissenschaften in Paris.

Phot. Fischer.
Die Feier vor dem Standbild.
Enthüllung des Denkmals für Kaiser Alexander III. vor der Erlöserkirche in Moskau.

Phot. A. Krenn.

Von links (sitzend): Hauptmann a. D. Dr. Marquardsen (Deutschland). Botschaftssekretär Gaillard-Lacombe (Frankreich). Kaiserlicher Gesandter Frhr. v. d. Lancken-Wakenitz, Präsident der deutschen Kongodelegation. Conty, bevollmächtigter Minister und Subdirektor im Ministerium des Auswärtigen, Präsident der französischen Kongodelegation. Geh. Regierungsrat Dr. Meyer, Vortragender Rat im Reichskolonialamt (Deutschland). Jean Weber, Bureauchef im französischen Kolonialministerium. — (Stehend): Konsul Bassel (Deutschland). Major Zimmermann von der kaiserlichen Schutztruppe in Kamerun. H. Roussilhe, Ingenieur I. Klasse im Hydrographischen Bureau der Marine (Frankreich). Korvettenkapitän Dominik vom deutschen Reichsmarineamt. H. Richard, Hauptredakteur im französischen Kolonialministerium. Hauptmann a. D. von Ramsay (Deutschland) Crèpet, Kapitän der französischen Kolonialartillerie. Kapitän Périquet (Frankreich).

Zur Feststellung der neuen Grenze zwischen Französisch-Kongo und Kamerun: Die deutsch-französische Kommission in Bern.



Phot. Reich.

Gulliver II, geritten von Jockei Bullock,
gewann den Hansapreis im Hamburger Derby.
Ein neuer Sieg des Gradißer Gestüts.



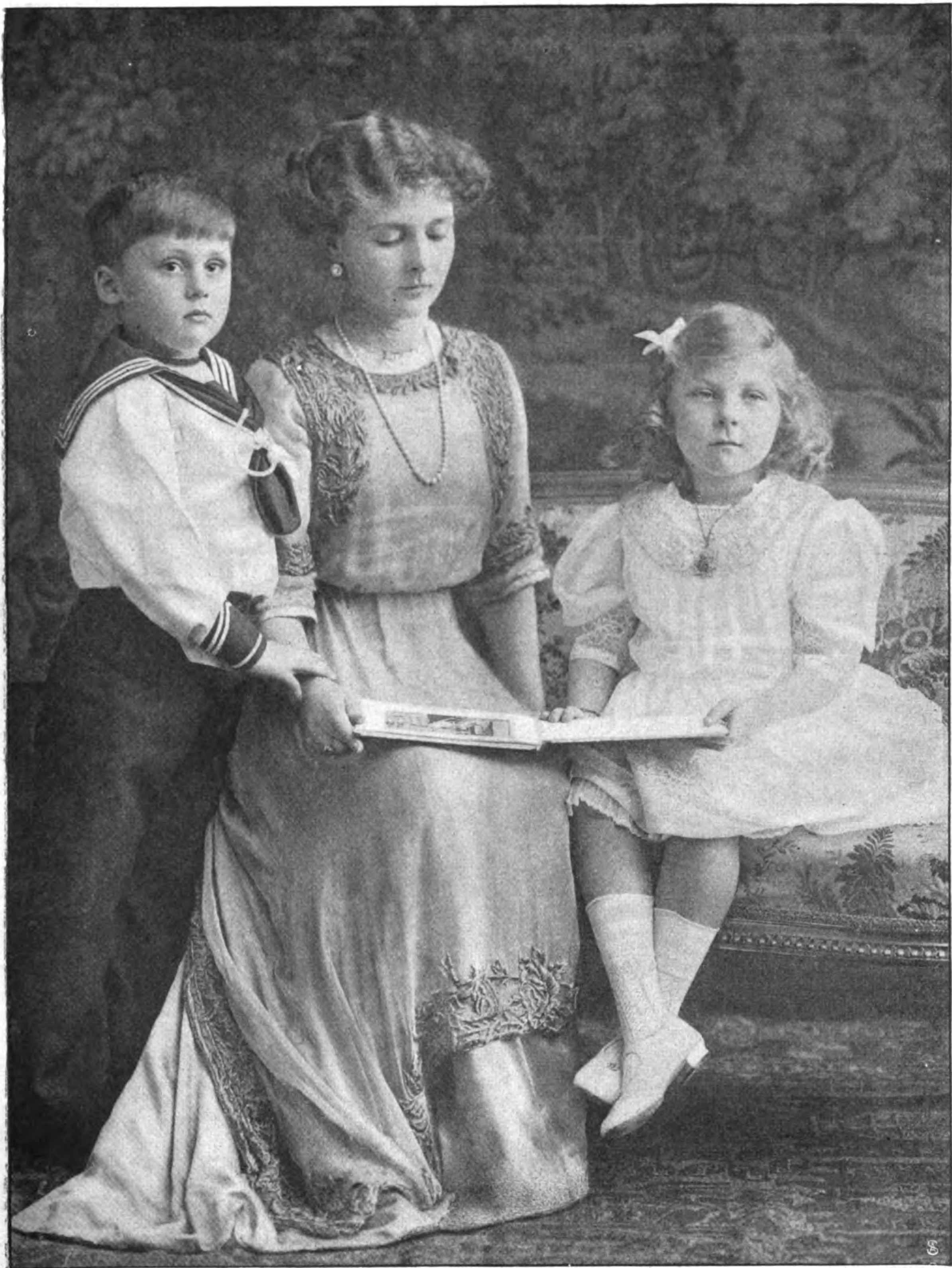
Phot. Beck.

Kapitän Amundsen (×) mit Don Pedro Christophersen,
dem Finanzmann der Expedition, in Buenos Aires.
Der Entdecker des Südpols auf der Heimreise.



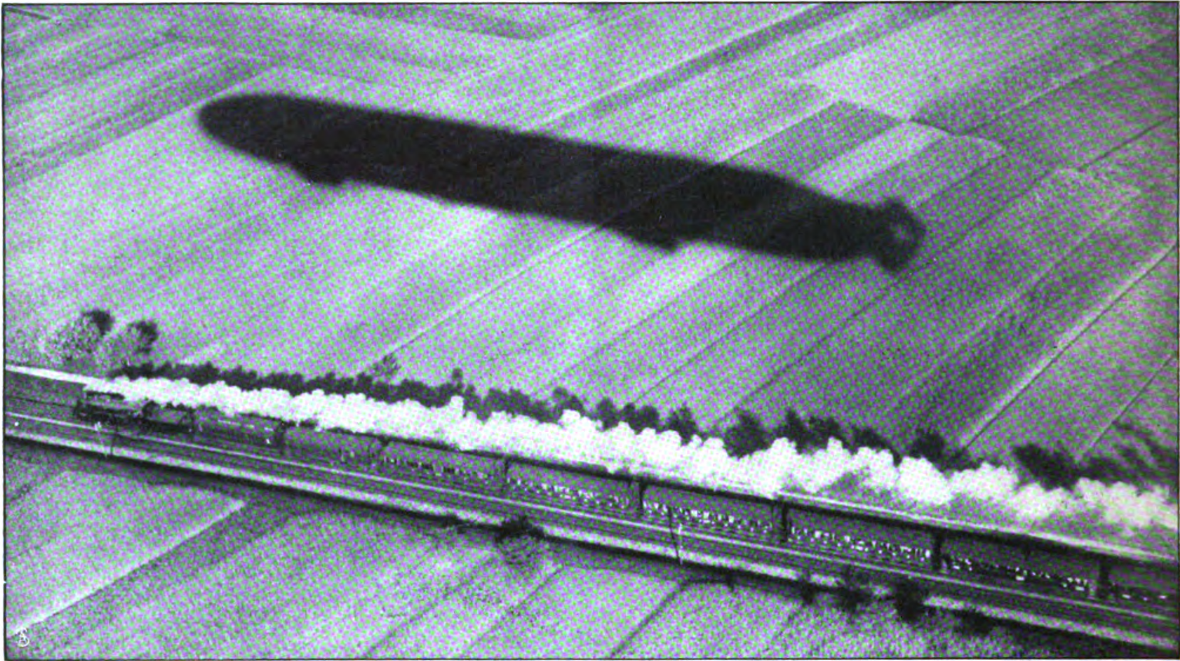
Hofphot. Haaf.

Prinz Ludwig von Bayern (×) und der Herzog von Sachsen-Koburg (××) bei der Feier.
Die Eröffnung des neuen Kanalhafens in Bamberg.



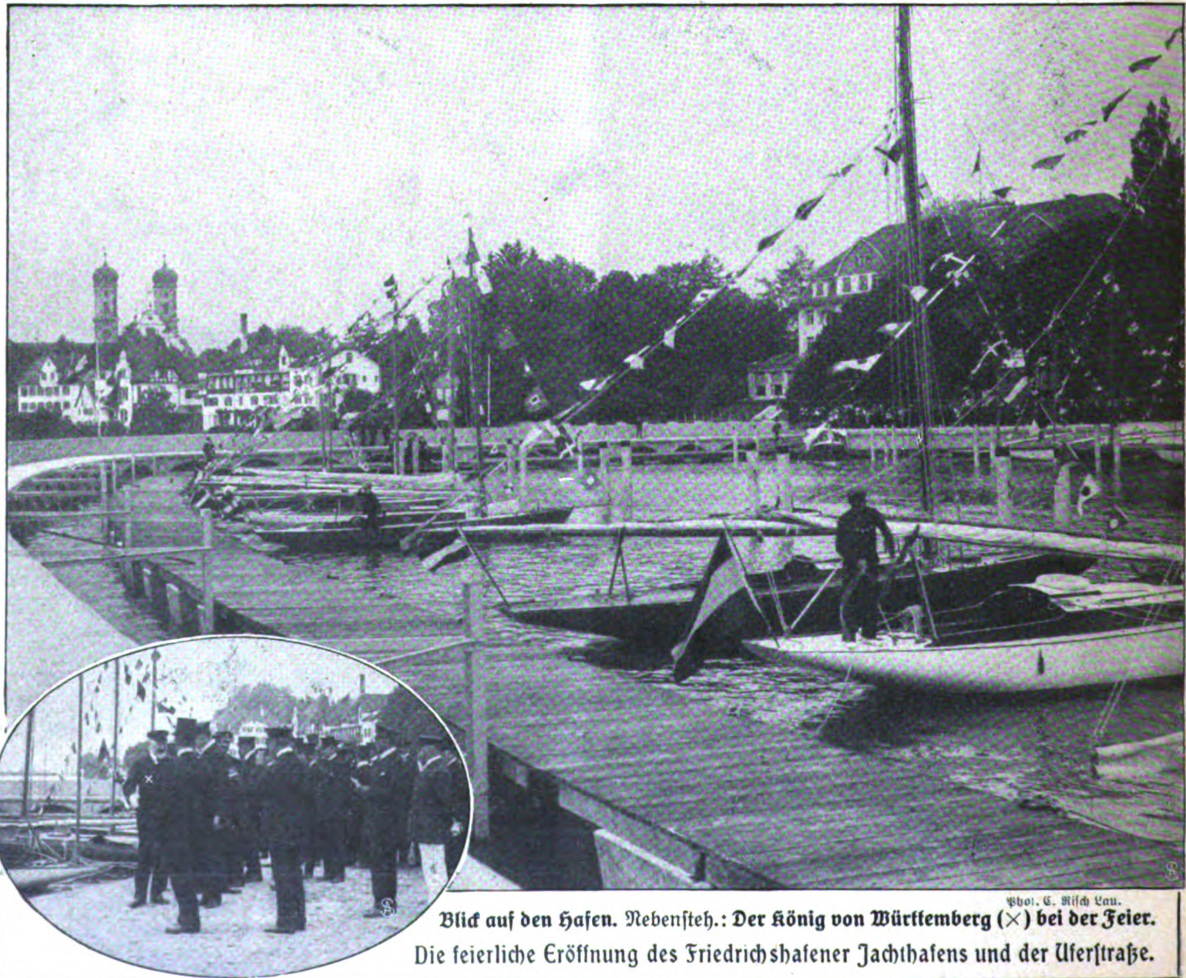
Phot. Speaigt Ltd.

Fürstin Alexander von Teck, Prinzessin von Großbritannien und Irland,
mit ihren Kindern, dem Fürsten Rupprecht und der Fürstin May.
Aus der englischen Hofgesellschaft.



Aufnahme von A. Dierlamm-Stuttgart.

Zwei Konkurrenten: Der Schnellzug Offenburg—Freiburg und der Schatten des Zeppelin-Luftschiffes „Schwaben".



Phot. C. Risch Lau.

Blick auf den Hafen. Nebensteh.: **Der König von Württemberg (×) bei der Feier.**

Die feierliche Eröffnung des Friedrichshafener Jachthafens und der Uferstraße.

Familie Dungs.

Roman von

Kurt Aram.

2. Fortsetzung.

Schwester Emma blickte auf aus ihren Gedanken, ihr war, als habe sich Frau Dungs bewegt. Aber nein, sie hatte sich geirrt. Sie stichelte weiter an ihrer Handarbeit und dachte weiter darüber nach, wie es sich am besten bewerkstelligen lasse, Frau Dungs für den Wunsch der seligen Frau Momm zu gewinnen.

Als sie in dies Haus gerufen wurde und gleich mit der Absicht hierher kam, bei der alten Frau Dungs einmal wegen Helene auf den Busch zu klopfen, hatte sie sich das sehr leicht vorgestellt, denn Frau Dungs stand ja in dem Ruf, eine fröhliche und zugängliche Frau zu sein. Sie war ja auch in der Tat sehr freundlich zu Schwester Emma, aber dennoch traute sie sich nicht einmal mit einer Andeutung hervor. Wenn ich erst länger hier bin, tröstete sie sich, dann wird es ganz von selber gehen. Aber so freundlich Frau Dungs auch war, vertraut wurde man doch nicht mit ihr. In allen Dingen, die sie und ihre Familie angingen, blieb sie auch Schwester Emma gegenüber sehr zurückhaltend und zugeknöpft. Da war Frau Hugo Momm ganz anders gewesen.

Schwester Emma erhob sich wieder und trat an das Bett, denn Frau Dungs hatte die Augen aufgeschlagen.

„Kennen Sie den Egmont, Schwester Emma?" fragte Frau Dungs.

Die Gefragte errötete, denn Bildung war ja ihre schwache Seite.

„Der Goethe läßt ihn einmal etwas sehr Schönes über Schlaf und Tod sagen. Wenn die beiden einander wirklich verwandt sind, braucht man sich nicht vor dem Tod zu fürchten. Was meinen Sie, Schwester Emma?"

Die Schwester gab die Auskunft, die sie in solchen Fällen zu geben pflegte, und die dem entsprach, was jeder gläubige Mensch ebenfalls gesagt haben würde.

Die Greisin hörte aufmerksam zu, trotzdem sie das alles ja auch von Jugend auf kannte, meinte dann aber doch, was der Egmont gesagt habe, gefiele ihr eigentlich besser. Darauf konnte die Schwester nichts entgegnen, weil sie nicht wußte, was Egmont gesagt hatte.

Die Hausglocke läutete, und Frau Dungs richtete sich energisch auf. „Das hätte ich wirklich fast vergessen," murmelte sie, „das wird sie vermutlich sein, sie wird sich doch für die Blumen bedanken." Frau Dungs bat die Schwester, sich zu erkundigen, ob Besuch gekommen sei.

Schwester Emma kehrte sofort mit dem Bescheid zurück, ein Fräulein von Quast sei da und ließe fragen, ob Frau Dungs sie empfangen wolle.

„Rufen Sie mir bitte den August, Schwester."

August, der alte Diener von Frau Dungs, erschien, und Frau Dungs beschied ihn, er solle die junge Dame in den Wintergarten führen und ihr sagen, sie käme gleich.

„Und dann telephonierst du in die Fabrik, ich ließe sagen, der Alfred möge auf einen Sprung zu mir kommen, ich habe ihm etwas Eiliges zu sagen. Und wenn er dann kommt, führst du ihn ins Wohnzimmer. Da soll er warten, bis ich ihn rufe."

Der Diener verschwand, und Schwester Emma fragte besorgt: „Wollen Sie wirklich wieder aufstehen, Frau Dungs? Was wird der Doktor sagen!"

„Es geht nicht anders, Schwester, ich muß aus den Federn, denn ich mag das junge Fräulein nicht hier empfangen."

„Ich kann ihr ja vielleicht etwas ausrichten, Frau Dungs? Sie sind doch krank, und da kann es Ihnen doch niemand übelnehmen ..."

„Es geht nicht anders, Schwester Emma, das muß ich schon selbst besorgen. Also helfen Sie mir. Im Fahrstuhl sehe ich doch nicht ganz so armselig aus wie im Bett."

Lotte stand derweil im Wintergarten, und es war ihr recht beklommen zumut. Sie hatte eigentlich nicht erwartet, angenommen zu werden. Frau Dungs war ja krank. Und weil sie das nicht erwartet hatte, deshalb war sie gekommen. Man gab seine Visitenkarte ab und hatte seiner Pflicht genügt. Alfred Dungs hatte zwar von der alten Dame stets mit besonderem Respekt gesprochen, so daß sie wirklich anders sein mußte als die andern Dungs, aber Lotte war eben doch so deprimiert von allem, was sie gestern gesehen hatte, und die Einwendungen der Schwester hatten, wenn sie es auch nicht Wort haben wollte, dennoch so großen Eindruck auf sie gemacht, daß sie im Augenblick jedenfalls am liebsten gar nichts von der Familie Dungs gesehen hätte. Unter allen Einwendungen Ises hatte natürlich am meisten Eindruck auf Lotte gemacht, Alfred Dungs benehme sich nicht im geringsten wie ein Mann, den eine ernsthafte Neigung in ihrem Bann halte. Er war auf der ganzen Fahrt ruhig, freundlich, aufmerksam gewesen, wie ein wohl erzogener Mensch es ist. Aber Ise hatte so unrecht nicht, wärmer, inniger als ein wohlerzogener Mensch hatte er sich nicht benommen. Möglicherweise hatte ihn Ises Gegenwart daran gehindert. Möglicherweise entsprach es seiner Natur nicht, sich vor dritten Personen weich und innig zu zeigen. Aber auch, wenn sie einander bei Dengerns in Berlin getroffen und für einige Augenblicke allein gewesen, hatte er sich immer in den Grenzen einer wohl temperierten Herzlichkeit gehalten. Damals hatte ihr gerade das besonders gefallen, aber jetzt machte es sie, namentlich unter der Einwirkung ihrer Schwester, mißtrauisch gegen ihre eigenen Gefühle. Am Ende hatte sie wirklich hinter der Art Alfred Dungs' ganz etwas anderes gesucht, als dahinter steckte? Vielleicht empfand er wirklich nicht mehr als eine freundschaftliche Gesinnung?

Lotte fühlte, wie ihr die Schamröte ins Gesicht trat. Was mußte er dann von ihr denken, daß sie hierher gereist war? Warum hatte ihr aber dann die alte Frau Dungs Blumen geschickt? Das war doch wie eine Aufforderung: komme zu mir, ich möchte dich kennen lernen. Das setzte doch voraus, daß Alfred Dungs zu seiner Großmutter von ihr geredet hatte?

Lotte von Quast ging unruhig hin und her. Ja, ich bin ihm nachgelaufen, denn ich bin doch nur seinetwegen mit Ise gereist. Meine ganze gute Erziehung habe ich darüber vergessen. Es ist einfach eine Schande, und wenn die Menschen davon wissen, bin ich unmöglich unter ihnen. Ein Mädchen, das einem jungen Mann nachläuft, werden sie sagen, trotzdem der junge Mann ihr gar keinen Grund zu solchem Schritt gegeben hat. Schändlich, daß ein junges Mädchen aus gutem Hause sich so weit vergißt, weil es sich um einen Millionär handelt, denn das allein würde den Menschen ihr Verhalten begreiflich und zugleich verächtlich machen.

Lotte hielt mitten in ihrer Wanderung ein, denn eine Tür wurde geöffnet und ein Fahrstuhl hereingefahren, in dem eine alte Dame saß, ein weißes Spitzenhäubchen auf dem weißen Haar. Die alte Dame nickte freundlich und schickte den Diener fort. Dann streckte sie Lotte die Hand hin, die diese an die Lippen führte, so verehrungswürdig erschien ihr die alte Dame.

„Nun setzen Sie sich hübsch hierhin, und dann wollen wir plaudern."

Lotte wurde ganz verlegen und entschuldigte sich, aber sie habe nicht gewußt, daß die gnädige Frau ernsthaft krank sei, und es täte ihr so leid, sollte sie die gnädige Frau gestört haben.

Die Greisin lächelte freundlich. „Wissen Sie was, so wollen wir nicht miteinander sprechen. Lassen Sie die gnädige Frau, und nennen Sie mich Frau Dungs, wie ich es gewöhnt bin. Sie werden sich dann auch leichter an diesen Namen gewöhnen, mein Kind."

Lotte wurde sehr rot und verlegen.

„Und nun erzählen Sie mir einmal von zu Hause, denn wir wollen uns doch kennen lernen, nicht wahr?" sagte aufmunternd Frau Dungs.

Wie das so schnell kam, wußte Lotte selber nicht, aber sie erzählte in der Tat ganz offen und rückhaltlos von zu Hause. Sie fühlte sich so wohl und geborgen neben der alten freundlichen Dame und faßte sofort ein großes Vertrauen zu ihr.

Sie erzählte vom frühen Tod ihrer Mutter, von der frühen Heirat ihrer beiden Schwestern, und wie sie allein mit ihrem Papa und einem Bruder gehaust habe, ohne daß die Gouvernanten viel dagegen hätten machen können. So sei sie groß geworden, und ehe sich Lotte dessen versah, war aus der Erzählung eine Entschuldigung geworden, weshalb sie so selbständig und wenig weiblich gehandelt habe und hierher gekommen sei.

Die Greisin lächelte verständnisvoll, und als Lotte nun einhielt und wohl auf eine Antwort wartete, da nickte Frau Dungs nur voller Behagen und reichte Lotte aufs neue die Hand, die diese wiederum ehrfurchtsvoll küßte.

Jetzt begann Frau Dungs zu erzählen, und zwar ganz ausführlich und offen von den Dungs und ihrer besonderen Art, und wie man sie nehmen müsse. Es sei keine Kleinigkeit, mit ihnen auszukommen, und man müsse sehr jung sein und noch sehr viel Selbstvertrauen haben, um überhaupt durchzukommen. Oder man müsse schon so alt sein wie die alte Frau Dungs, um mit ihnen fertig zu werden. Und dann sprach sie insbesondere von ihrem Sohn Anton, wie er schon in ganz jungen Jahren, als sein Vater starb, die Fabrik, die damals noch nicht sehr groß war, habe selbständig leiten müssen, und wie dank seiner Kraft und Klugheit daraus das große Werk geworden sei, als das es jetzt in der Welt dastehe. Nur einmal habe er ganz ohne Klugheit gehandelt. Das sei bei seiner Heirat gewesen, und nun könne er sich das, nachdem die Einsicht gekommen, überhaupt nicht verzeihen und der Frau erst recht nicht. Und dann sprach sie von Alfred Dungs, der so viel von seiner Großmutter und auch einiges von seiner Mutter habe, zum Beispiel, daß er so ein hübscher Mensch sei, brünett und groß und schlank, gar nicht wie die Dungs sonst.

Ganz ausführlich und genau erzählte Frau Dungs. Nicht nur deshalb, weil alte Leute überhaupt eine solche Art lieben, sondern noch mehr deshalb, damit sich Lotte von Quast, die aus ganz anderen Verhältnissen kam, leichter zurechtfände und vor allem nicht als Unfreundlichkeit gegen sie auslege, was doch nichts weiter war als einfach Dungsche Art, mit der man eben rechnen mußte. Und schließlich sprach Frau Dungs über Lotte. Was für ein resolutes Mädchen sie sei, und wie sie gerade das an ihr liebe, denn es gäbe ihr die Hoffnung, daß sie mit den Dungs fertig werden könne. Auch solle sie sich nur nicht schämen, daß sie so schnurstracks einfach hierher gereist sei und den Zufall sofort an beiden Händen ergriffen habe, als er sich bot. Das zeuge von einem klaren und geraden Instinkt, und dieser sei für das Leben wichtiger als alle die vielen anerzogenen Sachen, die den Schwachen und Unklaren eine Stütze sein möchten, aber den geraden und selbständigen Menschen nur wenig zu sagen hätten.

Lotte horchte hoch auf, denn was Ise ihr zum Vorwurf machte, erkannte Frau Dungs sozusagen als einen Vorzug an. Und Frau Dungs redete immer eifriger auf Lotte ein, sich doch ja nicht an ihrer Art irremachen zu lassen und kein allzu großes Gewicht darauf zu legen, was die anderen sagten und dächten und urteilten, denn jeder stecke nur in seiner eigenen Haut und wisse im Grunde nur, was dieser zuträglich sei. Es sei eine Anmaßung, von dem eigenen Wohlsein auf das anderer zu schließen und von einem anderen das gleiche zu fordern, was nur für einen selbst richtig sei.

Frau Dungs drückte sich mit Absicht so allgemein aus, denn so brachte sie Lotte nicht in Verlegenheit und war doch für die Zuhörerin deutlich genug, ohne allzu persönlich zu werden, was in diesem Augenblick der ersten Bekanntschaft taktlos gewesen wäre.

Der alten Dame lag eine feine Röte im Gesicht, so sehr hatte sie sich in Eifer geredet, und Lotte hatte erst recht einen roten Kopf, so erregt und glücklich zugleich war sie. Es war also doch so unrecht nicht, was sie getan hatte. Ein neuer Mut und eine ganz neue Kraft kamen über sie. Von Ise würde sie sich fortan nicht mehr

irremachen lassen, und auch sonst würde sie den Kopf oben behalten, mochten auch noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein. O wenn ihr doch nur Frau Dungs noch recht lange zur Seite stände!

Frau Anton Dungs lachte leise, als sie sah, wie Lotte von Quast sie anblickte. Sie sagte: „In einem Punkt haben Sie jetzt eine Ähnlichkeit mit meinem Sohn Anton, Kind. Er möchte nämlich auch, daß ich noch recht lange hier bliebe. Habe ich es nicht gut? Meist ist man froh, wenn man keine Last mehr hat mit alten Frauen. Ist es nicht so? Nein, sagen Sie nichts, Kind, ich weiß ja doch, wie Sie's meinen. Und mein Sohn meint es gewiß genau so gut. Aber man soll sich nicht zu sehr an eine alte Frau hängen, und vor allem soll man nicht mit ihrer Gesundheit rechnen. Doch das brauchen Sie auch gar nicht, Kind. Drücken Sie bitte einmal dort auf den Knopf, ja?"

August erschien und gleich hinter ihm Schwester Emma.

„Sie können gleich hier bleiben, Schwester", sagte Frau Dungs und stellte Lotte von Quast vor. Den Diener aber fragte sie, ob der junge Herr im Wohnzimmer sei. Als August bejahte, zog die Greisin Lotte von Quast näher und küßte sie innig auf die Stirn. „Jetzt wird August Sie zum Wohnzimmer führen, Kind, denn Sie müssen sich doch endlich einmal aussprechen, nicht wahr?"

Lotte traten Tränen in die Augen.

„Man soll nichts aufschieben, Kind, merken Sie sich das. Also, August, führen Sie das junge Fräulein hinüber. Und Sie, fahren Sie mich bitte zurück in mein Schlafzimmer."

Schwester Emma tat, wie ihr geheißen, aber sie war sehr unzufrieden und voller Groll gegen die junge Dame, die August hinausgeleitet hatte. Die alte Frau Dungs war wohl nicht mehr recht bei Verstand, daß sie so etwas zuließ und gar noch unterstützte? Sie würde doch einmal mit Herrn Anton Dungs junior reden müssen.

* * *

Schwester Emma bat Frau Dungs für den Nachmittag um eine Stunde Urlaub, denn sie müsse Helene Momm einen Besuch machen. Das Kind sei immer noch so unglücklich über den Tod ihrer Mutter und jetzt ganz allein, da ihr Vater nach Genua gereist sei.

„Nach Genua?" fragte Frau Dungs verwundert.

„In Geschäften", bemerkte Schwester Emma.

„Dann verstehe ich es", meinte Frau Dungs und fragte nicht weiter.

Schwester Emma erzählte, Herr Hugo Momm habe überhaupt viel Neues vor. Er sei immer noch ganz verstört durch den Tod seiner Frau und helfe sich durch doppelte Arbeit darüber hinweg.

Frau Dungs meinte: „Ist es nicht merkwürdig, Schwester, wie hier bei uns alles und jedes mit Arbeit kuriert wird? Hat jemand einen großen Kummer, doppelte Arbeit muß helfen. Hat jemand einen Ärger, Arbeit muß ihn vergessen machen. Ist einem eine Freude widerfahren, schmeckt die Arbeit noch einmal so gut. Nichts wie Arbeit, wohin man sieht und hört, ein Allheilmittel für alles. Andere Leute ruhen sich einmal aus und lesen etwas. Wenn hier einer für einen Augenblick ruhig da sitzt, ist es gewiß nur, weil er sich gerade ausdenkt, wie er seine Fabrik vergrößern, seine Arbeit vermehren kann. Eigentlich schrecklich!"

Schwester Emma konnte das nicht finden, sondern meinte, es sei ganz in der Ordnung, denn so kämen die Männer nicht auf unnütze Gedanken.

„Praktisch ist es gewiß," sagte die Greisin, „aber wo keine unnützen Gedanken sind, gibt es auch keine Schönheit, und das ist sehr schade."

Schwester Emma konnte das nicht finden, denn wofür könne die Schönheit gut sein? Und Kunst und dergleichen sei doch nur etwas für Leute, die sonst nichts zu tun hätten.

Frau Anton Dungs senior schwieg, denn ihr lag nicht viel daran, Schwester Emma für eine andere Anschauung zu gewinnen.

Schwester Emma meinte, das junge Fräulein von heute morgen sei gewiß recht hübsch zum Ansehen und so. Aber zu mehr sei die Schönheit doch wirklich nicht gut, und das sei nicht gerade sehr viel. Was Solides und Tüchtiges, worauf man bauen und zum Beispiel einen Hausstand gründen könne oder dergleichen, sei es nicht. Die Greisin lächelte dünn und schwieg, während Schwester Emma eine ganze Weile darauf wartete, nun doch Näheres über das junge Mädchen und Alfred Dungs zu hören.

Schwester Emma klopfte noch etwas lauter auf den Busch, indem sie sagte, Herr Alfred Dungs zum Beispiel sei doch gewiß, wie man so sage, ein schöner Mann, aber davon rede doch kein Mensch viel, sondern man rede von seiner Tüchtigkeit, und so gehöre es sich doch auch?

Frau Dungs schwieg.

„Oder sind Sie anderer Meinung, Frau Dungs? Das kann ich mir gar nicht denken."

Aber Frau Dungs lächelte nur und sagte nichts.

Schwester Emma wurde so ärgerlich, daß sie beinah angefangen hätte, von Frau Anton Dungs junior, der Frau Adele, zu sprechen, denn das war doch der beste Beweis für ihre Anschauung, und diesem Beweis konnte sich auch Frau Dungs senior nicht verschließen, wo sie das Unglück doch in der eigenen Familie erlebt hatte. Aber Schwester Emma besann sich noch rechtzeitig, daß Frau Dungs eine solche Bemerkung vielleicht übel aufnahm, und sie wollte es jetzt nicht mit ihr verderben.

Schwester Emma erhob sich, bedankte sich noch einmal für den Urlaub, versprach, sobald wie möglich wieder hier zu sein, und wenn Frau Dungs sie früher nötig habe, so möge sie doch bitte telephonieren lassen, denn sie gehe nur zu Helene Momm, und entfernte sich.

Als sie auf der Straße stand, schüttelte sie bedenklich den Kopf. Kein Zweifel, Frau Dungs war nicht mehr recht bei Verstand. Anders ließ es sich wohl nicht gut erklären, daß sie so laxe Anschauungen hatte. Auch hatte sie sich ja leider schon immer so viel mit Musikanten und Schauspielern abgegeben. Das war nun die Folge davon. Wie das schon aussah, die zwei Löwen hier vor der Tür. Als ginge es in eine Menagerie. Und all diese Büsten an dem Wintergarten. So etwas gehörte doch nicht auf die Straße, sondern in ein Museum. Nein, mit der alten Frau Dungs war es nicht mehr ganz

richtig, und Herr Anton Dungs junior hatte wirklich keinen leichten Stand in seiner Familie. Und dort auf dem Hotelbalkon stand natürlich das junge Fräulein von heute morgen und sah in die Luft. Hätte sie wenigstens gesessen und eine Handarbeit im Schoß gehabt, aber so. Es war noch nicht vier Uhr nachmittags. Da hat man doch keine Zeit, einfach auf dem Balkon zu stehen und in die Luft zu gucken.

Schwester Emma huschte schnell unter dem Balkon her, um nicht grüßen zu müssen. Es wäre dem jungen Fräulein doch unangenehm, wenn man es dabei antraf, wie es einfach in die Luft guckte und nichts tat.

Schwester Emma machte, daß sie zu Helene Momm kam, das war doch etwas anderes. Schon von weitem sah man sie am Fenster sitzen und stricken. Sie strickte Pulswärmer für ihren Vater. Als sie die Schwester sah, grüßte sie lebhaft und kam ihr schon an der Türe entgegen, wie es sich gehörte.

Sie ließen sich nun zu zweit in dem Erker nieder, in dem Helene Momm schon gesessen hatte. Man übersah von hier aus am besten die Straße. Außerdem war vor dem Fenster noch ein „Spion" angebracht, so daß den Blicken wirklich nicht das Geringste von dem, was vielleicht draußen vorging, entgehen konnte. Helene griff wieder zu den Pulswärmern und strickte weiter. Schwester Emma zog ein Sofadeckchen aus ihrer geräumigen Rocktasche und begann zu häkeln. So war es behaglich und anständig.

Helene erzählte zunächst von ihrem Vater, der ihr wieder aus Genua geschrieben habe, daß alles gut vorange ginge, und daß in Italien noch etwas zu machen sei, wenn man nicht gleich die Geduld verliere. Wie schön Genua war, davon wußten die beiden nichts und erwarteten auch gar nichts, darüber etwas zu erfahren.

Helene sprach mit großem Eifer, denn sie wollte diese Sache möglichst schnell erledigen und es sich doch nicht allzu sehr merken lassen, wie eilig sie es hatte, von Schwester Emma etwas über Dungs zu hören. Das wäre unpassend gewesen. Während das junge Mädchen so eifrig erzählte und Schwester Emma nickte, den Kopf schüttelte und „das soll wohl sein" oder „ho nee!" dazwischen warf, je nachdem es paßte, musterte sie gleichzeitig Helene Momm immer wieder. Sie sollte wirklich etwas dafür tun, daß sie in der Brust ein bißchen dicker würde, dachte Schwester Emma. Das würde ihr viel besser stehen, als wo sie nun so mager ist und ein wenig derbknochig. Große Leute dürfen nicht so mager sein, dachte Schwester Emma, das steht ihnen gar nicht gut. Auch auf die Arme sollte sie ein bißchen mehr Fett bekommen. Aber sonst war sie wirklich ein ansehnliches und tüchtiges Mädchen.

Helene Momm brach ab, machte eine kleine Pause, in der sie ein wenig seufzte, weil sie so am besten ausgefüllt wurde, und auch Schwester Emma seufzte ein wenig. Das machte sich immer gut und war immer richtig.

Helene sah auf und erkundigte sich, wie es denn nun eigentlich der alten Frau Dungs gehe, und es wäre doch sehr schlimm für die Familie, wo doch die junge Frau Dungs nicht da sei, wenn es eine ernstliche Krankheit wäre. Und als sie das gesagt hatte, fiel ihr ihre Mutter wieder ein, und Tränen traten in ihre Augen, denn sie litt sehr unter diesem Verlust.

Schwester Emma sah zur Seite, denn sonst wären ihr auch die Tränen gekommen, so leid tat ihr Helene, und erzählte, daß es mit der alten Frau Dungs gar nicht gut stehe, gar nicht gut, und daß sie auch schon ein wenig komisch im Kopfe sei. Sie beugte sich näher zum „Spion" und flüsterte: „Sieh doch eins die Frau Fritz Müschenborn, die geht ja wohl zu einer Kaffeevisite, daß sie ihren ganzen Staat anhat."

Auch Helene Momm beugte sich vor, und vier interessierte Augen folgten Frau Müschenborn, bis nichts mehr von ihr zu sehen war.

„Sie geht wohl zu Frau Zehres junior," meinte Schwester Emma nachdenklich, „oder sollte heute Frau Büteführ Geburtstag haben?"

Helene wußte es nicht und fragte, ob es denn wirklich Schwester Emmas Ernst sei mit dem, was sie von der alten Frau Dungs gesagt habe? Und nun erzählte die Schwester wieder von der alten Frau Dungs, und daß sie eben doch schon recht alt sei, wenn man bedenke, was sie alles durchgemacht habe. So jung den Mann verloren und dann das Unglück mit Frau Anton Dungs junior und so. Das lasse sich nicht mit dem Besen wegkehren, das bleibe haften. Und dann die viele Musik, die es da immer gegeben habe, das greife auch an. Und dann die Schauspieler aus Düsseldorf und Köln, das gäbe auch immer neue Aufregungen. Man spräche ja davon, daß sie viel Geld dafür ausgegeben habe, und das sei doch immer ärgerlich, wenn man es hinterher sich recht überlege. Und die vielen Bücher, das sei auch nicht gerade gesund. Nun ja, und da sei sie eben ein bißchen komisch im Kopf geworden und ganz hinfällig an allen Gliedern, und wenn sie nun sterbe, dann sei überhaupt keine Frau mehr in der Familie, und das ginge doch nicht, wohin das denn führen solle?

Schwester Emma seufzte, und Helene Momm seufzte, und dann sahen sie beide unter sich, denn nun war es ja wohl an der Zeit, von Alfred Dungs zu reden.

Helene Momm fuhr ein wenig zusammen, denn Schwester Emma sprach nicht, wie sie erwartet hatte, von Alfred Dungs, sondern von seinem Bruder Anton, dem ältesten, und was für ein tüchtiger und solider Mensch er sei. Vielleicht ein bißchen zu still, aber das könne sich wohl noch geben, wenn er erst eine angenehme Häuslichkeit habe. Was sie anlange, so gefiele ihr jetzt, wenn sie es sich recht überlege, Anton Dungs eigentlich am besten, und daß man nicht viel Wesens um ihn mache, sei ebenfalls ein gutes Zeichen. Auch ginge er seinem Vater am besten und willigsten zur Hand, und man wisse doch, wie Herr Anton Dungs junior sei, und was er für einen eigenen Kopf habe, wenn es darauf ankäme. Das habe man ja schon erfahren, als seine Frau aus dem Hause ging. Wenn ihm jemand nicht zu Willen sei, dann werde er ja ganz fürchterlich, wie man doch überall hören konnte. Und nun sei Anton außerdem auch der älteste und damit sicherlich der wahre Erbe des ganzen großen Unternehmens, von dem er doch sehr viel verstehen müsse, da ihm sein Vater jetzt schon so viel anvertraue. Der junge Anton Dungs sei eben so recht ein Kaufmann, wie es sich

gehöre, ein zuverlässiger, solider Mensch, auf den man sich verlassen könne, und bei dem man gut aufgehoben sei. Das sei auch etwas wert. Sogar mehr als Schönheit und Mundfixigkeit, und was dergleichen neumodische Manieren mehr sind. Außerdem mache er doch wirklich eine gute Figur unter den Dungs mit seinem breiten und gesetzten Wesen.

Helene Momm war unter diesen Ausführungen ganz blaß geworden. Ganz erschrocken blickte sie auf Schwester Emma. Was war denn mit Alfred Dungs geschehen, daß sie auf einmal nur von Anton sprach und ihn so in den Himmel hob?

Schwester Emma sah wohl, was in Helene Momm vorging, und erzählte nun von Alfred Dungs, der doch wirklich ein bißchen gar zu großstädtisch daher komme, wie man es hier nicht gewöhnt sei und auch gar nicht gern sähe. In Berlin falle das wohl nicht weiter auf, denn da sollten die meisten so sein, aber hier mache es gar keinen besonders guten und soliden Eindruck. Und ewig fuhrwerke er in einem Auto seines Vaters herum, als sei es eigens zu seinem Vergnügen da und nicht für die Arbeit. Während der Vater zu Fuß ginge oder höchstens einen Groschen für die Elektrische ausgäbe, korriole der Herr Alfred mittels Auto durch die Welt. Dabei habe er doch nicht das viele Geld verdient, sondern sein Vater. Hätte er es verdient, ließe sich ja gewiß nichts dagegen sagen. Aber wo doch jedermann wisse, wie wenig sich der Herr Alfred aus der Arbeit mache, sähe das doch gewiß nicht gut aus. Auch spräche es nicht gerade für ein gutes Herz, daß er dem älteren Bruder die ganze Arbeit überlasse und selber nur spazierenfahre. Gewiß, er sei ein auffallend hübscher Mann, wenigstens für den Geschmack der meisten, den sie in diesem Fall aber nicht recht teilen könne. Aber die Hübschheit vergehe, und wenn dann nichts anderes da sei, was sei es dann mit der Hübschheit gewesen? Eine Enttäuschung und nichts weiter. Wieder beugte sich Schwester Emma weit vor zu dem „Spion“ und sagte: „Sieh doch eins an, die Frau Hennenbruch, wie sie es eilig hat, sie hat sich verspätet, und nun weiß ich es, es ist Geburtstagskaffee bei Frau Büteführ, denn sonst würde die dicke Frau Hennenbruch nicht so laufen. Sieh doch eins, wie sie läuft! Wie ein Wiesel! Wo sie doch gar nicht sehr gut ist mit Frau Büteführ und gewiß nicht laufen würde, wenn es nicht wegen des Geburtstags wäre.“

Helene beugte sich auch vor und sah scheinbar interessiert der dicken Frau Hennenbruch nach, aber in Wirklichkeit interessierte sie das gar nicht, sondern das Herz tat ihr weh wegen Alfred Dungs.

Schwester Emma häkelte wieder an ihrem Deckchen und meinte, wenn man zum Beispiel die Wahl habe zwischen Anton und Alfred Dungs, und wenn man von hier sei, die Verhältnisse kenne und sich kein X für ein U vormachen lasse, auch auf eine ehrbare und solide Zukunft das Hauptgewicht lege, wie es sich gehöre, dann gäbe es doch gar keinen Zweifel, wem man den Vorzug geben würde. Das werde Helene Momm doch gewiß ebenfalls einsehen?

Als Helene dazu aber schwieg, fuhr Schwester Emma fort, anders verhalte es sich natürlich, wenn jemand, der nicht von hier sei, die Wahl hätte, denn der würde mehr auf Äußerlichkeiten sehen und schon deshalb sein Auge wohl zuerst auf Alfred, den Berliner, werfen, wie ihn sein Vater nenne, was auch nicht gerade eine Schmeichelei sei.

Helene Momm wurde immer blässer und erregter.

Da sei zum Beispiel heute morgen bei Frau Dungs ein junges Mädchen gewesen, ein Mädchen von auswärts, aus Berlin oder so. Wenn diese zu wählen hätte, würde sie wahrscheinlich nicht den ältesten Sohn wählen, sondern sicher den zweiten, der ja auch viel besser zu einer Berlinerin passe. Auf dem Kopf habe sie einen Hut gehabt wie der Napoleon, und ein anständiges Korsett schien sie auch nicht zu tragen, sondern nur einen Gürtel oder so etwas, was sich vielleicht für Schauspielerinnen gehöre, die sich von aller Welt begaffen lassen müßten, aber nicht für ein solides Mädchen. Auch habe sie ganz durchbrochene Strümpfe getragen, so daß man faktisch die bloße Haut habe hindurchscheinen sehen, wenn man genau zuguckte. So ein junges Mädchen würde natürlich Alfred Dungs jedem andern vorziehen.

Nun konnte sich Helene Momm doch nicht enthalten, zu fragen, wer denn dies junge Mädchen sei, und was sie bei Frau Anton Dungs senior gewollt habe.

Schwester Emma berichtete, es sei die Schwägerin von dem neuen Regimentskommandeur, der immer noch umziehe, trotzdem solche Leute sich eigentlich gar nicht so viele Sachen anschaffen sollten, weil sie nie wüßten, wo sie übers Jahr wären. Auch sei es doch recht merkwürdig, daß er gleich die Schwägerin mitgebracht habe, als ob sie gar nicht schnell genug hierher kommen könne. Anstatt beim Auspacken zu helfen, stehe sie auf dem Balkon und gucke in die Luft. Wie dies junge Mädchen zu Frau Anton Dungs gekommen sei, das wisse sie leider nicht. Aber das müsse sie sagen, sie fände es ein wenig zudringlich, wenn man noch fremd hier sei, gleich zu Frau Dungs zu laufen, als sei es die erste beste. Und wenn Frau Dungs nicht ein bißchen komisch im Kopf wäre, würde sie das gewiß auch sagen.

Helene Momm traten wieder Tränen in die Augen, so sehr sie sich dessen auch schämte, aber ihr Unglück war gar zu groß.

Als Schwester Emma das sah, meinte sie, das junge Mädchen habe sicher schon sehr früh die Mutter verloren, denn wo noch eine rechte Mutter sei, käme so etwas nicht vor, und die Mutter zu verlieren, das sei doch das allerschwerste.

Nun durfte Helene Momm ruhig darauf losweinen und brauchte sich ihrer Tränen gar nicht zu schämen, wo sie doch vor gar nicht langer Zeit auch ihre Mutter verloren hatte, worauf Schwester Emma eben angespielt hatte. Und auch Schwester Emma zog nun das Taschentuch und weinte. Nun brauchte sich keins vor dem andern zu schämen, da sie alle beide doch um Frau Hugo Momm junior weinten.

„Es wird schon ganz dämmerig, und ich muß nun wieder gehen“, sagte Schwester Emma dann, putzte sich umständlich die Nase und erhob sich. Auch Helene Momm erhob sich und benutzte das Taschentuch. Dann umarmte sie Schwester Emma und dankte ihr für alles

Gute, und Schwester Emma war noch ganz gerührt, als sie schon auf der Straße stand, hielt das Taschentuch für alle Fälle in der Hand und steckte es nicht wieder ein. Die arme Helene Momm. Es war gar zu traurig, wenn man keine Mutter mehr hat, und dann die Enttäuschung mit Alfred Dungs. Das arme gute Kind. Schwester Emma wurde es ganz mütterlich weich ums Herz.

Da ratterte auf dem schlechten Pflaster ein offenes Auto vorbei und riß sie aus aller mütterlichen Weichheit. In dem Auto saß natürlich Herr Alfred Dungs, denn etwas anderes hatte er ja doch nicht zu tun, und neben ihm saß etwas mit einem Hut, wie es sie hier nicht gab. Sie hatte dies Etwas bei der schnellen Fahrt zwar nicht genau erkannt, aber es konnte doch nur das junge Mädchen aus dem Hotel sein, dem Hut nach zu schließen. Nun fuhren sie also schon allein miteinander spazieren und kümmerten sich, wie es schien, gar nicht darum, was wohl die Leute dazu sagen möchten. Und es wurde doch schon dämmerig. Nein, so etwas!

Schwester Emma stand still und steckte mit einer energischen Bewegung das Taschentuch ein. Das gehörte sich doch wirklich nicht. Was wohl Anton Dungs junior sagen würde, wenn er davon hörte?

Schwester Emma fand, es sei ihre Pflicht, Herrn Anton Dungs junior davon Mitteilung zu machen. Er erfuhr es ja doch, wenn die beiden so frech durch die Stadt fuhren, und da war es schon am besten, er erfuhr es durch sie, die den Dungs doch gewiß nichts Böses nachsagen wollte.

Am einfachsten war es wohl, sie gratulierte Herrn Dungs junior, und wenn er nicht gleich Bescheid wußte, dann gratulierte sie ihm eben zu der Schwiegertochter. Dabei war doch nichts Böses, und zugleich erfuhr sie, wie Herr Dungs darüber dachte. Ja, so würde sie es machen, und Schwester Emma schritt energisch der Fabrik zu, wo sie Herrn Anton Dungs sicher antreffen würde.

* * *

Es hatte Alfred Dungs einige Mühe gekostet, bis er Lotte dahin brachte, daß sie zu ihm in das Auto stieg. Sie fand, es gehöre sich nicht. Am wenigsten, wo sie sich nun heimlich verlobt hatten. Er fand, gerade deshalb sei doch nichts Besonderes dabei. Wenn er schon so oft mit fremden jungen Damen gefahren sei, die ihn gar nichts angingen, sei es doch erst recht begreiflich, wenn er mit seiner Braut fahren wolle.

Alfred Dungs war vor dem Hotel vorgefahren, um den Schwestern einen Besuch zu machen. In Wirklichkeit aber wollte er vor allem Lotte wiedersehen, denn seitdem sie sich in dem Wohnzimmer von Frau Anton Dungs senior ausgesprochen hatten, wäre er am liebsten immer um sie gewesen.

Er traf Lotte allein, denn ihre Schwester befand sich noch in der neuen Wohnung. Übermorgen war Ises Geburtstag. Bis dahin sollte die Wohnung fertig sein, und an Ises Geburtstag wollten sie zum erstenmal in der neuen Wohnung zu Mittag essen.

Als Alfred Dungs Lotte allein traf, machte er sofort den Vorschlag, sie möge auf ein Stündchen mit ihm fahren. Er werde sie schon rechtzeitig wieder im Hotel abliefern. Auch werde Lotte doch inzwischen ihrer Schwester das Nötige mitgeteilt haben, so daß es sie nicht weiter wundernähme, wenn Lotte ein wenig mit ihrem Verlobten ausführe. Aber Lotte erklärte, sie habe ihrer Schwester noch nichts davon gesagt, denn sie wolle, sowie der Geburtstag vorbei sei, zu ihrem Vater fahren und vor allem mit ihm sprechen, er müsse zuerst davon hören. Daß sie Ise gegenüber auch deshalb geschwiegen, weil sie wußte, die Schwester würde sich sehr darüber erregen, und der ganze Geburtstag würde dadurch verdorben werden, das mochte Lotte ihrem Verlobten nicht sagen. Es war doch nicht nötig, ihn dadurch zu ärgern oder zu kränken.

Als Alfred dann immer mehr in sie drang, mitzukommen, meinte Lotte, sie müsse doch wenigstens ihrer Schwester gegenüber einen plausiblen Grund haben.

„Dann fahren wir eben zu unserm Hüttenwerk," schlug Alfred vor, „und ich zeige es dir. Das interessiert alle, die hierher kommen. Warum soll es dich nicht interessieren?"

Lotte erwiderte, das interessiere sie wirklich, denn sie sähe dabei doch auch, wie er eigentlich lebe, und was er treibe, wovon sie sich keine rechte Vorstellung machen könne. Und so fuhr Lotte denn mit.

Alfred Dungs hatte mit Absicht gerade das Hüttenwerk genannt, weil es sehr weit fort von der Stadt lag. So hatte er Lotte fast eine halbe Stunde für sich allein, und das war ihm jetzt die Hauptsache.

„Du willst mich wohl gleich entführen?" fragte Lotte, als sie aus der Stadt herausfuhren.

„Das einfachste und praktischste wäre es entschieden", erwiderte Alfred und schien allen Ernstes zu überlegen, wie es am besten anzustellen sei.

Sie nahm seine Hand und sagte lachend: „Du bist wohl nicht recht gescheit, Fred. Wir sind doch viel zu vernünftig, um Dummheiten zu machen."

„Ich fühle mich im Augenblick zu jeder Dummheit aufgelegt", erwiderte er und zog sie näher an sich.

Sie gab ihm einen Kuß und sagte: „Nun ist es aber genug."

„Durchaus nicht!"

„Dann kehre ich sofort um."

„Da wäre ich wirklich neugierig, ob der Chauffeur dir mehr pariert als mir."

„Soll ich es darauf ankommen lassen?" Sie wollte sich erheben. Er aber hielt sie zurück und sagte: „Laß nur, ich bin schon wieder vernünftig, wenn du es absolut nicht anders tust."

„Dunkel wird es auch schon", meinte Lotte nach einer Weile. „Was sollen die Leute denken, wenn sie uns sehen. Ich hätte wirklich nicht nachgeben und zu Hause bleiben sollen."

„Dann hätten wir uns also vor deiner Abreise überhaupt nicht mehr allein gesehen? Wäre dir das wirklich lieb, wo wir doch noch so viel zu bereden haben."

„Dann wollen wir aber auch jetzt davon reden, Fred."

Alfred Dungs entwickelte ihr seinen Plan. Er habe gestern schon seinen Vater um eine Unterredung gebeten, sie aber nicht erreichen können, weil der Alte im Augenblick mit Arbeiten überbürdet sei. Morgen oder übermorgen würde er ihn aber sicher stellen. (Forts. folgt.)

Schweigen und Stille.

Von Johannes Trojan.

Schweigen und Stille sind zwei Wörter, die unmittelbar miteinander verbunden werden in dem Wort Stillschweigen. Um die beiden Wörter drängte sich in alter Zeit eine Fülle von Ausdrücken, die zum größten Teil aus unserer Sprache verschwunden sind. Was zunächst „Schweigen" betrifft, so haben wir eigentlich nur noch dieses Wort selbst mit einigen Ableitungen. Das alte „geschweigen" brauchen wir nur noch in der Form „geschweige". Das Wort „Stille" steht nicht ganz so einsam in der Sprache da. Die Verwandtschaft mit „stellen" und „stehen" kann sich niemandes Blick entziehen. „Stellen" und „stillen" stimmen in der Bedeutung wie an Laut nahe überein. In manchen Wendungen bedeutet „stellen" einfach: zum Stehen bringen, in der Bewegung aufhalten. So stellt der Hund das Wild, d. h., er bringt es zum Stillstehen. Damit mischt sich die Bedeutung „zum Schweigen bringen" oder herrscht auch vor. Der Dichter ruft den Frieden an, der „alles Leid und Schmerzen stillet", sie zur Ruhe und zum Schweigen bringt. Es ist ein schöner Ausdruck unserer Volkssprache (und auch verwandten Sprachen fehlt er nicht), der die Mutter ihr Kind stillen läßt, indem sie es tränkt. Da wird es ruhig, das vorher gezappelt und geschrien hat, es schweigt und schläft wieder ein ...

Daneben hat sich hier und da noch „stillen" in der Bedeutung von „still sein" oder „still werden" erhalten. In der Sprache der Seeleute „stillt" die See oder „bestillt", wenn sie anfängt, ruhig zu werden, und so „stillt" auch der Sturm oder „stillt ab".

Zusammensetzungen mit „still" gibt es verschiedene, und einige davon sind Verstärkungen: wie „mäuschenstill", „stockstill" und „totenstill".

Mit Schweigen wird in der gewöhnlichen Sprache Denken verbunden. Man nimmt von dem Schweigenden gewöhnlich an, daß er sich dabei etwas denkt, während man beim Redenden manchmal daran zu zweifeln geneigt ist. Überall ist im Volksmund das Schweigen als löblich entgegengesetzt dem unbedachtsamen Reden. In dem Hawamal, dem Lied des Hohen, d. h. Odins, in der Edda, in dem von dem Göttervater selbst sehr gute Anweisungen gegeben werden, heißt es u. a.:

„Lange zum Becher,
Doch leer ihn mit Maß,
Sprich gut oder schweig!"

Und weiter:

„Ein unkluger Mann,
Der zu andern kommt,
Schweigt am besten still.
Niemand bemerkt,
Daß er nichts versteht,
Solang er zu sprechen sich scheut."

Nun aber kommt im Hawamal ein weiser Nachsatz:

„Nur freilich weiß, wer wenig weiß.
Auch nicht, wenn er schweigen soll."

Das ist sehr richtig bemerkt, und daran scheitern auch alle Vorsichtsmaßregeln, die dem Unklugen eingeprägt werden.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß bei der Frau das Schweigen als etwas besonders Rühmenswertes hervorgehoben wird, obgleich ein solches Hervorheben überflüssig erscheint, da überhaupt schon verständiges Schweigen und treue Verschwiegenheit als im weiblichen Wesen begründet erscheinen. „Das Weib ziert Schweigen", sagt Sophokles, und ähnliche Aussprüche finden sich im Deutschen. Bekannt ist der lateinische Spruch, der den Frauen das Mitreden in öffentlichen Angelegenheiten untersagt. Damit wird es selbstverständlich ganz anders werden, wenn die Bewegung, die jetzt durch einen Teil der Frauenwelt geht, ihr Ziel erreicht, wenn von den Frauen das Stimmrecht erobert wird.

Wenn Schweigen immer schon gut erscheint, so ist es besonders gut in gewissen Fällen und bei gewissen Dingen, z. B. bei allerhand Zauber. Daß beim Holen des Osterwassers kein Wort gesprochen werden darf, ist bekannt. Wird auch nur ein einziges Wort dabei gesprochen, dann verliert das Wasser alle Heilkraft, und deshalb ist wohl wirklich echtes und heilkräftiges Osterwasser so selten. Hexen, die vom Blocksberg heimreiten, sollen sich wohl hüten, unterwegs zu sprechen. Es bekommt ihnen schlecht. Manche können es nicht lassen, wenn es durch die Luft von einem Berggipfel zum andern oder über ein breites Wasser geht, auszurufen: „Das war ein Hupf!" oder: „Das nenn ich einen Sprung!" oder sonst etwas, wodurch sie ihrer Verwunderung über die eigentümliche und schnelle Fahrt Ausdruck geben. In dem gleichen Augenblick aber, in dem sie den Ausruf tun, fallen sie auch schon aus der Luft herab und können von Glück sagen, wenn sie dabei nicht das Genick brechen oder in tiefes Wasser fallen.

Vor allen Dingen ist beim Schatzgraben oder Schatzfinden vollkommenes Schweigen unerläßlich. Dagegen ist unzähligemal gefehlt worden zum großen Leidwesen derer, denen es begegnete. Es liegt ja so nahe, zu sagen, was der alte Asmus sagte, als er auf einem Feldweg ein funkelndes Goldstück liegen sah, nämlich: „Du kommst mir gerade gelegen!" In dem gleichen Augenblick war das Goldstück verschwunden.

In einer Scheuer zu Arnsbach im Nassauischen grub eine Frau nach einem Schatz und hatte den Topf mit Gold schon ausgescharrt, als unvermutet eine andere Frau vorbeikam und erstaunt ob so später Arbeit fragte: „Ei, Frau Nachbarin, was machet Sie denn da?" Hätte die Schatzgräberin nun geschwiegen, so würde das Werk gelungen sein, aber sie antwortete, und sofort versank der Topf wieder.

In der Wetterau bei Staden am Einhof blieb eine Magd beim Arbeiten auf dem Feld mit der Schippe an etwas hängen. Da sie genauer zusieht, wird sie gewahr, daß es ein großer Kessel ist, gestrichen voll Geldes. Hätte sie nun kein Sterbenswörtchen gesprochen und nur so in ihre Schürze gerafft, dann wäre sie reich genug geworden. Sie wollte aber den ganzen Kessel haben und rief andere, daß sie herbeikamen, ihr zu helfen. Da war auch schon der Kessel versunken.

In das Gebiet des Aberglaubens greift es auch hinüber, daß man sich des Guten, das man genießt, nicht laut rühmen soll, sondern davon schweigen. Man soll nicht sagen, daß man lange nicht den Arzt im Hause nötig gehabt hat, wenigstens nicht, ohne „Unberufen!" zu sagen und dabei unter den Tisch zu klopfen, sonst ist es ziemlich sicher, daß man am folgenden Tag den Doktor muß holen lassen.

Einem schön menschlichen Gefühl entspringt es, über das zu schweigen, was einem besonders am Herzen liegt.

Dieses Gefühl ist bei einem stärker als beim andern, bei manchem anscheinend gar nicht vorhanden. In alter Zeit galt es als für nicht erlaubt, den Namen der Geliebten zu nennen. „Sie heißet die Wolgetane!“ sagt ein altdeutscher Dichter in einem Lied auf die Frage nach dem Namen seiner Liebsten.

Aber auch gegen die allzu große Schweigsamkeit wendet sich mancher Spruch. „Schweigen tut oft schaden“, heißt es, und: „Durch Schweigen verdirbt viel Freundschaft“. Eine Redensart des Altertums lautete: „Amyklä ging durch Schweigen verloren.“ Wegen falscher Kriegesbotschaft war es nämlich in Amyklä verboten worden, die Ankunft des Feindes zu melden. Deshalb überraschte der Feind die Stadt, als er eines Tages wirklich anrückte.

Im übrigen steht dem Nichtssagenden das Ansprechende gegenüber, und ein wohlgelungenes Bildnis wird sprechend ähnlich genannt. Sehr eigenartig ist der Ausdruck „ein beredtes Schweigen“.

In meiner westpreußischen Heimat wird aus dem Adverbium „still“ eine Verkleinerung „stillchen“ gebildet. Diesem „stillchen“ entspricht das plattdeutsche „stilken“, das soviel wie „peinlich“ bedeutet.

Der Stille und Schweigsame fällt auf unter den Menschen, deshalb hat auch die Schweigsamkeit, ähnlich wie körperliche Eigentümlichkeiten, zur Verleihung von Namen und Beinamen Anlaß gegeben. Tacitus, der Schweigsame, war der Name des großen römischen Geschichtschreibers, und ein anderer berühmter Geschichtschreiber Suetonius hatte den Beinamen Tranquillus, der Ruhige, der Stille. Einen Beinamen hat in der neueren Geschichte von seiner Schweigsamkeit Wilhelm von Oranien, der Schweiger genannt, erhalten, und in neuster Zeit ist Generalfeldmarschall Graf Moltke oft der große Schweiger genannt worden. Im Berliner Adreßbuch begegnen uns die Namen Still, Stille, Stilke, Stillmann und Stillschweig. In Förstemanns altdeutschem Namenbuch ist der einfache Frauenname Stilla zu finden. Dabei mag man denken an die Verse, die sich bei Geibel in einem „Ada“ überschriebenen Gedicht finden:

„Laß andre nur im Reigen
Mit lautem Gruß mir nahn,
Du bist mein lieblich Schweigen
Und siehst mich freundlich an.“

Nach dem lauten Tag ist erfreuend die Stille des Abends. Die Dichter preisen sie in unzähligen Liedern, von allen das schönste aber ist das einfache Abendlied von Matthias Claudius, in dem es heißt: „Der Wald steht starr und schweiget“.

Den Karfreitag nennen wir den stillen Freitag, die Karwoche, in der laute Lustbarkeiten nicht stattfinden dürfen, die stille Woche. Stille Messe heißt in der katholischen Kirche eine solche, die ohne Musik gelesen wird, und das „Stillniß“ wurde in der alten Sprache die Konsekration der Hostie genannt, die vom Priester mit leisem Gebet begleitet wird.

„Ich hör ein großes Schweigen“, heißt es in einem alten Volkslied, und in einem schönen Gedicht, das „Die Heide“ betitelt ist, sagt Heinrich Seidel:

„Nur Bienensummen und der Hummeln Ton,
Ein zirpend Wetzen in durchsonntem Kraut,
Ein Lullen nur von fernem Vogelsang —
Das Ganze war ein hörbar Schweigen nur.“

Lieblich spricht Goethe in einem kleinen Lied vom „verhüllten Schritt“, verhüllt durch das weiche Moos, auf dem er nächtlicherweise den Wald durchwandert, nachdem er die Hütte seiner Geliebten verlassen.

Seltsam hallt der Schritt auf dem elastischen Moorboden. Diesen eigentümlichen Klang gibt Theodor Storm in einem seiner schönsten Gedichte wieder, in dem es heißt:

„Ueber die Heide wandert mein Schritt,
Dumpf in der Erde wandert es mit.“

Kobolde, Wichtelmännchen, Zwerge und Elfen, die sich nur da sehen lassen, wo es still ist, werden in manchen Gegenden „das stille Volk“ genannt.

Unheimlich und erschreckend erscheint dem Menschen zuweilen die tiefe Stille um ihn. Beängstigend ist die Stille der Wüste, die Meeresstille, wenn kein Lufthauch die Segel bewegt, beklemmend ist die Windstille, die dem Gewitter vorausgeht.

Nicht erschreckend, aber doch immerhin peinlich ist es, wenn in einer Gesellschaft plötzlich eine Stille eintritt, die länger sich hinzieht, als gut ist. „Ein Engel geht durch das Zimmer“, sagt man, und es ist bekannt, auf welche Weise gewöhnlich das Ende der unwillkommenen Pause herbeigeführt wird. Der Kühne, durch den das Schweigen endlich gebrochen wird, sagt dann in der Regel etwas, das weder gehauen noch gestochen ist.

Viel ließe sich noch sagen über Schweigen und Stille, aber ich höre, wie ein unsichtbarer Ratgeber mir zuraunt: „Hör auf, es ist genug für diesmal!“ Und ich folge dem Rat und schweige still.

Der Große Garten in Dresden.

Von Charlotte Gräfin von Rittberg. — Hierzu 11 Aufnahmen von Conr. Hünich.

Die Hauptallee muß man daherkommen. Noch ein wenig im Rhythmus der Großstadt befangen, der in den eben verlassenen Straßen pulst, noch im Nachgefühl der vornehm ruhigen Eleganz, die das Leben und Treiben der Residenz- und Fremdenstadt kennzeichnet. Da umfängt einen nun plötzlich eine neue Welt, grüne Wildnis zu beiden Seiten, Wipfelrauschen zu Häupten und das milde, schimmernde Licht, das die Sonne durch das Blattwerk rinnen läßt. In den verschnittenen Hecken, die den Fußpfad säumen, flattert und zwitschert zutrauliches Vogelvolk, in den Wipfeln der uralten Bäume lärmt es, und die keckſten hüpfen über den Weg und umkreisen ohne Scheu die Ruheplätzchen am Rand der Allee. Köstlich sitzt es sich auf diesen Bänken in den grünen Nischen aus Strauchwerk, während das bunte Gewimmel von Wagen, Reitern und Fußgängern vorüberflutet. Schnurgrade führt die Hauptallee — eine einzigartige Korsostraße — auf das Palais zu, das jetzt Museumschätze birgt, gabelt sich vor den Teppichbeeten des Schmuckplatzes und schließt sich hinter dem Palaisteich wieder zusammen. An den Tagen der großen Rennen in Reick entfaltet sich hier ein seltenes Bild mondainen Lebens. Stundenlang rollt Gefährt auf Gefährt daher; Viererzüge, Achterzüge, Dogcarts und schwere Landauer ziehen in endloser Reihe zwischen der hin und her wogenden Zuschauermenge unter den grünen Kuppeln der Bäume hin, durchmessen die ganze Länge des Großen Gartens und gewinnen erst hinter dem „Tor an der Pikardie“ wieder die Landstraße, die nach der Rennbahn führt. Tout-Dresden, um die



Spazierfahrt durch d. Garten.

Mitglieder des königlichen Hauses und die Hofgesellschaft geschart, gibt sich hier ein glänzendes Rendezvous in einem Rahmen, um den es die schönsten Städte des Reichs mit Fug beneiden müssen. An Alltagen ist es freilich stiller. Nur wenn an hellen Sommernachmittagen Militärkapellen in den im Park verstreuten Restaurants spielen, staut sich noch manchmal die Wagenkette; und in den Morgenstunden belebt das fashionable Dresden zu Pferde die schönen, überschatteten Reitwege.

All diese fröhliche Bewegtheit vermag indessen den Zauber einer tiefen glücklichen Stille nicht zu zerstören, der das grünende, blühende Wunderreich beherrscht. Seit die Autos mit ihrem Hupengeheul durch Polizeiverordnung aus den Grenzen des Gartens verbannt sind, durchschneidet kein aufdringlicher Laut mehr den Frieden drinnen; kaum daß ein helles Kinderlachen von den Spielwiesen her über die Wege springt. Nichts beschreibt die leuchtende Schönheit eines Sonnentages, wenn das Licht in Strömen über die sprühende Farbenpracht der Beete vor dem Palais hinflutet. Gärtnerische Kunst von ungewöhnlicher Vollendung schafft hier in jeder Jahreszeit ein neues Eden. Zwischen Fliederbüschen, flammendem Rotdorn und blutrotem Pirus, zwischen Berberitzen



Transport einer Riesenpalme.



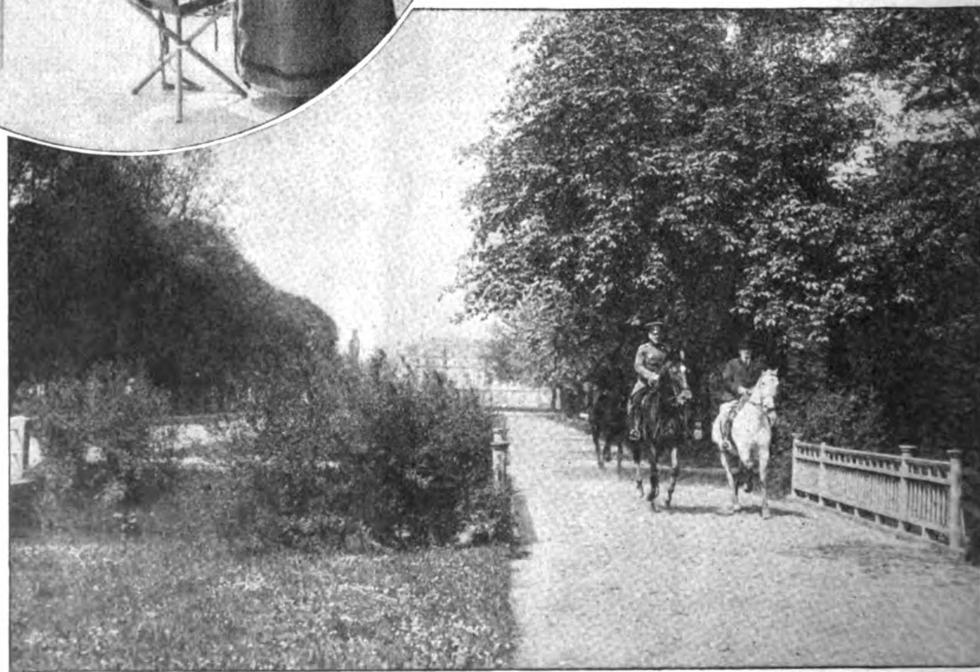
In der Hauptallee.



Die Allee für Radfahrer.

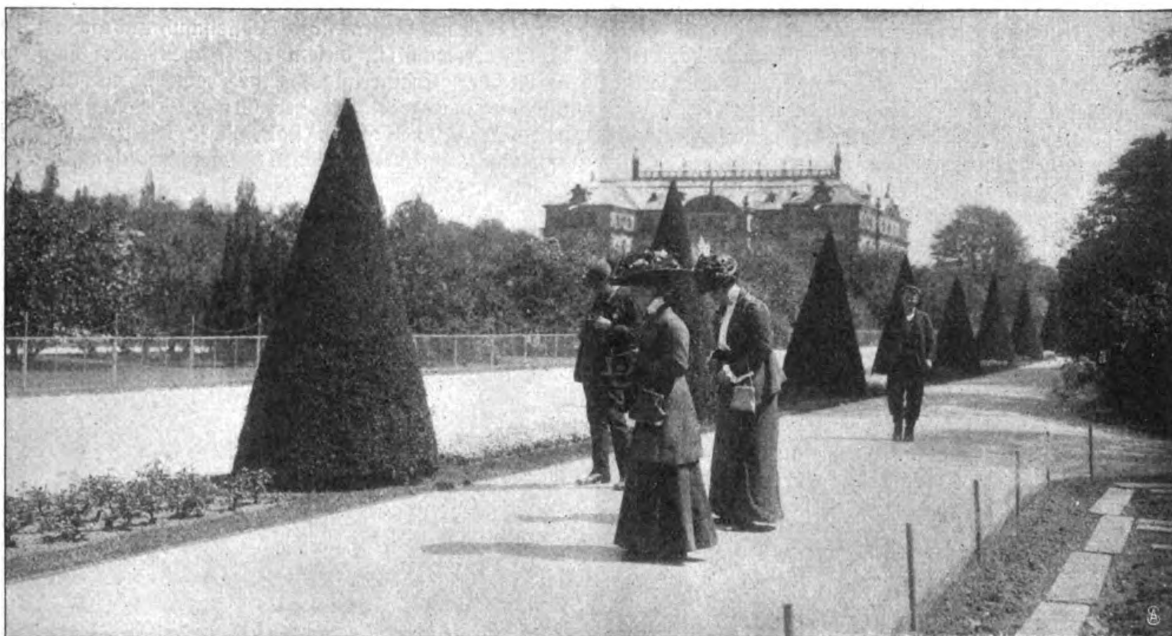


Eine Frühlingstudie.

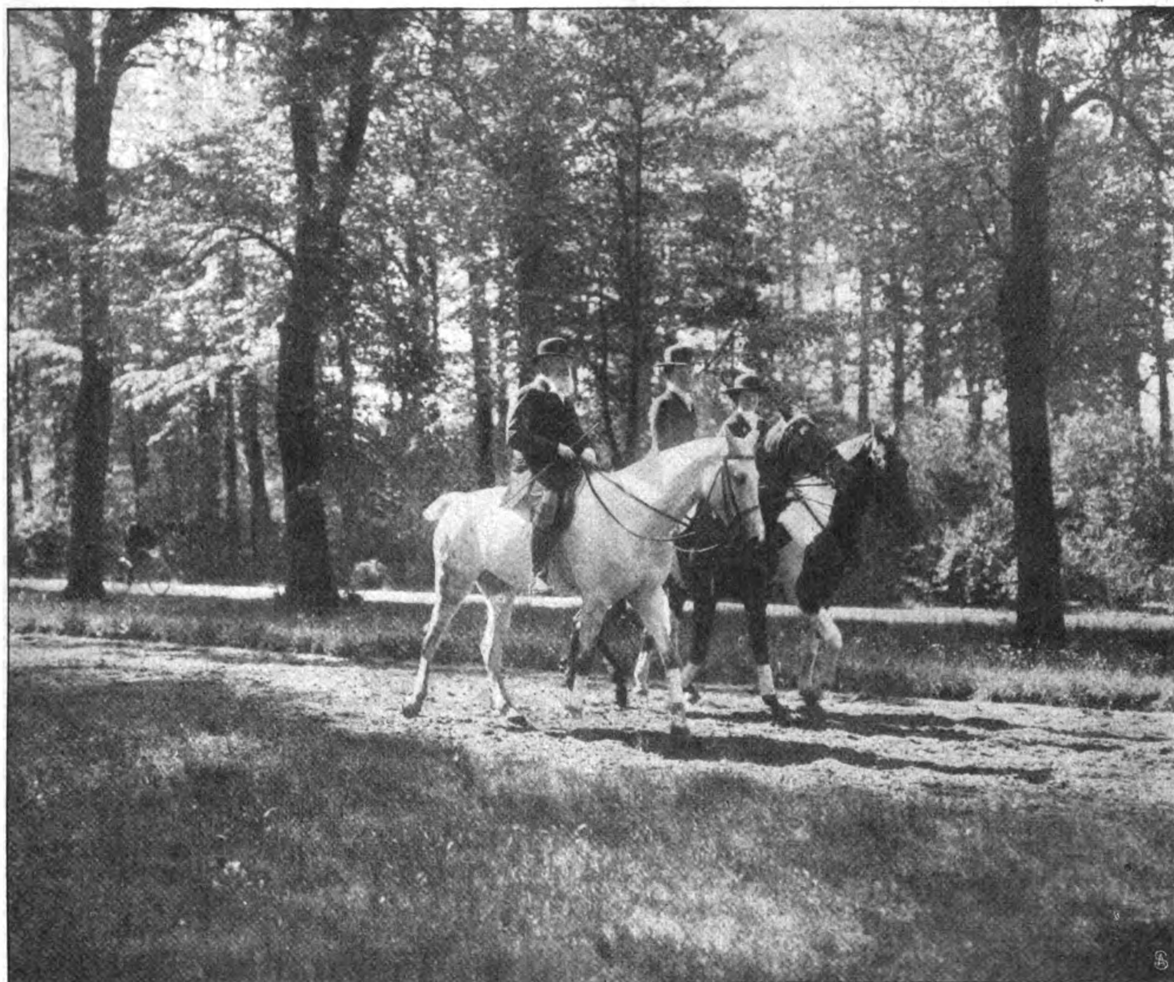


Reitweg an der Hauptallee.

und dem graziösen Tamarindenstrauch leuchten im Frühling Tulpen und ausländische Anemonen, Goldlack, Hahnenfuß und Flox, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht, kostbare Seltenheiten neben den lieben, altvertrauten Kindern der deutschen Maienzeit. Je mehr die Blütenpracht der Sträucher schwindet und das lichte Grün sich dunkel und ernsthaft zu färben beginnt, desto heißer brennt die Farbenglut der Beete, zwischen denen sich die hellen Wege schlängeln wie lichte Rahmen um ein buntes Bild. — Ein Hain von Stockrosen entfaltet im Hochsommer seine Märchenpracht. Die edle, feingeformte Madame Testout schimmert blaß und zart neben der purpurnen „Gruß an Teplitz“; souvenir de la Malmaison öffnet ihren Kelch unter den schmeichelnden Sonnenstrahlen, und Teerosen neigen sich wie verblichene Goldtropfen schwerduftend auf das glänzende Dunkelgrün ihrer Blätter. Bis tief in den Herbst hinein lebt die unsägliche Lieblichkeit dieser Rosenbeete. Ringsumher blühen Begonien, Dahlien, Fuchsien und Astern, Nelken und Skabiosen, Verbenen und Levkoien. Von den zartesten Pastelltönen



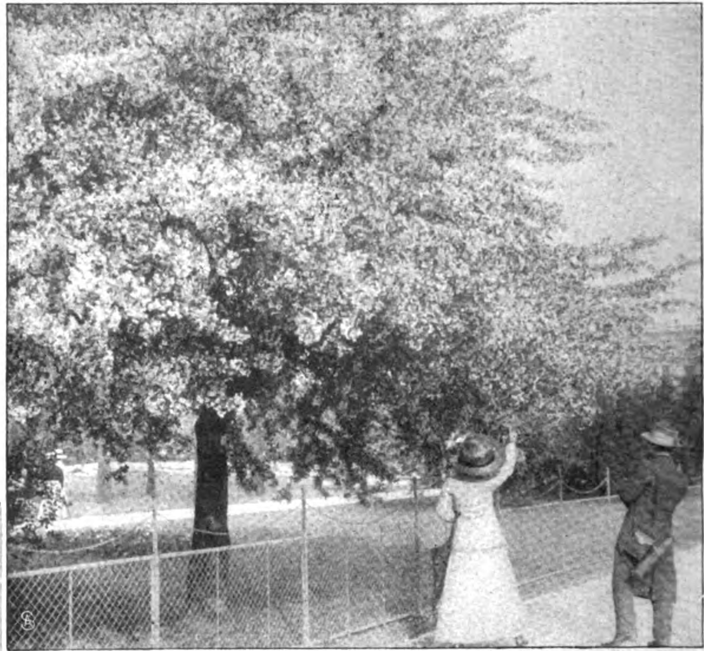
Amateurphotographen im Großen Garten.



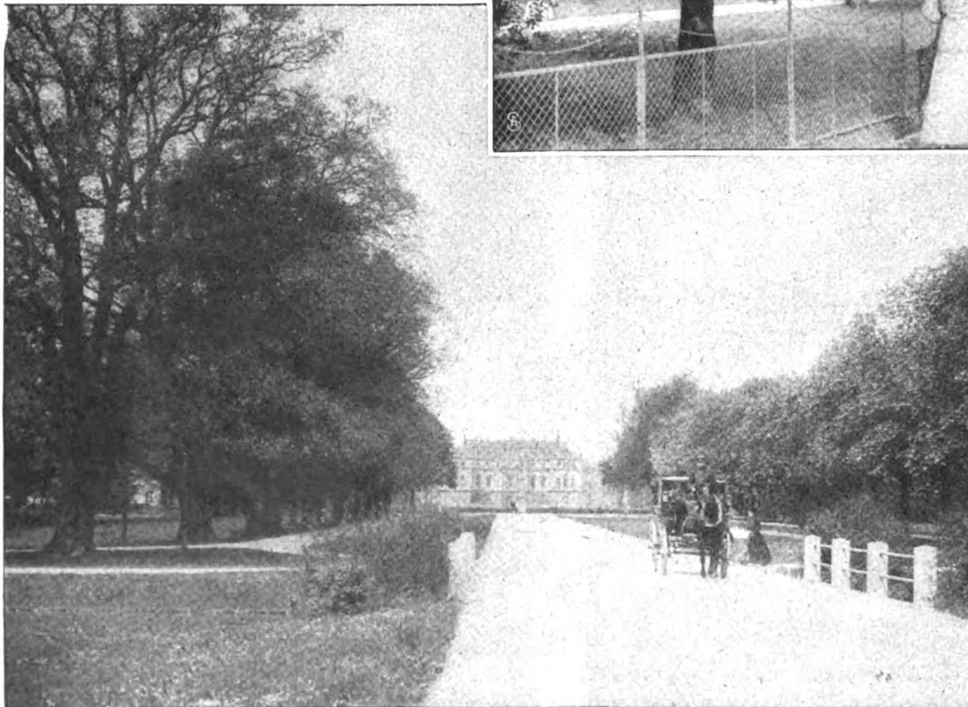
In der Herkulesallee.

bis zum leuchtendsten Farbenglast prangt und duftet alles, bis von den herbstbunten Bäumen das letzte Blatt sinkt, bis der Rasen bleicht und die Dämmerung langer Nebeltage ihre grauen Hüllen über den Großen Garten breitet. Aber die Monate der Rosen sind die längsten und strahlen wie ein einziger Festtag. Wenn das kleine, einst im italienischen Villenstil als Lustschloß sächsischer Kurfürsten erbaute Palais im Sonnenglanz dasteht, der gelbe Sandstein von einem warmen Goldschimmer überhaucht, das grünliche, reichgeschmückte Dach frei und leicht in die klare Luft aufstrebend — wenn die Marmorgestalten auf dem kurzgeschorenen Rasen und die Zentaurengruppen am Eingang der Allee in der Glut eines Sommernachmittags träumen und die weißen Schwäne auf dem Teich bedächtige Kreise um den aufsteigenden Strahl des Springbrunnens ziehen — nichts Süßeres gibt es dann, als in Selbstvergessenheit zwischen den leuchtenden Beeten zu wandeln, duftberauscht und geblendet von Schönheit.

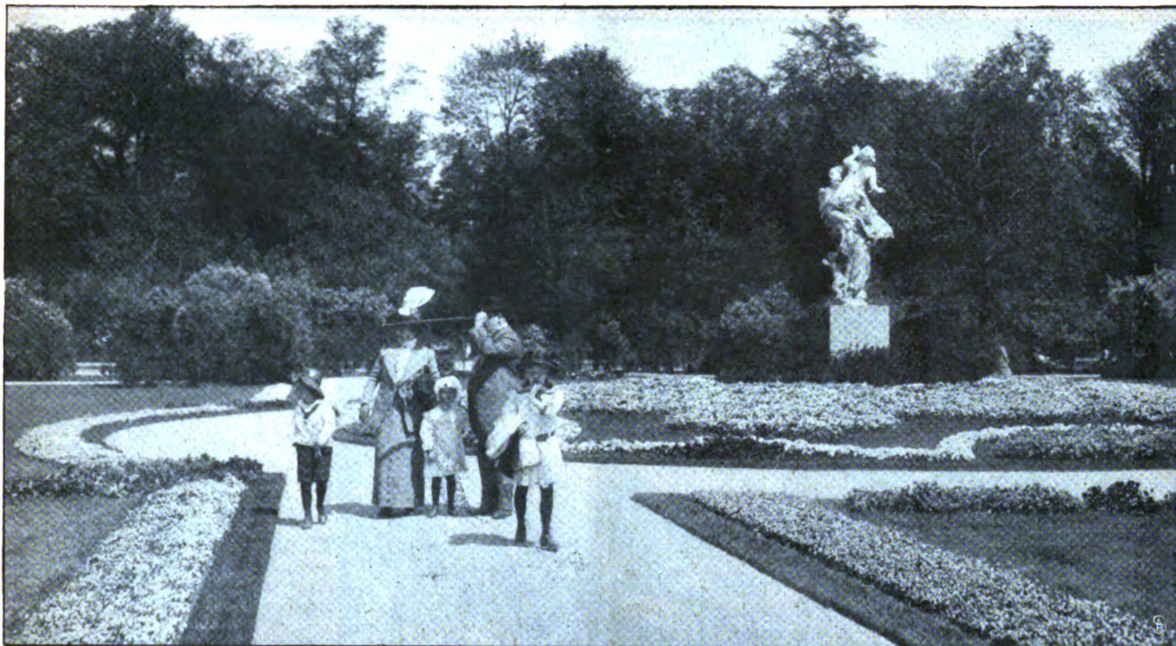
Wie in die kühlen Hallen eines Domes schreitet man zuletzt in den Schatten der Alleen zurück. Ueberall zweigen verschlungene Pfade ab, dringen immer tiefer ins Dunkel, in eine scheinbare Wildnis. Ausblicke tun sich auf und verschwinden wieder: eine besonnte Wiese, ein Stückchen vom Bett des Kaitzbachs mit seinen Brückchen und seinen blumigen Ufern. Ein paar moosbewachsene Stufen führen in eine kleine Mulde; altersgrüne Steinfiguren stehen da, von Sonnenfunken überstäubt; terrassenförmig steigt der Boden an einer Seite auf —: das Naturtheater! La saxe galante sah hier einst intime Bilder höfischen Lebens; eine tote Vergangenheit mit Reifrock und Stöckelschuh und gepuderten Löckchen erwacht in diesem Parkeckchen zum Schattendasein der Erinnerung. Aus dem „Lustwäldchen" Johann Georgs II. ist der Große Garten geworden, von den 1500 Statuen italienischer Meister, die vorzeiten die Laune der fürstlichen Besitzer hier zusammentrug, mahnt nur noch ein kleiner Teil an die ursprüngliche Bestimmung. In mehr als 200jähriger Entwicklung gewann der Park seinen heutigen Charakter; noch in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren sind ihm neue Teile gewonnen worden. Mit seltenem Geschick ließ man aus dem verwilderten Kiesgrund bei der Krähenhütte am südlichen Rand des Parks, da wo der Zoologische Garten ihn nach der Straße zu abgrenzt, die stimmungsvolle Partie um den Carolasee herum entstehen. In der Richtung nach Gruna zu dehnt sich ein neuer, ländlich einsamer Wiesenpark mit reizenden Durchblicken auf die duftumflossenen Loschwitzer Höhen, auf den Porsberg bei Pillnitz und die fernen Kuppen der Sächsischen Schweiz. Diese nordöstliche Seite des Großen Gartens durchschneidet eine zweite Fahrstraße — dunkler als die Hauptallee, ganz in Grün gebettet, ein wenig verwunschen und versteckt, die Herkulesallee,



Spätblüh. Zierapfel.



Blick auf das „Palais im Großen Garten".



Der Blumengarten vor dem Palais.

an deren Eingang zwei prächtige Skulpturengruppen als Wahrzeichen die Wache halten.

Wenige Schritte davon entfernt schließt sich der Botanische Garten unmittelbar an den Park an. Einsam und verträumt liegt er zu den meisten Stunden des Tages. Der prachtvolle Koniferengang umfängt den Besucher mit ernster Feierlichkeit. Auch hier entzückt die Farbenfülle blühender Beete das Auge. Hortensien und Azaleen breiten zartgetönte Teppiche aus, feuerfarbene Nelken biegen sich auf hohen Stengeln. Die Glashäuser sind reich an seltenen Exemplaren einer fremdländischen Flora. Auch die Gärtnerei des Großen Gartens hat allerlei Zöglinge, die bei uns nicht heimatberechtigt sind. Ihre reichhaltigen Warmhäuser sind im Sommer eines Teiles ihres Inhalts beraubt. Sobald die Witterung es gestattet, werden die prachtvollen Riesenpalmen in ihren schweren Kübeln ins Freie transportiert. Mit südlicher Ueppigkeit entfalten sie ihre mächtigen Wedel auch unter unserer Sonne und schmücken mit ihrer stolzen Grazie den Blumengarten vor dem Palais.

So wird das aufmerksame Auge durch immer neue Reize gefesselt; Kunst und Natur wetteifern im anmutigen Wechsel. Aber das Beste am Großen Garten ist seine starke, eigentümliche Stimmung: Radfahrbahnen und Reitwege durchschneiden den Park in großen Linien, nach vier Seiten ist er durch breite Straßenzüge dem Getriebe der Großstadt geöffnet — und doch träumt er in seltsamer Weltabgeschiedenheit, und es ist, als nehme er jeden, der sein Bannbereich betritt, in tiefes, friedliches Vergessen auf. Der Große Garten gehört zu Dresden als ein selbstverständliches Stück des lebendigen Ganzen. Er ist nicht nur eine Zierde der tausendfach gezierten Elbresidenz — er ist ihr Herz, er ist die ideale Verkörperung ihres innersten Charakters, ein Asyl freier, liebenswürdiger, in sich selbst ruhender Schönheit.

Das Museum Peters des Großen in Petersburg.

Von R. Frhr. von Behr. — Hierzu 3 Aufnahmen von C. O. Bulla.

Die Erinnerung an den großen Reformator Rußlands ist wieder mächtig aufgelebt. Nicht nur im Herzen seines Reichs, dem er die Kultur gebracht, und das er in die Reihe der europäischen Staaten aufrücken ließ, sondern auch im Andenken der ganzen gebildeten Welt. Zweihundert Jahre sind es her, daß dieser Gewaltige auf der Höhe seiner Macht stand und die Grundlagen des heutigen russischen Staatslebens mit eiserner Hand geschaffen. Kaum einer im großen Reich hat größeren Anspruch auf die stolzen Denkmäler, die ihm zurzeit seine Heimat errichtet, als der erste russische Zar Peter, den die Geschichte den Großen nennt. Angefangen von dem unvergleichlichen Reiterstandbild, das die Kaiserin Katharina II. ihm am Newaufer errichten ließ, bis zu den mannigfachen Monumenten, die seinem Andenken von der Verehrung und Pietät unserer Tage geweiht werden — in allen tritt der Wunsch zutage, die Bedeutung dieses Mannes, der ein Schöpfer einer großen historischen Epoche war, zum Ausdruck zu bringen und die Erinnerung an sein Werk lebendig zu erhalten. — In den letzten Jahren ist man auch zur Gründung eines Museums Peters des Großen geschritten, das alle Gegenstände aus der Zeit des Reformators vereinigen und zu einer Sammlung alles dessen, was mit dem Leben und der Regierung des Zaren zusammenhängt, werden soll. Die Realisierung dieser patriotischen Idee war dem Professor der Akademie W. Radloff übertragen worden. Kürzlich ist nun dieses Museum in



Aus dem Museum Peters des Großen. In der Mitte der Rückwand der Schreibtisch des Zaren. Die Uhr links ist ein Geschenk Friedrichs des Großen.



Ausstellung d. Gegenstände und Gerätschaften,
die Peter der Große eigenhändig benutzte.



Nachbildung Peters des Großen in Wachs.
Aus dem Museum Peters des Großen in Petersburg.

der Etnographischen Abteilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften eröffnet worden und zählt zu dem Sehenswertesten, was die Newaresidenz zurzeit aufzuweisen hat.

Interessant ist ein Versuch, die Gestalt des großen Reformators nachzubilden (Abb. nebenst.). In einer schön ausgestatteten Glasvitrine lehnt Peter, in prächtige Gewänder gekleidet und bestrahlt von effektvoll hergerichteten künstlichen Lichtwirkungen, in seinem Thronsessel. Von weit größerem Interesse sind aber die einzelnen Gebrauchsgegenstände des Zaren aus den verschiedenen Zeitabschnitten seines Lebens, von denen viele hohen künstlerischen Wert haben (Abb. S. 1052). Hier sehen wir Peters Schreibtisch von herrlicher Kunstform, Bibliothekschränke und eine Uhr ein Geschenk Friedrichs d. Gr. Doch auch einfachere Dinge, die aber ein Bild von den Liebhabereien dieses Großen Zeugnis ablegen, haben hier Aufstellung gefunden; so Drehbänke verschiedener Art und allerlei Utensilien, die zu Peters Zerstreuung gedient haben (Abb. obensteh.). Amüsant ist übrigens, daß der Zar seinen Wuchs zu messen pflegte, denn am Schreibtisch ist eine Stange angebracht, die der Nachwelt zeigt, daß Peter auch körperlich zu den Größten seiner Zeit gehört hat. So ist denn hier ein Denkmal errichtet worden, zwar nicht aus Stein und Erz, aber desto mehr aus Bewunderung, Verehrung und Pietät für eine der markigsten Gestalten der russischen Geschichte.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

11. Fortsetzung.

Drei Tage nach Fronleichnam war der Sarg Joseph Gorners aus der Grube ans Licht geseilt worden. Frühmorgens. Der Regen hatte aufgehört, aber rauh wehte der Wind.

Im Riedhof war Sabine allein. Die Ausgrabung war geheim gehalten worden, aber Sabine stand auf der Laube und sah im grauen Frühlicht den Totenbaum aus der Erde steigen.

Gebhard Gorner saß schon in Untersuchungshaft.

Zweimal hatte er ihr einen Eid abverlangt, als er aus dem „Österreicher“ heimgekommen war.

„Wenn sie's zum letzten treiben, so steh ich vors Gericht. Aber eins muß ich wissen, Sabine, daß du kein Zeugnis gibst. Nicht zum Guten, nicht zum Schlimmen.“

Aber was im „Österreicher“ vorgegangen war, und wie er sich den Strick auf den eigenen Hals verzogen hatte, das verschwieg er ihr.

„Gebhard, ist's an dem?“

„Ja, der Vinzenz wird's dir sagen.“

Und Vinzenz war allein zu ihnen gekommen und hatte seine Frau im „Österreicher“ gelassen.

Da war ihm Sabine entgegengetreten.

„Und wenn sie alle sagen, wir hätten ihn umgebracht, und wenn's ein Mord ist wie keiner, so soll mir der Vinzenz nicht zum Fürsprecher werden. Ich weiß allein, was es gilt, und er hat seine Frau im ‚Österreicher‘.“

Vinzenz Herrenrieder hatte entgegnet: „Ich weiß nur, daß der Vater tot ist, und daß es heißt, er wär zu geschwind gestorben. Von euch hab ich noch nichts gehört als den letzten Spruch Gebhards im ‚Österreicher‘.“

„Welchen Spruch?“ entgegnete sie, und ihr Gesicht war wie Stein.

Da stand Gebhard Gorner auf einmal zwischen beiden, und er war so blaß, daß seine Augen schwarz schienen.

„Was ich gesagt hab, ist meine Sach. Und wenn ich eins begehr von dem Vinzenz, so ist's das: Er schweigt mir davon, und die Sabine, die hat kein Recht, von dem Vinzenz Red und Antwort zu holen.“

„Gebhard! Zum Donner, es ist das letztemal, daß wir so frei reden können! Morgen schon ist's zu spät! Du mußt doch spüren, daß sie dich furchtbar anklagen! Ich bin dein Advokat noch nicht. Ich hab hier nur ein Wort als dein Freund. Ich glaub's auch gar nicht, das mit dem alten Gorner! Er sei im Keller gewesen. So war er betrunken, und es hat ihn der Schlag getroffen. Ich kenn dich doch, Gebhard! Du hast keine Hitze, einen zu erschlagen. Du bist einer, der trägt, kein Täter!“

Aber ehe Sabine noch eingreifen konnte, schlug Gebhard Gorner dem hochgewachsenen Mann beide Hände auf die Schultern.

„Schau mich recht an, Herrenrieder! Du meinst, ich hab keine Hitze. Wohl, wenn's nicht nach außen brennt und kein Rauch steigt, so hat's, beim Eid, doch schon manchen Heustock inwendig verkohlt. Und als Freund redest du mit dem Gebhard? Ich hab dir das Wort nicht freigegeben, so zu reden. Es steht eins zwischen uns, das will nicht, daß ich etwas von dir nehme. Nicht einmal den Wein, denn den hat der Vater aus dem Faß gezogen, daß er zu nichts geworden ist, und es ist kein Tropfen in meinen Hals gekommen. Das hat so sein müssen, und ich sag's der Sabin und dir, Vinzenz, ich will's allein ausmachen. Ganz seelenallein.“

„Gebhard, ich versteh dich nicht!“ warf Vinzenz unsicher ein.

Aber er hatte ihn verstanden.

Sie blickten sich fest an, in ihren Augen stand geschrieben, was nie über ihre Lippen gekommen war.

„Vinzenz, der Gebhard hat recht.“

„So geh ich, bis ihr mich ruft“, erwiderte Vinzenz trotzig auf die tonlose Antwort Sabines.

Inwendig aber brannte ihn die Erinnerung. Gebhard hatte gewußt, daß Sabine und er einander einmal in den Armen gehalten hatten.

Bis auf diesen Tag war Herrenrieder dieser Gedanke nie gekommen. Er hatte zuweilen ein unsicheres Gefühl der Schuld verspürt gegenüber Gebhard, obwohl sein Verstand sich dagegen wehrte, aber heute traf es ihn ins volle Bewußtsein.

Er war bis zur Tür gelangt.

Da war ihm Sabine in den Weg getreten.

„Jetzt geht der Vinzenz! Aber das muß er noch hören! Es ist nichts Unrechtes geschehen, es ist nie ein Unrechtes geschehen! Ist alles, wie es sein muß. Und wenn sie ihn ausgraben, den Vater selig, sie finden eine friedliche Leich, die zur rechten Zeit in die Erde gelegt worden ist. Der Gebhard hat ihn nicht erschlagen, er ist faul gewesen für den Tod und hineingefallen.“

Und ihre Stimme stieg, und eine Erschütterung lief durch ihre Gestalt, und sie fuhr fort: „So wie ich einmal den Vinzenz faul und tot in die Erde gelegt hab, und es ist kein Grabstein so groß wie der, der auf dem Vinzenz liegt!“

„Sabine!“ rief er erschüttert, denn in ihrem Gesicht jagte die Leidenschaft, und aus ihrer Brust stieg ein wildes, schluchzendes Lachen, das plötzlich erstarb.

Da legte Gebhard Gorner die Hand auf ihren Arm. Sie zuckte zusammen und sah ihn an. Lange, mit einem großen, starken Blick. Sie preßte seine harten Finger, und er spürte, daß die Hand, mit der sie langsam über ihr Gesicht gefahren war, feucht war von ruhig weggewischten Tränen.

Da reichte er Vinzenz Herrenrieder die freie Hand.

„Behüt Gott, Vinzenz, und sie sollen's mir beweisen. Es hat ihn keiner erschlagen.“

Ihre Hand tat einen Ruck, als wäre ein Blitzschlag durch ihren Leib gefahren. Schon öffnete sie die Lippen, da wiederholte ihr Mann, und seine Augen standen wie Sterne in seinem Gesicht und drangen ihr ins Herz: „Auf Ja und Amen, Sabin, daß du's weißt, es hat ihn keiner erschlagen!“

Sie antwortete nicht mehr. Sie hätte nicht antworten können. Sie hatte Vinzenz Herrenrieder fortgehen sehen und keinen andern Gedanken gehabt als den, der in

Gebhards Augen wie ein Licht gestanden hatte, das sie rein und weiß brannte, und als sie den Mann verhafteten, und als die Buben verstört durchs Haus fuhren, als sie in der grauen frostigen Frühe auf der Laube stand und der Sarg aus der Erde stieg, da war eine große Ruhe in ihr gewesen, und sie ließ es geschehen und nahm sogar den Namen des Herrgotts in den Mund und sagte: „Gottes Wille, es hat ihn keiner erschlagen."

Im Sarg war die Leiche zur Obduktion nach Schlieren gebracht worden, um einen Zusammenlauf in Hohenried zu vermeiden.

„Jetzt wird's todernst. Die Anklage ist nicht mehr hintanzuhalten", sagte Vinzenz, als er am Tag darauf vom Gericht nach Hause kam.

Lotte Herrenrieder hatte nicht mehr an die Erlebnisse von Hohenried gerührt. Sie, die jeden Gedanken mit Vinzenz hatte denken, die in ihm hatte aufgehen wollen, wie auf der Flucht vor sich selbst, war seit jenem Tag in ihr eigenes Wesen zurückgekrochen.

„Was ist mit der Sabine?" forschte sie kalt.

„Mit Sabine? Mit Gebhard meinst du! Er schweigt. Er hat eine einzige Aussage gemacht und steht darauf. Der Vater sei trunken, aber aufrecht im Keller gestanden, als er hinabstieg, und dann umgeschlagen, noch ehe er einen Finger krumm gemacht habe."

„So wird's so sein", erwiderte Lotte mechanisch.

Vinzenz ging mit schweren Schritten auf und nieder. Jetzt blieb er vor ihr stehen. Sie saß zurückgelehnt in Mutters Sessel. Das Lampenlicht reichte ihr nur von den Knien zum Mund. Darüber und darunter lag alles im Dunkeln. Der Mund war rot und voll und bewegte sich leise, als ging ihr Atem so stark, daß auch die Lippen sich regen mußten.

„So kann's sein, Lotte. Die Sektion hat einen Schädelbruch ergeben. Der Schädel ist eingedrückt, aber die Kapsel ist vom Scheitel aus eingedrückt, und es muß ein furchtbarer Druck gewesen sein, unter dem das Dach dieses ausgeräumten wüsten Hirns eingebrochen ist."

„Dann lügt der Gebhard", stieß Lotte hervor, und es klang, als wär's ihr eine Genugtuung, daß sie diesen Schluß ziehen durfte.

„Lotte, Frau, red mir den Gebhard nicht um den Hals! Wenn er sagt, der Gorner stand aufrecht und ist umgefallen, so sagt er's, weil es so ist."

„Oder weil er es einen Unfall nennen will", gab sie zurück.

„Dann ist's eben ein Unfall! Ja, dann ist's ein Unfall. Der Gorner lügt nicht. Dann hat er sich halt zu Tod gefallen!"

„Wie du ihm glaubst! Noch mehr, als er selber sagt, glaubst du ihm!"

Wie Neid, wie Eifersucht blitzte es aus ihren Worten.

Vinzenz aber antwortete: „Ja, Lotte, Gebhard Gorner verdient, daß man ihm mehr glaubt, als er sagt. Daß man ihm alles glaubt."

„Und die Sabine!" stieß sie hervor.

Er beugte sich zu ihr.

„Lotte" — seine Stimme klang tief erregt und gewaltsam gebändigt — „Ich hab dir etwas gesagt, was man vielleicht seiner Frau nicht in die ersten Wochen trägt, am Ende immer verschweigt. Aber siehst du, die Sabine, das ist kein Weib, kein Mädchen und keine Vergangenheit an sich. Sie steht mit dem Ried, mit meiner Jugend, mit meinem Leben in eins zusammengewachsen, ewig und unveränderlich in mich hineingepflanzt und tut dir doch nicht Abtrag. Wir sind einander nichts schuldig geblieben, hat sie gesagt. Sie haben mir beide das Recht abgesprochen, den Gebhard zu verteidigen, sie wollen nichts von mir, weil die Sabine und der Vinzenz einmal ihre Jugend in einer Liebe zusammengeworfen haben, und weil wir einander alles hingegeben haben, was in uns gewesen ist. Da sagt man, der Mann gibt, und das Weib empfängt. Es ist nicht wahr: Beide geben, beide empfangen. Und so mag sie recht haben, die Sabine Reitter, daß wir einander wirklich nichts schuldig geblieben sind."

„Vinzenz, Vinzenz" — sie fuhr auf vom Sessel und ergriff seinen Arm — „wenn das wahr ist, und wenn du glaubst, du könntest mir das sagen, dann sag mir auch, ob du das, was du empfangen hast, nicht bereust! Sag mir, Vinzenz, wolltest du, Sabine wäre nie dein gewesen?"

„Lotte, Kind, plagt es dich, daß sie's gewesen ist?" fragte er sanft. „Wir sind keine Neuvermählten, die miteinander Versteck spielen. Es ist ein unbedachtes Gestürm gewesen von mir, dich merken zu lassen, daß die Sabine, nicht diese, die Sabine von damals, den Studenten liebgehabt hat, und daß der Vinzenz mit ihr selig gewesen ist. Ja, selig! Ich will ein ehrlicher Kerl sein und sag's, nachdem ich es doch nicht ganz hab verhehlen können. Aber, Himmel und Erde, sieh mir deshalb nicht anders auf die Sabine und den Gebhard Gorner! Nicht auf den Gebhard und nicht auf die Sabine! Und auch nicht auf den Vinzenz! Hörst du, Lotte, auch auf mich nicht!"

„Du tust mir weh", entgegnete sie herb und befreite sich von seinen Händen, die sich unwillkürlich um ihre Gelenke gelegt und ihre Arme fest zusammengepreßt hatten.

„Ich hab dir mit nichts weh tun wollen, Frau, aber man soll seine Vergangenheit nicht weglügen und nicht wegschweigen, wenn sie einen zum Menschen hat machen helfen."

Es klang entschieden, beinah trotzig, aber das Wort „Frau" hob sich weich und zärtlich heraus und kam wie eine Liebkosung über seine Lippen.

Da bäumte sie sich auf.

„Nicht weglügen und nicht wegschweigen! Ja, du hast recht, das kann man ja auch gar nicht, denn sie steht still, ewig still und starrt einen an mit ihren toten Augen. Aber ich wollte doch, ich hätte nichts gehört und nichts gesehen von dem Ried und von Gebhard und Sabine!"

Ein leidenschaftliches Stammeln, ein wildes Wehren war's, das aus ihrem Mund kam, und sie riß sich los und verließ das Zimmer, und als er sie gewähren ließ und erst nach Stunden in die Schlafstube trat, fand er sie, den dunklen Kopf in die Kissen gedrückt, und sie hatte keine Antwort mehr für ihn als ein müdes, müdes „Gute Nacht".

Er träumte schwer. Der alte Gorner spukte in dem Traum, und als er erwachte, graute kaum der Tag. Lotte schlief, aber es lag ein gequälter Ausdruck auf ihrem Gesicht. Er sah und enträtselte ihn zum erstenmal. Sie lag ihm zugewendet.

Da stieg das Gespräch des Vorabends wieder vor ihm auf.

Er hatte ihr weh getan. Sie war eine Natur mit vielen spiegelnden Flächen. Das Auge drang nicht leicht hindurch, so oft sprühte ihr Wesen in anderm Licht und Feuer. Der Zug um ihren Mund war der Zug der Reife. Der Mund selbst voll und frisch. Eine kalte Natur war sie nicht. In ihren Armen lag ein volles Sinnenglück, aber sie öffnete sie nur einem heißen, starken Begehren.

Ja, im Leben eines Mannes zählen Umarmungen weniger als im Leben einer Frau, aber es war eben doch mehr als Umarmung gewesen, als er und Sabine in jenem kurzen Sommer durch die Moorheide geschritten waren wie Vögel, die zu Neste rüsten. Bis der Oktober gekommen war und sie Abschied genommen hatten. Beide in der Gewißheit, daß diese Liebe sie nicht in eine Gemeinschaft schlagen konnte, daß sie aufgeblüht und gereift und abgeerntet worden war und keinen Wurzelstock mehr hatte. Aber weglügen, vergessen hatten sie sie nicht können. Ob die Mutter gewußt hatte, wie stark diese Sommerliebe gewesen war?

Sie hatte ihm damals geschrieben, als Sabine sich mit Gebhard Gorner verheiratete. Er erinnerte sich dessen ganz gut. Ohne besondere Andeutungen. Nur beiläufig. Ja, er erinnerte sich dessen heute nach vielen Jahren ganz genau. Er hatte ein starkes Gedächtnis für das, was gewesen war. Die Vergangenheit war ihm von der ersten Jünglingzeit an eine Welt, die nie im wesenlosen Schein hinter ihm versank, sondern wie ein hohes Gebirge mit glänzenden Gipfeln hinter ihm stand, wenn er sich umwendete. Ewig still, und je weiter der Weg sich dehnte, desto klarer hoben sich die Berge ab, desto bestimmter wiesen sie ihn auf den Ursprung zurück, und desto schöner schlossen sie den Horizont.

So standen die Alpengipfel am Himmelsrand, wenn der Blick vom Hohen Ried in der Herbstklare nach Süden geht. Aber sie bargen auch Abgründe. Und wer sagte ihm denn, ob seine Frau nicht einen Abgrund sah, wo er im naiven Egoismus einen freundlichen Gipfel suchte? Er hatte ihr weh getan. Frauen wissen wohl, daß der Mann, den sie heiraten, nicht sie zuerst umarmt, aber es ist gefährlich und unzart, von einer Jugendliebe und von Abenteuern zu erzählen, die in der Vergangenheit liegen. Und das hatte er getan. Unwissentlich beinah, und dann auf ihre freie Natur vertraut, vertrauen müssen! Sie war ja nicht lebensfremd, sie hatte ja auch ihr Leben gelebt, und auch sie hatte —

Da zerbrach er plötzlich den Faden, an dem er spann.

Es war ein abgründiger Gedanke in ihm wachgeworden. Die kleine Stadt hatte seine Heirat mit jener Mischung von Klatsch und Teilnahme aufgenommen, die sich aus den Verhältnissen ergab. Eine Schauspielerin! Aber die Zeit war doch schon vorgeschritten, ein Sausen der Flügelschrauben, die die Menschen in ihren Luftschiffen durch den Aether tragen, war auch über die Rebenhügel gedrungen, und so war auch im geistigen und gesellschaftlichen Leben das Wehen und Klingen einer neuen Zeit nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Lotte war ja auch gar keine Schauspielerin in des Wortes verwegenster Bedeutung gewesen. Sie hatte das Zeichen ihrer heimischen Kaste nie ganz verleugnet. Er wußte eigentlich wenig von ihrer Jugend.

Zu wenig vielleicht. Ja, zu wenig....

Es war jetzt ganz hell. Gewiß war die Sonne schon aufgegangen, denn im Garten waren die Vögel munter geworden. Lotte schlief noch. Der gequälte Ausdruck war verschwunden. Zwischen den Lippen schimmerten die Zähne. Die Vögel schrien so laut unter den Fenstern, daß es in der Schlafstube widerhallte, und jetzt begann im Wohnzimmer Mutters Kanarienhähnchen zu singen.

Es ließ Vinzenz keine Ruhe mehr. Er stand leise auf.

Gebhards Schicksal war ihm plötzlich mit beklemmender Wucht auf die Seele gefallen. Er stand vor einem Rätsel. Log der Mann? Nun, es gibt Augenblicke und Taten, die auch den Stärksten zum Leugnen zwingen. Aber Gebhard Gorner hatte erklärt, der Vater hätte aufrecht im Keller gestanden und wäre umgefallen, als der Sohn kaum hinuntergestiegen war. Der Arzt hatte den natürlichen Tod beurkundet, aber der Schädelbruch war mit nahezu absoluter Gewißheit keine Verletzung, die von einem Fall herrühren konnte. Dann hätte der Schädel auch äußere Verletzungen aufgewiesen, die selbst der flüchtigsten Untersuchung nicht entgangen wären. Der Schädel ist unter einem langsamen, unwiderstehlichen Druck eingebrochen, und dieser Druck war durch fremde Gewalt hervorgerufen worden. Also war Gebhard der Täter, und wenn er der Täter war, so lautete die Anklage auf Mord. Der Verteidiger mochte dann versuchen, auf Totschlag zu plädieren, wenn er die Todesursache nicht anzuzweifeln wagen konnte. Und die konnte er nur anzweifeln, wenn er an Gebhards Darstellung glaubte. Aber wer glaubte daran, wer konnte unter diesen Umständen daran glauben, daß Gebhard Gorner die Wahrheit sprach, und daß es sich wirklich so verhielt, und daß er nicht log, um sein Leben zu retten?

Vinzenz Herrenrieder saß schon lange in seinem Arbeitzimmer, als er diese Gedanken wälzte.

Wer glaubte dem wortkargen, stillen Menschen, der vor dem Untersuchungsrichter auf der Erklärung stehengeblieben war, die im „Österreicher“ fest und klar über seine Lippen gekommen war? Niemand. Der Leichenbefund sprach dagegen, die Zeugen hatten ausgesagt, daß er schon einmal die Mistgabel aufgehoben hatte gegen den Alten, die Magd hatte ihn hinuntersteigen und nach einer Weile heraufkommen sehen aus dem Keller, und Sabine hatte das Zeugnis verweigert. Niemand glaubte dem Angeklagten

Niemand?

Vinzenz erhob sich von seinem Stuhl. Hatte er selbst die Frage gestellt? Und da spürte er plötzlich einen vollen Strom durch seine Adern fluten, da rief's in ihm: Himmel und Erde, wenn einer ihm glaubt, wenn einer das Recht und die Pflicht hat, Gebhard Gorner zu glauben, so bin ich es! Und wenn ich ihm glaube, dann muß ich zu ihm stehen, dann muß ich einstehen für ihn, und sie sollen mich nicht mehr zurückweisen, weil wir einander nichts schuldig geworden sind, wie sie sagen. Wir zahlen keine Schuld, aber ich tue meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, und Gott verdamm mich, wenn ich nicht alles tue, um ihm das Eisen vom Hals und das Zuchthaus von Leib und Seel zu halten. Und wenn er ihm nicht geglaubt hätte, dem Gorner, wenn der Vater von dem Sohn, aus dem der Jähzorn herausgebrochen war wie Feuer, das lange geglostet hat, wirklich in den Tod gestoßen worden war, dann war Vinzenz Herrenrieder trotzdem der Nächste, ihn zu verteidigen. Dann erst recht!

So war er denn ins reine gekommen und Meister geworden über die Last, die ihn gedrückt hatte, seit Sabine seinen Beistand zurückgewiesen. Er ging aufs Landgericht und ersuchte um die Erlaubnis, den Untersuchungsgefangenen zu sprechen.

„Der Mann leugnet, ohne viele Worte, aber unerschütterlich“, sagte der Gerichtspräsident.

„Hat er nach einem Verteidiger verlangt?“

„Nein.“

„So will ich mit ihm reden.“

„Tun Sie's, Herrenrieder, sie stammen ja aus seinem Dorf und kennen die Menschen dort. Sie sind der Nächste dazu. Die Voruntersuchung ist so gut wie abgeschlossen.'

Vinzenz wurde zu dem Gefangenen geführt.

Als er in die Zelle trat, stand Gebhard Gorner langsam auf. Er hatte auf dem Schemel gesessen.

Sie waren allein. Hoch oben, fast an der Decke, drückte sich ein Restchen Sonne durch das kleine Fenster und zeichnete die Schatten der Gitterstäbe an die Wand. Die Sperlinge schrien auf dem Gefängnishof.

„Ich grüß dich, Gebhard", sagte Vinzenz und ging auf ihn zu und streckte ihm langsam, mit der alten ruhigen Bewegung, die Hand hin.

Einen Augenblick zögerte Gebhard Gorner, dann hob er die Hand wie jener, und ein leichtes Zucken, das er rasch verbiß, hob seinen Schnauzbart, als die Hände ineinandergriffen.

„Grüß Gott, Vinzenz!"

Die Stimme war so ruhig und gehalten wie immer.

Vinzenz horchte noch auf den Ton dieser Stimme und kämpfte noch mit dem Anblick des Mannes und der grauen Zelle.

Da fuhr Gebhard fort: „Mir scheint, es ist Wetter zum Heuen."

Und er hob die Augen und prüfte den gelben Schein, der durch die Luke fiel, und das winzige Stück blauen Himmels, das hinter dem Gitter lag, so hatte er vom Riedhof über den See zum Klarenberg hinaufgeblickt, ob die Sonne rund und voll über seinen nackten Grat stieg und der Gutwetterwind vom andern Ufer her den Wasserspiegel in glitzernde Scherben schlug.

„Ja, ein Prachtwetter", erwiderte Herrenrieder erschüttert.

„So werden sie heuen, die Sabine und die Buben", sagte Gebhard, und die Bläue vertiefte sich in seinen Augen.

Betäubend schrien die Sperlinge, als säßen sie mitten im Korn. Jetzt verstummten sie plötzlich. Es wurde so still, daß Vinzenz seine Taschenuhr ticken hörte.

„Gebhard," begann er und bemühte sich, so ruhig zu scheinen wie der Gefangene, „ich komm, um mit dir zu reden. Du mußt wissen, daß du vor die Geschworenen kommst. Das Gericht sagt, der Vater ist nicht an einem Unfall und nicht an einem Hirnschlag gestorben."

„Ja, sie sagen, ich hab ihn unter das Faß gedrückt und ihm den Schädel ans Lager gestoßen, bis ihm das Dach eingebrochen ist über dem Hirn. So lang hab ich ihn gehalten, so lang gewartet, bis der Vater den letzten Schnauf getan hat! Und da ist's zu End gewesen, das Kruzen und Giften, da hat er der Sabine und den Buben das Leben nicht mehr vergönnt und verleidet, mir das Bett nicht mehr gekehrt, keinen Kronentaler mehr zerschlagen und nicht mehr ins Dach gezündelt im Wein!"

Wie ein Brunnen war's aus ihm emporgestiegen, aber das Wasser lief trüb und salzig und gab keinen Trunk.

„Gebhard, so mag die Anklage sagen, aber ich, ich glaub's nicht!"

„Was glaubst du nicht?"

Einen Augenblick flackerte ein unruhiges Licht unter seinen geröteten Lidern.

„Daß du ihn getötet hast, Gebhard!"

Da entgegnete der Gorner eindrücklich und wuchtete dazu die Faust: „Aber die andern glauben's, und wenn sie nicht glauben, daß er ins Grab gestolpert ist und den Schädel zerbrochen hat wie einen Scherben, so müssen sie glauben, daß ich ihn zu Tod gebracht hab!"

„Wir greifen die Expertise an, Gebhard. Der Leichnam ist vier Wochen in der Erde gelegen, und wer sagt denn, daß der neue Befund unfehlbar ist! Er ist gefallen, und der Schädel ist zersprungen, ohne daß es damals entdeckt wurde. Du sagst, er ist aufrecht im Keller gestanden und war betrunken, und der Fall und der Hirnschlag sind eins gewesen. Darauf plädiere ich, wenn's sein muß!"

Gebhard zog die Brauen zusammen. „Du bist zu mir gekommen, Vinzenz. Das dank ich dir. Aber verteidigen tust du mich nicht! Und wenn du mir als Verteidiger vom Gericht gesetzt wirst — ich lehn dich ab. Ich brauch keinen Anwalt, und dich, Vinzenz, dich lehn ich ab."

Zwischen ihnen stand Sabine.

Vinzenz betrachtete ihn, und er sah, daß die Bräune seines Gesichtes sich schon zu lichten begann. An den Schläfen ein grauer Schein im blonden Haar, zwei Furchen auf der Stirn, die waren tief eingepflügt. Aber immer noch die Geschlossenheit des Ausdrucks und die große Ruhe, über der die blauen Augen leuchteten.

„Gebhard, das habt ihr euch zur Regel gemacht. Du und Sabine! Aber wenn ich bislang keine Gegenrede geübt hab, jetzt gilt's reden. Warum sperrst du dich und machst dir's schwer? Weil die Sabine es so will! Und die Sabine, die wütet gegen dich und sich, nur damit keins glauben soll, damit ich nicht glauben soll, sie wollen mir etwas danken und dich mit diesem Dank betrügen. Ist's so, Gebhard?"

„Es ist so."

„Aber du, Gebhard, du weißt jetzt, daß du hier nicht mehr herauskommst, und daß es, wenn die Anklage aufs Ganze geht, einen Prozeß um den Kopf gibt, und du wirst mir das Recht geben, dir beizustehen."

Gebhard Gorner blickte ihn an.

„Ich brauch keinen Beistand. Der Vater ist gestanden und gefallen. Das Dorf ist hinter uns, wie es schon lange hinter uns gewesen ist, und sie sollen's mir beweisen. Wenn ich ihn erwürgt hätt, der Herrgott ist mir gut dafür, ich hätt nur den Finger steif gemacht und ihn angestoßen, und er wäre in den Wein gefallen, tot und hin. Und wenn ich ihn umgebracht hätt? Wen geht's an als mich! Was geht's den Vinzenz an! Er ist ihm nicht im Weg gewesen."

„Gebhard, ohne Advokaten ist es nicht zu machen. Nimmst du einen, der dich nicht kennt und die Sabine nicht kennt und vom Vater redet wie einem Fremden? Ich denk an den Lorenz und den Sabinus, und ich bin der beste Advokat für dich, sonst hätt ich dir schon lang für einen besseren gesorgt."

Da richtete sich Gebhard Gorner noch höher auf.

„Hör und gib Antwort, Vinzenz! Die Sabine hat das Zeugnis verweigert, weil sie meine Frau ist. Und weil die Sabine meine Frau ist, kann auch der Vinzenz Herrenrieder kein Zeugnis reden."

Vinzenz warf alle Bedenken beiseite und antwortete: „Gebhard, also wenn du's jetzt weißt, und du meinst, weil in der Vergangenheit einmal ..."

Da unterbrach ihn Gorner mitten im Satz. „Daß du's weißt, ich hab die Sabine Reitter von deiner Mutter genommen, Vinzenz! Und deine Mutter hat mir erzählt, daß ihr in der Zeit, als ich bei den Soldaten war, den Weg zueinander gefunden habt. Als sie mir das gesagt hat, habe ich's auch so schon gewußt. Schon lang! Aber grad wegen dem hab ich die Sabine nicht fragen können, ob sie mich will, daß sie und niemand denken soll, ich hätt sie um das billiger bekommen."

„Gebhard!"

„Ja! Und da hat deine Mutter, die immer klüger

gewesen ist als die andern, mit der Sabine gesprochen, und ich hab auf dem Hof gestanden, und es ist Abend gewesen, und die Sabine ist gekommen und ist stehengeblieben bei mir, und da hab ich gewußt, daß sie frei zu mir kommt, frei von dir. Und darum, Gott verdamm mich, wenn ich dich zum Advokaten nehm!"

Es war so still geworden, daß sie ihre Atemzüge hörten.

Auf einmal drückte Vinzenz die Augen zusammen, in denen ihm ein heißer Tropfen brannte, dann trat er dicht zu ihm hin und blickte ihn ehrlich und voll Achtung an und sagte: „Gibst mir jetzt, da du's gesagt hast, was du schon von je gewußt hast, noch die Hand, um die ich dich bitte?"

Und Gebhard Gorner faßte langsam die ausgestreckte Hand und erwiderte schlicht: „Du hast sie mir auch gegeben hier in dem Loch!"

Als Vinzenz Herrenrieder das Gefängnis verließ, wußte er, daß es dabei nicht bleiben durfte. Jetzt erst recht nicht! Aber es war alles in ihm so untereinandergeworfen, daß er in den Tag hineinging, als wäre es sein eigener Halsprozeß, der zur Entscheidung stand.

(Fortsetzung folgt.)

Verkehrsverhältnisse nach und in unserer neuen Kongokolonie.

Von Hans Herlyn. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Bisher hatten die Belgier und Franzosen den Verkehr auf dem mittleren Kongo fast allein in Händen, und selten nur sah man auf diesem riesigen Strom und großartigen Naturweg einen Dampfer die deutsche Flagge führen; im Herbst vorigen Jahres war es nur die „Bumba" der „Gesellschaft Süd-Kamerun", die den Personen- und Güterverkehr vom Stanley Pool aus nach Molundu, der südöstlichsten deutschen Regierungstation von Kamerun, vermittelte. Durch unsern neuen Gebietzuwachs wird sich das Bild aber wohl bald verschieben, denn bei der günstigen Lage eines großen Teils dieser neuen Kolonie am Sanga und Ubangi, die beide mit Dampfern von nicht großem Tiefgang befahren werden können, werden sich sicherlich neue Unternehmungen mit deutschem Kapital dort festsetzen, es muß sich nur erst finden, wie sich die Regierung mit den bestehenden französischen Konzessionsgesellschaften, die den größten Teil des Landes bearbeiten, und deren Verträge noch etwa 20 Jahre laufen, auseinandersetzen wird.

Das ganze Gebiet liegt, mit Ausnahme des südlichsten Teils des Kongozipfels, nördlich vom Aequator und gehört nicht allein zum Stromgebiet des Kongo, sondern auch zu dem des Niger-Benuë und dem des Schari-Logone. Die im westlichsten Teil fließenden kleinen Flüsse, die direkt in den Ozean münden, sind für den Verkehr ohne größere Bedeutung.

Auf dem Benuë können, wenigstens bei normalem Wasserstand, die Flußdampfer bis nach Garua im alten Kamerungebiet hinaufkommen; für Kanus ist jedoch der Fluß bis in das neue Gebiet hinein schiffbar, was bei dem oft recht fühlbaren Mangel an Trägern von hohem Wert ist. Sollte die französische Regierung die im Abkommen vom 4. November 1902 vorgesehene Bahn zwischen dem Benuë und Logone wirklich einmal bauen, so würden auch unsere wirtschaftlichen Interessen dadurch bedeutend gefördert werden.

Dadurch, daß auch der Logone an der Nordostgrenze des neuen Gebiets bis an den Tschadsee hinab schiffbar ist, hat dieses entfernte Gelände eine bequeme Verkehrstraße. Ob der für die französischen Regierungskarawanen freizugebende Weg durch deutsches Gebiet vom Benuë nach dem Logone von dem Dorf Bebene in Kamerun quer durch den nördlichen Teil der neuen Erwerbung nach Lai im Congo-français führen wird, wie zu erwarten ist, kann erst die bald einsetzende Grenzregulierungskommission festlegen; zu wünschen wäre es, da Handel und Verkehr hierdurch sicherlich einen Aufschwung nehmen würden. Eine Entfremdung der Eingeborenen von ihrer landwirtschaftlichen Beschäftigung oder ihrem sonstigen Gewerbe durch Heranziehung zu Trägerdiensten wäre gerade hier oben, wo an sich schon keine dichte Bevölkerung herrscht, bedauerlich, und schon deshalb wäre der Bau guter Straßen oder einer Bahn sehr erwünscht. Eine der wichtigsten Handelstraßen zwischen dem Niger- und Kongobecken ist nun fast ganz in unser Gebiet gekommen; es ist die alte Route von Yola im englischen Nigerien über Ngaundere, Gaza nach Banja. Der etwa auf dem 4. Breitengrad liegende Ubangizipfel wird seinen Hauptverkehr über den Ubangi und den ebenfalls schiffbaren Bodingue leiten, während für das westlicher gelegene Gebiet eine Straße nach der Kamerunküste in Frage käme, etwa im Anschluß an die Route von Dume nach dem Njong, von wo aus dann die Bahn nach Edea und Duala die Träger ablösen würde. Eine Fortsetzung der Bahn über Widimenge am Njong



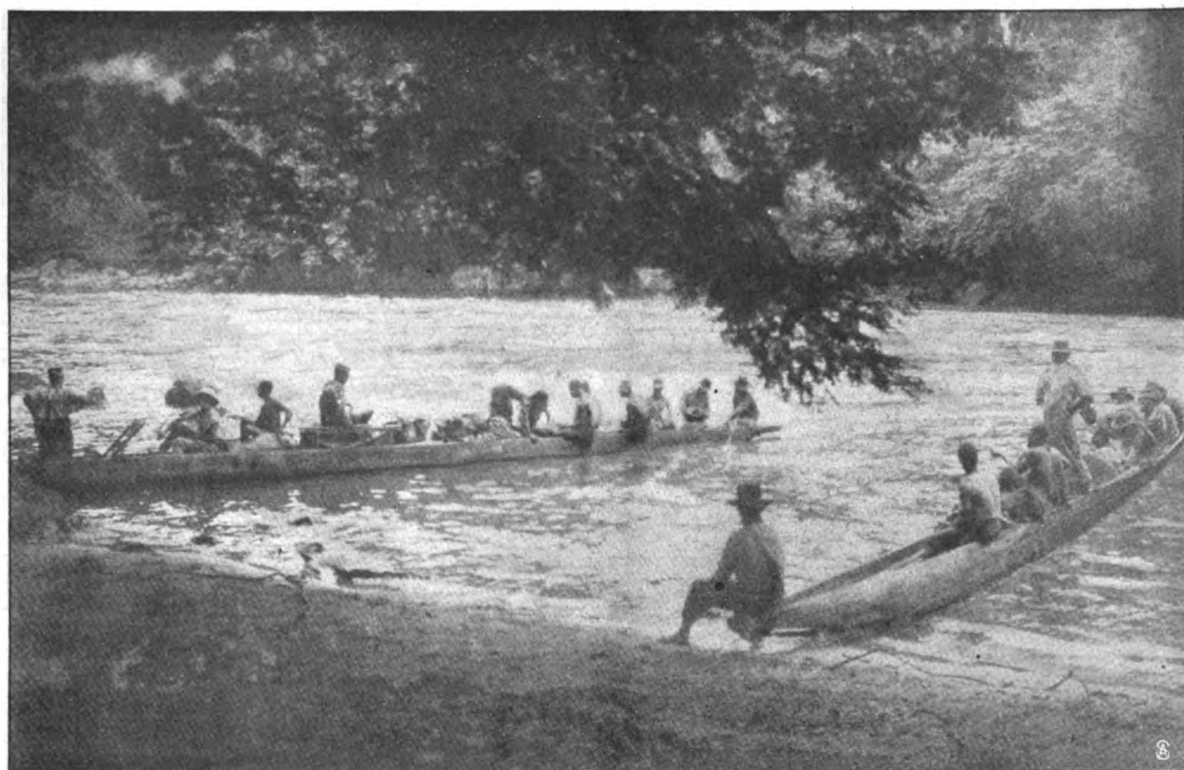
Gut angelegte Urwaldbrücke über den Lupi.



Der Dschah gegenüber der Station Molundu. Die Sandbank im Vordergrund war französisch.

hinaus würde diesem Teil besonders zugute kommen. — Für das östlich von Spanisch-Guinea liegende Gebiet werden wir uns wohl neue Verbindungen von Kamerun aus suchen müssen, um von französischen und spanischen Wegen unabhängig zu sein.

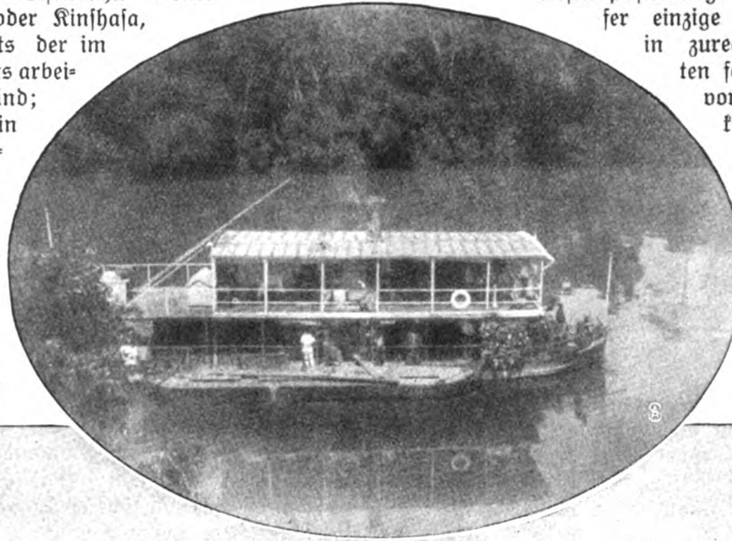
Der ganze Süden des neuen Gebiets gehört in das riesige Stromgebiet des Kongo und reicht mit seinem südlichsten Zipfel bis an diesen Fluß selbst heran. Bis zu diesem Punkt können selbst große Dampfer von mehr als 200 Tonnen Ladefähigkeit hinauffahren. Als Ausgangspunkt der Schiffahrt auf dem mittleren Kongo ist der Stanley-Pool, eine riesige seenartige Verbreiterung (210 Quadratkilometer) des Stromes, anzusehen. Von hier bis etwa hundert Kilometer oberhalb der Mündung des Stromes in den Ozean ist aller Verkehr auf ihm unmöglich, denn die riesigen Livingstonefälle hindern jedes weitere Vordringen. Um dieses Hindernis zu umgehen, wurde die Kongoeisenbahn von einer Privatgesellschaft durch belgisches Gebiet von Leopoldsville am Pool bis nach Matadi gebaut, bis wohinauf die großen Ozeandampfer gelangen können. Neben einer französischen Postdampferlinie laufen Matadi auch die bis zu 7000 Tonnen großen Dampfer der „Compagnie Belge Maritime du



Große Lastenkanus.

Congo" an, die besonders als Passagierdampfer für alle belgischen Beamten in Frage kommen und auch von der belgischen Regierung eine Unterstützung erhalten. Seit einigen Jahren hat sich auch die Woermannlinie entschlossen, mit ihren Dampfern den Verkehr mit dem Kongo zu eröffnen.

Der größte Teil der in Matadi ausgeladenen Güter geht nun mit der Eisenbahn weiter nach Leopoldsville oder Kinshasa, wo die großen Depots der im Innern des Kongostaats arbeitenden Gesellschaften sind; auch die G. S. K. hat in Kinshasa bei der belgischen Speditionsgesellschaft „Citas" ihr Lager. An der ganzen, 398 Kilometer langen Bahnstrecke gibt es nur einen größeren Ort: Thysville, das hoch oben im Gebirge liegt; sonst fährt man fast nur durch unkultiviertes Land, in dem, wohl meist erst durch den Bahnbau entstanden, wenige Dörfer liegen. Der weitblickende König Leopold sah den ungeheuren Wert dieser Verbindung ein und machte durch diese und eine zweite 127 Kilometer lange Umgehungsbahn von Stanleyville—Pouthierville am oberen Kongo diesen Strom zu einer Verkehrsader von 1600 Kilometer Länge. Da aber auch fast alle großen Nebenflüsse des Kongo weite Strecken schiffbar sind, hat dieser Bau ein ganz enormes Hinterland erschlossen und dem früher schwerfälligen Handel eine schnelle Absatzmöglichkeit gegeben. Am Stanley-Pool werden nun die Waren von den Dampfern der belgischen Regierung oder denen der kaufmännischen Gesellschaften und Transportfirmen abgeholt und bis nach Kamerun im Norden und in die Nähe des Tanganjika-Sees im Osten gebracht. Eine bedeutende Erleichterung des Verkehrs stellen die Holzposten dar, die am Kongo und den großen Nebenflüssen errichtet sind und unter Staatsaufsicht stehen. Auf diesen Posten liegt das für die Flußdampfer einzige Brennmaterial, Holz, in zurechtgeschlagenen Scheiten fertig und wird an die vorbeifahrenden Schiffe verkauft. Das Fahrwasser des Kongo ist schon mehrfach aufgenommen worden, und es gibt von ihm eine recht gute Karte, so daß dem Verkehr keine Hindernisse mehr entgegenstehen. Gefährlicher wird die Fahrt aber au dem Sanga, der bei Mosaka, das französisch geblieben ist, in den Kongo mündet. Der Fluß ist voller Untiefen und Sandbänke, auf die die Dampfer leicht auffahren können, was in der Trockenheit auch häufig geschieht; da die meisten Flußdampfer aber unten flach gebaut sind, schaden ihnen diese seichten Stellen wenig; Havarie erleiden sie mehr durch die hin und wieder im Flußbett liegenden Steinbarren.





Landungsbrücken und Eisenbahnschuppen bei Matadi. Oberes Bild: **Der Dampfer „Bumba" der „Gesellschaft Süd-Kamerun".**

Die deutschen Dampfer hatten bisher ihre Ladung in Brazzaville, am französischen Ufer des Pool, noch einmal an Land zu setzen und blombieren zu lassen, um einen Schmuggel in den Congo-français, durch den die Reise auf dem Sanga ging, un-

möglich zu machen. In Quesse, der letzten französischen Station, wurde dann nochmals die ganze Ladung ausgeschifft und mit dem Protokoll von Brazzaville verglichen. Da nun aber der Sanga deutsch geworden ist, wird dieser Aufenthalt wohl wegfallen, zugleich damit auch die für jede Plombe zu zahlende Gebühr von 15 Centimes. Als Beförderungsmittel im Innern des Landes werden nur Träger zu verwenden sein, die die Lasten von 25—30 Kilogramm von Faktorei zu Faktorei zu tragen haben. Bei den meist recht schlechten Wegen, den oft nicht überbrückten Flüssen und Bächen ist selbst an einen Verkehr mit der Karre nicht zu denken. Die Einbürgerung von Maultieren und Eseln ist leider für den größten Teil des Gebiets als unmöglich anzusehen, da die Tsetsefliege (glossina morsitans) auch die Tiere durch ihren Stich mit einer meist tödlich verlaufenden Krankheit infiziert. Wo kleinere Flüsse den Warentransport mit dem Kanu erlauben, ist diese Art der Beförderung immer am billigsten; selbst starke Strömungen und gefährliche Schnellen werden von den als Ruderern sehr beliebten Bangalas aus dem belgischen Kongostaat ohne Umladung befahren. Als Kanu dient ein starker Einbaum, der von etwa 10 Männern, die in ihm stehen, mit meistens schmalschaufligen Rudern vorwärts getrieben wird. Stromab haben die Leute besonders scharf darauf zu passen, daß das oft äußerst schnell dahinschießende Boot nicht auf einen im Wasser liegenden Stein stößt. Die Bangala, die als Arbeiter und besonders als Ruderer bis weit über die Grenzen ihres Landes hinauskommen, haben ihre Sprache über ein großes Gebiet als Verkehrsprache eingeführt. Selbst in Kamerun kann man sich von Molundu bis nach Lonie hin überall mit den Eingeborenen in dieser Sprache verständigen, am Dschah und Sanga hört man sie wie am Kongo bis nach der Mündung hinunter. Im nördlichen Teil des neuen Gebiets ist die Handelsprache, das Haussa, das vom Sudan her weite Ausdehnung gefunden hat, am meisten verbreitet, während an der Küste gelegene Gebiete von dem furchtbar verstümmelten Englisch der Cru- und Weyleute erobert sind.



Warenlasten, fertig für den Transport.

Besondere Postwege gibt es nicht; die Briefe und Pakete müssen auf den gleichen Routen wie die Personen und Waren befördert werden. Die große französische Telegraphenlinie, deren Mitbenutzung den Deutschen zugesichert ist, reicht von Loango bis Fort de Possel am Ubangi und führt von Brazzaville an immer am Kongo und später am Ubangi entlang; sie schneidet die äußerste Ecke des Kongozipfels bei Bonga am Sanga, so daß wenigstens eine Telegraphenstation auf deutschem Gebiet errichtet werden kann.

Um auf die vielseitigen Aenderungen der Verkehrsverhältnisse, die durch die eventuell einmal zu bauenden großen transafrikanischen Eisenbahnen hervorgerufen werden, einzugehen, fehlt es an dieser Stelle an Platz, soll aber noch später berücksichtigt werden. Hinweisen möchte ich nur noch darauf, daß eine Bahnlinie von West- nach der Ostküste ihren natürlichen Anfangspunkt in Duala hat.

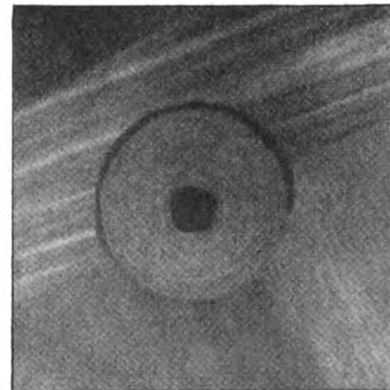
Von der guten Mutter.

Von Prof. R. von Lendenfeld. — Hierzu 10 Abb.



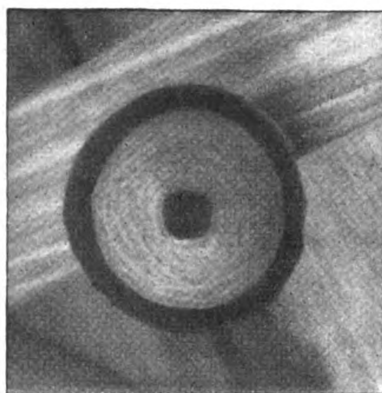
1. Ueberwintertes Weibchen. (Seitenansicht).

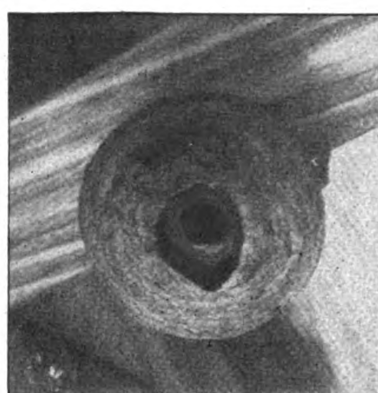
Von ihrem Vorleben weiß ich nichts, aber ich denke mir, daß sie vergangenen Herbst im jugendlichen Alter von einigen Wochen Hochzeit gehalten und den Winter unter einem Stein oder in einem anderen Versteck zugebracht haben wird. Mitte Mai machte meine kleine Tochter ihre Bekanntschaft, und sie stellte sie (Abbildung 1) dann auch mir vor. Das war am 17. Damals war sie mit dem Bau eines Hauses für ihre Kinder beschäftigt. Ich photographierte dieses mit Hilfe des Reflexionsprismas von unten in natürlicher Größe (Abbildung 2) am selben Tag. Zu dieser Zeit hatte es eine lampionähnliche, dick eiförmige, fast kugelige Gestalt. Die Außenwand hatte das Aussehen groben Papiers von aschgrauer Farbe. Das Haus war mittels eines kurzen Stieles an die Unterseite des Daches unseres Gartenhäuschens befestigt und hatte, wie auf der Photographie



2. Das im Bau begriffene Nest am 17. Mai. Ansicht von unten.

deutlich zu sehen ist, unten ein großes Loch. — Um den Kindern, die dieses Haus bewohnen sollten, besseren Schutz gegen die Kälte der Nächte zu bieten, hatte die angehende Mutter damals schon den Bau einer zweiten, ähnlichen, aber größeren Hülle begonnen. Diese war oben am Stiel der ersten befestigt, ihr parallel und ein paar Millimeter von ihr entfernt. Am 17. (Abb. 2) war sie so weit gebaut, daß bei der Betrachtung von unten ihr Rand ein wenig über die erste Hülle vorschaute. — Sich eingehender mit mir und meiner Tochter zu befassen, hatte die brave Mutter keine Zeit, was uns ganz recht war. Unabläßig sammelte sie kleine Holzsplitter, brachte diese zum Bau und klebte sie mittels eines Sekretes, das sie absonderte, kunstgerecht an den Rand der äußeren Hülle an. Die letztere wuchs zusehends; am 23. (Abb. 3) hatte ihr Rand den Aequator der ersten Hülle schon überschritten, und am 25. war sie fertig und bildete nun eine die erste einschließende Hülle, mit einem Loch unten, das etwas größer als das Loch der ersten Hülle war.


3. Das im Bau begriffene Nest am 23. Mai. Ansicht von unten.


4. Das im Bau begriffene Nest am 27. Mai. Ansicht von unten.

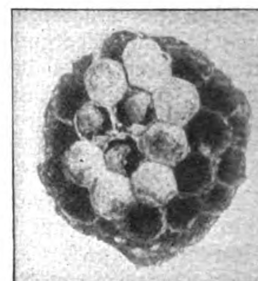

6. Drei Puppen verschiedenen Alters.

Es wurde dann mit dem Bau einer dritten ähnlichen, aber noch größeren Hülle begonnen, die am 27. (Abb. 4) so weit gebaut war, daß ihr Rand an einer Seite ein wenig über die zweite vorschaute. Weiter führte die fleißige Baumeisterin den Bau dieser dritten Hülle nicht. Schon vorher hatte sie sich öfter im Innern des Hauses zu schaffen gemacht, und nachdem die letzte Hülle so weit war, hielt sie sich gar nicht mehr draußen auf und schlüpfte, sowie sie nach Hause kam, gleich in das untere Loch, das Tor des Hauses, hinein. Was sie darin eigentlich machte, konnte man von außen nicht sehen, ihr fortdauernder Fleiß und die Energie ihrer Bewegungen ließen jedoch darauf schließen, daß es etwas Wichtiges war. — Am 16. Juni löste ich den Bau von dem Gartenhausdach, worin er hing, ab, durchschnitt die Hüllen und fand im Innern eine kleine, polsterförmige, wagerecht ausgebreitete Wabe mit senkrechten Zellen (Abb. 5), die an einer nach unten gerichteten, in die innere Hülle hineinragenden Fortsetzung des oben erwähnten Stieles befestigt war. Die am Rand befindlichen Zellen waren klein. Gegen die Mitte zu nahmen sie an Größe zu. In jeder der kleinen äußeren Zellen lag ein kleines Ei, in den weiter innen gelegenen Larven (Abb. 7).


8. Arbeiterin.


10. Weibchen.

Während diese äußeren Zellen mit den Eiern und Larven offen standen, waren, wie die Photographie zeigt, die mittleren zehn mit Deckeln versehen. Bei sieben von ihnen war der Deckel unverletzt, und es fand sich in einer jeden dieser Zellen eine Puppe (Abb. 6). Die Deckel der drei innersten Zellen waren zerrissen; aus diesen Zellen waren die Jungen offenbar schon ausgeflogen. — Die Jungen (Abbildung 8) gleichen der Mutter (Abb. 1) nicht vollkommen. Sie sind zwar auch Weibchen, leben aber nicht so lange wie die Mutter und vermehren sich nur parthenogenetisch. Man nennt sie Arbeiter.


5. Die Wabe im Innern des Nestes am 16. Juni.

Hätte ich den Bau nicht abgenommen, um zu sehen, was darin ist, so hätten diese Arbeiter daran weiter gebaut, außen neue Papierhüllen darüber gelegt, die inneren Hüllen abgetragen und den hierbei im Innern verfügbar gewordenen Raum zur Vergrößerung der Wabe und zur Anlage neuer Zellen verwendet. In den neu hergestellten Zellen am Rand der Wabe sowie auch in den mittleren, durch das Ausschlüpfen der Jungen freigewordenen Zellen hätten die Arbeiter ihre (unbefruchteten) Eier abgelegt, und diese hätten sich hier zu Larven, Puppen und ausgebildeten Arbeitern entwickelt. Jederzeit hätte man ringförmige Zonen gleichalter Entwicklungstadien in der Wabe gefunden. Dies wäre unter günstigen Umständen bis zum Herbst fortgegangen, und es hätte bis dahin das Nest eine bedeutende Größe erlangt. Dann wären aus den Larven nicht mehr Arbeiter, sondern Männchen (Abb. 9) und Weibchen (Abb. 10) entstanden. Die hätten miteinander oder mit andern, aus andern Nestern zur selben Zeit hervorgegangenen Weibchen und Männchen Hochzeit gemacht; die noch übrigen Arbeiter und Männchen wären abgestorben, die Weibchen aber hätten sich in passende Verstecke zurückgezogen, um im nächsten Frühling neue Kolonien zu gründen und wieder Arbeiter zu erzeugen, die die von ihnen begonnenen Bauten weitergeführt und vollendet hätten.


7. Vier Larven verschiedenen Alters.


9. Männchen.

Bilder aus aller Welt.



Paul Matting,
Charlottenburg, wurde zum Oberbürgermeister von Breslau gewählt.

Paul Matting, der bisherige Zweite Bürgermeister von Charlottenburg, ein besonders auf dem Gebiet der städtischen Finanzen und der Schulverwaltung bewährter Kommunalpolitiker, wurde zum Oberbürgermeister von Breslau gewählt.

Einer unserer bewährtesten Deutsch-Afrikaner, der frühere stellvertretende Gouverneur von Kamerun Th. Steinhausen, wurde zum Vortragenden Rat im Reichskolonialamt und zum Geheim. Regierungsrat ernannt.



Phot. A. Wertheim.

Th. Steinhausen,
früher stellvertr. Gouverneur v. Kamerun, wurde zum Geh. Regierungsrat ernannt.



Phot. Schröder.

Von der Gründungsversammlung der „Deutschen Freien Architektenschaft" in Hannover.
Von links: Rohr, Worms. Stern, Hannover. Kröger, Hannover. Herrling, Hannover. Henrich, Nürnberg.



Phot. Schneider.

Eduard Straßburger †
Direktor des Botanischen Instituts in Bonn.



Julius Köckert,
München, bekannter Historien- und Genremaler, wurde 85 Jahre.

In der ersten Saison der Berliner Kurfürstenoper hat die Sängerin Tania Dumiroff große Er-

Der Direktor des Botanischen Instituts der Universität Bonn Prof. Eduard Straßburger, Doktor dreier Fakultäten, ist vor kurzem im Alter von 68 Jahren verschieden.

Am 5. Juni vollendete der Münchner Historien- und Genremaler Julius Köckert das 85. Lebensjahr. Der greise Künstler hat schon unter König Maximilian II. mehrere öffentliche Gebäude Münchens mit historischen Gemälden geziert. Bekannt sind seine Bilder aus dem oberbayrischen Volksleben.

In Hannover fand kürzlich die Gründungsversammlung der „Deutschen Freien Architektenschaft" statt, der studierende und im Beruf tätige Architekten aus allen Teilen des Reiches beiwohnten.

Fräulein Charlotte Uhr, die bisherige Primadonna des Königsberger Stadttheaters, die vom Herbst 1912 bis 1915 am Stadttheater in Frankfurt a.M. wirken wird, wurde der Dresdener Hofoper verpflichtet, der sie vom Herbst 1915 ab als Mitglied angehören wird.



Phot. Riby.

Frl. Charlotte Uhr,
Königsberg, wurde der Dresdner Hofoper verpflichtet.



Phot. Hayn Nachflg.

Frl. Tania Dumiroff
von der Berliner Kurfürstenoper, als Marie in „Die verkaufte Braut".

folge gehabt. Besonders in Smetanas „Die verkaufte Braut“ gefiel sie sehr.

Dem langjährigen Leiter der Erziehungsanstalt in Keilhau bei Rudolstadt Professor Dr. Johannes Barop wurde von seinen einstigen Schülern in der Anstalt ein Gedenkstein gesetzt, den der Bildhauer Hans Zeissig in Leipzig mit einem Reliefporträt geschmückt hat.

In Rußland sind die Margueritentage nicht seltener als bei uns. Eine gelungene Veranstaltung dieser Art fand kürzlich in Rjäsan zugunsten der Lungenheilstätten statt.

Frl. Lisa Braunhoff, eine junge Künstlerin des Kölner Stadttheaters, geht im Herbst an das Hoftheater nach Gera und kommt dann im Jahr 1915 an das Königliche Schauspielhaus in Berlin.

Direktor Viktor Palfi, der bekannte Leiter renommierter Operettentheater, übernimmt die Leitung der Berliner Kurfürstenoper, die unter seiner Direktion wohl auch ein Operettentheater werden dürfte.



Enthüllung des Barop-Denkmals im Garten der Erziehungsanstalt Keilhau i. Th.



Vom Margueritentag in Rjäsan.
Baronin von Kruedener und Herr von Korez.



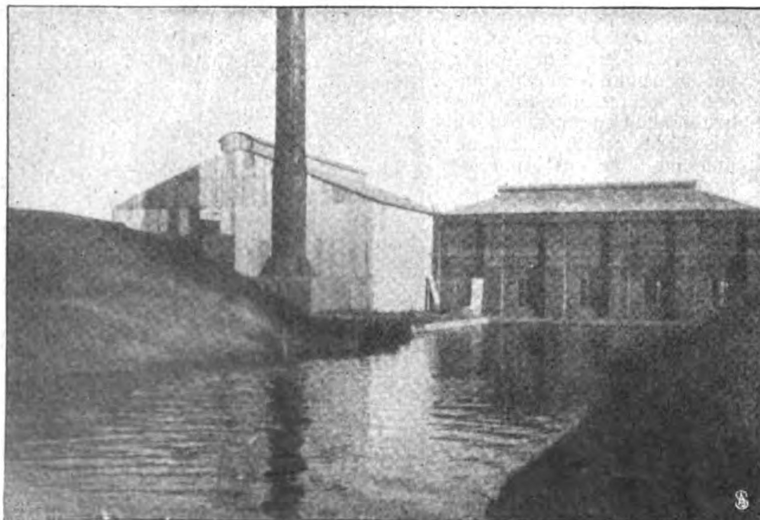
Phot. Blum-Höffert.

Frl. Lisa Braunhoff
vom Stadttheater in Köln, wurde an das Hoftheater nach Gera engagiert.



Atelier Rembrandt.

Direktor Viktor Palfi, Berlin.
übernimmt die Leitung der Kurfürstenoper.



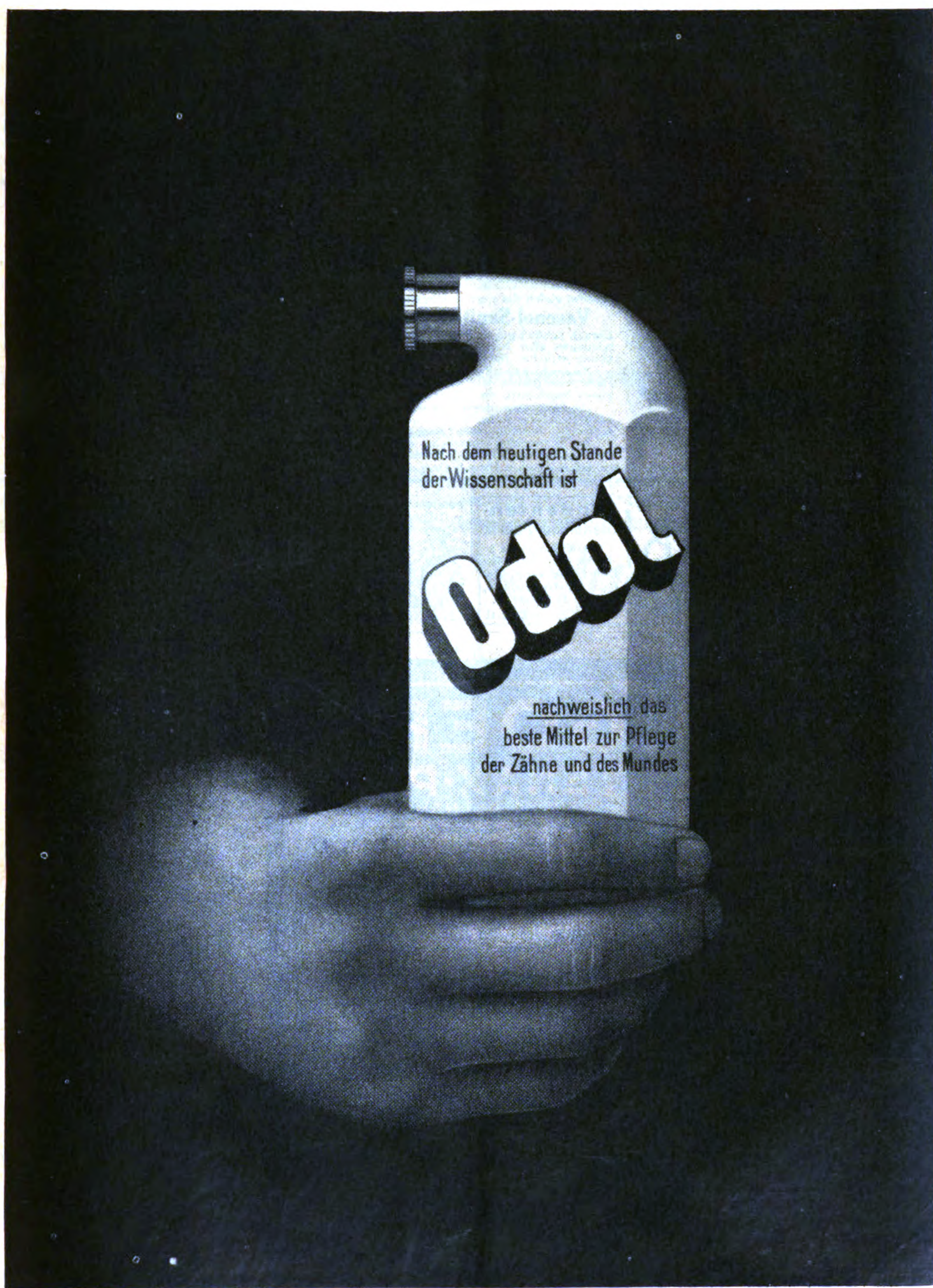
Zum Artikel: Bewässerungsanlagen im Sudan.

Näheres in der anliegenden Nummer 25 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nummer 25 der „Export-Woche“.

Wirtschaft und Kapital. — Das deutsche Geschwader in Hampton Roads. — Sulzer Bewässerungsanlagen im Sudan. — Gründung des Verbandes deutscher Qualitäts-Fabrikanten. — Die deutsche Leuchtgasindustrie. — Neue Erfolge der deutschen Industrie in Argentinien. — Handel und Verkehr. — Tropenhygiene. — „Technische Woche“. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieur-Wissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.


Nach dem heutigen Stande
der Wissenschaft ist
Odol
nachweislich das
beste Mittel zur Pflege
der Zähne und des Mundes

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Bresnitz von Sydacoff: „Vom habsburgischen Kaiserhof“. Österreichs Gegenwart und Zukunft. 280 S. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger.

A. Oskar Klaußmann: „Oberschlesien vor 55 Jahren, und wie ich es wiederfand“. 339 S. Geh. 4 M., geb. 5 M. Berlin, Breslau, Kattowitz, Leipzig, Phönix-Verlag.

Aug. Ludwig: „Reisegeleit zur Reisezeit!“ Ein reizend Reisebüchlein aus dem Poetenränzel. 31 S. 50 Pf. Leipzig, Deutscher Liederverlag (F. Hofmeister).

Ludwig Ganghofer: „Hubertusland“. 198 S. 2 M. — Emmy Seidel: „Doktor Landt“. Roman. 118 S. 2 M. — Heinrich Hansjakob: „Allerseelentage“. Erinnerungen. 493 S. 4.80 M. Sämtlich bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen.

Irma von Höfer: „Friedls Liebesmelodie“. Roman. 385 S. Dresden und Leipzig 1912. Verlag von Karl Reißner.

Verschiedene Mitteilungen.

— Die Gefahr einer Sommerreise. Jeder Leser wird sich fragen, inwiefern eine Sommerreise eine Gefahr in sich bergen kann. Trotzdem ist die Gefahr nicht gering. Wie oft, man kann sagen

täglich, liest man in den Zeitungen die kurze Meldung: „Während sich die Familie X auf der Sommerreise befand, statteten Einbrecher der Wohnung einen Besuch ab und machten reiche Beute." — Da derartige Einbrüche aber fast ausschließlich erst nach der Rückkehr gemerkt werden, ist es meistens ausgeschlossen, die gestohlenen Sachen wieder zu bekommen. Manch altes, wertvolles Familienstück findet so seinen Weg zum Trödler auf Nimmerwiedersehn. Daß aber die Betroffenen den Einbrechern sozusagen beim Einbruch behilflich sind, erscheint zwar auf den ersten Blick als eine gewagte Behauptung, besteht aber zu Recht. Ehe ein Einbrecher zu Werke geht, kundschaftet er die örtlichen Verhältnisse aus und sieht sich besonders das Schloß der Eingangstür an. Auf den ersten Blick weiß er, wie er zu Werke gehen muß, denn sein „Beruf" bedingt, daß er auf diesem Gebiet Spezialist ist. Die sogenannten Sicherheitsschlösser, auf die sich das große Publikum verläßt, entlocken ihm nur ein mitleidiges Lächeln. Der Laie vermag diese Schlösser wohl nicht zu öffnen, für den Einbrecher aber, der mit Dietrichen und Nachschlüsseln ausgerüstet ist, ist es ein Kinderspiel, die Schlösser leicht und geräuschlos zu öffnen. Der ahnungslose Besitzer des sogenannten Sicherheitsschlosses weiß nicht, daß es eine Unzahl Schlösser gibt, die den gleichen Schlüssel haben, den er besitzt. Er wähnt sich sicher, während es vielleicht im selben Haus, gewiß aber in der nämlichen Straße ein Schloß oder mehrere gibt, das dieselbe Schließung besitzt. Ohne es zu ahnen, erleichtert er also dem Einbrecher seine Arbeit. Das Bild ändert sich jedoch mit einem Schlag, sobald der Einbrecher seinen ärgsten Feind an der Tür erblickt — das Yale Schloß. Nur der Neuling der Einbrecherzunft wird es versuchen, sich daran zu vergreifen; sein erfahrener Kollege jedoch spart sich alle Mühe, denn er weiß, daß Nachschlüssel und Dietriche und das sonstige Diebeswerkzeug hier versagen. Das Yale Schloß besitzt eine nahezu unbegrenzte Anzahl von Veränderungen, und ist es ausgeschlossen, daß man Schlösser mit gleichen Schlüsseln vorfindet; es sei denn auf Spezialbestellung. Hieraus ist ersichtlich, daß mit Nachschlüsseln bei dem Yale Schloß nichts zu erreichen ist. Die sinnreiche Konstruktion der Yale Schlösser aber verhindert, daß Dietriche oder dergleichen

eingeführt werden können, also auch in dieser Beziehung gewähren sie den denkbar besten Schutz. Berücksichtigt man, daß der Schlüssel des Yale Schlosses klein ist und nur 10 Gramm wiegt, so kann man verstehen, daß Yale Schlösser sich immer mehr einbürgern und überzeugte Anhänger gewinnen. Im eigensten Interesse wende man sich an die Firma Yale & Towne, Ltd., Hamburg 14, und erbitte sich Prospekte, die bereitwilligst kostenlos zugesandt werden.

— Was ist und wie wirkt Riba? Wenn man die Aufgabe hat, aufmerksamen Auges alle Nährpräparate zu verfolgen, die jahraus, jahrein auf den Markt kommen, so wird man bei der Fülle der Gesichte bald zu der Ueberzeugung kommen, daß weniger mehr gewesen wäre. Nur wenige Präparate halten auf die Dauer der Kritik stand, weil sich die inneren Eigenschaften dieser Präparate für einen Teil der leidenden Menschen als unentbehrlich herausstellen; insbesondere gilt dies von den stark Eiweiß enthaltenden Präparaten. Die Ribapräparate stellen entschieden ein Novum vor; sie verdanken ihre Entstehung dem Fisch. Gerade in unsern Tagen erreicht die Würdigung der Fischnahrung ihren Höhepunkt. Als Ersatz für das Eiweiß bildende Fleisch erobert sich die

Fischkost Gebiete, die ihr bislang verschlossen waren. Fischkost wird zum Volksnahrungsmittel ersten Ranges; aus diesem Grund ist es verständlich, daß ein Präparat, aus frischen Seefischen hergestellt und den vielen Eiweißgehalt des Fisches in konzentrierter Form enthaltend, alle Aussicht hat, die kräftigste Verbreitung zu finden. Die Ribapräparate sind von Autoritäten ersten Ranges, wie Professor Dr. von Noorden (Wien), Professor Salkowski (Berlin), Professor Albu (Berlin), analysiert und als hochstehende Eiweißpräparate erkannt worden. Besserung des Allgemeinbefindens, Hebung des ganzen Kräftezustandes, Abnahme nervöser Beschwerden, Gewichtszunahme — alles dies sind Etappen auf dem siegreichen Weg, den die Ribapräparate durchlaufen. Dazu gesellt sich Appetitsteigerung, besonders bei Blutarmen und Frauen, die unter Blutverlust gelitten haben, körperliche und geistige Frische; selbst die Einverleibung hoher Dosen ging glatt vonstatten. Bei Wöchnerinnen mit mangelhafter Milchsekretion vermehrt sich diese; für schwächliche, blutleere, rachitische Kinder, bei Skrofulose, Zahnkrankheiten der Kinder erwiesen sich die Ribapräparate von dauerndem Nutzen. Als reines Eiweißpräparat leistet Riba auch bei der Zuckerkrankheit sehr Gutes und ist bei dem Einerlei der Nah-

rung der Zuckerkranken ein willkommenes Abwechslungsmittel. Aerzte und Sportleute stimmen überein in dem Lob der Riba-präparate, die als Riba, als Riba-Malz, als Riba-Schokolade in die Hände des Publikums kommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Riba auch über die Grenzen Deutschlands hinaus seinen Siegeszug antreten wird. Dr. med. H. E.

— Die Stadt Karlsruhe hatte kürzlich die Mitglieder des badischen Landtags, die Minister und andere Regierungsbeamte sowie Vertreter der Presse geladen, um diesen Gästen einen wenn auch nur flüchtigen Ueberblick über die neue Entwicklung der Stadt zu geben. Auch der Parfümerie- und Toilettenseifenfabrik F. Wolff & Sohn wurde ein Besuch abgestattet. Man konnte die Herstellung der verschiedenen Seifenarten in den einzelnen Stadien beobachten, tat einen Blick in die Siederei, in den Destillationsraum, in das Laboratorium, die Verpackungsräume, die Parfümeriesäle, den Puderfüllraum, Druckerei, Setzerei, Prägerei, Packerei und Exportraum. Sämtliche Teilnehmer erhielten den Eindruck, eines der größten Unternehmen der Branche in Augenschein genommen zu haben. Die Fabrikate der Firma F. Wolff & Sohn genießen einen Weltruf, so daß sich eine Aufzählung erübrigt.

— Eine ganz besondere Glanzleistung vollbrachte ein 5/11-PS-„Adler-Wagen“ bei der Sternfahrt des Automobilklubs „Niedersachsen“, indem er nicht nur alle Bedingungen ohne jeden Strafpunkt erfüllte, sondern noch weit über diese hinausging und eine







545 Kilometer lange Strecke bei enorm schlechten Wegeverhältnissen und schwierigem Terrain mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 41,5 Kilometer pro Stunde zurücklegte und damit sowohl Sieger in seiner wie auch in den gesamten Klassen wurde. Die meisten andern Wagen erzielten nicht annähernd die Leistungen des „Adler“, den Herr Schmoldt (Bremen) steuerte. Wiederum ein Beweis für die Ueberlegenheit der „Adler-Wagen“, die sich von jeher durch größte Schnelligkeit, absolute Betriebssicherheit ausgezeichnet und bei zahllosen Wettbewerben und in jedem Terrain glänzend bewährt haben.

— Eine Badereise mit Kindern soll nicht nur für diese, sondern auch für die Mutter eine Erholung sein. Trotzdem müssen die Kinder zu ihrem Recht kommen, besonders die kleinsten bedürfen der gleichen pünktlichen Wartung und Pflege und der gleichen sorgfältigen Ernährung wie daheim. Ein Nahrungsmittel, das die Vorzüge einer leichten Zubereitung und langen Haltbarkeit mit denen der Nahrhaftigkeit und leichten Verdaulichkeit vereint, ist „Kufeke“, und es ist deshalb für solche Fälle nur bestens zu empfehlen.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36-41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 19, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 7, **Nürnberg**, Königstraße 3, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstraße 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den grösseren deutschen Städten, ferner in Wien und Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Eilsen **b. Bückeburg.** Stärkstes Schwefel- und Schlammbad gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Terrain-Luftkur im Auetal. Waldreiche Höhen. Saison bis 15. September. Forellen-Fischerei. Prosp. frei durch die **Verwaltung.**

Bad Oldesloe **zw. Hamburg u. Lübeck.** Natürliche Sol-, Moor- u. Schwefelbäder. Hervorragende Heilerfolge. Pr. d. d. **Bade-Verw.**

Bad Polzin **Pommersche Schweiz, Moorbad.** Herrl. Natur. Glänzende Heilerfolge b. Rheumatismus, Gicht, Frauenleiden. Auch Winterbetrieb. Auskunft **Badeverwaltung.**

Bremen Altberühmte Hansastadt. Tägl. regelm. Wagenrundfahrten. **Fremden-Verkehrs-Verein.** **Hotel Schaper-Siedenburg.** Mod. Haus, ruh. vorn. Lage. Bahnhofstr. 34. Gute Küche.

Fürstenberg **i. Meckl. Luftkurort. Hotel Wegert,** grosser Garten am See. Angel- u. Rudergelegenheit gratis. Bad i. H. Pension v. M. 4,— an.

Hamburg **Hotel Continental,** Haus I. Rgs., am Ausgang des Hauptbahnhofs, neb. d. Schauspielhaus. Mod. Komf. Mässige Preise, vorn. Restaurant. Bes. **F. Warnken.**

Kleinen (Mecklenburg) am Schweriner See. **Sanatorium** für innere und Nervenleiden. **Sanitätsrat Dr. Armin Steyerthal.**

Kleinflottbek **bei Hamburg. Parkhotel Teufelsbrücke,** dir. a. Elbe, 100 Z., 4 ha gr. Park, Segel-, Ruder-, Tennissport, 10-Min.-Verbindg. mit Hamburg. Eig. Landungsbr. **C. F. Möller.**

Lüneburg **Sol- und Moorbad** mit modern eingerichteten Badehäusern, Kurhaus und Logiervillen, 60 Morgen Kurpark. Ständige Kurkapelle. Prospekte **gratis.** Ausgangspunkt herrlicher Heidetouren. **Hotel Deutsches Haus.** Erstes am Platze; bekannt durch beste Verpflegung.

Malente-Gremsmühlen Norddeutschlands bedeutendster Luftkurort. D-Zug Berlin-Kiel. Prospekt durch den **Verkehrsverein.**

Osterode **i. Ostpr.** In herrl. Lage a. schiffb. Drewenzsee, d. d. Oberländ. Kanal Verbind. mit Danzig und Königsberg. Wald, Parkanl., Theater, Künstlerkonz. Angel-, Schw.-, Tennis-, Rudersp., Jagdausüb. Ausk. d. d. **Magistrat.**

Penzlin i. M. best. Sommeraufenthalt für Sommerfrischler, Kunstmaler u. Tourist. **3 St. v. Berlin.** Berge, Wald, Wasser. Prosp. durch **Kurhotel Seehof** und **Verkehrsverein.**

Stellingen **b. Hamburg. Carl Hagenbeck's Tierpark.** Weltbekannte Sehenswürdigkeit. Reichhalt. Tiersammlung. — Völkerschau. Konzerte etc. Prosp. frei.

Waren **i. Meckl. — Hotel Warener Hof. —** Bek. glänzend. Küche. Frdl. Zim., mäss. Pr. Nahe Bhf. u. See. Grosser schattiger Restaur.-Garten. Zentralhzg. Hausd. a. Bhf. **Hugo Dannenberger.**

Wilsnack **Eisenmoorbad. —** Berlin-Hamburger Bahn. Vorzügl. geg. Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenleiden. Prospekte durch die **Badeverwaltung.**

Ostseebäder.

Ahlbeck **herrlichste Lage an der Ostsee,** vornehmes zwangloses Badeleben. Bahnstation zwischen See und Wald. 6 Badeanstalten. Mässige Preise. Von Berlin $3\frac{1}{2}$ Stunden.

Arendsee **Kurhaus Hotel-Restaurant** nebst Dépendance. Günst. Pensions-Arrang., Vor- und Nachsaison. Preisermäss. Wasserleit., Elektr. Licht. Näheres **P. Schulz.**

Bansin **Seebad. „Der Seehof"** mit **„Haus Vineta".** Vorn. Pension allerersten Ranges. Direkt am Strand gel. Beste Referenzen. Zivile Preise. Inhaberin **Frl. Marie Wirsieg.**

Brunshaupten **i. M.** Ostseebad und Waldluftkurort, Wasserleitung, Kanalisation. Elektr. Licht. Keine Mückenplage. 1911: 16356 Gäste. Prospekte durch die **Badeverwaltung. Sanatorium f. Nerven- u. inn. Kranke.** Phys. diät. Behandl. v. M. 5—7 p. Tag. **Pr. Dr. Drost.**

Cranz **Ostseebad b. Königsberg i. Pr.** Stärkster Wellenschlag. Herrl. Waldungen. Elektr. u. Gasbeleuchtung. Wasserleitung. Kanalisation. Frequenz **1911: 14407 Kurgäste.** Auskunft erteilt die **Badeverwaltung.**

Georgenswalde **Ostseebad. —** Saml. Steilküste. **Post Rauschen.** Ruhig. vorn. Erholungsort. Wald. Wasserleitung, solide Preise. Näh. **Badeverwaltg.**

Graal **in Mecklbg. Waldluftkurort. An der Rostock-Stralsunder Bahn. Frequenz** im Jahre **1911: 5300.** Prosp. durch die **Badeverwaltung** und den Verband Deutscher Ostseebäder, Berlin, Unt. d. Linden.

Grossmöllen **Ostseebad. Bez. Köslin.** Warme u. kalte Seebäder. Familienbad. Steinfreier Badegrund. Grosse Dünenwaldungen. Elekt. Licht. Arzt. Auskunft u. Prospekte: **Badeverwaltung.**

Heiligendamm Vornehmstes Ostseebad, hundertjähriger Buchenwald bis ans Meer. Prospekte durch die **Direktion.**

Heringsdorf **Vornehmstes Ostseebad, $3\frac{1}{2}$ Std. v. Berlin.** Kräftige Solquelle, **Familienbäder,** Rennbahn. Tennisplätze. **Lindemann's Hotel,** das ganze Jahr geöffnet. Telephon 4. Autogarage.

Kahlberg Stat. **Elbing,** auf der Frischen Nehrung. **Ostseebad und Luftkurort.** Gegenüber der **Kaiserl. Herrsch. Cadinen.** Prospekt durch die **Badedirektion.**

Kiel **Hotel Europäischer Hof,** am Bahnhof. Mit jed. Komf. **Hotel Berliner Hof.** I. R., Fernsp. 349 u. 350. Zim. v. M. 2,50, m. Bad M. 4.— an. Auto-Garage. Bes. **Heinrich Hamann.**

Kolberg **Neues Solbad.** 50 Zimmer mit Pension. Beste Lage. Elektr. Licht. Dir. Verbind. m. d. Bade.

Misdroy unmittelbar am Strand, v. Hochwald u. Bergen umgeben. Zentrale Wasserversorgung. Freiluft-Seebad mit Zeltlager (neu). Beginn der Sommersaison 26. Mai. **Hot. Seeblick** I. R. Dir. a. Meer. Dep. **Seestern-Hs. Brandenburg.** Autogar. **P. Brandenburg.**

Müritz **in Mecklenburg. Hotel-Pension Pusch. I. Ranges.** Bevorzugte Lage, billigste Pensionspreise, renommierte Küche. Vor und Nachsaison Ermässigung. Telephon N. 1. Prospekte frei.

Swinemünde See- u. Solbad **Ostsee bad I Ranges.** 5 % Solbäder im ganzen Jahr Damen-, Herren-, Familienbad. Waldreiche Umgebung. — Kanalisation u. Wasserleitung. Zentralverkehr. **Über 20000 Kurgäste.**

Swinemünde **San.-Rat Dr. Scheffler's Ostsee-Sanatorium.**

Warnemünde Sandstrand, Familienbad. **Schwemm-Kanalisation** (W. Kl.) Vorz. Kurkonzerte. **Wildr. Hochwald** (elektr. Bahn 10 Min.). Tennisplätze, Tontaubenschiessen, Angelsport. Prosp. d. d. **Badeverwaltg. Hotel Hübner,** am Meer, m. Depend. 250 Betten, mod. Komf., Garage. Bill. Familienheim. Pension von M. 6,— an. Vor- und Nachsaison billiger. **Pens. Jugendheim.** Für erholgsbed. Kind. u. jg. Mädch., ganzjähr. geöffn. Priv.-Unterr. i. H.

Zoppot **zwischen Wald u. Meer,** bei Danzig, $6\frac{1}{2}$ Stunden v. Berlin. Modernste Bäder u. Familienbäder. **Sportwoche, Waldoper.**

Insel Rügen.

Binz **— 25000 Badegäste! — „Nordisches Sorrent".** Mod. Ostseebad. Klimat. Kurort I. Ranges, inm. uralter Buchenwald, geleg. best. Sandstrand Rügens. **Kurhaus. Neues Familienbad. Warmbad.** Illustr. Badeführer d. d. **Badedirektion.**

Göhren a. Rügen. **Hotel zum Hövt,** höchst gelegen, direkt a. Wald und Strand. Seepanorama. E. d. schönst. Punkte Rügens. Kanalisation. Wasserleitung. Warmbad. Pens. 4—7 Mark.

Sassnitz **Ostseebad auf Rügen.** Kanalisation u. Wasserleitung. Elektrisches Licht. Prospekte gratis u. franko durch die **Badedirektion. Hotel u. Pension Monopol.** Haus I. R., direkt a. Meer, in nächster Nähe der Bäder Solide Preise. Pension von M. 5,— an. **Näheres durch Prospekt.**

Sellin **„Perle der Insel Rügen".** Prachtvolle Hoch- u. Niederwaldungen, staubfreier Badestrand, feste Landungsbrücke. Arzt u. Apotheke. Kanalisation u. Wasserleitung. Illustr. Prosp. d. d. **Badedirektion.**

Nordseebäder.

Blexen **Nordseeb. a. d. Wesermünd.,** gegenüb. Bremerhaven. **Bade- u. Luftkurort.** Bequem zu erreichen. Mäss. Preise. Billige Wohnung. Man fordere Prosp. v. d. **Badeverwaltung.**

Borkum 1911: 29870 Besucher. Damen-, Herren- u. Familienbad. Neuerbaute grossartige Wandelhalle unmittelb. a. Strande. Tennisplätze u. Reitbahn. Tägl. Dampferverb. Prosp. grat. **Hotel Kaiserhof,** I. Haus am Strand, aller erdenklicher Komfort, wie Fahrstuhl etc. Pension von M. 6,— an. Prospekte. **Nordsee-Hotel,** Haus allerersten Ranges, **direkt am Meer. Prospekt gratis. Hotel Inselhalle,** Pens. v. M. 38,— an. Vorzgl. Küche. Man verlange Prospekt D.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 25. | **Berlin, den 22. Juni 1912.** | **14. Jahrgang.**

Wirtschaft und Kapital.

Die Erörterungen über die Technik der Kursbewegung nehmen noch immer einen breiten Raum ein, da man nach Gründen sucht, um die Ausschreitungen, die in manchen Papieren vorgekommen sind, zu erklären, ohne die wirtschaftliche Lage heranziehen zu müssen. Denn das Moment der geschäftlichen Konjunktur ist der gefährlichste Umstand. Tritt erst der Zweifel an sie heran, so ist es mit

der Ruhe der Börse vorbei.

Es wird also überlegt, wie dem Kurszettel beizukommen ist; und der Staatskommissar hatte angeregt, auch auf dem Kassamarkt die Methode verschiedener Notierungen statt des Einheitskurses einzuführen. Es sollte vermieden werden, daß der Ausgleich zwischen Kauf und Verkauf durch ein einmaliges Gegenüberstellen der am Tage vorliegenden Aufträge herbeigeführt wird. Der Börsenkommissar glaubt, daß die Fixierung der geschäftlichen Bewegung an verschiedenen Zeitpunkten des Tages, wie sie im Ultimoverkehr üblich ist, sich für außergewöhnliche Fälle im Gebiet der Kassapapiere eignet. Die Vorzüge des sogenannten Einheitskurses sind jedoch nicht so leicht zu übersehen. Innerhalb der Mängel des amtlichen Kursblattes ist er noch immer die beste Garantie für Käufe und Verkäufe. Da das Publikum in seinen Beziehungen zur Börse ohnehin auf Vermittler angewiesen ist, so muß ihm eine gewisse Sicherheit geboten sein, daß die Hilfskräfte nicht frei schalten dürfen. Der Preis eines Wertpapiers, der im Kurszettel notiert wird, zeigt die Chance, die sich dem Kauf oder Verkauf bietet. Man sieht eine untere oder obere Grenze, zu der man ein Papier erwerben oder absetzen kann. Da die Kursnotiz aber das Schlußglied einer abgewickelten Kette von Geschäften bildet, so kann man niemals mit Sicherheit darauf rechnen, den bereits notierten Kurs auch noch am nächsten Tage zu finden. Wenn in einem Papier ein bestimmter Einfluß maßgebend ist, so folgt der Kurs diesem Einzelwillen; und es wird dann dem Unbeteiligten oft schwer, zu einem gegebenen Preis als Käufer oder Verkäufer anzukommen. Das Börsengesetz schreibt vor, daß als Börsenkurs „derjenige Preis festzusetzen ist, welcher der wirklichen Geschäftslage des Verkehrs an der Börse entspricht". Diese Bestimmung wird im Kassaverkehr so durchgeführt, daß der Makler sich aus den Aufträgen, die ihm vorliegen, den Kurs heraussucht, zu dem er die Mehrzahl seiner Orders ausführen kann. Dieser Preis spiegelt in der Tat die geschäftliche Situation mit annähernder Deutlichkeit wider. Aber der Makler ist von den Parteien abhängig, die über ein Papier verfügen. Er arbeitet mit vorhandenem Material, hat aber auf besondere Einflüsse keine Ingerenz. Selbstverständlich ist der Begriff „wirkliche Geschäftslage" keine bestimmte und unwandelbare Größe. Die Auffassung entscheidet über ihn; und sie kann sich im Gegensatz zu einer sogenannten Normalansicht befinden. Die beruht darauf, daß auch auf den Effektenmärkten Angebot und Nachfrage die einzig entscheidenden Faktoren sind.

In der Wirklichkeit gibt es kein technisches Mittel, um

sensationellen Kursschwankungen

vorzubeugen. Die Korrektur kann nur durch die Eigenbewegung der Kurse kommen, die wiederum von der Laune der Spekulation und der Stärke der „Motive“ abhängt. Wie stark diese sind, wird sich im Lauf der Zeit ergeben. Fraglich ist also, wie weit die Wirkung der günstigen Berichte aus der Industrie noch ausreicht. Die Banken sind in ihren Berichten nicht übereinstimmend. Aber die Wichtigkeit der Geldverhältnisse wird allgemein unterstrichen. Der fünfprozentige Reichsbankdiskont ist außergewöhnlich dauerhaft und hat

der Diskontpolitik der Zentralbank

manche Kritik eingebracht, obwohl das Verhalten der obersten Instanz über dem Geldmarkt sich logisch aus den wirtschaftlichen Verhältnissen entwickelt hat. Vielfach wird die Ansicht laut, daß das Privatpublikum es ablehnen werde, sich mit Wertpapieren noch weiter belasten zu lassen. Das ist von Bedeutung für die andauernden Kapitalserhöhungen bei großen industriellen Gesellschaften; denn der Erfolg dieser Transaktionen hängt natürlich nicht nur von der Bereitwilligkeit der Banken, sondern auch von der Aufnahmefähigkeit des Publikums ab. Die Finanzinstitute sollen auf ihre Liquidität Rücksicht nehmen und in der Gewährung von

Kredit zurückhaltend sein. Daß die Mahnung gewirkt hat, ist durch

verschiedene Zahlungsschwierigkeiten

erwidert worden. Man hat da erst gesehen, wie weit manche Institute in der Einräumung von Kredit gegangen sind. Nun ist es natürlich schwer, das ursprüngliche Vertrauen zu redressieren; denn jeder Schnitt, den die Banken vornehmen, geht in ihr eigenes Fleisch. Am wenigsten geeignet zum Abdrosseln der Geldquelle ist die Montanindustrie, deren Betriebskapital so beträchtliche Dimensionen hat, daß eine Unterbindung neuer Zufuhr eine gefährliche Stagnation zur Folge haben würde. Die Banken helfen sich dann eben damit, daß sie, wenn ihre Guthaben sich zu stark aufgesummt haben, die schwebenden Verbindlichkeiten durch Aktien oder Schuldverschreibungen ablösen. So bekommen die Kreditinstitute ihr Geld frei — vorausgesetzt, daß die Emission der neuen Papiere vom Publikum aufgenommen wird; und wenn alles gut geht, streichen sie auch noch einen hübschen Effekten- und Konsortialgewinn ein. Viel beachtet wurde die neue Kapitalserhöhung

der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft,

sowohl wegen ihres Umfanges, als auch wegen der auffallend expansiven Politik des Unternehmens. Die Gesellschaft erhöht ihr Aktienkapital von 100 auf 130 Millionen, um ein durch die Fusionen der letzten Jahre (Louise-Tiefbau, Dortmunder Union) gekennzeichnetes Riesenprogramm auszuführen. Nach der neuen Kapitalserhöhung ist die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesllschaft der zweitgrößte deutsche Montankonzern. Selbstverständlich ist mit der Ausgabe der neuen Aktien und der Eröffnung neuer Betriebsanlagen noch keine Garantie für die Rentabilität des großen Betriebskapitals gegeben. Die Ergiebigkeit hängt von den Chancen des Absatzes ab; und der wiederum ist eine Konsequenz der Konjunktur. Fehlen die geschäftlichen Vorbedingungen, so nützt alles technische Können und alle Größe des Kapitals nichts: die Dividende bleibt dann eben ein frommer Wunsch der Beteiligten. Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft, die unter der Aegide des späteren Kolonialsekretärs Dr. Dernburg, als er noch Direktor der Darmstädter Bank war, entstanden ist, hatte noch vor acht Jahren ein Aktienkapital von nur 24 Millionen. Vorher war das Unternehmen gründlich saniert worden. Im Oktober 1908 wurde das Kapital auf 42 Millionen, 1909 auf 50, 1910 (in zwei Etagen) auf 100 Millionen erhöht, um schließlich weiter bis zu 130 Millionen ausgedehnt zu werden. Man erkennt

den Wandel der Auffassung und der Wertung von Zahlen

an dem verhältnismäßig geringen Eindruck, den heute industrielle Gesellschaften mit einem Aktienkapital von mehr als 100 Millionen machen. Vor 15 Jahren wurde jede Bank, die ein Hundertmillioneninstitut war oder werden wollte, als Weltwunder angestaunt. Im Widerspruch zu der Immunität gegen die Wirkung neunstelliger Zahlen steht manche Engherzigkeit in Fragen der Weltwirtschaft. So wurde letzthin wieder für

das allgemeine Weltpennyporto,

für den Inlandtarif im internationalen Postverkehr, eine Lanze gebrochen; und es ist in der Tat notwendig, daß die Vorurteile, die sich dem Abschluß neuer Postvereinsverträge in den Weg gestellt haben, endlich gekappt werden. Deutschland hat es fertiggebracht, mit den Vereinigten Staaten von Amerika ein Abkommen für billiges Porto zu treffen: Warum sollte das mit der Schweiz, Italien, Frankreich, England nicht auch möglich sein? Der Weltpostverein war der erste Schritt; und seine Schöpfer haben sicher nicht daran gedacht, damit einen Grenzstrich zu ziehen. Die Länder, die verständig genug sind, den Nutzen eines engeren „Postverhältnisses" einzusehen, brauchen sich um die Kirchturmpolitiker nicht zu kümmern. Im kaufmännischen Leben ist es auch nicht üblich, daß zwei Kontrahenten, die von der Güte und Richtigkeit eines Geschäftes überzeugt sind, Rücksicht auf die Laune eines Dritten nehmen. Die Schweiz hat schon wiederholt mit deutschen Behörden und Vertretern der Kaufmannschaft wegen Einführung des niedrigen Posttarifs verhandelt. Vielleicht gelingt es, die politischen Bedenken (Frankreich, Italien), die bisher noch die Oberhand haben, zu beseitigen und durch schweizerische Initiative die Idee des Weltpennyportos neu zu fördern. Die Handelspolitik könnte aus einer engen internationalen Postgemeinschaft großen Nutzen ziehen.

Die beste Wirtschaftstaktik ist die, die durch Vereinigung divergierender Interessen dem Kapital die Werbekraft erleichtert. Wird viel Geld für unfruchtbare Aufgaben, zu denen die Bekämpfung eines vermeidbaren Wettbewerbs gehört, aufgewendet, so tritt im Kreislauf der für die Wirtschaft notwendigen Betriebsmittel eine Stockung ein. Die aber ist häufig genug Ursache von Finanzkrisen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derartige Krisen einen guten Teil ihrer Vorbedingungen verlieren würden, wenn die Hemmnisse, deren man habhaft werden kann, beseitigt sind. Allerdings treffen oft genug fiskalische und wirtschaftliche Interessen aufeinander, und dann ist die Entscheidung über den Vorrang nicht leicht. Aber Unmögliches gibt es auch im Wirtschaftsleben nicht.

Das deutsche Geschwader in Hampton Roads.

Das deutsche Besuchsgeschwader traf hier ein. Die malerische meilenweite und meilenlange Wasserfläche von Hampton Roads, dem beliebtesten Sammelpunkt der amerikanischen Kriegsschiffe mit dem berühmten Schiffsbauhof Newport News, hallte wider von den donnernden Salutschüssen aus den Schlünden der schweren Geschütze der alten Festung Fortreß Monroe und der zur Begrüßung der deutschen Schiffe hier versammelten atlantischen Kriegsflotte. Unzählige Fahrzeuge aller Art und Größen, festlich beflaggt, schwirrten umher, während eine große, festlich gekleidete Menschenmenge sich auf dem Gelände hinter Fortreß Monroe drängte. Die amerikanische Gesellschaft, die das ganze Jahr über auf diesem idyllisch gelegenen subtropischen Stück Erde Virginiens vertreten ist, hatte sich besonders zahlreich zum Empfang der deutschen Schiffe eingefunden. Seit den Tagen der Jamestowner Ausstellung vor fünf Jahren, als Schiffe der ganzen Welt sich in Hampton Roads einfanden, haben diese historischen Gewässer, diese größte Reede der Welt, nicht wieder den Schauplatz so fesselnden internationalen Lebens gebildet. Die glitzernden großen Schiffskolosse, die unzähligen Fahrzeuge mit ihren schneeweißen Schiffswänden, die sich bis ans Wasser drängende Festmenge boten ein farbenprächtiges Bild, zu dem die landschaftlich herrliche Umgebung, die bewaldeten Ufer auf der Südseite, dem ehemaligen Jamestowner Ausstellungsgelände, die weiter im Hinter-

grunde liegende große Stadt Norfolk einen einzigartigen Rahmen bildeten. Angesichts der historischen Bedeutung von Hampton Roads, seiner Rolle im amerikanischen Bürgerkriege — bildeten sie doch den Schauplatz des ersten Zusammenstoßes zwischen eisengepanzerten Kriegsschiffen — fehlte dem Bilde auch nicht ein gewisser sentimentaler Einschlag. Der gelegentlich der Jamestowner Ausstellung zum Ausdruck gebrachte Gegensatz zwischen einem modernen Kriegsschiff und den beiden ersten Eisenkriegsschiffen „Monitor" und „Merrimac" ist durch den neuesten Zuwachs der amerikanischen und der deutschen Flotte, der, soweit Deutschland in Betracht kommt, hier durch den Panzerkreuzer „Moltke" vertreten ist, erhöht worden. Der Ankunft der „Moltke" hat man in hiesigen Marinekreisen mit größtem Interesse entgegengesehen.

Die von der amerikanischen Regierung zum Empfang der deutschen Schiffe getroffenen Arrangements ließen an Herzlichkeit der Gesinnung nichts zu wünschen übrig. Nichts wurde unterlassen, um Deutschland zu beweisen, daß man die seltene Gastfreundschaft, die das amerikanische Geschwader seinerzeit in Kiel genossen, mit Dankbarkeit würdige und bestrebt sei, den deutschen Gegenbesuch zu einem denkwürdigen zu gestalten. Eine besondere Ehre wurde dem Besuchsgeschwader dadurch zuteil, daß der Präſident persönlich die Gäste begrüßte. Präſident Taft traf morgens von Washington auf der Regierungsyacht „Mayflower" ein, und in seiner Begleitung befand sich auf spezielle Einladung der deutsche Botschafter Graf Bernstorff.

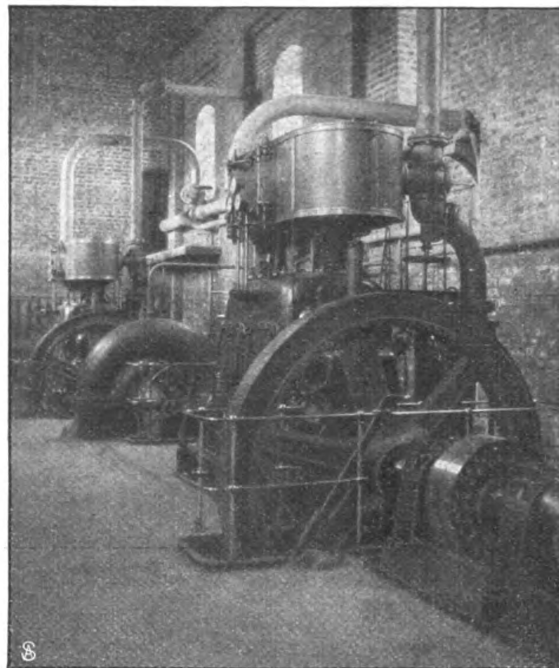
Als das deutsche Geschwader, zu beiden Seiten eskortiert, in Hampton Road einfuhr, flaggten die hier zum Empfang liegenden Schlachtschiffe „Louisiana", „North Dakota", „New Hamshire", „Delaware", „Florida", „South Carolina" und „Utah" über die Toppen. Die Kapellen der „Moltke" und der „Florida" spielten die Nationalhymnen. Das deutsche Geschwader fuhr durch die amerikanische Schiffslinie hindurch, worauf die „Moltke" neben dem Flaggschiff „Florida" verankerte. Admiral von Rebeur-Paschwitz stattete sofort mit dem Offiziersstabe dem Kommandierenden Admiral Ward einen Besuch ab. Alle Schiffe gaben, als Präſident Taft mit Gefolge auf der „Mayflower" vorbeifuhr und über beide Flotten Revue abnahm, den Präsidentensalut ab. Alle Mannschaften standen dabei in Paradestellung an Deck, die deutschen Besatzungen brachten Hurrarufe aus. Die „Mayflower" verankerte dann neben der „Moltke", und Präsident Taft ging an Bord der „Moltke", wo er von Admiral von Rebeur-Paschwitz begrüßt wurde. Auf Einladung des Präsidenten begaben sich sodann die Offiziere beider Flotten zum Luncheon an Bord der „Mayflower".

Sulzer-Bewässerungsanlagen im Sudan.

Das Pumpwerk „Zeidab" am Nil.

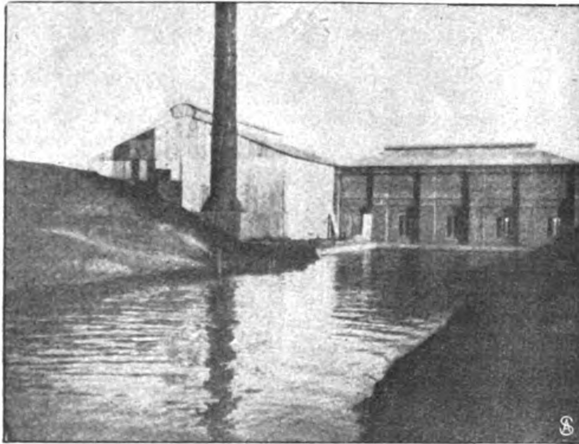
Von Ingenieur Werner Ahrens, Winterthur. — (Mit Abbildungen nach Photographien von Ingenieur Koller, Kairo.)

Zu den seit dem Jahre 1892 von Gebrüder Sulzer für die Bewässerungsanlagen am Nil erstellten sieben großen Pumpwerken hat sich vor kurzer Zeit ein weiteres gesellt, dessen Entstehung und Anlage Interesse bietet. Die Anlage liegt, im Gegensatz zu den früheren, weit stromaufwärts im innersten Sudan. Auftraggeberin war die „Sudan Plantations Syndicate Ltd. Zeidab", die am Nil nördlich von Zeidab über große Ländereien verfügt und dort zur Zeit der Auftragerteilung bereits ein von einer englischen Firma erstelltes Pumpwerk in Betrieb hatte. Außer einer Anzahl kleinerer Pumpwerke, wie solche in jeder größeren Ortschaft zu finden sind, bestanden im Sudan nur wenige größere Anlagen dieser Art. Mit den für die sudanesische Kultur vorbildlichen Plantagen um Zeidab herum entstand dann südlich der Einmündung des Atbara in den Nil, in der Nähe der Stadt El-Damar, die bedeutendste Bewässerungsanlage des Landes, nämlich die im nachstehenden beschriebene neue Anlage.



Maschinenraum.

Für die Beurteilung der die Anpflanzung betreffenden Verhältnisse ist die Entwicklung des Sudans nach den Mahdikriegen der Jahre 1882—1898 von Interesse. Da die Bevölkerung während dieser Kriege, teils durch die Kriege selber, teils durch Hungersnot und Epidemien, auf etwa ein Drittel zusammengeschmolzen war, und auch heute noch, obwohl sie in starkem Zunehmen begriffen ist, nur etwa 3,000,000 beträgt, stellen sich der Bebauung des Landes große Schwierigkeiten in den Weg. Die englische Regierung, der jetzt das gesamte Land mit Ausnahme eines 500 m breiten bewaldeten Streifens gehört, hat natürlich ein Interesse daran, die außerordentlich umfangreichen Landflächen der Kultur zugänglich zu machen; sie begünstigt daher die Gründung kapitalkräftiger Landgesellschaften. Gewöhnlich macht sie mit den letzteren einen Vertrag, nach dem der Gesellschaft das von ihr benötigte Terrain gratis zur Verfügung gestellt wird. Dieses Terrain hat die Gesellschaft aus eigenen Mitteln und zwar in vertraglich festgesetzten Zeiträumen zu kultivieren. Der Regierungsinspektor überwacht die Kultivierung, die Gesellschaft dagegen bekommt das Vorkaufsrecht auf das Land zu einem sehr niedrigen Preis (Fr. 10.— für 1 Feddan, 1 Feddan = 2700 qm). Die Sudan Plantation Syndicate Ltd. übernahm 10,000 Feddans, deren Kultivierung in Gruppen von je 2000 Feddans vertraglich festgelegt



Gebäude mit Oberwasserkanal.



Saugbrunnen am Nil.

wurde. Der Wert des Landes steigt durch die Kultivierung ganz außerordentlich, etwa auf das Hundertfache des Preises, den die Landgesellschaft an die Regierung zu zahlen hat. Bis zur Stunde ist, da diese Arbeiten bedeutende Kapitalien erfordern und langsam vor sich gehen, nur ein kleiner Teil des zur Verfügung stehenden Terrains kultiviert. Hand in Hand mit der Kultivierung des Landes geht eine Ausbreitung der Zivilisation und eine Zunahme der Bevölkerung. Das den Europäern nicht zuträgliche Klima stellt der Erschließung des Landes jedoch wesentliche Hindernisse in den Weg.

Die Ackerbauerzeugnisse, soweit sie für die Bewässerungsanlage von Zeidab in Betracht kommen, sind Getreide (Mais) und das für den Sudan nutzbringendste Produkt Baumwolle.

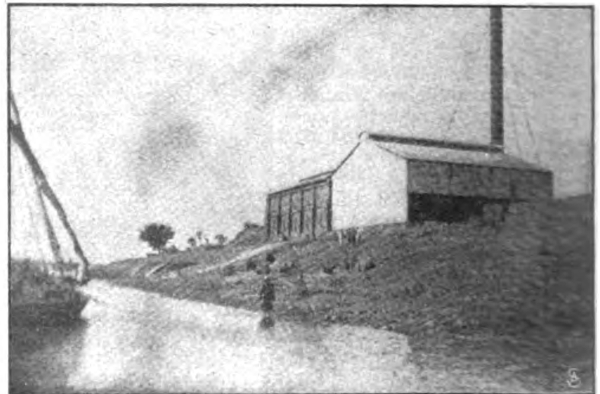
Da die erwähnten Waldbestände (Akazien, wilde Gummibäume und zum Teil andere Baumgattungen) keinen wesentlichen Handelswert repräsentieren, so daß erst die Bebauung mit Getreide zur zweckmäßigen Ausnutzung des Bodens führt, war bei Projektierung der Anlage bereits ins Auge gefaßt, die Holzbestände neben den zur Verfügung stehenden Baumwollstauden als Brennmaterial unter den Kesseln zu verfeuern und so den Boden auf rationelle Weise für andere Kulturen frei zu machen. Nachdem die Gesellschaft festen Fuß gefaßt hatte, begann sie daher Holz von den Ansiedlern zu kaufen. Der aus dem Holzverkauf erzielte Gewinn gestattete den letzteren, das bisher unbebaute Land zu bestellen. So wurden sie allmählich zur planmäßigen Erwerbstätigkeit erzogen, um so mehr, als ihnen durch die Bestellung des der Gesellschaft gehörenden Landes, welche damals ausschließlich von Aegyptern, Griechen u. a. bewirkt wurde, ein anspornendes Beispiel gegeben war.

Die Baustelle des neuen Werkes ist eine Stunde südlich von Zeidab am westlichen Ufer des Nils neben der älteren englischen Anlage gelegen.

Die Bestellung der „Sudan Plantations Syndicate Ltd." lautete auf ein Pumpwerk, das 200 cbm pro Minute auf eine Höhe von 7 m zu fördern vermag. Die Förderhöhe schwankt mit Rücksicht auf den schwankenden Wasserstand des Nils und erreicht mit 8.5 m ihren höchsten, mit 2 m ihren niedrigsten Wert. Der Wert von 8.5 m wird freilich nur selten erreicht, vielmehr ist 7 m als normale größte Förderhöhe anzusehen, während anderseits eine Förderhöhe von 2 m ebenfalls selten und nur auf kurze Zeit eintritt. Von zwei Projekten — das eine unter Berücksichtigung von Dampfmaschinen — das andere unter Zugrundelegung von Dieselmotorbetrieb — gelangte das erstere mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden Brennmaterialien zur Ausführung. Es liegt hier ein interessantes Beispiel dafür vor, daß in manchen Fällen die Dampfmaschine selbst dort das Feld behauptet, wo sonst der Dieselmotor besondere Chancen hat.

Das neue Pumpwerk besteht aus zwei stehenden Sulzer-Compound-Heißdampfmaschinen, normal 225 PS., maximal 305 PS. leistend, jede direkt gekuppelt mit einer Sulzerschen Spiralgehäuse-Zentrifugalpumpe von normal 100 cbm Leistung pro Minute bei 7 m Förderhöhe.

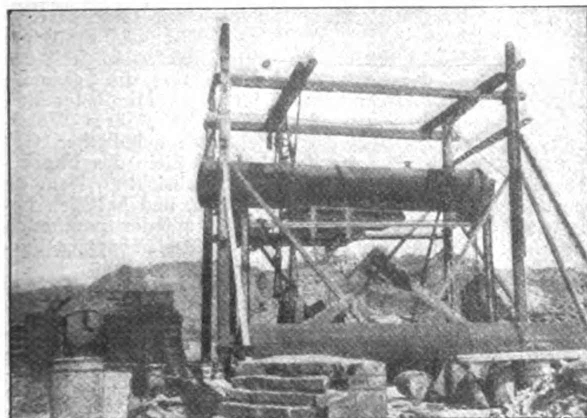
Die Tourenzahl des Aggregates kann durch Reguliervorrichtung der Dampfmaschinen zwischen 260 bis 180 pro Minute geändert werden. Diese Regulierbarkeit ist mit Rücksicht auf den schwankenden Wasserspiegel des Nils erforderlich. Mit Hilfe der zur Ausführung gekommenen Pumpe ist es möglich, die Förderhöhe zwischen 8.5 und 4 m beliebig zu ändern, ohne den Wirkungsgrad von 76 Proz. zu beeinträchtigen. Die zur Verwendung gekommene Pumpe ist eine Niederdruck-Zentrifugalpumpe mit spiralförmigem Gehäuse ohne Leitapparat, welch letzterer Um-



Maschinenhaus,
vom Nil aus gesehen, bei niedrigem Wasserstand.

stand sie gegen die Einwirkung von Sand und Schlamm besonders unempfindlich macht. Das ist bei Bewässerungsanlagen von großer Wichtigkeit, da mit dem Nilwasser bekanntlich große Schlammengen gehoben werden, welche die Nährstoffe enthalten, die zur Fruchtbarmachung des Bodens erforderlich sind. Der Wassereintritt erfolgt beidseitig in achsialer Richtung, so daß die Pumpe an jeder Stirnseite mit einem Saugstutzen versehen ist, während der Wasseraustritt in tangentialer Richtung erfolgt. Für das Grundgestell der Pumpe ist außer den beiden Lagern der Pumpenwelle noch ein drittes Lager jenseits der elastischen Stiftenkupplung vorgesehen, das zur Aufnahme des freien Endes der Dampfmaschinenwelle dient. Die verwendete Stiftenkupplung gestattet eine ungehinderte Ausdehnung der Pumpen- und Dampfmaschinenwellen in ihrer Längsrichtung; sie vereinfacht ferner die Montage von Pumpe und Dampfmaschine, da kleine Ungenauigkeiten in Bezug auf die Lage der beiden Wellenachsen ohne Bedeutung sind. Auf dem freien Ende der Pumpenwelle sitzt eine Riemenscheibe zum Antrieb einer kleinen, für die Kondensationswasserbeschaffung dienenden Zentrifugalpumpe.

Für jede Pumpe ist eine schmiedeeiserne Saugleitung von 24 m Länge, 1250 mm l. W. vorhanden, die aus einem in die Nilböschung gemauerten Brunnen ansaugt. Die Saugtrompeten von 1700 mm l. W. sind an die Saugleitung mit Hilfe gußeiserner Bogenstücke angeschlossen. Die Bogenstücke sind in der auf unserem Bilde sichtlichen Weise an T-Eisenträgern aufgehängt. Um die gröbsten Unreinigkeiten des zufließenden Wassers abzufangen, ist die Einflußöffnung jedes Saugbrunnens durch einen aus Brettern gebildeten Ueberfall abgeschlossen. Die in U-Eisen geführten Bretter werden je nach dem Wasserstand an Zahl vermehrt oder vermindert. Jeweils zu den Zeiten des niedrigsten Wasserstandes werden die Brunnen von Schlamm oder sonstigen Fremdkörpern gereinigt. Die Saugleitung jeder Pumpe gabelt sich beim Eintritt in das Maschinenhaus, um an die beiden vorerwähnten Pumpensaugstutzen angeschlossen werden zu können. Die etwa 10 m langen Druckleitungen der beiden Pumpen münden in den offenen Oberwasserkanal, von dem aus die Bewässerung der Felder erfolgt (siehe Abb. S. 6 oben). Die Saugleitungen der Pumpen sind mit Schiebern, die Druckleitungen mit Drosselklappen versehen.



Montage der Dampfkessel.



Einladen der Kessel in die Transportschiffe.



Ausladen der Dampfkessel an der Baustelle.

Die Verbund-Dampfmaschinen haben Zylinder von 350 mm bzw. 650 mm Durchmesser bei einem Hub von 350 mm. Die Tourenzahl von normal 260 pro Minute kann bis auf 180 minutlich reduziert werden. Beide Maschinen besitzen Preßschmierung. Das Oel wird von einer im Maschinengestell angeordneten Oelpumpe unter einem Druck von 1—2 Atm. zu den verschiedenen Schmierstellen geführt. Mit Rücksicht auf die im Maschinenhaus auftretenden hohen Temperaturen (58—60 Grad) mußte für gründliche Kühlung des Schmieröls gesorgt werden, zumal bereits mit den älteren englischen Maschinen in dieser Beziehung schlechte Erfahrungen gemacht worden waren. Diese Maschinen mußten täglich während vier Stunden stillgesetzt werden, nur mit Rücksicht darauf, daß das bei den hohen Temperaturen sehr dünnflüssige Oel bedeutend an Schmierfähigkeit verlor.

Die unter den Maschinen angeordneten Kondensatoren erhalten ihr Einspritzwasser aus einem Klärbassin, das neben dem Kesselhaus erstellt ist. Der Ueberlauf der beiden Maschinen gießt in ein im Souterrain befindliches Reservoir aus, das durch eine Leitung mit dem Saughals der Bewässerungspumpen verbunden ist. Bei niedrigem Wasserstande, bei dem die Pumpen immer noch eine Saugwirkung ausüben müssen, wird das Ueberlaufwasser mitangesaugt. Bei Hochwasser muß dagegen eine kleine Zentrifugal-

pumpe, die von der vorhin erwähnten Riemenscheibe der großen Pumpe aus angetrieben wird, in Tätigkeit treten. Das Schmieröl wird in Oelkühlern, deren Kühlwasser dem neben dem Kesselhaus angeordneten Klärbassin entnommen wird, gekühlt. Die Oelkühlanlage ist im Souterrain unterhalb des Maschinenhausbodens angeordnet.

Die Kesselanlage enthält vier Sulzer-Wasserröhrenkessel von je 125 m Heizfläche und 11 Atm. Betriebsdruck, welche so eingerichtet sind, daß sie mit Kohlen wie auch mit Holz aus den benachbarten Wäldern oder mit Baumwollstauden gefeuert werden können. Die vier Kessel bestehen aus je einem Oberkessel von 1100 mm innerem Durchmesser, 7400 mm Länge, sowie je zwei Wasserkammern, die durch 86 Mannesmann-Wasserröhren von 88 mm lichter Weite und 4900 mm Länge verbunden sind.

Aus den vier Ueberhitzern, in denen der Dampf auf 250 Grad überhitzt wird, führt je eine Leitung, die jede für sich abschließbar ist, zur Hauptdampfleitung. Wenn mit Holz oder Stroh gefeuert wird, sind sämtliche vier Kessel in Betrieb, im andern Falle nur zwei oder drei.

Ein Greenscher Economiser von acht Gruppen à 32 Röhren sowie zwei Dampfspeisepumpen vervollständigen die Kesselhauseinrichtung.

Das Maschinenhaus ist in Mauerwerk aufgeführt, mit seiner Vorderfront dem Nil zugekehrt, während der Oberwasserkanal, von der Hinterfront ausgehend, senkrecht zum Nil verläuft.

Die Inbetriebsetzung der Pumpen geht in der Weise vor sich, daß zunächst die Saugleitung mit Hilfe eines Ejektors bei geschlossener Drosselklappe und geöffnetem Saugleitungsschieber entlüftet wird; nachdem Saugleitung und Pumpe vollkommen gefüllt sind, was am Wasserstandsglas der Pumpe ersichtlich ist, wird das Pumpenaggregat angelassen. Wenn das letztere seine normale Tourenzahl erreicht hat, wird die Drosselklappe geöffnet; erst nachdem die Pumpe zu fördern begonnen hat, erfolgt die Abstellung der Evakuierungsvorrichtung. Vor dem Abstellen der Pumpe wird die Drosselklappe wieder geschlossen, um ein Zurückfluten des Wassers aus dem Oberwasserkanal durch die Pumpe und Saugleitung in den Nil zu verhindern.

Sofern das Pumpengehäuse bei hohem Wasserstand geöffnet werden soll, kann durch den Schieber in der Saugleitung eine Einströmung des Nilwassers verhindert werden.

Der Transport der maschinellen Einrichtung erfolgte zu Schiff durch den Suezkanal nach dem am Roten Meer gelegenen Hafen Port Sudan. Von dort ab wurde eine nach Zeidab führende Eisenbahn benutzt und von Zeidab zwecks Beförderung stromaufwärts und Ueberführung auf das andere Nilufer wieder ein Nildampfer. Einige Momente des Transportes sind in den Abbildungen festgehalten worden. Mit der Montage wurde im Maimonat begonnen. Da der Nil erfahrungsgemäß Mitte Juni zu steigen beginnt, mußte die Legung der Saugleitungen beschleunigt werden. Diese Arbeiten waren Anfang Juli beendet und die Leitungen gegen Hochwasser gesichert. Die Schwierigkeiten der Gebäudeaufführung waren hier wie bei den früheren Pumpwerksanlagen unterschätzt worden, weswegen die Bauausführungen nur langsam vorrückten. Während des größten Teiles der Montagezeit fehlte infolge dieses Rückstandes jegliche Bedachung, so daß die Monteure gezwungen waren, bei einer Schattentemperatur von 39 Grad Celsius unter freiem Himmel, den Einwirkungen der Sonne ausgesetzt, zu arbeiten, ein Umstand, der die Arbeiten weiter erschwerte, besonders unter Berücksichtigung des zur Verfügung stehenden mangelhaften Stabes von Hilfsarbeitern (Sudanesen). Wie unser Bild zeigt, wurden die Kessel, schon bevor noch das Kesselhaus überhaupt gebaut war, montiert. Ende November konnte dann auch eine Pumpe den Betrieb aufnehmen, und zwar hatte sie bei täglich 12—14stündigem Betrieb den ganzen Wasserbedarf zu decken, da die älteren Maschinen stillgesetzt werden mußten. Seit jener Zeit ist die Bewässerungsanlage ohne Anstände in Betrieb gewesen.

Gründung des Export-Verbandes deutscher Qualitäts-Fabrikanten.

Bereits seit Mitte Januar haben umfangreiche Vorarbeiten und zahlreiche Versammlungen stattgefunden zur Gründung eines Export-Verbandes deutscher Qualitäts-Fabrikanten. Die Gründer dieses Verbandes, über 100 erste Firmen Deutschlands, gehen aus ihrer jahrzehntelangen Export-Praxis von der Erfahrung aus, daß leider Deutschland noch immer viel zu sehr als Fabrikationsland für billige und schlechte Waren angesehen wird infolge der vielen und nur auf billige Preise, ohne Rücksicht auf gute Qualität hinzielenden deutschen Angebote. Zum Teil ist diese Meinung allerdings auch dadurch entstanden, daß die ausländischen und überseeischen Käufer fortgesetzt unter Hochdruck von der amerikanischen, englischen, französischen und schwedischen Industrie bearbeitet werden und diese ausländischen Konkurrenten großen Wert darauf legen, in erster Linie bessere und hochwertige Erzeugnisse zu verkaufen. Man muß mit erfahrenen Überseern sprechen, um mit Erstaunen zu erfahren, daß die Käufer von der ausländischen Konkurrenz sozusagen nicht einen einzigen Tag in Ruhe gelassen werden, und diese fortgesetzten Angebote haben mit der Zeit dazu geführt, daß leider sogar die deutschen Exporteure gezwungen sind, ihren Käufern in besseren Qualitäten vielfach die ausländischen Marken anstatt deutscher Fabrikate zu liefern. Dem Exporteur-Verband deutscher Qualitäts-Fabrikanten sind bereits zahlreiche bedeutende und führende Firmen aus allen Teilen Deutschlands beigetreten. Die bisherigen Versammlungen haben in Düsseldorf stattgefunden und wurden meist von rheinisch-westfälischen Firmen besucht In der vorletzten Versammlung wurde einstimmig beschlossen, zur Herbeiführung einer mündlichen Rücksprache demnächst fünf Versammlungen abzuhalten, und zwar in Berlin, Dresden, Eisenach, Frankfurt am Main und Suttgart, um bei der großen Wichtigkeit der Bestrebungen des Exportverbandes für die gesamte deutsche Volkswirtschaft und für seine Mitglieder den letzteren und ihren Freunden in der Nähe ihres Wohnortes Gelegenheit zu einem eingehenden mündlichen Gedankenaustausch über die Zwecke und Ziele des Export-Verbandes zu bieten. Der Verband beabsichtigt, Hand in Hand mit den Exporteuren zu arbeiten, und hat sich bereits durch einige seiner Ausschußmitglieder persönlich mit dem Verein deutscher Exporteure in Hamburg in Verbindung gesetzt.

Der Export-Verband deutscher Qualitäts-Fabrikanten ist durchaus der im letzten Jahresbericht des „Vereins deutscher Exporteure" in Hamburg geäußerten Ansicht, daß Industrie und Exporthandel in allen großen, den Absatz deutscher Erzeugnisse auf den Weltmärkten berührenden Fragen Schulter an Schulter stehen sollen, um der immer wachsenden Konkurrenz der anderen Nationen wirksam begegnen zu können. Es liegen bereits zahl-

reiche Äußerungen von europäischen sowie amerikanischen, afrikanischen, asiatischen und australischen Interessenten vor, welche sich überaus sympathisch über die Bestrebungen des Export-Verbandes deutscher Qualitäts-Fabrikanten äußern und beweisen, daß durch die Gründung des Export-Verbandes deutscher Qualitäts-Fabrikanten eine fühlbare Lücke in der Organisation des deutschen Exports ausgefüllt worden ist, welche geeignet erscheint, den prozentual größeren Exportzuwachs der ausländischen Konkurrenz in den letzten Jahren, verglichen mit der Vermehrung des deutschen Exporthandels, einzuholen und zu überflügeln, und zwar in besseren Qualitäten, welche allein ein dauerndes Geschäft zu sichern vermögen.

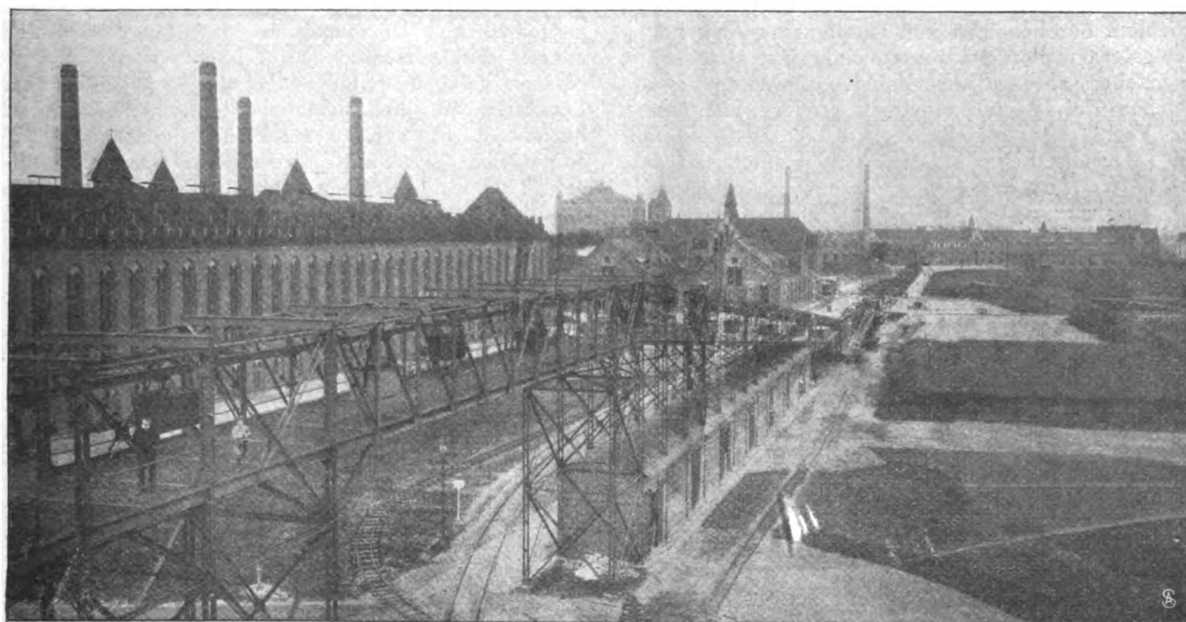
Die vorläufige Geschäftsführung befindet sich in Remscheid-Vieringhausen und liegt in den Händen eines bewährten und mit den ausländischen Geschäftsmethoden vertrauten Exportfachmannes, Herrn David Dominicus, der seit langen Jahren schon so manche Lanze für die deutsche Qualitätsindustrie gebrochen hat.

Aus den vielen Äußerungen von maßgebender deutscher Seite möge nur die folgende Zuschrift einer der größten Firmen des Stahlwerkverbandes auf die erste Einladung erwähnt werden: „Wir schätzen es sehr, daß von so berufener Seite unternommene, langjährige Bemühungen zu einem greifbaren Erfolg gekommen sind, und wir sind bereit, an dieser Sache mitzuarbeiten und der Vereinigung beizutreten."

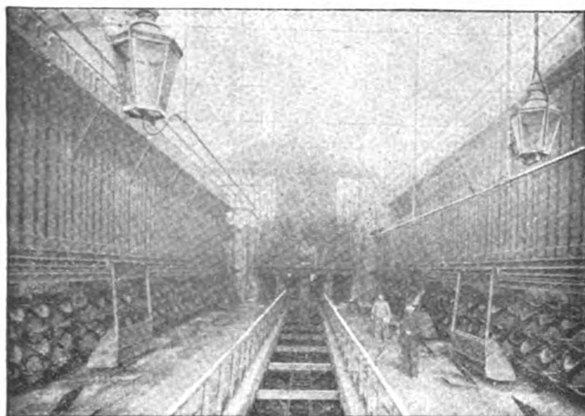
Die deutsche Leuchtgasindustrie.

Vom Privatdozenten Dr. H. Großmann.

Unter den in Deutschland vorzüglich entwickelten Zweigen der chemischen Industrie nimmt die Leuchtgasindustrie in wirtschaftlicher wie in technischer Hinsicht eine besondere Stellung ein, welche sie in erster Reihe den bedeutenden Fortschritten der modernen Technik auf dem Gebiete der Leuchtgasherstellung und seiner Benutzung zu Beleuchtungs-, Heiz- und Krafterzeugungszwecken verdankt. Diese Fortschritte beziehen sich in erster Reihe auf den Bau der Retorten, in welchen die durch Generatorgas auf hohe Temperatur erhitzte Gaskohle der Vergasung unterworfen wird. Man hat neuerdings diese Retorten nicht mehr wie früher in horizontaler Lage angelegt, sondern baut vielmehr schräge und vertikale Retorten, welche leichter zu füllen und zu entleeren sind und zudem eine größere Gasausbeute und eine rationellere Verwertung der bei der Leuchtgasgewinnung entstehenden Nebenprodukte gestatten. Charakteristisch für die moderne Leuchtgasfabrikation ist ferner die Benutzung des aus dem Gaskoks hergestellten Wassergases, welches in passendem Verhältnis dem Leuchtgas beigemischt wird und gestattet, den Gaskoks zweckmäßiger auszunutzen, als es früher der Fall war, wo dieser entweder unter den Öfen verbrannt wurde oder zum größten Teil zum Verkauf gelangte. Vor allem umgestaltend aber hat auf die moderne Gasindustrie die Auersche Entdeckung des Gasglühlichts gewirkt, die auch noch in der Neuzeit nach der technischen Seite hin wesentlich vervollkommnet worden ist und es ermöglicht hat, daß beispielsweise in der Form des hängenden, mit Preßgas erhitzten Gasglühlichts Lichtquellen erzeugt werden konnten, deren Helligkeit und Ökonomie das Leuchtgas durchaus auch in Zukunft dem elektrischen Licht selbst auf dem Gebiet der Starklichtbeleuchtung konkurrenzfähig erscheinen lassen. Charakteristisch für die deutsche Leuchtgasindustrie ist ferner die von Geheimniskrämerei ferne Art, in welcher neue Ergebnisse der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Es wirkt in dieser Richtung besonders verdienstlich



Gaswerke der Stadt Berlin in Tegel. Totalansicht vom See aus.



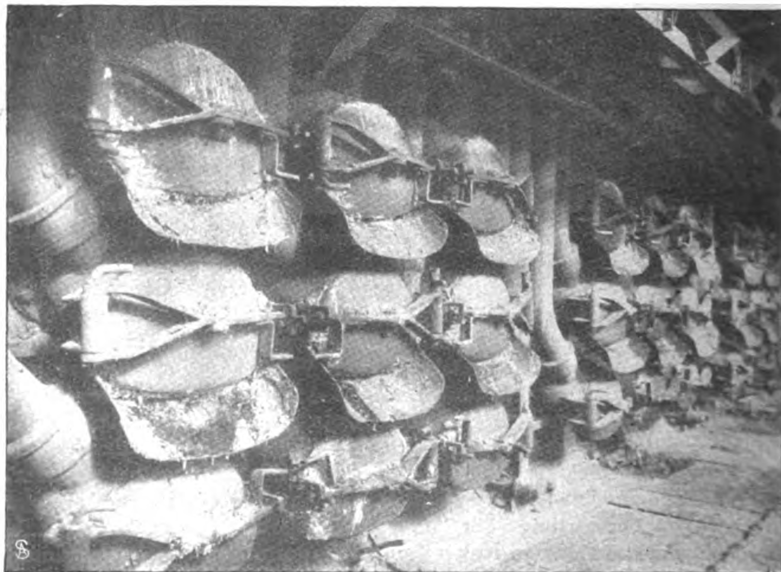
Phot. Max Schrader, Berlin.

Retortenöfen mit schrägliegenden Retorten
und gemeinsamer Kokslöschrinne (Gasanstalt V. Schmargendorf).

die unter Leitung von Professor Bunte (Karlsruhe) stehende Versuchsgasanstalt des Vereins der deutschen Gas- und Wasserfachleute und das vorzügliche, ebenfalls von Professor Bunte herausgegebene „Journal für Gas- und Wasserversorgung".

Unter dem Einfluß aller dieser Momente ist es möglich geworden, trotz steigender Kohlenpreise und Arbeiterlöhne nicht nur den Preis des Leuchtgases erheblich herabzuetzen und damit seine Anwendung wenigstens in den Städten zu einer fast allgemeinen zu machen, sondern auch den Konsumenten für den gleichen Betrag eine erheblich größere Lichtmenge zur Verfügung zu stellen. Die Lichtausbeute, auf 100 Liter Gas berechnet, hat sich nämlich seit dem Jahre 1855 fast auf das Neunzehnfache erhöht und läßt sich zurzeit auf etwa 200 Hefner-Kerzen veranschlagen. Der Gaskonsum Berlins, der im Jahre 1909 rund 268 Millionen Kubikmeter betrug, übertrifft damit allein bei weitem den Gaskonsum von ganz Deutschland in der Mitte der siebziger Jahre. Gegenwärtig läßt sich der gesamte Verbrauch an Leuchtgas in Deutschland auf über 2½ Milliarden Kubikmeter veranschlagen. Nach einer Zusammenstellung von Bertelsmann in seinem vorzüglichen „Lehrbuch der Leuchtgasindustrie" (Enke, Stuttgart 1911, 2 Bände) besaß Deutschland im Jahre 1909 1474 Gaszentralen, welche öffentlichen Zwecken dienten. Von diesen erzeugten 1310 Zentralen (= 88.87 Proz.) Steinkohlengas und Mischgas, 99 Zentralen (= 6.72 Proz.) Azetylen, 55 Luftgas (= 3.73 Proz.) und nur 9 Ölgas und eine Anlage Wassergas. Am wichtigsten sind unter diesen Anlagen unbedingt diejenigen der ersten Gruppe, da die höchste Jahresleistung sowohl der Azetylen- wie der Luft- und Ölgasanlagen 160,000 Kubikmeter nicht übersteigt, was einem Versorgungsgebiet mit höchstens 6000 Einwohnern entspricht. Die große Mehrzahl der mit Steinkohlen arbeitenden Leuchtgasanstalten stellt im Gegensatz eine durchschnittliche Menge von 100-—500,000 Kubikmeter Leuchtgas her, entsprechend der Einwohnerzahl eines Versorgungsgebietes von etwa 5000—10,000 Einwohnern. Eine erhebliche weitere Reihe von Gasanstalten produziert ferner jährlich 500,000 bis 5 Millionen Kubikmeter Leuchtgas, entsprechend einer Einwohnerzahl von etwa 10,000—60,000. Neben ganz großen Anlagen, deren Zahl allerdings gering ist, die aber eine Jahresproduktion von 20 bis über 100 Millionen Kubikmeter haben, gibt es allerdings auch Zentralen mit einer verhältnismäßig kleinen Leuchtgasgewinnung, welche in ihrem Umfang etwa den Azetylen-, Luft- und Ölgasanlagen entsprechen. Es zeigt sich demnach in der Leuchtgasindustrie, daß die mittleren Betriebe vorherrschend sind, während der Riesenbetrieb wie der Kleinbetrieb Ausnahmeerscheinungen darstellen. Diese Verhältnisse dürften sich aber mit der Zeit wahrscheinlich auch in der Gasindustrie zugunsten der größeren Anlagen verschieben, nachdem sich die Errichtung von Fernheizwerken wie in München, Dresden, Berlin usw. durchaus bewährt hat und nachdem in dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet die Tendenz zur Stillegung kleinerer Gasanstalten und ihr Ersatz durch die Produktion der Kokereigase sich vielfach bereits mit Erfolg durchgesetzt hat. So heißt es in dem Jahresbericht des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund für 1910: „In den letzten Jahren sind verschiedene im Innern des Industriereviers gelegene Städte dazu übergegangen, ihr Leuchtgas von benachbarten Steinkohlengruben zu beziehen*). Die damit gemachten Erfahrungen waren so gut, daß diese Städte ihre eigenen Gaswerke stillgelegt haben. Im letzten Jahr ist auch die außerhalb des Bezirks liegende Stadt Barmen diesem Beispiel gefolgt, und weitere Städte, teils innerhalb, teils außerhalb des Reviers, stehen in Unterhandlung

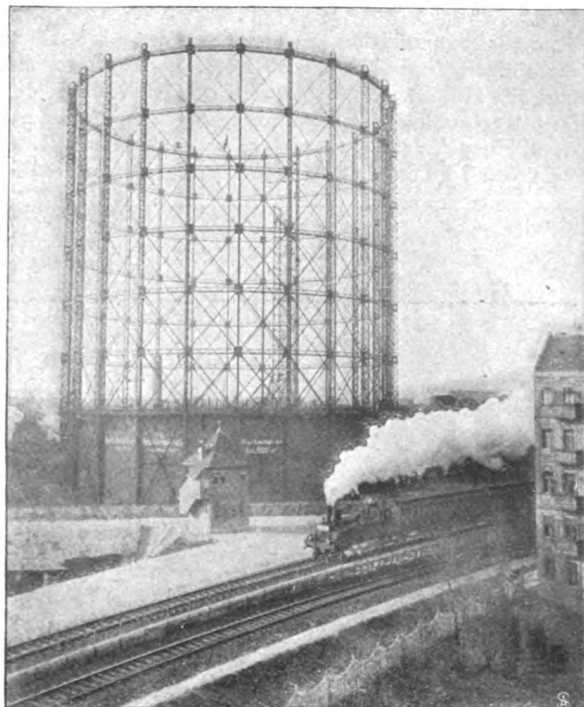
*) Das Verfahren zur Gewinnung von Leuchtgas und Koks auf den Kohlenzechen ist prinzipiell das gleiche wie in den Gasanstalten, nur sind die Dimensionen der Öfen dort viel größere.



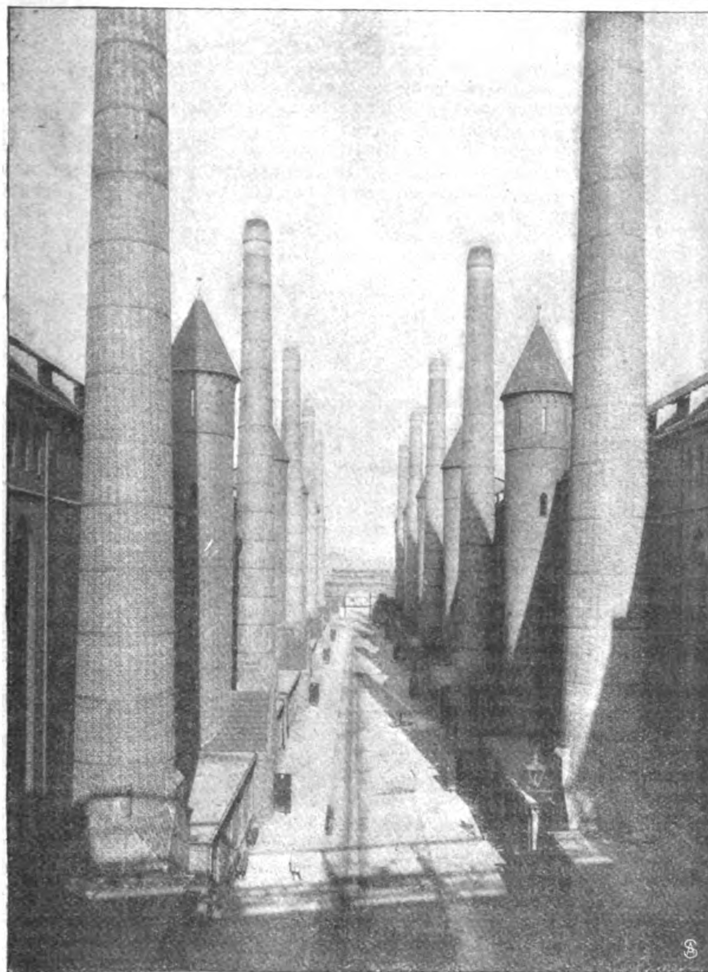
Entladeseite der schrägliegenden Retorten in Tegel.

wegen Gasbezugs von den Kokereien. Die Verwendung der Kokereigase bietet den Städten zweifellos große Vorteile, da der Bezugspreis wesentlich geringer ist als die Herstellungskosten in eigenen Gasanstalten. Da nach einer Berechnung täglich noch rund 5 Millionen Kubikmeter Gas auf den Gruben des Industriereviers verloren gehen, die einen Jahreswert von mehr als 30 Millionen Mark darstellen, so wäre in volkswirtschaftlichem Interesse die Nutzbarmachung dieser Werte sehr zu begrüßen. Bedenken technischer Natur dürften durch die guten Erfahrungen hinlänglich widerlegt sein, die man nicht nur in Amerika mit den dort sehr langen Gasfernleitungen, sondern auch in Deutschland und vor allem in der Schweiz mit zahlreichen Hochdruckfernleitungen gemacht hat."

Die Versorgung der Bevölkerung mit Leuchtgas gehört heute unbedingt mit zu den wichtigsten Aufgaben der deutschen Stadtverwaltungen, in deren Besitz sich der größte Teil der Gasanstalten gegenwärtig befindet. Bekanntlich hat das Privatkapital und vor allem eine Reihe englischer Gesellschaften, darunter zuerst die 1824 in London gegründete „Imperial Continental Gas-Association", die Initiative in der Errichtung von Gasanstalten auf deutschem Boden ergriffen, denn die beiden ersten größeren Zentralen in Berlin und Hannover im Jahre 1826 wurden von dieser Gesellschaft gebaut, aber schon früh und zuerst im Königreich Sachsen haben auch die Behörden dieser Frage ein tätiges Interesse entgegengebracht, wie aus der Errichtung städtischer Anlagen in Dresden im Jahre 1828 und in Leipzig im Jahre 1838 hervorgeht. Berlin, dessen Leuchtgasversorgung gegenwärtig durch die genannte englische Gesellschaft und städtische Gasanstalten versehen wird, erhielt erst im Jahre 1844 ein städtisches Gaswerk. Noch Anfang der sechziger Jahre waren aber $^3/_4$ der Gaswerke in Privathänden, während im Jahre 1908 der städtische Besitz zu $^2/_3$ und der Privatbesitz zu $^1/_3$ geschätzt werden kann. Im allgemeinen werfen die Leuchtgasanstalten eine gute Rente ab, und in vielen Gemeinden stellen sie den größten Einnahmeposten nach den unmittelbaren Steuern dar. Auch die Privatgaswerke weisen meist eine befriedigende Rentabilität auf, und einige große Werke haben sogar Dividenden von 15 und 20 Proz. und mehr ausschütten können. Das in deutschen Gaswerken angelegte Kapital, welches im Jahre 1896 rund 500 Millionen Mark betrug, war im Jahre 1908 bereits auf $1^1/_2$ Milliarden Mark angewachsen, demgegenüber zeigt die englische Gasindustrie, in der allerdings bis zum Jahre 1906 das Anlagekapital schon auf 2.48 Milliarden gewachsen war, in neuerer Zeit eine viel weniger lebhafte Entwicklung. Der Gesamtwert der von der deutschen Leuchtgasindustrie hergestellten Erzeugnisse, d. h. des Leuchtgases, des Gaskoks, des Teers,



Riesengasometer
der Gasanstalt in Schöneberg.



Retortenhof der Berliner Gaswerke in Tegel.

Ammoniaks und der sogenannten ausgebrauchten Gasreinigungsmasse läßt sich nach Bertelsmann auf rund 380 Millionen Mark jährlich schätzen, wobei der Hauptwert, nämlich 315 Millionen Mark, vom Leuchtgas allein geliefert wird, sofern man einen mittleren Preis von 15 Pfennig pro Kubikmeter annimmt. Die



Phot. Max Schrader, Berlin.

Waggonkipper

zum Entladen der mittels Bahn eintreffenden Kohlen mit eingebauter Staubabsauganlage und Staubsammler (Tegel).

Zahl der in der Leuchtgasindustrie beschäftigten Arbeiter betrug Anfang 1911 rund 56,000 Arbeiter und etwa 5000 Beamte, deren Löhne und Gehälter mindestens einen Betrag von 70—80 Millionen Mark ausmachten. Die Bedeutung der Leuchtgasindustrie ist aber damit noch keineswegs erschöpft, da sie einer ganzen Reihe anderer Industriezweige, wie der Fabrikation von Gasbrennern, Beleuchtungskörpern, Heiz- und Badeöfen, Kochern und endlich den mit dem Bau von Gaswerken beschäftigten zum Teil sehr bedeutenden und kapitalkräftigen Gesellschaften reichliche Arbeitsgelegenheit gibt. Obgleich 934 Gaswerke das Rohrlegergeschäft selbst betreiben, gibt es ferner nicht weniger als 26,000 selbständige Gasrohrleger.

Diese kurze wirtschaftliche Übersicht zeigt jedenfalls, daß die deutsche Leuchtgasindustrie für das gesamte Wirtschaftsleben einen wichtigen Kulturfaktor darstellt, dessen Entwicklung in technischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht noch keineswegs als abgeschlossen erscheint, um so mehr, als in Zukunft die Gaswerke viel mehr als gegenwärtig Wärme- und Kraftzentralen als Lichtzentralen darstellen dürften.

Neue Erfolge der deutschen Industrie in Argentinien.

(Von unserem Spezialberichterstatter.)

R. Buenos Aires.

Einen sehr erfreulichen Erfolg hat die deutsche Schiffbauindustrie innerhalb der letzten Monate in Argentinien davongetragen. Der neue Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Cap Finisterre" hat der deutschen Flagge das blaue Band des Ozeans in der Fahrt über den Äquator gebracht, das bisher die italienische „Principessa Mafalda" innehatte. Der Dampfer legte den Weg von Lissabon nach Buenos Aires in nur wenig mehr als 14 Tagen zurück, während die schnellsten Schiffe anderer Linien mindestens 15½ Tage brauchen, um diese Strecke zu durchfahren. Aber nicht nur seine Schnelligkeit bedeutet eine erhebliche Verbesserung des Verkehrs nach dem La Plata, auch seine Einrichtungen sind denen aller rivalisierenden Dampfschiffe italienischer oder englischer Herkunft überlegen, von den französischen und spanischen gar nicht zu reden. Der bei Blohm & Voß erbaute Dampfer hat eine Wasserverdrängung von 16.000 Tonnen und eine Maschinenstärke von 11.000 Pferden. Daß nichts vergessen wurde, um den 500 Passagieren der ersten und zweiten Klasse das Leben an Bord angenehm zu machen, ist selbstverständlich. Da gibt es eine Reihe eleganter Salons, einen Wintergarten, eine Turnhalle, ein Schwimmbassin. Auch für die 900 Zwischendeckpassagiere ist gut gesorgt. So luftige, hygienische Unterkunftsräume wie auf diesem Meisterwerk deutscher Technik gibt es auf keinem anderen zum Plata steuernden Dampfer. Da ist es denn auch kein Wunder, wenn die Plätze auf dem Schiff auch auf seiner zweiten Heimreise, die es kürzlich von hier aus antrat, sofort belegt waren. Es gilt für schick unter den Argentiniern der Gesellschaft, eine Reise auf dem „Cap Finisterre" gemacht zu haben. Manche Leute reisen nur aus diesem Grunde nach Europa und kommen nach 14tägigem Aufenthalt daselbst mit dem gleichen Schiffe wieder zurück. So sichert denn dieser kostspielige Neubau der deutschen Schiffahrt auf längere Zeit hinaus den Löwenanteil am Passagierverkehr zwischen Europa und den Plataländern. Ob es überhaupt möglich sein wird, den „Cap Finisterre" noch zu übertreffen, ist mehr als zweifelhaft. Der Dampfer bietet alles, was ein Schiff seines Tonnengehaltes bieten kann, und größere Schiffe sind für den flachen Platastrom ungeeignet. An den Kanälen, die für die Ein- und Ausfahrt des Hafens von Buenos Aires angelegt worden sind, muß ständig gearbeitet werden, da sie der Versandung allzusehr ausgesetzt sind. Trotzdem kommt es nicht selten vor, daß einer der großen Passagierdampfer im Schlick festsitzt, bis ein günstiger Wind ihn aus seiner ungemütlichen Lage befreit.

Bedeutsamer noch als der mit dem genannten Passagierdampfer von Deutschland errungene Erfolg ist der Umstand, daß nunmehr, und zwar zum ersten Male, Kriegsschiffe deutscher Herkunft in die argentinische Flotte eingereiht werden. Es sind dies vier Torpedobootzerstörer, von denen zwei bei Schichau, zwei bei der Germaniawerft erbaut worden sind. Es ist hier bekannt geworden, daß die zur Beaufsichtigung des Baues dieser Schiffe nach Europa entsandte Kommission argentinischer Marineoffiziere sich außerordentlich anerkennend über die Leistungen der genannten Werften ausgesprochen hat. Sie werden weit über diejenigen der französichen und englischen Werften gestellt, die ebenfalls für die argentinische Marine je vier Torpedobootzerstörer liefern. Das ist erklärlich, denn mit den deutschen Schiffen wurden die Lieferungsbedingungen ausnahmslos übertroffen, während diese von der Konkurrenz, namentlich den Franzosen, nicht durchweg erfüllt worden sind. Anstatt 32 Knoten in der Stunde haben bei den Probefahrten die deutschen Zerstörer 34.3, die englischen 31.5, die französischen aber nur 28 bis 29 Knoten gemacht. Die argentinische Presse äußert sich höchst mißmutig über das Versagen der letzteren, tadelt das Marineministerium, das „hochmoderne Schiffe mit unmoderner Geschwindigkeit" kaufe, und gibt der Ansicht Ausdruck, daß das ganze Geschwader von 12 Torpedobootzerstörern in Deutschland hätte gebaut werden müssen. Diese Erkenntnis wird nun hoffentlich dahin führen, daß der dritte große Dreadnoughtpanzer, den Argentinien wohl in diesem Jahre noch in Auftrag geben wird, an Deutschland fällt.

Wenn auch die großen Erweiterungsbauten am Hafen der argentinischen Hauptstadt leider nicht an deutsche Firmen, sondern an die englische Firma Walker gefallen sind, so hat die deutsche Industrie sich doch eine Reihe wertvoller, mit diesem Hundert-Millionen-Bau zusammenhängender Aufträge gesichert. So bauen die Firmen Ph. Holzmann und Weyß und Freytag eine Reihe von Lagerhäusern am Hafen. Die Maschinenfabrik Augsburg hat zwanzig große elektrische Krane dorthin zu liefern, während in Bahia-Blanca die Erweiterung des Kriegshafens und die Anlage eines Trockendocks für die großen Panzerschiffe durch das deutsche Haus Dyckerhoff und Widmann bereits ziemlich weit vorgeschritten ist. Auch die Untergrundbahn in Buenos Aires wird ein Kind deutscher Unternehmungslust und Technik sein. Sie wird von der deutschen Über-

seeischen Elektrizitäts-Gesellschaft gebaut, die wiederum die Ausführung der Tunnelbauten der Firma Holzmann übertragen hat.

In dem weltumspannenden Kampf zwischen der Telefunken-Gesellschaft und der von englischer Seite unterstützten Marconi-Gruppe scheint in Argentinien die erstere auf der ganzen Linie Sieger zu bleiben. Argentinien hat bereits eine Reihe von Küsten- und Schiffsstationen dieses Systems und vermehrt sie andauernd. Auch für das Heer sind einige fahrbare Stationen in Auftrag gegeben. Immer mehr beginnt man hier den Nutzen der drahtlosen Telegraphie einzusehen. Diese ist für ein Land von so gewaltiger Ausdehnung mit einer verhältnismäßig so geringen Einwohnerzahl, ein Land, in dem die einzelnen Bevölkerungszentren oft Hunderte von Kilometern voneinander entfernt liegen, ja auch das gegebene Verbindungsmittel.

Wichtiger aber als alle diese Dinge scheint für die Zukunft Argentiniens die Tätigkeit der deutschen „Internationalen Bohrgesellschaft" zu Erkelenz werden zu wollen. Es ist bekannt, daß Argentinien zwar einzelne große Ströme, dafür aber einen ganz auffallenden Mangel an kleineren Wasserläufen hat. Man kann auch in der Pampa einen Tag lang reiten, ohne auch nur ein Wasserloch, geschweige denn ein fließendes Gewässer anzutreffen. Daher hielt man ja auch lange Zeit das ganze Innere der Republik für völlig unbrauchbares Steppenland. Nur dort, wo sogen. „Lagunas" (Teiche) vorhanden waren, konnte Mensch und Vieh leben. Der Rest war wertlos. Da kam die nordamerikanische Erfindung des Windmotors, der Grundwasser, wenn sein Spiegel nicht sehr tief liegt, mühelos an die Oberfläche befördert. Diese einfache Erfindung erschloß Hunderttausende von Qudratkilometer der Besiedelung. Immer aber blieben noch sehr bedeutende Flächen Landes übrig, wo Grundwasser entweder gar nicht oder doch in zu bedeutender Tiefe vorhanden war, um mit den bisher gebräuchlichen Mitteln gefunden und gehoben werden zu können. Hier setzt nun die Tätigkeit der genannten deutschen Gesellschaft ein, die für das Gebiet der Republik eine Tochtergesellschaft, die „Compañia Argentia de Perforationes" gegründet hat. Diese hat in bisher für völlig wasserlos gehaltenen Gegenden ihre Versuche angestellt und damit fast ausnahmslos Erfolge erzielt. In Tiefen von 600 bis 800 Metern wurde an vielen Stellen brauchbares Wasser gefunden, nachdem man in geringen Tiefen auf Salzwasser gestoßen war. Den Rekord hat das Bohrloch bei Beazley, das bis auf 1000 Meter in das Erdinnere getrieben wurde.

Besonders ergiebig ist die Bohrung bei Argerich an der Südbahn, westlich von Bahia Blanca, gewesen. Dort stieß man in 720 Meter Tiefe auf einen außerordentlich kräftigen Süßwasserhorizont, der mit einer Temperatur von 60 Grad Celsius und einer Mächtigkeit von 5000 Hektoliter in der Stunde zutage trat. Welcher Segen aus dieser einen Quelle, die durch die Kunst deutscher Techniker inmitten einer völlig wasserlosen Zone ans Licht gezaubert wurde, erblühen kann, ist kaum zu ermessen. Die öde Landschaft wird sich bald in ein blühendes Gefilde verwandeln; denn alles, was dem jungfräulichen Boden fehlt, um glänzende Erträge zu liefern, ist Wasser. An Stelle einer dürftigen Schafweide werden Getreidefelder und Alfalfaweiden dem Besitzer ebenso glänzende Erträgnisse abwerfen wie in anderen Gegenden der Republik. Mit der Tätigkeit der deutschen Bohrgesellschaft eröffnet sich für ganze Provinzen jedenfalls eine neue, glückverheißende Perspektive. Mögen deutsche Kolonisten die ersten sein, die von dieser hervorragenden Kulturarbeit ihrer Landsleute Nutzen ziehen!

Handel und Verkehr.

Die Stahl- und Eisenproduktion Deutschlands, Englands und Amerikas. Unter den an der Stahl- und Eisenproduktion beteiligten Ländern steht Deutschland seit mehreren Jahren sowohl für die Stahl- wie für die Eisenproduktion an zweiter Stelle; dagegen ist England, das vor nicht allzu langer Zeit die Führung hatte, an den dritten und vierten Platz zurückgedrängt worden. Den ersten Platz behauptet jetzt mit einem anscheinend unerreichbaren Vorsprung die nordamerikanische Union. Jedoch ist in den Vereinigten Staaten von Amerika die Produktionsentwicklung in den letzten Jahren nicht gleichmäßig gewesen. In der Eisenproduktion war der Ertrag des Jahres 1911 — die Gewichtsmenge betrug 23.6 Millionen Tonnen — um 2.2 Millionen geringer als im Jahre 1909 und um 3.7 Millionen geringer als im Jahre 1910. Auch in der Stahlindustrie ist das Jahr 1911 mit einer Produktion von 22.5 Millionen Tonnen hinter der Produktion der beiden Vorjahre, die nahezu 24 Millionen in 1909 und über 26 Millionen in 1910 betragen hatte, beträchtlich zurückgeblieben. Deutschland hat dagegen seine Eisenproduktion fortgesetzt gesteigert: von 12.9 in 1909 auf 14.8 Millionen in 1910 und 15.5 Millionen in 1911. Auch die Stahlproduktion zeigt steigenden Verlauf mit 12 Millionen im Jahre 1909 und 13.7 Millionen in 1910. Auch England erfreut sich einer fortgesetzten Zunahme seiner Eisen- und Stahlproduktion, die aber so wenig beträchtlich ist, daß der Vorsprung, den Deutschland gegenüber England besitzt, immer größer wird. Während im Jahre 1909 der Überschuß der deutschen Eisenproduktion über die englische erst 3.4 Millionen Tonnen betrug, belief er sich im Jahre 1910 bereits auf nahezu 4.8 Millionen und wird für das Jahr 1911, das nach einem Bericht des Kaiserlichen Generalkonsulats in London eine den Betrag von 10 Millionen Tonnen nicht viel übersteigende Eisenproduktion erwarten läßt, wohl die Größe von 5.5 Millionen erreichen. Ebenso hat sich in der Stahlproduktion der Vorsprung Deutschlands gegenüber England erhöht, von 6.2 Millionen im Jahre 1909 auf 7.7 Millionen im Jahre 1910. Frankreich befindet sich ungefähr in gleicher Lage wie England, seine Stahl- und Eisenproduktion macht Fortschritte, kann aber in der Produktionssteigerung den Wettbewerb mit den Vereinigten Staaten und Deutschland nicht mehr aufnehmen. Frankreich steht mit einer Eisenproduktionsmenge von 4.4 Millionen Tonnen im Jahre 1911 und mit einer Stahlproduktionsmenge von 3.7 Millionen Tonnen in der Reihe der vier Länder an letzter Stelle. Die enorme Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten tritt besonders deutlich in Erscheinung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Jahre 1910 die Eisenproduktion der Vereinigten Staaten nur um 1½ Millionen Tonnen geringer war als in der Eisenproduktion Deutschlands, Englands und Frankreichs zusammengenommen, und wenn man sich ferner vergegenwärtigt, daß die Stahlproduktion der Vereinigten Staaten von Amerika in dem gleichen Jahre um über 3 Millionen Tonnen größer war als die in Deutschland, England und Frankreich erzielte Produktionsmenge.

Die Ausfuhr von Fahrrädern hat in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres gegen die gleiche Zeit in 1911 eine außerordentliche Steigerung erfahren. Im Januar bis April 1912 wurden 53,108 Stück Fahrräder und 1039 Stück Motorfahrräder exportiert, in derselben Zeit des Vorjahres waren nur 46,457 Stück Fahrräder und 535 Stück Motorfahrräder ins Ausland versandt worden. Die geringen Einfuhrziffern fallen demgegenüber gar nicht ins Gewicht. In den letzten Jahren ergab sich für die Monate Januar bis April folgendes Bild von der Bewegung der Fahrradausfuhr in Doppelzentnern:

	1909	1910	1911	1912
Fahrräder	5520	6852	6914	8111
Motorfahrräder	533	535	681	1015

Der Export von Motorfahrrädern ist dauernd gestiegen auch im Krisenjahr 1909. Dagegen sank die Ausfuhr von Fahrrädern von 1908 auf 1909 auf die Hälfte, und der günstige Stand von 1908 ist trotz der inzwischen eingetretenen Besserung heute noch nicht wieder erreicht. Dem Werte nach bringt die Ausfuhr von Motorfahrrädern in den Berichtsmonaten eine Steigerung von 535,000 M. auf 797,000 M. Nur nach vier außerdeutschen Ländern wurden Motorräder geliefert. Der Export nach Dänemark stieg von 92 Doppelzentner auf 199 Doppelzentner, der nach Rußland von 142 Doppelzentner auf 188 Doppelzentner. Großbritannien erhielt 122 Doppelzentner, Oesterreich 65 Doppelzentner. Der Ausfuhrwert der Fahrräder erhöhte sich von 2.99 Millionen Mark auf 3.43 Millionen Mark. Die Hauptabsatzgebiete unserer Fahrradfabrikation sind die Niederlande, die allein 2710 Doppelzentner empfingen, sodann die Schweiz mit 1449 Doppelzentner und Rußland mit 1303 Doppelzentner. Nach allen wichtigen Absatzländern sind mehr Fahrräder als im Vorjahre exportiert worden.

Die deutsche Warenausfuhr. Von 1891 bis 1911, also in zwei Jahrzehnten, ist unsere Warenausfuhr von 3175 auf 8103 Millionen Mark an Wert gestiegen. Das ist eine Zu-

nahme von annähernd 5 Milliarden Mark oder von 155 Prozent. Allein im letzten Jahrzehnt, von 1901 bis 1911, hat die Zunahme 3672 Millionen Mark betragen. Zum guten Teil beruht diese Entwicklung darauf, daß in unserer Ausfuhr der Anteil hochwertiger Fertigfabrikate immer größer wird. Entfallen doch rund zwei Drittel unserer gesamten Warenausfuhr auf Fertigfabrikate, und unter ihnen nehmen die Qualitätswaren einen breiten Raum ein. Leider wird Deutschland noch immer viel zu sehr als Fabrikationsland für billige, geringe Waren angesehen, eine Ansicht, die im Ausland auch vielfach von unseren Konkurrenten böswillig verbreitet wird. Es ist daher zu begrüßen, daß jetzt die deutsche Industrie energisch diese Meinung zu bekämpfen sucht.

Eine Biographie Morgans. Die Entwicklung der großen wirtschaftlichen Persönlichkeiten kennen zu lernen, ist von besonderem Reiz. Speziell die amerikanischen Finanzgrößen, deren Namen die ganze Welt beherrschen, üben auf das Publikum eine starke Anziehungskraft aus. Man möchte wissen, wie die wenigen Glücklichen, die den Begriff der Milliarde in die Praxis übersetzt haben, wurden, was sie geworden sind. Der stärkste Faktor in der amerikanischen Wirtschaft ist ohne Zweifel der Bankier John Pierpont Morgan. Die letzten Etappen des amerikanischen Wirtschaftslebens sind ganz von seinem Einfluß erfüllt. Keiner der anderen Zentimillionäre, mag er Rockefeller, Vanderbilt oder Hill heißen, hat eine so universale Stellung in der Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten wie Morgan. So erklärt sich das Interesse an seinem Werdegang von selbst. Im Verlag von William Heinemann in London ist die Lebensgeschichte Morgans erschienen, verfaßt von Carl Hovey. Da Morgan das Buch selbst durchgesehen hat, so darf man es als eine Selbstbiographie bezeichnen. Auch Rockefeller hat sein Leben selbst erzählt und darzustellen versucht, daß die öffentliche Meinung ihm in vielen Angelegenheiten unrecht tat. In der Lebensbeschreibung Morgans werden die großen Transaktionen des Milliardärs gleichfalls unter anderen Gesichtspunkten gezeigt, wie die waren, unter denen sie die Kritik sah. Zum Unterschied von Rockefeller und manchem anderen Multimillionär stammt Morgan aus reichem Hause. Sein Vater war Bankier und konnte ihm eine gute Erziehung geben. In Göttingen studierte Morgan Mathematik und war im übrigen mehr Literat als Geschäftsmann. Da reizte ihn der Kampf mit zwei der verwegensten amerikanischen Spekulanten. Jim Fisk und Jay Gould wollten sich die Kontrolle über die Albany- und Susquehanna-Eisenbahn verschaffen und dazu die bekannten Gewaltsmanipulationen anwenden. Gegen diesen Plan wurde Morgan in die Schranken gerufen. In dem Buch ist mit dramatischer Anschaulichkeit geschildert, wie die beiden Parteien sich unterzukriegen suchten. Auf den Gleisen der Eisenbahn wurden Schlachten geliefert, Zusammenstöße in Szene gesetzt und der Verkehr vollkommen unterbunden. Erst durch das Eingreifen der Regierung konnte Ordnung geschafft werden, und Morgan hatte den ersten Erfolg im Bereich der amerikanischen Eisenbahnen zu verzeichnen. Morgan hat wiederholt in die geschäftliche Entwicklung eingegriffen und sich, wenn man will, als Retter erwiesen. Aber er hat die Unterstützungen, die er dem Staat oder der Börse brachte, nicht umsonst geleistet, sondern sich gut dafür bezahlen lassen. Bekannt ist das Eingreifen des großen Bankiers in die Finanzkrisis des Jahres 1907, als er im Kampfe um die Trusts gegen Roosevelt Sieger blieb. Das größte Unternehmen, das er schuf, ist der Stahltrust, der zurzeit einer peinlichen gerichtlichen Untersuchung über die Berechtigung seines Monopols ausgesetzt ist. Daß Pierpont Morgan ein Mensch von großem Format ist, kann ihm auch sein Gegner nicht abstreiten. Und derartige Persönlichkeiten haben ein Recht, mit anderen Maßen gemessen zu werden wie der Normalmensch.

Tropenhygiene.

Der Kampf gegen die Mücken.

Nachtrag zu dem Artikel in Nr. 21 der „Export-Woche".

Verschiedene Anfragen veranlassen mich, noch kurz auf die Technik der Ausräucherung der überwinternden Mücken zurückzukommen. Ich kann mich hier um so kürzer fassen, als ich in einem späteren Aufsatze über die Bekämpfung des Gelbfiebers diese Methoden näher beschreiben muß. Für heute möchte ich nur das Verfahren erwähnen, das im Vorjahre Marine-Oberstabsarzt Prof. Mühlens im Auftrage des Hamburgischen Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in der hamburgischen Waldgemeinde Wohldorf-Ohlstedt angewendet hat. Es gelang ihm, das herrliche, jedoch wegen seiner enormen Mückenplage gefürchtete Waldgebiet von 178 ha fast ganz von seinen Plagegeistern zu befreien. Die Keller oder Ställe, die ausgeräuchert werden sollten, wurden wie bei Desinfektionen möglichst luftdicht abgedichtet. Die Ausräucherung wurde mit Dalmatiner Insektenpulver vorgenommen, das auf am Boden ausgebreitete Wattebäusche geschüttet wurde. Die Watte wurde am Rande angezündet und verbrannte langsam mit dem Pulver. Es wurden 4 bis 8 g Pulver auf je ein Kubikmeter Luftinhalt gerechnet, je nachdem es möglich war, die Räume abzudichten. Der Rauch wirkte dann gewöhnlich über Nacht derartig stark ein, daß am anderen Morgen die Mücken in Massen tot auf dem Boden lagen. Auch Versuche, durch Ausspritzungen die Mücken zu töten, führten zu vollem Erfolge. Der Chemiker Giemsa des Tropeninstituts hatte dazu eine Flüssigkeit zusammengestellt, die aus einem alkoholischen Extrakt aus Chrysanthemumblüten, Kaliseife, Glycerin und Petrachlorstoff besteht. Mit einer Handfeuerspritze wurden die Mücken an den Wänden angespritzt und sofort getötet. Außerdem wurde gegen die Eier und Larven im Walde die „hydraulische Assanierung" mit Energie durchgeführt. Ich hatte Gelegenheit, mich im Vorjahre persönlich von dem Gange und dem Erfolge dieses großzügig geführten Feldzuges zu überzeugen. Prof. Mühlens hat darüber ausführlicher in der Umschau 1911, Nr. 52, berichtet.

Stabsarzt Dr. Lion.

Wichtige Medikamente für die Tropen.

Von Dr. med. Hey, Bückeburg.

II.

Ein weiteres, ebenfalls vielseitiges Präparat ist die Universal-Essenz. Sie ist das Produkt erfahrungswissenschaftlicher Forschung und soll dem Bedürfnis entsprechen, ein Mittel zur Hand zu haben, das infolge seiner glücklichen Zusammensetzung, ebenfalls wie das in Nr. 23 der „Export-Woche" erwähnte Amol, eine möglichst vielseitige Anwendung gestattet.

In den Tropen ist nicht jedermann in der Lage, über eine Apotheke zu verfügen, aus der er bei eintretender Krankheit oder Unwohlsein das entsprechende Mittel wählen könnte. Aus diesem Grunde sollte man erprobte, vielseitige Medikamente bei sich haben, um im Falle der Not gerüstet zu sein.

Die Universal-Essenz besteht in der Hauptsache aus dem Extrakt der Hamamelie virginica, den Dr. Humphrey marvel of healing (Heilwunder) nannte. Diesem Extrakt sind noch andere heilkräftige Ingredienzien beigefügt, so daß man mit Recht von einer „Universal"-Essenz sprechen kann.

Alle entzündlichen Erscheinungen, wo und welcher Art sie auch sein mögen (innerlich und äußerlich), werden durch diese Essenz günstig beeinflußt. Ferner hat sie sich als besonders wertvoll bei allen inneren Blutungen, seien es Lungen-, Magen-, Darm- oder sonstige Blutungen, erwiesen. Endlich bei Rheumatismus, innerlich und äußerlich, sowie bei Dyspepsie und als Stromachicum. Bei Hautkrankheiten, besonders „Rotem Hund", und bei allen Unreinigkeiten der Haut beseitigt sie nicht nur die lästigen Symptome, sondern heilt auch. Als geradezu spezifisch wirkt die Universal-Essenz bei Hämorrhoiden. Für die äußere Anwendung bedient man sich zweckmäßig der ähnlich zusammengesetzten Universal-Salbe.

Da auch dieser Essenz eine ausführliche Gebrauchsanweisung beiliegt, kann ich auf weitere Details verzichten und will nur nochmals beide Mittel bestens empfehlen. Amol und Universal-Essenz haben mir in meiner ausgedehnten Tropenpraxis bei Europäern und Eingeborenen vorzügliche Dienste geleistet, und ich würde mich freuen, wenn durch diese Zeilen diesen beiden Wohltätern der Weg nach unseren Kolonien zum Wohle und Nutzen der Kolonisten gebahnt würde.

TECHNISCHE WOCHE

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Kesselfeuerungen mit flüssigem Brennstoff. Die großen Vorteile der Feuerung mit flüssigem Brennstoff sind auch in Deutschland längst erkannt worden; zur Einführung in größerem Maßstabe für Kesselbetriebe ist es jedoch bisher nicht gekommen, da die ausländischen Oele infolge der hohen Frachtkosten und des Zolles zu hoch im Preise stehen. Im letzten Jahrzehnt haben sich aber auch, wie wir der Zeitschrift für praktischen Maschinenbau entnehmen, in Deutschland die Verhältnisse günstiger gestaltet, weniger infolge der Erschließung von Erdölquellen (im westlichen Deutschland), da deren Produktion nur beschränkt ist (etwa 140,000 Tonnen jährlich), als hauptsächlich infolge der Gewinnung von Oel als Nebenprodukt bei der Braunkohlen- und Steinkohlenteerdestillation, welches unter dem Sammelnamen „Teeröl" bekannt ist. Für die Ausnutzung des Brennstoffes im Dampfkessel kommt der eigentliche Verbrennungsvorgang und die Wärmeübertragung von den gebildeten Verbrennungsgasen an die Heizfläche des Kessels in Betracht. Für den Verbrennungsvorgang ist vor allem die Verbrennungstemperatur kennzeichnend. Nimmt man erstmals an, daß die Verbrennung eine vollkommene, ohne Luftüberschuß sei, daß also alle brennbaren Substanzen des Oeles mit dem theoretisch nötigen Sauerstoffquantum verbrennen, so ergibt sich daraus eine maximale Verbrennungstemperatur, die sich leicht errechnen läßt, da der Heizwert des Brennstoffes und die spezifische Wärme der Gase bekannt ist; dieselbe ist allerdings stark von der Temperatur abhängig, so daß ein Näherungsweg eingeschlagen werden muß. Es lassen sich folgende Vorteile der Feuerungen mit flüssigem Brennstoff anführen: Zur Erzeugung gleicher Wärmemengen genügt bei der Oelfeuerung ein geringeres Brennstoffgewicht; ferner ist infolge der freien Verteilung des Brennstoffes eine gute Vermischung mit dem Sauerstoff der Luft gewährleistet und daher die zur vollkommenen Verbrennung nötige Luftmenge praktisch nahezu der theoretischen gleich. Die Gasmenge ist daher aus beiden Gründen kleiner und die erreichte Verbrennungstemperatur höher. Bei gleicher Heizfläche ist daher die Ausnutzung im Kessel günstiger und die Wärmeverluste sind geringer. Diese Verhältnisse sind für die Beurteilung der beiden Feuerungsarten von großer Wichtigkeit, und schon aus vorstehenden Betrachtungen ist daher zu erkennen, daß nicht nur nach dem Verhältnis der Heizwerte die beiden Brennstoffe beurteilt werden sollen, sondern daß noch wesentliche andere Faktoren die Wärmeerzeugung durch flüssigen Brennstoff vorteilhafter erscheinen lassen.

Die Hey-Steuerung. Die Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft in Dessau (Bamag) hat eine automatische Rauchschiebersteuerung, Patent Hey, ausgebildet, die in einer größeren Zahl von Anlagen mit gutem Erfolge arbeitet, indem sie durch den wechselnden Kesseldruck eine Regelvorrichtung betätigt, welche den Zug entsprechend der Dampfentnahme aus dem Kessel einstellt und nur noch Druckschwankungen von wenigen Zehntel Atmosphären zuläßt. Die Hey-Steuerung besteht aus dem mit Wasser gefüllten Topf, welcher durch ein dünnes Rohr mit dem Kessel verbunden ist und somit unter Kesseldruck steht. In diesen Topf taucht ein elastisches Organ, das aus einer größeren Zahl von Stahlmembranen besteht, die mit Laschen ineinandergreifen und durch Platten, die zwischen ihnen liegen, abgedichtet sind. Oben auf dem Apparat sitzt ein registrierendes Instrument, das die Bewegungen der Membranspindel vergrößert aufzeichnet. Da die Zusammendrückung der Membranen proportional dem Kesseldruck erfolgt, hat man auch ohne weiteres ein Bild von den Druckschwankungen im Kessel. Je nach der gewünschten Empfindlichkeit der Hey-Steuerung wird eine entsprechende Anzahl von Membranen zu einem Körper vereinigt. Die Gesamtempfindlichkeit eines Apparates, d. h. der Druckbereich im Dampfkessel, innerhalb welchem der Rauchschieber völlig geschlossen oder ganz geöffnet wird, beträgt 0.4 bis 0.6 Atmosphären; eine Verstellung des Schiebers

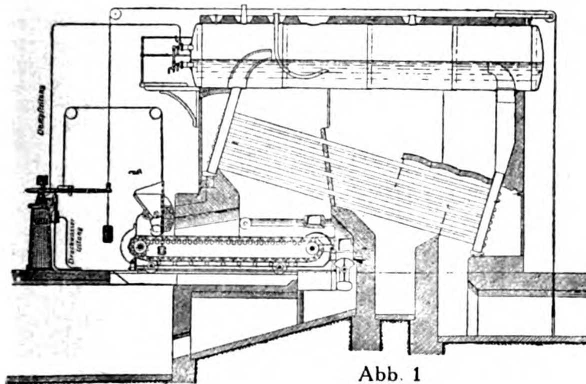


Abb. 1

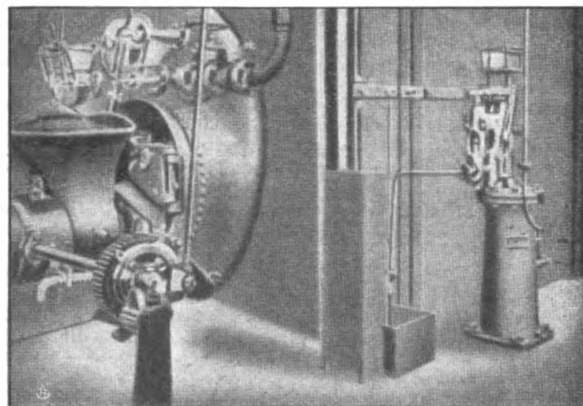


Abb. 2.

überhaupt erfolgt aber schon bei einer Druckschwankung von wenigen Hundertstel Atmosphären, bevor sich am Kesselmanometer dem Heizer irgendeine Aenderung der Spannung bemerkbar macht. Bei einer Reihe von selbsttätigen Feuerungen, wie z. B. bei Kettenrosten, Unterschubfeuerungen usw., kann man die Hey-Steuerung neben dem Zug auch noch den Vorschub des Kettenrostes oder die Schaltgeschwindigkeit der automatischen Feuerung verstellen lassen. So zeigt Abb. 1 einen Wasserrohrkessel, bei welchem sowohl der Vorschub des Kettenrostes als auch die Herstellung des Rauchschiebers von der Hey-Steuerung betätigt wird. Bei Feuerungen, die mit Unterwind oder Preßluft arbeiten, macht es selbst bei Benutzung eines Kohlensäureprüfers (Adosapparat, Oekonomograph usw.) dem Heizer Schwierigkeit, die Preßluft der Kesselbelastung richtig anzupassen. In Abb. 2 ist eine Hey-Steuerung abgebildet, die neben dem Zug noch die Menge der Preßluft einregelt. Der Aufstellungsort der Hey-Steuerung kann beliebig gewählt werden, häufig wird sie mit Vorteil auf dem hinteren Kesselende über dem Rauchschieber angeordnet. Dampf wird keiner verbraucht, sondern lediglich Druckwasser, das einen Druck von mindestens 1½ bis 2 Atmosphären haben muß. Bei diesem Wasserdruck übt der Arbeitskolben eine Kraft von rund 30 kg aus, so daß etwaige Klemmungen oder Widerstände der Rauchschieberführung sicher überwunden werden.

Werkzeugmaschinenbau.

Neue Maschinenfeile. Die ersten Feilenhaumaschinen befriedigten durchaus nicht. Waren die quantitativen Leistungen auch ganz bedeutend, so ließ die Qualität der

hergestellten Feilen doch so sehr zu wünschen übrig, daß auch heute noch in vielen Kreisen eine starke Abneigung gegen alle maschinell gehauenen Feilen besteht. Der Grund liegt, wie die Technische Rundschau schreibt, darin, daß die sonst der Handarbeit zum Vorwurf gemachte Ungleichmäßigkeit auf dem Gebiete der Feilenhauerei ein Vorzug ist. Der Arbeiter vermag gar nicht alle Hiebe einer Feile



Abb. 1. **Feile mit maschinellem Wellenhieb.**

genau parallel und in gleichen Abständen auszuführen. Dadurch entstehen Verschiebungen der einzelnen Zahnreihen gegeneinander, so daß die Zähne versetzt stehen und der eine Zahn dasjenige Material fortnimmt, das die Lücke zweier vorhergehender Zähne hat stehen lassen. Die gleichförmigen, vollkommen parallelen Zahnreihen der ersten Feilenhaumaschinen besaßen diese Eigenschaft nicht, und mit den auf ihnen hergestellten Werkzeugen war man außerstande, eine Fläche sauber zu bearbeiten, es hinterblieben vielmehr nicht zu beseitigende Riefen. Die im folgenden beschriebene Arbeitsweise benutzt den Wellen- oder Schlangenhieb. Abb. 2 zeigt die dazu verwendete Maschine (in der Ausführung von H. Bremicker & Co.), a ist die zu hauende Feile, b der Meißel, welcher in üblicher Weise auf und nieder geht. Der die Feile tragende Tisch wird nun nicht wie gewöhnlich in der Längsrichtung transportiert,

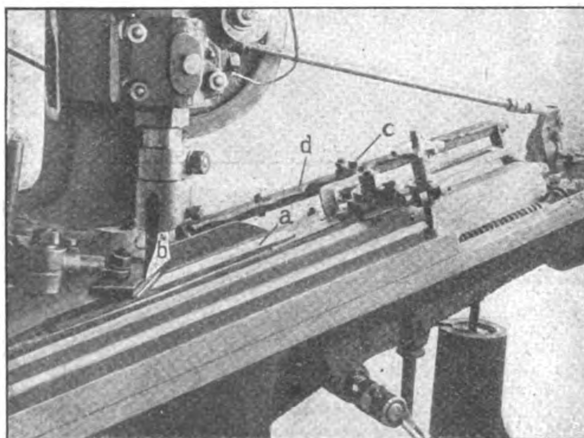


Abb. 2. **Feilenhaumaschine.**

sondern in regelmäßigen oder unregelmäßigen Schwingungen hin und her bewegt. Zu diesem Zweck trägt er eine Rolle c, die durch Federdruck so gegen ein Kurvenlineal gedrückt wird, daß sie in stetem Kontakt mit ihm bleibt und den sie tragenden Tisch zwingt, um ein Gelenk in der Horizontalebene hin und her zu schwingen. Auf diese Weise entsteht der — in Abb. 1 dargestellte — Schlangenhieb, der mit dem Handhieb die gleichmäßige Zahnhöhe sowie die gleichförmige Zahnteilung gemein hat. Ein beachtenswerter Vorteil des Verfahrens besteht darin, daß die Feile unter dem Meißel hin und her wandert und die Meißelschneide somit gleichförmiger abgenutzt wird, als dies bei anderen Maschinen der Fall ist.

Werkstattechnik.

Werkzeugpflege in einer deutschen Turbinenfabrik. Infolge streng durchgeführter Abscheidung und Zentralisation aller nicht rein fabrikatorischen Manipulationen erlangte die Abteilung für den Bau und die Pflege der Werkzeuge in der Turbinenfabrik der A. E. G., wie wir der Zeitschrift für praktischen Maschinenbau entnehmen, beträchtlichen Umfang, so daß von 4000 insgesamt beschäftigten Arbeitern heute auf den Werkzeugbau allein 230 Mann entfallen. Der außer-

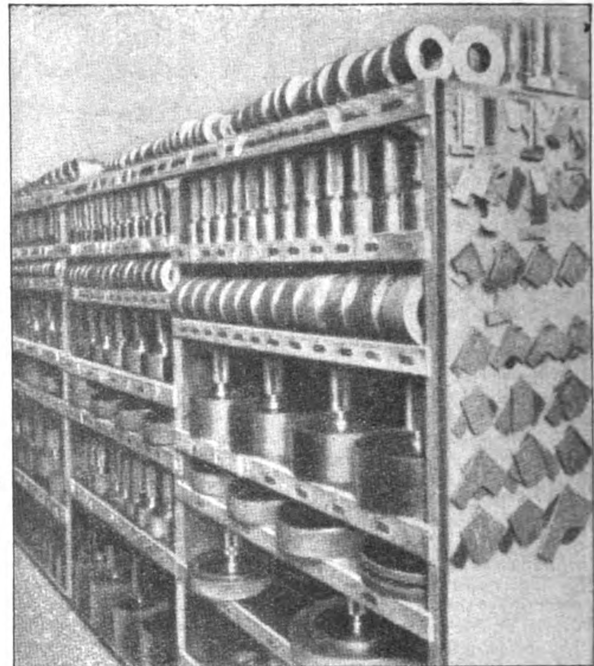


Abb. 1. **Aufbewahrung der Kaliber.**

gewöhnlich große Umfang erklärt sich zum guten Teil auch aus der enormen Mannigfaltigkeit des Fabrikates einer Turbinenbauanstalt. In dem Konstruktionsbureau der Abteilung Werkzeugbau ist den fabrizierenden Werkstätten eine wirksame Hilfe geboten, ihre Vorschläge zur Verbesserung und Vereinfachung der Werkzeuge und Fabrikationseinrichtungen bearbeiten zu lassen und zur Anwendung zu bringen. Durch Prämiierung guter Vorschläge aus der ge-

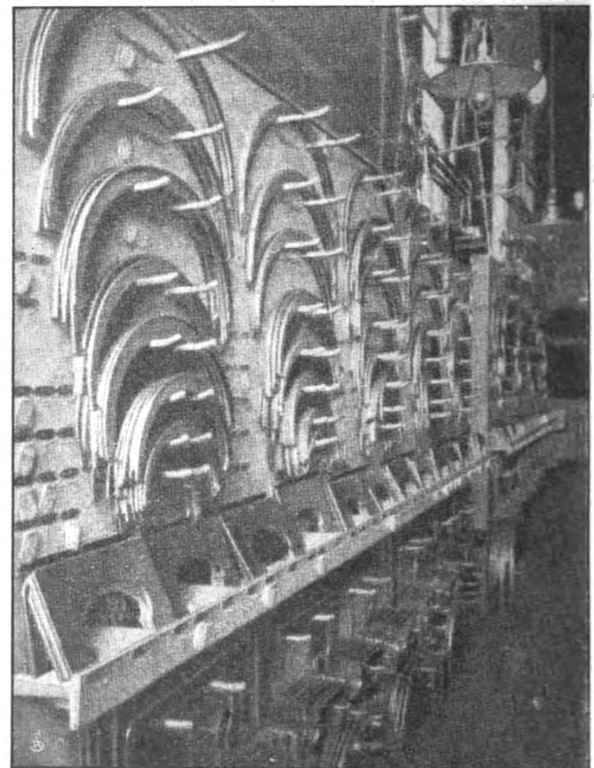


Abb. 2. **Aufbewahrung der Bügelmaße.**

samten Beamten- und Arbeiterschaft ist ein weiterer Ansporn zum Austausch von Erfahrungen und zum steten Fortschritt gegeben. Die Forderung nach Austauschbarkeit aller Einzelteile der gelieferten Turbinen und Dynamos erfordert

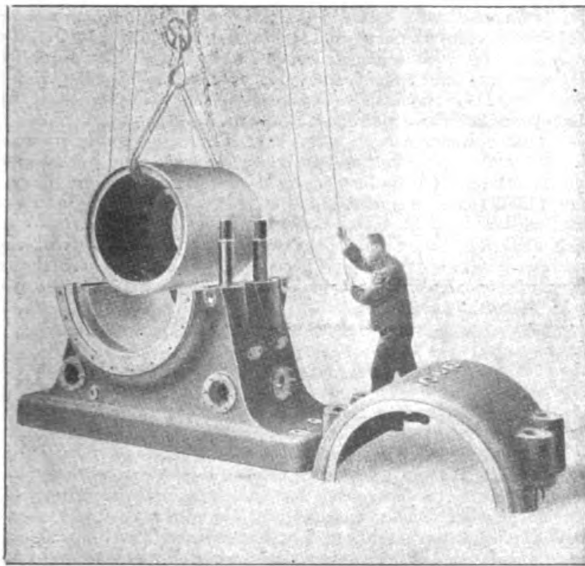


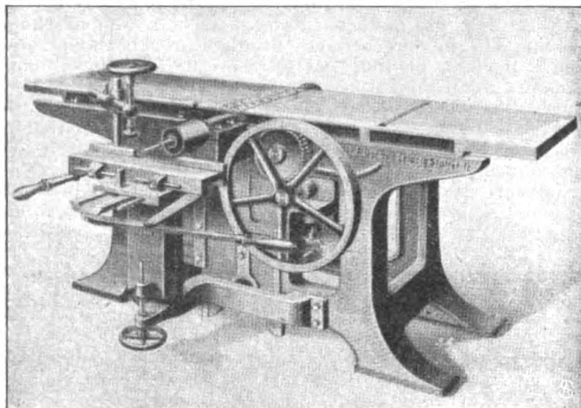
Abb. 3. **Kalibrierung eines Lagerbocks.**

bei einer so vielseitigen und wechselvollen Fabrikation, wie es der Turbodynamobau auch heute noch ist, naturgemäß außer normalisierten und austauschbaren Werkzeugen für allgemeinen Gebrauch einen großen Aufwand an teueren Spezialwerkzeugen, Bohrschablonen, Lehren, Aufspannvorrichtungen usw., deren Verwaltung und Instandhaltung große Sorgfalt erfordert. Alle diese Werkzeuge müssen unter jederzeit möglichem Nachweis des Verbleibs dem Arbeiter leicht erreichbar sein. Deshalb wird jedes Werkzeug, jede Zeichnung usw. in der „Werkzeugausgabe" gegen Abgabe einer metallenen Erkennungsmarke verabfolgt. Der Bau von Turbodynamos mit seinen äußerst genau auszuführenden und untereinander auswechselbaren Einzelteilen erfordert einen streng kontrollierten Bestand an Meßwerkzeugen. Mit Hilfe einer Reineckerschen Meßmaschine können bei entsprechender Temperaturbeobachtung die Kontrollkaliber bis auf wenige $^1/_{10\,000}$ mm Genauigkeit mit Urmaßen verglichen werden, während für das Messen der Gebrauchsstichmaße bis herauf zu 1 m Länge bei $^1/_{1000}$ mm Genauigkeit eine Meßmaschine zur Verfügung steht. Größere Stichmaße und Uebergreiflehren werden mit einer genügenden Genauigkeitsgrenze von $^1/_{20}$ mm auf einer 5 m langen Schublehre gemessen. Bei den Regalen für die Aufbewahrung der Lehren, Kaliber, Schneidwerkzeuge ist Vorsorge getroffen, daß die Meßflächen oder Schneidkanten nicht durch Stoß oder Scheuern verletzt werden können. (Abb. 1 und 2.) Bei größeren Bohrungen haben sich schabend wirkende Stähle als genau arbeitende Werkzeuge erwiesen, so daß z. B. die Kalibrierung von Lagerkörpern für austauschbare und im Sattel gegen Oeldruck dichthaltende Lagerschalen nachträglich nur geringe Paßarbeit verlangt. Genaue Pontrollkaliber bis 1000 mm Durchmesser sind hierbei zwar kostspielige, aber notwendige Hilfsmittel. (Abb. 3.)

Werkstattmaschinen.

Die kombinierte Tischlereimaschine. Dieser Apparat ist ein Fabrikat der Maschinenfabrik F. R. Dörner in Leipzig-Stötteritz und ist eigens zu dem Zweck geschaffen worden, insbesondere dem Handwerksmeister die Herstellung der in seiner Werkstatt vorkommenden Arbeiten zu erleichtern und ihn gegenüber größeren Betrieben konkurrenzfähig zu machen. Die Gesamtkonstruktion ist so gewählt, daß an derselben sowohl Kreissäge und Sauglochbohrmaschine als auch Fräsmaschine und Bandsäge als Nebenmaschinen angeordnet werden können. Der Hauptbau der Maschine ist eine kombinierte Hobelmaschine, in der Abrichtmaschine, Diktenhobelmaschine und selbsttätige Kehlmaschine ver-

einigt sind. Infolge dieser Mannigfaltigkeit kann der Maschine mit Recht die Bezeichnung „Universalapparat" beigelegt werden. Gegenüber Einzelmaschinen hat die kombinierte Tischlereimaschine den Vorteil, daß die Ausgaben für Transmissionswellen, Vorgelege und Treibriemen



Kombinierte Tischlereimaschine.

usw. dem Werkstättenbesitzer erspart bleiben. Die Maschine eignet sich besonders für Tischler-, Stuhl- und Glaserwerkstätten und ist hauptsächlich da am Platz, wo der Handwerksmeister mit beschränktem Werkstattraume zu rechnen hat. Trotz der vorstehend genannten vier Maschinenarten, die mit der kombinierten Hobelmaschine zu einem gemeinschaftlichen Apparat vereinigt werden können, ist die Bedienung einfach und gefahrlos. Da das Untergestell der Maschine in Rippenform zur Ausführung kommt, wodurch die Stabilität günstig beeinflußt wird so ist auch der Gang jedweder Nebenmaschine sowohl von Vibration als auch etwaigen Stößen usw. frei. Erfordert der Betrieb in der Aufstellung der kombinierten Maschine eine Aenderung, so kann die Bandsäge auch als Einzelmaschine aufgestellt und verwendet werden, bzw. kann die Umwandlung der Abrichtmaschine in eine Hobelmaschine während eines Zeitraumes von etwa einer Minute bewirkt werden. Für den Betrieb der kombinierten Tischlermaschine ist ein Kraftaufwand von 4 bis 6 Pferdestärken notwendig. Die Energie ist auch ausreichend, wenn vier Nebenmaschinen gleichzeitig im Betrieb sind. Andererseits hat die kombinierte Tischlermaschine gegenüber Einzelmaschinen nicht nur im betriebstechnischen Sinn wesentliche Vorteile, sondern auch bezüglich des Anschaffungspreises. Wenn daher der Handwerksmeister wie jedes gewerbliche Unternehmen überhaupt den Kardinalpunkt auf die Wirtschaftlichkeit legt, so darf er nicht mehr mit primitiven, veralteten Hilfsmitteln sich behelfen, sondern muß bestrebt sein, seinen Betrieb so modern wie möglich zu gestalten, und um dies zu erreichen, dazu dürfte die kombinierte Tischlereimaschine der geeignete Apparat sein.

Geschäftliche Notizen.

Neue Walzenschrot- und Quetschmühle. Infolge der Verbreitung von motorischen Antriebsmaschinen in der Landwirtschaft und in gewerblichen Berufen, wie Molkereien, Brennereien usw., ist das Bestreben vorhanden, das Schroten von Getreide, das früher mehr in Großbetrieben ausgeführt wurde, wieder dem einzelnen zu überlassen, weil die jetzt vorhandenen Kraftmaschinen sonst zu wenig ausgenutzt werden. Je mehr daher die Kraftmaschinen in der Landwirtschaft Verbreitung finden, um so mehr werden sich auch die Schrotmühlen in der Landwirtschaft einführen. Die Maschinenfabrik F. Stille, Münster i. W., brachte in diesem Jahre eine neue Schrot- und Quetschmühle zur Ausstellung nach Kassel, die mit dem Prädikat „Neu und beachtenswert" ausgezeichnet wurde. Die Walzenschrot- und Quetschmühle Modell „C", bei deren Bau alle Erfahrungen,

welche in der Praxis gesammelt wurden, berücksichtigt worden sind, weicht in ihren wichtigsten Teilen von den bisherigen Systemen wesentlich ab und vereinigt viele Neuerungen und Verbesserungen in sich, wie sie sich in der Praxis als ratsam erwiesen haben. Alle Teile der Maschine sind aus erstklassigem Material hergestellt, besonders alle arbeitenden Teile der Mühle sind exakt ausgeführt, und zwar so, daß jeder Teil einzeln ausgewechselt werden kann. Die Zulaufregulierung (ges. gesch.) zeigt eine wesentliche Neuerung gegenüber bisherigen Systemen, denn bei fast allen Walzenmühlen geschieht die Mahlgutzuführung durch eine Speisewalze, welche durch Ketten oder Riemen angetrieben wird. Diese Ausführung hat jedoch viele Nachteile. Abgesehen von der Gefahr in der Bedienung kommt es häufig vor, daß der Riemen oder die Kordel rutscht oder abspringt, wodurch sich mancherlei Unannehmlichkeiten und zeitraubende Störungen ergeben. Auch die vielfach für die Speisewalze angebrachte Ausrückvorrichtung ist sehr unvollkommen, da nämlich nur eine scheinbare Schließung hierbei erzielt wird, weil die Einlaßöffnung dieser alten Konstruktion in Wirklichkeit unverändert in ihrer Stellung bleibt, die Einlaßöffnung vielmehr durch ein Handrad erst geschlossen werden muß, wenn die Mühle in oder außer Betrieb gesetzt wird. Die neue Stillesche Konstruktion ist völlig frei von diesen Übelständen. Durch einen auf der vordereu Walze befindlichen Exzenter wird die verstellbare Einlaßklappe in Bewegung gesetzt, um sowohl beim Schroten wie beim Quetschen gleichmäßig tätig zu sein. Lediglich durch Umlegen eines Hebels wird die Zulaufklappe ein- und ausgeschaltet. An der Öffnung befindet sich eine Skala, um die Zuführung ganz genau und leicht während des Betriebes regulieren zu können. Eine wesentliche Neuerung der Mühle besteht ferner darin, daß der vordere Teil der Mühle ohne jegliche Demontage durch einen Handgriff aufgeklappt oder auch ganz fortgenommen werden kann. (D.R.G.M.) Hierdurch ist eine leichte Zugänglichkeit zu den inneren arbeitenden Teilen der Mühle in einfacher Weise geschaffen. Diese Konstruktion ermöglicht es auch ferner, die Mühle, wie es häufig gewünscht wird, mit der Rückseite unmittelbar an die Wand zu stellen oder auch in den Boden einzubauen, ohne daß hierdurch der Zugang zu den arbeitenden Teilen erschwert wird. Die Bedienung der Mühle geschieht ausschließlich von der vorderen Seite, wo sich sämtliche Hebel, Handräder usw. sehr bequem in Handhöhe befinden. Die langsam laufende Walze ist federnd gelagert, und die Lager der hinteren Walze sind so eingerichtet, daß jede Seite der Walze, ganz unabhängig von der anderen, bei Eindringen von Fremdkörpern zurücktritt bzw. ausweichen kann, ohne daß die Lager sich festsetzen können. Hierbei ist die Anordnung selbst so getroffen, daß der Spannbolzen für die hintere Walze in dem Mittelbau der Mühle verdeckt liegt und bei der Bedienung oder Demontage kein Hindernis bietet. (D.R.G.M.) Verstellung der hinteren Walze an sich ist leicht ausführbar und sehr einfach. Die wichtigste Neuerung und Verbesserung der Mühle besteht in einer wesentlichen Umgestaltung des Patent-Mahl-Mantels. Mit diesem neuen zum D. R. P. ausgelegten Mahlmantel ist wohl das Vollkommenste der Gegenwart geschaffen. Außer den anerkannt vorzüglichen Eigenschaften des bewährten Patent-Mahl-Mantels „Große Schneidfähigkeit und lange Lebensdauer", welche Vorteile durch eine neue Einrichtung bei diesem Mantel selbst noch besonders erhöht werden, hat dieser in erster Linie den Vorteil, daß er von jedem Laien genau zur Arbeit eingestellt werden kann und in leichter und sicherer Weise genau der Stellung der Walzen anzupassen ist, um die denkbar höchste Feinheit zu erzielen. Diese ganz genaue und zuverlässige Einstellungsmöglichkeit ist gesetzlich geschützt und zeigt ihren Wert hauptsächlich bei Kleinerwerden der Walzen infolge Abnutzung und Neuschärfens. Die Mühle arbeitet nur mit einem Räderpaar sowohl zum Schroten wie zum Quetschen (D. R. G. M.), wobei der Wechsel vom Schroten zum Quetschen und umgekehrt durch einen einzigen Handgriff bewerkstelligt wird, wodurch die schwierige Umschaltung überflüssig wird. Das Räderpaar selbst läuft in einem vollständig geschlossenen Gehäuse

durch ein ständiges Ölbad. Der Mahlgut-Anlauftrichter ist verdeckt und der Absperrschieber, durch welchen der Auslauf nach Bedarf beliebig geschlossen oder geöffnet werden kann, befindet sich fast an dem Auslauf. Hierdurch ist eine sichere Staubdichtigkeit erzielt, zumal auch der Hauptkörper der Mühle, der vollständig aus Guß gebaut, an seinen Verbindungsstellen staubdicht zusammengefügt ist. Die Walzenmühle „Stilles Patent" hat eine große Anzahl erster Auszeichnungen erhalten.

Neumann-Pianos. Als im Jahre 1854 der junge Klaviermacher Franz Ludwig Neumann, ausgerüstet mit auf der Wanderschaft in seinem Fach vielseitig erworbenen Kenntnissen, nach Hamburg gekommen war, um sich als selbständiger Klaviermacher niederzulassen, hatte er gegen die damals eingebürgerte Konkurrenz einen schweren Daseinskampf zu führen. Klein waren die Mittel, aber groß das Wagnis, ohne Anhang und Fürsprache den Wettbewerb mit den eingesessenen und als tüchtig anerkannten Klavierfabriken aufzunehmen, aber das Vertrauen, das der junge Meister in seine Kraft setzte, war so groß, daß er bei Verfolgung seines Zieles die unvermeidlich gewesenen Entbehrungen nicht achtete. Werfen wir heute nach fast 60jährigem Bestehen dieser Firma einen Rückblick auf die ersten harten Jahre des Kampfes, so bekommen wir ein anderes Bild. Die damals renommierten Firmen existieren fast alle nicht mehr. Der Zeitgeist erforderte nicht nur ein rastloses Streben, sondern die Erzeugnisse mußten auch tatsächlich von einwandfreiem Rufe sein. Nur in dem Bestreben, das Beste vom Besten dem klavierkaufenden und musikliebenden Konsumenten zu bieten, hat die Firma F. L. Neumann, Hamburg II, heute zu der führenden und tonangebenden gemacht, so daß die Neumann-Pianos als Weltmarke überall bekannt sind. Immer weiter erobern sie sich neue Absatzgebiete in Ländern, wo vor Jahren wohl noch niemand an derartige Musikinstrumente dachte, aber die Zivilisation zieht immer weitere

Grenzen und mit ihr schreitet auch die Bildung fort. Pianos aber, die sich über den ganzen Erdball verstreuen, müssen so konstruiert sein, daß sie jedem Klima trotzen können und doch immer klangschön bleiben. Beide Eigenschaften sind nun in den Neumann-Pianos in vollkommener Weise verkörpert, und wo es gilt, gute Musik zu machen, finden diese Pianos fast immer Bevorzugung. In Tonschönheit, Haltbarkeit und Eleganz anerkannt und erprobt, suchen sie ihresgleichen. Als Spezialität baut diese Firma auch die in 7 Teile zerlegbaren Gebirgs-Pianos, welche für schwierige Gebirgstransporte gedacht sind, wo der Verkehr durch Maultiere bewerkstelligt wird. Die Firma F. L. Neumann legt auch ihr Hauptaugenmerk darauf, neben der nicht zu übertreffenden Qualität mäßige Preise für ihre Pianos zu nehmen.

Ein ganz neues Feuerzeug, welches im Hinblick auf die bisher bekannten Springdeckel- und Streichfeuerzeuge eine Umwälzung auf diesem Gebiete bedeutet, ist die „Sternfackel" der Firma Wilh. Stern, Köln, Lübecker Straße 23.

Ondulier-Eisen. Zur Reise ist es für die geschätzten Leserinnen von großem Wert, auf eine Neuheit aufmerksam gemacht zu werden, welche geeignet ist, sie aus mancher Verlegenheit zu befreien. Das neue Ondulier-Eisen von Kummer ist in seiner Anwendung so einfach, daß jede Dame sich ohne Mühe die schönste Ondulation selbst herstellen kann. Der Preis von 4 M. pro Stück muß in Anbetracht der Nützlichkeit des Apparates als ein mäßiger bezeichnet werden. Zu haben in einschlägigen Geschäften oder beim Generalvertreter **Paul Lange, Berlin**, Königstraße 38.

Ozetbäder. Eine ganz ungewöhnliche Verbreitung fanden die von Dr. L. Sarason erfundenen und in jeder Badewanne zubereitbaren Ozetbäder. (Ausführliches findet man in der Broschüre „Ueber das Ozetbad", die die Fabrik von L. Elkan Erben, G. m. b. H., Berlin-Westend, gratis an Interessenten versendet.) Ozet ist eine Zwischenstufe zwischen dem gewöhnlichen Sauerstoff der Luft und dem Ozon und wird bei den Ozetbädern in Gestalt von Milliarden feinster Bläschen innerhalb einer — wahrscheinlich

elektrisch wirksamen — Lösung von Braunstein (bekannt aus den elektrischen Elementen) entwickelt. Die Heilwirkung der Ozetbäder, die sich hauptsächlich auf Erkrankungen des Herzens, der Nerven, der Nieren, des Blutes und des Stoffwechsels erstreckt, ist so allgemein in der Wissenschaft anerkannt, daß auch die Verwaltungen der großen Kurorte, wie Karlsbad, Franzensbad, Kissingen, Baden-Baden, Meran, Abbazia, Reichenhall, Neuenahr u. a., die Ozetbäder unter ihre Kurmittel eingereiht haben. Besonders interessant ist der merkwürdig günstige Einfluß der Ozetbäder auf die Schlaflosigkeit, die nicht etwa nur symptomatisch, wie durch die chemischen Schlafmittel, sondern ursächlich — mittels einer Art nervöser Ausschaltung — behoben werden kann. Neuerdings werden die Ozetbäder in großem Umfang beim Sport verwendet, und zwar sowohl während des Trainings zur Stärkung des Herzens und der Muskulatur als auch zur Erholung nach maximalen Sportleistungen. Die deutschen Leichtathleten werden zu den Olympischen Spielen in Stockholm mit Ozetbädern trainiert. Auch Gesunde bedienen sich mit Vorteil der Ozetbäder als Erholungs- und Auffrischungsmittel bei Ueberarbeitung und Erschöpfungszuständen.

Dr. med. —r.

Warum soll man Suppen essen? In manchem kleineren Haushalt wird wegen des leidigen Zeitmangls oder wegen der nicht geringen Umstände und Ueberlegung, die das Bereiten einer guten Suppe verursacht, oftmals gar keine Suppe auf den Tisch gebracht. Dies ist sowohl vom Standpunkt einer richtigen Ernährung als auch vom Kostenstandpunkt zu bedauern. Es ist nämlich eine Tatsache, daß jede Mahlzeit mit Suppe sich billiger stellt und besser ernährt als Mahlzeiten ohne Suppe, denn flüssige Nahrung wird vom Körper viel besser ausgenützt als feste, die meist auch viel teurer ist. Mit den bekannten Knorr-Suppenwürfeln stellt man übrigens die besten Suppen schnell und einfach her, nur durch Auflösen der Suppenmasse in Wasser und Kochenlassen. Knorr-Suppenwürfel sparen Zeit, Arbeit und Geld.

Durchschreibebücher spielen im modernen Geschäftsverkehr eine große Rolle; die Firma E. H. Petzold in Bischofswerda i. Sa. liefert solche in verbesserter Ausstattung und nach besonderem Druckverfahren. Ein Versuch wird jedermann befriedigen.

Eine neue Errungenschaft auf dem Gebiet der Kosmetik ist entschieden der neue Weha-Nagelstein in Stiftform, welcher zur Erhöhung der Putzkraft noch mit einer festen Crememasse überzogen ist. Man verreibt nur etwas von dem Stift auf dem Handballen und poliert damit. In einer Minute hat man einen hervorragenden, auch nach dem Waschen anhaltenden Glanz. Preis per Stück 50 Pf. Alleinige Fabrikanten Chemische Fabrik Weha G. m. b. H., Berlin-Friedenau.

Neu erschienene Kataloge.

Neue deutsch-französisch-englisch-portugiesische Kataloge gibt die Cudell-Motoren-Gesellschaft m. b. H., Berlin N 65, heraus. Der eine behandelt stationäre Benzin-, Benzol-, Gasolin-, Naphtha-, Petroleum-, Kerosin-, Rohöl-, Spiritus-Motoren, ferner Motordynamos, Motorpumpen, Motorlokomobilen, Karussellantriebe, Motorschiffswinden usw., alles reichlich illustriert, der andere behandelt Bootsmotoren für die gleichen Brennstoffe. Unter den Bootsmotoren sind besonders die direkt umsteuerbaren Petroleum- und Rohölmaschinen interessant. Die Kataloge enthalten alle nötigen Export-Angaben, wie: Bruttogewichte, Nettogewichte, Kistenmaße usw. Der Cudell-Motoren-Gesellschaft sind in diesen Monaten sehr auszeichnende Aufträge erteilt worden, z. B. Bootsmotoren für die Neu-Guinea-Expedition, die russische Regierung, eine Anzahl Wasserbauämter, den Herzog von Sachsen-Altenburg, Stationärmotoren für die Warschauer Festungswerke, die Gaswerke von Berlin, Potsdam, Stuttgart, die Güter des Prinzen Soutzo usw. Die Aufträge der russischen Regierung allein umfassen 35 Motoren.

Motoren-Fabrik Oberursel A.-G., Oberursel bei Frankfurt a. M. Oberurseler Diesel-Motoren. Sauggas-Motoren. Sauggasanlagen. Universal-Lokomobilen. Petroleum-Motor „Gnom".

Knebel & Röttger, Iserlohn. Klosett-, Toilette- und Badeartikel.

Hugo Meyer & Co., Photo-Optik, Görlitz i. Schl. Optisch-Mechanische Industrie-Anstalt.

„Rankewerk" Brühl (Bez. Cöln) G. m. b. H. Stanz- und Emaillierwerke, Kupferschmiede und Apparate-Bauanstalt. Preisliste 1912—13 über Badeapparate und Metallwaren.

Maschinenfabrik Calbe a. S. G. m. b. H., Calbe a. d. Saale. Ziegelei-Maschinen, Brechwalz- und Glattwalzwerke, Steinelevatoren, Teerdestillations-Anlagen.

Max Friedrich & Co., Leipzig-Plagwitz. Maschinenfabrik, Apparatebau. Apparate der Knochenverarbeitung, Leimleder und Abfälleverwertung, Müllverarbeitungsanlagen, Zerkleinerungsmaschinen.

DIE WOCHE

Nummer 26. | Berlin, den 29. Juni 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

20. Juni.

Bei herrlichem Sonnenwetter beginnen in Kiel in Gegenwart des Kaisers, der Prinzen und vieler hervorragender Gäste die großen Regatten der Kieler Woche (Abb. S. 1073 u. 74).

Auf der unteren Donau gerät der Passagierdampfer „Königin Elisabeth" in Brand. Mehr als 20 Passagiere verlieren ihr Leben.

Die österreichische Ministerkrise wird beigelegt.

In Mukden bricht eine große militärische Meuterei aus. Japanische Truppen stellen die Ruhe wieder her.

21. Juni.

Auf dem republikanischen Nationalkonvent in Chikago erleidet die Partei Roosevelts bei der Abstimmung über 78 angefochtene Mandate der Anhänger Tafts eine empfindliche Niederlage.

Die italienische Kammer nimmt einen Gesetzentwurf über die Errichtung eines Kolonialministeriums mit großer Mehrheit an.

Auf dem Döberitzer Militärübungsplatz verunglückt der Militärpilot Leutnant v. Falkenhayn mit seinem Eindecker und bleibt auf der Stelle tot.

Auf der Kieler Förde findet die Jubiläumswettfahrt des Kaiserlichen Jachtklubs statt.

In Lissabon kommt es infolge der politischen Aufregung zu Straßenunruhen und Bombenattentaten.

22. Juni.

Der Zar empfängt in Zarskoje-Sselo die Abgeordneten der Reichsduma und drückt ihnen seinen Dank für die Anweisung eines sehr bedeutenden Kredits zum Ausbau der Flotte aus.

In Kostarika zerstören schwere Erdbeben mehrere Ortschaften.

Der Kaiser wohnt in Kiel dem glänzenden Gartenfest der Ostseestation bei. Am Abend findet an Bord der „Hohenzollern" ein Ball statt.

23. Juni.

Die Kieler Woche nimmt mit der Wettfahrt des Norddeutschen Regattavereins von Kiel nach Eckernförde ihren Fortgang. Der Zeppelinkreuzer „Viktoria Luise" begleitet die Regatta ins offene Meer hinaus (Abb. S. 1074).

In Hamburg-Horn wird in Gegenwart des Kronprinzen und eines überaus zahlreichen Publikums das Deutsche Derby von dem Gradiłzer Gulliver II gewonnen (Abb. S. 1078).

In Wien wird unter Beteiligung von 300 000 Zuschauern die erste Wiener Flugwoche eröffnet.

24. Juni.

Aus Chikago kommt die Nachricht, daß der republikanische Nationalkonvent mit 561 Stimmen Taft zum Präsidentschaftskandidaten gewählt hat. Roosevelt, dessen Anhänger sich meist der Abstimmung enthalten, wird als selbständiger Kandidat einer neuen fortschrittlichen Partei proklamiert (Portr. S. 1076).

Aus Spanien kommt die Nachricht von einer furchtbaren Hitzwelle, der allein in Bilbao zwanzig Personen erlegen sind.

25. Juni.

Geh. Reg.-Rat Oberrichter Dr. Schultz wird als Nachfolger des Dr. Solf zum Gouverneur von Samoa ernannt (Portr. S. 1072).

Der demokratische Nationalkonvent in Baltimore wählt gegen Bryans Einspruch Parker zum Präsidenten.

26. Juni.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus werden die Wehrvorlagen mit großer Mehrheit angenommen.



Meine jüngste Begrüßungsrede.

Von Otto Ernst.

Als Stadtvater hatte ich in letzter Woche mehrere Kongresse zu begrüßen: am Montag die Jahresversammlung der Fondsmakler, am Dienstag den Kongreß der Ziegenliebhaber, am Mittwoch den Produktenhändlertag, am Donnerstag den Dermatologentag, am Freitag den Kongreß der Wurmkuchenfabrikanten und am Sonnabend zwei: die Tagung der Robbendresseure und den Pessimistenkongreß. Die andern Kongresse hatten meine Kollegen übernommen.

Die ersten sechs Versammlungen begrüßte ich alle mit der gleichen Ansprache, die letzte meiner Reden aber unterschied sich so sehr von den bei dergleichen Gelegenheiten üblichen, daß ich sie einer weiteren Oeffentlichkeit nicht vorenthalten möchte. Sie lautete:

Hoch- und sehr ansehnliche Versammlung! Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt, er verstehe nicht, warum man den Regierenden in Staat und Gemeinde ihren Platz beneide und ihnen durch Widerspruch und Angriffe aller Art das Leben schwer mache; man solle doch froh sein, wenn sich Männer fänden, die das mühsame, aufreibende, langweilige und undankbare Geschäft des Regierens auf ihre Schultern nähmen und es den andern ersparten, sich damit zu befassen. Meine hochverehrten Damen und Herren, wenn ich dieser Meinung auch nicht unbedingt zustimme, so falle ich ihr doch jedesmal aus brünstigem Herzen bei, wenn ich einen Kongreß zu begrüßen habe, dessen Sinn und Zweck mir beim besten Willen nicht

einleuchten will, und das ist gewöhnlich der Fall. Versetzen Sie sich in die Lage solch eines armen Regierungsteufels, dem Beruf und Interessen der Kongreßteilnehmer gewöhnlich genau so interessant und genau so schnuppe sind wie die meisten andern, und der doch einmal über das anderemal versichern muß, daß es eine „hohe und edle Aufgabe" sei, an der Sie arbeiten, und daß Staat und Stadt an diesen Arbeiten das lebhafteste Interesse nähmen. Stellen Sie sich das Quantum von Allgemeinheiten vor, das ein sonst mitunter ganz geschmackvoller Mensch bei solchen Gelegenheiten ausschwitzen muß. Stellen Sie sich vor, daß er dann dieses Interesse bekunden muß, indem er stundenlang mit verständnisinnigem Nicken und diplomatischem Lächeln Vorträge und Reden anhört, von denen er kein Wort versteht, oder die ihm gleichgültiger sind als die politischen Anschauungen eines Schabrackentapirs. Malen Sie sich aus, daß er auf jedem Kongreß bei der üblichen Speisung der 5000 den liebenswürdigen Wirt spielen muß. Mitessen und -trinken kann er unmöglich, das würde ihn in 8 Tagen umbringen, und nun vergegenwärtigen Sie sich das ausschweifende Vergnügen, drei Stunden lang zuzuschauen, wie andere essen. Wenn man ihn wenigstens schlafen ließe, so möchte es angehen; aber man toastet ihn an oder die Stadt oder das Land und seinen Fürsten, und dafür muß er danken. Wohlverstanden: danken! Und muß wieder von der „hohen und edlen Aufgabe" und von dem „Interesse der Menschheit" reden. Und muß immer auf der Hut sein, daß er die Ziegenliebhaber und die Pessimisten nicht durcheinanderwerfe!

Meine Damen und Herren! Da mein Bruder den Vornamen Artur trägt, genau wie Schopenhauer, so bin ich von meinen Kollegen ausersehen worden, den Kongreß der Pessimisten zu begrüßen. Und da erlauben Sie mir vielleicht die Frage: Was wollen Sie hier eigentlich? Fragen der Philosophie sind Fragen des Verstandes, der Vernunft, vielleicht auch Fragen des Gemüts und des Naturells — wollen Sie die hier durch Majoritätsbeschlüsse erledigen? Gehören Fragen der Wissenschaft, des konzentrierten Denkens, Fragen, die zu ihrer Lösung der innersten Sammlung bedürfen, in eine Versammlung von Tausenden? Ich glaube, sie gehören so wenig dahin wie Fragen der Kunst, die auch immer nur durch einzelne, niemals durch Mehrheiten entschieden werden können. Sie haben doch das viele schöne Papier und die viele schöne Druckerschwärze und die gefällige und findige Post — genügen die nicht zur Mitteilung und Erörterung Ihrer Angelegenheiten und Meinungen? Sie werden mir entgegenhalten: „Das lebendige Wort ist eine besondere Kraft." Nun gut, ich kann es verstehen, wenn Sie die Massen zusammenrufen, um sie zu einer großen, machtvollen Willenskundgebung zu überreden, obwohl — das kann ich Ihnen als Geschäftsgeheimnis anvertrauen — Kongreßbeschlüsse auf die Regierungen, trotz des bekannten „lebhaften Interesses", nur flaue Eindrücke hervorrufen und eine wohlerwogene schriftliche Kundgebung der 20 Besten eines Standes oder Berufes mehr verschlägt als eine Kongreßresolution derer, die zufällig Geld und Zeit haben, das Volksfest eines solchen Kongresses mitzumachen. Sie werden, wie ich annehmen zu dürfen glaube, beschließen, daß der Pessimismus zur einzig zulässigen Staatsreligion erhoben und jeder Nichtpessimist in Bann und Reichsacht getan werde. Die Fondsmakler, die Produktenhändler und die Robbendresseure haben auf ihren Tagungen für ihre Gebiete Aehnliches beschlossen. Das alles wird weiter keine schlimmen Folgen haben; aber es steht ihnen natürlich frei, es zu beschließen, und wenn Sie die richtigen Redner gefunden haben, wird es an Einstimmigkeiten nicht mangeln. Was aber würde es vollends bedeuten, wenn ein Bakteriologenkongreß nach einem lichtvollen Vortrag einstimmig erklärte, Braunschweiger Wurst sei das Beste gegen Lungenentzündung? Wenn der Diplococcus pneumoniae die Wurst nicht wirklich fürchtet, ist der Beschluß wertlos, weil er dem Kokkus nicht mitgeteilt wird. Sie werden einwenden: „Wenn aber ein besonders geschickter Chirurg seinen Kollegen eine schwierige Operation vormacht, so können sie viel daraus lernen, und das läßt sich vielleicht nicht durch Druckerschwärze erzielen." Nun, meine Herrschaften, ich bin auch nicht voreilig und anmaßend genug, um alle Kongresse in Bausch und Bogen zu verdammen. Wenn wirkliches Können und Wissen und wirkliche Lernbegier zusammenkommen, so kann sicherlich auch aus solchen Versammlungen Gutes entsprießen. Aber, meine Verehrten, aber.

Unter den 1483 Besuchern des Dermatologenkongresses waren die 83 wirklich Dermatologen; die Tagung der Robbendresseure ist von 5678 Personen besucht, weil jeder Abonnent eines zoologischen Gartens zur Teilnahme berechtigt ist, und wenn mich nicht alles täuscht, meine Damen und Herren, dann sind die Pessimisten, ich meine die konsequenten Lebensverneiner unter Ihnen, bedenklich in der Minderheit. Wenigstens habe ich mir sagen lassen, daß der Empfangskommers, die zwei Diners, die drei Frühstücke, das Konzert, die Vorstellung im Lustspielhaus, das Feuerwerk und der Ausflug nach Schloß Monplaisir, alles zusammen für 10 Mark, die Hauptanziehungspunkte des Pessimistentages bildeten, und daß diese Darbietungen die ungeheure Zahl der Anmeldungen mit Erlaubnis zu sagen verschuldet hätten.

Nun werden Sie mir einwerfen: „Warum soll sich der Mensch nicht amüsieren?" Gewiß, meine Herrschaften, sa'n ma lustig, sa'n ma fidöll; auch die Zürcher waren fidel, als sie auf ihrem glückhaften Schiff so schnell nach Straßburg fuhren, daß der daheim gekochte Hirsebrei in Straßburg noch warm zur Tafel kam, und vergnügt sind alle Liedertafeln und Feuerwehren, wenn sie von Käsenau nach Würschtelburg zum Bundesfest wallen. Aber dann, meine Verehrten, sollten wir auch stilvoll vergnügt sein und das große wandernde Schützenfest nicht mit dem tristen Namen „Kongreß" bezeichnen. Oder wir sollten wenigstens so anzeigen:

Große Kirmes in Ypsilonshausen.

(Im Badezimmer des Herrn Professor Lehmann findet gleichzeitig ein Neuphilologenkongreß statt.)

Sie werden mir weiter einwenden, solche Völkerwanderungen mit Freibier hätten doch auch ihren nationalen und internationalen Erziehungswert insofern, als sie die Stämme eines Volkes und die Nationen der Erde einander näherbrächten und kennen lehrten. Aber die Stämme und Nationen haben das Eigentümliche, daß sie bei Festessen und Feuerwerken ziemlich gleich aussehen, und daß man dann nicht viel von ihnen sieht. Ein deutscher Literaturprofessor hat gesagt, der Roman müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen. Das müssen die Kongresse eigentlich auch,

wenn sie völkerkundliche Aufschlüsse geben und gegenseitige Achtung erwecken sollen, und dann muß hinwiederum das Schützenfest in den Hintergrund treten. Die Zürcher mit ihrem „glückhaften Schiff" wollten — so erzählt wenigstens Fischart — den Straßburgern zeigen, daß sie ihnen, wenn Not am Mann sei, in einem Tag beispringen könnten, und daß sie verteufelt tüchtige Schiffer seien. Da hat dann auch der Hirsebrei seine Berechtigung.

Hochansehnliche und sehr ansehnliche Versammlung! Sie dürfen nicht glauben, daß Ungastlichkeit aus meinen Worten spräche, und daß es die Kosten Ihres Besuches wären, die uns drückten. Sie lassen ja auch Geld hier, und wenn das nicht reicht, so erhöhen wir eben die Steuern, wie es Ihre Stadtväter im gleichen Fall tun. Ueberdies machen wir Ihnen ja — schon durch die Höflichkeit erforderte — Gegenbesuche und halten uns bei solcher Gelegenheit schadlos. Aber vielleicht bedenken Sie ein anderes. Solche ungeheuren Stippvisiten wollen monate-, mitunter jahrelang vorher gründlich und umsichtig organisiert sein, und da wäre die Frage, ob die Zeit und die Kraft, die bei dieser — sit venia verbo — Viechsarbeit draufgehen, nicht im nationalen und internationalen Interesse nutzbringender anzuwenden wären. Arbeitende Kongresse, m. D. u. H., machen natürlich keine erwähnenswerten Umstände; denn die Zahl der Leute, die arbeiten wollen, ist immer nur sehr klein; selbst in den größten Vereinen ist es gewöhnlich nur einer. Kongresse aber, die vorwiegend oder ausschließlich den Zweck haben, unsere Rehrücken und Poularden und unsere Vergnügungslokale kennen zu lernen, haben zuweilen für ein Gemeinwesen etwas Katastrophales, und da ziehen Sie es, wenn Sie in Ihre Heimat zurückgekehrt sind und sich für den nächsten „Verbandstag" rüsten, vielleicht einmal in gütige Erwägung, ob Sie die gleichen Gedanken über den Pessimismus und die gleichen Poularden nicht in gleicher Güte, aber mit viel geringerem Aufwand an Geld, Zeit und Nervenkraft bei sich zu Hause genießen können. Im Namen der Stadtverwaltung, m. D. u. H., heiße ich sie nochmals herzlichst willkommen. — —

Natürlich habe ich diese Rede nicht gehalten. Natürlich bin ich auch kein Stadtvater. Wie käm ich dazu Aber wenn ich Stadtvater wäre, dann würde ich sie vielleicht einmal halten. Und wenn ein Minister oder Bürgermeister oder Stadtrat sie halten will — er soll sich nur nicht genieren; ich trete sie ihm gern ab. Bitte, bitte.

Der Kronprinz als Schriftsteller.

In einem sorgfältig illustrierten Band hat der Kronprinz Eindrücke und Erlebnisse auf jagdlichem Gebiet unter dem Titel „Aus meinem Jagdtagebuche" zusammengestellt. Im Vorwort, das ein Muster von Sachlichkeit und Knappheit ist, erklärt sich der Autor jeglichen schriftstellerischen Ehrgeizes bar: es lag ihm vor allem daran, liebe Erinnerungen festzuhalten, und nur die Ueberzeugung, daß es ihm doch gegönnt war, Mannigfaltigeres zu erleben als die meisten Jäger, bewog ihn zur Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter. Doch eben dadurch, daß dem Schreiber jedes Streben nach Sensation, jeder Versuch, den Gegenstand feuilletonistisch herauszuputzen, so fern liegt wie nur möglich, haben diese Schilderungen in hohem Grad den Reiz des Unmittelbaren erhalten, und die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung finden in einer klaren, lebhaften Sprache das rechte Ausdrucksmittel. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags (Deutsche Verlagsanstalt, Berlin und Stuttgart) geben wir unseren Lesern eine Probe aus dem Werk.

Eine Gamspirsch im Schnee.

Alles tief verschneit im Hochgebirge. Es ist sieben Uhr morgens, als sich unser kleiner Zug vom Jagdhaus Hopfreben im Bregenzer Wald in Bewegung setzt.

Voraus geht mein getreuer Oberjäger Brugger. Er ist eine typische Gebirglerfigur, ganz mager und ausgedörrt, Sehnen wie Stricke und große helle Augen. Wir haben schon manchen Gamsbock zusammen geschossen und haben vieles zusammen erlebt; und das gibt dann so die richtige Kameradschaft. Wir sind, wenn wir durch die verschneiten Berge ziehen, nicht mehr Herr und Angestellter, sondern nur noch zwei Gamsjäger, die ihre Berge und das Weidwerk lieben. Er stammt wie meine andern Jäger aus dem Zillertal; und jeder von ihnen könnte gerade so, wie er ist, als Held in eine Ganghofersche Geschichte springen. Zum Beispiel in den „Klosterjäger" oder den „Jäger vom Fall".

Ich selbst reite mein getreues Muli, das wir schon aus Italien von der Steinbockjagd her kennen, und dem ich jedesmal die Erleichterung und Verkürzung des Anmarsches herzlich danke. Dahinter geht ein eingeborener Bregenzer Wäldler, Muckfel mit Namen, seines Gewerbes Fleischer, früher ein berüchtigter Wilddieb und der beste Steiger der ganzen Gegend. Wenn er einmal sagt: „Da geht's halt nit nüber", dann kann man sich todsicher darauf verlassen, es ist eben unmöglich. Er hat mich schon viele Male fest am Seil gehalten, wenn es schlechte Stellen zu passieren gab. Den Beschluß bildet der Mulimann, der auch früher bessere Tage gesehen hat, dem aber ein grausames Schicksal in einer Nacht sein ganzes Anwesen verbrannt hat. Das hat ihm aber seinen Humor nicht geraubt.

Die Temperatur ist nicht gerade einladend zum Reiten. Man freut sich, wenn der eigentliche Aufstieg beginnt. Die Freude ist allerdings nur von recht kurzer Dauer.

Diesmal wollen wir uns die Uenschen vornehmen.

Als mein Jäger am Abend vorher den Vorschlag machte, waren es gemischte Gefühle, die mich bei seiner Rede bewegten. Die Uenschen steigt nämlich gleich hinter unserm Jagdhaus auf und ist ein Berg, mit dem ich nicht sehr befreundet bin. Sie hat eine dachförmige Kuppe und senkt sich nach Hopfreben zu in recht steilen glatten Grashängen. Im Sommer ist sie schon eklig, im Winter verliert sie durch Lawinenabgang und steile Schneehalden als Aufenthaltsort noch mehr an Reiz. Die andere Seite fällt fast senkrecht in Felskesseln ab. Die eine der beiden schmalen Seiten bildet einen sehr scharfen Grad; die andere Seite verläuft in weicheren almartigen Formen.

Also der Anstieg beginnt. Es geht von der bequemen Straße herunter und den beschwerlichen Berg hinauf. Vornweg der Brugger, dann Muckfel, dahinter folge ich.

Der Schnee geht uns bis zur Hüfte, und es ist außerordentlich mühselig, vorwärtszukommen. Dabei sieht man absolut nicht, wohin man tritt; und oft wird ein verschneiter Ast oder ein kleines Bachbett zur tückischen Falle.

In wenigen Minuten hat man sich alles ausgezogen außer dem Hemd. Trotzdem läuft das Wasser nur so am Körper herunter. Ein wundervolles Training.

Ab und zu wird eine kleine Atempause gemacht. So geht das etwa zwei Stunden weiter.

Endlich sind wir aus dem Bergwald heraus und kommen nun an die kahlen Hänge, die ich nicht sehr liebe. Nach einer einsamen Wettertanne, die trotzig an einer alten Lawinenhalde steht, streben wir. Dort wird haltgemacht und gefrühstückt.

Auf einmal hören wir den bekannten Pfiff der Gams . . .

Und da kommen sie auch schon vom Grad her direkt auf die Schneelehne zu.

Voraus die Geiß und hinter ihr der Bock. Zu dieser Zeit im Jahr sieht der Kerl aus der Ferne fast wie ein Bär aus. Sein Bart wackelt und flattert auf der Rückenlinie hin und her.

Schnell das Glas heraus, um die Krucken (Gehörn) zu betrachten! Es ist klar: ein guter Bock!

Die Geiß muß aber meine Bewegung bemerkt haben, denn sie stutzt, bleibt stehen, äugt scharf zu uns hin und pfeift.

Brugger meint, nicht schießen! Es sei noch zu weit.

Ich habe aber Angst, der Bock könne sich empfehlen. Ganz vorsichtig rutsche ich hinter die große Wurzel der Wettertanne und schiebe meine Fernrohrbüchse über den als Auflage frisierten Rucksack. Gierig sucht das Auge im Glas das Fadenkreuz, aber durch die Aufregung hat sich das Glas durch meinen Atem beschlagen.

Wieder absetzen, Taschentuch heraus und das Glas abgewischt. Qualvolle Sekunden. Ein Auge schielt immer nach dem Bock.

Endlich bin ich soweit, die Büchse ist gestochen, eine leise Berührung, und das Schicksal nimmt seinen Lauf.

Mit allen vier Läufen springt der Bock in die Höhe, bleibt erst wieder stehen, dann geht er einige Schritte rückwärts und rutscht, rutscht immer weiter, immer schneller, schließlich in großen Sprüngen, sich überschlagend in eine Schneewolke gehüllt, zu Tal . . .

„Jassas, die Krucken, wann's ihm bloß nacha die Krucken nit verschlagt!" jammert der Jäger.

So — endlich liegt er fest in der kleinen Mulde auf der alten Lawine etwa vierhundert Meter unter uns. Mit dem Glas kann man nur ein Gehörn sehen. Na, wir müssen hin, da hilft nichts.

Also los auf die beschwerliche Reise!

Die beiden haben mich ans Seil genommen, und nun geht es vorsichtig bergab. Als wir am Rand der alten Lawine angekommen sind, in gleicher Höhe mit dem Bock, aber doch noch etwa zweihundert Schritte seitlich davon entfernt, macht der Brugger ein ernstes Gesicht:

„Da ist halt schlecht gehen", meint er.

Ich quäle ihn: es wird schon gehen. Wir machen behutsam Tritt für Tritt. Der Jäger stößt Fußstapfen zum Eintreten; denn hier ist der Schnee festgefroren, und es geht in einem Abfall bis hinunter zum Wald. Wenn man hier ins Rutschen kommt, ist kein Halten mehr.

Ab und zu sehe ich mich nach Muckfel um. Der aber marschiert schweigend und hält das Seil eisern gespannt. Auf einmal — es kommt urplötzlich — gibt es einen polternden knirschenden Ton . . . Ich sehe, wie mein Jäger wie der Blitz zurück unter mich hinspringt, und vor meinen Füßen, nicht mehr als drei Meter vom Platz, wo ich stehe, rutscht die ganze Schneemasse zu Tal. Eine weiße Fläche, so groß wie der Fußboden eines großen Zimmers. Es war eine hohlgefrorene alte Lawine. Ganz fest schien sie, und doch war die ganze Geschichte restlos abgerutscht. Der graue Grasboden des Berghanges lag bloß.

Das war der Tod, der weiße Tod, der da wenige Meter von uns vorbeigefahren war und uns gegrüßt hatte.

Ich glaube, jeder von uns hat ein kurzes, aber echtgemeintes Gebet für sich gesprochen . . .

Mit der denkbar größten Vorsicht drehten wir um und krochen behutsam wie auf rohen Eiern den gleichen bösen Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück.

Erst nach mehrstündigem Umweg brachte Muckfel den Bock zum Jagdhaus. Wir hatten unsern Humor nach einem Schluck Portwein bald wiedergefunden.

Heut aber heißt's noch manchmal: „Weißt noch, die Bartgams an der Uenschen!" Und der wackere Bergjäger kratzt sich das Kinn und meint: „Teifel, viel hätt da nimmer g'fehlt!"

* * *

Als Gegenstück zu dieser Pirsch gibt uns der Kronprinz die Schilderung einer anderen Gamsjagd, einer sommerlichen. Eine Steinbockjagd, die der Erzähler als Gast des Königs von Italien mitmacht, schließt sich dieser Gruppe von Alpenjagden an. Es ist selbstverständlich, daß der Kronprinz aus dem Wunderland Indien eine Menge farbenprächtiger Erinnerungen mit nach Hause genommen hat. Auf Ceylon galt es einem „Rogue", einem jener unzähmbaren Einzelgänger unter den Elefanten, am Ufer der Sone dem Tiger, in der Nähe der rosenroten Stadt Jaipur den wilden Schweinen, die man mit der Lanze erlegt (Pigsticking); alle diese Jagdschilderungen zeugen auch von der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers; und es macht seiner ritterlichen Auffassung der Jagd Ehre, wenn er das Pigsticking doch ein wenig barbarisch findet und die einheimische Art, die Black-Bucks (Antilopen) mit dem Chita (Jagdleoparden) zur Strecke zu bringen, ziemlich unumwunden verwirft. Für die großartige britische Gastfreundschaft hat er überall Worte herzlichster Anerkennung. Ueberall widmet er auch den Treibern und einfachen Jägern seine Aufmerksamkeit. Ein warmes Naturgefühl durchdringt alle Kapitel des Buches, besonders die heimischen Tagebuchblätter. Niemals ist es dem echten Weidmann nur um die Erlegung des Wildes zu tun. Das träumerisch Ausruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel mit ehrlicher Anstrengung des Körpers und Geistes zur Ueberlistung des Wildes, dies alles erfährt vielleicht keiner besser als der echte Jäger.

Und nur der echte Jäger kann vor uns bestehen! Der, wenn er hinauszieht ins Revier, alle diese Dinge wirklich erleben will; der sein Wild beobachten kann, auch ohne den Finger zu krümmen.

Man überschlage nicht diese stark empfundene „Schlußbetrachtung", in der sich Wesen und Gesinnung des Verfassers in so liebenswürdiger Weise offenbaren.

Präsidentenwahl im Yankeeland.

Von Henry F. Urban.

Die Amerikaner sind das politischste aller Völker. Ich möchte sogar behaupten: der Amerikaner ist ein geborener Politiker. Das erklärt sich aus verschiedenen Tatsachen. Zuvörderst aus dem radikalen Demokratismus, der den Bürger reizt oder geradezu zwingt, sich mit Politik zu beschäftigen. Nicht weniger fällt ins Gewicht, daß die Politik eine dem Amerikaner überaus sympathische Betätigung ist, weil sie seiner ganzen Veranlagung entgegenkommt. Er ist ein Mensch von zappeligem, nervösem Temperament. Er hat eine leidenschaftliche Vorliebe für Sport. Da ist die Politik ein Gebiet, auf dem sein Temperament und seine Sportlust sich nach Herzenslust austoben können. Endlich (und das ist von außerordentlicher Wichtigkeit) bedeutet für ihn die Politik ein Geschäft, und zwar in zweifacher Hinsicht: im allgemeinen und im persönlichen Sinne. Interessenpolitik gibt es überall. Im Dollarland ist diese Art Politik jedoch ausgesprochener, ich möchte sagen: beherrschender und brutaler zugleich. Ich erinnere nur an das Trustübel, das nirgendwo anders zu einem solchen Umfang ausgeartet ist, nirgendwo anders die materiellen Interessen des einzelnen Bürgers so unmittelbar berührt und schädigt. Dazu kommt nun, daß dieser Bürger die Politik auch als Mittel zu persönlicher Bereicherung betrachtet, ob er nun lediglich Berufspolitiker oder Geschäftsmann und Politiker obendrein ist. Der Grundsatz, daß dem Sieger die Beute gehört, hat nach wie vor seine Gültigkeit in Amerika und bildet die Quelle der berüchtigten Korruption. Der Berufspolitiker betreibt die Politik lediglich, um sich die Taschen vollzustopfen. Doch auch der Geschäftsmann, der einmal durch Wahl ein Amt übernimmt, tut das selten zu seinem Vergnügen, besonders wenn er nur vier Jahre im Amt ist. Da er während dieser Zeit sein Geschäft vernachlässigen muß, liegt die Versuchung nahe, sich auf Onkel Sams Kosten schadlos zu halten. Nicht zu vergessen den Nepotismus, der in der amerikanischen Politik in üppigster Blüte steht. Wer ein Amt bekleidet, muß vor allen Dingen seine Verwandtschaft und Bekanntschaft in den kleinen Stellungen unterbringen, die er zu vergeben hat. Mehr als irgendwo sonst greift also die Politik in Amerika in das geschäftliche und private Leben hinein.

So wird es verständlich, warum eine Präsidentenwahl für den Amerikaner das Ereignis aller Ereignisse bedeutet. Sie erscheint ihm als die aufregendste politische Sensation — ungefähr wie in der Boxerarena der Kampf zwischen zwei berühmten „Schwergewichten". Wer eben jetzt in amerikanische Zeitungen hineinblickt, wird immer wieder auf Karikaturen stoßen, die die einzelnen Präsidentschaftskandidaten als Schwergewichtsboxer in der Arena darstellen. Die sportliche Auffassung dieser Wahl tritt darum besonders deutlich hervor. Keine andere Wahl erregt gerade die sportlichen Leidenschaften des Volkes in solchem Maß. Das geht schon aus den Wetten hervor, die genau wie bei einem Boxkampf auf die Kämpfenden abgeschlossen werden, oft in Höhe von Tausenden von Dollar. Auch das Pferderennen wird gern zu Vergleichen herangezogen. Bei der jetzigen Präsidentenwahl loderten die Leidenschaften noch heftiger empor, denn es kommt nicht alle Tage vor, daß ein Mann von den anerkannten Boxereigenschaften eines Roosevelt gegen den Kandidaten der eigenen Partei mit einer so berserkerhaften Wut kämpfte. Und dabei soll der eigentliche Boxkampf zwischen den beiden wirklichen Gegnern, also dem Republikaner und dem Demokraten, erst noch kommen.

Die ganze Entwicklung eines solchen Präsidentschaftskampfes könnte freilich kaum geeigneter sein, die Leidenschaften zu wecken. Da finden zuerst die Vorwahlen der Delegaten zum Konvent des einzelnen Staates (Republikaner und Demokraten) statt, und zwar zunächst in den „Assembly-Distrikten", in denen gewöhnlich die Unterhausmitglieder der gesetzgebenden Körperschaft des einzelnen Staates gewählt werden. Nur völlig zweifellose Parteigänger dürfen wählen, denn die Parteitreue steht über allem. Der Amerikaner, dieser fanatische Freiheitsbold, ist der Sklave seiner Partei. Nichts wird einem Republikaner oder Demokraten so verübelt wie Überläuferei. Karl Schurz hat zeitlebens die bittersten Schmähungen erfahren, weil er, der typische deutsche Eigenbrötler, bald mit einer Partei ging, bald mit der anderen. Der Einzelstaatkonvent erwählt dann wieder die Delegaten für den großen Konvent, den Nationalkonvent. Diese Staatsdelegaten des Nationalkonvents sind in ihrer Anzahl durch die Anzahl der Abgeordneten bestimmt, durch die der Staat im Kongreß zu Washington vertreten ist. Der Nationalkonvent, der meist Ende Juni im Wahljahr stattfindet, wählt die Kandidaten für die Präsidentschaft und die Vizepräsidentschaft. Gleichzeitig ist es seine Pflicht, ein Programm aufzustellen, das in knappen, klaren Sätzen dem Volk sagt, welche Maßregeln der Präsidentschaftskandidat, wenn erwählt, zum Besten des Landes auszuführen gedenkt. Endlich hat der Konvent die Pflicht, die Gültigkeit der Delegatenmandate zu prüfen und sie zu bestätigen oder zu verwerfen. Nebenher geht die Wahl einer Reihe von Ausschüssen, die die Zügel der Partei in Händen haben. Dies alles sieht sehr demokratisch aus, ist das aber nur sehr bedingt. Der Wille des Volkes spielt dabei keineswegs die ausschlaggebende Rolle. Die Parteileitung ist allmächtig. Die in ihr sitzenden Berufspolitiker verfahren völlig diktatorisch wie Königsmacher. Sie suchen für das Volk die Kandidaten aus, und das Volk hat nur zu wählen, welchen es annehmen will. Dieses Übel hat sich erst im Lauf der Zeit herausgebildet. Der ganze Wahlmodus ist so verzwickt und so teuer geworden, daß eben nur eine tadellose und geschäftsmäßig geleitete Parteiorganisation ihn durchführen kann. Ungeheure Summen werden von der Organisation als Beiträge erhoben, namentlich von den Dollarkönigen in ihr. Der amerikanische Politiker nennt den Vorgang humorvoll „das Fett ausschmoren". Kaum nötig, zu erwähnen, daß auch diese Einrichtung wieder zur Korruption führt. Denn die „Ausgeschmorten" überreichen später ihre Rechnungen, die das Volk bezahlen muß. Im übrigen dient der Nationalkonvent dazu, nicht bloß den Politikern, sondern auch dem Publikum auf den Galerien, zumal dem weiblichen, Gelegenheit zur Verübung von allerhand kindlichem Unfug zu geben, der nach landläufiger Auffassung die Würze des politischen Lebens ist. Oft ist's der reine Zirkus.

Freilich sind diese Wahlkampfbeiträge nötig, denn die Kosten der Parteileitung sind riesige. Die Wähler

müssen durch Zeitungsartikel, Anzeigen, Pamphlete und gemietete Wanderredner bearbeitet werden. Unter den Wanderrednern befinden sich Angehörige aller möglichen Rassen: Deutsche, Skandinavier, Irländer, Italiener, Juden, deren Aufgabe es ist, ihre engeren Landsleute für den einen oder andern Kandidaten zu gewinnen. Auch die Parteileitung selbst verschlingt Riesensummen. Der Generalissimus, der von seinem Hauptquartier aus den Kampf für seinen Kandidaten leitet, sei es der republikanische oder der demokratische, erhält ein fürstliches Gehalt. Siegt sein Kandidat, so steht ihm irgendein hoher Posten, oft ein Ministerposten, zur Verfügung. Wie gesagt: dem Sieger die Beute! Übrigens gibt es außer dem republikanischen und demokratischen Kandidaten noch einen sozialistischen oder einen abstinenzlerischen Präsidentschaftskandidaten oder einen der Arbeiterpartei. Sie haben aber bis jetzt nicht gegen die beiden großen festgefügten Parteien der Demokraten und Republikaner aufkommen können. Nun gar die Abstinenzler haben mit ihrem Versuch, ihrer kulturwidrigen Zwangsabstinenz durch einen Zwangsabstinenzfanatiker im Weißen Haus zum Sieg zu verhelfen, nie mehr als einen Heiterkeitserfolg errungen.

Sobald die Kandidaten der Republikaner und Demokraten ernannt sind, wird in jeder Stadt, selbst in Neuyork, an bestimmten Straßenecken das Pflaster aufgerissen, zwei hohe Pfähle werden eingerammt, und dazwischen werden in der Höhe riesige Netze ausgespannt, die bald von dem einen, bald dem andern Präsidentschaftskandidaten ein fürchterliches Dilettantenporträt zeigen nebst allerhand politischen Schlagwörtern. Rundherum prangen als kleinere Sterne die Kandidaten für andere Ämter, die gleichzeitig mit dem „Planeten“ gewählt werden sollen. Manchmal, nach einem besonders heftigen Regen, weicht den Kandidaten der Teint auf, und sie sehen dann aus, als ob sie von Pocken, Masern, Skrofeln, Scharlach und der Beulenpest zu gleicher Zeit befallen wären. Diese Netze bezahlt ebenfalls die Parteileitung. — sie kosten ein Vermögen für sich. Zu gleicher Zeit hebt ein Redeturnier ohnegleichen an. Die Lust und das Talent des Amerikaners zum Reden feiert Orgien. Die Kandidaten der Republikaner, der Demokraten, der Sozialisten, der Arbeiter, der Abstinenzler, alle ihre Freunde und Handlanger bis herunter zu den bezahlten kleinen Wanderrednern rasen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und reden von früh bis spät: vom Automobil herab oder aus dem Eisenbahnzug heraus oder in festlich geschmückten Hallen, in die sie mit Musik geleitet werden. Dabei wird das gröbste Geschütz angefahren. Je gröber, desto besser. Das Volk hat dafür die Bezeichnung „Schmutzwerferei“. Immer finden sich die Wähler zu solchen Gelegenheiten in Scharen ein, denn ihnen ist das Auftreten der Kandidaten oder eins seiner Anhänger eine Art Volksfest. Vor allem die biederen Farmer lassen sich so etwas unter keinen Umständen entgehen.

Und dann kommt zuletzt der große Tag der Entscheidung des sensationellen politischen Boxkampfes, der allemal der erste Dienstag nach dem ersten Montag im November ist, diesmal also der 5. November. Es ist ein Feiertag, damit jedermann die Sensation bis zur Neige genießen kann. Besondere Aufpasser jeder Partei in den Wahlbuden oder Wahllokalen verfolgen mit Katzenaugen die Wahl. Denn wo es geht, wird gegaunert, daß es nur so raucht. Wähler werden gekauft oder wählen mehrfach, und was derlei Tricks sind, an denen eine amerikanische Wahl reich ist. Am Abend findet der tolle Wahlkarneval statt, der in Neuyork von besonderer Tollheit ist. Die Zeitungen haben vor ihren Gebäuden gewaltige Leinwandflächen aufgespannt, auf denen sie durch Scheinwerfer die einlaufenden Telegramme aus allen Teilen des Landes verkünden. Je nachdem der eine oder der andere Kandidat in einem „Gang“ siegt, erheben seine Anhänger vor der Leinwand ein Indianergeheul. Sie kreischen, blöken, pfeifen gellend durch die Finger, tuten auf Radauhörnern, drehen Knarren; Männlein wie Weiblein. Die Geschäfte in der Nähe haben aus Angst vor den Ausgelassenen ihre Schaufenster verbarrikadiert. In den Theatern werden während der Pause von der Bühne herab die Wahltelegramme verlesen und ebenfalls bejohlt, bepfiffen oder beknarrt — — ob nun „Hamlet“ gespielt wird oder eine Posse. Ebenso geht es in den Restaurants und in den Klubs zu. Zum Schluß leuchten von irgendeinem Wolkenkratzer geisterhaft fahl ungeheure Lichtstrahlen über den Nachthimmel und melden, je nach der Richtung der Strahlen, wer gesiegt hat. Dann bricht unter der tausendköpfigen Menge der Wahlwahnsinn aus. Junge Damen gebärden sich wie besessen und überschütten Vorübergehende mit Konfetti. Junge Männer stecken sich Zettel an die Hüte, auf denen zu lesen ist: „I told you so! Ich hab's euch ja gesagt! (Nämlich: wer siegen würde.) Ununterbrochen tobt die Menge Straßen auf und ab; aber immer durchaus gutmütig. Roheiten gegen den Nächsten kommen nicht vor. Dann drängt alles in die Restaurants, wo die Tische lange vorher bestellt worden sind, wo Whisky und Sekt in Strömen fließen, trotz aller Abstinenzler, wo bezechte Lebedamen gegen Mitternacht auf den Tischen mänadenhaft kankanieren unter dem Jubel der Gäste.

Am nächsten Morgen werden die Wetten ausgetragen. Es wird nicht bloß um Geld gewettet. Die verrücktesten, kindischsten Wetten gibt es. Der eine, der verloren hat, muß den andern auf einem Schiebkarren dreimal um einen Häuserblock herumfahren, unter Vorantritt einer Musikkapelle. Oder der Verlierer muß sich die Hälfte seines Schnurrbartes abrasieren lassen und so eine Woche lang herumgehen. Oder der Verlierer muß eine Woche lang jeden Abend vor dem Haus des Gewinners einen Leierkasten drehen. Kindereien! Aber der Amerikaner, der sich bis in sein hohes Alter eine beneidenswerte Kindlichkeit bewahrt, liebt derartige Scherze über alles. Ja selbst die Liebe beutet solche Gelegenheiten aus und macht sich die Politik dienstbar. Es ist häufig vorgekommen, daß eine kapriziöse Schöne vom Ausgang der Wahl die Vergebung von Herz und Hand (oder wenigstens der Hand) an den Verliebten abhängig machte.



Bei Madame Sabina.

Von Siegmund Feldmann.

Die vielgerühmte „alte Kultur“ der Franzosen hat, eben weil sie alt, d. h. beharrlich ist, in das modernste Leben manche Überbleibsel eines frugalsten Geschmacks, eines ganz primitiven Betriebs hinübergerettet. Welcher Fremdling aus London oder Berlin wäre das erstemal nicht höchlich erstaunt in die ewige Vogelwiese hineingeraten, die sich auf dem Pariser Pflaster auftut? Die Autobusse rattern und pfauchen, die Krater der Untergrundbahn speien dicke Schwaden emsiger Menschlein ans Licht, droben sticht gar ein schwankes Flugzeug ikarisch ver-

messen in die Wolken, und mitten in diesem Wirbel kaum erfüllter Wunder von gestern und von morgen breitet sich, bunt getüncht, das Mittelalter einer Budenstadt voll naiver Ergötzlichkeiten, voll barbarischen Schnickschnacks, voll kindlicher und kindischer Schaustellungen aus

Die richtige Kirmes. Eine Kirmes, die nie abreißt und das Jahr über die ganze Stadt in allen Windrichtungen durchzieht, von Batignolles nach Grenelle, von Grenelle nach Neuilly, von Neuilly zur Bastille, von der Bastille zum Invalidendom und so weiter die Kreuz und Quer. Jedes Quartier hat seinen Jahrmarkt, seine „Foire". Und wenn die Foire in dem einen zu Ende ist, bricht das Volk der Schlangenbändiger, Waffelbäcker, Wahrsagerinnen, Akrobaten, Riesendamen und sonstiger „Phänomene" seine Zelte ab und verwandelt ein anderes Quartier von Paris für ein paar Wochen in ein Dorf. Nur daß es ein Dorf von hunderttausend Einwohnern ist. Diese Hunderttausend streichen, als hätte nie ein Voltaire und ein Watteau gelebt, angeregt, vergnügt, dankbar zwischen den Menagerien, Schießstätten, Kraftmessern, Rutschbahnen, Panoramen, Glückshäfen und Karussellen einher und tauschen beim polyphonen Gekreisch verstimmter Dampforgeln ihre Eindrücke und ihre Flöhe aus.

Eben der Flöhe wegen habe ich jetzt wieder eine Stunde auf der Foire verbracht. Nicht der Flöhe wegen, die das Publikum mitbringt, sondern der Flöhe wegen, die ihm durch ihre Kunst den Weg aus der dürren Prosa des Alltags in die Gefilde des Ideals weisen. Und nicht am Abend, wo von hohen Masten die Kohlenstifte ihr weißes Licht auf das Fest und seine Menge gießen, sondern mittags, wo die Gaffer fern sind und das Geschäft der Foire ruht. Denn ich wollte eine lange und gründliche Zwiesprache mit Madame Sabina halten.

Nicht ohne Suchen fand ich die ebenso gebrechliche wie blendende Architektur wieder, die eine längs der Firststange gespannte Leinwand in monumentalen Lettern als „Salon des Puces Savantes" bezeichnet. Die kleine Hütte schien zwischen ihren viel stattlicheren Nachbarn wie verkrochen. Aber ein großer Geist waltet darin. Madame Sabina empfing mich voll einer Würde, die die Freundlichkeit nicht ausschloß. Mit allen Anzeichen ihrer alten Kultur versicherte sie mir, daß mein Besuch ihr willkommen sei.

Ich war gerührt. Doch meine Ungeduld gebot meinen Gefühlen Schweigen. Ich brannte, die Truppe der Madame Sabina ungestört vom amusischen Haufen an der Arbeit zu sehen. Ein ungewisses Prickeln über den Rücken und die Beine mischte sich allerdings in meine Neugierde. Auch die Haut hat Ahnungen.

Madame Sabina stieß mit dem Handballen kurz gegen den Tisch, an dem sie saß. Und im Nu bewegten sich ganz winzige Karossen, Kanonen und Lokomotiven aus steifem Goldpapier in kurzen Sätzen hüpfend unter der Glasplatte. Die Frau Direktor reichte mir eine Lupe, die mich die unglaublich dünnen Drähte erkennen ließ, die sich um die schwellende Büste der Flöhe schlangen. Ein anderer ebenso dünner Draht verband jeden Floh mit seiner Last.

Ich drückte Madame Sabina meine Bewunderung aus. Sie wehrte ab: „Das ist noch gar nichts, warten Sie."

Ich wartete nicht lange und sah andere Flöhe, die, von ihren Artgenossen gezogen, anmutig im Wagen lehnten, als ginge es ins Bois, Schleifenfahrer auf dem Looping the Loop und einen, der gar als Chauffeur am Lenkrad saß. Es waren berückende Vorgänge.

„Wie stellen Sie es nur an," fragte ich hingerissen, „Ihre kleinen Künstler so geschickt in den Draht zu spannen?"

Madame Sabina nahm eine bedeutende Miene an.

„Das ist sehr umständlich", anwortete sie. „Ich bediene mich dazu haarfeiner Zangen, mikroskopischer Instrumente, und ich brauche mindestens Dreiviertelstunden, bis ein Floh zurechtgemacht ist. Manchmal stirbt er mir zwischen den Fingern. Das ist höchst ärgerlich, nicht wegen der verlorenen Mühe, nein, aber es ist so schwer, sich neue Flöhe zu verschaffen."

„Schwer? Man sollte glauben ....."

„Irrtum, mein Herr!" unterbrach sie mich, „grober Irrtum! Die schönen Flöhe sind selten. Sie müssen lebhaft sein und mit gesundem Blut genährt, die von Hunden und andern Biestern mag ich nicht."

„Wären sie weniger begabt?" ließ ich einfließen.

„Nein," erwiderte Madame Sabina trocken, „aber sie leben nicht lange. Ich brauche gutes Material. Ich zahle gern einen Frank für das Dutzend Flöhe, und ich empfehle mich allen Herrschaften, die welche haben", fügte sie hinzu, wobei sie einen vertrauensvoll einladenden Blick auf mich heftete. Ich blieb kalt.

„Hier habe ich noch nicht präparierte Eleven", fuhr Madame Sabina fort, und zeigte mir ein Glas mit Gefangenen. „In Freiheit leben sie ungefähr zwei Jahre, während ich sie nur zwei Monate lang zur Arbeit haben kann. Manche sind schon nach sechs Wochen zu Ende. Es ist ein Kreuz! .... Mitunter zahle ich selbst zehn Centimes für das Stück."

Und nochmals lief ihr Blick ermutigend über meinen Leib. Meine Haut bekam wieder Ahnungen, und um abzulenken, fragte ich: „Und wie ernähren Sie denn diese interessanten Tierchen?"

„Sie werden sehen .... . Maria!"

Auf den Ruf teilte sich hinten ein schmieriger, großgeblümter Vorhang. Ein trauriges Weib schlüpfte herein. Mit einer gewohnten Bewegung krempelte sie resigniert einen Ärmel bis nah an die Achsel auf und entblößte einen Arm, der mit zahllosen roten Pünktchen dicht übersprenkelt war. Auf dieser Weide saugte sich die ganze Herde mit ihren Fuhrwerken sofort fest.

„Dreimal im Tag bekommen sie zu trinken", erläuterte Madame; „es geht ihnen gut bei mir."

Maria zuckte mit keiner Wimper. Mich juckte es vom bloßen Hinschauen.

„Wie können Sie nur diese Flöhe immer so ruhig ertragen?" schrie ich die Unglückliche fast an.

Maria hob ein Auge voll Mütterlichkeit zu mir.

„Ich liebe sie", sagte sie einfach. Und mir hatte sich eine neue Art stillen Heldentums offenbart.

Unsere Bilder

Die Kieler Woche (Abb. S. 1073 u. 1074). Wie alljährlich erhielt auch die diesjährige Kieler Woche ihre Signatur durch die aktive Teilnahme des Kaisers und der Prinzen. Der Kaiser lenkte wieder persönlich seine Jacht „Meteor". Mit ihr nahm er an der großen Seewettfahrt des Norddeutschen Regattavereins von Kiel nach Eckernförde teil. Das Siegesglück lächelte aber nicht ihm, sondern der „Germania" des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach. Die Regatta gewann erhöhte Bedeutung dadurch, daß der Zeppelin-Luftkreuzer „Viktoria Luise" sich an ihr beteiligte. Er folgte den Booten aufs Meer hinaus — ein prächtiger Anblick für die Zuschauer, die sich auf den Kais drängten oder wie die Kronprinzessin von Bord der Schiffe aus das Rennen verfolgten.

Die Großherzogin von Luxemburg (Abb. S. 1075) hat wenige Tage nach ihrem 18. Geburtstag, an dem sie nach dem Gesetz ihre Volljährigkeit erlangte, ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Großherzogtums gehalten und in der Kammer den Eid auf die Verfassung geleistet. Wieder einmal besteigt also eine junge Fürstin aus dem Hause Nassau als selbständige Regentin einen Thron.

Der Wechsel in der deutschen Diplomatie (Abbild. S. 1075). Der neue deutsche Botschafter am englischen Königshof Freiherr Marschall von Bieberstein ist in London eingetroffen und dort von der Bevölkerung und der Presse als Friedensbote mit großer Sympathie begrüßt worden. — Sein Nachfolger in Konstantinopel Freiherr von Wangenheim, der bekanntlich bisher Gesandter in Athen war, hat sich vor Antritt seines Amtes zu Besprechungen mit den leitenden Staatsmännern nach Berlin begeben.



Dr. Schultz,
der neue Gouverneur von Samoa.

Geh. Regierungsrat Dr. Schultz (Portr. nebenst.) ist als Nachfolger des Dr. Solf zum Gouverneur von Samoa ernannt worden. Dr. Schultz war bisher Oberrichter und erster Referent beim Gouvernement und gilt für einen vorzüglichen Kenner Samoas.

Der Kampf zwischen Taft und Roosevelt (Portr. S. 1076) hat vorläufig mit einem Erfolg des jetzigen Präsidenten Taft abgeschlossen. Der Nationalkonvent der republikanischen Partei hat mit 561 Stimmen beschlossen, nicht „Teddy", sondern Taft als offiziellen Präsidentschaftskandidaten in den Wahlkampf zu senden. Roosevelt gibt sich aber damit keineswegs zufrieden. Seine Anhänger erklären, daß 78 Delegierte der Taftpartei durch Betrug zu ihren Mandaten gekommen seien. So ziehen sich denn die Rooseveltianer, da sie auf dem Konvent trotz großer Entrüstungszenen ihren Willen nicht durchsetzen konnten, von der republikanischen Partei zurück und gründen eine besondere fortschrittliche Partei, deren Herr natürlich Teddy Roosevelt heißt.

Die österreichische Alpenfahrt (Abb. S. 1077) hat sportlich glänzende Resultate gezeitigt, die Freude darüber ist aber leider durch einen fürchterlichen Unfall getrübt worden. Die Strecke von 2369 Kilometer führte von Wien nach Spittal a. d. Drau, dann von dort nach Madonna di Campiglio, ferner nach Toblach, von dort nach Triest, dann nach Laibach und schließlich nach Wien zurück. Auf dem Weg war auch die erst am Tag vor der Ankunft der Automobilisten eröffnete neue Prachtstraße über den Jaufenpaß in den Oetztaler Alpen zu passieren. Am vierten Fahrtag verunglückte auf dem Monte Maggiore infolge eines Federbruchs der Wagen des Berliner Fabrikdirektors C. Alfred Fischer. Herr Fischer und seine Gemahlin blieben auf der Stelle tot; der Kontrolleur des Wagens Rittmeister Walzl erlitt einen Schädelbruch. Der Chauffeur blieb wie durch ein Wunder unverletzt.

Die Rheinisch-Westfälische Städteausstellung (Abb. S. 1080), die unter dem Protektorat des Prinzen August Wilhelm von Preußen in Düsseldorf stattfindet, hat den Zweck, alle Probleme der baulichen Entwicklung, der Boden- und Wohnungspolitik in den so rasch zur industriellen Blüte gelangten Großstädten des deutschen Westens anschaulich darzulegen. Neben Bebauungsplänen und dergleichen sind alle hygienischen und technischen Errungenschaften des modernen Städtebaus durch geeignete Ausstellungsobjekte vertreten. Der Kunstpalast mit seinen 80 Räumen genügte für die Ausstellung nicht. So schuf man einen großen Anbau, Industriehallen und andere Baulichkeiten, die sich in der Kaiser-Wilhelm-Anlage in unmittelbarer Nähe des Rheins erheben. Die Ausstellung bleibt von Juli bis Oktober geöffnet.

Das 25jährige Jubiläum der Berliner Tierärztlichen Hochschule (Abb. S. 1076) ist durch einen großen Festakt in der Aula gefeiert worden, dem Vertreter der Unterrichtsbehörden, aller Berliner Hochschulen und auswärtiger Unterrichtsanstalten sowie gelehrter Korporationen beiwohnten. Rektor Dr. Eberlein hielt die Festrede. Nach den Reden wurde an dem Hochschulbanner ein von den Damen der Studentenschaft gestiftetes Fahnenband befestigt.

Die letzten Sportereignisse (Abb. 1078) waren, auch abgesehen von dem prächtigen Verlauf der Kieler Woche, glänzend und abwechslungsreich. In Hamburg wurde in Gegenwart des Kronprinzen das Deutsche Derby ausgetragen. Die Zuschauer hatten die Genugtuung, den Gradi̇tzer Gulliver II über seine Konkurrenten, vor allem den österreichischen Derbysieger Kokoro siegen zu sehen. — Am gleichen Sonntag bewarben sich auf der Radrennbahn im Berliner Olympia-Park viele der besten Rennfahrer aller Nationen um das Goldene Rad. Der Deutsche G. Janke legte die 100-Kilometer-Strecke in 1 Stunde 15 Minuten und 10 Sekunden zurück und gewann den Sieg. — Einen glänzenden Erfolg errang der deutsche Sport in England. Der Münchner Hanns Braun gewann in Stamford Bridge die Meisterschaft im Laufen über eine halbe englische Meile in 1 Min. 58$^1/_5$ Sekunden.

Adelina Patti (Abb. S. 1079), die weltberühmte Sängerin, steht jetzt im siebzigsten Lebensjahr. Sie lebt als die Gemahlin des Barons Rolf Cederström auf dem romantischen Schloß Craig-y-Nos zu Penycae in Südwales und ruht in ländlicher Umgebung von den Triumphen aus, die ihr eine lange, über alle Maßen glänzende Laufbahn gebracht hat.

Die Toten der Woche

Sir Laurens Alma-Tadema, berühmter englischer Maler, † in Wiesbaden am 25. Juni im Alter von 76 Jahren (Portr. nebenst.).



Sir Laurens Alma-Tadema †

Leutnant von Falkenhayn, Militäraviatiker, † in Döberitz am 21. Juni.

Gen.-Leutnant z. D. v. Greiff, ehem. Präsident des württembergischen Kriegerbundes, † in Stuttgart am 19. Juni.

Albert Freiherr von Oppenheim, sächsischer Generalkonsul in Köln, † in Hamburg am 24. Juni im Alter von 78 Jahren.

Kapellmeister Gustav Steffens, bekannter Komponist, † in Berlin am 22. Juni im 70. Lebensjahr.

Feldmarschall Sir George White, der Verteidiger von Ladysmith, † in London am 24. Juni im 77. Lebensjahr.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

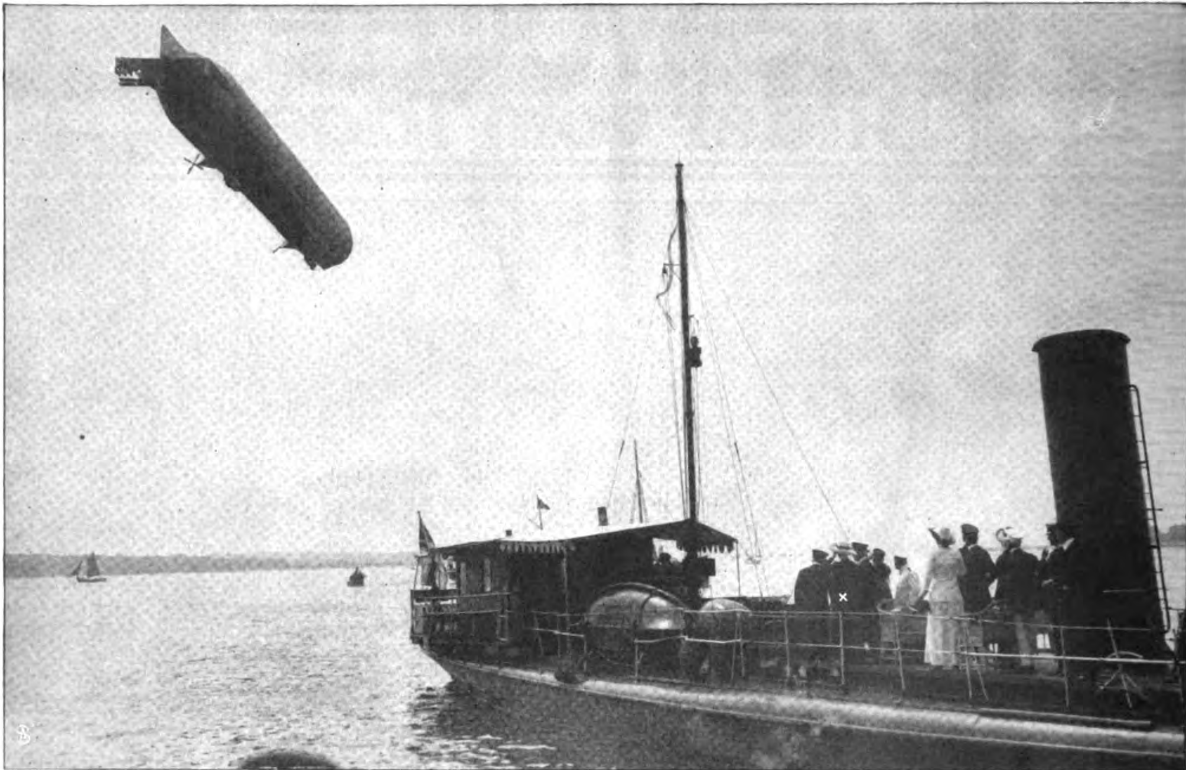


Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern“.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg. Der Kaiser.

Der Kaiser mit seinen Gästen an Bord der Jacht „Meteor“ während der Regatta.

Von der Kieler Woche.



Phot. Riebicke.

Die Kronprinzessin (×) beobachtet von einem Torpedoboot aus das Zeppelin-Luftschiff „Viktoria Luise“.



Phot. Riebicke.

Von der Kieler Woche: An Bord der „Germania“, Siegerin in der Wettfahrt der A 1-Klasse.



Photo-Union, Berlin.

Von der feierlichen Eidesleistung der Großherzogin von Luxemburg: Begrüßungsansprache des Bürgermeisters München.



Phot. Central News.

Freiherr Marschall v. Bieberstein mit Gemahlin und Tochter
nach der Landung in Harwich.

Die Ankunft des neuen deutschen Botschafters in England.



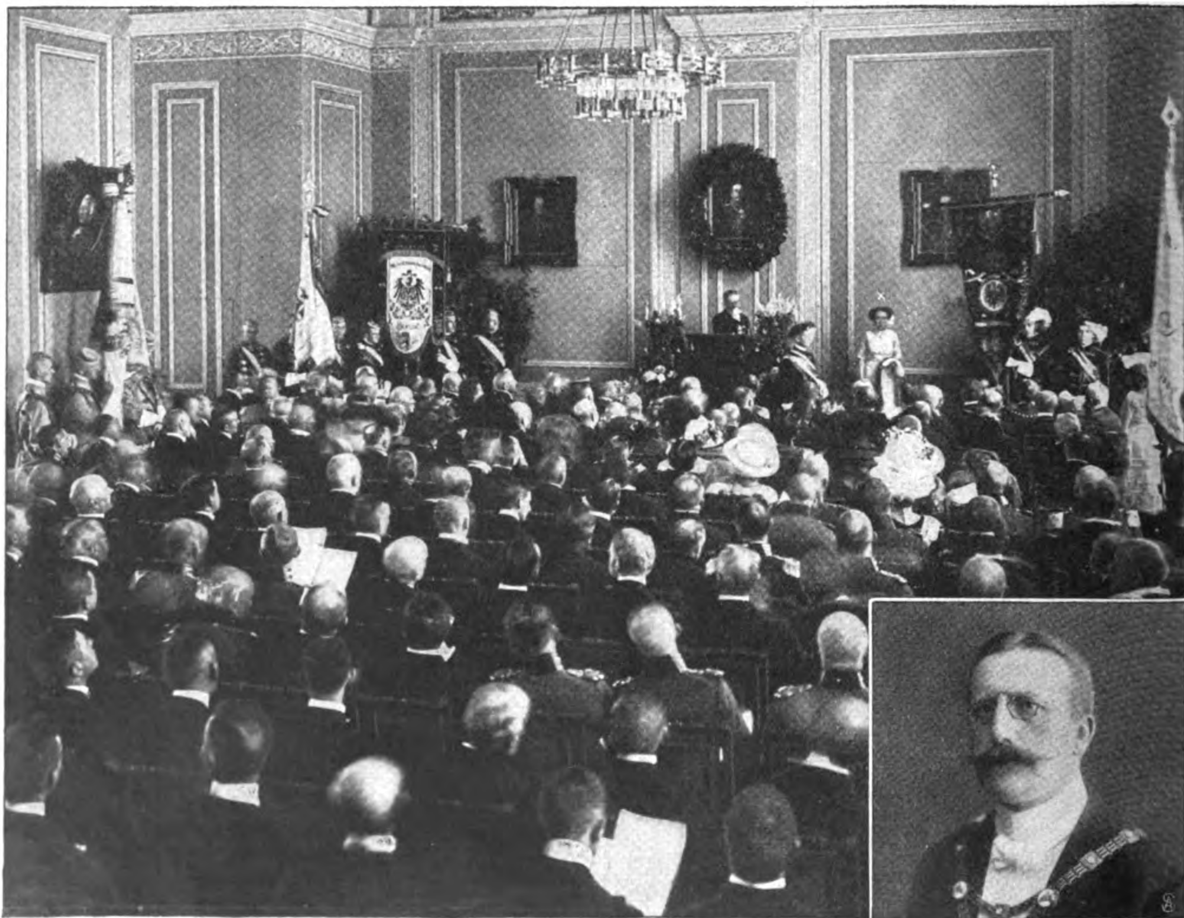
Freiherr v. Wangenheim,
der neue deutsche Botschafter in Konstantinopel.
Spezialaufnahme für die „Woche".





Theodore Roosevelt. **William Taft.**

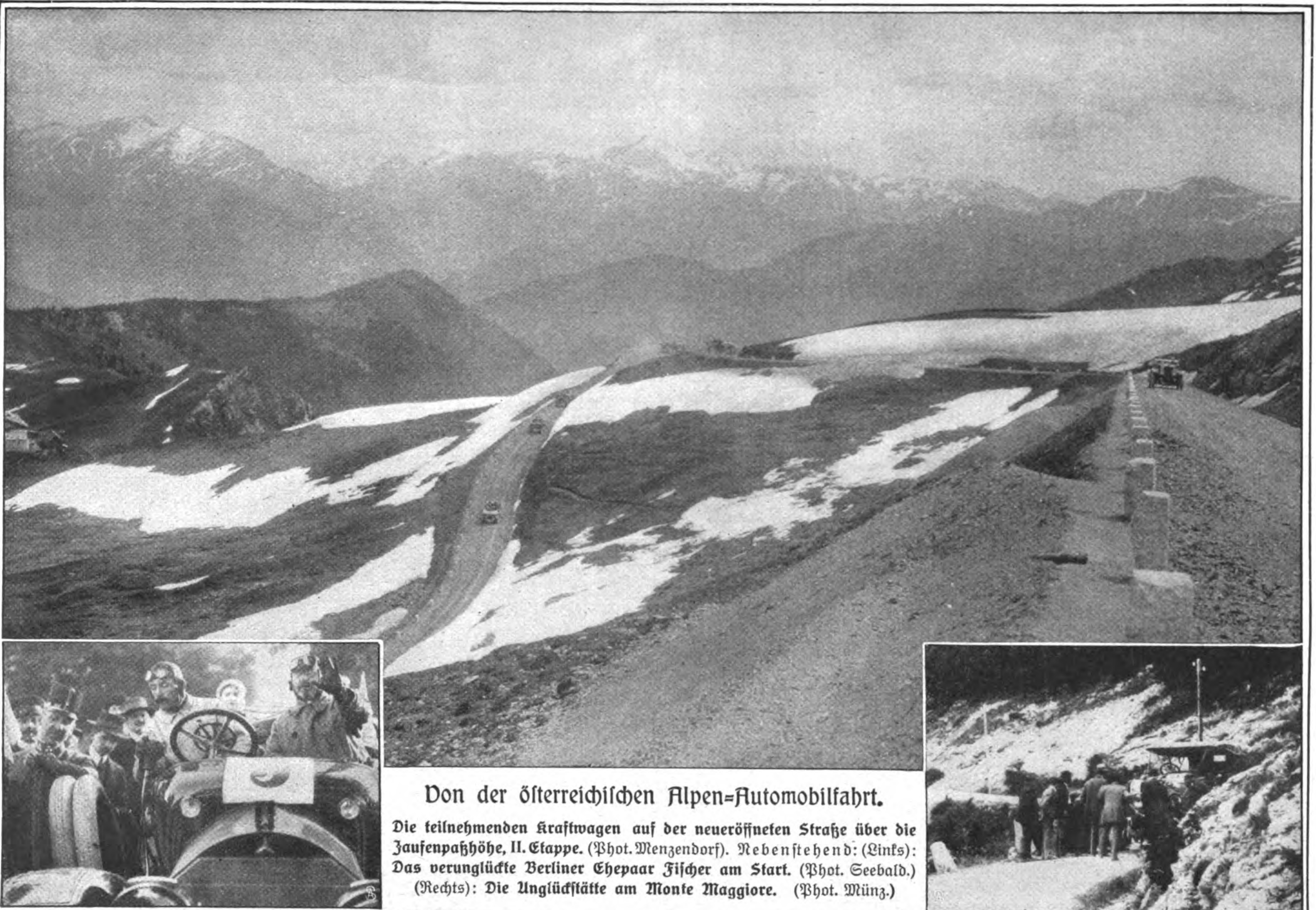
Die beiden großen Gegner auf dem republikanischen Nationalkonvent, der sich für Taft entschied.



Phot. Ernst Schneider.

Ueberreichung des von Damen gestifteten Bannerbandes durch Frl. Eberlein (×). Nebenst.: **Prof. Dr. Eberlein, Rektor der Hochschule.**

Jubiläum der Tierärztlichen Hochschule in Berlin.



Von der österreichischen Alpen=Automobilfahrt.

Die teilnehmenden Kraftwagen auf der neueröffneten Straße über die Jaufenpaßhöhe, II. Etappe. (Phot. Menzendorf). Nebenstehend: (Links): **Das verunglückte Berliner Ehepaar Fischer am Start.** (Phot. Seebald.) (Rechts): **Die Unglücksstätte am Monte Maggiore.** (Phot. Münz.)



Phot. Reich.

Der Gradițer Gulliver II mit dem Lorbeerkranz. Oben: Der Reiter des Gulliver II: Jockei Bullock.
Ein deutscher Sieg im Deutschen Derby in Hamburg.



Phot. Gebr. Haeckel.

Gustav Janke, der Sieger im „Goldenen-Rad"-Rennen.
Das populärste Radrennen auf der Berliner Olympia-Park-Bahn.



Phot. Sport & General.

Hanns Braun, München, gewann die Meisterschaft im Laufen.
Ein deutscher Sporterfolg in England.



Phot. Newspaper Illustrations.

Adelina Patti im Garten ihres Schlosses Craig-y-Nos in Süd-Wales.

Der Ruhesitz einer Gesangskönigin.



Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912 für Rheinland, Westfalen und benachbarte Gebiete: Blick auf die Ausstellung.

Familie Dungs.

Roman von

Kurt Aram.

3. Fortsetzung.

Alfred Dungs gab seiner Braut zu verstehen, daß er seinen Vater, der sehr von Stimmungen abhängig sei, nicht drängen wolle.

Darauf meinte Lotte: „Ich bin euch gegenüber arm wie eine Kirchenmaus, Fred."

Alfred Dungs sagte ganz erregt, Geld spiele in solchem Fall keine Rolle, nicht die geringste, auch bei seinem Vater nicht.

„Aber weshalb macht er dann überhaupt Schwierigkeiten?"

Alfred Dungs gab sich Mühe, ihr das klarzumachen, ohne sie zu verletzen. Einmal könne es der Alte überhaupt schlecht vertragen, wenn einer in der Familie selbständig einen Schritt tue. „Und ich habe da schon manches auf dem Kerbholz", sagte Alfred spöttisch. Dann habe er sich auf Grund seiner eigenen Erfahrungen eingeredet, ein Dungs sei darauf angewiesen, wenn er heirate, ein Mädchen von hier zu heiraten, eine Kaufmannstochter, die an Kaufleute gewöhnt sei. Daher habe er eine besondere Aversion gegen Adelige. Nicht an sich, sondern nur soweit sie für die Familie in Betracht kommen. Jeder solle in seiner Sphäre bleiben.

„Das predigt mein Papa auch", sagte Lotte ein wenig bedrückt.

„Dann haben die beiden Alten einander wenigstens nichts vorzuwerfen", sagte Alfred lachend.

„Wenn du das alles nur nicht zu leicht nimmst", sagte Lotte bedenklich.

„Ist es dir angenehmer, wenn ich es schwer nehme? Sieh mal, ich kann mir denken, daß dein Papa nicht weniger Schwierigkeiten macht als der meine." . . .

„Er wird sagen, du seist zu reich für mich", warf Lotte ein.

„Sagen kann man viel, wenn man es darauf ablegt, und je mehr man sagt, seine wahren Gründe um so besser verstecken. Aber laß sie doch sagen, was sie wollen, wenn wir nur einig sind, und das sind wir doch?"

Lotte nickte.

„Na also! Was gehn uns die vielen andern an. Wir sind ja glücklicherweise beide majorenn und schlimmstenfalls" . . .

Sie hielt ihm den Mund zu. „Du sollst so nicht reden, du sollst an so etwas überhaupt nicht denken!"

Er riß sie an sich und sagte: „Mich wirst du nicht wieder los, darauf kannst du dich verlassen!"

Sie erschrak über seine Leidenschaftlichkeit, wenn sie sich anderseits natürlich auch darüber freute.

„Entschuldige, wenn ich dich erschreckt habe, Lotte! Siehst du, die Mädchen hier sind ja alle so tüchtig, fabelhaft tüchtig, aber so ledern! Du bist gerade die richtige, nicht wahr?"

„Aber", begann sie, doch er unterbrach sie: „Wollen wir uns wirklich diese halbe Stunde durch Wenn und Aber verderben? Versprich mir nur, daß du zu mir hältst, unter allen Umständen! Dann gibt es kein Wenn und kein Aber. Alles andere ist Nebensache und wird sich finden. Und nun gib mir noch einen Kuß, Lotte, denn wir sind gleich an Ort und Stelle."

Sie tat es. Sie fühlte sich seltsam beunruhigt, aber sie schwieg, und erst, als das Auto langsamer fuhr, meinte sie fast ängstlich: „Überschätzt du mich auch wirklich nicht, Fred? Wenn es sich nun gar nicht lohnt für dich, Unannehmlichkeiten zu haben? Ich weiß nicht, ich habe Angst, Fred. Wie ist das?"

„Und was hat die Großmutter gesagt?" flüsterte er erregt.

„Du hast recht", antwortete sie und drückte seine Hand. Der Wagen hielt.

Alfred half ihr aus dem Wagen und führte sie zu dem Portal, an dem ein alter Mann als Pförtner stand. Er zog die Kappe und schmunzelte, als er den jungen Herrn erkannte. Und als er sah, daß der junge Herr mit einer jungen Dame kam, schmunzelte er noch einmal so wohlgefällig.

Alfred drückte dem Alten die Hand und flüsterte ihm ins Ohr, indem er Lotte näher zog: „Sehen Sie, Loh, das ist Lotte von Quast. Nun?"

Der Alte rückte seine Kappe unruhig hin und her, und sein Schmunzeln wurde etwas verlegen.

„Hören Sie, Loh, Sie können ja den Mund halten, Sie dürfen mir also gratulieren. Das ist nämlich meine Braut. Aber niemand weitersagen, verstanden?"

Nun schüttelte der Alte Lotte tüchtig die Hand und strahlte über das ganze Gesicht und murmelte mancherlei, was wohl Glückwünsche sein sollten, deren Worte Lotte aber nicht verstehen konnte.

„Reinen Mund halten, Loh!" Der Alte nickte, und die beiden gingen weiter.

„Wie nett der alte Mann ist."

„Er hat noch den Großvater gekannt, Lotte, und wenn du ihm nicht gefallen hättest, hätte er dir nicht so kräftig die Hand geschüttelt, darauf kannst du dich verlassen. Kriechen tun sie Gott sei Dank hier nicht!"

Lotte griff jetzt unwillkürlich nach Alfreds Arm, so überraschte sie der Anblick, der sich in diesem Augenblick bot. Aus einem Dutzend Schornsteinen loderte dunkelrotes Feuer hoch in den Himmel hinein. Dort drüben sprühte in weitem Bogen eine riesige Feuerfontäne in die Dunkelheit. Dort drüben schwebten weißglühende Riesenblöcke gespenstig vorüber, von denen die Funken spritzten wie Blut. Aus mächtigen Hallen strahlte grelles elektrisches Licht in den Raum. Hier blitzte es fauchend

auf, dort quoll ein dicker, breiter Strom von Feuer drängend, stürmisch hervor. Ringsum ein Riesenmeer von Licht und Feuer, das brodelte, zischte, spritzte, sprang, strömte und sich wand wie fliehende Schlangen.

„Wir haben es gut getroffen," sagte Alfred leise, „es ist gerade abgestochen worden. Ein hübsches Feuerwerk dir zu Ehren, Lotte."

„Mein Gott, was bedeutet das, ist hier die Hölle los?"

Alfred Dungs erklärte Lotte, daß gerade zwei Hochöfen „abgestochen" seien. Daher die Fontäne glühender Schlacke, die so weithin spritzte. Der dicke, drängende Strom darunter oder mitten aus der Fontäne heraus, das sei das dünnflüssige Eisen, das in den großen, leuchtenden Töpfen zu den Gießereien geführt werde.

„Und die glühenden Blöcke dort schweben zu den Walzwerken, wo sie zu Platten und zu Stangen, eckigen, runden, dicken, dünnen, gewalzt werden."

„Und der Höllenlärm!" sagte Lotte.

Alfred lachte. „Das macht mehr Spektakel, als wenn Korn ausgedroschen wird, was? Du darfst nicht vergessen, daß wir es hier mit lauter Eisen zu tun haben und nicht mit Hülsenfrüchten, und dies Eisen wird nicht nur gedroschen, sondern noch viel mehr gepreßt, daß es bis ins Innerste ächzt und stöhnt, in die Länge gezogen, gebogen, links herum, rechts herum, durch Löcher gejagt, über Winden getrieben, auf den Kopf geschlagen, gezwickt, geduscht, wieder angehitzt, hörst du, wie es schreit? Verstehst du jetzt, weshalb es schreit?"

Lotte nickte.

„Dazu hat noch jede Maschine ihre eigene Stimme. Wenn du lange hier bist, kannst du sie ganz genau auseinander kennen. Nicht nur ihrem Aussehen, sondern auch ihrer Stimme nach."

„Furchtbar ist es!" flüsterte Lotte.

„Und schön, Lotte, wunderschön. Oder findest du nicht?"

Lotte nickte und starrte mit weit aufgerissenen Augen in all das unruhige Licht, das nicht nur leuchtete, sondern zugleich auch zischte, fauchte, ächzte, stöhnte. Er faßte sie am Arm und zog sie mit sich weiter. Es ging über Bahngleise, die unter ihren Füßen leise bebten von der Eisenlast, die auf ihnen befördert wurde. Über ihren Häupten fuhren surrend gewaltige Krane hin und her. Lokomotiven stampften, Signale gellten. Es ging durch geräumige Tunnels unter der Erde her, so daß sie es nur noch über ihren Köpfen dröhnen hörten.

Lotte hatte ihren Verlobten am Rockärmel gefaßt, denn sie fühlte sich ganz verwirrt von all dem lärmenden, glühenden, eilenden Durcheinander, das wie ein Chaos aussah, und aus dem doch jeder Kran, jeder Eimer, jedes Gleis seinen sicheren, unabänderlichen Weg hatte.

Sie traten in eine gewaltige Halle, die nur aus Eisen und Glas bestand. Taghell lag sie da in einem grellweißen Licht, das aus riesigen Glocken flutete, die wie außerirdische Monde unter der Wölbung standen, gespenstig und übermenschlich zugleich. In das grellweiße Licht mischten sich gelbliche und graue Dämpfe, die den Gußöfen entstiegen. Und plötzlich sprang in das grellweiße Licht unter die gelben und grauen Dämpfe ein hellroter Schein. Eine Ofentür war geöffnet worden, und dunkle Gestalten mit Drahtgeflechten vor dem Gesicht rührten mit gewaltigen Eisenstangen in der hellroten Flut im Innern des Ofens. Immer neue Ofentüren öffneten sich, und plötzlich standen wohl vor jeder dieser Türen ein Dutzend Menschen, die an langen Stangen kleine Eimer hielten. In diese Eimer ergoß sich die hellrote Flut, so daß die Eimer mit eins von innen heraus glühten wie riesige Glühwürmer. Und nun strömten all diese Glühwürmer in der ganzen weiten Halle aus allen Entfernungen her einem Mittelpunkt zu. Wie Irrlichter, dicht zusammengedrängt, schaukelten sich die Eimer. Und dann ergoß sich aus ihnen die hellrote Flut langsam in die Tiefe, in den Schoß der Erde, in die Form. Die Männer hielten die Stangen mit den Eimern so weit fort, als es irgend ging, bogen den Körper zurück und wandten den Kopf der glühenden Hitze wegen schräg nach oben, daß auf den hageren Gesichtern das Licht der grellweißen Monde mit dem Licht der hellroten Flut kämpfte, während graue und gelbliche Dämpfe leise darüber hinzogen.

„Wer das malen könnte!" sagte Alfred.

Lotte nickte nur und brachte kein Wort über die Lippen. Der grandiose Anblick der Riesenhalle mit ihren Lichtern und Dämpfen nahm sie gefangen.

Alfred trat zu einem älteren Mann und fragte ihn etwas, und nun nahm er Lotte an der Hand und zog sie weiter.

„Wie ein Dom ist das", sagte Lotte und atmete hoch auf.

„Aber ein sehr moderner Dom", meinte Alfred, den Vergleich aufgreifend. „Die alten Dome schließen die Menschen ab von der Außenwelt. Deshalb setzte man so dicke Steinmassen zwischen sich und die Welt. Nichts sollte an die Welt da draußen erinnern, solange man sich in dem Dom aufhielt, allein mit seinem Gott. Am deutlichsten empfindest du das in einem romanischen Dom. Wie in einem Grabgewölbe, wenn auch oft in einem herrlich schönen, stehst du da. Kein Laut dringt von außen zu dir, kein Sonnenstrahl, kein Lufthauch. Im gotischen Dom wurde es dann schon ein wenig anders. Wir reden von gotischen Fenstern, aber in Wahrheit sind auch das noch keine Fenster, sondern sozusagen Mauern aus Glas. Sollten es Fenster in unserm Sinn sein, hätte man sie nicht bemalt, damit nur ja kein Tageslicht hereindränge. Und nun nimm die Halle, aus der wir kommen. Dieser moderne Dom ist sozusagen nur Fenster. Wer sich in diesem Dom befindet, der fühlt sich nicht getrennt von der Welt ringsum, deren Licht voll zu ihm eindringt. Er steht mitten in der Welt, ihrer Sonne und ihrer Dunkelheit, ihrem Wechsel von Licht und Schatten. Es ist fast wie ein kosmisches Bewußtsein."..

Er brach plötzlich ab und meinte: „Ein Glück, daß mich mein Vater nicht gehört hat. Ich glaube, er würde mir nicht einmal mehr einen Portierposten in seiner Fabrik anvertrauen."

Lotte aber drückte ihm dankbar die Hand. „Wie gut du das gesagt hast, wie recht du hast!"

Sie kamen an einem kleinen Bau vorbei, aus dem Blechmusik erschallte. „Unsere freiwillige Feuerwehr, die übt", sagte Alfred lächelnd. Sie gelangten zu einem

langgestreckten, barackenartigen Haus, dessen Tür Alfred öffnete. Zur Hälfte enthielt der Bau nichts wie Badezellen, zur anderen Hälfte einen Eßraum. „Die Kantine für die italienischen Arbeiter."

„Sind die Arbeiter denn hier nach Nationen getrennt?" fragte Lotte verwundert.

„Gewiß", antwortete Alfred. „Aber ich glaube nicht, daß ein besonderer Haß dahinter steckt, ich glaube vielmehr, jede Nation will nur ihren besonderen Liebhabereien ungestört von der anderen frönen. Wenn die Italiener hier sitzen, wollen sie singen und Gitarre klimpern. Die Deutschen, die derweil Sechsundsechzig oder Skat spielen wollen, würden durch das Spiel und den Gesang gestört. Dann kommt es zu Reibereien, einer zieht den andern auf, und dann erst gibt's Geraufe und Messerstechen. Früher verging fast kein Tag ohne so ein Ereignis. Ich kam dann zufällig hinter den wahren Grund, weil die Leute zum Teil ein besonderes Zutrauen zu mir haben, und habe es, wenn auch nach Schwierigkeiten, durchgesetzt, daß getrennte Kantinen eingerichtet wurden. Jetzt tut kaum noch einer dem anderen etwas Böses. Ich glaube, wenn man genauer zusieht, beruht der sogenannte Rassenhaß recht häufig auf ähnlichen Gründen."

„Die Leute hören also gern auf dich?" fragte Lotte, die das besonders freute.

Alfred lächelte. „O ja. Wenigstens sind sie offener zu mir als zu Anton und zu meinem Vater. Ich komme ihnen wohl nicht so streng vor. Ich glaube, sie nehmen mich als Herrn überhaupt nicht so recht für voll. Ich bin nicht scharf genug und nicht so kurz angebunden, wie sie es gewöhnt sind. Deshalb traut man sich bei mir leichter einmal mit einem Wort hervor."

„Du brauchst dich doch nicht schlechter zu machen, als du bist, Fred."

„Will ich auch gar nicht, Lotte."

„Schön muß es sein, hier zu arbeiten, hier Führer zu sein!" Lotte reckte sich.

„O ja. Aber im Grunde sind wir alle nur geführte, außer meinem Vater. Und wenn man genauer zusieht, als er es liebt, wird er auch geführt."

„Von wem denn?" fragte Lotte erstaunt.

„Von der Konjunktur, von der allgemeinen geschäftlichen Lage. Wirklich unabhängig, wie er es sich gern einbildet, ist auch er nicht."

„Wie ein Fürst muß er sich fühlen!"

„Mag sein. Aber auch Fürsten sind abhängiger, als sie oft Wort haben wollen."

„Du bist so skeptisch, Fred!" meinte Lotte nicht ohne Unbehagen.

„Das finden die andern auch, und sie mögen mich wohl deshalb nicht besonders."

„Warum bist du es denn, Fred?"

Nun sprach Alfred Dungs, während sie weiter schritten, etwas ausführlicher von sich. „Damit du nicht demnächst auch zu den andern gehörst, die mich nicht mögen", meinte er lächelnd.

Sie drückte ihm heimlich die Hand.

Alfred Dungs hatte eigentlich Soldat werden wollen. Lotte sah verwundert zu ihm auf.

Alfred lächelte wieder. „Nicht der schönen bunten Uniform wegen, Lotte, sondern um in die Kolonien zu gehen. Aber nicht als Kaufmann. Und da man mich nie und nimmer als Forscher hinausgelassen hätte, denn das wäre in den Augen meines Vaters hinausgeworfenes Geld gewesen, so wollte ich eben Soldat werden. Aber auch das setzte ich nicht durch. Meinem Vater kam es wie eine Spielerei vor. Ich dachte darüber natürlich anders. Aber darin hatte er recht, mein eigentlicher Herzenswunsch war es nicht, sondern sozusagen nur ein Umweg zu ihm, ein Umweg, von dem ich damals annahm, ihn meinem Vater plausibel machen zu können. Aber es gelang mir nicht, und da wollte ich Jurist werden, zur Verwaltung oder zur Diplomatie gehen, um so wenigstens reisen zu können und fremde Länder zu sehen und zu studieren."

„Das war also dein Herzenswunsch?"

Er nickte. „Aber da mein Vater auch das nicht wollte, gab ich schließlich nach und blieb hier. Da mein Herz nicht ganz bei der Sache ist, hilft es sich eben mit Skepsis über seinen Kummer hinweg. Mein Vater fühlt das wohl selbst, und deshalb ärgert ihn meine Art. Sie erinnert ihn immer daran, daß er mir meinen Herzenswunsch ausgeschlagen hat, und er sieht, daß ich ihn trotzdem nicht vergessen habe. Bei jedem andern gefiele ihm das, denn er mag es, wenn man konsequent ist. Aber bei mir ist es ihm unbequem ..."

„Wie schade, daß ihr euch nicht gut versteht!"

Alfred zuckte die Achseln und erzählte weiter von seinem Leben, das ihn wohl durch ganz Europa führte; denn am liebsten unternahm er noch die Reisen für das Geschäft, aber eben nicht in unkultivierte Länder, was ihn viel mehr interessiert hätte.

„Ich hätte ja einfach ausreißen können", meinte er nachdenklich. „Aber als ich noch ganz jung war, kam mir dieser Gedanke einfach nicht. Ein Dungs und ausreißen. Eine ungeheuerliche Vorstellung. Ich stand damals doch wohl viel mehr unter dem Bann meines Vaters, als ich dachte. Und jetzt?" Er warf einen prüfenden Blick auf Lotte. „Nun, wir werden ja sehen."

„Was willst du damit sagen, Fred?" fragte sie beunruhigt.

„Eigentlich gar nichts Bestimmtes, aber ich habe das Gefühl, als käme jetzt wohl der Wendepunkt in meinem Leben."

„Meinetwegen?" fragte sie leise.

Er blickte sie gerade und offen an. „Würde dich das beunruhigen und quälen?"

Sie schwieg.

„Aber, Lotte! Nein, das will ich nicht glauben!" Er wurde erregt. „Sieh mal, ich habe mich eigentlich, wenn ich es mir recht überlege, viel zu sehr von den Verhältnissen schieben lassen. Es war ja auch bequemer so. Und weshalb besondere Anstrengungen machen, wenn man nicht recht weiß, wozu? Es lohnte sich offen gestanden nicht recht. Das ist jetzt doch anders, und das verstehst du auch ganz gut, wie ich dich kenne. Weshalb soll ich hier mein Leben lang bestenfalls der Zweite sein, wenn ich das Zeug in mir fühle, vielleicht an anderem Ort ein Erster zu werden? Eigentlich müßte dir das doch eher gefallen?"

Aber Lotte schwieg immer noch.

„Also schön, lassen wir das, und warten wir alles Weitere ab", meinte er langsam und wieder völlig ruhig. „Ich sage das mit solcher Gelassenheit, weil ich annehme, ich werde nicht mehr lange zu warten brauchen ... Und nun wollen wir hier im Kasino für einen Augenblick eintreten, denn den Clou habe ich dir bis zuletzt aufgespart."

„Das Kasino?" fragte sie verwundert.

Alfred lachte. „Nein, gewiß nicht, aber ich möchte von hier aus telephonieren, damit alles bereit ist, wenn wir kommen."

Er führte sie in das Beamtenkasino, einen schönen, geräumigen Bau, der auf ganz moderne Art und Weise ausgestattet war.

„So, hier sind wir sozusagen im Allerheiligsten", sagte Alfred und öffnete die Tür zu einem Raum, der besonders einfach aussah. In der Mitte stand ein großer Tisch, von bequemen Ledersesseln umgeben. An den Wänden hingen einige Stiche, die Dungssche Fabrikanlagen darstellten, und eine Anzahl Diplome von Ausstellungen.

„Das Beratungzimmer", sagte Alfred. „Hier sitzen wir mit unseren Generaldirektoren, wenn etwas Besonderes los ist. Dort auf dem Holzstuhl mein Vater. Er kann sich an die Bequemlichkeit der Klubsessel nicht gewöhnen ... Und nun entschuldige mich für einen Augenblick."

Lotte nickte, und Alfred entfernte sich.

Lotte ging unruhig hin und her. Und plötzlich setzte sie sich auf den Holzstuhl und weinte leise. Wie quälend das war, daß sie nun wirklich Unfrieden in diese Familie bringen würde, denn sonst hätte Fred nicht so zu ihr gesprochen. Nein, daß es so schlimm werden könnte, das hatte sie wirklich nicht gedacht. Mein Gott, es war doch keine Schande, sie zu heiraten! Aber es sah jetzt fast so aus, wo nicht einmal Fred es zu wagen schien, einfach mit seinem Vater zu reden. Und was würde ihr Vater sagen, wenn er davon erführe? Wie häßlich das alles war, gar nicht auszudenken! Darf man denn wirklich nicht mehr einfach seinem Herzen folgen? Oder dürfen das heutzutage nur noch Knechte und Mägde?

Lotte erhob sich, trocknete die Augen und sagte halblaut: „Morgen reise ich ab. Das ertrage ich nicht länger!"

Nun wurde sie ein wenig ruhiger und trat zum Fenster. Es war ganz dunkel, und wie ein schweres, schwarzes Ungetüm lag die riesige Fabrik vor ihr ausgebreitet. Es atmete schwer, es spie Feuer wie ein Drache im Märchen.

„So," sagte Alfred eifrig, als er wieder eintrat, „nun wollen wir auch gleich aufbrechen zu Schacht I. Ich habe telephoniert. Sowie wir da sind, können wir einfahren."

Sie blickte ihn fragend an.

„Fehlt dir etwas, fürchtest du dich?" fragte er besorgt.

Sie lächelte. „O nein, gewiß nicht, gehen wir."

Sie war froh, als sie mit Alfred wieder im Freien, im Dunkeln war.

„Ist es dir auch wirklich nicht unangenehm, mit mir in den Schacht zu fahren, den Kohlenschacht? Ich habe gar nicht daran gedacht, daß es dir unangenehm sein könnte. Es interessiert nämlich alle Besucher immer am meisten, trotzdem wir natürlich nur wenige einfahren lassen. Und besonders schmutzig ist es auch nicht, denn wir ziehen uns entsprechend um, und wenn wir da unten sind, brauchen wir ja nicht gleich bis in die entferntesten Löcher zu kriechen."

„Aber, Fred, ich fürchte mich wirklich nicht, und es interessiert mich sehr."

„Ich meine nur, wenn du doch schon einmal hier bei uns bist, solltest du dir das nicht entgehen lassen. Auch macht es mir Freude, wenn ich denke, daß du das alles dann ein bißchen kennst."

„Lieber Fred!" Sie streichelte seine Rechte.

Er führte sie durch einen langen Tunnel. Je näher sie seinem Ende kamen, um so lauter wurde es. Es war gerade, als ginge ein schweres Gewitter nieder, so donnerte und krachte es.

Als sie das Ende des Tunnels erreicht hatten, hielt sich Lotte unwillkürlich die Ohren zu. Aber nach wenigen Augenblicken schon gab sie die Ohren wieder frei, als wenn sie sonst das Bild ringsum nicht völlig in sich aufnehmen könnte. Vor ihnen ragte ein riesiger Turm aus Eisen hoch in die Nacht. Er war in mehrere Etagen eingeteilt, jede höher gelegene um ein beträchtliches kleiner als die nächste darunter. Man sah es ganz deutlich, denn auf allen Etagen huschten viele Lichter hin und her, unruhig, geschäftig, und ringsum hingen wieder wie in den großen Hallen die großen, bleichen, gespenstigen Monde hoch in der Luft. Romantischer konnte auch die wildeste Gebirgschlucht bei Mondenschein nicht aussehen als dies Terrain hier mit dem gewaltigen Förderturm, den vielen Laufbahnen, Hütten und Hallen, zwischen denen sich enge, kohlschwarze Gäßchen schlängelten.

Alfred nahm Lotte an der Hand und führte sie auf schmalen Eisentreppen den Turm in die Höhe, der in allen Gliedern bebte und zitterte wie ein Zugtier, das in schwerer Arbeit steht. Mit Donnergepolter fuhren die Kohlenwagen am Förderseil zu den verschiedenen Etagen des Turms, wo sie ausgekarrt, entladen und wieder eingekarrt wurden. Das krachte, donnerte, dröhnte, bebte, als stände man auf einem Vulkan vor einer Eruption.

Ein Mann in besserer Kleidung zog die Mütze und trat auf Alfred zu. Sie sprachen miteinander, aber Lotte konnte kein Wort verstehen. Der Lärm ringsum war zu gewaltig. Aber nach Alfreds Gesten zu urteilen, hatte ihm der Mann keine angenehmen Mitteilungen zu machen. Alfred zuckte zusammen, wurde heftig, erblaßte, auch der andere wurde erregt, dann verlegen und zuckte schließlich hilflos die Achseln, als Alfred sich so weit vergaß und mit dem Fuß auf den Boden stampfte.

„Was gibt es denn?" fragte Lotte ängstlich, die Alfred noch nie so erregt gesehen hatte. Aber wie sollte er ihre Frage verstehen, da sie ihre Worte nicht mehr verstand, als sie ihre Lippen verließen?

Anton Dungs junior hatte von seinem Kontor aus telephonisch den Befehl erteilt, daß niemand einfahren dürfe. Alfred nahm als selbstverständlich an, daß sich dieser Befehl nicht auf ihn beziehe. Aber der Meister mußte ihm mitteilen, daß Herr Dungs diesen Befehl noch ganz ausdrücklich auch auf seine Söhne ausgedehnt habe. Nun wußte Alfred Bescheid. Es war dem Vater irgend-

wie hinterbracht worden, daß er sich hier mit einer jungen Dame befand. Er wußte, wer die junge Dame war, Klatsch verbreitet sich ja schnell, und nun zeigte er ihm auf so brutale Weise, wer hier der Herr war, und daß der Sohn gar nichts zu sagen hatte, wenn Anton Dungs junior nicht wollte. Er wollte ihn beleidigen und auch die junge Dame, die mit ihm war. Unerhört. Nur mühsam gelang es Alfred, wieder ruhiger zu werden. Aber Lotte durfte ja nichts merken, unter keinen Umständen durfte sie erfahren, um was es sich handelte. Er gab dem Meister kurz die Hand und führte Lotte auf einer schmalen eisernen Bahn, die mit Schienen belegt war, vom Turm fort in eine große Halle.

Nun konnte man sich wieder verstehen, aber der Anblick, der sich Lotte hier bot, war so seltsam, daß sie zunächst danach fragte. In der Halle hingen nämlich, etwa drei Meter über dem Boden, Tausende von Kleidungstücken. Als seien sie zum Trocknen aufgehängt. Aber es waren nicht nur Wäschestücke, es waren auch Jacken und Beinkleider, die hier zu Tausenden dicht nebeneinander hingen.

Alfred war froh, daß Lotte von dem Vorfall, der sich eben auf dem Turm zugetragen hatte, durch diesen Anblick abgelenkt wurde, und erklärte ihn eifrig. Was hier hing, das waren die Kleidungstücke der 3000 Bergleute, die jetzt unter ihren Füßen im Schoß der Erde arbeiteten. Sie erhielten für diese Arbeit vom Werk ihre besondere Tracht. Was hier hing, waren die Privatkleider. Jeder hing sein Bündel, nachdem er sich umgezogen hatte, an einen Haken. Der Haken wurde an einer Kette in die Höhe gezogen. Jede Kette besaß ihren eigenen Verschluß. Jeder Arbeiter hatte den Schlüssel zu dem seinen, so daß nun niemand Fremdes an seine Kleider konnte.

Grotesk sah es aus, eigentlich zum Lachen. Aber wenn man nun wußte, daß die Leute im Schacht sich mühten, während ihre Hüllen hier teilnahmlos und leer hingen, bekam der Anblick etwas Unheimliches. Wie entseelt hingen diese Hüllen da. Als ob das, was ihnen erst Leben gab, sie für immer verlassen hätte. Wenn die Arbeiter aus dem Schoß der Erde nun nicht mehr zurückkämen, was dann?

„Komm!“ sagte Lotte und zog Alfred mit sich fort. Ihr war, als ginge ein großes Klagen und Seufzen durch all die Kleiderbündel, die wie die Gehenkten unter der Decke hingen.

Sie traten auf eine breite Estrade, auf der die Kohlen sortiert wurden und von hier aus in die Waggons liefen.

„Ich dachte, wir wollten einfahren?“ fragte Lotte nach einer Weile, während Alfred ihr alles eifrig erklärte, froh, daß ihr die Szene vorhin nicht weiter aufgefallen zu sein schien.

„Wir müssen noch ein wenig warten, es ist gerade kein günstiger Augenblick“, erwiderte er und erklärte weiter.

Nach einer Weile führte er sie in eine kleine Halle, in der ein gewaltiges Schwungrad eilig sich um seine Achse drehte. Vor dem Schwungrad stand ein einzelner Mann, die Hand an einer Weiche.

Alfred erklärte, wie von hier aus und von diesem einen Mann der ganze Förderbetrieb in Schacht I geregelt wurde. Rechts von ihm an der Wand hing eine große Skala, die bis auf eine halbe Sekunde genau angab, mit welcher Schnelligkeit das Förderseil draußen im Förderturm auf und nieder stieg. Einmal lag natürlich sehr viel daran, möglichst schnell zu fördern. Anderseits durfte aber eine bestimmte Schnelligkeit im Interesse der Sicherheit nicht überschritten werden. Das alles konnte der Mann an der Weiche bequem von der großen Skala ablesen und danach die Zahl der Umdrehungen des großen Rades vor ihm regeln. Zugleich aber sprangen unausgesetzt an einer kleineren Tafel schwarze römische Zahlen auf und klappten nach einer bestimmten Zeit wieder zu. Das zeigte an, von welcher Sohle im Bergwerk gerade der Förderkasten beladen war, der jetzt aufstieg.

Plötzlich öffnete sich eine Klappe mit einer roten Zahl.

„Siehst du, jetzt steigt von Sohle drei ein Mann auf, und dann muß etwas langsamer gefördert werden“, erklärte Alfred.

Der Mann an der Weiche verlangsamte die Drehungen seines Rades um ein weniges.

„Fehlt dem Mann nun etwas, der jetzt aufsteigt?“ fragte Lotte, den Blick immer auf der roten Zahl.

„Vielleicht ist er nicht ganz wohl, oder er hat eine dringende Bestellung für seine Belegschaft auszurichten und dergleichen.“

„Wenn nun irgendein Unglück da unten passiert, kann man das hier auch schon sehen?“ fragte Lotte leise.

„So weit sind wir leider noch nicht. Immerhin ist jedenfalls etwas Ungewöhnliches los, wenn kurz hintereinander mehreremal die roten Ziffern sichtbar werden.“

„Da öffnet sich ja schon wieder die Klappe mit der roten Zahl!“ sagte Lotte.

„Wenn das noch einigemal passiert, was wir nicht hoffen wollen, dann muß man allerdings annehmen, daß da unten etwas nicht in Ordnung ist, denn die Leute verlassen ja nicht gern und freiwillig während der Schicht ihre Arbeit“, setzte Alfred auseinander.

„Mein Gott!“ sagte Lotte und deutete auf die Klappe, wo schon wieder die rote Zahl erschien.

Der Mann an der Weiche blickte auf Alfred Dungs und dieser auf ihn. Beide waren blaß geworden.

Sechs Augen hingen jetzt gespannt an der Klappe, und die Sekunden kamen ihnen wie Minuten vor.

Wieder öffnete sich die Klappe, und wieder sprang die rote Zahl drei heraus. Der Mann an der Weiche, der bisher den Rücken leicht angelehnt hatte, stand nun kerzengrade an seiner Weiche, blaß bis in die Lippen, und verlangsamte die Umdrehungen seines Rades.

Wieder sprang die gleiche Klappe auf.

Der Mann an der Weiche drückte mit bebenden Fingern links auf einen Alarmknopf, der direkt zum Kontor und zu den Ärzten führte. Alfred bat Lotte, ruhig hier zu bleiben, er wollte nur schnell einmal zusehen, ob wirklich etwas passiert sei. Langsamer drehte sich das Rad. Immer wieder öffnete sich die Klappe mit ihrer roten Zahl. Wie aus Stein gehauen stand der Mann an seiner Weiche.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Lotte entsetzt.

Der Mann an der Weiche schien sie gar nicht zu hören, er starrte nur auf die Klappe mit der roten Zahl.

„Haben Sie jemand da unten?“ fragte Lotte.

Der Mann nickte nur und starrte. Zwölfmal war die rote Zahl nun aufgetaucht und wieder verschwunden.

„Schlagende Wetter!“ preßte der Mann an der Weiche zwischen den bebenden Lippen hervor, die Hand an der Weiche und den Blick auf der Klappe.

Lotte wußte davon nicht viel, aber sie wußte doch, daß es etwas Fürchterliches war, und nun fiel es ihr auf einmal auf, wie es draußen ruhiger wurde und nicht mehr so laut donnerte und krachte. Es wurden ja auch zurzeit keine Kohlen gefördert, sondern Menschen, vielleicht tote Menschen.

Wieder zeigte die Klappe die rote Zahl, und der Mann an der Weiche drückte zum zweitenmal auf den Alarmknopf. Es war so wenig laut mehr da draußen, daß man das Gellen der Alarmglocke, wenn auch wie aus weiter Ferne, vernahm.

„Müssen Sie denn hier bleiben?“ fragte Lotte.

Der Mann nickte.

Die Klappe öffnete sich und zeigte wieder eine schwarze Zahl. In den Mann an der Weiche kam neues Leben, und das Rad lief wieder schneller.

„Soll ich einmal fragen, was geschehen ist?“ fragte Lotte.

Der Mann nickte dankbar.

Als Lotte ins Freie trat, war es ganz still, so still wie auf einem Kirchhof, und sie sah viele Tragbahren, die gerade hoch gehoben wurden, auf denen unkenntliche Gestalten lagen, die von Kohlenstaub überzogen waren.

Alfred kam sofort zu Lotte und berichtete, was eigentlich vorgefallen, sei noch nicht recht klar. Jedenfalls ein schlagendes Wetter, das unglücklicherweise zwölf Bergleute überrascht habe, wie sie gerade ihr Abendessen einnehmen wollten. Einer sei tot, die andern seien augenscheinlich nur bewußtlos und würden hoffentlich gerettet werden.

Da fiel Alfred plötzlich etwas ein, er öffnete die Tür zu der kleinen Halle und rief dem Mann an der Weiche zu, um was es sich handele, und der Sohn von ihm sei nicht dabei.

In den Augen des Mannes leuchtete es für einen Augenblick dankbar auf, dann sah er wieder unentwegt nach der Skala, die Hand an der Weiche, und schon donnerte und krachte es wieder auf allen Etagen des Förderturms. Es wurden wieder Kohlen gefördert, nicht Menschen.

Als Alfred wieder neben Lotte stand, trat Anton Dungs junior hinzu, begrüßte die junge Dame sehr förmlich und sagte zu seinem Sohn, er möge sofort in die Stadt fahren, der Großmutter ginge es sehr schlecht, wie eben telephoniert worden sei. Er könne erst in einer Stunde nachkommen. Er grüßte förmlich und verschwand mit den Tragbahren.

Als Lotte und Alfred im Auto saßen, meinte Lotte plötzlich: „Wenn wir nun eingefahren wären, Fred?“

„Dann wären wir eben vielleicht auch in ärztlicher Behandlung, Lotte. Denn ich wollte gerade zu Sohle drei, sie galt bisher als absolut ungefährlich.“

Lotte schwieg erschüttert, Alfred aber dachte, wie merkwürdig es doch sei, daß ihnen beiden am Ende sein Vater, wenn auch ohne es zu wollen, das Leben gerettet hatte.

* * *

Die elf bewußtlosen Bergleute waren zwar noch am späten Abend wieder zu sich gekommen, aber am anderen Vormittag, als man schon dran dachte, sie wieder zu ihren Angehörigen zu entlassen, war es plötzlich mit ihnen viel schlechter geworden, ohne daß die Ärzte einen rechten Grund dafür erkennen konnten; und ehe sich die Ärzte dessen versahen, starben ihnen die armen Menschen bei großen Schmerzen unter den Händen. Die giftigen Gase mußten sie innerlich verbrannt haben. Anders ließ es sich nicht erklären.

Anton Dungs junior, der sich über das Befinden seiner Leute auf dem laufenden erhalten ließ und auch wiederholt bei ihnen gewesen war, fühlte sich tief niedergeschlagen. Sie gehörten ja mit zu der großen Schar, die an seinem Werk arbeitete und dafür so gearbeitet hatte, daß es jetzt groß dastand. Schon aus diesem Grunde nahm Anton Dungs ein persönliches Interesse an seinen Leuten, wenn er es auch nur selten zeigte. Auch waren Jahr und Tag vergangen, seit ein solches Unglück vorgekommen, und Anton Dungs hatte insgeheim gehofft, ähnliche Unglücksfälle seien nach allem, was geschah, um sie zu verhindern, so gut wie ausgeschlossen.

Aber ein Unglück kommt selten allein, und so war zu allem auch noch Frau Anton Dungs senior gestorben, ein besonders schwerer Verlust für den Sohn, der sich an niemand so sehr angeschlossen hatte wie an seine Mutter.

Gestern morgen schien es ihr wieder besser zu gehen. Sie hatte sich in ihren Wintergarten fahren lassen und noch darüber gefreut, daß der Frau Oberst im Hotel von der Regimentskapelle gerade ein Ständchen gebracht wurde, denn heute war der Frau Oberst Geburtstag.

Als die Blechmusik gar kein Ende nahm und Anton schon ungeduldig wurde und hinüberschicken wollte, mit der Bitte, man möge Rücksicht auf die Kranke nehmen und aufhören, da wehrte sie ab und neigte den Kopf lächelnd hintenüber. Niemand achtete darauf, wie sich das Lächeln plötzlich verlor, und als man wieder nach der Kranken sah, weil sie gar so ruhig war, da war sie schon tot. Und die Blechmusik spielte immer noch. Schwester Emma wollte empört hinauseilen und um Ruhe bitten, aber nun hatte es ja doch keinen Zweck mehr, nun mochte die Musik ruhig weiter spielen.

Anton Dungs stöhnte. Es war wirklich ein abscheulicher Kontrast gewesen... Ach, es war überhaupt alles abscheulich und widerwärtig!

Anton Dungs schritt mit einem ganz verzerrten Gesicht durch sein kleines Arbeitzimmer in seinem Schloß. Er war ja allein, niemand sah ihn, da konnte er sich wohl einmal ein wenig gehen lassen.

Heute nachmittag würde man also die Mutter begraben und morgen vormittag die Bergleute, denn diese Beerdigung war hinausgeschoben worden, weil der Regierungspräsident erscheinen und einige Worte des Trostes reden wollte. So dachte man in der Stadt aus Aufregung darüber nicht ganz so viel an den Tod der Frau Dungs und an ihn, wie es sonst wohl der Fall ge-

wesen wäre. Das war wenigstens noch ein Glück bei allem Unglück, denn nichts war ihm unerträglicher, als wenn sich andere um seine persönlichen Angelegenheiten und Gefühle kümmerten.

Anton Dungs ließ sich in einen Stuhl fallen und stützte den Kopf in die Hände. Nun war der einzige Mensch von ihm gegangen, der ihn wirklich kannte und seine und seines Werkes ganze Entwicklung miterlebt und mit angesehen hatte.

Wie leer und tot kam sich Anton Dungs in diesem Augenblick vor. Ein unerträgliches Gefühl. Er zwang sich, an alle die vielen, vielen Jahre zurückzudenken, die seine Mutter neben ihm und mit ihm gegangen war, ratend, helfend, warnend, aber nie ohne Verständnis für ihn. Das war wohl das Größte gewesen, was er an ihr besessen, und was nun für immer verloren war. Alt und müde und einsam fühlte sich der Mann jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frage des Strafrechts.

Von Hans Hyan.

Bei dem steigenden Interesse, das man den Asozialen und den Gesetzesbrechern zuwendete, konnte es nicht ausbleiben, daß die Frage der Vorbestraftheit und ihrer sozialen Wirkungen sich dem in den Weg stellte, der mit Ernst und Eifer an diese schwierigen Probleme heranging. Selbst die Einführung der bedingten Begnadigung bei den erstmalig Verurteilten — der, nebenbei bemerkt, die bedingte Verurteilung folgen wird und muß — konnte die außerordentlich schweren Folgen der behördlich geführten Strafregister und ihrer späteren Entrollung bei forensischen Angelegenheiten für den einmalig Bestraften kaum mildern. Denn die Strafe als solche bleibt auch bei dem Begnadigten bestehen, und die Erwähnung des begangenen Delikts kann nach den geltenden Bestimmungen, da es sich ja doch in jedem Fall um einen „Verurteilten" handelt, vor Gericht nicht verboten oder unmöglich gemacht werden. . . Durchaus anders liegt der Fall bei der in Frankreich z. B. schon mit dem größten Nutzen eingeführten „bedingten Verurteilung". Hier ist noch kein positives Urteil vorhanden; der Verüber der Straftat wird nur für den Fall verurteilt, daß er sich innerhalb einer festgesetzten Zeit nichts Ähnliches zuschulden kommen läßt. Tut er das aber und bleibt ohne nachherige Rüge, so wird ihm nicht allein die Strafe erlassen, sondern seine Strafakten bleiben auch rein; er ist de facto und de jure noch nicht bestraft. . . Dies ist der fundamentale und noch viel zu wenig hervorgehobene Unterschied zwischen den beiden Strafarten, und es erhellt ohne weiteres, daß man zu der bei uns noch nicht eingeführten bedingten Verurteilung kommen muß, will man die unabsehbaren Konsequenzen der „Vorstrafe" für den Betroffenen ausschalten.

Die ungeheure Bedeutung solcher Maßregel wird dem klar, der sich ein wenig in den Gerichtsälen umtut und mitanhört und sieht, welche schrecklichen Seelenkämpfe und Ängste die durchmachen, die, mit dem Makel einer noch so geringfügigen und weit zurückliegenden Vorstrafe behaftet, wiederum, wenn auch nur als Zeuge, vor Gericht erscheinen müssen.

Die totale Unkenntnis aller juristischen und straftechnischen Gebräuche und Bestimmungen, die sich nicht nur bei Ungebildeten, sondern auch bei dem Gros der Gebildeten immer wieder erkennen läßt — und eine etwa vor Jahren erlittene Vorstrafe ändert seltsamerweise an dieser Unerfahrenheit so gut wie nichts! — bringt es nun auch zuwege, daß die vor Gericht gezogenen Personen ganz andere Schrecknisse befürchten zu müssen glauben, als ihrer in der Tat harren. . . .

Früher, und zwar noch vor acht und zehn Jahren, wurde allerdings die Frage nach den Vorstrafen der Angeklagten mit einer nur durch bare Gedankenlosigkeit erklärbaren Rigorosität erledigt. Ich selbst habe damals einen Fall miterlebt, wo einem Künstler, der wegen eines seiner Werke aus Paragraph 184 angeklagt war, eine wohl fünfzehn Jahre zurückliegende Strafe wegen Diebstahls vom Vorsitzenden mit dem Bemerken vorgehalten wurde, das geschähe aus Gründen der Gerechtigkeit. Der Mann wurde obenein freigesprochen, und nur der treuen Wachsamkeit seiner Freunde war es zu danken, daß der schwer Nervöse nicht heimging und sich eine Kugel in den Kopf schoß. Ja, es wurden zu damaliger Zeit auch Zeugen, wenn sich ihre Bekundungen nicht vollkommen mit der Anklage deckten, oft rücksichtslos nach ihren etwaigen Vorstrafen befragt.

Solche Eventualitäten sind jetzt kaum noch zu befürchten. Die immer stärker in den Gerichtsälen hervortretende Tendenz, auch im Angeklagten vor allem den Menschen zu sehen, verbunden mit der zunehmenden Erkenntnis vom Triebhaften und Hemmungslosen in der Verbrecherpsyche, hat gründlichen Wandel in jener schlimmen Praxis geschaffen. Zwar konnte auch früher kein Mensch zur wahrheitsgemäßen Angabe seiner Vorstrafen gezwungen werden. Doch bedeutete im öffentlichen Verfahren schon die Weigerung, seine Vorstrafe anzugeben, ohne weiteres das Eingeständnis des Befragten, daß er bestraft sei. Ferner lasen die Richter dem ihnen Gegenübergestellten aus den Akten die Strafen vor; und fehlten die Akten, oder waren sie eben nicht zur Hand, so drohte der Fragende mit verschärfter Buße für unwahre Angaben.

Die noch unter dem vorigen Justizminister Preußens Dr. Schönstedt ergangene Verfügung, nach der bei Fragen nach solchen Vorstrafen mit tunlichster Milde vorgegangen werden soll, hat die Praxis wohltuend beeinflußt. Trotzdem ist auch heute noch viel zu tun in dieser Hinsicht.

Denn nicht allein der Richter bzw. der Vorsitzende kommt für die Befragung des Angeklagten und, im Zivilprozeß, des Beklagten in Betracht; nein, dieses Recht steht, wenn auch in beschränkterem und vom Vorsitzenden erforderlichenfalls abgegrenztem Maß, dem Anwalt zu . . . Dieser hat nun das allergrößte Interesse, im Hinblick auf seinen Mandanten oder Klienten den Richter nicht zu verstimmen durch unzweckmäßige oder gar taktlose Fragen an die Zeugen. Trotzdem können auch hier recht wohl Umstände eintreten, die den Verteidiger zwingen, das Vorleben der Zeugen ans Licht zu ziehen. . .

Da wird im Zivilprozeß eine Beleidigungsklage ausgefochten: Frau Müller wird von Frau Schulz verklagt, weil jene ihr einige Schimpfworte an den Kopf geworfen habe.... Frau Schmidt ist Zeugin. Nun macht Frau Müller, eine stille, freundliche Person, aber einen so ungleich besseren Eindruck als Frau Schulz, daß dem Richter Bedenken aufsteigen. Aber die Zeugin behauptet die Beleidigung und will schon schwören.... „Sind Sie nicht früher schon mal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen?" fragt der Anwalt.... Die Befragte zögert und gibt schließlich zu: „Ja." — „Weswegen denn?" — Neue Pause und dann: „Wegen Sittenkontravention." — „Und wie oft?" — „Dreizehnmal." — Nach dem Anhören dieser ominösen Ziffer, die einen klaren Schluß auf die Schwurfähigkeit der Zeugin zuließ, verständigten sich Richter und Anwalt mit einem Blick. — Die Zeugin blieb unvereidigt, und Frau Müller wurde freigesprochen.... Eine Notwendigkeit der Fragen an die Zeugen liegt überhaupt in der Eidesmöglichkeit. Jemand, der wegen Eidesverletzung bestraft ist, kann nicht als vollwertiger Zeuge gelten, kann auch nicht zum Schwur zugelassen werden — in Ansehung der ungeheuren Tragweite, die der Eid nicht allein im Strafprozeß, sondern auch im Zivilprozeß besitzt! — Folglich ist die Frage an den Zeugen, ob er wegen Meineides bestraft sei, notwendig und unerläßlich....

Ebenso ist bei Roheitsvergehen die Befragung des Angeklagten nach seinen Vorstrafen und selbst den der Zeugen wegen der gleichen Delikte sehr oft wichtig. Diese Vergehen und Verbrechen, zumeist aus einer ererbten Anlage des Täters geboren, haben schon in ihrem Tatbestand und Tätermilieu alle Erklärung, werden aber erst dann ganz durchsichtig und verständlich, wenn Richter und Anwalt sich in das Vorleben der Akteure dieses oder jenes Dramas hineinversenken....

Daß ferner bei schweren und entehrenden Verbrechen alles aufgerollt wird aus der Vergangenheit des Angeklagten, ist selbstverständlich und für den Gang der Verhandlung ebenso unentbehrlich wie für die Wertung der kriminellen Tat.

Sehr schlimm für den Vorbestraften und, was die Folgen anlangt, wohl am verderblichsten für ihn ist seine Einreihung in das sogenannte „Verbrecheralbum" und in die Register der anthropometrischen Messungen.... Die Fälle, wo durch diese Maßregel Menschenglück und mit unendlicher Mühe wieder aufgebaute Reputation zerstört werden, sind sehr zahlreich.... Ein Fall, wo ich und meine leider erfolglose Vermittlung seitens des schwer Getroffenen angegangen wurde, sei hier dargestellt: Ein Kaufmann, der als zwanzigjähriger wegen Wechselfälschung und Betrugs zwei Jahre Gefängnis verbüßt hatte, heiratete oder wollte vielmehr mit siebenundzwanzig Jahren ein Mädchen aus guter Familie heiraten.... Eines Morgens um sechs Uhr wird er von zwei Kriminalbeamten aus dem Bett geholt, zur Polizei und von da nach Moabit gebracht.... Erst am folgenden Tag wird er zur Rekognition durch einen Knaben von zwölf Jahren, der ihn nach der Photographie im „Album" erkannt haben will, vorgeführt. Der Junge weiß nicht recht: ist das der Mann, den er am Spätnachmittag an der Entreetür hantieren sah, oder ist er's nicht?... Und der Verhaftete bleibt weiter im Verdacht und in seiner Zelle, bis nach acht Tagen ein Anwalt, der aus dem Gefängnis heraus auch nicht so leicht zu bekommen ist, ihm seine Freiheit wiedererringen hilft.... Inzwischen hatte man sich nach ihm erkundigt; der Familie der Braut war seine Verhaftung bekannt geworden; und wenn er sich selbst früher dem jungen Mädchen hinsichtlich seines Jugendschicksals anvertraut hatte, so blieb nun der Braut nichts übrig, sie mußte auch ihren Angehörigen davon Kunde geben.... Der Verhaftete wurde frei, aber seine Verlobung ging zurück und, als sei ihm damit der Boden zu einem ordentlichen Leben zum zweitenmal entzogen worden — er verlor seine recht gute Stellung und wurde bald darauf von neuem kriminell....

Es entspricht einem Gebot der Humanität, Bestimmungen zu schaffen, nach dem die Polizei gehalten ist, bei längerer Straffreiheit die größte Rücksicht walten zu lassen gegen einen Verdächtigen und ihn in keinem Fall nach so langer Zeit auf eine bloße Rekognition hin festzuhalten. Ferner aber und ebenso dringend muß gefordert werden, daß nach einer Reihe von Jahren jedes Photogramm — Notabene immer bei einmalig wegen ehrenrühriger Dinge Vorbestraften! — und jedes Messungsprotokoll, das sich im behördlichen Besitz befindet, gelöscht und vernichtet wird. Zurzeit besteht eine derartige Bestimmung nicht; es sind große Prozesse darum im Verwaltungstreitverfahren geführt worden — ohne Erfolg für den Kläger. Die große Strafprozeßreform, die, wenn auch erst in geraumer Zeit, bevorsteht, wird die Gelegenheit bieten, diese absolut unzeitgemäßen Bestimmungen zu revidieren und zu ändern....

Als das Furchtbarste an diesem traurigen Kapitel der „Vorbestraftheit" für die, die ihr ganzes Sein daran setzen, eine schlimme Tat wieder gutzumachen, die oft nur eine Jugendtorheit gewesen ist, muß aber die Verbreitung des Strafurteils in der Öffentlichkeit angesprochen werden.... Und es können daselbst heute noch Ungeheuerlichkeiten wie die mir eben vorliegende passieren: Ein Landwirt wird wegen Beleidigung eines Polizeisergeanten zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt, und dem Beleidigten wird die Publikationsbefugnis in der Presse zugesprochen.... Nun heißt es: „Im Namen des Königs! In der Strafsache gegen den Landwirt...... nicht im Militärverhältnis, vorbestraft usw. usw..." Ja, was in aller Welt hat die Tatsache, daß der Mann vorbestraft ist, in der Publikation des Urteils — offenbar steht sie im „Rubrum", ist also eine amtliche Feststellung! — zu suchen?.. Solche Veröffentlichungen sind ungehörig und rechtlich kaum haltbar; sie stehen vor allen Dingen im entschiedenen Widerspruch mit der klar ausgesprochenen Willensmeinung der Staatsregierung.

Es ist diese Veröffentlichung aber ein Anlaß für jeden Vertreter der Presse, seine Aufmerksamkeit diesen so ernsten Dingen auch insoweit zuzuwenden, als er selber an der Wahrung des Wohles der schwer wiedererrungenen Ehre seiner armen Mitmenschen beteiligt ist. Nicht immer läßt sich Namensnennung in Gerichtsberichten umgehen; doch in vielen Fällen, wo sie heute noch skrupellos und unbedenklich erfolgt, ist sie ein Unfug! Die Angst, etwa für bestechlich gehalten zu werden, darf keinen in der Presse Schreibenden abhalten, immer mehr darauf hinzuarbeiten, daß die Namensnennung Verurteilter, wenn nicht Gründe des öffentlichen Wohles sie nötig machen, ein für allemal unterbleibt... Denn diese Erwähnungen dienen dem Klatsch, der Gemeinheit. Und das soll und will der nicht, der sich und seine Arbeit in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat.

———o———

Aus dem römischen Hofleben.

Von W. Wichmann. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen.



Fürstin Vittoria Gaetani di Teano, geb. Fürstin Colonna.

Von verschiedenen Seiten ist in der letzten Zeit die Behauptung aufgestellt worden, daß seit der Thronbesteigung Viktor Emanuels III. in der vornehmen Gesellschaft Italiens eine freiere Auffassung betreffs der Standesunterschiede Platz gegriffen habe, und daß besonders der italienische Hof sehr vorurteilslos geworden sei. Aber die zeitgenössischen Chronisten des Lebens am Hof zu Rom, die gewissen, sich dort abspielenden Ereignissen eine Deutung gaben, die ihnen nicht



Phot. Guigoni & Bogi.

Gräfin Maria Taverna, geb. dei Marchesi Stanga.



Phot. Guigoni & Bogi.

Gräfin Paolina Durini di Monza, geb. dei Conti Durini.



Herzogin Alberta Marulli d'Ascoli,
geb. dei Principi Pio Falcó di Savoia.

heiten in Anspruch genommene Mutter geschildert worden; König und Königin sollten jedem höfischen Prunk, jedem festlichen Gepränge abhold sein und nur den einen Wunsch besitzen, sich selbst und ihren Kindern leben zu können, und die Absicht hegen, sich der Erfüllung der Pflichten, die ihnen ihr hohes Amt auferlegt, nur in dem Maß zu unterziehen, wie es sich als unumgänglich notwendig erwiese — kurzum, es wurde von der königlichen Familie und ihrer Umgebung ein Bild entworfen, das, hätte es den Tatsachen entsprochen, der Inbegriff aller bürgerlichen Einfachheit gewesen wäre.

Aber ein König von Italien kann sich gar nicht, auch wenn es seinem persönlichen Geschmack entspräche, ohne weiteres über die Wünsche seines Volkes, das seit Jahrhunderten gewohnt ist, sich an der Pracht der fürstlichen Hofhaltungen zu erfreuen, hinwegsetzen. Daher sind die Feste, die der italienische Hof feiert, obgleich ihre Veranstaltung mannigfache, den Zeiten angepaßte Veränderungen durchgemacht hat, auch heute noch voller Glanz und Farbe, und jedes offizielle Erscheinen des Königspaares in der Oeffentlichkeit ist mit der Entfaltung eines Pompes verbunden, der dem in anderen Ländern bei ähnlichen Anlässen in Anwendung gebrachten durchaus nicht nachsteht, und der durch die Räume und Oertlichkeiten, in denen sich die feierlichen Handlungen abspielen, ein ganz besonderes Relief erhält.



Phot. Lauro.

Baronin Antonia de Riseis,
geb. Gaetani dell'Aquila d'Aragona.

zukam, haben in ihren Folgerungen weit über das Ziel hinausgeschossen. Läßt der König schon einmal auf den Rat seines Ministerpräsidenten hin einen Abgeordneten der äußersten parlamentarischen Linken, der als Mitglied eines zu bildenden Kabinetts in Betracht kommt, wissen, er möge, wenn er keinen Gehrock und keinen Zylinderhut besäße, ohne Umstände im Jackettanzug zur Audienz erscheinen, so ist dies doch nicht als der Ausfluß einer demokratischen Gesinnung des Monarchen zu betrachten und wohl eher als ein Beweis der Ueberlegenheit des Grandseigneurs anzusehen, der kleineren Geistern dazu verhelfen will, sich über Aeußerlichkeiten hinwegzusetzen. — Der König ist als ein stiller Gelehrter, der ganz in seinen numismatischen Studien aufgeht, die Königin als eine sorgende, vollkommen von ihren häuslichen Angelegen-



Phot. Guigoni & Brogi.

Marquise Remigia Ponti,
geb. dei Baroni Spitalieri di Muglia.

Befleißigt sich auch der König in allen Dingen immer der äußersten Zurückhaltung, und widmet sich die Königin auch nicht so ausschließlich ihren gesell-

schaftlichen Obliegenheiten, daß sie ganz in ihnen aufgeht, so entspringt dies mehr ihrer aristokratischen Reserviertheit als engherzigen konstitutionellen Bedenken des Königs oder einer allzu großen Einfachheit der Lebensgewohnheiten der Königin Helene.

König Viktor Emanuel hat sich seit seinem Regierungsantritt, trotz peinlichster Wahrung der Formen, niemals



Phot. d'Alessandri.

Gräfin Maria Bruschi Falgari,
geb. dei Marchesi Maffei di Broglio.

seinen Einfluß, den er als Monarch auf die Geschicke Italiens auszuüben ein Recht hat, schmälern lassen; Königin Helene hat überall, wo sie als Herrscherin des Landes, das einen so großen Reichtum an Frauenschönheit



Phot. Mignone.

Fürstin Camilla Centurione,
geb. dei Marchesi di Gropallo.

sein eigen nennt, repräsentierte, ihre Aufgabe mit wahrhaft königlicher Anmut erfüllt.

Aber mag der König noch so viele Männer, von denen er sich eine positive Mitarbeit im Interesse des Landes verspricht, ohne nach ihrer Herkunft und ihrer politischen Gesinnung zu fragen, zu sich heranziehen, mag die Königin noch so viele Damen, die ein warmes Herz und eine offne Hand bei Ausübung der Wohltätig-



Phot. L. Ricci.

Donna Maria Giusta Greppi,
geb. dei Conti Borromeo.



Phot. Schemboche.

Gräfin Margh. della Gherardesca,
geb. Ruspoli dei Principi di Cervetri e di Poggio Suasa.



Phot. Vanci.
Gräfin Francesca Guicciardini,
geb. dei Conti Corsi Salviati.



Phot. Cav. G. Incorpora.
Herzogin Clementina Giampileri,
geb. Lanza dei Principi di Mirto.



Phot. F. Scattola.
Gräfin Cecilia Soranzo de Sorefina Vidoni,
geb. dei Conti Zeno.

keit haben, ohne sich um ihren Rang und Stand zu kümmern, empfangen, mögen die Hofbälle sich immer weiter von dem Vorbild höfischer Tanzvergnügen aus der Zeit der gepuderten Perücken, der Kniehosen und der zierlichen Schnallenschuhe entfernen — von einer Demokratisierung des Quirinals, in dem Sinn, daß jetzt, wie behauptet wurde, ein jeder, der sich darum bemüht, in näheren Kontakt mit dem Königspaar kommen kann, ist keine Rede.

Der persönliche Verkehr König Viktor Emanuels III. und der Königin Helene bleibt nach wie vor fast ausschließlich auf den alten italienischen Hochadel beschränkt. Von der Bildung des neuen Königreichs an ist das Bestreben des Hauses Savoyen darauf gerichtet gewesen, die alteingesessenen Familien der verschiedenen Teile Italiens an den Hof zu ziehen und so überall persönliche Bande bis tief ins Land hinein zu knüpfen. Diesem Bestreben entsprach auch seinerzeit die Schaffung des Amtes der Palastdamen, die aus dem adligen Patriziat der einzelnen Städte gewählt werden. — **Wir geben hier Bilder einiger** von ihnen wieder, die Trägerinnen historischer Namen von weltgeschichtlicher Bedeutung sind: das der Fürstin Vittoria Gaetani von Teano (Portr. S. 1089), einer geborenen Fürstin Colonna aus Rom, die der Familie angehört, die, dem Breve des Papstes Martin V. (Colonna) vom 28. Mai 1424 an den König Ladislaus V. von Polen zufolge, sich rühmte, mit dem damaligen Markgrafen von Brandenburg gemeinsamen Ursprung zu haben; der Gräfin Margherita della Gherardesca aus Florenz (Portr. S. 1091), von Geburt eine Ruspoli, die den Träger des von Dante verewigten Namens des Grafen Ugolino geheiratet hat; der Baronin Antonia de Riseis aus Neapel (Portr. S. 1090), einer geborenen Gaetani dell'Aquila d'Aragona, deren Mädchenname an die Zeiten der spanischen Domination jener Stadt gemahnt; der Fürstin Camilla Centurione aus Genua (Portr. S. 1091); der Herzogin Clementina Giampileri, Fürstin von Valdina aus Palermo (Portr. obenst.); der Gräfinnen Marcello (Portr. S. 1093) und Cecilia Soranzo de Sorefina Vidoni (Portr. nebenst.) aus dem Haus der Grafen Zeno aus Venedig; der Marquise Remigia Ponti (Port. S. 1090); der Gräfinnen Maria Taverna, Paolina Durini di Monza und der Donna Maria Giusta Greppi aus Mailand (Porträte S. 1089 u. 1091).

Ausschließlich aus ihrer Mitte werden, auch unter der Regierung König Viktor Emanuels III., in engerer Auswahl die Hofdamen ernannt, wie die Gräfin Fran-

cesca Guicciardini (Portr. S. 1092), die Herzogin Alberta Marulli d'Ascoli (Portr. S. 1090), die Gräfin Maria Bruschi Falgari (Portr. S. 1091) und die Gräfin Maria Costa Carrú di Trinitá (Portr. untenst.), die abwechselnd zusammen mit ihren Gatten, als Ehrendamen und Ehrenkavaliere, zum persönlichen Dienst bei der Königin befohlen werden, und deren Kinder gleichzeitig Spielkameraden für den Thronfolger, den Prinzen Humbert von Piemont, und die beiden Prinzessinnen Jolanda und Mafalda abgeben.



Phot. Gulgoni & Bossi.

Gräfin Maria Costa Carrú di Trinitá,
geb. San Martino dei Marchesi di San Germano.



Phot. Contarini & Giacomelli.

Gräfin Rosanna Marcello,
geb. dei Marchesi del Mayno.

Die Familien, die so dem Thron näher gebracht werden und zu dem Herrscherpaar in intime Beziehungen gelangen, genießen, dank der Volkstümlichkeit, die ihre Namen in den Städten besitzen, die unter ihren Vorfahren zur Macht und zu hoher Blüte gelangt sind, ein großes Ansehen, und ihr Einfluß ist noch immer in dem Land, dessen künstlerisches Nationalvermögen und dessen kulturelle Güter sie in ihren Palästen hüten, ein bedeutender.

Die Pflege der Beziehungen zu diesen berühmten Häusern, deren Geschichte so eng mit der Entwicklung der Städte, in denen sie seit alters her wohnen, und der ganz Italiens verknüpft ist, entspricht somit für den königlichen Hof einem Gebot der historischen Zweckmäßigkeit, dem sich König Viktor Emanuel III. auch dann nicht entzieht, wenn er als moderner, weitausschauender Monarch und als erfahrener Politiker allen Kräften vorurteilslos zur Entfaltung verhilft, aus denen er sich einen Nutzen zum allgemeinen Wohl des Landes verspricht.

Eine neue Fundgrube der deutschen Wissenschaft.

Von Prof. O. Jaekel. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen und Zeichnungen.

Die reichen Funde von Dinosauriern, die in Deutsch-Ostafrika gemacht und mehrfach in den Tageszeitungen besprochen wurden, haben das Interesse weiterer Kreise auch in unserm Land auf diese Wundergestalten der Vorzeit gelenkt. Nachdem nun viele Jahrzehnte lang in Deutschland selbst vergeblich nach solchen Funden gesucht worden war, hat jetzt ein sonderbarer Zufall gleichzeitig in Württemberg und bei Halberstadt Skelette zutage gefördert, wie wir sie in unserm Land kaum mehr zu erwarten wagten.



1. Die Tongrube der Baereckeschen Ziegelei bei Halberstadt,
im Hintergrund der Brocken, links die Vorberge des Harzes.

Da gerade die ältesten Schichten, in denen sich Dinosaurier gefunden haben, bei uns in Deutschland sehr

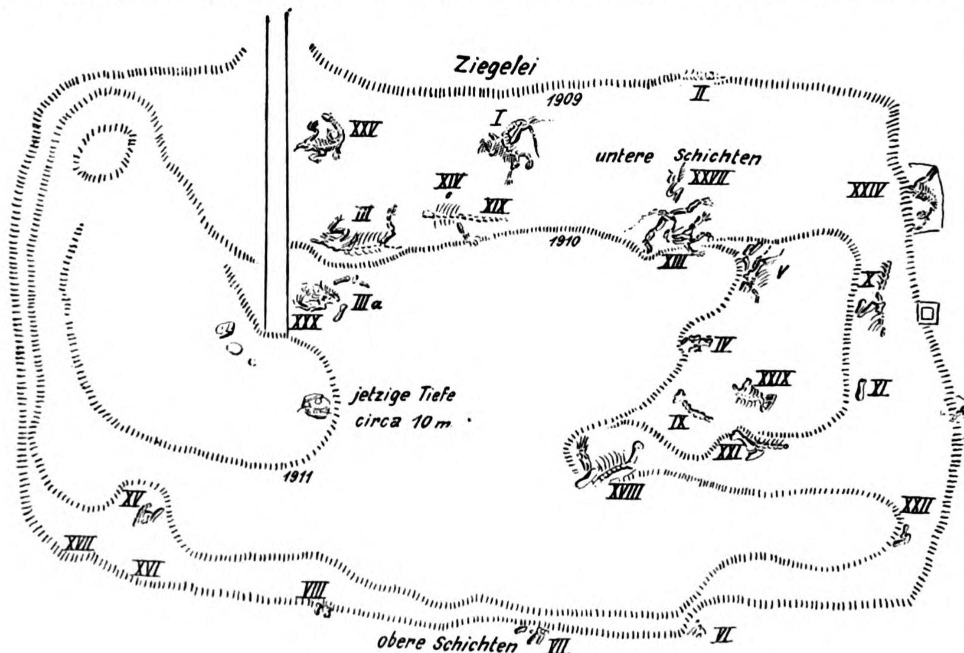
verbreitet sind und von der Kenntnis dieser Stammformen der ganzen Gruppe die wichtigen Aufschlüsse über ihre Verwandtschaft und Lebensweise zu erhoffen waren, so hat es an eifrigen Bemühungen auf seiten der deutschen Geologen und Paläontologen nicht gefehlt, von diesen stammesgeschichtlich wichtigsten Urformen zusammenhängende Skelette zu entdecken, aber man fand fast nur schlecht erhaltene einzelne Knochen, selten einmal einige zusammenhängende Beinteile, von den leicht gebauten und sehr vergänglichen Schädeln nur einige wenige Bruchstücke einzelner Knochen und Zähne. Herr Prof. von Huene in Tübingen hat noch vor kurzem dieses ganze Material einer überaus sorgfältigen und umfassenden Bearbeitung unterzogen. Nun findet Prof. Eberhard Fraas, der unermüdliche Mehrer des ausgezeichnet reichen, aber leider sehr beengten Museums in Stuttgart, in dortigen Keuperschichten einige nahezu vollständige Skelette verschiedenartiger Dinosaurier, und in unserer engeren Heimat Preußen, die bisher so arm an solchen Funden zu sein schien, eröffnet sich unerwartet vor den Toren des alten Halberstadt ein Fundort triassischer Dinosaurier, der an Reichtum der Formen und Schönheit ihrer Erhaltung wohl alle bisherigen Fundplätze jener Riesen der Vorzeit in den Schatten stellt. Die Formen sind freilich noch lange nicht so groß wie viele ihrer jüngeren extravaganten Nachkommen, aber gerade durch ihr Alter und ihre Primitivität von höchstem wissenschaftlichem Interesse.



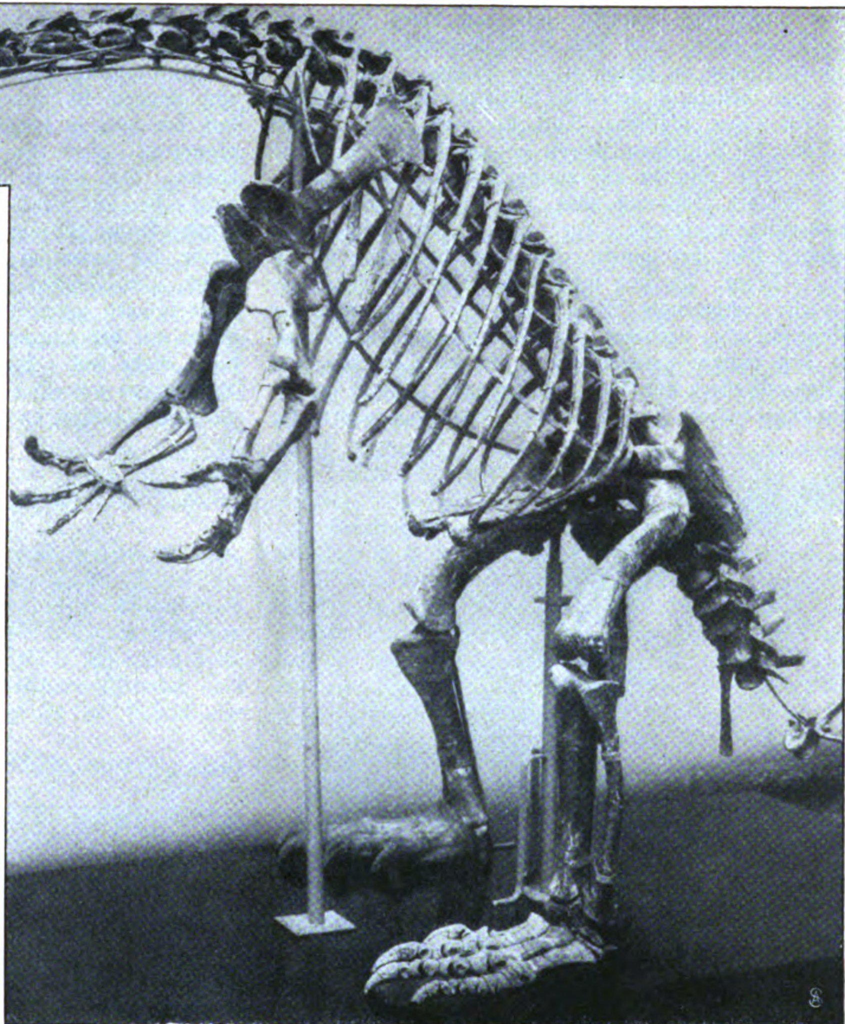
2. Das zuerst gefundene Dinosaurierskelett (Nr. I).

Der neue Fundort dieser kostbaren Schätze ist die große Tongrube der Baerecke und Limpründschen Ziegelei am südlichen Ausgang von Halberstadt am Wege nach Quedlinburg. Dort waren 1909 einige Knochen den Arbeitern aufgefallen und an einen Liebhaber abgegeben. Davon erfuhr ein Halberstädter Sammler, der leider inzwischen verstorbene Zahnarzt Torger, der diese ersten Knochenreste zur Begutachtung an mich gelangen ließ. Da sie sich sofort als Dinosaurierknochen erwiesen und damit einen sehr bemerkenswerten Fund für unser Land bildeten, bemühte ich mich sogleich um die Bergung weiterer Funde und erreichte dadurch, daß nun mit größerer Vorsicht der hintere Teil eines Skeletts noch im ungestörten Zusammenhang gerettet werden konnte. Abbild. 2 zeigt die Arbeiter, die stolz ihren sonderbaren Fund umstehen, während die fünfte Abbildung diese hier geretteten und später von mir geborgenen Teile in montiertem Zustand zeigt, wie sie nun im Museum für Naturkunde in Berlin zur Aufstellung gelangt sind.

Nachdem ich von Herrn Ministerialdirektor Dr. Naumann die Zusicherung erhalten hatte, daß der Staat den wichtigen Fund erwerben

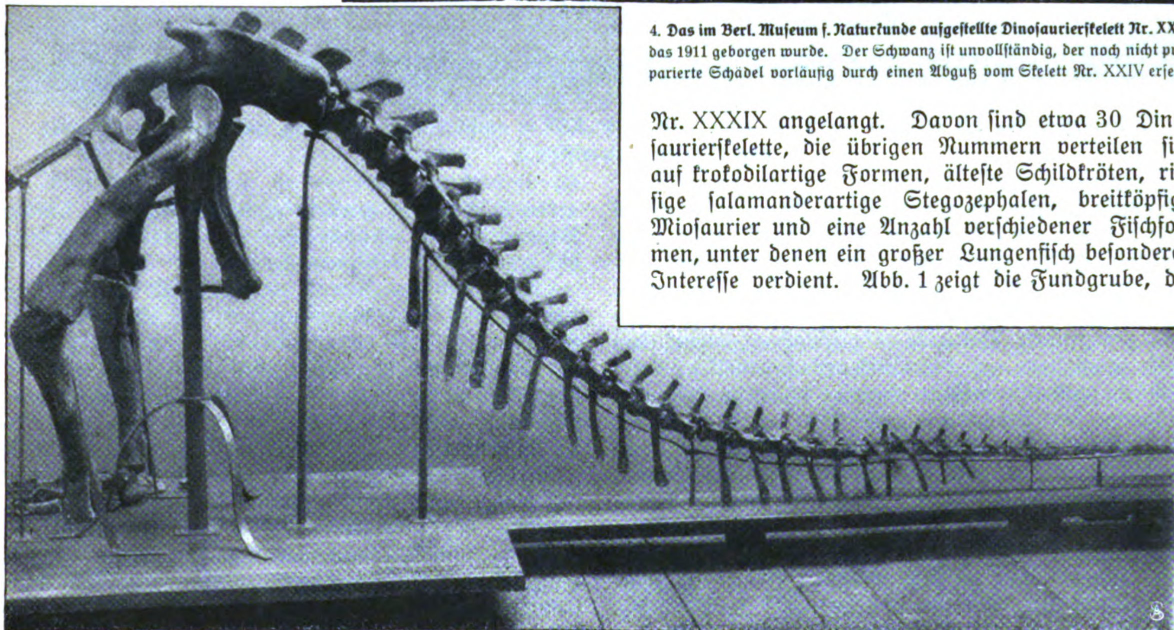


3. Die Verteilung der wichtigsten Funde bis 1911 im Grundriß der Tongrube.
Links oben der Aufzug zur Ziegelei. Die Skelette sind mit ihren römischen Nummern bezeichnet.



wolle, und die Interessenten in Halberstadt, die diese Reste ihrer städtischen Sammlung einverleiben wollten, davon überzeugt hatte, daß ein derartiger Fund unbedingt in das Landesmuseum der Reichshauptstadt gehöre, gelang es mir, mit dem Besitzer der Fundgrube handelseinig zu werden. Nachdem ich dann auch anderwärts in der Grube Reste von Dinosauriern gefunden und alle Anweisungen für die Behandlung weiterer Funde gegeben hatte, lief dann auch wirklich bald die Nachricht von solchen Entdeckungen ein, und ich schloß nun kurzerhand einen Vertrag mit dem Besitzer, wonach alle Fossilfunde in seinem ziemlich umfangreichen Grundstück dem Staat zuständen. Meine Hoffnungen wurden erfreulicherweise weit übertroffen. Die einzelnen Skelettfunde mußten numeriert werden. Nun sind wir inzwischen bei Skelett Nr. XXXIX angelangt. Davon sind etwa 30 Dinosaurierskelette, die übrigen Nummern verteilen sich auf krokodilartige Formen, älteste Schildkröten, riesige salamanderartige Stegozephalen, breitköpfige Miosaurier und eine Anzahl verschiedener Fischformen, unter denen ein großer Lungenfisch besonderes Interesse verdient. Abb. 1 zeigt die Fundgrube, die

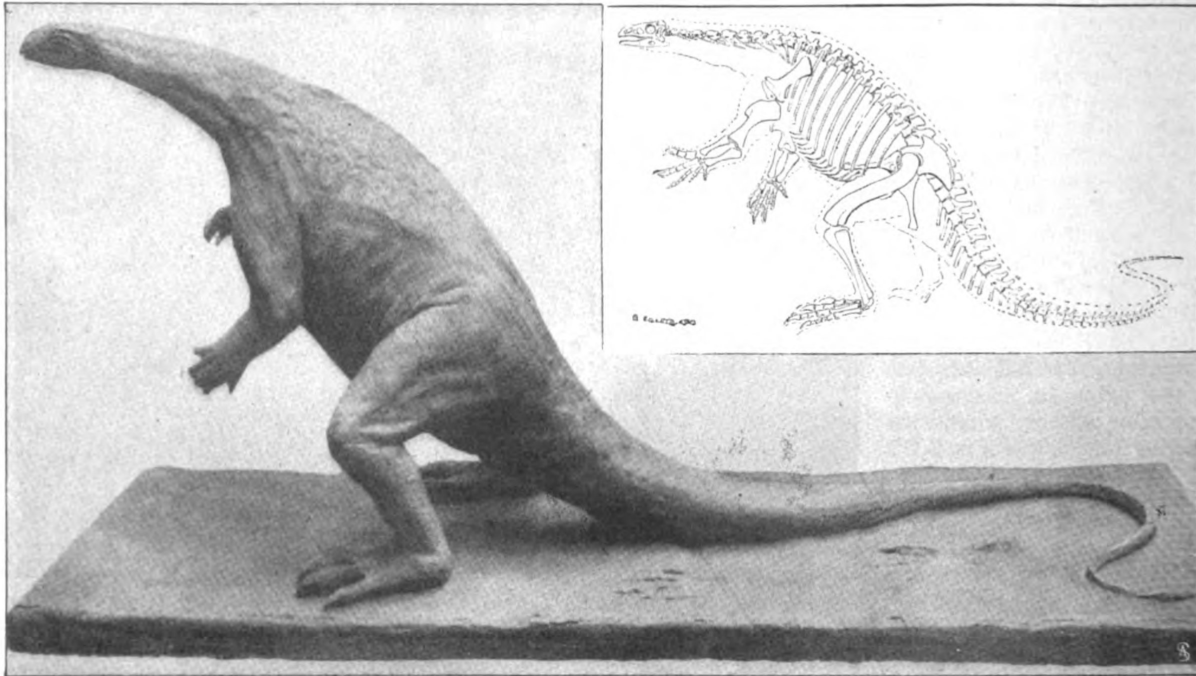
4. Das im Berl. Museum f. Naturkunde aufgestellte Dinosaurierskelett Nr. XXV, das 1911 geborgen wurde. Der Schwanz ist unvollständig, der noch nicht präparierte Schädel vorläufig durch einen Abguß vom Skelett Nr. XXIV ersetzt.



5. Die noch erhaltene hintere Hälfte des zuerst 1909 gefundenen Skeletts,
das ebenfalls im Museum in Berlin aufgestellt ist.

eine malerische Aussicht auf den Harz und seine Vorberge bietet, und Abb. 3 die Verteilung der wichtigsten Funde im Grundriß der Grube.

Das Gestein, in dem diese Skelette gefunden werden, ist ein zäher, plastischer Ton, der einst, vor vielleicht 20 oder 30 Millionen Jahren — uns Geologen kommt es in dieser Hinsicht auf einige Millionen nicht an — ein weicher Schlamm war, der sich in einer Flußniederung ausdehnte. Hier gerieten die Tiere vom festeren Ufer her hinein und versanken darin wie in einem Moor. Es sind meist jugendliche und stets vereinzelte versprengte Tiere, die sich wohl auf der Nahrungsuche verirrten oder, von Raubtieren verfolgt, in den Sumpf gerieten. Bei einigen Skeletten von Pflanzenfressern mit flachen einförmigen Zähnen fanden sich abgebrochene Zahnspitzen von Raubdinosauriern, die sich diese Zähne wohl an ihrer Beute ausgebissen haben. Im übrigen liegen aber die Skelette, jedes für sich isoliert, meist noch im Zusammenhang beieinander, so wie sie eben im Schlamm versanken. Was dabei vom Ton umhüllt und von der Luft und den zersetzenden Bakterien abgeschlossen wurde, das blieb wenigstens in den Skeletteilen erhalten, denn Muskeln und alle weichen Gewebe fallen ja fast ausnahmslos der Verwesung anheim — wenn auch ein phantasievoller Berichterstatter in dieser Beziehung erstaunliche Details von meinen Halberstädter Funden zu berichten wußte. Was aber von den Kadavern aus dem Ton herausragte, und das ist natürlich meistens der Hals und Kopf gewesen, verweste an der Luft und ist gar nicht zur Fossilisation gelangt. Infolgedessen sind auch hier die Skelette meist unvollständig. Eine sehr erfreuliche Ausnahme bildet Nr. XXV, das wohl seine heutige Jubiläumsnummer voraussah und sich rücklings so einbettete, daß nur das Ende seines Schwanzes der Verwesung anheimfiel. Das Skelett von Nr. XXIV, an dem die ganze Wirbelsäule vom Schwanzanfang bis zum Kopf mit allen Wirbeln und Rippen in ungestörter Lage erhalten ist, zeigt, daß der Hals so biegsam war, daß der Kopf rückwärts wagerecht über den Rumpf zurückgebogen werden konnte. Der hieran gefundene Schädel ist wohl ohne Frage der schönste Dinosaurierschädel, der je gefunden wurde. Anderseits waren die Vorderbeine hier schon rechte Arme, die wesentlich zum Greifen und nur ausnahmsweise zum Stützen des Vorderkörpers dienten. Von einer doppelt geknickten Reptilstellung oder einem Auftreten mit der ganzen Sohle kann bei diesem Armbau keine Rede sein. Auch die Kompression des vorderen Brustkorbes beweist die Aufrichtung als Normalstellung. Diese Beobachtungen an den Stammformen der jüngeren Dinosaurier werden auch auf die sehr strittige Beurteilung der Organisation und Bewegungsformen der letzteren klärend einwirken.



7. Rekonstruktion der äußeren Form des Dinosauriers Nr. XXV in vorschreitender Stellung, auf Grund des darüber abgebildeten Gesamtskeletts (Abb. 6).

Mein Assistent Herr E. v. Zschock hat unter meiner Leitung eine neue Rekonstruktion der äußeren Form eines dieser Tiere versucht (Abb. 7). Sie zeigt u. a. wie das von mir hergestellte Bild des Skeletts (Abb. 6), daß der Rumpf und Hals dieser Tierformen ganz wesentlich, nämlich 5 Wirbel kürzer war, als man bisher angenommen hatte, und daß demnach das Aussehen dieser Tiere längst nicht so abnorm war, als dies ihre bisherigen Rekonstruktionen zum Ausdruck brachten.

Von der ungeheuren Mühe und Arbeit, die die Bergung und Rekonstruktion solcher Skelette bereitet, mag sich der Laie wohl schwer eine zutreffende Vorstellung machen, aber nichts ist unserer Mühe gegenüber ungerechter als ein in jahrelanger Arbeit aus vielen Hunderten von Bruchstücken glücklich gerettetes und in seinen Wahrscheinlichkeiten ausprobiertes Skelett

an denen lebender Tiere als Maßstab zu bewerten. Wie eine Papyrosrolle aus den Pyramiden wertvoller ist als eine tadellos gedruckte Buchseite von heute, so steckt eben auch in solcher Reliquie ein unschätzbarer, für den Laien nicht zu übersehender Wert.

Fast die ganze Ausbeute befindet sich zurzeit noch in Greifswald, wo wir mit einem Mechaniker an ihrer Präparation arbeiten. Im März d. J. sind die ersten zwei Skelette (I, XXV) nach dem Berliner Museum für Naturkunde übergeführt worden, wo später alle ihre Aufstellung finden sollen. Der Fundort, jene Tongrube, die früher nie ein Fossil lieferte, bringt jetzt während des sommerlichen Betriebes täglich neue Reste ans Licht. Alle in dem Grundstück der Besitzer der Grube zutage kommenden Fossilreste sind wie gesagt durch Vertrag dem Staat gesichert, aber trotzdem war die Sorge berechtigt, ob unser Staat, in dem die Paläontologie noch immer nicht als eigene Wissenschaft anerkannt ist, auch geneigt sein würde, diese weiteren Funde zu übernehmen.

Durch das hochherzige Interesse unseres Kaisers, der für die Ausgrabungen schon früher Mittel zur Verfügung gestellt hatte, ist auch nun wieder eine Fortsetzung der Arbeiten ermöglicht worden, und auch von privater Seite sind mir dazu Mittel in Aussicht gestellt, so daß wohl in Zukunft dieses kostbare Material nicht wieder wie vorher in der Tongrube zu Ziegeln vermahlen werden wird.

Hoffentlich wird dieser Bericht dazu beitragen, dieser ergiebigsten Fundstelle in unserm Land gebührendes Interesse zu sichern, so daß auch die weiteren hier zu erwartenden Funde geborgen und der deutschen Wissenschaft zugeführt werden können. Auch kleinere Staaten, wie Belgien, Argentinien und Griechenland, haben den größten Wert darauf gelegt, derartige unersetzliche Funde ihrem Land uneingeschränkt zu erhalten. Auch da, wo alle Dinosaurierskelette wie in Bernissart der gleichen Art angehören, hat der belgische Staat auch nicht ein Knochenfragment dieser Skelette aus den Händen gegeben. Hier in Halberstadt finden sich dauernd neue Formen, und jede hat bisher noch neue Aufschlüsse für die Wissenschaft gebracht. Sollten wir da wirklich zu arm sein, diese Schätze selbst zu heben, und ihre Ausbeute der geringen Kosten wegen andern Staaten überlassen? Die deutsche Paläontologie kann dieses kostbare Material wirklich recht gut gebrauchen, nicht weniger unser Berliner Landesmuseum, das selbst hinter süddeutschen Sammlungen erheblich zurücksteht und mit den großen ausländischen Museen gar nicht verglichen werden kann. Und wenn man glaubte, daß das Berliner Museum durch die neuen ostafrikanischen Dinosaurier in dieser Hinsicht genügend versorgt würde, so ist dem entgegenzuhalten, daß die ostafrikanischen Dinosaurier die jüngsten, unsere Halberstädter die ältesten ihres Stammes sind, und daß sie uns als deutsche Funde doch am allernächsten stehen. Beide ergänzen sich auf das trefflichste und werden zusammen hoffentlich unser paläontologisches Landesmuseum auf eine wesentlich höhere Stufe stellen als bisher und dann auch in unserm Land ein lebhafteres Interesse an den beredten Zeugen des einstigen Lebens auf der Erde wachrufen.

Ewig still.

Roman von

Hermann Stegemann.

12. Fortsetzung.

Vinzenz hatte schon in manchem Strafprozeß gewaltet. Aber noch keiner hatte ihn gepackt wie dieser.

Die Mutter hatte gewußt, daß er Sabine geliebt hatte, daß sie einen Sommer durchlebt hatten, der heute noch wie eine süße Frucht den Nachgeschmack ewiger Frische und Köstlichkeit für ihn hatte. Und diese Liebe hatte Gebhard Gorner als Erinnerung angetreten und heilig gehalten. So heilig, daß sie jetzt in unverbrüchlichem Übereinstimmen ihm das Recht absprachen, in diesem Prozeß Partei zu ergreifen! Das Zuchthaus sperrte seinen dunkeln Rachen auf, und das Fallbeil züngelte über dem Nacken des Mannes, und sie verweigerten trotzdem den Beistand des Anwalts, der wie keiner den Mord am alten Gorner entschuldbar konnte erscheinen lassen!

Vinzenz erfuhr, daß der Schädel nach der Residenz geschickt worden war, um dort von Autoritäten nochmals untersucht zu werden.

„Lotte, jetzt zweifle ich an allem! Gebhard hat doch gelogen!"

Er stand vor ihr, so, wie er vom Landgericht gekommen war. Es war zwei Tage später, aber er hatte keine Empfindung mehr für den Fortgang der Zeit.

„Gebhard hat gelogen", wiederholte er, und es war ein wahrer und tiefer Schmerz in diesem Wort.

„Ja, gelogen! Freilich, er hat mich nicht zu seinem Verteidiger genommen. Aber warum lügt er und verschwört sich und sagt, der Vater sei gefallen, nachdem er ihn noch betrunken, aber lebend getroffen habe? Warum das?"

Mit gefurchter Stirn grübelte er darüber nach.

„Er hat doch lügen müssen", erwiderte Lotte. „Nun ja, Vinzenz, ja, lügen oder ganz schweigen oder alles sagen!"

Er stutzte. Sogar in seinem vollständigen Aufgehen in Gebhards und Sabines Schicksal, von dem er sich innerlich nicht mehr trennen konnte, fiel ihm der seltsame Ton auf, in dem Lotte sprach.

Er hatte sie vernachlässigt in diesen Tagen. Er konnte ihr doch nicht sagen, was in der Zelle als unerhörte Er-

schütterung sein ganzes Wesen hatte erbeben lassen. Aber in diesem Augenblick stieg's ihm dennoch zum Mund. Himmel und Erde, er hatte vor der Mutter gestanden wie vor dieser Frau, und sie hatte recht gehabt, die kluge, stille Mutter, er ertrug das Ganzalleinsein nicht. Sie war immer dagewesen und hatte teilgenommen an seinem Leben, an seinen Sorgen und allem, und was ihn empört, was ihn erschüttert hatte, schlug sich in ihrem Wesen klärend nieder. Nun war sie tot, schon lange tot und stand heute trotzdem irgendwo unsichtbar, und das feine, überlegene Lächeln zog über ihr Gesicht, das wohl auch damals in ihren Zügen aufgeleuchtet hatte, als Sabine Reitter von ihr gegangen war und Gebhard Gorner im dunkeln Hof auf sein Mädchen wartete.

„Lotte, komm, setz dich in Mutters Stuhl! Ich trag's zu dir, alles, denk, du wärst sie, und du bist sie doch nicht, denn ihr hab ich es nicht gesagt. Und ich könnt's auch dir nicht sagen, wenn es mir nicht schon dort draußen im Ried über den Rand des Herzens heruntergetropft wäre. Aber siehst du, Frau, heut ist's lebendig geworden und fließt wieder, als wär's nicht abgetan, als ständ's nicht still in der Vergangenheit, sondern käm wieder neu auf mich zu."

Vinzenz hatte ihre Hände umfaßt.

In Lotte bohrte ein brennendes Gefühl, Eifersucht und Schmerz und Gewissensnot. Aber zugleich faßte sie ihr Herz in beide Hände, so wie Vinzenz ihre Hände selbst gefaßt hatte. Sie trug nicht länger an dem verschlossenen Ding, das so schwer wog, sie wollte es so hart vor ihm aufschlagen, daß es zersprang und er ihr sagte, was darinnen war.

„Ich weiß, daß du Aussprache brauchst, Vinzenz. So viel hab ich gelernt aus den Briefen der Mutter."

Da streichelte er ihr das Haar, das sich dunkel an der Sessellehne bauschte. Das war nicht mehr das Mädchen, das im venezianischen Wams an die Rampe getreten war, aber da lächelte sie ihn an, und da war es doch die lebensfrohe Jessica. Er verstand sich schlecht auf dieses wechselnde Gestaltenspiel, aber er liebte sie um dessentwillen, und sie war ihm alles in einem.

„Ja, Lotte, meine Geliebte und kleine Frau, ein Stück Kind und ein wenig Mutter, das bist du ja. Ich mach's ja lebendig in dir, und ich glaub, das steckt alles zusammen in den Frauen, bis ihnen ein großes Schicksal die letzte Richtung gibt. Sabine und ihr Schicksal, das will ich dir erzählen."

Er stand neben ihr, und sie hielt seine Hand mit ihren beiden Händen an die Backe gedrückt. So hörte sie zu.

Die Abenddämmerung dämpfte alle Geräusche. Von Rosen kam ein Duft durchs Fenster, und violetter Rauch stieg schwer, in quirlender Bewegung aus den Kaminen der Ziegeleien.

„Und sie sind zusammengewachsen, der Gebhard und die Sabine, und sie haben auch in dem verkommenen Alten den gemeinsamen Feind gesehen. Er ist der Letzte, der ihnen das Rackern erleichtert hätte. Sie haben aufgeatmet, als er tot war. Und wie er mir in der Zelle gesagt hat, wie sie zueinander gekommen sind, da hab ich einen verdammten Respekt gefühlt vor dem Gebhard Gorner. Ja, mag sein, daß sie anders werten und einschätzen, ich weiß sogar, daß kein Mädchen minder geachtet wird, weil es sich frei hingibt, wenn es einmal so ist. Aber ich bin auch noch ein Stück Bauer vom stillen Ried da draußen, Lotte, ich seh's mit ihren Augen, und Sabine ist den Gebhard wert."

So schloß er, und seine Hand zuckte in ihren kühlen Fingern.

Da schrie sie plötzlich auf in wilder Leidenschaft: „Sag's noch einmal, daß du so bist, Vinzenz, sag's noch einmal!"

Sie klammerte sich an ihn, und er fühlte, wie sie zerging in unterdrücktem Schluchzen.

„Lotte, was plagt dich! Lotte, um Gottes willen!"

Er hielt sie fest an sich gepreßt.

Sie weinte leise. „Nichts, Vinzenz, sie war nur so schön, die Geschichte von dem Vinzenz und dem Gebhard und der Sabine."

Die Dunkelheit legte sich schützend um sie her. Er konnte ihr Gesicht nicht mehr erkennen. War nicht ein sanftes Lächeln darübergegangen?

Dann sprach sie auf einmal: „Du mußt zu ihr, denn Gebhard hat gelogen."

„Zu ihr?"

„Ja, zu Sabine!"

Vinzenz überlegte. „Ja, gelogen hat er. An der Expertise ist nicht mehr zu rütteln. Sie haben es bestätigt in der Residenz, haarscharf und mit der vollsten Autorität: Dem Joseph Gorner ist der Schädel durch fremde Gewalt langsam eingedrückt worden. Der Bezirksarzt hat jetzt auch zugegeben, daß er den Totenschein ohne genaue Prüfung, das heißt ohne genaue Abtastung der Schädelpartie, die äußerlich unverletzt war, ausgestellt hat."

„Du mußt ihn verteidigen, Vinzenz, du mußt. Gerade weil Sabine seine Frau ist, mußt du. Wenn du sie noch liebhast, mußt du!"

„Aber Lotte, liebhaben! Sabine Reitter ist schon lange tot."

„So mein ich's nicht. Wenn du mich liebhast, Vinzenz, dann tu's! Und du hast mich doch lieb! Sag, wie lieb du mich hast!"

„Wie lieb ich dich hab? Das kann ich nicht. Schlag mich tot, das kann ich nicht!"

Der starke Mann zitterte, als er das sagte, und lachte, um seine Bewegung nicht merken zu lassen.

„Und du sollst mich immer liebhaben, Vinzenz. Jetzt weiß ich's, daß du mich immer liebhaben wirst. Und wenn Gebhard gelogen hat, dann ist er's doch gewesen. Und vielleicht hat er es für die Sabine getan."

„Ja, er hätt auch das für sie getan. Der Vater ist ihr Peiniger gewesen von Anfang an", bestätigte Vinzenz nachdenklich und hielt seine Frau umfaßt.

Langsam gingen sie in der großen dunkeln Stube auf und nieder.

„Riechst du die Rosen im Garten, Vinzenz? Geh zu Sabine, sie muß dich zum Verteidiger bestellen, auch wenn er es verboten hat. Dann gesteht er es, wenn er's getan hat, und wenn er es nicht getan hat, und wenn er es nicht gesteht und es doch gewesen ist, du mußt ihn verteidigen."

„Lotte, heute abend sind auch wir zusammengewachsen", erwiderte er nach einer Weile.

„Wenn's wahr wär, wenn das wahr wäre!" murmelte sie.

Und sie standen am offenen Fenster still, und die Sommernacht zog ein mit ihren Düften....

* * *

Vinzenz Herrenrieder war noch einmal zu Gebhard gegangen. Der Gerichtspräsident hatte kein Hehl daraus gemacht, daß die Voruntersuchung als abgeschlossen

gelten könne. Alle Zeugen waren vernommen, und mehr und mehr war es zur Gewißheit geworden, daß der alte Gorner keines natürlichen Todes gestorben war. Jetzt hatte das medizinische Gutachten sich mit absoluter Schärfe dahin ausgesprochen, daß von einem Unfall keine Rede sein könne. Gebhard Gorner hatte bekannt, daß er den Vater lebend getroffen, und kurz darauf war dieser tot im Keller gefunden worden. Zwar war Gebhard stehengeblieben auf seiner ersten Aussage, aber seine Glaubwürdigkeit war von Anfang an erschüttert gewesen und jetzt ganz zusammengebrochen.

„Kommst du noch einmal, mich zu plagen?" begegnete er Herrenrieder.

„Nein, Gebhard. Ich will nichts von dir, als dir sagen, daß ich nach Hohenried gehe und Sabine frage, ob sie doch nichts dawider hat, daß ich dich verteidige."

Eine Zeitlang ging Gebhard Gorner in der engen Zelle auf und nieder.

Vinzenz bemerkte mit stillem Schauder, wie sicher er die Entfernung maß. So tief er in Gedanken war, die Diagonale der Zelle legte Gebhard mit der Sicherheit eines Nachtwandlers zurück. Er hatte sie gewiß schon tausendmal abgeschritten!

Jetzt blieb er stehen und heftete den Blick der eingesunkenen Augen auf den Besucher.

„Grüß mir die Sabine, und sie soll Sorg haben zur Sach, bis sie mich aus dem Loch lassen."

„Gebhard, und wenn wir's auch zum besten wenden, es kann lang dauern, und deshalb gib mir die Hand, ich sag ihr, daß du mich zum Anwalt annimmst, wenn sie beistimmt."

Aber Gebhard Gorner entgegnete gelassen: „So war's nicht gemeint."

Da entschloß sich Vinzenz, den Schlag zu tun. „Du kannst nicht so vor die Geschworenen treten. Dein Vater ist von fremder Hand getötet worden."

Und als kein Muskel zuckte in dem hageren, mattgelben Gesicht, da faßte Vinzenz alle Gründe zusammen in einer gedrängten, klaren Auseinandersetzung und schloß: „Der Vater hat Gewalt erlitten und ist daran gestorben. Du sagst, du bist's nicht gewesen — so war's ein anderer."

Kaum hatte Vinzenz den furchtbaren Schluß gezogen, erschrak er selbst und starrte voll Angst und Grauen auf den Mann, der die Arme übereinandergeschlagen hatte und mit unbewegten Mienen lauschte.

Er war blasser geworden, und ein erdgrauer Ton entfärbte sein Gesicht. „Vinzenz, trägst du das der Sabine ins Haus?" Seine Stimme hatte keinen Klang.

„Ich sag ihr nur, was uns helfen kann. Das andere ist Sache des Gerichts."

„So sag ihr, es bleibt, wie es ist, und der Vater hat gelebt, als ich zu ihm hinuntergestiegen bin."

„Gebhard, du bist allein unten gewesen. Du sagst, er hat gelebt. Und als die andern mit dir in den Keller sind, da war er tot. So kann ihn kein anderer getötet haben als du."

Gebhard schwieg.

Einen Augenblick war ein wilder, verzweifelter Ausdruck in seinem Gesicht erschienen. Einen Augenblick war's, als wollte er sich auf Vinzenz stürzen, dann sprang ihm dieser entgegen und breitete die Arme aus, denn Gebhard Gorner hatte plötzlich den Kopf gesenkt und eine Bewegung gemacht, als wollte er die Stirn gegen die Mauer rennen.

„Gebhard! Himmel und Erde, ich bin ja nicht dein Ankläger, nicht einmal dein Richter! Ich will dir ja helfen, ich will dich ja verteidigen!"

Da würgte der Bauer an einem trockenen Schluchzen, und plötzlich stand er gerade, und ein Feuer glomm in seinen Augen, daß das graue Gesicht wie verklärt erschien in Kraft und Energie.

„Also denn: Ich hab's getan."

Nun, da er es gestand, traf es Vinzenz wie ein Schlag. Er vergaß, daß er als Anwalt mit ihm hatte reden wollen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick nur, daß er Gebhard Glauben geschenkt hatte, als dieser die Tat geleugnet hatte. Er allein hatte ihm geglaubt. Und also hatte Gebhard Gorner auch ihn allein belogen.

Als lese Gebhard in Herrenrieders Innern, hub er jetzt zu reden an: „Er hat uns die Hölle ins Haus gebracht. Solang er noch gewirtet hat und die Kronentaler in seinen Sack gelaufen sind, hab ich das Feld gebaut als sein Knecht. Wie's recht ist. Und da schon ist die Sabine Reitter nicht sicher gewesen vor ihm. Wie keines im Dorf. Und wie er in den Wein und ins Trinken gekommen ist und im ‚Österreicher' den Gast und im ‚Kreuz' den Wirt gemacht hat, und wie dann die Prozessionen ausgeblieben sind, da hat er die Taler zerschlagen, als hätt er, soviel er will. Aber es ist still geworden im Ried und die Kirche leer, und die Fische, die wir für die Wallfahrer aus dem See gezogen haben mehr als hundert Jahre lang, die sind uns selber aus dem Magen gewachsen. Es ist einmal eine Poststraße gewesen durchs Ried, da sind die Mailänder Fuhren von Schlieren heraufgefahren mit sechs Rossen vor dem Gespann, und die Herrenkutschen sind aus dem Unterland über dem Paß und am Klarenberg vorbei ins Ried und in die Schweiz hineingerollt, heute weiß kein Fuhrmann mehr den Weg. Aber den Wald, den haben sie noch heruntergeschleift, den hat der Vater noch in die Säge gekarrt, damit ihm die Kronentaler langen, und im ‚Österreicher' haben sie noch die Karten umgeschlagen, und er ist noch in die Stadt mit den Gäulen, dem Laster nach, und ‚die Zeit kommt wieder, die Wallfahrt findet den Weg wieder, so wie die Immen wieder zu den Stöcken finden!' so hat's geheißen, und dann sind wir aufgezogen, die Sabine und ich. Da ist er stolz auf dem Altenteil gesessen, weil's zu sonst nichts mehr gelangt hat, und hat es sein Herrenteil geheißen, und das ‚Kreuz' ist uns zum Kreuz und der Vater ist uns zur Plag geworden! Frag die Sabine, nein, frag sie nicht! Ich hab ihn im Keller gefunden, und wie er im Wein gehockt ist, in deinem Wein, und es ist das erste Faß gewesen, in das wir den Zapfen geschlagen haben, seit der letzte im ‚Kreuz' verwirtet worden ist, und wie er mir den Buben zuschanden gestochen hat, da ist's geschehen, da bin ich über ihn gekommen, da hab ich ein End gemacht, ja, da hat's es gehabt! Und ich steh dazu, denn es hat sein müssen, so wahr ich die Hand aufheb!"

Die braune, hörnerne, rechte Hand hob er wie zum Schwur, wartete einen Augenblick und ließ sie langsam wieder sinken. Drehte sich um, ging zum Bettgestell und setzte sich schwer.

Vinzenz hatte den ersten Zorn und die Bitterkeit, die in ihm aufgestiegen war, schon lange vergessen.

„Gebhard, ich glaube, jetzt trägst du es leichter, und morgen gibst du mich als deinen Anwalt an."

„Ich trag's, und ich brauch keinen Anwalt dazu. Sie sollen's mir beweisen."

„Es ist so gut wie bewiesen. Aber sag selbst, was wär, wenn sie's glaubten, daß du ihn nicht einmal angerührt hättest, da er doch durch Gewalt gestorben ist! Sag selbst, was ist dann gewonnen? Einer hat's getan, dann also ein anderer!"

Gebhard Gorner stand wieder aufrecht.

„Ein anderer! Es ist niemand im Keller gewesen als ich! Die Sabine ist schon mitten im Hof gestanden, da bin ich erst hinunter, frisch vom Acker. Wenn er umgebracht worden ist, so bin ich's gewesen. Aber einen Advokaten braucht es keinen. Der verdreht einem nur das Wort im Mund, daß es der Unschuld graust. Sie sollen's mir beweisen."

Müde und wirr spürte Vinzenz, daß kein Zureden mehr half. Er wagte gar nicht mehr, daran zu erinnern, daß er Sabine in Hohenried aufsuchen wollte.

Das mußte jetzt im stillen geschehen. Wenn Sabine ein Einsehen hatte und Gebhard bat, einen Anwalt zu nehmen, ihn selbst zum Verteidiger zu wählen, dann gab auch Gebhard sich darein.

Und wie Gebhard Gorner in der Zelle auf und nieder ging, langsam, mit schweren Schritten, die eine Faust im Genick, den anderen Arm schlaff herabhängend, die Augen unverwandt ins Leere gerichtet, immerfort aus einer Ecke zur andern wandernd, als ginge er hinter dem Schimmel in der Ackerfurche, so sah Vinzenz ihn noch auf und ab wandern, als die eiserne Tür längst ins Schloß gefallen war. So hat er ihn wandern hören, als er vor der Tür stehengeblieben war, sechs Schritte her und sechs zurück, unaufhörlich, unaufhörlich.

Draußen aber brannte der volle Sommertag.

Herrenrieder fand zwei Klienten, die auf ihn warteten. Er öffnete einen Augenblick die Tür zum Wohnzimmer. Lotte war nicht da. Er suchte und fand sie im Garten. Sie schrieb und war so vertieft, daß sie ihn nicht bemerkte. Leise schloß er die Verandatür.

Der zweite Klient war angehört, da ging noch einmal die Klingel.

„Der Tausend, Sie, Herr Fanto — pardon — Herr Rosmüller!"

„Ergebener Diener, Herr Doktor, ich komme, um ein Versprechen einzulösen."

„Ein Versprechen? Bitte, reden Sie! Aber Sie haben ja den Bart abgenommen!"

Fanto machte ein sehr ernstes Gesicht. Die Falten verstärkten sich, die Augen blickten bedeutsam.

„Herr Doktor, das ist symbolisch. Ich habe dem bürgerlichen Beruf Ade gesagt, ich kehre zur Kunst zurück. Nennen Sie mich Fanto!"

Vinzenz schüttelte leise den Kopf, aber als er sah, daß der alte Schauspieler gekränkt und ängstlich — es war eine rührende Mischung der beiden Gefühle in seinen Zügen — zu ihm herüberblickte, unterdrückte er seine Bedenken.

„Es ist wohl nicht gegangen mit Ihrem Kompagnon?"

„Nein, es ist nicht gegangen."

Jetzt sank Fantos Kopf tief herab. „Und da hat mir die Lotte, Verzeihung, die Frau Doktor Mut gemacht, als sie gestern bei mir war, und deshalb —"

„Meine Frau?" forschte Vinzenz verwundert, und die vertrauliche Bezeichnung, die der alte Komödiant gebraucht hatte, trieb ihm die Farbe ins Gesicht.

„Ja, das heißt, Frau Doktor kam wegen des — des neuen Anstrichs, und da erzählte ich ihr — und ich erinnere mich, daß ich — und ich muß mein Geld wiederhaben, Herr Doktor! Es ist Sommer, vor Oktober krieg ich nicht das kleinste Engagement."

Aus der unbegreiflichen Verwirrung, die Vinzenz in seinem Wesen, in seinen Worten fand, war Fanto plötzlich in nackte Verzweiflung gefallen. Aber jetzt erhob er sich aus diesen zu ausschweifenden Hoffnungen und Plänen.

„Ich hätte die Bühne nie verlassen sollen. Ich habe den Mortimer gespielt mit achtzehn Jahren, ich spiele den König Lear und den Attinghausen heute noch. Sehen Sie, Herr Doktor, nur wieder einmal die Kulissen riechen, nur wieder draußen stehen und spüren, wie man ein anderer ist, wie man aus sich heraus lebendig wird, und wie sie klatschen und klatschen! Es ist wie ein großes Asyl, das Theater! Verstehen Sie mich recht, verehrtester Herr Doktor, ein Asyl für die Künstler unter den Menschen, und ich, ich bin ein Künstler. Und glauben Sie mir, Herr Doktor, wer einmal dort warm geworden ist, der weiß, daß er nicht mehr loskommt, und daß es ihn wieder hinzieht. Jawohl, Herr Doktor, eine große Freistatt — sehen Sie, jetzt hab ich's, das ist das richtige Wort! — Das ist das Theater, und da gilt nur das Talent, da vergißt man sich und wird jeden Tag ein anderer!"

Und wie er dastand und mit lauter hohler Stimme und runden Bewegungen zu Vinzenz sprach, im frischrasierten altersgrauen Gesicht ein Zucken der Erregung, so glaubte der alte Chargenspieler und Rollenschreiber alles, was er vorbrachte.

Mit einer königlichen Gebärde schloß er: „Leiten Sie den Prozeß ein gegen meinen Kompagnon, der Vertrag ist zerrissen, ich habe als letzte Tat den Namen von der Firmentafel gelöscht, auf die er ihn dort gesetzt hatte, dieser Elende. Meinen Anteil, und ich gehe und schüttle den Staub von meinen Füßen!"

Aber kaum hatte er die letzten Worte aus der Tiefe der Brust zu rollendem hohlem Pathos gesteigert, da befiel ihn ein furchtbarer Husten, und er verfärbte sich, aschgrau wurde er im Gesicht und taumelte und schlug schwer zu Boden.

Herrenrieder hatte ihn nicht mehr auffangen können.

Der Schreiber kam aus dem Nebenzimmer, und sie versuchten den Gestürzten aufzurichten.

Vinzenz lief zu Lotte, und erst als er ihr schon gesagt hatte, was geschehen war, überfiel ihn der Gedanke, daß er ihr das hätte ersparen sollen.

Sie war totenblaß geworden.

„Fanto, was will er, was hat er gesagt?"

Hastig schlug sie die Briefmappe zusammen und packte die Bücher darauf, die auf dem Gartentisch gelegen hatten.

„Ja, denk nur, er will wieder zum Theater. Aber er wird nun wohl doch ins Krankenhaus kommen."

Verstört stand sie und hielt die Bücher auf die Mappe gepreßt, als müßte sie den Brief vor ihm sichern.

Aber dann folgte sie ihm, und sie betteten Fanto auf das Sofa, während der Schreiber ins Krankenhaus telephonierte.

Lotte liefen die Tränen über die Backen. Der Kranke lag und atmete flüchtig. Die Nasenflügel schlugen, und die Augen waren geschlossen. —

Eine Stunde später lag Fanto im Krankenhaus, und Lotte saß wieder über ihrem Brief. Sie schrieb jetzt mit fester Hand.

Da wurde sie noch einmal aufgeschreckt.

„Lotte, es ist geschehen. Ich hab es soeben erfahren!"

„Was ist geschehen?"

„Gebhard — ja, es ist unglaublich — Gebhard hat gestanden! — Ja, Lotte, er hat dem Untersuchungsrichter, der ihn noch einmal hat vorführen lassen, das Geständnis abgelegt, daß er den Vater gegen das Faßlager gedrückt, bis er tot war."

„Vinzenz, jetzt fährst du zu Sabine!"

So klar und energisch, so befehlend hatte sie noch nie gesprochen. Und als empfände sie selbst Furcht vor diesem Eingriff in seine Entschließung, flehte sie: „Mir zulieb, Vinzenz, geh zu Sabine!"

Vinzenz starrte ins magere Grün und folgte den tanzenden Mücken mit den Blicken. Und ohne seine Frau anzusehen, sprach er: „Ich hab ihn getrieben, Lotte. Ich hab ihm zeigen wollen, daß er nicht darauf stehenbleiben kann, der Vater sei verunglückt. Aber ich hab ihm gesagt, daß ich nicht sein Ankläger bin. Wir hätten vielleicht doch noch einen Weg gefunden. Und daß du's weißt, jetzt, da er gestanden hat, daß er den Vater getötet hat, jetzt graut mir vor diesem Geständnis."

„Vinzenz, geh nach Hohenried!"

Er blickte sie an mit großen ehrlichen Augen, eine starke Liebe in dem treuen Blick, einen letzten Trotz zwischen den Brauen auf der energisch gespannten Stirn.

„Ja, Lotte, morgen früh fahr ich zu Sabine. Sie hat Gewalt über ihn, ihr tut er es zuliebe. Wenn sie mich zu seinem Anwalt setzt, gibt er sich drein."

Da warf sich Lotte mit einer wilden Bewegung an seine Brust.

Einen Augenblick hielt er sie sanft an sich gedrückt, dann hob er überrascht ihren Kopf zu sich empor und sah sie an.

„Du weinst? Ja, du hast recht, Kind. Das Leben ist ein hartes Spiel."

Noch einmal umklammerte sie ihn und drückte die Lippen auf die Hand, die noch unter ihrem Kinn lag.

„Lotte, du bist verrückt, laß den Vinzenz seine verdammte Pflicht tun! Es ist eine Bußfahrt, Lotte, denn ich schäme mich vor der Sabine."

Und er machte sich sanft frei und ging in sein Arbeitzimmer.

Da vollendete Lotte ihren Brief.

Am Abend fragte sie, was er mitnehme, und strich dabei mit der Hand über die Bücherreihen auf dem Regal, denn er fuhr nie ohne ein Buch.

„Greif du eins heraus, Lotte! Ich weiß mir nichts Lieberes, als mit einem alten Buch zu reisen. Morgen brauch ich Sammlung."

Da griff sie ein Bändlein heraus und legte es zurecht.

In der Nacht beugte sie sich über ihn. Er schlief schwer. Sie blickte sich im Zimmer um. Ob Mondschein war, wußte sie nicht, aber es war geisterhaft hell. Und so still, daß der Atem ihres Mannes zu keuchen schien.

Die letzte Nacht an seiner Seite.

Nein, nicht wie ein Dieb wollte sie gehen! Auch die Welt nicht in Bewegung setzen, ihm nicht Klatsch und Gesellschaft auf die Fersen hetzen, aber es war die letzte Nacht an seiner Seite. Ob sie jemals wieder allein sein konnte? Aber sie konnte ja eine große Künstlerin werden. Nein, das wurde sie nie, nie wurde sie das! Aber tapfer das Leben auf sich nehmen und —

„Lotte, was machst du denn?"

„Ich, nichts, ich — ich dachte, es wäre schon Morgen."

Er war erwacht. „Lotte, ich weiß, was dich quält", sagte er leise.

„Was weißt du! O du, du weißt ja nichts!"

Sie schrie, dann lachte sie und biß in die Kissen, und in diesem Augenblick spürte sie, daß sie ihn grenzenlos liebhatte.

„Es ist, weil ich morgen — aber siehst du, ich kann's nicht verantworten, wenn ich nicht über das hinwegkomme. Und du, du hast mich ja auch geschickt! Ich muß zu ihr."

Hoch aufgerichtet, mit zerwühltem Haar und hängendem Bart saß er da.

Und plötzlich stahl sich Lottes Arm zu ihm herüber und drückte ihn sanft in die Kissen.

„Schlaf, Lieber, und wenn du morgen unterwegs bist und in deinem Buch liest, dann denk zwischenhinein auch einmal an mich."

Er legte sich zurück. Die Augen an die Decke geheftet, wo weißer Lichtschein lief, gab er Antwort: „Ja, auch an dich!" Und dabei dachte er an den Bauer in der Zelle und die Frau im Ried.

Er schlief nicht mehr, und Lotte hörte mit ihm zusammen die Vögel erwachen und die Morgenglocken läuten.

Als er leise aufstand, tat sie, als schliefe sie, aber kaum hatte er das Zimmer verlassen, sprang sie auf, kleidete sich an und kam gerade noch recht zum Abschied.

Das Buch steckte sie ihm selbst in die Tasche des Rockes.

Er wollte sie küssen, willenlos ließ sie es geschehen.

Als er sie besorgt anblickte, lächelte sie tapfer.

„Lotte, es kann spät werden. Geh zu Bett, hörst du?"

„Ja, Vinzenz, und lies, ich habe dir etwas ins Buch gelegt, und das versprech ich dir: ‚ich warte'."

„Unsinn, das sollst du ja gerade nicht!"

„Ich mein's nicht so", erwiderte sie. „Ich meine, ich erwarte dich auf jeden Fall, und —"

Sie brach ab.

Da überlief ihn die Erinnerung an ihre erste Begegnung, an das Gerade und Zugreifende ihrer Natur, das sich in den unvollendeten Sätzen verraten hatte. Er deutete den abgebrochenen Satz falsch aus, denn er wußte ja nichts und ahnte nicht, daß ein Brief in dem Buch lag, der schwerer wog als ein Stück Leben.

Er strich ihr über das gezöpfte Haar. „Du erwartest mich auf jeden Fall. Ja, und ich bring ihn dir ganz wieder heim, den Vinzenz."

„Ach, wenn du das könntest!"

Beide Arme schlang sie um den starken Mann, und ihr Gesicht war wie verklärt, alle Linien gestrafft, die Augen tief und voll, ein Ausdruck gelebten Lebens und geläuterter Reife in allen Zügen.

Das traf ihn so, daß er das Bild dieses Leben gewordenen Antlitzes mit sich nahm, als er in den klaren Sommertag hineinfuhr.

Er fuhr zu Sabine Gorner, und ihm bangte, denn er brachte ihr die Botschaft, daß der alte Mann nicht verunglückt, nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern von seinem Sohn in den Tod gestoßen worden war. Gebhard hatte gestanden, und zum erstenmal trat es ihm ins Bewußtsein, daß der Wein, den er ins Ried geschickt hatte, die Veranlassung, wenigstens die äußere Veranlassung zu diesem Totschlag gegeben hatte.

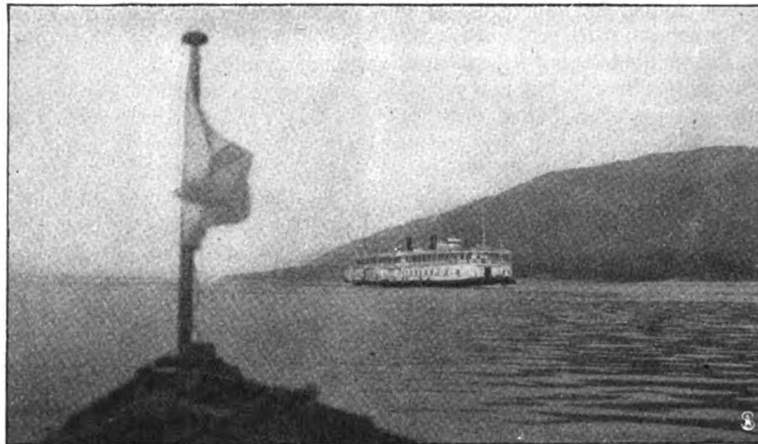
Wie ein Mitschuldiger kam er sich vor.

(Fortsetzung folgt.)

Im Motorboot von der Ostsee zur Kosakensteppe.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.

Eine Fülle touristischer und sportlicher Möglichkeiten eröffnet der moderne leichte Benzinmotor. Bald in langsamem Wiegen, bald in reißender Fahrt zieht er den Touristen durch die Lande. Zieht ihn dahin über Gebirg und Tal, durch die Länder höchster Kultur wie durch die weltferne Einöde. Er machte den modernen Sportsmann auch zum Herrn jener unendlichen, überreichen Fülle von Wasserstraßen, die Natur und Kunst im Lauf der Jahrtausende auf dem ganzen weiten Erdball geschaffen haben.



Begegnung mit einem Wolgadampfer.

In Europa gibt es kaum ein Land, kaum eine am Flußufer gelegene größere Stadt, die man nicht im Motorboot zu erreichen vermöchte. Vom Rhein über die Rhone zum Mittelmeer, über die Donau zum Schwarzen Meer und unter Benutzung der Ostsee sogar hinunter zur fernen Heimat des Kosaken, des Kalmücken und Tscheremissen, hinunter zum Kaspischen Meer auf der Matuschka Wolga, dem „Mütterchen Wolga“, jenem mächtigsten, gewaltigsten aller europäischen Ströme.

Seit vielen Jahren hatte ich mit flinkem Motor, bald auf dem Motorrad, bald auf dem Automobil, die Welt durchstreist und wollte nun versuchen, eine größere Auslandreise mittels eines Motorboots auszuführen.

Auf Landkarte und Globus wurden die verschiedensten Länder der Welt in dieser Hinsicht geprüft, bis ich schließlich von einem russischen Beamten erfuhr, daß eine gut schiffbare Verbindung zwischen Ostsee und Kaspischem Meer bestehe. Zunächst hielt ich dies für ein Märchen, doch überzeugte ich mich bald von der Wahrheit. Eilig wurde nun in einer Hamburger Werft ein Stahlboot von 8 Meter Länge auf die Helling gelegt und mit einem Vierzylindermotor versehen. Dieser Motor unterschied sich von den üblichen nur dadurch, daß er mit einem Doppelschwimmer und einer Vorwärmung versehen war, so daß ich durch einfaches Verstellen eines kleinen Hebels entweder mit Petroleum oder Benzin fahren konnte. Dann wurde das Boot noch mit drei gewaltigen Tanks ausgerüstet, von denen eins das Vorder-, eins das Hinterteil vollständig ausfüllte. In der Mitte erstreckte sich noch ein Quertank, der als Führersitz diente.

Von Petersburg aus wurden zunächst einige Touren durch die herrlichen Inseln unternommen, jene zahllosen Wasserkanäle, an denen sich die Datschen, die Landhäuser der reichen Petersburger, reihen. Einige Tage später ging es dann endlich die Newa hinauf zum Ladoga-



Ein Dorf am Swir.

see. Stundenweit säumte das Häusermeer St. Petersburgs die Newa, dann folgten zahllose Datschen, Fabriken, Ziegeleien, bis schließlich die Schlüsselburg, jenes alte, so oft blutig umkämpfte Bollwerk der Wikinger, erreicht wurde.

Hier standen mir zwei Wege offen: Erstens über den Ladogasee, doch wurde mir hiervon dringend abgeraten wegen seiner Untiefen und plötzlich auftretender berüchtigter Stürme, zweitens durch den alten oder neuen Ladogakanal. Der neue Ladogakanal, erbaut von den Zaren Alexander II. und Alexander III., zieht sich in einer Länge von mehreren hundert Werst um das Südende des Sees und bot, wenn auch keine landschaftlichen Wunder, so doch durch das ungeheure Getriebe der mächtigen Holzschiffe und Schleppzüge ein reich bewegtes Bild. Er wurde überwunden, und wir gelangten in den Swir, eine der schönsten Strecken der ganzen Fahrt. Der Swir ergießt sich aus dem 9836 Quadratkilometer großen Onegasee in den Ladogasee, ist aber streckenweise für die Schiffahrt so außerordentlich gefährlich, daß das ganze Fahrwasser mit Baken und anderen Warnungzeichen besät ist. Desgleichen sind überall am Wasserrand, oft hoch an den Berghängen, Signalstationen errichtet, die, um Zu-



Im Lager an der Wytegra.



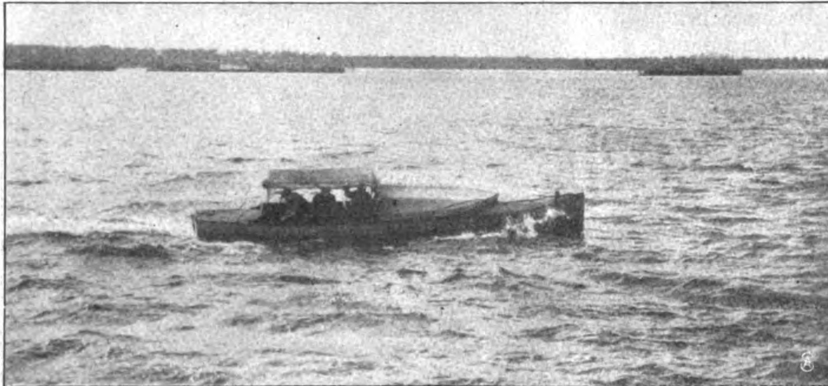
Eine Tscheremissin.



Aufschleppen des Motorboots.

sammenstöße zu vermeiden, das Herabkommen jedes Schleppzuges melden.

Ich steuerte das Boot ohne Lotsen zum Onegasee hinauf, aber angesichts der Einfahrt in den See hielt ich eilig auf ein Fischerboot zu, um einige der köstlichen Sterlete zu kaufen, und übersah hierbei eine Felsklippe. Das Boot bäumte sich vorn jäh empor und



Auf der Fahrt.

wäre um ein Haar gekentert. Glücklicherweise erhob sich unter dem Wasser noch ein zweiter Felsblock, der das Boot in einer beängstigend schrägen Lage stützte. Das Losbekommen des Bootes war nicht so einfach, gelang aber schließlich mit Hilfe eines herbeigeeilten Fischers, wenn auch die Schraube inmitten der umdrängenden Felsblöcke in ziemlich große Gefahr geriet.

Der Onegasee wurde gleichfalls auf einem Kanal umfahren, es ging über den kleinen Bidosiersk-See und dann in die Wytegra, einen kleinen, aber tiefen Fluß, der uns durch eine ganze Fülle wunderbarer nordischer Landschaften führte.



Der Kreml in Kasan.

Finstere Fichten, durchmischt mit lichten Birken, säumten das sandige Gestade, und hier, inmitten eines Gewirrs von Mooren, kleinen Wasserstraßen und Seen, fühlte man so recht wieder den Reiz des Streifens durch die Wildnis. Trefflich geeignete Lagerplätze boten sich überall im weichen Gras des Ufers, an dem sich bald hier, bald dort unser kleines Zelt erhob.

Unendlich malerisch waren die kleinen Dörfer der Muschiks, der langbärtigen russischen Bauern. Vom Erdgeschoß bis zum Dach aus mächtigen Stämmen des Waldes errichtet, aus Holz sogar die byzantinische vieltürmige Kirche, die „sserkom", das Prunkstück der armen Gemeinde. Großes Interesse erweckte überall das Erscheinen der „Maus", und gastfrei räumte man uns in den größeren Bauernhäusern ein Zimmer ein, das wir mit unseren Feldbetten usw. schnell möbliert hatten.

Hilfreich waren die Muschiks, wenn das Boot einmal aus irgendeinem Grund erkrankte. Unbekümmert um die oft recht eisige Kälte des Wassers, stiegen sie in die gelbgrauen Wogen, um das Boot auf den Strand zu ziehen, damit ich die durch Anschlag an einen Stein verbogene



Ein Tscheremissenhaus.

Schraube richten könne. Auch die Verpflegung war ausgezeichnet und billig. Für wenige Mark kaufte ich dort oben einen wahren Riesenschinken, der zusammen mit Käse und einigen ebenso gewaltigen Würsten als vorzügliche kalte Küche bis hinunter zur fernen Kaspischen Steppe vorhielt.

Von der Wytegra ging es nun in das sogenannte Marienkanalsystem. Ein Gewirr kleiner Flüsse, die durch Kanäle verbunden sind. Hier erklomm unser kleines Boot jene gewaltigste Schleusentreppe Europas, die in etwa dreißig Stufen zum Stromgebiet der Wolga hinaufstrebt. Endlich hatten wir die letzte der hölzernen Schleusen überwunden, vor uns dehnte sich in endloser Länge die Scheksna, ein breiter Nebenfluß der Wolga.

Die Scheksna, deren Ufer kein sonderliches Interesse boten, wurde durcheilt, und dann blicken wir endlich bei Rybinsk hinaus auf die Wolga. Zahllose wechselnde Landschaftsbilder folgten, während unser Boot in stetiger